Digitized by Google

Digitized by Google

THE UNIVERSITY

OF ILLINOIS

LIBRARY

053
A L2B
1896²

Digitized by Google

Beilage

zur

Allgemeinen Zeitung.

April, Mai, Juni 1896.

München.

Verlag der Allgemeinen Zeitung,
Gesellschaft mit beschränkter Haftung.

Jahrgang 1896. München, Mittwoch, 1. April. Nummer 77.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Kirchenpolitische Briefe. X. Von Spectator. — Mittheilungen und Nachrichten.

Kirchenpolitische Briefe.[1])

X.

Italia mia ...
Che fan qui tante pellegrine spade?
Petrarca.

Berlin, 20. März. Die Geschichte des Kirchenstaats vom Ausbruch der französischen Revolution bis zum 20. September 1870 ist nichts als die Geschichte einer peinvollen und ruhmlosen Agonie.

Im Grunde bildet die Erklärung der Rechte des Menschen und Bürgers in der französischen Nationalversammlung 1789 den Anfang vom Ende des Kirchenstaats. Die bürgerliche Constitution des Klerus, welche die Zahl der französischen Bisthümer von 136 auf 86 herabsetzte, die Wahl der Pfarrer in die Hand der Gemeinden legte und die organische Verbindung der gallicanischen Kirche mit dem apostolischen Stuhl aufhob, war der Ausgangspunkt für den Conflict zwischen Rom und Paris. Pius VI. verbot durch das Breve vom 13. April 1790 den Geistlichen unter Strafe der Suspension und Excommunication den Eid auf diese Constitution, worauf Frankreich mit der Besetzung der bis dahin noch immer dem Papst verbliebenen Grafschaften Avignon und Venaissin antwortete. Das war das erste Stück Kirchenstaat, welches der neuen Bewegung zum Opfer fiel. Es folgte die Kriegserklärung gegen den Papst, die Wegnahme der Legationen durch den ersten italienischen Feldzug Bonaparte's, worauf Pius VI. am 19. Februar 1797 im Frieden von Tolentino Bologna und die Marken preisgeben mußte. Dies neue Opfer nützte ihm wenig. Schon am 15. Februar 1798 zog der General Berthier in Rom ein, proclamirte die römische Republik und ließ Pius VI. zuerst nach Siena, dann nach der Certosa bei Florenz bringen (20. Febr.), von wo der ehrwürdige Greis nach Valence geschleppt wurde, um am 29. August 1799 zu sterben. Pius VII., der am 14. März 1800 in S. Giorgio Maggiore zu Venedig gewählt worden war, konnte am 3. Juli d. J. seinen Einzug in Rom halten. Der Entschluß des ersten Consuls, in Frankreich die katholische Kirche wiederherzustellen, ließ ihm einige Jahre die Hoffnung, die Reste des Kirchenstaates ruhig besitzen zu können. Man kennt allgemein die Verwicklungen, welche trotz Pius' VII. Nachgiebigkeit bei Abschluß des Concordats und trotz seiner Reise nach Paris 1804 Napoleon veranlaßten, die garantirte Neutralität des Kirchenstaates durch Besetzung von Ancona zu verletzen dann Rom zu occupiren (2. Febr. 1808) und schließlich durch das Decret vom 17. Mai 1809 die Staaten des Papstes dem französisch-italienischen Reiche einzuverleiben und Rom zur zweiten Hauptstadt des letzteren zu erklären. Das Senatsconsult vom 17. Febr. 1810 gab zugleich dem kaiserlichen Prinzen die Titel und Ehren eines Königs von Rom. Der junge König von Rom ist freilich dieses Titels nie froh geworden. Trotz des indirecten Verzichtes, welchen Papst Pius VII. in dem ihm abgetrotzten sogen. Concordat von Fontainebleau (25. Jan. 1813) auf seine Souveränetätsrechte leistete, sah sich Napoleon durch die allgemeine Wendung seines Geschickes schon am 10. März 1814 genöthigt, die „Departements“ von Rom und des Trasimen dem Papste heimzuerstatten, welcher nun am 24. Mai in seine Hauptstadt zurückkehren konnte.

Der Wiener Congreß gewährte dem Papste den gesammten früheren Besitz mit Ausnahme der beiden provençalischen Grafschaften und der auf der linken Poseite gelegenen Districte. Römischerseits ließ man damals auch diese „Beraubung“ nicht ohne einen freilich von den Großmächten nicht beachteten Protest vorübergehen.

Es gibt wohl heute niemanden mehr, welcher an den Beschlüssen des Wiener Congresses seine helle Freude hätte oder sie, den Ideen der „heiligen Allianz“ entsprechend, als Ausfluß der ethisch-religiösen Weltordnung bewunderte. Was der Congreß mit Italien gethan hat, kam einer Hinrichtung dieser Nation gleich. Es war zugleich das verhängnißvollste Unheil, welches dem heiligen Stuhl und der Kirche zustoßen konnte. Indem die Beschlüsse des Wiener Congresses die Halbinsel in acht Staaten zerrissen, von denen nur ein einziger von einer nationalen Dynastie beherrscht war, war der zugleich wiederhergestellte Kirchenstaat an eine Ordnung der Dinge gebunden und mit Interessen solidarisch erklärt, welche im tiefsten Gegensatz gegen die berechtigtsten Wünsche der Nation standen. Wie man auch über Napoleon I. urtheilen möge: es bleibt eine Thatsache, daß er in einem gewissen Sinne die Einheit Italiens geschaffen, ihm die Gleichheit des Rechts und wieder in einem gewissen Sinne eine Freiheit geschenkt hat, wie sie das Land nie gekannt hatte. Die Fremdherrschaft empfand man weniger, denn instinctmäßig fühlten die Italiener, daß Napoleon Fleisch von ihrem Fleisch und Bein von ihrem Bein war. Mit ihm herrschten sie in Paris. Der Zoll der Bewunderung, den Canova dem großen Kaiser mit seiner berühmten Bronzestatue im Brerapalast 1810 geschaffen, es war der Ausdruck der Empfindung von ganz Italien. Noch heute geht kein Mailänder an dem Kolossalbilde vorbei, ohne in dem Imperator den eigentlichen Begründer der italienischen Einheit zu begrüßen.

Der Staatsmann, welcher mit der Rückkehr Pius' VII. die Leitung des Kirchenstaates übernahm, war kein gewöhnlicher Mensch. Ja, man kann sagen, Consalvi war der einzige geistliche Staatsmann, den das Papstthum des 19. Jahrhunderts aufzuweisen hat. Der unfreiwillige

[1]) Erscheinen in der ersten Beilage jedes Monats; vergl. Nr. 51 vom 2. März d. J. Der Abdruck dieser Briefe wird von den Herren Einsendern freigestellt. — Vermuthungen über die Herkunft der Briefe, wie sie jüngst auch in die Presse Eingang gefunden, bewegen sich auf dem Felde willkürlicher Combination.
D. Herausg.

255505

Aufenthalt in Frankreich hatte ihn mit der napoleonischen Regierungsmaschine vollkommen bekannt gemacht. Die Segnungen derselben dem Kirchenstaat zuzuführen, darin bestand sein Recept für die Regierung des letzteren. Das Motuproprio vom 6. Juli 1816 hebt als eine Fügung der Vorsehung hervor, daß die früher bestehende Ungleichheit der Gebräuche und Einrichtungen im Kirchenstaat durch die Zwischenherrschaft aufgehoben und Einheit und Gleichförmigkeit eingeführt seien — es sei ja eine Regierung um so vollkommener, je mehr sie sich dem System der Einheit nähere. Es ist längst hervorgehoben worden, worin der Irrthum Consalvi's bestand.[1]) Die ungeheure Verantwortlichkeit des absoluten Systems war nur möglich, wo ein mannichfach gegliedertes, durch Jahrhunderte altes Herkommen geschütztes, in einem gewissen Umfang den untergeordneten Kreisen freie Bewegung lassendes Leben waltete. Es war in Frankreich — vorübergehend — nur erträglich, weil die Riesenkraft eines Genies, wie das Napoleons, das Land soeben erst aus der schrecklichsten Krisis gerettet hatte und ihm in fieberhaftem Tempo Aufgaben der äußeren Politik stellte oder zumuthete, welche alle Energie des Volkes in Anspruch nahmen. In dem 1814 reorganisirten Kirchenstaat fehlten alle diese Bedingungen, die einem absoluten Regiment Bestand und, ich möchte sagen, Verzeihung sichern konnten. Die municipalen und provincialen Einrichtungen, die Selbständigkeit der Communen waren und blieben aufgehoben. Was aber der Unsegen der neuen Regierung wurde, das war der Umstand, daß die ganze Regierungsgewalt in geistliche Hände gelegt wurde. Schon der alte Kanzler Clarendon hatte den Ausspruch gethan, daß menschlich irdische Angelegenheiten in den Händen der Geistlichkeit am schlechtesten aufbewahrt seien — of all mankind none form so bad an estimate of human affairs as churchmen. In den früheren Jahrhunderten hatte man das Regiment der Geistlichen durchweg als milde empfunden, und noch im 19. Jahrhundert hat ein Engländer die Milde der päpstlichen Regierung zu loben gewußt.[2]) Aber schon in der Mitte des 18. Jahrhunderts hatte de Brosses (1740) die Verwaltung des Kirchenstaates zugleich als die mangelhafteste bezeichnen müssen, und Beccatini in seinem Panegyricus auf Pius VI. hatte nicht angestanden, zuzugeben, mit Ausnahme der Türkei sei der Kirchenstaat das am schlechtesten regierte Land Europa's. Ich bin überzeugt, daß diese Aeußerungen übertrieben waren. Jetzt, nach 1814, drohten sie mehr und mehr wahr zu werden. Die Abschaffung des französischen Rechts, welche der Delegat Rivarola schon vor der Ankunft des Papstes besorgt hatte, schuf nach der durch die Franzosen vorgenommenen Beseitigung der particularen Rechte, städtischen und provincialen Statuten einen Zustand der Rechtsunsicherheit, der geradezu unglaublich war. Denn das nun wieder an die Stelle tretende kanonische Recht und die alten päpstlichen Constitutionen, die Concurrenz der bischöflichen mit den weltlichen Gerichten, alles das war den neuen Verhältnissen nicht mehr anzupassen und die Ungewißheit darüber, was von den alten Verordnungen noch Geltung haben sollte, was nicht, gab der Willkür breitesten Einlaß. Es fehlte auch in dem hohen Klerus nicht an Leuten, welche die Unhaltbarkeit solcher Zustände voraussahen. Das geht aus dem Reformgutachten des von Gregor XVI. 1831 zum Cardinal ernannten Msgr. G. Antonio Sala hervor, welches erst in neuester Zeit bekannt wurde.[1]) Dieser Prälat führte die Schäden der päpstlichen Regierung auf vier Punkte zurück: 1) auf die Vermischung des Geistlichen und Weltlichen; 2) auf die Unfähigkeit, neuen Ideen Zugang zu gewähren, und die Neigung, alles Neue abzulehnen, „weil es stets so und nicht anders gewesen"; 3) auf die Angst, die Dinge durch Einführung von neuen Einrichtungen nur schlimmer zu machen — „badiama di non far peggio"; 4) auf die Unkenntniß von Menschen und Dingen und den mangelnden guten Willen, solcher Unkenntniß abzuhelfen. Msgr. Sala schlug zur Besserung der Verwaltung demnach Folgendes vor: 1) Trennung des weltlichen und des geistlichen Gebietes; 2) entschlossene Reform ohne Rücksicht auf bestehende Vorurtheile und Gewohnheiten; 3) Ablegung jeder falschen Furcht; 4) bessere Auswahl der Beamten und Brechen mit dem Princip, welches die Aemter als bloße Ablohnung einer bestimmten Kategorie von Personen betrachtete.

Daß die Curie sich erschreckt von solch kühnen Reformplänen abwandte, war nicht zu verwundern; fand doch selbst Consalvi bei den Zelanti überall Widerstand. Ihnen war auch der Staatssecretär von dem Gift der modernen Principien inficirt und es kam z. B. vor, daß der Decan des Sacro Collegio, Cardinal Mattei, die Verfügungen des Staatssecretärs in Velletri von der Mauer herunterreißen ließ. Mit dem Pontificate Pius' VII. war auch Consalvi's Zeit vorüber. Leo XII., Pius VIII., Gregor XVI. regierten nach den Grundsätzen und Forderungen der Zelanti, alle drei persönlich tadelfreie Männer von bestem Willen, aber ohne Einsicht in die Lage der Dinge oder wenigstens ohne den Muth, in ihren alten Tagen Neuerungen zu unternehmen.

Unterdessen hatte sich unter dem Druck der durch den Wiener Congreß geschaffenen Verhältnisse in ganz Italien eine Krankheit ausgebildet, welche allen bestehenden Regierungen der Halbinsel den Untergang zu bereiten drohte. Das war das Geheimbündlerwesen, die natürliche Frucht von Institutionen, welche dem Volke von auswärts aufgedrängt waren und welche nun durch eine argwöhnische Polizei, durch eine brutale Soldatesca gestützt werden mußten. Zu allen Zeiten haben ähnliche Ursachen gleiche Folgen gehabt. Andauernder, unvernünftiger Druck hat stets ähnliche Krankheitserscheinungen wie die Carbonari Italiens producirt. Das Memorandum der Mächte vom 31. Mai 1831 hatte die Berechtigung der Beschwerden über die päpstliche Regierung anerkannt und zwei Forderungen gestellt: es sollten Reformen eingeführt werden, und zwar nicht nur in den kurz nach der Pariser Revolution von 1830 revoltirten Provinzen (Romagna und den Marken), sondern auch in den treu gebliebenen und in Rom selbst; zweitens sollte das Laienelement an der Administration und Justiz Betheiligung erhalten. Es wurden auch Wiederherstellung der Provincialräthe, Selbstverwaltung der Gemeinden, endlich „Garantien gegen die Veränderungen, welche ein Wahlreich mit sich bringt", gefordert. Die Curie konnte im Grunde beim Anblicke der Zustände in mehreren Staaten des Nordens den Mächten antworten, sie möchten zunächst vor ihrer eigenen Thüre kehren. Thatsächlich verweigerte sie die Einführung von Communal- und Provincialräthen und jedes Zugeständniß an das Laienelement. Die Reformverfügungen Gregors XVI. vom Jahre 1831 enthielten indessen mehrere Verbesserungen der

[1]) Vgl. Döllinger, Kirche und Kirchen, Papstthum und Kirchenstaat. München 1861. S. 548. Die Zustände von 1814—1848 sind bekanntlich in diesem Werke am besten dargestellt worden. Eine der Curie allerdings sehr feindliche Darstellung ist diejenige L. C. Farini's: Lo stato Romano dall' anno 1815 al 1850, Flr. 1850.

[2]) „Whatever objection there may be to the papal sway, it cannot in fairness be regarded as otherwise than mild". Dennistoun's Memoirs of the Dukes of Urbino. 1851. III. 233. Vgl. Döllinger a. a. O. S. 545.

[1]) Es wurde veröffentlicht in den Miscellanea della R. Società Romana di storia patria. Scritto IV. 1880. Vgl. Cugnoni in der Nuova Antologia 1880, sett. 15, und in seinen Memorie intime del Card. Sala, Roma 1881—1882. Döllinger hat es bei Abfassung seines Werkes noch nicht gekannt.

Digitized by Google

Justiz, u. a. die Abschaffung des Instituts des Uditore Santissimo, dessen Thätigkeit seinerzeit Guizot in seinen Mémoires (II, 436) geschildert hat. Aber das Gefühl der Unerträglichkeit des herrschenden Systems war einmal tief in die Bevölkerung eingedrungen, neue revolutionäre Ausbrüche folgten, die Franzosen in Ancona, die Oesterreicher in der Romagna mußten die Gewalt des Papstes stützen. Unterdessen setzten die geheimen Gesellschaften ihr Minirwerk fort. Es erfolgte die Constituirung des „jungen Italiens", d. h. des extremen Radicalismus unter Mazzini's Führung, welcher den Umsturz der Kirche und aller in Italien bestehenden Regierungen auf seine Fahne schrieb und auf die studirende Jugend großen Einfluß übte; auf die Masse des Volkes hatte er weniger Einwirkung und die nationale Bewegung blieb vorläufig noch in der Hand der Liberalen. Es war ein ungeheurer Fehler, daß die polizeiliche Verfolgung mit ihrer Spionage, ihrer Brutalität und ihrer hereditären Dummheit sich wesentlich gegen diese richtete. Wer die Einzelheiten dieser Entwicklung kennen lernen will, muß die Memoiren Minghetti's und ähnliche „Ricordi" lesen. Die Unzufriedenheit der gebildeten Stände mit der Civilgerichtsbarkeit der Bischöfe, dem privilegirten Gerichtsstande der Geistlichkeit, dem Inquisitionstribunal erreichte in den vierziger Jahren den höchsten Grad. Die Curie verlor den Kopf, indem sie glaubte, durch extreme Maßregeln die Herrschaft des kanonischen Gesetzes in bürgerlichen Dingen retten zu können. Zu solchen Maßregeln zählte die Verordnung des Cardinals von Sinigaglia, welcher den Austausch von Geschenken zwischen jungen Männern und Mädchen 1844 durch eine Gefängnißstrafe von funfzehn Tagen an Vätern, Töchtern und Söhnen strafte. Wir selbst wissen uns noch wohl zu erinnern, daß der Genuß von Fleischspeisen an Freitagen polizeilich bestraft, ja mit Gefängniß geahndet wurde. Die allermerkwürdigste Verordnung der Art war aber der sog. Precetto politico erster Classe. Wer von diesem Polizeiedict betroffen wurde, durfte seinen Wohnsitz nicht verlassen, nicht reisen, mußte zu einer bestimmten Abendstunde zu Hause sein, durfte vor Sonnenaufgang nicht ausgehen; er hatte sich außerdem alle 14 Tage vor dem Polizeiinspector zu stellen, jeden Monat zu beichten und sich darüber mit einem von einem approbirten Beichtvater ausgestellten Zeugnisse der Polizei gegenüber auszuweisen; endlich hatte er jedes Jahr drei Tage lang geistliche Uebungen in dem ihm vom Bischof bestimmten Kloster zu machen. Wer diese Artikel versäumte, wurde mit drei Jahren öffentlicher Zwangsarbeit bestraft.

Von diesem Precetto politico wurden auf einmal in der Romagna allein 229 Personen betroffen.

Einen Appell von diesen Polizeimaßregeln an die Oeffentlichkeit gab es nicht. Die Censur machte jeden Versuch dieser Art einfach unmöglich. Noch 1846 gab es, wie uns Minghetti berichtet, in Bologna nicht weniger als sieben Censurstellen, die man alle passiren mußte, um ein gedrucktes Stück Papier in die Welt senden zu dürfen. Da gab es einen Censore letterario, einen Censore ecclesiastico, politico; weiter hatte das Sant' Uffizio (die Inquisition) seinen eigenen Censor; dann kam noch derjenige des Bischofs, und wenn diese Instanzen überwunden waren, so hatte die Polizei und zuletzt nochmals die Inquisition ihre Verification der Druckerlaubniß beizusetzen.

Der geneigte Leser wird hier vielleicht die Frage aufwerfen, wie denn überhaupt solche Zustände in einem auf Bildung Anspruch erhebenden Lande im 19. Jahrhundert noch möglich waren. Wir Alten, die noch etwas von den Zeiten Metternichs erlebt haben, sind darob gar nicht zu sehr erstaunt. Denn im Grunde waren diese angenehmen Einrichtungen nur die Uebersetzung der Theorie vom beschränkten Unterthanenverstand in den römischen Curialstil. Nur freilich lebte sich's hier in Preußen selbst unter dem vormärzlichen Regime uneudlich freier als unter demjenigen des Cardinalstaatssecretärs Lambruschini.

Seit dem Jahre 1836 stand der ganze Kirchenstaat nur mehr auf den Bajonetten der Oesterreicher und Franzosen. Lord Seymour, der englische Gesandte, stellte fest, daß die Forderungen der Mächte unberücksichtigt geblieben und der Zusammensturz des päpstlichen Staates unaufhaltsam sei.

In diese Jahre fällt jene außerordentliche geistige Bewegung, welche man die „italienische Romantik" nennen konnte. Sie war wesentlich politischer Natur, freilich mit einem starken Einschlag religiöser Elemente. Als ihre eigentlichen Träger erscheinen die drei großen und unvergeßlichen Namen Vincenzo Gioberti's, Antonio Rosmini's, Cesare Balbo's. Hinter und neben ihnen traten die Tommaséo, Gino Capponi, Cesare Cantù auf den Plan. Ungefähr in denselben Jahren, in welchen England durch die so tief in das religiöse Leben der Nation einschneidende tractarianische Bewegung beschäftigt wurde, wandten sich die edelsten Geister Italiens der Frage zu, wie die Erhebung ihres unglücklichen Vaterlandes durch die vereinte Action der religiösen und der politischen Idee zu erreichen sei. Gioberti's Primato morale e civile degli Italiani gab seit 1842 dieser neuen Bewegung den mächtigsten Anstoß. Wenn die Italiener viele Jahre später auf Gioberti's Denkmal in Turin die Worte schrieben: Patri Patriae, so haben sie im Grunde damit nicht zuviel gesagt. Ohne die Idee des „Primato" hätte es keine liberale Aera Pius' IX. und keinen Cavour gegeben. Gioberti's Buch forderte eine Conföderation der italienischen Staaten unter dem Vorsitz des Papstes und hoffte, eine derartige Regeneration seines Vaterlandes werde Italien wieder den geistigen Vorrang unter den Nationen der Neuzeit bringen. Das waren zum Theil Träume einer überspannten, die Leistungsfähigkeit des eigenen Volkes überschätzenden, die Bedeutung der germanischen Racen unterschätzenden, die Natur und Tragweite des religiösen Empfindens der Neuzeit mißkennenden Phantasie. Aber diese „Träume" verhalfen der italienischen Nation zu einer inneren Sammlung und einer moralischen Erhebung, ohne welche das potitische Risorgimento nie eingetreten wäre. Im übrigen hatte auch Gioberti den Boden der praktischen Politik nicht gänzlich verloren. Er hatte sich von der Seite des jungen Italiens definitiv abgekehrt und verkündigte seinem Volke Piemont als den Träger der nationalen Idee. Dann kamen Cesare Balbo's berühmte „Speranze" (1843), welche die Gesinnung der gemäßigten Patrioten ausdrücken, den ungemäßigten Forderungen der Esageranti das Erreichbare entgegenstellten und die Erstrebung der Unabhängigkeit Italiens vom Auslande als erstes zu realisirendes Ziel und als nothwendige Bedingung für die innere Wiedergeburt proclamirten. Einen Schritt weiter ging Gioberti in den „Prolegomeni del Primato" und in seinem „Gesuita moderno", indem er die neapolitanische Regierung und den Jesuitenorden als Mächte bezeichnete, welche von dem Werke der nationalen Erhebung auszuschließen seien. Die Versöhnung der modernen Cultur mit der Religion, Italiens mit dem Papstthum, begegnete seiner Auffassung nach keinem größeren Hindernisse als dem Jesuitenorden. Als Gioberti diese Dinge schrieb (um 1845—46), weilte Gioacchimo Pecci in Brüssel als päpstlicher Nuntius. Wir wissen von einem mit ihm wie mit Gioberti damals verkehrenden Diplomaten, der am selben Hofe beglaubigt war, daß Pecci gegen diese Ideen des verbannten Piemontesen nichts einzuwenden hatte.

Zunächst aber kam ein anderer Mann in Betracht, der als Erzbischof von Imola durch die Familie Pasolino mit Gioberti's Buch bekannt geworden und von seinen Ideen

erfüllt worden war. Es war der Cardinal Mastai-Ferretti, welcher alsbald nach dem Tode Gregors XVI. († 1846 1. Juni) den päpstlichen Thron bestieg.

Wir müßten ein dickes Buch schreiben, wollten wir hier die Geschichte Pius' IX. und der päpstlichen Regierung in den Jahren 1846—49 vorführen. Davon kann jetzt nicht die Rede sein. Wir beschränken uns also darauf, an die Hauptsacten zu erinnern, welche für die Geschichte des Temporale's bedeutsam sind. Sehr bald nach seiner Wahl erließ der Papst jene berühmte Amnestie, welche sofort seinem Namen eine unermeßliche Popularität einbrachte. Seiner eigenen Erklärung nach hielt er sich dazu verpflichtet, um den Haß zu besiegen, der sich gegen das Papstthum festgesetzt habe. Metternich meinte freilich, damit habe er den Brandstiftern die Pforten seines Hauses geöffnet, womit der alte Staatskanzler nicht Unrecht hatte. Das Statuta fundamentale, welches zu Anfang 1848 gegeben wurde,[1]) erklärte, das früher von den Communen geübte Recht der Selbstverwaltung zwei Kammern zu übertragen, von denen die erste vom Souverän ernannt, die zweite vom Volke gewählt werden solle. In allen Moral und Religion angehenden Angelegenheiten, sowie überhaupt in allen Punkten, über welche das Statut sich nicht ausspreche, bleibe die volle Ausübung der Souveränetät dem Papste vorbehalten. Wie man sieht, war das noch lange keine eigentliche constitutionelle Verfassung, um so weniger, als das Cardinalcollegium noch über beiden Kammern stand und der Fortbestand der Mischung geistlicher und weltlicher Gewalt, der Inquisition, der Civilgerichtsbarkeit der Bischöfe, der Privilegien des Klerus eine wirklich verfassungsgemäße Regierung zu einem Ding der Unmöglichkeit machten. Die Situation wurde auch sofort von seiten der auswärtigen Politik schwer haltbar. War der Papst wirklich ein italienischer König, wie er es glaubte und wollte, so konnte er dem Verlangen des ganzen Volkes nicht widerstehen: er mußte den Krieg gegen Oesterreich erklären und seine Truppen mit denen Karl Alberts vereinigen. Das war bekanntlich auch die Meinung seines liberalen Ministeriums, das sich aus Pasolini, Sturbinetti, Gabrielli, Caetani und Minghetti zusammensetzte. Als Oberhaupt der katholischen Welt konnte andrerseits der Papst eine katholische Macht, die bisher seine festeste Stütze gewesen, unmöglich mit Krieg überziehen. Pius IX., der für solche Fragen des Tactes ein feines Verständniß besaß, empfand das sehr gut und verweigerte die Kriegserklärung. Die Allocution vom 29. April 1848 schnitt das Tischtuch zwischen dem Papste und der Actionspartei entzwei. Es folgte ihr die Demission des Ministeriums und dann ein System des Zauderns und Schwankens, welches die päpstliche Regierung bis zur Flucht nach Gaeta charakterisirt. Die Regierung saß in der That zwischen zwei Stühlen. Das anfänglich von dem Papste beifällig aufgenommene Project Rosmini's, der als Gesandter Karl Alberts herübergekommen war, welches sowohl eine constitutionelle Verfassung für den Kirchenstaat als dessen Eingliederung in einen italienischen Bund ins Auge faßte, wurde beiseite gelegt. Ein schwaches und unentschlossenes Ministerium folgte dem andern, während die mazzinistische Umsturzpartei den Boden völlig unterwühlte und die schlechtesten Leidenschaften in den Dienst des revolutionären, republicanischen Unitarismus stellte. Der letzte Versuch des Papstes, durch Berufung Pellegrino Rossi's die Lage zu retten, scheiterte an der Ermordung dieses Ministers, welcher die Vergewaltigung des Papstes durch ein demokratisches Ministerium und die Flucht Pius' IX. nach Gaeta auf dem Fuße folgte. Die 69 Tage der römischen Republik zählen zu den schlimmsten Dingen, welche Rom in den letzten Jahrhunderten zu beklagen hatte. Die Excesse dieser anarchistischen „Regierung" ließen die Intervention Frankreichs als eine Wohlthat erscheinen, und so konnte Pius IX., nachdem seine Regierung am 1. August 1849 wiederhergestellt war, am 4. April 1850, unter dem Jubel der katholischen Welt und von dem besseren Theil seiner Unterthanen sympathisch begrüßt, wieder seinen Einzug in Rom halten.

Die Revolution von 1848 hatte aber eine ganz neue Lage geschaffen. Als Resultat derselben hatte sich die Unvereinbarkeit der Papstherrschaft mit dem constitutionellen Geiste und den Forderungen Italiens herausgestellt. Von zwei Seiten wurde diese Incompatibilität constatirt, aber freilich auf beiden Seiten wurden durchaus verschiedene Schlußfolgerungen daraus gezogen.

Noch in der Allocution vom 20. April 1849 hatte Pius IX. die Erklärung gegeben, es habe nie in seiner Absicht gelegen, Natur und Grundlagen seiner Regierung zu verändern. Man konnte also erwarten, daß er auch nach seiner Restauration das repräsentative System beibehalten werde. Aber allmählich war in Gaeta der Sinn des Papstes völlig verändert warden. In jener denkwürdigen Unterhaltung mit Antonio Rosmini hat er ein Wort von unabsehbarer Tragweite ausgesprochen. Als er mit der Erklärung: „Lieber Abbate, wir sind nicht mehr constitutionell," dem großen Roveretaner den Wandel seiner Gunst anzeigte, deutete er den unheilbaren Riß an, der zwischen dem Papstthum und den Principien des modernen Staatslebens eingetreten war. Rosmini's Antwort zeigte, daß er Folgen und Bedeutung dieser Absage besser als der Papst selbst übersah und zu würdigen wußte. Er zog sich in seine Einsamkeit am Lago Maggiore zurück: mit ihm vertrauerten und starben die Erwartungen und Hoffnungen dessen, was man den constitutionellen Katholicismus Italiens nennen konnte.

Antonelli und die Jesuiten, unterstützt von der österreichischen Reaction, hatten jetzt gewonnenes Spiel. Nach den schmerzlichen Ereignissen der „liberalen Aera" von 1846 bis 1849 war es leicht, Pius IX., dessen Regierung nicht auf tiefdurchdachten und klaren Principien, sondern auf Empfindungen und Velleitäten begründet war, zu überzeugen, daß dieser Versuch von 1846—49 ein verfehlter war und ein verfehlter sein mußte. Die Curie erkannte klar die Unmöglichkeit, die moderne Staatsidee und die Principien von 1789 mit dem Geiste der päpstlichen Institutionen zu versöhnen. Die Zusammenfassung aller geistlichen Gewalt in dem absoluten Papstthum ließ es als ein Ding der Unmöglichkeit erscheinen, in weltlicher Beziehung eine auf Theilung der Gewalten, auf Controle der Verwaltung, auf das repräsentative System gestellte Regierung zuzulassen; die nothwendigen Consequenzen des liberalen Systems, Gewissensfreiheit und Gleichheit vor dem Gesetz und alles was damit zusammenhängt, stehen in unlösbarem Widerspruch mit dem kanonischen Gesetze. Die Unmöglichkeit, so disparate Dinge zu harmonisiren, erschien jetzt durch das Fehlschlagen der von Pius IX. eingeleiteten Politik als erwiesen: man mußte zu der alten Ordnung der Dinge zurückkehren und den Principien des liberalen Staates einen unversöhnlichen Krieg ankündigen. Auf diese Basis stellte Antonelli nach 1850 die restaurirte päpstliche Regierung; daß er zur Durchführung seines Programmes sich auf die Bajonnette Oesterreichs und Frankreichs stützen mußte, bedarf kaum der Bemerkung. Die zwanzig Jahre, welche von da ab bis zum völligen Sturz des Temporale verstrichen, können kaum mehr als eine Zeit territorialer Selbständigkeit bezeichnet werden. Ein Staat, der nur durch fremde Truppen gehalten wird, ist im Grunde kein Staat mehr. Es war klar, daß man, um diese Situation zu

[1]) Vgl. darüber jetzt die Studie Zanichelli's in der für diesen ganzen Gegenstand wichtigen Zeitschrift „Rivista storica del Risorgimento Italiano" des Prof. Benj. Manzone, Torino, 1895, I, 75 f.

retten, weiter greifen müsse. Man mußte die ganze katholische Welt von der Unzulässigkeit des liberalen Systems überzeugen. Dies Werk übernahmen die Jesuiten vor allem in ihrer „Civiltà cattolica“, ihm diente vorzüglich der als zusammenfassende Verdammung aller Irrthümer des Liberalismus gedachte Syllabus (1864). Das war der Ursprung jenes alle unsre Kammerverhandlungen, unsre Presse, unsre Volksversammlungen erfüllenden Krieges auf Leben und Tod, den der von den Jesuiten geleitete Ultramontanismus seit 1850 gegen die liberale Idee und den von ihr erfüllten oder auf sie gestellten modernen Staat führt. Dieser Kampf war früher ein mehr oder weniger unbewußter, seit 1850 ist er ein systematischer, principieller, unversöhnlicher: sein innerer und nothwendiger Zusammenhang mit der Frage des Temporale ist nach dem Gesagten ohne weiteren Commentar verständlich.

Die allgemeine Weltanschauung, aus welcher dies System hervorgeht, hat jedenfalls den Vorzug, in sich geschlossen und einheitlich zu sein. Wer sie in Bezug auf ihre staats- und kirchenrechtliche Ausgestaltung kennen lernen will, braucht nur zu dem Handbüchlein des Jesuitencardinals Camillo Tarquini zu greifen,[1]) nach welchem in den Jesuitenschulen unterrichtet wird und mit dessen Grundsätzen erfüllt unsre jungen Germaniker nach Deutschland zurückkehren, um Ansichten zu verbreiten, welche sich merklich von denjenigen aller übrigen Staatsbürger unterscheiden. In diesem rechts- und staatswissenschaftlichen System ist von Rechten des Staates hinsichtlich der Kirche keine Rede mehr. Es gibt deren keine, und wenn sich jemand etwa darauf berufen wollte, der Staat sei vor der Kirche dagewesen und die Kirche lebe thatsächlich in dem Staat, so wird er hier gründlich eines besseren belehrt. Der P. Tarquini zeigt jetzt einem irrenden Schäflein sofort, daß die Kirche schon vor Christus bestanden habe, daß sie immer hinsichtlich ihrer Wesenheit und Zwecke dagewesen, daß der vorchristliche Staat aber unfrei und imperfect war (Falso enim supponitur ante Christum Ecclesiam non fuisse. Fuit enim semper, et ab ipsis progenitoribus nostris quoad substantiam, id est quoad finem, et quoad officia quae cum eo conjuncta sunt, eademque semper in fide et meritis Christi fundata fuit etc.; p. 57). Weiter fließt aus dem Begriff der Kirche als der einzig vollkommenen Gesellschaft, daß sie auch jedem Individuum und dem Gemeinwesen gegenüber das Recht hat, materiellen Zwang anzuwenden (jus potestatis coactivae etiam quoad inferendam vim materiatem, p. 35, vergl. p. 14). Es gehört nun, wie es S. 38 von P. Tarquini ausgeführt wird, zu den Attributen der Majestas, daß sie ein Territorium, auf welchem die Zwecke der Gesellschaft ausgeführt werden können, besitzt; so hat auch die Kirche nothwendigerweise ein Territorium, um ihre Zwecke, denen die weltlichen untergeordnet sind, zu erreichen. Und da der Kirche von Rechts wegen jeder unterliegt (auch die Ketzer, S. 70, und die Ungläubigen, mit denen die Kirche, weil ihr Gesellschaftsverband als religiöser unerlaubt ist, in stetem Krieg lebt — inter Ecclesiam et societatem infidelium perpetuum est bellum, quod ab Ecclesia geritur per ministros Evangelii et expeditiones sacras, jubente Domino praedicari omni creaturae, Marc. 16, 15) und die Kirche ihrer Natur nach katholisch, d. h. über den ganzen Erdkreis verbreitet ist, so ist dieser ganze Erdkreis auch das Territorium der Kirche (cum autem eo Ecclesiae fine nemo hominum sit, qui non adstringatur, ideoque Ecclesia sit societas natura atque institutione sua catholica, hinc totus terrarum orbis est territorium Ecclesiae juxta ipsam divinam voluntatem expressam Matth. 16, 15—16, confirmatam Act. 5, 29 et alibi; p. 38). Es ist daher unter Innocenz X. 1644 die Behauptung als schismatisch und häretisch verworfen worden, wenn der Papst seine Constitutionen an Orte sende, die fremden Fürsten unterständen, so übe er Jurisdiction in territorio alieno aus. Ueberall aber übt die Kirche die jura majestatica aus, weil das in ihrer Natur als einer societas perfecta liegt. Nimmt man den Satz hinzu, daß diese „vollkommene Gesellschaft“ sich von keiner andern Instanz vorschreiben lassen kann, welche Mittel sie zur Ausfüllung ihres erhabenen Berufes nöthig hat, so ergibt sich daraus unweigerlich die Consequenz, daß es der Kirche, beziehungsweise dem Papst, ganz allein zusteht, die Grenzen und den Umfang seines Kirchenstaates zu bestimmen, und eigentlich gar nichts dagegen einzuwenden wäre, wenn der hl. Vater einmal fände, die Ausübung der geistlichen Gewalt bedürfe zu ihrer Freiheit die territoriale Souveränetät über die ganze Erde oder wenigstens über ganz Italien. Der Padre Perrone, der Hauptdogmatiker der Jesuiten in unserm Jahrhundert, unterstützte diese Argumentation mit der Erklärung, ein Kirchenstaat sei schon deßhalb nothwendig, weil die Welt doch des Anblickes wenigstens eines Idealstaates bedürfe, der ganz nach den Gesetzen und dem Geiste Christi regiert werde. Es war der prächtigste Scherz, den sich diese geistlose Berühmtheit in den vielen Bänden, welche Perrone geschrieben hat, zu erlauben beliebte. Da der ehrwürdige Vater nicht Historiker war, hat er sich den Nachweis geschenkt, in welchem Jahre des Heils die Stati pontifici ein nach dem Geiste des Herrn regierter Idealstaat gewesen sind.

Die Welt liegt aber einmal im Argen, und seit den Tagen, wo der Seher von Patmos dies Wort schrieb, ist sie im wesentlichen da liegen geblieben. Und so groß ist die Bosheit und Herzenshärtigkeit der Menschen, daß sie die Segnungen der von dem Padre Tarquini und den Seinigen auseinandergesetzten Weltordnung nicht einsehen will. So weit sind wir leider davon entfernt, auf den Idealstaat der „Civiltà cattolica“ einzugehen, daß in allen unsern Parlamenten und in der „guten“ Presse fortwährend Blindekuh gespielt wird und die Führer der ultramontanen Partei überall besorgt sind, die wahren Ziele derer, die hinter ihnen stehen, zu verdecken oder gar offen in Abrede zu stellen. Ich finde das recht undankbar und ich möchte mir vielmehr erlauben, an die Herren Daller und Orterer, Lieber und Bachem und wie all diese großen Politiker heißen, den Antrag zu stellen: die Ausschüsse der Centrumspartei sollten an irgend eine südamerikanische Republik, etwa an Ecuador oder Paraguay, die Einladung ergehen lassen, sich einmal auf 10 oder 20 Jahre ganz nach den Recepten der „Civiltà cattolica“ einzurichten. Diese südamerikanischen „Freistaaten“ sind an so viele Experimente gewöhnt, daß es ihnen auf die Kosten eines weiteren Versuches ja nicht ankommen kann. Der Spectator verpflichtet sich, diesen Idealstaat zwar nicht persönlich zu besuchen, da er seiner Haut noch einige Zeit zu bedürfen gedenkt, wohl aber durch zuverlässige Correspondenten seinen freundlichen Lesern genaue Auskunft vom Gedeihen dieses glücklichen Landes zu bringen. Wir werden dann eine eigene Serie von „Lettres édifiantes“ einrichten.

Aber lassen wir den Scherz und kehren wir zur Geschichte des Kirchenstaates nach 1850 zurück.

Kränkliche Personen pflegen langsam zu sterben und den Aerzten Zeit zu lassen, mannichfache Experimente an ihnen zu machen. So war auch der Todeskampf des Temporale ein recht langer und die politischen Doctoren haben nichts unversucht gelassen, um dem Patienten das Leben zu fristen oder ihm gar den Rest seiner Gesundheit auf Jahrhunderte zu erhalten. Der wichtigste Versuch dieser

[1]) Juris Ecclesiastici Publici Institutiones, auctore Cam. *Tarquini* e Soc. Jesu. Accedit dissert. ejusdem de Regio Placet. Ed. XV. Romae 1894.

Art war derjenige, welchen Napoleon III. im Züricher Frieden unternahm (1859). Auch dem Kaiser war klar, daß der Kirchenstaat nur erhalten bleiben könne, wenn er den Zusammenhang mit der italienischen Idee und dem Rinascimento der Nation bewahre oder wiedergewinne. Er griff daher auf den Plan einer italienischen Conföderation zurück, wie ihn bereits lange vor 1848 Antonio Rosmini entworfen und wie er auch im wesentlichen von Vincenzo Gioberti 1848 in jener denkwürdigen Audienz entwickelt wurde, nach welcher er vom Balcon des Albergo d'Inghilterra herab dem römischen Volke verkündigte, daß der Papa angelico in Pio IX. endlich erschienen sei.[1])

Sowohl Gioberti (in seinem „Primato") als Rosmini hatten in ihrem Entwurfe einer italienischen Conföderation dem Papste das Präsidium zuerkannt und namentlich Rosmini ihm eine ganz ähnliche Stellung zu den übrigen Souveränen Italiens eingeräumt, wie sie die Verfassung des Deutschen Reiches dem König von Preußen gibt. Im Jahre 1848 schien Pius eine Zeit lang nicht abgeneigt, auf diese Ideen einzugehen, obgleich ihm von vornherein klar war, daß er nur eine nominelle Präsidentschaft, Piemont die eigentliche Führung in einem solchen Bundesstaate oder Staatenbunde haben werde.[2]) Im Jahre 1859 war er nicht mehr zu bewegen, sich auf die Absichten des Züricher Congresses einzulassen. Er mochte sehr gut einsehen, daß er selbst nicht der Mann war, um ein Wagniß von so ungeheurer Tragweite zu unternehmen: ein Giulio II. hätte es vielleicht, ja wahrscheinlich auch damals noch auf sich genommen. Aber Pius war kein Julius, und man darf ihm nicht übel nehmen, daß er nach den Erfahrungen von 1848 keine Lust mehr hatte, dasselbe Experiment von neuem zu beginnen. Es war auch zu spät. Auch darüber konnte der Papst sich nicht täuschen, daß die Stunde vorüber war, wo er noch ernstlich daran denken konnte, an die Spitze der nationalen Bewegung zu treten. Denn nicht bloß von seiten der die Curie beherrschenden Zelanti und der Jesuiten war die Unvereinbarkeit der weltlichen Herrschaft des Papstes mit den Principien des Liberalismus und mit dem constitutionellen System erkannt worden: diese Erkenntniß war ebenso auf seiten der italienischen National- und Actionspartei eingetreten. In dieser neuen Phase der Dinge war es wiederum Gioberti, welcher den Ton angab. Es war sein politisches Testament, welches er im Jahre 1851 unter dem Titel „Del Rinnovamento civile d'Italia" in Paris schrieb und in welchem er die Unvereinbarkeit des Temporale mit der Wiedererhebung Italiens aussprach und letztere ausschließlich von dem bürgerlichen Element und der Führung Piemonts erwartete. Der ungeheure Widerhall, den dieses Werk in Italien fand, spiegelte die veränderte Lage der Geister ab: die Erwartungen von 1846 waren begraben und die italienische Actionspartei nahm die Zerstückelung und endliche Abtragung des ganzen Kirchenstaats als ersten Artikel in ihr Programm auf.

Wir werden daher zunächst die Verwirklichung dieses Programms in den Jahren 1859—1870 und die in diesen Zeitraum fallenden Versuche, die Curie mit dem Gang und den Absichten der piemontesischen Politik zu versöhnen, zu betrachten haben, worauf wir uns dem Falle Roms 1870 und den Dingen, welche auf 1870 gefolgt sind, zuzuwenden gedenken.

SPECTATOR.

---

[1]) Die Rede, sofort gedruckt, ist jetzt von der äußersten Seltenheit. Sie wurde von Massari nicht in die Sammlung von Gioberti's Werken aufgenommen.

[2]) In jener Audienz hatte Pio Nono Vincenzo Gioberti umarmt und ihn den „Vater des Vaterlands" genannt — ganz wie das Tuemee Monument. Als der Verfasser des „Primato" entlassen war, fand der Papst, in Thränen ausbrechend, auf seinem Stuhl zusammen und dann in die heftigsten Worte über Gioberti aus, dessen Vorschläge betreffs eines Eintritts Pius' IX. in eine italienische Conföderation nur die Einleitung zur Säcularisation des Kirchenstaates verdeckten. Wir verdanken die Kenntniß dieses Vorganges dem einzigen Zeugen, welcher ihm, als fungirender Unterstaatssecretär des Auswärtigen, beiwohnte und dem gegenüber sich Pius IX. damals noch rückhaltlos aufschloß. Wir fassen das Verhalten des Papstes an jener Stunde durchaus nicht als Falschheit, sondern als die Wirkung sich in seiner Seele bekämpfender Empfindungen auf — derjenigen des Souverans, der seinen Thron nicht verlieren will, und derjenigen des Italieners, der im Grunde seines Herzens für die nationale Sache fühlt. Und diese nationale Empfindung hat Pio Nono bis an sein Ende niemals gänzlich verleugnet.

Mittheilungen und Nachrichten.

n. **Straßburg**, 31. März. Gestern hat die Kaiser Wilhelms-Universität in dem Strafrechtslehrer Professor Adolf Merkel eine ihrer bedeutendsten Lehrkräfte verloren, ein Verlust, auf den man allerdings bei dem schweren Leiden, an dem Merkel darniederlag, schon seit Monaten gefaßt sein mußte. Professor Merkel war in Mainz geboren am 11. Januar 1836, promovirte an der Universität Gießen am 12. Februar 1858, habilitirte sich an der gleichen Universität am 22. Februar 1862 und wurde am 22. Februar 1868 zum außerordentlichen Professor befördert. Am 11. Juli dieses Jahres wurde er als ordentlicher Professor nach Prag, am 7. Juli 1872 nach Wien und am 22. Februar 1874 nach Straßburg berufen. Hier ist er seitdem ununterbrochen geblieben, obwohl mehr als einmal ehrenvolle Berufungen an ihn ergingen. Merkel war als Gelehrter wie als Lehrer gleich bedeutend, und zwar nicht nur in seinem eigentlichen Specialgebiet, dem Strafrecht und Strafprocesse, sondern insbesondere auch auf den Gebieten der Rechtsphilosophie und des allgemeinen Staatsrechtes. Seine Vorlesungen waren namentlich für ältere Schüler eine Quelle reichster Belehrung und Anregung. Die erstaunliche Vielseitigkeit des Wissens, die philosophische Tiefe der Gedankenarbeit, die vollendete Kunst der Darstellung gaben den Vorträgen Merkels einen eigenartigen Reiz; so waren namentlich seine Vorlesungen mehr allgemeiner Natur über „Einleitung in die Politik", „über die moderne Demokratie", früher auch einmal „über die politischen Parteien und ihre Beziehungen zum Rechte" ein wahrer Genuß. Ganz besonders fruchtbar war seine Lehrthätigkeit in den praktischen Uebungen; wenn bekanntlich gerade an der Straßburger Universität die seminaristischen Uebungen in besonders hervorragender Weise gepflegt werden, so war Merkel auch in dieser Hinsicht einer der besten Vertreter des Straßburger Lehrkörpers. Daß er dann neben seiner Lehrthätigkeit auch in umfassender Weise literarisch hervorgetreten ist, ist bekannt. Zum erstenmale lenkte er durch die Schrift „Zur Lehre vom fortgesetzten Verbrechen", die er im Alter von 26 Jahren veröffentlichte, die Aufmerksamkeit der Fachkreise auf sich. Von seinen späteren zahlreichen Schriften mag hier nur erinnert sein an die zweibändigen „Criminalistischen Abhandlungen" (1868), an seinen geistvollen Vortrag über die „Reform der Strafgesetze", mit dem er seine Thätigkeit in Prag eröffnete, an seine juristische Encyklopädie (1885), an sein weitverbreitetes „Lehrbuch des deutschen Strafrechts" (1889), an die akademische Rede über den „Zusammenhang zwischen der Entwicklung des Strafrechts und der Gesammtentwicklung der öffentlichen Zustände und des geistigen Lebens der Völker", die er am 1. Mai 1889 bei Uebernahme des Rectorats der Universität Straßburg hielt, endlich an seine letzte größere Abhandlung in der Festschrift, zu Iherings Doctorjubiläum über „Vergeltungsidee und Zweckgedanken im Strafrecht", eine Studie, in der er zu den neuen Reformbestrebungen auf criminalistischem Gebiete Stellung nimmt und deren feinsinnig und aussichtig abwägender Charakter für seine ganze Forschungsart besonders bezeichnend ist. Neben diesen selbständigen Publicationen hat er sich noch als sehr fleißiger Mitarbeiter der verschiedenen rechtswissenschaftlichen Zeitschriften, sowie durch werthvolle Beiträge zum Holtzendorff'schen Handbuche des deutschen Strafrechtes und zum Holtzendorff'schen Handbuche der Rechtswissenschaft bethätigt. Mitte der 70er Jahre wurde er auch viel genannt als einer der hervorragenden Juristen, die zum Prozesse des Grafen Arnim ein Rechtsgutachten erstatteten. Erstreute sich Merkel als Lehrer einer aufrichtigen Verehrung all der zahlreichen jungen Männer, die seinen Vorträgen lauschten, so gewann ihn die ungemein liebenswürdige und gewinnende Eigenart seines Wesens nach weit über die Universitätskreise hinaus allgemeine Sympathie und Beliebtheit, so daß sein Hingang nicht nur von der Universität, sondern von der ganzen Straßburger Gesellschaft als schwerer Verlust empfunden wird.

70 **Berlin.** In der letzten Sitzung der „Gesellschaft für vergleichende Rechts- und Staatswissenschaft", (Vorsitzender Dr. Stephan Kekule v. Stradonitz) sprach am 6. März Miß Kingsbury aus Boston über die „sociale Stellung der Frau in den Vereinigten Staaten". In einem, durch vorzügliches Deutsch ausgezeichneten, klaren und vornehmen Vortrage legte die Vortragende zunächst die localen Unterschiede in der Strömung der amerikanischen Frauen dar, je nachdem der Osten, der Westen, Süden oder Südwesten der Union ihre Heimath ist. In den großen Städten des Ostens herrschen schon den europäischen fast conforme Anschauungen hinsichtlich der Stellung der Frau and dem ähnlich steht der Küstensaum des Pacific, während aus dem vor dem Bürgerkriege agrarischen Süden, wo die Emancipation nach dem Kriege zur Nothwendigkeit geworden war, ein reizender stolzer Frauentypus entstammt, dem einige der besten Schriftstellerinnen angehören. Der Südwesten, voll von frischer Kraft und Freiheit, ist eigentlich in die Bewegung noch nicht gänzlich eingetreten. Die Erziehung geschieht zuerst auf Elementarschulen und Gymnasien, die, mit Ausnahme der großen Städte, für Mädchen ebenso wie für Knaben bestimmt sind. In Boston gibt es besonders eine girls latin school wie eine girls English high school, auf denen der Unterricht auf Staatskosten ertheilt wird, wozu sogar die Bücher geliehen werden. Die höhere Erziehung der Frauen geht von den Frauenuniversitäten aus, wie sie der Westen zahlreich aufweist, namentlich Minnesota und Wisconsin. Im Osten bestehen für Männer und Frauen oftmals getrennte Universitätscurse, so läßt die älteste Universität mit einer Frequenz von fast 4000 Studirenden, Cambridge (Massachusetts), keine Frauen zu, allein sie können sich dort zweimal jährlich prüfen lassen; dagegen sind in Chicago and auf der Leland Stanford-Universität in San Francisco die Geschlechter völlig gleichgestellt. Im Osten gibt es für Damen 4 Universitäten, wozu die Columbia-Universität in New-York gehört, auch wirken dort weibliche Lehrkräfte. Das soziale Leben und der Verkehr von Männern und Frauen ist bei ernstem and zweckvollem Studium sehr anregend. Die Medicin mit den 4000 Aerztinnen ist dasjenige Studium, dem die Amerikanerinnen bisher weitaus das größte Interesse gewidmet haben, doch gibt es je nach der Gesetzgebung der verschiedenen Staaten hie nad da auch Damen, die die Befähigung zur Advocatur etwa auf der Boston law-school erworben haben. Als Predigerinnen an Independentengemeinden and in der Presse haben die oloremisch geschulten Damen Gutes geleistet and durch Associationen suchen sie für die Förderung dieser Studien zu wirken. Steht die Frau privatrechtlich allgemein dem Manne gleich, so erstrebt man doch heute auch politische Rechte, die in England, der größeren Beweglichkeit des dortigen politischen Lebens entsprechend, leichter errungen werden, als in der Union, wo es vor allem gilt, den Damen das Selbstbewußtsein zu stärken. Die dem Norden und Westen entstammende Bewegung für das Frauenstimmrecht hat heute noch wenig Aussicht auf Erfolg, dagegen haben die Frauen schon in 14 Staaten Antheil am Wahlrecht in Schulangelegenheiten und in Oregon, Indiana and Michigan ein communales Stimmrecht, namentlich bei Gewährung von Licenzen für den Verkauf geistiger Getränke. Nach dem Bericht der Labour-Commission aus 1888 waren in 22 Staaten 6—7 Procent der Industrie-Arbeiter Frauen, in mehr als 340 Industriezweigen beschäftigt, im Durchschnittsalter von 22 Jahren. Diese Arbeiterinnen, meist väterlicher- aber mütterlicherseits von Ausländern abstammend, waren, bei einem Wochenlohn von 5½ Dollars im Durchschnitt, meist ausgebeuthet und unterstützen ihre Angehörigen. Kosthäuser mit genossenschaftlicher Organisation sind das beste Mittel, die Lage dieser Arbeiterinnen zu heben. Bei den gebildeten Classen hat das gemeinsame Bildungsniveau heilsam auf die Eheschließung and damit auf die Familie eingewirkt, insofern dadurch zumeist in diesen Kreisen Neigungsheirathen geschlossen werden, doch ist namentlich im Westen die Ehescheidung noch zu leicht erreichbar. Mit Wärme trat die Vortragende, übrigens eine imposante Erscheinung, für die Ausbildung der Persönlichkeit ein, die sie als das Ideal des Zeitalters mit aristotelischer Begründung dieser Anschauung aufstellte und an deren Genuß sie die Frauen betheiligt wissen will. Vereine und Associationen von Frauen suchen diesem Ziele nachzustreben, und die sogenannten college settlements, Gesellschaften mit meist einer Aerztin oder Lehrerin an der Spitze, suchen die socialen Zustände der niederen Stände an Ort und Stelle zu studiren und durch Stärkung des Selbstbewußtseins in diesen Classen, durch Unterricht und materielle Förderung diese zu heben. Der freie Verkehr der Geschlechter hat auf die Sittlichkeit nur fördernd eingewirkt. Die Frauenfrage, die eigentlich in eine ganze Reihe von Fragen zerfällt, wird allein von den Frauen betrieben, und die durch ihre bedeutend leichtere Empfänglichkeit für Ideen dem Manne gegenüber im Vortheil befindliche Frau wird, wenn sie selbstthätig, durch ihre Erziehung dazu befähigt, die Welt des Wissens sich zu eigen gemacht hat, auch ihre vertiefte Persönlichkeit ihrer Familie mittheilen und so an ihrem Theile zur Lösung der Menschenfrage, in Rücksicht auf den sittlichen Fortschritt unsres Geschlechtes, beitragen können. — Frau Dr. Daszinsky schilderte dann die Frauenbewegung in Rußland und Dr. Kekule gab in der Debatte u. a. einige Skizzen aus dem Frauenleben der Länder des Islam.

* **Greifswald.** Der Amanuensis an der Universität in Lund, O. A. Sjöström, ist zum Assistenten des chemischen Laboratoriums an der hiesigen Universität ernannt worden.

* **Breslau.** Der außerordentliche Professor der Rechte an der Universität Halle Dr. Alfred Schultze hat auf Vorschlag der juristischen Facultät einen Ruf an die hiesige Universität erhalten und angenommen. Er wird die Fächer des deutschen Privatrechts (einschließlich des Reichsprivatrechts), des Handelsrechts, der Encyklopädie und subsidiär auch des Kirchenrechts vertreten und im Sommersemester 1896 Vorlesungen über Handels-, See- und Wechselrecht halten. Einführung in den Entwurf des Bürgerlichen Gesetzbuches für das Deutsche Reich geben und ein Conservatorium und Practicum im deutschen Privatrecht veranstalten. — Bei der juristischen Facultät habilitirt sich ferner Dr. jur. Ernst Heymann mit einer Habilitationsschrift über „Die Grundzüge des gesetzlichen Verwandten-Erbrechts nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch für das Deutsche Reich".

* **Wien.** Das Reichsgesetzblatt bringt eine Verordnung des Cultusministers vom 19. März, in der bestimmt wird, daß künftig auch Frauen zur Nostrification ausländischer medicinischer Doctordiplome zuzulassen sind. Hiebei sind nachstehende Bestimmungen zu beobachten. Die Candidatin hat zur Nostrification nachzuweisen: a. die österreichische Staatsbürgerschaft, b. das zurückgelegte 24. Lebensjahr oder dessen Vollendung in jenem Kalenderjahre, in welchem die Nostrification angesucht wird, c. die erfolgreiche Ablegung der Reifeprüfung (Maturitätsprüfung) an einem inländischen Staatsgymnasium, d. eine Studienzeit von zehn Semestern an der medicinischen Facultät einer ausländischen Universität, deren Studieneinrichtungen jenen der österreichischen Universitäten im wesentlichen gleichkommen. Außerdem hat die Candidatin nachzuweisen, daß gegen ihr Verhalten während der Studienzeit im Auslande kein Anstand erhoben wurde. Ueber die Zulassung oder Nichtzulassung, sowie über etwaige ausnahmsweise Gewährung von Erleichterungen oder Begünstigungen hat das Professorencollegium der medicinischen Facultät derjenigen Universität, an welcher die Betreffende die Nostrification anstrebt, Beschluß zu fassen. Der Beschluß des Professorencollegiums auf Zulassung zur Nostrification ist in jedem einzelnen Falle dem Ministerium für Cultus und Unterricht zur Genehmigung vorzulegen, wobei die etwa zu gewährenden Erleichterungen oder Begünstigungen näher zu motiviren sind. Gegen den Beschluß auf Nichtzulassung steht der Recurs an das Ministerium für Cultus und Unterricht offen. Im Falle der Zulassung hat sich die Candidatin sämmtlichen (praktischen wie theoretischen) strengen Prüfungen mit Ausschluß der naturhistorischen Vorprüfungen zu unterziehen. Die Anforderungen, welche bei jedem einzelnen Prüfungsacte zu stellen sind, haben jenen an männliche Candidaten vollkommen gleich zu sein. Hat die Candidatin diesen Anforderungen entsprochen, so ist dieselbe zu promoviren und ihr das Diplom auszufolgen. Diese Verordnung tritt sofort in Kraft. — Der jetzt als Nachfolger Prof. Emanuel Haffmanns ernannte Dr. Friedrich Marx steht erst im 37. Lebensjahre; er habilitirte sich 1887 als Privatdocent der classischen Philologie in Berlin, wurde 1888 als außerordentlicher Professor nach Rostock, 1889 als Ordinarius nach Greifswald berufen. 1893 folgte er einem Rufe an die Universität Breslau, wo er bis jetzt gewirkt. Marx ist mit allen Zweigen der classischen Alterthumswissenschaft, besonders mit römischer Sprache und Literatur gründlich vertraut und gilt insbesondere als ein methodisch vortrefflich geschulter Textkritiker, wie seine Ausgabe des Auctor der Rhetorica ad Herennium beweist. Auch wird ihm ein gewandter rednerischer Vortrag nachgerühmt. — Wie bereits kurz erwähnt, hat Prof. Späth im Testament nahezu sein ganzes Vermögen wohlthätigen Zwecken zugewendet. Zum Universalerben hat er den Verein zur Pflege kranker Studirender in Wien eingesetzt. Der Verein erhält rund 250,000 Gulden. Zur Stiftung von Stipendien für Studirende der Wiener Universität

Digitized by Google

ohne Unterschied der Confession hat der Verblichene ein Legat von 40,000 Gulden bestimmt. Mit einem weiteren Legat in der Höhe von 50,000 Gulden, sowie einer Bildersammlung hat der berühmte Gynäkolog die Armen seiner Geburtsstadt Bozen bedacht.

⊕ Der zweite (Schluß-) Band des Reisetagebuchs des Erzherzogs Franz Ferdinand von Oesterreich-Este ist jetzt im Verlag der k. u. k. Hof- und Universitätsbuchhandlung Alf. Hoelder (Wien) erschienen. Derselbe behandelt den Aufenthalt des Erzherzogs in Australien, China, Japan und Nordamerika, sowie die Heimfahrt. Das Buch ist mehr als 500 Seiten stark, wie der erste Band sehr vornehm ausgestattet und mit zahlreichen Illustrationen versehen. Aufregende Jagdabenteuer, interessante Besichtigungen, Schilderungen von Sitten und Gebräuchen der fremden Völkerschaften werden auch in diesem Bande in reicher Auswahl und in fesselnder Darstellung geboten. Wie haben schon früher erwähnt, daß der erlauchte Verfasser auch während seines Winteraufenthaltes in Aegypten sich die Mühe nicht verdrießen ließ, die Correcturbogen nachkommen zu lassen und sorgfältig durchzugehen.

* **Prag.** Der Professor des Kirchenrechts an der hiesigen deutschen Universität Friedrich Vering ist am 30. März gestorben. Vering war 1833 zu Liesborn geboren und hat auf dem Gebiete des Kirchenrechts wie des römischen eine umfassende literarische Thätigkeit entwickelt. Von seinen Werken haben „Geschichte und Institutionen des römischen Privatrechts" fünf Auflagen erlebt, sein „Lehrbuch des katholischen, orientalischen und protestantischen Kirchenrechts" ist in drei Auflagen erschienen. Er war auch Redacteur des „Archivs für katholisches Kirchenrecht". Mit ihm verliert die deutsche Universität in Prag eine hervorragende Zierde.

* **Brünn.** Der außerordentliche Professor des Hochbaues an unsrer Technischen Hochschule, Architekt Ferdinand Heck, ward zum Ordinarius des Faches ernannt.

* **Budapest.** Die beiden Sectionen der I. Classe der ungarischen Akademie einigten sich in geschlossener Sitzung über die für die vacanten Mitgliederstellen vorzuschlagenden Candidaten. Die Section für Sprachwissenschaft beschloß, zum ordentlichen Mitglied das bisherige correspondirende Mitglied Dr. Joseph Szinnyei jun., zu correspondirenden Mitgliedern Joseph Balassa, Stephan Hegedüs, Ladislaus Négyesy und Julius Zolnai; die Section für Aesthetik, zum correspondirenden Mitglied den Aesthetiker Friedrich Riedl vorzuschlagen.

* **Paris.** Die Akademie der medicinischen Wissenschaften wählte Prof. Leuckart in Leipzig zum correspondirenden Mitglied.

* **St. Petersburg.** Wie bereits erwähnt, entsandte die hiesige Geographische Gesellschaft zur Förderung der schwedischen Polar-Expedition einen Aufruf an die Bewohner der arktischen Gebiete des Reichs. Es wird in Massen von Exemplaren verbreitet, ist mit Zeichnungen versehen und lautet folgendermaßen: „Drei gelehrte Ausländer, die Schweden Andrée, Ekholm und Strindberg haben die Absicht, im Sommer des Jahres 1896 unter eigener Lebensgefahr zu wissenschaftlichem Zweck in einem Korb, der an einer mit besonderer Luft gefüllten riesigen Blase angehängt wird, unter die Wolken zu steigen. Es ist möglich, daß dieser Ball vom Winde nach Rußland oder nach Sibirien getragen wird, wo sich dann die im Korbe befindlichen Leute auf die Erde hinablassen werden. Der Luftball kann niemandem, nicht einmal kleinen Kindern, irgend welchen Schaden zufügen. Man braucht sich also weder vor ihm, noch vor den Leuten, die sich im Korbe befinden werden, zu fürchten, sondern soll diesen Leuten bei dem Abstieg helfen, sie freundlich empfangen wie theure Gäste, ihnen die schwere Lage in der Fremde in jeder Weise erleichtern und sie in Ehren zur nächsten Obrigkeit geleiten, da diese gelehrten Ausländer während der ganzen Dauer ihres Aufenthalts in russischen Gebieten sich unter dem Allerhöchsten Schutze Sr. Majestät des Kaisers befinden werden. Wenn diese Ausländer vielleicht nicht gleich imstande sein würden, für die ihnen erwiesene Hülfe zu bezahlen, so muß das niemanden abhalten, ihnen jegliche Hülfe und Förderung zu erzeigen, denn alle Auslagen, die dabei gemacht werden sollten, werden zurückerstattet und die Personen, welche den Fremden Dienste erwiesen, werden vom schwedischen König belohnt werden. Jeder, der den Ball mit den Fremden wird vorbeifliegen sehen, soll sofort allen Leuten, welchen er begegnet, davon erzählen, damit die Nachricht sobald als möglich die nächste Obrigkeit erreicht. Es ist dabei wünschenswerth, daß gleichzeitig die Zeit angegeben wird, wann der Ball gesehen wurde, die Richtung, in der er flog, und welcher Wind damals wehte. Diese Nachrichten sind nöthig, um die Leute vom Ball leichter zu finden, falls man längere Zeit keine Nachricht von ihnen erhält. Flüchtet nicht den Ball, sondern sucht den Leuten, wenn sie sich aus den Wolken herablassen werden, in jeder Weise zu helfen; damit werdet ihr ein gutes Werk thun, das Gott gefällt und dem großen Kaiser."

Felix Mendelssohn-Bartholdy-Staats-Stipendien für Musiker.

Am 1. Oktober cr. kommen zwei Stipendien der Felix Mendelssohn-Bartholdy'schen Stiftung für befähigte und strebsame Musiker zur Verleihung. Jedes derselben beträgt **1500 Mark.** Das eine ist für Komponisten, das andere für ausübende Tonkünstler bestimmt. Die Verleihung erfolgt an Schüler der in Deutschland **vom Staate subventionierten musikalischen Ausbildungsinstitute,** ohne Unterschied des Alters, des Geschlechts, der Religion und der Nationalität.

Bewerbungsfähig ist nur derjenige, welcher mindestens ein halbes Jahr Studien an einem der genannten Institute gemacht hat. Ausnahmsweise können preussische Staatsangehörige, ohne dass sie diese Bedingungen erfüllen, ein Stipendium empfangen, wenn das Kuratorium für die Verwaltung der Stipendien auf Grund eigener Prüfung ihrer Befähigung sie dazu für qualifiziert erachtet.

Die Stipendien werden zur Fortbildung auf einem der betreffenden, vom Staate subventionierten Institute erteilt, das Kuratorium ist aber berechtigt, hervorragend begabten Bewerbern nach Vollendung ihrer Studien auf dem Institute ein Stipendium für Jahresfrist zu weiterer Ausbildung (auf Reisen, durch Besuch auswärtiger Institute etc.) zu verleihen.

Sämtliche Bewerbungen nebst den Nachweisen über die Erfüllung der oben gedachten Bedingungen und einem kurzen, selbstgeschriebenen Lebenslauf, in welchem besonders der Studiengang hervorgehoben wird, sind nebst einer Bescheinigung der Reife zur Konkurrenz durch den bisherigen Lehrer oder dem Abgangszeugnis von der zuletzt besuchten Anstalt bis zum 1. Juli cr. an das unterzeichnete Kuratorium — Berlin W., Potsdamer-Strasse Nr. 120 — einzureichen.

Den Bewerbungen um das Stipendium für Komponisten sind eigene Kompositionen nach freier Wahl, unter eidesstattlicher Versicherung, dass die Arbeit ohne fremde Beihilfe ausgeführt worden ist, beizufügen.

Die Verleihung des Stipendiums für ausübende Tonkünstler erfolgt auf Grund einer am 30. September cr. in Berlin durch das Kuratorium abzuhaltenden Prüfung. (3770)

Berlin, den 1. April 1896.

Das Kuratorium für die Verwaltung der Felix Mendelssohn-Bartholdy-Stipendien.

Jahrgang 1896. München, Donnerstag, 2. April. Nummer 78.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Alte Schuhe. Von Georg Ebers. — Neue Beiträge zur Geschichte der spanischen Königswahl 1870. Von Wilhelm Oncken und W. Lauser. — Mittheilungen und Nachrichten.

Alte Schuhe. [1])

Von Georg Ebers.

Von allen Gebrauchsgegenständen scheint sich keiner so entschieden einer ästhetischen Würdigung zu entziehen wie „alte Schuhe“, ja es läßt sich auf den ersten Blick kaum erkennen, welcher Werth ihnen für die Culturgeschichte innewohnen möchte. Dennoch beweist das vorliegende Prachtwerk, das wir dem Fleiß und der Opferwilligkeit Heinrich Fraubergers zu Düsseldorf verdanken, daß selbst „alte Schuhe“ unter besonderen Umständen eine liebevolle Behandlung verdienen und wohl geeignet sind, auch in weiteren Kreisen das lebhafteste Interesse zu erwecken.

Die in der lithographischen Anstalt von A. Hackenbroich zu Düsseldorf in Farbendruck hergestellten 25 Tafeln, die den knappen, wohlgeordneten und lehrreichen Text begleiten und illustriren, gereichen diesem Institut zur Ehre und machen den Beschauer mit dem Schuhwerke vertraut, das in den ersten nachchristlichen Jahrhunderten in Aegypten getragen wurde. Sie zeigen, daß damals jede Art der Fußbekleidung von der Socke und Papyrussandale an bis zum Ueberschuh und Stulpstiefel in Gebrauch war, und daneben, daß das Schuhmacherhandwerk an Kunstfertigkeit keineswegs hinter dem von heute zurückstand. Was die Zierlichkeit des Schnittes bei einigen Exemplaren und die Goldornamente betrifft, die die Pantoffeln der Reicheren schmücken, so könnten unsre Schuhmacher sogar bei ihren alten Vorgängern mit gutem Nutzen in die Lehre gehen.

Frauberger zeigt auch, daß die meisten Werkzeuge, deren sich die Schuhmacherei heute bei der Handarbeit bedient, schon von den Verfertigern der hier dargestellten Fußbekleidungen benutzt wurden. Auch verstanden die ägyptischen Schuhmacher beinahe jedes Verfahren, dessen sich die unsern zu „zwecklicher und ornamentaler Bestimmung“ bedienen: das Schneiden und Nähen, Flechten und Nageln, das Streichen, Granuliren, Schwellen, Treiben, ja sogar das Punzen und Ritzen, das Schälen des Leders, das Sticken, die Lederapplication, den Durchbruch, die Auflage und Vergoldung in verschiedener Art und vor allem den Wechsel in den Farben.

Wenn wir von zwei Besonderheiten, die hier nicht erklärt werden können, absehen, scheinen die Schuhe aus der Todtenstadt von Achmîm in ganz ähnlicher Weise verfertigt worden zu sein, wie man es heute noch in den Bazaren von Kairo sehen kann, wo seltsamerweise Pantoffeln und Bücher im nämlichen Laden verkauft werden. Beide sind zwar so wenig am Nil wie anderwärts innerlich näher verwandt als Kopf und Fuß; die einen wie die anderen nehmen aber die Mitwirkung des Lederarbeiters in Anspruch.

Die auch durch das vorliegende Werk als irrthümlich erwiesene Meinung, die Alten wären nur Sandalenträger gewesen, wurde durch Bildwerke und Schriftstellen der verschiedensten Art längst widerlegt. Das Sprichwort „Ne sutor supra crepidam“, das wir „Schuster, bleib bei deinem Leisten“ übersetzen, spricht allerdings nicht von „Leisten“, die die Verfertigung von Stiefeln oder doch von Schuhen voraussetzen würden, sondern nur von dem latinisirten griechischen κρηπίς (crepida), einer Art von Halbschuh. Leisten in unserm Sinne wurden aber dennoch von den antiken Schuhmachern benützt, und zwei bis auf uns gekommene Exemplare sind im Berliner ägyptischen Museum zu sehen. Sie entstammen dem nämlichen Fundorte wie die meisten von Frauberger benutzten Fußbekleidungen: der Nekropole des alten Panopolis, die, in der Nähe der oberägyptischen gewerbfleißigen Nilstadt Achmîm gelegen, der Wissenschaft schon eine so reiche Fülle der verschiedenartigsten Gaben zuführte.

In demjenigen Theile dieses großen Friedhofes, der die Gräber der in nachchristlicher Zeit verstorbenen Ortsbewohner enthält, wurden, nachdem die neue Religion die Mumisirung und die Staatsgewalt unter den Antoninen die Todtenverbrennung abgeschafft hatte, die Leichen in den Gewändern bestattet, die sie bei Lebzeiten trugen. Vorher war dies nie geschehen. Die bekleidet aufgefundenen Verstorbenen können darum nicht früher als in der Mitte der Regierungszeit des Antoninus Pius (138—161) gestorben sein. Die ersten wird man um 150 nach Chr. der Erde anvertraut haben. Dann behauptete sich die Sitte der Leichenbekleidung ziemlich lange und überdauerte die byzantinische Herrschaft, die des Persers Chosroes und sogar den Heimfall Aegyptens an den Islam; denn das jüngste in der Nekropole von Panopolis entdeckte datirte Stück gehört in das Jahr 832 nach Chr.

In diesem Zeitraum von beinahe 700 Jahren wurden denn auch unsre Schuhe verfertigt. Einige lassen sich dem zweiten und dritten, mehrere sicher einem oder dem anderen noch späteren Jahrhundert zuschreiben. Für Christen wurden die meisten zweifellos verfertigt, doch that Frauberger gut, von dem Versuch einer genauen Zeitbestimmung abzusehen; denn, obgleich — besonders den Gewändern der hier Bestatteten gegenüber — Eigenthümlichkeiten herausgefunden wurden, die das Erhaltene bestimmten Jahrhunderten zuweisen sollen, bewährten diese Merkmale sich doch nur im einzelnen — hier aber freilich mehrfach mit überzeugender Kraft — als entscheidend. —

Das Material, aus dem die zahlreichen, hier abgebildeten Fußbekleidungen, die Frauberger mit so glücklichem Erfolg aus sehr verschiedenen Aufbewahrungsstellen zusammenführte, bestehen, ist mannichfaltig genug. Im rohen Zustande sondert es sich in Faserstoffe und Felle. Daneben fand sich nur eine einzige Holzsandale. Dieser Umstand

[1]) Heinrich Frauberger. Antike und frühmittelalterliche Fußbekleidungen aus Achmîm-Panopolis. Mit 97 Textillustrationen und 25 Tafeln. Düsseldorf, Gneisenau-Str. 13. In 150 numerirten Exemplaren

mag wohl weniger der Holzarmuth Aegyptens, als der Scheu der Morgenländer vor geräuschvollem Auftreten zuzuschreiben sein. Auch Kork will man nur an einem Schuhe entdeckt haben. Leder ist der am häufigsten gebrauchte Rohstoff. Es wurde in allen Dicken, Härten und Farben verwendet. Rinder, Ziegen und Schafselle wanderten aus der Gerberei am häufigsten in die Schuhmacherwerkställe. Neben dem üblichen Rindsleder scheint man einmal auch das des Nilpferdes als Sohlenleder benützt zu haben. Sowohl die Gerberei als die Färberei leistete so vorzügliches, daß ihre Arbeiten, wie der besonnene Kenner Frauberger versichert, „nicht mehr übertroffen worden sind". An Stücken, die 1200 und mehr Jahre in der Erde lagen, blieb die Farbe vollkommen erhalten. Leinewand findet sich häufig als Futterstoff verwerthet, aus Wolle bestehen die Socken, die mehrfach (wie in Japan) an der Spitze so getheilt sind, daß die große Zehe einen eigenen Raum erhält. Seide — interessant für die Geschichte der Handelsverbindung mit China — kommt als Zierfaden zur Verwendung. Daneben wird leichteres Schuhwerk vielfach aus Pflanzenstoffen: Palmblättern, Binsen und besonders häufig aus Papyrus hergestellt.

Papyrussandalen waren schon früher häufig an Mumienfüßen gefunden worden und sind oft in ihrer natürlichen Farbe oder auch hell bis zu reinem Weiß gebleicht, gefärbt oder bemalt, z. B. mit dem Bild eines zu Boden getretenen Feindes, in den Museen zu finden. Sie bildeten im alten Reiche, das seine vornehmsten Söhne nur selten, seine Töchter fast niemals beschuht umhergehen sah, die einzige Fußbekleidung. Im neuen Reiche kommen schon Lederschuhe vor. Die Verfeinerung dieser Bekleidungsgattung scheint aus Asien zu stammen und unter den Ptolemäern, Römern und Byzantinern fortgeschritten zu sein. Trotzdem war der Papyrusschuh in den ersten Jahrhunderten nach Chr. noch keineswegs verdrängt.

Früher machte die Stelle bei Martianus Capella, wo bei der Hochzeit des Mercur mit der Philologie die gelehrte Braut solche Fußbekleidung (calcei ex papyro textili) trägt, den Interpreten zu schaffen. Ich erinnere mich wohl der ernstgemeinten Erklärung: „Schuhe von Papyrus existirten natürlich nur in der Vorstellung des Beschreibers dieser Vermählung. Er erfand sie, um den „Blaustrumpf" Philologie auch an den Füßen mit einem der Wissenschaft zugehörenden Material, mit Papyrus, der der Schreibstoff der Alten war, zu bekleiden." Diese witzige Erwägung veranlaßte den in Afrika heimischen Autor allerdings, die Verlobte in Papyrusschuhen zur Hochzeit zu führen, — er hätte sie ihr aber schwerlich angethan, wenn ihm ihr Gebrauch nicht bekannt gewesen wäre.

Die Figuren 9—18 zeigen Sandalen aus Faserstoffen, verschiedene Flechtarten und in wie überaus sinnreicher Weise die flachen Theile mit den runden so zweckmäßig wie formschön verbunden werden. Die Sandale Fig. 15 (Taf. IV) ist in ihrer zierlichen Schlankheit eine wahre Augenweide.

Das Schönste und Interessanteste bieten freilich die Lederschuhe. Ihre oft geradezu künstlerisch geschnittene Form und die sie schmückenden geschmackvollen Goldornamente verdienen die vollste Beachtung. Die letzteren sind zum Theil auch von wissenschaftlicher Bedeutung; denn sie bringen neue Beiträge für die Beantwortung der jüngst aufgeworfenen Frage, ob es gestattet sei, überhaupt von einer koptischen Kunst zu reden, — auch bereichern sie unsre Kenntniß der Figuren, die als christliche Symbole noch in der Zeit des Bilderstürmes an der Person verstorbener Christen anzubringen gestattet war. Wir werden diesen Figuren: des ursprünglich heidnischen Kreises an Stelle der geflügelten Sonnenscheibe, gleichsam im Giebelfelde des Schuhes, d. h. zwischen Spitze und Ausschnitt, des Dreiecks (Symbol der hl. Dreieinigkeit), der Bäume, der Vögel, der Fische, der Hasen, des Sterns, sowie der einzigen vorkommenden Inschrift an einer anderen Stelle eingehender gedenken. Hier sei nur noch erwähnt, daß auch das heidnisch ägyptische Zeichen des Lebens, das sogenannte gehenkelte Kreuz, unter diesen Figuren vorkommt (88. 90. 95). Das Ornament auf dem Schuh 85 hält Frauberger für „den Lebensbaum, in dem zwei Vögel sitzen", doch übersah er, daß die Schwänze dieser Thiere das alte Lotosblumenmotiv wiedergeben. In der Verzierung von 87 sieht er mit Recht drei schwimmende Enten und drei Fische, jene aber gehören zu den heidnisch ägyptischen Ornamentalfiguren. Als das interessanteste Stück läßt sich das 93 und 93a dargestellte Paar Schuhe bezeichnen. Das hohe Lob, das der Herausgeber der echt künstlerischen Form und Verzierung dieser schönen Fußbekleidung von Bocksleder in prächtig rother Farbe angedeihen läßt, ist voll berechtigt. Auch der Behauptung, daß sie in einer Zeit hergestellt wurde, in der noch die besten griechischen Verzierungsgrundsätze gültig waren, stimmen wir willig bei. Die hintere Handhabe blieb, weil sie angefaßt wurde wie der Henkel eines Gefäßes, unverziert, während sich um den ganzen Ausschnitt ein Rand von Goldornamenten zieht, der auf dem Vorderblatte die größte Ausbildung erfährt. Da diese Schuhe ungetragen zu sein scheinen, werden sie für die Leiche neu hergestellt worden sein, und der Herausgeber ist gewiß im Recht, wenn er sie deßwegen und wegen ihrer sorgfältigen Arbeit und Verzierung einem Herrn in hervorragender Lebensstellung angehören läßt. Den vier Verzierungsmotiven am Vorderblatt schreibt er symbolische Bedeutung zu. Mag nun aber auch das kreisrunde Lederscheibchen an der Spitze auf den Rang des Trägers deuten, vermögen wir sie doch nicht für die „Lunula" der Patricier zu halten. Schnabelschuhe wie dieser durften sich wohl nur Vornehme bedienen. Auch im deutschen Mittelalter war, wie das Volkslied lehrt, wenigstens den Dienenden verboten, „lange Kleider und spitz'ge Schuh" zu tragen.

Das hohe Interesse, das der große Doppelkreis bei der vorderen Handhabe bietet, kann hier nur angedeutet werden. Obwohl diese Schuhe, wie das goldene Dreieck an der Spitze lehrt, für einen Christen angefertigt wurden, enthält der erwähnte Discus dennoch heidnische Motive: die geneigten Schwingen der geflügelten Sonnenscheibe und das Zeichen neb (der als Halbkreis dargestellte Korb), das „Herr" bedeutet. Diese Hieroglyphen würden, wenn man sie etwa auf einem Scarabäus fände, bedeuten: „Dem im Kampf gegen das Böse siegreichen Prineip gebührt die Herrschaft." Zwar ahmte man diese Zeichen wahrscheinlich nur nach, ohne ihre Bedeutung mehr zu kennen, ihr Gebrauch beweist aber, daß wie mit unsrer Behauptung nicht irrten, man habe sich auch im christlichen Aegypten heidnischer Symbole, wenigstens zu Verzierungszwecken bedient. Die Ente, deren wir oben gedachten, fanden wir auch auf einem Kinderkleidchen, das aus der gleichen Fundstätte stammte.

Indem wir hier auf ein näheres Eingehen verzichten, möchten wir nur noch auf die Ueberschuhe und Stiefel Taf. XXIV und XXV hinweisen. Der rothe mit der gelbtichen reichverzierten Koppe am oberen Theil des Schaftes ist ein so zierliches, in jeder Hinsicht vollendetes Stück Arbeit, daß wenige unsrer allerbesten hauptstädtischen Handwerker ein gleiches herzustellen vermöchten.

Was hier gegeben wird, beschränkt sich auf ein kleines und scheinbar recht unbedeutendes Gebiet der Cultur- und Kunstgeschichte, es wird aber — und das gilt ebenso für den Text wie für die Abbildungen — mit wissenschaftlichem Ernst behandelt und ist schon deßwegen der Beachtung und Anerkennung werth. Weit entfernt, nur Curiositäten zur Anschauung zu bringen, das Auge zu ergötzen oder doch durch Ungewöhnliches zu fesseln, legen diese Farbendrucke

Digitized by Google

dem denkenden Cultur- und Kunsthistoriker, ja auch dem Künstler und Freunde des Kunsthandwerks, eine Menge von Fragen vor, deren glückliche Beantwortung die Wissenschaft zu fördern verheißt. So kann denn das vorliegeade Werk leicht zu einem Krystallisationsstocke von starker Anziehungskraft werden. In mehr als einer Rücksicht ist es als vorbildlich zu bezeichnen. Zwar ging Gaston Maspero, der Eröffner der Nekropole von Panopolis, gingen Gerspach, Riegel, Bock und Fischbach, besonders aber Forrer dem Verfasser in der Veröffentlichung und Behandlung ähnlicher Alterthümer voraus, wir stehen aber nicht an, dem Frauberger'schen Werke, besonders wegen seiner glücklichen Methode, bahnbrechende Kraft zuzuschreiben. Kann doch eine einzige noch so kleine und eng begrenzte Gruppe von Denkmälern, wenn sie, wie es hier geschieht, behandelt wird, kaum verfehlen, andere zu bestimmen, weitere specielle Gruppen der zu Tage geförderten Privataiterthümer wissenschaftlich zu verwerthen. Wie dem Verfasser, so werden diesen andern die Sammler, so viel ihrer sind, ihren Besitz gern zur Verfügung stellen. Möge sich kein Freund des Alterthums von der scheinbaren Geringfügigkeit des hier behandelten Gegenstandes abhalten lassen, das vorliegende Werk zur Hand zu nehmen. Wir versprechen ihm, folgt er unserm Rathe, nicht nur Belehrung und manche Ueberraschung, sondern auch, was er wohl am wenigsten von der Betrachtung „alter Schuhe" erwartet: vielfältige Befriedigung des Sinnes für das Schöne. Dem Hrn. Verfasser glauben wir voraussagen zu dürfen, daß die 150 Exemplare, die er mit bescheidenen Erwartungen von seinem schöaen Werke herstellen ließ, nicht genügen werdea, sobald in den Kreisen der Betheiligten bekannt geworden, wie bemerkenswerthe Beiträge für die Geschichte der Cultur und ornamentalen Kunst es enthält.

Neue Beiträge zur Geschichte der spanischen Königswahl 1870.

In der im Bismarck-Jahrbuch (Bd. II.) abgedruckten Festrede, welche ich am 31. März 1895 auf dem Niederwalde gehalten habe, findet sich ein Beitrag zur Geschichte Bismarcks, der sich auf die Enthüllungen des zeitgeschichtlichen Quellenwerkes: „Aus dem Leben des Königs Karl von Rumäaien. Aufzeichnungen eines Augenzeugen" (Bd. II. Stuttgart 1894) gründet, uad der durch eine inzwischen erfolgte amtliche Veröffentlichung vollständig bestätigt worden ist. Es handelt sich um eine Frage, welche für die Politik des Königs Wilhelm und des Grafen Bismarck in Sachen der spanischen Königswahl voa 1870 von entscheidender Wichtigkeit gewesen ist. Ueber das Gespräch, das er am frühen Morgen des 2. Sept. 1870 mit Napoleon III. bei Sedan gehabt, hat Graf Bismarck in einem Schreiben d. d. Donchery 2. Sept. 1870 an König Wilhelm ausführlich berichtet und dieser Bericht ist seit 25 Jahren allbekannt. In dem Abdruck bei Hahn[1]) füllt er beinahe drei Druckseiten in Groß-Octav und kein Mensch hat damals geahnt, daß die Wiedergabe dieses Berichts unvollständig und gerade der Theil desselben, welcher das letzte und wichtigste Gespräch mit Napoleon betraf, durch Weglassung einer ganzen Stelle höchst bezeichnenden Inhalts verstümmelt worden war.

Der erste Hauptgegenstand des Gesprächs war militärischen Inhalts; es handelte sich um die in Sedan eingeschlossene Armee, deren Waffenstreckung preußischerseits unbedingt gefordert und jetzt von Napoleon ebenso lebhaft bestrittea ward. Der zweite Gegenstaud betraf die politische Lage. Hierüber lesen wir in dem gedruckten Bericht: „In Berührung der politischen Situation nahm ich meinerseits keine Initiative, der Kaiser nur insowelt, daß er das Unglück des Krieges beklagte und erklärte, daß er selbst den Krieg nicht gewollt habe, durch den Druck der öffentlichen Meinung Frankreichs aber dazu genöthigt worden sei." Mehr gibt der gedruckte Bericht über diesen Theil des Gespräches nicht. Mit den Worten „Durch Erkundigungen in der Stadt —" geht er zu den Vorgängen über, welche dem Gespräch gefolgt sind. In der Urschrift Bismarcks aber hat, wie wir jetzt wissen, aoch folgende Mittheilung gestanden: „Ich hielt es nicht für meinen Beruf, in diesem Augenblick darauf hinzuweisea, wie das, was der Kaiser als öffentliche Meinung bezeichnete, nur das künstliche Product von einigen ehrgeizigea und beschränkten Coterien der französischen Presse sei. Ich entgegnete nur, daß in Deutschland niemand den Krieg gewollt habe, namentlich Ew. Majestät nicht und daß die spanische Frage für keine deutsche Regierung ein Interesse, welches eines Krieges werth gewesen wäre, dargeboten hätte. Ew. Majestät Stellung zu der spanischen Thronbesetzung sei schließlich durch den Gewissenszweifel bestimmt worden, ob es recht sei, der spanischen Nation den Versuch, durch diese Königswahl zur Wiederherstellung dauernder innerer Einrichtungen zu gelangen, aus persönlichen und dynostischen Bedenken zu verkümmern: daran, daß es dem Erbprinzen gelingen würde, sich mit Seiner Majestät dem Kaiser über die Annahme der spanischen Wahl in befriedigendes Einvernehmen zu setzen, hätten Ew. Majestät bei den langjährigen gntea Beziehungen der Mitglieder des fürstlich hohenzollern'schen Hauses zum Kaiser niemals Zweifel gehegt, dies aber nicht als eine deutsche oder preußische, sondern als eine spanische Angelegenheit angesehen." Dieser ganze Passus ist nachträglich aus einer bei den Acten des Kriegsministeriums befindlichen Abschrift jenes Berichts im vorigen Jahr durch die Sedan-Festnummer des „Militärwochenblatts" bekannt gemacht und jetzt auch durch Horst Kohl[1]) pflichtmäßig gebucht worden. Fünfundzwanzig Jahre lang war es nicht bloß unbekannt geblieben, es hatte überhaupt niemand gewußt, daß der damals erschienene Abdruck des Berichts unvollständig und zwar gerade an dieser Stelle lückenhaft war. Kein Gedankenstrich oder sonstiger Vermerk ließ errathen, daß hier etwas ausgefallen sei.

Nun braucht man von dem Streit, der im Jahre 1894/95 über die Vorgeschichte des Krieges in den Blättern geführt worden ist, nur sehr wenig zu wissea und kann doch beim ersten Blick sehen, daß diese Worte Bismarcks über König Wilhelms Stellung zu jener spanischen Königswahl voa der allergrößten Wichtigkeit sind und folglich niemals hätten gestrichen, niemals der Kenntniß der Mitwelt hätten vorenthalten werden dürfen. Bekannt ist: König Wilhelm hat dem Erbprinzen von Hohenzollern gestattet, die Königswahl, die ihm von den Spaniern wiederholt angetragen wurde, schließlich anzunehmen, und ebenso ist bekannt, daß der König Wilhelm einige Tage nach der Wendung, welche die Erklärung des Herzogs von Gramont am 6. Juli der Sache gegeben, im Sinne einer Zurücknahme dieser Zusage nach Sigmaringen geschrieben hat. Daraus allein geht schon hervor, daß er niemals die Absicht gehabt haben kann, es um dieser Sache willen auf einen Krieg mit Frankreich ankommen zu lassen, denn sonst hätte er diesen Brief nicht geschrieben, jedenfalls dem Grafen Benedetti nichts davon gesagt, vielmehr auf dem Zustandekommen der Wahl bestanden, wie das in Frankreich auch allgemein angenommen ward. Die Annahme aber kann er auch nur gestattet haben, weil er zuversichtlich glaubte, daß aus der Wahl selber ein Krieg mit Frankreich nicht hervorgehen werde; und wenn er zu dieser Zuversicht Ur-

[1]) Der Krieg gegen Frankreich. Berlin 1871. S. 473—475.

[1]) Bismarck-Jahrbuch II, 620.

sache hatte, dann kam für ihn als entscheidend nur die eine, weniger politische als rein menschliche Frage in Betracht: Darf ich die Spanier daran hindern, durch die Wahl eines ausgezeichneten Prinzen ebenso ihr Glück zu gründen, wie es die Rumänen durch die Wahl seines Bruders gethan haben? Mit welchem Recht kann ihnen Preußen das verbieten oder erschweren?

Wenn nun Graf Bismarck zum Kaiser selber sagt, bei den bekannten langjährigen guten Beziehungen der Mitglieder des fürstlich hohenzoller'schen Hauses zum Kaiser habe der König nie daran gezweifelt, daß es dem Erbprinzen gelingen werde, sich mit diesem über die Annahme der spanischen Wahl gütlich zu verständigen, und der Kaiser darauf kein Wort des Widerspruches äußert, so ist klar, daß dieser wirklich niemals auch nur mit der leisesten Andeutung Anlaß zur entgegengesetzten Meinung gegeben haben kann, und wenn Graf Bismarck solch eine Aeußerung in einem amtlichen Bericht an König Wilhelm wiedergibt, so ist klar, daß auch König Wilhelm niemals Anlaß gehabt hat, ein Veto des Kaisers zu fürchten. Damit allein aber ist schon bewiesen, daß Sybel im Irrthum war, als er annahm und bei der Annahme beharrte, Graf Benedetti habe im Jahre 1869 ausdrücklich vor dieser Königswahl gewarnt. Das hat Benedetti nicht gethan; was er selber über die Sache berichtet, beweist das Gegentheil dessen, was Sybel daraus gefolgert hat, und so ist denn auch von dieser Seite die volle Richtigkeit der Darstellung erwiesen, welche ich in meiner Festrede folgendermaßen entwickelt habe: „Der Gedanke, den Erbprinzen von Hohenzollern zum König von Spanien zu wählen, ist in Madrid alsbald nach Vertreibung der Königin Isabella entstanden und sogleich nach seiner Entstehung, im October 1868, in die Tagespresse gekommen. Es war der Plan spanischer Staatsmänner, spanischer Patrioten, spanischer Monarchisten, von denen einer, Don Eusebio di Salazar y Mazarredo, Staatsrath und Cortesmitglied in Madrid, diesen Plan mit wahrem Feuereifer vertreten und durch zwei Flugschriften im Jahre 1869 mit größtem Nachdruck öffentlich empfohlen hat. Es war ein guter Gedanke, ein heilsamer Vorschlag. Die Spanier könnten sich glücklich preisen, wenn sie damals in dem Prinzen Leopold einen so ausgezeichneten König bekommen hätten, wie ihn die Rumänen in seinem Bruder Karl seit 1866 besitzen und mit Recht verehren. Wenn aber der Kaiser Napoleon diese Wahl nicht wünschte, so brauchte er es nur zu sagen, und wenn er das wegen des Princips der Nationalsouverainetät nicht öffentlich thun wollte, dann konnte er's ja im Vertrauen, im geheimen thun. Ein Wort vertraulicher Abmahnung in Madrid, ein Wink der Warnung in Sigmaringen — und der ganze Plan versank, bevor er ernstlich zur Sprache kam; denn kein Mensch diesseits und jenseits der Pyrenäen hätte gewagt, auf die Gefahr einer Verwicklung mit Frankreich hin daran festzuhalten. Aber der Kaiser hat eben solch ein Wort nicht gesprochen, noch sprechen lassen, nicht einmal hat er's leise angedeutet, kein Wink, keine Warnung ist ertheilt worden, weder in Madrid noch in Sigmaringen, noch auch in Berlin. In Berlin hat Benedetti im Frühjahr 1869 wohl gefragt, aber nicht gewagt, uns zu warnen, obwohl er's wünschte, auch keinen Befehl erhalten, nachdem er berichtet hatte, Graf Bismarck habe gesagt, König Wilhelm werde dem Prinzen in dieser Sache völlig freie Entschließung lassen. Deßhalb glaubte man in Madrid, Sigmaringen und Berlin, was man glauben mußte: der Kaiser könne gar nicht daran denken, aus dieser Wahl, gegen die er sich niemals erklärt hatte, einen Kriegsfall zu machen; er werde sie, wenn er sie auch nicht wünsche, geschehen lassen, wenn sie unvermeidlich werde, um Spanien vor Republik, Anarchie, Bürgerkrieg zu retten, zumal da der Prinz Leopold ja ein Verwandter des Kaiserhauses war, und dieses mit dem Hof zu Sigmaringen, wie wir jetzt wissen, in einem sehr freundschaftlichen, ja herzlichen Verkehr stand." Wie freundlich und herzlich dieser Verkehr war, zeigt ein Beispiel, das durch den zweiten Band der Denkwürdigkeiten des Königs Karl von Rumänien bekannt geworden ist.

Auf einer Reise, welche Fürst Karl im Herbst 1869 in die Heimath machte und die ihn von dem Schlosse Weinburg nach Baden, Brüssel und Paris führte, wurde er am 6. October in St. Cloud ein erstes, am 11. October ein zweites mal beim Frühstück empfangen, nachdem der Kaiser in der Zwischenzeit ihn im „Hotel Bristol" einen halbstündigen Gegenbesuch gemacht hatte. Mit einer Freundlichkeit aufgenommen, wie sie nur einem „jungen Verwandten" geboten werden konnte, wurde er vom Kaiser nach politischen und persönlichen Verhältnissen ausgefragt und mit guten Rathschlägen für seine künftige Haltung gegenüber dem stets wohlwollenden Frankreich und dem stets hinterlistigen Rußland versehen. Wie nahe hätte es nun gelegen, als der Kaiser von diesem Thema wieder auf das persönliche überging und sich „nach jedem Mitglied der engeren Familie des Fürsten erkundigte", mit einem Wort die Gerüchte über die spanischen Aussichten des Prinzen Leopold zu streifen und mit einem zweiten Wort die guten Dienste anzudeuten, die der Fürst Karl in aller Stille der Sache des Friedens und namentlich auch derjenigen Rumäniens leisten könne, wenn er seinen Vater und seinen Bruder vor Uebereilungen warnen und zu vertrauensvollem Zusammengehen mit Frankreich auch in dieser Sache auffordern wolle, die mit Rücksicht auf die öffentliche Meinung Frankreichs so ganz besonders heikel sei! Von diesem Wink hätte die Außenwelt nicht ein Wort erfahren, es hätte weder in Berlin noch in Madrid daraus eine Verstimmung erwachsen können — aber nichts der Art hat der Kaiser dem Fürsten gesagt oder auch nur angedeutet und dieser mußte aus Paris mit dem Eindruck scheiden, daß von hier aus der Königswahl seines Bruders ein ernstes Hinderniß nicht in den Weg gelegt werden würde. Hier liegt noch ein Geheimniß, dessen Aufklärung der Zukunft vorbehalten bleibt.

Gießen. Wilhelm Oncken.

* * *

Die obige Darstellung Onckens läßt sich ergänzen, vielleicht auch ein Zipfel vom Schleier jenes „Geheimnisses" lüften, wenn wir den plötzlichen Umschlag der Gesinnungen des Tuilerienhofes gegen die Familie Hohenzollern-Sigmaringen und seine Ursache ins Auge fassen. Diese Gesinnungen waren noch im Monat März 1869 so freundlich, daß auf Veranlassung eines Mitglieds der kaiserlichen Familie selbst eine hochgestellte Persönlichkeit, weder spanischer noch deutscher Herkunft, in den Tuilerien die Candidatur des Prinzen Hohenzollern empfehlen konnte. Von diesem Vorgange hat der spanische Diplomat Arturo de Marcoartu, der sich mir in längerem Verkehr als ein in diesen Dingen verläßlicher Zeuge bewährte, nachdem die Hohenzollern-Candidatur bereits zurückgezogen war, Prim, Serrano und Sagasta zum erstenmal in Kenntniß gesetzt. Während jene Empfehlung nun von Napoleon III. mit Gleichgültigkeit aufgenommen wurde, erhob Kaiserin Eugenie lebhaften Einspruch. Sie war, wie ich in meiner „Geschichte Spaniens" I, 219 berichten konnte, persönlich gereizt gegen die Familie Hohenzollern. „Sie trug derselben nach, daß ein gewisses Heirathsproject, das sie begünstigte, trotz ihrer warmen Fürsprache abgewiesen worden war. Noch einen zweiten Prinzen aus diesem Hause mit einem Throne zu beschenken, nachdem die Familie, wie sie meinte, sich bereits

so wenig dankbar bewiesen, schien ihr unerträglich." Sybel macht hiezu die Bemerkung, „Marcoartu's Erzählung sei höchst unwahrscheinlich". Nun erstreckt sich letztere bloß auf jene Empfehlung der hohenzollern'schen Candidatur in den Tuilerien. Meine Angaben über den Gesinnungswechsel der Kaiserin Eugenie stammen aber aus einer ganz unanfechtbaren Quelle. Sie können allerdings für jetzt noch nicht durch Nennung dieser letzteren jeder Anzweiflung entrückt werden, da es sich um eine heikle Angelegenheit zwischen noch lebenden Persönlichkeiten handelt. Vielleicht dienen aber als Fingerzeig die Warnungen, die in der kritischen Zeit der preußische Gesandte v. Werther nach Berlin schickte, nicht von den verwandtschaftlichen Beziehungen des Prinzen von Hohenzollern zum Kaiser zu sprechen, weil dies seltsamerweise einen verletzenden Eindruck mache. Und wie vollständig die verwandtschaftlichen Gefühle des Tuilerienhofes sich verändert hatten, zeigte sich beim Beginn des deutsch-französischen Kriegs, als französische Sendlinge in Bukarest erschienen, um die Beseitigung des Fürsten Karl, der doch mit der Throncandidatur seines Bruders nichts zu thun hatte, zu betreiben.

Noch einige Bemerkungen mögen zu dieser Frage gestattet sein. Bekanntlich erzählt Benedetti, der Kaiser habe ihm, als er ihn im Frühjahr 1869 empfing, gesagt, die Candidatur des Prinzen von Hohenzollern wäre wesentlich gegen die französische Nation gerichtet und man müsse derselben vorbeugen. Wenn es nun auffallend ist, daß weder nach Berlin noch Sigmaringen eine Warnung abging, so ist es gewiß auch, wie ich schon in meiner Darstellung der Ereignisse bemerkt habe, im höchsten Grade zu verwundern, daß man dieser Candidatur durch keinerlei diplomatischen Schritt, durch keinerlei Meinungsäußerung in Madrid selbst vorzubeugen suchte. War doch damals beim Tuilerienhof als Gesandter Herr Olózaga beglaubigt, der dem Kaiser äußerst ergeben war, die Freundschaft des Kaiserreichs als das höchste Gut für Spanien ansah und auf die erste Nachricht, daß es mit der hohenzollern'schen Candidatur Ernst sei, seiner Regierung ankündigte, er werde nach Madrid kommen, um diese Candidatur zu bekämpfen. Bekanntlich schrieb Olózaga auch aus eigener Machtvollkommenheit an den Fürsten Anton von Hohenzollern, um ihm alle Gefahren der Candidatur seines Sohnes Leopold vorzustellen: Vorstellungen, die noch unterstützt wurden von dem rumänischen Agenten in Paris, v. Strat, den Fürst Karl mit ähnlichen Aufträgen nach Sigmaringen geschickt hatte.

Was sich in Madrid zutrug, nachdem Salazar am 14. Juni das letzte mal nach Sigmaringen abgeschickt war, um das Jawort des Prinzen Leopold zu holen, ist in Sybels Darstellung theils unklar, theils steht es im Widerspruch mit bestimmten Thatsachen. Prim dachte damals entfernt nicht, wie Sybel meint, daran, die Cortes in den nächsten Tagen zur Königswahl aufzufordern. Er hatte Salazar die Weisung tiefsten Stillschweigens mit auf den Weg gegeben, die Cortes durch die Versicherung, er werde darüber wachen, daß auch bei längerer Fortdauer des Interims die Freiheit keine Gefahr laufe, beschwichtigt und noch am Tage nach der Vertagung der Cortes, am 25. Juni, dem Republicaner Castelar gesagt, man werde vielleicht, da eine rasche Lösung offenbar unmöglich sei, die königlichen Befugnisse für eine bestimmte Frist auf den Regenten (Serrano) übertragen. Nachdem er gleichzeitig noch an Olózaga geschrieben hatte, er werde nächstens unter dem Vorwande von Geschäftsangelegenheiten nach Paris kommen, um sich mit ihm über wichtige Dinge zu berathen und Kaiser Napoleon zu sprechen, begab er sich in sein Jagdrevier bei Toledo, wo er Salazars Botschaft erwartete, nach deren Empfang er nach Paris reisen wollte, um die vermutheten Bedenken des Kaisers gegen die hohenzollernsche Candidatur zu zerstreuen, bevor jemand anders Kenntniß von derselben erhielte. Bis zum Wiederzusammentritte der Cortes im Spätherbst glaubte er alle Schwierigkeiten beseitigen zu können. Statt „eine in diesem Augenblicke wunderbare Begebenheit" zu sein, erklärt sich so die Vertagung der Cortes aufs einfachste und anstatt daß, wie Sybel weiter meint, die Vertagung die weitere Geheimhaltung der Candidatur bis zur Königswahl unmöglich gemacht hätte, konnte sie dem Marschall Prim als willkommenes Mittel erscheinen, sein Spiel zu verbergen. Dieses ist schließlich auch nicht, wie Sybel der Darstellung Rothans entnimmt, durch eine falsch chiffrirte Depesche dem französischen Gesandten in Madrid, Mercier de Lostende, verrathen worden. Die ganze Schuld fällt vielmehr auf den Vertrauensmann Prims selbst. In der Herzensfreude darüber, daß er endlich die Zusage des Prinzen Leopold heimbrachte, konnte Salazar nicht warten, bis er mit Prim selber zusammenkam. Er weihte den einzigen noch in Madrid zurückgebliebenen Minister Topete in das Geheimniß ein, den Mann, der sich nur, um Montpensier auf den spanischen Thron zu bringen, gegen die Königin Isabella II. empört und bis zuletzt an Montpensiers Candidatur festgehalten hatte. Jedenfalls tritt man dem Andenken des sonst ehrlichen Mannes mit der Vermuthung nicht zu nahe, es sei nicht eben Freude über das Gelingen der Sendung Salazars gewesen, was ihn antrieb, nach der Granja zu eilen und die inhaltschwere Kunde Serrano und Zorrilla mitzutheilen. So erfuhr Prim die Sache nicht früher als ganz Madrid und durch den Telegraphen die ganze Welt. Er kehrte eilends nach Madrid zurück. Auf die Glückwünsche für den Ausgang seiner Unterhandlungen, mit denen ihn seine Freunde am Bahnhofe begrüßten, antwortete er zornig: „Verlorene Mühe! es ist zu Ende mit unsrem Thronbewerber, und wolle Gott, daß dies alles sei!" Umsonst bat er den französischen Gesandten, den er gleich nach seiner Ankunft aufsuchte, auf den Kaiser einzuwirken, daß er ihm nicht zürne, den einzigen passenden Fürsten gewählt zu haben, den ihm der Gothaische Almanach zeige; umsonst wies er auf die Unmöglichkeit hin, daß ein fremder Fürst Spanien, das die freieste Verfassung Europa's genieße, wider seinen Willen in dynastische Bündnisse verwickele; umsonst ersuchte er auch seinen Parteigenossen Olózaga, in den Tuilerien zu vermitteln. Umsonst suchte Salazar seine verhängnißvolle Geschwätzigkeit wieder gut zu machen, indem er in öffentlichen Erklärungen die Aeußerung des Prinzen Leopold wiedergab, der Leitstern seiner Politik müßte strenge Neutralität in den europäischen Angelegenheiten sein. Und umsonst betonte der Minister des Auswärtigen, Sagasta, in einem Rundschreiben an die auswärtigen Vertreter mit dem größten Nachdrucke, daß bei der Candidatur des mit den meisten regierenden Häusern verwandten, aber doch nirgends zur Thronfolge berechtigten Prinzen Leopold jeder Gedanke an Feindseligkeit gegen irgend eine Macht ausgeschlossen und daß die spanische Regierung ohne den geringsten Einfluß eines auswärtigen Cabinets verfahren sei: man wollte in Paris gekränkt, hintergangen, herausgefordert sein und das Verhängniß nahm seinen Lauf.

Wien. W. Lauser.

Mittheilungen und Nachrichten.

μ Dr. Ludwig v. Hörmann hat „Carlo Lutterotti's Gedichte in Tiroler Dialekten" in dritter Auflage herausgegeben (Innsbruck, Verlag der Wagner'schen Universitäts-Buchhandlung 1896) und sich damit ein neues Verdienst um die tirolische Literatur- und Culturgeschichte erworben. Wenige mögen heute mehr im Besitze jener 1854 erschienenen ersten Auflage, „gedruckt bei Felician Rauch", sein, die der anonyme „C. v. L." noch

selbst herausgegeben. Die neue Auflage, die natürlich auch weit besser ausgestattet ist, als jene erste löschpapierne, ist durch ein Vorwort des Herausgebers, durch einen Lebensabriß Lutterotti's und durch ein Portrait des alten unsympathischen Poeten vermehret, dafür ist leider das poetische Vorwort zur ersten Auflage weggeblieben. Wer die beiden Auflagen vergleicht, braucht es nicht erst aus der Vorrede zu erfahren, daß das Hauptverdienst des Herausgebers vor allem in der gewissenhaften lautlichen Rechtschreibung der Dialekte besteht, bezüglich welcher damals noch eine uns heute fast unglaubliche Ungleichmäßigkeit herrschte. Die reich vermehrten Anmerkungen und Uebersetzungen ins Schriftdeutsche ermöglichen es nun auch dem Fernstehenden, jedes Wort zu verstehen. Freilich wer z. B. den köstlichen „Auszug der Milizcompagnie aus St. Nicolaus 1809 nach Kochl in Baiern" nicht in dem unnachahmlichen Tonfall der Kothlacker — die zu den Innsbruckern eine ähnliche Stellung einnehmen, wie etwa die Lerchenfelder zu den Wienern — hat vortragen hören, der hat kaum eine Ahnung von der urwüchsigen Derbheit dieses Dialekts.

u. „Geist der Kochkunst" betitelt sich ein im Mai 1895 in London und New-York in englischer Sprache veröffentlichtes großes Werk von Dr. med. J. L. W. Thudichum, Fellow der königl. Gesellschaft der Aerzte in London, langjährigem Vorstand eines staatlichen Instituts für physiologische Chemie. Der in seinem Vaterland Deutschland aus zahlreichen chemischen und medicinischen Werken wohlbekannte Verfasser stellt sich die Aufgabe, die chemischen und physiologischen Gesetze hervorzuheben, welche die Grundlage für die Kochkunst, d. h. die Kunst, möglichst nahrhafte, leicht verdauliche und schmackhafte Speisen auf einfachste und wohlfeilste Weise herzustellen, bilden müssen, und die Irrthümer zu beleuchten, welche in dieser Hinsicht noch in der Gegenwart so weit verbreitet sind. Er thut dies in einer auch für den Laien, für den Koch und die Köchin verständlichen und zugleich höchst anziehenden Weise, indem er an der Hand einer großen, mit den Römern beginnenden Weltliteratur und auf Grund eigener Kenntniß der Uebungen bei den heutigen wichtigsten Culturvölkern zugleich eine Geschichte der Kochkunst liefert, wie sie bisher noch nicht gebaten war. Niemand wird das übersichtlich geordnete und an überraschenden Thatsachen reiche Buch aus der Hand legen ohne das Bekenntniß, daß es sich hier um einen Gegenstand handelt, der nicht bloß für die Erhöhung der Lebensfreude der Menschen in Betracht kommt, sondern auch für die gesundheitliche und ökonomische Wohlfahrt der Völker die höchste Bedeutung hat.

* Akademie der Wissenschaften in Wien. Sitzung der philosophisch-historischen Classe vom 15. Jan. 1896. Das w. M. Hofrath W. v. Hartel überreicht das Manuscript des IX. Bandes der „Tabulae codicum manuscriptorum praeter graecos et orientales in Bibliotheca Palatina Vindobonensi asservatorum" und knüpft daran folgende Bemerkungen. Der betreffende Band soll die Nummern 15,501 bis 17,500 enthalten, darunter die ältesten und wichtigsten Stücke der musikalischen Handschriften der Hofbibliothek. Die Musikaliensammlung der Hofbibliothek verdankt den Grundstock ihres Bestandes, durch welchen sie eine hervorragende Stellung unter ähnlichen Sammlungen einnimmt, der Fürsorge ihres ausgezeichneten Präfecten, des Grafen Moriz Dietrichstein, der die ältesten und wichtigsten Codices liechtlicher Musik und die gesammten Handschriften der Profanmusik aus dem Hofmusikarchiv der Hofbibliothek einverleiben ließ. Sie ist demnach nicht bloß im allgemeinen für Geschichte der Musik, der musikalischen Paläographie, für Cultur- und Religionsgeschichte von großer und durch den Besitz zahlreicher Autographen und Unica von geradezu unschätzbarer Bedeutung, sondern sie hat für Oesterreich ein ganz specielles Interesse, indem sie uns ein treues Bild von der geistigen Bewegung bietet, die von dem Hofe ausging und die ersten Dichter und Musiker Caccipa's in ihre Kreise zog. Nicht wenige Opern, viele Compositionen anderer Art und dazu eine Menge Dichtungen epischen, lyrischen und besonders dramatischen Inhalts sind nur in unserer Sammlung erhalten und waren bisher nur wenigen Eingeweihten bekannt. Dieselbe ist, unbeschrieben wie sie bis jetzt dalag, wissenschaftlicher Verwerthung so gut wie entzogen gewesen. Der Direction der Hofbibliothek lag deshalb daran, die durch Generationen sich hinziehende Katalogisirung zu Ende zu führen und mit der Publication des Kataloges der musikalischen Handschriften das umfangreiche Werk der „Tabulae manuscriptorum" zum Abschluß zu bringen. Die Beschreibung begann vor circa 70 Jahren der Scriptor Anton Schmid, der sich eines ausgezeichneten Rufes als Kenner der Geschichte der Musik erfreute. Sein Zettelkatalog wurde von dem Scriptor Josef Haupt für die „Tabulae" ins Lateinische übertragen, wobei die Schmid'schen Zettel zum großen Theil vernichtet wurden. Dadurch war eine Revision oder Neuanfertigung sämmtlicher Beschreibzettel erforderlich, welche der gegenwärtige Verwalter der Sammlung, Custos Wöber, begann, bis es gelang, in der Person des Amanuensis Dr. Mantuani einen sachmännisch gebildeten Arbeiter zu gewinnen, der nach genauer Feststellung der Grundsätze der Beschreibung soeben die Schlußredaction vollendet hat. Der Druck wird unter der Aufsicht des Hrn. Mantuani geschehen. — Sitzung vom 22. Januar. Die Kirchenväter-Commission legt eine für die Sitzungsberichte bestimmte Abhandlung des Prof. Dr. Edmund Hauler vor: „Eine lateinische Palimpsestübersetzung der Didascalia apostolorum." Nach der Vorgeschichte des Fundes wird die Abfassungszeit der Uebersetzung erörtert und wahrscheinlich gemacht, daß sie im 4. Jahrhundert n. Chr. entstanden ist. Gleich dem in der Schrift nächstverwandten und etwa gleichalterigen Sulpicius Severus-Codex scheint die Handschrift in Verona hergestellt worden zu sein. In der folgenden näheren Beschreibung des Palimpsestes wird unter anderem der Zusammenhang der einzelnen Blätter behandelt und das paläographisch wichtige Moment, daß er der bisher wohl älteste, fast sicher datirbare Semiuncialcodex (aus dem Ende des 5. Jahrhunderts) ist, hervorgehoben, ferner der Umstand, daß er Ansätze der Worttrennung und auffällige syllabirende Schreibung zeigt. Nach einer kurzen Orientirung über die den 12 Probeseiten vorausgehenden Gedanken wird deren Text wiedergegeben und hiebei die vulgäre Orthographie und Sprache des Uebersetzers möglichst intact belassen, verderbte Stellen aber schonend emendirt. Unter dem Text sind zuerst die Bibelcitate, dann die adnotatio critica angeführt. Nach der Mittheilung des Textes werden alle kritisch unsicheren Stellen besprochen und die gewählte Fassung kurz begründet. Weiter werden die sprachlichen Eigenthümlichkeiten der Uebersetzung, hauptsächlich ihre Neologismen, Vulgarismen und Graecismen aufgeführt und einige wohl nicht zufällige Uebereinstimmungen mit der Diction des sogenannten Hegesipp berührt. Bei der Behandlung der inhaltlichen Seite wird zunächst am Texte einiger Bibelstellen gezeigt, daß sie der sogenannten Itala, nicht der Vulgata angehören. Bezüglich des übrigen Contextes wird im einzelnen die Uebereinstimmung der lateinischen Uebersetzung mit der syrischen in Auslassungen und Zusätzen gegenüber den erweiterten und interpolirten Constitutiones apostolorum nachgewiesen. Bei Varianten beider Uebertragungen wird dargethan, daß die Bestätigung der einen oder der anderen Lesart durch den griechischen Text der Constitutionen für die Wiederherstellung der Originalfassung der Didascalia sehr wichtig ist. Doch wird wegen des unzweifelhaft höheren Alters der lateinischen Vorlage und der größeren Verwandtschaft des lateinischen mit dem griechischen Urtexte und wegen des Interlinearcharakters der neugefundenen Uebersetzung dieser eine größere Glaubwürdigkeit zugeschrieben und dies an Beispielen erläutert. Auch der Werth ihrer Lesungen für den Text der Constitutionen wird dargethan. Den Schluß bildet eine kurze Betrachtung der kirchengeschichtlichen Seite des Fundes, welcher mit seinen 80 Seiten zu je 35 Langzeilen als das umfangreichste Stück dem vor wenigen Jahren wieder der Vergessenheit entrissenen kleinen Melker Fragmente einer lateinischen Uebersetzung der Didache (der Grundschrift des VII. Buches der Apostolischen Constitutionen) und der jüngst von Maria veröffentlichten Version des Clemensbriefes an die Seite tritt und gewiß neue Fragen anregen und alte entscheiden wird. — Das w. M. Prof. Dr. Heinzel überreicht eine für die Sitzungsberichte bestimmte Arbeit: „Abhandlungen zum altdeutschen Drama". Die Abhandlungen beruhen auf Beobachtungen, welche der Verfasser bei Gelegenheit seiner Studien über die Technik des mittelalterlichen geistlichen Schauspiels gemacht hat, und beziehen sich theils auf die dramatische Technik späterer Zeiten, theils auf Fragen, die als literarhistorisch nicht unmittelbar zur dramatischen Technik gehören. Der Verfasser behandelt in ihnen die geistlichen Dramen des Mittelalters als Texte genommen, besonders die Bedeutung der Spielanweisungen, stellt die Zeugnisse über die Stände zusammen, denen die Schauspieler angehörten, bespricht die mittelalterliche Bühne als Gerüste und ihre Einrichtung, besonders die Standplätze, untersucht die Mittel, deren sich das alte Drama bediente, um Raum und Zeit darzustellen, besonders die Gleichzeitigkeit zweier Bühnenvorgänge, sucht in der Abhandlung über ein Zwischenspiel der Osterspiele, das Medicusspiel, die Entstehung der Lustigen

Person auf der deutschen Bühne aus der Rolle des dem Arzt beigegebenen Dieners zu erklären, er geht den Beziehungen zwischen dem altfranzösischen und dem altdeutschen Drama nach und findet, daß sie sehr gering sind im geistlichen Schauspiel, etwas reichlicher im weltlichen. Es wird sodann ein Maria Magdalena in mehreren deutschen Dramen in den Mund gelegtes weltliches Lied in seinem literarhistorischen Charakter nähere bestimmt: es gehört in die Gruppe der Mädchenbeichte, die auch in der weltlichen lateinischen Poesie des 12. Jahrhunderts, bei Walther von der Vogelweide (Under der linden —) und Neidhard von Reuenthal vertreten ist. Schließlich werden die im geistlichen Drama gebrauchten lateinischen Goliardenverse beschrieben, die Einwirkung ihrer metrischen Form auf die des deutschen Dramas und der deutschen Lyrik besprochen und dabei die Hypothese aufgestellt, daß die zuerst für die Lyrik verwendete Nibelungenstrophe Nachbildung einer bestimmten Goliardenstrophe sei.

* **Spitzbergen** ist lange nicht mehr Gegenstand wissenschaftlicher Forschungen gewesen. Jetzt beauzt **Schweden**, dem die eigentliche Erschließung dieses Polar-Landes zu danken ist, die Ueberführung der Andrée'schen Ballon-Expedition nach Spitzbergen, um wiederum eine **wissenschaftliche Expedition** dorthin zu senden. Die Mittel zu diesem Unternehmen sind zu einem großen Theil bereits durch den König und den bekannten Förderer wissenschaftlicher Zwecke Herrn. Oskar Dickson in Gothenburg gezeichnet worden, so daß die Expedition gleichzeitig mit Andrée nach Spitzbergen geht. Es sollen in erster Linie die Fjorde und die Gletscher eingehend erforscht werden, was bei früheren Expeditionen wegen Mangels an Zeit nicht geschehen konnte. Hauptgebiet der Forschungen wird der Eisfjord sein, bei dem sich die gesammte Pflanzenwelt Spitzbergens vereinigt findet. Ferner sollen Messungen über das Fortschreiten der Gletscher ausgeführt werden. Die Abreise erfolgt Anfang Juni, im August soll ein besonderes Schiff die Expedition wieder abholen.

* **Würzburg.** Wie bereits in der Chronik gemeldet, wurde der Gymnasialprofessor und Religionslehrer am Gymnasium zu Straubing, Priester D. theol. Valentin **Weber** zum ordentlichen Professor der neutestamentlichen Exegese in der theologischen Facultät unserer Universität ernannt.

* **Heidelberg.** Dieser Tage beging der Professor der Nationalökonomie an der Heidelberger Universität, Geh. Rath **Knies**, in voller körperlicher und geistiger Rüstigkeit seinen 75. Geburtstag. Knies hat als Mitschöpfer der modernen Nationalökonomie durch allgemeine Ideen, wie durch specielle Arbeiten bahnbrechend gewirkt. 1855 als Professor nach Freiburg berufen, trat er gleich nach Beginn der neuen Aera in die Zweite Kammer; 1863 bis 1865 führte er die Leitung des neuerrichteten Oberschulraths und vollzog insbesondere die Loslösung der Schule von dem beherrschenden kirchlichen Einfluß im Sinne der neuen Gesetzgebung.

* **Gießen.** Eine Regierungsvorlage, die den hessischen Kammern unterbreitet ist, fordert für den Neubau des hygienischen **Instituts** an der Landesuniversität 55,000 M.

* **Jena.** Im physikalischen Institut der hiesigen Universität ist es dem Director Prof. **Winkelmann** und seinem Assistenten, Privatdocenten Dr. **Straubel**, gelungen, für die photographische Aufnahme mittelst **Röntgen'scher Strahlen** eine neue Methode zu entdecken, welche die Empfindlichkeit auf mehr als das Hundertfache steigert. Während frühere die Platten mit den abzubildenden Gegenständen 10 bis 15 Minuten der Wirkung der Röntgen'schen Strahlen ausgesetzt wurden, genügt nach der neuen Methode eine Zeitdauer von wenig Secunden, um die Aufnahme zu vollenden. Die Methode beruht auf einer Umwandlung der Röntgen'schen Strahlen in Strahlen anderer Wellenlänge mittelst des Flußspathkrystalls. Läßt man Röntgen'sche Strahlen auf eine photographische Platte fallen, deren empfindliche Schicht den Strahlen abgekehrt und mit einem Flußspath bedeckt ist, so werden die Strahlen, nachdem sie die empfindliche Schicht passirt haben, von dem Flußspath aufgenommen und dort in neue Strahlen umgewandelt. Diese Strahlen wirken jetzt auf die photographische Schicht und zwar in außerordentlich viel stärkerem Maße, als die Röntgen'schen Strahlen es bei ihrem Durchgang gethan haben. Da größere Flußspathplatten kaum zu haben sind, wurde versucht, bei der erwähnten Methode die Platten durch Pulver desselben Krystalls zu ersetzen; nachdem auch dieser Versuch gelungen ist, steht einer weiteren Anwendbarkeit der Methode nichts mehr im Wege. Die neuen, von dem Flußspath ausgesandten Strahlen wurden von den Entdeckern genau untersucht, es gelang, die Brechbarkeit und daraus die Wellenlänge zu bestimmen. Die Strahlen liegen hiernach weit über dem ultravioletten Ende des sichtbaren Spectrums hinaus und sind deshalb für das menschliche Auge unsichtbar.

* **Münster.** Unser Kirchenhistoriker Prof. Dr. **Ehrhard**, einer der wissenschaftlich ausgezeichnetsten katholischen Vertreter seines Fachs, hat einen Ruf an die Universität Breslau erhalten.

* **Halle.** Die kaiserlich **Leopoldinisch-Carolinische Akademie** der Naturforscher hat die große goldene Cothenius-Medaille für dieses Jahr auf Antrag der Fachsection für Mathematik und Astronomie dem Obersten Robert **Daublebsky v. Sterneck** in Wien, Vorstand der astronomisch-geodätischen Gruppe und Triangulirungs-Director im Militär-geographischen Institut, verliehen.

* **Berlin.** Charakteristisch für die Unpünktlichkeit heutiger Gelehrtenfeste sind folgende Theile des Programms für den 25. **Chirurgen-Congreß**, der hier Ende Mai abgehalten wird. Am Vorabend (26. Mai) findet die Begrüßung der auswärtigen Gäste in der Wandelhalle des Reichstags statt, dazu Promenaden-Concert. Am 27. Frühsitzung im Langenbeck-Hause, Festessen im Kaiserhof, sodann am Abend Fest bei Kroll, das die „Freie Vereinigung der Chirurgen Berlins" veranstaltet. Dies wird durch folgende Bilder eingeleitet, in welchen die Geschichte der Chirurgie von den ältesten Anfängen bis zu ihrer Entwicklung in der Gegenwart plastisch dargestellt wird; verbindender Text von Julius Wolff. Die 9 lebenden Bilder werden von Damen und Herren gestellt unter Leitung von 4 namhaften Künstlern; die erforderlichen Costüme entstammen der Garderobe der königlichen Theater. Auf die lebenden Bilder folgt Bewirthung und Ball.

* **Lemberg.** Der Privatdocent der Geologie Dr. Rudolf **Zuber** wurde zum Professor extraordinarius des Fachs an der Universität ernannt.

HK. **Oxford**, 31. März. Am 22. ds. Mts. verschied zu Brighton einer der populärsten Jugendschriftsteller, der Verfasser der berühmten Erzählung „Tom Brown's School Days", **Thomas Hughes**. Dieses zuerst vor 40 Jahren erschienene beliebte Buch, das uns ein höchst anschauliches und eindrucksvolles Bild des in den altenglischen Gymnasialschulen (den sog. „Public Schools") herrschenden Lebens und Strebens gewährt, hat seinem Autor in den Herzen zahlloser Leser des ältern und jüngeren Geschlechts ein unvergängliches Andenken verschafft. Geboren zu Uffington in Berkshire am 20. October 1822, verbrachte Thomas Hughes, wie er selbst erzählt, als Dorfjunge die meiste Zeit noch der im „Tom Brown" geschilderten Weise am Fuße der Kreidehügel seiner Berkshire-Heimath. Elf Jahre alt kam er in die berühmte Gymnasialschule nach Rugby, woselbst ihn sein Vater dem alten Jugendfreund Dr. Arnold zur Pflege gab, und dort blieb er bis zum 19. Jahre. Hierauf bezog er die Hochschule zu Oxford, erwarb sich daselbst seinen Universitätsgrad und verfolgte danach die juristische Laufbahn, in welcher er 1848 Rechtsanwalt und nachher Landrichter wurde. Im Sommer 1856 verfaßt, kam seine genannte Jugenderzählung „Tom Brown's School Days" zu Anfang 1859 anonym heraus und fand solches Interesse der Leserwelt, daß es gleich im ersten Jahre fünf Auflagen erlebte. Nach des Verfassers eigener Aussage wurde die Erzählung zum Besten seines ältesten Knaben niedergeschrieben. „Indem ich erwog, was ich demselben einprägen und ans Herz legen sollte, ehe ich ihn in die Schule gehen ließ, kam ich darauf, eine Erzählung zu schreiben, die ihm am besten zu Gemüthe führen konnte, was ich ihm mittheilen wollte." Der große Erfolg und ungetheilte Beifall, der dem Buche zutheil ward, machte des Autors Namen bald bekannt und berühmt. Es dürfte heute im englischen Mutterland und in seinen fernsten Niederlassungen schwerlich eine Schülerbibliothek geben, in der nicht ein Exemplar zu finden wäre. Selbst erwachsene Engländer haben es oft lieber als manche der besten englischen Novellen gelesen. Wie im Vorwort vom Verfasser erwähnt wird, zollte auch der ehemalige preußische Gesandte in London, Baron Bunsen, dem Buch bei seinem Erscheinen volle Anerkennung. Die alterthümlichen Sitten und Einrichtungen der Schule zu Rugby, welche darin so vortrefflich geschildert sind, erinnerten Bunsen lebhaft an seine alte Stadt- und Landesschule Schulpforte, jene berühmte sächsische Erziehungsstätte, die er fünf Jahre in seiner Jugend besucht hatte.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 29. bis 31. März folgende Schriften eingegangen:

Dr. Paul **Laband**: Der Streit über die Thronfolge im Fürstenthum Lippe. Berlin, Otto Liebmann 1896. — Dr. Karl

Wippermann: Politische Geschichte der Gegenwart, begr. von Wilhelm Müller. XXIX. Das Jahr 1895. Berlin, Julius Springer 1896. — Dr. jur. J. Graßmann: Der Reichskanzler u. das preußische Staatsministerium; zur Würdigung der Hänel'schen Theorie. (Sep.-A.) Freiburg, J. C. B. Mohr. — Dr. C. Gareis: Einführung in das Studium des Bürgerlichen Gesetzbuches für das Deutsche Reich: Sachenrecht, Familienrecht, Erbrecht. (Endemann u. Gareis, Th. II.) 2. Aufl. Berlin, Carl Heymann 1896. — *Bulletin Russe de statistique* financière et de législation. 3me année. No. 2. Février 1896. St. Pétersbourg, V. Kirchbaum. — Jahresberichte der Gewerbe-Aufsichtsbeamten im Königreich Württemberg f. d. J. 1895. (Sonderabdr.) Stuttgart, H. Lindemann (Comm.) 1896. — F. H. Schlöffing: Der Kaufmann auf der Höhe seiner Zeit. 15. Aufl. Lfg. 1 u. 2. Berlin, C. Regenhardt 1895. — Moltke's militärische Werke: I. Militärische Correspondenz. II. Theil. Aus den Dienstschriften des Krieges 1866; hgg. vom Großen Generalstabe. Berlin, Ernst Siegfried Mittler u. S. 1896. — Münzenmaier: Gesichtspunkte u. Beispiele für die Abhaltung von taktischen Uebungsritten. 2. Aufl. Ebd. — Licht: Die Frei-, Gewehr- u. Rüstübungen, illgstlt. nach der Turnvorschrift für die Infanterie. Ebd. — v. Hagen: Taschenbegleiter für Manöver, Uebungsritt, Kriegsspiel. Neue Aufl. Ebd. — Frhr. v. Malzahn: Taktisches Notizbuch. Ebd. — Fr. Kretzschmar: Die Irrenfrage am Ausgange des 19. Jahrhdts. Großenhain, Herrmann Starke 1896. — R. Mittelbach: Deutsche Straßenprofilkarte für Radfahrer. S. 75: München, Leipzig, Mittelbach 1896. — Th. Trautwein: Die Isarthalbahn; Führer. 2. Aufl. von Dr. H. Zillmann. Mit Specialkarte. München, J. Lindauer 1896. — Dr. Rudolf Weinmann: Wirklichkeitsstandpunkt; erkenntnistheoretische Skizze. Hamburg u. Leipzig, Leopold Voß 1896. — Dr. A. Winkelmann u. Dr. R. Steinbel: Ueber einige Eigenschaften der Röntgen'schen X-Strahlen; vorläufige Mittheilung. (Abdruck.) Jena, Gustav Fischer 1896. — Atlas zum Katalog der im Germanischen Museum vorhandenen, zum Abdruck bestimmten geschnittenen Holzstöcke vom 15.—18. Jahrhdt. XII Tafeln. Nürnberg, Verlag des Museums 1896. — Pfarrer Hansjakob: Unsre Volkstrachten; ein Wort zu ihrer Erhaltung. 4. Aufl. Freiburg, Herder 1896. — Der kunstgewerbliche Gehülfe; Organ der Vereinigung deutscher Kunstgewerbegehülfen aller Branchen. Jahrg. 1895/96. Nr. 1—4. Stuttgart, C. Großmann. — Erwinia: Vereinsblatt des Alsabundes, hgg. von Christian Schmitt. III. Jahrg. Nr. 1. Zabern, A. Fochs 1896. — Napoleon I., in einer Auswahl der denkwürdigsten Urtheile ꝛc. (Köhlers Bibliothek für alle. Nr. 35 u. 36.) Basel, Köhler 1896. — Martin Greif: Gesammelte Werke in 3 Bdn. II. Bd. Dramen, 1. Th. Leipzig, C. F. Amelang 1896. — Marie v. Ebner-Eschenbach: Bozena; Erzählung. 3. Aufl. Stuttgart, J. G. Cotta Nachfolger 1896. — Dr. Ernst Müller: Schillers Jugenddichtung und Jugendliebe; neue Beiträge aus Schwaben. Ebd. — Oberlehrer Dr. Joseph Riehemann: Erläuternde Bemerkungen zu Annette v. Droste-Hülshoffs Dichtungen. (Gymnasialprogramm.) Osnabrück, A. Liesecke 1896. — Johannes Mothes: Ausgewählte Werke. I. Bd. Leichenreden, hgg. von Dr. Georg Loesche. (Bibliothek deutscher Schriftsteller aus Böhmen. 4. Bd.) Prag und Wien, F. Tempsky 1896. — Die redenden Künste (Leipziger Concertsaal). Zeitschrift für Musik u. Literatur, hgg. v. Friedrich Wild u. Paul Alexander Wolff. 1895/96. Heft 7. Leipzig, Constantin Wild. — Bulletin of the *Public Library* of the City of *Boston*. January 1896. N. S. Vol. VI. Nr. 4. Boston, publ. b. th. trustees.

Beneke'sche Preisstiftung.

Der erste Preis für die Beurtheilung der Beneke'schen Preisaufgabe vom Jahre 1893, „Die Elfenbeindiptychen nebst den gleichartigen Reliefstäfelchen aus Elfenbein in Hinsicht auf den in ihren Darstellungen enthaltenen Bestand bildlicher Ueberlieferung etc.", wurde in der öffentlichen Sitzung der philosophischen Fakultät vom 11. März dem Herrn Dr. Hans Graeven in Rom zuerkannt. Die ausführliche Beurtheilung der Preisschrift wird in den Nachrichten der Kgl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, Jahrgang 1896 (geschäftliche Mittheilungen) abgedruckt. Die neue Beneke'sche philosophische Preisaufgabe für das Jahr 1899 ist folgende: „Es wird eine geologische Beschreibung des „Ith" und seiner directen Fortsetzungen gewünscht, namentlich auch der Verhältnisse, welche sein Ende im Süden bei Eschershausen bedingen, sowie seine Hakenbiegung und sein Ende im Norden bei Lauenstein-Coppenbrügge, und im Anschlusse hieran eine genaue Untersuchung der Juraformation des Ith und ihrer Beziehungen zu allen sonst besonders im nordwestlichen Deutschland unterschiedenen Gliedern des Jura. Der Arbeit ist eine Uebersichtskarte nebst allen Belegstücken beizufügen."

Bewerbungsschriften sind mit einem versiegelten Briefe, welcher Namen, Stand und Wohnort des Verfassers anzeigt und dasselbe Motto trägt wie die Schrift, bis zum 31. August 1898 an uns einzusenden. Auf dem Titelblatt der Schrift muss auch die Adresse verzeichnet sein, an welche die Arbeit zurückzusenden ist, falls ihr der Preis nicht zuerkannt wird. Die Entscheidung erfolgt am 11. März 1899 in öffentlicher Sitzung.

Der erste Preis beträgt 1700 Mk., der zweite 680 Mk. Die gekrönten Arbeiten bleiben unbeschränktes Eigentum ihrer Verfasser.

Göttingen, den 27. März 1896.

Die philosophische Fakultät.

(3986) Der Dekan: Lexis.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Die Hamlet-Tragödie Shakespeares.

Von

Richard Loening.

Preis geheftet 8 Mark. Elegant gebunden 10 Mark.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Joseph Joachim-Stiftung.

Anläßlich des 50jährigen Künstler-Jubiläums des Professors **Dr. Joseph Joachim**, Capellmeisters der Königlichen Akademie der Künste und Mitgliedes des Directoriums der Königlichen akademischen Hochschule für Musik, ist eine Stiftung errichtet worden, deren Zweck ist: unbemittelten Schülern der in Deutschland vom Staate oder von Stadtgemeinden errichteten oder unterstützten musikalischen Bildungsanstalten ohne Unterschied des Alters, des Geschlechts, der Religion und der Staatsangehörigkeit Prämien in Gestalt von Streich-Instrumenten (Geigen und Celli) oder in Geld zu gewähren. Die Prämien werden in diesem Jahre in Geld bestehen.

Bewerbungsfähig ist nur derjenige, welcher mindestens ein halbes Jahr einer der genannten Anstalten angehört hat.

Bei der Bewerbung sind folgende Schriftstücke einzureichen:

1. ein vom Bewerber verfaßter kurzer Lebenslauf,
2. eine schriftliche Auskunft des Vorstandes der vom Bewerber besuchten Anstalt über Würdigkeit und Bedürftigkeit des Bewerbers, sowie die Genehmigung derselben zur Theilnahme an der Bewerbung auf Grund der zu bezeugenden Thatsache, daß der Bewerber mindestens ein halbes Jahr der Anstalt angehört hat.

Die Auskunftertheilung, beziehungsweise Auszahlung, der zuerkannten Prämien erfolgt am 1. October cr. Eine Benachrichtigung der nicht berücksichtigten Bewerber, sowie eine Rücksendung der eingereichten Schriftstücke findet nicht statt.

Geeignete Bewerber haben ihre Gesuche mit den in Vorstehendem geforderten Schriftstücken bis zum **1. Juni cr.** an das unterzeichnete **Curatorium, Berlin W.**, Potsdamerstraße Nr. 120, einzureichen.

Berlin, den 1. April 1896. (3771)

Das Curatorium für die Verwaltung der Joseph Joachim-Stiftung.

Historisch-politische Blätter.

Jahrgang 1896. 117. Band. Siebentes Heft.

Inhalt: Die kirchlichen Martyrologien. — Zum bürgerlichen Reichsgesetzbuch. Von einem norddeutschen Partikularisten. — Zwei unverbesserliche Kreuzer. — Das Deutschthum in Elsaß-Lothringen. — Die Katastrophe von Adua, Dreibund und römische Frage. — Zeitläufe. Der Continent unter der Vorherrschaft Rußlands, England abseits. — Sociotpolitische Novitäten. — Zur Wahl und zum Regierungsantritt Pius VII. — Zur philosophischen Literatur. (1090)

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1896. München, Samstag, 4. April. Nummer 79.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Das neue Bibliothekgebäude zu Straßburg. Von E. Schwedeler-Meyer. — Graf Leo Tolstoj als Nationalökonom. Von Dr. Wladimir v. Sjatlowsky. — Mittheilungen und Nachrichten.

Das neue Bibliothekgebäude zu Straßburg.

Von E. Schwedeler-Meyer.

Im Herbst vorigen Jahres wurde der für die kaiserliche Universitäts- und Landesbibliothek bestimmte Neubau vollendet und der Benutzung des Publicums übergeben, nachdem fast ein Vierteljahrhundert das ehemalige Rohan'sche Palais den reichen Bücherbeständen provisorische Unterkunft gewährt hatte. Seit dem Zeitpunkt der Eröffnung sind vielerlei Meinungen über den Werth des Gebäudes laut geworden. Auf eine ganze Anzahl Angriffe in der localen Presse wurde eine Antwort gegeben, die sich darauf beschränkte, das Gerügte als einen bei jedem neuen Gebäude vorkommenden Uebelstand zu erklären, dem leicht abzuhelfen sei, oder an den man sich mit der Zeit schon gewöhnen werde. Bei der Seltenheit der Errichtung von Bibliothekgebäuden, bei dem großen Kostenaufwand, den dieser Bau verursacht hat, bei der Prachtentfaltung, die sich in dem reichen bildnerischen Schmuck, in der Gestaltung der Façaden und der Ausstattung der Innenräume kundgibt, ist es berechtigt, die Frage nach dem praktischen und künstlerischen Werth des Gebäudes über ihre localen Grenzen hinauszuführen und allen denen zur Beantwortung vorzulegen, die noch ein Interesse für Bauten und Bücher haben.

Wäre lediglich die Aufgabe gestellt gewesen, einen architektonisch wirksamen Abschluß des weiten Kaiser Wilhelm-Platzes herzustellen, so könnte mit gutem Gewissen die Erfüllung derselben bejaht werden. Dem Kaiserpalast gegenüber gelegen, bildet die Bibliothek zusammen mit dem neuen Landesausschußgebäude die südöstliche Grenze des Platzes, und ein jeder, der, von der Stadtseite kommend, diese beiden Gebäude betrachtet, wird durch den marmorartigen Glanz des weißen Vogesensandsteins und durch die im großen und ganzen wirkungsvolle Linienführung der Façaden gefesselt werden.

Das Aeußere des Gebäudes zeigt, daß eine Art Trennung in Hinter- und Vorderhaus gemacht ist; das erstere enthält die Büchermagazine und den von einer Kuppel überdachten großen Lesesaal, das letztere die Verwaltungsräume und die für den Verkehr mit dem Publicum bestimmten Säle. Namentlich der kleinere und niedrigere Vorderbau ist mit besonderer Pracht ausgestattet, und der schon an den übrigen Theilen des Gebäudes nicht gerade sparsam angebrachte plastische Schmuck ist hier in verschwenderischer Weise ausgebreitet worden. Eine besonders eindrucksvolle Gestaltung hat die Hauptfaçade erfahren, hier haben Architekt und Bildhauer mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln zu wirken gesucht; indessen auch die übrigen Theile des großen Gebäudes sind bei einfacherer Gliederung reich mit Bildwerken geziert und überall wird das Bestreben sichtbar, dem Ganzen ein festliches und prunkvolles Aussehen zu verleihen.

So erfreulich es nun auch erscheinen mag, wenn Werth und Bedeutung einer großen Bibliothek auch äußerlich durch die Anlage eines solchen Monumentalbaues documentirt werden, so darf die Frage doch nicht unerörtert bleiben: ist bei einer modernen Büchersammlung das Bedürfniß für derartige Prachtbauten vorhanden? Wer die Frage bejahen will, wird als Beispiel die Säle der Renaissancepaläste Italiens anführen, er wird an die Bibliothek im Vatican erinnern oder an diejenigen auf englischen Schlössern. Aber so schön auch alle diese Räume und so beneidenswerth ihre Besitzer waren, ein Umstand ist es doch, der die modernen Bibliotheken weit von ihren Vorgängern trennt, und das ist der Unterschied in dem Bestand der Sammlungen. Wenn man diejenigen früherer Zeiten definiren darf als Sammlungen auserlesener Bücher, die je nach Bildung und Neigung des Besitzers zusammengestellt waren und bei deren Auswahl der Werth des einzelnen Buches entschied, so hat eine moderne Bibliothek vor allem auf die Vollständigkeit der über eine Disciplin erschienenen Literatur Werth zu legen. Hieraus erklärt sich zweierlei: das eine ist das unheimliche Anwachsen der Büchervorräthe, das andere, daß auch unendlich viele Schriften hier ihren Platz erhalten müssen, ohne daß ihnen ein absoluter Werth beizulegen ist.

Man wird daher zugeben müssen, so prosaisch es auch klingen mag, daß eine gewisse Aehnlichkeit zwischen den ungeheuren Proviantmagazinen der Militärverwaltung, den großen Waarenspeichern der Hafenstädte und den riesigen Büchersammlungen der Neuzeit besteht, eine Aehnlichkeit, die auch darin ihre Bestätigung findet, daß für eine gute Verwaltung dieser so heterogen scheinenden Gegenstände in mancher Beziehung dasselbe gefordert werden muß, nämlich peinliche Ordnung und ferner eine Aufbewahrung in luftigen und hellen Räumlichkeiten. Will man mehr als dies geben, will man über das Maß des Nothwendigen hinausgehen, so sind die Gesichtspunkte, nach denen dies zu geschehen hat, leicht aufzufinden.

Es handelte sich hier, wo ganz bedeutende Summen zur Verfügung standen, um die Unterbringung einer der hervorragendsten neueren Bibliotheken. Eine Zahl von mehr als 700,000 Büchern war zweckentsprechend aufzustellen, und es sollten zugleich dem Publicum die Räume geboten werden, in denen die Benutzung der Werke leicht und bequem vor sich gehen kann. Eine Verschönerung im Innern wird sich daher im wesentlichen auf die letzteren Räume beschränken müssen und hier ist weniger eine luxuriöse Ausstattung von Wichtigkeit, als vielmehr die Möglichkeit, die betreffenden Arbeiten in hohen, hellen und gut ventilirten Räumen vorzunehmen. Wenn ferner noch, abgesehen von einem großen allgemeinen Lesesaal, ein Handschriftenzimmer, ein Ausleihesaal, ein Katalogsaal und ein Arbeitssaal sich finden, so wären alle Ansprüche, die an einen kostspieligen Neubau zu machen sind, aufgezählt. Viel

größer ist der Spielraum, der bei der Gestaltung des Aeußeren des Gebäudes gelassen ist; durch wirkungsvolle Façaden, durch Charakterisirung der eigentlichen Bestimmung des Gebäudes durch bildnerischen Schmuck kann so viel geleistet werden, daß auch eine noch so reiche künstlerische Kraft und noch so beträchtliche Geldmittel hier Gelegenheit zur passenden Verwendung fänden. Alles dies wird aber erst dann eine Berechtigung haben, wenn für das Nothwendigste, für das tägliche Brod einer Bibliothek, für Licht und Luft, gesorgt ist.

Wie steht es nun hiemit bei diesem Bau? Die Antwort mag ein kurzer Besuch des Gebäudes geben. Schon beim Betreten der dem großen Publicum nicht zugänglichen Büchermagazine fällt es auf, daß ohne zwingende Nothwendigkeit die Lichtzufuhr in einzelnen Räumen so gering ist, daß die Büchertitel an den entfernteren Borden ohne künstliches Licht nicht mehr zu lesen sind, ja daß sich ganze Abtheilungen finden, wie z. B. die der alten Geschichte, der Archäologie und einzelne Theile der Kunstgeschichte, die nur mit der Laterne in der Hand besucht werden können; eine Unannehmlichkeit, die von den in diesen Fächern Arbeitenden bitter genug empfunden wird und zu wenig günstigen Vergleichen mit den hellen und gut beleuchteten Räumen des alten Hauses geführt hat. Betreten wir dann das große Lesezimmer. Nächst der Façade wird dieser Raum, der durch sämmtliche Geschosse geht und von der Kuppel abgeschlossen wird, gewiß den größten Eindruck auf den flüchtigen Besucher machen. Mit seinen riesenhaften Säulen- und Pilasterstellungen, deren Schäfte mit Vergoldungen bis über Manneshöhe bedeckt sind, mit seinen in lichten Farben ausgeführten Deckengemälden und seiner imposanten Höhenausdehnung wirkt er zuerst geradezu bestechend. Anders wird der Eindruck bei längerem Aufenthalt. Gewiß ist eine angemessene Höhe für einen Raum erforderlich, der die Bestimmung hat, bis zu 80 Besucher täglich aufzunehmen. Die Dimensionen dieses Saales sind aber derart, daß die Räume des Palastes Pitti, von dem es hieß, nur Riesen könnten ihn bewohnen, dagegen lauschige Stübchen und behagliche Kämmerlein wären. Ein solcher Raum mag passend als Halle für ein großes Museum sein, er mag auch als Festraum seine Bestimmung erfüllen — als Saal für Studienzwecke erweist er sich in mehr als einer Beziehung als ungeeignet; ja dies architektonische Bramarbasiren hat dazu geführt, daß die Haupterfordernisse darüber vernachlässigt wurden. Um nämlich die großen Flächen der Umfassungswände doch einigermaßen nutzbar zu machen, sind drei übereinanderliegende Galerien an ihnen entlang geführt, auf denen viele Tausende von Bänden aufgestellt sind. Und schon durch diesen Umstand, daß ein großer Theil des Raumes zur Magazinirung von Büchern dient, die nicht der Handbibliothek des Lesesaales angehören, documentirt sich seine nutzlose Uebergröße. Daß aber weiter diese unzähligen Staubfänger nicht gerade zur Verbesserung der Luft beitragen, bedarf wohl keines besonderen Beweises und schließlich ist der zu ebener Erde aufgestellten Handbibliothek durch die Galerien das Licht derart abgeschnitten worden, daß an manchen Tagen schon zu früher Stunde die elektrische Beleuchtung in Kraft treten mußte. Ebenso verderblich erweist sich die übertriebene Höhe für die Heizung wie für die Lichtzufuhr. Es gab manche Tage in diesem milden Winter, namentlich wenn Tags vorher die Bibliothek geschlossen war, an denen die Durchwärmung der großen Raume höchst mangelhaft war, und während unten im Saal Kälte herrschte, war die Hitze in den oberen Galerien ganz beträchtlich, ein Uebelstand, der außerdem noch durch den nutzlosen Verbrauch von Feuerung mit bedeutenden Kosten verknüpft ist. Der Beleuchtung werden aber große Schwierigkeiten dadurch bereitet, daß, von den kleinen Seitenfenstern abgesehen, lediglich durch die stark abgeblendete Kuppel die Belichtung erfolgt. Das durch das dicke Glas der Kuppel schon ohnehin sehr abgeschwächte Licht muß noch eine weitere Glasdecke passiren, ehe es bis zum Leser gelangt, und wirkt, wenn es auch nicht ungenügend ist, auf die Länge doch abspannend und ermüdend.

Viel übler steht es mit der Beleuchtung im seitlich gelegenen „kleinen Lese-“ oder Handschriftenzimmer. Auch hier wird sie durch Oberlicht vermittelt, da aber dem Lichtschacht kein directes Licht zugeführt wird, ist es geradezu gesundheitschädlich, sich hier längere Zeit mit Lesen und Schreiben zu beschäftigen. Dazu kommt, daß der Saal völlig von der frischen Luft abgeschnitten ist; kein Fenster stellt eine directe Verbindung mit der Außenwelt her, und die in ihm oft herrschende Atmosphäre hat eine große Aehnlichkeit mit derjenigen eines ungelüfteten Zimmers. Um den Uebelständen aber die Krone aufzusetzen, führen aus diesem Raum, der doch der intensivsten Arbeit gewidmet sein soll, nicht weniger als sechs Thüren in die Corridore, Büchermagazine ꝛc. Wie würde Roderich Benedix sich gefreut haben, wenn er gesehen hätte, wie die Bühnenarchitektur so manches seiner Lustspiele, nämlich das berühmte Zimmer mit den sechs Thüren, hier in die Wirklichkeit versetzt worden ist! Genau der Anlage des Handschriftenzimmers entsprechend ist das Katalogzimmer angelegt, in dem dieselben Luft- und Lichtverhältnisse herrschen.

Ein Besuch des Zeitschriftenzimmers und des Arbeitssaales muß unterbleiben, da diese beiden Räume im Plan nicht vorgesehen sind. Für ersteres wird theilweise durch das akademische Lesezimmer im Collegiengebäude der Universität Ersatz geleistet, der aber insofern nicht genügt, als von der Auslage besonders werthvoller und mit Abbildungen ausgestatteter Schriften Abstand genommen ist. Besonders vermißt wird ein Arbeitssaal, in dem Arbeiten vorgenommen werden könnten, für die eine größere Anzahl Bücher erforderlich ist, ohne daß es nöthig wäre, diese nach Schluß der Bibliothek jedesmal dem betreffenden Beamten wieder zurückzugeben. Die Einrichtung eines derartigen Raumes bedeutete für den Benutzer wie für die Bibliothekare eine große Zeitersparniß und ließe manchen Irrthum vermeiden, der jetzt bei der gemeinsamen Aufbewahrung der Bücher sämmtlicher Besucher in einem einzigen großen Bücherregal unvermeidlich ist.

Im Erdgeschoß der Bibliothek führen rechts und links breite, aber lichtarme Corridore zu den im ersten Stock mündenden Treppen. Die hier gelegenen Säle, die die ganze Front einnehmen, bilden den Glanzpunkt des Vorderhauses und sind als solcher auch in der Façade gekennzeichnet. Alles, was gegen die unteren Räume zu sagen war, fällt hier weg. Kein Licht mehr aus zweiter Hand, sondern helles Tageslicht durchfluthet die schönen Säle, bei denen auch in den Maßen und Verhältnissen das Richtige getroffen ist. Allein wozu dienen sie? Der Aufbewahrung von Büchern. Im linken Flügel sind die Alsatica, in dem großen Mittelsaal sollen bibliographische Seltenheiten ausgestellt werden und im rechten Flügel haben die Incunabeln ihren Platz. Für den Ausstellungssaal könnte man sich auf das Vorbild anderer Bibliotheken berufen, wenn nicht ein kleines „Aber“ dabei wäre.

Die Straßburger Bibliothek zählt erst 25 Jahre, und das, was im Aufruf 1870 gesagt wurde, daß von dem Erwerb von Seltenheiten abgesehen werden solle, hatte seine gute Berechtigung, wie dies auch durch den thatsächlichen Bestand der Bibliothek erwiesen ist. Für diesen permanenten Ausstellungsraum liegt ebensowenig ein Bedürfniß vor, wie für einen Ahnensaal im Hause eines Mannes, der vor 25 Jahren geadelt ist. Gleich wenig Berechtigung haben die Incunabeln und Alsatica für ihren Aufenthalt in diesen

Digitized by Google

Räumen. Für die ersteren könnte vielleicht als Grund angeführt werden, daß sie eines sicheren Verschlusses bedürfen, woraus aber doch nicht die Folgerung zu ziehen ist, daß sie nun auch den besten Raum des ganzen Hauses beanspruchen können. Die Alsatica haben aber weder einen größeren, noch geringeren Werth als die anderen historischen Abtheilungen, und ihre locale Bedeutung brauchte man doch nicht dadurch hervorzuheben, daß sie in einem Salon aufbewahrt werden, in dem sie sich auf ihren eisernen Büchergestellen sonderbar genug ausnehmen. Das sind die Bewohner dieser Säle, die durch alle guten Eigenschaften, die den unteren Räumen fehlen, ausgezeichnet sind und deren architektonische Bedeutung in der Façade gar nicht genug betont werden konnte. Nur eine Verlegung des Lese- und Handschriftensaales in dieses Stockwerk kann die auf den Kopf gestellte Ordnung wieder herstellen. Es würde nicht nur dadurch eine künstlerische Forderung erfüllt werden, daß nämlich das Aeußere eines Gebäudes im Einklang mit der Bedeutung der im Innern liegenden Räume stehen soll, es würden auch jene Mißstände beseitigt, die die unteren Säle unbrauchbar zu machen drohen. So wie es jetzt ist, erinnert es stark an die Wohnung manches biederen Bürgersmanns, der das beste Zimmer seines Hauses für die nie benutzte gute Stube bestimmt und sich selbst in dumpfigen und schlecht ventilirten Räumen aufhält.

Betrachten wir nun die dem Kaiser Wilhelms-Platz zugewandte Façade. Der zweigeschossige Bau wird durch einen etwas vorspringenden, ca. 20 Meter breiten Mittelbau in zwei Flügel getheilt, deren jeder je vier Fenster in jedem Geschoß enthält. Im unteren Stockwerk liegen die Bureaux, im oberen die eben erwähnten Säle. In kluger Steigerung des Effects ist das Erdgeschoß mit Ausnahme der im Mittelbau liegenden drei Eingangsthore einfach gehalten und aller Schmuck für das obere Stockwerk vorbehalten worden. Hier umrahmen jedes Fenster Säulenstellungen, die auf Consolen die mit Guirlanden geschmückten Medaillons berühmter Männer tragen. Hohe Dreiviertelssäulen scheiden die einzelnen Fenster von einander und dienen zugleich als Träger für das Gesims, über dem eine Balustrade entlang läuft, die reich mit Palmetten und steinernen Feuerbecken geschmückt ist. Noch reicher ist die Außenarchitektur der dem Ausstellungssaale vorgelagerten Attica. Vier gewaltige, freistehende Säulen tragen einen an Figurenschmuck überreichen Tempelgiebel und bilden so die Umrahmung für den Saal, der dadurch zum Haupt- und Mittelpunkt dieses Theiles des Gebäudes gestempelt wird. Reliefs beleben die freien Wandflächen und endlich schließen zwei kolossale Statuengruppen, die auf mächtigen Sockeln rechts und links hoch über der Attica ruhen, den Mittelbau ab. So eindrucksvoll die Gliederung und Disposition dieser Façade ist, so wenig befriedigen die einzelnen Details. Besonders ist dies der Fall bei der Giebelgruppe. In den dreiseitigen Raum sind eine ganze Anzahl Personen, fünf Frauen, zwei Knaben und ein Kind, eng zusammengedrängt. Die Mitte nimmt ein großes sitzendes Weib ein, das trotz seines bevorzugten Platzes das Haupt weit vorneigen muß, um sich nicht mit dem Scheitel empfindlich an der Firstlinie zu stoßen. Zu beiden Seiten stehen halbwüchsige Knaben, die an Druckerpressen beschäftigt sind, dann folgen zwei sitzende Frauen, die eine (links) die Zeitung lesend, die andere (rechts) etwas Unerkennbares bearbeitend, und schließlich in den Ecken (rechts) eine liegende, lesende Gestalt und (links) wiederum ein Weib, das ein nacktes Kindchen photographirt. Es gibt keinen Standpunkt, von dem aus diese Gruppe einen befriedigenden Anblick gewährt, sie wirkt stets unruhig und erweckt durch die gedrängte Composition den unbehaglichen Eindruck des Raummangels. Ganz verfehlt ist die rechte Eckfigur des Giebels. Denn während ihr Oberkörper fast im Profil gesehen ist, ist der Unterkörper derart in den Hüften herumgedreht, daß schon die Vorstellung einer solchen Körperlage Kreuzschmerzen hervorruft. Was die Gruppe bedeutet, wird wohl niemandem auf den ersten Blick hin ganz klar sein. Es ist nicht die plastische Darstellung des in einer Festung herrschenden Platzmangels, es ist eine Allegorie, eine Verbildlichung der graphischen Künstel Man weiß nicht, ob die Idee oder die Ausführung den Preis verdient, oder gar der Jurist, der das Ganze genehmigt hat. Die Grundlinie des Giebels schließen an den Außenseiten zwei mit mächtigen Helmen geschmückte Athenalöpfe ab, die bis zur Brust ausgeführt sind, dann aber plötzlich in eine Volute auslaufen. Nun haben wir in Märchen und Sagen von Thiermenschen, phantastischen Ungeheuern, Chimären und andern Fabelwesen gewiß alle gehört, wem aber ist je ein Wesen vorgekommen, das vorne aus einem Kopf und hinten in einem Ornament bestünde, das vorne Mensch und hinten Schnörkel ist? Einem solchen Schemen müßte selbst in einer Walpurgisnacht das Auftreten als Gespenst verweigert werden. Zahlreiche Medaillons berühmter Männer schmücken die Außenseiten der Bibliothek. Die darunterstehenden Namen erklären sie, und wo viel Platz war, wurde auch Geburts- und Todesjahr angegeben. Hier ist das geistige Band, das Dichter und Denker aller Zeiten vereinigt, in origineller Weise zum Ausdruck gebracht. Die Reliefs, die wahrscheinlich alle aus einer einzigen Bildhauerwerkstatt hervorgegangen sind, zeigen nämlich eine unverkennbare Familienähnlichkeit — in der Bildung der Nasen; es findet sich durchgehend dasselbe Format: lang, starke Kuppe und sehr kräftige Nasflügel; so schauen Herrad von Landsperg, so Aristoteles, so Dom. Calmet, so Thomas von Aquino und viele andere in die Welt hinaus.

Eine Symbolik, die so schief ist, daß sie als Beispiel in ein Lehrbuch der Aesthetik aufgenommen werden könnte, bietet der plastische Schmuck der beiden Kandelaber vor dem Portal. Die Krönung der Lichtträger bilden zwei aus Bronze gefertigte Eulen. Gewiß ist die Eule als der der Athene geweihte Vogel ein geeigneter Schmuck für ein gelehrtes Institut. Wie diese Thiere dazusitzen pflegen in ihrer unerschütterlichen Ruhe und mit ihren großen Augen weltvergessen in die Weite sehen, sind sie ein guter Ausdruck für meditirende Gelehrsamkeit. Was aber hat man hier daraus gemacht? Zwei flügelschlagende Thiere sauchen den Besucher an. Ist schon an sich eine fliegende oder flatternde Eule mit ihren kurzen Fängen und plumpem Körper ein unschöner Anblick, so war es hier geradezu Haupterforderniß, sie in ruhiger Haltung darzustellen, wenn nicht das tertium comparationis, der Vergleichungspunkt, das Gemeinsame mit dem gelehrten Arbeiter verloren gehen sollte. Ebenso wie der Pfau nicht wegen seines Gesanges oder seiner Füße, sondern wegen der Pracht des Gefieders zum Attribut der Juno wurde, wie das Lamm nicht wegen seiner Stimme oder seiner Begabung, sondern der Sanftmuth und seiner weißen Farbe wegen zum Symbol der Unschuld wurde, ebenso ist die Eule lediglich wegen der schon genannten Eigenthümlichkeiten das Attribut der Athene und somit Symbol der Gelehrsamkeit geworden und nicht deßhalb, weil sie zur Dämmerzeit und im Morgengrauen der Mäusejagd und anderen Räubereien nachgeht. So, wie die Thiere hier gebildet sind, passen sie besser zum Eingang eines Nachtcafés. Die beiden Candelaber geben auch in ihrem Aufbau ein gutes Beispiel des Straßburger monumentalen Stils. In der Ungefügigkeit des Steinkörpers stehen sie den Kolossen vor der Universität nahe, in der Ungleichheit zwischen den Proportionen des zu kleinen figürlichen Aufsatzes und des großen Unterbaues sind sie mit den Kandelabern auf der sogenannten Pudetbrücke ver-

wandt, während allerdings die schiefe Idee des bildlichen Schmuckes originell und völlig neu ist.

Noch manches wäre zu nennen, so die überreiche Ornamentik, die vielen Palmetten und Feuerbecken auf dem Dach und den Balustraden, die namentlich dazu beitragen, die ruhige Wirkung der Horizontalen zu beeinträchtigen, ferner die kleinen kreisrunden Scheiben — etwa von dem Umfang eines großen Knopfes — die in einer geradezu unerhörten Menge angebracht sind. Ueberall findet man sie, an den Schmucktheilen des Daches, an den Capitälen der Säulen, im Innern des Ausleihesaals, an den Portalen des Lesezimmers; kurz, wo ein freies Plätzchen war, wurde flugs dies Zierstück angebracht. Dort aber, wo sich wirklich einmal eine Gelegenheit bot, durch ein Ornament einen Gegensatz zu mildern und abzuschwächen, nämlich an der Grenze zwischen dem niedriger gehaltenen Vorderhaus und dem höheren Hinterbau, stoßen schroff und unvermittelt die Consolen des Gesimses an das korinthische Capitäl eines Pilasters. Betont zu werden verdient, daß all die genannten Schwächen weniger dem Bildhauer zur Last zu legen sind — mit wenigen Ausnahmen zeugt die Ausführung von einem tüchtigen und soliden Können —, sondern vielmehr dem zu grunde gelegten Programm, durch das von vornherein die Hände des Künstlers gebunden waren. Aber alle diese Unzuträglichkeiten würden weniger beklagenswerth sein, wenn nicht die Verschwendung, die hier mit dem ebenso schönen wie werthvollen Material getrieben ist, auf Kosten des Innenbaues gegangen wäre, in dem nur zuviel in unechtem Material, in Cement und Stuck hergestellt ist.

Ueberblickt man den Gesammtbau, an dem, abgesehen von der Verlegung des Lese- und Handschriftensaals in den ersten Stock, nicht viel mehr zu ändern sein wird, so bleibt nur noch der Wunsch übrig, daß all die leere Pracht und die ungeeigneten Einrichtungen, all das Zwecklose und Ueberladene auf lange Jahre eine desto wirksamere Folie bilden möge für den vornehmen und großen Zug, der seit der Begründung der Bibliothek durch ihren jetzigen Leiter in ihrer wissenschaftlichen Verwaltung geherrscht hat. — Ein Wandgemälde im Lesesaal zeigt die Gestalten Michelangelo's und Rafaels, denen ein Putto das Modell der Bibliothek darreicht. Was hat der Schöpfer der Peterskuppel, was hat der Architekt des Papstes Leo X. mit diesem Bau zu schaffen?

Graf Leo Tolstoj als Nationalökonom.

Von Dr. Wladimir v. Svjatlowsky.

Den russischen Schriftsteller Grafen Leo Tolstoj kennt jetzt die ganze gebildete Welt auf einem jeden Parallel und Meridian. Die westeuropäische Kritik hat durch eine ganze Reihe ihrer glänzendsten Vertreter, wie Zabel, Melchior de Vogüé, Georg Brandes, ihm eingehende Aufmerksamkeit, eine Aufmerksamkeit, die vielleicht größer ist, als die der russischen Kritik, gewidmet. Indessen verfolgt auch die russische Kritik unermüdlich die literarischen Erzeugnisse Tolstoj's, obzwar die Ansichten über Tolstoj sehr verschiedener und widersprechender Art sind: von verletzendem Spott bis zum begeisterten glühenden Enthusiasmus. Noch größere Aufmerksamkeit widmet ihm die russische Gesellschaft. Bereits zu Ende der funfziger Jahre las sie mit Eifer seine Romane und Novellen und später seine publicistischen und in der Hauptsache pädagogischen Artikel. Die zweite Hälfte der achtziger Jahre war der Gipfelpunkt der Begeisterung für Tolstoj, für seine Weltanschauung. Das Tolstoj'sche Drama „die Macht der Finsterniß" zum Beispiel wurde im Laufe von einigen Wochen in sechsmalhunderttausend Exemplaren abgesetzt. Die Tolstoj'sche wirthschaftliche Weltanschauung würde wohl keine so große Rolle spielen, wie sie ihr thatsächlich zugeschrieben werden muß, wenn nicht die Verbreitung seiner Anschauungen eine so große Begeisterung in der russischen Gesellschaft hervorgerufen hätte. Es bildete sich im Laufe der Zeit eine Gruppe von Jüngern Leo Tolstoj's, welche mehrmals den Versuch machten, ihre Ideale praktisch zu verwirklichen. Um die Bildung einer solchen Strömung zu begreifen, wenden wir uns zu einer allgemeinen Charakteristik der russischen Gesellschaft im Laufe der letzten dreißig Jahre.

Im Jahre 1861 erfolgte ein in der russischen Geschichte denkwürdiges Ereigniß, die Aufhebung der Leibeigenschaft. Es folgte darauf die Epoche liberaler Reformen. Aber Kaiser Alexanders II. reformirende Epoche war nicht von Dauer. In der zweiten Hälfte der sechziger Jahre trat ein Umschwung ein. Die sich nach weiteren Reformen sehnenden Gesellschaftskreise sahen sich in ihren Erwartungen getäuscht, und es begann nun eine Opposition sich zu regen, die streng und immer strenger verfolgt wurde. Die Folgen davon waren — revolutionäre Regungen. Man träumte von Straßenkämpfen, von furchtbarem allgemeinen Volksaufstande. Um diese Bewegung aber zu einer wahren Volkserhebung zu machen, mußte man nothwendigerweise das Volk selbst daran betheiligen. Das Volk aber erschien nun als räthselhafte Sphinx; seine Vergangenheit bestand aus endlosen Kämpfen und aus den Anstrengungen, sich vom Joche der Knechtschaft zu befreien. Die Gegenwart bot ihm, obschon es die politische Freiheit erlangt hatte und formell als Mensch anerkannt worden war, doch nur das traurige Loos eines durch äußerste Armuth unterdrückten Wesens. Sich diesem Volke zu nähern, darin bestand nun die einzige Aufgabe.

So entstand die berühmte volksthümliche Bewegung, das „ins Volk gehen". Dieser Bewegung ging die mit dem Volke sympathisirende Literatur voran. Die Schriftsteller und Dichter schilderten die unterdrückte Lage des nach vielen Millionen zählenden Bauernstandes in lebhaften Farben. Das in Erzählungen und Dichtungen begeistert geschilderte russische Volk erschien als der ewige Dulder, als der Held, welcher in seiner endlosen Knechtschaft die alten nationalen Traditionen bewahrt hatte. Die weit geöffneten Arme des Volkes luden ein, es versprach den Gästen, daß es ihnen seine seit Jahrtausenden auf dem tiefsten Grunde des Volksmeeres verborgenen Geheimnisse enthüllen wolle. Die durch die Sistirung der Reformen enttäuschte intelligente Jugend Rußlands konnte nicht widerstehen und warf sich in diese ihm vermeintlich geöffneten Arme des Volkes.

Diese intelligente Jugend aber konnte von ihren heißgeliebten socialistischen Idealen sich nicht trennen und glaubte, es werde leicht sein, sie dem Volke einzuimpfen, diesem Volke, das auf seine Freunde hoffte, das nur den ersten Anstoß erwartete, um etwas zu unternehmen. Und nun ging diese enthusiastische Jugend — ähnlich wie sich die englischen christlichen Socialisten unter der Leitung Zablaws und Frederik Dennison Maurice's selbstverleugnend unter die niederen Volksschichten Londons stürzten — mit weit geöffneten Armen dem russischen Volke entgegen. Die besten Repräsentanten dieses jungen Rußlands — meist die Blüthe des Adels — verließen nun ihre durch vielhundertjährige Sclavenarbeit geschaffenen Herrenhäuser und strömten in die entlegensten Winkel, in die ärmlichsten Dorfhütten, wo ihre in zerrissene Lumpen gehüllten, vor kurzem noch geknechteten, jetzt aber gleichberechtigten jüngeren Brüder wohnten. Die Begeisterung war allgemein, großartig, und es gab nur wenige Familien, in denen nicht wenigstens ein Mitglied zu den „Volksgängern" gehörte. Bekanntlich

Digitized by Google

schilderte Turgenjew diese Bewegung ganz vorzüglich in seinem Romane „Neuland“.

Das „ins Volk gehen“ erlitt am Ende der siebziger Jahre eine totale Niederlage. Die idealisirten Dorfbewohner und die Regierung traten ihm kräftig entgegen. Es trat nun von diesem Moment an ein Umschwung ein. Die radicalsten Elemente unter den Ueberzeugten, welche theils auswanderten, theils sich in der Heimath zu Geheimbünden zusammenschlossen, änderten ihr Programm, das seitdem rein terroristisch war. Die gemäßigten Elemente zogen sich von revolutionären Anschlägen zurück und beschränkten sich ausschließlich auf ihre culturträgerischen Ideale, die sie ins Dorf trugen. Einige gingen jetzt lediglich ins Volk, um an dessen Leben theilzunehmen, um sich mit dem Volk zu amalgamiren. Um so leben zu können, wie der Dorfbewohner lebt, mußten sie sich den Bedingungen des Dorfes anpassen und das Mißtrauen der Bauern zu überwinden suchen; Bauernkleidung, gemeinsame Feldarbeit, die Mundart der Bauern — dies alles mußte als Hülfsmittel dazu dienen. Diese Procedur der Vereinfachung zieht die gebildeten Städter nach und nach in die Sphäre des Dorfbewohners hinab und hier beginnt dann die Idealisirung des Volkes und seiner Lebensweise. Gleichzeitig wird dann auch die Idealisirung der russischen Volkswirthschaft, d. h. die Naturalwirthschaft, zum Grundmotiv der Anschauungen aller Volksfreunde.

Diese Epoche ist zugleich die Zeit, in welcher die Ansichten Leo Tolstoj's vollständig klar formulirt werden. Der Geist seiner Ideen entspricht vollständig der damaligen Stimmung der Gesellschaft. Viele von derselben, und besonders die Volksgänger, bildeten die Schaaren der Tolstoj'schen Anhänger, welche mehrmals den Versuch machten, Tolstoj's Ideale praktisch zu verwirklichen. Diese Ideale lassen sich folgendermaßen kurz zusammenfassen: Tolstoj stellt das Volk auf ein so hohes Piedestal, daß ein gebildeter Mann diese ideale Höhe gar nicht erreichen kann. Die gebildete Menschheit, meint Tolstoj, ist durch den viele Jahrhunderte währenden Einfluß der Civilisation — in der sich das ganze Elend der Menschheit concentrirt — compromittirt worden; das Volk aber hat seine ursprüngliche kindliche Reinheit bewahrt.

Doch es sind nicht nur die ethischen Eigenschaften des Bauern, die unsre Hochachtung beanspruchen, sondern auch seine Wirthschaftsweise, die Principien seiner ökonomischen Thätigkeit bilden ein erstrebenswerthes Ideal. Dieses Ideal war bereits realisirt in dem längst entschwundenen der Naturmenschheit. Also ist es der agrarische Communismus, in dem Leo Tolstoj den Ausdruck seines wirthschaftlichen Ideals erblickt. Im agrarischen communistischen Zukunftsstaate Tolstoj's wird alles nach den Principien der Naturalwirthschaft betrieben. Man hat dort weder Geld, noch Credit, noch Arbeitstheilung, noch Steuern, noch Universitäten, noch Armeen, noch Beamte.

Die philosophische Begründung dieser Tolstoj'schen Theorie lautet folgendermaßen: Alle Menschen sind gleichartig. In Bezug auf das dem Menschen Eigenthümliche gibt es zwischen dem Wilden und dem Bankier, zwischen einem Arbeiter und Napoleon keinen Unterschied. Die gebildete Gesellschaft und das Volk stehen in einem stricten Gegensatz zu einander, sie verspotten und hassen sich gegenseitig. Diese Verschiedenheit der Civilisirten und Nichtcivilisirten kann besonders gut beim Begegnen mit orientalischen Völkern beobachtet werden. Der westeuropäische Fortschritt, meint Tolstoj, ist nicht etwas Fatalistisches, nichts unbedingt Obligatorisches, weder für das Europa der Zukunft, noch für andere Welttheile. Rußlands Fortschritt kann sich auf ganz anderen Bahnen bewegen, als der Westeuropa's. Der historische Gang der Ereignisse ist an und für sich unvernünftig, sinnlos. Der Mensch, welcher gewisse Ideale verfolgt, ist durchaus imstande, den historischen Gang nach seinem Gutdünken zu lenken. Ebenso besitzt auch der Mensch das Recht, sein sittliches Urtheil über die Geschichte zu fällen. Er richtet über die historischen Thatsachen nach dem Maßstab seiner ethischen Weltanschauung. Auch Tolstoj urtheilt über die europäische Civilisation vom Standpunkte seiner sittlichen Ueberzeugungen. Er behauptet, daß alle gegenwärtigen technischen und culturellen Fortschritte sich im ausschließlichen und unantastbaren Besitz einer sehr kleinen Gruppe von Menschen befinden, die nicht einmal das Recht haben, diesen Besitz auszunützen. Ein anderer größerer Theil der Bevölkerung, der die „Producte des Fortschritts“ (den Buchdruck, die Eisenbahnen, den Credit, den Arbeitslohn ꝛc. ꝛc.) schuf, hat gar keinen Antheil an diesen Gütern. Es wäre daher besser, wenn solche Lebensbedingungen vorhanden wären, welche die Möglichkeit ausschließen, daß die Minderheit auf Kosten der Mehrheit lebt und daß die ganze Civilisation nur dieser Minderheit zugute kommt. Die Organisation, welche dem Menschen ein durchaus ideales Leben zu führen gestattet, ist die agrar-communistische Gemeinde ohne staatliche Macht und ohne Geldwirthschaft. Es ist dies ein an die Phantasien Rousseau's erinnernder Urzustand der Menschheit. Tolstoj meint ebenso wie Rousseau, daß unser Ideal nicht vor uns, sondern hinter uns liegt, daß der Mensch als ein vollkommenes Wesen geboren, nur unter dem Einflusse der Bedingungen des gegenwärtigen Lebens schlecht geworden ist.

Bekanntlich hat Tolstoj seine Anschauungen im Laufe der Zeit einigermaßen modificirt. Anstatt des sittlichen Gerichts über die Geschichte und der Intervention in den historischen Gang des Lebens lehrt er nun das Nichtwiderstreben gegenüber dem Bösen. Er meint, man solle seinem Nächsten nicht durch ein thätliches, gegen das Böse gerichtetes Dazwischentreten, also weder durch Geld, noch durch Wissen, noch durch Proteste helfen. Die Aufdringlichkeit ist machtlos, die Persönlichkeit des Menschen spielt im historischen Proceß gar keine Rolle. Hiezu kamen noch die Lehren des Urchristenthums. Tolstoj predigte die Enthaltsamkeit: man solle weder Tabak rauchen, noch Wein und Fleisch genießen; dann eine Reihe von theils paradoxen, theils mystischen Ansichten, wie z. B. die Lehre von der göttlichen Vergeltung. Soviel über seine neuen Ansichten.

Bekanntlich gelangte Tolstoj zu seiner Weltanschauung nicht auf einmal. Tolstoj kam zu ihr nur allmählich unter dem complicirten Einfluß des Ganges seines eigenen Lebens und der Entwicklung der russischen Gesellschaft. Beide beeinflussen und ergänzen gleichsam einander. Und in der Geschichte der russischen Gesellschaft dieses Jahrhunderts ist Tolstoj nur eine äußerste Consequenz ihrer Gesellschaftsströmungen. Eben darin liegt das Geheimniß seiner Größe.

Mittheilungen und Nachrichten.

—ek— **Zwischen zwei Jahrhunderten.** Gesammelte Essays von Lea Berg. Frankfurt a. M. Literarische Anstalt. Rütten u. Löning 1896. — Diese Sammlung eines der Kritiker aus der Schule der Jüngsten enthält gar vielerlei, was sehr anspricht und auch mancherlei, das gar nicht ansprechen kann. Aber wenn wir auch in vielen Einzelheiten und in Principienfragen mit dem Autor durchaus nicht übereinstimmen können, nimmt uns dennoch der Ernst und die Sachlichkeit seines Strebens so sehr für ihn ein, daß wir die Aufmerksamkeit der Freunde der Literatur auf sein Buch lenken wollen, und wäre es auch nur, um ihm sehr oft zu widersprechen. Zunächst ein Wort über den Inhalt. Den Band eröffnen eine Reihe von Charakteristiken: Nietzsche, Schod, Hans Hoffmann, Knut Hamsun, Prinz Emil zu Schönaich-Carolath, Alberta v. Puttkamer, Maria Janitschek, Sudermann und das

bürgerliche Drama. Sodann folgen unter dem Titel „Hundert Jahre deutscher Zeitgeist“ Studien literarhistorischer Art: Bürger und Schiller; zur Psychologie Schillers; Heinrich Heine und unsre Zeit; Hebbel und Ibsen, eine Parallele. Hierauf zwei Abtheilungen allgemeiner literarischer und ästhetischer Betrachtungen: „Ideale und Probleme“ und „Zur Psychologie und Aesthetik der Moderne“; den Schluß machen „Kritische Aufsätze und Aufsätze zur Kritik“. Man sieht: der Inhalt ist reich und bunt genug. Allein wenn der Autor die Hoffnung ausspricht, daß man trotzdem eine Einheit in dem Buche finden werde, so hat er damit nicht Unrecht. Sie ist wirklich da und beruht in der Einheit seiner Methode und Tendenz, die auch dort wirkt, wo Berg sich scheinbar mit der Vergangenheit beschäftigt, in Wahrheit aber auch da auf actuelle Streitfragen der Literatur, wie im Streit um Heine's Beurtheilung, behandelt. Und diese Tendenz besteht wesentlich darin, daß Berg von allen Seiten, historisch und kritisch-analytisch, das Wesen des modernen Geistes erfassen und darstellen will. Es geschah gewiß nicht ohne Absicht, daß Berg die Sammlung mit einer Charakteristik Nietzsche's eröffnet, denn offenbar ist Nietzsche derjenige Philosoph, an den er sich mit völligster Hingabe anschloß. Der Essay über Nietzsche, zwar hübsch in der Form, ist denn auch keine besondere kritische Leistung. Berg nimmt weder Stellung zu seinem absoluten Skepticismus, noch zu seiner psychologischen Methode, noch zu seinen moralischen Maßlosigkeiten, sondern schließt sich in rückhaltloser Verehrung (auch sogar der geschmacklosen Zarathustro-Poesie) dem glänzenden Schriftsteller an und nimmt ihn in Schutz gegen die Vorwürfe, die man Nietzsche ob seines Selbstlobs und seiner Uebertreibungen machte. Berg ist also Nietzscheaner durch und durch: absoluter Skeptiker, Individualist bis zum äußersten, bis zur Bekämpfung der Realität des Begriffes „Menschheit“ und des Ideals des Humanismus; er ist Skeptiker auch in den peinlichsten ästhetischen Fragen, nichts als Psycholog, Zeitpsycholog, Decadent. In der Literaturgeschichte ist nun ein gut Stück Skepticismus und Individualismus immerdin am Platze, denn es befördert die Unbefangenheit und Gerechtigkeit der Darstellung. Der doctrinäre Aesthetiker geräth leicht in die Gefahr, hervorragenden Talenten, die ihm fremd sind, Unrecht zu thun; man denke an Gervinus und viele seiner harten Urtheile. Die moderne Aesthetik z. B. in einem ihrer geistvollsten Vertreter (Johannes Volkelt) ist auch ohne Nietzsche wesentlich psychologisch geworden und hütet sich sehr vor dem Verlassen des historisch-empirischen Bodens. Allein eine Grenze stellt auch diese Aesthetik ihrer skeptischen Vorsicht; gewisse Elemente müssen doch in einem Werke vorhanden sein, wenn es künstlerisch beachtenswerth sein soll. Irgendwo fängt doch die Kunst an oder hört sie auf. Zeitpsychologie und Kunstkritik sind denn doch nicht identisch. Psychologisch interessant kann auch das künstlerisch Gleichgültige, so das künstlerisch gänzlich Verfehlte sein. Wenn nun der Kritiker die zeitpsychologische Betrachtung mit solcher Ausschließlichkeit vertritt, wie Leo Berg, so schwächt er das Kunstbewußtsein gar sehr und erzeugt leicht den Schein, als hätten wir eine Kunst, indeß wie doch nur morsche oder stammelnde Versuche einer Kunst haben. Und diesen falschen Schein erzeugt nicht bloß Berg, sondern auch mancher andere Kritiker seiner Schule. Zugegeben, daß jede Zeit die Kunst hat, die sie verdient, daß der „große Dichter das Gewissen seiner Zeit ist“, daß gegenwärtig aus einer begreiflichen Stimmung der Zeit heraus mit einer gewissen Nothwendigkeit peinliche Kunstwerke geschaffen werden — folgt daraus, daß wir ihnen zustimmen müssen, daß die Kritik nicht auch die Pflicht hat, das „Gewissen der Zeit“ selbst zu kritisiren, ihre Irrthümer und Krankheiten und Verworrenheiten nicht auch als solche zu verurtheilen? Das ist der Gegensatz, den Leo Berg mit seiner, jedes ethische und jedes künstlerische Ideal skeptisch negirenden Art herausfordern. Vor der „Zeit“ beugt er sich mit der Ergebung eines Fatalisten; sie erscheint bei ihm als eine Macht, mit der nicht weiter zu rechten ist. Und weil große Dichter mit ihren Erstlingen oft als „krank“ bezeichnet worden, scheint Berg sehr geneigt, von der „Krankheit“, vom ablehnenden Urtheil der älteren Zeitgenossen, zu schließen, daß die also bezeichneten Dichter Genies sind. Und wie objectiv er sich auch geberden mag, so führt ihn doch seine Leidenschaft für „die Moderne“ zur tendenziösen Geschichtsschreibung. Er betrachtet unbehaltene Versuche, die aber auf Neuerungen ausgehen, mögen sie noch so trügerisch und von vornherein als unmöglich erkennbar sein, sichtbar mit weitaus mehr Wohlwollen, als Künstler, die sich nicht als Revolutionäre geberden, sondern naiv, ihrem eingeborenen Genius gemäß, schaffen. Er zieht es vor, mit psychologisch liebevoller Hingabe „unberühmte“ Dichter zu behandeln, die aber doch nur darum unberühmt blieben, weil sie sehr wenig können und keine Eignung zum Berühmtwerden haben. — Dies ist, was wir im allgemeinen über diesen Band Essays zu sagen haben. Wollten wir in die Einzelheiten eingehen, so würde uns das zu weit führen, auch müßte sich die Polemik oft mehr gegen Nietzsche als Berg wenden. Des Curiosums wegen heben wir nur ein recht verkehrtes Urtheil Leo Bergs über Grillparzer heraus, das uns zeigt, wie weit dieser Moderne in seiner Parteilichkeit gehen kann. Er sagt S. 325: „Wenn man aber im Gegensatze zu Heinrich v. Kleist und Hebbel, die man in anderer Beziehung so heute wohl zu schätzen weiß, noch immer das Formtalent eines Grillparzer rühmen kann, dem gerade jedes Form- und Stilgefühl abging, so beweist diese eine Thatsache schon, daß das Artistische in der Poesie den Deutschen noch immer ein dunkles Land ist. ... Die unglaubliche Ueberschätzung Grillparzers und der übrigen weiblichen Epigonentalente war eine große Gefahr für die Entwicklung der deutschen Dichtung.“ Da haben wir's. Grillparzer wird zu sehr überschätzt! Kürzlich hat einer der begeistertsten und einsichtigsten Verehrer Hebbels und Kürnbergs, Heinrich Bulthaupt, erklärt, daß Grillparzer eigentlich noch gar nicht genug geschätzt wird, daß die Erkenntniß seines Werthes erst im Zunehmen begriffen ist. Und andere Kritiker haben sogar eine Verwandtschaft des „Treuen Dieners“ und der „Jüdin von Toledo“ mit den Ibsen'schen Werken gefunden, für die Berg ohne Grenzen schwärmt. Grillparzer soll jedes Form- und Stilgefühl gemangelt haben! Berg hat wohl niemals einen Blick in die Epigramme oder kritischen Studien des Dichters gethan, sonst müßte er ihm wenigstens das Gefühl für Form und Stil zugestehen, auch dann noch, wenn er es den Schöpfungen des Dichters bestreiten wollte — was bisher noch niemand zu bestreiten den Einfall hatte. — Nein, alle Psychologie in Ehren — aber sie allein genügt denn doch nicht zur Kunstkritik, es bedarf da auch der Sicherheit des Geschmacks und der ästhetischen Principien.

* **Akademie der Wissenschaften in Wien.** Sitzung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe vom 9. Januar 1896. Das w. M. Hofr. Prof. J. Wiesner überreicht eine von Hrn. Reich Tschermak im botanischen Institut der Universität Halle ausgeführte Arbeit: „Ueber die Bahnen von Farbstoff- und Salzlösungen in dicotylen Kraut- und Holzgewächsen“. Der Verfasser schließt aus seinen Versuchen, daß eine bestimmte Astpartie, ein bestimmter Theil des Pflanzenkörpers in seiner Ernährung keineswegs ausschließlich auf die Function der anatomisch zugehörigen Wurzelportie angewiesen sei; jeder Ast könne vielmehr seine Nahrung aus dem allen gemeinsamen Saftreservoir des Stammes schöpfen, dessen gleichmäßige Füllung durch die Resorption seitens der einzelnen Wurzeln und durch die Diffusion der aufgesaugten Nährsalze bewerkstelligt werde. — Das w. M. Oberbergr. Dr. Edm. v. Mojsisovics überreicht eine für die Sitzungsberichte bestimmte Abhandlung: „Ueber den chronologischen Umfang des Dachsteinkalkes“. — Das w. M. Prof. A. Schrauf legt eine im mineralogischen Museum der Wiener Universität ausgeführte Arbeit des Dr. Philipp Heberdey, unter dem Titel: „Krystallmessungen II“, vor. In derselben wird das Krystallsystem von 14 neuen organischen Verbindungen bestimmt, welche von den Prof. Weidel, Zeisel, Lippmann dargestellt worden sind. — Prof. Dr. Franz Toula von der technischen Hochschule in Wien erstattet einen vorläufigen Bericht über seine mit Subvention des Cultus-Ministeriums im Sommer 1895 ausgeführte Reise an den Bosporus und an die Südküste des Marmorameeres. Diese Reise hatte wie jene in die Krim, in die Bukowina und in die Dobrudscha den Zweck, vergleichende Beobachtungen anzustellen über gewisse bei den geologischen Studien in den Balkanländern stets wiederkehrende Fragen. Große Schwierigkeiten erwuchsen aus der Unmöglichkeit, einen großherrlichen Ferman zu erhalten. Die gewöhnlichen Inlandpässe (Teskeres) werden nur für einzelne Vilajets ausgestellt. Daraus erwuchsen dem Berichterstatter große Beschwerden, er mußte aus dem Vilajet Trapezunt zurück nach Stambul, um das zunächst angrenzende Gebiet von Erdek, Panderma und Mudania bereisen zu können. Auf der Rückreise erkrankte er auf dem altria zur Verfügung stehenden Transportschiff schwer an Brechdurchfall. Glücklicherweise brach die Krankheit erst wenige Stunden vor dem Eintreffen in Konstantinopel aus, so daß er noch rechtzeitig nach dem österr.-ungar. Hospital gebracht werden konnte, wo er die sorgsamste Behandlung und Pflege fand. An eine Ausführung des zweiten Theiles seines Reiseplanes dachte seiner physischen Schwächung wegen nicht gedacht werden, er mußte sich glücklich preisen, noch etwa vierzehn-

Digitized by Google

tägigem Aufenthalt im Spital die Heimreise antreten zu können. Trotz dieses Mißgeschicks gelang es ihm, sowohl auf beiden Seiten des Bosporus, als am Golfe von Ismid zwischen Haidu Pascha und Kadaburun (Dil), sowie an der Küstenstrecke aus der Gegend von Hissarlik (Troja) bis Karabigha am Südufer des Marmarameeres eine große Menge von Beobachtungen anzustellen, über welche er bei späterer Gelegenheit berichten wird. In der vorgelegten Abhandlung behandelt er die Verhältnisse am Golfe von Ismid, östlich von Gebsé (dem Libyssa der Alten), wo er, in Begleitung seines Freundes Dr. Halil Edhem Bey die Aufschlüsse an der Eisenbahn einer Untersuchung unterziehend, zwischen Kazmali und Molumkiol (Kiepert'sche Karte) nicht ganz 50 km von Haioa Pascha ein Muschelkalkvorkommen mit reicher Fossilienführung aufzufinden so glücklich war. Die Fossilien, vorwaltend Cephalopoden, finden sich in einem grauen, dichten Kalke, der an Ort und Stelle fast genau nordsüdlich streicht und mit 25° gegen Ost einfällt. Die hier gesammelte Fauna umfaßt 56 verschiedene Formen. Von diesen lassen sich nur 9 mit bekannten Arten in Vergleich bringen, davon sind aber nur drei mit einigen Vorbehalten zu identificiren. Von den 6 übrigen zum Vergleiche herbeigezogenen Formen sind drei aus der arktischen Muschelkalkprovinz und zwei aus dem Himalaya bekannt geworden. Es finden sich also Anklänge an die drei wichtigsten Muschelkalkprovinzen, während Anklänge an die mitteleuropäische nur in den Gemeinden der lichten Liegendkalke und in den spärlich vertretenen Pelecypoden des eigentlichen, so überaus fossilienreichen Complexes von dichten, dunkelgrauen Kalken vorliegen. Was die Bestimmung des Horizonts anbelangt, so kann nur die Annahme, daß man es mit einer Muschelkalkfauna zu thun habe, als feststehend betrachtet werden, während eine nähere Angabe durch den Abgang einer größeren Anzahl nun sicher zu identificirenden Arten sehr erschwert wird. Die Lagerungsverhältnisse weisen auf den höheren Horizont des echten Muschelkalkes hin. — Prof. Dr. Joseph Schaffer in Wien überreicht eine Mittheilung, betitelt: „Ueber einen neuen Befund von Centrosomen in Ganglien- und Knorpelzellen". — Sitzung vom 16. Jan. Das c. M. Prof. Guido Goldschmiedt übersendet zwei im chemischen Laboratorium der deutschen Universität in Prag ausgeführte Arbeiten von Dr. Berthold Jeiteles: 1. „Ueber die Destillation von o-Kresol mit Bleioxyd". 2. „Notiz über das Verhalten von phenylsalicylsaurem Calcium bei der trockenen Destillation". — Das w. M. Hofr. Prof. Ludw. Boltzmann überreicht eine Abhandlung des Assistenten am physikalischen Institut in Wien Dr. Gustav Jäger: „Ueber den Einfluß des Moleculorvolumens auf die mittlere Weglänge der Gasmoleküle". — Das w. M. Director E. Weiß überreicht eine Abhandlung von Regierungsr. Prof. G. v. Niessel in Brünn, welche die Bahnbestimmung von vier großen, am 16. und 25. Jan. 1895 erschienenen Meteoren enthält. — Prof. Dr. Ed. Lippmann in Wien übereicht eine Arbeit von Dr. Paul Cohn: „Ueber o-Benzoylphenol". — Sitzung vom 23. Jan. Das w. M. Prof. Dr. Leopold Pfaundler in Graz übersendet eine Mittheilung: „Beitrag zur Kenntniß und Anwendung der Röntgen'schen Strahlen", mit einer photographischen Abbildung. — Das c. M. Prof. Franz Exner übersendet eine in seinem Laboratorium ausgeführte Arbeit des Hrn. St. Meyer: „Ueber den Sitz der Potentialdifferenzen in Tropfelektroden und im Capillarelektrometer". — Das c. M. Prof. F. Becke in Prag übersendet eine vorläufige Mittheilung über Beziehungen zwischen Tonomometamorphose und Moleculorvolumen. — Das w. M. Hofr. Prof. Ad. Lieben legt vor: „Ueber die durch Einwirkung von alkoholischem Kali auf Aldehyde entstehenden zweiwerthigen Alkohole"; ferner zwei aus dem II. chemischen Laboratorium der Wiener Universität hervorgegangene Arbeiten: 1) „Einwirkung von alkoholischem Kali auf ein Gemenge von Formaldehyd und Isobutyraldehyd", von Alexander Just; 2) „Ueber das aus dem Isobutyraldehyd entstehende Glycol und dessen Derivate", von Adolf Franke. — Das w. M. Prof. L. Boltzmann überreicht eine Abhandlung von Hrn. Dr. Gustav Jäger, Assistenten am physikalischen Institute der Universität Wien, betitelt: „Die Gasdruckformel mit Berücksichtigung des Moleculorvolumens". — Das w. M. Hofr. G. Tschermak legt im Namen der Commission für die petrogeographische Erforschung der Centralkette der Ostalpen den Bericht des c. M. Prof. F. Becke in Prag über den Fortgang der Arbeiten im Jahre 1895 vor. Im Anschlusse an die vorjährigen Begehungen in der Kreuzeckgruppe hat Prof. Becke heuer seine in den Vorjahren begonnenen Untersuchungen innerhalb der Centralkette fortgesetzt. Es wurde die geologisch-petrographische Aufnahme des Querprofils auf der Linie Obervellach—Badgastein vollendet und die seitliche Ergänzung dieses Profils auf der Höhe des Centralkammes im Westen bis zum Hohen Sonnblick und im Osten bis zur Hochalmspitze durchgeführt. Es fällt also der Südflügel der vielgliedrigen sogenannten Schieferhülle und in der Hauptsache auch die Kernmasse des genannten Gebirgscomplexes in den Rahmen der Untersuchung. Die Beobachtungen von Prof. Becke bezogen sich auf das Gebiet zwischen dem mittleren Ahrathal und dem Zemmgrund. Nebst den Aufnahmetouren unternahm er noch eine Anzahl Ergänzungstouren in dem vorjährigen Aufnahmegebiete, welche namentlich den Südrand der Antholzer Gneißmasse und das Ostende der Ifinger (Brixener) Granitmasse betrafen. Einen Theil seiner Arbeitszeit verwendete der Berichterstatter zu vergleichenden Excursionen im Malnitz-Gasteiner Gebiete. Ueber die Ergebnisse der Aufnahmen im Gebiete nördlich von Meran berichtet Professor Grubenmann. Die chemische Untersuchung ausgewählter Gesteinproben im Laboratorium des Hofr. E. Ludwig hat 1895 erfreuliche Fortschritte gemacht und ist gegenwärtig so organisirt, daß eine überaus werthvolle Unterstützung der petrographischen Forschung durch die chemische Analyse gesichert ist. Gleichzeitig wurde auch die mikroskopische Untersuchung des gesammelten Materials energisch gefördert und hat namentlich durch exacte Feldspathbestimmungen zu wichtigen Ergebnissen geführt. Endlich wurden auch die Vorarbeiten für den Atlas mikroskopischer Gesteinbilder in Angriff genommen, so daß für eine ganze Anzahl charakteristischer Gesteintypen und Structurverhältnisse Photogramme bereitliegen. — Das w. M. Director E. Weiß überreicht eine Notiz von Prof. Dr. E. Freh. v. Haerdtl in Innsbruck, über die Säcularacceleration des Mondes, in welcher nachgewiesen wird, daß die bisher vernachlässigte Berücksichtigung der Säcularvariation der Schiefe der Ekliptik derselben einen Betrag von 0.20 hinzufügt. — Der Secretär überreicht eine Abhandlung von Prof. J. Peenter in Innsbruck, betitelt: „Die allgemeine Luftdruckvertheilung und die Gradienten bei Föhn". Der Verfasser erörterte in einer früheren Abhandlung die Eigenschaften und die Art des Auftretens des Föhn in Innsbruck. In der vorliegenden Arbeit werden die Ursachen gesucht, welche dem Auftreten des Föhn in Innsbruck zu Grunde liegen. Die Resultate dieser Untersuchung sind kurz folgende: Föhn tritt bei den verschiedensten Luftdruckvertheilungen auf und beschränkt sich durchaus nicht darauf, sich nur als Folgeerscheinung einzustellen von im W bis NW oder NNW auftretenden Cyklonen, die ihre Wirkungen bis an den Wall der Centralalpen ausdehnen. Selbst bei ganz flachen Minimis in WSW und SW, der denen ein Einfluß auf die Nordseite der Alpen sowohl wegen der Lage als wegen des geringen Luftdruckgefälles kaum zu erwarten wäre, kommt starker Föhn vor; ja sogar bei Luftdruckvertheilungen, wo ein ganz gleichmäßig gradientloses Gebiet von den Alpen bis zur Nordsee und dem Atlantischen Ocean sich ausdehnt, wurde wiederholt kräftiger Föhn beobachtet. Dieses erste Resultat der Untersuchung läßt sich aus den täglichen Wetterkarten sicherstellen. Die Ursache des Föhns scheint unmittelbar immer eine secundäre Depression zu sein, welche sich in dem Vorlande der Alpen und in den Föhnthälern bildet. Dieses zweite Resultat ist nur sehr wahrscheinlich; um es zur Gewißheit zu erheben, bedarf es noch weiterer, auf mehr Material fußender Untersuchungen über die Luftdruckvertheilung in den Alpen und im Vorlande derselben bei Föhn, nach dem Vorgang von Billwiller. Der Grund, warum bei Luftdruckvertheilungen, die ganz jenen gleich sind, bei welchen sonst Föhn sich einstellte, zuweilen kein Föhn auftritt, kann darin liegen, daß derselbe erst sich einstellen kann, wenn die Umstände die Bildung einer secundären Depression begünstigen und diese sich auch ausbildet, während in den erwähnten Fällen die Ausbildung dieser secundären Depressionen unterblieben ist.

* Klein Paris spielt Klein Athen. Die „Magd. Ztg." meldet aus Leipzig, 2. April: Bekanntlich hat sich hier vor einigen Monaten ein Ausschuß gebildet, der der Frage der Einführung von olympischen Spielen in Leipzig nähergetreten ist. Die Vorarbeiten sind nunmehr so weit erledigt, daß der Ausschuß, dem die angesehensten Kreise angehören, in den nächsten Tagen mit seinem Plane an die Oeffentlichkeit zu treten gewillt, um die Finanzwelt für die Zeichnung eines Garantiefonds zu interessiren. Die Spiele sollen im September noch beendet Reisezeit auf dem Rennplatz am Scheibenport stattfinden. Mit den olympischen Spielen werden auch römische Wagenrennen und Gladiatorenkämpfe verbunden sein; in Bezug auf diese Rennen hat der Ausschuß mit dem Circus Krembser, der um diese Zeit in Leipzig

Digitized by Google

weilt und in der Albert-Halle Vorstellungen gibt, ein Abkommen dahin getroffen, daß dieser sein Pferdematerial für die Wagenrennen mit zur Verwendung kommen läßt. Die gesammte deutsche Turnerschaft, die bekanntlich ihre Betheiligung an den olympischen Spielen in Athen abgelehnt hat, soll sich an den Leipziger Spielen betheiligen. Ferner hat der Ausschuß die Aufführung von Massenchören in Aussicht genommen, bei denen sämmtliche Leipziger Gesangvereine mitwirken sollen. Man hofft auf die Betheiligung von 5000 Sängern. Die Direction soll Capellmeister Arthur Nikisch übernehmen. Noch eine große Zahl weiterer Volksbelustigungen ist in Aussicht genommen. (Wir vermissen eine Auskunft darüber, ob Hrn. Edwin Baumann, dem Verfasser von „Mei Leibzg low' ich mir!", die Anfertigung der nöthigen pindarischen Oden übertragen ist. D. Herausg.)

* **Weimar.** Die Deutsche Shakespeare-Gesellschaft hält ihre diesjährige Generalversammlung Donnerstag, den 23. April, im Saale der hiesigen „Armbrustschützen-Gesellschaft" ab. Die Tagesordnung ist festgestellt wie folgt: 1) Erstattung des Jahresberichts, 2) Festvortrag des Prof. Max Koch über „Ludwig Tiecks Stellung zu Shakespeare", 3) Rechnungsablage, 4) Wahl des Orts der nächsten Generalversammlung, 5) Ergänzungswahlen, 6) etwaige Anträge und Wünsche von Mitgliedern. Die Vorstandssitzung findet Mittwoch, 22. April, im Schillerhause statt.

* **Berlin.** Helneich v. Treitschke ist seit Wochen an einem Nierenleiden ernstlich erkrankt. Er hatte schon 14 Tage vor Schluß des Winterhalbjahrs seine Vorlesungen einstellen müssen, und inzwischen ist leider eine Verschlimmerung eingetreten.

* **Wien.** Der Kaiser hat dem Director des Kriegsarchivs, F.-M.-L. Leander v. Wetzer, das österreichisch-ungarische Ehrenzeichen für Kunst und Wissenschaft verliehen. Es ist dies der erste Fall der Verleihung dieser 1887 begründeten höchsten Decoration für wissenschaftliche und künstlerische Verdienste an ein Mitglied des Heeres. F.-M.-L. v. Wetzer zählt aber auch zu den anerkanntesten und berühmtesten Autoritäten auf dem Gebiete der Kriegsgeschichte und der geschichtlichen Forschung überhaupt und hat durch die im Auftrage des Chefs des Generalstabes, F.-Z.-M. Frhrn. v. Beck, unternommene Herausgabe des monumentalen Werkes „Oesterreichischer Erbfolgekrieg" seinen bisherigen bahnbrechenden Leistungen für die gründliche Aufhellung der österreichischen Kriegs- und Staatengeschichte ein neues, bleibendes Verdienst hinzugefügt. — Das Ehrenzeichen für Kunst und Wissenschaft, das sich einigermaßen mit der Friedensklasse des preußischen Ordens pour le mérite vergleichen läßt, besitzen bisher folgende inländische Persönlichkeiten: Heinrich v. Angeli, Alfred v. Arneth, Julius Benezur, Wilhelm Fraknoi, Michael v. Munkacsy, Theodor v. Sickel, Joseph Unger, Rudolf v. Alt, Wenzel Beczil, Prof. Anton Randa, Prof. O. Benndorf, Anton Malecki, E. Zhan in Budapest, W. W. Tomek in Prag, der österreichische Dominikanermönch und Ord-Archivar des H. Stuhls P. Heinrich Suso Denifle in Rom, der Maler Ludwig Passini in Venedig, Prof. Joh. Bapt. Weiß in Graz, Prof. v. Zicker in Innsbruck, Kaspar v. Zumbusch, Wilhelm R. v. Hartl, Julius Hann (Director der Centralanstalt für Meteorologie), Prof. Hermann Zschokke, Prof. Friedr. Mauthner. Ausländische Besitzer sind: Prof. Friedrich v. Martens in Petersburg, Virchow, Duc de Broglie und Mommsen.

* **Budapest.** Die ungarische Akademie der Wissenschaften hält ihre Millenniumsfest-Sitzung am 17. Mai. Nach der Eröffnungsrede des Präsidenten Baron Lorant Eötvös wird der gemeinsame Finanzminister Benjamin v. Kallay, der ordentliches Mitglied der Akademie ist, einen Vortrag über die ungarischen Könige aus dem Hause der Arpaden halten.

* **Brüssel.** Die Professoren Robert Koch und Finkelnburg sind zu Ehrenmitgliedern der kgl. Akademie ernannt worden.

* **St. Petersburg.** Das 50jährige Professoren-Jubiläum beging am 31. März der 77jährige Prof. emer. der hiesigen Universität, Doctor der orientalischen Sprachen, Ilja Nikolajewitsch Beresin. 1842 unternahm er im Auftrag des Ministeriums der Volksaufklärung auf 3½ Jahr eine Studienreise durch den Kaukasus, Persien, Kleinasien, Palästina, Aegypten und Konstantinopel und kehrte im Januar 1846 zurück, um in Petersburg der Akademie der Wissenschaften ausführlichen Bericht über seine Reise zu erstatten. Alsbald erfolgte seine Ernennung zum außerordentlichen Professor der Universität Kasan auf dem Katheder für die tatarische Sprache; 1854 ward er ordentlicher Professor, ein Jahr später erfolgte seine Versetzung nach Petersburg, wo er seitdem an der Universität gewirkt hat. Seine wissenschaftlichen Werke sind ungemein zahlreich; darunter befindet sich auch ein „Russisches encyklopädisches Lexikon" in 16 Bänden. — Die Frage über die Eröffnung einer medicinischen Facultät an der Universität Odessa ist nunmehr in letzter Instanz vom Reichsrath in positivem Sinne entschieden worden. — In Kiew ist einer Dame, Dr. med. Tarnberg, die Erlaubniß ertheilt worden, öffentliche Vorlesungen in einem Auditorium der Universität zu halten, allerdings mit der Beschränkung, daß diese ausschließlich vor weiblicher Zuhörerschaft stattzufinden haben.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 1. bis 4. April folgende Schriften eingegangen:

Edmund Klupper: Zur Reform des Getreidehandels. Leipzig, Hugo Voigt 1896. — Monatliche Nachweise über den Auswärtigen Handel des deutschen Zollgebiets; hggb. vom kgl. Statist. Amt. Februar 1896. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht 1896. — Dr. Max Quarck: Die Gewerbe-Inspection in Deutschland, England u. s. w.; kritische Darstellung. Nürnberg, Wärlein u. Co. 1896. — Jahresbericht des Bayerischen Gewerbemuseums zu Nürnberg 1895. Nürnberg 1896. — 42. Bericht über die Oeffentliche Handelslehranstalt der „Dresdner Kaufmannschaft". Ostern 1896. Dresden. — *Cause di morte.* Statistica degli anni 1893 e 1894; introduzione. Roma, direzione generale della statistica 1896. — Carl Willing: Zur Geschichte des Investiturstreites. Liegnitz, Reisner (Comm.) 1896. — Oscne v. Lettow-Vorbeck: Kriegsgeschichtliche Beispiele. Mit Karten und Planskizzen. 4. Aufl. Berlin, R. v. Decker 1896. — R. Steffen, Sohn: Erinnerungen eines Pariser Nationalgardisten aus den Jahren 1870—71. Mit Illustrationen. Heft 1. Altenburg, Stephan Geibel. — Prof. Dr. Richard Wülker: Geschichte der englischen Literatur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Leipzig u. Wien, Bibliograph. Institut 1896. — Erzherzog Ludwig Salvator: Märchen aus Mallorca, gesammelt. Würzburg u. Leipzig, Leo Woerl 1896. — Prof. Dr. W. Jerusalem: Die Psychologie im Dienste der Grammatik u. Interpretation; Vortrag. (Sep.-A.) Wien, Alfred Hölder 1896. — Prof. Dr. O. Schrader: „Deutsches Reich" und „Deutscher Kaiser"; sprachlich-geschichtliche Betrachtung zum 18. Januar 1896. Berlin, Verlag des allg. deutschen Sprachvereins 1896. — Dr. Alex. Filadelf: Ein Wort für die Einführung der neugriechischen Aussprache in den deutschen Bildungsanstalten. Athen, P. Leonis 1896. — Russische Novellen, hggb. von Alexander Brauner. Leipzig, Hermann Rieger. — Rud. Chr. Jenny: Fünf Decoerte; Epos in 7 Gesängen. Leipzig u. Zürich, Th. Schröter 1896. — Gräfin Anna Amadei: Gedichte. Wien, Wilhelm Frick. — Marie Ipserott: Meine Lieder; hggb. v. Dr. Friedrich Heitz. Preßburg u. Leipzig, Rudolf Drobliefl 1896. — Joseph Kürschner: Deutscher Literaturkalender auf das Jahr 1896. 18. Jahrg. Leipzig, G. J. Göschen. — Oesterreichisch-ungarische Revue, Jahrg. X. 1896; hggb. v. A. Mayer-Wide. 19. Bd. Heft 5 u. 6. Wien, Verlag der Revue. — Russische Zustände; unparteiische Monatsrevue. 1. Jahrg. Nr. 7. März 1896. Zürich, Gesellverein. — *The Far East;* English edition of the Kokumin-no-tomo. Vol. I. No. 1. February 1896. Tokyo, office of the Kok.-n.-t. — Henrlette Goldschmidt: Bertha v. Marenholtz-Bülow, ihr Leben und Wirken. Franz Eyssenhaedt: Aosta und seine Alterthümer. (Virchow-Wattenbach, Vorträge Nr. 239 u. 240.) Hamburg, Verlagsanstalt A.-G. 1896. — Anzeiger des germanischen Nationalmuseums 1896 Nr. 1, Januar und Februar. Nürnberg, Verlag des Museums 1896. — Dr. Theodor v. Frimmel: Gemälde Galerien. 2. Aufl. Berlin, Georg Siemens 1896. — Otto Auleger u. Karl Traumann: Alt-München in Bild u. Wort. Lfg. 9 u. 10. München, L. Werner. — Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort u. Bild, Lfg. 249. Mähren u. Schlesien Heft 3. Wien, Alfred Hölder. — C. W. Allers u. Hans Kraemer: Unser Bismarck. 2. Aufl. Lfg. 4 u. 5. Stuttgart ꝛc., Unica. — Prospect der drei neuen Alpenhotels i. Ranges Sulden, Trafoi, Karersee. Innsbruck, Verein für Alpenhotels Tirol. — Dr. med. Ferdinand Goetz: Handbuch der deutschen Turnerschaft. 5. Ausg. Hof, Rud. Lion 1896. — Deutsche Gesellschaft für ethische Cultur: Bericht über die Verwaltung der ersten öffentlichen Lesehalle zu Berlin i. J. 1895. Berlin 1896.

Jahrgang 1896. München, Dienstag, 7. April. Nummer 80.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30. Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Die neuesten Papyrusfunde. Von O. Crusius. — Zur wirthschaftlichen Lage in Cuba. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die neuesten Papyrusfunde.

Von O. Crusius.

Nach zwei Seiten werfen die wundervollen Papyrusfunde der letzten Jahrzehnte ihr helles Tageslicht in die antike Welt. Einmal bringen sie uns archivalisches Material für die Geschichte des Landes, das sie uns spendete, so reich und anschaulich, als handelte sich's um das abendländische Mittelalter. Ebenso glanzvoll erweitern sie unsre Kenntniß der griechischen Literatur und Kunst. Ein geschichtliches Hauptwerk, dessen Nachwirken im ganzen späteren Alterthum fühlbar wird, ist uns wiedergeschenkt; die Homer- und Plato-Kritik sieht sich vor neue Aufgaben gestellt; die Existenz musikalischer Partituren für die antike Tragödie ist erwiesen; eine fast verschollene Kunstgattung, den Mimus, lernen wir kennen aus den wohlerhaltenen Arbeiten eines als classisch anerkannten Vertreters, des Herondas.

Der Löwenantheil an diesen Entdeckungen fällt den Forschern des britischen Inselreiches zu. Mit beispiellosem Glück und Geschick hat vor allem der Engländer Flinders Petrie, ein genialer Vertreter der „Wissenschaft vom Spaten", diese Schätze zu heben verstanden; ihm zur Seite arbeitete bei ihrer Verwerthung mit schönstem Erfolg ein irischer Gelehrter, J. P. Mahaffy, dessen meisterhafte Publication der Flinders Petrie Papyri in diesen Blättern schon von berufener Hand gewürdigt ist (Beil. 1891, Nr. 193). Auch der große Urkundenpapyrus, den wir aus dem stattlichen Quartband der Revenue Laws of Ptolemy Philadelphus jetzt kennen lernen,[1]) wurde in der Hauptsache von Prof. Flinders Petrie 1893/94 erworben; nur den Schluß, von Col. 72 an, erstand Mr. Grenfell ein Jahr später. Die erste Rolle war 44 Fuß lang, die zweite mindestens 15; der Papyrus ist demnach der umfangreichste, den wir besitzen. Die Papyrusfragmente, die Flinders Petrie und Mahaffy aus dem Papiermaché der Mumienhüllen auszuschälen verstanden, gewannen ihre unvergleichliche Bedeutung dadurch, daß sie uns zum erstenmal Papyrusurkunden und Schriftproben aus der Zeit der ersten Ptolemäer brachten. Und in diese Frühzeit des Hellenismus, ins Jahr 259/8 v. Chr., gehört auch die von Grenfell und Mahaffy bearbeitete neue Urkundensammlung, der „Finanz-Papyrus" Ptolemäus' II., wie man ihn am bequemsten bezeichnen wird. Während Grenfell den Text im einzelnen erläuterl, erschließt uns Mahaffy in seiner meisterhaften Introduction die allgemeinen Gesichtspunkte, unter denen er zu betrachten ist; in der Schilderung des Empire of the Ptolemies, die er eben mit kühner und sicherer Hand auf Grund vor allem des neuen Urkundenmaterials entworfen hat,[1]) rückt er den Fund bereits in den geschichtlichen Zusammenhang ein (Cap. IV, S. 143). Nur wirkliche Mitarbeiter, wie Lumbroso, U. Wilcken und die Herausgeber der Berliner Urkundensammlung werden in der Lage sein, Mahaffy's Ausführungen materiell zu ergänzen und zu berichtigen, wie das Wilcken Mahaffy's früherer Publication gegenüber in einigen wichtigen Punkten gelungen ist. Wir anderen haben vor allem zu lernen.

Um nichts geringeres handelt sich's als um die feinsten Triebfedern der inneren Politik im Ptolemäerreiche. Besonders auf die Kirchenpolitik der Ptolemäer weiß Mahaffy überraschende Schlaglichter zu lenken. Schon vor Jahrzehnten hat C. Wachsmuth in einem wichtigen kleinen Aufsatz (über ein Decret des ägyptischen Satrapen Ptolemaios I., Rhein. Mus. XXVI.) scharfsinnig ausgeführt, wie es der Begründer der Ptolemäerherrschaft verstanden habe, „seinem Thron neben der Armee in der heimischen Geistlichkeit noch eine zweite Hauptstütze zu verschaffen", durch Schonung und Uebernahme ihrer Culte, wie durch Rückgabe der in den Perserwirren verloren gegangenen Tempelschätze und heiligen Ländereien. Der „kluge Lagide" hatte freilich besonderen Anlaß, die Interessen der Priesterschaft so großartig zu fördern; es waren politisch schlimme, unsichere Zeiten und der Machthaber mußte daran denken, „die unbedingte Ergebenheit der Bevölkerung sich selbst für einen zeitweise unglücklichen Gang der Ereignisse zu sichern". In ganz anderer Situation war der zweite Ptolemäer nach den ersten Jahrzehnten seiner Regierung, und unsre Urkunde zeigt, daß er die Consequenzen daraus zu ziehen sich nicht gescheut hat. Nach den in dem Finanz-Papyrus Col. 32 bis 37 mitgetheilten königlichen Rescripten mußten die „Königlichen Schreiber" 262 v. Chr. eine Liste aller Baum- und Weingärten aufstellen, von deren Ertrag der Sechste an die Tempelkassen zu zahlen war, ebenso ein Verzeichniß der Tempel und ihrer jährlichen Einkünfte; diese Abgabe sollte hinfort, wie alle staatlichen Steuern, an die meistbietenden Finanzleute verpachtet werden, aber nicht zu gunsten der alten Priesterschaften, sondern für die vergötterte Königin Arsinoe Philadelphos, d. h. für den Kronsäckel. Der Stein von Pithom (264) zeigt freilich, daß der König der Priesterschaft von dem, was er mit der einen Hand genommen hatte, mit der andern freigebig wieder zutheilte. Aber thatsächlich ist hier die wichtigste Einnahmequelle der Kirche mit einem Federzuge aufgehoben und, unter sophistischer Wahrung der religiösen Form, für den Staat in Besitz genommen; die Priesterschaft, bisher finanziell selbständig, wird abhängig von der Regierung. Every successful usurper began by restoring lost revenues to the priests in order to purchase their powerful support; every established dynasty proceeded to exhibit its security by invading privileges of this order. Bei den mannichfachen Aufständen der späteren Ptolemäerzeit

[1]) Revenue Laws of Ptolemy Philadelphus edited from a Greek Papyrus . . by B. P. Grenfell, M. A. . . and an introduction by the Rev. J. P. Mahaffy. With thirteen plates. Oxford, Clarendon press 1896.

[1]) The Empire of the Ptolemies. By J. P. Mahaffy. London 1895, Macmillan and Co.

bot nach Mahaffy die Unzufriedenheit des ägyptischen Priesterstandes den gefährlichsten Zündstoff; das wechselnde Verhältniß zwischen Staat und Kirche bedeutet für das hellenistische Aegypten kaum weniger als für die modernen Staaten.

Gleich bedeutsam sind die staatsrechtlichen und wirthschaftsgeschichtlichen Folgerungen, die die Bearbeiter aus der wichtigen Urkunde abzuleiten wissen. Mit hellenischer Klarheit und Schärfe spricht aus ihr der Geist des altägyptischen Absolutismus. Wie nach der Genesis (47, 19 ff.), so gilt in ihr Land und Volk nahezu als persönliches Eigenthum des Souveräns; der Satz der französischen Theoretiker: le prince est le vrai propriétaire, le maître de tous les biens du royaume, tritt uns hier als volle Wirklichkeit entgegen. Man besitzt Land als „Los" (κλῆρος) oder als „Geschenk" (ἂν δωρεᾷ) vom König; der König bestimmt souverän die Höhe der Abgaben und nimmt die Ausbeutung ganzer blühender Industrien, wie der Oelfabrication, als Staatsmonopol in Anspruch. Bis in alle Einzelheiten hinein lernen wir die Technik der Steuerverpachlung und Abgabenerhebung in der Ptolemäerzeit kennen, von der wir bisher aus den wenigen geschichtlichen Nachrichten (besonders aus der ergötzlichen Erzählung von dem schlauen jüdischen Steuerpächter bei Josephus XII. 3) ein im Detail zuverlässiges Bild nicht gewinnen konnten; der praktische Zweck der Urkunde, die Mahaffy (the Empire of the Ptolemies 143) daher den Tax-farming Papyrus nennt, ist die streng gesetzliche Regelung des Verhältnisses zwischen den Steuerpächtern, den Steuerzahlern und der Krone. Da die Steuern zum allergrößten Theil Naturalabgaben waren, wurde ihre Erhebung gegen Zahlung einer Pauschalsumme an die meistbietenden Unternehmer — Finanzmänner von Ansehen und Credit, die römischen publicani — verpachtet; doch werden die Pächter beim Eintreiben durch den Staat nachdrücklichst unterstützt. Beauftragte der Finanzleute und königliche Beamte hatten das Recht und die Pflicht, die Thätigkeit und den Erwerb der Landwirthe bis in alle Einzelheiten hinein selbst zu beaufsichtigen; der Weingärtner durfte ohne ihre Controle seinen Wein weder lesen noch keltern. Bei der Cultur der Oelpflanzen — Olivenöl wird in Aegypten noch nicht gewonnen — übernimmt der Staat auch die Aussaat; auf staatlichen Pressen wird das Oel gewonnen, vom Staat die Concession zum Detailverkauf vergeben und der Detailpreis festgesetzt. Dabei wird dem ergiebigen geringeren Oel mit einer nach modernen Begriffen unerhörten Willkür ein um nahezu 50 Proc. gesteigerter Zwangscurs gegeben (Grenfell S. 129, 152); Ptolemäus meint offenbar, ähnlich wie Diocletian, die wirthschaftlichen Kräfte commandiren zu können, wie die militärischen und politischen. Möglich war dergleichen nur bei strengstem Abschluß des Landes nach außen und staatlicher Regelung der ganzen Production. In der That wird der zulässige Umfang der Oelcultur für die einzelnen Gaue gesetzlich genau festgelegt und der Import fremder Oele — abgesehen von kleinen Quantitäten zu sofortigem Gebrauch — streng verboten. Imponirend ist die Umsicht und Schärfe, mit der diese Verfügungen die Steuerpächter wie die Steuerzahler vor Schaden und Conflicten zu bewahren und an stricte Erfüllung ihre Pflicht gegenüber dem Fiscus zu binden suchen; nicht minder imponirend ist die übersichtliche, straffe Gliederung der Beamtenhierarchie, die das ganze Land wie mit einem Netz umspannt, dessen Fäden in der Hand des Königs zusammenlaufen. Diese den Zeiten des freien Hellenenthums allerdings völlig fremden Einrichtungen sind nach Mommsen (R. G. V 12) und Mahaffy im Kern ägyptisch, vom Pharaonenreiche übernommen. Aber bewundernswerth bleibt auch dann die Weisheit und Energie, mit der die Ptolemäer die alten Formen weiterzubilden und den verwickelten neuen Verhältnissen anzupassen verstanden. In der Zeit der ersten Ptolemäer war Aegypten — dafür zeugen mit tausend Stimmen die Petrie-Papyri — ein wirthschaftlich blühendes, gut regiertes, glückliches Land, where there is but little actual want and but little lawlessness. Es gibt wohl keine höhere Anerkennung für die staatliche Schöpfung der Ptolemäer, die uns aus diesen Papyrusrollen so lebensvoll entgegentritt, als die Thatsache, daß noch Augustus Bedenken trug, diesen seinen, zähen Organismus zu zerstören, daß er keine römische Provinz aus dem Ptolemäerreiche machte, sondern einfach sich und seinen Statthalter an die Stelle des früheren Königs setzte und die alte Staatsverfassung im übrigen beibehielt. In einem classischen Capitel seiner römischen Geschichte (V, 12) hat Mommsen diese Dinge eindringlich dargelegt; er nennt die Lagiden die Lehrmeister und Vorbilder der Cäsaren in der Staatswirthschaft; hier liegt die universalgeschichtliche Bedeutung des neuen Urkundenfundes.

Eine etwas später erschienene Publication Grenfells [1]) steht in ihrem Gesammtcharakter Mahaffy's Flinders-Petrie-Papyri nahe. Sie bringt von S. 19 an Briefe und Urkunden aus einem vollen Jahrtausend griechisch-ägyptischer Geschichte, vom 3. Jahrhundert v. Chr. bis zum 7. Jahrhundert n. Chr.; für den Historiker, der uns dereinst den „Staatshaushalt der Ptolemäer" schreiben wird, ist hier wieder Material die Fülle. Vorangeschickt sind literarische Papyri, Stücke aus Homer, der Septuaginta, dem Protevangelium, und das merkwürdige Erotic fragment, unter dessen Flagge Grenfell mit gutem Grund den Band hat segeln lassen. Das alles hat Grenfell selbst in den zwei Wintern 1893 und 1894 gesammelt, von wenigen Stücken abgesehen, die er Mahaffy verdankt. In der Beurtheilung jener Hauptnummer geht Grenfell freilich irre. Er bringt sie in Zusammenhang mit der von Wilcken aus Berliner Papyri publicirten Erzählung vom König Minos und seiner Brautwerbung, in der wir das Schema des nachchristlichen Romans — die Verbindung einer Liebesgeschichte mit Reise- und Kriegsabenteuern — zum erstenmal als Gerüste einer Prosadichtung nachweisen können. Aber ganz deutlich hebt sich von Zeile 13 an eine breite Partie in leidenschaftlichen Dochmien ab, wie wir sie eigentlich nur aus dramatischen Dichtungen kennen. [2]) Und auch inhaltlich verständlich wird der difficult text, so will es uns scheinen, erst unter der Voraussetzung, daß wir eine dramatische Zwiesprache vor uns haben. Es ist die Klagerede eines verlassenen Mädchens vor der Thür des ungetreuen Geliebten; schließlich erbietet sie sich, ihm demüthig als Magd zu dienen. Aber er stellt sie auf die Probe, wie Bürgers Graf Walther sein Mädchen: sie würde, meint er, nur neue Nahrung für ihre Eifersucht gewinnen. Sie schlägt noch unbändigere Töne an, und nun lenkt er ein: „Wir wollen unsern Zorn bezwingen und uns versöhnen: haben wir nicht deßwegen Freunde, die entscheiden können, wer von uns im Unrecht ist?" An dieser kritischen Stelle bricht leider die vollständig erhaltene Columne ab; von der folgenden besitzen wir nur ein schmales Stück, aber einige charakteristische Wendungen (2, 6. 11.) genügen, um zu erweisen, daß die Versöhnung des Paares am Ende gründlich war. Täuscht mich nicht alles, so haben wir hier ein literarisches Unicum vor uns, das erste Beispiel einer lyrisch-dramatischen Scene, eines „lyrischen Mimos" könnte man sagen; zum Vergleich heranzuziehen wären am ersten

[1]) An Alexandrian erotic fragment and other Greek papyri ed. by Bernard P. Grenfell M. A. With one plate. Oxford, at the Clarendon Press 1896.

[2]) Auch der Doppelpunkt in dem Papyrus markirt die rhythmischen Glieder.

Digitized by Google

einige Dichtungen des Theokrit und seiner Nachfolger (2. 3. 8. 11. 27) und Horazens reizendes Duett Donec gratus eram tibi, das mit feinerer Kunst ein ganz ähnliches Problem behandelt. Bei den wunderlich freien Metren des ersten Paragraphen wird gewiß manchem philologischen Leser die Notiz von der poetischen Prosa des Mimendichters Sophron in den Sinn kommen. Aber man wird sie um so eher fernhalten müssen, als der nächste Abschnitt mit zwei correspondirenden Versen beginnt und mit einem regelrechten Hexameter schließt (Z. 5). Doch das sind technische Einzelheiten, die nicht hieher gehören. So bescheiden der Kunstwerth des fremdartig wilden kleinen Capriccios sein mag: unsre Anschauung von der hellenistischen Poesie bereichert es um einen charakteristischen neuen Zug. Geschrieben ist der Text auf der Rückseite eines Contracts vom Jahre 173 v. Chr., aber nach Grenfells Meinung vor dem Ende des zweiten vorchristlichen Jahrhunderts.

Wir haben uns darauf beschränkt, die historischen und literargeschichtlichen Hauptergebnisse zu skizziren, die wir dem Finderglück und Scharfsinn Grenfells und Mahaffy's verdanken; nicht minder reich ist die Ausbeute für den Metrologen, den Numismatiker[1]), den Paläographen und Sprachforscher. Es wird die Zeit kommen, wo man auf Grund von local fixirten Urkunden eine Geschichte der ägyptischen κοινή schreiben kann, wie die Geschichte eines deutschen Dialekts; dann wird man das große Problem von der Entstehung der Septuaginta, auf das Mahaffy wiederholt hingewiesen hat, von einer neuen Seite angreifen können, mit Aussicht auf durchschlagenden Erfolg.

Daß unsre Fachgenossen jenseit des Canals die virgulae divinae ihres Spatens und ihres Goldes mit gleichem Erfolge weiter arbeiten lassen, dürfen wir hoffen und müssen wir wünschen. Sie verdienen die Entdeckerfreuden, von denen uns die Herausgeber in der Vorrede und Einleitung erzählen. Nicht am wenigsten rühmenswerth ist die Energie, Treffsicherheit und Selbstbescheidung, mit der Grenfell, unterstützt vor allem von Mahaffy, den größten Theil der gewaltigen Aufgabe fast innerhalb Jahresfrist bezwungen hat, entsprechend the traditional example which this country has set to the rest of Europe, of placing its latest discoveries before the world with the utmost possible despatch.

Zur wirthschaftlichen Lage in Cuba.

W. B. Für Spanien steht in dem gegenwärtigen Kampfe mit den cubanischen Insurgenten sehr viel auf dem Spiele. Die große Antilleninsel ist ja für das Mutterland weit mehr als eine Colonie im gewöhnlichen Sinne; sie spielt für Spanien fast die Rolle, welche den eroberten Provinzen des alten Rom zukam, von deren Schweiß das nichtsthuende Kaiserreich sich zum größten Theil nährte. Aehnlich bestreitet Spanien jetzt und seit 50 Jahren unausgesetzt einen erheblichen Theil seiner eigenen Ausgaben aus den reichen Einkünften Cuba's. Dort ernährt es einen großen Theil seiner Beamten theils durch Gehälter, theils durch den Tribut der offen und schamlos betriebenen Corruption, dort erwerben Tausende seiner Landeskinder ihr Vermögen durch Plantagenübernahme von den schnell verweichlichenden Cubanern, dorthin wirft es steuerfrei den sechsten Theil seines Exports, fortwährend bestrebt, den Wettbewerb anderer Länder um den cubanischen Consum durch hohe Eingangszölle fernzuhalten. Es ist vielleicht nicht zu viel gesagt, daß nur die unerschöpflichen Hülfsmittel von Cuba es zeitweise gewesen sind, welche die Finanzen des Mutterlandes bis jetzt noch einigermaßen im Gleichgewicht gehalten haben; denn, um es gleich vorweg zu nehmen, die cubanischen Ein- und Ausfuhrziffern erreichen nahezu die Hälfte der ganzen spanischen Handelsbilanz.

So stehen denn bei dem drohenden Verlust von Cuba noch weit mehr wirthschaftliche als nationale Interessen auf dem Spiel. Fällt Cuba endgültig ab, natürlich nur um sofort aufs engste unter den Einfluß der Vereinigten Staaten zu kommen, so versagt die reichste und nothwendigste äußere Hülfsquelle von Spanien; aber gleichzeitig rückt dann auch der Verlust der übrigen, zudem unwesentlicheren Besitzungen näher und näher, und ein bloßes europäisches Spanien möchte gar bald politisch eine leere Ziffer und wirthschaftlich ein bankerottes Land sein, trotz seiner reichen eigenen Hülfsquellen, die ja überdies meist in nichtspanischen Händen sind. Begreifen sich so die verzweifelten Anstrengungen, die man macht, um noch einmal im Besitz der Perle der Antillen zu bleiben, so werden andrerseits auch die immer erneuten Versuche der Cubaner begreiflich, sich von einer Herrschaft zu befreien, die, von jeder mütterlichen Fürsorge weit entfernt, ihre reichste Colonie stets nur für eine spanische Schatzkammer angesehen hat. Cuba ist ein reiches Land, wenn es für sich selbst arbeitet, es würde unter gerechter und verständiger Verwaltung auch für sich selbst und für Spanien gleichzeitig hinlängliche Früchte haben tragen können; aber nur ausgepreßt ohne Unterlaß und dabei seiner natürlichen Rechte, wenigstens bis 1881, vollständig beraubt,[1]) mußte es werden, was es ist: ein Herd beständiger Unruhe für Spanien und für alle Besitzenden auf der Insel selbst.

Cuba's Reichthum, sein Plantagenbau und seine Industrie, seine Eisenbahnen und seine Schiffahrt sind am wenigsten von allen betheiligten Factoren dem Einfluß des Landes zu danken, das als Besitzerin auch die natürliche Beschützerin der Colonie hätte sein sollen. Der Fleiß und die Klugheit der von den französischen Antillen herüber geflüchteten Pflanzer, englisches Capital, amerikanische Energie, eine unverwüstliche Fruchtbarkeit und die Negersklaverei, die man sich nicht gerade à la Miss Beecher Stowe vorzustellen braucht, haben in erster Reihe den unerhörten Reichthum geschaffen, der es ermöglicht hat, daß auf Cuba pro Kopf der Bevölkerung dreimal so viel als in Großbritannien, viermal so viel als in den Vereinigten Staaten, fünfmal so viel als in Spanien exportirt werden konnte. Die Spanier haben wenig gethan, diese glücklichen Umstände zu unterstützen, alles, ihre Folgen für sich auszubeuten.

Die Sklaverei hat auf der Insel trotz der unablässigen Proteste Englands und Amerika's, trotz der scheinbaren Nachgiebigkeit Spaniens und der halben und ganzen Maßregeln, die seit 1817 dagegen getroffen wurden, sich bis 1880, ja in kleinen Resten bis 1886 gehalten. Ob die allgemeine Sklavenbefreiung, die aus thätigen Negern zum guten Theil unthätige gemacht hat, alle die erhofften Segnungen gebracht hat, bleibt hier wie überall sehr zweifelhaft. Vor allem ist durch die Emancipation eine gewisse Gleichheit der Bedingungen geschaffen, unter denen die Plantagencolonien des Westens und Ostens arbeiten; auch auf Cuba mußten seit der Befreiung der Neger, welche bei

---

[1]) Auf Grenfells wichtige Untersuchung über the silver and copper coinage of the Ptolemies (Rev. Laws p. 193) sei wenigstens unter dem Strich hingewiesen. Und dann noch eine Bitte an Grenfell: In dem Wortindex werden die Wörter nur im Nominativ und Infinitiv angeführt; die übliche Aufzeichnung der thatsächlich gebrauchten Formen hätte nicht viel mehr Mühe gemacht und doch einen schnelleren Ueberblick über den Formenbestand gestattet; möchte er in Zukunft bei der alten Praxis bleiben wie Mahaffy.

[1]) Im April 1881 wurde die spanische Verfassung als Frucht des letzten zehnjährigen Aufstandes auf Cuba eingeführt, doch blieb das Land hinsichtlich seiner Gesetzgebung so unmündig wie zuvor.

vielen mit ihrer Verlotterung gleichbedeutend war, indische und chinesische Kulis eingeführt werden, um die Feldarbeiten, denen der Weiße in den Fieberklimaten nun einmal nicht gewachsen ist, zu verrichten. Im übrigen sucht man durch vermehrte Maschinenarbeit, wie überall, das Defizit an billiger menschlicher Arbeitskraft auszugleichen.

Von den zahlreichen untergeordneten Einnahmequellen, wie die Erzielung von Gummi, Reis, Hölzern, Kupfer u. s. w. abgesehen, besitzt Cuba vor allem im Kaffee, Tabak und Zucker seinen Reichthum. Während aber der Kaffeeanbau, den die aus Haiti flüchtenden Franzosen am Ende des vorigen Jahrhunderts einbürgerten und zu großer Blüthe brachten, jetzt im Rückgang begriffen ist, steigt die Pflege des Tabaks und besonders des Zuckers unaufhaltsam. Dem cubanischen Kaffeebau soll besonders durch die Concurrenz der besser lohnenden Plantagen von Brasilien und Java Abbruch gethan worden sein, im Zucker und Tabak dagegen ist anscheinend der Boden Cuba's unerreicht.

Um zunächst den Tabakbau kurz zu streifen, so ist seine Cultur auf Cuba älter, als die spanische Besitzergreifung. Heute wird der Tabak fast in allen Provinzen gebaut, aber, der Bodenverschiedenheit entsprechend, in sehr verschiedener Güte. Ursprünglich betrieb man seine Cultur nur in sumpfigen, zur Regenzeit unter Wasser stehenden Flußthälern, aber jetzt muß der Boden allenthalben genügen, was natürlich die Qualität beeinträchtigt. Die westlichste Provinz der Insel, Pinal del Rio, trägt beinahe ausschließlich Tabaksplantagen, sie stellt auch wohl den ursprünglichen Boden dieser Cultur dar, und ihre Producte, etwa bis in die Gegend von S. Cristobal, sind noch heute die gesuchtesten. Die besten Kräuter, besonders die von Vuelta de Abajo, sollen meist schon auf Jahre hinaus an die großen Fabriken der Havana verkauft sein, so daß es den auswärtigen Firmen, selbst wenn sie den Rohstoff noch so theuer auf Cuba einkaufen, schwer gelingt, mit den feinen Producten von Havana zu concurriren. Die ganze Mitte der Insel soll minder guten Tabak produciren, erst die Gegend von Santiago wieder besseren. Da die Plantagen nur ausgesuchten Boden vertragen, so sind sie durch große Zwischenräume getrennt, wo das Land, obwohl nicht schlecht, dennoch der Tabakpflanze nicht genügt und eine andere Cultur sich noch nicht hat einfinden wollen. Der Samen wird auf den, übrigens meist wenig umfangreichen Plantagen, nicht ins freie Land gebracht, sondern im Spätsommer, gegen das Ende der Regenzeit, in Pflanzschulen untergebracht, von wo die Pflänzchen im October und November, etwa 3 Zoll groß, in die offenen Felder übergesetzt werden. Jetzt, in den drei Monaten der trockenen Jahreszeit, machen die Pflanzen ihre volle Entwicklung durch und entfalten, in langen, weit getrennten Reihen stehend, ihre 10—15 gewoltigen Blätter. Ebenso lange aber muß auch jede einzelne Pflanze der Gegenstand einer ununterbrochenen Aufmerksamkeit und Pflege bleiben. Die Furchen müssen gereinigt, die Pflanzen genau auf Ungeziefer untersucht, die Wurzeln stets mit lockerer, fetter Erde bedeckt werden; jeden Morgen, bevor noch der Thau trocknet, hat jeder Arbeiter die Abtheilung, die ihm obliegt, Pflanze für Pflanze zu untersuchen. Sobald die Hauptblätter getrieben sind, werden alle kleineren Blättchen und Triebe abgebrochen; haben jene ihre volle Größe, so fällt auch die Spitze noch, und alle Sorgfalt richtet sich auf die kostbaren Blätter. Jedes vom Winde umgeschlogene Blatt wird aufgerichtet, jedes so gedreht und gelegt, daß es die Sonnenstrahlen am schönsten auffängt. Die besten Blätter, besonders zum Deckblatt, sollen die weiblichen Pflanzen geben, da sie sowohl größer als auch etwas stärker als die der männlichen sind. Wenn die Sonne beginnt, die vorher hellgrünen Blätter gelb und tupfig zu brennen, ist es Zeit, dieselben zu pflücken und die Trocknung auf Stäben im Schuppen zu vollenden. Auf Cuba geschieht das Einsammeln durch Zerschneiden der Stengel in der Weise, daß immer zwei Blätter an einem Stück des Stengels sitzen bleiben. So lassen sie sich am leichtesten in den mit Palmblättern gedeckten luftigen Trockenhäusern aufhängen, wo sie im Winde fünf Wochen verbleiben und dann, vollkommen dürr, zu hundert Stück abgezählt werden. Achtzig solche Bündel, also 8000 Blätter, sind beim Versand in einem mit Palmblättern verschnürten Ballen vereinigt, der etwa 80 Kilogramm wiegt und 300 bis 500 M., in den feinen Sorten natürlich unvergleichlich mehr, bewerthet. Die 8000 bis 9000 Plantagen, welche Cuba besitzt, sollen etwa 400,000 Ballen im Jahre hervorbringen. Richter, der den Ertrag auf 50 Millionen Mark veranschlagt, schätzt also sicher viel zu niedrig; vielleicht ist das die Werthziffer, der Tabaksausfuhr, denn nur die Hälfte des einheimischen Krautes verläßt die Insel, sei es roh, in Schnupftabaksform oder als Cigarren und Cigarretten. Der Consum ist eben auf Cuba selbst ungeheuer stark, und wenn es auch nicht wahr ist, daß die Damenwelt sich dem Rauchen öffentlich in den weitesten Kreisen hingibt, so thut sie es doch zu Hause und unter Bekannten. Wenn trotzdem in manchen Jahren an Menge viel mehr als die Hälfte der einheimischen Production zum Export gelangt, so ist dos kein Cuba-Tabak: es wird sehr viel Tabak zum Verkauf importirt, in manchen Jahren soll der letztere sogar den cubanischen an Menge übersteigen. Die Vereinigten Staaten und Mexico, wo ungeheure Quantitäten, aber bei weitem nicht die Qualitäten des Cuba-Tabaks producirt werden, liegen ja zu solchen Schiebereien bequem genug.

Weit mehr als auf dem braunen Kraut beruht natürlich der Wohlstand Cuba's auf den Rohrzuckerernten. Es wird wohl nirgend in der Welt gleich viel Rohrzucker auf einem so kleinen Raum gebaut wie hier. Früher glaubte man, ohne die Sklavenarbeit wäre der Betrieb der Zuckerplantagen unmöglich, und Spanien hat schon aus diesem Grunde, so oft es auch auf Drängen Englands sich den Anschein gab, bis 1880 nie mit rechtem Ernst auf die gänzliche Aufhebung der Negersklaverei hingearbeitet. Nun hat es sich zeigen müssen, daß es doch so geht, und während in den Südstaaten der Union in der That ein Rückgang der Plantagen und des Wohlstandes die Folge der Emancipation war, ist Cuba unaufhaltsam vorangeschritten. Ihm kam dabei ein Umstand zu Hülfe, der sich selten in gleichem Maße geltend macht: die unerschöpfliche Kraft des Bodens. Während die Plantagen anderer Länder, selbst in der heißen Zone, auch mit Hülfe künstlicher Düngung nur 7—12 Jahre ertragreich bleiben, soll der Boden von Cuba den Zucker 25 bis 75 Jahre ohne Dünger ernähren. Seit 1890 hat sich die Jahresproduction von Zucker auf 700,000 Tonnen oder noch etwas darüber erhalten, also auf $^2/_3$ der deutschen Rübenzuckerfabrication selbst nach ihren letzten, angespannten Steigerungen. Für das letzte Jahr war auch auf Cuba eine weitere große Steigerung der Production zu erwarten, doch diese Ernte hat nun, wovon später des genaueren, die Revolution vernichtet. Welche Rolle der Cuba-Zucker im Welthandel spielt, ist leicht ersichtlich. Man nimmt nach den jüngsten Schätzungen — freilich, soweit der Orient dabei in Betracht kommt ohne Gewähr — die Weltproduction an Rohrzucker auf $5^1/_4$ Millionen Tonnen an; sie übersteigt die Rübenzuckerproduction, selbst nach den letzten, übertriebenen Anstrengungen in Deutschland, Oesterreich und Frankreich, um etwa zwei Fünftel. Aber nur $3^1/_4$ Millionen Tonnen, etwo soviel wie die Gesammtproduction an Rübenzucker, treten davon in den Welthandel ein, den Rest gebrauchen die producirenden Länder selbst. Cuba exportirt nun, wie

es bei seiner geringen Bevölkerungsdichte nicht anders möglich ist, beinahe seine ganze Production, wirft also jährlich den fünften Theil alles im Handel befindlichen Rohrzuckers, oder den zehnten Theil des Zuckerconsums der überhaupt controlirbaren Länder, auf den Markt. So erklärt sich der Einfluß, den jetzt die zerstörte Ernte der Insel auf den Zuckermarkt und die Preise nimmt, ein Einfluß, der insofern verhängnißvoll werden kann, als kurzsichtige Producenten vielleicht durch den momentanen Aufschwung des Zuckerhandels abermals zu einer Erweiterung ihrer Fabrication geführt werden könnten. Die Aussichten des Rübenzuckers, dem Rohrzucker einen größeren Theil des Consums abnehmen zu können, den der letztere jetzt genießt, sind aussichtslos, denn Verbesserungen in der Rübenverarbeitung, soviele ihrer auch noch bevorstehen, werden als Rückschlag nur eine ebenso stetige Vervollkommnung der Methoden der Rohrzuckergewinnung nach sich ziehen. Die letztere ist ja überdies fast in ebenso schnellem Steigen begriffen wie die erstere und der Aufschwung der Rübenzuckerindustrie beruht ja keineswegs auf einem Niedergange des Rohrzuckers, sondern lediglich auf der durch den billigen Preis hervorgerufenen Verbreiterung des Zuckerconsums überhaupt. Diese aber muß ja auch schließlich ihre Grenzen finden und wird bei jeder, wenn auch geringen Preiserhöhung sogar leicht in eine umgekehrte Bewegung übergehen. Bis jetzt zeigt jedenfalls die Production des Rohrzuckers ebensogut eine steigende Bewegung wie die des Rübenzuckers. Im Anfang der 70er Jahre war natürlich das Uebergewicht des ersteren noch ein ganz anderes als heute. Damals kamen 1,500,000 Tonnen Rohrzucker und 650,000 Tonnen Rübenzucker in den Welthandel; zwanzig Jahr später waren es von jeder Art rund 3¼ Millionen Tonnen. Der Zuwachs betrug also gut 2½ Millionen Tonnen für europäischen, 1¾ Millionen für Colonialzucker. Wenn man indessen die Productionszunahme in denjenigen Ländern feststellen könnte, die viel Rohrzucker erzeugen, aber bei ihrer großen Bevölkerung wenig exportiren, besonders in China und Ostindien, so würden die Ziffern einander jedenfalls näher und vielleicht gleich kommen. Soviel nur, um zu beweisen, daß es mit dem Niedergange der den Wohlstand Cuba's hauptsächlich ausmachenden Rohrzuckerindustrie noch gute Wege hat. Sobald sich aber mit der internationalen, schon längst so sehnlich erwünschten Aufhebung der Ausfuhrprämien des europäischen Zuckers die Preise wieder heben, wird zweifellos auch das Zuckerrohr profitiren. Inzwischen hat seine Verarbeitung von dem zwanzigjährigen Kampf zwischen Rohr und Rübe gewiß ebensoviel Nutzen als Nachtheil gehabt. Die Gewinne der Plantagen sind ja ohne Zweifel zurückgegangen, aber man hat sich doch den veränderten Bedingungen angepaßt. Erhöhte Intensität der Bearbeitung, weit verbesserte Maschinen und mancherlei kleine Kunstgriffe haben auch den Saft des Rohres, das ja von Hause aus unvergleichlich einfacher zu behandeln ist als die Rübe, wohlfeiler auszupressen ermöglicht. Zumal von Cuba wird versichert, daß seine Leistungsfähigkeit dank der vorzüglichen Klima- und Bodenverhältnisse noch lange nicht an ihrer oberen Grenze angekommen ist. Kleinere und in ihrer Einrichtung zurückgebliebene Plantagen sind wohl in ziemlicher Anzahl zu Grunde gegangen oder haben ihre Besitzer wechseln müssen, seit die theureren Arbeitspreise und die fortschreitende Verbilligung des Zuckers das früher so einfache Gewerbe verwickelter machten. Aber um so größer und leistungsfähiger sind die übrigen geworden, deren manche im Handel Werthe von sieben Millionen Mark repräsentiren.

Die Neuerungen haben sich meist auf die vortheilhaftere Verwerthung der Abfälle und auf die Ersparung von Arbeitskräften gerichtet. Da die letztere im Felde selbst bisher nicht gut durchzuführen war, so ist wenigstens die Fabrication jetzt so eingerichtet, daß sie fast gar keiner menschlichen Beihülfe mehr bedarf. Zu bedauern ist nur, daß die deutsche Maschinenindustrie trotz ihrer trefflichen Leistungen auf Cuba keinen festen Fuß hat gewinnen können; denn die Maschineneinrichtung der dortigen Zuckerpressereien würde für jetzt und für die Zukunft viel zu verdienen geben. Mit der amerikanischen Industrie, die in der Einfuhr von Cuba obenan steht, würde es die deutsche trotz der viersachen Entfernung ganz gut aufnehmen können; aber die europäischen Producte erliegen auf der Insel einem unüberwindlichen Zoll, den die Regierung der Vereinigten Staaten für ihre Erzeugnisse beizeiten zu beseitigen verstanden hat. Um indessen auf die maschinellen Einrichtungen jener Fabriken, die heute sich den veränderten Bedingungen gefügt haben, zurückzukommen, so arbeiten schon ihre ungemein hohen Kosten darauf hin, in der cubanischen Zuckerindustrie den Kleinbetrieb verschwinden zu lassen und die größten Plantagen zu begünstigen. Von dem Augenblick an, wo das Rohr geschnitten ist, die meterlangen Stücke an den Transporteur herangefahren und von ihm ergriffen worden sind, hört alles menschliche Zuthun auf und wirft eine Maschine das Product ununterbrochen der nächsten zu. Gerade dieser automatische, nirgend eine Secunde rastende Betrieb aber beansprucht das theuerste und beste Maschinenmaterial, soll nicht durch einen unglücklichen Zufall der ganze Mechanismus zugleich ins Stocken gerathen. So repräsentiren in großen Plantagen allein die Mühlen, riesige Stahlwalzen, welche von ungeheuren Dampfmaschinen in Rotation erhalten werden, 300,000 bis 400,000 Mark; ihre Arbeit ist darauf berechnet, die saftigen Rohrstengel, welche unzerschnitten zwischen sie gelangen, in einem Augenblick so vollkommen auszuquetschen, daß sie keine weitere Bearbeitung mehr lohnen. Nur eine ungeheure Kraft und Festigkeit, die das rücksichtsloseste Behandeln des Maschinenmaterials erlaubt, kann dies bei der Stärke und dem strotzenden Saftreichthum des Rohres ermöglichen; aber auch die festesten Walzen werden trotz ihres Gewichts von mehreren hundert Centnern zuweilen durch den Druck des regellos, bald dünn, bald in großen Haufen zuströmenden Rohres zersprengt.

Ist der Saft einmal aus dem Rohre, so wird sein Schicksal demjenigen des Rübenzuckersaftes, abgesehen von einigen, seiner größeren Reinheit zu verdankenden Vereinfachungen, ganz ähnlich. Interessant dagegen ist die Ausnutzung des übrig bleibenden, zerquetschten und gleichzeitig durch die vollständige Entsäftung getrockneten Rohres, weil sie beweist, wie weit man heute von der früher in den Plantagen geübten Verschwendung zurückgekommen ist. Mit diesem strohartigen Rohre werden jetzt, nachdem es auf mechanischem Wege von den Mühlen in die Kesselhäuser geschafft worden ist, in eigens construirten Oefen die Dampfkessel geheizt, ein Vortheil, der sich um so höher beziffert, als die Steinkohle auf Cuba über dreimal höher im Preise steht, als in den meisten Ländern Europa's. Nach D. O. Eberdt ist die Einführung der Bagasseverbrennung für die cubanische Zuckerindustrie von eminenter Bedeutung, was begreiflich wird, wenn schon ein einziger Großpflanzer seine jährliche Ersparniß durch diese Neuerung auf 50,000 M. veranschlagt.

Mit solchen Hülfsmitteln wird die Zuckerindustrie Cuba's sich noch lange Zeit mit der europäischen messen können, sobald sie nur erst einmal die Wunden, welche ihr jetzt der blutige Krieg geschlagen hat, wieder wird verschmerzt haben. Das kann freilich lange dauern, denn die auf den Plantagen und in den Fabriken verübten Zerstörungen sollen entsetzlich sein. Dem „Centralblatt für die Zuckerindustrie der Welt" wird darüber aus Havana ge-

Digitized by Google

schrieben: Der Weg, den die Insurgenten durch die Provinzen Matanzas, Santa Clara genommen haben, ist durch Brand und Blut bezeichnet; sie hatten sich das Ziel gesetzt, die Zuckerernte zu vernichten, und sie haben dies auch wenigstens zum großen Theil durchgesetzt. Alle Zuckeranpflanzungen, die sie auf ihren Wegen antrafen, wurden angezündet und viele, viele Millionen in wenigen Tagen dem Untergange geweiht. Von Jovellanos bis Matanzas — eine Gegend, die mit Zuckerplantagen förmlich besäet ist, denn es ist die eigentliche Zuckerregion — sah man in den Weihnachtstagen, wie hier eingetroffene Flüchtlinge berichten, nichts als Flammen, und die brennenden Zuckerstauden wurden oft meilenweit vom Winde fortgetrieben, wo sie dann die kleinen Häuser der Landbewohner, die sämmtlich nur mit Strohdächern versehen sind, in Brand setzten. Doch mit dem Abbrennen der Zuckerfelder allein begnügten sich die Insurgenten nicht, sondern sie brennen auch die Gebäude nieder, wobei viele Millionen, die in den Maschinen angelegt sind, vernichtet werden. Die Insel geht also ihrem vollständigen Ruin entgegen, denn was soll ohne Zucker- und Tabakernte, welche viele hundert Millionen Dollars einzubringen hätten, schließlich aus dem Boden herausgeschlagen werden? Der Credit ist natürlich vollständig untergraben, das Grundeigenthum, sonst die Basis eines jeden Wohlstandes, vollständig entwerthet, und Familien, die gestern noch in glänzenden Verhältnissen lebten und ihre großen Besitzungen auf dem Lande hatten, sind über Nacht zu Bettlern geworden, weil ihnen ihr Eigenthum zerstört ist.

Das klingt schlimm und würde selbst dann noch schlimm sein, wenn der Haß der Plantagenbesitzer gegen die herumziehenden Räuberbanden es stark übertrieben hätte. Für die Spanier, denen in Cuba nahezu ihr letztes Juwel auf dem Spiele steht, liegt in den gegenwärtigen trostlosen Verhältnissen in gewissem Sinne offenbar eine Unterstützung; denn je zügelloser die Insurgenten es treiben, je früher wird die Bevölkerung selbst des Aufstandes müde werden und sich an die spanische Sache als die der Ordnung halten. Und doch könnte es auch anders kommen, sobald in weiteren Kreisen die Ueberzeugung Boden gewinnt, daß Cuba als spanische Colonie niemals dauernd zur Ruhe kommen kann. Seit hundert Jahren ist Revolte auf Revolte gefolgt; der letzte große Aufstand, in welchem es, gerade wie jetzt, oft den Anschein hatte, als wäre die Sache bereits zu gunsten der Unabhängigkeit Cuba's entschieden, dauerte 10 Jahre, um dann 1870 die Insel dennoch wieder in die Hand Spaniens und in den alten Zustand der versteckten Mißstimmung zurückzustoßen. Was wunder, wenn der größere Theil der Bevölkerung, der ja naturgemäß ohnehin von den Gütern, die unter der Revolution zu leiden haben, ausgeschlossen ist, lieber die äußersten Schrecken des Aufruhrs willens wäre zu ertragen, als noch einmal in den früheren Zustand unsicherer Ruhe, mit der bestimmten Aussicht eines nächsten Aufstandes im Hintergrund, zurückzufallen!

Die Angelegenheit steht also für beide Seiten gleich ungewiß. Daß Spanien noch nicht zu verzweifeln braucht, zeigt der Ausgang der Revolution von 1868—1878. Andererseits legen heute die Amerikaner, seit 50 Jahren das ständige Rückgrat aller cubanischen Emancipationsbestrebungen, mehr und offener als je ihre Sympathien für die Insurgenten an den Tag, und dann hat zweifellos die innerliche Amerikanisirung Cuba's seit dem letzten Aufstande mit Sicherheit ihre Fortschritte gemacht. Gewiß ist nur so viel, daß die wirthschaftliche Lage Cuba's schwer unter den Wirren leidet und, wiewohl von Hoffnungslosigkeit weit entfernt, doch langer Zeit bedürfen wird, um wieder wie einst vorauszuschreiten. Freilich zeigen unter den Tropen wie die Pflanzen, so auch die Verhältnisse und Unternehmungen ein schnelleres Gedeihen und kühneres Wachsthum als in den alten Landern diesseit der Wendekreise.

Mittheilungen und Nachrichten.

—r.) Soeben sind folgende für die Gegenwart interessante Karten erschienen: 1) Seconda Edizione della nuova Carta dei *Domini e Protettorati Italiana* nell' *Eritrea e regioni limitrofe* (Sudan-Abissinia-Hurrar). Scala di 1:1,500,000. Das Blatt umfaßt eine Breite von 9° bis 18° und eine Länge von 32° bis 45°, den Dimensionen 70 und 95 cm entsprechend. Die Gradlinien sind wie die Grenzen in Schwarz behandelt, die Wege in Roth, die Gewässer in Blau mit blau gehaltener Schrift; Hügelreihen und Gebirge sind braun geschummert. Die Karte enthält einen großen Theil des Rothen Meeres mit dem Golf von Aden. Eine reichliche Distanztabelle ist beigegeben. Herausgeber: Ministerium des Krieges, Genua. — 2) Ein etwas kleineres Blatt, nämlich im Maßstabe von 1,000,000, ist das vom gleichen Herausgeber im Februar 96 bearbeitete *Teatro della Guerra nell' Etiopia*; hier ist die Schummerung durch Geogais von Horizontalcurven ersetzt. — 3) Südafrikanische (Transvaal-) Republik, Orange-Freistaat und angrenzende Gebiete. Maßstab = 1:3,000,000. Druck und Verlag von Carl Flemming in Glogau. Dieses interessante Blatt (Preis nur 50 Pfg.) enthält auch die angrenzenden britischen and portugiesischen Besitzungen, die proclamirten Goldfelder, die Goldfundstätten u. s. w. Die Höhen sind in Metern angegeben. Ein im gleichen Maßstabe beigedrucktes Kärtchen des Königreichs Sachsen gewährt einen überraschenden Vergleich mit der Größe des Flächenraums der Republik. — Den erstgenannten italienischen Arbeiten reihen sich neuerdings an: 1) Carta del *teatro della guerra Itala-Abissina*; scala 1:500,000, in chilometri. Milano, Fratelli Treves editori 1896. — 2) Carta dei *possedimenti Italiani in Africa* (Etiopia [Eritrea et Abissinia] e Somalia) del Prof. *G. Dalla Vedova*. In 2 Blättern. Besonders beigedruckt sind: La Regione compresa fra Massaua, Massaua e Adua und La Sicilia alla stessa scala 1:2,000,000 (1 cm = 20 km) della Carta principale. (Ditta G. P. Paravia e C. Torino etc.)

* Ueber die Lage der niederländischen Universitäten äußert sich ein Correspondent der „Köln. Ztg." folgendermaßen: Die medicinische Facultät der städtischen Universität in Amsterdam hat in der letzten Zeit sowohl durch Tod wie durch Weggang sehr empfindliche Verluste erlitten; kurz hinter einander starben die Professoren van der May (Gynäkolog) und van Harn Roman (Hautkrankheiten), Professor van 't Hoff ist einem Rufe nach Berlin gefolgt, und da der Bakteriolog und Hygieniker Dr. Forster ebenfalls einen Ruf an die Universität Straßburg erhalten hat, liegt die Möglichkeit nahe, daß auch dieser Lehrstuhl in Bälde erledigt werden wird. Diese Fälle haben einigen Blättern Anlaß gegeben, die in der That äußerst ungünstigen Verhältnisse, unter denen der höhere Unterricht hierzulande hinsichtlich der Gewinnung der nöthigen Lehrkräfte leidet, eingehender zu betrachten. Ein der Seelenzahl nach kleines Volk kann auch beim besten Willen nicht das Material an Gelehrten und Specialitäten hervorbringen, die zur Besetzung sämmtlicher Facultäten von vier Universitäten erforderlich sind, und man sah sich deshalb auch häufig genöthigt, den entsprechenden Ersatz im Auslande, and zwar in Deutschland und Deutschösterreich, zu suchen. Dagegen wäre nun vom allgemeinen wissenschaftlichen Standpunkt und auch von seiten der Politik sicherlich nichts einzuwenden, wenn nicht gewisse in der Natur der Sache liegende Unzulänglichkeiten damit verbanden wären. Ein junger Gelehrter, der in Deutschland vorderhand noch keine Aussicht hat, einen Lehrstuhl zu besteigen, wird ein ihm niederländischerseits gemachtes Anerbieten selbstverständlich mit beiden Händen ergreifen; hat er sich aber im Laufe der Zeit einen Namen in der Wissenschaft gemacht, dann kann beinahe mit Sicherheit darauf gerechnet werden, daß er einem Ruf an eine deutsche Universität Folge leisten wird, wie man dies früher bei Professor Selenka in Leiden und neuerdings bei Professor v. Eiselsberg in Utrecht gesehen hat. Denn die Hülfsmittel für den rein wissenschaftlichen Unterricht an den kleinen holländischen Universitäten stehen fast in jeder Hinsicht hinter dem, was in dieser Beziehung an deutschen Hochschulen geboten wird, weit zurück; außerdem werden an holländische Professoren hinsichtlich der Anzahl der zu gebenden Collegien ganz andere Ansprüche gemacht als in Deutschland, wo das hierzulande beinahe unbekannte

Institut der Privatdocenten nicht nur für den genügenden Nachwuchs an akademischen Lehrkräften sorgt, sondern einzelnen hervorragenden Gelehrten auch die Möglichkeit bietet, ungestört ihre Specialstudien zu betreiben. Endlich wäre hier noch die finanzielle Seite zu berühren, deren Vergleichung ebenfalls nicht zum Vortheil Hollands ausfallen wird. Trotz der dringendsten Warnungen von befugter Seite hat man bei der endgültigen Regelung des höheren Unterrichts im Jahre 1876 für die niederländischen Universitäten die Collegiengelder abgeschafft, jeder Professor bezieht ein festes Gehalt mit allmählichen Zulagen bis zu einer gewissen Grenze; in manchen Fächern bilden ohne, wie man weiß, die Honorare der Studenten den größten Theil des Einkommens der Professoren, und wenn dies allerdings auch nur ein materieller Factor ist, so darf seine Bedeutung in keinem Falle unterschätzt werden. Weil aber der Staat drei Universitäten zu unterhalten hat, muß natürlich angesichts der nicht gerade glänzenden Finanzlage so viel als möglich gespart werden, weßhalb häufig die anderwärts als selbstverständlich erachteten Ausgaben unterbleiben müssen oder doch so beschnitten werden, daß sie ihren Zweck doch nicht erfüllen. Und was die Stadt Amsterdam betrifft, so ist bei den zerrütteten städtischen Finanzen hier Sparsamkeit mehr denn je die Losung; auch beim besten Willen darf die städtische Behörde es im Augenblick kaum wagen, mit größeren Forderungen für die Universität hervorzutreten, deren Dasein nicht nur den Antirevolutionären und Ultramontanen, sondern auch den Radicalen wie dem kleineren Bürger ein Dorn im Auge ist. Hätte man statt der vier Universitäten nur zwei — häufig hört man auch behaupten, daß eine einzige das vorhandene Bedürfniß vollauf befriedigen würde —, dann würden, wenn zugleich der durch das Gesetz von 1876 geschaffene Zustand in entsprechender Weise abgeändert und durch Anstellung von Privatdocenten auch auf wissenschaftlichem Gebiete der Mitbewerb zugelassen würde, die genannten Uebelstände mit Leichtigkeit beseitigt werden können; bleibt es aber, so wie es ist, dann befinden sich die niederländischen Universitäten in der Lage eines Mannes, der zu viel zum Sterben und zu wenig zum Leben hat.

* Endlich liegt über Ursprung und Art des Gerüchts von Fridtjof Nansens Rückkehr eine nähere Nachricht vor, die der hoffnungsvollen Ansicht des Baron Toll (vgl. Beil. Nr. 75) leider fast allen Boden entzieht. Wie der „Tomski Listok" meldet, kam jüngst durch Tomsk jener Kaufmann Kuschnarew aus Jakutsk, der von seinem Neffen Kandalow von Ustjansk her die aufregende Botschaft empfing und sie dann in alle Welt verbreitete. Wie der Oheim in Tomsk erzählte, hat sein Neffe eigentlich nur eine Vermuthung aufgestellt. „Die Sache," heißt es, „verhielt sich folgendermaßen: Von den neusibirischen Inseln kehrte eine der drei Parties zurück, die Kuschnarew dahin zur Ausbeutung von Mammuthelfenbein expedirt hatte. Diese Elfenbeinsucher erzählten, daß sie in der Nähe der neusibirischen Inseln ein Schiff mit Europäern gesehen hätten, das sie jedoch nicht weiter interessirte. Sie wußten eben, daß es Europäer gibt, die sich mit so unnützen Dingen, wie das Befahren des Eismeeres zu wissenschaftlichen Zwecken, beschäftigen und dabei gar keine exakten (d. h. Handels-)Zwecke verfolgen. Daher setzten sie sich auch gar nicht mit dem Schiffe in Verbindung, sondern ließen es ganz unbeachtet. Kandalow, dem die Elfenbeinsucher diese Nachricht brachten, dachte sofort, daß es sich hier nur um Nansen handeln könnte, und schrieb darüber nach Jakutsk. Auf den neusibirischen Inseln befinden sich gegenwärtig noch zwei Parties der Kuschnarew'schen Elfenbeinsucher, die im November zurückkehren müssen und vielleicht nähere Nachrichten über das gesehene Schiff bringen werden." Soweit der Bericht aus Tomsk. Erstaunen darf man danach billig, daß Kandalow die Dreistigkeit besaß, seine Vermuthung ohne weiteres mit den bekannten Notizen über „Erreichung des Pols und Entdeckung von Land" durch Nansen zu verbrämen. Diese Angaben waren also gänzlich aus der Luft gegriffen. Da man von einer anderen im Sinne der Prowyschlennik's „zwecklosen" Expedition ins neusibirische Meer um jene Zeit nichts weiß, so bleibt noch immer die schwache Möglichkeit bestehen, daß das von ihnen erblickte Fahrzeug wirklich der „Fram" gewesen. Nansen würde dann so gut überwintern können, wie die zwei Abtheilungen der Elfenbeinsucher, deren Rückkunft, wenn wir recht verstehen, erst für künftigen November erwartet wird. Inzwischen gilt der Goethe'sche Vers: „Sobald der Schnee schmilzt, wird sich's finden!"

* Wie das „Bureau Reuter" erfährt, wird das Schiff „Windward", das die Jackina-Harmsworth'sche Expedition beförderte, im Anfang Juni wieder in die arktischen Meere segeln. Der „Windward" wird eine Anzahl Briefe für Dr. Nansen an Bord nehmen, da es nicht unmöglich ist, daß er ihm nördlich von Franz Joseph-Land begegnet. Der Zug wird durch eine weitere Anzahl Mitglieder verstärkt werden. Er hat sich mit Dr. Andrée in Verbindung gesetzt, der den Nordpol mittelst Ballon zu erreichen versuchen wird. Der norwegische Gelehrte hat ausführliche Mittheilungen erhalten über die Depots, die Jackson errichtet hat. Es ist für den Fall, daß sein Ballon nach Südosten treiben sollte.

* Die Geisterwelt der Spiritisten hat sich endlich amtlicher Begutachtung unterzogen und zu diesem Behufe den Cultusstaat Serbien erwählt. Der Präfect des Jasenaer Bezirks, Swetosar Sawitsch, hat, wie der „Köln. Ztg." aus Belgrad berichtet wird, dem Minister des Innern folgende Meldung erstattet: „Seit ungefähr drei Monaten erzählten sich die Bauern des Dorfes Trbuschniza fast alltäglich, daß sich im Hause des dortigen Einwohners Rajko Nintsch allerlei unnatürlicher Erscheinungen abspielen: ein unsichtbares Wesen bricht Messer und Löffel, trägt Hausgeräthe fort, wirft Steine umher, schürt die Wiege in der Stube hin und her u. s. w. All das geschieht nicht nur bei Nacht, sondern auch bei hellichtem Tage, und niemand weiß, woher es kommt. Ich habe an alles das nicht recht glauben können und beauftragte den Gemeinderichter, er möge mich sofort benachrichtigen, was denn an der Sache Wahres sei. Er antwortete, alles sei wahr, er habe sich selbst überzeugt. Daraufhin begab ich mich nach Trbuschniza und ging sofort in Begleitung einiger gewechter Bauern in Nintschs Haus. Dort besetzte ich Boden und Küche mit je zwei Gendarmen, während ich selbst mit dem Kaufmann Joza Tschoritsch, zwei Bauern und einem Gendarmen im Zimmer blieb. Gegen Abend begann jemand zu klopfen, hob die Wiege in die Höhe, warf sie wieder mit großer Kraft zu Boden und schaukelte sie. Wir zündeten die Kerzen an und sahen dasselbe. Unmittelbar darauf sagte der Gendarm: jemand hat mir einen Schlag auf die Hand versetzt; im selben Augenblicke wurde Tschoritsch von einem Stein getroffen, dann mit lauem Wasser übergossen. Dann gab es einen förmlichen Steinregen, und schließlich wurde ein eigenthümlicher Sand im ganzen Hause herumgestreut. All das habe ich mit eigenen Augen gesehen."

* **Frankfurt.** Zu der 68. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte, welche vom 21. bis 26. September d. J. hier stattfinden wird, beginnen sich die wissenschaftlichen Anstalten der Mainstadt bereits zu rüsten. Die Senckenbergische Naturforschende Gesellschaft wird den Besuchern ihres naturhistorischen Museums einen künstlerisch ausgestatteten Führer durch dasselbe widmen. Die Frankfurter Physikalische Gesellschaft wird die Ergebnisse dreißigjähriger wissenschaftlicher Beobachtungen über die meteorologischen Verhältnisse der Stadt in einer Festschrift „Das Klima von Frankfurt" veröffentlichen. Die Oberärzte der städtischen Krankenanstalten werden eine Reihe wissenschaftlicher Arbeiten herausgeben. Die städtischen Behörden haben zur Herstellung der Festschriften und zur Veranstaltung einer Festlichkeit die Summe von 18,000 M. bewilligt.

* **Weimar.** Die Einweihung des Schiller-Goethe-Archivs wird abermals verschoben und also nicht, wie man bisher annahm (vergl. Beil. Nr. 60), mit dem Goethe-Fest zusammenfallen. — Die Schillerstiftung erfreute sich wieder einer großen Zuwendung: 50,000 Mark sind derselben aus einer Stuttgarter Erbschaft zugegangen.

* **Dresden.** Der bisherige Directorialassistent Professor Dr. Lehrs ist zum Director der kgl. Sammlungen für Kunst und Wissenschaft ernannt worden. — Der von Göttingen hieher berufene Privatdocent Dr. Pockels ward zum Professor der Physik an der technischen Hochschule ernannt.

* **Göttingen.** Mit dem Anfang des neuen Semesters werden die in erster Linie zu weiterer Ausbildung geprüfter Lehrerinnen bestimmten wissenschaftlichen Vorlesungen für Damen wieder aufgenommen werden. Kirchengeschichte hat in zwei wöchentlichen Stunden Prof. Tschackert übernommen, über dogmatische Grundfragen trägt Prof. Reischle zweistündig vor. Neutestamentliche Exegese liest Lic. Dr. Bousset in einer zweistündigen Vorlesung; Geschichte der Philosophie Prof. Baumann zweimal wöchentlich, Geschichte der antiken Cultur trägt Prof. v. Wilamowitz in zwei Stunden vor; Prof. Max Lehmann liest über neuere Geschichte vom westfälischen Frieden bis zur französischen Revolution, Historische Uebungen veranstaltet der Privatdocent Dr. Brandi; historische Grammatik der deutschen Sprache in Verbindung mit der Geschichte der

älteren Literatur hat Prof. M. Heyne übernommen, er liest drei Stunden; die neuere deutsche Literatur trägt Dr. Seedorf vor. Prof. Stimming liest französische historische Grammatik nnd ältere Literatur. Neufranzösische Sprache und Literatur in Verbindung mit praktischen Uebungen trägt in französischer Sprache Lector Dr. Mercier in vier Stunden vor; neuenglische Sprache und Literatur behandelt in drei Stunden Lector Dr. Tamsen. Ueber Botanik liest Prof. Peter in drei wöchentlichen Stunden; experimentelle Physik und Grundzüge der Chemie lehrt vierstündig Oberlehrer Dr. Götting.

* **Halle.** Der bisherige Privatdocent und Oberarzt der psychiatrischen und Nervenklinik, Dr. Robert **Wollenberg**, ist zum außerordentlichen Professor in der medicinischen Facultät ernannt worden.

* **Berlin.** Wie die „Nat. Ztg." erfährt, besteht Treitschke's Leiden in starken asthmatischen Beschwerden. Sein Befinden wechselt; an manchen Tagen vermag er auszufahren.

* **Görlitz.** Während Hans Sachs in seiner Stadt Nürnberg längst ein wohlverdientes Denkmal gefunden hat, entbehrt der Görlitzer Handwerksgenosse des süddeutschen Meisters, der Weise Jakob **Böhme**, der deutsche Philosoph in der Schusterwerkstatt, eines solchen noch immer. Böhme's Schriften kennzeichnen ihn als einen Mann von seltener Geistestiefe, lebendiger, auf Gott und die Natur gerichteter Einbildungskraft und von tiefem frommen Gemüth. Er kann als der früheste moderne Denker deutscher Nation bezeichnet werden. Der Vorstand der hiesigen Schuhmacher-Innung hat sich nun zunächst an die Handwerksgenossen Böhme's in ganz Deutschland gewandt, um den kleinen Grundstock zu den Mitteln für ein Böhme-Denkmal größer werden zu lassen, der bereits seit Jahr und Tag vorhanden ist, und die Innung hat durch Vermittlung unsres Bürgermeisters und Syndikus Heyne auch Herren, die verwandte Gewerbe vertreten, um Unterstützung des Werks gebeten. Jakob Böhme, geboren 1575, gestorben 1624, ist der Urheber des noch heute oft zutreffenden Wortes: „Was mein Vaterland wegwirft, das werden fremde Völker mit Freuden begrüßen!" Böhme schrieb diesen Satz nieder, als er harten Widerspruch und arge Verfolgung erdulden mußte. Seine bedeutsamste, im Jahre 1610 herausgegebene Schrift: „Aurora oder die Morgenröthe im Aufgange" erregte ungemeines Aufsehen, wurde aber auch in Folge allzu schwärmerischen und unverständlichen Inhalts stark angegriffen. Besonders wurde Böhme von dem Görlitzer Hauptpastor Richter bekämpft; er entzog sich zeitweise dem Hasse desselben durch eine Reise nach Dresden, wo der Kurfürst dem Verfolgten Gelegenheit bot, sich vor einer Versammlung sächsischer Geistlicher zu vertheidigen. Es besteht die Absicht, Böhme auf seinem Schuhmacherschemel in seiner Handwerkskleidung sitzend darzustellen, wie er in der Bibel sucht und forscht. Um zu versinnbildlichen, daß Gottes Wort die Quelle ist, aus der alle Weisheit fließt, soll das Denkmal als Brunnenaufsatz dargestellt werden. Der hiesige Oberpfarrer Schönwälder hat im Auftrage der Schuhmacher-Innung eine Biographie Böhme's verfaßt, die zum Besten des Denkmalfonds für 1 Mark vertrieben wird. Beiträge und Bestellungen auf diese Schrift sind an den Cassier der Schuhmacher-Innung, Schuhmachermeister Thomas, Görlitz, Steinstraße Nr. 4, zu senden. Auch werden Beiträge von den HH. Bürgermeister Heyne und Pastor prim. Schönwälder, Görlitz, entgegengenommen.

* **Oxford.** Die Regierung hat dem Professor der vergleichenden Sprachkunde an der hiesigen Universität Dr. Joseph **Wright** eine staatliche Unterstützung zur Vollendung seines großen „Englischen Dialekt-Wörterbuchs" gewährt.

* **Paris.** Das **Louvre-Museum** hat eine Erwerbung von großem künstlerischen und historischen Werth gemacht. Es ist ein hoher tiaraförmiger **Helm** aus getriebenem **Goldblech**, der laut der darunterstehenden Inschrift von der Stadt Olbiopolis in der Krim dem im 4. Jahrh. v. Chr. lebenden skythischen Machthaber Saitapharnes gewidmet worden ist. Dessen Name ist bereits aus anderen Inschriften, die in den Ruinen von Olbiopolis gefunden wurden, als der eines Bedrängers dieser Stadt bekannt, von dem sie sich gelegentlich durch Tribute loskaufte. Ein solcher Tribut ist der in wunderbar guter Erhaltung aufgefundene Helm gewesen. Dieses Prunkstück weist drei Reihen von bildlichen Darstellungen vom besten griechischen Stil auf. Die breiteste Reihe stellt zwei Scenen aus dem Leben des Achillens dar, den vergeblichen Versuch der griechischen Führer, ihn zum Aufgeben seines Grolls zu bewegen, und die Feuerbestattung des Patroklos. Die zweite Reihe führt skythische Jagdscenen vor. Die Jäger sind deutlich als Landsleute des beschenkten Königs charakterisirt. Es geht daraus hervor, daß der hellenische Goldschmied das Kunstwerk zu dem besonderen Zwecke auf Bestellung geschaffen hat. Die mittlere Reihe, welche die Bilder Ikenal, ist reich und geschmackvoll ornamentirt. Den ganzen Helm krönt ein Knopf in Form einer zusammengerollten Schlange. Man hat ihn in einem Grabe in der Krim aufgefunden, zugleich mit einer rothfigurigen Vase. In einem benachbarten Grabe fand man ein massives goldenes Halsband von bemerkenswerther Arbeit, das ebenfalls für das Louvre-Museum erworben worden ist.

Herder'sche Verlagshandlung, Freiburg im Breisgau.

Soeben ist erschienen und ist vorräthig in der Buchhandlung Herder & Co. in München:

Kraus, F. X., Geschichte der christlichen Kunst. In zwei Bänden. Mit zahlreichen Illustrationen. Lex.-8°.

Erster Band: Zweite Abtheilung. Mit 231 Abbildungen. (S. IX—XX u. S. 321—622.) M. 8. — Hiermit ist vollständig der I. Band: **Die hellenistisch-römische Kunst der alten Christen. Die byzantinische Kunst. Anfänge der Kunst bei den Völkern des Nordens.** Mit Titelbild in Farbendruck und 484 Abbildungen im Texte. (XX u. 622 S.) M. 16; geb. in Original-Halbfranzband M. 21. — Einbanddecke für sich M. 3.

Mit dem Druck des zweiten Bandes wird noch in diesem Jahre begonnen werden; derselbe wird ein ausführliches Sach- und Namenregister für das ganze Werk enthalten. (4184)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Spinoza.

Ein Denkerleben.

Von

Berthold Auerbach.

Preis geheftet 2 Mark.

Elegant gebunden 3 M. 20 Pf.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Die Edda.

Die ältere und jüngere,

nebst den mythischen Erzählungen der Skalda

übersetzt und mit Erläuterungen begleitet von

Karl Simrock.

Zehnte Auflage. Preis geheftet 8 Mark.

Die Vorzüge der Simrock'schen Edda-Uebersetzung sind allgemein bekannt; sie ist die einzige kommentierte Ausgabe von Bedeutung.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

„Die Zeit"

ist eine **allseits unabhängige** Wiener Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft, Wissenschaft und Kunst, die sich den Ruf einer

Revue ersten Ranges

erworben und in Folge ihres gediegenen Inhaltes die größte Verbreitung unter allen anderen ähnlichen Blättern in den Intelligenzkreisen Oesterreich-Ungarns und Deutschlands gefunden hat.

Da sich der Abonnentenstand der „Zeit" vorwiegend aus dem **wohlhabenden Mittelstande** zusammensetzt, so eignet sich unser Blatt ganz besonders zu **literarischen Ankündigungen** und **geschäftlichen Anzeigen** aller Art.

Die Administration „Die Zeit"

(4185) **Wien IX 3**, Günthergasse 1.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1896. München, Mittwoch, 8. April. Nummer 81.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Die Sprachschulden der Deutschen. I. Von Rudolf Kleinpaul. — Eine deutsche Universität in Brünn. Von Karl Werner. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die Sprachschulden der Deutschen.

Von Rudolf Kleinpaul.

I.

Die Worte mit umlaufenden Münzen, die Sprache mit einem Schatz, ihre guten Zeiten mit edlen Metallen zu vergleichen, ist ein alter Einfall. Zugleich an Goldbarren und an Kupfergeld erinnern den Engländer seine angelsächsischen Ausdrücke, weil sie einerseits im hohen Stile von Dichtern und Schriftstellern den französischen und lateinischen gegenüber bevorzugt werden, andrerseits im täglichen Verkehre wie Scheidemünze von Hand zu Hand gehen. Wie oft sind nicht die großen Wörterbücher geradezu: Fundgruben, Schachte, Schätze, Thesauri betitelt worden! Da haben wir einen Thesaurus Linguae Latinae von Robert Stephanus und das unerschöpfliche Cornucopiae des Niceolò Perotti, nicht zu gedenken des Thesaurus Linguae Graecae von Heinrich Stephanus und des Thesaurus philologicus criticus Linguae Hebraeae et Chaldaeae von dem gelehrten Theologen Gesenius. Freilich, es gibt Lexikographen, die ihre dicken Folianten als Universalsäcke (Perne), Spiegel (Specula), Vorrathskammern (Magazzini), Brunnen (Pozzi) und Oceane angekündigt hoben — am liebsten aber blieben sie einfach bei ihrem Schatze. Kaspar v. Stieler schrieb vor zweihundert Jahren: „Der deutschen Sprache Stammbaum und Fortwachs oder deutscher Sprachschatz", der Professor Graff 1835 einen Althochdeutschen Sprachschatz, Berghaus einen Sprachschatz der Sassen. Als wozu noch unterschiedliche Schatzkammern und Schatzkästlein kommen. Die Herren Verfasser mögen diese Titel zunächst subjectiv genommen und ihre eigenen Sammlungen als Schätze verstanden haben; aber der Schotz war doch offenbar des Volkes, bei dem sie sich gewissermaßen als Schatzmeister einführten und verdangen. Sie hätten keine Schätze sammeln können, wenn die Sprache nicht reich gewesen wäre. Jede Nation hat ihr Nationalvermögen, das ist die Gesammtheit der materiellen Güter, die sich im Besitze des Staates und der einzelnen Staatsangehörigen befinden. Sie hat auch ein ideales Vermögen, die Summe aller Kräfte, Anlagen und Künste der Volksgenossen. Unter diesen geistigen Gütern ist keines unmittelbarer, keines unveräußerlicher als die Sprache.

Die Fremdwörter sind die Obligationen im Schatz der Sprache. Sie gehen vom Inventar des Volkes ab, wie der Betrag der Schulden an das Ausland von dem Nationalvermögen abzuziehen ist. Es kann vorkommen, daß der Procentsatz der fremden dem der einheimischen Wörter sehr nahe kommt oder ihn sogar übersteigt; eine solche Mischsprache, wie zum Beispiel das Englische eine ist, nennen wir tief verschuldet. In Deutschland hat man die Zahl der vorkommenden Wörter (unter Zugrundelegung des Wörterbuchs von Sanders) auf rund 400,000 und die der gebräuchlichen Fremdwörter (nach dem Heyse'schen Fremdwörterbuch) auf 70,000 angeschlagen; auf 7 deutsche Worte kommt angeblich immer je ein Fremdwort. 116 Fremdwörter werden schon in den Bruchstücken der gothischen Bibelübersetzung des Ulfilas gezählt, zum Beispiel von griechischen: Ulbandus, unser Elefant, im Sinne von Kamel, Praufetus und Psalmö. Nun, jene 70,000 Fremdwörter wären also die Schuldposten im Hauptbuch unsrer Sprache und kein deutsches Eigenthum, wenigstens kein deutsches Erzeugniß, sei es nun, daß sie in der Summe von 400,000 mitgezählt werden oder nicht. Alle solche Aufstellungen haben ja an sich sehr wenig Werth, weil sie entweder principlos oder nach falschen Principien gemacht zu werden pflegen. Wenn es nur Thatsache ist, daß wir überhaupt Schulden haben, daß jede Sprache Schulden hat, daß die Sprachschulden wie die Staatsschulden zu einem Factor des modernen Lebens geworden sind.

Fassen wir einmal das Uebel an der Wurzel an. Das Schuldenmachen ist so alt wie der Verkehr und dieser, dessen Entwicklung noch heute nicht abgeschlossen ist, keineswegs von Anfang an gewesen. Die Urzeit dürfen wir uns in zahllose Familien und Stämmchen zersplittert denken, die sich durchgängig nach dem Schema von Mutter und Kind entwickelt haben. Väter gibt es noch keine: jedes einzelne Geschlecht gleicht einer Pyramide, deren Grundfläche das Volk und deren Spitze die Mutter bildet. Diese Pyramide wächst fortwährend, und zwar von oben nach unten; in demselben Maße stirbt sie ab, so daß die lebende Generation einen Berg von Gräbern auf ihren Schultern trägt. Zwischen den verschiedenen Gebäuden besteht gar kein Verkehr, sie sind isolirt und unter einander völlig fremd; wie die Pyramiden am Rande der Libyschen Wüste ragen sie inselartig und in sich abgeschlossen in die Lüfte, wo die verstorbene Ahnfrau als Göttin wohnt und durch das ununterbrochene Anschwellen der breiten Basis immer höher und höher gehoben wird. Jede von diesen Pyramiden ist eine ganze Menschheit — man hat noch keine Menschheit, sondern lauter einzelne Menschheiten; was der Wilde von Menschen anerkennt und weiß, existirt nur innerhalb seiner Pyramide. Und ebenso hat jedes Gebäude seine eigene Sprache, es herrscht eine bunte Mannichfaltigkeit: so viele Pyramiden, so viel Sprachen.

Erst wenn die Familien der Urzeit einen Weg finden, die Grenze, welche Furcht und Wildheit um sie ziehen, zu durchbrechen, erst wenn die Pyramiden einander näherrücken, erst dann mischen sich auch die Sprachen. Diese Annäherung kann feindlich und friedlich sein, auf dem Wege der Colonisation und auf dem des Handelsverkehrs erfolgen; es wird sich empfehlen, jetzt das starre und steinerne Bild fallen zu lassen und ein beweglicheres Element zu wählen. Ist die Berührung kriegerisch, überfällt ein Stamm den anderen, so gleicht die Eroberungscolonie einem Strom, der austritt und das Land weithin überfluthet, nicht ohne daß auf dem über-

Digitized by Google

schwemmten Gebiete durch die Ueberschwemmung hindurch der alte Grund sichtbar bliebe. Dies gilt wie von anderu Dingen, so auch von der Sprache: die überwundene Nation nimmt die Ausdrucksweise des herrschenden Stammes nothgedrungen, wie der Erdboden das Wasser, an, während der Eroberer zwar seine Sprache beibehält, aber aus dem Sprachschatze des occupirten Landes, schon um sich den Eingeborenen verständlich zu machen, dies und jenes aufgreift. Ist die Berührung dagegen eine friedliche, so ändert sich das Bild wieder: die beiden Nationen stellen dann gleichsam zwei Wassergläser dar, zwischen denen eine Art Diffusion stattfindet. Füllt man ein Gefäß mit Wasser, ein anderes mit Weingeist und läßt man beide Gefäße durch eine Schweinsblase hindurch communiciren, so bemerkt man einen gegenseitigen Austausch der Flüssigkeiten. Wasser dringt zu dem Weingeist und Weingeist tritt zum Wasser. Genau so werden zwischen zwei benachbarten Nationen, die sich gegenseitig besuchen, die Worte ausgetauscht; die Membran entspricht der Grenze. In dem einen wie in dem andern Falle nun, in Krieg und Frieden, machen die Völker Schulden, so oft sie ein Wort aus unverwandtem Mund aufnehmen und ihren Sprachschatz durch fremdes Eigenthum ergänzen. Es heißt dann, daß sie das Wort entleihen, eine Ausdrucksweise borgen, to borrow im Englischen, französisch: emprunter le mot. Die Anleihen sucht man dann, zumal in Zeiten nationaler Erhebung, wieder zu amortisiren. Zwischen diesen beiden Stadien des Verkehrs schwanken die Völker noch heute hin und her, indem zwar die Zeit der Pyramiden vorüber, aber noch lange nicht Eine Herde und Ein Hirte geworden ist.

Zwar läßt sich gegen die Auffassung der Fremdwörter als kleiner Nationalschulden etwas einwenden. Sie erscheint insofern nicht völlig adäquat, als ein Wort nicht hingegeben und eingesteckt, wie ein Zwanzigmarkstück, sondern nur gelernt wird wie ein Kunstgriff. Nachgesprochen und gebraucht, kommt es dem Besitzer darum doch nicht abhanden, schließt daher auch keine Verpflichtung zum Schadenersatze ein. Die Sprachschulden haben das Gute, daß man sie nicht zu bezahlen braucht. Wer sie nicht dulden und durchaus abtragen will, ist ein ehrlicher Kerl, aber der Gläubiger weiß es ihm nicht Dank, niemand kümmert sich darum. Mit demselben Rechte könnte man auch gleich von Diebstahl reden, denn die Fremdwörter haben nicht bloß etwas von entlehnten, sondern auch etwas von gestohlenen Sachen an sich; die Sprachschulden entsprechen den schriftstellerischen und künstlerischen Plagiaten. Und was heißt das eigentlich? Plagium ist soviel wie Menschenraub. Aber das Plagiat wird nur verfolgt, soweit es Nachdruck ist; in Bezug auf die gestügelten Worte haben noch keine internationalen Vereinbarungen stattgefunden, noch zu keinem Schutze des Urheberrechts geführt. Es ist auch noch niemals auf ein Wort ein Patent angemeldet worden, obwohl es eine unbedingte Erfindung darstellt und derjenige, der das Wort nachsagt, die Erfindung entwendet hat; denn die Erfindung ist gewerblich nicht verwerthbar. Höchstens, daß die Titel von Büchern und Zeitschriften geschützt werden. Die Annahme eines Fremdworts wird also als etwas Selbstverständliches und als ein gutes Recht betrachtet, wie es männiglich auf die Erfahrung und Weisheit seiner Mitmenschen zu haben glaubt, als eine Frucht des Reisens und des bildenden Umgangs mit fremden Leuten; die Sieger und die Eroberer vollends würden lachen, wenn man ihnen zumuthete, den Sprachschatz eines unterworfenen Stamms zu respectiren. Die Germanen, die das alte römische Reich zusammenschlugen, hätten sich etwa Zwang anthun und kein Lateinisch nehmen sollen, wo sie's brauchten? Sie radebrechten die welschen Vocabeln wie Schüler auf dem Gymnasium, mischten deutsche Worte hinein, conjugirten und declinirten, daß es klang wie in einem Maccaronischen Gedicht. Dafür, daß ihnen wieder die Lateiner ihre Worte stahlen und fortan nicht mehr Bellum, sondern Werra (Guerra), nicht mehr Vigil, sondern Warte (französisch Garde, italienisch Guardia), neben Modus: Weise (Guisa), neben Castrum: Burg (Borgo) sagten, hatten sie natürlich ebenfalls keinen Sinn. Alles das machte sich doch ganz von selbst.

In solchen Fällen von Occupation und Völkerwanderung werden beide Theile Capitalisten ähnlich, die, ohne in Verlegenheit zu sein, fremdes Geld aufnehmen, um damit zu speculiren. Was nämlich die Ueberschwemmung besonders kennzeichnet und die gewaltsame Sprachmischung von der friedlichen Diffusion unterscheidet, ist die Entstehung von Doubletten, das heißt von zwei Ausdrücken für einen und denselben Begriff, einem einheimischen und einem fremden. Denn da es sich in den occupirten Gebietstheilen keineswegs um neue und unbekannte Dinge, sondern um das tägliche Brod und das tägliche Leben handelt, so existiren auf beiden Seiten bereits die nöthigen Worte und bleiben dann nicht selten, wie eben zum Beispiel im italienischen Modo und Guisa, nebeneinander bestehen. Bellum neben Guerra ist veraltet und lebt nur in Ableitungen und Zusammensetzungen fort. Hieran mag das Adjectivum bellus schuld gewesen sein, welchem pulcher hatte weichen müssen (die Verkleinerungsform von benus, einer Nebenform von bonus, die auch das Adverbium bene ergab; bellus = benlus). Aehnliche Doubletten haben sich nachmals in Deutschland selbst gebildet, zum Beispiel Ross und Pferd (Paraveredus), Haupt und Kopf (Coppa), Leib und Körper (Corpus). Aus der Franzosenzeit stammen die plattdeutschen: Dätz oder Detz für Kopf (Tête), Lamain für Hand (la Main), Lapate für den Vorderlauf des Hasen (la Patte). „So reiß ich jetzt mit dem Stahl eins pfundschwer übern Detz ihm", heißt es im Zerbrochenen Krug von Kleist. „Da hätte er meinen Frère nicht zur Rechenschaft gezogen", so drückte sich noch kürzlich ein Leipziger Student in einem Gosenstübchen aus. Daß Deutsche, die in Paris oder Rom leben, schließlich unter sich in ein Jargon gerathen, wo deutsche und welsche Wörter drollig zusammengeworfen werden, daß sie „etwas in die Manche kullen lassen", das heißt in den Aermel gleiten lassen (couler dans la Manche), oder daß sie „in die Osterie andaren", will sagen: in die Kneipe gehen, ist bekannt und für den Proceß der Sprachmischung in den romanischen Ländern lehrreich. „Gute Stories und gute Grundbieren sind net plauty", gute Geschichten und gute Kartoffeln sind nicht häufig (plenty), hört man wohl von einem Schwaben in Pennsylvanien. Diese Art Sprachmischung steht, wie gesagt, in einem ausgesprochenen Gegensatze zu dem Hindurchsickern einzelner Fremdwörter für Dinge, die es nicht im Lande gibt, die also im Lande bisher auch noch nicht benannt sind; sie verhilft dem Volke, wenn man es in günstigem Licht betrachtet, gleichsam zum Ueberfluß und zum Reichthum, indem ihm zwei Sprachen statt einer zu Gebote stehen. Eine davon ist erst erlernt; sie wird geborgt. Die Fremdwörter waren kleine Schulden; hier ist eine große.

Das Bewußtsein dieser Thatsache braucht jedoch niemand zu bekennen. In England, wo sich mit Wilhelm dem Eroberer das Französische breit machte und zu einem eigenen Dialekte, dem anglonormannischen, ausbildete, entstand eine stark romanisirte Sprache auf germanischem Grunde; von einer weltbeherrschenden Nation getragen, bietet dieselbe auch jetzt wieder eine wahre Musterkarte von Sprachproben aus aller Herren Ländern. Wie seinerzeit das Portugiesische, durch die Eroberungen der Portugiesen über die Welt verbreitet, viel ostindisches Gut, zum Beispiel das Wort Mandarin und von Brasilien her allein 2000

Wörter brasilischen Ursprungs aufgenommen und assimilirt hat, so das Englische. Man schlage den Webster auf, so findet man eine ungeheure Menge ostindischer, westindischer, malaiischer, karibischer, afrikanischer, australischer Ausdrücke mehr oder weniger unvermittelt ins Englische aufgenommen, aber alle ohne Ausnahme als englische in dem Dictionary of the English Language verzeichnet. Welch ein Gegensatz zu einem Grimm, wo alle fremden Wörter, wenn sie nur halbwegs undeutsch klingen, pedantisch ferngehalten und in das sogenannte Fremdwörterbuch, eine anderen Nationen ganz unbekannte zopfige Einrichtung, verwiesen werden! England thut so, als ob ihm die ganze Welt gehöre. Ein Engländer fährt über einen See — er steckt den Finger ins Wasser und kostet es: „das ist unser," ruft er, „das schmeckt salzig!" Gerade so machen es die Engländer mit den Sprachen der Erde: sie denken nicht sowohl an Schulden, als vielmehr an Tribut. Sie würden, falls man sie deßhalb interpellirte, die englische Sprache einem königlichen Strome, dem die Quellen und Bäche des Erdballs tributpflichtig sind, vergleichen. Es liegt ein gut Stück deutscher Bescheidenheit in den deutschen Fremdwörterbüchern und in den Verdeutschungswörterbüchern, in dem ängstlichen Streben des deutschen Michels, die Fremdwörter auszumerzen, seine vermeintlichen Schulden zu tilgen. Der Gelehrte guckt heraus.

Dieser hat freilich Recht; an der Sache ändert die stolze Haltung und das Selbstgefühl des mächtigsten Volks natürlich nichts. Auch der Tributempfänger lebt doch nicht aus sich selbst; Polonius hat gut sagen: „Neither a borrower, nor a lender be!" Laertes wird doch in Frankreich manches annehmen. Schulden bleiben Schulden, wenn man sie auch ohne viel Formalitäten machen kann und wenn einen niemand mahnt. Die Namen, die wir von andern Nationen lernen und aufschnappen, sind unbestritten ein geistiges Eigenthum, das Erzeugniß eines in seiner Werkstatt arbeitenden Genius, und der Lexikograph, der die Rechnung unsrer Sprache abschließt, kann sie nur unter das Soll, nicht unter das Haben setzen. Schuld ist ja das Abstractum zu sollen. Das deutsche Soll beträgt, wie gemeldet, 70,000.

Wenn man uns mit einer so bedeutenden Einschränkung unsres Nationalvermögens kommt, einem so merklichen Abstriche droht, ist es wohl angezeigt, daß wir uns einmal mit dem Abstreicher ernstlich auseinandersetzen und ihm scharf auf die Finger sehen, ob er uns nicht etwa ein gutes deutsches Wort mit in die Rapuse wirft. Wie weit reicht der Begriff der Fremdheit? Ist etwa jedes deutsche Wort, das sich buchstäblich mit einem lateinischen deckt und das wir mit den alten Römern gemein haben, als Fremdwort anzusehen? Verhält sich wohl unser Arm zu dem lateinischen Armus wie das obenerwähnte Kopf zu Coppa oder Dätz zu Tête? Davon kann keine Rede sein. Freilich zeigt die Gemeinsamkeit immer alte Beziehung an; jede Uebereinstimmung im Wörterschatze, wenn sie nicht ganz zufällig ist, beweist unwiderleglich einen einmaligen Verkehr der Menschen untereinander und eine persönliche Berührung. Das ist ja das Interessante an der Etymologie, daß sie so viel Licht auf die Urgeschichte wirft und daß das Nachsprechen des geringsten Wörtleins, wenn es gewiß erfolgt ist, ein lehrreiches kleines historisches Factum darstellt. Unbedingt müssen zwei Völker, die beide die Vordergliedmaße der Wirbelthiere mit Arm bezeichnen, irgendwo zusammengewesen sein. Aber das Wörtchen kann auf mehr hinweisen als auf einen kurzen Besuch, auf noch mehr als Blutmischung: nämlich auf Blutsverwandtschaft. Wir müssen in einem solchen Falle die Frage offen lassen, ob wir nicht am Ende dasselbe Volk gewesen sind, ob die übereinstimmende Bezeichnung nicht etwa ein Erbstück, eine Tradition aus dem längst verlassenen Vaterhause ist. Schieben wir jetzt einmal, da wir fast alle historischen Völker bereits auf der Stufe des Vaterrechts und der Mannesherrschaft treffen, für die Pyramide den Begriff des Vaterhauses ein. Solcher Vaterhäuser hat die vergleichende Grammatik mehrere aufgesucht; das unsrige ist bekanntlich das indogermanische Haus, sei es nun, daß es in Centralasien, am obern Amu Darja und Sir Darja, oder in Scandinavien, oder auf der russischen Steppe, am Mittellause der Wolga, gestanden hat. Wenn sich das indogermanische Urvolk, wie gewöhnlich angenommen wird, zunächst in Gruppen und dann erst in acht Familien gespalten hat, so wären auf den großen Völkerstraßen auch wieder neue Vaterhäuser zweiter Ordnung gebaut worden, auf welche dann in dritter Linie die acht Familienwohnungen folgten, und so fort. Aus allen diesen Häusern hätten nun die jedesmal ausziehenden Söhne in vielfachen Stufen Begriffe mitgebracht, die einer bestimmten Generation gemeinsam, älteres und jüngeres Erbgut, aber keineswegs Fremdwörter gewesen wären.

Viele Benennungen der elementaren Anatomie, wie eben Arm, aber auch Fuss und Knie, Herz und Auge — sogar Giebel gehört dazu, indem das Haus als ein Mensch gedacht wird und der Giebel desselben die Stirnseite, die *Κεφαλή* des Hauses darstellt —, Bezeichnungen für Familienverhältnisse, wie in ällester Zeit Mutter und Sohn, späterhin auch der Vater, Thiernamen wie Hund und Kuh, Wolf und Maus sind zum Beispiel solches Erbgut. Wenn unser Maus, allhochdeutsch: Mûs, genau so klingt wie das lateinische Mus und das griechische (ebenfalls Mûs gesprochene) *Μῦς*, wenn sogar schon die witzige Uebertragung auf den Muskel in diesen Sprachen vorliegt: so hat doch kein Volk dem andern deßhalb etwas vorzuwerfen, sondern eins hat soviel Recht auf die Maus, wie das andere, etwa wie alle Juden in der Welt ein Recht auf das Sefer-Thora haben. Es ist nicht immer leicht, zu entscheiden, ob ein Wort altgemeinsam oder bei einer zufälligen Berührung hängen geblieben ist. Bei Lein und bei Hanf fragt es sich zum Beispiel, ob diese Worte, denen im Lateinischen und Griechischen ganz ähnliche entsprechen, zugleich mit diesen oder erst nach ihnen gewesen sind. Vielleicht gehören sie überhaupt nicht zum indogermanischen Bestand, wie zum Beispiel Wein im letzten Grunde nicht arischer, sondern semitischer Herkunft ist. Von Syrien aus hat sich der Weinbau nach Kleinasien und von da über die griechische Halbinsel verbreitet; das hebräische Jajin, vielleicht selbst erst fremd, mag nicht, wie die Jenenser Theologen ausgeheckt haben, dem Namen der Stadt Jena, aber dem griechischen *Οἶνος* und dem lateinischen Vinum zu Grunde liegen. Im Deutschen ist Wein natürlich zunächst ein lateinisches, erst zu Beginn unsrer Zeitrechnung mit der Sache eingeführtes Lehnwort. Ebenso verhält es sich mit Löwe. In der Gaunersprache, die man spaßhafterweise auch die Jenische Sprache nennt, findet sich der Ausdruck: Finkeljochem für Branntwein. Dieser Ausdruck ist jüdisch-deutsch und lautet genauer: Finkeljajin; die zweite Hälfte stellt eben das erwähnte hebräische Wort dar, das hier noch direct, ohne römische Vermittlung, gebraucht wird.

Fremdwörter sind also nur Wörter, die wir erst gelernt, in nachweisbarer Zeit von fremden Völkern erfahren und angenommen haben und fortan ohne ein anderes Recht als das allgemeine Anrecht, das jedermann auf die große Brüdergemeinde der Menschheit zu haben glaubt, mit ihnen theilen. Sie sind nichts Väterliches, nicht ererbt, sondern auf der fremden Erde wie Früchte aufgelesen; junge Erwerbungen, kleine Annexionen und Angliederungen an den Sprachschatz, als Schulden gefühlt und anerkannt, aber Schulden, die niemand drücken. Die Germanen, die im Bereiche der römischen Cultur den Wein und den Löwen, die Münze und das Pfund vorfinden, lernen die Vocabula

hinzu: sie borgen diese Worte von den Römern, entlehnen sie von den Römern, daher man sie auch als Lehnwörter bezeichnet. Dieser von den deutschen Grammatikern geschaffene Begriff ist auch ins Englische gedrungen (Loanword). Zwar wird in der Sprachwissenschaft nun wieder ein Unterschied gemacht und nur eine ganz bestimmte Classe von Fremdwörtern mit dem Namen Lehnwörter beehrt.

Nicht jedwedes Fremdwort ist darnach ein Lehnwort, oder, wie die Franzosen sagen: un mot emprunté du Latin. Nur die naturalisirten, zumal lateinischen Begriffe, die ganz zu deutschen geworden sind, die, bereits in den ersten christlichen Jahrhunderten eingeführt, die althochdeutsche Lautverschiebung mitgemacht und den guten deutschen Accent auf die Stammsilbe erhalten haben, die wir daher auch als etwas Fremdes gar nicht mehr empfinden, sondern den heimischen Wörtern gleich achten, nur sie gelten für Lehnwörter. Man vergleiche zum Beispiel einmal die beiden lateinischen Titel: Pastor und Pfister. Letzteres ist der süddeutsche Bäcker und aus Pistor hervorgegangen; bei Klöstern und Burgen bestand im Mittelalter eine Pfister oder Pfisterei, das heißt eine Bäckerei, in München heißt die Hofbäckerei noch immer die Pfister. In Verona sieht man die Firma: Pistoria, Bäckerei. Pastor ist bekanntlich so viel wie Hirt. Aber Pfister, von unsern Vorfahren, die noch kein Brod backen konnten, bereits in der Römerzeit entlehnt, zeigt die Verschiebung des P zu Pf, die um die Mitte des ersten christlichen Jahrtausends eintrat; Pastor, im 14. Jahrhundert aufgenommen, entging dem damals längst zum Abschluß gekommenen Processe. Aehnlich verhält sich der (als Uebersetzung aufgekommene) Name Pistorius zu Pfister und Pastor zu Pfarr (Parochus). Pfister und Pfarrer würden demnach als alte Lehnworte anzusprechen sein, während Pastor ein Fremdwort im engeren Sinne wäre. Deßgleichen gilt Winzer (aus Vinitor) für ein Lehnwort, weil auch hier das t des lateinischen Wortes zu z verschoben worden ist; Mentor dagegen für ein Fremdwort. Jene Verschiebung zeigen unter anderen noch: Münze, Minze und Strasse (Moneta, Menta und Strata). Winzer und Pfister haben außerdem noch etwas specifisch Deutsches an sich.

Der normale Casus, welcher die übrigen Fälle im Lateinischen vertrat, war in alter Zeit nicht der Nominativ, sondern der Accusativ. Pastor, Pfister, Winzer sind somit nicht aus Pastor, Pistor, Vinitor, sondern aus Pastorem, Pistorem, Vinitorem entstanden zu denken. Demgemäß hatten sie ursprünglich den Ton auf der letzten Silbe, dem -or. Pastor bildet auch im westlichen und nordwestlichen Deutschland, deßgleichen in den Niederlanden wirklich noch ein sogenanntes Perispomenon (holländisch Pastoor), während sich anderwärts der Ton auf die Stammsilbe gezogen hat. Bei Pfister und Winzer ist das die Regel. Diese Nuance der Betonung läßt sich noch besser an anderen Fremdworten studiren. Man vergleiche einmal die Titel Meister und Magister, Vogt und Advocat, oder die Begriffe Markt und Mandat. Alle diese sechs Worte sind lateinisch, Meister ist aus Magister, Vogt aus Vocatus, Markt aus Mercatus hervorgegangen. Mit Mercatus hatten die alten römischen Hausirer, die schon zu Cäsars Zeiten das Land durchzogen, ihre Wanderlager bezeichnet. Aber bei Meister, Vogt und Markt ist der Hochton allmählich nach deutscher Weise auf die wesentliche Silbe, den Wortstamm gelegt worden, man hat Mägister gesagt; bei den jüngeren Begriffen Magister, Advocat und Mandat hat sich der Accent auf der Ableitungsendung erhalten. Erst im 15. Jahrhundert haben nämlich die Universitäten den Magister Artium Liberalium geschaffen und hier die gelehrte lateinische Form des Wortes nicht aufgeben wollen. Gerade so hat Eneas im Mittelhochdeutschen den Hochton auf der ersten, das später eingeführte schulmäßige Aeneas auf der zweiten Silbe. Was Mandat anbetrifft, so haben die Engländer das germanische Betonungsgesetz auch bei Mandatum durchgeführt; sie nennen den Gründonnerstag, den Dies Mandati: Manndy Thursday, wie sie für Mercatus: market sagen. Market ist ein loanword.

Auch die Worte, die uns seit dem 11. Jahrhundert aus Frankreich zugekommen sind, pflegt man, wenn sie deutsche Farbe angenommen haben, gern als Lehnworte hinzustellen. Wenn Pfalz ein lateinisches, so ist Palas oder Palast, noch heute gelegentlich auf der ersten Silbe betont und Pallast geschrieben, ein französisches Lehnwort. Das bekannteste französische Lehnwort ist Kaffee, das im 18. Jahrhundert aus Café hervorging; das älteste das Adjectivum fein, das bereits im 10. Jahrhundert in den Rheinlanden aufgenommen ward. Es kommt hier hauptsächlich mit darauf an, ob die französischen Worte auch nach deutscher Regel geschrieben werden. Möbel und Pöbel haben ihr deutsches Ansehen nur durch das ö und das el bekommen, wodurch sie einem deutschen Vögel oder Fröbel ähnlich geworden sind; übrigens unterscheiden sie sich von den französischen Originalen Meuble und Peuple so gut wie gar nicht. Wäre Möbel aus dem lateinischen Mobilia entstanden, so unterschiede es sich durch den Accent wie vorhin; ein zwingender Grund, Möbel und Pöbel aus dem Französischen und nicht aus dem Lateinischen selber herzuleiten, scheint mir in der That nicht vorzuliegen, da man sich den Umlaut ö recht gut wie bei Körper oder Tölpel erklären könnte. In anderen Fällen ist der französische Ursprung und die äußerliche Andeutschung in der Schrift unbestreitbar. Sein Leben schlägt man in die Schanze: Schanze ist Chance. Je nach dem höheren oder geringeren Grad der Einbürgerung wird diese Orthographie gewagt: die Schreibung Likör für Liqueur ist beliebt, die Köh für Queue unerhört. Man vergleiche etwa noch unser Kinkerlitzchen mit Quincaillerie, das am Niederrhein übliche Kieksehoserei mit quelques choses, oder Kontor mit Comptoir, wobei sogar der Lautbestand alterirt wird. Bemächtigt sich noch die Volksetymologie der Sache, wird das ganze Wort umgedeutet und an deutsche Begriffe angelehnt, so erscheint die Naturalisation perfect. Ein solcher Fall liegt zum Beispiel bei Lentenant vor, wo sich das Lieu-te... von Lieutenant in die Leute verwandelt hat. Den Titel zu einem deutschen, von Haus aus deutschen zu machen und wie Ferdinand zu erklären, ist albern.

Besonders wichtig ist die Behandlung der grammatischen Endungen. Bei den sogen. Lehnwörtern wurden dieselben nicht betont, in Folge dessen ganz abgestoßen und durch die heimischen ersetzt. Bei den Fremdwörtern im engeren Sinne wurde die fremde Endung erhalten und die deutsche Endung obendrein angehängt, so daß das Wort nun eine doppelte, lateinische und deutsche, Endung hatte, was einen garstigen Eindruck macht. Man vergleiche zum Beispiel einmal dichten und dictieren, turnen und turnieren. Dichten und dictieren sind eins, beide kommen von dem lateinischen dictare. Aber bei dichten ist die lateinische Infinitivendung abgestoßen und durch die deutsche -en (althochdeutsch -ôa) ersetzt; bei dictieren in der Form von -ier erhalten und nun außerdem noch ein -en daran gesetzt worden. Turnen ist eine Neubildung des Turnvaters Jahn, aber aus dem althochdeutschen Sprachschatz hervorgesucht und hier keineswegs, wie Jahn irrthümlich meinte, ein deutscher Urlaut, sondern ein lateinisches Verbum (tornare), das nur auf deutsche Weise behandelt worden war; turnieren dagegen ein französisches Fremdwort, aus tourner-en entstanden, wie parlieren aus parler-en oder studieren aus studer-en. Turnen verhält sich zu turnieren wie schreiben zu transcribieren.

Digitized by Google

Auch beim Nomen ist diese unschöne Häufung zu beobachten; so haben wir der französischen Princesse noch ein -in angehängt und Prinzessin daraus gemacht, während wir entweder Prinzin (wie Fürstin) oder Prinzess (wie Comtesse) sagen sollten. Das Adjectioum italienisch haben wir nicht aus Italien, sondern aus Frankreich empfangen, sonst würden wie italianisch (wie venezianisch) sagen; abee wir sollten überhaupt nicht italienisch, sondern italisch sagen wie im Mittelhochdeutschen (itâlsch, wie bei Isidorus: lingua italica). So ist auch der Bergname Venediger viel deutscher als Venetianer. Bekanntlich verstehen die Gelehrten unter italisch etwas anderes als unter italienisch; aber italienisch muß das Ohr des Kenners beleidigen, wie es durch Formen wie Assassin-en, Kassier-er beleidigt wird. Im Engtischen sind die grammatischen Endungen, trotzdem daß ein größerer Theil der Wörter aus dem Französischen und Lateinischen stammt, fast durchweg germanisch, daher hat die englische Sprache ein germanischeres Gepräge als die deutsche.

Eine deutsche Universität in Brünn.

Von Karl Werner.

Seit Jahren wird vom mährischen Landesausschusse, sowie vom Gemeinderathe der Stadt Brünn um die Errichtung oder vielmehr um die Wiederherstellung einer Landesunioersität petitionirt, ohne daß bisher die Bestrebungen von Erfolg begleitet gewesen wären. Erst in den fünfziger Jahren war die Hochschule zu Olmütz aufgehoben worden, ohne daß man dem Lande einen Ersatz dafür geboten hätte. Die später ins Leben gerufene Universität von Czernowitz brachte nicht bloß den Bewohnern Mährens keinen Nutzen, sondern konnte als eine ganz neue Schöpfung in einem für die wissenschaftliche Bildung noch weniger vorbereiteten Landstriche auch nicht so durchgreifend wirken, wie dies in dem gut entwickelten, auf einer hohen geistigen Stufe stehenden mährischen Kronlande der Fall gewesen wäre. Denn in erster Linie handelt es sich bei Errichtung dieser höchsten Bildungsstätte doch immer um die Frage, ob sie ihrem Zwecke, das wissenschaftliche Leben in weite Kreise zu verpflanzen, nachkommen könne. Dies ist nur möglich, wenn sie selbst Anregungen von außen erhält, wenn sie mögtichst durch große Büchersammlungen, durch Archive und Museen unterstützt wird, wenn Vereine vorhanden sind, die sich um die Pflege der Wissenschaft und um gelehrtes Wesen kümmern und wo selbst wieder das richtige Verständniß für Forschungen und Studien zu Tage tritt. Das kann nun in einer größeren, mitten im Weltverkehre liegenden Stadt viel leichter sich vorfinden, als in Orten, die klein, vom Weltgetriebe entfernt sind und mit den gelehrten Centren nur auf schwierigem Wege sich in Verbindung setzen können.

Alle jene Bedingungen erfüllt Brünn in hohem Grade. Die viertgrößte Stadt Oesterreichs, mit einem reichen Schienennetz versehen, wohlhabend durch die entwickelte Industrie, die hier ihren Hauptsitz aufschlug, durch werthvolle Sammlungen aller Art zu wissenschaftlichen Arbeiten ganz geeignet, durch eine intelligente Bevölkerung ausgezeichnet, scheint sie für eine Hochschule geradezu prädestinirt zu sein, und man muß sich nur wundern, daß sie in einem Reiche, welches ohnehin mit Universitäten nur spärlich versehen ist, noch keine Berücksichtigung fand. Man hat freilich gerade den Umstand, daß sie mit den benachbarten Universitätsstädten Wien und Prag in leichter und bequemer Verbindung mittelst der Eisenbahn steht, zu ihren Ungunsten deuten wollen und behauptet: es sei nicht opportun, Orte, die so nahe neben einander liegen, mit so theuren Bildungsstätten zu versehen, da ja die wißbegierige Jugend ihren Studien ohne Schwierigkeit in der Reichshauptstadt oder in der böhmischen Metropole obliegen könne. Allein das ist wohl kein triftiger Grund, denn er zerfällt augenblicklich in sein Nichts, wenn man die Ueberfüllung der Unioersitäten von Wien und Prag ins Auge faßt. Namentlich ist es die medicinische Facultät, für welche überall die Räume zu eng werden und welche die Anzahl dee sich herandrängenden Hörer kaum zu bewältigen imstande ist, so daß zu fürchten steht, es müsse die Gründlichkeit des Unterrichts darunter leiden. Aber auch die juridische Facultät leidet untee der Ueberfülle der Besucher, und wenn im gegenwärtigen Augenblicke die philosophische Facultät eine geringere Frequenz aufzuweisen hat, so hängt dies mit den wenig lockenden Aussichten zusammen, denen die Studenten derselben entgegengehen. Was aber die Theologen anbelangt, so ist durch die häufigen Diöcesanlehranstalten einer Frequenzüberfüllung der Hochschnten vorgebeugt. Würde demnach schon aus diesem Grunde die Errichtung einer neuen Universität — aber natürlich mehr im Centrum als an der Peripherie des Reiches — zur Nothwendigkeit werden, so spricht für Mähren auch der weitere Umstand, daß dies Land ein ganz bedeutendes Contingent Hörer an die Universitäten sendet und daß die Zahl derselben groß genug wäre, ohne weiteren Zuzug von außen eine eigene Hochschule in ganz ansehnlicher Weise zu bevölkern. Bedenkt man nun, daß bei weitem nicht alle Abiturienten, welche mit günstigen Zeugnissen ihr Gymnasium absolvirt und ihre Maturitätsprüfung erfolgreich abgelegt haben, jene Mittel besitzen, um im fremden Lande ihre Studien fortsetzen zu können, und daß sie deßhalb zu anderen Berufsarten greifen müssen, so ist es wohl nicht gewagt, zu behaupten, daß noch viel mehr eine Universität besuchen würden, wenn sie im Heimathlande wäre, weil sie hier mit weit geringeren Kosten zu leben imstande sein würden. Das möchte übrigens am Ende freilich nicht so sehr ins Gewicht fallen, wenn es nicht mit ein Grund wäre, um das Ansuchen anderer Krontändee um Errichtung von Hochschulen oder wenigstens von einzelnen Facultäten siegreich aus dem Felde schlagen zu können. So hat Linz wiederholt petitionirt, um eine medicinische Lehranstalt für sein Territorium zu erwirken; allein wenn wir auch die weitee Entfernung dieser aufstrebenden Stadt von jeder höheren Bildungsstätte nicht in Abrede stellen können, so ist doch die Anzahl dee gegenwärtig von Oberösterreich nach Wien oder Innsbruck gehenden Studenten bei weitem geringer, als die Zahl der Hochschüler aus Mähren, und es verdient schon aus diesem Grunde Mähren den Vorzug. Auch Salzburg trägt sich stets mit dee Idee, die ehemalige Universität wieder aufleben zu machen und die noch daselbst bestehende selbständige theologische Facultät durch die anderen Facultäten zu ergänzen. Allein die Absicht, diese Hochschule zu einer ausschließlich katholischen zu machen — was den Zweck und die Ziele einer sotchen wissenschaftlichen Institution in Frage stellt — sowie die etwas sanguinische Hoffnung, dieselbe durch Privatmittel ins Leben rufen zu können in einem Lande, wo es an freigebigen Mäcenaten fehlt, wie wie sie in Nordamerika treffen, lassen dieses Project wohl kaum aus dem Stadium der beständigen Vorbereitung heraustreten.

Aber auch nach einer anderen Richtung wäeen die eben genannten beiden Städte weniger geeignet, den Sitz einer Hochschute abzugeben, als Mährens Hauptstadt. Es handelt sich nämlich um das Schülermaterial. Nicht reiche und wohlhabende Jünglinge sind es, die den Kern der Hörer an unsern Universitäten bilden, sondern größtentheils junge Männer, welche sich dem Drange nach hoherer Ausbildung nur im harten Kampf ums Dasein hinzugeben imstande sind. Die meisten müssen durch Stundengeben ihe Leben fristen oder, wenn es hoch kommt, durch eine Hofmeisterei sich die Mittel zu weiterem Studium verschaffen. Je größer aber die Stadt ist, desto leichter werden sich derlei Stellen

finden und desto mehr Aussicht für die Möglichkeit des Weiterstrebens ist gegeben. Man hat freilich gegen die Verlegung von Universitäten in volkreiche Städte die Ansicht ins Treffen geführt, daß in denselben zu viel Gelegenheit zu Zerstreuungen vorhanden sei, daß ein eigentlich studentischer Corpsgeist nur schwer sich entwickeln könne, und daß dadurch das gemeinsame Streben und Arbeiten gewiß nicht gefördert werde. Man weist dabei mit Vorliebe auf die kleinen Universitätsstädte Deutschlands hin, welche alle Vorzüge des engeren studentischen Zusammenlebens zeigen und die Nachtheile der großen Städte glücklich vermeiden. Man vergißt dabei nur, daß die Bedingungen bei den österreichischen und den deutschen Hochschulstädten verschieden sind, und daß wir vor allem für die Existenzfähigkeit unsrer Studenten sorgen müssen, um ihnen die Wege für die Wissenschaft zu bahnen. Aber nicht bloß die Schüler, auch die Lehrer wollen berücksichtigt sein. Der altbewährte Ruf der kleineren deutschen Universitätsstädte wiegt für den dahin berufenen Professor die mancherlei Schwierigkeiten und Unbequemlichkeiten reichlich auf, die mit dem Leben in einem kleinen Orte verbunden sind; wenn sich aber eine neu zu gründende Hochschule erst einen Ruf erwerben soll, so wird die Verlegung derselben in eine unbedeutende Provinzstadt keine Capacitäten anlocken und nur dort, wo der für seinen Beruf begeisterte Fachmann im Kreise weiterer Bildungsschichten auf ein theilnehmendes Publicum rechnen kann, wird er sich gern einfinden und seine Kräfte einsetzen, um auch seinerseits zur Hebung der neuen Anstalt beizutragen.

All diesen Bedingungen nun entspricht Brünn in hohem Grade und darauf wurde auch in allen Petitionen hingewiesen, die sich fast ein Jahrhundert hindurch verfolgen lassen. Noch zur Zeit, als die Franzens-Universität in Olmütz bestand, ward um deren Uebertragung nach der Landeshauptstadt gebeten. Man wollte aus der eben nicht sehr zahlreichen Frequenz der dortigen Hochschule darauf schließen, daß überhaupt das Bedürfniß für eine universitas litterarum in Mähren nicht vorhanden sei, und dies mag auch zu ihrer Aufhebung geführt haben — allein man bedachte nicht, daß eine Festung und zwar eine Festung ersten Ranges durchaus nicht der geeignete Platz für ein zahlreicheres Herbeiströmen junger Leute zu den Quellen der Wissenschaft war und daß man im Anfang der fünfziger Jahre unsres Jahrhunderts bezüglich der Frequenz der philosophischen Facultät noch an den Folgen der Umänderung der alten philosophischen Curse in die zwei obersten Classen des Gymnasiums litt und eine eigentliche Facultät erst schaffen mußte. Uebrigens würde heutzulage ein Wiederaufleben der Universität in Olmütz aus den bereits angeführten Gründen nicht befürwortet werden können, wenngleich der Festungscharakter daselbst verschwunden ist und eine Art von Rechtscontinuität beanspruchte werden sollte. Letztere hat in wissenschaftlichen Dingen keinen Sinn und muß höheren Rücksichten Platz machen. Auch würde der Umstand, daß gegen Ende des vorigen Jahrhunderts die Universität für kurze Zeit in Brünn etablirt war, aber schon nach vier Jahren (1782) aus uns unbekannten Gründen wieder nach Olmütz zurückverlegt wurde, ebenso gut für die eine wie für die andere Stadt gelten.

Von dem Wunsche der Wiedererrichtung einer Universität in Mähren mit dem Sitze in Brünn sind die beiden das Land bewohnenden Nationalitäten erfüllt; wenn nun aber die Slaven eine tschechische Universität verlangen, so geschieht das wohl nicht, um einem Bedürfnisse zu genügen, sondern aus nationaler Eifersucht und falsch verstandener Auslegung des beliebten Schlagworts der Gleichberechtigung. Freilich bilden die Tschechen die bei weitem größere Bewohnerzahl des Landes, aber für dieselben, sowie für den tschechischen Theil Böhmens genügt weitaus die nationale Universität in Prag, wenn man eine solche im Interesse der Wissenschaft überhaupt gelten läßt. Sollen aber die Werke der an den tschechischen Universitäten wirkenden, zum großen Theil hoch bedeutenden Professoren einen von allen gewünschten größeren Wirkungskreis sich erwerben, so müssen sie in einer der Weltsprachen geschrieben sein, und hiemit muß selbst zugegeben werden, daß diese erste und höchste Bildungsstätte ihrem eigentlichen Zweck nicht in vollem Umfange entsprechen kann. Man soll eine solch allgemeine Frage nicht in den Streit der Parteien hineinziehen, sondern stets nur die Möglichkeit der Erreichung der höchsten Zwecke berücksichtigen. Und da dürfte die Antwort nicht schwierig sein. Es unterliegt wohl auch keinem Zweifel, daß die Unterrichtsverwaltung den Wünschen der Bewohner Mährens entgegenkommen und die Hand bieten wird zur Errichtung einer deutschen Universität in Brünn, wenn nur auch das Land und die Stadt ihrerseits jene Opfer bringen werden, die billigerweise in dieser Angelegenheit von ihnen gefordert werden können. Und demnach ist für die Zukunft das Beste zu hoffen.

Mittheilungen und Nachrichten.

= **Württembergische Geschichte von Eugen Schneider.** Stuttgart, J. B. Metzler, 1896. — Schon oft ist darüber geklagt worden, daß für Württemberg kein die gesammte Landesgeschichte umfassendes, auf wissenschaftlichen Grundlagen aufgebautes Geschichtswerk vorhanden sei. Der Uebelstand war um so empfindlicher, als bekanntlich Hr. Fr. Stälin in seiner bis 1593 herabreichenden württembergischen Geschichte ein wahres Muster einer Provincialgeschichte geschaffen und sein Sohn Paul Stälin vor bald anderthalb Lustren den Versuch unternommen hatte, die Arbeit des Vaters zu vollenden; aber auch er ist bis jetzt nicht einmal über das Ende des 15. Jahrhunderts hinaus gelangt. Unter solchen Umständen ist es mit doppeltem Dank zu begrüßen, daß der Assessor Dr. Schneider am kgl. Staatsarchiv, der sich seit fünfzehn Jahren ausschließlich mit den Quellen der württembergischen Geschichte zu beschäftigen in der Lage ist, auch schon durch seine württembergische Reformationsgeschichte und anderes ausreichende Beweise seiner Leistungsfähigkeit gegeben hat, jetzt in einem stattlichen Bande von 590 Seiten (gebunden 7 Mark) ein Werk darbietet, das die schmerzlich empfundene Lücke ausfüllt. Man überzeugt sich auf Schritt und Tritt, daß der Verfasser nicht etwa aus zehn Büchern ein elftes gemacht hat, sondern daß er aus dem Vollen arbeitet. Der Stil des Buches ist einfach, nüchtern, aber auch klar und faßlich; manchmal meint man zu spüren, daß das Streben nach Kürze wohl auch Anlaß zu einer sonst vermeidlichen Dunkelheit gegeben hat, so S. 114—115 bei der Erzählung vom Aufruhr des armen Konrad, wo man über das wahre Wesen der Gewichtsveränderung nicht recht ins klare kommt und die Beweggründe der Aufrührer — Opposition einerseits gegen die Verbrauchssteuer, andrerseits gegen die „Ehrbarkeit" — ganz unvermittelt neben einander herlaufen. S. 2, Z. 10 v. u. steht durch einen lapsus calami Merowinger statt Karolinger; S. 494, Z. 14 v. u. muß es doch wohl Rußland statt Preußen heißen. Wir müssen uns versagen, an Beispielen zu zeigen, wie selbständig Schneider in der Beurtheilung von Menschen und Dingen ist; wir verweisen nur auf seine Charakteristiken Eberhard Ludwigs, Karl Eugens, auf die der Könige Friedrich und Wilhelm, wo die Zeichnung Treitschke's doch in manchen Punkten abgeändert wird. Schneiders Werk ist ganz überwiegend der politischen Geschichte gewidmet; doch fehlt es auch nicht an geeigneten culturgeschichtlichen Abschnitten. Ein gutes Register ist beigegeben; die zweite Auflage dürfte wohl auch noch eine geschichtliche Karte beingen. Rühmenswerth ist die bei aller Sachlichkeit überall ersichtliche warme nationale Gesinnung des Verfassers; er schreibt eine Particulargeschichte ohne engherzigen Particularismus.

Decimal Index 010. Publication de l'Institut International de Bibliographie. Ein allgemeines bibliographisches Repertorium und die erste internationale bibliographische Conferenz in Brüssel 1895. Von Carl Junker. Wien, Alfred Hölder 1896. 34 S. — Der Leser wird vermuthlich vor den ersten Worten dieses Buchtitels in starrer Verwunderung stehen bleiben.

Digitized by Google

Decimal Index 010? Sein Staunen wird sich beim Weiterlesen kaum vermindern. Fangen wir mit unserm Commentar zu diesem Titel von hinten an. Vom 2. bis 4. September 1895 tagte in Brüssel die „Erste internationale bibliographische Conferenz". Diese Versammlung hatte das Eigenthümliche, daß sie lozusagen unter Ausschluß der Oeffentlichkeit abgehalten wurde. Die Einladung dazu — Einberufer waren die HH. Advocaten La Fontaine und Otlet, Comitévorsitzender der Brüsseler Professor des Völkerrechts Descamps — war nämlich am 30. Juli desselben Jahres erfolgt und ließ zur Anmeldung genau 14 Tage Frist; nach weiteren 3 Wochen begann die „internationale Conferenz". Unter diesen Umständen erschienen natürlich fast nur Belgier und etliche Franzosen; aus unserer Schrift ist die Gesammtzahl der Theilnehmer leider nicht zu erfahren, so wenig wie ihre Namen, doch hört man von etwa 40 bis 50. Diese Versammlung also beschloß die Gründung eines „Institut International de Bibliographie", einer „Vereinigung aller Bibliographen der Welt", die sich zum Zweck nichts geringeres setzt, denn die Herausgabe eines allgemeinen bibliographischen Repertoriums, d. h. „einer Sammlung der Titel aller verhandenen Manuscripte, Schriften und größeren literarischen Arbeiten überhaupt." Dieser Sachindex der Weltliteratur soll nach dem Schema des amerikanischen Bibliothekars Melvil Dewey aufgebaut werden, der auf Grund des Decimalsystems die gesammte Literatur aller Länder, Zeiten und Völker in zehn Hauptclassen (bezeichnet mit Ziffer 0 bis 9), 100 Abtheilungen, 1000 Unterabtheilungen u. s. w. zerlegt. Wenn also z. B. Junkers Schrift sich bezeichnet: Decimal Index 010, so bedeutet nach Dewey die erste Null in dieser Ziffer die 1. Hauptclasse (Ouvrages généraux), die Eins deren 2. Abtheilung (Bibliographie) und die zweite Null, wenn ich nicht irre, Bibliographie générale. Natürlich geht das Theilen nun weiter; so z. B. heißt, um den Leser in die Tiefen dieses Systems blicken zu lassen, 336 · 271,3 Branntweinsteuer, 336 · 271,2 Biersteuer; und wenn nun über Biersteuer in Belgien (= 493) in einem Jahr, sagen wir 1896, vier Schriftchen erschienen sind, so heißt die Signatur des 4. dieser Bücher ganz einfach:

$$\frac{336 \cdot 271{,}2}{4\ (493)}$$
1896

Lassen wir diese geistliche Ausgeburt des banausischen Bedürfnisses, alles über einen Leisten zu schlagen, die nur in dem unhistorischen Land entstehen konnte, „das bewohnt von Gleichheitsregeln", und fragen wir, wie es im übrigen mit den Ergebnissen der Brüsseler Conferenz steht. Neben der Gründung des „Instituts" (s. o.) beschloß die Conferenz die Errichtung eines Internationalen Amtes für Bibliographie. „Vom Augenblicke der Errichtung dieses Amtes an würden die Titel aller neu erschienenen Schriften, sowie aller größeren Artikel aus den Zeitschriften und Revuen nebst den üblichen bibliographischen Angaben und dem Decimalindex auf Zettel von gleicher Größe gedruckt werden." Dieses „Allgemeine bibliographische Repertorium" ist natürlich auch nach rückwärts fortzusetzen; ist es erst fertig, so wird nach der Ansicht des Hrn. Junker „die Anlage specieller Kataloge ein Luxus sein, den sich sehr reich dotirte Bibliotheken vielleicht erlauben werden"; in allen übrigen wird das „Allg. bibliograph. Repertorium" den Katalog bilden. Hr. Junker ahnt wohl nicht, welch lapidare Dilettantennaivetät er damit enthüllt.[1]) Nehmen wir einmal an, es könnte wirklich gelingen, wenigstens einen jährlichen Zettelkatalog sämmtlicher Literatur herzustellen, die auf der Welt erscheint, und machen wir eine kleine Berechnung! In Deutschland und Frankreich allein erschienen 1891 mehr als 40,000 Werke; sagen wir in der ganzen Welt 100,000, so werden wir täglich keine Uebertreibung begehen. Nun kommen noch der Vorstellung des Hrn. Junker noch hinzu die Titel aller Zeitschriftenartikel; wie rechnen dafür nach einer kleinen Probe (angestellt am Index Catalogue of the Library of the Surgeon Generals Office, U. S. Army) bescheidentlich nur das Dreifache der Zahl der Bücher. Der glückliche Bibliothekar einer mittleren Bibliothek erhält also künftig jährlich 400,000 Zettel und wird in fünfzig Jahren, wenn sich die Zahl seiner Bücher etwa von 100,000 auf das Doppelte gesteigert hat, zu diesen 200,000 Büchern einen Katalog von 20 Millionen Zettel besitzen.

Es scheint sehr thöricht, sich mit solchem Unsinn überhaupt zu befassen; aber die Sache droht ganz ernsthaft zu werden. Die belgische Regierung hat auf Antrag des Congresses das „Office International de bibliographie" in der That bereits als staatliche Behörde organisirt[1]) und wird die übrigen Staaten zur Theilnahme einladen. Es scheint, daß dem belgischen Minister hauptsächlich die Thatsache imponirt hat, daß die HH. Fontenay und Otlet bereits 400,000 Zettel haben anfertigen lassen; in dem ministeriellen Bericht lesen wir, der Bestand der Institution sei „von jetzt ab durch die dem Internationalen Amte von seinen Gründern gemachte Schenkung von 400,000 Zetteln, die bedeutende bisher geleistete Arbeit darstellend, gesichert." Dieser fromme Glaube an die 400,000 Zettel — die ein Nichts sind im Vergleich zu der geplanten gigantischen Arbeit, erinnert uns lebhaft an die seelige Zuversicht des famosen Mecklenburger Burschenschafters in Immermanns Epigonen: „... Die Zeit ist groß, wir müssen Großes leisten, um vor ihr groß zu bestehen. Das Reich ist eingetheilt, es geht wieder in die zehn Kreise nach Homanns Karte; das war das Sicherste. Die Festungen sind unser, der Oelmüller hat einen geheimen Gang neben seinem Teiche, und der Major wird Großherr. In der Bundeskasse haben wir an 63 Thaler; es kann alle Tage losgehen." Dr. F. Boll.

* Die Internationale Tauschanstalt (the bureau of exchanges) des Smithsonian-Instituts in Washington begann, wie der „Globus" mittheilt, 1852 ihre Thätigkeit. Sie hatte sich zur Aufgabe gemacht, den Tausch von wissenschaftlichem Material zwischen wissenschaftlichen Gesellschaften und Forschern in den Vereinigten Staaten und fremden Ländern frei zu besorgen. Zu diesem Zweck ist sie mit den wissenschaftlichen Gesellschaften und Gelehrten der ganzen civilisirten Welt in Verbindung getreten und die Zahl ihrer Correspondenten beträgt heute etwa 24,000. Viele große Dampfergesellschaften unterstützen das Unternehmen durch frachtfreie Beförderung der Tauschgegenstände, die nur in Büchern, Karten und anderen Druckſachen bestehen dürfen. Man stellt die Sendungen, von denen jede einzelne einen halben Kubikfuß Raum nicht überschreiten darf und gut verpackt und adressirt sein muß, dem nächstwohnenden Agenten des Smithsonian-Instituts zu (für Deutschland Dr. Felix Flügel in Leipzig), und dieser sorgt für freie Beförderung nach Washington, von wo aus die einheitliche Weiterbeförderung geschieht. Von 1852 bis 1895 sind 1,459,448 Bücherpackete zur Vertheilung gelangt, und in den letzten drei Jahren betrug das Gewicht der durch das Bureau gehenden Bücher jährlich über 100 Tonnen. — Bereits im Frühjahr 1895 hatte der Bibliothekar in Leiden, Dr. W. N. du Rieu, zur Gründung einer „Société pour la reproduction des manuscrits les plus précieux" eingeladen und gemeinschaftlich mit Dr. O. Hartwig in Halle den Plan für das Unternehmen festgestellt. Es sollten für gemeinschaftliche Rechnung der dem Verein angehörigen Bibliotheken eine Reihe kostbarer Handschriften, die satzungsgemäß außerhalb des Bibliothekgebäudes nicht benutzt werden dürfen, photographisch vervielfältigt werden, so daß auf diese Weise jede Bibliothek im Laufe der Zeit in den Besitz einer stattlichen Anzahl lateinischer und griechischer Codices gelangen wäre. Die Ausführung des Planes scheiterte aber an administrativen und nach mehr an finanziellen Hindernissen, da die aufzubringende Beitragssumme die Kräfte mancher Bibliothek überstieg. Aus Verlegerkreisen aber wurden neue Vorschläge gemacht, und man einigte sich dahin, daß die Bibliotheken, welche die ihrer Obhut anvertrauten Handschriften und Codices zur Vervielfältigung zur Verfügung stellten, in jedem einzelnen Fall auch eine lateinische Einleitung verfaßten, in welcher die Bedeutung der jeweiligen Handschrift hervorgehoben werden soll. Der Sitz des Unternehmens ist Leiden und die Firma A. W. Sijthoff hat den Verlag übernommen. Zunächst soll mit einer Reihe von sechs griechischen und sechs lateinischen Handschriften, über deren Werth in gelehrten Kreisen einstimmig geurtheilt wird, begonnen werden. Da der Verleger die ursprüngliche Forderung, daß man sich bei der Subscription zur Abnahme der ganzen Reihenfolge verpflichte, fallen ließ, so ist eines der größten Hinder-

[1]) Von diesem übrigens sehr anspruchslos sich gebenden Dilettantismus legt z. B. auch die Behauptung Zeugniß ab, Dewey's System sei in Europa fast unbekannt geblieben. Vgl. z. B. Graesels bekannte „Grundzüge der Bibliothekslehre" (1890), S. 154 f. u. ö.

[1]) Wie ich aus dem Februarheft des Centralblattes für Bibliothekswesen ersehe, ist in die Leitung des Office auch der bekannte Bibliograph Van der Haeghen berufen worden. Ob es dem Genter Bibliothekar gelingen wird, etwas Beschränkung und Vernunft in die Geschichte zu bringen?

nisse für viele Bibliotheken, sich an dem Unternehmen zu betheiligen, beseitigt.

* Docent Otto Nordenskiöld, Leiter der schwedischen Feuerland-Expedition, berichtet, daß die Expedition, die sich bereits seit Beginn des antarktischen Sommers im Feuerland befand und längere Zeit hindurch in Punta Arenas aufhielt, am 7. Februar südwärts gegangen ist und später in der Gegend von Rio Grande die italienische Missionsstation besucht hat. Beim weiteren Vordringen kam sie durch Waldgebiete, die bisher für undurchdringlich gehalten wurden; trotzdem gelangte man bis zum Ende der Cordilleren und bestieg einen der Gebirgsgipfel. Die erste Hälfte der eigentlichen Aufgabe ist damit glücklich durchgeführt. Die botanischen und zoologischen Sammlungen haben ein zufriedenstellendes Ergebniß gebracht. Nordenskiöld sammelte drei Indianerskelette, sowie eine Menge indianischer Gegenstände. Am 19. Febr. war die Expedition wieder in Punta Arenas angekommen. Bei Anbruch des antarktischen Winters wollten sich die Theilnehmer nordwärts begeben, um gesonderten Forschungen obzuliegen.

* Am 15. März starb in Havana im Alter von beinahe 86 Jahren der auch in Gelehrtenkreisen Europa's hochgeschätzte Naturforscher Dr. Johannes Gundlach. Geboren in Marburg, kam er, 29 Jahr alt, 1839 nach Havana und machte, angezogen von der reichen Pflanzen- und Thierwelt der Insel Cuba, deren wissenschaftliche Erforschung zu seiner Lebensaufgabe. 59 Jahre hat er diesem Studium geweiht; vor keinem Hinderniß zurückschreckend, hat er die Insel nach allen Richtungen durchquert und durchforscht; er hinterläßt eine überaus reichhaltige, schön geordnete Sammlung.

* **Jena.** Der außerordentliche Professor Settegast in Leipzig ist an die hiesige Universität als ordentlicher Professor der Landwirthschaftslehre und Director des landwirthschaftlichen Instituts an Stelle des nach Bonn übersiedelnden Prof. v. d. Goltz berufen worden.

r. **Leipzig.** Die „Leipziger Neuesten Nachrichten" hatten sich in ihrer Nummer vom 1. April nach heutiger journalistischer Sitte zwei harmlose Aprilscherze gestattet, die in Leipzig sofort als solche erkannt und belacht wurden. Einer derselben, die Einführung olympischer Spiele in Leipzig betreffend, ist aber in einer Leipziger Correspondenz vom 2. April als ernste Mittheilung in die „Magdeburger Zeitung" übergegangen und in solcher Eigenschaft von der Beilage zur Allgemeinen Zeitung (Nr. 79) citirt worden. Vorderhand ist also noch keine Aussicht vorhanden, daß Hr. Edwin Bormann mit der Abfassung pindarischer Oden betraut wird.

* **Rostock.** Der Leiter der Universitätsbibliothek, der Historiker Prof. Dr. F. Schirrmacher, ist zum Oberbibliothekar, der Custos Dr. A. Hasmeister zum ersten, der Custos Dr. G. Kahsledt zum zweiten Bibliothekar ernannt worden.

* **Göttingen.** Im Laufe des April steht die Einweihung des neuen physikalisch-chemischen Instituts bevor.

* **Prag.** Miß Katharine W. Bruce in New-York, eine ebenso eifrige als hochherzige Gönnerin der astronomischen Wissenschaft in Amerika, welcher die berühmte Sternwarte des Harvard-Collegiums in Cambridge (Massachusetts) namhafte Summen zur Förderung ihrer weit gesteckten Ziele verdankt, hat dem Director der Prager Sternwarte, Prof. Dr. L. Weinek, zur Durchführung des von ihm in Angriff genommenen und gegenwärtig bis über die Hälfte vorgeschrittenen umfangreichen photographischen Mond-Atlas (vgl. Bell. Nr. 63) den Betrag von 1250 M. zur Verfügung gestellt. Gleichzeitig wurde demselben von der Wiener Akademie der Wissenschaften zum nämlichen Zweck eine Subvention von 500 fl. gewährt.

* **Budapest.** Bei der Millenniumsfeier beabsichtigt der Universitätssenat, den Erzherzog Joseph zum Ehrendoctor der Philosophie zu wählen. Erzherzog Joseph ist ein hervorragender Förderer der ungarischen Literatur und hat sich durch seine Zigeuner-Grammatik in der ungarischen Linguistik einen ehrenvollen Platz gesichert.

* **Paris.** Die Académie de Médecine hat eine wahrhaft königliche Stiftung erhalten. Frau Audiffret hat ihr die Summe von 800,000 Francs in Renten als Geschenk übermittelt, deren Zinsen, 24,000 Francs, dem französischen oder ausländischen Gelehrten als Leibrente ausgesetzt werden sollen, der ein Heilmittel gegen die Lungenschwindsucht entdeckt.

* **Neapel.** Hier starb am 5. April der berühmte Arzt Prof. Moriano Semola, 65 Jahre alt. Er entstammte einer alten Gelehrtenfamilie, studirte in Neapel und Paris und zog schon in jungen Jahren die Aufmerksamkeit der Fachkreise auf sich. So erregten seine Studien über die Bright'sche Krankheit großes Aufsehen, sein Werk „Alte und neue Medicin" wurde in mehrere Sprachen übersetzt. Semola fungirte auf einigen medicinischen Congressen als Vertreter Italiens und zeichnete sich hierbei stets durch reiches Wissen und Beredsamkeit aus. Wie zuvor gegen Robert Koch, trat er vor etwa vier Jahren auch gegen Pasteur auf, zog indeß in der Frage über die Impfung in Hundswuthfällen den Kürzeren. Liebenswürdig im Umgang, aber auch ehrgeizig, strebte Semola nach äußerem Glanz. Er wurde zuerst in die Deputirtenkammer, dann in den Senat gewählt, ohne jedoch eine hervorragende Rolle im politischen Leben zu spielen.

* **St. Petersburg,** 8. April. Eine von der Geographischen Gesellschaft ausgerüstete Expedition zur Erforschung des Districtes Irkutsk ist heute abgereist. Die Expedition wird erst nach drei Jahren hieher zurückkehren. — Umfassende Vorbereitungen treffen die russischen Astronomen für die Beobachtung der diesjährigen totalen Sonnenfinsterniß am 9. August. Die Sternwarte von Pulkowa wird eine wissenschaftliche Expedition nach dem unteren Amur senden. Die Petersburger Akademie der Wissenschaften hat Nowaja-Semlja zum Beobachtungsplatz gewählt, ebenso die Naturforscher-Gesellschaft in Kajan. Die Geographische Gesellschaft entsendet den Director des meteorologischen Observatoriums von Irkutsk nach Olekminsk am Lena zum Zwecke meteorologischer Beobachtungen. Prof. v. Glasenapp und Hr. v. Wutschichowsky beabsichtigen, auf eigene Rechnung nach Finland zu gehen. Die 1891 gegründete russische Astronomische Gesellschaft wird an drei verschiedenen Stationen Beobachtungen vornehmen lassen. Die Hauptstation am Lenaflusse in Sibirien, wo die Totalität der Verfinsterung die längste Dauer erreicht, soll hauptsächlich zu photographischen Aufnahmen der Sonnencorona und ihres Spectrums dienen, die zweite Station wird sich an der Mündung des Ob befinden, die dritte im östlichen Theil der Provinz Uleaborg in Finland. Hauptzweck ist, Material für einen Vergleich des Spectrums der Sonnencorona mit dem des Helium zu erlangen.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 5. bis 8. April folgende Schriften eingegangen:

Sir William R Anson, Bart. D. C. L.: The law and custom of the constitution. Part II. The crown. 2d. edition. Oxford, Clarendon Press 1896. — *Kelly's* Directory of the merchants, manufacturers and shippers of the United Kingdom. 16th edition. London, Kelly a. Co. 1896. — Stadt Hanau: Bericht über die Verwaltung u. den Stand der Gemeindeangelegenheiten für die Jahre 1890/91 bis 1894/95. Hanau. — Rudolf Boedtker: Die Weiterführung der Canalstrung des Mains von Frankfurt bis Hanau. Denkschrift im Auftrage des Stadtraths u. der Handelskammer. Hanau. — Le P. *Fr. Charmetant:* Martyrologe Arménien; tableau officiel des massacres d'Arménie. Paris, bureau des œuvres d'orient. — *Joseph Aron:* Michel Gondchaux et M. Édouard Drumont. Paris, 1, rue Coodorcet 1896. — Dr. Augustin Rösler: Der Reichthum der katholischen Kirche. (Vorträge u. Abhandlungen, hggb. v. d. Leo-Gesellschaft.) Wien, Mayer u. Co. 1896. — Historische Zeitschrift, begr. v. Heinrich v. Sybel, hggb. v. Heinrich v. Treitschke u. Friedrich Meinecke. Bd. 76. (N. F. 40.) Heft 3. München u. Leipzig, R. Oldenbourg 1896. — (Erzherzog Franz Ferdinand von Oesterreich-Este): Tagebuch meiner Reise um die Erde 1892—93. II. Bd. Wien, Alfred Hölder 1896. — Dr. Constantin Christomanos: Das Achilles-Schloß auf Corfu. Wien, Carl Gerolds Sohn 1896. — Sp. P. Lambros u. N. G. Politis: Die olympischen Spiele 776 v. Chr.—1896 n. Chr. (The Olympic games etc.) 1. Th. Die olympischen Spiele im Alterthum; deutsch v. Dr. Mich. Dessner. Athen, Carl Beck; Leipzig, F. Volckmar 1896. — *J. L. W. Thudichum:* The spirit of cookery. London, Baillière, Tindall a. Cox. 1895. — Aegir: Arminius an Publicus; 15 Briefe über die unästhetische Erziehung des Menschen. Leipzig, dramaturgisches Centralbureau. — Adolph L'Arronge: Deutsches Theater u. deutsche Schauspielkunst. Berlin, Concordia 1896. — Eugen Zabel u. Alfred Bach: Der Gymnasialdirector; Schauspiel in 4 Aufzügen. Berlin, F. Fontane u. Co. 1896. — *Il repetitore*, periodico d'esercizi etc., redattore Marchese R. Barbaro di San Giorgio. V. Jahrg. Nr. 5. Berlin, Rosenbaum u. Hart 1896.

Jahrgang 1896. München, Donnerstag, 9. April. Nummer 82.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Die Ruinen von Anurâdhapura. Von Kurt Klemm. — Die Sprachschulden der Deutschen. II. Von Rudolf Kleinpaul. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die Ruinen von Anurâdhapura.

Nach dem Bericht von Smither[1]) besprochen von Kurt Klemm.

Seitdem die britische Verwaltung die archäologische Aufnahme Indiens in die Wege geleitet hat, besitzen wir eine stattliche Reihe von eingehenden Berichten über zahlreiche Denkmäler der altindischen Kunst und der Epigraphik. Leider begnügt sich das India Office damit, diejenigen Publicationen, welche überhaupt nach Europa gelangen, an die größeren Bibliotheken zu vertheilen, während der Rest unbenutzt auf den Speichern lagert, ohne weiteren Kreisen zugänglich zu werden. Neuerdings besitzen wir nun in dem handlichen Buche von Grünwedel, „Buddhistische Kunst in Indien",[2]) einen zuverlässigen Führer, der jeden in Stand setzt, sich über die altindische Kunst zu unterrichten.

Alle diese Werke konnten nur ganz gelegentlich auf die Dâgabas von Ceylon Rücksicht nehmen, und doch verdienten die Bauwerke jener Insel, auf welcher der Buddhismus seit länger als zwei Jahrtausenden eine Zuflucht gefunden, gleichmäßig die Aufmerksamkeit des Historikers wie des Archäologen und des Architekten. Dank der Unterstützung der Regierung von Ceylon konnte dann Smither die alte Ruinenstadt Anurâdhapura ausgraben, durchforschen und genaue Messungen vornehmen. Sein Bericht, begleitet von guten Plänen und Abbildungen der schönsten Sculpturen, liegt nunmehr in einem stattlichen Bande vor.

Dürfen wir den Chroniken von Ceylon Glauben schenken, so birgt die Stadt Anurâdhapura die frühesten Denkmale indischer Kunst, denn nach jenen Quellen würden die beschriebenen Bauten in die Zeit des großen Kaisers Açoka, also in das dritte vorchristliche Jahrhundert, zurückreichen. Anurâdhapura ist der Sage nach in Buddha's Todesjahr, etwa 480 v. Chr., gegründet worden. Wenn Smither nach der ceylonesischen Chronologie als Todesjahr Buddha's noch 543 annimmt, so soll ihm das nicht zum Vorwurf gereichen. Als Architekt richtete er sein Augenmerk darauf, die vorhandenen Trümmer zu erforschen und festzustellen, ob die Angaben in den Geschichtsquellen Ceylons über die räumliche Ausdehnung der Bauwerke zu den vorgenommenen Messungen stimmen, und in dieser Beziehung haben sie sich im ganzen als zuverlässig erwiesen. Bedürfen die nach der ihm zugänglichen Literatur gegebenen Daten bisweilen der Berichtigung, so entschädigen uns für die kleine Mühe, die daraus erwächst, reichlich die fleißigen Auszüge von Nachrichten aus Mahâwamsa und Dipawamsa.

Anurâdha, der Gründer der nach ihm genannten Stadt, soll in Buddha's Todesjahr im Gefolge des indischen Prinzen Wedschaja, der sich zum Herrn der Insel machte, auf Ceylon gelandet sein. Wenig über hundert Jahre danach erhob König Pandukâbhaja Anurâdhapura zu seiner Residenz. Seitdem wetteiferten 85 Könige des folgenden Jahrtausends, die Stadt durch Bauten zum Andenken Buddha's zu verschönen. Eigentlich bestand Anurâdhapura aus zwei Städten. Die Residenz mit den Dâgabas, den Klöstern und zahlreichen Badeplätzen umschlossen starke Mauern mit Wachtthürmen. In der äußeren Stadt, die eine große breite Straße bildete, befanden sich nach Gewerben gesondert die Bazare der Goldschmiede, Kaufleute und Handwerker und weiter draußen große Blumengärtnereien, welche den Schmuck für die Feste und Umzüge an den heiligen Stätten lieferten. Leider sind von den großartigen Dâgabas nur Trümmer vorhanden, die ein grauenhaftes Bild der Verwüstung durch die räuberischen Einfälle der Malabaren bieten. Alles ist von Grund auf zerstört, nichts blieb von den Schätze suchenden Barbaren verschont, so daß keine Hoffnung vorhanden ist, noch eine Spur der einst hier bewahrten Reliquien und der sie umschließenden Gefäße zu finden. Nur dem günstigen Klima der Insel ist es zu danken, wenn trotz der Zerstörung durch Menschenhand noch vieles Prächtige erhalten geblieben ist. Oft mehr als 30 Fuß hohe Schutthaufen deckten die Zeugen einer dahingeschwundenen Cultur, und wenn sie so einerseits der Verschleppung des Baumaterials Einhalt geboten, so hat andrerseits die üppige Vegetation durch die in die Gebäude eindringenden Baumwurzeln das Zerstörungswerk fortgesetzt. So darf es nicht wundernehmen, wenn die zahlreichen, oft colossalen Bildsäulen Buddha's und ceylonesischer Könige meist grauenhaft verstümmelt, den Buddhastatuen die aus kostbaren Steinen bestehenden Pupillen aus den Augenhöhlen gerissen sind; daneben aber finden sich noch wohlerhaltene Sculpturen, so ein schöner Kopf des Königs Duttugaimunu, dem die Erbauung des Ruwanweli Dâgaba zugeschrieben wird.

Eine Eigenthümlichkeit Ceylons sind die sogenannten „Mondsteine", welche am Fuße der Treppen liegen. Es sind dies halbkreisförmige schön ornamentirte Steinplatten, bis zu acht Fuß Durchmesser. Ein besonders schönes Exemplar findet sich vor dem sogenannten Pavillon Mahâ Seus, das Facsimile davon schmückt den Aufgang zu dem Pavillon der Königin. Diese Mondsteine fügen sich ohne Zwang der Umgebung ein, trotzdem hat ein Forscher[1]) angenommen, daß sie einer Religion angehörten, welche dem Buddhismus vorherging. Er glaubte, die auf einem Mondstein vor dem Palaste von Buddha's Zahn abgebildeten drei Elephanten auf den „dreieinigen Ormuzd" und die dabei befindlichen drei Thierpaare (Stiere, Löwen, Pferde) auf die Amesha

1) Architectural Remains, Anurâdhapura, Ceylon; comprising the Dâgabas and certain other ancient ruined structures. Measured, drawn and described by *James G. Smither*. Published by ordre of the Ceylon Government. (London, Quaritsch) 67 Tfln. mit Text. 2 Pfd. 2 Sh.

2) Handbücher der kgl. Museen zu Berlin. Buddhistische Kunst in Indien von Albert Grünwedel. Mit 67 Abbildgn. Berlin, Spemann 1893. M. 1.50.

1) Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie. 1886. S. 319.

spentas beziehen zu sollen, ohne den Beweis zu erbringen, daß vor Buddha's Religion die Zarathustra's auf Ceylon geherrscht habe. Von Ornamenten, welche auf Zarathustra's Lehre hindeuten könnten, findet sich aber zu Anurâdhapura kaum eine Spur, und wie Ormuzd zu den Elephanten in Beziehung gesetzt werden soll, dürfte nicht leicht zu erweisen sein. Dagegen bedarf es kaum der Erwähnung, daß der Elephant ein passendes Symbol für Buddha, den „trefflichsten Elephanten" ist. Auch alle anderen auf jenem Mondstein dargestellten Thiere erscheinen in den verschiedensten Stellungen auf Säulen, Capitälen, Friesen u. s. w. an den zweifellos buddhistischen Dâgabas.

Die Treppen werden flankirt von den sogen. Dwârpâls oder Thürhütern, aufrechtstehenden rundköpfigen Steinen, welche meist das Bild eines reichgeschmückten Mannes darstellen, der in der einen Hand einen Lotusstengel, in der anderen eine Vase mit Lotusblüthen hält. Zu den Seiten des Mannes befinden sich zwei groteske Zwerge, während sein Kopf von einem neunköpfigen Nâga beschattet wird. Zwerge und Schlangenkönige (Nâgas) sind bekanntlich ein beliebtes Motiv der buddhistischen Kunst, in der Regel aber haben die mehrköpfigen Nâgas nur fünf oder sieben Köpfe, einmal auch dreizehn; hier sind mehrere Fälle zu verzeichnen, in denen sie mit neun Köpfen versehen sind.

Die Dâgabas bestehen aus einer glockenförmigen Kuppel (Wasserblase), etwa von der Form der Hedwigs-Kirche in Berlin, auf dieser steht ein viereckiger Aufsatz, von den englischen Architekten „tee" genannt, darüber ein cylindrisches Piedestal, von Smither als Trommel charakterisirt, und schließlich eine Spitzsäule. Zweck des Dâgaba ist, wie schon sein Name (Dâgaba = Reliquienbehälter) andeutet, die Ueberreste Buddha's oder eines Heiligen zu decken; das Gebäude entspricht somit in dieser Beziehung dem Stûpa des eigentlichen Indiens. Daraus ergibt sich von selbst, daß sich in der Nähe eines Dâgaba Tempel und Klöster befinden mußten. Und das war in der That der Fall. Zu jedem Dâgaba gehörte eine Anzahl Gebäude, die sich theils innerhalb der Umfassungsmauer, theils vor derselben befanden. Dieselben dienten als Tempel, Schatzhäuser, Wachtlocale und Klöster. So fand der chinesische Pilger Fâ Hian, welcher 412 n. Chr. Anurâdhapura besuchte, bei dem Abhajâgiri Dâgaba 5000 Mönche angesiedelt; eine Angabe, die durchaus glaubwürdig ist.

Die Dâgabas von Anurâdhapura zerfallen in zwei Classen: 1. solche, bei denen die Pâsâdas, die Terrassen, auf denen sich die Processionen bewegten, mit Säulen besetzt waren, und 2. solche ohne Säulen. Die erste Gattung vertreten die Dâgabas Thupârâma und Lankârâma in Anurâdhapura, und Ambutthâla in Mihintale, alle übrigen gehören der zweiten Art an. Das älteste Denkmal, der Thupârâma Dâgaba soll zu Açoka's Zeit, also im 3. Jahrhundert v. Chr. von König Devenipiatissa an der Stelle errichtet worden sein, wo Prinz Mahinda, der Apostel des Buddhismus auf Ceylon, mit seinen Begleitern aus der Luft herabstieg. Hier soll auch Mahinda's Asche ruhen, wie gleichfalls die seiner Schwester Sanghâmittâ, welche einen Ableger von dem heiligen Bodhibaum — dem Feigenbaum, unter welchem dem Buddha die Erleuchtung zutheil wurde — aus Buddhagajâ herübergebracht hatte. Innerhalb des heiligen Bezirkes des Thupârâma Dâgaba befindet sich noch der Schrein einer besonders hochverehrten Reliquie des Buddha selbst. Es ist der Zahn Buddha's, der in dem Palast des Zahns, Dalada Mâligâwa, aufbewahrt wurde.

Von den bei der Verbrennung der sterblichen Reste des erhabenen Meisters vom Feuer verschonten Gebeinen hatte schon König Devenipiatissa, der oben erwähnte Erbauer des Dâgaba, das rechte Schlüsselbein erworben. Im Jahre 311 n. Chr. G. brachte dann ein indischer Prinz auf seiner Flucht einen der vier unverbrannten Augenzähne des Buddha nach Ceylon. König Kitsiri Maiwan I. schloß den Zahn in die kostbarsten Gefäße ein und erbaute für ihn ein eigenes Gebäude, den vorerwähnten Palast des Zahnes, welches im Jahre 412 noch stand, als Fâ Hian die Stadt besuchte. Schon damals lag wohl der Thupârâma Dâgaba in Trümmern, denn außer einem andern Dâgaba erwähnt der Pilger nur den Abhajâgiri Dâgaba, wohin alljährlich zur Feier eines von Kitsiri Maiwan I. gestifteten Festes der Zahn in feierlicher Procession auf einem eigens zu diesem Zweck gehaltenen weißen Elephanten übergeführt wurde. Aber schon 433 folgte ein Einfall der Malabaren mit der üblichen Plünderung. Doch der heilige Zahn überstand alle Fährlichkeiten, fromme Gläubige flüchteten ihn. Nach mannichfachen Schicksalen entführte ihn im Jahre 1560 Don Constantin von Braganza nach Goa. Dort wurde er pulverisirt, in Gegenwart des Erzbischofs und des Vicekönigs von Indien verbrannt und in den Fluß geworfen. Aber auch diese Procedur hat nicht hindern können, daß nach wie vor Buddha's Zahn in Kandy verehrt wird.

Den schönsten Schmuck des Thupârâma Dâgaba bilden die anmuthigen achteckigen Säulen mit ihren schönen Capitälen. Von den 176 Säulen, welche in vier concentrischen Kreisen den Dâgaba umgaben, sind 42 verschleppt, die übrigen 134 finden sich verschieden erhalten noch an Ort und Stelle. Die Höhe der Säulen nimmt im Verhältniß zu ihrer Entfernung vom Mittelpunkt ab; aufgestellt sind sie in der Weise, daß keine der andern direct gegenüber steht. Diese Säulen nehmen die Stelle des Steinzauns (railing) ein, der die Stûpas des eigentlichen Indiens umschließt. Demnach würde die erste Classe der Dâgabas als Uebergangsstufe zwischen der zweiten Classe und den Stûpas anzusehen sein, falls nicht auch die Dâgabas der zweiten Classe mit einem Steinzaun umgeben waren. So ganz unwahrscheinlich wäre das nicht, denn Smither hat an dem größten, dem Abhajâgiri Dâgaba Theile eines Steinzaunes gefunden, und wie er jetzt mittheilt, ist es seinem Nachfolger Bell gelungen, noch weitere Bruchstücke zu entdecken und festzustellen, daß der Zaun eine beträchtliche Länge gehabt hat. Bis jetzt ist das freilich das erste Beispiel eines Steinzauns auf Ceylon.

Die Stellung der Säulen und ihre verschiedene Höhe schließen aus, daß sie, wie Fergusson vermuthet hat, Balken getragen haben, von denen Gemälde herabhingen. Mit Recht bemerkt Smither, daß eine solche Verwendung die Wirkung der schönen Säulen ganz erheblich beeinträchtigt haben würde, während andrerseits die zwischen dem dritten und vierten Säulenkreise befindliche Mauer sich vorzüglich zur Anbringung von Gemälden geeignet haben wurde. Schmuck durch Gemälde ist bei allen Dâgabas anzunehmen, vom Ruwanwell Dâgaba sind sogar noch einige davon erhalten. Die Capitäle der beiden ersten Säulenkreise sind mit verschieden geformten Zapfen versehen, deren Bedeutung noch nicht hinreichend aufgeklärt ist. Daß die schlanken Säulen mit dem weit vorspringenden Capitäl schwere Gegenstände nicht tragen konnten, ist sofort ersichtlich. Da keine Spur von krönenden Ornamenten mehr vorhanden, so nimmt Smither an, daß diese aus leicht vergänglichem Stoff, Holz oder Gips, hergestellt waren. Für die Vermuthung, die Säulen seien mit buddhistischen Symbolen geziert gewesen, tritt die Abbildung eines Dâgaba auf einem der Steinzäune von Amarâvatî ein. Die beiden Steinzäune des Stûpa von Amarâvatî stammen aus dem 2. und 3. Jahrhundert unsrer Zeitrechnung. Einer dieser Zäune zeigt nun einen Dâgaba mit Säulen, die allerdings anders angeordnet sind als in Anurâdhapura, und jede dieser Säulen trägt ein religiöses Symbol. Der vierte Säulenkreis dürfte schweren tragbaren Lampen zur Beleuchtung der Gemälde

Digitized by Google

auf der Mauer als Stütze gedient haben. Den Lankârâma Dâgaba umschließen drei (nicht, wie bisweilen angegeben, vier) Säulenkreise, von denen sich zwei innerhalb der Mauer befinden. Von den 88 Säulen fehlt nur eine. Auch hier kann von aufgelegten Balken oder einem Dach so wenig die Rede sein, wie bei dem Thupârâma Dâgaba.

Zu der zweiten Classe von Dâgabas, deren drei Pâsâdas, d. h. die Terrassen für die Processionen, nicht mit Säulen besetzt sind, gehören der Miriswetî Dâgaba, der Ruwanwelî Dâgaba, der Abhajâgiri Dâgaba und der Dschetawanârâma Dâgaba. Sehr heilig ist auch der kleine Kudschatissârâma Dâgaba, im Volksmunde Selatschaittija genannt. Hier soll nicht allein Buddha, sondern schon seine drei mythischen Vorläufer gepredigt haben.

Zwischen der untersten Terrasse und der Mauer befindet sich bei den drei großen Dâgabas (Ruwanwelî, Abhajâgiri und Dschetawânârâma) ein weiter Raum als Tummelplatz für Elephanten, den bei dem Ruwanwelî Dâgaba noch eine Mauer mit einem schönen Elephantenfries von der Plattform trennt. Die äußere Mauer enthält ein oder mehrere Wachthäuser, so beim Abhajâgiri Dâgaba vier, je eins nach jeder Himmelsrichtung.

Der berühmteste Dâgaba Ceylons ist der schon mehrfach erwähnte Ruwanwelî Dâgaba, dessen Bau von König Duttuzaimunu (starb nach Smither 137 v. Chr.) begonnen und von dessen Bruder Saidaitissa vollendet worden sein soll. Hier fand auch Smither, wie erwähnt, alte Gemälde, die freilich auf keiner hohen Stufe künstlerischer Vollendung stehen, weil die Maler offenbar noch wenig geübt in Behandlung der menschlichen Gestalt waren. Aber die vorhandenen Reste legen Zeugniß ab für das der indischen Kunst charakteristische Streben nach möglichster Abwechslung und Mannichfaltigkeit, denn nicht zwei der erhaltenen Muster gleichen einander. Dieselbe Tendenz ist auch an dem durch wechselnde Stellung belebten Elephantenfries zu beobachten. Auch hier sind die Spuren der Barbaren zu erkennen, welche die Elfenbeinzähne der Elephanten ausgebrochen haben. Unter den vielen Altären, welche auf der Plattform aufgestellt waren, fällt besonders einer durch ein Relief von Meisterhand auf; ferner ist bemerkenswerth ein Miniaturdâgaba, der bis auf die Spitze vollständig erhalten ist. Nach Aussagen der Priester wäre er ein Modell des Ruwanwelî Dâgaba, in Wahrheit aber war er ein Weihgeschenk, wie die anderen kleinen Dâgabas, von denen wenigstens elf vorhanden gewesen sind. Zahlreiche Bildsäulen, meist in grauenhaft verstümmeltem Zustande, liegen umher, deren viele bemalt waren; von hohem Alter ist jedenfalls die Statue des Königs Bâtiyatissa I. Nach den Messungen Smithers scheint die Angabe des Mahâwamsa, wonach der Dâgaba 270 Fuß hoch war, sich zu bestätigen. Dieser Dâgaba lag wohl schon 412 in Trümmer, denn sonst wäre es ganz unerklärlich, daß Fâ Hian ihn nicht erwähnt. Später ist er dann wiederholt neu aufgebaut oder ausgebessert worden, bis er 1314 endgültig von den Malabaren zerstört wurde und dann unter einem mit Dschungel überwachsenen Riesenhügel vergraben blieb.

Auch das größte Gebäude der Art, der Abhajâgiri Dâgaba, ist eine vollständige Ruine, die von der Plattform bis zur Bruchstelle der Spitze 232 Fuß mißt. Der Durchmesser der Kuppel beträgt 325 Fuß. Dieser Dâgaba war im 5. Jahrhundert und wohl auch schon lange vorher eine Hauptstätte des Buddhismus und hier war es auch, wo alljährlich die Feier zum Gedächtniß der Ueberbringung des heiligen Zahns nach Ceylon abgehalten wurde.

Der Dschetawanârâma Dâgaba erhebt sich jetzt noch zu einer Höhe von 245 Fuß. Da ein beträchtlicher Theil der Thurmspitze fehlt, so ist es wohl möglich, daß er ursprünglich 270 Fuß hoch war, wie Capitän Chapman annimmt. Zweifellos umgaben auch diesen Bau drei Pâsâdas, doch ist das erst durch weitere Ausgrabungen festzustellen, denn das Fundament und der untere Theil des Domes sind bis zur Höhe von 30 Fuß mit Dschungel und großen Bäumen bewachsen.

Die alte Ruinenstadt ist auch reich an schönen Badeplätzen, „pokunas“, die bei der reichen Abwechslung in Bezug auf ihre Größe und architektonische Behandlung ein sehr anziehendes Bild gewährt haben müssen. Jetzt freilich sind sie alle verschüttet. Als zweifellos den schönsten der bis jetzt entdeckten steinernen Wasserbehälter von Ceylon bezeichnet Smither ein Bassin, welches er von den Wurzeln der Bäume und Riesenschlingpflanzen befreit hat, die es seit Jahrhunderten bedeckten: Küttam-Pokuna, „a noble specimen of ancient tank architecture of great antiquity“. Das Wasser für diese Bassins und für den Bedarf der Stadt wurde außerhalb derselben in großen Reservoirs aufgespeichert, von denen viele einen Umfang von 15 bis 20 englischen Meilen hatten. Nach dem, was bis jetzt bereits bekannt ist, können die Nachrichten der einheimischen Annalen über die von Ceylons Königen errichteten Wasserbecken nicht übertrieben sein.

Wenn es auch nicht möglich ist, ohne die instructiven Pläne und die einzelnen Detailzeichnungen Smithers ein anschauliches Bild der interessanten Baudenkmale zu geben, so mag doch ein Hinweis auf die Fülle von neuem Material für die Geschichte der buddhistischen Kunst, welche die besprochene Veröffentlichung bietet, auch manchem Fachmanne willkommen sein, dem wir das schöne Werk angelegentlich zum Studium empfehlen dürfen.

Die Sprachschulden der Deutschen.

Von Rudolf Kleinpaul.

II.

Jene auf Alterthum und Heimathsrecht gegründete Aussonderung von „Lehnwörtern“ mag für den praktischen Gebrauch recht gut sein; der Theorie nach ist sie haltlos. Zwischen Fremdwörtern und Fremdwörtern gibt es nur Einen wesentlichen, radicalen, einschneidenden Unterschied: den früher erwähnten, den die Art der Berührung, in Krieg oder Frieden, zu bedingen pflegt und der seinerseits wieder eine totale Verschiedenheit in der Begriffsgattung zur Folge hat. Bei Besuchen, Reisen, Handelsgeschäften werden Worte für fremde, unbekannte Dinge, bei Occupationen Doppelbezeichnungen für das Gewöhnliche aufgenommen. Schon im 15. Jahrhundert gab es in Frankreich Fremdentruppen, die sogen. Schweizerregimenter. Durch sie wurde bei den Franzosen das deutsche verloren populär, es entstand der Ausruf äußerster Verzagtheit: „Tout est frelore, bigoth!“ Alles ist verloren, bei Gott! — der sich bereits in der Patelin genannten Farce aus dem Jahre 1470 findet und den Rabelais ein halbes Jahrhundert später im vierten Buche des Pantagruel (Chapitre XVIII) dem geängsteten Panurg während eines Seesturmes in den Mund legt. Vor hundert Jahren drehte sich die Sache um, da plapperten die Deutschen den französischen Soldaten nach: Alles ist perdu! Während der Hugenottenkriege gab es in Frankreich sogar Reitres, die deutschen Reiter. Eine derartige Sprachmischung, die Folge dessen, was wir als Ueberschwemmung bezeichneten, ist im Frieden undenkbar; in den Zeiten der Wassergläser werden nur die Namen von Seltenheiten gesagt und nachgesagt. Wenn ein Berliner Tischler antworten kann: „Die Schose hört sich schlimmer an als sie ist“, ein Eleve auf Weihenstephan „seinen besten Merci“ abstattet, dann muß etwas ganz anderes geschehen sein als damals, wo unsre Eltern die erste Tasse Kaffee tranken

oder die Germanen in Rom den ersten Wein zu kosten und den Leun zu sehen bekamen; Fremdwörter wie Schose und Merci haben ein massenhaftes und gewaltsames Eindringen ungleichartiger Atome, zum mindesten ein geistiges Uebergewicht des Nachbarvolkes zur Voraussetzung. Jeder andere Unterschied ist bloß formell. Wenn man vermeinte, daß zwischen Lehnwörtern und Fremdwörtern ein principieller Gegensatz bestehe, so wäre man im Irrthum; die Einbürgerung ist nur eine Frage der Zeit. Oft trifft nicht einmal dieses Merkmal zu: Möbel gilt für ein Lehnwort, weil es angeblich alle Bedingungen vollkommenster Einbürgerung erfüllt, und ist doch erst in den letzten Jahrhunderten aufgenommen worden; turnen hat im Gegensatz zu turnieren den Charakter eines Lehnwortes und ist doch erst in unserm Jahrhundert wieder angewendet worden. Somit ist es mehr als unwissenschaftlich, das Bürgerrecht eines Wortes davon abhängig zu machen, daß man seine Einführung vergessen hat. Wenn die Begriffe Reich und Amt uralte Entlehnungen aus dem Keltischen darstellen, können sie dann jemals zu deutschen werden? So wenig wie getaufte Juden zu Ariern.

O, es gibt gar viele Helden in deutschen Landen, gar viele Theseusse und Herkulesse, die sich aufmachen, das Vaterland von den fremden Ungeheuern und Drachen zu befreien, aber höchstens ein paar Mücken todtschlagen und ein süßes Fröschchen fangen und die weiteren Mannesthaten wohlweislich bleiben lassen, weil sie recht gut fühlen, daß ihre Kraft nicht ausreicht. Solche bramarbasirende Federhelden, die für die Sprachreinigung ihr Leben lassen wollen, ereifern sich patriotisch, gerathen in edlen Zorn und fangen mit ihrem kurzen Verstande an, auf die französischen Fremdwörter loszuhauen. Aber Gott sei Dank, ihr Grimm ist bald erschöpft; sie versichern hoch und theuer, nur die Fremdwörter sollten zum Opfer fallen; kein Besonnener denke daran, die Lehnwörter auszurotten. So habe schon Luther seit 1522 in seiner Bibelübersetzung die Fremdwörter ausgerottet und zum Beispiel das Wort benedeien gestrichen und durch segnen ersetzt. O, ihr lieben einfältigen Vaterlandsretter, die ihr nicht wißt, daß der ganze Karren von langer Hand her verfahren ist! Die ihr segnen für deutscher haltet als benedeien! Die ihr das Signum Crucis vergessen habt!

Durch Rom, die römische Kirche und das römische Recht ist das deutsche Wesen entdeutscht und von Grund aus verbildet worden, so daß wir kaum mehr das Recht haben, uns eine germanische Nation zu nennen. Was sind die paar französischen, meist nur Aeußerlichkeiten des Lebens betreffenden Fremdwörter gegen die lateinischen Lehnwörter, die sich wie fremdes Blut in die Adern des deutschen Leibes ergossen haben? Nicht wie das Blut eines gesunden kräftigen Menschen in einen kranken Körper, was Transfusion genannt wird; sondern wie krankes, alterndes Blut in einen gesunden jungen Körper!

Auch unsre Vorfahren haben einmal von den alten Römern Aeußerlichkeiten aufgeschnappt. Ich meine die Culturworte, die sie von ihnen lernten, als sie noch frei, ein selbständiges Volk mit eigener Religion und Sitte waren — auch diese sind zahlreich. Aber wer wollte sie mit den Cultusworten und ihrem Einfluß messen? Erst als das fränkische und darnach das deutsche Reich in politische Abhängigkeit vom heiligen Stuhle gerathen und Deutschland durch innere Vergewaltigung eine seiner Provinzen geworden war, fing die Verrömerung des Volkes an. Damals ging das alte deutsche Volksthum langsam und unter heftigen Kämpfen unter, und ein neues zwitterhaftes, halb und halb lateinisches tauchte auf, das nachmals durch die Einführung des römischen Rechtes vollends entartete. Damals wurden allerorten die Kirchen und die steinernen Dome gebaut, während die Deutschen bis dahin in ihren Wäldern gebetet hatten: in diesen Kirchen predigten, opferten und segneten die fremden Priester und pflanzten auf die Erdkugel das Kreuz und bedrohten die Ketzer mit der ewigen Pein und Marter und dienten einem fremden Gott in fremder Sprache. Damals fing das Dichten und Schreiben an, wofür man einst Reissen sagte; damals zog der Graf, d. h. eigentlich der Schreiber (*Γραφεύς*), der Arzt, d. h. der Archiater, und im Gefolge des Bischofs der Pfarrer, der Diakonus, der Kaplan, der Kleriker, der Schüler, Mönch und Nonne und am Ende sogar der Bismarck ein (indem der Name aus Bischofsmark, wie Bisthum aus Bischofthum hervorgegangen ist). Um es kurz zu machen: damals bekam die deutsche Seele einen andern Leib und eine neue Leiche, nämlich einen Körper — ein häßliches lateinisches Wort, am einfachsten unmittelbar aus Corpus, wie Wester[hemd] aus Vestis durch Rhotacismus zu erklären, ursprünglich nur das Corpus Domini vertretend, das auf deutsch Fronleichnam heißt.

Diese Ausdrücke traten, nach der oben angegebenen Regel, an die Stelle von guten alten deutschen, die jetzt verschwanden, beziehentlich neben sie; theilweise waren es auch für unsre Vorfahren ganz neue Begriffe. Die alten Deutschen bekamen jetzt den Doppelbegriff: Aelteste und Priester (Senioren, *πρεσβύτεροι*). Dieselben kannten überhaupt keinen Priesterstand, ebenso wenig gottesdienstliche Gebäude, höchstens hölzerne; die Götter in Mauern einzuschließen und ihnen Menschenantlitz zu geben, hielten sie für unvereinbar mit der Würde des Himmlischen, behauptet Tacitus, eine Angabe, die man nicht allzu wörtlich nehmen darf. Für den gesammten Cultus, an dem sich auch die Frauen betheiligten, mit Einschluß des Opfers war der stehende Ausdruck: Blot; dem lateinischen offerre, das in unserm Opfer fortlebt, entspricht das deutsche weihen, d. h. eigentlich heiligen. Blôtinassus heißt im Gothischen Gottesdienst. Eine Veleda war keine Prophetin, sondern eine Weise Frau, sie prophezeite nicht, sie weissagte dem Civilis — nichts ist charakteristischer, als daß in Luthers Bibel die Weissager und Wahrsager gewöhnlich falsche Propheten sind —, die Veleda war eine Idis oder eine Hexe, ein Wort, das man nicht aussprechen kann, ohne an die schändliche Verunglimpfung des Deutschthums in jener unheilvollen Zeit zu denken, wo die Hölle auf Erden war. Völuspa, Völuspa! Das Mittelalter war die Götterdämmerung, von der die Völa gesagt hatte, wo die Söhne Muspels, d. h. die römischen Priester, von Süden geritten kamen und die Erde in Feuer verging — die Kirche war die neue, aus der Asche emporgeglühte Erde, in der die alten Götter nur noch als Teufel fortlebten und die ein höherer christlicher Gott regierte, ohne daß die Menschen Frieden gefunden hätten. Der Mythus des Ragnarök, der die letzten Schicksale der Götter zum Gegenstand hat, ist ohne allen Zweifel erst unter dem Eindruck der Heidenverfolgungen, der Hexenprocesse und Glaubensgerichte entstanden. Man muß nicht denken, daß die Ideen vom Jüngsten Tage aus der Luft gegriffen werden. Und mit der alten Welt ging auch die alte Sprache unter.

Doch wir wollen lieber bei dem Bilde bleiben, das vom Wasser hergenommen war. Die gewaltsame Bekehrung des deutschen Volkes zum Christenthum hatte den Charakter einer Ueberschwemmung. Der Tiber trat aus und bedeckte die ganze Welt, auch die bisher vom alten Rom unbezwungenen Landstriche, mit seinen gelben Fluthen. In jener Zeit wurden die Anleihen in Masse aufgenommen; wer da anfangen wollte zu jäten, müßte das halbe Wörterbuch fortwerfen. Aber ich möchte nur wissen, ob diese gesegneten lateinischen Lehnwörter mehr Heimathsrecht besitzen und

einem germanischen Munde besser anstehen als das erste beste von Paris oder London herübergeflogene Bonmot. Sind sie etwa nicht fremd? Waren sie etwa nicht fremd? Keine Corpora Delicti? Also, weil dieses Körper nachgerade klingt wie ein deutsches Tölpel oder Gerber, darum sollte Körper passiren? Im Gegentheil, die Lehnwörter sind viel gefährlicher als andere Fremdwörter; in dem Maße, als verkappte Spione und Lockspitzel gefährlicher als offene Feinde sind. Einem Corps sieht man es gleich an, weß Geistes Kind es ist; einem Körper nicht. Ich möchte die Deutschen zählen, die eine Ahnung von der Fremdheit des Wortes Körper haben. Und daraus will man eine halbe oder ganze Deutschheit des Wortes herleiten? Indem man, gerade heraus gesagt, auf die Dummheit des Volkes pocht? Es fällt mir gar nicht ein, den Deutschen das Wort Körper rauben zu wollen. Es ist unser Verhängniß, daß wir ein Wort wie Körper haben. Aber ich möchte die Lächerlichkeit festnageln, die darin liegt, daß man den Deutschen vorreden will: Körper sei nun so gut deutsch wie Leib und Leichnam. Nein, diese beiden Begriffe wurzeln tief im Volksgemüth. Leid ist eigentlich soviel wie Leben, ganz eigentlich: das was am Leben bleibt und nicht in der Schlacht fällt, nicht von den Walküren für Walhalla gewählt wird; diese Auserwählten stellen das dar, was im Gegensatze zu Leib in der alten Sprache: das Wal genannt wird. Wenn heutzutage einer auf der Walstatt bleibt, so kommt er um; wenn aber ein alter Germane blieb, so blieb er übrig. Aus diesem Uebrigbleiben in der Schlacht hat sich dann die allgemeine farblosere Bedeutung, die sogar zur reinen Antiphrasis führen konnte, herausgebildet. Wie anziehend ist der Zusammenhang zwischen diesen drei Begriffen des Leibes, des Lebens und des Bleibens! Ein anderer besteht zwischen den Worten: gleich und Leiche, indem das letztere zunächst die äußere Erscheinung und die Gestalt überhaupt bedeutet und gleich etwa dem lateinischen conformis entspricht. Die Engländer sagen sogar bloß: like, dies ist nur die niederdeutsche Form des Wortes Leiche, das bei uns auch noch in dem Adjectivsuffixe -lich, zum Beispiel in ähn-lich fortlebt. Als das Christenthum für den Leichnam Christi den Ausdruck Körper brachte, kam dieser dritte Parallelbegriff in die Sprache vom Himmel hineingeschneit, ohne Freundschaft und Anhalt in der Sprache, selbst erst wieder mit Hülfe von Leiche (zu körper-lich) weitergebildet, eingeschmolzen und umgeprägt wie ein altrömischer Aureus, dem Kerne nach immer fremd, ein geborgtes, nie völlig anzueignendes Stück.

Besitz und Eigenthum fallen nicht immer zusammen: die Fremdwörter zum Beispiel sind fremdes Eigenthum, wenn wir sie auch besitzen. Speciell aber die Lehnwörter entsprechen einem Besitzverhältniß, das die Juristen mit Ersitzung oder Usucapion bezeichnen. Wenn der Besitz längere Zeit hindurch in gutem Glauben ununterbrochen fortgesetzt wird, so erwirbt der Besitzer einer fremden Sache an derselben das Eigenthum. Es tritt Verjährung des Besitzes ein, und die Verjährung ist im Falle der sprachlichen Anleihen unvordenklich.

Die Lehnwörter können übrigens nach einiger Zeit der Sprache, aus der sie stammen, als Fremdwörter zurückgegeben werden. Sie machen dann den Eindruck von Kindern, die das Vaterhaus verlassen und ins Elend gehen, fremde Sitte und fremde Tracht annehmen, und wenn sie schließlich heimkehren, nicht wiederzuerkennen sind.

In unserm „Mittelalter" sieht man die fränkischen Könige auf einem Stuhle sitzen, der wie ein Feldstuhl zusammengeklappt werden kann und dessen kreuzweis gestellte Beine unten in Löwentatzen, oben in Löwen- oder Hundsköpfe auszulaufen pflegen. Der Merowinger Childerich zum Beispiel dictirt auf einem solchen Stuhle das Salische Gesetz. Noch heute setzen sich die Bischöfe nach der Inthronisation auf das Faldestolium, so heißt nämlich das Möbel im Mittellateinischen. Es ist aber ein altes deutsches Wort, das Wort Faltstuhl oder (mittelhochdeutsch) Valtstuol. Im Munde der Franzosen hat es sich nachgerade in Fauteuil verwandelt. Und in dieser Form ist es nach Deutschland zurückgekehrt.

Es gibt ferner ein französisches Wort Chic, das neuerdings auch in Deutschland viel gebraucht und nach der französischen Orthographie geschrieben wird. Dieses Wort bedeutet nicht nur dasselbe wie unser Schick, sondern ist auch thatsächlich aus unserm Schick entstanden.

Die alte Bezeichnung einer Materialwaarenhandlung war: Kräutergewölbe; dafür liest man jetzt meistens: Droguerie. Aber Droguen sind eigentlich: trockene Waaren, das französische Wort ist eine Umgestaltung des holländischen droog, des niederdeutschen drög, das wir im Hochdeutschen zu trocken erweitert haben. Halbwisser, die etwas davon gerochen haben, brechen jetzt eine Lanze für die Schreibung Drogen. „So schreiben viele noch Droguen statt Drogen, als ob das Wort aus dem Französischen käme," äußert sich Professor Reuleaux. Aber freilich kommt das Wort zunächst aus dem Französischen, und mit der Weglassung des u ist nicht viel geholfen, denn wir schreiben doch nicht plattdeutsch. Ganz abgesehen davon, daß sich der specifische Begriff der Droguen erst in Frankreich entwickelt hat. Derselbe Herr Reuleaux beklagt, daß die Deutschen Strike schreiben und nicht Streik, da doch das Wort aus dem Deutschen stamme. Als ob das Englische keine deutsche Sprache wäre! Aber das Englische steht bekanntlich auf der niederdeutschen Lautstufe, und wenn wir das Wort striken einmal deutsch machen wollen, so müssen wir: streichen schreiben. Denn striken ist in der That weiter nichts als streichen; wenn die Arbeiter striken, so streichen sie ihr Werk, wie die Matrosen die Flagge streichen (englisch to strike work). Immer noch derselbe Herr Professor Reuleaux tischt die oben erwähnte haltlose Ableitung des französischen Lieutenant auf und macht den Deutschen weis, daß sie nicht Sergeant, sondern Sarjant schreiben müßten, weil das Wort echt deutsch und soviel sei wie: der den Kriegsrock Tragende. Das habe zuerst Gustav Freytag gezeigt und mittelhochdeutsche Quellen nachgewiesen. Es ist schade, die Zeit mit solchen unreifen Aufstellungen zu verlieren. Sarjant oder Serjant ist allerdings die mittelhochdeutsche Form, dieselbe beruht aber auf dem französischen Sergent. Und dies ist das lateinische Servientem, italienisch: servente.

Zahllose französische Worte, in Deutschland mehr oder weniger üblich, kommen wirklich erst aus dem Deutschen; wir haben nicht nöthig, falsche Beispiele hinzuzufügen. Quai ist deutsch und wie das Kai in Kaiser zu sprechen und zu schreiben — Émail ist deutsch (Schmelz) — Jardin ist deutsch (Garten) — Agraffe ist deutsch, ebenso wie Grippe (greifen, niederdeutsch: grîpen) — Boulevard ist deutsch (Bollwerk) — Rode ist deutsch (Rand, Bente) — alle mit Gu anfangenden französischen und italienischen Worte, zum Beispiel Guerre, Guet, guinder, guiper sind deutsch (Werra, Wacht, winden, weben, das gu entspricht dem deutschen w). Ein so französisch klingendes Wort wie Orgueil, Stolz, wäre restaurirt etwa: Urgeile — Épingle: Spangele — Éperon: Sporn — Brelan: Brettlein — Échevin: Schöffe — Haubert: Halsberge — Auberge: Herberge — Escrime: Schirm und so weiter und so weiter. Diese Wörter, zumal die das Waffenhandwerk betreffenden, stammen zum Theil noch aus den Zeiten der Völkerwanderung, als auf den Trümmern des römischen Galliens das germanische Reich der Franken entstand; und es ist bemerkenswerth, daß sie im Französischen oft treuer

und länger fortleben als im Deutschen selbst, wie denn die romanischen Sprachen überhaupt eine nie versiegende Quelle für deutsche Sprachkunde sind. Wir haben den Begriff der Urgroßt, aus dem Orgueil hervorging, nicht mehr; das französische Chemise, das italienische Camicia ist wahrscheinlich etymologisch mit Hemd identisch, aber eine viel ältere Form. In der Heimath blieben die Worte in beständigem Flusse und gleichsam lebendig; in den romanischen Sprachen, wo sie ursprünglich fremd waren, erstarrten sie. Eben daraus erklärt es sich aber, wie sie nachmals unerkannt in die Heimath zurückkehren konnten. Sie näherten sich dann den Fremdwörtern, die aus einer dritten Sprache, zum Beispiel mittelbar aus dem Hebräischen herstammten und nur durch die zweite Sprache hindurchgegangen waren, wie Wein durch das Lateinische. So ein Wort ist Gene, französisch: la Gêne, den Zwang, den man sich auferlegt, bedeutend, aber eigentlich soviel wie die peinliche Befragung auf der Folterbank und von der Gehenna, der biblischen Hölle, hergenommen.

Gelegentlich kehren die deutschen Worte freilich heim wie ein Landstreicher, wie ein pauvre Hère, das ist, wie ein armer Herr, wie ein ferrefiucto Spizzebubbio. Was ist in Spanien aus unserm Ross geworden? Eine Rosinante. Was aus unserm Kessel im Welschland? Ein Kastrol; daher man die Italiener auch: Kalzelmacher nennt. Kasserolle ist jetzt in Württemberg amtliche Bezeichnung des Kochgeschirrdeckels beim Militär, wie er beim Abkochen gebraucht wird. Was in Frankreich aus unserm Werwolf? Seltsamerweise ein Loup-garon, worin schon die zweite Hälfte der Zusammensetzung, Garon das Werwolf vollkommen deckt, so daß das Loup ganz überflüssig ist. Und solche Gesellen empfängt man nun in Deutschland! — Schließen wir mit den kernigen Worten Vater Jahns, der die Menschen wieder turnen gelehrt hat: „Ein Volk, das seine eigene Sprache verlernt, gibt sein Stimmrecht in der Menschheit auf. Mag es alle Weltsprachen begreifen und bei Babels Thurmbau zum Dolmetsch taugen, es ist kein Volk mehr, sondern nur ein Mengsel von Staarmenschen."

Mittheilungen und Nachrichten.

Sepp, Neue hochwichtige Entdeckungen auf der zweiten Palästina-Fahrt. Erwerbung Kapharnaums für das katholische Deutschland und des Johanniterspitals für Preußen. Mit zwei Karten und zahlreichen Illustrationen. München, Liter. Institut Dr. M. Huttler. 1896. XII 368, 292 S. — Ein Buch von Sepp kann nicht nach der Schablone beurtheilt werden, die wir an den Durchschnitt wissenschaftlicher Erzeugnisse unzulegen gewohnt sind. Die Fülle von Wissen und Ergebnissen eigener Forschungen, welche Sepp in seinem arbeitsreichen Leben angesammelt hat, wird mit solcher Freigebigkeit vor dem Leser ausgebreitet, daß es oft schwer hält, inmitten der sich drängenden Gedanken und der kreuz und quer laufenden Beziehungen den Faden zu behalten und dem gelehrten Verf. auf seinen verschlungenen Wegen zu folgen. Mag aber auch der kritische Leser nicht selten sich zu Zweifel und Widerspruch geneigt fühlen, so wird er nicht minder in den geistvollen Combinationen des Verf. Genuß und Anregung finden und stets dessen ausgebreitete Gelehrsamkeit bewundern müssen, welche sich die entlegensten, den meisten Lesern schon wegen der Sprache unzugänglichen Quellen dienstbar zu machen weiß. Geradezu erstaunlich ist die Vertrautheit Sepps mit der rabbinischen, nächstdem aber auch mit der arabischen und der christlichen Literatur des Mittelalters, aus deren Tiefen er mit solcher Vertrautheit wie ein anderer Forscher kaum aus den nächstliegenden Quellen schöpft. So bildet denn dieses Buch, welches als eine etwas verspätete Frucht der zweiten, vom Verfasser zur Aufsuchung des Barbarossa-Grabes unternommenen Reise nach dem heiligen Lande erscheint, eine werthvolle Ergänzung zu seinem bekannten größeren Palästinawerke, in welchem Sepp die Ergebnisse seiner ersten Reise und die Summe seiner früheren Forschungen niedergelegt hatte. Der Verlauf der Reise selbst bildet auch diesmal nur den Hintergrund und äußeren Rahmen, in welchen der Verfasser seine Studien gestellt hat, die sich im ersten Theile an die Route von Akka über den See Genesareth nach Jerusalem, im zweiten an diese Stadt und ihre Umgebung, sowie an die Rückreise nach Jaffa anschließen. Steht hier naturgemäß Jerusalem selbst im Mittelpunkt, so liegt der Schwerpunkt des ersten Theiles in den Erörterungen über jene Gegend, welche durch die Lehrthätigkeit Christi vor allen andern geheiligt ist und deren Erforschung sich Sepp stets mit besonderer Liebe gewidmet hat. Nicht erst aus diesem Buche ist uns ja der Eifer bekannt, mit dem er gegen die in der Pilgertradition üblich gewordene Gleichsetzung von Kapharnaum mit Tellhum ankämpft, in welchem er vielmehr das Marc. 2, 14 erwähnte τελώνιον erkennt, während die Stadt Christi bei Chon Minieh zu suchen sei. Dort hat seit 1887 der „Palästina-Verein der Katholiken Deutschlands", welcher sich kürzlich mit dem älteren „Verein vom heiligen Grabe" zu einem „Deutschen Verein vom hl. Lande" verbunden hat, das von Sepp seit langem vorgesteckte Ziel deutscher Niederlassungen in Palästina durch Ankauf eines fruchtbaren Landstriches verwirklicht, welcher in wirthschaftlicher Hinsicht ein würdiges Gegenstück zu den blühenden Colonien der Templer zu werden verspricht, an historischem Werthe dieselben durch unmittelbare Erinnerung an Christi Lehrthätigkeit noch weit übertrifft. Daß gerade an dieser Stelle das alte Kapharnaum zu setzen sei, ist nicht die einzige Aufstellung in Sepps Buch, welche von der übrigen Topographie abweicht. So wird Bethsaida, unter entschiedener Abweisung der Annahme von zwei Orten dieses Namens, bei Mesodieha am Ostufer des Sees gesucht, dagegen Chorazin, die „Seestadt", am Ostufer bei Korsi (Kersa), von Corozain, der „Waldstadt", bei Bir Keraze unterschieden, das nne aus Marc. 8, 10 bekannte Dalmanutha, nach Sepp verschrieben für Δαλμαούθα ist als Dal Nous im Wadi el Amud an der W.-Seite zu erkennen, das nahe Magdala, arab. Migdal Zebaia, s. Medschdel aber nicht für den Geburtsort der Magdalena zu halten, sondern letzterer in Mogdala Gosara, arab. Migdol Gedor jenseit des Jordans zu suchen. Gegen die längst eingebürgerte Gleichsetzung des durch Christi erstes Wunder berühmten Kana mit Kefr Kenna wird von Sepp die ältere Pilgertradition, welche für Kanet et Tschelil, d. i. Kana in Galiläa am N.-Rand der Ebene Buttoni, spricht, wieder zu Ehren gebracht. Neben solchen, für den Palästinaforscher werthvollen Fingerzeigen, deren nähere Diskussion wir den Fachorganen überlassen wollen, muß als ein besonderer Vorzug von Sepps Werk das mannhafte Eintreten für die deutschen Interessen im heiligen Lande hervorgehoben werden, welche in unsern leitenden Kreisen bisher leider sehr wenig Vertretung gefunden haben. Wer nicht selbst die heiligen Stätten besucht hat, kann sich kaum einen Begriff davon machen, wie ungeheuer dort der Einfluß der uns Deutschen am wenigsten freundlichen Mächte, Frankreichs und Rußlands, in der Uebermacht ist. Während ersteres die alleinige Vertretung der katholischen Christenheit im Orient für sich in Anspruch nimmt und zahlreichen religiösen Stiftungen den Stempel der französischen Nationalität aufprägt, die doch im eigenen Lande sich in der Feindschaft gegen Kirche und Religion nicht genug thun kann, treibt Rußland mit derselben rücksichtslosen Machtentfaltung, die sein Vorgehen auf der ganzen Linie vom Schwarzen bis zum Japanischen Meere kennzeichnet, seinen Einfluß auch im heiligen Lande in einer Weise aus, welche die Inhaber aller anderen Konfessionen und Nationalitäten daselbst in bedenklicher Weise bedroht. Längst sind die ausgedehnten und neuerdings bedeutend vergrößerten Gebäude der russischen Kolonie vor dem Joffathore das erste in die Augen fallende Wahrzeichen Jerusalems für den Ankommling aus Europa auf der Jaffastraße, dazu hat seit wenigen Jahren der früher so idyllische, stimmungsvolle Oelberg durch die ausgedehnten russischen Bauten sein Aussehen vollständig verändert und ist zu einem Horst des russischen Aars geworden, der nun von beiden dominirenden Höhen aus die heilige Stadt jener Weltreligionen umspannt hält. Nach Hunderttausenden bemessen sich alljährlich die Aufwendungen der (1882 begründeten) russischen Palästinagesellschaft, an deren Spitze der Zar selber steht, und welche unter dem Schilde wissenschaftlicher Forschung und Unterstützung der heimischen Pilger mitarbeitet an dem großen Ziele der Vorherrschaft Rußlands im Orient, für dessen religiöse Machtstellung Jerusalem dasselbe bedeutet, wie Konstantinopel für seine politische. Wie dürftig nimmt sich dagegen der Besitz des deutschen Volkes in Palästina aus, das für die wissenschaftliche Erforschung des Landes mehr gethan hat, als irgend ein anderes, selbst die Engländer nicht ausgenommen, denen wir doch die erste, durch Conder begonnene, durch Kitchener, den jetzigen

Eigthar der ägyptischen Armee, vollendete genaue Karte verdanken! Wie lange hat es gedauert, ehe Deutschland nur an einem Punkte festen Fuß faßte durch die Ueberlassung eines Theiles des ehemaligen Johanniter-Hospitals an die Krone Preußen anläßlich des Besuchs des Kronprinzen Friedrich im Jahre 1869, nachdem Prof. Sepp König Ludwig I., dann Friedrich Wilhelm IV. und zuletzt die österreichische Regierung für die Erwerbung dieses im Mittelpunkt der Stadt gelegenen und geschichtlich so bedeutsamen Platzes zu gewinnen versucht hatte, leider ohne praktischen Erfolg. Und wie lange hat nun Preußen diesen unvergleichlichen Besitz ungenützt liegen lassen, bis endlich am 31. October 1893 der Grund zu der lang ersehnten deutschen evangelischen Kirche gelegt wurde! Inzwischen hat der katholische Palästina-Verein (s. o.), dessen Schwerpunkt in den Rheinlanden liegt, während ihm der bayerische Klerus merkwürdig zurückhaltend gegenübersteht, auch den deutschen Katholiken einen nationalen Rückhalt geschaffen durch Begründung des schönen Hospizes nor dem Jaffathor und der kleineren Hospizgebäude Haifa und am See Genezareth, letzteres unter Leitung des trefflichen P. Zephyrin Bievez, dessen gastfreie und herzliche Aufnahme Referent bereits auf seiner zweiten Palästinafahrt im Jahre 1891 zu genießen das Glück hatte. Während so Deutschland wenigstens in letzter Stunde das Versäumte nachzuholen sucht, verharrt Oesterreich, das mindestens mit ebenso gutem Recht wie Frankreich als katholische Vormacht im Orient auftreten könnte, in bedauerlicher Unthätigkeit; das prächtige Hospiz, welches seit 1863 österreichischen und deutschen Pilgern gastfreie Aufnahme gewährt, ist keine staatliche Anstalt, sondern eine von der Erzdiöcese Wien aus begründete und durch freiwillige Gaben unterhaltene Stiftung, und bei der Erwerbung des Johanniterspitales, auf dessen Stätte die österreichische Regierung bereits das Augenmerk gerichtet hatte, war ihr Preußen zuvorgekommen. Sollte statt dessen es gelingen, das sog. Cenaculum vor dem Zionsthore, wo nach der Tradition Christus mit seinen Jüngern das letzte Abendmahl hielt, für Oesterreich zu gewinnen, das nach Prof. Sepp schon im Frieden von Karlowitz (1699) die Hand darauf zu legen suchte, so würde eine solche Erwerbung gewiß auch in Deutschland freudigen Widerhall finden, und ein wirksames Gegengewicht gegen das Uebermaß russischer und französischer Besitzungen bilden. Dem hochbetagten Verfasser des Buches aber, das uns zu dieser letzten Abschweifung auf das politische Gebiet veranlaßt hat, wollen wir von Herzen wünschen, daß er die Verwirklichung seiner patriotischen Herzenswünsche in derselben Rüstigkeit erleben möge, mit der wir ihn seit einer Reihe von Jahrzehnten in der Palästinakunde voranschreiten sehen.

München. Eugen Oberhummer.

* Ueber den **Verlauf der Witterung in Deutschland während des Jahres 1895** bringt das neueste Heft der „Annalen der Hydrogr. u. Mariti. Meteorol." eine Uebersicht von Prof. van Bebber. Der allgemeine Witterungscharakter in Deutschland war 1895 als ein nahezu normales zu kennzeichnen, der aber doch durch einen sehr kalten Winter und durch einen warmen Sommer sich von den Durchschnittsbeträgen nicht unerheblich abhebt. Auch eine ungewöhnliche Gewitterhäufigkeit hatte der Sommer 1895 aufzuweisen. Als besonders hervortretende Witterungserscheinung stellt sich die anhaltende, bis in den Frühling hineinragende Frostepoche, mit zahlreichen starken Schneefällen, dar, sowie die schweren, weite Gebiete heimsuchenden Stürme, welche die schlimmen Verwüstungen der heftigen, um Weihnachten 1894 tobenden Stürme uns wieder in der Erinnerung lebendig werden ließen. Von den tiefsten Wintertemperaturen, die im Februar 1895 eintraten, mögen die folgenden erwähnt werden: Königsberg —24 Gr. C., Ratibor —24 Gr., Erfurt —29 Gr., Inselsberg —20 Gr., Kassel —24 Gr., Chemnitz —26 Gr., Lüneburg —25 Gr., Hamburg —17 Gr., Helgoland —17 Gr. Celsius. Trotz der großen Veränderlichkeit, welche den vergangenen Sommer in Bezug auf Temperatur und die Wetterlage überhaupt charakterisiren, sind doch auch bei ihm, besonders im Juli, sehr bemerkenswerthe Maximaltemperaturen jenen enormen Winterkältegraden gegenüberzustellen. So wurden in Königsberg, Berlin, Posen, Breslau, Troppau und Darmstadt im Juli + 34 Gr. C., in Bromberg sogar + 35 Gr. C. beobachtet. Daneben traten aber in diesem Sommer auch ungewöhnlich starke Regenfälle ein; so wurden am 21. Juni im südlichen Theile der Mark Brandenburg an einem Orte in 3½ Stunden 143 Millimeter, einem andern in nur 2 Stunden 129 Millimeter Niederschlagshöhe beobachtet. Dagegen zeichnete sich der Sommer im Gegensatz zu dem sehr stürmischen Winter durch eine besonders geringe Luftbewegung, durch eine ungemein ruhige Wetterlage aus. Der Herbst des Jahres 1895 hat den berühmten „Altweibersommer" wieder einmal zur Geltung gebracht, und zwar in einem so starken Contrast zu dem vorhergegangenen Sommer, wie er seit vielen Jahren nicht eingetreten war. Besonders in der zweiten Septemberhälfte erreichten die Temperaturen bei uns Werthe, die nur wenig hinter den höchsten Sommertemperaturen zurückblieben: so hatten Berlin, Frankfurt a. O. und Erfurt 33 Gr., Kassel und Darmstadt 32 Gr., Mülhausen und Colmar 33 Gr. C. Andrerseits weisen einige Orte Ostdeutschlands nach dem 22. September sehr niedrige, stellenweise unter den Gefrierpunkt gehende Temperaturen auf. Am 2. und 3. October gab der Altweibersommer allgemein seine Herrschaft an den rauhen, trüben und nassen Herbst ab. Bei beständig klarem Himmel würde ein Erdort in unsern Gegenden 4460 Stunden im Jahre Sonnenschein haben. Infolge der Bewölkung kann man in Deutschland aber nur auf 1700 Stunden (Oesterreich 2000 Stunden, Italien 2400 und Spanien 3000 Stunden) Sonnenschein im Jahre rechnen. Die Vertheilung auf die verschiedenen Orte schwankt nun beträchtlich. Im Jahre 1895 hatte Breslau 1800 Stunden, Berlin 1800 Stunden, Potsdam 1652, Jena 1754, Erfurt (in 219 Meter Seehöhe) 1760 Stunden, der Inselsberg (in 914 Meter) nur 1671 Stunden. Marburg hatte 1853, Kassel 1720, Poppelsdorf 1712, Meldorf 1753, Helgoland 1761, Hamburg 1350 Stunden Sonnenschein. Die größte Anzahl Stunden hat aber Geisenheim im Rheingau aufzuweisen, nämlich 1987, das sind 183 Stunden mehr als im Durchschnitt der Jahre 1889—94; dieser Ueberschuß ereicht im Sommer 96 Stunden und im Herbst sogar 110 Stunden gegen den Durchschnitt; ein gewichtiger Umstand für den günstigen Ausfall der Rheingauer Weinernte!

* **Leipzig**, 8. April. Der bisher außerordentliche Professor an unsrer Universität, Hr. Dr. Henry **Settegast**, ein Neffe des berühmten Zootechnikers Hermann Settegast in Berlin, dessen Berufung als ordentlicher Professor nach Jena wie bereits gemeldet haben, hat dem „Leipz. Tgbl." zufolge den ehrenvollen Ruf bereits angenommen und wird demselben schon zu Anfang des bevorstehenden Semesters folgen. Prof. Settegast ist geboren am 12. October des Jahres 1853 in Ragnit in Ostpreußen und erlangte dort nun in Polen seine erste landwirthschaftliche Ausbildung. Alsdann studirte er in Leipzig und in Berlin Nationalökonomie und Landwirthschaft und promovirte in Leipzig mit einer Arbeit über „das Verhältniß der Thierzucht zum Ackerbau". Nachdem er darauf wieder mehrere Jahre in der Praxis thätig war, folgte er dem Ruf des Professors Blomeyer in Leipzig als Assistent des Landwirthschaftlichen Instituts, worauf er sich im Jahre 1884 habilitirte mit der Arbeit „Die Werthbestimmung des Getreides als Saat- und Handelswaare". 1886 erhielt er die Ernennung zum außerordentlichen Professor an hiesiger Universität und lehrte hier vorzugsweise Pflanzenbau und Thierzucht. Von seinen Werken sind, abgesehen von den beiden schon genannten, besonders hervorzuheben die nach Blomeyers Tode veranstaltete Ausgabe des zweiten Bandes von dessen Werk: „Die Cultur der landwirthschaftlichen Nutzpflanzen" (Winter) und sein größtes selbständiges Werk „Die Landwirthschaftlichen Sämereien und der Samenbau" (Theodor Weigel). Außerdem hat er noch eine große Anzahl kleinerer Schriften und Broschüren geschrieben, welche meist einzelne Fragen aus seinem Wirkungskreis behandeln.

* **Berlin.** Hochinteressante vorgeschichtliche Funde sind, wie die „Post" berichtet, in der vorgeschichtlichen Abtheilung des **Museums für Völkerkunde** aufgestellt worden: die ersten Versuche figürliche, plastische Kunst unsrer Vorfahren, eine Reihe von dreißig **Gesichtsurnen** nebst ihren Beigefäßen und Beigaben. Sie entstammen den **hinterpommerschen Gräberfeldern** von Schwartow, Klein-Borkow und Strellentin im Kreise Lauenburg und Bernsdorf im Kreise Bütow. Auf dem Rittergut Klein-Borkow wurden ebenfalls mehrere Gräber durch den Conservator des Museums geöffnet, welche acht Gesichtsurnen, eine andere Deckelurne und einen Paartopf ergaben. Rittergutsbesitzer Reipke auf Klein-Borkow schenkte ferner eine früher ausgegrabene Gesichtsurne mit Bronze-Ohrringen. Mehrtägige Ausgrabungen auf Strellentin deckten nur ein schon früher zerstörtes Grab auf, doch schenkte Frau Rittergutsbesitzer v. Osterroth einen verzierten Deckel und ein Urnenohr mit sechs Bronze-Ohrringen. Auch bei Bernsdorf, Kreis Bütow, auf dem Acker des Gastwirths Below, wurden zwei Gräber geöffnet, welche eine Gesichtsurne und sieben andere

Urnen, sowie sieben Beigefäße ergoben. Die Grabungen in dem königlichen Forst Zerrin blieben ohne Erfolg. Die wohl zu Hunderten in dem über eine Quadratmeile großen Revier liegenden Hügel scheinen zum größten Teil früher schon aufgegeben und in ihrer alten Gestalt wieder hergestellt zu sein. Unter den dreißig Gesichtsurnen, welche im Museum wieder hergestellt werden konnten, befinden sich sehr interessante Stücke, so namentlich diejenige von Klein-Borlow mit acht Bronze-Ohrringen und einer Special-Ohrverzierung; dann eine von Schwartow mit sehr langem Halse und scharf ausgeprägtem Gesicht, sowie einem Deckel mit besonderem Geisibügel. Andere haben bronzene und eiserne Ohrringe, darunter solche, auf welche Glas- und Bernsteinperlen aufgereiht sind. Viele dieser Gesichtsurnen haben außer den Gesichtern interessante Zeichnungen an Hals und Bauch, wohl Schmuck darstellend. Auf einigen sind Nadeln mit Knöpfen eingeritzt, wie sie hier und da in den Gesichtsurnen gefunden werden. Eine Urne von Bernsdorf ohne Gesicht, aber in Gesichtsurnenform und mit Mützendeckel, welche sehr reich verziert ist, hat einen eisernen Ring um den Hals liegen, ein äußerst seltenes Vorkommen. Beigaben finden sich selten in den Gesichtsurnen; eine Bronzenadel und zwei in der Mitte durchbohrte kleine runde Knochenscheiben war alles, was in den Schwetzower Urnen gefunden wurde, während in einer leider schon in alter Zeit zerstörten Urne von Klein-Borlow Reste der Ohrringe mit langen Ketten und daran hängenden dreieckigen Klapperblechen zu Tage kommen. Die Gesichtsurnen stehen immer in Steinkisten, das heißt in Hohlräumen von etwa $^3/_4$ m Breite und bis zu 1,10 m Länge, die aus natürlich aber mit Beihülfe von Keilen gespaltenen Platten aus rothem Geschiebesandstein unter der Erde hergestellt und mit eben solchen Platten bedeckt sind. Die Deckplatten liegen nahe der Oberfläche, so daß sie oft beim Pflügen berührt werden, wodurch die meisten Gräber entdeckt sind. In diesen Steinkisten stehen die Gesichtsurnen einzeln oder mehrere, öfters mit zweihenkligen oder dreihenkligen, ebenfalls mit Deckel versehenen anderen Urnen untermischt, so daß bis zu acht Gefäßen in einer Steinkiste gefunden wurden. Dankbar anzuerkennen ist das Entgegenkommen, das die im Interesse der vaterländischen Vorgeschichte unternommenen Ausgrabungen überall fanden. Bemerkt mag noch werden, daß diese Gräber der La Tène-Zeit angehören, also der letzten vorrömischen Periode, und zwar ihrem ersten Abschnitt, also etwa dem 4. oder 3. Jahrhundert v. Chr.

* **Wien**, 8. April. Außer der bereits gemeldeten **Verleihung des Ehrenzeichens für Kunst und Wissenschaft** an den k. und k. Feldmarschall-Lieutenant, Director des Kriegsarchivs im k. und k. Reichskriegsministerium Leander v. Wetzer, ist, wie die „Wiener Ztg." meldet, diese hohe Auszeichnung noch folgenden Persönlichkeiten zutheil geworden: dem Präsidenten der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Krakau, o. ö. Universitätsprofessor Phil.-Dr. Stanislaus Grafen **Tarnowski**, dem k. k. Hofrath, o. ö. Universitätsprofessor, Director des Universitätsgartens und botanischen Museums in Wien Phil.-Dr. Anton Ritter **Kerner v. Marilaun**, dem k. k. Hofrath, o. ö. Universitätsprofessor, Mitgliede der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien Phil.-Dr. Theodor **Gomperz**, dem emeritirten Professor der k. k. Akademie der bildenden Künste in Wien Joseph Mathias v. **Trenkwald**, dem Director der Kunstgewerbeschule in Prag Joseph **Myslibek**, sowie dem Ehrenmitgliede der kgl. ungarischen Akademie der Wissenschaften in Budapest Schriftsteller Maurus **Jokai**.

HK. **Oxford**, 2. April. Die **ägyptologische Abtheilung** des hiesigen **Ashmole-Museums** für Kunstaltertümer ist gegen Ende vorigen Jahres durch eine Reihe höchst werthvoller Geschenke bereichert worden, welche Mr. Petrie während seiner Ausgrabungen zu Nagada am oberen Nil ans Tageslicht brachte. Diese Ueberreste gehören einer eigenthümlichen, wahrscheinlich libyschen Rasse in Aegypten an, die jenen Abril des oberen Nilthales, nach annähernder Schätzung des sachkundigen Conservators Mr. Arthur J. Evans, im vierten Jahrtausend vor unsrer Zeitrechnung, zwischen der 6. und 11. Dynastie bewohnte und eine noch unerforschte und durchaus neue, von der altägyptischen unabhängige Culturform einführte. Das Ashmole-Museum wird hiermit, wie Mr. Evans bemerkt, ein Brennpunkt für die Erforschung einer primitiven libyschen Cultur werden, welche auf diejenige der östlichen Länder des Mittelländischen Meeres von unmittelbarem Einfluß gewesen zu sein scheint. Die Sammlung umfaßt eine beträchtliche Anzahl von Stein- und Thongefäßen mit eigenthümlichen Zeichnungen, die auf verschiedenartige Verfertiger weisen, primitive Götzenbilder, Farbentäfelchen aus Malachitstein, die wahrscheinlich zur körperlichen Verzierung dienten, geschnitzte Werkzeuge und Figuren aus Knochen und anderem Material, Kinderspielzeuge und andere Gegenstände von großem anthropologischen Interesse. Die Feuersteinwerkzeuge dieser Sammlung weisen Muster von schönerer Bearbeitung auf, als sie bisher aus irgend einem Welttheile bekannt waren. — Von dem Vorstand der britischen Gesellschaft für ägyptische Ausgrabungen wurde dem Museum eine werthvolle Reihe von Alterthümern aus dem Tempel von Dêr-el-Bahri geschenkt. Darunter befindet sich eine bei der Grundsteinlegung verwahrte Niederlage von Handgeräthen, die zur 18. Dynastie gehören, und die drei ineinander geschlossenen Särge mit der Mumie des Propheten Set-Tehuti-Ase-Ankh der 25. Dynastie. Die drei Sargdeckel, welche mit Inschriften versehen sind, nebst den darauf gestellten geschnitzten Hadichten und geweihten Schakalen, wie die beigefügten Holzkästchen mit einer Menge kleiner Uschabti-Götzenfiguren und die Holztafel oder Tafel mit hieroglyphischer Grabinschrift bieten wahrscheinlich das vollkommenste Exemplar eines altägyptischen Grabmals in England dar.

* **Paris**, 7. April. Die Briefe, welche Ernest **Renan** in den Jahren 1842 bis 1845 mit seiner um zehn Jahre älteren Schwester **Henriette** wechselte, und welche das meiste dazu beitrugen, daß Renan die geistliche Laufbahn verließ, um sich der semitischen Philologie und der Religionsgeschichte zu widmen, sind so eben bei Renans ständigem Verleger Calmann Lévy unter dem Titel „Lettres intimes" als Band erschienen. Einleitend hat ihnen der Verleger die ausgezeichnete kleine Schrift „An soeur Henriette" beigegeben, welche Renan im Jahre 1860 nach dem Tode der Schwester auf der syrischen Forschungsreise nur für einen engeren Bekanntenkreis geschrieben hat und die erst seit seinem Tode in einer Prachtausgabe einzeln veröffentlicht worden ist. Renan erscheint uns in seinen Jugendbriefen durchaus noch nicht als der große Schriftsteller, der er später geworden. An stilistischer Correctheit ist ihm die Schwester, die im fernen Polen als Gouvernante wirkte, um ihre Familie zu unterstützen, fühlbar überlegen. Aber interessant sind diese Briefe, weil sie uns noch tiefer als die „Souvenirs de Jeunesse" in die Gewissenskämpfe einführen, welche Renan zum Verzicht auf den Priesterstand führten.

* **Athen.** Die **Englische archäologische Schule** hat Ausgrabungen im Südosten des Lykabettos vornehmen lassen, wo im Alterthum das dem Herakles geweihte Gymnasion **Kynosarges** lag. Es sind römische Mauern, und darunter Reste eines großen, allem Anschein nach aus griechischer Zeit stammenden Gebäudes, außerdem zahlreiche Gräber aufgedeckt worden. Die meisten dieser Gräber liegen dicht unter der Oberfläche und sind aus später Zeit. Andere, in größerer Tiefe gelegene reichen, wie die in ihnen gefundenen geometrisch decorirten Thonvasen zeigen, in die Frühzeit der attischen Geschichte hinauf. Gleichzeitig mit diesen Arbeiten in Athen hat die Englische Schule, wie bereits früher gemeldet, Ausgrabungen auf der Insel **Melos** (Milo) unternommen, angeblich an derselben Stelle, an der im Jahre 1820 die berühmte Statue der Venus gefunden wurde.

Cotta'sche
Bibliothek der Weltlitteratur.

Bojardo's
Der verliebte Roland.
Aus dem Italienischen übersetzt
von **J. D. Gries.**
2 Bände.
Neu herausgegeben, überarbeitet u. eingeleitet von **Ludwig Fränkel.**
Preis elegant gebunden 2 Mark.
Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Tauchnitz Edition.
April 8, 1896.
Sir Robert's Fortune.
By (4300)
Mrs. Oliphant,
Author of „The Chronicles of Caellinglord" etc.
In 2 vols.
Sold by all booksellers — no orders of private purchasers executed by the publisher.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1896. München, Freitag, 10. April. Nummer 83.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Inez de Castro. Von Franz Hümmerich. — Mittheilungen und Nachrichten.

Inez de Castro.

Von Franz Hümmerich.

Mit melancholischem Zauber umwebt unter jedem Himmelsstrich die Sage jene Orte, wo ein großes, tragisches Menschenschicksal sich erfüllt hat. Ob Jahrhunderte über die Stätte hingehen, die Kunde von den Thaten und Leiden, deren Schauplatz sie gewesen, stirbt nicht. Zwar die Gestalten derer, die handelnd oder leidend der Sage den Inhalt gegeben, unterliegen mit ihrem Zweck und Wollen dem Wandel der Zeiten, und was von Zufall, zeitlicher oder örtlicher Bedingtheit an ihnen haftet, dessen entkleidet sie die mit dem Menschen sich wandelnde Sage. Die Physiognomie des Ortes wechselt, aber die Sage haftet daran, und was ihn umgibt, die belebte wie die unbelebte Natur, muß theilnehmen an dem Schicksal, das hier sich erfüllt. Die Tropfen, die vom feuchten Felsen rinnen, sind die Thränen der Niobe um ihre Kinder, das Klingen, das aus dem Steinkoloß in der Wüste um die Morgenstunde hervordringt, ist die Klage der Eos um den todten Memnon. Es liegt eine unendliche Tiefe menschlicher Empfindung, ein unerschöpflicher Gehalt poetischer Gedanken in diesen kleinen Zügen der Volkssage; sie verklären ihre Stätten mit einem Goldglanz der Poesie, wie ihn die Phantasie des größten Dichters jenen kaum zu geben vermag.

Diese Weihe der Sage liegt unvergänglich auch über dem Ort, an den der zweite Pfingsttag des vergangenen Jahres mich führte. Das „Landgut der Thränen“ (Quinta das Lagrimas) — so nennt sie die Stelle Coimbra gegenüber, am Süduser des Mondego, wo Inez de Castro unter den Streichen ihrer Mörder gefallen sein soll. Dort liegt am Fuße des Hügels, über den das alte Kloster von Santa Clara seinen mächtigen Gebäudecomplex ausbreitet, heute, von Gärten umgeben, ein kleiner Landsitz, der auf das alterthümliche Coimbra hinüberschaut. Es ist ein modernes Sommerhaus mit ausgedehnten, vortrefflich gehaltenen Gärten, wo dem fruchtbaren Boden der Mondego-Niederung eine überströmende Fülle des Pflanzenwuchses entsprießt. Zwischen Orangenbäumen, Fruchtgärten, Wiesen und Blumenbeeten hin durchschreitet man die Besitzung. Ein Bächlein fließt zur Seite des Weges und eilt, die Pflanzungen bewässernd, dem Mondego zu. Wo die letzten Ausläufer des Hügelrückens, der das Kloster von Santa Clara trägt, sich in die Niederung des Flusses hinabsenken, enden die Gärten der „Quinta das Lagrimas“, und hier in ihrem innersten Winkel liegt der Ort, an den die Volkssage jene unselige Liebe des Königssohnes zur schönen Inez und ihren tragischen Tod knüpft. Zwischen niedrigen, aber schroff abfallenden Felsen strömt ein starker Quell aus dem Gestein hervor, und darüber senken uralte Cedern wie trauernd ihre langen, hängenden Aeste herab. Zur Linken steht, moosübergrünt, ein Stein, in den ein paar Verse aus Camoens' schöner Inez-Episode eingegraben sind; auf der andern Seite aber schauen halbversteckt aus dichtem Gebüsch die grün überrankten Ruinen einer kleinen Capelle hervor. Der Felsenquell, der durch die Gärten der „Quinta das Lagrimas“ das Bächlein dem Mondego zusendet, ist — so erzählt die Sage — aus den Thränen entsprungen, welche die Mädchen des Mondego-Thales um die schöne Inez und ihr tragisches Geschick noch lange nachher weinten. Wenige Schritte von der Ruine entfernt, bevor der „Fonte dos Amores“, der „Quell der Liebe“, seine Wasser in einen kleinen Teich ergießt, rieseln sie über helles, roth geädertes Gestein, und jenes Roth am Grunde — so erzählt die Sage — ist das Blut der unschuldig gemordeten Inez, das keine Zeit und keine Ströme Wassers abzuwaschen vermögen.

Inez de Castro — ein liebeerfülltes Leben, von allem Zauber der Jugend und Schönheit umleuchtet, und ein unsäglich trauriges Ende, das ihr und dem Geliebten ein ewiges Denkmal in der Geschichte gesetzt und um die Häupter beider den Strahlenkranz einer unvergänglichen Poesie gewoben hat.

Mit der Infantin Constanze, der Gemahlin des portugiesischen Thronfolgers Pedro, war sie als deren Hofdame und Verwandte im Jahre 1340 aus Castilien nach Portugal gekommen. Ihre Schönheit und Anmuth zog alsbald die Blicke des jugendlich feurigen Dom Pedro auf sich und erweckte in ihm eine Leidenschaft, die um so mächtiger emporflammte, je mehr er sie vor Vater und Gemahlin verbergen mußte. Mit ruhiger Würde trat Constanze derselben entgegen, aber was vermochte bei aller Klugheit und Mäßigung fremder Wille über die allbezwingende Größe dieser Leidenschaft! Constanzens Tod im Jahre 1345 warf die letzte Schranke nieder, welche die Liebenden noch getrennt hatte. Von da an machte Pedro aus seiner Liebe kein Hehl mehr und schlug seinem Vater Affonso IV. mehrfach eine neue Vermählung aus. Nur leugnete er — so erzählen die Chronisten — Affonso gegenüber bestimmt, mit Inez in rechtsgültiger Ehe zu leben. Was ihn zu diesem Verhalten bestimmte, darüber gibt keiner von ihnen befriedigenden Aufschluß. Jahre stillen Glückes gingen dahin und vier Kinder entsprossen dem Liebesbunde; der erste Rausch jugendlicher Leidenschaft war verflogen, aber die Tiefe und Innigkeit dieser Liebe hatte die Zeiten überdauert. In ungetrübtem Glücke lebten sie dahin, während unheilschwer über ihrem Haupte schon die Wolken sich zusammenzogen. Die Hoheit der Inez de Castro hatte ihre Brüder Fernando und Alvaro Pires, die durch Aufstände gegen Pedro I. von Castilien politisch schwer compromittirt waren, mit anderen spanischen Großen zu verschiedenen Zeiten nach Portugal geführt. Genügte schon ihre castilianische Abstammung, sie dort unbeliebt zu machen, so mußte der täglich wachsende Einfluß, den sie und ihre Anhänger am Hofe des Thronfolgers gewannen, sowie die bedeutenden Güterverleihungen, mit denen er sie aus-

zeichnete, die Abneigung der portugiesischen Großen durch Neid und Eifersucht verschärfen und allmählich zu einem glühenden Haß gegen die fremden Eindringlinge steigern. Je mehr ihre Macht wuchs, desto stiller, aber auch desto unversöhnlicher arbeitete der Haß an ihrem Sturze. Ehe indeß der Schlag geführt werden konnte, der die Brüder stürzte, mußte die fallen, auf welche ihr Einfluß bei dem Infanten gegründet war; der Tod der Inez sollte den Weg zum Ziele bahnen. Politische Erwägungen mochten dabei mit den Plänen berechnender Selbstsucht Hand in Hand gehen, wahre Vaterlandsliebe in die niedrigen Regungen gehässigen Ehrgeizes und verletzter Eigenliebe sich mischen; sicher ist, daß mit politischen Gründen auf den mißtrauischen Sinn des Königs Affonso der entscheidende Druck geübt wurde. Man stellte ihm vor, daß die ehrgeizigen Pläne der Brüder de Castro, die um jeden Preis einen ihrer Neffen dereinst als König von Portugal sehen wollten, das Leben des jugendlichen Fernando, des Sohnes der Constanze, gefährdeten, und wie die Liebe zu Inez den Infanten hindere, eine neue Vermählung einzugehen, die für den Fall von Fernando's Ableben dem Reich eine rechtmäßige Thronfolge sichere. Wo die Politik sprach, schwieg bei Affonso IV. die Stimme der Menschlichkeit; der Tod der Inez ward beschlossen. Wohl hatte wachsame Treue den Infanten vor dem herauszieheuden Verderben gewarnt, aber sein arglos lebensfroher Sinn, sein kühnes Selbstvertrauen ließen ihn an die Gefahr nicht glauben.

Da plötzlich erschien — der Infant war zu Jagden ausgezogen — Affonso in Coimbra. Dort in dem Palaste, den Pedro's Großmutter, die „heilige Königin", bei dem von ihr gegründeten Kloster Santa Clara angelegt, hatte Inez de Castro mit ihren drei Kindern — Affonso, der älteste, war früh gestorben — ihren bleibenden Aufenthalt. Jähe Ahnungen mochten bei der unerwarteten Ankunft des Königs ihre Seele ängstigen und die Befürchtungen, die warneude Treue in ihr geweckt hatte, zu schauriger Gewißheit steigern. Kaum in Coimbra angekommen, erschien Affonso auch schon im Kloster Santa Clara, und sein Gefolge, aus den entschlossensten Gegnern der de Castro zusammengesetzt, ließ keinen Zweifel über die Absicht, mit der er kam. Flehend warf sich ihm die Unglückliche zu Füßen, und mit allem, was Mutterliebe und Todesangst ihr eingab und das Bewußtsein, daß Liebe ihr einziges Verbrechen sei, suchte sie des Königs harten Sinn zur Milde zu stimmen. Und mit den rührenden Worten, die aus der Tiefe des Mutterherzens hervordrangen, vereinigte sich das stumme, aber heiße Flehen, das aus den angstvollen Augen seiner Enkel zu Affonso zu sprechen schien. Bei diesem Anblick verlagte ihm die Kraft zur That und er verließ das Zimmer. Aber es war zur Milde zu spät; der Schlag mußte fallen, oder die Urheber des Planes durften der Rache des Infanten sicher sein. So folgten sie dem König auf dem Fuße nach, noch einmal wurden alle Hebel in Bewegung gesetzt, alle Gründe für den Tod der Inez geltend gemacht, mit herben Worten der Wankelmuth des Königs getadelt, und, von allen Seiten bestürmt, gab Affonso endlich seine Einwilligung: „Thut was ihr wollt!" Unter den Dolchen des Alvaro Gonçalvez und Pedro Coelho fiel Inez de Castro als unschuldiges Opfer einer zielbewußten, rücksichtslos handelnden Politik des Hasses.

Ein furchtbarer Schmerz ergriff den Infanten, als er die Schreckenskunde vernahm, aber es war kein dumpf hinbrütender, noch thatenlos klagender Schmerz; nein, wild und dämonisch loderte in dieser Seele, jedes menschliche Gefühl verzehrend, eine einzige Leidenschaft auf: Haß, rachedürstender, glühender Haß. Eilig raffte er ein kleines Heer zusammen, und das Schwert, das des Vaters Gewaltthat ihm in die Hand gedrückt, kehrte Pedro nun verheerend gegen die königlichen Städte in Tras os Montes und Entre Douro e Minho, um an den königlichen Unterthanen zu strafen, was der König an ihm gesündigt hatte. Ströme Blutes und verkohlte Trümmerstätten bezeichneten den Weg seiner ziellos wüthenden, gigantischen Leidenschaft. Erst an den Mauern von Porto scheiterte der wilde Rachezug. Mildere Gefühle hatten unterdeß in der Brust des Infanten wieder Platz gegriffen, sein Schmerz edlere, menschlichere Formen angenommen, und so gelang es den einsichtigen Vorstellungen des Erzbischofs von Braga und den mütterlichen Bitten der Königin, einen Frieden zwischen Vater und Sohn zustande zu bringen. Der Infant gelobte mit heiligem Eid, allen denen zu verzeihen, die an dem Tode der Inez die Schuld trugen, und ebenso versprach der König, die Anhänger des Infanten wieder in Gnaden aufzunehmen.

Der 7. Januar 1355 ist der Todestag der unglücklichen Inez de Castro; Affonso IV hat sie wenig mehr als zwei Jahre überlebt. Er starb am 28. Mai 1357. Seelenqualen über die Gewaltthat, die sein Alter geschändet, sollen des Königs letzte Lebenstage verdüstert haben. Auf dem Todtenbette aber gab er, in der klaren Erkenntniß, daß nach seinem Hinscheiden kein Eid, und sei er noch so heilig, die Mörder der Inez vor der Rache des Infanten schützen könne, dem Alvaro Gonçalvez und Pedro Coelho, sowie dem gleichfalls schwer compromittirten Diogo Lopez Pacheco den Rath zur Flucht. Sie folgten demselben und gingen nach Castilien. Ihre Güter zog König Pedro alsbald nach seinem Regierungsantritt ein und vertheilte sie unter seine Getreuen, zum Theil vollkommen zerstückelt, damit jede Möglichkeit einer Restituirung ausgeschlossen sei.

Jahre vergingen, sechsmal war der Frühling über das Grab der Inez in Coimbra hingegangen, die Wunde, die ihr Tod dem Infanten Pedro geschlagen, schien in der Seele des Königs vernarbt: da traten Ereignisse ein, wodurch die Erinnerung an die Gemordete noch einmal in Portugal mächtig auflebte und alle Gemüther lebendig beschäftigte. Die kampferfüllte Regierung des castilianischen Don Pedro hatte eine Anzahl seiner aufrührerischen Vasallen gezwungen, auf portugiesischem Boden eine Zuflucht zu zu suchen, und als politische Flüchtlinge genossen sie dort nach altem Brauch Gastrecht und Sicherheit. Da einigten sich 1360, vermuthlich im Mai nach der Schlacht bei Najera, in der der castilianische König seine Feinde aufs Haupt geschlagen hatte, die Fürsten der beiden Nachbarreiche über einen geheimen Vertrag, wonach jeder dem andern gewisse politische Flüchtlinge ausliefern sollte. Von portugiesischer Seite wurde die Uebergabe des Alvaro Gonçalvez, Pedro Coelho und Diogo Lopez Pacheco verlangt. Von ihnen entkam, durch einen Bettler, dem er oft Almosen gegeben, noch rechtzeitig gewarnt, Diogo Lopez Pacheco; die beiden anderen wurden, dem Vertrage gemäß, gefangen nach Portugal übergeführt, ebenso vier castilianische Ritter nach Sevilla. Befleckte schon die treulose Auslieferung politischer Flüchtlinge an ihren Todfeind in den Augen von Mit- und Nachwelt den Charakter Pedro's, so wendet sich vollends schaudernd die Phantasie von dem furchtbaren Strafgericht ab, das er nun an den Mördern seiner geliebten Inez vollziehen ließ, ja, womit er seine eigenen Hände besudelt hat. Nachdem er ihnen umsonst auf der Folter persönlich Geständnisse über die Mitschuldigen am Tode der Inez abzuringen versucht hatte, ließ er vor dem Schlosse zu Santarem dem Pedro Coelho lebend das Herz durch die Brust, dem Alvaro Gonçalvez durch die Schulter herausziehen, während er droben beim Königsmahle saß und den Scheiterhaufen zum Himmel emporflammen sah, der die Leichen der beiden verzehrte; und wenn er in der

Digitized by Google

gewaltigen Größe seiner Leidenschaft auch hier sich selber treu blieb, so mochte der einzige, aber grimme Schmerz jener Stunde für ihn sein, daß keinem seiner Opfer ein Laut verspäteter Reue, ein Schrei ohnmächtigen Schmerzes entfuhr.

Wenig vor oder nach dieser That, womit er seinem Rachebedürfniß genug gethan hatte, beschloß Pedro, die Ehre seiner Inez noch über dem Grabe zu retten und ihre Kinder Joao und Diniz, sowie die Infantin Beatriz, dadurch öffentlich zu legitimiren. Im Juni 1360 — er befand sich gerade in Cantanhede — erklärte er vor zahlreichen Großen und Würdenträgern des Reichs und beschwur es, die Hand auf dem Evangelium, mit feierlichem Eide, daß er noch zu Lebzeiten seines Vaters Affonso vor nunmehr 7 Jahren — des Tages und Monats entsinne er sich nicht genau — bei einem Aufenthalt in Bragança mit Inez de Castro in aller Form eine legitime Ehe geschlossen und bis zu ihrem Tode mit ihe als seiner rechtmäßigen Gemahlin gelebt habe. Zu Lebzeiten seines Vaters habe er aus Furcht und Mißtrauen, weil die Ehe ohne dessen Einwilligung geschlossen worden sei, diese Thatsache verheimlicht; jetzt, nach Affonso's Tod, dränge es ihn, sein Gewissen zu entlasten und, um jeden Zweifel zu beseitigen, aller Welt die Wahrheit kundzuthun. Drei Tage darauf beschwur zu Coimbra vor mehreren Großen des Reiches der Bischof von Guarda, daß er 7 Jahre zuvor — des Tages und Monats entsinne er sich nicht — als Dechant den damaligen Infanten Pedro mit Inez de Castro nach den Gebräuchen der Kirche getraut habe. Dasselbe beschwur Estevao Lobato, der im Dienste des Infanten, wie er sagte, als einziger Zeuge der Vermählung beigewohnt hatte. Er fügte hinzu, daß dieselbe am 1. Januar stattgefunden habe. Die Erklärung des Königs, sowie die Aussagen der Zeugen wurden noch an demselben Tage durch den Grafen von Barcellos im Auftrage des Königs einer Versammlung kundgethan, an der außer den Bischöfen von Lissabon, Porto und Viseu zahlreiche Große des Reiches, viele Ritter, hohe und niedere Geistlichkeit und eine Menge Volks theilnahmen. Um etwaige Zweifel darüber zu beseitigen, ob die Ehe nach den Kirchengesetzen rechtmäßig sei — denn Pedro und Inez waren mit einander verwandt —, ließ der Graf gleichzeitig eine päpstliche Bulle verlesen, vom 18. Februar 1325, worin dem Infanten auf Ansuchen seines Vaters — er selbst war damals erst 5 Jahr alt — von Johann XXII. die Erlaubniß ertheilt war, ungeachtet gewisser Verwandtschaften, die im einzelnen namhaft gemacht werden, dereinst eine rechtsgültige Ehe zu schließen. Hierauf schloß die Versammlung, aus der trotz aller Eide und Zeugenaussagen, wie der älteste Chronist Fernao Lopez erzählt, doch viele mit Zweifeln im Herzen weggingen.

Damit hatte Pedro die Ehre seiner Todten gerettet, aber seinem Herzen hatte er noch immer nicht genug gethan; und so geschah jene seltsam romantische That, die den charakteristischsten und bekanntesten Zug in der Geschichte der Inez de Castro ausmacht. Am 24. April 1361 ließ er die Leiche der Geliebten aus ihrer Gruft zu Santa Clara erheben, in kostbare Gewänder einhüllen und sie feierlich von Coimbra nach Alcobaça zur Königsgruft überführen. Zu beiden Seiten der Straße waren Tausende von Menschen mit brennenden Altarkerzen in der Hand aufgestellt; die kostbar geschmückte Bahre trugen während des ganzen, fast 17 Kilometer langen Weges die Großen des Reichs, und es folgten ihr in endlosem Zuge der Adel, die Geistlichkeit, unzählige Männer, Frauen und Mädchen. In Alcobaça angekommen, ließ Pedro — so erzählen späte Historiker — die Leiche feierlich krönen und von den Großen des Reichs den Saum ihres Gewandes küssen. Dann nahm der herrliche weiße Marmorsarkophag in der Capelle des Domes die Königin Inez zur letzten Ruhe auf. —

Das ist die Geschichte der Inez de Castro, wie sie uns in den ältesten Chroniken überliefert ist. Daß manches darin dunkel und zweifelhaft bleibt, wird nähere Prüfung zeigen. Wohl liegt fast ein Jahrhundert zwischen dem Tode der Inez de Castro und der Abfassung der Chroniken des Fernao Lopez, in denen die Geschichte Portugals zum erstenmal zusammenhängend dargestellt war, aber es ist weniger die Länge der Zeit, was hier verdunkelnd auf die Kenntniß der Ereignisse und Motive gewirkt hat, als die politischen Stürme, die über Portugal am Ende des 14. Jahrhunderts hinbrausten und auch die Schatten König Pedro's und seiner Inez noch einmal aus dem Grabe zu Alcobaça heraufriefen. Im Jahre 1383 war Fernando, der einzige überlebende Sohn König Pedro's aus dessen erster Ehe mit Constanze, nach ruhm- und ehrloser Regierung gestorben, ohne männliche Nachkommen zu hinterlassen. Seine mit Juan I. von Castilien vermählte Tochter Beatriz hatte, da ihr Gemahl unter Bruch des Erbfolgevertrages mit Waffengewalt die portugiesische Krone zu gewinnen suchte, in den Augen ihres Volkes jeden Anspruch auf den Thron verloren, und die Frage war nun: „Wer ist der rechtmäßige Thronfolger?“ Ein Zweifel darüber konnte kaum bestehen. Nachdem 1360 Pedro die Rechtmäßigkeit seiner Ehe mit Inez de Castro beschworen und damit ihre Kindee legitim erklärt hatte, war ohne Zweifel der älteste Sohn aus dieser Verbindung, Joao, der rechtmäßige Thronerbe von Portugal. Nun hatten aber beide Söhne der Inez, Joao und Diniz, unter der Regierung ihres Stiefbruders, der eine mit schwerer Blutschuld beladen, das Reich verlassen und wiederholt im Dienste zweier castilianischer Könige die Waffen gegen ihr Vaterland getragen. Den älteren, Joao, hatte sodann Juan I. von Castilien sogleich beim Tode Fernando's in Toledo gefangen gesetzt, um in Portugal jede aufständische Bewegung zu seinen gunsten im Keim zu ersticken. In Portugal selbst aber hatten die stürmischen Zeiten nach dem Tode Fernando's den Meister des Ritterordens von Avis, einen natürlichen Sohn König Pedro's, den ihm zwei Jahre nach dem Tode der Inez, 1357, Theresa Lourenço geboren, an die Spitze der Bewegung gegen Castilien geführt, wo glänzende Thaten und ungewöhnliche Begabung ihm rasch alle Herzen eroberten. Defensor und Regent des Reiches war er schon 1383 geworden, und zu seiner Königswahl versammelten sich Anfang 1385 die Stände in Coimbra. Hier war es, wo über dem Grabe der Inez noch einmal der Streit um die Rechtmäßigkeit ihrer Ehe entbrannte und, zu politischen Zwecken mit allen Mitteln juristischen Scharfsinns geführt, den wahren Sachverhalt für alle Folgezeit in ein schwer zu durchdringendes Gewebe von Zweifeln einhüllte.

Die größte Zahl der Abgeordneten in den Cortes von 1385 trat mit Rücksicht auf den Drang der Zeiten, der ganze Maßregeln fordere und außerordentliche rechtfertige, mit Uebergehung des gefangenen Sohnes der Inez für die Wahl des Ordensmeisters zum König ein. Demgegenüber vertraten die Rechte des Infanten zwar wenige, aber einflußreiche Männer vom hohen Adel. Die Wage schwankte; daß die Schale sich zu gunsten des Ordensmeisters neigte, verdankte er dem juristischen Scharfsinn, der feurigen Beredsamkeit und scrupellosen Hingabe eines Mannes, der damals für das Orakel der Rechtswissenschaft in Portugal galt, der Hingabe seines Kanzlers Joao das Regras. Sollte es gelingen, die Wahl des Ordensmeisters zu rechtfertigen, so mußte nachgewiesen werden, daß entweder die Söhne der Inez vermöge ihrer Geburt kein Recht auf den Thron besaßen oder dasselbe durch bestimmte Handlungen verwirkt hatten, oder beides. Daß sie ihrer Ansprüche auf den Thron verlustig gegangen seien, indem sie unter zwei castilianischen Königen, Henrique und Juan, die Waffen

Digitized by Google

gegen ihr Vaterland getragen hätten, wurde als Grund mit allem Nachdruck geltend gemacht, brach aber den Widerstand der Gegner thatsächlich nicht. So hing denn für Joao das Negras alles von dem Nachweis ab, daß eine rechtmäßige Ehe zwischen dem Infanten Pedro und Inez de Castra thatsächlich weder geschlossen worden sei, nach überhaupt hätte geschlassen werden können, daß alsa Joao und Diniz illegitim und darum nicht erbberechtigt seien.

Zweifel an der Thatsache jener Vermählung Pedro's mit Inez de Castro waren, wie wir sahen, schan 1360, unmittelbar nach der feierlichen Ehrenrettung der Todten, laut geworden. Sie stützten sich damals var allem auf zwei Gründe; wenn Pedro zu Lebzeiten seines Vaters — so sagte man — aus Mißtrauen und Furcht die Ehe geheim gehalten, warum habe er dann nicht sogleich nach seinem Regierungsantritt, also drei Jahre varher, jene Erklärung abgegeben? Und ferner, wie sei es möglich, daß sowahl er als der Dechant, der die Vermählung vallzogen, den Tag und Monat eines Ereignisses von so weittragendee Bedeutung hätten vergessen können, zumal wenn es ein sa marcanter Tag wie der 1. Januar gewesen sei? Joaa das Negras fügte nach einen dritten Grund bei; König Affonso habe durch Diogo Lopez Pacheco — derselbe war van Pedro auf dem Todtenbette begnadigt woeden und in der Versammlung anwesend — var dem Morde der Inez wiederhalt dem Infanten erklären lassen: wenn derselbe sich mit Inez de Castro vermähle, so werde er, da der Infant eine ebenbürtige Ehe doch nicht eingehen walle, die Verbindung willig anerkennen und in Inez die künftige Königin ehren; nur das Aergerniß, das die außereheliche Verbindung des Prinzen gebe, könne er nicht länger ansehen. Darauf habe Pedro geantwartet, daß er eine Ehe mit Inez niemals eingehen werde.

Von diesen drei Beweisgründen gegen Pedro's Ehe scheint mir der erste nicht zwingend. Daß König Pedra die öffentliche Ehrenrettung der Inez erst mehreee Jahre nach dem Tade seines Valers varnahm, beweist nichts gegen die Thatsache der Vermählung. Denn daß die Kinder der Inez auch schon vor diesem Termin als legitim und somit die Ehe, der sie entstammten, als rechtsgültig bezeichnet und von vielen angesehen wurden, gibt selbst Joao das Negras zu, wenn er sagt, daß sie nach dem Tode Affanso's IV. in Urkunden den Titel „Infanten" führten; eine Thatsache, die bereits für das Jahr 1358, alſo zwei Jahre var der öffentlichen Ehrenrettung, nachweisbar ist. In dem Testamente nämlich, das die Königin-Mutter Beatriz in diesem Jahre errichtete, sind die Kinder der Inez als Infanten bezeichnet und genau ebenso bedacht wie die der Constanze, was dach wohl bestimmt darauf hinweist, daß in des Königs nächster Umgebung die Ehe schon damals als rechtmäßig angesehen wurde. Und da über Motive und Veranlassungen, die zu der Ehrenrettung von 1360 führten, schan Fernao Lapez kaum mehr als wir wissen kannte, außerdem als Chroniſt seines graßen Königs Joaa zu sehr Partei ist, um als ganz unverdächtiger Zeuge in dieser Sache zu gelten, so kann die späte Erklärung Pedro's als zwingender Beweis gegen die Thatsache der Ehe nicht geltend gemacht werden. — Weniger leicht ist es, sich mit dem zweiten Einwand abzufinden. Daß der Bischof van Guarda, der gegen den Willen eines regierenden Königs dessen Thronfolger mit einer nicht ebenbürtigen Frau veemählte, und dies am 1. Jannar, dem Tag eines Kirchenfestes und Beginn eines neuen Jahres, daß der Bischof, sag' ich, sowie der Infant, sich dieses Tages nicht erinnern konnte, ist in der That auffällig. Andrerseits gibt gerade der Umstand, daß nicht alle Zeugen genau das gleiche aussagten, der Thatsache selbst eine gewisse Wahrscheinlichkeit; bei abgekartelem Spiel pflegen die Angaben genau übereinzustimmen, auch würde, die Absicht einer Täuschung varausgesetzt, der 1. Januar als Tag der Vermählung mehr als ungeschickt erfunden sein. Es läßt sich aber auch noch ein pasitiver Grund geltend machen, wadurch es verständlicher wird, wie der Bischof und der König jenen Tag veegessen konnten; dieser Grund liegt in den begleitenden Umständen. Der geistliche Herr, damals noch Dechant, befand sich mit dem Infanten auf einer Reise, als dieser ihn zu Bragança eines Tages in seine Gemächer rufen ließ. Er fand dort nach seiner Aussage den Prinzen mit Inez de Castra und jenem Estevaa Lobata und nahm auf Befehl des Infanten ahne weitere Varbereitung die Trauung vor. Ist es nun denkbar, daß Pedro ihn eine Handlung van sa weittragender Bedeutung, über die dach das tiefste Schweigen bewahrt werden sollte, so plötztich und leichthin hätte vornehmen lassen, ahne daß varher über den Gegenstand die mindeste Abrede getroffen war? Doch wohl kaum! Die Absicht bestand wahrscheintich schan länger, der Dechant hatte Zeit gehabt, sich mit dem Gedanken vertraut zu machen, ein spantaner Entschluß des Infanten beachte auf der Reise den Plan zur Ausführung, und der Tag, an dem das geschah, war schließlich für beide in gewissem Sinne gleichgültig. — Mit dem dritten Grunde aber, den Jaaa das Negras gegen die Thatsache der Ehe vorbrachte, mit dee Aufforderung des Vaters zur Vermählung und der ablehnenden Antaort des Infanten, steht in seltsamem Widerspruch, was derselbe Joaa das Negras ein paar Tage nachher mit Documenten der Versammlung bewiesen hat.

Abgesehen nämlich von der Thatsache der Vermählung hatte er in der ersten Sitzung der Cortes auch die Zulässigkeit einer Ehe zwischen Pedra und Inez nach den Kirchengesetzen bestritten, weil beide mit einander blutsverwandt geaesen, und Inez de Castra den ältesten Sahn Pedro's und Canstanzens aus der Taufe gehaben, was nach kanonischem Recht der Ehe zwischen beiden als Hinderniß im Wege gestanden habe. Da indeß seine juristischen Ausführungen nach dieser Richtung die Gegner nicht überzeugt hatten, so schlug er in der zweiten Cortes-Versammlung einen andern Weg ein, und diesmal mit mehr Erfalg. Es waren in der That überraschende Enthüllungen, mit denen er jetzt var die Stände hintrat, und wohl mochten alle Theilnehmer mit stummem Erstaunen, saie Fernaa Lopez, der älteste Chroniſt, uns berichtet, die Darlegung von Thatsachen vernehmen, „oan denen sie zuvar keine Ahnung gehabt hatten". Zunächst führte der Redner aus, wie es zu Lebzeiten Affonsa's IV. dem König zu Ohren gekammen sei, daß dee Infant sich zu Avignon beim Papste um die Legitimirung seiner Verbindung mit Inez de Castro bemühe. Darauf habe er sofart ein Schreiben an den gerade in Aoignon weilenden Erzbischof van Braga abgehen lassen, um durch diesen zu bewirken, daß der Papst die erforderliche Dispens verweigere. Das Gesuch des Infanten sei demgemäß zurückgewiesen warden. Das betreffende Breve Innocenz' VI. las Joao das Negras der Versammlung var. Wie stimmt nun aber diese Enthüllung zu dem, was Joao das Negras ein paar Tage vorher behauptet und Diaga Lopez Pacheca bezeugt hatte? Wenn es Affonso IV. Ernst war mit dem Wunsche, daß der Infant Inez de Castra zur rechtmäßigen Gemahlin nehmen salle, wenn er in diesem Falle wirklich den Willen hatte, Inez als künftige Königin zu ehren — wie kommt es, daß er hier alle Hebel in Bewegung setzt, um die erforderlichen Dispensen zu hintertreiben? Und ferner — wenn der Infant in der That erklärt hat, daß er sich mil Inez de Castro niemals vermählen werde, wie kommt es, daß er zu derselben Zeit Schritte in Aignon thut, um für eine rechtmäßige Ehe die Dispensen zu erhalten? Hier liegt der Widerspeuch klar am Tage.

Digitized by Google

Aber Joao das Regras hatte noch zwingendere Beweise. Vor den Augen der Versammlung entrollte und verlas er ein umfangreiches Pergament, das alle Spuren des Alters trug, wie Fernao Lopez berichtet. Es war eine Instruction, die König Pedro angeblich einer Gesandtschaft mitgegeben hatte, welche kurz nach seinem Regierungsantritt nach Avignon abging. Er schärft darin den Gesandten ein, daß sie alles daran setzen sollten, die von ihm beantragte Legitimirung der Kinder, welche ihm Inez de Castro geboren, beim Papste zu erreichen. Dieser Urkunde fügte Joao das Regras ein Breve Innocenz' VI. bei, angeblich die Antwort auf des Königs Gesuch. Sie ist abschlägig und in geradezu verletzender Form gehalten. Der Papst verweigert nicht nur die Dispens, er erklärt sogar dem König, der apostolische Stuhl pflege solche Gnadenerweisungen nur den „Großen der Welt" und auf triftige Gründe hin zu ertheilen, da, wo sie großen Nutzen brächten. Solche Gründe enthalte aber des Königs Gesuch nicht, und es fehle demselben auch die Einwilligung der Partei, die durch Verleihung der nachgesuchten Gnade in ihren Interessen geschädigt werde.

Was soll nun zunächst gegenüber dem König Pedro die Phrase, daß nur den „Großen der Welt" solche Bewilligungen von seiten des apostolischen Stuhles zutheil würden? Sie ist sinnlos und verletzend und steht in grobem Contrast zu dem Tone eines Schreibens, das derselbe Innocenz VI. in einer anderen Sache nachweislich zwei Tage zuvor an Pedro richtete und worin nicht die leiseste Spur einer Spannung bemerkbar ist. Ferner — wer ward denn durch die Legitimirung der Kinder der Inez de Castro beeinträchtigt? Thronerbe blieb nach wie vor Fernando, der Sohn aus des Königs erster Ehe. Hinterließ derselbe Kinder, so mußten diese ihm in der Herrschaft folgen; starb er ohne Nachkommen, so schädigte es doch seine Interessen nicht, daß die Stiefbrüder das nächste Recht auf die Thronfolge hatten. Dazu kommen aber noch andere Gründe. Die Instruction, die König Pedro ertheilt hatte, war unterzeichnet von einer Reihe seiner vornehmsten Rathgeber, war mit der Curie durch seine Gesandten verhandelt worden, kurz — es mußten eine Menge Menschen um dieselbe wissen. Ist es denkbar, daß bei dem Interesse, welches diese ganze Angelegenheit für die Erbfolge früher oder später haben konnte, unter der zehnjährigen Herrschaft Pedro's und der sechzehnjährigen Regierung seines Sohnes trotz aller Zerwürfnisse zwischen den Stiefbrüdern kein Sterbenswörtchen an die Oeffentlichkeit gedrungen wäre, ist es denkbar, daß in den Cortes von Coimbra, an denen die mächtigsten Großen des Reiches theilnahmen, außer dem Dr. Joao das Regras keiner eine Ahnung von diesen Vorgängen gehabt hätte, wenn jene Enthüllungen wahr, wenn die betreffenden Documente echt gewesen wären? Und was Fernao Lopez von der Beschaffenheit des umfangreichsten Documents (der Instruction an die Gesandten) mittheilt, daß es nämlich alle Spuren des Alters getragen habe, das ist nicht gerade geeignet, den Glauben an seine Echtheit zu erhöhen; denn was sind 28 Jahre für eine Pergament-Urkunde?

Somit sprechen trotz des durchschlagenden Erfolges, den Joao das Regras mit den Urkunden erzielte, — der Ordensmeister wurde ohne Widerspruch gewählt — alle Anzeichen dafür, daß die Documente gefälscht waren. In diesem Falle hat Pedro vermuthlich weder als Infant noch als König beim Papste um Dispens von Ehehindernissen oder um Legitimirung seiner Kinder ein Gesuch gestellt, hat demnach seine Ehe als legitim und unanfechtbar angesehen. Daß Inez de Castro mit ihm verwandt war, konnte in der That die Rechtmäßigkeit derselben nicht in Frage stellen, da die Bulle Johanns XXII. dem Infanten nach dieser Richtung volle Dispens im voraus und ohne Rücksicht auf eine erste oder zweite Ehe ertheilt hatte. Ein Ehehinderniß im Sinne des kanonischen Rechts aber war in dieser Bulle allerdings nicht vorgesehen: die geistliche Verwandtschaft, welche die Infantin Constanze zwischen ihrem Gemahl und Inez de Castro hatte herstellen wollen, indem sie Inez zur Taufpathin ihres Erstgeborenen, Luis, machte. Nun geht aber aus den Aussagen des Joao das Regras selbst hervor, daß bei der Taufe Inez de Castro, einer Weisung des Infanten folgend, gewisse Ceremonien nicht erfüllt hatte, die nothwendig waren, um ihre geistliche Verwandtschaft mit dem Vater des Kindes zu begründen und das Ehehinderniß zwischen beiden aufzurichten. Und von dieser Erwägung ausgehend, konnte dann Pedro allerdings eine Dispens seitens des Papstes mit Recht für unnöthig halten. Die Art und Weise, wie Joao das Regras auch in diesem Falle das Ehehinderniß construirt, ist sophistisch im allerhöchsten Grade.

Vorstehende Kritik der Gründe, mit denen Joao das Regras den Vollzug und die Rechtmäßigkeit von Pedro's Ehe mit Inez de Castro bestritt, stützt sich in allem Wesentlichen auf die einschlägigen Stellen in José Barbosa's Werk über die Königinnen von Portugal. Soviel scheint mir aus dieser Beweisführung hervorzugehen, daß die größere Wahrscheinlichkeit für die Thatsache und Rechtsgültigkeit der Ehe spricht. Aber hier ist nicht der einzige dunkle Punkt; auch über die Motive, die Affonso IV. und seine Rathgeber bei dem Morde leiteten, gingen früh die Meinungen auseinander, und neuerdings ist wieder, wie ich höre, in einem mir nicht zugänglichen Buche über die Entwicklung des Cultus der hl. Isabella die Ansicht vertreten worden, daß die Weigerung des Infanten, sich mit Inez de Castro zu vermählen, und das Aergerniß, das seine außereheliche Verbindung dem Hof und Land gegeben, ihren Tod herbeigeführt hätten. Ein weiteres Motiv aber für die Rathgeber Affonso's IV. mochte darin bestehen, daß das Treiben der Brüder de Castro und ihr Einfluß auf den Infanten Portugal in die schweren Conflicte zu verwickeln drohte, welche damals den Bestand des Nachbarreiches Castilien bis in seine Grundfesten hinein erschütterten. Wie dem auch sei, wenn der brutale Schlag, der auf das Haupt der unschuldigen Inez fiel, zugleich und vor allem die Brüder treffen sollte, so hat er sein Ziel vollkommen verfehlt und ist wenig geeignet, uns von der Menschenkenntniß derer, die ihn planten und ausführten, eine hohe Meinung zu geben. Denn Fernando de Castro, sowie sein Bruder Alvaro Pires haben nach wie vor am Hofe Pedro's eine Rolle gespielt, und Alvaro Pires ist nachmals der erste Connetable von Portugal geworden. —

Sie modern längst in den Gräbern, die in diese Tragödie der Liebe verwickelt waren. Jahrhunderte sind vergangen, seit Inez de Castro von roher Mörderhand fiel; die Stimme der Leidenschaft, die sie im Leben mit blutigem Haß verfolgte und über ihrem Grabe selbst nicht schwieg, die Stimme der Leidenschaft ist verstummt, und in unvergänglicher Reine und Schönheit lebt ihr Bild im Andenken ihres Volkes fort. So lange noch in portugiesischen Herzen das stolze Gedicht von Portugals Größe, Camoens' ewiges Lied, einen Widerhall findet, wird auch die Erinnerung an Inez de Castro nicht sterben. Da steht es in unauslöschlichen Zügen geschrieben: das Schicksal der Unglücklichen, die in Jugend und Schönheit um ihrer Liebe willen hingemordet ward,

„Wie eine Blume weggerafft zum Kranze,
Da kaum der Lenz den ersten Strahl ihr bot,
Und heiß von Mädchenhand bei Spiel und Tanze
Arglos zerdrückt —",

das Schicksal jener Liebe, die, was der Lebenden nicht ge-

gönnt war, der Todten ins Reich der Schatten nachsendet und im Grabe noch die Geliebte zur Königin krönt. Und der ganze Zauber, der über dem Leben und Sterben der Inez de Castro ruht, umwebt auch ihr und König Pedro's Grab im Dom zu Alcobaça. Ein ernstes Dämmerhell erfüllt die Capelle, in der die zwei mächtigen Sarkophage nach Pedro's Bestimmung ihre Stätte gefunden haben. Nur matt dringt das Licht durch die schmalen Fenster in der mächtigen Mauer herein. Rings an den Wänden ruhen in steinernen Särgen Könige und Herrscherinnen, die vor Pedro auf dem Throne Portugals gesessen; mitten in der Capelle aber, die die schweren, ernsten Formen der frühen Gothik zeigt, stehen die prachtvoll gearbeiteten Marmorsarkophage der Liebenden, jeder von sechs Löwen getragen. Die vier Seiten schmücken Reliefdarstellungen aus Bibel und Legende, oben auf den Särgen aber sind mehr als lebensgroß die liegenden Gestalten König Pedro's und seiner Inez dargestellt. Des Königs edles, ernstes Gesicht ist von einem starken Bart umrahmt, ein langes, faltiges Gewand hüllt den Körper ein; die Linke hält die Scheide des Schwertes, während die Rechte am Stichblatt ruht. Zu seinen Füßen liegt ein Wolfshund, aufhorchend, mit gehobenem Kopfe. Inez ruht in faltenreichem Gewand, die Arme über der Brust gekreuzt, und die rechte Hand spielt mit dem letzten Ende eines Perlenhalsbandes. Auf dem Haupte trägt sie die Krone, und darüber ist ein kleiner Baldachin ausgespannt. Ihr zur Seite sind sechs Engelchen beschäftigt, die die Kopfkissen stützen, Weihrauchgefäße schwingen und den Saum des Gewandes halten. Den Fries entlang wechselt das Wappen von Portugal mit dem der de Castro. Die beiden Sarkophage sind auf Pedro's ausdrücklichen Befehl mit den Fußenden gegeneinandergestellt, damit — so sagt man — dereinst am jüngsten Tage, wenn die Posaune des Gerichtes ertönt, wenn die Gräber sich öffnen und die Todten vom langen Schlummer auferstehen, der erste Blick beider auf das falle, was ihnen im Leben das Liebste gewesen. Ob auch fluchwürdige Hand während der liberalen Revolution (1833) die Gräber der Todten verstümmelt und geschändet und die Leichen beraubt, von ihrer Poesie hat darum die Grabcapelle von Alcobaça nichts verloren, und wer einmal in ihrem ernsten Dämmerlicht die Geschicke König Pedro's und der Inez de Castro an seiner Seele vorüberziehen sah, der wird davon eine Erinnerung ins Leben mitnehmen, die nie erlischt.

Mittheilungen und Nachrichten.

R.E. **Aesthetische Zeitfragen.** Vorträge von Johannes Volkelt, Professor der Philosophie an der Universität zu Leipzig. Inhalt: I. Kunst und Moral. II. Kunst und Nachahmung. III. Die Kunst als Schöpferin einer zweiten Welt. IV. Die Stile in der Kunst. V. Der Naturalismus. VI. Die gegenwärtige Aufgabe der Aesthetik. München 1895, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung. — Die fünf ersten Vorträge hat Volkelt am Freien Deutschen Hochstift zu Frankfurt a. M., den sechsten als Antrittsvorlesung in Leipzig gehalten. Sie bilden zusammen ein organisches Ganzes und geben nicht weniger als die Grundzüge einer Theorie der Kunst. Die Darstellung ist überaus fließend und interessant; was den Inhalt betrifft, so tritt zunächst eine große Belesenheit in den Werken auch der neuesten Literatur zu Tage. In Verbindung mit dieser reichen empirischen Grundlage tritt nun ein scharfer psychologischer Blick, der das Vorgefundene zu analysiren versteht. Wenn Volkelt nicht immer zu eindeutigen Resultaten gelangt, so rechtfertigt er diesen Umstand selbst: „Die Erkenntniß des vielfältigen, beziehungsreichen, einschränkungsvollen Zusammenhanges der Dinge erscheint uns einseitigen, den blind Consequenten naturgemäß als Ausdruck einer schwankenden Stellung zu ihnen.“ Zuerst wird die Frage aufgeworfen: In welcher Beziehung steht die Kunst zur Moral? Ist auch in letzter Linie alle menschliche Thätigkeit in den Dienst des Guten zu stellen, so hat es die Kunst keineswegs direct mit dem Sittlichen zu thun, dieses bildet nicht ihren Gegenstand, wenn auch die Kunst nicht unmoralisch wirken soll, in der Absicht zu beleidigen, den ästhetischen Eindruck zu beeinträchtigen. Wenn der heutige Naturalismus gerade die schwärzesten Seiten des menschlichen Lebens sich zur Darstellung auswählt, so übersieht er Folgendes: „Besteht das Endergebniß der Gefühle, die ein Kunstwerk in uns erweckt, in Angst, Folter, Niederdrückung, Beklemmung oder gar in Ekel, so wird das künstlerische Betrachten mehr oder weniger gehemmt.“ Ein Gegensatz zwischen ästhetischer und moralischer Wirksamkeit besteht nicht, aber wohl ein bedeutsamer Unterschied. Nämlich — Kant, Schiller, Schopenhauer haben dies dargethan — die ästhetische Wahrnehmung bringt mit sich eine Ruhe, ein Schweigen der Eigeninteressen des ganzen individuellen Willens. „Wie wir im ästhetischen Betrachten von der stofflichen Wirklichkeit der Dinge befreit sind, so sind wir darin auch von dem eigenen stofflichen Ich erlöst. Wenn wir mit künstlerischen Augen sehen, so schweigen unsre individuellen Triebe und Interessen, unsre Befürchtungen und Hoffnungen, unsre Pläne, Schicksale und Thaten. Das Bewußtsein des eigenen, endlichen Ichs geht verloren und an seine Stelle tritt das Allgemein-Menschliche in uns.“ Wo also eine moralische Wirkung von einem Kunstwerk ausgeht, da muß dies in „einer unbestimmteren, spannungslaseren, gefühlmäßigeren Form auftreten“, wie z. B. bei Shakespeare's Macbeth oder Schillers Wallenstein, Gegenstand der Kunst ist aber nicht das Moralische, sondern ein Weiteres, das Menschlich-Bedeutungsvolle. Dieses wird „dargestellt“, indem es aus dem Wuste zufälliger Ereignisse zur reinen, lebendigen Anschauung gebracht wird. Damit dies geschehen kann, müssen an der Wirklichkeit Umformungen stattfinden. Demgemäß kann die Aufgabe der Kunst nicht in bloßer starrer Naturnachahmung bestehen. Die Kunst ist „eine Abbreviatur der Wirklichkeit“, denn die genaueste Malerei von Körpern oder von Seelen ist gezwungen, Einzelheiten auszulassen. Zu diesem negativen gesellt sich aber noch ein positives Moment: der Künstler verändert das Vorgefundene, indem er zum Zwecke klarer Darstellung seines Objectes gewisse Züge verstärkt, heraushebt, d. h. indem er componirt. Ganz abgesehen davon, daß die Individualität des Künstlers mit ins Spiel kommt. Die Kunst ist also nicht Nachahmung, sondern Umformung der Natur. „Die Kunst macht aus der Wirklichkeit etwas gründlich anderes, sie schafft eine neue Wirklichkeit, sie zaubert eine neue Welt hin.“ Aber diese neue Welt muß „den Zwang des Wirklichen“ an sich haben, sie muß in der Wirklichkeit ihre Wurzel haben, aus ihr herauszuwachsen scheinen. Diese neue Welt ist eine Welt der Formen, in welcher die Dinge von ihrer Stofflichkeit entkleidet sind, als Wesen aus einer anderen, der Phantasiewelt dastehen. Sie bieten sich in ihrer Reinheit dem Schauen dar, zwingen und dazu; darin besteht der Hauptwerth der Kunst. Denn dieses „Schauen“ ist ein seelenvolles Erfassen des innersten Wesens der Dinge. „In demselben ungetheilten Acte, mit dem wir anschauen, erfassen wir zugleich stimmend und fühlend die Bedeutung des angeschauten Inhalts.“ Wir pflichten Volkelt durchaus bei, wenn er sagt: „Sich ästhetisch zur Welt verhalten, heißt, den Welteinhalt schauend in sich aufnehmen.“ Dabei kommt der aristotelische Begriff der Katharsis zu seiner Erklärung. Die ästhetische Wirkung ist nämlich eine Mischung „von ungewöhnlicher Belebung und eigenartiger Entlastung unsres Gefühlslebens“; in dieser Entlastung besteht eben die Katharsis. Mag nun das Große, Gigantische oder das Kleine, Begrenzte dargestellt werden, stets muß dieses zugleich ein Bedeutsames sein. Die Kunst hat „die aufdringliche Masse Quark und Tand hinwegzuschaffen und den Sinn des Lebens, sei er erfreuend oder erschreckend, ans Licht herauszuarbeiten“. Die verschiedenen Stilarten sind gleichberechtigte Arten der Umformung und Darstellung des Wirklichen. Volkelt will an die Stelle der weiten Termini „Idealismus“ und „Realismus“ den „potenzirenden“ und den „Thatsachenstil“, als zweites Paar den „typisirenden“ und „Individualisirenden“ Stil setzen, Ausdrücke für das Maß, mit dem einerseits die Wirklichkeit in ihren Zügen gesteigert oder beibehalten, andrerseits das Individuelle vernachlässigt oder betont und ausgefeilt wird. Diese Stile ergänzen sich und haben relative Berechtigung, je nachdem dasjenige ist, was dargestellt werden soll. Der Naturalismus wird dann Volkelt einer scharfen Kritik unterworfen, die viel Treffendes enthält. Ueberhaupt ist das Bestreben des Verfassers, der Aesthetik das Starre, Beengende, Dogmatische zu nehmen, mit Freuden zu begrüßen. Wir konnten hier nur das Wesentliche der Volkelt'schen Ausführungen wiedergeben, im übrigen empfehlen wir das einen durchaus modernen Charakter tragende Buch aufs angelegentlichste zur aufmerksamen Lectüre.

Digitized by Google

* Zur directen Betrachtung innerer Körpertheile mittelst Röntgen'scher Strahlen theilt Dr. B. Schäfer-Charlottenburg in der „D. med. Wochenschr." Folgendes mit: Bei der Verwerthung der Röntgen'schen Strahlen für die Medicin hat sich das Hauptinteresse bisher auf das Photographiren der Objecte concentrirt, während man das directe Beobachten derselben vernachlässigt hat. Es lag dies wohl hauptsächlich daran, daß es noch nicht gelungen war, fluorescirende Schirme von solcher Empfindlichkeit herzustellen, um die Schatten der dahinterliegenden Objecte klar und deutlich zur Perception zu bringen. In dem physikalischen Cabinet des Realgymnasiums zu Charlottenburg ist es nun Hrn. Prof. Dr. Buka gelungen, einen solchen Schirm derart herzustellen, daß er die fluorescirende Substanz in einen flächenartigen Raum, begrenzt einerseits von einer Glasplatte, andererseits von einem Carton, bringt. Die Substanz bedeckt demgemäß den Schirm gleichmäßig in gewünschter Stärke. Vorerst hat He. Buka mit Bariumplatincyanür gearbeitet; andere Substanzen (Kaliumplatincyanür ꝛc.) sollen demnächst untersucht werden. Der von uns demonstrirte Schirm leuchtet noch in mehreren Meter Entfernung von der Crookes'schen Röhre hell auf. Als wir mit demselben am 2. d. M. experimentirten, waren wir überrascht, mehr zu sehen, als wir erwartet hatten. Wir sahen die Pravaz'sche Spritze im Etui, den Inhalt eines Portemonnaies, die hinter den Schirm gehalten wurden, mit absoluter Schärfe, ferner den deutlichen Schatten eines Bleikreuzes durch einen hölzernen Klotz von 20 cm Dicke. Die Knochen der Hand, der Handwurzel, des Unter- und Oberarmes, des Fußes durch den Schuh hindurch waren mit überraschender Deutlichkeit zu unterscheiden. Was aber bisher, soweit uns bekannt, noch nicht gesehen wurde, das waren die Rippen, das Schulterblatt und die Wirbelsäule, welche von mir und den anderen anwesenden Collegen sofort als solche erkannt wurden. Schließlich konnten wir den Schatten eines Schlüssels durch den Kopf eines zehnjährigen Knaben hindurch erkennen. Es liegt auf der Hand, daß diese Methode des directen Sehens bedeutende Vortheile gegenüber dem photographischen Verfahren hat. Einmal fiel ja die Bilder, die wir sehen, gewissermaßen Momentaufnahmen, und wir haben nicht nöthig, den betreffenden Kranken durch eine mehr oder weniger lange Expositionszeit zu belästigen. Außerdem können wir in kurzer Zeit große Gebiete untersuchen, was namentlich bei Fremdkörpern sehr wichtig ist, da diese doch das Bestreben zu wandern haben. Vor allem aber ist die Einfachheit des Verfahrens eine frappirende, während das Photographiren immer doch noch recht umständlich ist. Die fluorescirende Platte kann entweder von Mehreren zugleich beobachtet werden, wenn das Zimmer verdunkelt wird, oder bei Tageslicht von einem Einzelnen, wenn man dieselbe in einen stereoskopartigen Kasten (Kryptoskop) bringt. Wir haben nach unsern Experimenten den Eindruck gewonnen, daß nach weiteren Verbesserungen diese directe Methode in jeder chirurgischen Klinik Anwendung finden und daß vor allem die Kriegschirurgie sich derselben als eines ständigen diagnostischen Hülfsmittels bedienen wird.

* Orientalisches Münzcabinet in Jena. Das hiesige orientalische Münzcabinet, zu dessen Vorsteher als Nachfolger des Geheimraths Dr. Stickel Prof. Dr. Pick ernannt worden ist, ist eines der bedeutendsten und merkwürdigsten Museen dieser Art. Den Grund zu dem Cabinet wurde, nach der „Frankf. Ztg.", durch Ankauf der Münzsammlung, welche Heinrich August Zwick während seines 18jährigen Aufenthalts in Saratow (Gouvernement Saratow) zusammengebracht hatte, gelegt. Bedeutende Ankäufe wurden im Laufe der Jahre gemacht; auch schenkte der Kaiser von Rußland 553 Dubletten aus dem Monetow'schen Münzfunde im Jahre 1868 dem Cabinet. Im Jahre 1866 wurde die von dem Großherzogspaar erworbene reichhaltige orientalische Münzsammlung des verstorbenen Staatsrathes Dr. Soret in Genf dem Museum einverleibt. Als besondere Merkwürdigkeit birgt das Museum fünf über zwei Pfund schwere persische Goldstücke, desgleichen die Schahs von Persien an die Großwürdenträger des Reiches schenkten; sie stammen aus dem von Persien an Rußland 1828 gezahlten Tribut und sind eine Spende der Großherzogin Maria Pawlowna. Endlich sind 44 nur hier vorkommende orientalische Bleibullen und die in den Trümmern von Sarai, der Residenz der goldenen Horde, gefundene goldene Krone Dschanibek-Chans zu erwähnen.

* Die türkischen Inschriften von Orkhan. Durch die Finnisch-ugrische Gesellschaft in Helsingfors ist unlängst ein Werk der Oeffentlichkeit übergeben worden, das auf dem Gebiete der Inschriftenkunde von hervorragendster Bedeutung ist. Es behandelt die dem Professor an der Kopenhagener Universität Wilh. Thomsen 1893 gegückte Entzifferung der berühmten Inschriften von Orkhon und dem Jenissei, die bis dahin für die europäischen Forscher ein unlösliches Räthsel geblieben hatten. Man hatte schon längere Zeit Kenntniß von einer Reihe Inschriften mit bisher unbekannten Zeichen, die am oberen Lauf des Jenissei gefunden worden waren; da fand ein finnländischer Gelehrter, Dr. A. O. Heikel, gelegentlich seiner in den Jahren 1890—91 nach Centralasien unternommenen Reise bei den Ruinen des alten Karakorum zwei umfangreiche Denkmäler mit ganz denselben Schriftzügen. Zu diesen beiden großen Inschriften waren einige kürzere chinesische hinzugefügt, aus denen hervorging, daß man es bei diesen Funden mit Grabmälern von zwei Fürsten aus den Jahren 732 und 734 n. Chr. zu thun hatte. Mit diesem Ausgangspunkt begannen die Versuche zur Deutung, die aber lange Zeit hindurch ergebnißlos blieben. Die Schwierigkeiten bestanden darin, daß der chinesische Text keine Uebersetzung der unbekannten Sprache, sondern nur eine ganz kurze Erklärung bot, wie auch die Eigenthümlichkeiten des chinesischen Alphabets nur eine sehr ungenaue Uebertragung der vorkommenden Eigennamen, die sonst den besten Anhaltspunkt abgegeben hätten, zuließen. Endlich gelang dem eingangs genannten Professor Thomsen die Lösung. Nachdem er zuerst nachgewiesen hatte, daß die Schrift von rechts nach links statt umgekehrt gelesen werden müsse, was bisher keiner der Forscher geahnt hatte, nahm er seinen Ausgangspunkt von einer öfter vorkommenden Gruppe Schriftzeichen, die, nach dem chinesischen Text zu urtheilen, den Titel des Fürsten bedeuten mußten und u. a. das Wort „Himmel" enthielten. Da ihn verschiedene Gründe auf den Gedanken brachten, daß es sich hier um ein türkisches Volk handelte, setzte er das für alle türkischen Dialekte gemeinsame Wort Himmel in diese Zeichengruppe. Einige Zeichen, deren Lautwerth dadurch festgestellt wurde, fanden sich in den Eigennamen wieder, und so wurde eins zum andern gefügt, bis das ganze Alphabet fertig war und Professor Thomsens Ansicht, daß die in Rede stehende Sprache türkisch sei, sich bestätigte. Mit Hülfe der verwandten türkischen Spracharten konnte dann die ganze Deutung verhältnißmäßig leicht vonstatten gehen. Die Finnisch-Ugrische Gesellschaft in Helsingfors, deren Zweck ist, die Kenntniß von den finnisch-ugrischen Völkern durch wissenschaftliche Untersuchungen ihrer Sprache, ihrer Archäologie, ihrer alten Geschichte und Ethnographie zu fördern, hat sich mit Herausgabe der werthvollen Arbeit des Professors Thomsen ein großes Verdienst erworben. Das Werk, das für die Kenntniß der historischen Entwicklung des ganzen türkisch-tatarischen Sprachstammes von außerordentlicher Bedeutung ist, führt den Titel „Inscriptions de l'Orkhon" und bildet den 5. Band der Suomalais-ugrilaisen seuran toimituksia, Mémoires de la Société Finno-Ougrienne.

* Der Codex N. Aus London wird der „Frkf. Ztg." berichtet: Ein sehr werthvolles Bibelmanuscript ist kürzlich nach Rußland verkauft worden. Man hatte es vor drei Jahren in einem Dorfe bei Caesarea aufgestöbert, und eine englische, wie eine amerikanische Universität wünschten es zu erwerben. Die Verhandlungen, die zu diesem Zweck angeknüpft wurden, rückten aber wegen der weiten Entfernung des Orts und der Unruhen des letzten Jahres nur langsam von der Stelle und wurden schließlich noch dadurch gestört, daß man in Rußland von dem Funde Wind bekam und nun eigene Verhandlungen mit dem Priester jenes Dorfes anknüpfte. Das Ergebniß derselben war, wie gesagt, die Erwerbung des Manuscripts seitens der russischen Regierung, oder, wie auch behauptet wird, des Zaren. Es wird vermuthet, daß das Manuscript der Codex N. ist, von dem sich 33 Blätter auf der Insel Patmos, sechs Blätter im Vatican, vier im British Museum, zwei in der Wiener Hofbibliothek befinden. Es ist auf feinem Pergament und in Silbertinte auf rothem Grunde geschrieben.

* **Köln**, 8. April. 33. Versammlung des Vereins rheinischer Schulmänner. In der stattlichen Aula des Marzellengymnasiums fand am Ostermontag die von 109 Mitgliedern besuchte Versammlung des Vereins rheinischer Schulmänner statt. Als Vertreter des Provincial-Schulcollegiums war Geh. Rath Dr. Münch erschienen. Der Vorsitzende Director Matthias aus Düsseldorf begrüßte die Versammlung und hielt dann einen Vortrag über den ersten Punkt der Tagesordnung: „Ueber allerhand Pessimismus unter uns." Nach einer halbstündigen Pause erstattete Director Jäger einen kurzen Bericht über den vorigjährigen allgemeinen deutschen Philologentag zu Köln, an dem der Verein der rheinischen Schulmänner sich zu auch unmittelbar durch die in seinem Auftrage von Professor Moldenhauer verfaßte

Festschrift „Geschichte des höhern Schulwesens der Rheinprovinz unter preußischer Regierung" betheiligt habe. Er sprach, wie die „Köln. Ztg." mittheilt, unter dem lauten Beifall der Versammlung dem Verfasser den Dank für diese Schrift aus, die in der That die Provinz und die Lehrerwelt in der würdigsten Weise repräsentirt habe; ebenso dankte er allen denen, die zum schönen Gelingen des Festes beigetragen, der Stadt Köln und ihren Bürgern, den Kölner Lehrern für ihre Festschrift, vor allem dem Ausschuß, der in stiller, aber schwerer Arbeit das ganze Fest erst ermöglicht habe. Er ging näher ein auf die Bedeutung dieser Versammlungen, von denen die Kölner die zahlreich besuchtesten gewesen, die in der Fülle der Anschauungen, der persönlichen Anregungen und vor allem in dem Bewußtsein der Zusammengehörigkeit und Solidarität der Wissenschaften liegt, welche nicht in dem Dienste des augenblicklichen Nutzen ständen. Er besprach die Vorträge in den Hauptversammlungen, um deren vortreffliche Anordnung sich besonderes Verdienst Geheimrath Prof. Bücheler in Bonn erworben hat, die Vorträge in den einzelnen Sectionen, wo namentlich Geheimrath Münch und Prof. Jerusalem in Wien hervorgetreten, er erwähnt, welche Freude die Nachricht des Geheimraths Deiters hervorgerufen, daß die 7. Lateinstunde wieder bewilligt werden würde, und wies auf die in der Versammlung weitergefördernden großen rein wissenschaftlichen und doch im Dienst des allgemeinen Nutzens stehenden Unternehmungen der Erforschung des limes germanicus, der Monumenta paedagogica, der Sprachkarte des deutschen Reiches und des großen monumentalen Werkes des Thesaurus linguae latinae hin. Zum Schluß ging er dann ein auf die von den Mathematikern und Philologen gegen einen in seiner Eröffnungsrede vorgekommenen Passus gefaßte Resolution und gab in seiner humorvollen und doch wieder sehr ernsten Weise dem Ausdruck, daß er durchaus nicht den Gegensatz des altsprachlichen Unterrichts zu allem anderen Unterricht habe aufstellen wollen. Er warnte dann in eindringlichen Worten vor der Parteienbildung auf dem Boden der Schule, der Rechthaberei und Halbwahrheit, dem Hohn der blendenden Witz; es handle sich nicht darum, wer Recht habe, sondern was wahr sei zum allgemeinen Wohl der Schule. Der Vorsitzende sprach dem Redner wie allen denen, die zum Gelingen des Philologentages beigetragen, unter dem Beifall der Versammlung noch einmal den wärmsten Dank aus. Dann hielt Oberlehrer Dr. Cramer aus Düsseldorf den Schlußvortrag über „die Stellung der Grammatik im deutschen Unterricht der drei unteren Classen". Er ging aus von den Forderungen der neuen Lehrpläne, gegen die noch immer Stimmen sich erhoben, welche in der Grammatik der fremden Sprachen die Wurzeln der eigenen Sprache suchen zu müssen glaubten, und zeigte in vielen Beispielen, wie der deutsche Unterricht ganz anders sich gestalte, wenn er sich nicht mehr an den fremdsprachlichen anlehne, sondern selbständig vorgehe; wie die Lesestücke nicht mehr zu grammatischen Uebungen zu benutzen seien, sondern ihrem wahren Zweck dienen sollten, bei dem grammatischen Unterricht jedoch nicht streng systematisch und mechanisch, sondern den Anforderungen des Verständnisses der Classen entsprechend zu verfahren sei; wie vor allem auch das Gedächtniß zu üben sei. Durch solchen Unterricht würde ein wirkliches Verstehen der Muttersprache erwirkt und die Liebe zu derselben und durch sie auch zum Vaterlande erweckt und genährt. Die lichtvollen, hochinteressanten Ausführungen wurden von der Versammlung mit großem Beifall aufgenommen, und der Vorsitzende sprach dem Redner den Dank und zugleich den Wunsch aus, daß die jüngeren Herren sich recht fleißig mit solchen Vorträgen an den Versammlungen betheiligen möchten. Die Besprechung der von dem Redner aufgestellten Thesen wurde der nächsten Versammlung vorbehalten. An Stelle der satzungsmäßig aus dem geschäftsführenden Ausschusse ausscheidenden, für ein Jahr nicht wiederwählbaren Mitglieder Director Kiesel (Düsseldorf) und Prof. L. Stein (Köln, Marzellen-Gymnasium) wurden gewählt Director Jäger (Köln) und Prof. Reinlens (Köln, Marzellengymnasium.) An die Versammlung schloß sich wie gewöhnlich das gemeinsame Mittagsmahl im Casino.

* **Leipzig.** Im verwichenen Jahr hat Dr. Trynr von hier eine Reise durch Litauen gemacht zu culturhistorischen Studien, deren Ergebnisse er in verschiedenen Zeitschriften, z. B. „Westermanns Monatshefte", „Heitners Geographische Zeitschrift", der Beilage zur Allg. Ztg. u. s. w. niedergelegt. Nun hat mit großer Liberalität seine Behörde dem jungen Gelehrten Urlaub gegeben, und die betreffenden Behörden in Königsberg, Gumbinnen, Kowno, Wilna, Grodno, Petersburg haben ihm allen Vorschub bei einer neuen Reise zugesagt, die Dr. Trynr jetzt zu dem nämlichen Zweck unternommen hat. Es ward schon öfters darauf hingewiesen, daß die Mythologie der Litauer durchaus noch der Aufklärung bedarf; durch Märchen, Sagen, Dainos, Durchforschung alter Geschichtsdocumente u. a., von denen gewiß noch manche in den Archiven von Kowno, Trocki, Wilna, Grodno ꝛc. unbeachtet lagern, sollte endlich eine zuverlässige Mythologie aufgestellt werden, und auch in dieser Richtung ist von Dr. Trynr eine erfolgreiche Thätigkeit zu hoffen. Sicher werden die Leute im Lande, die Gesellschaften und Vereine der Litauer es an Entgegenkommen gegen den strebsamen und freundlichen Forscher nicht fehlen lassen.

* In **Freiberg i. S.** ist am 4. ds. K. M. Sauer, zuletzt Director der italienischen Handelshochschule in Triest, gestorben. Als Sprachkundiger ist er in der ganzen Welt bekannt geworden. Er schrieb in sehr vielen Auflagen verbreitete deutsche, italienische, französische, englische, spanische Grammatiken, französisch-spanische, englisch-italienische, kurz Grammatiken aus allen diesen Sprachen in die anderen leitend. Als deutscher Schriftsteller erfreute er sich eines sehr geachteten Namens. Er schrieb eine Anzahl von Romanen, von denen manche wiederholte Auflagen erlebten. Auch eine „Italienische Literaturgeschichte", mit Beispielen vom Anfang bis zur Neuzeit, verfaßte er, welche vielen Anklang fand. Der Tod überraschte den stets thätigen Mann, während er ein Lexikon der italienischen Handelssprache und Correspondenz verfaßte, zu Freiberg i. S., wo er zu Besuch weilte. Er war am 18. Januar 1827 in Mainz geboren und begann in seiner Jugend zuerst als Lehrer in Erziehungsinstituten am Rhein, wurde dann als Professor an die Handelshochschule nach Leipzig, dann nach Prag berufen und ging von hier als Director der neu begründeten italienischen Handelshochschule (Stiftung Revoltella) nach Triest. In den Ruhestand getreten, zog er sich nach Salzburg zurück.

* **Berlin**, 9. April. In dem Befinden Heinr. v. Treitschke's ist gegenwärtig eine Besserung eingetreten. Er macht bereits Spazierfahrten und hofft, im Sommersemester seine Vorlesungen halten zu können.

* **Christiania**, 7. April. Der Bischof von Christiania, Frederik Bugge, früherer Professor der Theologie, ist gestorben.

Verlag von Gustav Fischer in Jena.

Soeben erschien:

Dr. Richard Ehrenberg,

Das Zeitalter der Fugger.

Geldkapital und Kreditverkehr im 16. Jahrhundert.

Erster Band

Die Geldmächte des 16. Jahrhunderts.

Preis broschirt Mark 8.— (4332)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschienen!

Schillers Jugenddichtung und Jugendleben.

Neue Beiträge aus Schwaben von

Dr. Ernst Müller.

Preis geheftet 2 Mark. Elegant gebunden 3 Mark.

In dieser Schrift wird der Einfluß von Schitters an Entbehrungen und Beschäftigungen reichem Jugendleben auf seine Jugenddichtung nachgewiesen. Die Schrift bietet allerhand Neues und bildet eine wertvolle Bereicherung der Schiller-Litteratur. (4121)

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1896. München, Samstag, 11. April. Nummer 84.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Das Wetter im Hochgebirge einst und jetzt. Von Prof. Dr. C. Schmidt. — Neue Novellen. — XIV. Congreß für innere Medicin zu Wiesbaden.

Das Wetter im Hochgebirge einst und jetzt.

Von Prof. Dr. C. Schmidt (Basel).

In guter Gesellschaft über das „Wetter“ zu reden, ist seit Alters verpönt. Diese Anstandsregel wird aber vollständig ungültig erklärt im Gebirge und auf See, da wo das Wetter allein das Thun und Lassen der Menschen beherrscht und lenkt. Das Wetter ist „gut oder schlecht“, es tritt uns als personificirte Macht entgegen; das deutsche Märchen kennt eine Höhle, in der Frau „Holle“ sitzt und nach Gutdünken das Wetter braut. Das Wetter dauert nur einen Tag, morgen ist es anders, oder es ist gleich. Der Begriff „Wetter“ ist ein absolut anthropomorpher; wo der Mensch nicht mit seinem empfindsamen Fühlen hinkommt, da gibt es kein Wetter. Die fürnehmste Aufgabe des Naturforschers ist es aber, die Dinge der Natur nicht nach dem Menschen zu bemessen, sondern um ihrer selbst willen zu untersuchen. Culturhistoriker, Psychologen oder gar Psychiater könnten also über das „Wetter“ im eigentlichen Sinne des Wortes schreiben; diese würden darlegen, wie der Mensch vom Wetter beeinflußt wird, wie alle Nuancirungen der menschlichen Natur in ihren letzten Gründen bedingt sind durch das Wetter. Wonnemonat nennt der Deutsche den Mai, der „Monat des Nebels, der Misanthropie und des Selbstmordes“ heißt in England der November, und man sagt, daß die meisten Selbstmorde in England auf den November fallen.

Viel allgemeiner, naturwissenschaftlicher als der Begriff „Wetter“ ist die Bezeichnung „Witterung“; während das Wetter „gut oder schlecht“ ist, ist die Witterung „feucht oder trocken, warm oder kalt“. Die Witterung während des ganzen Jahres bedingt das „Klima“ eines Ortes. Die Art des Wetters im Hochgebirge zu gewissen Zeiten, an bestimmten Orten ist uns allen aus persönlicher Erinnerung wohl bekannt, das Klima der Hochalpen kennen wir kaum aus unmittelbarer Erfahrung; im Gegensatz hiezu achten wir zu Hause im ganzen wenig Tag für Tag auf das Wetter, das Klima unsres Wohnortes aber kennen wir wohl. Wollen wir das Wetter im Hochgebirge verstehen, so müssen wir uns bekannt machen mit jenen mannichfachen Factoren, welche das eigenthümliche Hochgebirgsklima bedingen. Ich werde im weitern auch nur wenig vom Wetter, meist nur vom Klima zu sprechen haben.

Während menschliches Erinnern in Betreff des Alters der Berge nichts weiß, während man vielmehr glaubt, die Berge seien in ihrer allerdings nur scheinbar unerschütterlichen Festigkeit von Anfang an dagewesen, gibt es eine ganze Reihe historischer und mythischer Erinnerungen an Veränderungen des alpinen Klimas. Einst, in der guten alten Zeit, war auch das Wetter besser in den Alpen, blumige Weide lag da, wo heute Eis- und Steinwüste herrscht. Andrerseits aber erkennt das naturwissenschaftlich geübte Auge wenige Schritte ob des Hotels Gletsch die deutlichen Reste von Endmoränen des Rhonegletschers, dessen Zunge heute mindestens 1200 m weiter zurückliegt. Viele meiner Leser mögen das Gletscherende direct hinter dem Hotel noch gesehen haben, denn die erwähnten Moränen stammen aus den Jahren 1818 und 1856. Um das Jahr 1856 waren die Winter schneereich, Frühjahr und Sommer naß und kalt, und seitdem ist das Wetter fast stetig besser geworden. Eine merkliche Verschlechterung war in den 80er Jahren zu constatiren. Veränderungen des Klimas, die speciell in den Hochalpen sich deutlich im Wachsen und Schwinden der Gletscher äußern, sind wissenschaftlich mehrfach genau untersucht worden, namentlich in den letzten Jahren von Prof. Forel in Morges und Prof. Brückner in Bern, Prof. Richter in Graz und andern. Insofern, als die verhältnißmäßig geringen Klimaschwankungen, die wir in der Gegenwart constatiren, einen wichtigen Anhaltspunkt geben für die Beurtheilung und Erklärung der weit beträchtlicheren Veränderungen in der Vorzeit, von welchen die Geologie uns lehrt, ist die Frage nach dem „Wetter im Hochgebirge einst und jetzt“ auch eine geologische.

Die Sonne ist der allgemeine Wettermacher auf Erden, ihre Wärme läßt jährlich über 1000 geographische Kubikmeilen Wasser verdunsten und in die Höhe steigen; ihre Wärmestrahlen sind es, welche die Luft an gewissen Stellen ausdehnen und so jene Strömungen im Luftmeere verursachen, die wir als Winde kennen. Die warmen mit Wasserdampf gesättigten Luftströme treffen mit kalten Strömen zusammen, werden selbst abgekühlt und müssen dann einen Theil des von ihnen absorbirten Wasserdampfes ausscheiden, so entstehen Wolken, Nebel, Regen, Schnee.

Diese mannichfaltigen, mittelbaren und unmittelbaren Wirkungen der Sonnenbestrahlung, welche in ihrer Gesammtheit das Klima bedingen, äußern sich im Hochgebirge — ich spreche in erster Linie nur von unsern Hochalpen — in ganz bestimmter Weise.

1) Es ist kälter auf höhern Bergen, als im Thal — 2) die Stärke der Luftströmungen und die Menge der Niederschläge nimmt zu mit der Höhe — 3) die warme Jahreszeit in Regionen über 2500 m circa wird von immer kürzerer Dauer, ein langer Winter wird nur unterbrochen durch einen kurzen Lenz.

Nach dem ersten Eindruck sollte man meinen, die Wärme müßte zunehmen, je mehr man sich der Sonne nähere — weil Ikarus zu hoch flog, schmolz das Wachs, mit dem seine Flügel befestigt waren. Dem ist nicht so: die höchsten Schichten der Atmosphäre lassen die leuchtende Wärmestrahlung ungestört durchgehen, erst in tiefern Lagen der Atmosphäre findet eine Absorption, somit eine Erwärmung der Luft statt. Es konnte durch Messung festgestellt werden, daß die Luft über dem Gipfel des Mont Blanc (4810 m) nur erst 6 Proc. der Sonnenwärme aufgenommen hatte, bis 3000 m Höhe waren 11 Proc. und bis 1200 m Höhe 21 Proc. der Sonnenwärme absorbirt. Im

allgemeinen können wir annehmen, daß etwa ein Viertel der gesammten Sonnenwärme durch die Luftschicht bis aufs Meeresniveau herunter aufgesogen wird. Drei Viertel bis die Hälfte der gesammten Sonnenwärme passirt die Luft und erwärmt den Erdboden, welcher dann die so gewonnene Wärme wieder an die Luft abgibt; der Erdboden ist die Heizfläche für die Luft. Während die dünnere Luft in großen Höhen sich viel langsamer erwärmt, als die dichtere Luft der tiefern Regionen, ist die Wärmeabsorptionsfähigkeit des Erdbodens in allen Höhen dieselbe; da aber die Felsflächen der hohen Gebirge in Regionen der Atmosphäre hineinragen, wo noch 80—95 Proc. der Sonnenwärme vorhanden sind, so ist es klar, daß hier eine raschere Erwärmung derjenigen Bodenflächen, die der directen Sonnenbestrahlung ausgesetzt sind, eintreten muß, als in der Tiefe, wo nur noch 60—70 Proc. der Sonnenwärme auf den Boden treffen. Bei windstillem, hellem Wetter ist im Hochsommer die Luft, welche eine Felszacke umspült, wenig über 0 Grad erwärmt, der Fels selbst aber ist warm, das Schwarzkugelthermometer zeigt eine Temperatur von 40 bis 60 Grad. Saussure schon hat am Mont Blanc bei 6,2 Grad Lufttemperatur eine Erwärmung bis auf 67 Grad durch directe Sonnenbestrahlung beobachtet. Diese intensive Erwärmung des Bodens in den höchsten Regionen kann aber nur ganz local wirken: auf den weit ausgedehnten Schneefeldern findet die Wärmeabsorption nicht statt, die an den wenigen apern Stellen in den Boden eingedrungene Wärme wird sofort verbraucht zum Schmelzen von Schnee, oder sobald die Sonnenbestrahlung aufhört, strahlt sie wieder aus in den Weltenraum. So kommt es, daß derselbe Boden, der unter den Strahlen der Sonne auf 60 Grad erwärmt wird, wenige Stunden nachher in heller Nacht felsenhart gefriert; den ganzen Sommer hindurch, vom Mai bis October, wurden auf dem Theodulpaß (3333 m) im ganzen nur 11 Nächte mit einer Temperatur von über 0 Grad nachgewiesen. Zwei Grindelwalder Bergsteiger, Fischer und Almer, beobachteten am 3. Januar d. J. auf dem Gipfel des Finsteraarhorns 15 Grad Wärme. Abgesehen von diesen großen Temperaturschwankungen, die auf Wirkung der Insolation, der directen Sonnenbestrahlung, zurückzuführen sind, sind im Hochgebirge die Schwankungen der Lufttemperatur nicht so groß wie in tiefern Regionen; so z. B. betrug die Maximaldifferenz der beobachteten Lufttemperaturen auf dem Grand Plateau, einer flach geneigten Firnmulde unter dem Gipfel des Mont Blanc, am 28., 29., 30. und 31. August 1844 nur 7 Grad, während dieselbe zu gleicher Zeit in Chamonix 15.5 Grad ausmachte.

Sehen wir ab von der Insolation, so werden wir entsprechend der nach der Höhe abnehmenden Wärmeabsorptionsfähigkeit der Luft eine bestimmte thermische Höhenstufe finden, d. h. mit einer bestimmten Erhebung ü. M. wird die mittlere Jahrestemperatur um 1 Grad abnehmen. Auf der Südseite der Schweizeralpen beträgt diese Stufe 145 m, auf der Nordseite 182 m; mit 2800 m erreichen wir so bei einer mittleren Jahrestemperatur von —3 Grad die Grenze des ewigen Schnees, jene Region, wo die Jahreswärme nicht mehr ausreicht, den gefallenen Schnee zu schmelzen. Luftströmungen und Niederschläge stehen in enger Wechselwirkung im Hochgebirge. In Folge der oben erwähnten starken Ausstrahlung von Wärme kühlen sich die hochragenden Gipfelmassen rasch ab, sie werden zu Kältecentren. Alle wärmere Luft, welche in dieselben eintritt, muß bei rascher Abkühlung den in ihr enthaltenen Wasserdampf als Nebel, Regen und Schnee ausscheiden. Diese Condensation des Wasserdampfes der Atmosphäre erreicht in einer gewissen Höhe ihr Maximum. Jedem Gebirgswanderer ist es bekannt, wie oft die Wolken in dichten Bänken die Berghänge umlagern, während die Gipfel frei im Sonnenglanze emporragen. Die mittlere Höhe der größeren Wolkenmassen liegt in den Alpen bei 2000 bis 2400 m, das Maximum der jährlichen Niederschlagsmenge soll in unsern Alpen ungefähr in einer Höhe von 2000 m sich finden; aber wenn auch höher hinauf das Quantum der jährlichen Niederschlagsmenge abnimmt, so nimmt doch bei freilich immer weniger ergiebigen Niederschlägen die Zahl der Niederschlagstage stetig zu. Die Niederschläge selbst erscheinen in viel weniger condensirter Form: als feiner Nebelregen, meist aber als Schnee, der jedoch nicht großflockig ist wie bei uns, sondern aus kleinen flimmernden Nadeln und Sternen — Krystallskeletten — besteht. Eine in einer Höhe von 1800 m frisch gefallene Schneeschicht von 12 mm gibt beim Schmelzen eine Wasserschicht von nur 1 mm. Die Zahl der Nebeltage betrug in den Jahren 1865/66:

3333 m	Theodulpaß	184
2478 m	St. Bernhard	100
2008 m	Simplon	74
2100 m	St. Gotthard	72
470 m	Zürich	33
507 m	Bern	20

Ueber 2000 m beträgt der Schnee schon im Mittel 62 Proc. der Niederschläge, also nur 38 Proc. fallen als Wasser. Die jährliche Schneeschicht ist gemessen worden auf:

Theodulpaß (ca.) . .	15.— m.
St. Bernhard . . .	9.87 m.
Simplon	6.13 m.
Gotthard	13.56 m.
Zürich	1.11 m.

Die Gesammtzahl der heute vorliegenden Beobachtungen macht die Annahme wahrscheinlich, daß das Maximum des jährlichen Schneefalles in dem untern Theil der Schneeregion gefunden wird, und zwar können wir hier eine jährlich sich bildende Schneedecke von etwa 10 m Dicke annehmen. Dieser Schnee sintert zusammen, bildet erst den sog. Firnschnee und dann das compacte Firneis. Die 10 m Hochschnee liefern 1 m Firneis pro Jahr, Jahr für Jahr häuft sich die eisige Decke in den breiten Mulden der höchsten Regionen; um 1600 m mindestens sollten die Massen des Firneises die Alpen seit Beginn unsrer Zeitrechnung bereits erhöht haben. Allein die sich in der Höhe anhäufenden Schnee- und Eismassen ertragen ihre eigene Last nicht; periodisch mit Windeseile, als Lawinen, oder continuirlich langsam fließend, als Gletscher, gelangen die überschüssigen Eis- und Schneemassen wieder in tiefere Regionen, wo die Wärme sie aufzehrt. Die donnernden Lawinen und die geheimnißvoll fließenden, träge zwischen Felsgräten eingesenkten Eisströme der Gletscher sind das absolut nothwendige Moment der Ausgleichung des Klimas der verschiedenen Höhenregionen, ohne sie würde sehr bald das ganze Gebirge erstarren unter einem Panzer von Eis.

Die Entwicklung der gesammten Gletschermasse eines Gebirges hängt ab von dem Quantum des in der Firnregion sich anhäufenden Schnees. Die untere Grenze der Region des ewigen Schnees liegt da, wo die Sommerwärme eben noch ausreicht, den Winterschnee zu schmelzen. Die Masse der Schneefälle während der kalten Jahreszeit einerseits, der Grad der Sommertemperatur andrerseits bedingen den Betrag der Firnbildung. Trockene, kalte Winter, heiße Sommer lassen nur wenig Firn entstehen; milde, schneereiche Winter, kühle, regnerische Sommer begünstigen das Wachsthum der Schneemassen im Firngebiet der Gletscher. Je nach der Aenderung des Witterungscharakters in einer Reihe von Jahren werden wir also die Firnmassen im Hochgebirge anwachsen oder abnehmen sehen. Glücklicherweise haben wir aber, um dieses objective Wetterzeichen zu beobachten, es nicht nöthig, in die unwirthlichen Höhen hinaufzusteigen; die Gletscherzunge, die ja oft tief im Thal

Digitized by Google

bei den Wohnstätten der Menschen liegt, ist ein durchaus zuverlässiger Registrator dieser Veränderungen. Wenn oben im Sammelgebiet dem Gletscher durch Anhäufung von Firnschnee mehr Nahrung zugeführt wird, wird das Ende in Folge des zunehmenden Druckes rascher nach unten weiter geschoben, und wenn zugleich unten im Thal die Sommerwärme abnimmt, vermag sie das vordrängende Eis nicht mehr an derselben Stelle abzuschmelzen wie früher, der Gletscher rückt vorwärts. Der Gletscher ist also vergleichbar mit einem riesigen Barometer, welches zwar nicht die tägliche, stündliche Aenderung des Wetters anzeigt, wohl aber in untrüglicher Form uns ein Bild des Gesammtcharakters der Witterung gibt. Der vorrückende oder sich zurückziehende Eisstrom wirkt derart auf den Untergrund, daß die Spuren seiner Thätigkeit je nach der Größe des Gletschers in Zehntausenden von Jahren nicht verwischt werden können. Er polirt den felsigen Untergrund, bedeckt ihn an gewissen Stellen mit Sand, Geröll und großen eckigen Blöcken, seine Schmelzwasser graben tiefe, schmale Rinnen, und da wo seine Ränder und das Stirnende längere Zeit stationär bleiben, baut er die allbekannten Moränen auf. Diese für menschlichen Maßstab äußerst dauerhaften Zeichen ermöglichen es dem Geologen, die Aenderungen im Stande der Gletscher in weit entlegene Vorzeit zu verfolgen. Kritisch genau geprüfte historische Nachrichten über die continuirlichen Schwankungen der Alpengletscher besitzen wir über den Zeitraum von drei Jahrhunderten, und diese Nachrichten sind es, welchen wir die genaue Kenntniß des Wetters im Hochgebirge seit 1600 verdanken.

Die Gletscher in ihrem Vorrücken und Schwinden sind nun aber nicht die einzige Folge von Aenderungen des hochalpinen Klimas. Die Witterung in der hochalpinen Region vermag zwar das thierische und pflanzliche Leben nicht zu ertödten, aber die besonders eigenartige Ungunst der Lebensbedingungen wird dem thierischen und pflanzlichen Leben einen ganz bestimmten Charakter aufprägen. Mit der Grenze ewigen Schnees, mit den Gletscherzungen wird auch die nivale Fauna und Flora gegen die Ebene vorrücken und wieder ins Hochgebirge sich zurückziehen. Charakteristischer in ihrer äußern Formentwicklung als die hochalpine Thierwelt ist die Flora der nivalen Region. Entsprechend der nach der Höhe zu abnehmenden Jahrestemperatur verzögert sich die Entwicklung der Vegetation und zwar ungefähr bei einer Erhebung von je 300 Meter um je 10 Tage. Nur während vier Monaten können Blüthenpflanzen in Höhen von 3000 Meter und darüber sich entwickeln, sie müssen Temperaturschwankungen von 40—60 Grad innerhalb 24 Stunden ertragen können; bei der intensiven nächtlichen Strahlung gegen den klaren Himmel sinkt das Thermometer auf —10 Grad, und sowie die strahlende Sonne die dünne Schicht Erde trifft, wird dieselbe rasch erwärmt, alles thaut auf und das kleine gedrungene Pflänzlein in der Felsenritze entfaltet seine hell leuchtenden Blüthen. Die Pflanzen in der Ebene wachsen hauptsächlich in den warmen Nächten, das Wachsthum am Tage ist bei der Pflanze hier verhältnißmäßig gering. Die Pflanze der nivalen Region kann nur am Tage wachsen, wächst also sehr langsam, sie bleibt zwerghaft, die Internodien sind kurz, die Zellen klein und dickwandig, der flüssige Zellinhalt concentrirt. So kommt es, daß bei einer Temperatur von mehreren Graden unter Null die Zellflüssigkeit nicht gefriert, das Gewebe also nicht zerrissen wird. Gegen die verderbliche Ausstrahlung schützt sich die hochalpine Pflanze durch dichte Behaarung, solide Oberhäute und eng aneinander sich anschließende, dachziegelartig übereinander liegende Blätter. Die Eigenartigkeit der Lebensbedingungen der hochalpinen Pflanzen macht es leicht erklärlich, daß nur $^1/_{10}$ ihrer Arten auch im Flachland sich findet, etwa die Hälfte aller nivalen Alpenpflanzen findet sich wieder in der arktischen Zone. Einst aber ist diese Flora von den Alpenhöhen auch mit den Eisströmen in die Ebene hinabgestiegen, die Blätter der allbekannten Dryade, Dryas octopetala, und der großblumigen Saxifraga oppositifolia finden sich im Moränenlehm überall im schweizerischen Mittelland; gewisse Arten alpiner Pflanzen, darunter die Alpenrose, haben sich sogar aus den Zeiten der großen Ausdehnung der Gletscher noch lebend im Tiefland erhalten in Sümpfen hinter den Moränen oder auf großen erratischen Blöcken, und zugleich mit diesen Ueberresten der einst in die Ebene verpflanzten alpinen Flora sind auch die Insecten zurückgeblieben, welche im Hochgebirg die Blüthen zu schmücken pflegen.

Man hat das Hochgebirge ein Rückzugsgebiet für die Thierwelt genannt; in der That werden die einsamen Hochthäler der Alpen noch von mehreren Arten bewohnt, die aus der Ebene durch den Menschen hieher vertrieben worden sind, aber auch hier allmählich dem Zeitalter der Jungfraubahn zum Opfer fallen werden. Als ein bekanntes Beispiel eines ausschließlich auf die Hochalpen beschränkten Thieres, dessen Lebensweise dem Klima der Alpenregion in vorzüglicher Weise angepaßt ist, gilt der Mohrensalamander, Salamandra atra, der an gewitterwarmen Tagen zu Hunderten die schmalen Alpwege kreuzt. Die nächsten Verwandten dieses Thieres in der Ebene erzeugen viele Larven, die eine lange Entwicklung im Wasser durchmachen müssen. Diese Art der Fortpflanzung wäre im Hochgebirge sehr gefährdet, die Tümpel, in denen die Larven leben müßten, gefrieren des Nachts oder trocknen auf in dem schwarzen, durch die brennende Hochgebirgssonne durchglühten Sumpfboden. Diesen Fährlichkeiten seiner Nachkammenschaft entrinnt Salamandra atra, indem er lebendige Junge zur Welt bringt. Von den vielen im Mutterleib vorhandenen Embryonen entwickeln sich nur ein oder zwei, die sich so lange von den übrigen Eiern und Embryonen ernähren, bis sie soweit entwickelt sind, um als fertige kleine Salamander geboren werden zu können, die sofort munter davonkriechen.

Eine Untersuchung der niederen Thierwelt der Hochalpen hat ergeben, daß nur verhältnißmäßig wenige Typen für die alpine Region speciell charakteristisch sind, wie der bekannte Gletscherflah, Desoria glacialis; viele echt nivale Formen sind zugleich auch specifisch arktische Formen. Die Hauptmasse der Bewohner hochalpiner Süßwasserbecken sind aber ganz allgemein verbreitete Thierformen, die den ungünstigen Bedingungen des Hochgebirges zu trotzen gelernt haben.

Wir sehen: ein Vorrücken des alpinen Klimas in die Ebene infolge vergrößerter Zahl der Niederschläge und Sinkens der mittleren Jahrestemperatur wird in der Verbreitung der Gletscherspuren, an den Ueberresten alpiner Pflanzen und Thierformen im Gebirgsvorlande unauslöschliche Spuren hinterlassen. Zwei Schweizer, K. Kasthofer, Oberförster in Unterseen (Bern) und J. Venetz, Straßeninspector des Cantons Wallis, haben im Anfang dieses Jahrhunderts in unsern Alpen alle die Erscheinungen studirt, welche auf ein Schwanken im Stande der Gletscher, auf Veränderungen des alpinen Klimas hinweisen. Besonders wichtig ist die im Jahre 1822 erschienene Arbeit von Venetz: „Mémoire sur les variations de la température dans les Alpes de la Suisse." An direct beobachtete Thatsachen sich haltend, zeigte Venetz, daß im Jahre 1811 die Grenze des perennirenden Schnees viel höher lag, als 1821, daß sie in den Jahren 1815, 1816 und 1817 um einige hundert Fuß herabgestiegen sei. Aus historischen Ueberlieferungen, z. B. aus den Wegverlegungen am Simplon,

zieht Venetz den Schluß, daß in früheren Jahrhunderten zeitweise der Gletscherstand ein ganz kleiner gewesen sein müsse; andrerseits aber zeugen die Moränen in den tiefliegenden Thälern von einer einstigen viel beträchtlicheren Gletscherausdehnung. Venetz erkannte bereits, daß Temperatur und Niederschlagsmengen in den Alpen periodisch sich ändern, das Jahr 1821 bezeichnete er als dem Ende einer kälteren Periode angehörend. Da wir bei allen geologischen Fragen von der Beobachtung der vor unsern Augen sich abspielenden Vorgänge auszugehen haben, war durch die Arbeit von Venetz die Grundlage geschaffen für die Prüfung der vorhistorischen Gletscher; in der That wurden denn auch sehr bald die Untersuchungen von Venetz geologisch derwerthet. Im Jahre 1834 trat Charpentier mit seiner Theorie einer allgemeinen Vergletscherung des alpinen Vorlandes hervor und seitdem sind die Ereignisse, welche unser Land in der jüngsten Etappe der Erdgeschichte, in der sogenannten Diluvialzeit, betroffen haben, genau erforscht worden. Wir wissen, wie die Eisströme aus den Alpenthälern hervortraten, wie sie am Jura sich stauten, denselben sogar manchenorts überschritten. Das ganze schweizerische Mittelland war zu gewissen Zeiten bedeckt von einem Eismantel, der 400 Meter, sogar bis 1000 Meter dick war. Weiter können wir als Resultat der neuesten Untersuchungen angeben, daß dieser Vorstoß der alpinen Gletscher nicht nur einmal, sondern wohl dreimal stattgefunden hat. Die alpine Fauna und Flora zog jeweilen mit dem Eise wieder auf die Bergeshöhen zurück, im Thal entwickelte sich wieder die üppige Tieflandflora gemäßigter Klimate, bestehend aus Tannen, Lärchen, Eichen, Eibenbaum, Wallnuß ꝛc. — bis von neuem die ertödtende Eismauer langsam aus dem Gebirge sich hervorwälzte.

Wir sind auch einigermaßen über die Größe des Zeitraumes orientirt, der seit der Gletscherzeit verflossen ist, 20,000 Jahre mögen es her sein, daß der alpine Gletscher im Neußthal bis Gersau herabgestiegen war, vor 50,000 Jahren vielleicht stand das Gletscherende bei Zürich und gar vor 100,000 Jahren vielleicht war auch das Land um Basel vergletschert.

Aehnlich wie die alpinen Gletscher sind auch bekanntlich die arktischen Eismassen mehrmals vorgerückt und haben sich über die ganze norddeutsche Tiefebene bis an den Nordrand der mitteldeutschen Gebirge ausgebreitet. Im Gebiet der Ostsee gelang es vier durch Interglacialzeiten getrennte Eisausbreitungen nachzuweisen.

Wichtig ist es, noch zu betonen, welche Anschauungen man gewonnen hat über die unmittelbaren Ursachen dieser gewaltigen Eisvorstöße, d. h., welche klimatischen Aenderungen nothwendig waren, um die Gletscher so weit ins Land vorzutreiben. Mit einer Maximalentwicklung der alpinen Gletscher war eine allgemeine Depression der Schneegrenze um 1000 Meter verbunden; in gletscherlosen oder gletscherarmen Gebieten, wie z. B. in den Rocky Mountains Nord-Amerika's, entspricht dieser Depression der Schneelinie das Anschwellen der abflußlosen Seen. Das Klima war während der Eiszeiten überall kühler und auf dem größeren Theil der Landflächen der Erde auch feuchter als das heutige. Keineswegs aber war, wie man sich wohl allgemein vorstellte, eine gigantische Temperaturerniederung nöthig, um die Gletscher wachsen zu lassen. Ein Sinken der mittleren Jahrestemperatur um nur 3—4 Grad genügte, um, auf die Luftdruckverhältnisse einwirkend, die Feuchtigkeit auf dem Lande derart zu vermehren, daß die Firnmassen im Gebirge anschwollen und der Schnee bei uns nicht in 2800 Meter Höhe, sondern schon in 1500 Meter Höhe jahraus jahrein liegen blieb.

Es ist nun aber nicht meine Absicht, Auseinandersetzungen über die Geologie der Eiszeit zu geben, ich möchte noch vom Wetter berichten, wie es unsre Vorfahren in den Alpen erfahren haben. Ja, wie alt sind denn aber unsre Vorfahren, wie lange ist es her, seit Menschen durch die Winterstürme der Alpen geschreckt worden sind? Die ältesten Menschen, von deren Dasein in der Schweiz wir wissen, sind die Pygmäen, welche die Höhle des Schweizerbildes bei Schaffhausen bewohnt haben. Die hatten es noch recht schlecht, die Gletscher zogen sich damals eben erst aus dem St. Gallischen Rheinthale zurück. Viel später, als die Pfahlbauer am Ufer der Schweizerseen wohnten, war das Klima wohl schon dem heutigen ähnlich geworden. Vielleicht war es etwas rauher, finden sich die gewohnlichen Getreidearten der Pfahlbauer heute doch in den rauhen Thälern des nördlichen Schweizer Jura.

Um ein Urtheil zu gewinnen über die Klimaschwankungen in unsern Alpenländern in historischer Zeit, hat man in alten Chroniken nach direeten Nachrichten zu suchen über Wassersnoth und große Trockne. Auf Perioden guten Wetters weisen die guten Weinjahre, welche von den Chronisten mit großer Sorgfalt und Interesse verzeichnet wurden, ferner sind die schwankenden Getreidepreise werthvoll, so lange die locale Production und nicht die Verhältnisse des Welthandels den Preis bedingten, d. h. bei uns etwa höchstens bis 1860. Die alten Chroniken werden ferner Nachrichten enthalten über Naturereignisse, die bedingt waren entweder durch eine Reihe trockener oder durch eine Anzahl nasser Jahre. So wissen wir, daß der Gletschersturz am Altels am 11. Sept. 1895 die Folge war von Losschmelzen des Eises an der Unterfläche in den letzten warmen Sommern. Im Jahre 1782 ist dasselbe Ereigniß schon einmal eingetreten, also war die Periode um 1782 eine Zeit heißer Sommer; in der That wissen wir durch die Temperaturbeobachtungen von Von-Annone in Basel, daß in den vierzig Jahren von 1755—1794 die mittlere Temperatur von Juni und Juli nie höher war als 1782. Eine Churer Chronik berichtet vom selben Jahr: „Im Juli war eine große Trockne. Man hat das Waschen verboten; man hat im Rhein waschen und dorther Wasser holen müssen. Die Trockne verursachte Krankheiten unter Mensch und Vieh." In der Periode der schlechten Jahre um 1818 war der Giétroz-Gletscher im Val de Bagne im Wallis so stark gewachsen, daß seine Trümmer ins Drancethal abfielen, so daß der Fluß in seinem Oberlaufe zu einem See von 2½ Kilometer Länge gestaut wurde. Am 16. Juni 1818 durchbrachen die Wasser den Eisdamm und in einer halben Stunde wälzten sich 20 Millionen Kubikmeter Wasser durch das stille Thal, Ortschaften und Culturen bis Martigny verwüstend. Aehnliche Katastrophen werden aus den Jahren 1545 und 1605, gemeldet. Analog wie der Giétroz-Gletscher verhält sich der Bies-Gletscher westlich ob Randa im Nicolaithale. Die Zerstörungen von Randa in den Jahren 1636, 1736, 1818 fallen immer in eine feuchtkühle Periode.

Weniger ausführlich als die den Menschen direct betreffenden Katastrophen, Fehljahre, gute Weinernten ꝛc. registrirt der alte Geschichtenschreiber das Schwanken der Gletscherzunge, so lange eben nicht menschliche Cultur bedroht wird. Sehr bemerkenswerth sind in dieser Hinsicht die Grindelwalder Familienchroniken, die vom „Gletscherpfarrer" Straßer in Grindelwald herausgegeben worden sind. Die beiden Grindelwalder Gletscher liegen oder lagen zeitweise mit ihren Enden inmitten der Felder und Häuser eines dichtbevölkerten Thales, und so besitzen wir thatsächlich von 1588 weg jährliche Aufzeichnungen über ihren Stand. 1588 heißt es „streckt de Gletscher d'naja i bodä und dröckt ä Hubel mit äma Ghall wäg". Großes Aufsehen erregte es, als man im Jahre 1865 unter dem sich zurückziehenden untern Grindelwalder Gletscher einen

Digitized by Google

alten Marmorsteinbruch hervortauchen sah und an losen Blöcken, die zwar oberflächlich deutliche Gletscherpolitur zeigten, noch die Spuren von Spitzhammerbearbeitung sehen konnte. Diese Marmorgrube stand um 1750 im Betrieb, Altmann gibt in seiner Beschreibung der helvetischen Eisberge ihre Lage auf einer Karte genau an. In ähnlicher Weise, wie einst der Grindelwalder Marmorbruch vom Eise zugedeckt worden ist, sind auch die vor 300 Jahren noch ergiebigen Goldgänge in den hohen Tauern vom Eise bedeckt worden.

In manchen Fällen mag auch die Vegetation direct Nachrichten liefern über einstige Rückzugsperioden der Gletscher. Aus einzelnen wohl entwickelten Wettertannen und überall verbreiteten Wurzelstöcken läßt sich erkennen, daß die obere Grenze des Coniferenwaldes früher mehrere hundert Meter höher lag als heute, die kahlen Höhen der Grimsel und des Simplon waren einst vom Bergwald bekleidet. Im Jahre 1868 griff der Brenva-Gletscher im Wallis alte Waldungen an, welche Stämme von 200 bis 300 Jahren aufwiesen.

Aus den gemachten Mittheilungen und Wahrnehmungen erhellt deutlich, daß das Wetter im Hochgebirge thatsächlich nicht constant ist, sondern vielmehr sich ändert und zwar sowohl zum Guten wie zum Schlechten. Diese Thatsache spiegelt sich auch wieder in den sagenhaften Erzählungen der Bergbewohner. Allgemein ist die Blümlisalpsage bekannt, nach welcher die blühende Alp eines gottlosen Sennen zur Strafe für seine Sünden unter Eis begraben wird. In dem zwischen Grimsel und Rawyl gelegenen Theil der Berneralpen findet sich der Name „Blümlisalp" für eine der Sage nach vergletscherte Alp sechsmal; genau dieselbe Sage erzählt J. J. Scheuzer von den Clariden, bemerkt aber selbst: „Ob diese Histori also von der Priesterschaft ersinnet worden, die Sennen zu einem christlichen Leben zu unterhalten, oder ob sie in der That also sich zugetragen, wil ich nicht beurtheilen."

Viele derartiger Traditionen poetischer Volksgeschichte, in denen gewiß oft ein wahrer Kern steckt, mögen allmählich in die urkundliche Geschichte hinübergesickert sein. Dies gilt, wie sehr sorgfältige Textkritik der Überlieferungen gezeigt hat, von den bekannten Erzählungen, daß im Mittelalter ein gangbarer Paß von Viesch im Oberwallis nach Grindelwald über das Mönchsjoch (3630 Meter) geführt hätte. Von der Mitte bis gegen das Ende des 16. Jahrhunderts sollen die protestantischen Walliser auf diesem Wege zur Trauung und zur Taufe ihrer Kinder nach Grindelwald gegangen sein.

Die wichtigste Aufgabe der Wissenschaft war es, nachdem Klimaschwankungen überhaupt festgestellt waren, über möglichst langen Zeitraum die Zeiten des Eintreffens der feuchten, kalten einerseits, der trockenen, warmen Perioden andrerseits zu bestimmen. Alle die angegebenen Mittel mit sorgfältigster Kritik benützend, fand sich dann das überraschende Resultat, daß Schwankungen der Temperatur, des Luftdruckes und der Niederschläge auf der ganzen Erde gleichzeitig stattfinden. Die Dauer dieser Schwankungen, d. h. die Zeit zwischen zwei gleichartigen Extremen, beträgt im Mittel 35 Jahre. Das alpine Wetter ändert sich also ebenfalls in gleich großen Perioden. Die Vorstoß- und Rückzugsperioden der Gletscher sind die Resultate dieser Schwankungen des Klimas. Seit ungefähr 1600 kennen wir die Geschichte der meisten alpinen Gletscher. Von 1592 bis 1875 sind neun Vorstoßperioden nachgewiesen, was genau mit der 35jährigen Dauer der Perioden übereinstimmt. Ums Jahr 1820 hatten wir eine kräftige Vorstoßperiode, von 1840 bis 1850 eine zweite, zu Anfang der 80er Jahre eine kleine dritte. Gegenwärtig sind wir wieder in einer Rückzugsperiode, die heißen Sommer, die guten Weine legen dafür Zeugniß ab. Es wird aber wieder schlechter werden; ums Jahr 1910 haben wir den Beginn einer neuen kälteren, feuchteren Periode zu erwarten. Schon im Jahre 1822 hat auf Grund seiner Studien über die Gletscherschwankungen J. Venetz den Witterungscharakter der kommenden Jahre vorausgesagt. Heute können wir noch mit viel größerer Sicherheit bauen auf die Regelmäßigkeit dieser Schwankungen des Wetters im Hochgebirge.

Neue Novellen.

-tt- Wir waren aus einer Opernvorstellung gekommen und unterhielten uns über die Leistungen der jungen Kunstnovize, die zum erstenmal als Marie im Waffenschmied aufgetreten war. Das Publicum hatte ihr wohlwollenden Beifall gespendet und auch in unserm Kreise schwankte das Urtheil freundlich zwischen den Schattirungen „hübsch", „ganz hübsch" und „sehr hübsch gesungen". Nur die ausgezeichnete Sängerin, die bei uns saß, verhielt sich kühl ablehnend. Neid auf die Anfängerin war bei ihr, einer der glänzendsten Vertreterinnen ihres Faches, ganz ausgeschlossen. Als wir sie nun um ihre Meinung fragten, da sagte sie: „Nun ja! Nett, ganz nett, hübsch, ganz hübsch, sehr hübsch — das sind die wahren und schlimmen Feinde der Kunst. Das offenbar Schlechte wird ja von jedermann gleich erkannt und abgelehnt; das Mittelgut aber schädigt das wahrhaft Gute und Große. In der Kunst sollte nur geduldet werden, was den höchsten Zielen zustrebt, nicht, was sich damit begnügt, nur eben so mitzukommen." An diese Worte der anmuthigen Künstlerin haben wir bei unsrer kritischen Thätigkeit gar manches Mal denken müssen, wenn wir uns mit Büchern zu beschäftigen hatten, die immerhin auf den Marktplatz taugen. Auch die sechs Bände deutscher Novellistik, die uns heute vorliegen, sind nicht mehr als Mittelgut.

Zu dem Inhalt des Novellenbuches von Rudolf Baumbach hat der Titel „Aus der Jugendzeit" [1]) keine Beziehung, vielmehr soll damit offenbar auf die Entstehungszeit der Novellen hingewiesen sein. Vielleicht sind es Jugenderinnerungen, die den Stoff und die Anregung zu den einzelnen Geschichten geboten haben; uns will es sogar scheinen, als habe die ganze Ausarbeitung schon vor langer Zeit, in der Jugendzeit des Dichters, stattgefunden und die Manuscripte seien gelegentlich wieder hervorgesucht worden, um mit unwesentlicher Abänderung dem Druck übergeben zu werden. Nach Stoff und Ton machen die Geschichten dieses Buches einen recht altmodischen Eindruck; wären darin nicht ein paar Anspielungen auf neuere politische Ereignisse enthalten, man könnte verfucht sein, die Entstehungszeit der Novellen bis in die zwanziger Jahre dieses Jahrhunderts, die Zeit der Almanache, des Kleinstädter- und Kleinstaatenlebens zu verlegen. Es sind ganz hübsche Sachen, aber es fehlt darin die folgerichtige Entwicklung, auch geht die Behandlung nirgends in die Tiefe. Selbst wa sich der Anlaß zu einem ernsten Conflicte bieten konnte, läßt es der Verfasser nicht dazu kommen und schaltet mit seinen Figuren einigermaßen wie mit Marionetten. So wird in der Novelle „Das Habichtsfräulein" die schöne Generalin, die, endlich frei geworden, die Jugend und das Leben genießen möchte, erstaunlich schnell und widerspruchslos von der Leidenschaft für den jungen Jäger geheilt. Und ganz ebenso rasch und verständnißvoll begreift und verzeiht seine liebliche Braut die Verzauberung des Liebsten. Man liest diese Geschichte mit Wohlbehagen, erfreut sich auch an mancher hübschen Naturschilderung, aber keine der handelnden Personen tritt uns wirklich näher. Ganz nett

1) Leipzig, A. G. Liebeskind 1895.

sind auch die übrigen Novellen, aber sie gehen ebenfalls nicht ins Blut. „Der Schwiegersohn“ nimmt manchmal Anläufe zu humorvoller Schilderung des Schülerlebens, aber es bleibt eben bei den Anläufen. Die Episode vom Schneidergesellen, der den Grafen spielt, ist in der älteren Novellistik schon häufig und mit Vorliebe behandelt worden, an den siegreichen Humor von Gottfried Kellers „Kleider machen Leute“ darf man bei der Erwähnung dieser Novelle überhaupt nicht denken. Uns kam bei der kauen Satire auf das spießbürgerliche Getriebe der Kleinstadt, auf den Standesstolz der kleinen Beamten und bei dem ganzen Ton dieser Geschichte der Hauff'sche „Mann im Mond“ in Erinnerung. „Die Nonne“ ist eine harmlos unbedeutende Geschichte und die Kindheitserinnerung „Einbein“ ist nur skizzirt. Hier nimmt der Verfasser einen höheren Flug, und es wäre gerade die Ausarbeitung dieser Novelle, die Darstellung, wie sich eine ernste Liebestragödie in den Augen eines Kindes abspielt, eine dankenswerthe Aufgabe gewesen.

Auch die beiden Novellen von Ernst Wichert[1]) sind eben ganz hübsch und nicht mehr. In der Geschichte von dem Maler, der einer Sirene in die Arme gefallen ist und durch seine Tochter gerettet wird, springt der Verfasser recht willkürlich mit dem Wahrscheinlichen um. Alle Vererbungstheorien werden zu Schanden an dieser Mila, der Tochter eines leichtfertigen Modells und eines auch mit den reifen Jahren noch nicht zum Herrn seines heißen Blutes gewordenen Vaters, die in ihrer gediegenen Klarheit und harmonischen Abgeschlossenheit alles zum Guten lenkt. Feiner in der Ausführung ist die Novelle „Der Herr Pathe“, doch werden hier die Hindernisse schneller und bequemer aus dem Wege geräumt, als es im wirklichen Leben geschieht.

Zu diesen hausbackenen Geschichten bildet die Romantik in den Novellen Wilhelm Jensens[2]) einen merklichen Gegensatz. „Ein Winter in Sicilien“ schildert sehr breit, aber in gut geglücktem Helldunkel die romantische Begegnung des deutschen Ingenieurs mit einer Landsmännin, seine rasch entflammende Leidenschaft für sie und die wunderbare Aufklärung der Geheimnisse, die um sie gewoben sind. Der vom Volke geliebte und bewunderte Räuber mit den funkelnden Augen ist eine beliebte Figur der Colportage-Literatur. Natürlich ist bei einem Autor von dem Geschmacke Jensens auch die Behandlung eines solchen Themas künstlerischer als in den gewöhnlichen romantischen Räubergeschichten. „Altflorentinische Tage“ zeichnen die schöne gefeierte Tullia d'Aragona, die der Jargon der Modernen eine „befreite Seele“ nennen würde, und die tückische Weise, in der die Freundin Imagina de' Guadagni die gefürchtete Rivalin beseitigt. Der stoffliche Inhalt ließe sich auf wenige Seiten zusammendrängen, die Erzählweise, in der der Verfasser verschiedene Zeitalter im Geiste Revue passiren läßt und wie ein alter Rhapsode eintönig Melodien leiert, macht etwas ermüdenden Eindruck. Auch in diesem Buche ist die nur skizzirte Geschichte „Auf der Brücke“, in der der Zufall zwei Greise zusammenführt, von denen keiner weiß, daß der Genosse der Ahne des jungen Menschenkindes ist, welches das Glück seiner Familie zerstört hat, die interessanteste.

Ein frisches Talent lernen wir in Emil Ertl kennen, der in seiner Novelle „Miß Grant“[3]) einen neuen Saul auf der Reise nach dem Glücke schildert. Der Held der Novelle, die der Sammlung den Titel gegeben hat, hat sich in das bekannte Herkomer'sche Bild dermaßen verliebt, daß er das Urbild zu entdecken sucht und auf dieser Fahrt die liebliche Braut findet und erobert. Dieser Autor zeigt ein besseres Charakterisirungsvermögen, als die anderen, und er findet in der Kindergeschichte „Hedwig“ sogar Töne von erschütternder Kraft. Von dem gleichen Verfasser liegen in zweiter Auflage „Liebesmärchen“[1]) vor, unter denen uns namentlich die Geschichte von dem geduldigen Warten einer treuliebenden Seele in dem „Glöckelvater“ gut gefallen hat. Große, mächtige Phantasie und starkes Schilderungsvermögen ist in dem Märchen „Das Herz aus Eisen“ zu erkennen. Aber im ganzen entbehren die sämmtlichen Stücke der Naivetät des echten Kinder- und Volksmärchens.

Ein paar Stufen tiefer stehen „die Creolischen und Märkischen Geschichten“ von Gustav Meinecke.[2]) Hier ist es lediglich der fremdartige Stoff, der fesselnd wirkt, eine künstlerische Behandlung hat dabei so gut wie gar nicht stattgefunden. Bei Sealsfield ist das gleiche Gebiet ungleich poetischer und wirksamer behandelt. Die Geschichten in den anderen hier besprochenen Büchern sind nett, hübsch, ganz hübsch, zum Theil sogar sehr hübsch, in die Sphären der höheren Kunst ragt aber kaum eine von ihnen.

---

[1]) Anderer Leute Kinder. Zwei Novellen von Ernst Wichert. Dresden und Leipzig, Karl Reißner 1896.

[2]) Imprimatur. Neun Novellen von Wilhelm Jensen. Dresden und Leipzig, C. Reißner.

[3]) Miß Grant und andere Novellen. Leipzig, A. G. Liebeskind, 1896.

XIV. Congreß für innere Medicin zu Wiesbaden.

B. **Wiesbaden**, 8. April. Heute ist der XIV. Congreß für innere Medicin in Wiesbaden eröffnet worden. Der diesjährige erste Vorsitzende desselben, Hr. Geheimrath Baumler (Freiburg i. Br.) eröffnete denselben mit einer Ansprache, in welcher er nach kurzer Begrüßung der Anwesenden einen Rückblick auf die Ergebnisse der letztjährigen Verhandlungen, welche in München stattfanden, warf. Aus der Zahl der dort verhandelten Themata hob er vor allem hervor, daß die vorjährige Versammlung eine klare Aussprache über einen der wichtigsten therapeutischen Fortschritte, welche die Medicin in neuester Zeit zu verzeichnen habe, gebracht habe, nämlich über die Serumbehandlung der Diphtherie. Die große Behring'sche Entdeckung sei der Medicin indeß nicht als eine reife Frucht in den Schoß gefallen, sondern sei das Ergebniß langjähriger zielbewußter Forschungen gewesen, welche von dem Bestreben ausgingen, einerseits den Körper im Kampfe gegen die Bakteriengifte, welche bei den sogenannten Infectionskrankheiten seine normalen Functionen und Organe in schwerschädigender Weise beeinflussen, zu unterstützen und ihn andrerseits gegen neue Infectionen immun, d. h. giftfest zu machen. Der Ursprung dieser Bestrebungen gehe aber auf mehr als 100 Jahre zurück, und die erste große Entdeckung auf dem Gebiete der Schutzimpfung knüpfe sich an den Namen Edward Jenners, des wissenschaftlichen Entdeckers der Schutzimpfung gegen die Pocken. Es sei daher in Erinnerung an die 100jährige Wiederkehr des Tages, an dem die erste Schutzpockenimpfung Jenners stattgefunden, als eine Pflicht des Congresses erschienen, jene epochemachende That durch eine besondere kurze Gedächtnißrede, welche Hr. Geheimrath v. Leyden (Berlin) gütigst übernommen habe, zu feiern. Die große Aufgabe gerade der inneren Medicin sei es, die Gesammtheit aller medicinisch wissenschaftlichen Interessen zu vertreten in fruchtbringender, gemeinschaftlicher Arbeit mit allen übrigen Zweigfächern der wissenschaftlichen Medicin. — Nachdem Hr. Regierungspräsident v. Tepper-Laski in kurzen Worten im Namen der Regierung und der Stadt Wiesbaden die Versammlung begrüßt und den Wunsch eines gedeihlichen Verlaufes der diesjährigen Verhandlungen zum Ausdruck gebracht hatte, ergriff Hr. Geheimrath v. Leyden das Wort zu seiner „Gedächtnißrede auf die Jenner'sche Entdeckung der Schutzimpfung vor 100 Jahren“. Der 14. Mai dieses Jahres ist ein 100jähriger Gedenktag, den nicht nur die Geschichte als eins ihrer wichtigsten Daten im Buche der wissenschaftlichen Entdeckungen, sondern die gesammte Menschheit als Anlaß und geradezu Pflicht habe. Die verheerendste Seuche des Laufes des 17. und 18. Jahrhunderts, die Pocken, war mit ihrer immensen Krankheits- und Sterblichkeitsziffer Anlaß zu einem Militär zur Bekämpfung in der Medicin lebhaft bewegte; unmöglich war es, daß man derjenigen Isolirung der Pockenkranken dem Umsichgreifen [illegible] Einhalt zu thun. Jeder

[1]) Leipzig, A. G. Liebeskind.

[2]) Berlin, Colmtalverl[illegible]de).

zweite Mensch erkrankte an Pocken. In England betrug die Sterblichkeit an Pocken $^1/_{10}$ der Gesammtmortalität; im damaligen Frankreich starben daran 300,000 Menschen jährlich. Der 6.—8. Theil aller Kinder, welche daran erkrankten — und die Hälfte aller Kinder erkrankte damit — starb. Die Genesenden waren schwer entstellt, zum Theil unheilbarer Blindheit verfallen. Unsägliches Elend brachte der Tod in zahllose Familien. Diese Zahlen und Thatsachen muß man sich zurückrufen, um den ungeheuren Werth der Jenner'schen Entdeckung ganz würdigen zu können. Die große Entdeckung war aber für Jenner nicht blindes Spiel des Zufalls, sondern das Resultat 20jähriger, mühevoller, kampfreicher Arbeit. Wie alle epochemachenden Entdeckungen, so hatte auch die der Schafpockenimpfung eine weit zurückgreifende Geschichte. In China und im Kaukasus waren seit alter Zeit Impfungen gesunder Menschen mit menschlichem Blatterngifte zum Zwecke des Schutzes gegen die echte wirkliche Pockenerkrankung geübt worden (sogenannte Variolation). Die Gemahlin eines englischen Gesandten in Konstantinopel, Lady Montague, bekam durch eine Dienerin Kenntniß von der Art dieser Schutzimpfung und ließ, von der Zweckmäßigkeit dieses Verfahrens überzeugt, ihre beiden Kinder mit Pockengift impfen. Auf diesem Wege fand die Methode der Pockenschutzimpfung Eingang in England und bis zum Jahre 1758 wurden in England ca. 200,000 Menschen der Variolation im obigen Sinne unterzogen. Das so geübte Verfahren entsprach aber bei näherem Zusehen nicht den gehegten Erwartungen. Schwere Erkrankungen der Geimpften und Begünstigung des Umsichgreifens der Erkrankung gerade auf dem Wege der Impfung führten zum Wiederverlassen der Methode. Eine weitere vorbereitende Thatsache für die Entdeckung lag darin, daß die zufällige Beobachtung ergeben hatte, daß, wenn jemand sich mit frischem Kuhpockengift eine locale Infection zugezogen hatte, diese merkwürdigerweise vor der Erkrankung an den echten schweren Pocken bewahrt blieb. Ein englischer Pächter Jesty soll 1774 und ein holsteiner Lehrer Peter Plett soll 1791 diese Beobachtung sich zu nutze gemacht und Kuhpockenschutzimpfung ausgeübt haben. Jenner hatte ebenfalls von einer Magd gehört, daß sie sich mit Kuhpockenlymphe an der Hand inficirt habe und deßhalb niemals in der nachfolgenden Zeit von den echten Pocken befallen worden sei. Auf Grund eigenen Nachdenkens und eigener Beobachtungen kam Jenner zu der Ueberzeugung, daß thatsächlich locale Impfung mit Kuhpockenlymphe nur dem Befallenwerden von jener verheerenden Krankheit, den echten Pocken, schütze. Am 14. Mai 1796 säbete Jenner an einem Knaben Phipps seine erste Kuhpockenschutzimpfung aus. Er constatirte durch mehrmals wiederholte Impfungen, daß auf diese Weise irgend welche Nebenschädigung des Organismus sich nicht einstellte. Von der Wichtigkeit seiner Entdeckung überzeugt, legte er diese in einer kleinen Abhandlung an die Royal Society nieder. In weiterem Verfolg seiner Untersuchungen kam er schon zu der Ansicht, daß das Pockengift durch Ueberimpfung und Abimpfung von verschiedenen Thierspecies auf einander und den Menschen eine Abschwächung, resp. Verstärkung seiner Giftigkeit erfahre, eine Thatsache, die in der Neuzeit durch Pasteurs große Untersuchungen zuerst wieder voll und ganz bestätigt worden ist. Die Richtigkeit der von Jenner ausgesprochenen Sätze, daß eine einzige Impfstelle und eine einmalige Impfung zur vollen Immunisirung gegen die echten Blattern genüge, hat im Laufe der Zeit eine Einschränkung erlitten. Die Erfahrung hat vor allen Dingen gelehrt, daß die Immunisirung nur ca. zehn Jahre vorhält und dann eine Reimpfung nothwendig ist. In England und von da aus nach dem Continent verbreitete sich die Schutzpockenimpfung rasch und wurde Gemeingut der ärztlichen Welt. Die verbesserte Methode der sogenannten Retrovaccination und die jetzt, in Deutschland wenigstens, durchgehende Verwendung animaler Lymphe hat diejenigen Vorwürfe, welche von Seiten einer natürlich nicht ausbleibenden Opposition gegen das neue Verfahren erhoben wurden, gegenstandslos gemacht. Die Jenner'sche Schutzpockenimpfung ist eine der segensreichsten Errungenschaften, die die Geschichte der Medicin zu verzeichnen hat. Die Jenner'sche Entdeckung ist aber auch der Ausgangspunkt geworden für die ganze neue Aera der Serumtherapie, welche auf Grund der Untersuchungen von Pasteur, Robert Koch und seinen Schülern, sowie der Erfindung des Heilserums durch Behring neue wissenschaftliche Thatsachen und epochemachende Fortschritte auf therapeutischem Gebiete gezeitigt hat.

Das weitere große Verhandlungsthema der heutigen Morgensitzung bildete der „Werth der arzneilichen Antipyretika". Als Referenten traten Hr. Prof. Kast (Breslau) und Hr. Prof. Binz (Bonn) auf. Hr. Prof. Kast betonte zunächst, daß alle Voraussetzungen über die Entscheidung der Frage: Was haben fieberwidrige Mittel in der Behandlung fieberhafter Krankheiten und speciell der Infectionskrankheiten für eine Aufgabe zu erfüllen? durch die Untersuchungen der letzten 10 Jahre einen exacteren Boden erhalten haben. Dieselben haben über das Wesen des Fiebers bei den Infectionskrankheiten, über die Art, wie die Heilung infectiöser Processe mittelst der natürlichen Schutzkräfte des Organismus zu Stande kommt, und über die Wirkung künstlich hergestellter Gegengifte (Antitoxine) wichtige Thatsachen zu Tage befördert. Auf Grund derselben müsse man zu dem Schlusse kommen, daß bei den Infectionskrankheiten und den bei diesen vorhandenen fieberhaften Processen nicht die hohe Körpertemperatur an sich in erster Linie das das Leben des Menschen gefährdende Moment sei, sondern die anderweitigen Wirkungen, welche die Injectionsgifte auf den ganzen Stoffwechsel des Körpers und seiner Organe ausüben. Da aber auf Grund der jetzigen Anschauungen die erhöhte Temperatur möglicherweise sogar ein natürliches Heilmittel des Organismus gegen die eingedrungenen Bakteriengifte sei und die Heilung der Injection sogar in günstigem Sinne beeinflusse; da ferner erwiesen sei, daß die sogenannten Antipyretika nicht giftwidrig im Sinne der Antitoxine zu wirken im Stande seien, so könnten sie als wirkliche Heilmittel für die Infectionskrankheiten nicht in Betracht kommen. Eine Ausnahme hiervon möchte nur das Chinin, welches thatsächlich specifisch heilend, d. h. das in den Körper eingedrungene Gift vernichtend, bei den Malaria-Erkrankungen sich erweise. Die ganze Reihe der Antipyretika könne dagegen angewendet werden in dem Sinne, symptomatisch die schweren Erscheinungen von Seiten des Centralnervensystems, welche für eine ganze Reihe von Infectionskrankheiten im Vordergrund ärztlichen Interesses stehen, zu bekämpfen. Das Antipyrin leiste bezüglich dieses Punktes durchaus gute Dienste, und alle die vielen anderweitigen Antipyretika seien in dem gleichen Sinne zu verwenden, hätten aber principielle Vortheile vor dem Antipyrin nicht voraus. — Hr. Binz erörterte hierauf im speciellen, zum großen Theil auf Grund seiner eigenen experimentellen Untersuchungen, das Wesen der Wirkung einer Reihe der in der Praxis gebräuchlichsten fieberwidrigen Mittel, und zwar des Chinins, der Salicylsäure, des Antipyrins, des Phenacetins, Phallins und des Weingeistes (Alkohol).

Hr. Prof. Unverricht (Magdeburg) sprach hierauf über das Fieber. Er erwähnte zunächst die drei hauptsächlichen verschiedenen Auffassungen, welche über das Wesen des Fiebers aufgestellt worden sind. Die erste derselben ist die, daß das Fieber ein Complex von Symptomen sei, bei welchem die Temperaturerhöhung die Hauptrolle spiele und die Ursache der übrigen Symptome sei. Die zweite läßt die Temperaturerhöhung gleichwerthig neben den anderen Fiebersymptomen bestehen und sieht in ihr nicht die Ursache derselben. Die dritte identificirt das Fieber und die Temperatursteigerung. Er kritisirt hierauf die genannten Theorien und meint, daß der Name Fieber ein an sich durchaus willkürlicher und einfach durch den Sprachgebrauch eingebürgerter Begriff sei, der mit der modernen Lehre von den Infectionskrankheiten unverträglich sei und eigentlich völlig fallen gelassen werden müsse.

Aus der nun folgenden Discussion, an welcher sich die HH. v. Poehl (Petersburg), Herz (Wien), v. Jaksch (Prag), Schill, Unverricht (Magdeburg), Dettweiler (Falkenstein), Kast und Fühne (Breslau) betheiligten, sei nur einiges kurz hervorgehoben. Prof. v. Jaksch sieht den Hauptwerth der arzneilichen Antipyretika in kleinen Dosen darin, daß sie bei ablingenden Stadien der Infectionskrankheiten, vor allem des Typhus, eine beruhigende Wirkung ausüben. Hr. Dettweiler empfiehlt kleine Dosen arzneilicher Antipyretika bei chronischer Lungenphthise, wo sie, je nach dem gewählten Zeitpunkt gegeben, vor allem die auf Grund der Erhöhung der Körpertemperatur bei einer Reihe von Kranken sich einstellenden dyspeptischen Erscheinungen, bei anderen vor allem die Schlaflosigkeit in günstigem Sinne beeinflussen.

Hr. Geheimrath Gerhardt (Berlin) behandelte die „Rheumatoid-Krankheiten". Unter denselben versteht man diejenigen mit Gelenkerkrankungen einhergehenden Processe, welche nicht unter den Begriff des echten acuten Gelenkrheumatismus subsumirt werden können. Es sind dies vor allem diejenigen Gelenkerkrankungen, welche sich an bestimmte Infectionskrankheiten anschließen können, so an Diphtherie, Scharlach, Typhus, Influenza, Geschlechtskrankheiten (Lues und Gonorrhoe) ꝛc. Der Hr. Vortragende bespricht die Localisation, den Charakter und die Häufigkeit der betreffenden Pro-

Digitized by Google

cesse. Als besonders bemerkenswerthe Thatsache hebt er hervor, daß überaus häufig das Auftreten der Erscheinungen eines acuten Gelenkrheumatismus nach vorangegangener Mandelentzündung (Angina lacunaris) beobachtet werde, und daß man im Zweifel sei, ob man diese Formen zum echten Gelenkrheumatismus oder zu den Rheumatoiden zu rechnen habe. Er gibt hierauf nochmals eine Definition dessen, was er unter der Gruppe der Rheumatoid-Krankheiten im Gegensatz zu der Gruppe des echten Gelenkrheumatismus versteht.

— 9. April. In der heutigen Vormittagssitzung demonstrirte zunächst Prof. Dr. Krönig (Berlin) Blutpräparate je eines Falles von Phenacetin- und chlorsaurer Kali-Vergiftung und weiterhin eine von ihm verbesserte Kreiselcentrifuge. Prof. Hoppe-Seyler (Kiel) zeigte einen Apparat zur klinischen Untersuchung der Magengase, Dr. Schloginweit mikrophotographische Abbildungen, Dr. Loqueue (Wiesbaden) einen Fall von rheumatischer Muskelschwielenbildung. Prof. Kossel (Marburg) sprach über „Nucleine" und entwickelte seine Ansicht über die chemische Zusammensetzung wie über die Entstehung dieser im Stoffhaushalt des Körpers eine überaus wichtige Rolle spielenden Eiweißkörper. Dr. Weintraun (Breslau) sprach über die Frage der Harnsäurebildung im Körper und vertrat die Ansicht, daß nicht nur in der Niere, sondern auch im Darm und in der Milz die Bildungsstätten für die Harnsäure zu suchen seien. Prof. v. Voit (Petersburg) sprach über das von ihm schon wiederholt behandelte Thema der sogenannten Selbstvergiftung (Autointoxiction) und entwickelte seine Ansicht über die Art, wie der Körper sich durch Steigerung des Oxydationscoëfficienten und der Blutalkalescenz der in ihm sich angehäuft habenden und seine Functionen schädigenden Stoffwechselproducte zu entledigen suche. Prof. Gruber (Wien) schlug ein Thema vor, welches zu einem nachfolgenden außerordentlich lebhaften Meinungsaustausch führen sollte. Er berichtete über neue Experimente zur Frage der Giftfestigkeit (Immunität) gegen Cholera und Typhus. Er folgerte ungefähr nachstehendes: Meerschweinchen, die durch lebende oder abgetödtete Culturen von Cholera- oder Typhusbacillen giftfest (immun) gemacht sind, zeigen die Eigenschaft, daß ihr Blutserum im Stande ist, wenn man es auf andere Thiere überimpft, wiederum Giftfestigkeit (d. h. Uninficirbarkeit) dieser letzteren gegen Cholera, resp. Typhus zu erzeugen. Auf Grund angestellter Mischungsversuche von Cholera-, bezw. Typhusculturen mit entsprechendem Immunserum (d. h. Blutserum immun gemachter Thiere) kommt er zu folgenden Schlüssen. Der Zusatz von Immunserum zu bakterienhaltigen Flüssigkeiten, resp. Bakterienculturen bewirkt eine Hemmung der freien Beweglichkeit der Bakterien dadurch, daß sie in einen eigenthümlichen, klebrigen Zustand gerathen und mit einander zu mehr oder weniger großen Klumpen verkleben. Er nennt diesen Vorgang die sogenannte Agglutination. Eine derartige specifische Wirkung der Agglutination äußert aber ein Cholera- oder Typhusimmunserum nicht nur auf Cholera-, resp. Typhusbacillen, sondern auch noch auf eine andere Anzahl morphologisch den genannten Bacillen ähnliche Arten. In ganz frischem Zustande und bei gewöhnlichen Zimmertemperaturen wirken die Immunsera aber nicht nur agglutinirend, sondern auch bakterientödtend. Erhitzt man dagegen die Immunsera durch längere Zeit auf etwa 60 °, so verlieren sie ihre bakterientödtende Eigenschaft, behalten aber noch ihre agglutinirende. Setzt man jedoch einen Tropfen eines frischen Blutserums oder einer solchen Peritonealflüssigkeit zu einem solchen nur noch agglutinirend wirkenden Serum, so tritt wiederum die bakterientödtende Kraft hervor. Der Vortragende glaubt so diese Thatsachen erklären zu müssen, daß die bakterielle Eigenschaft eines Immunserums darin bestehe, daß sie die Bakterienleiber für die Wirkung der natürlichen Schutzstoffe (Alexine nach Buchner), die in jedem normalen Blutserum enthalten seien, erst angreifbar mache. Er leugnet die Auffassung der Koch'schen Schule, daß mit einem Immunserum ein specifisches Bakteriengift, das nur für eine ganz bestimmte Art eines Bacillus und z. B. etwa nur für den echten Choleracillus giftfestigend wirke, in den Körper einverleibt werde. In der Discussion hält ihm gegenüber Professor R. Pfeiffer (Berlin) die Ansicht der Koch'schen Schule und speciell seine eigene aufrecht, daß ein specifisches Gegengift (specifische Antikörper) allein die bakterientödtende Kraft ausübe und das Zusammenleben der Bakterien erst eine Folge seiner Einwirkung und seiner degenerirenden Einflüsse auf die specifischen Bakterienarten sei. Dr. Wladstein (Petersburg) betonte, daß nach seiner Ueberzeugung man zwischen einer sogenannten activen und latenten Giftigkeit der Bacillen und speciell auch des Cholerabacillus unterscheiden müsse, die je nach dem betreffenden Nährboden, auf dem die Bacillen gezüchtet werden, eine verschiedene sei. An der nun folgenden Discussion betheiligten sich weiterhin noch die HH. Dr. Stern (Breslau), Dr. v. Poehl und Gruber. Den Schluß der Vormittagssitzung bildete Hr. Dr. Hennig (Königsberg), welcher über den Werth des Diphtheriebacillus in der Praxis und über eine von ihm geübte Methode der Diphtheriebehandlung sprach.

• **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 8. bis 11. April folgende Schriften eingegangen:

George Beaudes: William Shakespeare. 1.—10. Lfg. Paris u. Leipzig, Albert Langen 1895. — Alfred Beetschen: Literarische Begegnungen. Zehn Dichterprofile. Leipzig u. Zürich, Th. Schröter 1896. — Derselbe: Die Musik im Spiegel zeitgenössischer Dichtung. Ebd. — Goethe als Erzieher: Von einer Frau. München, Aug. Schupp. — A. de Nora: Mein Herz. Gedichte. München, Seitz u. Schauer 1896. — Adelheid Wendel-Schratz: Aus Herz und Welt. Gedichte. Ebd. — Dr. Philipp Zorn: Die Hohenzollern und die Religionsfreiheit. Berlin, Carl Heymann 1896. — XV. Jahresbericht der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde über das Jahr 1895. Bonn 1896. — Philipp Wagner: Ein Achtundvierziger. Leipzig, Rud. Claußnitz 1895. — Franz Ludwig Baumann: Die 12 Artikel der oberschwäbischen Bauern 1525. Kempten, Jos. Kösel 1896. — Dr. Hans Gerdes: Getreide-Absatz-Genossenschaften. (Volkswirthschaftl. Zeitfragen. Heft 136.) Berlin, Leonh. Simion 1896. — Ferd. Bonerfreund: Eine Plusterpoetei oder die Bauernbündler unter sich. Augsburg, Lit. Institut von Dr. M. Huttler 1896. — Vierteljahrsschrift für Staats- und Volkswirthschaft, herausgegeben von Dr. Knapp Fraustenstein. V. Bd. 3. Heft. Leipzig, C. L. Hirschfeld 1896. — Zur Aufhebung der Bianca-Termingeschäfte in Getreide. (Stimmen aus dem agrarischen Lager. Heft II.) Von Dr. Gustav Ruhland. Berlin, Wilh. Istleib 1896. — Friedrich v. Weech: Karlsruhe, Geschichte der Stadt und ihrer Verwaltung. (8. u. 9. Lfg.) Karlsruhe, Macklot'sche Buchhandlung 1896. — Otto Rühle: Sechs Jahre in einem sächsischen Lehrerseminar. I. Th. Die Behandlung der Seminaristen. 2. Aufl. Leipzig, Aug. Schupp 1896.

Herder'sche Verlagshandlung, Freiburg im Breisgau.

In unserem Verlag ist erschienen und ist vorräthig in der Buchhandlung Herder & Co. in München:

Abessinien und seine Bedeutung für unsere Zeit.

Aus dem Nachlasse von E. F. A. Münzenberger herausgegeben von J. Spillmann S. J.

Mit 38 Abbildungen und einer Karte. gr. 8°. (XII und 162 S.) M. 3—; eleg. geb. M. 5.— (4350)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschienen!

Mit achtzig Jahren.

Lieder und Epigramme von

J. G. Fischer.

Preis geheftet 2 Mark. Elegant gebunden 3 Mark.

Der greise Dichter vereinigt in diesem Bändchen die letzten Gaben seiner Muse. Seine noch immer jugendfrischen Lieder dürfen bei allen Freunden echter Lyrik des lebhaftesten Anteils sicher sein und werden am so größerem Interesse begegnen, als gerade in letzter Zeit wiederholt auch von jüngeren norddeutschen Schriftstellern auf die hervorragende Bedeutung des nun achtzigjährigen schwäbischen Dichters hingewiesen worden ist. (4122)

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1896. München, Montag, 13. April. Nummer 85.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.50, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Ed. Wilh. Sievers und seine letzten Shakespeare-Forschungen. I. Von Walter Bormann. — Zur Geschichte der Quäker in Amerika. Von Hermann Schönfeld. — Mittheilungen und Nachrichten.

Ed. Wilh. Sievers und seine letzten Shakespeare-Forschungen.

Von Walter Bormann.

I.

Als am 9. December 1894 Eduard Wilhelm Sievers zu Gotha das irdische Auge für immer schloß, da lief nicht die Kunde eines allgemeinen schweren Verlustes durch die deutschen Blätter, und nur wenige wußten, welch ein tiefer Denker und Forscher, welcher getreue Arbeiter von seinem Acker geschieden war. Noch im letzten Lebensjahre verfaßte er zwei Schriften mit einer Hingabe, die sich im Vorgefühl des Todes und im Werthbewußtsein seiner Gaben nur steigerte und seinen siechen Kräften Flügel gab. Beide sind erst nach seinem Ende erschienen: in Kölbings „Englischen Studien" (Band XX, Heft 2; Leipzig, O. R. Reisland) der Aufsatz „Shakespeare und der Gang nach Canossa", eine eingehende Betrachtung über die Bedeutung von Handlung und Charakteren in Shakespeare's „König Johann", und als Buch nun auch „Shakespeare's zweiter mittelalterlicher Dramen-Cyklus" (Berlin 1896, Reuther u. Reichard). Wilh. Wetz, der schon früher in seinem „Shakespeare vom Standpunkte der vergleichenden Literaturgeschichte" Sievers' Verdienste auf das höchste ehrte, hat als Herausgeber in der zu der zweiten dieser Arbeiten geschriebenen Einleitung den wenigen Geistern in Deutschland, welchen er ein wirklich wissenschaftliches Eindringen in Shakespeare zuerkennt, als einen der bedeutendsten Sievers angereiht.

Mit dem Hauptwerk von Sievers „William Shakespeare" (Gotha 1866, Rud. Besser; jetzt bei Reuther u. Reichard in Berlin), von dem nur Band I herausgekommen, bin ich selbst erst nach dem Erscheinen meiner Abhandlungen über „Shakespeare den Dramatiker und Shakespeare den Dichter" (Beil. 1892, Nr. 57, 62—64) bekannt geworden. Diesen Umstand würde ich übergehen, wenn nicht eine innere Uebereinstimmung des Buches und meiner Aufsätze vorläge, die der Sache halber Anspruch darauf hat, später erwähnt zu werden. Was die kritische Behandlungsweise Sievers' von der so vieler anderer unterscheidet, ist dies, daß er nicht zufrieden ist, Stück um Stück des großen Dramatikers in Bezug auf Charaktere und Handlung einzeln zu zergliedern und irgendwelche allgemeine Behauptungen über die Weltkenntniß und Weltweisheit, die Moral oder auch über die technische Kunstfertigkeit, das ästhetische Feingefühl im Gehalt dieser Werke äußerlich anzuschließen. Sievers will von innen heraus das treibende poetische Leben dieser Dichtungen insgesammt als nothwendige Bethätigung des einen Genius, der sie aus seinem Selbst schöpferisch entfaltete, darlegen; er macht sich die Aufgabe schwerer als andere: er wagt es, was wohl kühn, aber das eigentlich Lohnende ist, bloß auf Grund seiner Werke eine Geistesgeschichte Shakespeare's zu schreiben. Schade, daß von seinem Buche nur ein Band erschien, was nicht, wie man gemeint hat, durch die mangelhafte Theilnahme, die sein Unternehmen freilich anfangs fand, verursacht war, sondern, wie der Verfasser selber bekannt hat, von der bei ihm stets wachsenden Schwierigkeit herrührte, seine Gedanken so streng in Worte zu fassen, daß es ihn selbst ganz befriedigte.[1])

Bei solcher Forschungsweise that sich ihm nun die Urgewalt eines Geistes auf, dessen ganze Kunst Klarheit über den Menschen begehrt und daher die menschliche Natur nach ihrem Geistesgehalt mit sämmtlichen Eigenschaften, mit Verstand, Phantasie, Gemüth, mit Berechnungen und Leidenschaften, Tugenden und Lastern zwingen will, enthüllt von jeglicher Verkleidung und jedem Scheine des Aeußeren über ihr wahres Sein Rede zu stehen. „Die Natur ist ein Proteus, der nur antwortet, wenn man ihn zwingt und bindet." Dieser Satz Bacons gilt nach Sievers, sobald man ihn auf das rein Geistige des Menschen anwendet, vollkommen von Shakespeare und seinem dichterischen Verfahren; denn es besteht dasselbe, wie Sievers ausführlich darthut, wie bei Bacon in Bezug auf die äußere Natur, so vergleichsweise bei Shakespeare auf dem idealen Gebiete der Kunst sozusagen im Experimente. Nachdem Sievers die leider heute noch umgehende Shakespeare-Bacon-Fabel schon damals gebührend abgefertigt, erachtet er es dennoch selbstverständlich für keinen Zufall, daß jene beiden einer und derselben Zeit entsprossen sind. Ueber die große Verschiedenheit, die sich bei den entsprechenden Aehnlichkeiten zwischen dem wissenschaftlichen Forscher und dem Dichter aufthut, ist Sievers sich durchaus klar; nothwendig aber in uneingeschränktem Sinne müssen dabei die Ergebnisse des einen wie des andern sein. Das Unbewußte im Empfangen des Dichters ist es, was Sievers am entschiedensten betont, obschon ihm andrerseits nicht dunkel bleibt, wie viel davon gerade beim dramatischen Dichter während seiner umfassenden schöpferischen Arbeit von selbst ins Bewußtsein übergehen muß. Es ist trotzdem sicher nicht statthaft, wie Veit Valentin in der „Ztschr. f. vgl. Literaturgesch." es gethan, die dramatische Poesie als schlechtweg reflectirend von der übrigen zu trennen. Auch ihre Wurzeln liegen im Unbewußten und, je mehr bei reichem Dichterschaffen das anfangs Unbewußte ins Bewußtsein tritt, desto ergiebiger drängen sich immer neue Schätze des Unbewußten hinzu und, was bewußt wird, ist gleichsam der Schlüssel, der die Schleusen dem Unerschöpflichen öffnet. Daß nun aber die Schaffensweise Shakespeare's in der That

[1]) Zur Ergänzung des Buches können theilweise die Veröffentlichungen von Sievers dienen, die schon vorher unter dem Titel „Shakespeare's Dramen für weitere Kreise bearbeitet" in 5 Bändchen (Leipzig, R. Engelmann, und Braunschweig, Westermann) erschienen. Außerdem hat Sievers viele in Zeitschriften und Schulprogrammen verstreute Aufsätze über Shakespeare geschrieben, darunter vorzüglich über „Othello". In Herrigs Sammlung gab er den englischen Text von „Othello" und „Julius Cäsar" mit deutschen Anmerkungen in mehreren Auflagen heraus (Berlin, Enslin).

sozusagen experimentell ist, belegt Sievers im Hinweis auf seine Compositionsart, welche der Bethätigung einer idealen Wahrheit zuliebe einen übernommenen Gedankenstoff so lange in Parallelen und Gegensätzen wendet und wandelt, bis jede Möglichkeit eines Zweifels ausgeschlossen ist. Er hat sehr Recht, zu sagen, daß Shakespeare nie bloß darauf ziele, einzelne Menschen und Menschenschicksale darzustellen, sondern daß es ihm beständig auf das Walten der die Menschheit beherrschenden großen sittlichen Lebensmächte ankomme, und er zieht Goethe's berühmte Worte an, daß Shakespeare, zum Weltgeist gesellt, dessen Geheimnisse vorschwatze: „Der lasterhafte Mächtige, der wohldenkende Beschränkte, der leidenschaftlich Hingerissene, der ruhig Betrachtende, alle tragen ihr Herz in der Hand, oft gegen alle Wahrscheinlichkeit, jedermann ist redsam und redselig. Genug, das Geheimniß muß heraus und sollten es die Steine verkündigen." So stellt auch Goethe jene zwingende Art, mit der Shakespeare die Wahrheit herauslockt, vor Augen, und auch er deutet dabei an, was Sievers ferner bemerkt, daß Shakespeare trotz seiner unvergleichlichen Lebenswahrheit keineswegs seine Menschen unmittelbar der Wirklichkeit entnimmt. Das Wesen der ganzen dramatischen Kunst besteht ja eben gerade darin, daß die Wände, die im gemeinen Leben dem Einblick in das Innerste der Gemüther im Wege stehen, vom Seherauge des Dichters durchdrungen werden, und es ist ein verfänglicher Irrthum der „Modernen", daß sie, indem sie darauf ausgehen, mit ängstlicher Treue das äußere Leben wiederzugeben, diese Wände stehen und über alles Wichtigste uns im Dunkel lassen. Ein Experiment in dem übertragenen Sinne, in dem ihn Sievers bei Shakespeare gelten läßt, gibt es auch in der Dichtkunst; eine „wissenschaftliche Kunst" indeß im Sinne Zola's kann es weder im Drama, noch sonst in der Dichtung geben; denn ohne des Dichters ordnenden und klärenden Seherblick ist da alles umsonst, und wer, wie Schiller sagt, „über die Wirklichkeit nicht hinauskommt, wird nie die Wahrheit erobern."

Der edle ästhetische Schein der Kunst offenbart die Wahrheit, die jeden bloß sinnlichen Schein der Alltagswelt abstreift und oft zu ihm in bewußtesten Gegensatz tritt. Dies eben ist es, was ich in einigen Spalten meiner vorhin erwähnten Abhandlungen in besonderer Anwendung auf Shakespeare, der nach meinem Dafürhalten wie kein anderer Dramatiker den Gegensatz von Schein und Sein als die unbewußte Triebkraft seines Schaffens in sich trug, entwickelt habe. Dies aber ist es nun eben auch, was Sievers mit aller Ausführlichkeit in seinem Hauptwerk zur Grundlage seiner Untersuchungen nahm, indem er die Kunst Shakespeare's sich darin erproben läßt, mit unerbittlich zwingender Prüfung in Ernst und Scherz, Tragik und Satire die verschiedenen Geistesanlagen des Menschen entkleidet von jedem Schein in ihrer wahren Beschaffenheit zu beleuchten. Nichts ist lehrreicher, als z. B. die Reihe der Shakespeare's erster Schaffenszeit angehörenden Lustspiele auf Grund dieser von Sievers gegebenen Aufschlüsse zu durchmustern und sie einzeln wie in gegenseitigen Beziehungen sich so verständlich zu machen. Dann wird man einsehen, wie ernst der scheinbar auf der Oberfläche der Dinge spielende Genius, gleich Mozart in seinen komischen Opern, die Sievers zum Vergleiche heranzieht, sogar im äußersten Muthwillen sei und wie eine das gesammte menschliche Wesen umfassende Empfindung alles durchziehe und vereinige. Ein bei äußerer Betrachtung nur wie eine tolle Posse aussehendes Werk, wie die theilweise den „Menächmen" des Plautus nachgebildete „Komödie der Irrungen", zeigt sich bei solchen Gesichtspunkten und bei dem Bedacht auf die tiefen von Shakespeare hineinverwobenen Gedanken in ganz anderem Lichte. Herder und lange auch Goethe gingen so weit, das Theater für die rechte Erläuterung Shakespeare'scher Werke als unzulänglich und sogar ungeeignet zu erachten, wogegen die gediegensten Bühnenleiter unsres Jahrhunderts, wie vornehmlich Ed. Devrient, Shakespeare unauflöslich mit dem Theater verflechten wollten. Diese zweite Ansicht möchte die richtige sein, vorausgesetzt, daß man sich an leicht und rasch eingeübten Aufführungen nicht genügen lasse, die fortdauernd das ernsteste Studium des Publicums und der Menge begleiten sollen. Die bloße Vertiefung des Lesers ohne Beleuchtung der lebhaft fortschreitenden dramatischen Handlung durch das helle Licht der Bühne ist ungenügend, aber auch dieses Licht wird sehr wenig erhellen, wenn wir nicht den ergötzlich abspannenden Kunstgenuß zuvor uns mit angespannter Geisteskraft erringen und mehr und mehr uns in diese unermessene Gedankenwelt versenken.

„Und doch hat er so groß, so vielgestaltig
Dies dreiterne Gerüste nicht verschmäht."

Dieses von Schiller gesprochene Wort gilt ebenso von Shakespeare, und darum bedarf er des Theaters, für das er dichtete. Goethe war in seiner gegentheiligen Meinung dadurch beeinflußt, daß er ohne Kenntniß der altenglischen Bühne nur zu sehr die Incongruenz Shakespeare'scher Dramen mit unsrer herkömmlichen Scene wahrnahm, und wurde dann nach den Belehrungen Tiecks anderer Ansicht. In München geschah Abhülfe durch eine Reformbühne, die für die rechte Verkörperung Shakespeare'scher und anderer Dramen das denkbar Beste geleistet hat; aber bei unserm Theater geschieht Vernünftiges, möchte man glauben, nur deßhalb, um die Unvernunft und Kunstwidrigkeit in noch viel grellerem Lichte zu zeigen, und so ließ man dies treffliche Rüstzeug gleichmüthig wieder fallen.

Ungeachtet aller philosophischen Tiefe darf man nur niemals Shakespeare als Philosophen auffassen, und man begeht ebenso einen Fehler, wenn man von ihm lauter abstracte Ideen concret verarbeitet glaubt, wie wenn man ihm Weite und Tiefe der Ideen etwa deßhalb abstreitet, weil er dessen unbewußt gewesen sei. Es kommt niemals in Frage, was ein Dichter bewußt wollte, sondern, was für den unbefangenen, aber nicht flachen Blick als geschaffen vorliegt; und wenn nicht im mindesten eine Wirkung von Inhalt und Form bewußt von ihm vorbereitet war, genügt es schlechthin, daß sie da ist und wirkt. Gerade das künstlerische Schaffen, dessen Unbewußtheit zweifellos doch ein planmäßiges, tieferes Wollen innewohnt, erweist am klarsten, was so oft vergessen wird, daß unser bewußtes Sein sich mit der Fülle unsres wahren Wesens nicht von fern deckt. Und deßhalb erscheinen mir auch die Einwürfe nicht stichhaltig, die Wilh. Wetz in seiner Einleitung, die sonst die Vorzüge Sievers' so rückhaltlos kennzeichnet, gegen manche seiner Meinungen erhoben hat. „Nie sind die leitenden Ideen, die sich durch alle Werke Shakespeare's als gemeinsames Band hindurchziehen, so klar erkannt, niemals seine Stellung zu politischen und religiösen Fragen so richtig dargelegt und beurtheilt worden." So schreibt Wetz, aber es dünkt ihn unstatthaft, die zeitliche Folge der Werke in Verbindung mit der logischen Folge der Anschauungen, die ein Dichter in sich ausgebildet hat, anders als in großen Zügen zu erkennen, und ihm geht daher Sievers zu weit, wenn er in den Jugendlustspielen von Shakespeare der Reihe nach bestimmte einzelne Seiten unsrer geistigen Natur behandelt glaubt. Weder aber hat Sievers die Zeitfolge dieser Werke, die nur ungefähr angenommen werden kann, genau feststellen wollen, noch hat er gemeint, daß jene Anschauungen über den Menschen sich jedesmal, wenn der Dichter sie poetisch gestaltete, erst in ihm selbst gebildet haben. Unwillkürlich und ganz von selbst konnte es Shakespeare Bedürfniß sein, nachdem er vorher eine Seite des Menschen in der Komödie behandelte, nun zu

Digitized by Google

einer andern und dann wieder zu einer andern überzugehen, wie denn dieser Wechsel der Themen in der von Sievers angegebenen Weise doch thatsächlich und unzweifelhaft vorliegt: in den „Veronesern" der sittlich-geistige — nicht sittlich-christliche, wie Metz irrthümlich schreibt! — Gehalt der jugendlichen Naturmacht, in der „Komödie der Irrungen" die Selbständigkeit des menschlichen Geistes und das Erkenntnißvermögen, im „Sommernachtstraum" die schauende und schöpferische Kraft der Phantasie und in „Viel Lärm um Nichts" die Mächte des Gemüthes. Alle diese Geistesanlagen werden aber, wie Sievers zeigt, in ihrer Mangelhaftigkeit und größten Demüthigung von Shakespeare gezeigt, um ihren edlen unvergänglichen Kern dann festzuhalten, und sie bedürfen, um zu bestehen, sammt und sonders der Gnade. Porzia's religiös anklingender Spruch „Wir beten all' um Gnade" klingt unausgesprochen oder ein wenig anders gewandt aus „Wintermärchen" und „Sturm", aus „Maß für Maß", aus den „Veronesern" und der „Komödie der Irrungen", aus „Viel Lärm um Nichts", aus „Heinrich IV.", „Cymbeline" und „Wie es euch gefällt", ja ertönt für jeden, der tiefer lauscht, allenthalben aus dem Gesammtgehalte der Werke des Meisters heraus, der die dem Menschen gezogenen Schranken in aller seiner Gottähnlichkeit so unbestechlich aufdeckt. Es ist unmöglich, diesen ganz hervorragend subjectivischen Zug Shakespeare's zu leugnen, wie Sievers ihn auf das klarste erkannt hat, und, indem somit solch wahrhaft religiöser Kunstgehalt, wie einem Aeschylus und Sophokles, auch Shakespeare eigenthümlich ist, wird er erst zum vollen Tragiker, den alle die nicht würdigen, die mit bloßer Schöngeisterei bei ihm nur Geschmacksbefriedigung durch lebhafte Phantasiespiele suchen und die das Aesthetische vom tief Ethischen, die Dichterform von dem Zauberhauch, der ihr Leben gab, nämlich ihrem göttlichen Geistesgehalt, lösen. Und eben diese Verleugnung alles anmaßlichen Erdenscheines vor der höchsten Gnade, wie sie gerade aus Shakespeare's letztem Werk nach dem Vergehen jeder sinnlichen Herrlichkeit und Pracht als alleinige Rechtfertigung herausklingt, hat Sievers noch, mit besonderem Hinblick auf die Zeichnung Heinrichs V., bewogen, eine Geistesverwandtschaft mit Cromwell zu behaupten, und er stellt in einer Note seiner letzten Schrift die Frage, ob, da ich unabhängig von ihm schon 1892 in der Beil. z. Allg. Ztg. mich ähnlich äußerte, ich vielleicht, wie er selbst, durch Carlyle's Veröffentlichungen über Cromwell zu dieser Meinung geführt sei. In der That bin ich durch einen längeren auf Carlyle fußenden Aufsatz Moriz Carriere's über Cromwell in den „Lebensbildern" zu dieser Anschauung geleitet worden. Es scheint mir ebenso unzweifelhaft, daß die Ideen, welche Cromwell und seine Zeit kennzeichnen, schon in den Werken des Shakespeare'schen Genius vorbereitet liegen, wie daß in erkenntnißtheoretischer Hinsicht der universale Geist des großen Dramatikers naiv bereits die Wahrheiten eines Cartesius und Kant vorweggenommen, indem er auf das Ungewisse und Schwankende unsrer Sinneswahrnehmungen mit Vorliebe hinweist. Nur indem man so Shakespeare beim Uebergang vom Mittelalter zur Neuzeit als den Sendboten neu erwachender Regungen des Menschengeistes versteht, begreift man richtig die Stellung dieses Genius in der Geistesgeschichte der Menschheit.

Nicht übergehen schließlich möchte ich, daß auch Ad. Gelber in seinem Buche über Hamlet, dessen Schatten- wie Lichtseiten ich in Nr. 334 dieser Blätter von 1892 durchging, als Dritter die Gegenüberstellung von falschem Schein und wahrem Sein als leitendes Motiv der Tragödie wiederholt und zwar ebenfalls unabhängig von andern darlegte, und wenn drei Kritiker ohne Berührung mit einander zu einer und derselben Auffassung gelangen, darf man sich hüten, sie für nichts zu achten.

Zu diesen allgemeinen Erörterungen, die, um die von Sievers gegenüber Shakespeare eingehaltene Stellung und seine eigenthümlichen Verdienste anzudeuten, passend waren und auch zum Verständniß seines posthumen Buches gute Dienste leisten sollen, füge ich noch eine kurze Charakterisirung seines erwähnten Aufsatzes über „König Johann" in den „Engl. Studien" hinzu. Sievers erinnert daran, daß in Shakespeare's reife Jugendzeit die schweren Gefährdungen des protestantischen England durch den Katholicismus fielen, die damit zusammenhängende Hinrichtung Maria Stuarts, die Bannung Elisabeths durch Rom, Annäherung und Untergang der Armada, und er thut überzeugend dar, daß Shakespeare hievon beeinflußt nicht den mittelalterlichen Kampf zwischen Papstthum und Königthum, sondern den der Neuzeit angehörigen zwischen Katholicismus und Protestantismus in seinem „König Johann" vor Augen führt. Die Beweise hiefür sind schlagend und werden durch die selbständige Umdichtung, die Shakespeare an dem älteren Drama „Die unruhige Regierung König Johanns" vornahm, noch klarer, wenn auch nach Sievers schon in diesem Werke eine ähnliche Gesammtauffassung zu finden ist. Johann, bei Shakespeare ein kraftvoller Herrscher, dessen energische Kriegführung der Dauphin Louis „ohne Beispiel" findet, fragt in nichts mehr nach Rom, steht Rom gegenüber ganz allein auf sich, und wenn er von Gott und Himmel spricht, verschärft das nur seine Mißachtung gegen den Papst (vgl. III, 1). Darin ist Philipp von Frankreich als echt katholischer Fürst deutlich von ihm unterschieden, der auch, wo er sich gegen Rom sträubt, in seiner Heilsbedürftigkeit von der päpstlichen Autorität gebunden ist. Kirchlich wie national soll England auf sich selber stehen; das ist das im Stücke verkündigte Ideal. Rom braucht den Meuchelmord, um sich Johanns zu erwehren, und die päpstliche Lehnsherrschaft, unter die sich dieser in verzweifelter Lage begeben, wird durch den Bastard und die reuigen Barone von England wieder abgewälzt. Die Charakteristik des Königs, des Bastards, Pandulphos und aller Hauptgestalten durch Sievers ist von ausgezeichneter Schärfe und aufs tiefste dringt er in den Gehalt des Stückes, wenn er in der inneren Haltlosigkeit des Menschen, die als Grundton des Stückes an allen Charakteren, selbst am Bastard erscheint, das Mittel ersieht, durch das Rom hier seine Autorität befestigen will, aber vergeblich, da der Bastard, der, wie auch der Protestant es soll, der menschlichen Schwäche inne wird, „das Wetter, das er kaum aushalten" zu können meinte, doch aushält und sein Land errettet. Nur in einem wichtigen Punkte gehen wir mit Sievers nicht zusammen. So klar, daß niemand widersprechen kann, lehnt er die oft vorgetragene Behauptung ab, daß Shakespeare ein Verehrer des Legitimitätsprincips gewesen, wendet aber sicher mit Unrecht das ins Gegentheil. Um Gegner des Legitimitätsprincips zu sein, ist Shakespeare von zu ruhigem Weitblick. Nicht daß er ängstlich am Princip der Legitimität festhält, wenn die Nothwendigkeit der Ereignisse anders gebietet; aber ein Königthum von Gottes Gnaden, dem, wie wir später sehen werden, nach Sievers in besonderem Sinne auch Shakespeare anhängt, ist selbstverständlich an eine geregelte Erbfolge gebunden und, wo Usurpation stattfindet, wie bei Heinrich IV., haben doch dann dessen Sohn und fernere Nachkommen das Recht einer neuen Legitimität für sich. Darum fällt für uns auch die Meinung von Sievers zu Boden, daß Johann ungeheuchelt dem inneren Herrscherberuf nach Shakespeare's Auffassung hätte folgen und seinen unmündigen Neffen offen vor der Welt hätte ausschließen müssen. Höchstens konnte er im Namen Arthurs die Krone verwalten, anstatt durch ein untergeschobenes Testament, durch den Mordplan gegen den Neffen, wobei eine böse

Digitized by Google

That die andere gebiert, seine Herrschsucht zu befriedigen. Weil Johanns Gewissen beschwert ist und er nach Fremdem greift, unterliegt, wie Shakespeare's Darstellung klar hinstellt, auch seine ursprünglich große Kraft, und der frohgemuthe Bastard, der allen weltlichen Besitz gegen ein freies Ritterthum wegwirft, bleibt Sieger. Dieser letztere und die Auseinandersetzung mit seinem Bruder in I, 1 haben daher einen andern Gegensatz zum Betragen Johanns, als Sievers annimmt; wenn der Bastard ruft: „Ich bin ich, wie ich erzeugt auch bin," so wird diese stolze Offenheit zur feigen Verstellung des Königs, der etwas sein will, wozu er kraft der Geburt kein Recht hat, in Vergleich gesetzt. Illegitim im Sinne wie der Bastard ist Johann nicht. (Vgl. hiezu noch den Abschnitt über „Die Usurpatoren" bei Weß „Shakespeare vom Standpunkt der vergleichenden Literaturgeschichte.")

Zur Geschichte der Quäker in Amerika.[1])

„Das Emporkommen der Leute, welche sich Quäker nennen, ist eins der denkwürdigsten Momente in der Geschichte des Menschengeschlechts. Es bezeichnet die Epoche, da Geistes- und Gewissensfreiheit von dem Volke bedingungslos als ein unveräußerliches Geburtsrecht in Anspruch genommen wurde. Den Massen des Volkes stellte sich in jenem Zeitalter alle Erwägung der Politik und der Moral unter theologischer Form dar. Die Quäkerlehre ist die Philosophie, die dem Kloster, der Hochschule und dem Salon entnommen, in die Herzen der ärmsten und verachtetsten Leute gepflanzt wurde." Mit diesen Worten charakterisirt George Bancroft in seiner, wenn auch in der Detailforschung weit überholten, so doch in der geschichtlichen Intuition unübertroffenen „History of the United States" das Entstehen jener eigenthümlichen Secte, die trotz ihrer verhältnißmäßig geringen Anzahl dennoch auf das Culturleben der Vereinigten Staaten von Amerika einen bedeutenden Einfluß ausgeübt hat. Die Secte fand ihren Ursprung in England in einer Periode intensiver politischer Erregung, als der Reformeifer leidenschaftlich den Bau der englischen Staatskirche zu versetzen strebte, den Thron thatsächlich stürzte und die Privilegien des Hochadels lahm legte. Schon im 15. Jahrhundert waren in England, der Wiege des constitutionellen Lebens, die letzten Spuren der Erbhörigkeit vernichtet worden, nach dem stürmischen Reformationsjahrhundert begannen dann im siebzehnten die kleinen Landsassen ihren erwachten Instinct für Herrschaft geltend zu machen und erlangten auch dieselbe zum Theil in einer langen demokratischen Revolution. Die Quäkersecte konnte nur unter dem niederen Volke entstehen, denn die bevorrechteten Classen hatten keine Ursache, ein Princip zu entwickeln, das ihre Vorrechte zu nichte machen mußte. Denn der Quäker erkannte nur *eine* Gewalt an, die weder politisch noch kirchlich sein konnte, die keine äußere Macht über sich anerkannte: das innere Licht, die Stimme Gottes in der eigenen Seele und damit gleiches Recht für alle, geistig und physisch frei zu sein. Es ist daher in der Weltanschauung der Quäker immanent die Ablehnung der Sklaverei in jeder Form tief begründet.

Das 23. Capitel des II. Bandes des obengenannten Bancroft'schen Werkes ist das werthvollste Stück Literatur, das die Anfangsgeschichte der Quäker in den Vereinigten Staaten in allgemeinen Zügen philosophisch behandelt. Zu dieser Allgemeinstudie über das Quäkerthum gesellt sich nun eine jüngste überaus werthvolle Veröffentlichung, die ein Einzelgebiet der Quäkergeschichte behandelt, welches bis jetzt so gut wie unerforscht geblieben ist. Dr. Stephen B. Weeks, der in einer Reihe von historischen Monographien, besonders auf dem Gebiete der Religionsgeschichte der Provinz Nordcarolina und der Darstellung der Entwicklung der Kämpfe der Dissidenten gegen die Einheit von Staat und Kirche, hervorgetreten ist, hat nunmehr in dem obigen Werke das Verhältniß der Quäker der Südstaaten unsrer Republik zur Sklaverei endgültig festgelegt.

Die Meisterschaft dieser Arbeit zeigt sich in ihrer Beschränkung. Nur auf einem beschränkten Gebiet konnte die Genauigkeit, Einzelforschung und intensive Quellenbenutzung angewendet werden, wie sie in dem Buche überall zu Tage tritt. Aber diese Beschränkung ist durchaus keine künstliche, etwa bedingt durch das Forschungsgebiet des Autors. Jedoch die Thatsache, daß ihr Verhältniß zur Sklavenfrage die Quäker des Südens von ihren nördlichen Brüdern wesentlich unterschied, und ihre eigenthümliche Stellung in der socialen und ökonomischen Entwicklung des Südens macht die Erforschung ihrer Sondergeschichte nothwendig und werthvoll.

So ist denn der Hauptgegenstand des stattlichen Bandes von 414 Seiten die Gründung und Entwicklung der Quäkercolonien in Virginia, wo sie bald nach ihrem Entstehen in England erschienen, in Nord- und Südcarolina, zu deren ersten Colonisten sie gehören, in Georgia und Tennessee, und besonders ihre Beziehung zu anderen religiösen Körperschaften, zu den Indianern, deren eifrigste und erfolgreichste Missionäre sie wurden, und zu den zeitgenössischen Staatseinrichtungen dieser Colonien.

Im Juli 1656 erschienen Anna Austin und Marie Fischer, die Avantgarde der Quäker, von Barbadoes aus in Boston. Sie wurden eingesperrt und zurückgeschickt. Ein Gesetz wurde erlassen gegen die Einführung von Quäkern; sie sollten die Prügelstrafe erleiden und in ein Correctionshaus gesandt werden. Unter Androhung der Todesstrafe im Falle der Rückkehr wurden sie 1658 verbannt; 1659 wurden in Boston drei Männer und eine Frau dieser Secte gehängt. Das war der erste Willkomm der Quäker in Amerika. Erst 1677 hörte die barbarische Strenge gegen sie in Massachusetts auf. Religiöse Freiheit war das Element ihres Lebens, als Dissidenten erlitten sie jedoch Verfolgung in Virginia, Entrechtung in den beiden Carolinas und Georgia. Später erlangten sie numerische Ueberlegenheit in Nordcarolina und kämpften aggressiv gegen die dort etablirte englische Staatskirche. Sie führten den Kampf für religiöse Freiheit in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts.

Die wesentlichste Staatseinrichtung in den Südstaaten war die Sklaverei, welche das Wesen der Quäker daselbst modelte und bestimmte. Das Wachsthum des Widerstandes derselben gegen die Sklaverei wird von seinen Anfängen verfolgt; die Unmöglichkeit, erfolgreich gegen den Strom zu schwimmen, führt wiederum zur Auswanderung weiterhin nach dem Westen, besonders nach Ohio und Indiana, so daß um die Wende des 19. Jahrhunderts, wo der Protest der Quäker gegen die Sklaverei energisch begann, ihre alten Colonien in Südcarolina und Georgia aus dem politischen und religiösen Leben ganz zu verschwinden anfangen.

Die Darstellung solcher ins einzelne gehenden Forschung erforderte die Einsicht in alle Documente der Gesellschaft im Süden, welche 168 Manuscriptbände und zahlreiche Fascikel mit etwa 30,000 Seiten umfassen und bis zum Jahre 1672 heraufreichen. Die wichtigsten dieser Manuscripte nebst ihrer gegenwärtigen Aufbewahrung sind in einer werthvollen Bibliographie (pp. 345—352) beschrieben. Sie sind hier zum erstenmal für die geschichtliche Forschung benutzt worden.

[1]) Southern Quakers and Slavery. A Study in Institutional History. *Stephen B. Weeks*, Ph. D. Baltimore, Johns' Hopkins Press. 1896. pp. 400 and XIV.

Für das sociale und ökonomische Leben der Quäker zog der Autor die gedruckten Journale der wandernden Freunde, 74 an der Zahl, heran. Ein voller Index nennt jede Familie, die in dem Buche vorkommt, so daß dasselbe local auch einen genealogischen Werth für die Abkömmlinge jener Culturpioniere besitzt. Ihre Eheeinrichtungen, ihr Bemühen, die Einfachheit der Sitten, der Kleidung, der öffentlichen Feste und Vergnügungen zu erhalten, ihre Gesetze gegen übermäßiges Rauchen und Trinken, ihr Vermögen und ihre Armengesetzgebung werden eingehend aus den Quellen beschrieben. Es ist natürlich, daß die Quäker, welche sich einmüthig ihrem Gesetze nach gegen den Krieg in jeder Form aussprachen und im Falle des Krieges Dienstleistungen jeder Art versagten, in dem harten Colonistenlande, wo Krieg mit der Natur, mit den Indianern an der Tagesordnung war und später der blutige Revolutionskrieg gegen England tobte, mit ihren Landsleuten anderer Glaubensrichtungen in Conflict gerathen mußten. Sie lehnten ab, sich für den Krieg zu üben, und wurden mit Geldstrafen belegt, sie lehnten ab, letztere zu bezahlen, und wurden ins Gefängniß geworfen. Die Behörden der Colonien wurden endlich durch ihre feste Standhaftigkeit im Leiden zum Aufgeben der Verfolgung bestimmt.

Aber die hauptsächlichste Culturmission der Quäker lag in ihrem Einfluß auf die Anregung der großen Frage der Sklavenbefreiung. In diesem Kampfe traten sie aus ihren Schranken heraus und appellirten an das allgemeine Gewissen des Menschengeschlechts, sie verließen die Grenzen des Abstracten und traten über in die Domäne der That. Sie waren die einzige religiöse Gemeinschaft, die der Sklaverei entgegentrat, nicht bloß mit ihrem moralischen Einfluß, und sie blieben ihrem Princip treu, bis die letzten Spuren der officiellen Sklaverei von dem Boden der Union weggefegt waren. Zwar hätten sie anfangs ohne diese Institution selbst nicht bestehen können, aber schon frühzeitig strebten sie langsam, das System aufzuheben. William Penn, der wahrhaft bedeutende Begründer des Quäkerthums in Amerika, versuchte die Lage der Sklaven durch Gesetzgebung zu verbessern. Den „Deutschen Freunden" in Germantown, Pa., gebührt das hohe Verdienst, zuerst (schon im Jahre 1688) einen feierlichen Protest gegen die Sklaverei an die „Jährliche Versammlung" gesandt zu haben. Doch wurde durch förmlichen Beschluß „den Quäkern das Hereinbringen von weiteren Sklaven" verboten. In Neu-England wurde das Sklavenhalten durch Quäker schon 1770 als Verbrechen betrachtet, das mit Ausschluß aus der Gesellschaft bestraft wurde; Philadelphia folgte 1776.

Die Quäker waren die hauptsächlichsten Begründer jenes merkwürdigen Systems, das in der Geschichte der Sklaverei in Amerika unter dem Namen „Underground Railroad" bekannt ist. Es waren überall in den Sklavenstaaten Leute, die der Sklaverei feindlich gegenüberstanden. Sie unterstützten flüchtige Sklaven und brachten sie heimlich nach der nächsten „Station", wo sie in derselben Weise weiter befördert wurden. Das System wurde mit der Zeit so entwickelt, daß sich bestimmte Wege aus den Sklavenstaaten nach den freien Staaten bildeten, wo die Sklaven befördert wurden. Die Sache war indeß keineswegs ohne Gefahr, da Sklavenbefreiung als ein Verbrechen der Felonie mit Zuchthaus, ja sogar mit der Todesstrafe belegt wurde. Der Begründer und der Präsident dieses Systems aber waren beide Quäker von Nordcarolina, das Netz jener „Underground Railroad" befand sich besonders in den von Quäkern bewohnten Districten, vornehmlich Ohio und Indiana.

Die Anzahl und Ausdehnung der Sklavenbefreiungsgesellschaften (Manumission Societies) wird zum erstenmal erschöpfend aus Quellen beschrieben, die bisher unzugänglich waren. Dieselben erweisen, daß bis zum Jahre 1831 die Stimmung für die Sklavenhalterei im Süden durchaus nicht so allgemein war, wie gewöhnlich angenommen wird, und daß dieselbe sich erst im Gegensatz zu dem sklavenbefreienden Norden und dessen scharfer Propaganda verbitterte und zu dem furchtbaren Ausbruch des blutigen Bürgerkrieges führte. Außerdem hatte sich die Gesellschaft des Südens allmählich mehr und mehr in zwei Classen getheilt: die sklavenhaltende Aristokratie und das Proletariat. Die Mittelclasse war mit der Zeit entweder in der ersteren aufgegangen oder zur misera contribuens plebs herabgesunken, oder — und das geschah am häufigsten — war nach dem weiten lockenden Westen ausgewandert.

Die Ausdehnung und der Einfluß der Auswanderung nach dem Westen ist für den Allgemeinhistoriker vielleicht am interessantesten. Es ist dies eine neue Phase der Völkerwanderung, die sich im 18. Jahrhundert nach dem Süden, im 19. nach dem Westen ergoß. Auch eine Welle von Quäkern erhob sich in dem ersten Viertel des 18. Jahrhunderts in Pennsylvanien und New Jersey nach dem Süden und überfluthete erst Maryland, dann Virginia und Nordcarolina, bis sie für eine Zeit lang in Südcarolina und Georgia zum Stillstand kam. Die Pennsylvania-Deutschen spielten eine große Rolle bei dem Einpflanzen des Quäkerthums im Süden, wo dasselbe ein gewaltiger Factor geworden ist. Aber auch die englischen Quäker waren Teutonen. Es war die alte teutonische Wanderlust, die sich hier in neuer Form geltend machte, welche einst die Angeln und Sachsen nach Britannien zog, die Franken nach Gallien, die Normannen in alle Welt, die Ostgothen nach Italien, die Vandalen nach Spanien und Afrika, und alle einige Jahrhunderte später nach dem heiligen Lande. Freilich spielten bei den Quäkern religiöse und ökonomische Fragen eine große Rolle bei dem Zuge nach dem Westen. Aber einmal in diesen Staaten, gewannen sie dieselben durchaus für die Sache der Union gegen die Secessionisten der Südstaaten; ihr Einfluß auf eine gedeihliche Beendigung des Bürgerkrieges zu gunsten der Union kann gar nicht überschätzt werden. Die drei von den Quäkern am meisten beeinflußten Weststaaten Ohio, Indiana, Illinois warfen besonders ihre Macht in die Wagschale, die sich dann auch der Sache der Sklavenbefreiung endgültig zuneigte.

Weeks' Monographie ist ein neuer Baustein exacter historischer Forschung im besten deutschen Sinne. Erst wenn Tausende solcher Bausteine in derselben Weise vollendet sein werden, wird ein großer synthetischer Historiker mit diesem Material den stolzen Bau einer allgemeinen Geschichte dieses gigantischen Landes und seiner unzähligen complicirten Probleme aufführen können, wie der tüchtige deutsche Historiker v. Holst einen Theil desselben aufgeführt hat.

The Columbian University, Washington D. C. Hermann Schönfeld.

Mittheilungen und Nachrichten.

R. F. Die Psychologie im Dienste der Grammatik und Interpretation. Vortrag, gehalten im Vereine „Mittelschule" am 14. Dec. 1895 von Prof. Dr. W. Jerusalem. Wien, 1896, Alfred Hölder. — Nach dem Aufkommen einer psychologischen Betrachtungsweise der Sprachentwicklung durch W. v. Humboldt, Lazarus und Steinthal hat Prof. Ziemer den Versuch unternommen, in seiner lateinischen Schulgrammatik die psychologische Methode einzuführen. Verfasser glaubt aber, daß hier noch nicht das Guten genug gethan worden ist und legt daher die Grundzüge seines auf langjährige Erfahrungen sich stützenden psychologischen Untersuchungsverfahrens vor. Jeder Satz besteht, wie er ausführt, aus zwei Elementen, einem generischen oder socialen, und einem individuellen. Das erste

besteht in den Wörtern und ihren Verbindungen, deren Verständniß der Sprechende voraussetzt, das zweite bietet das, was man die Seele der Sprache nennen kann, nämlich die Summen der Vorstellungen, Gefühle und Willensregungen, die beim Aussprechen eines Satzes das Bewußtsein des Sprechenden erfüllen. Beide Elemente hat nun der Sprachunterricht zu berücksichtigen, das erste besonders die Grammatik und die Lehre von den Tropen, das zweite die Interpretation. Zunächst ist da festzuhalten, erstens, daß die Wörter nichts Selbständiges, sondern Urtheilselemente sind, zweitens, daß der Sprechende so spricht, wie er von seinen Hörern verstanden werden will. So z. B. kann man an dem Gebrauch des Imperfectums ersehen, daß der Sprechende stets „eine vergangene Handlung in ihrem Verlaufe darstellen will", was Verfasser mit zwei bekannten Stellen aus Homers Ilias belegt (Il. I, 34, 52). Ferner ist die doppelte Bedeutung der Vergangenheitsform zu beachten: in den Erinnerungsurtheilen bezeichnet es „die Beziehung auf das Erlebniß des Sprechenden", in den (vom Verfasser so genannten) historischen Urtheilen wird das individuelle Erlebniß eliminirt und es bedeutet nun das „war", daß „das mitgetheilte Ereigniß einen Theil des historischen Geschehens bildete, und daß es seine Wirkungen äußerte". Die in der Form der Zukunft ausgedrückten Sätze betrachtet Verfasser mit Recht als Erwartungsurtheile. Der Redende „faßt die Zukunft auf als einen in der Gegenwart liegenden Keim, als eine vorhandene Tendenz, eine Willensrichtung". Damit ist zugleich die (besonders im Englischen zu Tage tretende) Verwandtschaft des „wollen" mit dem „werden" erklärt. Bei der Verwendung verschiedener Fragepartikeln im Lateinischen spielt die beabsichtigte Wirkung auf den Hörer eine große Rolle, desgleichen in den Bedingungssätzen, deren die griechische Sprache vier Arten unterscheidet. Die feinsten Nuancen der Gedanken sind hier bei genauerer Analyse aufzufinden, wie Verfasser an einem überaus passend gewählten Beispiele (Demosthenes, I. Olynth. Rede, 12) darthut. Die Lehre von den Tropen und Figuren kurz berührend, betont Jerusalem, daß jede Metapher auf einer Aehnlichkeits-, jede Metonymie auf einer Berührungsassociation beruht. Was nun die Bedeutung der psychologischen Analyse für die philologische Interpretation betrifft, so bekundet sie sich zunächst in der Klarmachung der syntaktischen Formen, weckt ferner eine Menge Associationen aus den verwandten Gebieten und regt zu weiterem Studium an. Zum Schluß zeigt Jerusalem an zwei Stellen aus Homer (Il. I, 32, 121, Il. I. 274—84), wie die psychologische Betrachtungsweise im stande ist, reiches ästhetisches und ethisches Material aus den Werken der Classiker zu schöpfen. Der Verfasser selbst behandelt Homer und Sophokles auf diese Art in Universitätscollegien, aber auch aus anderen Literaturen ist viel zu gewinnen. Wir pflichten dem Verfasser des äußerst anregenden Büchleins in vollstem Maße bei, wenn er die Forderung stellt, daß jeder Lehrer antiker oder moderner Sprachen sich psychologisch ausbilde.

D. **Wiesbaden**, 9. April. XIV. Congreß für innere Medicin. Nachgetragen sei zu den besprochenen Verhandlungen noch, daß im Anschluß an den Vortrag des Prof. Gruber (Wien) sein Mitarbeiter Dr. Durham (London) mittelst eines Projectionsapparates erläuternde Demonstrationen zu den vorhergehenden Ausführungen gab.

Die heutige Nachmittagssitzung begann mit einer Mittheilung des Hrn. Munnabeeg (Wien) über eigenthümliche Blutbefunde bei Leukämie. Der genannte Autor hat in weißen Blutzellen Leukämischer Körperchen mit amöboider Bewegung gesehen, über deren Natur sich etwas sicheres noch nicht aussagen läßt, welche er aber geneigt ist, für Protozoengebilde anzusehen. — Dr. Päßler (Leipzig) berichtete über die Fortsetzung der zuerst von Prof. Romberg (Leipzig) begonnenen und in Gemeinschaft mit ihm weiter fortgesetzten Untersuchungen über Verhalten von Herz und Vasomotoren bei Infectionskrankheiten. Die betr. beiden Autoren experimentirten mit Diphtheriebacillen an Kaninchen und bestätigten die früher von Romberg mit Pneumococcen und Pyocyaneus erhaltenen Resultate, daß bei den durch die genannten Mikroorganismen erzeugten Infectionskrankheiten das für dieselben im schweren Stadium charakteristische Absinken des Blutdrucks ausschließlich Folge einer Lähmung der Vasomotoren sei, die ihrerseits auf einer Lähmung des Oblongatacentrums beruhe, während die Herzkraft nicht nachweisbar geschädigt sei. — Prof. Lenhartz (Hamburg) berichtete über seine Erfahrungen auf dem Gebiete der sogenannten Lumbalpunction, d. h. der mittelst einer Hohlnadelspritze ausgeführten Flüssigkeitsentnahme aus dem Duralsack der Lendengegend. Er äußerte sich über den diagnostischen und therapeutischen Werth der genannten Methode und betonte folgendes: Betreffs der Diagnostik sei vor allen Dingen wichtig der Eiweißgehalt der entleerten Flüssigkeit und der bacteriologische und mikroskopische Untersuchungsbefund derselben, während dem specifischen Gewicht ausschlaggebende diagnostische Bedeutung nicht zuzuerkennen sei. Betreffs des therapeutischen Werthes sei die Lumbalpunktion, von der er keinerlei nebenschädigende Einwirkung auf die Patienten habe constatiren können, mit mehr oder weniger günstigem Erfolge, je nach dem einzelnen Falle, angezeigt bei der acuten seröse, wie der sogenannten chronischen tuberculösen Gehirnhautentzündung (Meningitis), bei der sogenannten acuten epidemischen Cerebrospinalmeningitis, dem Hydrocephalus, sowie bei hochgradigen Chlorosen, welche mit schweren Gehirnsymptomen einhergingen. An der anschließenden Discussion betheiligten sich Krönig (Berlin), Goldscheider (Berlin), Quincke (Kiel), F. R. Schultze (Bonn), Ewald und Hansemann (Berlin). Die Ausführungen der gesammten Herren bestätigten im allgemeinen, daß die Methode diagnostisch werthvoll sei, daß unter Umständen zwar Nebenzufälle im Anschluß an dieselbe beobachtet worden seien, sich aber bei großer Vorsicht in der Anwendung der Methode in Zukunft sicher würden vermeiden lassen. — Geheimrath Quincke (Kiel) berichtete ferner über außerordentlich interessante Experimente, welche er bezüglich der Resorption und der Ausscheidung des Eisens im thierischen Organismus angestellt hatte. Es gelang ihm, an Mäusen, wie an Ratten und Meerschweinchen nachzuweisen, daß sowohl vom Zwölffingerdarm (Duodenum), wie aber auch vom Dick- und Dünndarm aus eine Resorption von Eisen auf dem Wege der Epithelzellen etwa in der Art, wie dies bei der Fettresorption stattfinde, erfolge. — Dr. Martin Siegfried (Nippoldsau) betonte, daß diese experimentelle Thatsache im Gegensatze zu den bisherigen experimentellen Thatsachen nunmehr ein ausschlaggebender Beweis für die Richtigkeit der klinischen Beobachtungen über die günstige Wirkung des Eisens bei Chlorose sei. Dies stimme mit seinen eigenen Beobachtungen überein, daß Eisenzufuhr, combinirt mit der Wirkung des Höhenklimas, eine zunehmende Besserung der Blutbeschaffenheit bei Chlorotischen erkennen lasse. — Prof. Küstner (Marburg) sprach über die Indicationen zur Nierenresection (Nephrectomie) und stellte als Indication für diese Operation, aber nur unter Voraussetzung bestimmter klinischer Verhältnisse und daher nur in ausgewählten Fällen gegeben, auf: Nierengeschwülste, Nierenvereiterungen, sogenannte Sackniere, Steinniere und als ausnahmsweise relativ unbedingteste Indication die einseitige Tuberculose der Niere. —

10. April. Die heutige Vormittagssitzung brachte die Erörterung eines Themas von eminentester Wichtigkeit und höchstem praktischen Interesse, nämlich die Erörterung der therapeutischen Anwendung der Schilddrüsenpräparate. Der 1. Referent, Prof. Ewald (Berlin) wies zunächst darauf hin, daß die Untersuchungen des Physiologen Schiff es gewesen seien, welche die Grundlage für eine Frage der praktischen Medicin von weittragendster Bedeutung geworden seien. Schiff war es, der zuerst nachwies, daß die vollständige Ausschneidung der Schilddrüse bei Thieren schwerste Störungen des Organismus zur Folge hatte, an welchen die Thiere zu Grunde gingen. Schiff war es aber auch, der zuerst wieder auf den Gedanken kam, derartigen, ihrer Schilddrüse beraubten Thieren kleine Stücke Schilddrüse von einem anderen Thier wiederum einzuimpfen und weiterhin statt der Einimpfung Schilddrüsensaft unter die Haut zu spritzen, und danach einen Rückgang der schweren tödtlichen Krankheitserscheinungen, welche die künstliche Entfernung der Schilddrüse erst heraufgerufen hatte, sah. Diese am Thier gefundenen Thatsachen wurden zuerst von Hurstey (England) und Bircher (Schweiz) zu therapeutischen Zwecken auf den Menschen übertragen. Es wurden sowohl frische Schilddrüsen von verschiedenen Thieren, wie aus diesen Thieren hergestellte Extractstoffe und -Präparate zu diesen therapeutischen Versuchen verwandt. Einer ganzen Anzahl Forscher gebührt das Verdienst, nach dem eigentlich wirksamen Agens, welches in der Schilddrüse diese so antitoxischen Einfluß entfalte, geforscht zu haben. Die Palme erringt Baumann (Freiburg), dem es gelang, in dem sogenannten „Thyreojodin" thatsächlich diejenige Substanz rein darzustellen, welche in der Schilddrüse für den normalen Körper, wie für den Körper bei einer Reihe von Krankheiten, eine ungeheuer wichtige Rolle für den Ablauf bestimmtee somatischer Functionen, ausübt. Das Thyreojodin ist in einer organischen Eiweißverbindung innerhalb der Schilddrüse vorhanden. Dieser Stoff ist es, welcher auf den Stoffwechsel des Organismus eine mächtige Wirkung entfaltet, der aber

auch bei seiner Anwendung im therapeutischen Sinne schwerschädigende Symptome (Erscheinungen des Thyreojodismus) hervorzurufen imstande ist. Die Giftwirkungen desselben äußern sich vor allem in Erscheinungen von seiten des Centralnervensystems, wie im Auftreten von Zucker und Eiweiß im Harn, Erscheinungen, die aber vorübergehen und den hohen therapeutischen Werth des Mittels an sich zu schmälern nicht imstande sind. Als diejenigen Erkrankungen, bei denen die Schilddrüsentherapie unbedingte Erfolge aufzuweisen habe, stehe in erster Linie das Myxoedem; aber auch über die Anwendung bei sporadischem und endemischem Kretinismus sei seine Wirkung in allen Fällen ganz ungescheinlich, während betr. einer Reihe von anderen Erkrankungen (bestimmte Hautkrankheiten, Lupus, Tuberculose ꝛc.) dieselbe von vornherein nicht sicher abzusehen sei. Die eigenthümliche Wirkung der Schilddrüsenpräparate, auf den Stoffwechsel des Körpers in mächtiger Weise einzuwirken, prädestinire sie aber auch, allerdings unter großer Vorsicht, gute Dienste zum Zwecke der Entfettung des Körpers zu leisten, wozu sie zuerst von England aus empfohlen worden seien. — Prof. Bruns (Tübingen) fügte zu den Ausführungen des Vorredners seine geradezu fundamentale Begründung der unendlich hohen Bedeutung hinzu, welche den Schilddrüsenpräparaten zukomme in der Behandlung einer weiteren Krankheit, nämlich der echten hyperblastischen Kropfes, d. h. derjenigen Kropfbildung, welche auf der Vergrößerung der Schilddrüse durch Wucherung ihres antagonen Drüsengewebes beruht. Auf Grund hochinteressanter Thierexperimente überzeugte sich Bruns davon, daß die Darreichung von Schilddrüse zu einer Rückbildung der gewucherten Schilddrüse bis zur Norm führen kann und daß die Darreichung von Schilddrüsenpräparaten (sowohl der verschiedenen Thyreojodinpräparate wie des Baumann'schen Thyreojodin) Kropfkranken sichere Hülfe zu bringen imstande ist. Allerdings muß zur Verhütung des Wiederanwachsens der Schilddrüse, da die Neigung zu einem solchen durch die betr. Medicamente nicht vernichtet wird, die Cur regelmäßig in bestimmten Zeitpunkten immer wiederholt werden. — Ein lebhafter und hochinteressanter Meinungsaustausch schloß sich an die Ausführungen der beiden Herren Referenten an und eine Fülle interessanter theoretischer, experimenteller und klinischer Beobachtungsresultate kamen im Verlaufe der Discussion zur Erörterung. Der Gesammteindruck der Debatte war der, daß mit der genauen Kenntniß der Schilddrüsenfunction ein Capitel erschlossen worden ist, welches sowohl nach der theoretischen wie praktischen Seite hin ungeahnte neue Perspectiven erschlossen hat, welches die reichsten weiteren Früchte noch verspricht, für bestimmte Krankheitsformen unendlich wichtige therapeutische Erfolge bisher einwandfrei aufzuweisen hat, in seinem weiteren Verfolg nun vor allem in der praktischen Ausführung der Darreichung des betr. Heilmittels aber die größte Kritik und die größte Vorsicht erheischt.

Dr. Sommer (Gießen) demonstrirte einen sehr interessanten Apparat, der dazu bestimmt ist, die feineren Nebenbewegungen, welche an den Extremitäten, speciell der Hand, unter dem Einfluß verschiedener psychischer und pathologischer Zustände sich geltend machen, zum graphischen Ausdruck zu bringen. — Prof. v. Noorden (Frankfurt a. M.) sprach zur Frage der Therapie der harnsauren Nierenconcremente. Er ging von dem Gesichtspunkte aus, daß man zwar die Neigung zur abnormen Harnsäurebildung im Körper (Harnsäurediathese) nicht bekämpfen könne, wohl aber die Concrementbildung, welche beim Vorhandensein einer solchen vorliegt. Dies könne auf viererlei Weise geschehen: 1) durch Steigerung der Urinausscheidung mittelst reichlicher Wasserzufuhr oder Zufuhr wasserhaltiger Nahrungsmittel (Vegetabilien), 2) durch Verminderung der Harnsäurebildung mittelst Darreichung von Nahrungsstoffen, welche die Haensäurebildung im Körper herabsetzen, 3) durch Einführung von Stoffen, welche die Lösungsfähigkeit für Harnsäure erhöhen, 4) durch Fernhalten der Stoffe, welche das Niederschlagen von Harnsäure im Körper und speciell im Harn begünstigen. Mit Bezug auf den zweiten genannten Punkt seien Nahrungsstoffe zu wählen, welche nucleinfrei oder wenigstens arm seien. Was die Zufuhr harnsäurelösender Stoffe betreffe, so sei ein dauerndes Alkalischmachen des Harnes aus bestimmten Gründen nicht durchführbar, dagegen bewähre sich in dem Sinne die Zuführung von kohlensaurem Kalk in der Dosis von 3—15 Gramm pro Tag und zwar monatelanges Durchführen dieses medicamentösen Verfahrens, bei welchem ungünstige Nebenerscheinungen für den Gesammtkörper nicht zu verzeichnen seien. — Dr. Grumbrecht (Jena) berichtete über Blutuntersuchungen bei Leukämie, und zwar über eigenthümliche degenerative Erscheinungen, welche die weißen Blutkörperchen (Leukocyten) bei der genannten Krankheit erleiden. Diese Veränderungen bestehen nach ihm in charakteristischen Structurveränderungen des Kerns und seines Chromatins. — Dr. Rasenfeld (Breslau) sprach auf Grund durchgeführter Experimente am Menschen über die „Grundzüge der Behandlung der harnsauren Diathese". Seine Ausführungen gipfelten zusammengefaßt in folgendem: Für Steinbildung ist ungelöste Harnsäure Vorbedingung. Die Menge der im Harn ungelöst vorkommenden Harnsäure läßt sich durch Sammlung des Harns auf Faltenfiltern bestimmen. Die größte Lösungsfähigkeit für Harnsäure, welche man zur Vermeidung von Steinbildung anstreben muß, wird dem Harn durch Harnstoff und kohlensaures Ammonial verliehen, wenn man diese Stoffe in der Höhe von ca. 20 Gramm pro Tag einem Individuum, das zur Steinbildung neigt, einverleibt. Außerdem gehört zur Behandlung bestimmte Regelung der Diät, und zwar Vermeidung von Fleischkost, Fett und Zucker; statt des Fleisches sind als Eiweißkörper Nahrungsmittel zu geben, welche Caseïnnatrium, Pepton und Aleuronat als Eiweißkörper enthalten; außerdem nebenher vegetabilische Nahrungsmittel. Es gelingt mit der Einhaltung einer solchen Behandlung nachweislich, die Menge der im Harn ungelöst vorkommenden Harnsäure um 25—70 Procent herabzumindern. Das ganze Verfahren kann nur die Bildung von Harnsäureconcrementen verhindern, ist aber nicht ohne weiteres als Präventivmittel gegen echte Gicht oder als Mittel zur Wiederauflösung schon gebildeter Harnsteine anzusehen. — Prof. Moritz (München) glaubt durch Versuche nachgewiesen zu haben, daß jedem Harnsäurekrystall Einschlußkörper eiweißartiger Natur zu Grunde liegen und daß Harnsteine einfache Agglomeratbildungen kleinster Haensäurekrystalle — alle mit derartigen Einschlußkörpern — sind. — Dr. Heß (Straßburg) berichtete über die Resultate seiner Untersuchungen über die „Beziehung der mit der Nahrung eingeführten Eiweiß- und Paranucleïnsubstanzen zur Alloxurkörperausscheidung". Er glaubt auf Grund derselben annehmen zu müssen, daß die Zufuhr nucleïnkörperfreier Nahrung, und zwar einer Nahrung, welche als Eiweißkörper nur Albumin und Paranucleïn enthält, die Menge der im Harn auftretenden Harnsäure und Alloxurkörper (Harnsäurebasen) gegenüber normalen Verhältnissen in keiner Weise beeinflußt, und daß damit ein weiterer Beweis zur Entstehung der Harnsäure aus den Nucleïnkörpern erbracht sei. — Dr. Laqueur (Wiesbaden) folgert auf Grund einer Anzahl exact durchgeführter Stoffwechseluntersuchungen an Gesunden wie an Kranken mit Bezug auf die Frage des Verhaltens der Alloxurkörper im Harn folgende Hauptgesichtspunkte der Behandlung gichtischer Patienten: Darreichung gemischter Kost, Vermeidung der Alkoholica, mäßige Körperbewegung. — Dr. Mordhorst (Wiesbaden) entwickelte seine Anschauungen über die Entstehung der Gicht. — An der sich hieran anschließenden Discussion betheiligten sich eine große Anzahl von Herren im Meinungsaustausch über verschiedene der von den einzelnen Rednern vorgebrachten Gesichtspunkte und Auffassungen.

* **Tübingen.** Dem Antrag der Landessynode entsprechend, hat das evangelische Consistorium beim Cultusministerium die Errichtung einer sechsten Professur an der evangelisch-theologischen Facultät der Universität befürwortet.

* **Mainz.** Otto Roquette's Schwester hat an den Redacteur des hiesigen „Anzeigers" ein längeres Schreiben gerichtet, das sich mit den Mittheilungen über den mißlichen Vermögensstand des Dichters beschäftigt. Es heißt darin: „Da Ihrer und auch zu meiner Beruhigung kann ich Ihnen die Versicherung geben, daß mein Bruder durchaus nicht in bellagenswerther Lage war. Er hat durch seine Dichtungen allerdings keine Schätze gesammelt, er war aber doch angestellter Professor am Polytechnicum und bezog ein auskömmliches Gehalt, sowie auch seine dichterischen Arbeiten ihm nebenher ganz erfreuliche Zuschüsse brachten. Der Verstorbene hat allerdings im Leben schwere Lasten auf seine Schultern genommen, und es bedurfte der ganzen Stärke seines Charakters, um die Consequenzen davon zu tragen. Er hat sie aber getragen, und daß er's konnte, verschaffte ihm ein heiteres, zufriedenes Alter. Er besaß die Achtung seiner Mitbürger und hatte warme Freunde."

* **Rudolstadt.** Hier starb am 6. April im Alter von fast 76 Jahren Archivrath Dr. Anemüller, Erzieher des verstorbenen Fürsten Georg, dann Professor am hiesigen Gymnasium, bis er unter Ernennung zum Archivrath zum Vorstand des fürstlichen Archivs, das er vollständig neu ordnete, berufen wurde. Schon

Digitized by Google

von früh auf beschäftigte er sich mit der Geschichte Thüringens und besonders mit der seines engeren Vaterlandes Schwarzburg. Zahlreiche Aufsätze aus seiner Feder sind in Zeitschriften und Sammelwerken, so z. B. in der „Allgemeinen deutschen Biographie", erschienen. Von selbständig erschienenen Schriften sind besonders zu nennen die Biographie der Fürstin Karoline Luise von Schwarzburg-Rudolstadt und die Geschichtsbilder aus der Vergangenheit Rudolstadts.

§ **Eisenach**, 10. April. Zu der Sonntag, den 12. ds. Mts., in hiesiger Stadt stattfindenden Versammlung von Delegirten der technischen Hochschulen des Deutschen Reiches sind Abgesandte aus Aachen, Darmstadt, Berlin, Breslau, Braunschweig, Dresden, Hannover, Karlsruhe, München und Stuttgart angemeldet. Den Vorsitz führt Geh. Hofrath Prof. Dr. Lepsius aus Darmstadt. Aus München nehmen theil: Director Professor C. v. Hoyer und Professor Dr. Dyck. Die Tagesordnung umfaßt folgende Punkte: 1) Aufnahmebedingungen für die technischen Hochschulen. 2) Diplomprüfungsbestimmungen. 3) Project des Prof. Dr. Felix Klein, ein physikalisch-technisches Institut an der Göttinger Universität zu gründen.

* **Jena.** Die Einweihung des Ranke-Denkmals in Wiehe ist auf den 27. Mai festgesetzt worden.

* **Leipzig.** Der Gedanke, ein „Olympia in Leipzig" zu schaffen, ursprünglich als Aprilscherz aufgebracht, tritt nun doch ins Stadium ernsthafter, darum freilich erst recht lächerlicher Erwägungen. Auf Anregung des Centralausschusses für Volks- und Jugendspiele in Deutschland fand, wie das „Tagebl." meldet, am 9. d. M. hier im engeren Kreise eine Besprechung mit einigen Mitgliedern der städtischen Behörden und turnerischer Kreise über die Möglichkeit der Errichtung eines deutsch-nationalen Olympia in Leipzig statt. Die deutsche Turnerschaft, welche im Juli nach dem Münchener Congreß Stellung zu diesem Plan nehmen will, war durch ihren Vorsitzenden vertreten, ebenso der Centralausschuß. Abg. v. Schenckendorff berichtete eingehend über den Plan selbst und über die Anforderungen an die Stadt Leipzig. In der gründlichen Aussprache wurde die Möglichkeit der Durchführung in Leipzig anerkannt. Die Entwicklung des Planes wird in einer demnächst erscheinenden Denkschrift von Director Raydt veröffentlicht werden.

* **Berlin.** Die Akademie der Wissenschaften hat, wie bereits telegraphisch berichtet ward, den Professor der Chemie an der Universität Heidelberg Geh. Reg.-Rath Dr. Victor Meyer zum correspondirenden Mitglied ihrer physikalisch-mathematischen Classe, den Professor der classischen Philologie an der Universität zu Kopenhagen Dr. Johann Ludwig Heiberg und den Dr. Heinrich Weil in Paris, Mitglied des Institut de France, zu correspondirenden Mitgliedern ihrer philosophisch-historischen Classe gewählt. — Die Staats-Archivare Geh. Archivrath Dr. Woldemar Harleß in Düsseldorf, Geh. Archivrath Dr. Kolmar Grünhagen in Breslau, Archivrath Dr. Gustav Könnecke in Marburg, Archivrath Dr. Wilhelm Becker in Koblenz, Archivrath Dr. Richard Doebner in Hannover und Archivrath Dr. Erich Joachim in Königsberg sind zu „Vorstehern" der von ihnen verwalteten Staatsarchive ernannt worden. Die geplante Erhebung der wichtigsten Provincialarchive zum Range des Berliner Staatsarchivs ist damit wirklich durchgeführt.

* **London**, 10. April. Am 7. d. M. wurde das neue schottische astronomische Observatorium auf dem Blackford-Hügel bei Edinburg eröffnet. Das alte auf dem Carlton-Hügel hat nahezu Jahre seinem Zwecke gedient. Schottland hätte wahrscheinlich nicht so bald eine neue Werkstatt für die astronomische Wissenschaft bekommen, wenn es nicht schwierig gewesen wäre, die große Sammlung astronomischer Instrumente, welche Lord Crawford vor einigen Jahren seinem Heimathlande hinterließ, passend unterzubringen. Der Bau des neuen Observatoriums hat 36,000 Pfd. St. gekostet. Der jetzige k. schottische Astronom ist Prof. Copeland.

* **Paris**, 10. April. Die von dem bekannten Astronomen Flammarion gegründete Société Astronomique hielt am 8. d. M. unter besonders großem Zulauf des Publicums ihre Jahresversammlung ab, weil das Erscheinen des Prinzen Heinrich von Orleans und ein Vortrag über die Röntgen'schen Strahlen von Dr. Edouard Guillaume, einem im internationalen Bureau für Maße und Gewichte in Paris angestellten Schweizer Gelehrten, in Aussicht stand. Der Prinz verlas mit vernehmlicher Stimme und guter Aussprache einen kurzen Bericht über die Dienste, welche ihm auf seinen Forschungsreisen die Astronomie zur Orientirung und geographischen Fixirung der Oertlichkeiten geleistet hat, und zeigte hierauf eine Reihe seiner Photographien in vergrößerter Projection. Das Publicum nahm seine Mittheilungen mit großer Gunst auf. Dr. Guillaume, der nach ihm sprach, ist ein gewiegter Specialist auf dem Gebiete der Lichttheorie. Er hat jüngst ein gelehrtes Werk „Les Rayons X et la Photographie à travers les corps opaques" in Paris erscheinen lassen, worin er eine eigene theoretische Erklärung der X-Strahlen versucht. Er illustrirte seinen Vortrag, worin er sein Werk resumirte, durch sehr interessante und wohlgelungene Experimente. Die Zuschauer konnten z. B. constatiren, daß die X-Strahlen den Vorgang in einem luftleeren Tubus durch eine Holztafel hindurch auf eine Leinwand projicirten. Guillaume erklärte, daß das Röntgen'sche Verfahren in den drei Monaten, die seit seiner Entdeckung verflossen, in Frankreich wesentliche Verbesserungen erfahren hat.

C. F. Winter'sche Verlagshandlung in Leipzig.

In unserem Verlage erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Lehr- und Handbuch der politischen Oekonomie.

in einzelnen, selbständigen Abtheilungen.
Herausgegeben und in Verbindung mit anderen Gelehrten bearbeitet von

Prof. Dr. Ad. Wagner.

Vierte Hauptabtheilung.

Lehrbuch der Finanzwissenschaft

von

A. Wagner.

Dritter Theil. Specielle Steuerlehre.

Ergänzungsheft.

Die britische und französische Besteuerung in ihrer neuesten Entwicklung und Gestaltung. (1886—1896.)

gr. 8. geh. Ladenpreis 4 M. (4362)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben vollständig erschienen!

Goethes Sämtliche Werke.

Neue Groß-Oktav-Ausgabe in 36 Bänden.

Preis in 36 eleganten Halbleinenbänden 54 Mark.
In 18 eleganten Halbfranzbänden 72 Mark.

Auf korrekten Text dieser neuen Goethe-Ausgabe ist der größte Werth gelegt; dieselbe hat unter Berücksichtigung der neuesten Forschungen und Funde eine sorgfältige kritische Bearbeitung und Ergänzung erfahren, so daß sie als die vollständigste und zuverlässigste von allen bestehenden Ausgaben bezeichnet werden kann.

Weitere Vorzüge der neuen Groß-Oktav-Ausgabe sind: Schöner klarer Druck auf festem, haltbarem Papier, geschmackvolle, dauerhafte Einbände und mäßiger Preis.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1896. München, Dienstag, 14. April. Nummer 86.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.
Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Zu den Universitätsreformen in Oesterreich. — Ed. Wilh. Sievers und seine letzten Shakespeare-Forschungen. II. Von Walter Bormann. — Mittheilungen und Nachrichten.

Zu den Universitätsreformen in Oesterreich.

Im October v. J. hatten wir die nächsten wichtigen Aufgaben der österreichischen Unterrichtsverwaltung auf dem Gebiete des Hochschulwesens hervorgehoben. Manches ist seitdem bereits in Angriff genommen worden: die Reform der medicinischen Studien, durch Veranlassung von Gutachten der einzelnen medicinischen Facultäten und durch Abhaltung einer allgemeinen Enquete unter Leitung des Unterrichtsministers; dann die nunmehr so actuelle Frage des Frauenstudiums; die Nachbildung der University extension; die bauliche Ausgestaltung von verschiedenen Instituten und Kliniken. Eine besonders tiefgreifende Reform aber betrifft die Vorlage, welche die Regierung soeben — zusammen mit den Vorlagen über die Bezüge der sonstigen Staatsangestellten — im Abgeordnetenhause eingebracht hat zur endlichen Regulirung der materiellen Stellung der Hochschulprofessoren. Schon seit längerer Zeit bestand in akademischen Kreisen eine lebhafte Bewegung infolge ihrer Zurücksetzung im Gehalte gegenüber den anderen Beamtenkreisen. Vor einigen Jahren ereignete sich sogar — wohl zum ersten male — der Fall, daß sich sämmtliche acht österreichische Universitäten zu einem Collectivschritte ihrer Rectoren vereinigten, welche beim Unterrichtsminister, wie beim Finanzminister und beim Ministerpräsidenten für die rangmäßige Erhöhung der Bezüge wirkten. In der That besteht dermalen noch in Oesterreich die Anomalie, daß die Universitätsprofessoren zwar in die VI., beziehungsweise VII. Rangclasse der Beamten eingereiht sind, dagegen weit weniger an Gehalt beziehen, als die entsprechenden Staatsbeamten engeren Sinnes. Dieser Mindergehalt wird bekanntlich stets damit motivirt, daß die Universitätsprofessoren dafür Anspruch auf Collegiengelder haben, während in Wirklichkeit letztere Nebenbezüge bei der Mehrzahl jene Gehaltsdifferenz nicht erreichen. Man denke nur an die Mitglieder der philosophischen Facultäten, welche naturgemäß (infolge der geringeren Frequenz ihrer Vorlesungen) selbst an den großen Universitäten zumeist nur ganz minimale Collegiengelder genießen; aber auch eine Reihe von juristischen und medicinischen Lehrkräften, namentlich an den kleineren Universitäten, haben, bloß wegen des geringeren Hörerkreises des betreffenden Lehrfaches, thatsächlich ein geringeres als das rangmäßige Einkommen. Dieses „alte Unrecht" soll nun, wie der gegenwärtige Unterrichtsminister seinerzeit im Abgeordnetenhause erklärte, der erwähnte Entwurf „betreffend die Regelung der Activitätsbezüge der Professoren an Universitäten (und denselben gleichgehaltenen Hochschulen und Lehranstalten)" jetzt „gutmachen". Dieser Entwurf enthält mehrfache grundsätzliche Aenderungen des bisherigen Systems, wovon die wichtigsten hier besprochen werden sollen.

I. Der Grundgehalt der ordentlichen Professoren wird nunmehr in der Regel dem Gehalte der Staatsbeamten der VI. Rangclasse völlig gleichgestellt, mit 3200 fl., d. i. um den namhaften Betrag von 1000 fl. bis 1400 fl. gegenüber dem bisherigen Betrage erhöht. Dadurch erhalten allgemein die ordentlichen Professoren schon bei der Ernennung zu solchen denjenigen Gehalt, welcher bisher der normale Höchstgehalt eines Wiener Ordinarius nach zwanzig Dienstjahren war. Infolge dieses Anspruches auf die systemmäßigen Bezüge der VI. Rangclasse rücken dann die Ordinarien nach 5, beziehungsweise 10 Dienstjahren auch in die höheren Gehaltsstufen der VI. Rangclasse vor, mit 3600 fl., beziehungsweise 4000 fl., so daß sie schon nach 10 Dienstjahren eine Gehaltserhöhung (um 800 fl.) erreichen, welche ihnen im gleichen Ausmaße nach dem bisherigen System (fünf Quinquennalzulagen zu je 200 fl.) erst nach 20 Dienstjahren zutheil wurde.

II. Einzelne, besonders hervorragende ordentliche Professoren können in die V. Rangclasse der Staatsbeamten (in die Rangclasse der Hofräthe) mit deren systemmäßigen Bezügen (5000 fl. und 6000 fl.) eingereiht werden, während bisher einzelnen verdienten Gelehrten nur der Titel (und Charakter) von Hofräthen verliehen wurde. Damit soll nicht nur die Berufung auswärtiger Gelehrter erleichtert, sondern vornehmlich ein weiteres Avancement unter den Ordinarien systemisirt werden; eine sehr beachtenswerthe Neuerung, wobei aber den Vorschlägen der Facultäten ein maßgebendes Gewicht vorzubehalten wäre. Die Gesammtzahl solcher Professoren der V. Rangclasse hat jedoch nach der Vorlage an allen Hochschulen (d. h. nicht bloß an allen Universitäten) zusammen, mit Einschluß der evangelisch-theologischen Facultät in Wien, die Zahl von 60 (= 10%) nicht zu übersteigen; eine Beschränkung, die sich wohl hauptsächlich aus finanziellen Gründen erklärt. Uebrigens sind nach Lage und Erforderniß der Verhältnisse nach höhere vertragsmäßige Bezüge für einzelne Lehrkräfte wie bisher ausnahmsweise zugestanden.

III. Von principieller Bedeutung ist auch die Gleichstellung sämmtlicher Universitäten im Gehalte der Professoren, während bisher drei Kategorien (Wien, Prag und die übrigen Orte) unterschieden wurden. Bestimmend ist diesfalls der Umstand, daß alle Professoren ohne Rücksicht auf den Standort ihrer Hochschulen eine gleiche lehramtliche und wissenschaftliche Aufgabe zu erfüllen haben und daß die abweichenden Preis- und Lebensverhältnisse ohnehin bei der Bemessung der (unberührt bleibenden) Activitätszulage je nach der Größe der Orte gewürdigt werden. Selbst obige Einreihung in die V. Rangclasse soll an sämmtlichen Universitäten ermöglicht sein. Noch weiter greifend ist aber jene materielle Gleichstellung der Hochschulen, welche durch allgemeine Aufhebung des Collegiengeldes (s. unter VI) angestrebt wird. Dermalen besteht mit Rücksicht auf das verschiedene Einkommen thatsächlich an den deutschen Universitäten Oesterreichs eine Art Avancement von Universität zu Universität, wobei sich die Etappen etwa so rangiren:

Czernowitz, Innsbruck, Prag, Graz, Wien. Das persönliche Interesse drängt gewöhnlich zu rascher Ortsveränderung, während das fachliche Interesse zumeist eine größere Stabilität der Lehrkräfte verlangt, daher es für die Unterrichtsverwaltung oft sehr schwierig ist, beiderlei Interessen gerecht zu werden. Die beabsichtigte materielle Gleichstellung wird (und soll) nun zwar den angedeuteten Wanderzug nicht ganz beseitigen: es wird auch fortan für manche (d. i. nicht bloß für Kliniker) die größere Universität und die größere Universitätsstadt genug Anziehungspunkte haben. Wohl aber dürfte der Wandertrieb bedeutend gemindert werden: gar mancher Gelehrte dürfte fürderhin den kleinen ruhigeren Arbeitsposten vorziehen, sofern da für ihn und seine Familie ebenso gesorgt ist wie an einem größeren Posten. Durch dies Festhalten hervorragender Kräfte werden gewiß die kleineren Universitäten einen namhaften Zuwachs erfahren, während die außerordentlich stark frequentirte Wiener Universität etwas entlastet würde.

IV. Eine andere wesentliche Neuerung ist die Gleichstellung der theologischen Facultäten mit den weltlichen Facultäten bezüglich des Ausmaßes der Gehalte, während bis jetzt die Professoren an den theologischen Facultäten materiell ungünstiger behandelt waren. Allerdings muß an die akademische Bethätigung der Theologieprofessoren staatlicherseits der gleiche Maßstab gelegt werden wie an jene der weltlichen Professoren; dagegen läßt sich freilich einwenden, daß nicht auch soeiale und Familienrücksichten an die wirthschaftliche Bethätigung der Theologieprofessoren einen ähnlichen Maßstab legen, wie an jene der weltlichen Professoren. Uebrigens bleiben rücksichtlich der Besoldung der dem Orden der Gesellschaft Jesu angehörenden Professoren an der theologischen Facultät in Innsbruck die geltenden besonderen Anordnungen unberührt, wonach die Ordenspersonen einen weitaus niedrigeren Gehalt (wenn wir recht unterrichtet sind, je 1000 fl. ö. W.) beziehen. Dermalen gehören alle Lehrkräfte (auch die Privatdocenten) der erwähnten Facultät dem Jesuitenorden an, nachdem die wenigen Säcularkleriker derselben vor kurzem in andere Stellungen gelangt sind. Die sogenannte Jesuitenfacultät in Innsbruck hängt nämlich wohl innig mit dem dortigen Jesuitenkloster und Jesuiteninternate zusammen und erfreut sich als solche eines sehr bedeutenden Zuspruches aus allen Staaten, ja aus allen Welttheilen (vornehmlich aber aus dem Deutschen Reiche), während die Tiroler Landeskinder, welche sich dem geistlichen Berufe widmen, zumeist das fürstbischöfliche Seminar und Alumnat in Brixen besuchen. Besondere Gehaltsbestimmungen werden auch für die Professoren an den theologischen Facultäten in Salzburg und Olmütz vorgesehen.

V. Hinsichtlich der besoldeten außerordentlichen Professoren wird mit Recht von der bisherigen fallweisen Bestimmung des Gehalts Umgang genommen und eine allgemeine gesetzliche Bestimmung des Gehaltes vorgenommen, zugleich aber auch der Anspruch auf Quinquennalzulagen eingeräumt. Indeß erhalten dieselben doch nicht die vollen Bezüge, welche den Staatsbeamten dieser (VII.) Rangelasse sonst zukommen (also nicht 2400 fl. mit 2 Quinquennalzulagen zu 300 fl.), sondern nur 1600 fl. mit 2 Quinquennalzulagen zu 200 fl. Dabei ist offenbar gedacht, daß das Extraordinariat ohnehin nur einen Uebergang zum Ordinariat für bewährte jüngere Kräfte darstellen soll, während leider in Wirklichkeit für manche Lehrzweige trotz Lehrauftrags und Lehrbedürfnisses nur Extraordinariate und keine Ordinariate systemisirt sind, so daß die betreffenden Fachvertreter ungeachtet aller Tüchtigkeit zurückgesetzt bleiben müssen. Besondere Gehaltsbestimmungen sind wieder für die außerordentlichen Professoren an den theologischen Facultäten in Salzburg und Olmütz vorbehalten. Ferner wird überhaupt noch an dem bisherigen Grundsatz festgehalten, daß unter Umständen außerordentliche Professoren auch ohne Gehalt angestellt werden können, um jenen Privatdocenten, welche sich um die Wissenschaft verdient gemacht haben, ohne daß ein dringendes Unterrichtsbedürfniß vorliegt, eine Anerkennung ihrer Bethätigung zukommen zu lassen.

VI. Die wichtigste Aenderung enthält die Bestimmung, daß den ordentlichen Professoren, sowie den besoldeten außerordentlichen Professoren in Hinkunft kein Anspruch auf das Collegiengeld mehr zustehen soll. Schon in seiner früheren Amtsführung hatte der derzeitige Unterrichtsminister Frhr. v. Gautsch die Lösung der Collegiengeldfrage in Aussicht gestellt und nunmehr erkennt er mit der Gehaltsregulirung den richtigen Zeitpunkt zur Lösung für gekommen, wie auch kürzlich in Ungarn beide Fragen zusammen zum Austrage kamen. Die erläuternden Bemerkungen zum Entwurfe wenden sich gegen jenes Argument, welches immer wieder zu gunsten des Collegiengeldes ins Feld geführt wurde, d. i. gegen die Bedeutung des Collegiengeldes als einer Förderung des geistigen Wettbewerbes unter den Docenten. An den Universitäten Deutschlands mit ihrer vollen Lehr- und Lernfreiheit mag das Collegiengeld wirklich einen Ansporn für jenen Wettbewerb bilden; an den österreichischen Universitäten aber mit ihren staatlich bestimmten Studieneinrichtungen, insbesondere mit ihren Obligatcollegien ist die Lehr- und Lernfreiheit durch engere Schranken begrenzt, so daß der Professor eines Obligatfaches unbedingt auf ein reichliches Collegiengeld rechnen kann, während den Professoren anderer Fächer ungeachtet aller Tüchtigkeit meist kein nennenswerthes Collegiengeld zufällt; insbesondere haben an den (schwach besuchten) philosophischen Facultäten nur jene wenigen Docenten ein namhaftes Collegiengeld, welche nach den Studieneinrichtungen Obligatcollegien für Hörer einer anderen (nämlich der juristischen oder medicinischen) Facultät abhalten. Von einem Wettbewerb könnte bei Obligatfächern natürlich nur dann eine Rede sein, wenn dieselben mehrfach mit Ordinarien besetzt sind. Dies ist jedoch nicht durchaus der Fall, selbst nicht vollständig an der Wiener Universität, geschweige erst an den kleineren Universitäten. Und auch wo dies der Fall ist, kommt in Folge des großen Fachumfangs zuweilen eine Theilung des Gegenstandes unter den mehreren Fachvertretern vor, wo dann die Hörer alle Vertreter neben einander frequentiren. Aber selbst wenn eine Concurrenz zwischen mehreren Docenten desselben Faches wirklich stattfindet, richtet sich die Hörerzahl keineswegs stets nach der persönlichen Tüchtigkeit. Häufig sind da äußere Umstände entscheidend; namentlich in unsrer Zeit, wo die akademische Jugend in scharfe nationale und sociale Gegensätze gespalten ist, welch letztere im bisherigen Collegiengeld leicht sogar eine sehr scharfe Spitze erhalten können: wir haben es erlebt, daß Vorlesungen tüchtiger Gelehrter demonstrativ nahezu nicht belegt wurden, und zwar nur aus dem Grund, weil die fraglichen Persönlichkeiten in ihrer politischen Gesinnung oder gar in ihrer Nationalität („Race") der herrschenden Strömung nicht gefielen; und wenn noch jetzt der geniale Glaser neben einem tüchtigen Concurrenten trabiren würde, so wäre sehr zu fürchten, daß die Genialität im Collegiengelde nicht zum Ausdruck gelangte. Wie kommt der akademische Lehrer dazu, für seine politische oder nationale Haltung, mag dieselbe wie immer beschaffen sein, oder gar für seine „Race" von Studirenden mit materiellen Nachtheilen bestraft oder boycottirt zu werden? Hienach erübrigen thatsächlich nur verhältnißmäßig wenige Fälle, in denen ein Wettbewerb wahrhaftig stattfinden und durch die persönliche Tüchtigkeit entschieden werden kann. Soll derentwegen das Collegiengeld allgemein aufrecht erhalten

Digitized by Google

werden? Drängt nicht vielmehr die grundsätzliche große Ungleichheit, welche das Collegiengeld in den überwiegenden Fällen ohne Rücksicht auf persönliches Verdienst (namentlich wegen der bloßen Ungleichheit der Fächer) bewirkt, zur allgemeinen Aufhebung desselben? Diese Aufhebung wird ja den Wettbewerb unter Fachcollegen nicht etwa hindern, denn auch fortan wird unter Concurrenten die größere Hörerzahl eine gerechte Befriedigung erzeugen, wenngleich letztere ausschließlich moralischer Natur ist. Warum soll übrigens mit der Hörerzahl auch die materielle Befriedigung wachsen, zumal mit jener nicht nothwendig der Mühaufwand steigt? Letztere Frage führt uns nun überhaupt zur eigenthümlichen Natur des Collegiengeldes: es hat sich darin gerade für den geistigsten Beruf ein Rest des alten Sportelwesens der Beamten erhalten, während auf den anderen Gebieten das Einkommen der Staatsangestellten sich nicht mehr nach der Zahl der Personen richtet, die von den Amtshandlungen betroffen werden. Das ganze Institut hängt offenbar in seinem Ursprung mit der größeren Selbständigkeit zusammen, deren sich früher die deutschen Universitäten in vermögensrechtlichen und persönlichen Beziehungen erfreuten. Unter den jetzigen veränderten Verhältnissen aber kann der Gelehrte, der die bedenklichen Schattenseiten des Collegiengeldes kennt, nur dankbar sein, wenn er nicht mehr auf die Hand des Studenten angewiesen ist — letztere ist übrigens gewöhnlich durchaus nicht eine „warme Hand", wie ein berühmter Rechtsgelehrter gemeint —, wenn er vielmehr den vollen Entgelt aus der Hand des Staates erhält und zwar im standesmäßigen und fixen Ausmaß, das dann auch dem Ruhebezuge zur Grundlage dient. Freilich wird mehrfach darauf hingedeutet, daß bei Abschaffung des Collegiengeldes fortan die Berufungen nach Oesterreich gehindert, dagegen die Berufungen nach Deutschland gefördert würden, so daß die akademische Bilanz Oesterreichs passiv bliebe. Indeß haben wir auch bei den gegenwärtigen Einrichtungen gesehen, daß hervorragende Kräfte aus dem Deutschen Reiche nach Oesterreich trotz geringen Collegiengeldes (des betreffenden Faches) und umgekehrt heimische Kräfte nach dem Auslande trotz bisherigen großen Collegiengeldes gezogen sind; man denke z. B. nur an Boltzmann einerseits und an Ihering andrerseits. Die Regierung wird eben nach wie vor, Professoren von erstem Range durch Ausnahmebezüge zu gewinnen, beziehungsweise zu halten, trachten müssen, wie ihre Motive selbst andeuten; nur während sie bisher häufig gewisse Minimalbezüge im ganzen garantirte, wird sie nunmehr oft einen bestimmten größeren Gehalt geradezu gewähren. Sehr anzuerkennen ist das Uebergangsstadium, welches der Regierungsentwurf vorsieht. Es soll ja, wie der Unterrichtsminister erklärte, durch seine Vorlage nur altes Unrecht beseitigt, nicht aber „neues Unrecht gestiftet" werden. Für das Transitorium wurde eine sehr einfache Formulirung — das Optionsrecht — gefunden: den zur Zeit activen ordentlichen und besoldeten außerordentlichen Professoren steht es innerhalb einer sechsmonatlichen Frist frei, sich für den Fortbezug des Collegiengeldes zu entscheiden, in welchem Falle dieselben auch nach den bisherigen Gehaltsnormen weiter zu behandeln sind. Hienach werden von der Abschaffung des Collegiengeldes, aber auch von der Gehaltserhöhung diejenigen Professoren gegen ihren Willen nicht berührt, welche bereits im Genusse einer Besoldung und des Collegiengeldes stehen, und zwar ohne Rücksicht auf die Höhe ihrer Bezüge. Erkennt ein zur Zeit besoldeter Professor den Fortbezug des Collegiengeldes als für ihn vortheilhafter, so wird sein erworbenes Interesse geschont, zumal er seine Lebensbedürfnisse danach schon eingerichtet haben wird. Hervorzuheben ist, daß nach dem Wortlaute des Entwurfs für die dermalen angestellten besoldeten Professoren sogar die etwaige Aussicht auf künftige größere Collegiengelder geschont ist, indem diejenigen, welche für den Fortbezug des letzteren einmal optirt haben, auch bei späterer Beförderung zu Ordinarien, bezw. an größere Universitäten im Fortbezuge bleiben dürften. Unbedingt alterirt werden also nur die entfernten Hoffnungen (auf große Collegiengelder) seitens derjenigen, welche gegenwärtig noch keine besoldete Professur erreicht haben; doch ist es für diese nicht so schlimm, wenn sie sich seinerzeit mit den Bezügen von Oberlandesgerichtsräthen und eventuell von Hofräthen werden begnügen müssen (falls sie nicht durch ganz hervorragende Leistungen etwa noch größere Ausnahmegehalte erwirken).

VII. Das Collegiengeld, welches fortan von den Studirenden entrichtet wird und nicht den Professoren zufällt, ist nach der Vorlage nunmehr an die Staatscasse abzuführen, zur theilweisen Deckung des staatlichen Mehraufwands für die Gehälter. Dies Studiengeld an den Staat ist also in derselben Höhe, nach Maß der belegten Collegien, zu bezahlen wie bisher das Collegiengeld an die Professoren. Ein solcher Modus ist einer fixen Studientaxe insofern vorzuziehen, als er während des Transitoriums den Studirenden gegenüber nicht kundgibt, welche Professoren für den Fortbezug des Collegiengeldes optirt haben; auch empfiehlt sich derselbe durch seine Einfachheit, zumal unbesoldete Professoren wie Privatdocenten als solche auch in Hinkunft unbedingten Anspruch auf das Collegiengeld behalten. Es fragt sich nur, ob nicht das Studiengeld zu gunsten des Staates (durch Verdoppelung oder Verdreifachung) erhöht werden sollte — unbeschadet der Zulässigkeit von (gänzlichen, bezw. theilweisen) Befreiungen und vielleicht von Stundungen. Bekanntlich ist das Collegiengeld in Oesterreich derzeit ohnehin weitaus geringer als das Collegiengeld in Deutschland und nicht sehr verschieden von dem Gymnasialschulgelde in Oesterreich. Durch eine Erhöhung bekäme die Unterrichtsverwaltung die Mittel, die beabsichtigte Gehaltsregulirung viel leichter und selbständiger durchzuführen, während nach den Regierungsmotiven letztere erst von dem verfassungsmäßigen Zustandekommen einer Erhöhung der Börsen-, Bier- und Branntweinsteuer — und damit auch von dem Zustandekommen des neuen österreichisch-ungarischen Ausgleiches — abhängig gemacht wird. Eventuell aber erhielte durch jene Erhöhung die Unterrichtsverwaltung eine Art Dispositionsfonds, um bei Berufung oder Festhaltung erster Kräfte rasche und ausgiebige Actionsfreiheit zu haben.

Nach all dem Gesagten wird gewiß die geplante Reform, falls dieselbe wie ihre finanzielle Bedeckung bei den Vertretungskörpern durchgesetzt wird, als ein denkwürdiger Markstein in der Entwicklung der österreichischen Universitäten zu bezeichnen sein. Freilich dürften einige künftighin eine größere Abhängigkeit der Hochschullehrer befürchten. Allein nach oben wird die bisherige Stellung durch das Vorschlagsrecht der Facultäten gewahrt, welches eben auch bei Beförderungen in die V. Rangclasse wie zu noch höheren Bezügen in Anspruch genommen werden müßte. Gegenüber den Studirenden aber wird die Aufhebung des Collegiengeldes geradezu die volle Unabhängigkeit der Professoren herstellen. Ja sogar unter den Collegen wird die Selbständigkeit gesteigert und selbst der Schein einer Befangenheit vermieden werden. Endlich würde durch möglichste Abschüttlung des Sportelwesens das allgemeine Ansehen der Universitäten noch mehr gehoben werden.

Digitized by Google

Ed. Wilh. Sievers und seine letzten Shakespeare-Forschungen.

Von Walter Bormann.

II.

Tief geschichtliche Gedanken politischer wie religiöser Art enthält ebenso nach den bis auf den Grund hinabspähenden Forschungen von Sievers Shakespeare's zweiter mittelalterlicher Cyklus. So bezeichnet Sievers die Dramenreihe, welche die vier Dramen von Richard II. bis Heinrich V. umfaßt, nicht nach der geschichtlichen Zeitfolge, sondern nach der Folge der Abfassung. Sievers hat schon in seinem Hauptbuche sich bestimmt dagegen ausgesprochen, daß man die ganze Dramenreihe von Richard II. bis Richard III. als zusammengehöriges Dichtwerk betrachtet, und wenn er früher noch allenfalls dem Theater die Vorführung dieser Werke in einer Folge zugestand, wendet er sich jetzt noch viel entschiedener gegen jede Verquickung der beiden fest in sich geschlossenen Cyklen, von denen der geschichtlich vorausgehende nach schweren Umwälzungen mit der friedlichsten Verklärung endigt, der andere die Entfesselung alles Bösen bis zu seiner Selbstzerstörung und dem endlichen Gottesgerichte abbildet. Wer irgend lernen will und kann, wird Sievers diese ästhetische Unvereinbarkeit zugeben. Nicht Geschichtsunterricht über äußere Thatsachen ist die Absicht der dramatischen Kunst; sie soll mit belebender Dichterkraft den Stoff in festen Gebilden organisch gestalten.

Auch den von Shakespeare zuerst gedichteten Cyklus stellt Sievers mit Ausnahme des unechten ersten Theils von Heinrich VI. im Unterschiede von einigen andern Kunstrichtern sehr hoch und die Immanenz Gottes, das an Menschen durch Menschen sich unweigerlich vollziehende Gericht, offenbart sich ihm schon hier.[1])

Die fortschreitende Offenbarung Gottes in der Menschheit, wie sie Lessing und Herder, Hegel und Schelling gelehrt haben, die aber bei Sievers trotz Anlehnungen an Hegel ohne pantheistischen Standpunkt ist, stellt sich nach ihm in den vier Stücken des zweiten Cyklus in ebenso vielen Stufen dar. Der Ursprung des protestantischen Princips aus dem eigenen Wesen des Menschen ist, wie er darthut, die dem Ganzen zu Grunde liegende Idee, und weil sich an ihr die schaffende Begeisterung entzündete, zweifelt Sievers auch keinen Augenblick, daß zwar weniger über den weiteren geschichtlichen Gehalt, aber doch hierüber der Dichter bewußt gewesen sei. Von dem Glauben eines bloß transscendenten Königthums, wie er im Bewußtsein Richards II., ganz wie nach Shakespeare's Zeit in dem Karls I. lag, kommen die Herrscher zur Einsicht ihrer dem Volkskörper schuldigen Dienste und fühlen sich in diesem göttlichen Wirkenskreis erst im rechten Sinne als „von Gottes Gnaden". Von der Anschauung einer weltfremden Transscendenz der Gottheit gelangt der Mensch zur Erkenntniß des seine Welt durchdringenden und haltenden Gottes, zum Gott in der eigenen Brust und zur Selbstverantwortlichkeit.

Verschiedene poetische Einkleidungen sind es dann, die Shakespeare anwendet, um diesen Gedanken das ganze Werk hindurch, das wie eine mächtige Symphonie in vier Sätzen sich darstellt, Gestalt und Farbe, ja man könnte nach Sievers mit Recht sagen, Klang zu geben; denn schon in der Behandlung von Vers und Sprache sind die Stücke äußerlich unterschieden. In den wunderbar weichen Versen von „Richard II." herrscht deutlich das Moll, in dem die Thatkraft und innere Tüchtigkeit Englands verherrlichenden Schlußdrama das Dur vor unter Bevorzugung von Mundarten; die beiden mittleren Stücke halten, wie wir hinzusetzen wollen, auch in der Form die Mitte und mischen Phantasiespiele realistischen Witzes sowohl mit elegischen als auch energischen Sprachklängen.

Und welche eigenen Bilder der Vorstellung sind es denn nun, die Sievers in diesen Formen ausgeprägt findet? Zuerst ist es der „zweite Fall des fluchbeladenen Menschen", von dem die Königin in der Gartenscene von „Richard II." spricht, welche sinnbildlich auch den Verlust eines neuen Gartens Eden andeutet, und dann nach subjectiver Willkür und Haltlosigkeit die allmähliche Rückkehr der Menschheit zu sich selbst auf Erden, was durch den Cyklus mit mehrfacher Wiederholung des Bildes bis zum Schlußdrama hindurchgeht. Ferner wird durch das Werk eine Beziehung zwischen Bühne und Leben in folgender Gestalt durchgeführt: Im Eingangsdrama überbietet das Komödienspiel aller noch das der Schauspieler, da für die bloß dem Hergebrachten zuliebe vorgenommenen Masken nicht einmal Glaube verlangt wird, im zweiten Stück buhten alle wie wirkliche Schauspieler ernstlich um einen schönen Schein; im dritten fallen dann alle Masken, weil die Täuschungen aufgedeckt werden, die das Leben, wie die Bühne, als Welt der Illusion erkennen lassen, und in „Heinrich V." endlich wird gleich von Anfang durch den Chorus der Schein der Bühne an einer großen und strengen Wirklichkeit gemessen, hinter deren Wundern er stets zurückbleibt.

Und wenn nun also diejenige Kunstweise, die schon mit ihrem Namen die Darstellung einer Handlung verspricht und dafür durchweg, selbst in stumm beredtem Spiele, als leitendes und die ganze menschliche Gestalt gleichmäßig beseelendes Element die geistige Macht des Wortes verwendet, Shakespeare zu solchen Parallelen hier paßte, läge es da so fern, daß am Ende das Wort auch einmal nicht bloß mittelbar als Ausdruck der verschiedensten Willensneigungen und Leidenschaften Träger der dramatischen Handlung wurde, sondern ganz unmittelbar in dem mannichfachsten Gebrauche durch den Menschen, mit allen seinen Künsten, seinem Schein wie seinem echtesten, tiefsten Sein zum eigentlichen Thema der Handlung genommen wäre? Daß eben dies Thema unverkennbar Shakespeare im zweiten mittelalterlichen Cyklus behandelt habe, ist die überraschendste Enthüllung, die unter dem vielen Neuen seines Buches Sievers gibt. Er zeigt, daß es schlechterdings nichts anderes als der Logos sei mit allem, was seine Bedeutung für Klangesharmonie und Klangschärfe, für Bewußtsein, für Idealität, für Schöpferkraft, für Selbstverantwortung, für wahrhaftige Einheit von Wesen, Wort und That, also für reinste Wahrheit und Gotteserkenntniß im Menschen in sich schließt, was in dieser Tetralogie zur Darstellung komme. Ueber die Johanneische Logosidee geht Shakespeare dabei nach Sievers hinaus, indem er die Fleischwerdung des Wortes nicht allein durch den Sohn Gottes vollzogen sein läßt, sondern das ideale Ziel ihrer Verwirklichung durch die Menschheit, also die Uebereinstimmung des Realen mit dem Idealen veranschaulicht. Daß der große Dramatiker ein positiver protestantischer Christ gewesen und in diesem Geiste seine Dichtung verfaßt habe, ist für Sievers augenscheinlich, und in der That kann man ebenso wenig, wie am Göttercult eines Aeschylus, daran zweifeln, daß die Dramen Shakespeare's ihrem Geiste nach von einem insbesondere christlichen Dichter geschaffen sind. Wem das ein zu enger Standpunkt ist, der mag, wenn ihm das besser gefällt, einen möglichst allgemeinen und weiten Begriff der Religion dafür einsetzen, ohne daß er damit das Sachverhältniß ändert und eigentlich etwas anderes besagt. Metz als Herausgeber scheint, was die Meinung von Sievers über den religiösen Sinn und die Logosidee im zweiten Cyklus anbetangt, noch nicht völlig überzeugt und hält seine Ansicht zurück, während ihn die Erörterungen über

[1]) S. E. W. Sievers „William Shakespeare", L. Berlin, Reuther u. Reichard, S. 151 ff.

Digitized by Google

den politischen Standpunkt Shakespeare's als das Werthvollste des Buches bedünken. Hat man nur ein bewußtes Schaffen im Auge, so würde die Zurückhaltung von Wetz nicht unberechtigt sein, obgleich man auch die bewußte Behandlung der Logosidee durch Shakespeare nicht bestimmt ablehnen kann; doch sagten wir bereits, daß an dem, was als Geschaffenes zu uns spricht, die bewußte oder unbewußte Entstehung nichts ändert. Ueberdenken wir nun die Menge von Belegen, die Sievers zusammenstellt, so scheint es kaum bestreitbar, daß Shakespeare im zweiten Cyklus allerdings das Wort und seinen Gebrauch in einer besonderen nach allen Seiten sich erstreckenden Ausdehnung behandelt. Da es unthunlich ist, das vollständige Beweismaterial hier wiederzugeben, führen wir nur der Probe halber etliche der wichtigsten Beispiele an. Richard II., der bei allen übermäßigen Vorstellungen seiner Königswürde sie bis zur tiefsten sittlichen Verkommenheit herniederzieht, bedient sich lügnerisch des Wortes, um unter dem schönsten Anschein der Gerechtigkeit seines Gewissens zu spotten und sich seines gefährlichsten Gegners zu entledigen; nach seinem Falle aber ist gerade er diesem Meineidigen gegenüber der Sprecher lauterer Wahrheit, denn die unantastbare transseendente Heiligkeit seiner Krone vertheidigt er, der, ganz von Phantasie beherrscht, sich entselbstend sich als rechtmäßigen König wie eine dritte Person einführt, wie ich selbst das nur knapp andeutend in Nr. 62 (1892) dieser Blätter früher streifte, mit glühender Ueberzeugung. Hereford aber, den schon Gervinus als Typus des großen politischen Schauspielers auffaßt, bewahrt sich den Thron, wie er ihn errang, zunächst mit falschen Künsten des Wortes und benützt sie rücksichtslos, um sich von denen, die ihm zur Macht verhalfen, unabhängig zu machen, bis ihn seine Tüchtigkeit und die Liebe zu seinem Volke von selbst läutert und er, nach viel schlafloser Sorge den Edelsinn des vermeintlich mißrathenen Sohnes erkennend, in unentstelltem Dank gegen Gott friedlich stirbt. Welchen Werth aber das Wort unmittelbar als solches im Munde Heinrichs V. behaupte, ist deutlich genug. Schon bei seinen Belustigungen mit Falstaff ist es ganz allein der kecke Witz der Rede, mit dem der Prinz den zügellosen Späßen des dicken Ritters Widerpart hält, was hier der dramatischen Handlung Leben gibt; dann aber ist es ein Ausfluß echtester Beredsamkeit, mit dem er wegen der Wegnahme der Krone vor seinem Vater seine Sache führt und dessen Herz gewinnt. Sodann lese man die lange Schilderung des Erzbischofs von Canterbury (Heinrich V. I, 1) von der Macht seiner Rede in der Behandlung jedwedes Dinges, man höre seine feurige und fromm ergebene Ansprache bei der Heimsendung der französischen Gesandten und alle die Worte reiner Gottesbekenntniß, die sich fest und hoch von seinen Lippen drängen. „So viel wie hier," sagt Sievers, „wird in keinem Stücke Shakespeare's der Name Gottes genannt, und wohl mögen viele unsrer sogenannten Frommen, die für eine Herzensfrömmigkeit, wie sie der Dichter ihm hier leiht, ebenso wenig inneres Verständniß haben, wie die heutigen „Aufgeklärten", in so häufiger Anrufung Gottes Komödie und Heuchelei wittern, wie ja auch Cromwell der Welt so lange aus gleichem Grunde als Komödiant und Heuchler gegolten hat." Man folge namentlich dem Könige auf seinem nächtlichen Gange durch sein Lager, wo er seinen Soldaten, die ihm, ohne ihn zu kennen, für den Fall ihres plötzlichen Todes ihr sündenbeladenes Ende aufbürden wollen, die Selbstverantwortlichkeit jedes Menschen zu jeglicher Stunde vorhält und sie umstimmt. Als Prediger und Lehrer erscheint hier der „Stellvertreter Gottes", wie schon Prinz Johann seinen Vater nennt, unausgesetzt. Was dabei das Thema der Selbstverantwortung anbelangt, so muß dies Wetz ungemein interessiren, da er gegen Bulthaupt, der die raschen Willensübergänge der Shakespeare'schen Personen für einen dichterischen Mangel hält, mit Recht diese mit der naiven Eindrucksfähigkeit der Renaissancemenschen erklärt, welche mit sittlichem Bewußtsein innere Gewissensconflicte, wie etwa Schiller'sche Helden, zumeist nicht durchmachen. Ein Widerspruch zwischen diesen Stellen von „Heinrich V." und den sicher treffenden Ausführungen von Wetz ist da nicht vorhanden, und Sievers, der die Selbstverantwortlichkeit des Menschen, wie sie klar und deutlich auch aus dem Bekenntniß der ihre Schuld und ihr Ende fest auf sich nehmenden Verräther (II, 2) spricht, als das im Schlußdrama gezeichnete Ideal hervorhebt, zeigt gerade andrerseits, wie fern der Dichter des Cyklus selbst höchstbegabte Menschen von seinem Ideal erblickt und wie haltlos er das menschliche Sein in seiner subjectiven Willkür fast durchweg findet. Das auch von Sievers gekennzeichnete realistische Gepräge des Schlußdramas und das jedes Schmuckes und Scheines bare Auftreten des Königs, der sich selbst „dem Pächter eines Meierhofes" ähnlich findet, ist im Verhältniß zur idealistischen Meinung der Dichtung besonders merkwürdig. Doch zurück zu den Proben vom Gebrauche des Wortes! Da ist vor allem Falstaff zu erwähnen, als Herrscher des Wortes einzig, unumschränkt wie kein andrer. Feigheit, Bestechlichkeit, Völlerei und Unehre jeder Art — das sind, wenn er nur ein Wort spricht, ebenso viele Tugenden geworden; aus jeder Lage weiß er sich mit der Zungenfertigkeit seines Witzes zu lösen und, was das Wort allein als Wort ohne Wahrheit vermag, das vermag es durch ihn und seine komisch idealisirende Allmacht der Lüge. Sievers unterscheidet dabei den Falstaff des zweiten Stückes von dem sittlich weit verkommenen Falstaff des dritten, der, nachdem Prinz Heinz seine ärgste Lüge „mit seinem schönsten Worte vergoldete", das gewonnene Ansehen mit der Macht seiner Zunge zu jeder Nichtswürdigkeit verwerthet. Vischer, wenn er urtheilt, daß Shakespeare mit der Bestrafung Falstaffs sich gegen den guten Humor versündige, vergißt, wie Ernst und Komik bei dem großen Dichter Hand in Hand gehen und wie ernst es ihm mit dieser Komik des Lasters ist. Als Widerspiel Falstaffs erkennt Sievers Percy, der, wie jener das Wort beherrscht, von ihm beherrscht wird und, bei aller ernsten Wahrhaftigkeit seines Ehrbegriffes der Meinung der Welt, ohne um sie zu buhlen, ganz unterthan, vom Ehrgeiz wie von einem Rausche fortgerissen wird, so daß „nach Weiberart seine Zunge toll wie eine Wespe schwärmt". Wie Falstaff mit Freiheit das Wort und in ihm den Schein alles Herrlichen erschafft, so schafft das Wort Percy unter dem verlockenden Schein der von ihm vergötterten Ehre herrlich und mächtig, so weit es die Schranken seiner Natur zulassen. Sein Ungestüm in Worten und in Thaten, eines ist nicht ohne das andre. Bis zu den Nebenpersonen verfolgt Sievers das durchgeführte Thema der Logosidee, bis zum „Gleich, Herr, gleich!" des Kellners Franz, von dem der Prinz bemerkt: „daß so ein Gesell weniger Worte haben kann, als ein Papagei, und doch eines Weibes Sohn ist!" Nicht vergessen werden begreiflich die berühmten Worte von der Musik der Sprache im Munde Mowbray's, noch Gaunts Mahnung von der Wahrhaftigkeit und prophetischen Kraft der Zungen Sterbender. Die Einführung der Mundarten in „Heinrich V." und des Französischen („Richard II"; V, 2 und „Heinrich V"; V, 2) wird ebenso mit dem Thema bedeutungsvoll in Beziehung gesetzt.

Ob nun der zweite Cyklus hinsichtlich der Größe des Ganzen wirklich eine solche Schätzung unter den Werken Shakespeare's verdiene, wie Sievers sie ihm zugesteht, möchte ich trotz all dem Wunderbaren, was nur Shakespeare's ist, nicht bejahen. An vollem Leben kann sich namentlich das Schlußdrama mit andern Werken Shakespeare's nicht messen und wirkt immer etwas gedehnt, obschon aus mancherlei

Digitized by Google

Gründen das Stück auf englischem Boden mächtigeren Erfolg haben dürfte. Mit der Anordnung des Buches von Sievers sind wir wenig einverstanden. Daß jedes der vier Stücke des Cyklus dreimal, erst nach dem politischen, dann nach dem geschichtsphilosophischen Gehalt, zuletzt nach der Logosidee in getrennten Abschnitten durchgesprochen wird, erschwert den klaren Eindruck und die Uebersichtlichkeit, der Sievers damit dienen wollte. Jene drei Gesichtspunkte sind ja doch künstlerisch auf einmal erfaßt und gestaltet worden und müssen in der ästhetischen Schätzung beisammen bleiben. Daß die Entwicklungsstufe der Menschheit, welche der erste Theil von „Heinrich IV." andeutet, der Renaissancezeit entspreche, ist eine Bemerkung, die leicht mißdeutet werden kann; denn, ob die strotzende und schrankenlose Naturkraft in diesem Stücke einigermaßen auch an jenes Zeitalter erinnere, fehlt doch zu Charakteristisches, um in strengem Sinne die Bezeichnung gutzuheißen. Daß das von Shakespeare geschilderte transscendente Königthum nichts mit dem Feudalstaat des Mittelalters zu thun habe, wie Vischer dachte, betont Sievers ausdrücklich und soll daher auch hier nicht unerwähnt bleiben. Wie gründlich und vielseitig Sievers seine Aufgabe erfaßte, beweisen auch die Abschnitte, in denen er bei Durchsprechung der Logosidee und des Verhältnisses von Wort und Sprache zu Bewußtsein und Handeln die neueren Sprachforschungen heranzieht, wobei ihm Uebereinstimmungen Shakespeare's mit Max Müller, Laz. Geiger und Ludw. Noiré auffallen.

Am besten wird man den gewichtigen Gedankengehalt des Buches sich aneignen, wenn man es zweimal liest, und zwar zuerst in der Reihenfolge, wie es geschrieben ist, dann so, daß man die getrennten sich über jedes einzelne der vier Stücke ergehenden Abschnitte hintereinander durchnimmt. Die Schreibweise des Buches ist trefflich in ihrer strengen Logik und prägnanten Kürze. Die Sätze bewegen sich, so zu sagen, mit gedrungener Musculatur, aber sie sind in ihrer strengen Formulirung nicht immer leicht übersichtlich und lassen wegen der Mühe der Aufnahme manchmal an Immanuel Kant gedenken. Alle Reize eines sogenannten „schöngeschriebenen" Buches, nach dessen vielem Redeschmuck und scheinbar so geistreichen Antitheseu man am Ende oft nur Schaum oder sogar Unwahrheiten zum Gewinn trägt, fehlen, und mit größter Einfachheit sucht der Verfasser nichts als Wahrheit. So ist das Buch selber in hohem Grade würdig, gerade den Logos, wie Shakespeare's Genius in sein Verständniß einleuchtend, zum Gegenstand zu nehmen, und es bereitet Freude, nachdem wir lange in der Bevorzugung der geschichtlichen oder philologischen Literaturforschung viel zu einseitig gewesen, so vielem Gediegenen und Neuen in diesem den tiefsten Geistesgehalt Shakespeare's ergründenden Schrift zu begegnen, die das Verdienst des Forschers noch über seinem Grabe verkündet.

Mittheilungen und Nachrichten.

S. Zur Geschichte der Liturgik in der evangelischen Kirche bringt die soeben erschienene Schrift des Straßburger Studiendirectors A. Erichson: „l'Origine de la Confession des péchés dite de Calvin." Dole Bernin 1896, werthvolle Beiträge. Zumal führt sie den Nachweis, daß das berühmte Sündenbekenntniß, welches bis auf den heutigen Tag als ein eiserner Bestandtheil der reformirten Gottesdienste angesehen werden darf, weder von Calvin selbst, noch von Johann Brenz, sondern von dem Straßburger Theologen Martin Butzer verfaßt worden ist. Dasselbe gehört nämlich, wie der Verfasser quellenmäßig nachweist, der allstraßburger Liturgie an und wurde von hier aus, zwischen 1539 und 1541, in la manyère de faire prières aux églises françayses durch Caloia aufgenommen, wie es auch später in andere Kirchenordnungen, so z. B. in die württembergische, überging. Da war Straßburg wieder einmal die Brücke, die, wie über den Rhein, so auch über die Vogesen führen, und es durfte der Rector Johannes Sturm 1581 mit Recht in seiner „Erinnerungsschrift" hinsichtlich der reformatorischen Rolle Straßburgs das Wort aussprechen: „Fast alles das, was in Frankreich reines und gutes in der Religion, ist aus diesem Anfang und Ursprung hergeflossen. Sie haben, nachdem der evangelische Weinstock, so nachmals in den französischen Kirchen gepflanzet und erbauet worden, auch etliche Zweiglein aus dieser Stadt Straßburg geholet und empfangen, welcher Früchte in ermelten Kirchen nicht leichtlich verderben oder untergehen werden."

K. Essen (Ruhr). Nachdem Professor Jul. Heidemann 1874 eine historische Abhandlung „Die Stiftsschule in Essen" veröffentlicht hat, gibt Dr. Konrad Ribbeck jetzt eine „Geschichte des Essener Gymnasiums" heraus, deren erster Theil (bis 1564) eben erschienen ist (Essen, H. L. Bed). Es ist ein bemerkenswerther Beitrag zu der Geschichte der niederrheinisch-westfälischen Lehranstalten. Gegründet wurde die Stiftsschule um die Mitte des 9. Jahrhunderts durch den Bischof Altfrid von Hildesheim, der ein Frauenkloster errichten ließ, welchem die Stadt Essen ihren Bestand verdankt. Das eigentliche Gymnasium wurde 1545 gegründet und gelangte zu einem gewissen Ansehen, obschon es unter der Concurrenz anderer höherer Lehranstalten am Niederrhein und unter verschiedenen mißlichen Umständen zu leiden hatte. In Folge der Einführung der Reformation entschloß sich der Rath, neben der noch immer zur Abtei gehörigen Anstalt eine evangelische Stadtschule zu errichten. Von da an läuft in Essen bis zum Beginn unsres Jahrhunderts die Geschichte zweier confessionell geschiedener Lehranstalten nebeneinander her.

§ Eisenach. Die Versammlung von Delegirten der deutschen technischen Hochschulen berieth am 12. zunächst über die Aufnahmebedingungen. Hiezu lagen Entwürfe vor von den technischen Hochschulen Berlin, Darmstadt und Dresden. Einstimmige Annahme fand die 1. These des Entwurfs Darmstadt: Zur Aufnahme als Studirender berechtigt das Reifezeugniß eines deutschen Gymnasiums, eines Realgymnasiums oder einer deutschen Ober-Realschule. Den einzelnen Regierungen bleibt es überlassen, für ihre höheren gewerblichen Lehranstalten Ausnahmen zu schaffen (so Dresden das Abgangs-Prüfungszeugniß der höheren Gewerbeschule in Chemnitz, für Bayern das Prüfungszeugniß der bayerischen Industrieschule in München). Darüber, ob jemand mit geringerer Schulbildung als Studirender, Hospitant oder Zuhörer zugelassen werden könne, wurden keine bindenden Beschlüsse gefaßt. Die weitere Verhandlung betraf die Frage: Welche Personen sollen zu den Vor- und Diplomprüfungen zugelassen werden? Dabei wurde der Wunsch nach gegenseitiger Anerkennung der Diplomprüfung von seiten der verschiedenen Regierungen ausgesprochen. Bezüglich der Zulassung zu den Vor- und Diplomprüfungen wurde beschlossen, daß an ihnen auch ausnahmsweise diejenigen Hospitanten und andere zum Unterricht berechtigten Personen theilnehmen können, die sich in hervorragender Weise ausgezeichnet haben. Ueber das Project des Professors Dr. Felix Klein, ein physikalisch-technisches Institut an der Universität Göttingen zu errichten, beschloß die Versammlung zur Tagesordnung überzugehen.

* Leipzig. Sein 25jähriges Jubiläum als Professor an der hiesigen Universität feiert Geh. Rath Dr. Gustav Wiedemann. Geboren 1826 in Berlin, wirkte er in Leipzig von 1871 bis 1887 als Vertreter seines Specialfachs, der physikalischen Chemie, das er seit Hankels Rücktritt mit der Experimentalphysik vertauscht hat. Sein Hauptwerk ist das Handbuch der „Lehre von der Elektricität". 1877 übernahm er als Nachfolger Poggendorffs die Herausgabe der „Annalen der Physik".

γσ Berlin, 12. April. Die gestrige Monatssitzung der „Gesellschaft für Erdkunde" ward von dem Vorsitzenden Prof. Dr. Karl v. d. Steinen mit geschäftlichen Mittheilungen eröffnet. Von Dr. Hermann Meyer liegen Nachrichten vor, nach denen er in der Provinz Santa Catarina (Brasilien) Urnenfelder gefunden, anthropologische Messungen an Kindern des Bugrestammes vorgenommen hat und von Cujabá aus um die Mitte vorigen Monats nach dem Quellgebiet des Chingu, dem eigentlichen Ziel seiner Forschungsreise aufgebrochen ist. Geheimrath Bastian beabsichtigt eine neue Tropenreise, Dr. Gruner geht wiederum ins Togoland und Dr. Schöller, bekannt durch seine Forschungen in der Provinz Erythräa, unternimmt einen Zug von der deutsch-ostafrikanischen Küste zum Victoria Nyanza. Aus den literarischen Eingängen sei der Seeatlas vom Pacific mit dazu folgendem Segelhandbuch erwähnt, den die Deutsche Seewarte edirt, sowie

Digitized by Google

eine durch die Société de géographie in Paris publicirte vorzügliche Karte von Afrika. — Den ersten Vortrag hielt Privatdocent Dr. Plate „über die Robinson-Insel" (Juan Fernandez). Zwei Probleme treten bei der Erforschung rein oceanischer, eruptiv ohne Zusammenhang mit dem Continent aus dem Meer entstandener Inseln dem Zoologen entgegen: Wie sind die Süßwasserthiere und Organismen, die nicht mit denen der gegenüberliegenden Küste übereinstimmen, auf diese oceanischen Eilande gelangt? und ferner: Welche Veränderungen haben die Organismen selbst im Laufe der Zeit dort erfahren? Im November 1893 ward dem Vortragenden, der zoologischen Studien halber in Chile sich aufhielt, bekannt, daß ein chilenisches Schulschiff nach der Robinson-Insel abgehen sollte, wobei der schottische Steuermann Alexander Selkirk einst 4 Jahre und 4 Monate einsam gelebt hatte. Durch Vermittlung des deutschen Gesandten Ernst v. Treskow war Dr. Plate die Erlaubniß erwirkt, an dieser Reise theilnehmen zu dürfen. Am 6. Januar 1894 ging es von Coquimbo nach Valparaiso und von dort in achttägiger Fahrt nach Juan Fernandez. Diese Insel ist seit ihrer Entdeckung 1563, die ihrem Entdecker fast einen Proceß vor dem Inquisitionstribunal zugezogen hätte, nicht selten der Schauplatz blutiger Verfolgungen und grausamer Leidenschaften gewesen. Die Juan Fernandez-Gruppe wird von drei Inseln gebildet, Masa Tierra, Easta Linen und Masa Fuero. Masa Tierra, 2½ deutsche Meilen im Durchmesser, ist 360 Seemeilen vom südamerikanischen Continent entfernt, während Masa Fuera westlich von Masa Tierra gelegen ist, dagegen bildet Santa Clara nur ein Bruchstück der ersten Insel. Im 17. und 18. Jahrhundert wurde die Inselgruppe oftmals von englischen Piraten feindlich heimgesucht und 1704 wurde ihrer 26jährige Steuermann des englischen Schiffes „Cinque Ports", der mit seinem Capitän in Differenzen gekommen war, hier ausgesetzt. Rogers veröffentlichte 1718 die Schilderung seines Lebens, das Daniel Defoe zum Muster für seinen Robinson gedient hat, den er indessen in den Antillen leben läßt. Von 1750 bis 1834 diente die Juan Fernandez-Gruppe als Deportationsort für Verbrecher, und seitdem hat Chile zweimal die Insel zum Zwecke dauernder Cultivirung verpachtet, jedoch ist keinem der beiden Pächter gelungen, etwas hier zu gewinnen. Durch seine nielgezackten Bergketten, die sich gleich Mauern aus dem Meere heben, gleicht Juan Fernandez von fern einer Festung. Der Yunque ist der höchste Berg von mehr als 900 m Höhe. Zur Höhe steigt das Terrain allmählich von Süd her an, bis 500 m Höhe finden wir um den Fuß des Yunque Wälder, dann steigt eine senkrechte Mauer von Lavafelsen auf, die mit breit abgeschnittener Spitze endet. Der Yunque als Wolkensammler ist ein guter und sicherer Wetterprophet. Der Zauber der insularen Landschaft beruht auf deren Reichthum an Gegensätzen. Der blaue Ocean, die schwarze Lava, die lachenden Wiesen und die kahlen Erzflächen, die mit einander abwechseln, das tropische Licht, das die Bergketten umfließt und das schaumbedeckte Meer an den Küsten sind in ihrem Gesammtbilde von unendlicher Pracht. Dreißig Personen, zur Hälfte Kinder, 8 Männer, darunter ein Schweizer und ein Deutscher, stellten die Bevölkerung der Inseln dar, während Dr. Plate daselbst weilte. Der Schweizer Alfred v. Rath ist der jetzige Pächter der Inselgruppe, an deren Cultivirung er schon sein Vermögen meelnea hat, während der Deutsche Eduard Schreiber, ein Stuttgarter, Koch seines Zeichens, eine Conservenfabrik betreibt und dem hier sehr ergiebigen Hummerfange obliegt. Die Vegetation ist arm an Thieren, obwohl das Seewasser bis 23 Grad Celsius zeigt, denn die meisten Seethiere bedürfen einer großen Differenz zwischen Fluth und Ebbe, wovon hier das Gegentheil zutrifft; zudem kommt das Verhältniß der Meeresströmungen hinzu, denn die eine Strömung, die aus der Antarktis kommt und bis zu den Falklandsinseln sich erstreckt, wirft nicht mit dem Humboldtstrom zusammen, der nur 25 deutsche Meilen breit ist und die Westküste Südamerika's beeinflußt, während Juan Fernandez etwa 91 Seemeilen außerhalb dieses Stromes gelegen ist. Es liegt vielmehr in einem von Nord nach Süd streichenden Gegenstrom, dabei sich auch seine Temperatur erklärt, um 6 Grad höher als sie Valparaiso besitzt. Juan Fernandez besitzt deßhalb nur die Organismen, die der Gegenstrom heranführt und von ihnen nur wieder die zäheren oder solche mit langem Stadium, daher die Aehnlichkeit seiner Fauna mit der von Nord-Peru und die völlige Abwesenheit der Fauna von Valparaiso. Früher lebten hier zahlreiche Seelöwen (Otaria Philippi), von denen der Vortragende noch einige erlegen konnte. Diese Seelöwen sind mit denen der Falklandsinseln verwandt. Der Fischreichthum ist jedoch sehr bedeutend. Die Inseln sind im Gegensatz zu den Galapagos, die als Rest versunkener Theile des durch Eruption gestalteten Continents anzusehen sind, rein oceanischen Ursprungs. Basaltlava, weiße und rothe Tuffe, ist Wände bis zu 500 m bildend, die senkrecht abfallen, bilden die Inseln. Im Süden hat das Meer große Höhlen ausgewählt. Die senkrechten Streifen, die sich neben den horizontalen, die Geschiebe anzeigenden Lagen finden und diese Lagen schneiden, sind wohl als neue, in die erkalteten und zerrissenen Lavamassen eingeschossene Lavaströme aus submarinem Krater kommend zu erklären, so daß hier ein successiver Aufbau stattgefunden haben wird. Orographisch scheidet sich Juan Fernandez in das östlicher, durchweg 400 m hohe durch Regen befeuchtete Bergland mit dem Yunque und in das westliche, nur 100—200 m sich erhebende waldlose, einzig mit Theatinagras bewachsene, reizlose Terrain. Die Flora des östlichen Theils ist paradiesisch in ihrer Ueppigkeit. Malvhains und zahllose Farnkräuter, belebt von ungeheuren Colibrischaaren, kennzeichnen sie. Diese Farne sind vom Winde in die hohen Regionen geführt worden und haben auf Salas y Gomez und selbst auf der Osterinsel Verwandte. Die endemischen Arten der Pflanzen zählen nach Dutzenden. Der Sandelbaum, dessen Verwandte im tropischen Asien und Polynesien sich finden, gedeiht in Juan Fernandez ebenso wie die Pontapaime aus den Anden. Ebenso enthält auch die Fauna mehrere endemische Arten. Wind, Wetter und Meeresströmungen haben mit ihrer Einwirkung auf diesen Lavafels im Meere eine eigenartige Fülle von Lebewesen gebracht, die sich nach dem Gesetze der Anpassung im Laufe langer Zeiten entsprechend umgestaltet haben. Ende März 1894 verließ der Vortragende das Robinson-Eiland, das seinen biologischen Studien reiche Anregung verschafft hat. — Darauf sprach Hr. Helmuth Ponlow „über das Wirthschaftsleben der Naturvölker". Das Inductionsmaterial jeder Wissenschaft, so führte der Redner aus, bedarf von Zeit zu Zeit einer Prüfung seines Bestandes. Dies ist bei dem ethnologischen Inductionsmaterial schon darum gegenwärtig nothwendig, da die neueren Forschungen unter den Naturvölkern, wir sie von v. d. Steinen für Central-Brasilien, von den Brüdern Sarasin für den malayischen Archipel, von Stevens für Südostasien, und wie sie namentlich für Afrika vorgelegt wurden, den alten Schematismus unhaltbar gemacht haben, als gäbe es eine gleichförmige Entwicklung vom Jäger zum Hirten und zum Ackerbauer. Zwei Daten dienen vorzüglich zur Kritik dieses Schemas: 1) Nicht überall hat, entsprechend den mannichfach abgestuften geographischen und ethnographischen Verhältnissen, eine gleichförmige Entwicklung stattgefunden. Amerika, Afrika, Australien stehen hierin jedes anders als etwa Centralasien. 2) Der Inhalt des Lebens der Naturvölker ist nicht ein solcher, wie ihn eine einzige Art der Beschäftigung gestalten würde. Die Nahrung ist nicht nur solche von Fleisch- oder von Pflanzenkost ausschließlich; zudem ist der Jäger schon im Besitze von industrieller Fertigkeit und kennt den Tausch. Eine schmale Basis der Wirthschaft, wie sie die Dinka, die Zulu und Basuto allein in ihren Rinderherden besitzen, bedingt die Unstätigkeit der Wohnsitze. Rinderpest oder Viehraub hat diese Stämme oftmals zur größten Noth gebracht. Die Stetigkeit wächst mit zunehmender Cultur, da dann mehr und mehr Fäden den Menschen an seinen Wohnsitz fesseln. Die Nahrung des Völkerlebens, die auf den frühesten Stufen den geistigen Factor in den Dingen religiöser Vorstellungen, oft als Aberglauben ohne ethische Bestandtheile, als sie das Wirthschaftsleben ausschlaggebend zeigen, widerlegen die materialistische Ansicht von Marx und Engels, als sei alle Cultur auf materielle Factoren allein aufgebaut. So beruht, wie jüngst Hahn zwingend nachgewiesen, der ganze wirthschaftliche Fortschritt, den die Züchtung des Rindes darstellt, auf der religiösen Vorstellung, als müsse die Mondgöttin, der das gehörnte Thier überall heilig ist, bei Mondfinsternissen, die plötzlich für den Naturmenschen kommen, durch Opferung eines Rindes versöhnt werden. Man schließt Thiere zum Zwecke solcher Opferung ab. Durch deren Fortpflanzung ergibt sich die Milch und der aus religiösen Vorstellungen gebotenen Opferung entspringt die ökonomische Verwerthung des Rindes. Allein meist wirken religiöse Vorstellungen bei Naturvölkern hemmend auf deren Culturfortschritt. Der Hackbau mit seiner geringen Intensivität der Bodenbearbeitung geht auf die Vorstellungen zurück, als dürfe man die Erde, als göttliches numen, nicht allzusehr verletzen. So heben die Wakamba den Boden nur wenig und halten thierischen Dünger für Verunreinigung der Erde; einige Stämme am Sombesi pflanzen kaum neue Bäume. Die völkerpsychologischen Vorstellungen von der

Trennung der Seele vom menschlichen Körper, die sich für den Naturmenschen täglich im Schlafe vollzieht und beim Tode nur so weit geht, daß die Seele nicht mehr den Rückweg findet, diese Vorstellungen sind von eminentem Einfluß auf das Wirthschaftsleben der Naturvölker. So geben viele Stämme, um dem gefürchteinflößenden Treiben der Todten ihres Stammes zu entgehen, die sich in der Nähe ihrer beim Leben innegehabten Wohnungen aufhalten und alle ihre guten wie schlechten Eigenschaften beibehalten haben, ihre Wohnsitze nicht selten völlig auf und wandern aus. Die zahlreichen in den Urwäldern Indiens und Malakka's sich findenden Lichtungen sind solche verlassene Stammessitze, die dort fremde Pflanzenwelt kennzeichnet sie inmitten des Waldes als solche; ähnliches findet sich bei den Weddas auf Ceylon in ihrer Nomadie. Die Orangblandas glauben, die Seelen der Todten suchten auf ihrer siebenmonatigen Reise zwischen Himmel und Erde ihr Grab, und wenn sie dies nicht fänden, so tödteten sie jeden Begegnenden. Aus Furcht vor Hungersnoth und Uebervölkerung verlassen sie ihre Wohnsitze und begründen diesen Auszug mit religiösen Vorstellungen. Solche Motive hemmen naturgemäß die Entwicklung und der Glaube an die Fortdauer der Existenz nach dem Tode befördert die ökonomische Verschwendung, da mit der Vernichtung der Habe des Gestorbenen, abgesehen von Menschenopfern, der Zusammenhang der Arbeit der Generationen zerrissen wird und jede neue Generation die Culturarbeit von neuem beginnen muß. Der Inhalt des Lebens der Naturvölker zeigt die Gewinnung und die oft kunstvolle, in mehreren Productionsstufen erfolgende Verarbeitung der Rohstoffe, wie des Holzes, des Steins, der Knochen und der Thierzähne, also eine Industrie, neben die auch der Handel tritt, der zunächst interlokal oder intergentil ist. Zur Zeit der zweiten Chingu-Expedition besaß nur ein Stamm Centralbrasiliens Steinbeile und ein anderer Töpferwaaren, die sie gegeneinander austauschten. Bei den Pygmäenvölkern, den Akka und Batua in Afrika, wie bei den Weddas auf Ceylon herrscht lebhaftester Tauschhandel. Der Honig vertritt bei den Weddas, wie der Tabak in Australien, die Stelle des Geldes. Während in Centralbrasilien der Handel oft unter der Form von Gastgeschenken auftritt, herrscht in Centralafrika bei den Pygmäenracen der „stumme Tauschhandel", doch finden wir auch den Handel von Stamm zu Stamm auf festgesetztem neutralen Boden, besonders zwischen verschiedenen Racen. Träger der Production ist bei den Naturvölkern die autonome wirthschaftliche Hausgemeinschaft mit Arbeitstheilung nach dem Geschlecht. Dem Manne fällt Jagd, Fischfang, Bereitung des Feuers zu, der Frau das Finden vegetabilischer Nahrung, später der Feldbau, das Kochen und die Töpferei. Auch finden sich schon Ansätze zur Berufsbildung, die lastenmäßig und nach Stammesunterschieden sich gliedern, so ist das Schmiedehandwerk in Afrika ein Wandergewerbe. Niegends existirt bei den Naturvölkern ein Communismus. Es findet sich der auf der Familie ruhende sittliche Schutzverband nach außen, dagegen ist das Oberhaupt der Familie der individuelle Besitzer ihrer Productionsmittel. In Australien besitzen sogar die Frauen bei einzelnen Stämmen ein Eigenthum. Der Rechtsgrund des Besitzes ist auf der frühesten Stufe die Occupation, nicht die Arbeit. Dieses Recht des Besitzes reicht so weit, als die körperliche Kraft zu seiner Behauptung vorhanden ist, und aus der Gewohnheit des Besitzes fließt das Recht. Zweikämpfe zwischen Dieb und Bestohlenen wie im germanischen Mittelalter finden wie heute noch in Australien, wo es sich meist um Ehrbruch oder Frauenraub handelt. Die Verwandten des Bestohlenen sind seine moralische Stütze in solchem Kampfe. Hier ringt das „Recht des Stärkeren" schon mit dem Recht der Gewohnheit oder des „Gesetzes". In allen diesen Fragen stellt das heute schon so reiche Inductionsmaterial die entscheidende Instanz dar.

⊕ **Wien.** Mehr als der Proceß, den gegenwärtig Francesco de Borbon y Castelbi, der sich „Herzog von Anjou" schreiben läßt, gegen das Haus Orleans wegen des bourbonischen Wappens führt, dürfte die Herralditer die Nachricht interessiren, daß das Wappen der Mitglieder des Erzhauses, das schon unter Maria Theresia neue Form zur Congreßzeit Aenderungen erfahren, neuerdings in der Weise geändert wurde, daß das Symbol für Mailand (blaue, ein Kind in Silber verschlingende Schlange) und für Venedig (goldener Marcuslöwe auf blauem Grunde) ausgeschieden und das Symbol für Niederösterreich (fünf goldene Adler auf blauem Grund) eingeschaltet wird. Letzteres tritt, rechts unten, in das Feld, das seither die Symbole Galiziens (blaues Feld, durch einen rothen Balken getheilt, auf dem eine schwarze Duble steht, darunter drei goldene Kronen) und Lodomeriens einnahmen (blaues Feld mit zwei Doppelbalken in Roth und Silber). Galizien und Lodomerien rücken in den freigewordenen Raum von Mailand und Venedig ein, im linken unteren Felde. Das halbkreisförmige Wappen mit dem umgehängten Mantel, auf dem die erzherzogliche Krone ruht, zeigt in der Mitte den sogenannten Herzschild mit den Symbolen Habsburgs (rother Löwe im goldenen Felde), Oesterreichs (weiße Binde in Roth) und Lothringens (auf Gold gemalte, mit drei Merletten belegte Schrägbalken). In den Feldern um das Herz ist oben links das Symbol Ungarns (rothe und weiße Querstreifen auf grünem Dreiberg und ein silbernes Doppelkreuz in Roth), rechts das Symbol Böhmens (der doppelgeschwänzte silberne Löwe in Roth); in den Feldern unten, wie schon bemerkt, nun jetzt ab links die Symbole Galiziens und Lodomeriens, rechts Niederösterreichs.

* **Wien.** Sein 25jähriges Doctoren-Jubiläum feierte am 12. d. M. der Frauenarzt, Vorstand der II. geburtshülflichen Universitätsklinik, Professor Dr. Rudolf Chrobak. 1843 in Troppau geboren, hat er in Wien studirt und dort 1866 promovirt; er habilitirte sich 1871 ebenda für Geburtshülfe und Frauenkrankheiten, wurde 1879 außerordentlicher und 1889 ordentlicher Professor in der medicinischen Facultät. Er hat als consultirender Arzt, sowie als Lehrer und Fachschriftsteller eine umfassende und fruchtbare Thätigkeit entfaltet. — Der Director des österreichischen Museums für Kunst und Industrie, Hofrath Bruno Bucher, feiert am 24. April seinen 70. Geburtstag.

* **London.** Vor einem zahlreichen Publicum berichtete der Aegyptolog Prof. Flinders Petrie über die während der eben beendeten Ausgrabungszeit gemachten Funde. Zum erstenmal sind Ausgrabungen auf einem etwa drei Viertel Meilen langen Landstreifen von Theben gestattet worden. Nicht weniger als sieben Tempel, von denen vier ganz unbekannt waren, wurden freigelegt. Dabei wurde ein Sarkophag aus der Zeit der XII. Dynastie unter dem Ramesseum aufgefunden, der erste aus der angegebenen Zeit, der mit Grubsternen geschmückt ist. Der älteste der freigelegten Tempel, von Amenhotep II. errichtet, war bisher ganz unbekannt und stammt etwa aus dem Jahre 1440 v. Chr. Er wurde auf einem älteren Grabe errichtet, später von Amenhotep III. zum Grabmal seiner Tochter Satamea bestimmt und um 800 v. Chr. zu einem Familienbegräbniß umgebaut. Die mit den Grundmauern des ersten Tempels hier niedergelegten Alabaster- und Thonvasen, sowie Abdrücke von Werkzeugen wurden unversehrt aufgefunden. Bei der Freilegung eines anderen Tempels entdeckte man eine annähernd 6 Fuß hohe Tafel aus Kalkstein, auf der in unvergleichlich feiner Arbeit Amenhotep dargestellt ist, wie er mit seinem Wagen über seine Feinde hinfährt. Auch eine über 10 Fuß hohe und über 5 Fuß breite Tafel aus schwarzem Syenit mit einer 31zeiligen Hieroglypheninschrift wurde hier gefunden. Doch der wichtigste Fund besteht in einer großen Gemmittafel, welche von den Beziehungen zwischen dem ägyptischen und dem jüdischen Volke Kunde gibt. Sie enthält am Ende einer Aufzählung von Kriegsthaten Merenptahs gegen die Libyer und Syrer die Erwähnung, daß dieser König das jüdische Volk schlug, und zwar wie Prof. Petrie angibt, vermuthlich um 1200 v. Chr. im nördlichen Palästina. Andere Forscher, wie Maspero, Naville und Spiegelberg, sind Petrie's Meinung beigetreten, daß die Inschrift in diesem Sinne zu deuten und die erste Urkunde sei, die der Juden in Beziehung zu Aegypten Erwähnung thut. Sie wird in Gemeinschaft mit der Statue Merenptahs im Museum zu Kairo Aufstellung finden. Die Ausgrabungen haben diesmal nur 20,000 Mk. gekostet, die Hälfte dieser Summe wurde von Privatpersonen aufgebracht, der Rest einem bestimmten Fonds der ägyptischen Regierung entnommen, die auch alle Funde für sich beansprucht.

* **Paris.** Die Akademie der Wissenschaften hat gemeinsam mit dem „Bureau des longitudes" den Chef der astronomischen Spectroskopie am Pariser Observatorium, H. Deslandres, mit der Beobachtung der totalen Sonnenfinsterniß in Japan beauftragt. — Der bekannte Kliniker Constantin Paul, Mitglied der Medicinischen Akademie, ist am 12. ds. Mts. gestorben.

* **Kopenhagen.** Wir bereits telegraphisch gemeldet, ernannte die Akademie der Wissenschaften die Physiker Prof. Dr. Hittorf in Münster und Hippolyte Fizeau in Paris zu auswärtigen Mitgliedern.

* **Moskau.** Hier starb Prof. Anatol Bogdanow, einer der bedeutendsten russischen Zoologen und Anthropologen.

Jahrgang 1896. München, Mittwoch, 15. April. Nummer 87.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

König Joachim Murats Ende. Von Zahn. — Hippolyt Spaßinskij. Von N. Golant. — Mittheilungen und Nachrichten.

König Joachim Murats Ende.

Am 28. October 1815 brachte die „(Augsburger) Allgemeine Zeitung" aus einem Mailänder Blatt vom 19. d. M. die Nachricht, König Joachim Murat sei am 6. „auf den Küsten von Calabrien" gelandet, wo ihn die Bauern zu Pizzo gefangen nahmen, in Ketten nach der Provinzhauptstadt Monteleone führten und den Behörden Sr. sicilianischen Majestät übergaben.

Diese Mittheilung mag wohl die erste gewesen sein, welche öffentliche Blätter über den verunglückten Versuch des Exkönigs von Neapel, seine fünf Monate früher auf Schlachtfeldern verlorene Krone wiederzugewinnen, auf deutschem Boden verbreiteten. Sowohl aus der Geheimhaltung der Vorgänge durch die Regierung zu Neapel, als auch aus dem langsamen Nachrichtendienst jener Tage erklärt es sich, daß man zu Mailand und Augsburg von der Landung erst erfuhr, als Murat, nach einwöchiger Haft, schon seit sechs, bezw. vierzehn Tagen im Armengrabe lag. In Rom hatte man die Gefangennahme am 14. Oct. und die Hinrichtung auch erst sechs Tage nach deren Vollzug erfahren. Von da ab brachte das deutsche Blatt eine kleine Reihe weiterer Berichte über das Ereigniß, unter welchen besonders die römische Correspondenz sich vortheilhaft abhebt, ferner ein Schreiben des österreichischen Gesandten zu Rom an den Minister des Auswärtigen zu Florenz, das Genueser Blätter abgedruckt hatten, endlich den Schlußbericht des Polizeiministers de Medici an Ferdinand IV. vom 17. Oct.; dann wurden die Notizen spärlicher und endlich legte sich tiefes Schweigen über die Begebenheit. Der Schlußstrich unter ein mehr als bewegtes Leben war gezogen; die gesammte europäische Welt aber hatte Wichtigeres vor, als sich tief um das Ende eines Mannes zu kümmern, der im „Concerte" überflüssig geworden und, namentlich in den letzten Jahren, durch Unwahrheit das Interesse der Mächte gründlich verscherzt hatte.

Allein nach mehreren Jahren hoben sich, gleichsam wie bisher bloß untergetaucht und ohnmächtig, der Last sich zu erwehren, andere Momente an die Oberfläche. Es ist schwer zu sagen, wie weit daran Mitgefühl für den Verunglückten oder auch Sinn für verletztes Sittengesetz Antheil hatten. Schon unmittelbar nach der Hinrichtung Joachims sprach man nämlich zu Neapel davon, Murat sei bloß in eine Falle gegangen, welche ihm die bourbonische Regierung gelegt habe. Diese Gerüchte verstummten zwar, starben aber nicht. Es mag nun allerdings sein, daß die sogen. „constitutionelle Zeit" Neapels (1820—1821) sie belebte. In dieser Richtung scheinen die öffentlichen Blätter und Flugschriften jener Periode noch nicht zu Rathe gezogen. Auffällig nämlich ist, daß ziemlich knapp nach ihr der ehemalige muratistische General Colletta ein Buch über das Ereigniß publicirte, ein Mann, dessen Ruf überhaupt und in dieser Angelegenheit besonders nicht tadellos und dessen Werk man förmlich als eine Rechtfertigungsschrift betrachtete. Haben diese Dinge ihre Richtigkeit, dann mögen neben Mitleid und Moralgefühl auch persönliche Feindseligkeiten wider jene sich geltend gemacht haben, welche leitend oder geleitet Murat damals vernichten halfen. Colletta lehnt begreiflich ab, daß irgendwelche Machenschaft eingegriffen habe; zur Anspinnung und Durchführung einer solchen sei de Medici viel zu unbedeutend gewesen. Dieses Buch rief bald darnach ein zweites hervor, das von dem getreuesten Paladin des Exkönigs, dem General Franceschetti, herrührte, und, wenn auch beschränktermaßen, doch offen von Agenten der neapolitanischen Regierung auf Corsica spricht, die Murat einzufädeln hatten. Und daß de Medici Agenten daselbst beschäftigte, ist nicht bloß begreiflich, sondern gesteht er in dem erwähnten Schlußbericht selber.[1]) Eine andere Veröffentlichung durch einen Mann aus Murats Umgebung ist endlich das Buch seines Secretärs Galvani, das in ungemein rückhältiger Form nach besagter Richtung nichts bietet. Und doch weiß man, daß Murat seinen Anhängern, die er für den Putsch warb, Briefschaften vom Festlande zeigte, die ihn zu kommen aufforderten. Was Franceschetti und namentlich Galvani, von denen man annehmen sollte, daß sie tief in die Verbindungen und das Gebahren ihres exköniglichen Herrn blicken konnten, bewog, entweder ganz Vereinzeltes nur zu berühren oder das gefährliche Getriebe vollständig zu beschweigen, ist räthselhaft. Man kann, vielleicht nicht mit Unrecht, meinen, Murat, nach seiner sprichwörtlichen Eitelkeit sein eigener bester Berather, habe nie sein volles Vertrauen geoffenbart und auch Franceschetti ungetheilten Einblick nicht gewährt. Psychologisch richtig aber ist, daß eigenwillige und von sich eingenommene Menschen derlei am wenigsten jenen gestatten, die grundsätzlich anderer Meinung sind. Und sowohl Franceschetti als Galvani waren bis zum letzten Augenblicke entschiedene Gegner der verderblichen Fahrt gegen Neapel.

Was also die angebliche Intrigue des neapolitanischen Polizeiministers de Medici betrifft, so bietet Franceschetti bloß Einen Beleg und Galvani ist nichts weiter zu entnehmen. Fast könnte man sagen, daß der erwähnte Schlußbericht mehr dafür enthielte. Die gesammte spätere Literatur dieser Frage — General Vaudonmont ausgenommen, der später herangezogen werden soll — kommt in angedeuteter Hinsicht gleichfalls nicht in Betracht.

Da fanden sich (im Archiv Saurau, das dem steiermärkischen Landesarchiv einverleibt ist) mehrere Privatbriefe des Generalintendanten der österreichischen Armee in Neapel aus dem Jahre 1815—1816, des Feldmarschalllieutenants

[1]) Zur selben Zeit als Colletta und Franceschetti ihre Berichte veröffentlichten, erschien auch der 8. Bd. der Histoire de France vom Abbé Montgaillard; der wirkliche Autor — wohl bloß für die neueste Zeit — soll ein Graf Montgaillard gewesen sein, der allgemein für einen Agenten der französischen Staatspolizei galt; er spricht von der Schlinge, die Murat gelegt worden. Um 1826 also verlautete die Sage auch von anderer Seite her.

Baron Koller, an seinen Freund und Gönner Grafen Franz von Saurau, damals österreichischen Hofcommissar in der Lombardei. Drei derselben wurden in den „Steierm. Geschichtsblättern“ (1880) abgedruckt und für geschichtliche Darstellung (1881) im „Historischen Jahrbuche“ verarbeitet. Es sind durchweg Originalschreiben, von einem Manne stammend, dessen Ehrenhaftigkeit über allem Zweifel, dessen hohe Stellung, doch abseits dem politischen Treiben, ihn mit Hoch und Nieder vielfach in Berührung brachte und der sonach aus mehrfachen und guten Quellen erfuhr und als unbetheiligter Dritter einem Freunde wohl sagen konnte, was ein politischer Würdenträger in amtlichen Berichten vielleicht klugerweise überging. Uebrigens stehen diese Mittheilungen nicht allein, und wenn auch weit kürzer, sprechen außer ihnen noch italienische, französische und russische Zeugenschaften. Diese Briefe nun lassen allerdings hinter die Coulissen blicken; sie sprechen von bestimmten Aufträgen, nennen die Personen, welche, und die Summen, wofür sie die den Bourbons drohende Gefährdung zu verhindern hatten, indem sie deren Führung übernahmen. Mit einem nachträglich gefundenen vierten zusammen stellten sie für die Betrachtung des Geschehnisses eine, wenngleich nicht vollendet neue, so doch weit belebtere und ergiebigere Grundlage her und gaben dem Marquis de Sassenay Anlaß, den Dingen weiter nachzugehen. Mit Heranziehung aller gedruckten und einer namhaften Anzahl bisher ungedruckter Quellen aus den Archiven von Paris, London und Neapel unterwarf er die ganze Schlußperiode des Lebens Murats einer kritischen Untersuchung. Sie liegt dermalen in seinem eben erschienenen Buche „Les derniers mois de Murat“ (Paris 1896, 302 S., 8°, mit 33 Actenstücken und einem Plane des Schlosses zu Pizzo, E. Lévy) vor und beleuchtet die Zeit und die Fährlichkeiten des Exkönigs vom 3. Mai bis 13. October 1815, das ist von der Schlacht bei Tolentino bis zur Hinrichtung in Pizzo.

So reich an Documenten Herr v. Sassenay sein Buch auch ausstattete, läßt sich doch nicht behaupten, daß er nach jener delicaten Seite hin, welche die Briefe des Baron Koller beleuchten, gleich Namhaftes beizubringen vermochte. Er beklagt sich mit Recht, daß die wichtigsten Acten — und deren führt er (S. 214) eine Zahl an — in Neapel vernichtet oder sonst verschwunden seien: der Schlußbericht des Polizeiministers sollte eben alles ersetzen. Da es aber kaum denkbar, daß Murat von Corsica aus seine Briefschaften mitgenommen, auch nicht, daß er vor seiner Abreise sie dort verbrannt habe, wäre vielleicht eine Nachfrage bei der Familie Franceschetti's, nämlich bei dessen Schwiegervater Ceccaldi Colonna, Sindaco zu Bescovato, noch von Nutzen gewesen. Von Wichtigkeit müßte sein, festzustellen, wann Murat auf Pizzo als Landungsplatz verfallen und von wem dieser Ort ihm empfohlen worden.

Die „letzten Monate“ begreifen drei Lebensabschnitte desselben: den der Flucht aus Neapel nach der Provence, der Flucht aus dieser nach Corsica und endlich des Angriffs auf Neapel. Der gesammte Zeitraum aber enthielt bloß Täuschungen, Enttäuschungen und Selbsttäuschungen, namentlich aber letztere, denn ihnen neigte sich sein gesammter Charakter zu. „Après le grand Napoléon“, sagte er einmal, „j'ose me flatter, qu'il n'y a que moi seul, qui soit capable de mettre encore à flot le vaisseau de la liberté.“ Sein noch nicht abdicirtes Königreich wiederzugewinnen, ein ganz begreiflicher, ja entschuldbarer Gedanke, das stand vor seinem geistigen Auge wie eine berückende Fata morgana, aber eine selbsterzeugte; was er sich darin vorgaukelte, hielt er zugleich für festen Bestand. Auch wenn den Umständen gegenüber zerfließend, war das Bild, von ihm gerufen, im nächsten Augenblicke doch wieder im Spiegel. Namentlich zeigte sich diese Unbeständigkeit, oder besser das krampfhafte Verankern in Selbsttäuschung, an der calabrischen Küste, als er den Anschlag wegen Zerstreuung seines Geschwaders aufgegeben und alle Spuren desselben vernichtet hatte: am nächsten Tage betrat er doch wieder bloß als König das Ufer. Grundlage dieses Wesens gab maßlose Selbstsucht ab, die auch nicht fassen wollte, warum andere nicht jederzeit seine Ansprüche billigten oder erfüllten. Das führte manchmal zu großen Naivetäten. So wollte er ursprünglich, und von Corsica aus, sich Elba's bemächtigen, wo noch französische Garnison lag, um von dort auf Italien zu wirken. Das hieß so viel, als dem früheren Besitzer, an den das Inselgebiet zurückkehren sollte, dem Großherzog von Toscana, dasselbe entreißen. Aber er kam mit den Einleitungen um 24 Stunden zu spät. Und zur selben Zeit bittet er den Großherzog, ihm seine Briefe an seine Gemahlin zu Triest zu besorgen! Als der Fürst diesen Dienst ablehnte, ward Murat sehr ungehalten. „Voilà l'homme, qui me témoignait la plus sincère amitié, et qui pendant son séjour à Paris était constamment chez moi!“

Jene drei Zeitabschnitte der „letzten Monate“ Murats sind voll epischer und tragischer Momente, allerdings mit gelegentlicher Beimischung einiger, die eine solche Bezeichnung nicht vertragen. Er flieht (am 18./5 1815) aus Neapel, gelangt bloß bis Ischia und wird schließlich vom Schiffe seines ehemaligen Generals Manhès aufgenommen, der mit englischen Pässen nach Frankreich zurückkehrt und ihn auch glücklich engtischen Kreuzern entzieht. Dieser war also sein erster Retter, verläßt ihn aber bald darauf Knall und Fall, da er, scheint es, die Verehrung für seinen früheren Monarchen mit seinem Ehefrieden nicht in Einklang bringen konnte. Murat bietet Napoleon seinen Degen an, der ihn ablehnt; so lange dieser noch den Thron Frankreichs einnimmt, lebt jener in gewisser Deckung im Verkehr mit französischen Marschällen nicht hoffnungslos, soweit Toaste Grundlagen für die Zukunft abgeben. Bei seinem Ehrgeize und lebhaften Temperament ist es nicht ausgeschlossen, daß er schon von der Provence aus Anknüpfungen mit seinen Anhängern in Neapel begonnen. Denn Polizeiminister de Medici, dessen Schlußbericht weit weniger Unwahrheiten zu sagen, als Wahrheiten zu verschweigen scheint, erklärt (que Murat) cherchait à seconder (Napoléon) le mioux qu'il pouvait, en entretenant à Naples et en Italio une correspondance non interrompue et constamment dirigée vers uno nouvelle révolution.“ Um ihn waren damals Roccoromana, Ischittella, Beaufremont und Rossetti, die er auf der Flucht auf Ischia zurückgelassen. Aber die Schlacht bei Waterloo unterbrach seine Verbindungen. Er verbarg sich nun in der Nähe von Toulon vor der losbrechenden antibonapartistischen Bewegung, vor einem legitimistischen Präfecten, dem er mehrere Jahre vorher das Leben gerettet, und vor den Engländern, mußte auch den Aufenthalt wechseln, entging einmal mit knapper Noth den gedungenen, auf Handgriff nahen Mördern und trieb ein andermal sich durch zwei Tage ohne Dach und Fach herum, schlief im Freien und nährte sich von Früchten und rohen Gemüsen. Er sah Rettung bloß in dem Asyle, um das sein Agent Macirone in Paris durch Fouché bei Metternich und Wellington sich bewarb, oder darin, daß er die von Tag zu Tag gefährlichere Küste verließ. Aber Fouché antwortete nicht mehr, Macirone ward von Wellington gefangen gesetzt, und so blieb nur die erneute Flucht. Er wollte nach Havre, seine Bitte bei den Mächten selber betreiben, verfehlte jedoch das Schiff. Nun blieb ihm Corsica allein, wo er viele Officiere seiner früheren Armee und sich wenigstens vor Banditen sicher wußte. Mehrere Freunde verschafften ihm ein geringes Boot; damit sollte er Segler zu treffen suchen, die

Digitized by Google

ihn auf das Eiland brächten. Das erste Schiff, dem er auf offener See sein Verlangen aussprach, lehnte sofort ab, weil das verwahrloste Aussehen des Flüchtlings dem Capitän nicht behagte. Da fügte es der Zufall, daß er auf das Postschiff Toulon-Bastia stieß. Es nahm ihn an, und wenige Minuten später sank sein schlechtes Boot in der bewegten See.

In Bastia entging er durch Zufall der Paßvisitation, aber seine Gefährten wurden verhaftet. Hier war der feindlichen französischen Behörden wegen seines Bleibens nicht. Dagegen lebte in dem wenig südlicher gelegenen Dorfe Vescovato sein ehemaliger General und bis zum äußersten getreuer Genosse Franceschetti, im Hause Colonna Ceccaldi's, des Maires daselbst. Dessen Familie und Verwandte, die Bewohner des Ortes und der Umgegend traten wiederholt mit gewaffneter Hand den Versuchen der französischen Militärbehörden entgegen, Murat zu verhaften, und so befand sich dieser bis auf weiteres verhältnißmäßig in Sicherheit.

Es ist wunderlich — und nicht bloß einmal zu beobachten —, wie die Springfeder seiner Einbildungskraft blitzschnell wieder aufschnellt, sobald die Gefahr vorüber scheint. So bereits auf dem Postschiffe. Und nun erst auf Corsica, wo seine ganze Umgebung in ihm nur den — wenngleich verunglückten — König sieht. Dazu eine Anzahl Officiere und anderer, die unter ihm in Neapel gedient hatten. Gerade so treu und für ihn entbrannt stellte er sich auch „seine Neapolitaner" vor! Sonderbar wäre es, wenn bei seinem Phantasiereichthum er nicht hier den Gedanken einer Nachahmung Napoleons aufgegriffen hätte. Dazu kamen Briefschaften vom Festlande mit Treueversicherungen, Aufforderungen und Schilderungen der zweifelhaften Lage des bourbonischen Regimentes und des Hasses wider die österreichische Occupationsarmee, Briefschaften, aus denen er kein Hehl machte. Nun begannen auch die Werbungen für den Putsch, und es sollen 400 bis 500 Mann sich bereit erklärt haben, ihm dabei zu folgen.

Hier nun setzen die Berichte des Baron Koller ein. Sie sind in gewissem zwiefachen Sinne pièces de resistance. Es ist aber unthunlich, von ihnen abzusehen. Als Mensch strebt der Historiker nach Ausgleich und Rechtfertigung, jedoch „il faut renoncer à l'histoire, ou ne rien supprimer des faits".

Es ist unbezweifelbar, daß Murat den Gedanken der Wiedergewinnung Neapels nie außer Augen ließ und auf Corsica erst recht nicht. Nicht bloß, daß Anhänger (wenn auch nicht alle) sie ihm möglich erscheinen ließen, sondern auf die Länge konnte doch die Schwäche der französischen Militärmacht, die bisher nichts wider ihn vermochte, nicht andauern. Der Gedanke mit Havre war aufgegeben, und so drängte ihn neben dieser Rücksicht seine Phantasie und fremde Abenteuersucht, gegen welche das Abreden seiner aufrichtigsten Freunde nichts vermochte. Wollte er handeln, so mußte das auch rasch geschehen, damit die bourbonische Regierung nicht allzusehr sich befestige. Anderseits aber war es dieser eine Lebensaufgabe, zu erfahren, wann und wo der Entthronte den Streich führen wollte. Sie mag es als Staatsraison betrachtet haben, die Gebote der bürgerlichen Moral in den Hintergrund zu drängen und dort selber zu lenken, wo Murat zu leiten meinte. Etwas anderes wäre es gewesen, einen harmlos dahinlebenden Flüchtling aus seinem Asyle zu locken. Man erkannte sich im Kriegszustande, der Hinterhalte gestattet. Aber freilich, jene, die darin für Geld und andere weltliche Interessen als Werkzeuge dienen, wird man strenger beurtheilen, als die, welche die Unschädlichmachung eines Staatsgefährlichen im Interesse des Lebens und Wohlstandes von vielleicht tausenden als aufgezwungene Maßregel ausdenken.

Jene Berichte erzählen, der Präfect von Monteleone (Calabrien) habe es übernommen, Briefe von wirklichen und angeblichen Muratisten an Joachim zu leiten, welche diesen bewegen sollten, seine Absicht ja gewiß zu vollführen. General Vaudonmont sagt nach einem Briefe des russischen Gesandten Fürsten Suwarow-Italinski an den Admiral Tschitschagoff (Quinze années d'un proscrit, Paris, 1835, II, 95), „(qu'on) lui fit passer l'avis fallacieux, qu'un soulèvement en Calabre était prêt à avoir lieu en sa faveur." Franceschetti erhielt die Nachricht, der Polizeiagent Carabelli würde kommen, den Erkönig in seiner Absicht zu bestärken, und jene Berichte sprechen ebenfalls von diesem Manne, der übrigens erst am letzten Tage Murats in Vescovato eintraf und ihm ebensosehr zu- als abgeredet haben soll.[1]) Mehr als dieser mögen andere Agenten gewirkt haben. Weiter nennen jene Berichte den Biedermann Barbarà, einen Corsen, ehemals Caper, dann in Diensten Murats Fregattencapitän und Baron, der bisher zu Portolongone auf Elba geweilt und sich recht gelegen auf Corsica einfand. Ueber den Verrätherdienst dieses besteht kein Zweifel: er wurde Commandant des Einbruchsgeschwaders Murats, drängte diesen nach Pizzo, wo er viele Freunde zu haben vorgab, selbst dann, als angesichts der Küste der Putsch so gut wie aufgegeben war, und als Joachim landete, suchte er mit seinen Schiffen das Weite. Von ihm sagt General Vaudonmont nach derselben russischen Quelle: „Ce fut (le ministre Medici) lui-même, qui envoya à Murat le capitaine des bâtiments, entre les mains duquel il se remit." Und just zur Zeit, wo es sein mußte, trat der Gendarmeriecapitän Trentacapilli, gleichfalls unter Murat bedienstet, der als Bandit seinen Lebensweg begonnen und ohne Wissen des Militärcommandanten der Provinz, des ehrlichen Nunziante, jetzt plötzlich als Gendarmeriecommandant fungirte, zu Pizzo in den Vordergrund, mit gebundenem Auftrage, den Landenden zu verhaften und bei Gegenwehr zu erstechen. Für alle diese handeluden Personen dringen jene Berichte die Kaufsummen. Und Pizzo liegt kaum ein Stündchen von Monteleone, und Calabrien war die franzosenfeindlichste Provinz Neapels, die nie vergessen, wie blutig General Manhès dort das Räuberwesen niedergehalten hatte. Gegenüber solchem Zusammentreffen von Leuten, Orten und Umständen läßt sich wohl an rein selbstwilliges Handeln Murats kaum denken.

Von allen diesen Vorgängen mag König Ferdinand nichts gewußt haben. Er war ein vergnügungssüchtiger Herr, den die Staatsgeschäfte nicht zu sehr interessirten und aufregende wohl am wenigsten. Die Sendung Carabelli's aber dürfte ihm nicht unbekannt geblieben sein. Denn Medici sagt in seinem Schlußberichte, daß Murat „offrit... l'intendance de la province de Salerne à un Corse dont le nom est bien connu de Votre Majesté". Und von diesem Angebote erzählen auch andere. Sonst aber weiß man aus den Briefen Kollers, König Ferdinand habe zu seinem Minister geäußert, man spreche insgemein von einer Schlinge, in die Murat gelockt worden, und de Medici erwidert: „das wäre auch nicht anders, wenn es nicht der Fall gewesen". Ob irgendwelche, Murat besonders feindlich gesinnte Vertreter der Mächte von de Medici ins Vertrauen gezogen waren, steht dahin. Gegen die überstürzte Weise des Abschlusses des Dramas zu Pizzo haben deren mehrere, Oesterreich voran, Protest erhoben. Dieses sah in Murat noch stets den ehemaligen Souverän, mit dem es Verträge geschlossen, und wollte, daß man seinem Passe, der bei dem Unglücklichen gefunden worden, mehr Rücksicht erwiesen

[1]) Carabelli hat sowohl gegen Colletta, als noch mehr gegen Franceschetti 1826 (Druckort Italia) eine Schrift „I calunniatori smascherati" veröffentlicht, die mir nie zu Gesichte gekommen. Unter allen Umständen hatte C. eine höchst gefährliche Rolle übernommen.

hätte, und Preußen und Rußland hatte es auf seiner Seite. Von den Einleitungen zur Thatsache hatten sie keine amtliche Mittheilung, und durch den König ward, als die böse Mär laut wurde, strengste Geheimhaltung anbefohlen; daher auch nichts für die Berichte an die Staatskanzleien sich ergeben mochte, denn quod non est in actis... Davon sind vertrauliche Mittheilungen zu trennen, und solche liegen in den Briefen Baron Kollers und des Fürsten Suwarow.

Für den dritten Abschnitt der muratischen Epopöe, die Expedition und ihren Ausgang, gibt es eine zahlreiche Litteratur an Memoiren, Acten und Darstellungen. Herr v. Sassenay vereinigt sie auf SS. 298—301. Wir können uns über diese wenigen, aber inhaltreichen Tage kurz fassen und verweisen auf die anschaulichen Einzelschilderungen des Buches. Murat hatte etwa 400 Mann geworben und sechs kleine Schiffe, die kaum 200—250 Mann faßten. Da man ihn in Bastia hinderte, ging er nach Ajaccio über. Am letzten Tage daselbst (28./9) trafen der obgenannte Carabelli und Murats Agent Macirone bei ihm ein, letzterer mit dem Passe für ihn nach Triest, den Metternich endlich doch Wellington abgerungen. Der Exkönig lehnte ihn mit hohen Worten ab, steckte ihn aber doch zu sich. Das Geschwader, unter Führung Barbará's, segelte in der Nacht vom 28. zum 29./9 ab. Es hatte zu Anfang und später viel Widerwärtigkeiten. Angesichts der calabrischen Küste besaß Murat bloß noch drei Fahrzeuge, und von diesen entfloh das dritte (unter Courrand): die Beweise von äußerster Muthlosigkeit aber Verrath auf dieser Seite lagen offen. Nun gab auch er die Landung auf. Alle Proclamationen, bis auf eine in seiner Tasche, wurden ins Meer geworfen, und es ward die Fahrt nach Triest beschlossen. Dagegen stimmte Barbará wegen Unzulänglichkeit der Schiffe und Vorräthe: in Pizzo hätte er viele Freunde. Dort solle man Lebensmittel kaufen und ein großes Schiff miethen. Er wolle das besorgen und Murat möge ihm seinen österreichischen Paß geben, und als dies ihm abgeschlagen wurde, verweigerte er gänzlich, mitzugehen. Da bäumte der Exkönig in Stolz und Zorn auf: nun werde er selber die Küste betreten. Nochmals baten ihn seine Getreuesten dringend, dies ja zu vermeiden. „Vous n'avez jamais voulu écouter vos fidèles serviteurs", rief sein Kammerdiener, der bisher immer geschwiegen. Ohne Rücksicht auf das Tags vorher Beschlossene, ging der Tollkühne daran, mit 26 Mann am gefährlichsten Punkte „von seinem Königreich" Besitz zu nehmen, und zwar in voller Gala. Was nun geschah, ist zum Theil bekannt oder mag man in aller Ausführlichkeit bei v. Sassenay nachlesen.

Der Abschluß war formell correct. Murat war bewaffnet ins Land gebrochen, ein Kriegsgericht sprach ihn schuldig, und am 13. October ward er im schmalen Hofe des Schlosses zu Pizzo erschossen. Aber nicht in der Kathedrale des Städtchens liegt er begraben, wie es gelegentlich heißt, sondern im Armengrabe. Er ging eben unter den Fäusten eines dämonischen Hasses zu Grunde, „attiré", sagt Mantgaillard, „dans le piège par l'astuce, au si l'on veut par la loyauté napolitaine."

Graz. Zahn.

Hippolyt Spashinskij.

Wenn Nicolaus Gogol, der Schöpfer der „Todten Seelen" und des „Taras Bulba", dem Pseudo-Romantismus in der russischen Literatur den Todesstoß versetzte und die sogenannte realistische Schule begründete, aus welcher später Turgenjew, Dostojewskij, Gontscharow u. v. a. hervorgingen, so war es Alexander Nikolajewitsch Ostrowskij, der die russische Nationalbühne ins Leben rief und eine Schule schuf, die dem modernen russischen Theater eine Reihe talentvoller und geistreicher dramatischer Schriftsteller lieferte, deren Bühnenwerke in künstlerisch vollendeter Form, in reichen Farben und in streng realistischen Zügen das russische Leben treu widerspiegeln und alle Erscheinungen und Strömungen in der russischen Gesellschaft lebensfähig verkörpern. Während die Lustspiele Vonvisins („Das Muttersöhnchen" und „Der Brigadier") nach französischem Muster zugeschnitten waren, während das Lustspiel „Wehe dem Gescheidten" (gore at uma) von Gribajedow nur den Namen einer geistreichen soeialen Satire verdient, während endlich das Gogol'sche Lustspiel „Der Revisor", das im Wiener Hofburgtheater mißfiel, in Rußland keine Schule machte und gleich einem Meteor keine tiefen Spuren zurückließ, war es den dramatischen Werken Ostrowskij's beschieden, im russischen Theater eine radicale Umwälzung herbeizuführen und den Geschmack des russischen Theaterpublicums völlig umzugestalten. Erst in den Bühnenwerken Ostrowskij's traten vor dem russischen Publicum echte und unverfälschte „russische Menschen" auf, in denen das heimathliche Leben mit allen seinen Gebrechen und Wunden, mit allen seinen Vorzügen und Fehlern, mit allen seinen lichten und dunklen Seiten blutwarm pulsirte. Es ist somit begreiflich, daß die Jünger Ostrowskij's alles aufboten, um den Idealen des Schöpfers des russischen Nationaltheaters treu zu bleiben. Und einer dieser Jünger ist Hippolyt Wassiljewitsch Spashinskij, dessen Schauspiel „Die Nixe" seine erste Aufführung in deutscher Sprache kürzlich im Theater am Gärtnerplatz zu München erlebt hat.

Genau vor zwanzig Jahren, und zwar Anfang 1876, trat Spashinskij mit seinem ersten Bühnenwerke vor das russische Publicum und erzielte damit einen großen Erfolg. Dem unmittelbaren Leben entnommen, übte das Erstlingswerk Spashinskij's durch seine glänzenden, Geist und Witz sprühenden Dialoge und durch die Spannung der Handlung große Anziehungskraft aus, obwohl das russische Theaterpublicum von damals noch unter dem mächtigen Zauber der Ostrowskij'schen Theaterstücke stand. Spashinskij's dramatisches Talent gelangt zum stärksten Ausdrucke in der Darstellung von Frauencharakteren aus den verschiedenen Schichten der russischen Gesellschaft. Er kennt die russische Frauenseele durch und durch, er versteht es, in die Tiefe dieser Seele zu blicken und die geheimsten Regungen derselben zu erhaschen. Dabei vermißt man in den Bühnenwerken Spashinskij's jedweden erkünstelten theatralischen Effect; die alltäglichen Erscheinungen des russischen Lebens werden in diesen Werken mit solcher Natürlichkeit und mit solchem Realismus dargestellt, daß vor dem Zuschauer das Leben in seiner erschreckenden Nacktheit dahinfließt. Die handelnden Personen der Spashinskij'schen Theaterstücke sind lebensvolle Producte der russischen Gesellschaft und jenes Milieus, in welchem sie sich bewegen. Aber keines der Spashinskij'schen Theaterstücke hat in Rußland so viel Anziehungskraft geübt, wie das im Jahre 1878 zum ersten male aufgeführte Volksschauspiel „Die Nixe", welches im Original den Titel „Die Majorin" trägt. Dieses Stück, welches bereits 1300 Aufführungen erlebt hat, hat den Ruf Spashinskij's begründet.

Obwohl es nicht in unsrer Aufgabe liegt, den Werth der „Majorin" einer genauen Besprechung zu unterziehen, so wollen wir doch zum besseren Verständniß dieses Frauencharakters über die Sphäre, aus der Jenja, die Heldin des Stückes, stammt, einige Bemerkungen machen. Die Stellung des Weibes in der russischen Familie, namentlich in den Schichten des niederen Volkes, war und ist sehr traurig. Die traditionellen Anschauungen über das Weib, welche das niedere Volk in seiner totalen geistigen Finsterniß sich gebildet hat, degradiren das Weib zum einfachen Object, das weder Empfindungen noch Wünsche, weder Leidenschaften noch Schwächen haben darf. Der selbstgefällige

Digitized by Google

Despotismus (Samodurstwo) der Familienhäupter, welchen Ostrowskij in zahlreichen unvergleichlichen Typen zur Darstellung brachte, ist die klaffendste Wunde des russischen Familienlebens in den niederen Schichten der Bevölkerung. Und in diesem Sinne hat die „Majorin" viel Aehnlichkeit mit Katharina Kabanowa, der Heldin des besten Ostrowskij'schen Schauspieles „Das Gewitter" (Grosa). Auch Katharina Kabanowa mußte sich in die Wolga stürzen, nachdem sie ihre sündige Liebe dem verhaßten Despoten von einem Gatten bekannt hatte. Diese gepeinigte Frauenseele, welche sich in der Gluth ihrer sündigen Liebe verzehrte, welche sich unter Menschen befand, die von Thieren durch nichts zu unterscheiden waren, ist an und für sich ein erschütterndes Drama von erschütternder Wahrheit und Natürlichkeit. Auch die „Majorin" von Spashinskij ist ein Product dieses Milieus, auch sie ist eine gepeinigte Frauenseele, welche an ihrer sündigen Liebe verblutet.

Von den vielen Theaterstücken, mit welchen Spashinskij während seiner zwanzigjährigen literarischen Thätigkeit die dramatische Literatur in Rußland bereicherte, verdienen die aus dem letzten Decennium besonders hervorgehoben zu werden. Das gereifte Talent trug reife Früchte. In den Werken aus dieser Zeitperiode erscheint Spashinskij als feiner Psycholog und geistreicher Beobachter der modernen russischen Gesellschaft. Eine bunte Reihe von Typen und Charakteren zieht vor uns vorüber, die volles Leben athmen, und in denen sich die neuesten Strömungen und Erscheinungen in der Gesellschaft mit verblüffender Klarheit ausprägen. In dem fünfactigen Schauspiele „Eine alltägliche Geschichte" (Prostaja Istorija) wird uns in Silwatschew, dem Helden des Stückes, der Typus jener unentschlossenen und unzuverlässigen Schönredner und Phrasenmacher vorgeführt, an denen die russische Gesellschaft so reich ist und deren Abstammung vom Turgenjew'schen Rudin aus dem Romane „Dunst" hergeleitet werden dürfte. Oberst Silwatschew, Commandant eines Regiments in einer Provinzstadt Mittelrußlands, erobert sich die Liebe der jungen und schönen Kaufmannsgattin Wjera Naswalowa. Daß Wjera ihrem Gatten untreu wird, ist ebenso natürlich wie das ganze Milieu, in welchem sie sich bewegt. Wjera's Gatte, Nikanor Naswalow, ist der alte, selbstgefällige Despot der funfziger Jahre, nur in neuester Auflage. Er verbringt die Nächte in Gesellschaft von Damen aus der Halbwelt; er veranstaltet Orgien auf Orgien, seine gemüthvolle, junge Gattin gänzlich ignorirend. Der ungestillte Durst ihrer Liebe und ihr gekränktes Ehrgefühl finden Ausdruck in ihrer Leidenschaft zu Silwatschew. Wjera ist auf ihre Liebe sogar so stolz, daß sie nicht zögert, ihrem Schwager Sergei das Geheimniß ihres Herzens zu verrathen. Mit der dem russischen Weibe eigenen Energie benützt Wjera die nächste Gelegenheit, um ihren Gatten zu verlassen und zu Silwatschew zu ziehen. Schon die Bestürzung, welche Silwatschew bei dieser Wendung in dem Schicksale seiner Geliebten bekundet, zeigt uns den Charakter dieses Helden in seinem wahren Lichte. Als jedoch die legitime Gattin Silwatschews, die ihm einst durchgegangen war, zurückkehrt und mit beispielloser Frechheit vor ihm erscheint, um ihre Rechte als Gattin zu reclamiren, da verläßt dieser Held seine Geliebte, die ihm alles geopfert, sogar ohne von ihr Abschied zu nehmen. Und Wjera büßt ihre enttäuschte Liebe mit dem Tode: sie stirbt an Schwindsucht. Um die Helden dieses Stückes, deren Charaktere meisterhaft durchgeführt sind, gruppirt sich eine Reihe episodischer Figuren, die zur Charakteristik der modernen russischen Gesellschaft kostbares Material liefern. Dieser Jüngling Arawin, dessen einziges Ideal „Geld, Geld und wieder Geld" ist, der sich erniedrigt, kriecht und alle Mittel heiligt, um Carriere zu machen, ist der Träger einer krankhaften Erscheinung, die in der modernen russischen Gesellschaft zu beobachten ist. Die tiefe Kenntniß der russischen Gesellschaft, die Kunst, seine Beobachtungen in lebensfähigen Personen zu verkörpern, die meisterhafte Darstellung des Alltagslebens und menschlicher Leidenschaften zeichnen auch die vielen andern Bühnenwerke des Autors der „Majorin" aus. In seinem fünfactigen Schauspiele „Das Opfer" (Schertwa) entrollt uns Spashinskij das Bild eines Familienlebens, das tief erschüttert und zu Thränen rührt, dabei aber so schlicht, einfach und wahr ist, wie das russische Leben selbst. Mitrofan Rakitin, ein subalterner Beamter, ist ein Idealist, dessen naiver Glaube an Treue, Liebe, Tugend und derlei schöne Dinge keine Grenzen kennt. Er ist aber von Menschen umgeben, die alles sind, aber nur keine Menschen. Sein Bruder Sachar, ein wohlgepflegter und ausgefressener Notar, der der Ansicht huldigt, die Welt stehe nur zu seinem Vergnügen da, behandelt ihn mit beispielloser Engherzigkeit, seine Mutter Arina, eine närrische und halbbarbarische Natur, quält und peinigt ihn, obwohl der arme Beamte sich abhärmt, um ihr das Leben zu versüßen. Der einzige Lichtstrahl im Leben Mitrofans ist dessen Gattin Valentina, welche früher in größter Armuth und Dürftigkeit lebte und nur durch seine Herzensgüte dem Elend entrissen wurde. In seiner Naivetät bemerkt jedoch Mitrofan die Stürme nicht, welche sich in der Seele seiner ehrgeizigen Frau erheben. Valentina ist nicht besser als Sachar und Arina. Auch ihr erscheint die Seelenreinheit Mitrofans als Dummheit, auch sie findet kein Behagen an der Seite des ideal veranlagten Mannes, und deßhalb kostet es dem Stutzer Sudbischzew keine große Mühe, das Herz Valentina's zu erobern. Als jedoch Mitrofan seine Gattin in den Armen Sudbischzews findet, da verliert er seinen Halt und den Sinn am Leben. Und Mitrofan flüchtet von dieser engherzigen Umgebung und von dieser Welt der Lüge und des Scheins, indem er in die Fluthen des Flusses springt und dort den Tod findet. Alle Personen des Stückes sind meisterhaft gezeichnet, die Handlung entwickelt sich natur- und wahrheitstreu, und die Einfachheit der Vorgänge erhöht nur den Dramatismus der Handlung.

Aber auch jene Bühnenwerke Spashinskij's, deren Sujets der Vergangenheit Rußlands entnommen sind, athmen durchaus Leben und Wahrheitstreue und können als treuer Spiegel des damaligen gesellschaftlichen Lebens dienen. Zu dieser Kategorie gehören die Dramen: „In zügelloser Freiheit" (Woljnaja Woljuschka) und „Vor vielen Jahren" (W staryje gody). „In zügelloser Freiheit" ist ein Stück Leben aus der Zeit Iwans des Grausamen. In der Alexandrowa Sloboda bei Moskau, wo der grausame Zar Iwan seine grausamen und blutigen Entschlüsse faßte, wüthete ein böser Geist, der die damalige russische Gesellschaft an das Böse so gewöhnte, daß sie den Sinn für alles Gute und Erhabene beinahe gänzlich verlor. Und in dieses Milieu führt uns Spashinskij mit sachkundiger und sicherer Hand ein. Dieser Bojar Gljeb Warygin, der mordet, plündert, um Reichthümer anzuhäufen; dieser Fürst Meseţkij, der alte Sünder, der unter Drohungen die Hand der schönen Warygin'schen Tochter Olga erhalten will, diese Maremjana, die die Leibeigenen Warygins peinigt, nur um zu peinigen — alle diese Figuren tragen das Gepräge jener grausamen Zeit und sind bleibende Gestalten aus jener Epoche. Die Charaktere dieser Personen sind so fein durchdacht und meisterhaft durchgeführt, daß sie den Zuschauer fesseln und in die Vergangenheit versetzen. Olga, die Tochter Warygins, welche dem Sohne des von ihrem Vater gemordeten Bojaren Podgeruij die Hand reicht, um das Verbrechen gut zu machen, ist eine der besten Mädchengestalten jener Zeitperiode. Spashinskij zeichnete diese Gestalt mit seltener

Meisterschaft und Bühnenkenntniß. Ebenso fesselnd und anziehend sind die Dialoge, welche die Räuber, die dem Bojaren Warygin den Garaus machen wollen, mit einander führen. Das Drama „Vor vielen Jahren" entrollt ein meisterhaftes Bild jener patriarchalischen Zustände, welche in Rußland noch vor kaum fünfunddreißig Jahren geherrscht haben. Wir meinen die Epoche der Leibeigenschaft und der Zügellosigkeit der „Herren". Der reiche Gutsbesitzer Rachmanow, ein selbstgefälliger Despot oder Samodur, wie Ostrowskij sie treffend zu nennen pflegte, entführte einem armen Edelmanne dessen Tochter Mascha, und der arme Vater findet nirgends Gerechtigkeit und Genugthuung, weil die käuflichen Beamten vor Rachmanow auf dem Bauche liegen und seine Wünsche willenlos erfüllen. Zum Glücke aber ist Mascha, wie alle andern Frauentypen in den Werken Spashinskij's, ein energisches und gemüthvolles Mädchen, das Rachmanow geistig und moralisch weit überlegen ist. Mascha gelingt es nun, Rachmanow zu bändigen und zu zügeln: er heirathet sie und wird ein musterhafter Gatte. Die Zustände und Sitten am „Herrenhofe", die uns Spashinskij entrollt, der Kampf Mascha's mit Rachmanow gehören zu den besten Erzeugnissen der modernen dramatischen Literatur Rußlands.

Der uns knapp bemessene Raum gestattet uns nicht, sämmtliche Bühnenwerke Spashinskij's eingehender zu besprechen. Die von uns angeführten dramatischen Werke dürften jedoch genügen, um Spashinskij als einen der besten Repräsentanten des modernen russischen Theaters erscheinen zu lassen. Von den zwanzig Theaterstücken, welche Spashinskij im Laufe seiner Thätigkeit geschrieben, verdienen viele die vollste Aufmerksamkeit auch des nicht russischen Publicums. Spashinskij ist ein wahres dramatisches Talent, dessen Werke einen tiefen Einblick in das Thun und Lassen der modernen russischen Gesellschaft gewähren. Die Gestalten seiner Werke laufen zu Tausenden in den Straßen aller Städte des mächtigen und heiligen Rußlands herum.

N. Golant.

Mittheilungen und Nachrichten.

M. N-r. **Lyrische Dichtung und neuere deutsche Lyriker von Alfred Biese.** Berlin, Verlag von Wilhelm Hertz, 1896. — Es war ein guter Griff, gerade jetzt mit einer übersichtlichen Darstellung des Zustandes deutscher Lyrik herauszutreten, denn wir befinden uns in einer literarischen Krisis, wo die Parteien stille stehen und sich der Umschlag zu einer neuen, gesunderen Constellation fühlbar macht. Der Kampf der jungen gegen die älteren Dichter begann ja auch zuerst auf dem Gebiete der Lyrik. Hier setzte die berühmte oder vielleicht auch schon berüchtigte „literarische Reaktion" ein, und mit den lächerlichen Geschmacklosigkeiten allerneuester Lyriker hatte sich die ganze Gruppe der Decadenten schließlich selbst gerichtet. Sie haben in den paar Jahren ihrer lärmenden kritischen Vorherrschaft alles todtgeschwiegen, was sich außerhalb ihrer Partei auf den Markt wagte. Nun tritt die Ernüchterung nach dem Rausche ein, und da wird Platz für den unbefangenen Historiker, der die Fäden der alten und neuen Zeit aneinander spinnen soll. Ist Alfred Biese aber auch der Mann dazu? Leistet sein Buch das, was man von ihm erwarten darf? Diese Frage rundweg zu bejahen, kann ich mich nicht entschließen. Biese ist Specialist der Lyrik, seit Jahren beschäftigt er sich mit ihr, und er ist auch ganz gewiß ein Mann von Urtheil. Principiell muß man sich mit seiner Aesthetik einverstanden erklären, und wir thun es um so bereitwilliger, als sie in keineswegs veraltet ist, sondern sich an Friedrich Vischers Aesthetik anschließt. Auch Karl du Prels „Psychologie der Lyrik" hat Biese nicht ohne Nutzen gelesen. Es kommt auch bei einem Buche, wie dem vorliegenden, nicht darauf an, eine neue Theorie der Lyrik zu liefern, sondern die einzelnen Lyriker mit Einsicht und Geschmack zu würdigen, und ferner auch darauf, das vorhandene Material mit einiger Vollständigkeit zu vereinigen. Die Einleitung: „Wie soll ein lyrisches Gedicht genossen werden, und was ist, und wie entsteht ein lyrisches Gedicht?" hätte Biese, meines Erachtens, wenn schon nicht ganz ipacen, so doch erheblich kürzer machen können. Indeß, wenn er sich hier auch zu breitspurig ergeht, alte Geschichten unnöthigerweise wiederholt und ein unfruchtbares und daher überflüssiges Interview einiger Lyriker anschließt, die ihm über die Entstehung ihrer Gedichte Bekenntnisse machen mußten, so steht er doch auf künstlerisch gutem Boden. Es gibt schließlich nach immer alte und junge Leser genug, die auch diese Lehren aan der Anschaulichkeit, von der Naivetätsbefreiung, von der Naivetät, von der Harmonie zwischen Inhalt und Form u. s. w. der guten Lyrik noch nicht kennen und mit Nutzen lesen werden. Wichtiger sind die folgenden Capitel, welche die Charaktertitlen der einzelnen Lyriker enthalten: der Romantiker und der Schwaben, der Nord- und Süddeutschen, Oesterreicher und Schweizer, der Dichterinnen und der „Jüngstmadernen". Und da muß man sagen, daß Biese's Darstellung ihre Schwächen hat. Biese ist vor allem ein Freund der objectiven Lyrik und seine besondere Vorliebe hat er für die Naturpoesie, über die er ja zwei dicke Bücher schrieb. Einverstanden. Aber wenn man lange Analysen ganzer Reihen von Lyrikern lesen soll, die immer nur von denselben wenigen Gesichtspunkten aus gemacht werden, so ist das eine eintönige und langweilige Lectüre. Diese liefert uns keine künstlerisch abgerundeten Bilder der einzelnen Persönlichkeiten, die ihn so begeistern; er zerpflückt feinschmeckerisch ihre einzelnen Gedichte, was ja auch lehrreich sein kann, aber wie gewinnen keinen bleibenden Gesammteindruck ihrer Individualität: ein Bedürfniß, das die Meister der literarischen Kritik in Deutschland und Frankreich wohl befriedigen. Mit dem Aesthetischen allein reicht man heutzutage denn doch nicht mehr aus. Dazu kommt, daß Biese nicht blos ganz bestimmt umgrenzte ästhetische, sondern auch persönliche und landsmannschaftliche Neigungen hat. Im Mittelpunkte seiner Sympathien steht Theodor Storm: er ist sein größter Meister, der einzige Lyriker nach Goethe, den er gental nennt, von ihm nimmt er das Maß für alle andern. Auch einverstanden. Aber ist das ein Grund, über Scheffels Lyrik mit zwei Zeilen hinwegzugehen und Rudolf Baumbach überhaupt nicht einmal zu erwähnen? Baumbach ist doch mindestens so viel werth wie Heinrich Seidel, über dessen Lyrik sich Biese ausführlich ergeht, obzwar er nicht blind für ihre Schwächen ist. Und wenn schon Klaus Groths niederdeutsche Dialektpoesie Platz fand, warum dann nicht auch die österreichischen und bayerischen Dialektdichter Karl Stieler und Peter Rosegger, dessen Sammlung „Zither und Hackbrett" vielleicht das beste Buch ist, das er überhaupt gemacht hat? Jedenfalls ist es dasjenige, das seine Stellung in der Literatur zuerst sicherte. Uns wenn Biese Platz fand für die Charakteristik Jensens oder der wesentlich doch nur social interessanten Hedwig von Olfers, warum überging er mit völligem Schweigen Ferdinand v. Saar, dessen Lyrik ein Kenner, wie Anton Schönbach, sehr hoch stellte? (Vergl. sein Buch „Ueber Lesen und Bildung".) Biese scheint überhaupt gegen die Oesterreicher eingenommen zu sein, und er folgt hierin sichtlich den Spuren Karl Busse's, dessen Einleitung zur Anthologie der „neueren deutschen Lyrik" im Hendel'schen Verlage die gleichen Grundsätze vielfach vertritt; sie ist aber durch den historischen Sinn Busse's viel interessanter als Biese's Buch. Im Capitel über die „Jüngsten" schreibt Biese: „Die eigentliche Heimath der Ganglien-Karyonten ist Süddeutschland, Oesterreich, Wien! Die meisten sind Semiten. Den Gipfel der Decadence erstieg Felix Salten." Da haben wir alle Antipathien unsres Aesthetikers schön in Einem Satz beisammen. Die Meisterschaft der Decadenz wies sich der Berliner Dehmel gewiß nicht absprechen lassen. Wie wenig Biese die Wiener kennt, beweist schon der Umstand allein, daß er einen so kleinen Journalisten, wie Hen. Felix Salten, auch nur nennt. Der junge Herr wird sich durch diese Erwähnung in dem Buche des Gelehrten nicht wenig geschmeichelt fühlen. Wohl nur, weil Biese auch Betty Paoli, wie so viele andere, für eine Jüdin hielt, was sie aber gar nicht war, geht er über dieses bedeutende lyrische Talent mit einigen kühlen, phrasenhaften und unzutreffenden Worten hinweg. Hat Biese die mit dem Nachlaß Betty Paoli's geweckte Einleitung Marie Ebners nicht zu Gesichte bekommen? Das wäre doch wieder eine jener Autoritäten gewesen, denen er sich so gern anschließt. Bei Adolf Pichler, einem anderen Oesterreicher, über den auch schon von vielen Autoritäten geschrieben wurde, verräth Biese nicht einmal die Kenntniß seiner letzten Bücher: „Neue Marksteine", „Vorwinter", „Frau Serafico", „Spätfrüchte". Das Urtheil: „Auch Adolf Pichler ist gemäß seiner ganzen Eigenart, die in erster Linie episch ist, nur in zweiter erst Lyriker und zwar vorwiegend Gedanken-

lyriker", ist schief. Vichler ist kein guter Erzähler; es ist ein altes, aber falsches Vorurtheil, ihn einen Epiker zu nennen; ein Dichter mit seinem Temperament und mit der Plastik und Sinnlichkeit seiner Sprache kann wohl auch nicht so geradezu als Gedankenlyriker bezeichnet werden. Ebenso hat Vieze die Gedichte Gilms flüchtig gelesen, wenn er auch ihrer Ueberschätzung durch localpatriotische Herausgeber mit Recht entgegentritt. Flüchtig ist Vieze's Darstellung der Lyrik Greifs; gar so nuia ist er denn doch nicht, wie ihn Vieze hinstellt! Auf die Unfähigkeit, Individualitäten vorzustellen, ist es zurückzuführen, daß Vieze selbst jene Dichter, die er mit Recht feiert, wie Hans Hoffmann und Theodor Fontane, ungenügend charakterisirt. Von einem Buche, welches eine ernste Darstellung zeitgenössischer Lorik anstrebt, hat man wohl ein Recht, zu erwarten, daß es mehr biete, als was man aus den Recensionen der Tages- und Wochenblätter lernen kann. Gewiß darf es nicht Geringeres bieten, als das, was schon geleistet wurde. Vieze hat diese Erwartung nicht erfüllt. Er sagt nichts Neues, und auch sein Altes wurde vielfach schon besser gesagt. Das Beste daran ist, daß es überhaupt erschien und den Reichthum an guter Lyrik, den wir haben, in Erinnerung bringt.

a.p. Erdgeschichte von Prof. Dr. Melchior Neumayr. 2. Aufl., neubearbeitet von Prof. Dr. Victor Uhlig. I. Bd. Allgemeine Geologie mit 378 Abbildungen im Text, 12 Farbendruck- und 6 Holzschnitttafeln, sowie 2 Karten. II. Bd. Beschreibende Geologie mit 495 Abbildungen im Text, 10 Farbendruck- und 6 Holzschnitttafeln, sowie 2 Karten. Leipzig u. Wien, Bibliographisches Institut 1895. — Nachdem M. Neumayr seiner Wissenschaft durch einen allzufrühen Tod entrissen worden war, trat an den Verleger die nicht leichte Aufgabe heran, einen geeigneten Bearbeiter für die neue Auflage zu suchen; er fand ihn in der Person des Professor Uhlig in Prag, welcher aus der Schule Neumayrs hervorgegangen war. Zwar sind nur 9 Jahre seit dem Erscheinen der ersten Auflage verflossen, aber nichtsdestoweniger sind die Veränderungen, welche mittlerweile die Geologie erlitten hat, doch sehr erheblich. Nicht allein hat eine außerordentliche Vermehrung des geologischen Materials stattgefunden, sondern in vielen, selbst grundlegenden Anschauungen hat sich ein Wechsel vollzogen; andererseits haben viele damals noch offene Fragen ihre Beantwortung gefunden und neue sind heute an die Stelle getreten, während andere Probleme eine neue, vielfach ganz unerwartete Beleuchtung erhalten haben. So mußte denn vieles in sachlicher und selbst principieller Hinsicht geändert werden. Unter solchen Umständen war es dem Bearbeiter nicht immer leicht, die Gefühle der Pietät gegen den entschlafenen Meister und Schöpfer des ursprünglichen Werks mit den Forderungen der inzwischen vorangeschrittenen Wissenschaft zu vereinbaren; aber wir müssen ihm zugestehen, daß es ihm gelungen ist, beiden Verpflichtungen im vollsten Maße gerecht zu werden. Die neue Bearbeitung stellt ein Werk dar, welches in wissenschaftlicher Hinsicht heute auf derselben Höhe steht, wie das ursprüngliche vor 9 Jahren, und doch ist die Eigenart desselben so erhalten geblieben, daß es noch das geistige Gepräge seines ehemaligen Schöpfers an sich trägt. Dazu trug in erster Linie bei, daß Prof. Uhlig bestrebt war, Neumayrs eigene Forschungsergebnisse möglichst sinn- und selbst wortgetreu beizubehalten. Die bedeutendste Umgestaltung erlitt der Abschnitt über Gebirgsbildung und diese wurde bedingt durch das Erscheinen von E. Sueß' Werk „Das Antlitz der Erde" und die zahlreichen wichtigen Veröffentlichungen, welche die Folge davon waren. Eine beträchtliche Vergrößerung erfuhr der erste Band; auch sind diesem, sowie dem zweiten zahlreiche neue Abbildungen beigegeben worden. Ueber die typische und künstlerische Ausstattung des Werks uns des näheren zu verbreiten, können wir uns wohl ersparen. Jedermann weiß, daß das bibliographische Institut in der Herstellung solcher wissenschaftlichen, für das allgemeine Verständniß berechneten Werke geradezu umgestaltend und maßgebend wirkt und dasteht, und daß es des Aufgebots aller Kräfte bedarf, wenn es gelingen soll, sich mit ihm auf ungefähr gleicher Höhe zu bewegen.

* In Karl Humann, der in Smyrna 57jährig einem Lebensleiden erlegen ist, hat die Alterthumskunde unserer Zeit einen Bundesgenossen aus den Reihen der Praktiker, nächst Schliemann den bedeutendsten, verloren. Zu Steele im Rheinland geboren, zum Ingenieur und Architekten herangebildet, ging er 1861 auf ärztlichen Rath in den Süden, wo er alsbald bei dem Heratempel auf Samos, durch seinen Berliner Lehrer Strack bestimmt, die erste erfolgreiche Anregung unternahm. Von dem deutschen Gesandten in Konstantinopel, Sir Henry Bulwer, zu einem Palastbau bestellt, erregte er die Aufmerksamkeit der türkischen Regierung, die ihn seit 1864 in Palästina, am Balkan und endlich besonders in Kleinasien mit Aufnahmen und Vermessungen zu Straßen- und Bahnbauten beschäftigte; Arbeiten, die der Topographie jener Länder nicht geringe Förderung brachten. Bei solcher Gelegenheit entdeckte er 1878 auf der Stätte des alten Pergamon die gewaltigen Reste des seitdem, wie im Alterthum, berühmten Mnemmentars. Umsichtig erwarb er diesen Schatz für seine deutsche Heimath, thatkräftig leitete er Jahre lang dessen Hebung, kundig nahm er theil an den literarischen Veröffentlichungen der mit ihm dabei thätigen Archäologen. 1884 mit dem Titel eines Berliner Museumsdirectors beehrt, von Greifswald zum Ehrendoctor promovirt, 1894 zum Geheimen Rath ernannt, waltete er in Smyrna als eine Art archäologischen Consuls für die Levante, überall mit sachkundiger Hülfe bei der Hand — noch 1895 begleitete und berieth er die österreichische Expedition unter Bunndorf in Ephesus. Die pergamenischen Alterthümer des Berliner Museums, für deren würdige Aufstellung man dort im Tanmel ephemerer Prunkfeste noch immer nicht die Mittel gefunden, werden Humanns Denkmal bilden. An classischem Werth zumal anfangs nicht selten überschätzt, behalten sie für alle Zeit die höchste kunstgeschichtliche Bedeutung durch den tiefen Einblick, den sie uns verstatten in die Barockzeit des Hellenismus mit der verschwenderischen Fülle ihrer wagnißfreudigen Virtuosität.

* Von der durch einen feindlichen Ueberfall heimgesuchten brasilianischen Forschungs-Expedition des Dr. Hermann Meyer aus Leipzig erfährt man jetzt folgendes Nähere: Der Genannte hat als Geograph und Ethnolog den Plan gefaßt, die noch unbekannten Indianerstämme im centralen Brasilien näher zu erforschen. Dr. Meyer wollte zu diesen Behuf in die Landschaft Matto Grosso vordringen und von dort die Reisen weiter verfolgen, die nun mehreren Jahren die deutschen Reisenden Prof. v. d. Steinen und Dr. Ehrenreich im südlichen Amazonasbecken gemacht sind. Anfang November 1895 reiste Dr. Meyer von Europa ab, begleitet von Dr. H. Bantz aus München als Anthropologen und Mediciner und C. Dahlen aus Düsseldorf als Photographen und Präparator. In Rio de Janeiro erkrankte Dahlen am gelben Fieber und starb am dritten Tag. An seiner Stelle wurde ein in Rio lebender Hr. Ziegl, von Geburt Steiermärker, engagiert, und nun ging es südwärts nach Desterro und Laguna, von wo die Reisenden in die Gebirgstette der Serra Geral eindrangen. Dort leben noch unbekannte Stämme der Bugres-Indianer, deren nähere ethnologische Erkundung Dr. Meyer ein lohnendes Ziel erschien. In den Wäldern des oberen Taboraoflusses spürte die Expedition die ersten Bugres-Indianer auf, aber der Versuch, mit ihnen in Verbindung zu treten, mißlang wiederholt, weil die durch das feindliche Vordringen der benachbarten Colonisten äußerst gereizten und mißtrauisch gewordenen Stämme auch in Dr. Meyers Expedition ein feindseliges Vorhaben vermutheten. Als aber die Reisenden ihren Marsch danach weiter fortsetzten, wurden sie in einer Nacht von den Indianern überfallen, mit Pfeilen beschossen und zur Rückkehr gezwungen. Doch wurde keiner der Reisenden bei dem Rencontre ernstlich verletzt. Die Expedition hatte immerhin den Erfolg gehabt, daß man die Verbreitungsgrenzen der Bugres feststellen, manches aus ihrem ethnographischen Besitz erwerben und von einigen Individuen, die seit ihrer Kindheit bei den Colonisten leben, genaue Körpermessungen, photographische Aufnahmen und Sprachproben gewinnen konnte. Nachdem dann die Reisenden bei Laguna einige erfolgreiche Ausgrabungen in dem dortigen Sambaki (Muschelhügel) und einem nahen Gräberfeld vorgenommen hatten, wobei mehrere Skelette und Urnen gefunden wurden, fuhren sie nach Porto Alegre und Buenos Aires weiter, wo sie Mitte März eintrafen. Die Expedition geht nun den Rio Paraan hinauf zum oberen Rio Paraguay und will vom Ort Cuyaba aus die eigentliche Matto Grosso-Reise unternehmen.

* Die Erhebung des Meterſystems zu einem internationalen hat in letzter Zeit erhebliche Fortschritte gemacht. Am 1. März wurde es in der Türkei officiell eingeführt, sämmtliche Localbehörden des türkischen Staates haben Instructionen erhalten, laut welchen sie die vereinbarten Handelscorporationen zum Gebrauche der neuen Maße und Gewichte anzuweisen haben. Noch in diesem Jahre wird das Meterſystem in Mexico und Costarica eingeführt werden. Von dem englischen Parlament ist bekanntlich die Einführung nach Ablauf von zwei Jahren beschlossen worden. In den Vereinigten Staaten zog zunächst die Münzcommission des

Digitized by Google

Congresses eine Bill Huxley in Erwägung, welche auf Einführung des Metersystems in allen öffentlichen Functionen mit dem 1. Juli 1897 und in allen privaten mit dem 1. Juli 1899 antrug. Nach der neuesten Meldung hat die genannte Commission einen Beschluß zu gunsten der Einführung des Metersystems zum 1. Juli 1898, für die ländlichen Districte zum ersten Tage des 20. Jahrhunderts, 1. Januar 1901, gefaßt. Auch in Dänemark ist eine parlamentarische Commission zur Beschlußfassung über die Einführung des Metersystems eingesetzt, und auch in diesem Lande läßt die Stimmung für die Neuerung günstig sein, wie mehrere in diesem Sinne lautende Petitionen an das Parlament beweisen. Von einem ersten Anschritt, der in Rußland zu gleichem Ziele unternommen ward, haben wir bereits neulich berichtet.

* **Freiburg.** Die Erben des verunglückten Geh. Oberregierungsraths Karl Siegel, Geh.-Rath Siegel in Karlsruhe, Hofrath Prof. Siegel in Wien und Frl. Amalie Siegel in Freiburg haben die etwa 2000 Bände umfassende Bibliothek ihres Bruders, die hauptsächlich geschichtliche Werke enthält, der hiesigen Universitätsbibliothek zum Geschenk gemacht.

D. **Wiesbaden,** 11. April. XIV. Congreß für innere Medicin. In der heutigen letzten Sitzung des diesjährigen Congresses kamen noch folgende Themata zur Verhandlung. Dr. Stern (Breslau) gab interessante Mittheilungen über Cheyne-Stokes'sches Athmen und andere periodische Aenderungen der Athmung. — Prof. Ott (Prag) berichtete über das Resultat seiner Untersuchung des Eiweißgehaltes pathologischer Flüssigkeiten. Er hat die bereits bekannte Thatsache des höheren Eiweißgehaltes entzündlicher Flüssigkeiten auch bestätigt, aber ein gesetzmäßiges Verhältniß zwischen specifischem Gewicht und dem Eiweißgehalt pathologischer Flüssigkeiten nicht constatiren können. — Dr. Ganz (Karlsbad) sprach über die Beeinflussung der Umsetzgeschwindigkeit des Glykogens durch Salzlösungen. Das Resultat seiner Untersuchungen gipfelte darin, daß doppelt- und einfach kohlensaures Natron die Umwandlung des Glykogens in Zucker aufheben, und er meint, daß hierin ein Fingerzeig für die günstige Wirkung der Alkalien bei Zuckerkranken gegeben sei. — Dr. Hausmann (Kissingen) sprach über die Bestimmung des Säuregehalts des Urins und ihre klinische Bedeutung und betonte vor allem, daß die Säureausfuhr durch den Harn mit der Vermehrung der Harnmenge Hand in Hand ginge. — Dr. Heez (Wien) demonstrirte einen Apparat zur Bestimmung des Blutdrucks in den Hautcapillaren und machte Mittheilung über die mit demselben am Menschen gewonnenen Befunde. — Prof. Lenbuscher (Jena) sprach über Erkrankungen des Circulationsapparates im Zusammenhange mit Erkrankungen des Nervensystems im Kindesalter. Er constatirte, daß sowohl bei Herzerkrankungen, wie bei diffusen Hirnerkrankungen nachweisbare Herzveränderungen und -Störungen auftreten. — Dr. Matthes (Jena) berichtete über einen Harnbefund, den er bei einem Fall von sogenannten multipeln Myelomen aufzufinden Gelegenheit hatte. Er kennzeichnet den gefundenen Stoff als einen Eiweißkörper, und zwar als eine Nucleoalbumose, deren Bildungsstätte er in dem eisenhaltigen Nucleoalbumin des Knochenmarks sieht. — Dr. Schutt (Aachen) behandelte das Thema der „gichtischen Herzaffectionen" und glaubt auf Grund seiner Beobachtungen den directen ätiologischen Zusammenhang von Herzaffectionen mit regulärer wie irregulärer Gicht betonen zu müssen. — Prof. Unverricht (Magdeburg) empfiehlt zur Behandlung des tuberculosen Pneumothorax die Anlegung einer Thoraxfistel und das Offenhalten derselben in steter Communication mit der atmosphärischen Luft bis zur Heilung der Perforationsöffnung. — Dr. Blum (Frankfurt) empfiehlt zur Behandlung der Gallensteinbildung neue zur Verhütung von Recidiven die Application von Olivenöllöstieren. Die Wirkung derselben erklärte er sich auf Grund von Versuchen so, daß das in den Darm eingebrachte Oel in Glycerin und Fettseifen zerspalten werde und diese beiden Stoffe erregend auf die Absonderung der Galle wirken. — Prof. Rumpf (Hamburg) berichtete über Versuche betreffend das Verhalten bestimmter Ammoniaksalze im Thierkörper. Das wichtigste seiner Ausführungen gipfelte etwa darin, daß bei Zufuhr von Salz-, Phosphor- und Schwefelsäure die Ammoniakausscheidung durch den Harn zwar vermehrt wird, allein Säure- und Ammoniakausscheidung nicht direct proportional Hand in Hand gehen, sondern Ammoniaksalze länger im Körper zurückgehalten werden und dann zu Vergiftungserscheinungen des Organismus führen können. — Dr. Ageron (Hamburg) machte auf Grund seiner eigenen klinischen Beobachtungen darauf aufmerksam, daß die Ursache für eine Reihe von anämischen Zuständen in Lageveränderungen des Magens bestehe und in dadurch bestimmten Störungen seiner Motilität zu suchen sei. — Den letzten Vortrag hielt Dr. Parisee (Berlin), in dem er das Vorkommen einer echten Lebertolik betonte. — Der Vorsitzende Geh.-Rath Bäumler schloß hierauf die Sitzung des diesjährigen Congresses für innere Medicin zu Wiesbaden.

* **Göttingen.** Hiesige Blätter berichten von einer der ausgedehntesten mathematischen Rechnungen, die in den Jahrbüchern der Wissenschaft zu verzeichnen ist, welche auf der hiesigen Sternwarte ausgeführt und von dem Director derselben, Prof. Schur, veröffentlicht ward. Sie betrifft die heliometrische Triangulation der Hauptsterne in dem Sternbild des Krebses, welche eine Reihe von 74 Gleichungen und dementsprechend 74 Unbekannten erforderte. Die Bestimmung dieser 74 unbekannten Größen nahm, nach der Methode der kleinsten Quadrate berechnet, zehn volle Wochen in Anspruch. Prof. Schur erinnert bei dieser Gelegenheit daran, daß die längste Lösung von Gleichungen nach der genannten Methode, von welcher die astronomische Literatur zu berichten weiß, bei den gradtlichen Berechnungen Bessels vorkam. Es waren dabei 86 Unbekannte zu finden, deren Berechnung von dem berühmten Rechenmeister Zacharias Dase ausgeführt wurde und drei Monate in Anspruch nahm. Dieser Dase'schen Leistung darf sich die hiesige getrost an die Seite stellen.

* **Berlin.** Infolge des Aufrufs zur Errichtung eines Denkmals für Helmholtz sind vom 1. Januar bis 31. März d. J. eingegangen 10,556 Mark 83 Pfg., zu daß mit dem bis zum 31. December v. J. gesammelten Betrage von 49,308 M. 91 Pfg. der Denkmalsfonds die Höhe von 59,865 M. 74 Pfg. erreicht hat.

⊕ **Wien,** 14. April. In Beilage Nr. 74 war auf ein von Credi zur die ungueischen Schulen zusammengestelltes Liederbuch aufmerksam gemacht worden, das besonders in einem Liede „Trieulore" die niederträchtigsten Beschimpfungen der Deutschen brachte. Wie nun aus Budapest gemeldet wird, hat der Unterrichtsminister es für seine Pflicht erachtet, „die Empfehlung dieses Liederbuchs für die Schulen entschieden abzulehnen", und er „erwartet vom Tactgefühl der Schulbehörden, daß sie den Gebrauch dieser Liedertexte nicht gestatten werden". Das ist immerhin etwas, wenn auch nicht ganz das, was deutsche Unterrichtsminister einem Machwerke gegenüber thun würden, das die Kinder Haß und Verachtung der Ungarn lehrte.

* **Prag.** Der Privatdocent Dr. Victor Schiffner ward zum außerordentlichen Professor der systematischen Botanik an der hiesigen deutschen Universität ernannt.

* **Budapest.** An der hiesigen Universität wurden für das laufende zweite Semester 400 Hörer inscribirt, also um 400 weniger, als im ersten Semester. Diese Abnahme ist eine gewöhnliche Erscheinung auf der Universität. Auch jetzt folgt die Budapester Universität, was die Zahl ihrer Hörer betrifft, gleich nach der Berliner und der Wiener Universität.

* **Paris.** Die Direction des Kunst- und kunstgewerblichen Salons L'art nouveau kündigt an, daß im Mai dieses Jahres in ihren Räumen rue de Provence 22 eine internationale Ausstellung moderner Bücher eröffnet wird. Die Organisation hat ein Comité übernommen, das aus folgenden Bibliophilen, Leitern öffentlicher Sammlungen und Kunstkellern besteht: E. Bing, L. Bouland, J. Claretie, P. Dauze, A. Davot, P. Gallimard, G. Geffroy, C. Gillot, H. Hunsaye, L. Layus, A. Lepère, R. Marx, J. Meier-Gräfe, G. Mouvey, A. Piat, M. Quentin-Bauchart, O. Uzanne. Die deutschen Bibliophilen werden gebeten, sich mit illustrirten oder nicht illustrirten Büchern, die der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts angehören, in typographischer oder illustrativer Hinsicht künstlerisch bedeutend und nicht durch den Buchhandel zu erlangen sind, mit allen der Herstellung des Buches dienenden Luxusmaterialien, sowie mit Einbänden und Ex-libris zu betheiligen. Die Reglements für Bibliophilen und für Verleger sind auf Wunsch durch die HH. Dobberke u. Schleiermacher (Paul Hüttig), Berlin W. 8, Mohrenstraße 13/14, K. F. Fleischer, Leipzig, Salomonstraße 16, Ketaria u. Comp., Wien I, Kohlmarkt 9, zu beziehen, an die die Werke bis spätestens 5. Mai einzusenden sind. Directe Sendungen können bis spätestens 10. Mai seinen an L'net nouveau, Paris, rue de Provence 22, gerichtet werden. Später einlaufende Sendungen können nicht mehr in den von dem Comité redigirten Bibliophilenkatalog der Ausstellung aufgenommen werden.

Jahrgang 1896. München, Donnerstag, 16. April. Nummer 88.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber Dr. Alfred Done in München.

Uebersicht.

Das Trajaneum zu Pergamon. Von Ernst Fabricius. — Die Anfänge der feinen Korbmacherei in Oberfranken. Von J. Georg Heid. — Pages d'histoire. — Mittheilungen und Nachrichten.

Das Trajaneum zu Pergamon.

Von Ernst Fabricius.

Fast ein Decennium ist seit dem Abschluß der von der preußischen Regierung unternommenen Ausgrabungen in Pergamon verflossen. Die reichen Schätze antiker Kunst, deren Hebung und Erwerbung für Deutschland dem Zusammenwirken ihres Entdeckers Karl Humann und des früheren Directors der Sculpturenabtheilung am Berliner Museum, Alexander Conze, verdankt werden, harren noch immer einer angemessenen, der Bedeutung dieser Funde würdigen Aufstellung in der Reichshauptstadt. In den überfüllten Räumen des vor siebzig Jahren erbauten „Alten Museums“ konnte bis jetzt nur ein Theil der Marmorsculpturen und auch dieser nur in vorläufiger, weder für die Kunstwerke selbst noch für den Schinkel'schen Bau vortheilhafter Weise der Betrachtung und dem Studium zugänglich gemacht werden. Dieser Mißstand wirkt bereits auf die Beurtheilung der Gigantomachie, die nach der ursprünglichen Ueberschätzung allmählich in Gefahr kommt, unterschätzt zu werden. Die pergamenische Gigantomachie ist das dem Maßstabe nach größte und an Ausdehnung umfangreichste Werk griechischer Plastik, das uns erhalten ist, ein einheitliches Ganze, das nur als solches richtig und voll gewürdigt werden kann. Bis jetzt war es aber noch nicht einmal möglich, alle zusammengehörigen Platten neben einander zu setzen und nur einige Gruppen sind aufgerichtet, während der größere Theil an den Seiten eines langen Saales am Boden liegt.

Das Museum besitzt ferner außer der Gigantomachie noch eine Fülle höchst werthvoller Sculpturen aus Pergamon, und von den ausgegrabenen Gebäuden sind die am besten erhaltenen Bauglieder, Säulencapitäle, Gesimse, Bekrönungen u. dgl., nach Berlin gebracht worden. Kein Museum der Welt hat einen auch nur annähernd gleichen Schatz von Originalstücken classischer Architektur. Aber es ist ein wissenschaftliches Capital, das unverzinst brachliegt. Denn die meisten dieser Erwerbungen sind noch immer in den Magazinen und in den durch Holzverschläge in solche verwandelten Säulenhallen am Hofe der Nationalgalerie bloß vorläufig geborgen, und nur wenige Fachgenossen wissen überhaupt, daß wir diese Sammlung besitzen, während die große Zahl der Studirenden, der Architekten und Bildhauer, die davon Nutzen haben könnten, gar nicht ahnt, daß sie existirt. Es ist wirklich an der Zeit, daß der seit lange projectirte Museums-Neubau endlich zur Ausführung gelangt. Die herrlichen Werke werden erst dann zue verdienten Geltung und zur vollen, man kann bestimmt erwarten, großartigen Wirkung kommen und die schönen Räume des „Alten Museums“ ihrer ursprünglichen Bestimmung oder doch einer angemesseneren Verwendung zurückgegeben werden können.

Bisher ließ sich gegen die Erbauung eines Pergamon-Museums geltend machen, daß die Untersuchung über den Zusammenhang und die ursprüngliche Bedeutung der Funde noch nicht so weit vorgeschritten sei, um die endgültige Aufstellung vorzunehmen. Dieser Einwand wäre jetzt nicht mehr berechtigt. Das im vorigen Jahre von der Generalverwaltung der kgl. Museen herausgegebene erste Heft einer genauen, mit Abbildungen versehenen „Beschreibung der Sculpturen aus Pergamon“ legt ein erfreuliches Zeugniß davon ab, wie weit das namentlich durch Otto Puchstein geförderte Studium der Gigantomachie bereits das Verständniß dieses Hauptfundes erschlossen hat. Die Anordnung der Reliefs auf den vier Seiten des großen Altar-Unterbaues, zu dessen Schmuck sie dienten, ist völlig gesichert, die Deutung der einzelnen Figuren bis auf ganz wenige Ausnahmen gelungen. Auch der zukünftigen abschließenden Publication der Gigantomachie, die wohl erst nach ihrer definitiven Aufstellung ausgeführt werden kann, ist damit schon weitgehend vorgearbeitet. Und die Baudenkmäler liegen zum Theil bereits in fertiger Bearbeitung in dieser abschließenden Publication vor, in dem unter Conze's Leitung erscheinenden großen Tafelwerk über die „Alterthümer von Pergamon“. Nachdem das Athena-Heiligthum mit seinem Tempel, seinen Säulenhallen und dem damit verbundenen Bibliothekgebäude bereits 1885 in der trefflichen Bearbeitung von Richard Bohn erschienen war, ist jetzt im vorigen Jahre ein weiterer von Hermann Stiller und Otto Raschdorff bearbeiteter Band über das Trajaneum zur Ausgabe gelangt, ein Monumentalwerk, auf das ich die Aufmerksamkeit der Leser dieses Blattes im Folgenden lenken möchte.[1])

Neben der Bergung der in Pergamon verschütteten Schätze antiker Plastik hatte sich im Laufe der Ausgrabungen die architektonische und topographische Erforschung der Königsstadt der Attaliden immer mehr als weitere wissenschaftliche Aufgabe herausgestellt. Das bloße Graben nach „Antiken“, nach Museumestücken und Inschriften, hat man mit Recht als archäologischen Raubbau, als Versündigung an der Wissenschaft gekennzeichnet. Wo der Boden einmal geplündert ist, da entschließen sich andere nicht leicht zu dem Wagniß, den Spaten von neuem anzusetzen, um die immer mühevolle und kostspielige, aber nicht immer gleich dankbare Bloßlegung der Ruinen selbst in Angriff zu nehmen. Die Hebung und Erwerbung der pergamenischen Sculpturen schloß also die Verpflichtung zur Lösung auch jener zweiten Aufgabe ein, eine Verpflichtung, der die Unternehmer der Ausgrabungen bereits in großem Umfange

1) Königliche Museen zu Berlin. Alterthümer von Pergamon, herausgegeben im Auftrage des kgl. preuß. Ministers der geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten. Band V 2: Das Trajaneum von Hermann Stiller. Mit einem Beitrage von Otto Raschdorff. Mit 42 Abbildungen im Text und einem Atlas von 34 Tafeln. Berlin, W. Spemann 1896.

nachgekommen sind und auch fernerhin, trotz der erforderlichen Opfer, wie wir hoffen, noch weiter nachkommen werden. Zu Olympia sind die deutschen Ausgrabungen bis zu dem Punkte geführt worden, wo das Unternehmen als völlig abgeschlossen gelten konnte: das Gleichgewicht zwischen Soll und Haben war erreicht und die letzten Verpflichtungen werden mit der Vollendung des im Erscheinen befindlichen Olympia-Werkes eingelöst sein. In dem Hauptbuche des pergamenischen Unternehmens hingegen weist die eine Seite so gewaltige Posten an materiellem und wissenschaftlichem Reingewinn auf, daß man füglich das Soll-Conto noch erheblich belasten dürfte, bis das Gleichgewicht hergestellt wäre, selbst wenn die Hoffnung auf weitere schöne Erfolge täuschen sollte. Die Ausgrabungen mußten ja zunächst ruhen, um erst einmal mit der Verarbeitung des Gewonnenen nachzukommen. Je weiter aber die Herausgabe der Funde vorschreitet, desto näher tritt an die Betheiligten wieder die Verpflichtung heran, die Untersuchung an Ort und Stelle wieder aufzunehmen und so lange fortzusetzen, als noch die Möglichkeit der Vervollständigung unsrer Kenntnisse durch Ausgrabungen besteht.

Wenn also auch das Werk in Pergamon noch nicht so weit geführt worden ist, wie es geführt werden könnte und sollte, so ist doch auch auf dem Gebiete der Topographie und Denkmälerkunde bereits ein großer wissenschaftlicher Gewinn erzielt worden. Es ist dies im besonderen das Verdienst von Richard Bohn, der fast ein Jahrzehnt lang Humann in Pergamon als Architekt zur Seite stand oder in dessen Abwesenheit die Grabungen geleitet hat und der demgemäß auch den Hauptantheil an der Bearbeitung und Veröffentlichung der Baudenkmäler übernehmen mußte. Nur bei einigen besonderen Aufgaben, wie bei der Aufdeckung und Untersuchung des Trajaneums und der Erforschung der Wasserleitungen, waren andere Fachmänner neben Bohn in Pergamon thätig, sicherlich zum Nutzen des Ganzen: denn das freudige Zusammenwirken aller an den Ausgrabungen Betheiligten, die fortwährende gegenseitige Anregung und Unterstützung haben zusammen mit der immer auf das Ganze gerichteten Leitung so viel bewirkt, daß die Nachtheile einer Zersplitterung verhütet und die Vorzüge der Mitarbeiterschaft individuell verschiedener Kräfte gewahrt worden sind.

Die architektonischen und topographischen Ergebnisse der Ausgrabungen sind weit weniger als die Sculpturenfunde in weiterem Kreise bekannt geworden. Und doch stehen sie an kunst- und culturgeschichtlicher Bedeutung den letzteren durchaus nicht nach. Während die Werke der Plastik fast ausschließlich nur einer einzigen Epoche, der Blüthezeit des Attalidenreiches um die Wende des dritten und zweiten Jahrhunderts v. Chr. Geb., angehören, sind in den Bauwerken, deren Ueberreste aufgefunden wurden, fast alle Perioden vom vierten Jahrhundert vor Christus bis zur Zeit des Untergangs der antiken Cultur vertreten. Und dabei ist nicht allein die Kenntniß der Baukunst durch eine Fülle von Einzelheiten bereichert und um eine Reihe neuer, eigenthümlicher Typen sacraler und profaner Architektur vermehrt worden, sondern die Geschichte des griechischen Stadtbaues hat für die Zeiten seiner höchsten Entwicklung in der hellenistischen und in der römischen Periode die werthvollste Erweiterung erfahren. War doch Pergamon ein Hauptmittelpunkt der gesteigerten, noch immer schöpferischen Thätigkeit in der vielbewegten Zeit, die der römischen Herrschaft im Osten vorangung, und zugleich der Platz, an dem diese sich zuerst befestigte, um unter dem geordneten Regiment der Kaiser Stadt und Land den Segen friedlicher Selbstentwicklung zu bringen, Blüthe und Wohlstand. Die Regierung Eumenes' II. in der ersten Hälfte des zweiten Jahrhunderts vor Christus stellt den Höhepunkt der einen, die Zeit Trajans und Hadrians, die erste Hälfte des zweiten Jahrhunderts nach Christus, den Höhepunkt der anderen Periode dar. Neben den Prachtbauten Eumenes' II. erhob sich das Trajaneum, es ist zugleich die letzte große Neuschöpfung im Gebiet der alten Königsstadt.

Die Ruine dieses Gebäudecomplexes hatte längst die Aufmerksamkeit älterer Forschungsreisender erregt. Wer ehemals vor dem Beginn der Ausgrabungen die Burghöhe von Pergamon bestiegen hatte, fand fast überall die classischen Reste unter mittelalterlichen Baulichkeiten verborgen und verschüttet. Nur an dieser einen Stelle, am westlichen Rande des höchsten Plateaus der Akropolis erfüllte sich ihm die Hoffnung, noch ein paar Spuren alter Herrlichkeit zu entdecken. Da lagen Capitäle und andere Werkstücke aus weißem Marmor, von einem Prachtbau korinthischer Ordnung herrührend, halb zertrümmert und halb verschüttet am Boden, mächtige Quaderfundamente traten zu Tage, alles augenscheinlich Reste eines großen Tempels, der mit seiner Umgebung eine mit außerordentlichem Aufwand künstlich geschaffene Terrasse eingenommen hatte. Diese Terrasse, auf mächtigen Unterbauten weit über den Rand des Abhanges vorgeschoben, ruhte auf aneinander gereihten kellerartigen Räumen, die mit Tonnengewölben überdeckt und gegen das Thal durch eine hohe Stützmauer geschlossen waren. Weiteres ließ sich nicht mehr erkennen, und hinsichtlich der ursprünglichen Bestimmung des Gebäudes mußte man sich mit unsicheren Vermuthungen begnügen.

Und betrachtet man jetzt die prächtigen Stiche des Stiller'schen Werkes, die sauberen Grundrisse, Querschnitte und Ansichten, die glänzend dargestellten Reconstructionen einzelner Bautheile und der ganzen Anlage und versucht man es, sich im Geist an die Stätte zu versetzen, die zahlreiche gute Heliogravüren, eine treffliche Federzeichnung von Georg Niemann und eine feine Radirung Stillers veranschaulichen, dann empfängt man den Eindruck, daß hier eine große Kunstschöpfung aus Schutt und Trümmern gleichsam wiedererstanden ist. Wie der Besucher zur Zeit Hadrians oder der Antonine das Heiligthum des Hadrian und des Zeus Philios gesehen hat, so steht es vor uns, in allen Theilen durch sorgfältige Untersuchung und Aufnahme der bloßgelegten Fundamente und der wiederaufgefundenen Werkstücke gesichert, durch pietätvolles Eingehen auf die künstlerischen Intentionen der alten Meister wie neugeschaffen, Erbauungszeit und Benennung durch die entdeckten Inschriften und Statuenreste bestimmt, nichts Halbes oder Ungewisses, sondern etwas Ganzes, Vollständiges, Thatsächliches.

Wer damals vom Thore der Akropolis am Heiligthum der Stadtgöttin Athena vorüber zwischen der Bibliothek und den alten Königspalästen hindurch zum Trajaneum hinaufgestiegen war und seinen weiten Bezirk betreten hatte, vor dessen Augen erhob sich in der Mitte der ganzen Anlage der große, rings von Säulen umgebene Tempel. Aus blendend weißem Marmor erbaut, über 32 Meter lang und etwa 20 Meter breit und hoch, ist er als Ganzes überraschend schön in den Verhältnissen, im Einzelnen ausgezeichnet durch besonders kräftige, einen starken Wechsel von Licht und Schatten bewirkende Formen. Wie an so vielen Tempeln der hellenistischen und der römischen Zeit ist auch hier das Säulenhaus auf einen etwa drei Meter hohen Unterbau gesetzt, zu dem auf der Vorderseite eine Freitreppe hinaufführt. Die über einen Meter dicken Säulen, die zu je sechs auf den Schmalseiten, je neun auf den Langseiten angeordnet sind, erscheinen bei ihrer Höhe dennoch schlank, das Capitäl, eines der vollendetsten Beispiele korinthischer Ordnung, ist noch frei von den Spielereien, wie sie die spätere römische Kunst liebte, noch einfacher und strenger als das berühmte Capital von der

Digitized by Google

Vorhalle des Pantheon in Rom. Dagegen hat der Erbauer des pergamenischen Tempels bei dem Schmuck des Frieses, wie es scheint, etwas Neues gewagt: er besteht nämlich in einer Reihe großer Rankenconsole, die aus Akanthusblättern und Voluten zu den Kragsteinen des Gesimses aufsteigen, während in den Zwischenräumen Medusenköpfe in kräftigem Relief angebracht sind. Am meisten überrascht aber das Motiv der Marmor-Akroterien, die auf den Giebelspitzen und den Ecken des Daches aufgestellt sind: über mächtig ausladenden Akanthusblättern erhebt sich auf einer Kugel stehend eine geflügelte Nike, umrahmt von künstlich verschlungenen Ranken, die in Voluten und Halbpalmetten endigen. Diese Akroterien sind über zwei Meter hoch, nicht etwa als Reliefs, sondern völlig frei im Vollrund gearbeitet, dem Stein ist fast Gewalt angethan, und die Wirkung ist deßhalb vielleicht mehr phantastisch als künstlerisch voll befriedigend.

Mag es also auch zweifelhaft sein, ob gerade diese technischen Kunststücke als nachahmungswerthe Vorbilder gelten können, so bietet der Bau doch sonst gerade im Detail mit seinen fein gegliederten Profilen, den schönen Flechtwerk- und Schuppenornamenten auf den Kymatien der Sockelgesimse und an den Säulenbasen, mit den Mäandern, Blattwellen- und Palmettenreihen, welche die Profilbänder überziehen, eine Fülle von Anregung für den studirenden, nachschaffenden Künstler. Gerade diese Dinge hat Stiller, wie man sie etwa in einem Architekturmuseum angeordnet haben möchte, in wohlgelungenen Detailblättern höchst wirkungsvoll und anschaulich dargestellt, so daß es einen besonderen Genuß gewährt, sich in die Betrachtung derselben zu vertiefen.

Den Tempel umgibt rings ein weiter mit Trachytplatten belegter Hof, der sich vor der Front des Gebäudes bis zum Rand der Terrasse erstreckt, während er auf den übrigen Seiten von schmucken Säulenhallen eingefaßt ist. Die Hallen zur Linken und zur Rechten liegen nur um zwei Stufen höher wie der Hof und sind unmittelbar von diesem aus zugänglich, die hintere Halle dagegen erhebt sich über der Stützmauer einer um mehrere Meter höheren Terrasse und steht nur durch eine schmale Treppe mit der linken unteren Halle in Verbindung, bildet aber vermöge ihrer hohen Lage und bei ihrer Länge von über 70 Meter den wirkungsvollen Hintergrund der ganzen Gebäudegruppe. An die Rückseiten dieser Hallen schließen sich Säle und Gemächer von verschiedener Größe an, und an die Kopfenden der beiden seitlichen Hallen sind nach außen hohe Flügelbauten angefügt, die als Seitencoulissen die Anlage symmetrisch abschließen. Alle diese Nebenbauten sind zwar gleichfalls aus weißem Marmor hergestellt, aber viel einfacher als der Tempel gehalten, und, wenngleich die Ausführung flüchtig ist, verdienen die Einzelsformen, wie die schönen Kelchcapitäle der Säulen und Wandpfeiler, doch auch hier alle Beachtung.

Freilich darf man die Arbeit dieser auf die Wirkung im Ganzen berechneten Architektur nicht mit der ungleich feineren Behandlung des Details an zwei kleineren Monumenten vergleichen, die einen besonderen Schmuck des Hofes bilden. Vor der die hintere Halle tragenden Terrasse sind nämlich zu beiden Seiten des Tempels zwei sogenannte Exedren, mit Sitzbänken verbundene Postamente für plastische Bildwerke, aufgestellt, aus dunklem Marmor gearbeitet, beide noch aus der pergamenischen Königszeit stammend. Trägt doch die eine von ihnen, die halbkreisförmig gebildet ist, noch jetzt eine Inschrift mit dem Namen ihres Stifters, Attalos' II., der das Monument noch zu Lebzeiten seines Bruders, des Königs Eumenes' II., errichtet hatte. Die Erbauer des Trajaneums fanden dieses also fast drei Jahrhunderte ältere Denkmal ebenso wie den dahinter liegenden Terrassenbau bereits an Ort und Stelle vor und zogen beides mit Geschick in die neue Anlage hinein, indem sie auf die Terrasse die erwähnte hintere Halle setzten, zu der halbrunden Exedra aber ein zweites, gleichfalls aus der Königszeit stammendes, ähnliches Denkmal, das freilich von rechteckiger Form ist, hieher verpflanzten und symmetrisch auf der anderen Seite des Tempels aufstellen ließen.

Diese Form der Exedra war bei den Griechen überaus beliebt. Halbrunde Exedren findet man fast in allen ihren größeren Heiligthümern, besonders zahlreich sind sie in dem vielbesuchten Asklepieion zu Epidauros und in den heiligen Bezirken des Apollon zu Delos und Delphi. Anspruchsloser als Denkmäler, die, ohne einen praktischen Zweck zu haben, ausschließlich zum Schmuck dienen, wurden diese kleinen Monumente wohl auch deßhalb bevorzugt, weil die gerundete oder rechts und links im Winkel eingebogene Form des Postaments die Vereinigung verschiedener Figuren zu einer lebendigen Gruppe erleichterte.

Hier im Trajaneum zu Pergamon sind die beiden Exedren sehr an ihrem Platz. Während die Bronzebildwerke auf den Postamenten eine Hauptzierde des Hofes bilden, laden die Sitze den Besucher, der von der Unterstadt bis zu dieser obersten Terrasse des Burgberges hinaufgestiegen ist, zum Ausruhen und zum Genuß der friedlichen Stille ein, die in diesem, dem Markt- und Straßengetriebe weit entrückten Heiligthum herrscht. Hier wohnte ehemals, bevor ihm Trajan gesellt war, vor den Pforten der königlichen Paläste Zeus Philios, der Gott, der die Menschen zu friedlichem Verkehr zusammenführt, der Beschützer der Freundschaft, Brüderlichkeit und Treue. Ihm hatte gewiß bereits Attalos II., dem die Zeitgenossen den Beinamen Philadelphos gegeben haben, jene Exedra errichtet, die noch an ihrem alten Platze steht und noch seinen Namen trägt, und die Bronzebildwerke mögen in irgend welcher Form eine Andeutung der in jener Zeit an Fürstenhöfen so seltenen Treue und Freundschaft enthalten haben, deren die Söhne des ersten Attalos, die vier königlichen Brüder Eumenes II., Attalos II., Philetairos und Athenaios, sich rühmen konnten.

Die Bildwerke sind im späteren Alterthum, in der Zeit des Verfalls, geraubt worden. Im übrigen wurden bei den Ausgrabungen von der Exedra des Attalos die einzelnen Werkstücke so vollständig und gut erhalten vorgefunden, daß es unrecht gewesen wäre, diese Reste in Pergamon zu lassen und damit der allmählichen Zerstörung preiszugeben. Nach Berlin übergeführt, harren sie der Wiederaufrichtung. Aus Raschdorffs schönen Zeichnungen darf man schließen, daß das zierliche Denkmal mit seinen feinen acht- und zehnfach gegliederten Profilen und wohlabgewogenen Verhältnissen dereinst ein Schmuck des neu zu erbauenden Museums sein wird. Wenn man beachtet, wie dürftig noch immer der Formenschatz, wie schwach das Gefühl für schöne Verhältnisse bei der Mehrzahl der modernen Architekten ist, wie tief die Technik heutiger Steinmetzen selbst unter der Durchschnittsleistung der Alten steht, und wie sehr ihnen allen der natürliche Schwung fehlt, den die Antike selbst in geringen Arbeiten niemals vermissen läßt, so gewinnt man die Ueberzeugung, daß es mit den Veröffentlichungen antiker Denkmäler in gelehrten Werken nicht allein gethan ist: an den Originalen selbst müssen die Betheiligten das Auge üben und den Geschmack bilden, müssen sehen, wie die Alten den Zeichenstift geführt und den Meißel gehandhabt haben. Oder beruht es auf Selbsttäuschung, daß uns jedes antike Werkstück, wenn es auch noch so sehr verwittert und beschädigt ist, doch immer einen frischen, lebensvollen Eindruck macht, während die modernen Steinhauerarbeiten, wenn sie auch nagelneu aus der Werkstatt kommen, matt, steif und todt aussehen?

Digitized by Google

Kehren wir indeß noch einmal in Gedanken zurück auf die Terrasse des Trajaneums zu Pergamon! Die Front des Tempels, die beiden Exedren sind nach Südwesten gerichtet, nach Südwesten, gegen den Abhang des Burgberges öffnet sich die ganze Anlage, der Tempelhof ist hier nur durch eine niedrige Ballustrade abgeschlossen. Und hier an dem Rande der Terrasse, über der mehr als zwanzig Meter hohen, aus gewaltigen Quadern erbauten Stützmauer, kommt die Großartigkeit des Ganzen uns erst voll zu Bewußtsein. Ueber die Brüstung sehen wir hinab auf die Prachtbauten der Königszeit. Zur Linken erscheint über den Dächern der Bibliothek das älteste Heiligthum der Stadt, der Tempel der Athena, der, gleichfalls auf einer von Säulenhallen umsäumten Terrasse gelegen, den südwestlichen Vorsprung der Akropolis einnimmt. Wir schauen hinein in den Zuschauerraum des griechischen Theaters, der mit seinen achtzig Sitzbänken in den steilen, halbtrichterförmigen Abhang unterhalb des Athena-Tempels hineingelegt ist. Die Orchestra und das Bühnengebäude liegen gerade vor uns auf einer dritten, schmalen, aber fast 250 Meter langen Terrasse, die sich 60 Meter tiefer als das Trajaneum, aber immer noch hoch über der Sohle des Thales an dem schroffen Westabhange des Berges hinzieht. Auch diese Terrasse ist größtentheils von Säulenhallen eingefaßt und am Südende durch ein Prachtthor, nördlich durch einen stattlichen Tempel jonischer Ordnung abgeschlossen. Ueber das Theater hinweg fällt der Blick auf den großen Altar des Zeus und der Athena. Sein Sculpturenschmuck, die Gigantomachie, verfehlt selbst auf diese Entfernung von 200 Meter seine Wirkung nicht. Wie beleben doch die Gestalten der kämpfenden Götter und Erdensöhne den schweren, quadratischen Unterbau, über dem sich zwischen ziertichen Säulenreihen der Aschenhügel, die Stätte der Brandopfer, erhebt! Weiterhin treten noch gerade die Giebel des Dionysos-Tempels auf der Agora, dem alten Marktplatz, hervor, die Säulenhallen und Amtsgebäude, die wie üblich den Markt umgeben, und die Dächer der Oberstadt. Und alle diese heiligen Bezirke und öffentlichen Plätze sind mit kleineren Monumenten angefüllt, Statuen der hellenistischen Könige und Feldherren, der römischen Staatsmänner und Imperatoren, Siegesdenkmälern der Galaterkriege und der Seezüge aus der Attalidenzeit, Weihgeschenken aller Art in Bronze und Marmor. Aber nach rechts schauen wir über die lange Westterrasse weg hinab in das Thal des Selinus, auf parkähnliche Gärten und Villen an seinen Ufern, auf das Amphitheater in dem kleinen Seitenthale. Die Unterstadt mit ihren Häusermassen, Bädern und Basiliken breitet sich vor uns aus am Fuß des Berges, dort das römische Theater und die Rennbahn, das Augusteum und das Asklepios-Heiligthum in der südwestlichen Vorstadt. Weiter aber schweift der Blick über die reich angebaute Kaikos-Ebene hinweg zu den Bergen der Aiolis, dem Hinterlande von Elaia und Kyme, und zu dem blau schimmernden Meere.

In der That, die Stirnseite von Pergamon ist nach Südwesten gerichtet. Die Blicke werden unwillkürlich immer wieder in dieser Richtung sich nach dem Meere lenken. Dem Wanderer aber, der von dort, von der Hafenstadt Elaia, heraufkommt und das Ziel seiner Fahrt mit dem Auge sucht, ihm bietet die Burghöhe sich umgekehrt schon aus großer Ferne als der die Landschaft weithin beherrschende Punkt mit dieser, der Südwestseite, dar.

Die Stadtgöttin Athena hat deßhalb hier ihren Sitz, ihr Tempel erhob sich auf dem südwestlichen Felsvorsprung des Gipfelplateaus. Der von hier gegen Norden ansteigende, gegen Süden sich stufenförmig abdachende Rand des Berges über dem steilen, zum Selinusthal abfallenden Westabhange war wiederum jener Wirkung in die Ferne zuliebe ganz von den erwähnten großen Gebäudecomplexen eingenommen, durch deren Errichtung Eumenes II. die bescheidene Landstadt in einen glänzenden Fürstensitz verwandelt hat. Sie sind mit der Front dem Abhange zugewandt, convergiren gleichsam in derselben südwestlichen Richtung, wie die concentrischen Sitzbänke des Theaters am Abhange selbst, und die langgestreckte Terrassenanlage unterhalb des Theaters bildet mit ihren gewaltigen, weithin sichtbaren Stützbauten die gemeinsame feste Basis für alle jene Prachtbauten, schließt das Ganze zur wirkungsvollen Einheit zusammen.

Auch die Architekten des Trajaneums haben sich bei ihren Entwürfen diesen künstlerischen Gedanken, die Mittellinien der Gebäude über dem Südwestabhange des Berges convergiren zu lassen, angeeignet. Der Tempel ist deßhalb nach Südsüdwesten orientirt, der Hof öffnet sich nach derselben Himmelsrichtung. Aber an dem höchsten Punkt des Contours der Burghöhe sich erhebend, zugleich auf künstlich unterwölbter Terrasse weit vorgeschoben und endlich an Größe und Glanz den älteren Bauten unvergleichlich überlegen, mußte nunmehr das Trajaneum als das bedeutendste und vornehmste Monument von Pergamon alle Blicke anziehen, und die Denkmäler der Königszeit scheinen jetzt nur noch dazu zu dienen, das neue Heiligthum um so mächtiger hervortreten zu lassen.

Man muß gestehen, die Lösung der Aufgabe, für die Staatsreligion, den Cultus des regierenden Kaisers, hier in der alten Hauptstadt Kleinasiens eine neue, möglichst glänzende und möglichst eindrucksvolle Stätte zu bereiten, ist den Architekten des Trajaneums trefflich gelungen. Es mußten allerdings kolossale Mittel aufgewandt werden. Was der Bau gekostet hat, entzieht sich genauerer Schätzung, allein die Fundamente und der Terrassenbau müssen Unsummen verschlungen haben. Auch ist vermuthlich lange Zeit daran gearbeitet worden. Denn die Hallen und Flügelbauten mit ihren Façaden scheinen erst unter Hadrian vollendet worden zu sein, dessen Kolossalbild aus Bronze und Marmor neben dem aus gleichem Material und in gleicher Größe hergestellten Bilde des Trajan in der Cella des Tempels aufgestellt war. Die Köpfe beider Figuren sind auf den eingestürzten Gewölben des Tempelunterbaues gefunden worden, die beiden Kaiserstatuen waren gewiß die eigentlichen Cultbilder des Heiligthums.

Denn die Hebung der Staatsreligion, die Belebung des Kaisercultus in den kleinasiatischen Provinzen muß der eigentliche Zweck bei der Erbauung des Trajaneums in Pergamon gewesen sein. Um die geschichtliche Bedeutung der Sache zu würdigen, braucht man sich nur der religiösen Zustände zu erinnern, die unter der Regierung Trajans im nordwestlichen Kleinasien geherrscht haben. Wir kennen sie ja so genau aus dem berühmten Briefe über die Christen, den der jüngere Plinius als Statthalter von Bithynien im Jahre 112 an Trajan gerichtet hat. Die ganze Bevölkerung neigte bereits dem neuen Glauben zu, Leute jeglichen Standes, Alters und Geschlechts zählten zu seinen Anhängern. Nicht bloß die Städte, sondern Dörfer und Gehöfte hatte „die Ansteckung dieses Aberglaubens", wie es in dem Briefe heißt, ergriffen, die Tempel der heidnischen Götter waren bereits verödet, die regelmäßigen Opfer unterblieben, das Fleisch der Opferthiere fand keine Käufer mehr. Nach seinem Bericht glaubte Plinius mit Erfolg dagegen eingeschritten zu sein und die Masse des Volkes wieder auf den rechten Weg gebracht zu haben. Wie er alle diejenigen, die ihm als Christen denuncirt waren, vor dem Bilde des Kaisers hatte opfern lassen, so war selbstverständlich die Wiederbelebung des Kaisercultus, den die wirklichen Christen verabscheuten, das Hauptmittel zur Bekämpfung der neuen gefährlichen Lehre.

Aehnlich müssen die Verhältnisse in der Provinz Asia, dem ehemaligen pergamenischen Reiche, und in Pergamon

Digitized by Google

selbst gewesen sein. Die Stadt besaß bereits seit langer Zeit einen Tempel des Augustus und der Göttin Roma und die Pergamener nannten sich officiell „Neokoren", das heißt „Hüter des Kaisertempels". Aber das Christenthum hatte auch hier frühzeitig Anhänger gefunden, trotzdem hier die Conflicte mit der Staatsreligion besonders nahe lagen. Pergamon gehört zu den „sieben Gemeinden in Asia" der Apokalypse, und das erste christliche Opfer, von dem wir wissen, ist dem Kaisercultus in Pergamon gefallen, „Antipas, der getödtet ward, da wo der Satan wohnt". Unter Trajan wurde den Pergamenern das Neokorat zum zweiteumale verliehen. Die gewaltigen Fundamente des Trajaneums haben allen Stürmen der Zeiten Stand gehalten, der Kaisercultus, das Fundament der Staatsreligion, war aber bereits erschüttert, als der Grundstein zu seinem neuen Tempel gelegt wurde.

Die Anfänge der feinen Korbmacherei in Oberfranken.

Von J. Georg Held, stud. theol.

Michelau, die Wiege der feinen Korbmacherei, rüstet sich für den 18. Juni dieses Jahres zur Feier des hundertjährigen Gründungsfestes seiner Korbmacherzunft. Die Feier hätte eigentlich folgerichtig bereits im vorigen Jahr stattfinden sollen, wurde aber verschiedener Umstände halber auf heuer verschoben. Das seltene Jubiläum gab nun auch den Anlaß, daß man einmal etwas näher den Anfängen der Korbmacherei in Michelau nachging; ist ja doch alles, was darüber bis jetzt zu Tage gefördert wurde, ins Reich der Sage zu verweisen.

Vor allem eine Darstellung: „Die Hausindustrie in Thüringen von Dr. Emanuel Sax", Jena 1888, läßt den Ursprung der Korbmacherei in Michelau sagenhaft sein; trotzdem soll sie aber ein Kind unsres Jahrhunderts sein. Das ist ein Widerspruch. Denn das Dunkel der Sage könnte dann leicht gelüftet werden. Wann die Korbmacherei in Franken resp. in Michelau eingeführt wurde, wird sich überhaupt schwer ergründen lassen.

Bereits im Jahre 1569 — diese Bemerkung findet sich im Bamberger Kreisarchiv — wird ein „Weydenwher" an Hans Koler von Michelau verkauft. Daraus könnte man schließen, daß bereits damals grobe Korbmacherei in Michelau betrieben wurde. Und das plötzliche Auftreten der feinen Korbflechterei im Jahre 1773 setzt einen Betrieb und eine gewisse Entwicklung der Korbflechterei in Michelau ganz unzweifelhaft voraus.

Die erste beglaubigte Nachricht über den Betrieb der Korbmacherei finden wir im Jahre 1773. In diesem Jahre verfertigte Johannes Puppert (geb. 1750) das erste Körbchen aus gespaltenen Weiden. Es heißt, daß der Mann lange nachgesonnen habe, was für ein Meisterstück er eigentlich anfertigen solle. Die grobe Korbmacherei bot ihm nicht viel Auswahl mehr. Da kam er auf den Gedanken, die Weiden zu spalten. Den Kern der Weiden entfernte er mit dem Messer. So flocht er denn das erste „Pupperle", ein Fruchtkörbchen, in der Form unsern heutigen bauchigen Papierkörben sehr ähnlich. Das Meisterdecret, gegeben zu Bamberg am 27. Januar 1773, bezeugt ausdrücklich, daß „das dargebrachte Körbchen als erstes aus gespaltenen Weiden hier gesehen wurde". Dieses Korbchen, nach seinem Erfinder „Pupperle" genannt, gab den Anstoß zur Einführung der feinen Korbflechterei. Bis weit in unser Jahrhundert herein beschäftigte man sich fast ausschließlich mit der Anfertigung solcher Körbchen.

Daß die Korbmacherei von 1773 an einen gewaltigen Aufschwung nahm, beweist uns auch die noch erhaltene Zunftliste vom Jahre 1795. Dieselbe führt 138 Meister auf, wovon auf Michelau allein 95 entfallen. Das Jahr 1795 ist das Gründungsjahr der Korbmacherzunft; der Jahrestag wurde nach Angabe eines Kühr- (Wahl) Zettels vom Jahre 1806 alljährlich am 3. August gefeiert. Man hat geltend gemacht, daß bereits vor dem Jahre 1795 zu Michelau eine Korbmacherzunft bestanden habe, wobei man sich hauptsächlich auf die angegebene Zahl der Meister stützt. Die Meisterzahl aber beweist uns gar nichts. Beachtet man, daß noch im Jahre 1794 alle Meisterdecrete von Bamberg aus (seitens der Landesdirection) ausgestellt und dem betreffenden Bittsteller vom Vogte zu Burgkunstadt überreicht wurden, nach dem Jahre 1795 aber die Meisterschaftsbriefe erst nach dem abgegebenen Gutachten des Schaugerichts vom Zunftmeisteramte zu Banz ausgefertigt wurden, so ist, so viel ich wenigstens sehen kann, der Beweis hinlänglich erbracht, daß vor dem Jahre 1795 eine regelrecht organisirte Zunft zu Michelau nicht bestand. Zudem ist ein Tisch vorhanden mit der Inschrift: „Das Ehrsame Handwerk, dessen Korbmachermeister 1795", ehemals Eigenthum der Zunft, der den Beweis nur bekräftigt, daß die Zunft erst 1795 errichtet wurde.

Neben den zünftigen Meistern gab es noch „unzünftige" Korbflechter oder „Pfuscher", die alljährlich einen Gulden zur Zunft zu entrichten hatten. (Verordnung des kgl. Landgerichts Banz vom 12. December 1806.) Die „Pfuscher" genossen keine Meisterrechte, durften auch keine Gesellen halten. Sie scheinen eine gewisse Ueberfüllung des Handwerks herbeigeführt zu haben; denn 1807 wurde eine neue Zunftordnung eingeführt, die das Institut der „Pfuscher" durch die Bestimmung, daß fortan kein Lehrling über 15 Jahr mehr zum Korbmacherhandwerk zugelassen werden sollte, unmöglich zu machen geeignet war. Den unzünftigen Korbmachern, die Familienväter waren, sollte der Beitritt zur Zunft, jedoch nur nach abgelegter zureichender Meisterprobe zugestanden werden. Allein dieser Zustand dauerte nicht lange. Im Jahre 1825 erklärte die Regierung die ordinären Flechtarbeiten für eine freie Erwerbsart, die Behörden verliehen „Ansässigkeitserlaubniß auf Korbflechterei" auch ohne vorher erlangte Meisterschaft und stellten Licenzscheine zum Betrieb des Gewerbes aus. Nunmehr aber kam es fortwährend zu Reibereien zwischen den zünftigen und unzünftigen Korbmachern; im Jahre 1845 endlich wurde die Zunft, die schon ganz und gar bedeutungslos geworden war, aufgelöst. Für die weitere Entwicklung des Gewerbes war das eine wahre Befreiung. Nunmehr erst werden neue Materialien aufgefunden, neue Formen und Muster ersonnen, kurz, es entwickelt sich jetzt die Massenproduction. Im nahen Lichtenfels entsteht der Korbgroßhandel, der den Vertrieb der angefertigten Waaren seitens des Korbmachers auf eigene Rechnung unmöglich machte.

Es war jedenfalls ein glücklicher Gedanke, mit dem Jubiläum eine Ausstellung von Korbwaaren zu verbinden. Die Erzeugnisse der Korbmacherei sollen darin in streng geschichtlicher Folge zur Darstellung gebracht werden. Die Mannichfaltigkeit der Formen und Muster wird da klar zu Tage treten. Neuerdings hat das kgl. Staatsministerium für Kirchen- und Schulangelegenheiten eine Zeichenschule zur Belebung des Formsinnes für die Korbmacher des Bezirksamts Lichtenfels errichtet. Die Erfolge werden ja lehren, ob die Erwartungen sich erfüllen, die man an ein derartiges Institut geknüpft hat.

Nicht umsonst stellt man heute schlesisches Weberelend, fränkischen Korbflechterjammer und die Noth der thüringischen Spielwaarenarbeiter nebeneinander. Die Lage der fränkischen Korbmacher ist in der That gegenwärtig höchst traurig und sie wird sich so lange nicht bessern können, als nicht die Massenproduction beseitigt ist. In dieser Beziehung könnte auch von den Korbmachern viel gethan werden.

Leider aber halten diese ihre Kinder schon in jungen Jahren zur Mitarbeit an. Dadurch werden natürlich nur wieder Korbmacher erzogen. Es ist eine sehr seltene Erscheinung, daß in Michelau ein Korbmacher seinen Sohn einmal einem andern Gewerbsmann in die Lehre gibt. Daraus erklärt sich auch, daß in Michelau selbst alle anderen Gewerbsarten durch Fremde vertreten sind. Soll die Korbmacherei wie vor Zeiten wiederum ein lohnendes Gewerbe werden, so muß vor allem der Massenproduction ein Damm gesetzt werden.

Pages d'histoire.

-l. Genf, 7. April. Das ist der Titel eines vor kurzem bei Georg u. Comp. in Genf erschienenen Werkes, das die Widmung trägt: „A Monsieur *Pierre Vaucher* par quelques-uns de ses anciens élèves". — Das Aeußere des Buches, Druck und Ausstattung, ist das einer Festschrift, und in der That wurde dasselbe zur Erinnerung an den dreißigsten Jahrestag der Ernennung Pierre Vauchers zum Professor der Geschichte an der Genfer Universität herausgegeben. In der Vorrede rühmen die Herausgeber — die HH. Bernard Bouvier, Eduard Favre und Charles Secy — die edelherzige und fruchtbare Thätigkeit ihres verehrten Lehrers, die gediegenen Arbeiten des gelehrten Forschers, den aufrichtig bescheidenen, wahrheitsliebenden Charakter des Mannes und dessen hingebende Wirksamkeit im Dienste seines Vaterlandes, namentlich als geistiger Vermittler zwischen der romanischen und deutschen Schweiz. Die „Geschichtsstudien" sind nur eine Garbe von der reichen Ernte, zu welcher Pierre Vaucher selbst den Samen ausstreute. Die dankbaren Schüler widmen ihm das Buch als ein Zeichen der ihm gebührenden Anerkennung mit dem Wunsche, daß der Jubilar, der seit einigen Jahren von einem schweren Augenübel heimgesucht wird, auch ferner die Kraft finden möge, seinen Beruf als Lehrer und Gelehrter mit derselben muthigen Ueberwindung seines Leidens wie bisher fortzuführen.

Das 510 Seiten starke Buch in Großoctav enthält 17 verschiedene Essays, welche nach der Anciennetät ihrer Verfasser als Schüler Vauchers geordnet sind. Die Reihe eröffnet Lucien Gautier, Prof. der Theologie in Lausanne, mit der Schilderung der Schicksale eines Schweizers (Joh. Heinr. Mayr aus dem Thurgau) während seiner Reise nach Konstantinopel, Aegypten, Jerusalem und auf den Libanon in den Jahren 1812 und 1813. — Dann folgt Louis Théaenaz, Lehrer am Genfer Collège, welcher die Schulzucht im Collège Calvins während des 16. und 17. Jahrhunderts zum Gegenstand seiner Betrachtung gemacht hat. Es erhellt aus dieser höchst anziehenden und lehrreichen Darstellung der „guten alten Zeit", daß die damaligen Schüler an Achtung und Gefügsamkeit gegen ihre Lehrer den heutigen keineswegs überlegen waren. Zahlreiche Citate aus den Registern des Genfer Raths und Consistoriums widerlegen auch hierseits die noch immer weit verbreitete irrige Annahme, daß unsere Vorfahren besser gewesen als wir, ihre „entarteten" Nachkommen. Der hier erwähnte Essay ist nur ein Abschnitt aus der „Geschichte des Genfer Collège, von seiner Gründung bis auf die heutige Zeit", welche Hr. Théenaz anläßlich der diesjährigen schweizerischen Landesausstellung veröffentlicht hat. — Der dritte Aufsatz ist vom Bibliothekar und Archivar Kahler und handelt von dem Parlamentspräsidenten Imbert de Villeneuve aus Dijon, der im Jahre 1514, trotz seiner Eigenschaft als französischer Gesandter, auf Befehl der Herren von Freiburg und Bern in Genf verhaftet wurde. Er war beschuldigt, an dem Verrathe theilgenommen zu haben, welcher die Schweizer Cantone um die Vortheile der Belagerung von Dijon (1513) brachte. Die Genfer Behörden weigerten sich allerdings, den Gesandten Ludwigs XII. auszuliefern, ließen es aber geschehen, daß die Berner sich seiner auf „schlaue Weise" bemächtigten und ihn gefangen hielten, bis der unglückliche Parlamentspräsident sich durch Zahlung eines ansehnlichen Lösegeldes wieder frei machen konnte. — Prof. Fennis Deerue erzählt hierauf, welch ehrenhafte Rolle François Barthélemy als französischer Gesandter in der Schweiz in den Jahren 1792—1797 gespielt hat. Die Bestrebungen dieses trefflichen Mannes waren beständig darauf gerichtet, der Schweiz den Frieden und die Neutralität zu erhalten, was ihm auch gelang, bis nach dem Staatsstreich vom 18. Fructidor 1797 und unter dem Einfluß von Barras und Bonaparte das Directorium seine Maßnahmen in Betreff der Schweiz änderte. — Als Ergänzung dieser Abhandlung dient eine Studie von Dr. Emile Dunant: „Ueber die Politik der Directorialregierung und den Untergang des alten Regimes in der Schweiz".

Nicht nur das Collège, auch die Universität von Genf hat dieses Jahr ihren Geschichtschreiber gefunden. Charles Borgeaud, Dr. phil. et jur., theilt in den „Pages d'histoire" ein Capitel aus seinem umfangreichen Werke mit, das er über Ursprung und Entwickelung der Genfer Akademie und Universität für die schweizerische Landesausstellung ausgearbeitet hat. Dieses Capitel handelt von den Studenten in Genf im 16. Jahrhundert. Der „Escholier" der damaligen Zeit war bekanntlich ein Bürger der ganzen Welt und als solcher überall zu Hause. Genf, als Centralstation zwischen Nord und Süd, sah eine Menge dieser fahrenden Schüler in seinen Mauern und, für längere oder kürzere Zeit, auf den Bänken seiner Akademie. — Einen sehr schätzbaren und dankenswerthen Beitrag zur Lebensgeschichte Chr. M. Wielands liefert Prof. Bernard Bouvier in seinem Aufsatze: „Un cahier d'élèves du précepteur Wieland". Der 21jährige Wieland hatte im Juni 1754 Bodmers Haus verlassen und in Zürich eine Akademie für junge Leute gegründet, denen er die höchsten Probleme der Philosophie spielend beizubringen wußte. Er verblieb als Privatlehrer in Zürich bis zum Jahre 1759. Unter seinen Schülern befanden sich auch zwei Brüder aus der in Zürich hochangesehenen Patricierfamilie Ott. Diese Familie bewahrt noch drei Hefte mit Diktaten Wielands an seine damaligen Schüler. Zwei derselben waren schon bekannt, das dritte, bis jetzt inedirte, veröffentlicht nun Prof. Bouvier, der in Folge verwandtschaftlicher Beziehungen zur Familie Ott in den Besitz dieses Heftes gelangte. Es ist eine Sammlung von Reden, Briefen, Dialogen, von Wieland seinen Schülern dictirt anno 1758, wie eine darin befindliche Inschrift von der Hand des Hrn. Joh. Conr. Ott bezeugt. Die sieben Abhandlungen, welche das Heft enthält und die einen interessanten Einblick in die pädagogische Thätigkeit des jungen Dichters gewähren, haben folgende Ueberschriften: 1) Gemantecenq, die Zeit wohl anzuwenden, eine Rede. 2) Eine Rede über den Nutzen der Vergnügen des Geistes und dem sinnlichen. 3) Von den Requisitis zur Glaubwürdigkeit eines Geschichtschreibers, und von den Kennzeichen der historischen Wahrheit. 4) Une lettre. 5) Ein Gespräch zwischen zweyn Engeln, so gut als möglich, wiewohl sehr unvollkommen, in die menschliche Sprache übersetzt, veranlaßt durch die Geschichte Sir Grandisons. 6) Von der Mahler-Kunst überhaupt; ihre Verhältnisse mit der Bildhauerey, ihre Vorzüge vor der Poesie, und von der Sphäre derselben. 7) Les adieux de C. M. Wielnad à ses élèves, en 1759. — Eine sehr verdienstvolle Studie über Taine und dessen „Origines de la France contemporaine" gibt Charles Secy, Dr.-ès-lettres, und einer der Herausgeber der Pages d'histoire. Diese Studie beweist, daß ihr Verfasser sich an den deutschen Historikern gebildet, daß er namentlich Sybels „Geschichte der Revolutionszeit" eingehend studirt hat, denn er mißt daran den Werth des Werkes des französischen Historikers, der, so gründlich er auch in seinen Untersuchungen verfährt, doch auf einem viel zu einseitigen und beschränkten Standpunkt steht, um die große Revolutionsbewegung in ihrem ganzen Umfang beurtheilen zu können. — Als ein Kenner deutscher Geschichtschreibung zeigt sich auch Antoine Guilland, Prof. an dem Polytechnikum von Zürich. Sein Aufsatz über Leopold v. Ranke und den deutsch-nationalen Geist des großen Historikers beruht zum großen Theil auf dem letzten Bande der Werke Ranke's: „Zur eigenen Lebensgeschichte". — Prof. J. C. Hagmann in St. Gallen führt uns in die Zeit des vierten Kreuzzuges und handelt in ausführlicher und äußerst lebhafter Darstellung von dem Werke und den Thaten des Ritters und Chronikenschreibers Geoffroi de Villehardouin, der das erste historische Werk der französischen Literatur absetzte: „La conquête de Constantinople" (1204). — Sehr schätzbare Veröffentlichungen sind auch die von Hippolyte Rubert und Victor von Berchem. Ersterer veröffentlicht die bisher unbekannten diplomatischen Actenstücke französischer Herkunft über den Vertrag von Solothurn (1579); letzterer publicirt eine Anzahl Briefe, welche Mallet-Du Pan an Saladin-Egerton schrieb und die als Ergänzung der Briefe zu betrachten sind, welche Mallet zu gleicher Zeit (1794—1800) an den Wiener Hof richtete. — Ein Essay von Philippe Monnier beschäftigt sich mit den Humanisten Italiens im 15. Jahrhundert. Dieselben besuchten bekanntlich gern fremde Länder, insbesondere auch die Schweiz. Drei dieser Männer, Leonardo Bruni, Poggio-Bracciolini und Aeneas

Digitized by Google

Calvins, haben uns in ihren Briefen und Reden sehr bemerkenswerthe Urtheile über das Schweizerland und dessen Einwohner hinterlassen. Einen Auszug dieser Briefe mit einer wohlgelungenen Einleitung gibt Hr. Mounier. — Auch Gaspard Balletta hat einen Humanisten zum Gegenstand seiner Abhandlung gewählt. Es ist dies der fleißige, gelehrte Philolog Isaac Casaubon, aus dessen Tagebuch „Les Éphémérides“ (1597—1614) Hr. Ballette sehr anziehende Mittheilungen macht. Diese Aufzeichnungen Casaubons sind nicht allein für die Kenntniß des Gelehrten selbst, der hier von Tag zu Tag sein Leben erzählt, von Wichtigkeit, sondern sie lehren uns auch zugleich einige hervorragende Persönlichkeiten jener Zeit, wie Heinrich IV., Sully, Jakob I., Theodor von Beza, Henri Estienne, mit denen Casaubon näher verkehrte, besser kennen, indem sie das uns von diesen Männer überlieferte Bild vervollständigen oder ergänzen.

Neben diesen rein historischen Abhandlungen enthält das vorliegende Werk noch eine statistische Untersuchung über den Einfluß der menschlichen Gestalt auf die Bildung der socialen Classen. Ihr Verfasser, Lucien Chuquet, zeigt, welche Dienste auch die Anthropologie der Geschichtschreibung zu leisten vermag und thatsächlich schon geleistet hat, und er rechtfertigt somit das Erscheinen seiner Arbeit in dem einem Historiker gewidmeten Buche. — Von diesem Historiker selbst, seinem Leben und Wirken, handeln endlich die beiden letzten Aufsätze, welche von Fréd. Gueydan und Ed. Favre verfaßt sind. Wir haben bereits zu Anfang dieses Referats über die Bedeutung P. Vaucher's im allgemeinen gesprochen und müssen uns, wegen mangelnden Raumes, auf das oben Gesagte beschränken. Der Genfer Geschichtsprofessor hat einen guten Ruf unter den Schweizer Historikern; sein Hauptverdienst besteht jedoch weniger in den Forschungen des Gelehrten, als vielmehr in seiner selbstlosen, hingebenden Wirksamkeit als Universitätslehrer und Mitarbeiter an den Publicationen seiner Freunde. Die Zahl derer, die durch seine streng wissenschaftliche Methode, die er sich selbst erst in Ranke's kritischer Schule zu Berlin angeeignet, zu selbständigem Forschen herangebildet wurden, ist sehr bedeutend, und alle seine früheren Schüler bewahren ihm in liebender Verehrung ein dankbares Andenken. Vauchers Beziehungen zu den Historikern der deutschen Schweiz waren jederzeit sehr freundschaftlich; war doch sein ganzes Bestreben beständig darauf gerichtet, daß die Eidgenossen der deutschen und romanischen Schweiz sich einander immer besser kennen und verstehen, achten und lieben lernten. Daß dieses schöne Streben nicht fruchtlos geblieben, davon legt auch das hier besprochene Buch ein beredtes Zeugniß ab.[1])

Mittheilungen und Nachrichten.

fc. Die erste Vorlage eines Entwurfs zur Abänderung des Gerichtsverfassungsgesetzes und der Strafproceßordnung hat seinerzeit zu zahlreichen literarischen Aeußerungen aus juristischen Kreisen Anlaß gegeben, die sich überwiegend ungünstig gegen zwei wesentliche Punkte derselben: die Uebertragung der Geschäftsvertheilung bei den Landgerichten an die Justizverwaltung und die Einführung der Berufung gegen die Urtheile der Strafkammern, aussprachen. Die übrigen Bestimmungen fanden getheilte Würdigung; von allen Seiten anerkannt wurde lediglich der Gedanke einer Entschädigung unschuldig Verurtheilter. Die abgeänderte Vorlage weist von der ersten nur geringe Aenderungen auf; insbesondere die, daß die Geschäftsvertheilung bei den Landgerichten, wie bisher, durch diese Gerichte selbst erfolgen, jedoch dem Präsidenten des vorgesetzten Oberlandesgerichts ein Einspruch dagegen und dem Präsidium des Oberlandesgerichts die Entscheidung über denselben zustehen soll. Auch zu der neuen Fassung liegen wieder zahlreiche Besprechungen vor, die aber bezüglich der schon früher eingehend erörterten Fragen nichts Neues zu bieten vermögen. Insbesondere gilt das von dem fleißigen Werk von Dr. Hermann Ortloff, Landgerichtsrath u. D. („Zur Lehre über die Berufung in Strafsachen.“ München, Schweitzer), das sich auf die gegenüber dem ersten Entwurf nicht geänderte Regelung der Berufung gegen die Strafkammerurtheile beschränkt. Der Verfasser spricht sich mit Nachdruck gegen die Berufung aus und führt zur Begründung seiner Ansicht eine stattliche, seine umfangreiche Literaturkenntniß bekundende Anzahl von Aussprüchen sachverständiger Autoritäten aus Vergangenheit und Gegenwart an. — Ebenso entschieden gegen die Berufung wendet sich A. Cordes, Richter in Bremen, in seiner Schrift „Die Reform der Schwurgerichte“. (Bremen, M. Heinsius Nachfolger.) Auch seine Ausführungen entbehren der Neuheit, lesen sich aber angenehm durch ihre klare und bestimmte Fassung. Seine Kritik der neuen Vorlage beschäftigt sich zunächst mit dem, was sie nicht enthält: die Umwandlung der Strafkammern und Schwurgerichte in Schöffengerichte (entsprechend dem Leonhardt'schen Entwurf von 1873), welche er in Einklang mit einer großen Zahl der deutschen Juristen als dringliche Nothwendigkeit und zugleich als das einzig geeignete Mittel erkennt, der bestehenden Unzufriedenheit mit der Strafrechtspflege, insbesondere der Rechtsprechung der landgerichtlichen Strafkammern, gründlich abzuhelfen. — Amtsrichter Eugen Schiffer sucht in einer kleinen, aber recht tüchtigen Arbeit („Der neueste Entwurf zur Reform des Strafverfahrens“. Kattowitz O.-S., Gebrüder Böhm) dem Institute der Berufung günstigere Seiten abzugewinnen. Er erkennt zwar an, daß durch dasselbe das Princip der Mündlichkeit und Unmittelbarkeit, welches unsern Proceß beherrscht, durchbrochen wird, findet das aber dadurch gerechtfertigt, daß die wenigsten Angeklagten fähig sind, bei der einmaligen Verhandlung der Sache ihre Vertheidigung genügend wahrzunehmen. Die Berufung ist ihm eine Concession an eine sociale Thatsache; damit verlegt er den Standpunkt der Betrachtung in ein Gebiet, das von der Mehrzahl der Autoren, die sich zu der gleichen Sache geäußert haben, nicht entsprechend beachtet wurde, dessen Einwirkung auf die moderne Rechtswissenschaft aber immer deutlicher hervortritt: er sieht den richtigen Maßstab für die Prüfung des Werthes einer Gesetzgebung nicht darin, daß sie ein System streng und folgerichtig durchführe, sondern darin, daß sie den Bedürfnissen — und auch den vermeintlichen Bedürfnissen, den Wünschen — jener Kreise entspricht, die damit in Berührung kommen. Hier liegt zweifelsohne ein richtiger Grundgedanke; es wird aber nicht verkannt werden dürfen, daß eine unvorsichtige Anwendung desselben die Gesetzgebung auf bedenkliche Bahnen zu schieben vermöchte. — Nur mit den die Amtsgerichte, bezw. Schöffengerichte betreffenden Theilen der Novelle befaßt sich eine Schrift des Amtsrichters Dr. Ginsberg in Dresden („Bemerkungen zur Reform des Strafprocesses“. Leipzig, Roßberg'sche Hofbuchhandlung). Sie wendet sich vorwiegend gegen die bekannte Broschüre Bindings zur gleichen Frage und geht den nützu theoretischen Ausführungen derselben mit den schärfsten Waffen der Praxis kräftig zu Leibe. — Zur historischen Betrachtung der einschlägigen Rechtsbildungen, die zu gerade auf dem Gebiete des Strafprocesses von besonderer Bedeutung ist, liefert eine Arbeit von Max Oehler („Die Schwurgerichte und Schöffengerichte“. Berlin, A. u. Deckers Verlag) einen dankenswerthen Beitrag. Das umfangreiche Material — fast zu umfangreich, denn ein erheblicher Theil, z. B. die Gerichtsverfassung der alten Hebräer, interessirt juristische Leser doch kaum sonderlich — ist zwar nicht mit der zu wünschenden Schärfe durchgearbeitet, bietet aber dem, der nicht fremd an das Thema herantritt, genügende Anhaltspunkte zur Bildung eines Urtheils. Ob es das gleiche wird wie das des Verfassers — daß die Entwicklung auf Beseitigung der Theilnahme des Laienelements an der Rechtsprechung ziele — bleibt allerdings dahingestellt. — Eine Besprechung der Novelle vom Landrichter Dr. v. Sippeli („Die Reform des Strafprocesses“. Berlin, Carl Heymann) sei nur der Vollständigkeit halber erwähnt.

* Jena. In der philosophischen Facultät habilitirt sich Dr. Georg Mentz für das Fach der allgemeinen Geschichte der neueren Zeit.

* Leipzig. Am 19. April wird Geh. Hofrath Prof. Dr. Ludwig Riepe die Feier seines fünfundzwanzigjährigen Directorjubiläums an der hiesigen Kunstakademie begehen. Sein Eintritt ins Amt i. J. 1871 an Stelle Prof. Gustav Jägers bedeutete zugleich die für Leipzig allein angezeigte Umwandlung der Akademie in eine höhere Fachschule zu kunstgewerblichen Zwecken.

* Ilfeld am Harz. Das weithin bekannte hiesige Pädagogium wird vom 2. bis 4. Juli sein 350jähriges Jubiläum feiern. An Stelle des Prämonstratenserklosters richtete der letzte Abt, Thomas

[1]) Die am Schlusse der „Pages d'histoire“ befindliche Bibliographie sämmtlicher Schriften Vauchers enthält 131 Nummern. Nicht alle der aufgezählten Arbeiten sind von wirklicher Bedeutung. Wir heben nur folgende daraus hervor, welche zugleich die Hauptthätigkeit unseres Historikers kennzeichnen: Nr. 62. Esquisses d'histoire suisse. 1882. Nr. 76. Les traditions nationales de la Suisse. 1884. Nr. 85. Professeurs, historiens et magistrats suisses. 1886. Nr. 105. Melanges d'histoire nationale. 1888. — Prof. Vaucher war Mitarbeiter der Revue historique seit ihrer Begründung bis 1894. Bemerkenswerth ist auch seine Mitwirkung an der Revision der Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft von L. Vulliemin, 1879.

Digitized by Google

Stange, in den leeren Räumen auf Luthers und Melanchthons Rath 1546 eine Schule ein. Erster Rector war der 1550 von der Schule zu Nordhausen berufene Magister Michael Neander.

* **Berlin.** Der von Amsterdam bisher berufene Akademiker J. H. van't Hoff ist zum ordentlichen Honorarprofessor der Chemie bei der hiesigen philosophischen Facultät ernannt worden. — Geh. Rath Prof. Dr. Karl Schweigger beging am 15. d. das 25jährige Jubiläum seiner hiesigen Lehrthätigkeit; er übernahm 1871 die Professur der Augenheilkunde als Nachfolger seines Lehrers Albrecht v. Graefe. — Prof. Alois Brandl, Nachfolger Zupitza's auf dem Lehrstuhl der englischen Philologie, hat jetzt auch an dessen Stelle neben dem Romanisten Tobler die Leitung von Herrigs „Archiv" übernommen, dem Hauptorgan der neusprachlichen Philologie, das soeben in seinen 96. Jahrgang tritt. — Prof. Hans Delbrück hat, wie man hört, bei seiner Ernennung zum Ordinarius ausdrücklich den Auftrag erhalten, Vorlesungen über „allgemeine Weltgeschichte" zu halten, und macht damit im Sommer den Anfang. Der Cursus ist auf vier Semester berechnet: Alterthum, Mittelalter, Neuzeit bis zum Tode Friedrichs des Großen und moderne Geschichte. Es soll durch diese Anordnung übertriebener Specialisirung der historischen Vorträge ebenso entgegengearbeitet werden, wie durch die ältere allgemeine Verpflichtung zu encyclopädischen Collegien über die ganze deutsche Geschichte in einem Semester, eine Einrichtung, die indessen nicht die erwünschte Frucht getragen hat.

* **Paris.** Die „Académie de Médecine" hat den Preis von St. Paul in Höhe von 25,000 Frcs. zur Hälfte Dr. Roux, zur Hälfte Professor Behring für die Entdeckung des Diphtherie-Heilserums zuerkannt. Das gleiche geschah bekanntlich vor einiger Zeit mit dem Alberto Lévi-Preis in Höhe von 50,000 Frcs., worauf Prof. Behring unverzüglich den auf ihn entfallenen Antheil von 25,000 Frcs. der preußischen Regierung für den zu bildenden Fonds zur Förderung der Serum-Forschung überwies.

* **Paris.** Der „Cercle de la Librairie" hat die Initiative zu einem internationalen Verleger-Congreß ergriffen, welcher in der ersten Hälfte Juni in Paris stattfinden soll. Vorläufig sind als Muster für die Tractanden, welche später erst vom Vorstande festgestellt werden sollen, in dem betr. Aufrufe folgende mitgetheilt: Von der Anwendung des Metersystems für Formatbezeichnungen; von der Verpflichtung zu gesetzlichen Pflichtexemplaren; vom Eigenthumsrecht an Zeichnungen, die zur Illustration eines Werkes gedient haben; von der literarischen oder artistischen Reproduction von Gemälden, Portraits und Photographien; von dem Rechte des Clichéverkaufs; von dem Recht, Auszüge, gewählte Stücke oder Fragmente mit oder ohne Angabe des Autors oder Verlegers zu publiciren; von einem gemeinsamen Vorgehen behufs allgemeinen Eintritts in die Berner Convention; diesen Artikel aus Zeitungen oder Zeitschriften abgedruckt werden ohne die Erlaubniß des Autors oder Verlegers? darf ein literarisches Werk ohne Zustimmung des Autors oder Verlegers zu einem öffentlichen Vortrage verwendet werden? Aufhebung des Zolls auf die Publicationen des Buchhandels; Aufhebung der Zollcension in der Türkei und in Rußland; von den Scheinauflagen — den fictiven Tantièmen; von der „obligation du millésime" oder dem Beidruck: „achevé d'imprimer" als Zeugniß eines bestimmten Datums; Anstrebung der Fünf-Kilo-Packete für die Postunion; von dem Rechte des Verlegers, Clichés von Werken zu zerstören, bezw. solche Werke nach Ablauf einer bestimmten Nichtverkaufsfrist nicht mehr zu drucken.

* **Kopenhagen.** Der Senior der philosophischen Facultät, J. L. Ussing, Professor der klassischen Philologie und Archäologie, tritt in Ruhestand. Geboren 1820 hierselbst, besuchte er früh Italien und Griechenland, ward 1849 Ordinarius, 1851 Mitglied der Akademie. Er hat zur Epigraphik, antiken Landeskunde, ganz besonders zur Kenntniß der griechischen und römischen Realien wichtige Beiträge geliefert.

* **Petersburg.** Am 12. April starb das älteste Mitglied der Archäographischen Commission, Geh. Rath Notalou Nikolajewitsch Trunowzow (geb. 1819 im Gouv. Saratow). Die genannte Commission, 1834 gestiftet, beschäftigt sich mit der urkundlichen Grundlegung der inneren Geschichte Rußlands. — An der Universität Helsingfors wird eine zweite Lehrkanzel für russische Sprache und Literatur errichtet.

* **Tunis.** Der Congrès de Carthage vereinigte mehr als 600 von auswärts kommende Gelehrte und zahlreiche städtische Theilnehmer. Oeffentliche Sitzung im Theater, Eröffnung der Kunst- und Industrieausstellung, Ausflüge in die Umgebung, Besichtigung der Museen im Bardo und in St. Louis wechselten ab mit den im Lycée Carnot abgehaltenen Sitzungen der 18 Sectionen. Interessant war besonders der Ausflug nach Carthago. Hr. Gandier zeigte seine neueste Entdeckung, die Ruinen einer bei Tanar Ebert ausgegrabenen prächtigen römischen Villa nebst einem in derselben aufgefundenen wunderbar schön gearbeiteten und erhaltenen Mosaik, das Gäste bei Tisch um den klassischen Triclinium sitzend, nicht liegend, und von Musikern umgeben darstellt.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 12. bis 19. April folgende Schriften eingegangen:

Moltke's Militärische Correspondenz. Aus den Dienstschriften des Krieges 1870/71; hggb. vom Großen Generalstabe, Abthlg. f. Kriegsgeschichte. 1. Abth. Der Krieg bis zur Schlacht von Sedan. (Moltke's Militär. Werke I. Milit. Corr. 3. Th. 1. Abth.) Berlin, Ernst Siegfried Mittler u. S. 1896. — Julius Wilhelm Pland: Lehrbuch des deutschen Civilprozeßrechts. II. Bd. 2. Abth. Abweichender Gang des Verfahrens erster Instanz, Rechtsmittel u. Zwangsvollstreckung (Lehrbücher des Deutschen Rechts, hggb. v. Max Seydel. Bd. I.) München, C. H. Beck 1896. — Der Assessorenparagraph und die Reform des preußischen Richterthums; von einem deutschen Rechtsgelehrten. Greifswald, Julius Abel 1896. — Jahresbericht der pfälzischen Handels- und Gewerbekammer f. d. J. 1895. 1. Theil. Kaiserslautern, Thieme 1896. — Dr. M. Biermer: Leitsätze zur Beurtheilung der gegenwärtigen Währungssituation. Berlin, Julius Sittenfeld 1896. — Die Währungsdebatte im englischen Unterhaus vom 17. März 1896. (Währungsbibliothek 1. Serie, Heft 5.) Stuttgart, Adolf Bonz u. Co. 1896. — Julius Borster: Die Großindustrie eine der Grundlagen nationaler Socialpolitik; Vortrag. Jena, Gustav Fischer 1896. — Dr. Robert Pöhlmann: Grundriß der griechischen Geschichte nebst Quellenkunde. 2. Aufl. (Handbuch der klassischen Alterthumswissenschaft, hggb. v. Dr. Iwan v. Müller. III. Bd. 4. Abth.) München, C. H. Beck 1896. — Theodor Schott: Württemberg und Gustav Adolf 1631 und 1632. (Sonderabdr.) Stuttgart, W. Kohlhammer 1896. — K. B. Liebig: München, die werdende Millionenstadt, und seine Verkehrsverhältnisse. München, Otto Gallet 1896. — Hermann Sudermann: Das Glück im Winkel; Schauspiel. 5. Aufl. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1896. — Prof. Arpad Téröl: Ein preisgekröntes Unicum. Budapest 1896. — *L. Petit de Julleville:* Histoire de la langue et de la littérature française des origines à 1900. Tome I Moyen âge; 1. fascicule. Paris, Armand Colin et Cie. — Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft, redig. v. Carl Glossy. VI. Jahrg. Wien, Carl Konegen 1896. — Prof. Dr. S. M. Prem: Der Lyriker Hermann v. Gilm; Vortrag. Marburg, Selbstverlag. — Chronik der kgl. Akademie der Künste zu Berlin. (1. Oct. 1894 bis 1. Oct. 1895.) Berlin. — Jahresbericht des Kunstvereins zu Hamburg für 1895. — Städtische Kunstgewerbeschule zu Straßburg i. E., Jahresbericht f. d. Unterrichtsjahr 1895—96. Straßburg, Elsäss. Verlagsanstalt 1896. — Deutsche Schmiedearbeiten aus 5 Jahrhunderten, ausgewählt u. hggb. v. Rudolf Koeper; Vorwort v. Hans Bösch. 50 Tafeln. München, Jos. Albert. — Das Museum; Anleitung zum Genuß der Werke bildender Kunst, hggb. unter Mitwirkung v. Wilhelm Bode ꝛc. Lfg. 3. Berlin u. Stuttgart, W. Spemann. — Otto Anleger und Karl Trumann: Alt-München in Bild u. Wort. Lfg. 11. München, L. Werner. — Eduard Hanslick: Zum Jahre Musik. (Der „Modernen Oper" VII. Theil.) Berlin, Allg. Verein f. deutsche Literatur 1896. — Kataloge: Karl W. Hiersemann, Leipzig. N. 165. Bau- und Kunstdenkmäler Europa's. — N. der Gemäldegalerie Schönlank zu Berlin. Köln 1896.

Historisch-politische Blätter.

Jahrgang 1896. 117. Band. Achtes Heft.

Inhalt: Zur Geschichte der böhmischen Organisationen. (Schluß.) — Pithecanthropus erectus. Dubois. — Historisches zum Verständniß der Lehmann'schen Weissagung. — Forschungsreisen, Landerwerbe und das Recht des christlichen Volkes. — Zeitläufe. Der russische Einzug in Bulgarien. — Eine sozialpolitische Studie aus Frankreich. (1478)

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Krül in München.

Digitized by Google

Jahrgang 1896. München, Freitag, 17. April. Nummer 89.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.80, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Ueberſicht.

Franz Liſzts Briefe. I. — Noch einmal die Mechanik der Gedanken. Von Dr. L. Heine. — Mittheilungen und Nachrichten.

Franz Liſzts Briefe.

I.

* So oft auch der Vergleich unſres Jahrhunderts mit dem Jahrhundert der Renaiſſance und Reformation ausgeſpielt und herausgefordert worden iſt: es iſt klar, daß das eigentliche Kennzeichen der Renaiſſancebildung, der mächtige, hervorragende, durch und durch eigenthümliche Menſch — der uomo singolare der Italiener — im 19. Jahrhundert dünnee geſät iſt, als im beglückten Cinquecento. Ob die athempreſſende Zuſammendrängung der Menſchen, der demokratiſche Grundzug unſrer Cultur, die Herrſchaft einer Arbeitstheilung, die auf geiſtigem wie materiellem Gebiete nächſtens nicht mehr erlauben wird, ganze Stecknadeln, ſondern nur noch Stecknadelköpfe und Stecknadelſpitzen hervorzubringen, die Hauptſchuld hieran tragen, kann in unſerm Falle unerörtert bleiben. Steht es doch ſo, daß die ganz eigenartige und einzige Perſönlichkeit, wo ſie ſich noch zeigt, der Charakterkopf, der auf der Stelle vor Tauſenden kenntlich iſt, oft genug den Blick, indem ſie ihn feſſeln, auch verwirren. Niemand läuft mehr Gefahr, ſchief geſehen und falſch geſchildert zu werden, als die große iſolirte Natur, die nicht als Haupt oder Spitze einee typiſchen Gruppe erſcheint; niemand wird leichter verurtheilt, als der ſelbſtändige Menſch, der mit gewiſſen Vorausſetzungen und Forderungen der Bildung ſeiner Tage in Widerſpruch tritt. Für ihn ſchließen ſelbſt Anbetung und Vergötterung, ſoweit ſie ihm zutheil werden, eine Gefahr ein, ſie reizen leidenſchaftliches Mißwollen und den Gleichmachungstrieb, der kein Uebergewicht perſönlicher Eigenſchaften, ſondern nur das des Beſitzes gelten läßt, gegen ihn auf.

Es iſt jetzt ein Jahrzehnt hingegangen, ſeit eine ſo einzige und eigenartige Geſtalt, wie die Franz Liſzts, dem Leben entrückt wurde. Eine Ueberfülle von Charakteriſtiken, Erinnerungen, von Schilderungen und Urtheilen iſt ſchon bei Liſzts Lebzeiten und vollends nach ſeinem Tode über den Menſchen und den Künſtler in die Welt geſchickt worden. Ein großes biographiſches Denkmal in drei Bänden (von Lina Raman) hat Liſzts Leben und Schaffen, ſein Weſen und Wirken in einer Breite und Ausführlichkeit dargeſtellt, die auch die kühnſten Wünſche übertrifft. Gleichwohl erweiſt ſich gerade Liſzt gegenüber, wie ſchwer es unſrer Zeit fällt, dem uomo singolare in der gewaltigſten Bedeutung des Wortes gerecht zu werden, ihn in voller Wirklichkeit deutlich zu ſchauen und ſich ſeiner zu erfreuen. In eben dem Maße, als eine über jede Grenze hinauswachſende Bewunderung, eine Art Idolatrie, der das menſchlich Große und Edle nicht genügt, das Echte, Charakteriſtiſche und warm Lebensvolle im Bilde des großen Muſikers verwiſcht, in eben dem Maße wächst auch die Gefahr, daß die feindſelige Geringſchätzung des Meiſters, die ſich laut und ſcharf genug äußert, das letzte Wort behalten könnte. Denn fühlen alle, die Liſzt näher ſtanden, ja alle, die ihm jemals begegnet ſind und ſich dabei den klaren Blick bewahrt haben, daß er bei einer gewiſſen Art falſcher Idealiſirung gerade ſeiner beſten Züge beraubt wird, merken ſelbſt die Tauſende, die nur übee ihn leſen und hören, daß man den lebendigen Sohn, den geiſtvollen Künſtler des 19. Jahrhunderts in eine Art Franz von Aſſiſi verwandeln will, ſo kann der Rückſchlag nicht ausbleiben. Bei wie vielen mag die Meinung herrſchen, daß z. B. die herbe und frivole Caricatur, mit der Theod. v. Bernhardi in ſeinen Tagebüchern oder Aut. Rubinſtein in ſeinen Erinnerungen den bedeutenden Menſchen zum eiteln Poſeur und flachen Cauſeur herabwürdigten, der Wahrheit ein gut Stück nähee komme, als das verwaſchene Heiligenbild! Iſt es aber nicht ein beſonderes Verhängniß, daß urſprüngliche Genialität, ein großes Herz, eine königliche Geſinnung, eine reiche Bildung und die bezaubernde Liebenswürdigkeit, in deren Strahl ſich Tauſende ein halbes Jahrhundert geſonnt haben, dennoch nicht ausreichten, ihrem Träger ein Gedächtniß nach der Wahrheit ſeiner Natur und der Macht ſeines geiſtigen Lebens zu ſichern? Soll man nicht zum Glauben gelangen, daß das vielberufene Ende des Jahrhunderts ſchlechthin unfähig ſei, die große Eigenart, die einzige Perſönlichkeit zu würdigen?

Zugegeben, daß in Liſzts Falle beſondere verwirrende Schwierigkeiten vorhanden ſind. Die Zugehörigkeit zu wenigſtens drei Vaterländern — Ungarn, Frankreich, Deutſchland —, über denen, als vierte geiſtige Heimath, die eine katholiſche Kirche ſtand, der Gegenſatz zwiſchen dem allbewunderten Virtuoſen und dem vielbeſtrittenen ſchöpferiſchen Componiſten, der Widerſpruch zwiſchen dee künſtleriſchen Welt- und Genußfreudigkeit und dem prieſterlichen Kleid des Mannes, erſchwerten es für viele, die charakteriſtiſchen Züge dieſer Natur und die Einheit ihres Weſens raſch zu erkennen. Man ſollte daher meinen, daß die Sammlung und Veröffentlichung der unmittelbarſten Zeugniſſe von Liſzts vielbewegtem, wechſelvollem und arbeitsreichem Leben, die Herausgabe ſeiner Briefe, der beſſeren und tieferen Erkenntniß ſeiner Natue zu Hülfe kommen müßte. Allein auch hierbei läuft ein Aber unter. Nach allen Seiten hin unabläſſig beanſprucht, von allen Seiten mit tauſend Anliegen beſtürmt und bedrängt, dazu von Jugend auf an gewiſſe Formen eines glatten, oberflächlich weltmänniſchen Verkehrs gewöhnt und darüber hinaus von der eigenſten unwandelbaren Güte ſeines Herzens getrieben, ſich gegen ſchier jedermann verbindlich, rückſichtsvoll und theilnehmend zu äußern, hat Liſzt wohl eine große und ins Gewicht fallende Anzahl von Briefen hinterlaſſen, in denen das echte Melall ſeines Geiſtes und Gemüthes leuchtend hervortritt, daneben abee zahlloſe andere geſchrieben, die nur unter den Geſichtspunkten einer nie ermüdenden Hülfsbereitſchaft, einer übergroßen Höflichkeit des Herzens und eines gewiſſen Bedürfniſſes, alle einmal angeknüpften Fäden weiter zu ſpinnen, gruppenweiſe Bedeutung erhalten.

Der Fall ist, wenn nicht einzig, doch selten, daß die eigenhändigen Documente eines Mannes bei üblem Willen dazu benutzt werden können, das falsche Bild, das man der Welt von ihm zu geben trachtet, glaubhafter zu machen. Und dann, wie antheilnehmend wir Liszts Briefe lesen, wie redlich wir sie nach den typischen Lebensäußerungen einer großen und edlen Natur durchforschen mögen: für alle, die Franz Liszt wahrhaft gekannt haben, ist es ja unzweifelhaft, daß auch seine Briefe, ohne daß der lebendige Eindruck der lebendigen Gestalt hinzugedacht wird, doch immer nur einen schwachen Abglanz vom Zauber seiner persönlichen Erscheinung und seines Künstlergeistes geben können. — Den Werth der langen Briefreihen Liszts aus grundverschiedenen Lebenslagen an die grundverschiedensten Persönlichkeiten, um deren Sichtung und Herausgabe sich namentlich die musikalische Schriftstellerin La Mara (Marie Lipsius in Leipzig), eine der pietätvollsten Verehrerinnen des Meisters, verdient gemacht hat, wollen wir wahrlich nicht unterschätzen, noch auch in Zweifel ziehen, daß weiterhin bedeutende Lebenszeugnisse Liszts ans Licht treten werden. Aber für die treue und überzeugende Wiedergabe des zugleich gewinnenden und mächtigen Bildes, das Franz Liszt im Leben darbot, bietet die Mehrzahl seiner Briefe doch ein höchst unzulängliches Material, wenn unter den Lebenden keiner aus lebendiger Anschauung und lebendiger Einsicht in das Innerste dieses uomo singolare sein Bild festhalten will.

Eine schwerwiegende Ausnahme gegenüber dieser allgemeinen Bemerkung hat freilich der „Briefwechsel zwischen Richard Wagner und Franz Liszt" gebildet, und es wäre immerhin möglich, daß noch eine und die andere Ausnahme existirte, die mit gleicher Unmittelbarkeit, mit gleicher unwiderstehlicher Kraft und Schlichtheit die rühmlichsten Züge im Wesen Liszts energisch zum Bilde zusammendrängt. So viel menschliche und künstlerische Hingabe und Aufopferungsfähigkeit, so viel verständnißvolle Begeisterung für das erkannte Große und Gute eines andern, eine solche Fülle nie versagender Geduld für eine ihm vielfach gegensätzliche, schwer zufriedenzustellende Künstlernatur, so viel großherzige Treue und reine Selbstbescheidung, als durch diese Briefe kund wurden, wirken am Ende überzeugender, als der Beste über Liszt sprechen könnte. Natürlich lassen sich verwandte Züge und Lebensäußerungen auch in den gesammelten Briefen Liszts an andere auffinden und nachweisen. Doch im allgemeinen bedürfen diese Briefe der ergänzenden, klärenden, farbenfrischen Erinnerung an ein seltenes Leben, Streben und Schaffen, an wundersame Geschicke und die im guten Sinne dämonische Erscheinung und Wirkung Liszts.

Es liegt im Verlauf dieses eigenthümlichen Künstlerlebens, daß die Zeugnisse für dessen zweite Hälfte, für die Zeit zwischen 1848 und 1886, die man zusammenfassend die weimarische Epoche Liszts nennen kann, weit zahlreicher sind, als für die Pariser Lehr- und die europäischen Wanderjahre. Die Virtuosenepoche Liszts mag mit ihrer Unruhe, ihrem Wechsel der Schauplätze und der Menschen, mit den aufreibenden Forderungen des Tages an und für sich weniger Briefe gezeitigt haben, als die zweite Lebenshälfte. Viele mögen verloren gegangen sein, andere, von denen wir bestimmt wissen, daß sie bewahrt wurden, entziehen sich vorderhand dem rastlosesten Sammeleifer. Da nicht alle Briefe Liszts zu Gebote stehen, das Verhältniß der zugänglichen zu den unzugänglichen sich noch nicht klar übersehen läßt, mag es schwer sein, eine Auswahl zu treffen. Der Vorwurf, den Hanslick in seinem jüngsten Buche gegen La Mara erhebt, daß weniger mehr gewesen wäre, scheint uns in diesem Sinne nicht ganz gerecht. Wenn ebenso werthvolle und schwerwiegende Briefe, wie die Liszts an seine Mutter, an die Gräfin d'Agoult, an Hector Berlioz, an Fürst Felix Lichnowsky, an Taussig und mehrere andere Schüler, überhaupt noch fehlen, wenn Briefe an andere gleichsam nur zufällig auftauchen und die Vermuthung nahe legen, daß der Herausgeberin wichtige Schreiben noch entzogen worden sind, so würde eine strenge Sonderung große Schwierigkeiten gehabt haben. Nur wer die Gesammtsumme kennt und übersieht, kann mit Sicherheit an den einzelnen Posten Abstriche vornehmen. Eigentlich Hohles, Leeres, Nichtiges hat sich in die Reihe der von La Mara veröffentlichten Briefe kaum eingeschlichen.

Des Mißverhältnisses zwischen den älteren und den späteren Briefen Liszts wurde schon gedacht. In der von La Mara herausgegebenen zweibändigen Sammlung,[1]) die 659 Briefe und die Zeit von 1828—1886 umfaßt, gehören nur die ersten 52 Schreiben den beiden Jahrzehnten vor 1848, vor Liszts definitiver Niederlassung in Weimar, an. Und unter diesen 52 befinden sich nur wenige in deutscher Sprache geschriebene. Auch um die Zeit der ersten Capellmeisterthätigkeit in Weimar bedient sich Liszt noch mit Vorliebe der Sprache seiner Jugend, die ihm vertraut und bequem blieb, ja in der er gewisse Anschauungen, gewisse Einfälle offenbar bis zuletzt schärfer, schlagender und knapper auszudrücken vermochte, als in der deutschen. Aber je längere Jahre er in Deutschland blieb, in die deutschen Verhältnisse hineinwuchs, je wichtiger ihm die Beziehungen zu deutschen Künstlern und Freunden wurden, um so mehr gewöhnte er sich daran, deutsch zu schreiben. Es ist nicht uninteressant, die stilistischen Veränderungen zu beobachten, die auch hier im Verlauf der Zeit eintraten. Aber bedeutsamer und wichtiger sind die Wandlungen, die im Innern des Briefstellers in der Reihe der Jahre vorgingen und zum Theil sehr charakteristischen Ausdruck finden. Natürlich verleugnet Liszt in keiner Situation und unter keinem Wechsel äußerer Umstände weder die natürliche Mitgift an liebenswürdiger Milde, noch die gute Erziehung, die ihm eigen waren. Und immer muß man ein wenig tiefer blicken, um die Bewegungen seines Innern unter der leichten Hülle verbindlicher Redewendungen und freundlicher Zusprüche zu erkennen. Wer diese Hülle durchdringt, wird erst die vollen Eindrücke der merkwürdigen, im ganzen so fest in sich ruhenden, auf so einfachen Grund bauenden, im einzelnen so nervös beweglichen, so spirituell reizbaren und doch die Größe und Güte seines Wesens mitten in der Unruhe eines allzu zerstreuten Außenlebens niemals verleugnenden Persönlichkeit Franz Liszts empfangen.

Noch einmal die Mechanik der Gedanken.

Von Dr. L. Heine.

In einem früheren Aufsatze (Nr. 58 dieser Beilage) habe ich einiges über die allgemeine Mechanik der Gedanken mitgetheilt. Ich führte aus, was in diesen Betrachtungen unter Mechanik zu verstehen ist, wie wenig sicheres man über die Grenzen des unermeßlichen Reiches der Gedanken, zumal in der Verfolgung der Thierreihe nach unten, angeben kann, und wie willkürlich Ausdrücke wie „Instinct", „gefühlslose Empfindung" u. a. erfunden sind. Wir sahen, daß überall da, wo ein Nervensystem zur Ausbildung gelangt ist, die psychischen Thätigkeiten an dieses gebunden sind, und wie jede Störung der anatomisch-physiologischen Verhältnisse sich in psychischen Störungen, speciell solchen der Ideenassociation widerspiegeln müsse, falls gerade deren Nervenzellen oder ihre Ausläufer, die Fasern, getroffen sind. Zugleich wollte ich darauf hinweisen, wie diese Verhältnisse, die anscheinend rein anatomisch-physiologischer

1) Franz Liszts Briefe. Gesammelt und herausgegeben von La Mara. Zwei Bände. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1893—1894.

Digitized by Google

Natur sind, doch auch für Psychologen von Interesse sein müssen. Ja sogar bis in die Sittenlehre hinein muß und kann man die Folgerungen ziehen, welche sich aus den Systemen unsrer und der englischen, von anatomisch-physiologischem Boden ausgehenden Psychologen ergeben. Kehren wir, um im engen Rahmen zu bleiben, zu unserm Thema von der Mechanik der Gedanken und Ideenassociationen zurück, so können vielleicht einige specielle Beispiele uns diese Verhältnisse noch faßlicher vor Augen stellen.

Wenn schon für die allgemeine Nervenmechanik die Neuronlehre viele neue Gesichtspunkte gebracht hat, so ist dieses für die Betrachtung der speziellen Verhältnisse der Gehirnmechanik noch in weit höherem Maße der Fall. Es liegt in der Natur der Sache, daß hier das hoch entwickelte Gehirn des Menschen das beste Untersuchungsfeld darstellt. Wie nun da, wo in der Thierreihe ein Nervensystem ausgebildet ist, an dieses die Empfindungs- und Vorstellungsfähigkeiten gebunden sind, dem entsprechend sehen wir bei den höher entwickelten Thieren innerhalb des Nervensystems noch weitere Gliederungen (Differenzirungen) auch in der Richtung, daß verschiedene Neurone eine ganz verschiedene Werthigkeit erlangen. Wenn ich sage „Werthigkeit", so ist darunter nicht die Bedeutung für das Leben zu verstehen, denn diese vegetativen Funktionen können ungestört lange ihren Gang weiter gehen, wenn der Geist längst in Dunkel gehüllt ist: mit Werthigkeit ist hier die Bedeutung für die Vorstellungs- und Denkarbeit gemeint. Die vegetativen Neurone sind für das Leben unentbehrlich, für die Mechanik der Gedanken kommen sie nur insofern in Betracht, als ohne Leben keine Gedankenwelt gedacht werden kann, die Bahnen der Gedanken stellen sie selbst nicht dar.

Will man eine Vorstellung von der verschiedenen Werthigkeit der Neurone bekommen, so überdenke man folgendes. Beklopft man mit einem Hämmerchen die Sehne, welche die Kniescheibe an dem Schienbein befestigt, so erfolgt bei gesunden Menschen eine durch den Willen nur wenig herabzusetzende Emporschnellung des Fußes. Die Versuchsperson sitzt dabei auf einem Stuhl und schlägt ein Knie locker über das andere. Der Vorgang ist dieser: das periphere Endbäumchen eines Neurons wird durch den Schlag gereizt, der Reizvorgang pflanzt sich nucleopetal durch die Faser bis zu den Nervenzellen des sogenannten Zwischenwirbelganglions fort, geht dann nucleofugal durch einen andern Ausläufer derselben Zelle in das Rückenmark hinein und überträgt seine Erregung auf die mit ihm in Contact stehenden Verästlungen einer oder mehrerer für die Ertheilung von Bewegungsimpulsen bestimmter (motorischer) Rückenmarkszellen. Der Reiz geht nun auch in diesem Neuron zuerst wieder nucleopetal, dann vom Zellleib an nucleofugal durch eine lange Faser, welche mit einem Endbäumchen im Streckmuskel der vorderen Seite des Oberschenkels endigt. Die Zusammenziehung dieses Muskels reißt den Unterschenkel mit Fuß nach oben.

Es ist der beschriebene Vorgang ein einfacher, für die Erkennung der Rückenmarkserkrankungen wichtiger Reflex; er tritt auch gegen den Willen der untersuchten Person ein, im Schlafe ebenso wie im Wachen. Da man die Stelle im Rückenmark kennt, wo der Reflex umbiegt, d. h. wo die Uebertragung vom Empfindungs- auf das Bewegungsneuron stattfindet, so kann man genau angeben, wo ein Krankheitsherd sitzt, wenn der Reflex ausbleibt; es ist vorausgesetzt, daß eine genaue Untersuchung die peripheren Empfindungs- und Bewegungsnerven gesund befunden hat. Ein einfacher Reiz löst hier eine denkbar einfachste Bewegung aus.

Zu verwickelteren Verhältnissen kommen wir mit dem Folgenden: Wenn der Großvater sein Mittagsschläfchen hält, hat gewiß schon manches Enkelchen mit Vergnügen beobachtet, wie der alte Mann sich eine lästige Fliege, zwar etwas ungeschickt, aber doch anscheinend zielbewußt, von der Nase verjagt. Trotzdem ist das Ziel oder die Handlung nicht im geringsten bewußt, denn das Bewußtsein kann ruhig weiterschlummern. Ein-, zweimal kann sich dieser complicirte Reflex abspielen, ohne daß die Empfindung bewußt oder die Bewegung gewollt ist. Es muß hiebei durch den einfachen Empfindungsreiz ein ganzes System von Bewegungsneuronen zu einer wohlgeordneten Thätigkeit angeregt werden. Es existiren für diese Thätigkeiten in den tieferen Theilen des Gehirns unzählige, noch lange nicht vollständig studirte Centren, welchen man — als unter der grauen Rindenschichte des Gehirns (der Bewußtseinsschichte) gelegen — den Namen „subcorticale Centren" gegeben hat. Viele Nervenzellen (Ganglienzellen) gruppiren sich hier zu einem Ganglion (Knoten), deren mehrere zum Zwecke gemeinsamer Arbeit sich zu einem Nervencentrum vereinigen. Die langen Ausläufer (Fasern) eines solchen Centrums (oder eines Systems von Centren) verlaufen streckenweise gern zu größeren Bündeln vereinigt und werden Fasersystem genannt, ein Ausdruck, über dessen Anwendbarkeit auf die Nervenheillunde eine eigene Literatur existirt. Die Nervenfasern sind von einer weißen (fettreichen) Markscheide umgeben und lassen so schon mit bloßem Auge die grauen Centren von den weißen Leitungsbahnen unterscheiden. Die Zusammensetzung des Gehirns ist demnach folgende: Zu oberst liegt die graue Rinde (cortex oder Mantel, pallium) mit den Centren der unten zu besprechenden Apperreption; es folgt das leitende weiße Marklager, darunter die grauen subcorticalen Centren der Perception, und schließlich im Rückenmark Centren dritter, vierter u. s. w. Ordnung.

Eine viel ausgedehntere Bedeutung haben diese subcorticalen Centrensysteme in der Thierreihe z. B. beim Hund in Vergleich zum Menschen. Bringt man einem Hunde eine Verletzung im Gehirn bei, welche beim Menschen eine halbseitige Körperlähmung zur Folge haben würde, so erhält man hier durchaus nicht eine solche; der Hund springt und läuft fast ebenso gut wie jeder andere, nur vielleicht etwas ungeschickter, und ein ungeübter Beobachter würde kaum etwas Besonderes an ihm bemerken. Hat der Hund jedoch vor der Operation gelernt, das Pfötchen zu geben, so gibt er nun nur noch das der unverletzten Seite des Gehirns entsprechende Pfötchen; das andere ist dem Willenseinfluß entzogen. Durch einen Thätigkeitsvorgang in einer Nervenzelle der Großhirnrinde können die verschiedensten subcorticalen Centren gleichzeitig angeregt werden, die Impulse zu einer wohlgeordneten Bewegung zu ertheilen. Ein eigener Wille ist ihnen nicht beschieden, wohl aber können sie noch funetioniren, wenn ihre Verbindung mit der Großhirnrinde verloren ist.

Hier kommen wir nun auf das anatomisch-physiologische Gebiet der eigentlichen Gedankenmechanik im Sinne von bewußten Gedanken; denn wenn man von unbewußten Gedanken spricht, so ist das nur so zu verstehen, daß von den subcorticalen Centren aus, die nicht Sitz des Bewußtwußtseins sind, Impulse zur Großhirnrinde gelangen und nun dort über die Schwelle des Bewußtseins treten. Man ist sich in solchen Lagen oft vollständig der Receptivität des Bewußtseins, der Passivität des Willens bewußt, die Gedanken scheinen aus der Tiefe ungerufen und ungesucht hervorzuquellen. Hierauf gründet sich die Physiologie des Traumes. Der Uebergang zum Denken gibt sich dadurch, daß diese anstürmenden Impulse von den Zellen der Großhirnrinde (dem Sitz des Bewußtseins und des Willens) nunmehr einer Musterung unterzogen und in gewollte Bahnen gelenkt werden. Für denjenigen allerdings, der

Digitized by Google

auf dem Boden der Associationspsychologie steht, ist der Begriff des Willens eine Selbsttäuschung: die andrängenden Impulse entladen sich in der Richtung des geringsten Widerstandes; wer sich jedoch zu diesem Verzicht auf eine Selbstbestimmung nicht entschließen kann oder der Meinung ist, daß wir damit die geistigen Vorgänge nicht ausreichend erklären können, der wird mit Wundt und andern eine active Apperception annehmen müssen. Freilich fehlt uns für ein Apperceptionscentrum dieser Art jede anatomische Grundlage, so daß wir erst aus obigen Gründen dieses Centrum fordern zu müssen glauben, damit aber bereits den Boden der naturwissenschaftlichen Betrachtung überschreiten. In diesem Sinne ist die Apperception eine active Thätigkeit unsrer Psyche. Als passive Apperception haben wir demgegenüber das Bewußtwerden einer Empfindung anzusehen, welche dadurch zur Vorstellung wird; das heißt physiologisch: der Reizzustand eines subcorticalen Centrums (Perception) wird in die Großhirnrinde (passive Apperception) übertragen. Diese Uebertragung der ihrem inneren Wesen nach unbekannten nervösen Erregungszustände stellt die naturwissenschaftliche Seite dessen dar, was wir Gedankenarbeit nennen. Gehirnmechanik und Gedanken sind somit nicht zwei Worte für dasselbe Ding, sie bezeichnen vielmehr die zwei Seiten, welche — soweit wir sagen können — unlöslich, wie der Januskopf, zu einem Ganzen verbunden sind.

Zu dieser Gehirnmechanik nun einige Illustrationen. Geht man im Frühling im Walde spazieren und tritt in ein schattiges, würzig duftendes Tannengebüsch, so steht oft, wie durch einen Zauber, vor unserm Auge die ganze poesievolle Pracht des strahlenden Weihnachtsbaumes: lachende Kindergesichter und glückliche Eltern; ja vielleicht ein Schneegestöber und ein in Nacht und Eis festgefahrener Schnellzug lassen ein Frösteln über den ganzen Körper laufen — bis uns die warme Frühlingssonne, die durch die Tannen bricht, wieder zur Wirklichkeit erweckt. Träumten wir? Es war ein wacher Traum, ein Spiel der Gedanken, angeregt durch das Duften eines Tannenreises. Uns Deutschen ist dieses nichts Gesuchtes, ein Ausländer aber, der nicht den Zauber der deutschen Weihnacht kannte, erzählte mir mit größter Heiterkeit von einer verrückten alten Jungfer, die im Eisenbahncoupé ein über das andere mal — im schwülsten Sommer — ein Tannenreis berochen und „Weihnacht, süße Weihnacht!" gelispelt habe. Eine einzige Riechzelle ist hier in Thätigkeit versetzt worden. Deren Erregungszustand wird dann durch verschiedene Uebertragungen bis in das oberste Riechcentrum weiter geleitet. Hier wird der Reiz empfunden und als Duften eines Tannenreises gedeutet. Die massenhaften Verbindungen, welche das Riechcentrum durch eigene Associationsfasern oder durch Collateralen mit anderen, z. B. dem Seh- und Hörcentrum, hat, regen auch diese zu Mitschwingungen an, und diese mechanischen Bewegungsvorgänge werden uns als Lichterbaum und Choralklänge bewußt. Dieses Spiel der Gedanken kann sich natürlich auch gerade umgekehrt abwickeln. Die Klänge eines „Gloria in excelsis" zeigen uns den Lichterbaum, und halb träumend glauben wir, seinen Duft wahrzunehmen. Was der neunte Gehirnnerv, der Geschmacksnerv, für eine Bedeutung im Spiel der Vorstellungen zu gewinnen vermag, bedarf keiner weiteren Ausführungen. Was kann uns ein schlürfender Zug edlen Rheinweins für eine Welt von Bildern vor die Seele zaubern: eine Sommernacht am Rhein, eine Rebenlaube, schöne freie Menschen — alles wird wieder lebendig!

Immerhin, was bliebe uns von alledem, wenn wir nicht zwei andere Sinne hätten, die unbestritten die weitaus größte Bedeutung für unser gesammtes Gedankenleben haben: Gesicht und Gehör! Daß ein taubgeborenes Kind sein Lebelang auch geistig ein Krüppel bleibt, ist nur zu wahr. Was ferner das Auge in den ersten Lebensjahren leisten muß, ersieht man aus verschiedenen in der Literatur dargestellten Fällen von erfolgreich operirten Blindgeborenen, deren Vorstellungen von der Welt sehr lückenhaft gewesen sein müssen. Ein siebenjähriger, geistig sonst normal veranlagter Knabe brauchte ein wochenlanges Studium, um sein eigenes Bild im Spiegel zu erkennen. Er griff in die Flammen, haschte den Sonnenstrahl, sah körperliche Gegenstände nur als Flächen und Bilder nur als Farben. Die Namen für die Farben konnte er sich nur mit vieler Mühe richtig merken.

Was geht eigentlich alles in uns vor, wenn ein Licht seitlich vor uns angezündet wird? Die Beantwortung dieser Frage wird uns einigermaßen einen Einblick in die Complicirtheit der scheinbar einfachsten Verhältnisse geben. Zunächst treffen die Lichtstrahlen das ruhende, im Dunkel gewöhnlich für die unendliche Ferne eingestellte Auge und werden in der Netzhaut zu einem unscharfen Bild vereinigt. Schon im Auge selbst wird der Lichtreiz, wahrscheinlich durch Vermittlung photochemischer Umsetzungen, auf die nervösen Endapparate und von diesen durch mehrfache Umschaltungen auf die Fasern der Sehnerven übertragen. In einem der subcorticalen Centren findet nun eine Benachrichtigung des Pupillencentrums statt, die Verengerung der Pupille ist die Folge dieses Reizes. Eine zweite Depesche geht gleichzeitig nach mehreren andern Centren ab, welche beide Augen oder den ganzen Kopf durch die ihnen unterstellten Muskelgruppen so drehen, daß das Bild der Flamme auf den Fixationspunkt im Augeninnern, die Stelle des schärfsten Sehens, fällt. Drittens werden durch ein weiteres mit in Thätigkeit zu setzendes Centrum (das der Accommodation) die feinen Muskelchen im Augeninnern zur Zusammenziehung angeregt, wodurch die Gestalt der Linse verändert und ein scharfes Bild der Flamme eingestellt wird. Von den subcorticalen Centren geht nun der eigentliche Sinnesreiz zu dem Rindencentrum im Hinterhauptslappen des Gehirns und wird hier als Flamme gedeutet. Hier erst wird der ganze Vorgang ein bewußter, Größe und Entfernung der Flamme werden abgeschätzt. Dieses Centrum steht nun mit den verschiedensten Centren andrer Art in Verbindung; deren Mitarbeit erinnert uns an die Wärme der Flamme, an das Zischen, wenn man Wasser hineinspritzt, an den unangenehmen Geruch der ausgelöschten Kerze, wiederum auch wohl an den Weihnachtsbaum u. s. w. Im Hinterhauptslappen taucht im Wortcentrum das Bild des geschriebenen oder gedruckten Wortes „Flamme" auf, im Schläfenlappen, im Wortlautcentrum läßt sich das Wort „Flamme" vernehmen, und das motorische Sprachcentrum im linken Stirnlappen, welches von alledem benachrichtigt wird, setzt mit Hülfe vieler untergeordneter Centren alle die vielen Nerven und dadurch die Muskeln in Thätigkeit, welche zur Aussprache des einzigen Wortes „Flamme" nöthig sind.

Werden alle diese nervösen Eindrücke so und so oft von den verschiedensten Sinneswerkzeugen und unter den verschiedensten Bedingungen wiederholt empfunden und gedeutet, so werden die betheiligten Nervenbahnen darauf besonders eingeübt, sie wiederholen ihre Thätigkeit auch auf anderweitige Anregungen hin, welche ursprünglich nichts mit ihnen direct zu thun hatten, und was wir Geschicklichkeit, Umsicht, Wortwitz u. s. w. nennen, ist abhängig von der Mannigfaltigkeit der nervösen Verknüpfungen und deren guter Einübung. Dann sagt man wohl „à propos" und ist selbst erstaunt, woher grade jetzt diese oder jene Idee kam. Wenn wir uns eine Clara gern in braunem Kleide, eine Adelheid in weißem Gewande vorstellen, was ist es

Digitized by Google

anders als eine optische Association? Eine Clara in Braun, eine Adelheid in Weiß war es, die einst den ersten oder tiefsten Eindruck auf uns gemacht hat, so daß nun beim Hören und Vorstellen der Namen immer wieder die Farbenbilder mit auftauchen.

Es ist etwas Eigenartiges um dieses Erinnerungsvermögen, denn was ist das Mitauftauchen von Farben beim Hören von Namen anderes, als ein ungewolltes, halb unbewußtes Erinnern? Das gewollte vollbewußte Erinnern ist es nun, was den wesentlichsten Factor unsres Gedankenlebens ausmacht. Geht dem Menschen die Erinnerungsgabe, das Gedächtniß langsam verloren, wie das für das hohe Alter als physiologischer Vorgang angesehen wird, so stirbt er der Welt langsam ab, er wird gleichgültig. Befindet man sich im vollen Mannesalter, so kommt es gleichwohl auch oft zu Störungen der Erinnerung. Als sich Grillparzer mit dem Gedanken trug, sein „Goldenes Vließ" zu schreiben, unterbrach Krankheit und Tod in der Familie, ja auch eine eigene schwere Krankheit diese Arbeit, so daß ihm kaum noch eine schattenhafte Erinnerung an seine ursprünglichen Pläne blieb. Mozart'sche und Beethooven'sche Symphonien, die er mit einer Dame vierhändig spielte, ließen in ihm lange Zeit später alles Entschwundene und seitdem oft vergeblich Gesuchte plötzlich wieder aufleben. Mit seiner Mutter, die inzwischen verstorben war, hatte er dieselben Melodien damals gespielt und dabei seine Phantasie ihre bunten Pfade wandeln lassen. Aehnliches wird wohl jeder schon selbst erlebt haben. Man erinnert sich dunkel an irgend ein schönes Etwas, aber was es war, ist uns entschwunden, nur die schöne Stimmung, die uns damals überkam, kommt bisweilen noch wieder. Da taucht plötzlich die Erinnerung an eine begleitende, oft ganz nebensächliche Sache auf, irgend eine Situation scheint uns plötzlich interessant, wir gehen absichtlich z. B. an irgend eine uns fast magisch anziehende Stelle im Walde und siehe da —: wohldurchdachte Gedankenreihen, die wir vielleicht gerade hier zum ersten male dachten, werden wieder lebendig; es ist, als ob sich eine Starre löse, als ob das Eis schmelze.

Wollen wir für diese Verhältnisse die anatomisch-physiologischen Bedingungen, wollen wir die Mechanik dieses Spiels der Gedanken ergründen, so müssen wir die Gehirnpathologie befragen. Es gibt Patienten, welche, wenn ihnen z. B. ein Würfel vorgelegt wird, nicht sagen können, was es ist. Dabei sind sie durchaus nicht blind oder auch nur schwachsichtig. Auch die Intelligenz kann völlig erhalten sein. Sie können beschreiben, was sie sehen, aber das Wort „Würfel" kommt nicht über ihre Lippen. Sagt man ihnen nun, „es ist ein Würfel", so sagen sie sofort „Würfel", zeigen auch durch ihre Mienen, daß sie wissen, was das ist, und machen vielleicht sofort eine würfelnde Handbewegung. Dann aber ist die Erinnerung bald wieder entschwunden. Es ist in diesen Fällen — Sectionen haben dieses vielfach bestätigt — die Bahn unterbrochen, welche das subcorticale Sehcentrum mit dem corticalen in der Großhirnrinde des Hinterhauptlappens verbindet. Ist auch das Sehcentrum selbst in der Rinde (und nicht nur die erwähnte Leitungsbahn) unterbrochen, so ist auch eine vorübergehende Erkennung des Würfels durch Zurufen des Wortes nicht mehr zu erreichen, der Patient ist seelenblind. Worte kann er nachsprechen, er kann auch „Würfel" sagen, doch ohne jedes Verständniß für den Sinn des Wortes, er kann ein Dictat schreiben, nicht aber Gedrucktes oder Geschriebenes abschreiben.

Je nach dem Sitze eines Krankheitsherdes, einer Blutung, einer Neubildung und dergl. kann man sich theoretisch die verschiedensten Krankheitsbilder construiren. Vielfach ist man in der That so vorgegangen und hat nachträglich durch Sectionen oft mit überraschender Genauigkeit die Bestätigung erhalten. Das große Gebiet der verschiedenen Formen der Aphasie (Sprachlosigkeit) — die oben geschilderte würde speciell eine optische Aphasie sein — und die darüber erschienene Literatur legen Zeugniß dafür ab, was alles, seitdem Broka die linke unterste Stirnwindung für die Sprachbildung verantwortlich machte, gearbeitet worden ist. Ist die Verbindung dieses Centrums mit dem Hörcentrum im oberen Schläfenlappen beiderseits unterbrochen, sind die Ganglienzellen der Rindencentren selbst aber unbeschädigt, so kann der Patient Gehörtes nicht mehr nachsprechen, Schrift aber wohl noch lesen. Ein solcher Patient hatte von seinem ganzen Wortschatz nur noch das „Maßkrügle" behalten. Singen konnte er jedoch noch einige Soldatenlieder und „O Tannenbaum". Verlor er jedoch die Melodie, so kamen nur noch einige „Maßkrügle" zum Vorschein. So können einem Patienten auf einmal nur alle Zahlen, oder alle Hauptwörter, oder nur deren große Anfangsbuchstaben verloren gehen. Ein fein gebildeter Spanier, der viele fremde Sprachen geläufig sprach, konnte nach einem Sturz vom Pferde nur noch seine — mit dem Gehör erlernte — Muttersprache gut sprechen, die übrigen — hauptsächlich mit den Augen erlernten — fremden Sprachen waren ihm fast ganz abhanden gekommen. Er verstand sie noch einigermaßen, doch war jede feinere Sprachkenntniß unwiederbringlich verloren. Die Muttersprache sitzt vermuthlich im Schläfenlappen, studirte Sprachen im Hinterhauptslappen des Gehirns.

Einen allmählich fortschreitenden Schwund des Gedächtnisses, eine Verarmung an Gedanken, besonders an verknüpfenden — associirenden — Vorstellungen, schließlich eine Verödung des bewußten Geisteslebens finden wir bei der sogenannten Gehirnerweichung, der Paralyse, welche anatomisch eigentlich eine Gehirnverhärtung darstellt. Die anatomische Grundlage dieser „Geistes"-Krankheit besteht in einem langsam fortschreitenden Zerfall der Faserysteme, welche die einzelnen Centren der Großhirnrinde, also die obersten Wahrnehmungscentren, verbinden und deren Thätigkeit associiren. So wird zunächst das geordnete Zusammenarbeiten aller Centren unmöglich; schließlich, wenn der krankhafte Proceß die Nervenzellen selbst ergreift, wird auch deren selbständige Leistungsfähigkeit im einzelnen unmöglich, der Geist wird umnachtet, während der Körper noch lange ein vegetirendes Dasein fristen kann. Die ersten Anzeichen dieser Krankheit scheinen in der That rein geistiger Natur zu sein: ein solider Mann wird leichtfertig, ein gewissenhafter Geschäftsmann wird zum blinden Speculanten, ein unbescholtener Familienvater läßt sich Vergehen zu schulden kommen, die ihn mit dem Strafgesetz in Conflict bringen, das Publicum erklärt ihn für einen Heuchler; und doch müssen wir nur zu bald aus dem weiteren Verlauf erkennen, daß hier die ersten Anzeichen jener furchtbaren Erkrankung gegeben sind, deren anatomische Grundlage für unsre jetzigen Untersuchungsmethoden erst in vorgerückteren Stadien nachweisbar wird.

Inwieweit sich Störungen im Mechanismus der Gedanken wieder zurückbilden können, hängt natürlich sehr von der Art und dem Grade der Schädigung ab. Ist im entwickelten Gehirn des Menschen eine Zellgruppe zerstört, so haben wir nach allen den vielen darauf gerichteten Untersuchungen nicht das Recht, die Möglichkeit eines Ersatzes anzunehmen. Wird von einer Zelle nur eine Faser abgetrennt, ohne daß die Zelle und zumal ihr Kern Schaden leidet, so geht das abgetrennte Stück schnell zu Grunde. Die Zelle kann weiter erhalten bleiben; ob sie aber eine neue Faser auswachsen läßt, ist für das Gehirn nicht nachzuweisen. Möglich ist, daß noch vorhandene Collateralen, oder einer der anderen kurzen Zellfortsätze die Rolle des

verlorenen übernehmen. Ja — wahrscheinlich ist, daß im entwickelten Gehirn mit seinen überaus reichen Verbindungen der Nervenzellen unter einander für den gewöhnlichen Bedarf nicht sämmtliche möglichen Wege benutzt werden, daß sie unbenutzt liegen und erst dann durch Uebung wegsam gemacht werden, wenn der bis dahin benutzte unbrauchbar geworden ist. Daß ein fleißiger Mann mehr seiner von der Natur angelegten nervösen Verbindungen zu brauchbaren Leitungsbahnen ausbilden kann, als ein genau so gut veranlagter Faulenzer, ist eine auch anatomisch sehr wohl verständliche Thatsache, welche die Pädagogen nicht zu human werden lassen darf.

Viele Gehirnaffectionen, so z. B. rückbildungsfähige Neubildungen, kleinere Blutungen und ähnliches sind derart, daß sie nur durch Druck die Nervenfasern oder die Zellen lähmen, ihre Verbindung aber nicht völlig aufheben. Die Geschwulst kann sich dann unter geeigneter Behandlung zurückbilden, die Blutung kann aufgesaugt werden, und es können sich dann viele Functionen wieder herstellen, welche schon völlig verloren schienen, ohne daß man in solchen Fällen eine Einschleifung anderer Bahnen oder gar eine Neubildung von nervösen Verbindungen annehmen dürfte.

In den obigen Ausführungen hielten wir folgenden Gedankengang inne: Inwiefern lösen physiologisch unbewußte Reizzustände des peripheren Nervensystems Erregungen der Zellen in der Großhirnrinde aus, Erregungen, die wir bewußte Gedanken, die wir Geistesleben nennen? Und inwiefern erleiden diese Vorgänge des Bewußtseins Störungen durch Schädigungen der anatomischen Bahnen? Zum Schluß wollen wir nun auch einmal den umgekehrten Weg gehen. „Kann Einbildung krank machen?“ wird so oft der Arzt gefragt. Kann eine rein geistige Thätigkeit materielle Schädigungen des Körpers bewirken? Folgen wir der Identitätshypothese über das Wesen des Körperlichen und Geistigen, so können wir diese Fragestellung nicht als richtig anerkennen.

Nach dieser Hypothese sind in der normalen Großhirnrinde des erwachsenen Menschen geistige und körperliche Bewegungsvorgänge, d. h. Gedanken und nervöse Reize zu einer unlöslichen Einheit verbunden. Eine Substanz müssen wir annehmen, deren Bewegung einerseits als Gedanke bewußt wird, andrerseits als körperliche Bewegung kleinster Theilchen mechanische Arbeit zu leisten vermag. Also findet keine Gedankenarbeit statt, ohne daß zugleich die Atome der Nervenzellen eine Umlagerung erführen. Will man diese Hypothese einen Verzicht auf eine tiefere Einsicht nennen, so mag es sein; immerhin bewahrt sie vor falschen Speculationen und erspart uns fruchtlose Erwägungen, wie Unendliches auf Endliches, Unwägbares auf Wägbares wirken könnte. Der Gedanke, der Wille ist demnach nicht von den Umlagerungen der Atome getrennt denkbar. Daß diese dann körperliche Bewegungsvorgänge mit Hülfe der Nerven bewirken können, ist durchaus naturwissenschaftlich. Suchen wir nach dieser schärferen Präcisirung die oben aufgeworfene Frage zu beantworten, so müssen wir sagen: Freilich kann der Gedanke, gewiß kann eine Vorstellung mit Hülfe der ihr stets anhaftenden körperlichen Componenten unter Umständen krank oder gesund machen! Wie ging es doch jenem Priester des alten Testaments? Von Eli wird uns erzählt: er saß auf seinem Stuhle vor dem Hause, da wurde ihm die Nachricht gebracht, daß seine zwei Söhne in der Schlacht gefallen seien. Er fiel vom Stuhle und war todt. Wer hätte nie sein Herz klopfen hören bei irgend einer Aufregung? Bei einem alten Manne wie jenem Priester kann diese stürmische Herzthätigkeit gerade schon hinreichen, eines der altersmorschen Blutgefäße des Gehirns zu sprengen. Ja selbst, wo wir nicht tiefgreifende anatomische Zerstörungen nachweisen können, z. B. wenn eine gesunde Frau bleich vor Schreck ohnmächtig umsinkt, da müssen wir doch annehmen, daß eine so gewaltige Schwankung des Blutdruckes, wie sie heftige Gemüthsbewegungen begleitet, schwere körperliche Schädigungen zur Folge haben, ja sogar ein glimmendes Lebenslicht zum Erlöschen bringen kann.

Mittheilungen und Nachrichten.

og. **Geschichte der österreichischen Staatsverwaltung 1740—1848** von weil. Dr. Ignaz Beidtel, k. k. Appellationsgerichtsrath, mit einer Biographie desselben, aus seinem Nachlasse herausgegeben von Alfons Huber. I. Band (1740—1792). Innsbruck, Verlag der Wagner'schen Universitätsbuchhandlung 1896. LXV und 485 S. gr. 8°. — Der im Jahre 1865 verstorbene Verfasser dieses Werkes war fast verschollen, obwohl er noch zu Anfang der sechziger Jahre als Beamter und Publicist in angesehener Stellung (zuletzt 1850—1852 als Referent für Cultusangelegenheiten im Ministerium des Grafen Leo Thun) thätig war. Seine zahlreichen Schriften zur Geschichte und Politik konnten zur Zeit des Kaisers Franz und seines Nachfolgers bei den damaligen Censurverhältnissen zum größeren Theile nicht publicirt werden und wären überhaupt liegen geblieben, wenn nicht der Sohn Karl Beidtel,[1]) der lange Jahre an der Innsbrucker Universität als Rechtslehrer wirkte, in seinem Testament ein Legat vermacht hätte, behufs Herausgabe des literarischen Nachlasses seines Vaters. Aus diesem hat Prof. Alfons Huber, der in erster Linie mit der Herausgabe betraut war, das interessanteste Stück ausgewählt: die Geschichte der österreichischen Staatsverwaltung von 1740 bis 1848; mit Hinweglassung alles überflüssigen Beiwerkes, namentlich der Ausführungen über die auswärtige Politik, die nach gedruckten und jetzt veralteten Werken gearbeitet waren, und der zahlreichen Beilagen, die Verordnungen enthielten, deren man in allgemein zugänglichen Gesetzessammlungen ohnehin habhaft werden kann. Befreit von diesem Ballaste, ergab sich ein auf selbständigen eingehenden Studien beruhendes Werk, das von der Analyse des alten österreichischen Staatswesens, wie es vor Maria Theresia und den Kriegen gegen Preußen bestand, ausgeht und dann die Aenderungen, welche die große Kaiserin und ihre Staatsmänner vornahmen, zugleich ihre Rückwirkung auf die einzelnen Schichten der Bevölkerung, Adel, Klerus, Beamte, Bürger, Bauern, darlegt. Und zwar steht der Verfasser den Neuerungen mit voller Sachkenntniß skeptisch und kritisch gegenüber; er hebt die guten Seiten des alten Feudal- und Verfassungssystems hervor und citirt die Urtheile aus den conservativen Kreisen, in denen man auf Maria Theresia das Wort der Schrift anwendete: „omne malum ex femina“. Die Ausbildung des neuen Regierungssystems, das sich auf einen stetig vermehrten Beamtenstand stützte, die Umwälzungen im Kirchen- und Unterrichtswesen, der „Krieg der Regierung gegen die alten Sitten und Gewohnheiten des Volkes“ in den „österreichisch-böhmischen Provinzen“, die ein deutscher Staat nach dem Muster des preußischen werden sollten, die Beihülfe der Mitglieder des Adels wie der Geistlichkeit zu diesem System, der sich erhebende Widerstand gegen dasselbe, dem Joseph II. erlag, die Beschwichtigungspolitik Leopolds II. den Ständen und den Bischöfen gegenüber werden uns so in diesem ersten Bande vorgeführt, während der zweite demnächst erscheinende die Zeiten des Kaisers Franz und die der vollendeten Stagnation behandeln wird. Für diese schreibt der Verfasser als Augenzeuge; aus seiner Autobiographie hat Huber einen Auszug dem Werke beigegeben. Die Familie Beidtel (ursprünglich Beutel) stammt aus der Gegend von Hof im nördlichen Mähren, wo man ausschließlich deutsch spricht, so daß der Verfasser keines der slavischen Dialekte mächtig war; es machte sich dieser Umstand für seine Carriere bemerklich, da Graf Kolowrat, der unter und nach Kaiser Franz die Verwaltung des Innern leitete, die Tschechen begünstigte. Ignaz Beidtel ward 1783 als der Sohn eines Bancal-, d. i. Finanzbeamten geboren, der eine lange und mühselige Laufbahn durchgemacht, auch unter den Aenderungen im Beamtenwesen, z. B. der Aufhebung aller Nebenbezüge, zu leiden gehabt hatte, bis er zu früh für die Seinen im Jahre 1806 dem Typhus erlag, welcher nach der Schlacht bei Austerlitz in Olmütz epidemisch geworden war. Ignaz hatte

[1]) Er ist der Verfasser des unter dem Pseudonym Albrecht Tebeldi im Jahre 1847 zu Leipzig erschienenen Werkes: „Oesterreichs Geldangelegenheiten“. Im Jahre 1848 saß er im Frankfurter Parlament. Gestorben 1892.

aber die philosophischen und juridischen Studien in Olmütz und Wien mit so glücklichem Erfolge beendet, daß man auf ihn aufmerksam geworden war. Im Jahre 1807 wurde er Professor der Geschichte an der Universität zu Olmütz; später trat er aus praktischen Gründen an die juridische Facultät, endlich als Appellationsrath in den Justizdienst über, in welcher Stellung er in Zara, in Klagenfurt, in Brünn beschäftigt war. Obwohl Beidtel während seiner Professorenzeit über geschichtliche und juridische Themata einiges publicirt, auch als Beamter wichtige Referate gefühet hatte (durch einen derselben war die Einführung der als „precetti politici“ bezeichneten Polizeimaßregeln in den österreichischen Provinzen mit Erfolg widerrathen worden), kam ihm dies in seiner Laufbahn nicht oder erst spät zu gute. Noch im Jahre 1836 erzählte der Präsident Bahna bei einer gegebenen Veranlassung, der Kaiser habe zu ihm im Jahre 1833 gesagt: „Mit den sogenannten Genies und den Gelehrten kommt nichts heraus; sie wollen immer alles besser wissen und halten die Geschäfte auf oder die Alltagsgeschäfte wollen ihnen nicht gefallen; gesunder Menschenverstand und brav Sitzfleisch, dies ist das Beste.“ Wir erfahren aus Beidtels Memoiren, daß er nach dem Tode des Hofraths F. v. Gentz (1832) dem Fürsten Metternich, der ihm sonst wohlwollte, seine Dienste angeboten habe, mit Hinsicht darauf, daß den in den diplomatischen Angelegenheiten beschäftigten Hofräthen die Kenntniß der inneren Verwaltung und der öffentlichen Meinung doch sehr von Nutzen wäre. Beidtel erhielt keine Antwort, während die Stelle von Gentz wieder an einen Ausländer kam, den Convertiten und ehemaligen Berliner Professor Jarke. Wer sich für das Zeitalter Grillparzers interessirt, wird in dem Werke von Beidtel reiche Belehrung finden. Dasselbe gilt auch für die Aufklärungsperiode, über die man ja dem Verfasser abweichende Meinungen wird gelten lassen müssen; aber, wie noch Prof. Huber betont: es kann nur zur Förderung der Wahrheit dienen, wenn die Maßregeln jener Periode von verschiedenen Standpunkten aus beleuchtet werden.

* Ein interessantes Seitenstück zu den Angriffen, die auch bei uns bisweilen vom Standpunkt nationalen Verblendung oder eines einseitigen Realismus aus gegen die antike Grundlage unserer Bildung unternommen werden, bieten die Ausführungen, die in Rußland jüngst ein Hr. Cardanus unter dem Titel „Die Früchte des classischen Unterrichts und die productive Arbeit“ in den „Nowosti“ veröffentlicht hat. Er sucht darin zu beweisen, daß das classische Unterrichtssystem an der geringen Entwicklung der Energie und des Unternehmungsgeistes des russischen Volkes schuld sei. Um die productiven Kräfte des Landes zu wecken, ist es seiner Ansicht nach nothwendig, „die gar zu große Partiun antiker Schönheit“, mit der die heranwachsenden Geschlechter genähret würden, zu verringern. Wie weit er das bereits gar steif beschnittene classische Programm der Gymnasien reduciren will, sagt Hr. Cardanus nicht, bringt aber dafür gleich zu Beginn seines Artikels die Nachricht, die in Sachen der Reorganisation der mittleren Lehranstalten niedergesetzte Commission des Prof. Mendelejew komme dem Anschein nach zur Erkenntniß, daß die rein classischen Gymnasien des Grafen Tolstoi sich überlebt hätten und den modernen Bedürfnissen der russischen Gesellschaft nicht entsprächen. Hr. Cardanus fügt hinzu, daß sich schon damals, als Graf D. Tolstoi sein System durchführte, nicht nur die Specialisten, sondern auch der Reichsrath dagegen ausgesprochen hätten, da sie der Ansicht gewesen wären, daß der classische Unterricht dem Charaktere der russischen Gesellschaft, der Art der russischen Cultur fremd sei. Jetzt sei die Ueberzeugung, daß das classische Unterrichtssystem für die russische Jugend nicht verwendbar sei, auch in jene Kreise gedrungen, die sich früher für das eine oder andere System nicht hätten entscheiden können. Nach den kurzen historischen Erwägungen kommt Hr. Cardanus auf die wirthschaftlichen Momente zu sprechen, die für ihn bestimmend sind: „Unsre Ministerien der Landwirthschaft und der Finanzen machen jetzt geradezu unglaubliche Anstrengungen, um unsre Volkswirthschaft zu regeln. Alle finanziellen Combinationen erhalten aber nur dann eine sichere Bedeutung, wenn ihnen die Entwicklung der productiven Kräfte des Landes zu Grunde liegt. Diese hängt aber vornehmlich davon ab, in welchem Maße die heranwachsenden Generationen zur productiven Arbeit erzogen werden. Ein Geist, der sich im dialektischen Labyrinth verloren, der sich an der Grammatik, an der Untersuchung der Stilfeinheiten der alten Schriftsteller geschult hat, kann natürlich sehr geschärft sein, zu einer solchen Arbeit aber nicht taugen, die unser Vaterland jetzt am allermeisten braucht. Möge man nicht einwenden, daß die Engländer, dieses in der Technik so hoch stehende Volk, eine classische Bildung erhielten. Man darf vor allem nicht vergessen, daß die Bedingungen, welche das englische Leben geschaffen haben, einen ständigen, beharrlichen Kampf mit der Natur erfordern, einen Kampf, dem man auf keine Weise entgehen kann.“ So seien im englischen Volke Energie und Unternehmungsgeist erstarkt, anders aber stünde es mit dem russischen. „Unser Volk zeichnet sich in Folge des rein landwirthschaftlichen Zuschnittes seines Lebens durch einen passiven Charakter aus, es sie gewohnt, zu warten und geduldig die Unbilden zu ertragen, welche die einen oder anderen Zufälligkeiten mit sich bringen. Und dieser Zug des Volkscharakters kennzeichnet seit Jahrhunderten die ganze russische Intelligenz. Der classische Unterricht hat diesen Zug nur vertiefen können, indem er den Geist unsrer Jünglinge in die grammatischen und stilistischen Uebungen hineinzog. Diese Richtung ward auch durch den rein scholastischen und formalen Mathematikunterricht unterstützt. Alle ihre Kenntnisse von der Natur entnehmen die jungen Leute ausschließlich der Physik; diese in unsrer Mittelschule so schlecht gestellte Wissenschaft mußte die ganze Aufgabe der naturwissenschaftlichen Bildung erfüllen. Und zu ihrer Ehre sei es gesagt, sie hat alles gethan, was sie konnte; von allen Seiten niedergedrückt, konnte sie aber nur sehr wenig.“ So habe Rußland bei seiner Bevölkerung von über 100 Millionen, bei seiner noch keimenden Intelligenz abwarten müssen, bis die Ausländer kamen, um seine unschätzlichen natürlichen Reichthümer auszubeuten. Warum? Weil das Unterrichtssystem die Entwicklung der Energie und des Unternehmungsgeistes der heranwachsenden Geschlechter nicht gefördert habe. Jetzt vollziehe sich die zweite, die factische Eroberung Sibiriens. Wer solle seine unendlichen Reichthümer heben? Sollte es etwa jenes Häuflein thun, welches die russischen Ingenieure und Technologen bildeten? „Wir brauchen es, daß unsre ganze Jugend zur schweren aber fruchtbaren Arbeit für die Allgemeinheit herangebildet werde; wir brauchen es, daß sie die Natur kennen lerne, kenne und liebe — nicht nur jene Natur, welche die Poeten beschreiben, für die wir uns nahezu begeistern, sondern jene, welche nicht nur den Männern mit den weißen Händen gegeben wird, jene, in die man mit der Brechstange, mit dem Hammer und Bohrer eindringen kann. Hat sich die Menschheit von der bedingten Poesie der alten und der modernen Schriftsteller nicht zu sehr hinreißen lassen? Hat sie die natürliche Poesie der arbeitenden Natur selbst nicht zu sehr vernachlässigt? Soll man sich nicht mit ihr bekannt machen? Sie wird kein Decadententhum schaffen, dafür kann man bürgen.“ Das classische System trägt nach der Ansicht des Hrn. Cardanus vielleicht keinen geringen Theil der Schuld an dem Entstehen der anormalen Decadentenbestrebungen. So viele Jahrhunderte lang habe sich Europa mit den Schönheiten der alten Schriftsteller beschäftigt, daß sie anfingen mußten, Befriedigung zu gewähren, und sich das Streben geltend machte, die durch Jahrhunderte geheiligten Traditionen, welche in den Augen der verwöhnten Modernen ihre Reize verloren hatten, zu verlassen. Diese Bestrebungen lägen dem Decadententhum und anderen anormalen Bestrebungen der Kunst zu Grunde. In der reinen, wenn auch vielleicht ein wenig groben Natur liege die Bürgschaft der Erneuerung; in einer bedeutenden Vereingerung der gar zu großen Portion antiker Schönheit, mit welcher die heranwachsenden Generationen genährt würden, in der Erforschung der Natur, und zwar nicht nur nach scholastischen Naturgeschichtsbüchern und nichtssagenden Zeichnungen, habe man die Quelle der Erneuerung der Mittelschule zu suchen.

* Seit einigen Wochen ist man, wie die „Köln. Ztg.“ erfährt, mit Ausgrabungen an der altehrwürdigen Porta Nigra in Trier beschäftigt, um die Fundamentanlage des Römerthores festzustellen. Da stieß man denn auf eine römische Begräbnißstätte, und zwar so, daß eines der aufgedeckten Gräber von dem Fundament durchschnitten wurde. Bei der Vertiefung des Grabens am Thorfundament fanden sich weiter genau senkrecht unter der Stelle, wo die Reste des erwähnten Grabes gelegen hatten, einen halben Meter tiefer Gefäßscherben und Knochenreste in den Mörtel des Fundaments eingebacken. Der die Ausgrabungen leitende stellvertretende Museumsdirector Dr. Hans Lehner erklärt die Erscheinung so, daß die Fundamentirung der Porta Nigra bis zu dem betreffenden Punkte vorgeschritten war, als einige Reste des oben dicht am Rande der Baugrube stehenden Begräbnisses in den welchen Mörtel fielen, und so, von den Maurern unbeachtet, mit in den Bau vermauert wurden. Ein zweites neues Fund gestattet jetzt auch die sichere Datirung der Gräber. Es fand sich nämlich in einem Grabe eine Bronzemünze der älteren Faustina, der Gemahlin des Kaisers

Antoninus Pius, die im Jahre 141 n. Chr. starb. Da nun die übrigen Gräber derselben Zeit, also dem zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung, angehören, so ist die früher von namhaften Gelehrten ausgesprochene Behauptung, daß die Porta Nigra ein Bau des ersten Jahrhunderts sei, endgültig widerlegt, und die Ansicht derjenigen, welche das Thor der späteren Kaiserzeit zuweisen, glänzend bestätigt.

* **München**, 16. April. **Geographische Gesellschaft.** Allgemeine Versammlung. Vortrag des Dr. Carl Diener aus Wien über seine Expedition in den Central-Himalaya 1892. Unter dem Ehrenpräsidium des Prinzen Ludwig und in Gegenwart der Prinzessin Therese und des Prinzen Leopold hatte sich dank der Betheiligung der Alpenvereinssection München ein außerordentlich zahlreiches Publicum eingefunden. Aus dem Inhalt des Vortrages heben wir Folgendes hervor: Im centralen Himalaya hatte Griesbach Fundstellen von triadischen Fossilien entdeckt, die große Aehnlichkeit mit denen der Ostalpen aufwiesen. Zur Prüfung dieser Ansicht und zur Vergleichung des Himalaya-Baues mit dem der Alpen brach er im Auftrage des Indian Survey und der Akademie der Wissenschaften in Wien C. Diener in Gemeinschaft mit Griesbach und Middlemiß das Gebiet. Im Mai 1892 gingen sie von der Gesundheitsstation Naini-Tal (ca. 29° 30′ N., 79° 20′ O.) nordöstlich über Almora, Milam und den Uttaduerha-Paß. Im Juli drangen sie in das noch wenig erforschte tibetische Grenzgebiet Hundés ein und wandten sich über den Wrideplatz Rimkin-Patar nach Niti in Garhwál. Im October kehrte die Expedition durch Garhwál nach Naini-Tál zurück, so daß sich die Reise als eine Umwanderung der Nanda Devi-Gruppe bezeichnen läßt, deren Culminationspunkt, 25,660 engl. Fuß hoch, die höchste Erhebung des Central-Himalaya bildet. In Naini-Tál und in Almora vergingen zwei Wochen mit den Vorbereitungen für die Reise in das Innere des Gebirges, da die Beschaffung von Kulis in Folge der herrschenden Cholera Schwierigkeiten bot. Am 27. Mai konnten die Reisenden endlich mit einer Karawane von hundert Begleitern nach Milam, dem letzten, 11,250 englische Fuß hoch gelegenen Sommerdorfe im Thal der Gwriganga, aufbrechen. Eine Woche lang marschirten sie durch die tiefen heißen Thäler des Lower Himalaya am Südfuße der Nanda-Devi-Gruppe und über drei Pässe von 6- bis 8000′ Höhe bis Munschiari und gelangten von dort aus durch die imposante Felsschlucht der Goriganga in vier weiteren Tagmärschen nach Milam. Mit der Anwerbung geeigneter Thiere und Begleiter verstrichen hier wieder zehn Tage. Anhalich den Gletschern des Tien-schan oder Neuseelands zeigt das Firnfeld des Milam-Gletschers in seiner Höhe von 11,000′ und 19 Kilometer Länge eine im Verhältniß zu der langen, schmalen Gletscherzunge beschränkte Ausdehnung. Die Zunge selbst ist auf eine Länge von 7 Kilometer vollständig mit Moränenschutt bedeckt. An den Graten erreichen die Schneewächten mitunter kolossale Dimensionen. Balcons von 150′ Ausdehnung wurden beispielsweise in der Umrandung des Silpani-Gletschers beobachtet. Die Reisenden begaben sich alsdann nach dem oberen Girthi-Thale, wo zwei Wochen mit der Ausbeutung der fossilreichen Triasablagerungen verbracht wurden. Dagegen scheiterte der erste Versuch, nach Rimkin Patar zu gelangen, an dem Widerstande der tibetanischen Grenzwache. Doch glückte es den kühnen Geologen, den Eintritt in den östlich anstoßenden Grenzdistrict sich zu verschaffen, der bisher geologisch noch vollständig unbekannt geblieben war. Ueber den Kiangur- (17,000′) und Kioghar-Chalou-Paß (17,440′) der den geologisch lehrreichen Weideplätzen von Chitichum und Lochambelkichal erstiegen sie viermal deren Gipfel (17,740, 18,360 und 18,320′) und Dr. Diener den 19,170′ hohen Kungribingri. Während dieser Expedition lag fünf Wochen hindurch kein Biwak unter 14,500′ und achtzehnmal biwakirte man in über 16,000′ Meereshöhe. Der Einfluß der dünnen Luft machte sich anfangs in über 17,000, angenehm fühlbar, doch trat allmählich eine Anpassung des Organismus an denselben die zu einem gewissen Grad ein. Das Gebiet von Chitichum und Lochambellichal erwies sich als einer der öedsten Theile der tibetanischen Provinz Hundés. Es trägt ausgeprägten Wüstencharakter und entbehrt fast jeder Vegetation. Mittlerweile war es den Reisenden gelungen, dennoch über den Uttadurrha und Ringnurpaß (17,500′) nach dem Weideplatz Laptal und nach Rimkin-Patar (13,770′) vorzudringen. Auf diesem Weg bekamen sie wiederholt Heerden von tibetanischen Steppenpferden oder Kyangs und den stattlichen wilden Bergschafen Ovis Hodgsoni und Ovis Burrhul zu Gesicht. Merkwürdig ist in Rimtla das Vorkommen einer verhältnißmäßig üppigen Vegetation und sogar baumartig entwickelter Birken, während sonst im Central-Himalaya die obere Grenze des Baumwuchses zwischen 11,000′ und 11,500′ liegt. Das Wetter war während dieser ganzen Zeit überaus ungünstig. Man zählte im August 26 Regentage. Anfang September gingen die Reisenden über den Sitakant-Paß (17,800′) in das Thal der Dhauli-ganga, wo sich Middlemiß von seinen Gefährten trennte. Die letzteren statteten noch dem Niti-Paß (16,628′) an der tibetanischen Grenze einen Besuch ab und kehrten sodann über Niti, Joshimáth, Karnprayag, Lohba und Ranikhet nach Naini-Tál zurück, wo sie am 7. October mit ihren umfangreichen Sammlungen anlangten.

* **Wiesbaden.** Wegen eines Gustav Freytag-Denkmals haben hiesige und auswärtige Verehrer des Dichters alsbald nach dessen Tode die Bildung eines Comités angestrebt, das Freytags Bibliothek mit ihren vielen werthvollen Handschriften (?) erwerben und in einem eigens hierfür zu errichtenden Gebäude, dessen Hauptfaçade mit dem Reliefbild des Dichters geschmückt werden soll, unterbringen sollte. Für ein Denkmal kamen auch Leipzig und Breslau in Frage, doch haben die dortigen maßgebenden Kreise sich der Errichtung eines Erinnerungsgebäudes in Wiesbaden sehr geneigt gezeigt. Nachdem die Angelegenheit in Folge aufgetretener Hindernisse lange geruht hatte, sollen jetzt weitere Schritte zur Verwirklichung obigen Planes unternommen werden. (Der Gedanke scheint uns nicht glücklich. Freytags Büstersammlung würde ihrem Werthe gemäß am nützlichsten wirken, worauf doch alles ankommt, wenn man sie einer größeren Bibliothek einverleibte. Ein Denkmälchen anderer Art, wofür die Zeit noch kaum gekommen ist, wird es dem Dichter bereinst in Schlesien (Kreuzburg und Breslau), in Leipzig, Gotha (Siebleben) und Wiesbaden nicht fehlen. D. Herausg.)

* **Göttingen.** Dem Privatdocenten der Zoologie in der philosophischen Facultät Dr. Herrmann Henking, Generalsecretär des Deutschen Seefischereivereins, ist das Prädikat „Professor" beigelegt worden.

* **Kiel.** Prof. Dr. Eduard Buchner, Docent und Assistent am hiesigen chemischen Institut, aus der chemischen Schule zu München hervorgegangen und dort nun 1891 bis 1894 als Docent habilitirt, hat einen Ruf als außerordentlicher Professor an die Universität Tübingen erhalten.

* **Breslau.** Im Hinblick auf die Bedeutung der ärztlichen Thätigkeit für die Durchführung der Arbeiterversicherungsgesetze hat der Cultusminister es für wünschenswerth erachtet, daß die Studirenden der Medicin in die Kenntniß dieser Gesetze eingeführt werden. Einer in diesem Sinne an die Universitäten ergangenen Anregung des Ministers hat die hiesige medicinische Facultät dadurch Folge gegeben, daß künftig Vorlesungen über einschlägige Themata stattfinden werden, und zwar hat für das bevorstehende Sommersemester Privatdocent Dr. Reichel, Vertrauensarzt der Invaliditäts- und Altersversicherungsanstalt für Schlesien, folgende Vorlesungen angekündigt: 1) zweimal wöchentlich „Ueber die Bedeutung der Kranken-, Unfall-, Alters- und Invaliditätsversicherungsgesetzgebung für die Medicin" (privatim); 2) einmal wöchentlich „Praktische Uebungen in der ärztlichen Sachverständigenthätigkeit" (publice).

* **Wien.** Dr. Max Bittner ist als Privatdocent für orientalische Philologie an der philosophischen Facultät, Dr. Aldin Haberda als Privatdocent für gerichtliche Medicin an der medicinischen zugelassen.

* **Graz.** In Cilli starb soeben einer der hoffnungsvollsten österreichischen Slavisten, Dr. Watroslav Oblak, Privatdocent der slavischen Philologie an der hiesigen Universität. Ein Schüler der Wiener Slavistenschule des Hofrathes Jagić, zeichnete sich der junge Gelehrte durch eminentes sprachwissenschaftliches Talent aus und publicirte eine lange Reihe von wissenschaftlichen Abhandlungen, größtentheils in Jagić Archiv für slavische Philologie. Die Facultät hatte ihn vor kurzem zum Extraordinarius vorgeschlagen.

* **Zürich.** Der Studentinnenverein „Zürich" hat die „Frkf. Ztg." um die Mittheilung ersucht, daß er den studirenden Damen Auskunft über Züricher Studien- und Wohnungsverhältnisse ertheilt und bestrebt ist, durch gemüthliche Zusammenkünfte ein freundschaftliches Verhältniß unter den Colleginnen der verschiedenen Facultäten zu befördern. Näheres vom Vorstand pr. Adr. Universität Zürich.

Jahrgang 1896. München, Samstag, 18. April. Nummer 90.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.60, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Die drei bildenden Künste. Von Hans Schmidkunz. — Franz Liszts Briefe. II. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die drei bildenden Künste.

Von Hans Schmidkunz.

Von den drei Hauptgattungen der bildenden Kunst ist die Architektur die Kunst der Linien, die Malerei die Kunst der Flächen, die Plastik die Kunst der Körper. Oder: die Architektur wirkt nach einer Ausdehnung, eindimensional; die Malerei nach zweien, zweidimensional; die Plastik nimmt noch die dritte hinzu, als dreidimensional. —

Entsetzlicher als dieser Lehrsatz scheint nicht bald irgend ein Dogma zu sein. Wer mit ihm vertraut ist, dem gilt er allerdings nicht nur als rasch einleuchtend, sondern auch als grundlegend wichtig für die Theorie und fruchtbar für die Praxis; demnach als ein freundlicher Begleiter auch des Künstlers bei seinem Schaffen, des Genießenden bei seinem Bemühen nach Verständniß, des Kritikers bei seiner Urtheilsarbeit. Wer hingegen jenen Satz zum ersten oder selbst nur zum zweitenmal hört, wird sich vor Ueberraschung, vielleicht gar vor Entrüstung kaum fassen können. Denn einerseits scheint mit einem solchen Satz die graue Theorie zum Schaden der Praxis in das frische farbige Leben der Kunst einzudringen und zwar nicht nur als einfache Theorie, sondern zugleich mit der ganzen Schreckenswelt eines philosophischen Systems. Andrerseits scheint der Satz auch geradezu falsch zu sein. Vor allem möchte man die Architektur nicht die Kunst der Linien, sondern die der Körper nennen, also dreidimensional fassen, gleich der Plastik; ja sogar mit höherem Recht als diese, deren Inneres doch gleichgültig sei, während die Innenräume der Architektur erst so recht das Baukünstlerische als solches sich bewähren und entfalten lassen. Als Kunst der Linien hinwider sei die Graphik in Anspruch zu nehmen, d. i. der Inbegriff aller malenden, zeichnenden und linear vervielfältigenden Künste; die Malerei gehöre ebenfalls zur Kunst der Linien, nur daß sie die in jenem Satz ganz übersehene Farbe als wesentlichen Bestandtheil hinzubringe. Ueberdies sei in ihr der Ruf nach „Fläche“ eine gefährliche Ketzerei; denn er entfremde dem Künstler und Kunstbetrachter die unentbehrliche Grundlage der Graphik, d. i. die Zeichnung, und führe zur Kleckserei; elexatum sei jedoch ebensowenig wie cacatum jemals pictum. Für die Plastik könne man die Behauptung des erwähnten Satzes noch am ehesten gelten lassen; indessen weise ihn auch hier eine genauere Betrachtung zurück, die da bemerkt, daß es in der Plastik nur auf die Oberflächen, mithin jedenfalls auf Flächen ankommt, hinter oder zwischen denen der Innenraum im Gegensatz zu dem der Baukunst völlig belanglos ist.

Trotz dieses Widerstandes, den das Gefühl des Praktikers und das Urtheil des gelegentlichen Theoretikers gegen unsern Satz erheben, und trotz der Anrüchigkeit solcher dogmatisch klingenden Lehren überhaupt berechtigt uns doch die Hoffnung, ungünstige Stimmen bald auf unsrer Seite zu haben, dazu, ihn vertheidigend zu erörtern. Denn es ist wenigstens nicht schwer, mit seiner theoretischen Rechtfertigung, auch wenn diese selbst schwer sein sollte, seine praktische Rechtfertigung zu verbinden, d. i. die Aufweisung seiner Wichtigkeit für ganz concrete Fragen der Kunstpraxis. Von Praxis sprechen wir hier allerdings nicht in dem Sinn, als ob der Künstler bei seinem Schaffen, ja selbst der künstlerische Geschmack bei seinem aufnehmenden Genießen von theoretischen Entscheidungen wesentlich, unbedingt abhängig sei; jene treffen, ihrer selbständigen Entfaltung ungestört überlassen, schon mit ihrem Gefühl das Richtige. Wohl aber fehlt es an dieser ungestörten Ueberlassung so sehr, daß gegen falsche Störungen richtige Verbesserungen nöthig werden. Derartige Störungen gehen in unvermeidlicher Weise von solchen Seiten aus, die eben nicht zur selbständigen Entfaltung des Künstlerthums und Kunstgeschmacks gehören; beispielsweise wenn in einem Gemeinderath über die Freilegung eines Domes verhandelt wird. Hier muß wohl oder übel die Theorie zu Hülfe genommen werden. —

Indem wir die Vertheidigung unsres Satzes bei der durch seinen unwillkommenen Anschein wohl am meisten betroffenen Architektur (oder der künstlerischen Tektonik überhaupt) beginnen, bitten wir zunächst den Leser, sich einige ihm bekannte Bauwerke, etwa Kirchen, aus der Erinnerung vorzustellen und sich nach ihrer körperlichen Gestalt zu fragen. Da wird er finden, daß es sich meist um ein liegendes längliches Prisma handelt, gewöhnlich mit einer oder mehreren Pyramiden als Thürmen; häufig auch, bei Centralbauten, um einen stehenden Cylinder, und manchmal um ähnliche Formen. Nun fragt es sich, ob das, was uns an den Bauwerken gefällt und ihnen zumal den jeweilig verschiedenen Stil gibt, in diesen dreidimensionalen Gestaltungen liegt. Denken wir uns ein Experiment: verändern wir in Gedanken an einem Dom seine körperliche Gestalt; das Prisma z. B. mag verlängert oder verkürzt, verbreitert oder erhöht werden, mag eine größere oder geringere Zahl von Ecken und Kanten erhalten. Wir sehen wohl leicht ein: das, was dadurch geändert wird, läßt sich vollständig als eine bestimmbare Aenderung der bestehenden anschaulichen Linien fassen oder ist durch Veränderungen von solchen eindeutig bestimmt.

Aber Langbau und Centralbau, Prisma und Cylinder: das sind doch wesentliche Unterschiede? Allein diese wesentlichen Unterschiede erschöpfen sich völlig in den Linien. Dort überall gerade und gebrochene, hier runde Linien mit geraden Diagonalen u. s. w. Also nicht Prisma, sondern Rechtecksumfang; nicht Cylinder, sondern Kreislinie. Zur Bestimmung der körperlichen Form eines Bauwerks genügen wegen seiner fast allseitigen Gleichmäßigkeit meistens die Durchschnitte (Schnittflächen, Medianen), wie sie der Architekt als Grundriß, Längsriß, Querriß kennt; dazu noch die verschiedenen „Ansichten“; und diese Darstellungen gelten zwar, um die technische Durchführung zu ermöglichen, als Flächen, sind jedoch nicht als solche, sondern als Systeme von Linien gedacht. Wo Durchschnitte nicht zureichen, z. B. bei Wendel-

treppen, muß sich trotzdem ein solches körperliches Gebilde durch Linienspsteme eindeutig bestimmen lassen, etwa durch Cylindermäntel mit ihren Spiralen. Selbst sogenannte „Innenbauten" erschweren zwar die Aufgabe, in Linienspstemen zu denken, machen sie aber nicht unmöglich. Ganz anders die Plastik: hier denkt man nicht in Durchschnitten und dergleichen, weil dazu unendlich viele nöthig wären; wohingegen in der Architektue je Ein Durchschnitt füe die Gestalt eines ganzen körperlichen Theiles des Bauwerks in dieser Erstreckung genügt; mag auch eine primitivere Architektur ohne Pläne und eine entwickeltere hinwider nicht ohne eine Ueberzahl von Plänen — des Details halber — auskommen. Unser Phantasie-Experiment kann alle möglichen Besonderungen annehmen: wir fügen einen Anbau hinzu oder schneiden einen hinweg und dergleichen mehr — die Eigenthümlichkeit des Kunstwerkes bleibt, wiederholt sich vielmehr in einem neuen Anbau oder verzichtet auf ihre Wiederholung in einem alten Anbau. Nun denken wir uns aber das Experiment umgekehrt: wir belassen vorerst die körperliche Gestalt des Baues, z. B. das Prisma von der und der Größe und Gestalt, und verändern in Gedanken die Linien, beispielsweise gothische in barocke. Sofort ist das künstlerische Wesen des Bauwerks geändert. Daß dabei die linearen Veränderungen kaum jemals ein völliges Gleichbleiben der Körperform gestatten, thut deßwegen nichts zur Sache, weil diese Mitänderungen streng von den linearen Veränderungen abhängen, nicht aber von stereometrischen, dreidimensionalen Rücksichten; analog wie vorher im umgekehrten Fall.

Haben wir diese Experimente, die schwer auszuführen wären, nur eben fingirt, so läßt sich ein anderes Experiment leicht anstellen. Wäre die Architektur eine Kunst der Körper, so müßte ein auffallender Unterschied eintreten, sobald wir ein Bauwerk statt mit beiden Augen (binocular) mit nur Einem Auge (monocular) betrachten. Versuchen wir dies vor einem plastischen Werk — am besten mit Hülfe einer vors Auge gehaltenen dunklen Röhre — so entschwindet ein bedeutender, gerade der plastische Theil seines Reizes, und wir tauschen füe einen körperlichen Anblick einen diesmal minderwerthigen flächenhaften ein. Versuchen wir dies hingegen vor einem graphischen Werk, und sei es auch nur eine Landkarte politischen Inhalts, so tritt ein neuer, nicht eben malerischer oder zeichnerischer Reiz hinzu, indem sich die nach wie vor dem Auge dargebotene Fläche in eine scheinbare Körperlichkeit verwandelt. Versuchen wir es endlich vor einem architektonischen Werk, so rufe ich zunächst lediglich die eigene Wahrnehmung der Versuchsperson mit der Frage an, ob sich ihr dabei die gleiche Aenderung des künstlerischen Eindrucks zeigt, die ihr bei den zwei anderen Künsten aufgefallen war; also ein Verlust am eigentlich architektonischen Reiz und ein Hinzutreten eines anderweitigen Reizes. Die Frage wird verneint werden: der künstlerische Eindruck erscheint nach wie vor gleich. Wird die Frage nicht reinlich verneint, so möge das Experiment in Ruhe wiederholt und außerdem noch die folgende Erwägung beachtet werden.

Ich sagte: der künstlerische Eindruck. Nun kann die Versuchsperson mit der Verneinung der Frage deßwegen zögern, weil in der That der Eindruck nach dem Verschluß des zweiten Auges, der monoculare, nicht ganz gleich dem früheren, binocularen Eindruck ist. Allein dies kommt auf Rechnung des nicht-künstlerischen, des Nützlichkeitseindrucks, den das Bauwerk ebenfalls macht. Mit einem Auge sehe ich keine Behausung mehr, in der Menschen und Gegenstände sein können; wohl aber sehe ich alles, was mir das Bauwerk künstlerisch lieb oder unlieb macht. Und ebenso kommt auf Rechnung des nicht-künstlerischen, des Nützlichkeitseindrucks eines Bauwerkes die Ansicht zu stehen, daß die Architektur die Kunst der (körperlichen) Räume, ja selbst nur der Flächen sei.

Ein anderer Einwand sagt: wir sehen Bildwerke so nahe, daß die Axenweite der Augen allerdings binoculare Unterschiede ergibt, Bauwerke jedoch so fern, daß diese Axenweite dagegen verschwindet. Allein unsre „binoculare Perspective" reicht (nach Le Conte „Lehre vom Sehen", 1883. S. 131, 143) auf 2—300 Meter weit; und selbst darüber hinaus ist sie zwar nicht mehr schätzbar, mag aber dem monocularen Sehen gegenüber noch eine charakteristische Undeutlichkeit der Ränder ergeben.

Die praktische und sogar actuelle Anwendung des hiedurch Gefundenen ist die Irrigkeit des „Freilegens" eingebanter Bauwerke und des unbedingten Anlegens neuer Bauwerke mit freiem, möglichst breitem Umgang. Noch jüngst hat ein kunstfreudiger Laie, der vielgenannte Rechtsanwalt Gustav Pfizer in Ulm, die Absicht der Freilegung des Ulmer Münsters in einer Weise bekämpft, die keine sachliche Bewandertheit als Grundlage beanspruchte und doch, wenn schon nicht mit theoretischer Bestimmtheit, das Richtige traf (S. Jahrg. 1895 Nr. 299 der „Beilage zur Allgemeinen Zeitung"). Mit Recht deutete er die Ansicht der Gegner so, daß sie architektonische Werke als plastische, d. i. als dreidimensionale, faßten, um die man herumgehen müsse; und mit Recht wies er implicite darauf hin, daß mit dem Blick von je einem gutgewählten Punkt der künstlerische Eindruck genügend gegeben sei. Leider ist das Freilegen und gar erst das Freibauen in den Städten heute ein weitverbreiteter künstlerischer Glaubenssatz. Und doch spricht der überwiegende Theil der Erfahrung aus den besten Kunstepochen dagegen; selbst in der künstlerisch so geringwerthigen Münchener Bauzeit der ersten Hälfte unsres Jahrhunderts hat man Werke wie die Basilica, die Ludwigskirche u. a. fast völlig eingebaut. Erst die jüngste Zeit übt die Freilegung und Freibauung grundsätzlich und mit steigender Hartnäckigkeit.

Anders, wenn es darauf ankäme, ein wirkliches Prisma oder einen wirklichen Cylinder als solche Körperformen erkennen zu lassen. Das ist aber nicht der Fall. Der gegentheilige Anschein mag sich vielleicht auf unsre Gewöhnung an Rippsachen gründen: solche Mittelglieder zwischen Tektonik und Bildnerei sehen wir freilich gern als Körper, drehen sie herum und begucken sie, den Kindern gleich, von allen Seiten. Und einem freizulegenden Dom muthen wir zu, er sei eine Rippwaare. Oder wir behandeln ihn wie ein Gemälde, von dem wir wissen, man dürfe es nicht allzu nahe ansehen. Reisenden sei eine Vergleichung des jetzt freien Kölner Doms mit der noch ziemlich eingepreßten St. Pauls-Kathedrale zu London empfohlen. So wollen wir einen Dom in der Illusion vergrößern, indem wir seinen Rahmen weiter wegrücken und seine geheimnißvollen Theilansichten (wie bei der Dresdner Frauenkirche) vervollständigen, erreichen dadurch aber das gerade Gegentheil, die scheinbare Verkleinerung des Riesen. Auch dies ein „Zug ins Kleine". —

Indem wie somit die Architektur als die Kunst der Linien erwiesen haben, ist uns bereits auch eine entgegenstehende Auffassung, die körperliche oder plastiiche, als ein fremdartiger Eindringling in das Wesen der Baukunst erschienen. Ich hätte Lust, den finsteren Ernst der Polemik zu verlassen und diese Auffassung die „Binsgauer Theorie" zu nennen, gemäß dem köstlichen Hinweis des eben genannten Streiters auf die „Binsgauer Wallfahrt", in deren Sinn die Bestrebungen des Freilegens gehalten seien. Nur insofern möchte die Benennung nicht ganz stimmen, als unsre Ausführungen nicht unbedingt auch die Freihaltung irgend eines Umgangs um das Bauwerk und die Möglichkeit von seitlichen oder rückwärtigen, eventuell selbst allseitigen

Digitized by Google

Blicken darauf verwerfen müssen; was namentlich in ländlicher Weite auch eine ästhetische Beschränkung wäre. Vielmehr bekämpfen sie wesentlich nur den Drang nach größeren freien Räumen neben dem Bauwerk, die dieses als einen künstlerischen Körper für sich erscheinen lassen. Auch Bauten aus bester Zeit, wie einige Münchener, besitzen einen vollständigen Umgang; und in unsrer Zeit dürften technische Rücksichten erst recht dafür sprechen. So lange jedoch nur solche sprechen, ist auch zu unserm lediglich ästhetischen Widerspruch kein Grund vorhanden.

Wie es derart eine Verfälschung der Architektur durch plastische Auffassung gibt, so auch eine durch malerische Auffassung. Diese ist dem Kenner wohl schon geläufiger als jene, mag man auch zunächst unter „malerisch" nur einen Gegensatz gegen „classisch" oder noch unbestimmter das verstehen, „was die Maler gern malen". So spricht man z. B. vom „Altdeutschen" als von etwas Malerischem und spricht beim Uebergang aus der reinen Renaissance in die Barocke von einem Eindringen des malerischen Elements in das architektonische. Hiemit ist aber bereits gesagt, daß dieses malerische Element nicht in der Farbe liegt; denn die Barocke sammt ihrer Steigerung, dem Rococo, unterscheidet sich von ihrer Vorgängerin durch geometrische Formen, nicht durch Farbigkeit, und gehört sogar zu den die Farbe am meisten vernachlässigenden Stilen. Und heute wird es uns kaum beikommen, die Polychromie eines griechischen Tempels, einer altchristlichen Basilica oder der gothischen Sainte-Chapelle für architekturwidrig zu halten. Eher mag ein solcher Widerstand — wenigstens nach der Beschreibung von Burckhardts Cicerone (1884, II/1, S. 48) — den Dom zu Mailand treffen. Durch einen näheren Vergleich dieser geschichtlichen Beispiele würde sich immer klarer herausstellen, daß unter dem malerischen Element in der Baukunst die Verdrängung des rein Linearen durch das Flächenhafte oder Planare zu verstehen ist. Hieher gehört schon, wie in dem zuletzt genannten Beispiel, die rein stoffliche Wirkung. Gewöhnlich rechnet man zu den malerischen Elementen in der Architektur vornehmlich die Wirkungen von Licht und Schatten, wie sie jenes Beispiel ebenfalls mit auszeichnen dürften; diese zwei Momente sind gleich dem Stofflichen nicht mehr rein linear zu denken, sondern enthalten bereits die Fläche als unentbehrlichen Bestandtheil in sich. Also gibt schon jene, die „luminare" Deutung des Eindringens der Malerei in die Baukunst Zeugniß für die Richtigkeit unsrer Auffassung. —

Gehen wir nun zur Plastik oder (einschließlich der kleineren Arbeiten) Bildnerei über, so brauchen wir ihren körperlichen, dreidimensionalen Charakter wohl nicht erst zu erweisen. Wir finden in ihren Werken nicht die Herrschaft der Linie und finden hier überhaupt wenig anschauliche Linien; im Gegensatz zu den Bauwerken, welche davon erfüllt sind, selbst wenn ihr Linienwerk, wie in Barock und Rococo, die Darstellungen in Plänen erschwert. Die Herrschaft der Fläche ist nur scheinbar, da wir jede Fläche fast von Punkt zu Punkt in ihren Richtungen geändert finden. Wir haben es also zwar mit Flächen zu thun, aber nicht insofern sie selbständige, geometrisch zu bestimmende Gebilde, sondern insofern sie lediglich Grenzen von Körpern sind; wir haben es mit Krümmungen, d. i. mit gesetzmäßigen Richtungswechseln, zu thun, aber nicht in je einer, sondern in je drei Richtungen. Auch die Durchschnitte gelten nur in der Architektur, nicht in der Plastik; sie müßten hier unzählige sein, da sich die Flächen fortwährend vom kleinsten zum kleinsten Unterschied („differential") ändern, da also kein Durchschnitt andere vertreten, keiner „repräsentativ" wirken würde. Man versuche, von einem plastischen Werk durch einen oder mehrere — silhouettenartig zu denkende — Durchschnitte ebenso eine Vorstellung zu geben, wie es für ein Bauwerk durch Grundriß u. s. w. und selbst für Tektonisches (z. B. Vasen) möglich ist. Das Mißlingen des Versuchs liegt auf der Hand. Technische Hülfsmittel, wie die flächenhaften Stempel (namentlich „Stanzen") sind als solche wohl zu unterscheiden von repräsentativen Darstellungen.

Wie die Architektur durch eine plastische oder malerische Auffassung getrübt werden kann, so die Plastik durch eine architektonische oder malerische. Die Gefahr jener Auffassung liegt dort nahe, wo die Bildnerei noch eng mit der Baukunst zusammenhängt. So in der ägyptischen und archaisch griechischen, aber auch wieder in der gothischen Kunst. Namentlich ist die Symmetrie plastischer Werke etwas Architektonisches, wie wir es an den Figuren der Aegypter, zumal den sitzenden, am Apoll von Tenea u. s. w. deutlich erkennen. Die Symmetrie gehört ja im Grunde nicht der körperlichen und auch nicht der flächenhaften, sondern der linearen Anschauung an. Die ägyptischen Statuen zeigen aber auch sonst die Herrschaft der Linie, z. B. in der Darstellung des Haares; für solche Bildwerke würde der Versuch, sie durch einige „repräsentative" Durchschnitte anschaulich zu machen, noch am wenigsten mißlingen. In der Gothik ist es ein von der Symmetrie entweder schlechtweg verschiedener oder ihr geradezu entgegengesetzter Factor, der die Plastik mit etwas Architektonischem erfüllt: der sogenannte gothische Riß, jene Ausbiegung der Körperaxe oder der Symmetrieaxe, die wir als wahrscheinliche Folge des Hemmens bewegter Formen durch die Nischen zwischen den gothischen Baugliedern kennen. — Auch die flächenhafte Behandlung des Körpers, wie sie in der älteren griechischen Zeit und später noch in der argivischen Schule beliebt war, darf deßhalb als architektonisch gelten, weil damit die stete Richtungsänderung der Oberfläche zu gunsten gleichbleibender und leicht bestimmbarer Gebilde verlassen wird.

Als malerisches Element in der Plastik ist vor allem abermals nicht die Farbe anzusehen. Polychromie enthält keinen Gegensatz zur Körperlichkeit. Wohl aber ist das Helldunkel, im allgemeinen Sinn der Licht- und Schattenwirkung, ein solcher Gegensatz. Er geräth uns in die Plastik schon dann hinein, wenn wir Statuen so beleuchten, daß sie falsche „Schlagschatten" erhalten, was z. B. durch senkrechtes statt durch seitliches Oberlicht geschieht. Im übrigen ist der Vorwurf „malerischer" Plastik für manche kunstgeschichtliche Zeiten bekannt; auch er denkt nicht ans Chromatische, sondern einerseits ans Luminare, andrerseits an solche Eigenthümlichkeiten der Darstellung, die unter Umständen einen störenden Gegensatz gegen die Ruhe und Momentanheit wie Monumentalität jedes Werkes der drei bildenden Künste ausmachen können. Derart sind die Lebhaftigkeit der Bewegung, das Anmuthige u. a.; denn dieser Gegensatz erscheint zwar in der flächenhaften Darstellung, die vom Concreten den einen Bestandtheil, die dritte Dimension abstrahirt, als leicht zu überwinden, schwer jedoch in der körperlichen, die uns näher an die Wirklichkeit hält. Neben dem am ehesten als malerisch zu fassenden Anmuthigen mag das Zierliche, soweit ihm ein bestimmter Begriff abgewonnen werden kann, als ein mehr architektonisches Moment und hiemit ebenfalls als eine Störung des Plastischen gefaßt werden. Alles Decorative gar steht schon überhaupt als „Zierung" der Baukunst näher als der Bildkunst; und zugleich sehen wir es sich um so linienhafter gestalten, je größer diese Nähe ist. Ein Vordrängen der rein stofflichen Wirkung hinwider nähert die Plastik der Flächenkunst. —

Endlich die Malerei und die Graphik im engeren Sinn, oder kurz die Graphik im weiteren Sinn. Um sie als die Kunst der Flächen zu erweisen — meistens der ebenen Flächen, als die Kunst des Planaren — und um

ihre Störungen durch Architektonisches und Plastisches wohl zu verstehen, ist es zuerst nöthig, die Linie ebenso zweifach zu fassen, wie wir vorhin die Fläche zweifach gefaßt. Diese konnte erstens für sich wirken; sie thut dies z. B. bei einer überwiegend stofflichen Wirkung des Körperlichen, und sie thut es auch dort, wo ein Stoff nicht als Bauglied, sondern als flache Bedeckung angebracht ist; Textiles, Vertäfelung, Incrustation. Zweitens konnte sie lediglich die Bedeutung einer Grenze des Körperlichen haben; wie sehr ihr die Eigenart des reinen Marmors dazu verhilft, ist wohl leicht einzusehen. Ebenso kann die Linie einerseits für sich, andrerseits bloß als Grenze einer oder mehrerer Flächen wirken. Für sich besteht sie als Richtung oder auch als Verbindung zwischen bestimmten Punkten. Damit ist schon der Umstand gegeben, daß gerade Linien oder wenigstens krumme Linien von einfachster Gestalt einem selbständigen Wirken des Linearen am günstigsten sind. Die gerade und die Kreislinie liegen deßhalb der Architektur am besten. Schon die Ellipse entfernt sich von dieser Günstigkeit einigermaßen, wie wir es an der Barocke sehen; löst sie sich dann in einen noch mannichfacheren Schwung auf, wie ihn das Rococo zeigt, so verlieren die vorhandenen Linien immer mehr den Charakter der Richtung und Punktverbindung, werden in eben dem Maß unselbständiger, grenzenartiger und führen so die Fläche sammt ihren Begleitern, dem Licht und dem Schatten, in die Architektur hinein.

Daraus sehen wir bereits, daß die noch weit unregelmäßigeren, gar nicht mehr geometrisch gedachten Linien einer graphischen Darstellung nicht als Linien, sondern als Grenzen von Flächen zu verstehen sind. Dies kann auf zweierlei Art zum Ausdruck kommen. Entweder wird eine Fläche wirklich ausgeführt; dann sind ihre Grenzen nicht eigens gezogen oder zu ziehen, sondern vielmehr durch die Fläche selbst gegeben und dies auch dann, wenn ein Contrast die Ränder verschärft. Oder die Fläche wird nicht wirklich ausgeführt, sondern durch graphische Linien vertreten, die ihre Grenzen anzeigen. Man sieht, dies ist lediglich eine uneigentliche Darstellung, ein Ersatz der eigentlichen Darstellung und eine noch weitere Entfernung von dem wirklichen Sachverhalt, als es in einer bildenden Darstellung überhaupt liegt: ein Idealismus, indem die Vorstellung noch stärker als sonst über die Wirklichkeit siegt, und eine Abstraction, indem ein gar nicht concret gegebener Bestandtheil, die Grenze, selbständig wird. So heben wir z. B. aus der Kreisfläche die Kreislinie hervor und verwechseln schließlich beide. Wir sehen ja in der Natur die Grenzen nur scheinbar als physische Linien, in der That als echte Grenzen oder — unbestimmter ausgedrückt — als Ränder; nur die Abstraction, die unser Sehen unaufhörlich begleitet und für das „Verständniß" zurechtlegt, täuscht uns in einer „Prävalenz der Conturen" solche Linien vor.

So abstract sich diese Ausführungen anhören, so nahe liegt ihre praktische Anwendung. Gefleckst ist auch gemalt. Und eine Zeichnung ohne graphische Linien ist auch eine Zeichnung. Ja vielmehr ist beides die eigentliche graphische Darstellung. Der Kunstphilister verlangt zu einer richtigen Malerei oder Zeichnung die Umrißlinien. Eine Schraffirung, bei der die Endpunkte der Schraffirungslinien allein schon die Grenzen der Fläche andeuten, ist ihm keine rechte Zeichnung. Also scheint er bloß Linien überhaupt zu verlangen und verlangt in Wahrheit, da ihm ja die Schraffirungszüge nicht genügen, eine bestimmte Art von Linien, eben die Umrißlinien. Also gibt er selbst für unsre Lehre, daß die Linien in der Graphik lediglich stellvertretend wirken, ein unabsichtliches Zeugniß. Also muß er auch eine Malerei über sich ergehen lassen, die sich weder mit einer Stellvertretung durch Umrißlinien noch mit einer durch Schraffirung oder durch schraffirungsartige Züge begnügt, sondern unmittelbarer auf die Wirklichkeit losgeht und schlechtweg Flächen malt oder zeichnet — denn auch ohne Farbe gibt es, dank dem Licht und Schatten, eine Fläche, die „Silhouette" im engeren Sinn, das (positive) Gegenstück zum (negativen) Ausschnitt, den eindeutigen Gegensatz gegen den „Umriß". Und mit Farbe — allerdings bei belanglosen, unbestimmten Grenzen — ist die Fläche das, was wir zum Aerger des Kunstphilisters schlechtweg den „Kleks" nennen wollen: jenes Kunstmittel, mit dem neuerdings schon Wilhelm Lindenschmit gewirkt hat, und mit dem heute die Modernen, namentlich die Engländer, immer lieber wirken. Nicht als ob der „Kleks" jeweils den wirklichen Flächen des dargestellten Stückes Natur entsprechen müßte; er hat vielmehr, wie jedes Mittel in den bildenden Künsten, dem Anschein der Wirklichkeit im Auge eines künstlerischen Individuums zu entsprechen.

Auch soll damit das Wirken durch Umrißlinien, als eine uneigentliche, abstractere und idealistischere Darstellung, keineswegs verächtlich gemacht werden. Es bietet dem Künstler nur eben andere Gelegenheiten, sich zu entfalten: es bietet ihm die Schwierigkeit dar, die Gefahr der „Härte" zu überwinden, es erleichtert ihm das Zurückdrängen des sinnlichen Elements zu gunsten des gedanklichen u. s. w. Wir haben an einem Thoma, Klinger und dem weniger bekannten, aber durch seine auffallend lineare Phantasie um so interessanteren Haider Beispiele von Malern und Zeichnern, die mit ihren Linien ebenso Beachtung und Schätzung verdienen, wie andere mit ihren Flächen.

Daraus ergibt sich das Maß, in welchem wir von einem Eindringen des Architektonischen ins Malerische zu sprechen haben. Ein solches Eindringen ist vorhanden, sobald hier die Linien selbständig wirken. Die Umrißlinie legt allerdings die Gefahr davon nahe. Tritt der Aufbau dieser Linien — oft in einem engeren, ebenfalls wieder mißverständlichen, philiströsen Sinn als Composition bezeichnet — selbständig hervor, und mag er darin noch so viel Schönheit zeigen, so ist das Werk bereits nicht mehr rein malerisch gedacht. Deutlich erkennt man dies an Gemälden oder gemäldeartigen Reliefs der Aegypter; weniger deutlich an Malereien der italienischen Renaissance, z. B. denen Perugino's und selbst Raffaels. Kommt hier noch die Symmetrie hinzu, so haben wir erst recht die architektonische Invasion. Gerade was an solchen Gemälden oft als ihre besondere Schönheit bezeichnet wird, ist alles eher als eine besonders malerische Schönheit.

Die moderne Entwicklung der Photographie, zumal einerseits die Augenblicksaufnahme, andrerseits die Liebhaberphotographie, hat hier manche Entscheidungen gebracht, die theils schon bekannt sind, theils erst in diesem Zusammenhang klar werden. Sie hat gezeigt, daß wir nicht so linear sehen, wie es uns scheint, und hat der Silhouette ihre gebührende Stellung im graphischen Darstellen angewiesen; von der Bedeutung des Lichtes und Schattens, namentlich in der Luft, gar nicht zu sprechen. Sie mag sogar mit bewirken, daß in unsrer gesammten Kunstansicht die Malerei und die übrige Graphik, d. i. kurz die Schwarzweißkunst, einander als eine einheitliche Form näher treten. Für den Kunstphilister besteht ein tiefer Abstand zwischen der hohen Kunst der Malerei und den angeblich niedrigeren Künsten der bloßen Zeichnung. Er übersieht schon dies, daß die Farbe für die Malerei keine Unterscheidung gegen Plastik und Architektur ergibt; was nur richtig wäre, wenn deren Farblosigkeit sich auf einen tieferen Grund stützte, als auf die Thatsachen der letzten hundert Jahre. Er übersieht aber auch dies, daß Malerei, Schwarzkunst u. s. w. als die eine Gattung der Flächen-

Digitized by Google

kunst zusammengehören und durch den Namen Graphik ebenso gekennzeichnet sind, wie die dreidimensionalen Künste durch den Namen Bildnerei oder Glyptik im weiteren Sinn. Dort der flächenbeherrschende Stift oder Pinsel, hier das Messer oder der Meißel oder sonst ein körperlich eindringendes Werkzeug. Dort das Problem, die dritte Dimension durch künstlerischen Schein zu ersetzen; mag es nun ein Uhde oder ein Oberländer lösen. Hier das Problem, für den künstlerischen Schein die dritte Dimension zu Hülfe zu nehmen.

Das Eindringen des plastischen Elements in die Malerei könnte leicht so mißverstanden werden, als geschehe es durch einen vollendeten Schein des Körperlichen in der Flächendarstellung, so daß eine „flache" Darstellung echt malerisch wäre. Allein eine solche Ansicht würde vielmehr echt „oberflächlich" sein und vor allem Malerei mit Decoration verwechseln. Wohl aber bedingt ein Versäumen des Luminaren ein Zurückdrängen des Malerischen durch das Plastische. Die endlosen Fehden über die „Luft" drehen sich um diesen Punkt. Schließlich verlangt die Malerei ebenso ein Ausnutzen des zweidimensionalen Abstrahirens von der Wirklichkeit, wie die Plastik eine Beachtung der körperlichen Concretheit. Die hier wohlangebrachte monumentale Ruhe paßt nicht auch völlig dorthin; das „Vorübergehende", „Transitorische" ist malerischer, allerdings kaum in einem formulirbaren Maß.

Haben wir also das Wesen der Architektur in eindeutiger Bestimmtheit durch Systeme von einer oder in Anschauungen von einer Dimension, der Graphik in solchen von zwei, der Plastik in solchen von drei Dimensionen erkannt — und Aesthetiker wie Zimmermann, Kunsthistoriker wie Thausing lehren dies ebenfalls: so werden auch alle Uebergangsglieder zwischen diesen Kunstgattungen im entsprechenden Sinn zu würdigen sein.

Franz Liszts Briefe.

II.

* In der Reihe der Briefe Liszts aus der Periode seiner frischesten, schwungvollsten Thätigkeit zwischen 1848 und 1861 fallen einige Schreiben, die gewissermaßen programmatisch sind, bedeutsam in die Augen. Liszt hatte sich, wie hundertmal dargelegt worden ist, aus der Triumphlaufbahn des vergötterten Klaviervirtuosen zurückgezogen, sich in dem kleinen, aber durch seine Traditionen doch weithin sichtbaren Weimar niedergelassen und hier gleichzeitig als Dirigent im Interesse einer ganzen Reihe von zeitgenössischen Künstlern zu wirken begonnen und sich dem eigenen Schaffen hingegeben. Der Entschluß, den tiefern Forderungen seiner Natur zu genügen, war viel älter als Liszts Anstellung als großherzoglich sächsischer Hofcapellmeister im außerordentlichen Dienst und der Beginn der Thätigkeit, durch die ein musikalisches Neu-Weimar geschaffen wurde. In Liszts Erinnerung aber standen gewisse Erfahrungen und Eindrücke aus seiner Virtuosenzeit noch sehr frisch. Fast schmerzlich war ihm die Gewißheit geworden, daß das große müßig genießende, sensationsdurstige Kunstpublicum sich von der Virtuosität als solcher, ohne daß sie einem eigentlichen Kunstzweck dient, anlocken und befriedigen läßt. Natürlich dachte der große Virtuos nicht daran, die reproducirende Kunst je gering zu schätzen, und nur dürftige Schulmeistergemüther hatten Liszt so verstanden, als sei ihm bei gutem Programm die Ausführung etwas Untergeordnetes und Gleichgültiges geworden. Nichts lag ihm ferner als dies. Aber kein Glanz der Mittel, keine Vollendung der Ausführung schien ihm die geistige Nichtigkeit und den Geschmack am Banalen zu rechtfertigen. Er hätte gern die von ihm geleitete weimarische Hofcapelle mit lauter Musikern ersten Ranges erfüllt gesehen, er wußte die wenigen hervorragenden Künstler, die ihm in den engen Verhältnissen zu Gebot standen, nach Gebühr zu würdigen. Doch das erste und letzte blieb für ihn das Leben im Odem der großen hochstrebenden Musik und die tiefste Abneigung gegen alle Kunst, die sich zur Dienerin der Menge und der unedlen Neigungen anmaßlicher Dilettantenkreise erniedrigte. Die Zeugnisse davon finden sich in Liszts Briefen aus den funfziger Jahren, an Robert und Clara Schumann, Carl Reinecke, Louis Köhler, an Ant. Rubinstein, Carl Czerny, an J. Raff, F. Dräseke, an seine Schüler Dionys Bruckner, Alex. Ritter, Peter Cornelius, an Franz Brendel, A. Pohl, an Hoffmann v. Fallersleben, Friedrich Hebbel, Ad. Stern, an seinen Vetter Dr. Eduard v. Liszt und zahlreiche andere gerichtet, fast auf jeder Seite. Besonders entscheidend aber sind zwei Briefe, die offenbar in einem ideellen Zusammenhang stehen: der Brief an den Schumannbiographen J. W. v. Wasielewski vom 9. Januar 1857 und der an den städtischen Capellmeister v. Turanyi in Aachen vom 3. Januar des gleichen Jahres.

In dem Brief an Wasielewski legt Liszt freimüthig das Bekenntniß ab, daß selbst er den Gefahren, die den ausübenden Künstler bei falscher Nachgiebigkeit gegen unberechtigte Launen und Mißurtheile des Publicums bedrohen, nicht völlig entronnen sei. „Seit meinem ersten Bekanntwerden mit Robert Schumanns Compositionen spielte ich in den Privatcirkeln Mailands, Wiens ꝛc. mehrere davon, ohne aber zu vermögen, die Zuhörer dafür zu gewinnen. Sie lagen glücklicherweise der damalig absolut herrschenden flachen Geschmacksrichtung viel zu ferne, um daß man sie in den banalen Kreis des Beifalls hätte hineinzwingen können. Selbst in Leipzig, wo ich in meinem zweiten Concert im Gewandhaus den „Carneval" vortrug, gelang es mir nicht, den mir gewöhnlich zukommenden Applaus zu erringen. — Das mehrmalige Mißlingen meiner Vorträge von Schumann'schen Compositionen, sowohl in kleineren Cirkeln als auch öffentlich entmuthigte mich, dieselben in meinen so rasch aufeinanderfolgenden Concertprogrammen aufzunehmen und festzuhalten. Das war ein Fehler, den ich später erkannt und wahrhaftig bereut habe, als ich einsehen gelernt hatte, daß für den Künstler, der dieses Namens würdig sein will, die Gefahr, dem Publicum zu mißfallen, eine weit geringere ist, als die, sich durch dessen Launen bestimmen zu lassen — und dieser Gefahr bleibt jeder ausübende Künstler insbesondere preisgegeben, wenn er nicht entschiedenst und principiell den Muth faßt, für seine Ueberzeugung ernstlich und consequent einzustehen und die von ihm als die besseren erkannten Sachen vorzuführen, mag es den Leuten gefallen oder nicht.— Gleichviel also, in welchem Grade meine Zaghaftigkeit in Betreff Schumanns Claviercompositionen durch den alles beherrschenden Tagesgeschmack vielleicht zu entschuldigen wäre, habe ich, ohne es zu vermeinen, dadurch ein schlechtes Beispiel gegeben, welches ich kaum wieder gut zu machen im Stande bin. Der Strom der Angewohnheit und die Sklaverei des Künstlers, der zur Erhaltung und Verbesserung seiner Existenz und seines Renommées auf den Zuspruch und den Applaus der Menge angewiesen, ist so bändigend, daß es selbst den Bessergesinnten und Muthigsten — unter welche ich den Stolz habe mich zu rechnen — äußerst schwierig wird, ihr besseres „Ich" vor allen den lüsternen, verworrenen und trotz ihrer großen Zahl unzurechnungsfähigen „Wir" zu wahren. — Für meinen Theil habe ich mir zum mindesten nicht den Vorwurf zu machen, meine Sympathie und Hochverehrung für Schumann je verleugnet zu haben."

Noch stärker, schärfer und Liszts tiefe Abneigung gegen herkömmliche und doch so leicht zu überwindende

Uebel in den Kunstverhältnissen und Kunstgewohnheiten aufs beste charakterisirend, tritt uns die gleiche Gesinnung in dem Briefe an Turanyi entgegen. Es handelt sich um die Direction des großen niederrheinischen Musikfestes zu Aachen, die Liszt übernehmen sollte und bei der man ihm üblichermaßen das Programm vorzuschneiden gedachte, darüber hinaus aber den Erfolg durch die Mitwirkung der Frau Jenny Lind-Goldschmidt zu sichern wünschte. Nachdem Liszt mehrere Aenderungen des Programms gefordert, bemerkt er bezüglich dieser Forderungen: „Ich glaube nicht mehr betonen zu müssen, daß der musikalische Dirigent nicht jedwedes vorgelegte Programm blindlings unterschreiben kann, und hoffe, daß das verehrliche Comité keine übertriebene Anmaßung in meinem Vorschlag finden wird, das Aachener Programm mehr in Einklang mit meinem gesammten Streben zu stellen." Vor allem aber protestirte er gegen die Mitwirkung von Jenny Lind. Er durfte sagen, daß er das Virtuosenthum an seinem Platze vollkommen zu würdigen wisse, und sich darauf berufen, daß für ihn die Erfolge der Virtuosität keine sauren Trauben wären. „Frau Lind-Goldschmidt steht in ihrem glanzstrahlenden Sängerrenommée ebenso unantastbar da wie Händel in dem seinen als Componist, mit dem Unterschied, der obendrein zu gunsten der Frau Lind ausfällt: daß Händels Werke manche Leute langweilen und nicht immer genügen, um die Cassa zu füllen, während das einfache Auftreten der Frau Lind die vollständigste Wonne des Publicums inclusive des Cassirers sichert. Wenn wir also die Angelegenheit der Musikfeste einfach auf das rommercielle und vergnügliche Soll und Haben stellen, so dürfte gewiß kein Künstler und noch weit weniger ein Kunstwerk wagen, mit dem hoch und höchst gefeierten Namen der Frau Lind zu concurriren und einen gleichzustellenden Magnet zu bieten. Ohne irgend eine Einwendung dagegen zu erheben, muß ich bloß meine schlichte Meinung dahin aussprechen, daß mit diesem Magnet alles andere, was mir doch nicht so gleichgültig sein kann, völlig überflüssig wird; denn so wie Ludwig XIV. den Staat darstellte, so bildet Frau Lind das eigentliche Musikfest. Dies Bekenntniß machte ich schon im vorigen Jahre bei Gelegenheit des Düsseldorfer Musikfestes, gegen meinen so langjährig verehrten Freund Ferdinand Hiller. Zu was Orchester und Gesangspersonal, Proben und Vorbereitungen, Musikstücke und Programm, wo das Publicum nur die Lind hören will und dann abermals hören — oder richtiger gesagt, gehört haben muß, um in seinem Kunstenthusiasmus behaglich zu schwelgen? Meine damalige Voraussicht bestätigte sich auch auf ein Haar, denn bekanntlich erwies es sich, daß die Theilnahme des Publicums sich nach dem Maß der Productionen der Frau Lind richtete, wodurch das sogenannte „Künstlerconcert" am dritten Tag das meist besuchte war, weil darin eine Arie aus „Beatrice di Tenda" und schwedische Lieder als Lockspeise vorkamen, bei welchen Wundern zweifelsohne die simpelste Klavierbegleitung ausreichte. Sollte zufälligerweise das Aachener Comité gesonnen sein, auf das Ziel einer frischeren Belebung der Musikfeste loszusteuern, so werden wir leider darauf angewiesen sein, die schwedische Nachtigall und europäische Gesangskönigin zu entbehren."

An der Hand der hier besonders herausgehobenen Sätze ist es verhältnißmäßig leicht, die Grundanschauungen Liszts über seine eigensten künstlerischen Pflichten und das Verhältniß der Kunst zum Publicum zu concentriren, die in hundert zerstreuten Sätzen der Briefe an Kunstgenossen, Schüler und Musikverleger wiederkehren, die sich in seiner Einflußnahme auf die „Neue Zeitschrift für Musik" kundgeben und in Zorn oder Scherz so viele seiner flüchtigen brieflichen Aeußerungen beseelen. Ueberall das lebendigste, leidenschaftliche Gefühl für das Ganze seiner Kunst, überall eine selbstlose, geradezu vorbildliche Hingabe an die als außerordentlich und künstlerisch wahr erkannte Production, überall ein leises, noch in der abweisenden Wendung gefälliges Wehren gegen das Nichtige und dabei Anmaßliche, überall ein ruhig bescheidnes, aber würdevolles Betonen der Rechte des echten Künstlers, eine Betonung, die sich in einzelnen herausfordernden Fällen zum scharfen Sarkasmus steigert. Alle diese Momente treten am überzeugendsten und frischesten in der ersten thatkräftigen Periode hervor und bis auf ein paar vereinzelte Mißstimmungen über die unfreundliche Aufnahme seiner größeren Compositionen sehen wir Liszt in dieser Zeit emporgerichteten Hauptes die starke Luft unerschütterlicher Ueberzeugung und fester Zuversicht athmen.

In den Briefen „Von Rom bis ans Ende" (1861 bis 1886), wie La Mara den zweiten Band ihrer Sammlung betitelt, klingt der Grundton völlig ungebrochenen Künstlerbewußtseins und schwungvollen Lebens noch hindurch. Nur wird neben ihm ein Ton hörbar, der nicht sowohl den geistlichen Weihen entstammt, die Liszt am 25. April 1865 zu Rom nahm, als vielmehr ihnen entspricht. Längere Zeit vor dem entscheidenden Schritt verräth sich, nach der Weise des Künstlers, die Sehnsucht nach einem solchen Abschluß seines Lebens in vereinzelt aufblitzenden Stellen seiner Briefe. Lange vor dem (französischen) Briefe (aus dem Vatican, 11. Mai 1865) an den Fürsten Constantin von Hohenzollern-Hechingen, in dem er sagt, daß nicht das Kleid den Mönch mache, aber daß er nicht einsehe, warum man nicht, wenn der Mönch inwendig vorhanden sei, ihm auch äußerlich das Kleid anpassen solle, finden sich Aeußerungen, die diesen Ausgang voraufverkünden. Am 19. November 1862 schreibt Liszt aus Rom an seinen Vetter Ed. Liszt in Wien: „Hoffentlich würdest Du nicht unzufrieden sein mit der Seelenstimmung, die mir mein funfzigstes Lebensjahr gebracht; wenigstens fühle ich sie im reinsten Einklang mit den besseren höheren Ahnungen der Kinderzeit, wo der Himmel so nahe für jeden vor der Seele liegt und leuchtet! Auch möcht' ich sagen, daß mir durch ein festeres, klareres Bewußtsein mehr Friede geworden"; am 10. September 1863 äußert er gegen seinen alten Jenenser Freund Dr. Karl Gille: „Der römische Aufenthalt ist für mich kein beiläufiger, er bezeichnet sozusagen den dritten Abschnitt (wahrscheinlich den Abschluß) meines oft getrübten, doch immerhin arbeitsamen und sich aufrichtenden Lebens. Ich bedarf also eine geraume Zeit, um mit mehreren langwierigen Arbeiten und mit mir selbst ein gutes Ende zu machen"; und am 11. November 1863 ruft er Franz Brendel (dem einzigen Manne, mit dem er in diesen Jahren consequent und anhaltend correspondirt zu haben scheint) energisch zu, er stimme unbedingt dem Verfasser eines Aufsatzes in der „Neuen Zeitschrift für Musik" (H. Porges) zu, der mit dem Satze geendet hatte: „Unsre Zeit hat sich nicht des Rechtes begeben, sich im Zusammenhang mit dem Unendlichen zu fühlen." Ueber den gethanen Schritt geht er in seinen Briefen nach 1865, wenigstens in denen, die La Mara veröffentlichen konnte, rasch hinweg. Wenn aber in den Briefen der letzten beiden Jahrzehnte öfter als ehedem kleine Anwandlungen von Bitterkeit, von grämlichen Launen, von gelegentlicher Müdigkeit sich zeigen (um freilich immer wieder rasch von der wundervollen Elasticität seiner Natur überwunden zu werden), so liegt die Betrachtung nahe, daß Liszt, da ihn die Hoffnung auf einen großen Abschluß seines Lebens in der ewigen Stadt täuschte, mit der Soutane, „die er trug, als ob er sie immer getragen hätte", eine „Last zu andern Lasten" auf sich genommen hatte. Am 7. Sept. 1863 hatte er Franz Brendel geschrieben: „Nicht unpassend sagte mir etwa vor zwanzig Jahren ein geistreicher Mann: Sie haben es eigentlich

mit drei Menschen in sich zu thun, die sich zuwiderlaufen: der gesellige Salonmensch, der Virtuos und der denkend schaffende Componist. Wenn Sie mit einem von den dreien ordentlich fertig werden, können Sie von Glück sagen." Und nun war als vierter der Priester hinzugetreten — kein Wunder, daß mehr als einer die Anwandlung verspürt, Liszts Leben und Entwicklung mit Sympathie nur „diesseits von Rom" zu betrachten.

Mittheilungen und Nachrichten.

Franz Brentano. Zur ehrerechtlichen Frage in Oesterreich. Berlin, Guttentag 1896. Dem österreichischen Richterstand widmet Brentano diese seine Streitschrift, die mit Recht den Untertitel trägt: „Krasnopolski's Rettungsversuch einer verlorenen Sache." Der genannte Prager Rechtsgelehrte hatte sich gegen Brentano's eindringende Bekämpfung der Härten des österreichischen Eherechtes in dessen vielbemerkten Aufsätzen „Meine letzten Wünsche für Oesterreich" gekehrt. Krasnopolski hatte damit die anfechtbare, übrigens schwankende Praxis der Gerichte vertheidigen wollen, derzufolge trotz der Aufhebung des Concordates und der Gesetzgebung des Bürgerministeriums der Geistliche höherer Weihen und die Ordensperson nach österreichischem Recht auch nach ihrem legalen Austritt aus der Kirche jenem trennenden Ehehinderniß unterlägen. Mit siegbafter Dialektik kehrt sich Brentano, wie in jener ersten Gelegenheitsschrift gegen Fehlschlüsse von Rittner und Laurin, nun „gegen einen Haufen von Paralogismen des Universitätsprofessors Krasnopolski". Weit über den unmittelbaren Anlaß hinaus reicht die Polemik Brentano's nicht nur durch ihren schriftstellerischen Reiz, sondern durch die Kraft, Laune und Lauge, mit der einseitiger Kasuistik begegnet wird. In der Fachliteratur verdienter Beachtung sicher durch die gescheidte und gelehrte Erörterung über die Schicksale des § 63 a. b. G. B., über Derogation (Anm. 93) und Protokoll-Jurisprudenz, wird Brentano's überlegene Abhandlung ohne Frage auch in der Judicatur Eindruck machen und ein unvergessenes Beispiel der Schärfe bleiben, die ein philosophischer Kopf, wenn's Noth thut, auch als Rechtsanwalt der eigenen Sache — die zugleich die niemals auf Einen Fall beschränkte Sache der Gewissensfreiheit ist — zu entwickeln versteht. Von Rechtswegen sollte Franz Brentano nach diesem Waffengang Ehrendoctor einer juridischen Facultät werden.

* Wie der „Prometheus" mittheilt, hat Prof. J. Thoulet von der Facultät zu Nancy eine Arbeit über Färbungen der Meere veröffentlicht, der Nachstehendes zu entnehmen ist: Die eigentliche Farbe des reinen Wassers ist blau, aber in demselben gelöste oder vertheilte Stoffe ziehen die Färbung ins Gelbe, Grüne, Rothe oder Braune. Die schließlich daraus entstehende Nuance ist demnach, wie die Mathematiker sagen, eine Function aus folgenden Variabeln: 1) Tiefe des Wassers, 2) Farbe des Grundes, 3) Intensität des Himmelslichtes, 4) Erhebung der Sonne über den Horizont, 5) Temperatur und Salzgehalt, welche den Brechungsindex des Wassers verändern, 6) Bewegung der Oberfläche und Richtung der Wellenbewegung in Bezug auf den Beobachter, 7) Beschaffenheit, Größe und Menge der vom Wasser in der Schwebe gehaltenen mineralischen oder vegetabilischen Körper (Algen), 8) die Gegenwart mikroskopischer Thiere und ihre Bewegungen, welche zum Theil vom Lichte und der Atmosphäre abhängen. Es ist eine natürlicherweise sehr complicirte Gleichung. Nicht wenige Meere haben nach ihrer vorherrschenden Färbung besondere Namen erhalten. Das Gelbe Meer verdankt seine Färbung dem Schlamme des Hoang-Ho, der Persische Golf oder das Grüne Meer der Orientalen kleinen Thierchen, der Kuro-Siwo oder Schwarze Strom der Japaner contrastirt durch sein gesättigtes Blau mit der Färbung des Gelben Meeres. Das Weiße Meer verdankt seinen Namen den Schnee- und Eismassen, die es einen Theil des Jahres erfüllen und bedecken, das Purpurmeer wird durch kleine purpurne Schalthiere, die in den Uferstrichen massenhaft vorkommen, gefärbt, das Rothe Meer durch seine Kreidenbänke und durch eine oft massenhaft darin entwickelte rothe Alge Trichodesmium, das Schwarze Meer ist nach den Wolken und Stürmen, die seine Oberfläche häufig verdunkeln, benannt. Eine rothe, durch Algen erzeugte Farbe beobachtete man in jüngster Zeit am Wasser des Sees von Morat (Schweiz). Das sogenannte Milchmeer, welches man häufiger im Indischen Meer beobachtet, wobei das Meer des Nachts einer ungeheuren Schneefläche gleicht, ist eine besondere Form des Meerleuchtens, welche von einem Leuchtbacillus (bacillus phosphoreus) erzeugt wird.

* Nördlingen. Es ist mir eine erfreuliche Pflicht, mit einem kurzen Wort auf ein schönes Werk der Lichtbildkunst aufmerksam zu machen. Hofphotograph Fr. Höfle in Augsburg, bereits durch manche photographische Wiedergabe älterer Gemälde vortheilhaft bekannt, hat sich neuerdings zwei alten Nördlinger Meistern zugewendet. In bescheidenem Umfang, aber beachtenswerth genug, hatte die Reichsstadt Nördlingen vor 400 Jahren an der Blüthe der deutschen Kunst Antheil. Der mächtigste Zeuge dafür ist die Georgskirche inmitten der Stadt, ein imposantes Denkmal der spätgothischen Zeit. Aber auch auf dem Gebiet der alten Malerei ist Nördlingen bemerkenswerth vertreten; Friz Herlen und Hans Schäufelin stehen hier voran. Aus ihren Tagen besitzt die Stadt noch heute eine reiche Hinterlassenschaft, welche sie in den Räumen des Rathhauses sorgsam hütet. Friz Herlen war 1467 in Nördlingen aufgenommen worden, empfohlen durch den Ruf, daß er „mit niederländischer Arbeit" umgehen könne. Seine Werke weisen in der That sehr ungezwungen auf flandrischen Einfluß hin, ganz besonders auf Roger van der Weyden, den er auf einigen Tafeln nahezu copirt. Etliche zwanzig wohlerhaltene Bilder von Herlens Hand sind im Nördlinger Rathhause. Sein Tod fiel ins Jahr 1500. Aus seinen Söhnen und Enkeln erwuchs eine ganze Malersippe; aber keiner erreichte die Bedeutung des Ahnherrn. Fünfzehn Jahre nach Herlens Tod wurde Hans Leonhard Schäufelin Bürger und Stadtmaler in Nördlingen. Er gilt bekanntlich als einer der fleißigsten Schüler Dürers. Seine Werke in Farbe und Holzschnitt sind außerordentlich zahlreich und auch in allerneuester Zeit mehren sich die Funde Schäufelin'scher Arbeiten. In der großen Masse ist freilich manch handwerksmäßiges Stück, etwas flüchtig ums tägliche Brod gemacht. Einseitig von solchen schwächeren Leistungen ausgehend, hat die frühere Kunstgeschichte dieses Meisters etwas abschätzig behandelt. Seit geraumer Zeit ist sie gegen ihn um vieles freundlicher geworden und erkennt ihn mit Fug und Recht als einen sehr achtungswerthen und liebenswürdigen Künstler an. In Nördlingen führte er sich durch ein figurenreiches, höchst originelles Wandgemälde im Rathhaus ein, in hochromatischer Landschaft die blutige Heldenthat der Judith darstellend. Außerdem besitzt die Stadt auch von ihm noch eine Anzahl anderer Gemälde, darunter einige seiner besten und anmuthvollsten. Hr. Höfle hat nun die Nördlinger Werke der genannten Meister photographisch aufgenommen, eine Reihe stattlicher, trefflich gelungener Blätter. Ein paar Bilder von Sebastian Talg, mehr kunstgeschichtlich als ästhetisch von Belang, sind beigefügt. Daß auch dem nicht berufenen Kleinod der Nördlinger Meistersinger ein Blatt gewidmet ist, gereicht der Sammlung zu besonderer Zierde. Kunstinstituten und Kunstfreunden empfiehlt sich das verdienstliche Werk, von dem auch einzelne Blätter nach freier Auswahl käuflich sind, in hohem Maße.

-E- Heilbronn, 14. April. Nordwestlich unmittelbar über dem Städtchen Gundelsheim liegt hoch über dem Neckar die Burg Horneck, ein malerischer Schmuck der ganzen Gegend. Ursprünglich im Besitz des freien Adels, kam sie vor 1258 an den Deutschorden und war etwa von 1420 bis 1525 der Sitz der Deutschmeister. Später blieb dort ein Comthur und ein Oberamt des Deutschordens; seit 1828 ist das im Jahre 1824 umgebaute Schloß im Privatbesitz und seit einigen Jahren beherbergen die alten Mauern die Wassercuranstalt eines Hrn. Trumpp und sind dadurch ihrem ursprünglichen Zweck ziemlich ferngerückt. Als im Anfang dieses Jahrhunderts auf Burg Horneck ein Militärspital eingerichtet wurde, theilte man die Schloßcapelle durch einen Durchzug in zwei Stockwerke ab; den oberen benützte später die kleine evangelische Gemeinde als Betsaal, bis der jetzige Besitzer diesen Raum zu Wohnungen für seine Badegäste verwenden wollte, so daß der Betsaal in das untere Stockwerk der Capelle verlegt werden mußte. Nun kommt auch dieser außer gottesdienstlicher Benützung, da im Juni die neue evangelische Kirche eingeweiht wird. In dem erwähnten unteren Raum der Burgcapelle standen bis vor kurzem die Epitaphien von sechs Hoch- und Deutschmeistern: Eberhard von Seinsheim (1420—1443), Eberhard von Stetten (1443 bis 1447), Jost von Venningen (1444—1454), Andreas von Krumbach (1489—1499), Hartmann von Stockheim 1499 bis 1510), Johann Adelmann von Adelmannsfelden. Die Grabsteine zeigen die Gestalten der Ritter über Lebensgröße, im Ordensmantel mit Kreuz, den Rosenkranz in den gefalteten Händen. Auf der Bekrönung sind die Familienwappen angebracht, um den ganzen Stein läuft die Legende in gothischen Minuskeln. Mit Ausnahme

einiger im Bauernkrieg und von späteren Vandalen verübten Verstümmelungen sind die Steine ziemlich wohlerhalten. Der künstlerische Werth ist verschieden; sehr charakteristisch im Stil der Spätgothik, bei guter Behandlung von Ornamentik und Gewandung durch den Steinmetzen, ist u. a. das nach in gutem Zustand befindliche Denkmal des Johann Adelmann. Die Steine sind meist 2,85 Meter hoch, 1,15 Meter breit und in Heilbronner Sandstein gearbeitet. Nun sollte man meinen, in der Zeit des wiedererwachten Kunstsinns und der Inventarisirung der künstlerischen und historischen Denkmäler des Landes wäre es geradezu unbegreiflich, daß diese Epitaphien als Opfer des reinen Geschäftsstandpunktes von den Grabstätten der Männer, deren Andenken sie, den Stürmen der Zeit trotzend, seit 4—5 Jahrhunderten erhalten haben, weg ins Ausland verschickt würden. Nachdem die Absicht eines Verkaufs bekannt geworden, bemühten sich die Familien der Freiherren von Stetten und der Grafen Adelmann in pietätvoller Weise um den Ankauf der beiden Steine ihrer Vorfahren; die Staatssammlungen von Karlsruhe und Stuttgart machten ganz ungenügende Preisofferten für sämmtliche Steine, ebenso das Germanische Museum in Nürnberg, und während eben Baurath Steinbrecht als Vertreter von Marienburg in Westpreußen, der berühmten einstigen Deutschordensresidenz, ein erheblich höheres Angebot stellte, erschien ein Münchener Kunsthändler und kaufte kurzerhand, nach Befriedigung der Sparcasse Künzelsau, welche ein Pfandrecht auf die Grabsteine besaß, die Monumente um 3000 Mark für den Deutschorden in Wien, nachdem der in Spanien weilende Hoch- und Deutschmeister Erzherzog Eugen dem Grafcapitularen Grafen von Pettenegg auf telegraphische Anfrage seine Genehmigung hiezu ertheilt hatte. Die Epitaphien befinden sich zur Reinigung und Ergänzung bereits in München und gehen nächster Zeit nach Busau, Station Müglitz bei Olmütz in Mähren, ab, wo sie in einer Schloßcapelle, welche die Hoch- und Deutschmeister'sche Verwaltung auf ihren Besitzungen durch Professor Hauberrisser in München neu errichten läßt, aufgestellt werden. Die gräflich Adelmann'sche Familie hat, wie uns mitgetheilt wird, auf ihre Bitte, ihr den Stein ihres Vorfahren zu überlassen, eine ablehnende Antwort, aber dagegen die Erlaubniß vom Hoch- und Deutschmeister Erzherzog Eugen erhalten, das Denkmal in Cement nachformen zu lassen, was zur Zeit in München geschieht. Dieser Abguß soll in der Kirche zu Hohenstadt, dem Sitz der genannten Familie, seinen Platz finden.

⊕ **Wien**, 16. April. Ein zierliches Büchlein kommt uns heute aus Budapest auf den Schreibtisch geflogen, betitelt: Ungarns Millennium 1896, oder: „Aus der Vergangenheit nach Gegenwart des tausendjährigen Ungarn". Es ist redigirt von Moriz Gelléri, Chef der Pressection der Millenniums-Landes-Ausstellung, und enthält eine Fülle zum großen Theil sehr feiner Illustrationen zu einem mannichfaltigen Texte, der die berufensten Schriftsteller Ungarns zu Verfassern hat. Wie billig, eröffnet Mariz Jókai den Reigen mit einem Vormarsch über die ungarische Millenniums-Ausstellung. Von den übrigen Beiträgen heben wir hervor Vambery's Aufsatz über die ungarische Race, Al. Wekerle's über das ungarische Parlament, Max Falk's Plauderei über „alte Geschichten", Eugen Rákosi's über Presse, Literatur und darstellende Kunst, Karma's über das Budapester Leben, Gelléri's über die ungarische Industrie. Das Büchlein ist durch seine Handlichkeit und Uebersichtlichkeit geeignet, als Führer in der ungarischen Millenniums-Ausstellung zu dienen, doch seine einladende Gestalt, Besucher für dieselbe in der Ferne zu werben.

* **Wien.** Von glaubwürdiger Seite wird uns berichtet, daß das Ehrenzeichen für Kunst und Wissenschaft Johannes Brahms verliehen wurde. Der Meister, der seit mehr als einem Menschenalter seinen Wohnsitz in Wien aufgeschlagen, wurde schon vor mehreren Jahren mit dem Leopoldsorden ausgezeichnet.

* **Amsterdam.** Der Pathalog Professor Dr. H. Herz, Senior der medicinischen Facultät, ist um seine Entlassung eingekommen.

* **Paris.** Am 15. d. Mts. ward im Ministerium des Aeußern die internationale Conferenz zum Schutze des literarischen und künstlerischen Eigenthums unter dem Vorsitze des Ministerpräsidenten Bourgeois eröffnet. Zu den zwölf Ländern, die 1886 in Bern auf dem Congresse vertreten waren, wo das Uebereinkommen abgeschlossen wurde — es sind Frankreich, Deutschland, England, die Schweiz, Belgien, Italien, Spanien, Luxemburg, Montenegro, Monaco, Tunesien und Haiti — hat sich jetzt ein dreizehntes, Norwegen, gesellt. Brasilien, die Vereinigten Staaten, Mexico, Griechenland, Portugal, Schweden, Dänemark und mehrere südamerikanische Republiken beschicken wenigstens die Conferenz; Rußland, Oesterreich-Ungarn, Holland bleiben auch jetzt wieder weg, weil ihre innere Gesetzgebung ihnen nicht gestattet, sich der Convention anzuschließen. Hr. Bourgeois hieß die Gäste willkommen in Paris, wo vor einem Jahrhundert die ersten Grundlagen zum Schutze des literarischen Eigenthums gelegt worden seien, und entwarf das Programm der in Aussicht genommenen Reformen, unter denen der nachdrücklichere Schutz der musikalischen Werke eine hervorragende Stellung einnimmt. Der schweizerische Gesandte Dr. Lardy dankte als Doyen der anwesenden Vertreter des diplomatischen Corps dem Ministerpräsidenten für den Willkomm und empfahl die Wahl Freycinets zum Vorsitzenden der Conferenz. Diese erfolgte denn auch und auf seinen Antrag wurde Dr. Lardy einstimmig zum Vicepräsidenten ernannt.

* **Christiania.** Eine Versammlung von Journalisten erklärte, daß, obgleich ein Anschluß an die Berner Convention verschiedene Schwierigkeiten und Ausgaben für die Presse im Gefolge haben werde, doch von einem Eintritt Norwegens in die Union nicht abgerathen werden könne. Von Abänderungen der Berner Convention nach den vorliegenden französischen und schweizerischen Vorschlägen wurde dagegen entschieden abgerathen.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 16. bis 18. April folgende Schriften eingegangen:

Emil Friedberg: Die künftige Gestaltung des deutschen Rechtsstudiums nach den Beschlüssen der Eisenacher Conferenz. Leipzig, Veit u. Co. 1896. — Dr. Hermann Staub: Commentar zum Allgemeinen Deutschen Handelsgesetzbuch. 3. und 4. Aufl. Lfg. 6—7. (Schluß.) Berlin, J. J. Heine 1896. — Karl Lothalz: Die Voraussetzungen der handelsgesetzlichen Rügepflicht nach Art. 347 HGB. Halle, C. A. Kämmerer 1896. — Ergebnisse der Civil- und Strafrechtspflege u. Bevölkerungsstand der Gerichtsgefängnisse u. Strafanstalten des Königreichs Bayern im Jahre 1894. München, Christian Kaiser 1896. — Joseph Windstaßer: Ueber die rechtliche Regelung von Stadterweiterungen. (Blätter für die administrative Praxis. Bd. XLVI. Nr. 5.) München, C. H. Beck 1896. — Adolph Wagner: Lehrbuch der Finanzwissenschaft. III. Th. Specielle Steuerlehre. Ergänzungsheft: Die britische u. französische Besteuerung in ihrer neuesten Entwicklung und Gestaltung 1886 bis 1896. (A. Wagner, Lehrbuch der polit. Oekonomie. IV.) Leipzig, C. F. Winter 1896. — Beschlüsse des III. Agrarcongresses der ungarischen Landwirthe zu Budapest 1895. Budapest, Patria, A.-G. 1896. — Trungott Wilhelm Dyckerhoff: Deutsche u. Engländer. Essen, G. D. Baedeker 1896. — Eduard Schall: Die babylonische Gefangenschaft der protestantischen Kirche in Deutschland. Leipzig, Reinhold Werther 1896. — O. Schultze: Jesusart bei der Arbeit für unser Volk; Predigt. Ebd. — B. v. Strantz: Das internationale rothe Kreuz. Berlin, Schall u. Grund. — Julius Duboc: Fünfzig Jahre Frauenfrage in Deutschland; Geschichte und Kritik. Leipzig, Otto Wigand 1896. — Flora Gaß: Meine Vertheidigung in Sachen Hammerstein. 11.—15. Tausend. Leipzig, Th. Schröter 1896. — E. Wuttke-Biller: Barbara Ittenhausen; Augsburger Familienleben im 16. Jhdt. 6. Aufl. Markgräfin Barbara von Brandenburg; Leben einer Fürstin im 15. Jhdt. 2. Aufl. Dresden und Leipzig, Carl Reißner 1896. — W. D. Miller: Lehrbuch der conservirenden Zahnheilkunde; mit 420 Abbildungen. Leipzig, Georg Thieme 1896. — Dr. P. J. Möbius: Ueber die Behandlung von Nervenkrankheiten und die Errichtung von Nervenheilstätten. Berlin, S. Karger 1896. — Oberländer: Die Dressur und Führung des Gebrauchshundes. 2. Aufl. Neudamm, J. Neumann 1895. — L. v. Baumgarten: Freie Betrachtungen über Natur und Wesen der Lichtsubstanz. Regensburg, Selbstverlag 1896. — *J. J. Pan-ukhov:* Cavernes et habitations modernes au Caucase. Tiflis, M. D. Rotinian 1896. — Richard Tabbert: Nach den Transvaal-Goldfeldern; Schilderung von Land und Leuten, zugleich Führer. Berlin, Schmitz u. Bulafzer 1896. — Moriz Gelléri: Ungarns Millenium; aus der Vergangenheit und Gegenwart des tausendjährigen Ungarn. Officielle Ausgabe. Budapest, Carl Louis Posner u. S. 1896. — Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort u. Bild. Lfg. 250. Mähren und Schlesien Heft 4. Wien, Alfred Hölder. — Otto Eggeling: Bilder aus Italiens Hauptstädten. Braunschweig, C. A. Schwetschke u. S. 1896.

Jahrgang 1896. München, Montag, 20. April. Nummer 91.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.50, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Agrarische Behauptungen im Lichte der Wirklichkeit. Von Lujo Brentano. — Franz Liszts Briefe. III. — Mittheilungen und Nachrichten.

Agrarische Behauptungen im Lichte der Wirklichkeit.

Von Lujo Brentano.

Als ich als junger Mann in England mich aufhielt, besuchte ich gar manche politische und wirthschaftliche Versammlung. Ich habe dabei viele ausgezeichnete Redner gehört, welche ihre Zuhörer nicht nur hinrissen, sondern auch belehrten und auf ein höheres Niveau emporhoben. Aber mitunter kam es auch vor, daß recht haarsträubende Dinge behauptet wurden, und, wenn niemand sich fand, der dem Redner entgegentrat, pflegten gerade diese den tiefsten Eindruck zu machen. Damals sagte mir ein älterer Freund von umfassender Erfahrung, daß er, so oft die Zuhörer ihrer Entrüstung durch ein stürmisches Pfui Ausdruck gäben, zehn gegen eins zu wetten bereit sei, daß der Redner etwas Falsches behauptet habe. Angesichts der heutigen agrarischen Agitation muß ich immer wieder dieses Freundes gedenken.

Da ist eine der am häufigsten gehörten Behauptungen die von der unverhältnißmäßigen Belastung der Landwirthschaft durch die staatliche Besteuerung. Sie ist in allen deutschen Landen verbreitet, und es gibt viele, die da glauben, daß noch heute die Landwirthschaft die Hauptlast der Steuern trage. Macht man dagegen geltend, daß z. B. in Bayern die Landwirthe noch im Jahre 1870 64 Proc., heute aber nur mehr ca. 37 Proc. der directen Staatssteuern aufbrächten, so erschüttert dies jene festgewurzelte Meinung meist ebenso wenig, wie der Hinweis auf die preußische Steuerreform, nach welcher an Stelle der beseitigten staatlichen Grund- und Gebäudesteuer eine Einkommensteuer und ergänzende Vermögenssteuer getreten ist, deren gesammtes Sollaufkommen für das Jahr 1895/96 für die Städte 105,657,728 M., für das platte Land dagegen nur 41,904,391 M. beträgt; und zwar so, daß von der Einkommensteuer auf den Kopf der Bevölkerung in den Städten M. 6.94, auf dem platten Lande nur M. 1.64, von der Vermögenssteuer auf den Kopf der Bevölkerung in den Städten M. 1.54, auf dem platten Lande nur M. 0.64 fallen. Deßgleichen herrscht jene Meinung in Baden bezüglich der dortigen Einkommensteuer, obwohl bereits ein summarischer Blick auf die Einkommensteuerveranlagung ergibt, daß der gesammte Liegenschaftsbesitz, einschließlich des städtischen Grundvermögens, nur etwa ein Drittel des satirten Gesammteinkommens abwirft, daß dieser Einkommensbetrag von dem Einkommen aus persönlichem Arbeitsverdienst noch um rund 10 Millionen M. übertroffen wird, daß der größere Theil der Einkommensteuersumme von den Städten und Orten über 4000 Einwohner aufgebracht wird und die landwirthschaftliche Bevölkerung nur einen verhältnißmäßig kleinen Bruchtheil der Einkommensteuer aufbringt. Der Grund, warum alle diese Thatsachen nicht den ihnen entsprechenden Eindruck gemacht haben, ist der, daß es bisher an einer Entzifferung der satirten Einkommen und Schuldzinsen und der sich daraus ergebenden Einkommensteueranschläge und Einkommensteuerzahlungen nach Haupteinkommensgruppen gefehlt hat. Erst nachdem diese mühsame Arbeit gemacht war, war die Möglichkeit gegeben, einen alle, die sich nicht absichtlich der Wahrheit verschlossen, überzeugenden Beweis in zwingender Weise zu führen. Diesen Beweis hat der ausgezeichnete Leiter der badischen Finanzen, Staatsrath Buchenberger, in einer vor wenigen Wochen ausgegebenen Denkschrift über „die Belastung der landwirthschafttreibenden Bevölkerung durch die Einkommensteuer und die Verschuldung der Landwirthschaft im Großherzogthum Baden" nunmehr geführt.[1]) Das Ergebniß ist, daß, während nach der Berufszählung vom 5. Juni 1882 in Baden von 1000 Einwohnern 491.2 auf die Berufsabtheilung Land- und Forstwirthschaft kamen, das Steuerkataster für das Jahr 1894 zeigt, daß die rein landwirthschaftlichen Betriebe, welche am Steuercapital noch mit fast einem Drittel, am satirten Gesammteinkommen noch mit mehr als einem Sechstel betheiligt sind, nur ein Neuntel des Steuerbetrags aufbringen, daß dagegen die Gewerbeunternehmer aller Kategorien, die am Steuercapital und Einkommen mit etwas über zwei Fünftel, bezw. nahezu einem Drittel, betheiligt sind, fast ein Drittel des Steuerbetrags, und daß die sonstigen Steuerpflichtigen, auf die nur ein Fünftel des Steuercapitals und wenig über die Hälfte des Einkommens entfällt, erheblich mehr als die Hälfte des Steuerbetrags (56.10 Proc.) entrichten. Dabei ist zu beachten, daß die in Vergleich gesetzten Steuercapitalwerthe keine gleichmäßigen Größen darstellen; nur die Gewerbesteuercapitalien entsprechen den laufenden Verkehrswerthen, die Grund- und Gebäudesteuercapitalien bleiben dagegen hinter den laufenden Verkehrswerthen weit zurück. Würden bei der Gruppe der landwirthschaftlichen Betriebe die laufenden Werthe des Grund und Bodens und würden weiterhin auch die Werthe des landwirthschaftlichen Betriebscapitalvermögens statt der Steuercapitalwerthe eingesetzt worden sein, so würde sich das Zahlenbild für die landwirthschaftlichen Betriebe noch weit günstiger gestalten.

Noch schärfer zeigt die verschiedene Leistungshöhe der einzelnen Gruppen von Steuerpflichtigen der folgende Vergleich:

entfallen:	Auf 100 M. Einkommensteueranschlag: Steuerbetrag	Auf 100 M. Einkommen: Steuerbetrag	Auf 100 M. Einkommen: Schuldzinsen
Bei den rein landwirthschaftlichen Betrieben	2.38	0.68	8.91
Bei allen landwirthschaftlichen Betrieben, einschließlich der gemischten (d. h. derjenigen, die außer dem der landwirthschaft. Berufsarten entstammenden noch anderweites Einkommen beziehen, wobei zu beachten, daß das letztere das erstere um 19.2 Mill. M. übertrifft) . . .	2.45	0.80	8.87
Bei den Gewerbeunternehmern	2.52	1.02	13.54
Bei den juristischen Personen	2.60	2.55	—
Bei allen sonstigen Steuerpflichtigen . .	2.60	1.16	3.66

[1]) Vgl. Allg. Ztg. 1896 Nr. 80 II. Abendbl. v. 21. März und Nr. 83 Abendbl. v. 24. März unter „Karlsruhe".

Es erhellt: die steuerliche Belastung des fatirten Einkommens bleibt bei rein landwirthschaftlichen Betrieben um 34, bezw. 48 Pf. pro 100 M. hinter der Belastung der Gewerbetreibenden, bezw. der sonstigen einkommensteuerpflichtigen Personen zurück. Zieht man vom fatirten Einkommen die Schuldzinsen ab, so ergibt sich der Steueranschlag. Auch nach diesem Abzug beträgt die steuerliche Belastung der rein landwirthschaftlichen Betriebe immer noch 13, bezw. 21 Pf. pro 100 M. weniger als bei den Gewerbetreibenden, bezw. den sonstigen einkommensteuerpflichtigen Personen, und zwar obwohl die Belastung der rein landwirthschaftlichen Betriebe mit Schuldzinsen gegenüber derjenigen der Gewerbsunternehmer um 4.63 M. niedriger ist. Auch bei den landwirthschaftlichen Betrieben aller Kategorien (also einschließlich jener mit gemischtem Berufseinkommen) ist die Einkommensteuerbelastung, gemessen sowohl am Einkommen wie am Steueranschlag, um 22, bezw. 7 Pf. pro 100 M. geringer als bei den reinen Gewerbetreibenden und um 36, bezw. 15 Pf. pro 100 M. geringer als bei den sonstigen Einkommensteuerpflichtigen. Es ist somit dargethan, daß die Behauptungen, daß die landwirthschafttreibende Bevölkerung Badens im Vergleich zu den übrigen badischen Berufsständen durch die Einkommensteuer überlastet sei, jedweden Grundes entbehren.

Wenden wir uns zu einem andern Hauptstück des agrarischen Agitationsinventars. Es war Rodbertus, der in seiner 1868 erschienenen Schrift über die Ursachen der Creditnoth des Grundbesitzes die Lehre von dem in unserm Rechte liegenden Verschuldungszwang aufgestellt hat. Damals fand er damit nur geringen Anklang. Es war noch eine Zeit steigender landwirthschaftlicher Conjunctur. Die Bodenpreise waren im Steigen. Auch der noch so verschuldete Grunddesitzer erwartete, daß die Preise der Bodenfrüchte und der Werth seines Grunddesitzes in kurzer Zeit so hoch sein würden, daß ihn seine Schulden nicht drücken würden. Da kam der Rückschlag in der Mitte der siedziger Jahre; die Getreidepreise gingen zurück; immer schwerer wurde es denen, die ihren Grundbesitz zu theuren Preisen bei geringer Anzahlung übernommen hatten, die Schuldzinsen aufzubringen, und während bis dahin die Lust, Grundbesitz zu erwerben, rege war und man nur nach Crediterleichterungen verlangt hatte, um ihr genügen zu können, wurde nunmehr im ostelbischen Deutschland die Schuldnoth vielfach unerträglich. Auf der Berliner Agrarconferenz von 1894 erklärte Graf Zedlitz-Trützschler: „Ich glaube nicht zu viel zu sagen: vier Fünftel unsrer freien Güter sind heute jeden Tag verkäuflich, aber es fehlen die Käufer". Nunmehr fand die Rodbertus'sche Lehre zahlreiche Anhänger. Ich will dabei der gewerbsmäßigen Agitatoren ganz geschweigen. Aber selbst Männer der Wissenschaft, wie Professor Sering, machten nunmehr die bestehende Rechtsordnung für die eingetretene Ueberschuldung verantwortlich und sprachen von einem in unserm Erbrecht liegenden Zwang zur Verschuldung, und verhältnißmäßig gemäßigte Agrarier, wie z. B. der Freiherr v. Freyberg,[1]) suchten die Nothwendigkeit eines neuen Agrarrechts durch ziffermäßige Schätzungen der Ueberschuldung der bayerischen Landwirthschaft darzuthun. Nun bleibt freilich fraglich, ob man, selbst wenn seine Schätzungen annähernd richtig wären, von einer Ueberschuldung reden könnte, denn selbst danach käme auf einen durchschnittlichen effectiven Reinertrag von 112.64 M. eine Zinslast von nur 13.86 M. Allein die von Baron Freyberg eingesetzten Verschuldungsziffern übertreffen bei weitem die Wirklichkeit. So hat er das von sechs bayerischen Banken der bayerischen Landwirthschaft geliehene Capital auf rund 470 Millionen M. bezeichnet, während nach dem Bayer. Statistischen Jahrbuch von 1895 S. 134 der Gesammtbetrag der von den gedachten Banken der bayerischen Landwirthschaft gewährten Darlehen sich am Schlusse des Jahres 1894 nur auf rund 348 Millionen M. belief. Die Aufnahme der Regierung über die landwirthschaftlichen Verhältnisse in 24 bayerischen Gemeinden hat ferner festgestellt, daß die Realcreditverschuldung in 9 Gemeinden zwischen 5.21 und 17.25 Proc., in weiteren 8 Gemeinden zwischen 20.93 Proc. und 29.92 Proc., in weiteren 6 Gemeinden zwischen 34.78 und 39.72 Proc. sich bewegt, und daß nur eine Erhebungsgemeinde eine höhere Realcreditverschuldung als 40 Proc. (in Wirklichkeit 76.04 Proc.) des ermittelten Grundwerths aufweist. Befanden sich unter den der Aufnahme unterworfenen Gemeinden nun auch manche, die keineswegs als typisch, sondern eher als außerordentlich verwahrlost zu bezeichnen sind, so blieb doch immer noch der Einwand, der gegen alle Stichaufnahmen stets erhoben werden wird, daß sie keine unanfechtbaren Schlußfolgerungen auf die Lage aller übrigen Gemeinden gestatteten und daher die allgemeine Wirthschaftslage zu rosig erscheinen ließen, und außerdem ist in den oben wiedergegebenen Procentsätzen nur die Realcreditverschuldung berücksichtigt. Die Lehre von dem in unserm Rechte liegenden Verschuldungszwang mußte für Unbefangene also zwar zweifelhaft erscheinen, die festgestellten Thatsachen waren aber noch nicht ausreichend, ihre Irrigkeit zwingend darzuthun.

Diese Möglichkeit bietet zum erstenmal die Buchenberger'sche Denkschrift. Nach dem badischen Einkommensteuergesetz ist das Maß der Steuerpflicht zur Einkommensteuer von dem Umfang der Schuldverbindlichkeiten bedingt, insofern die Schuldzinsen von dem fatirten, bezw. geschätzten Einkommen abgezogen werden dürfen. Es kann wohl angenommen werden, daß jeder Steuerpflichtige von dieser Befugniß des Schuldzinsenabzugs in vollem Maße Gebrauch macht. So wird im großen und ganzen an der Richtigkeit der durch die Einkommensteuerkataster nachgewiesenen Schuldzinsenziffern ein Zweifel nicht bestehen können. Und da jederlei Art von Schuldzinsen, mögen sie auf Schulden des Real- oder des Personalcredits zurückzuführen sein, zum Abzug zugelassen wird, so erweist sich die Benützung des Einkommensteuerkatasters als besonders werthvoll, weil durch dasselbe der Gesammtschuldenstand und nicht bloß der Stand der Realschulden nachgewiesen wird. Wir haben es also zum erstenmal mit einer erschöpfenden Feststellung der gesammten Verschuldung der ländlichen Bevölkerung eines Landes zu thun. Die gewonnenen Schuldzinsen wurden mit einem Zinsfuß von 4½ Proc. capitalisirt, obwohl der Zinsfuß vielfach höher ist, um dem Einwand vorzubeugen, daß in einer zu günstigen Weise gerechnet worden sei; hierauf wurden die „nachhaltigen Ertragswerthe" der landwirthschaftlichen Anwesen ermittelt; zu diesen wurden auf Grund von Schätzungen, welche eher hinter der Wirklichkeit zurückbleiben, auf je 100 M. Steuercapitalwerth 30 M. Betriebscapital zugezählt; hierauf wurde der Capitalwerth der Schulden zu den so ermittelten Vermögenswerthen in Beziehung gesetzt. Man darf sagen, daß die so berechneten Schuldprocentziffern gegenüber der Wirklichkeit eher noch etwas zu hoch als zu niedrig gegriffen sind. Und das Ergebniß? Es zeigt sich, daß die Verschuldung der rein landwirthschaftlichen Bevölkerung Badens nicht mehr als 17.7 Proc. und die der gemischten Betriebe, d. h. derjenigen, die einen Theil, und zwar den größeren Theil ihres Einkommens aus anderer als landwirthschaftlicher Berufsarbeit beziehen, nicht mehr als 28.7 Proc. ihrer Vermögenswerthe beträgt.

Ich übergehe die Bemerkungen der Denkschrift über die Unterschiede in der Verschuldung zwischen rein land-

[1]) Die landwirthschaftliche Verschuldungsfrage in Theorie und Praxis. München 1894, S. 14 ff.

Digitized by Google

wirthschaftlichen und gemischten, sowie zwischen großen und kleinen Betrieben. So werthvoll sie als Bestätigung der keinem Kenner fremden Erfahrungen sind, so bieten sie doch eben als solche nichts neues. Das Wichtigste ist, daß nun einmal für die Gesammtheit der landwirthschaftlichen Betriebe eines süddeutschen Landes festgestellt ist, daß die viel vertriebene Behauptung von der Ueberschuldung auch der süddeutschen Landwirthschaft der Wirklichkeit in keiner Weise entspricht. Wie in einer erheblichen Anzahl von Gemeinden zahlreiche Landwirthe von jeder Realverschuldung sich frei gehalten haben, so sind allerdings auch alle Amtsbezirke mit mittel- und hochverschuldeten Elementen durchsetzt; aber diese mittel- und hochverschuldeten Elemente sind, was die rein landwirthschaftlichen Betriebe und selbst was die gemischten Betriebe anlangt, in der überwiegenden Anzahl aller Amtsbezirke mit verhältnißmäßig unerheblicher Ziffer und nur in einer kleineren Anzahl von Amtsbezirken mit verhältnißmäßig starker Ziffer vertreten. Es gibt im ganzen 52 badische Amtsbezirke. Bei den rein landwirthschaftlichen Betrieben beziffert sich die Verschuldung in minimo auf 7.5 Proc., in maximo auf 44.7 Proc. des Vermögenswerths; in 34 Amtsbezirken bleibt sie unter 20 Proc., in 10 Amtsbezirken bewegt sie sich zwischen 20 Proc. und 30 Proc., und nur in 8 Amtsbezirken übersteigt sie 30 Proc. des Vermögenswerths, mit einem Höchstbetrag von 44.7 Proc. Die gemischten Betriebe weisen durchweg eine höhere Verschuldung wie die rein landwirthschaftlichen auf; bei ihnen beziffert sich die Verschuldung in minimo auf 14.6 Proc., in maximo auf 54 Proc. des Vermögenswerths; sie bleibt in 6 Amtsbezirken unter 20 Proc., beträgt in 26 Amtsbezirken zwischen 20 und 30 Proc. und erhebt sich in 20 Amtsbezirken über 30 Proc. des Vermögenswerths mit einem Höchstbetrag von 54 Proc. Mit Recht hebt die Denkschrift hervor, daß diese Zahlen von den durch die Aufnahme in den 24 bayerischen Gemeinden ermittelten nicht sehr verschieden seien. Es erhalten somit die Ergebnisse der nur auf Stichproben beruhenden bayerischen Erhebung durch die badische Denkschrift eine Bestätigung.

Ist es somit nichts mit der auch für Süddeutschland behaupteten Ueberschuldung der Landwirthschaft, so zeigt sich damit auch von selbst, daß die Lehre, welche unsre heutige Rechtsordnung für die Ueberschuldung im ostelbischen Deutschland verantwortlich machen möchte, in den Thatsachen keine Bestätigung findet. Wie aber steht es insbesondere mit dem bestehenden Erbrecht als Ursache der landwirthschaftlichen Verschuldung und mit dem Anerbenrecht als Mittel, ihr vorzubeugen? Die Denkschrift selbst bezeichnet es als bemerkenswerth, daß die vier geographischen Bezirke, welche die höchsten Verschuldungsziffern aufweisen, mit den Gegenden zusammenfallen, in denen an vielen Orten die Erbfolge in der Form der Uebernahme des landwirthschaftlichen Anwesens durch ein Kind — unter Abfindung der Geschwister — erfolgt, sei es, daß diese Art der Erbfolge auf Sitte und Gewöhnung beruht, wie im Odenwald, südlichen Schwarzwald, in der Donau- und Seegegend, oder auf singulärem Landesrecht (Hofgüteredict), wie im mittleren und nördlichen Schwarzwald. „Man geht daher nicht fehl in der Annahme, daß die vergleichsweise höhere Verschuldung dieser geographischen Bezirke zu einem guten Theil auf die auf den übernommenen landwirthschaftlichen Anwesen lastenden Gleichstellungsgelder zurückzuführen ist.“ Auch dies stimmt mit den Ergebnissen der Untersuchung der wirthschaftlichen Verhältnisse in 24 bayerischen Gemeinden überein. Diese zeigt, daß in denjenigen sechs unter den Erhebungsgemeinden, die der Naturaltheilung huldigen, die Grundstücke bis zur Höhe von 14,96 Proc. des Schätzungswerths mit Schulden belastet sind; dagegen beträgt die Verschuldung in den 18 Anerbengemeinden 25.86 Proc. Auch wird kein Unbefangener über diese Ergebnisse der Anerbfolge sich wundern. Aber freilich sehen die Vertreter des Anerbenrechts darin keinen Grund gegen dasselbe; sie ziehen vielmehr umgekehrt daraus den Schluß, daß selbst da, wo die Anerbfolge als Herkommen noch heute besteht, die Anerben noch immer zu unschonlich behandelt werden. Und ohne weiteres ist zuzugeben, daß das Anerbenrecht in der Bevorzugung des Anerben — etwa wie der neueste preußische Entwurf bis zu nahezu völliger Enterbung der weichenden Erben — weit über die bestehende Sitte hinausgehen müßte, wenn die Anerbfolge dem Uebernehmer nicht zum Ruin statt zum Wohlstand verhelfen soll. Allein damit wird auch gesagt, daß das Anerbenrecht, das heute verlangt wird, weit entfernt, wie stets vorgegeben wird, nur ein Festhalten der heutigen Sitte zu bezwecken, eine Abänderung desselben erstrebt. Und gibt es etwa jemand in Süddeutschland, der es für möglich hielte, die bäuerliche Bevölkerung Süddeutschlands mit dem Zwangsanerbenrecht der preußischen Renten- und Ansiedlungsgüter, wie der neueste preußische Entwurf sie ins Auge faßt, zu befreunden? Es dürfte sich kaum irgendwo ein Ministerium finden, das es wagen würde, einem süddeutschen Landtag mit diesem halb feudalistischen, halb socialistischen Project zu nahen. Aber warum denkt man nirgends, wo technisch untheilbare Güter in Erbgang kommen, daran, die alte Hausgemeinschaft wiederzubeleben, indem man sie als genossenschaftliche Unternehmung modernisirt? Damit schwände nicht nur von selbst alle Verschuldung in Folge von Vererbung, sondern auch der Abzug nach der Stadt und der Arbeitermangel, worüber, wie auch Buchenbergers Denkschrift (S. 37) wiederum zeigt, die Anerbrechtsgegenden begreiflich am meisten zu klagen haben, wären damit behoben. Nicht in dem Festhalten der aus der Feudalität hervorgegangenen Bevorzugung eines Erben auf Kosten der übrigen, sondern in der Wiederbelebung der auf der Gleichberechtigung der Familienglieder beruhenden Hausgemeinschaft und ihrer Verwandlung in eine Genossenschaft auf Grundlage der Blutsverwandtschaft liegt die zeitgemäße Lösung der Frage.

Indessen wird sich eine andere Gelegenheit finden, auf die Frage des Anerbenrechts nochmals zurückzukommen. Nur ein weiteres wichtiges Ergebniß der Buchenberger'schen Denkschrift sei noch hervorgehoben. Beruht die Nothlage der Landwirthschaft im ostelbischen Deutschland auf Ueberschuldung, während die oft und gerade in jüngster Zeit besonders lebhaft vertretene Meinung, als ob auch der süddeutsche Bauernstand durchweg hoch überschuldet sei und vor der Gefahr eines gänzlichen Zusammenbruchs stehe, falls nicht Maßregeln außerordentlicher Art ergriffen werden, weder durch die Buchenberger'sche noch durch die bayerische Erhebung bestätigt wird, so ergibt sich, daß, soweit auch in Süddeutschland von einem Nothstand der Landwirthschaft überhaupt geredet werden kann, die Ursachen desselben durchaus verschieden von dem im ostelbischen Deutschland sind. Der Hauptübelstand im ostelbischen Deutschland sind die zu großen Gütercomplexe, die, in ihrer bisherigen Größe zusammengehalten, nothwendig zu fortwährend neuer Verschuldung führen; dagegen ist die landwirthschaftliche Technik im ostelbischen Deutschland vielfach ganz ausgezeichnet. Beim süddeutschen Bauern ist dagegen die Technik vielfach in kläglicher Weise rückständig. Dies findet durch die badische und die bayerische Erhebung sowohl in negativer wie in positiver Weise seine Bestätigung. Fragen wir Buchenberger nach den Ursachen der geringfügigen Verschuldung in der enormen Mehrzahl der badischen Gemeinden, so hören wir: „1. daß die wirthschaftlichen Tugenden des Fleißes und der Sparsamkeit in den Reihen der badischen Bauernschaft

in erfreulicher Weise entwickelt sind; 2. daß die badische Bevölkerung, obwohl sie zumeist aus Kleinwirthen sich zusammensetzt, in ungewöhnlich geschickter Weise es verstanden hat, die Technik ihres Betriebs der durch die neuzeitliche Umgestaltung der Verkehrsverhältnisse geschaffenen Allgemeinlage des Gewerbs anzupassen." Umgekehrt erinnert sich der Leser der Allgem. Zeitung noch des technischen Sündenregisters, das Dr. Drill in der Beilage vom 17. December 1895 auf Grund der bayerischen Agrarenquete vorgeführt hat. Diese Ergebnisse der bayerischen Enquete finden eine sehr bemerkenswerthe Bestätigung in der äußerst sorgfältigen Untersuchung einer Gemeinde im bayerischen Voralpengebiet, welche einer meiner Schüler soeben zu veröffentlichen im Begriff ist.[1]) Dr. Schweyer ist ein Bauernsohn. Er ist in seiner Gemeinde aufgewachsen und kennt darin jeden Bauern und jede bäuerliche Wirthschaft. Er hat diese seine Heimathgemeinde, Schöffau, zum Gegenstand einer Monographie gemacht, in der er diese in socialer und wirthschaftlicher Beziehung bis ins Einzelne schildert. Da ist nicht mehr von Durchschnittsberechnungen die Rede, sondern jede der 42 Bauernwirthschaften wird nach Lasten und Abgaben individuell ins Auge gefaßt. Es ergibt sich, daß in allen diesen Wirthschaften die Rentabilität hinter dem, was heute billigerweise gefordert werden kann, erheblich zurückbleibt. Und die Ursache? Sie liegt nicht in den gesunkenen Getreidepreisen, denn Schöffau hat niemals für den Markt, sondern stets nur für den eigenen Bedarf Getreide producirt und ist diesem Principe bis heute treu geblieben. Sie liegt auch nicht in der Höhe der Bodenzinse, denn von 42 Bauern zahlen nur 12 überhaupt Bodenzinse im Gesammtbetrag von Mk. 95,30, während die Wirthschaften der übrigen 30 Besitzer ebensowenig rentabel sind, wie die der 12 Bodenzinspflichtigen. Sie liegt auch nicht in der Verschuldung; die Schuldenlast der Schöffauer Gemeinde ist nicht bedenklich und es gibt eine Anzahl Güter, die sogar völlig schuldenfrei sind, und auch diese sind nicht rentabel. Ebensowenig liegt sie in einem Rückgang des Haupterwerbszweigs Schöffau's, der Viehzucht, denn die Viehpreise sind stets befriedigend gewesen. Ebensowenig liegt sie, wie eine ausführliche Berechnung zeigt, in den zu bestreitenden öffentlichen Lasten, ebensowenig in der Lebensweise der Schöffauer, die vielmehr sehr mäßig ist, ebensowenig in den gesteigerten Anforderungen der Dienstboten und Taglöhner, denn die Schöffauer wirthschaften ganz überwiegend mit Hülfe der eigenen Familienangehörigen. Alle angeführten Momente sind also außer Stand, die niedrige Rentabilität der Schöffauer Landwirthschaft genügend zu erklären. Als Hauptursache wird vielmehr dargethan das Festhalten an der überkommenen Wirthschaftsweise und ein ungenügendes Durchdringen des die ganze Volkswirthschaft mehr und mehr beherrschenden Princips der Wirthschaftlichkeit, namentlich eine Vernachlässigung der Meliorationen und ein Zurückbleiben in der sonstigen Technik.

Damit ist auch gesagt, daß die Mittel zur Hebung der Rentabilität in Süddeutschland durchaus verschieden von denen im ostelbischen Deutschland sein müssen. Wer dies heute sagt, tritt freilich den Tendenzen und Kampfmitteln der agrarischen Agitation schneidend entgegen. Er gewärtigt, alsbald zu hören, daß er ein Feind der Landwirthschaft sei, weil er ihr Heil auf einem anderen Wege sucht, als die Agitatoren, denn das Hauptargument, mit dem heute gekämpft wird, ist die Verdächtigung. Ich fürchte, daß auch der badische Finanzminister, Hr. Staatsrath Buchenberger, trotz aller seiner Verdienste um die Landwirthschaft dem Schicksal nicht entgehen wird, ihr zu verfallen. Denn in der hier erörterten Schrift hat er das gewichtigste Material beigebracht, um den Irrwegen der Agitation entgegenzutreten und die süddeutsche Landwirthschaft auf die einzige Bahn zu verweisen, die zu ihrem Heil führen kann. Je seltener der dazu nöthige Muth heute sich findet, mit um so größerem Danke ist sein Verdienst anzuerkennen.

[1]) Dr. Franz Schweyer: Schöffau, eine Gemeinde im Gebiete der bayerischen Voralpen. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 1896.

Franz Liszts Briefe.

III.

" Die Bethätigung Liszts als schaffender Künstler spiegelt sich mit allen Kämpfen und Leiden, die sie im Gefolge hatte, in einer größeren Anzahl seiner Briefe. Zwar sucht der Componist mit einer gewissen Leichtigkeit über die schlimmen Erfahrungen hinwegzugehen, die ihm — vereinzelte Ausnahmen abgerechnet — zunächst aus der Vorführung seiner größeren Orchesterwerke und Chorwerke erwuchsen. Es handelte sich hiebei nicht bloß um den natürlichen und unausbleiblichen Widerstand, auf den künstlerische Neuerungen meist treffen, wenn sie nicht im glücklichen Augenblick des allgemein empfundenen Bedürfnisses anheben. Diesem Widerstand gegenüber durfte der Künstler ganz zuversichtlich auf die Macht der Zeit vertrauen und wiederholt dieser Zuversicht so charakteristischen Ausdruck geben, wie in dem Weimar, den 2. März 1854, datirten Briefe an den Königsberger Louis Köhler: „Sie können überzeugt sein, daß kein alberner Dünkel in mir steckt und daß ich es redlich und ernst mit unsrer Kunst, die am Ende unser Herzblut sein muß, meine und halte. Ob man uns etwas mehr oder weniger „zerzaust", wie Sie mir schreiben, ist ziemlich gleichgültig. Laßt uns nur die Flügel schwingen „mit festem Angesicht" und alles das Gänsekleckgeschnatter wird uns keineswegs geniren. Daß Ihre Schrift („Die Melodie der Sprache") gröblich und hämisch recensirt worden ist, darf Sie nicht betrüben. Sie setzen bei ihrem Leser Feinheit und Bildung des Gefühls, künstlerischen Scharfsinn, nuancirtes Verständniß und einen gewissen Atticismus voraus. Ja, lieber Freund, das sind gar seltene Dinge — und nur in sehr homöopathischen Kügelchen bei unsern Aristarchen aufzufinden. Schafe und S. . . . haben keinen Geschmack für Trüffeln. „Gutes Heu, süßes Heu hat seinesgleichen auf der Welt nicht", sagt sehr richtig der Kunstphilosoph Zettel im Sommernachtstraum! Uebrigens, lieber Freund, ging und geht es anderen besseren Kerls noch als wir nicht besser. Wir brauchen darüber uns keine Grillen zu fabriciren und nur ruhig, beharrlich und consequent fortzuschreiten." Aehnliche Stellen finden sich zu Dutzenden in den Briefen der weimarischen Jahre und wiederholen sich von Rom aus und in den späteren Jahrzehnten mit etwas stärkerem Selbstgefühl und etwas feinerer Ironie. Dabei ist leicht ersichtlich, daß Liszt von eigentlicher Selbstüberschätzung und allem Höhenwahn vollkommen frei ist. Er trug die Gewißheit in sich, daß er als schaffender Künstler etwas sei und bedeute, aber er überließ es ruhig der Nachwelt, den Platz zu bestimmen, den er bleibend in der Geschichte der Musik zu beanspruchen habe. Die Rückverweisung auf das Virtuosenthum, in der sich ein Theil der ihm feindlichen Kritik gefiel, empörte ihn weit weniger wegen ihrer kurzsichtigen Ungerechtigkeit, als wegen der Bequemlichkeit und Genußsucht, die sich darin kundgab. Im übrigen war ihm Fr. Hebbels Wort an einen jüngeren Dichter: „Sie gehören unzweifelhaft zur königlichen Familie, man kann aber noch nicht wissen, welchen Rang Sie in der königlichen Familie einnehmen", aus der Seele gesprochen. Es war nicht gekünstelte Bescheidenheit, sondern tiefste Ueberzeugung in ihm, wenn er (Rom, 6. December 1881) an Camille Saint Saëns schrieb: „Niemand empfindet mehr

als ich das Mißverhältniß zwischen dem guten Willen und dem bleibenden Resultat in meinen Compositionen. Gleichwohl fahre ich fort zu schreiben — nicht ohne Anstrengung — aus einer inneren Nöthigung und alter Gewöhnung. Hohe Ziele ins Auge zu fassen, ist nicht verboten: ob das Ziel erreicht sei, bleibt immer ein Fragezeichen." Liszt lebte gerade lange genug, um dies Fragezeichen für einzelne seiner Werke getilgt zu sehen und vorauszufühlen, daß diese Werke keineswegs mit dem Verschwinden seiner Persönlichkeit von der Tafel gelöscht sein würden. Und mit ebenso berechtigtem Stolz als selbstloser Ehrlichkeit forderte er allezeit von allen seinen Beurtheilern, was er (Weimar, 8. September 1859) einem Musiker wie Louis Köhler zugerufen hatte: „Verfahren Sie in der Besprechung meiner Werke gänzlich frei, offenherzig und rücksichtslos. Glauben Sie ja nicht, daß mich irgend welche Eitelkeit anwandelt oder antreibt. Darüber bin ich längst weg und hinaus. Sobald Sie mir, wie ich es nach Ihrem Briefe annehme, die gehörigen musikalischen Voraussetzungen, um künstlerisch frei zu gestalten, zuerkennen, kann ich Ihnen für alles übrige, sei es auch herber Tadel, nur dankbar sein. Ich habe mich öfters meinen Freunden gegenüber dahin ausgesprochen, daß, wenn selbst alle meine Compositionen verfehlt wären (was ich weder bejahen noch verneinen darf), sie deßwegen doch nicht ganz unnütz verblieben durch die Anregung und den Anstoß, den sie zur Fortentwicklung der Kunst geben. Dieses Bewußtsein genügt mir vollkommen, um consequent auszuharren und weiteres zu schaffen."

Doch, wie oben angedeutet, der Kampf, den Liszt um die Erkenntniß und die Anerkennung seiner schöpferischen Bestrebungen zu bestehen hatte, war nicht allein gegen das Widerstreben derer gerichtet, die, der Ueberlieferung treu, Liszts Werke weniger auf ihr innerstes subjectives Lebensrecht prüften, als sie mit den Schöpfungen anderer Meister verglichen. Liszt wußte daneben ganz wohl und mußte es oft genug mit herbem Schmerz erfahren, daß auch Geister, die gewohnt waren, den Kernpunkt künstlerischer Persönlichkeiten zu erfassen, die die Berechtigung und die Nothwendigkeit der zeugenden poetischen Eigenart innerhalb der Kunst voll erkannten, sich von ihm abwandten. In den neuerdings gleichfalls von La Mara herausgegebenen „Briefen an Liszt",[1]) finden sich Zeugnisse auch für diese Erfahrung, die dem im allgemeinen nicht pessimistisch gestimmten Künstler doch mehr als einmal das Geständniß ablockte, daß der Tod leichter zu verstehen und zu tragen sei, als das Leben. Das gewichtigste und entschiedenste Zeugniß dieser Art ist z. B. der Brief, den J. Joachim (Göttingen, 27. August 1857) an Liszt richtete, mit dem er während der Jahre 1850 bis 1854 gemeinsam in Weimar gewirkt hatte. Joachim, aufgefordert, bei den weimarischen Septemberfesten, bei denen Liszt zuerst seine Faustsymphonie zur Aufführung brachte, mitzuwirken, gesteht im Eingang seines Briefes ein, daß er sich bisher eines Mangels an Offenheit beschuldigen müsse, der ihn sich selbst gegenüber demüthigen würde, wenn er nicht das tröstende Bewußtsein in sich trüge, daß dieser Mangel dem besten Gefühl verwandt sei, das er in sich trage. Er habe mit offenem Bekenntniß gezögert, weil der tiefe Widerspruch seiner persönlichen Neigung zu Liszt und seiner Anschauung über dessen Schöpfungen ihm als Stachel erschienen sei, den er nicht verwundend gebrauchen dürfte. „Aber was hülfe es, wollte ich noch länger zaudern, klar auszusprechen, was ich empfinde — meine Passivität Deinem Wirken gegenüber müßt' es, unschön umnebelt, dennoch offenbaren, Dir, der gewohnt ist, Enthusiasmus für sich handeln zu sehen, und der auch mich echter, thatkräftiger Freundschaft fähig hält. So will ich denn nicht mehr verschweigen, was, ich gesteh' es beichtend ein, Dein männlicher Geist früher zu hören fordern mußte, ja worauf er als solcher ein Anrecht hat: Ich bin Deiner Musik gänzlich unzugänglich; sie widerspricht allem, was mein Fassungsvermögen aus dem Geist unsrer Großen seit früher Jugend als Nahrung sog. Wäre es denkbar, daß mir je geraubt würde, daß ich je dem entsagen müßte, was ich aus ihren Schöpfungen lieben und verehren lernte, was ich als Musik empfinde, Deine Klänge würden mir nichts von der ungeheuren vernichtenden Oede ausfüllen. — — — Vergib mir, wenn ich in die Vorbereitungen zu der Feier einen Moment der Betrübniß mischte; ich mußt' es. Dein Ehrfurcht gebietender Fleiß, die Menge Deiner Anhänger werden Dich mich leicht verschmerzen lassen!"

Leicht konnte Liszt diese Absage und dies Geständniß eines so hoch gehaltenen Musikers natürlich nicht verschmerzen. Auch in der Zeit zwischen 1870 und seinem Tode blieb ihm eine gleiche Erfahrung nicht erspart, von der sich freilich in den Briefen an Liszt kein so prägnanter Ausdruck findet, wie der Brief Joachims. Aber Hans v. Bülow machte in späteren Jahren kein Geheimniß daraus, daß er seine jugendliche Begeisterung für Liszts Werke nicht festzuhalten vermocht habe, und noch tiefer und schmerzlicher mußte den Meister diese zweite späte Abwendung berühren. Daß in beiden Fällen der Anstoß in einem Hauptelement Liszt'scher Composition, im Rhapsodischen der Erfindung und Gestaltung, gesucht werden muß, bedarf keiner Erörterung, gehört aber nicht hierher. Der Ton würdevoller Gelassenheit, den Liszt auch bei so schweren inneren Erlebnissen behauptet, war seiner vornehmen Natur von Haus aus eigen, er bedurfte keiner Anstrengung, ihn einzuhalten. Nicht einer unter hundert Kunstgenossen hätte es Liszt in der weltmännisch-melancholischen Resignation nach- oder gleichthun können, mit der er (Rom, 22. Mai 1863) seinen Vetter Ed. v. Liszt beauftragt, der Fürstin Marcelline Czartoryska in Wien eine Auswahl seiner kleineren Compositionen zu überbringen: „Während ihres hiesigen Aufenthalts sprach sie mir mehrmals den Wunsch aus, einige von meinen Compositionen (um welche sie sich bisher, absichtlich oder nicht, wenig bekümmerte) zu kennen. Ich spielte mit ihr das Arrangement für zwei Pianoforte von den symphonischen Dichtungen Héroïde funèbre, Tasso und Les Préludes, welchen sie eine wohlmeinend höfliche Toleranz gewährte. Ohne mehr zu beanspruchen — denn überreiche Erfahrung hat mir gelehrt, daß meine Sachen leichter Befremdung als Befreundung einflößen — möchte ich doch den musikalischen Faden unsrer angenehmen Beziehungen nicht gänzlich abbrechen und ihr zunächst als Buße verschiedene Notenblätter vorlegen."

Niemals und zu keiner Zeit verlor Liszt inmitten der Sorgen, Mühen und Kämpfe für sein eigenes Schaffen die lebendige Theilnahme und die selbstlose Hingabe für die Werke anderer. Durch die lange Reihe der Briefe zieht sich tausendfältig der fördernde, ermuthigende und bewundernde Ausdruck seiner Sympathien für fremde, für große und kleine Leistungen. Sehr charakteristisch ist der Unterschied, den der Meister zwischen lässig hingeworfenen Complimenten eines liebenswürdigen Weltmanns (die er gelegentlich spendet, aber nie eigentlich verschwendet) und dem ernst theilnehmenden Verständniß des bleibend Werthvollen in sich fühlt, das nach einem knappen bezeichnenden Worte ringt. Es war Liszt, seiner Natur und den mannichfaltigen Aufgaben seines Lebens nach, völlig unmöglich, sich in breiteren Erörterungen über Werth und Wesen der Tausende von Werken zu ergehen, die seine Beachtung forderten und fanden. Daß auch schlechthin unzulässige

[1]) Briefe hervorragender Zeitgenossen an Franz Liszt. Nach den Handschriften des Weimarer Liszt-Museums mit Unterstützung von dessen Custos Geheimrath Gille herausgegeben von La Mara. Zwei Bände. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1895.

Forderungen im Vertrauen auf eine fetten verleugnete Liebenswürdigkeit gestellt wurden, erweisen unter anderem die gewiß schon sorgfältig gesonderten „Briefe an Liszt". Gelegentliche Stoßseufzer abgerechnet, finden sich in den Briefen keine Spuren der leidenschaftlichen, nur zu sehr berechtigten Ungeduld, die Liszt gegenüber Zumuthungen anwandeln konnte, die die naive oder auch die raffinirte Eitelkeit an ihn stellte. Welche Ausdehnung diese Zumuthungen erlangten, verrathen ein Lustrum vor Liszts Tode ein paar Briefstellen. An Edmund v. Mihalowich schreibt er (Bayreuth, 8. October 1881): „Man soll mich schuldig finden. Ich will mich nicht entschuldigen. Meine Abneigung gegen Briefe ist maßlos geworden. Wie soll man 2000 Briefe im Jahr beantworten, ohne mindestens blödsinnig zu werden?" (à moins de se crétiniser). Und an Jules v. Zarembski (Rom, 4. December 1881): „Man feiert mich, schmeichelt mir und vernichtet mich mit zahllosen Briefen. Mehr als hundert sind in den letzten sechs Wochen angelangt, ich müßte, um meine Correspondentenpflichten zu erfüllen, ihnen jeden Tag zehn Stunden widmen, das kann ich nicht. Selbst mein Gesundheitszustand, der nicht schlecht ist, mir aber eine unausgesetzte Beschäftigung untersagt, widersetzt sich dem."

Dennoch und so oft er sich vorsetzte, ja den Vorsatz öffentlich aussprach, unverlangte Sendungen von Partituren und Clavierstücken aller Art zurückzuweisen, konnte er den Antheil am Talent und Streben auch der Jüngsten, Unbekanntesten, die sich vertrauend und hülfsbedürftig an ihn wandten, nie besiegen. Ein Blick auf einige Tacte origineller, Gutes verheißender Compositionen genügte, um ihm die Feder wieder in die Hand zu drücken und mit ein paar gütigen und charakteristischen Worten seine Bedränger aufzumuntern. Selbst „Autographen" ließ er sich unter besonderen Umständen noch abpressen, obschon er es 1883 seit 30 Jahren verschworen hatte, je zu Autographensammlungen und Albums beizusteuern.

Aber wie entscheidend und glänzend auch diese rühmlichen Charakterzüge aus der Fülle der Liszt'schen Correspondenz hervortreten mögen, der Eindruck einer beängstigenden Zerstreuung und Zersplitterung, gegen die ihm nur die unbedingte Concentration, die tägliche Rückkehr zur musikalischen Arbeit ein Hülfsmittel war, läßt sich bei der Lesung der 659 Briefe der La Mara'schen Sammlung nicht immer überwinden. Andere große productive Naturen haben vielleicht ebenso viel und mehr zu schreiben gehabt als Liszt, aber den Zumuthungen der Welt, dem Andrang von außen eine strengere Einheit ihres Wesens und ihrer Weltanschauung entgegenzusetzen gehabt als der große Musiker, den die Kirche, wie die profane Welt durchaus keinen specifischen Musiker bleiben lassen wollten!

Mittheilungen und Nachrichten.

* In der XV. Jahresversammlung, welche die Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde am 14. März d. J. in Köln abhielt, ward vom Vorstande über die wissenschaftlichen Unternehmungen der Gesellschaft der nachstehende Bericht erstattet.

Seit der XIV. Jahresversammlung gelangten zur Ausgabe: 1. Acten zur Geschichte der Verfassung und Verwaltung der Stadt Köln im 14. und 15. Jahrhundert, bearbeitet von Dr. Walther Stein. Bd. II. Mit Registern zu beiden Bänden. Bonn, Behrendt 1895. Mit diesem Bande schließt die X. Publication ab. — 2. Landtagsacten von Jülich-Berg, 1400—1610, herausgegeben von Georg v. Below. 1. Bd. 1400—1562. Düsseldorf, L. Voß und Cie. 1895. (XI. Publication.) — 3. Geschichtlicher Atlas der Rheinprovinz, im Auftrage des Provincialverbandes herausgegeben. Bonn, Behrendt 1895. (XII. Publication): 3) Die Rheinprovinz, unter preußischer Verwaltung im Jahre 1818, entworfen und gezeichnet von Konstantin Schulteis. Maßstab 1 : 500,000. 4) Erläuterungen zum geschichtlichen Atlas der Rheinprovinz. I. Bd.: Die Karten von 1813 und 1818, von Konstantin Schulteis. — 4. Geschichte der Kölner Malerschule. 100 Lichtdrucktafeln mit erklärendem Text, herausgegeben von Ludwig Scheibler und Karl Aldenhoven. 2. Lieferung, 33 Tafeln. Lübeck, Joh. Nöhring 1895. (XIII. Publication.)

Für die unter Leitung des Geh.-Rath Prof Loersch in Bonn stehende Ausgabe der Rheinischen Weisthümer konnte im Berichtsjahre nur weniges geschehen. Für den ersten Band finden die letzten Ermittelungen zur Vervollständigung des Materials statt; sodann kann der Druck beginnen. Die Reisen des Dr. Tille haben mehrfach werthvolles Material für die späteren Bände des Kurfürstenthums Trier und für die übrigen Theile der Ausgabe zutage gefördert.

Für die Ausgabe der Aachener Stadtrechnungen hat Stadtarchivar Rich. Pick in Aachen etwa 10 bei den Ordnungsarbeiten neu aufgefundene kleinere Bruchstücke aus dem 14. und 15. Jahrhundert kopirt und die Rechnung des Etatsjahres 1394/95, welche bei Laurent nur im Auszuge mitgetheilt ist, abgeschrieben und bearbeitet. Auch von einer größeren Zahl von Urkunden, welche dem Erläuterungsbande einverleibt werden sollen, sind Abschriften genommen worden.

Ueber die Ausgabe der Rheinischen Urbare entnehmen wir den eingehenden Berichten des Leiters der Publication, Prof. Dr. Lamprecht in Leipzig, und seiner Mitarbeiter die folgenden Angaben: Die Herausgabe der Aachener Urbare durch Dr. Kelleter in Köln, welche vorläufig die sogenannten Zinsbücher des Krönungsstiftes umfassen soll, hat eine Verzögerung erfahren, weil das zur Erläuterung der Hauptquelle dienende Material in weiterem Umfange, als dies ursprünglich beabsichtigt war, heranzuziehen ist. Dafür sind in erster Linie die Grafschaftsbücher zu berücksichtigen gewesen. Die endgültige Fertigstellung des geplanten I. Bandes wird demnach vor Juli kaum zu erwarten sein. Dr. Bahrdt, längst sehr kränklich, hat aus der Bearbeitung der kleineren niederrheinischen Urbarialien ausscheiden müssen; seine Manuscripte sind an Dr. Tille übergegangen. Dieser, zunächst für die Bearbeitung der Xantener Urbare eingestellt, ist seit Pfingsten v. J. für andere Arbeiten im Interesse der Gesellschaft (Archivreisen) thätig gewesen, wird aber nach deren Erledigung sich wieder ganz der Urbaredition zuwenden. Die Bearbeitung der Urbarialien von St. Pantaleon in Köln durch Dr. Hilliger wird demnächst abgeschlossen vorliegen. Die Edition hat sich durch die Mitaufnahme des alten Memorienkalenders und durch die Heranziehung der reichen urkundlichen Ueberlieferung verzögert. Die Ausgabe wird die wirthschaftliche Entwicklung einer geistlichen Körperschaft in Actenstücken in unmittelbarer Folge vom Beginne des 12. bis zum Ende des 17. Jahrhunderts darbieten. Dr. Köpcke begann mit den Ertragsregistern des Stiftes St. Gereon, brach die Arbeit aber ab, um die Ausgabe der Werdener Urbare zum Abschluß zu bringen. Da das eigentlich urbariale Material für das spätere Mittelalter fast versiegt, so mußten zur Feststellung des klösterlichen Besitzstandes in dieser Zeit die Lehnsregister und Rechnungen im Düsseldorfer Staatsarchive herangezogen werden. Auch das Braunschweigische Landes-Hauptarchiv in Wolfenbüttel und die Bibliothek des Bergischen Geschichtsvereins in Elberfeld lieferten einige Ausbeute für die Edition, deren Abschluß im Herbste zu erwarten ist, falls sie sich auf die eigentlichen Ertragsregister beschränkt, worüber noch Beschluß zu fassen ist.

Die Arbeiten zur Ausgabe des 2. Bandes der Jülich-Bergischen Landtagsacten I. Abtheilung sind nach dem Berichte des Geh. Rath Prof. Dr. Rittes im vergangenen Jahre nur langsam gefördert worden, da Prof. v. Below theils durch seine akademische Thätigkeit, theils durch die Untersuchung wichtiger, bei der Sammlung seiner Acten sich ergebender rechts- und verwaltungsgeschichtlicher Fragen in Anspruch genommen war. Seine im Laufe des Jahres 1895 erschienenen Abhandlungen „Zur Entstehung der Rittergüter" und „Die städtische Verwaltung als Vorbild der territorialen" stehen indeß mit der Herausgabe der Jülich-Bergischen Landtagsacten in so nahem Zusammenhange, daß sie auch hier zu erwähnen sind. Von den Osterferien ab gedenkt Prof. v. Below seine Kräfte wieder nachhaltiger der Bearbeitung des 2. Bandes der Landtagsacten zu widmen.

Wie Geh. Archivrath Dr. Hacketz mittheilt, ist die Bearbeitung der Acten der Jülich-Bergischen Landstände II. Reihe bezüglich der Bergischen Acten durch Dr. Küch in Düsseldorf nunmehr bis zum Jahre 1648 geführt und zugleich die Durchsicht und Excer-

pirung der Abtheilung „Jülich-Berg“ entsprechend fortgesetzt worden. Mit der Bearbeitung der Acten der Jülicher Landstände und der sogenannten Landtags-Commissions-Verhandlungen (d. h. der landesherrlichen Landtagsacten) wird demnächst begonnen werden.

Die Bearbeitung des II. Bandes der älteren Matrikeln der Universität Köln ist durch Dr. Keussen in Köln weiter gefördert worden. Die Register sind zum guten Theils für den Druck bereitgestellt worden, da dies eine Voraussetzung für die Erläuterung bildet. Die letztere hat aus den Decanatsbüchern der artistischen Facultät reichen Gewinn geschöpft; diese sind bis zum Jahre 1485 ausgebeutet worden, bei welcher Gelegenheit sich umfassende Nachträge und mannichfache Berichtigungen für den I. Band ergaben, wie dies der Herausgeber allerdings auch voraussgesetzt hatte, aber nicht hatte ändern können, weil ihm die Einsicht in die werthvollen Bände seinerzeit versagt wurde.

Ueber die Ausgabe der älteren rheinischen Urkunden macht Prof. Menzel die nachstehenden Angaben: Im Jahre 1895 wurden in Paris die in der Nationalbibliothek befindlichen Originalurkunden des Klosters St. Maximin untersucht, desgleichen die Urkunden und Kretulare der Klöster Stablo und Malmedy und von St. Pantaleon und St. Ursula in Köln. In Brüssel wurden mehrere Kartulare von Stablo und Malmedy, die theils auf das Bamberger, theils auf das Düsseldorfer Kartular zurückgehen, bearbeitet. Die Durchsicht der Inventare des Belgischen Staatsarchivs und der Königlichen Bibliothek, die in liberalster Weise gestattet wurde, ergab noch mancherlei werthvolles Material für die Geschichte und das Urkundenwesen der beiden Klöster. In der Bibliothek wurden zwei Königsurkunden, Arnolfs für St. Florin in Coblenz (v. J. 893) und Otto's I. für das Erzstift Trier (n. J. 949), bearbeitet. In Düsseldorf wurden vorgenommen die Originalurkunden von Kurköln und Domstift Köln, Bilich, Gerresheim, Essen, Kaiserswerth, Cornelimünster und St. Gereon, St. Ursula und St. Kunibert in Köln; desgleichen die Kartulare von St. Cassius und Florentius in Bonn, von St. Kunibert, St. Severin und St. Gereon in Köln, des Stiftes Essen und der Klöster Cornelimünster und Siegburg. In Darmstadt wurden die 63 Bände der Alster'schen Sammlung (mit Ausnahme von n. 2714, 2727, 2718, 2717, die gerade nach Köln verliehen waren) durchgesehen. Darunter befindet sich als n. 2709 der 23. Band der Farragines des J. Gelenius. In Coblenz und Trier wurden mehrere ältere Stücke einer nochmaligen Prüfung unterzogen. Das Material bis 900 ist jetzt vollständig gesammelt. Im Laufe des Jahres 1896 wird die Abtheilung bis z. J. 800 als druckfertig vorgelegt werden können.

Ueber die erzbischöflich-kölnischen Regesten berichtet Prof. Menzel in Bonn: Die Durchsicht der in Paris befindlichen Handschriften kam auch den beiden ersten Abtheilungen der Regesten zu gut. Es wurde dabei eine noch ungedruckte Urkunde des Papstes Johann X. für den Erzbischof Wichfried von Köln gefunden. Auch in den Brüsseler Handschriften fanden sich erzbischöfliche Urkunden vor dem Jahre 1100, die verglichen wurden. In Düsseldorf wurden die Originalurkunden, hauptsächlich des XI. Jahrhunderts, untersucht. In Darmstadt ergab die Durchsicht der Alster'schen Sammlung recht willkommene Ausbeute und die handschriftliche Unterlage für verschiedene erzbischöfliche Urkunden. Das Material für die erste Abtheilung bis zum Jahre 1100 ist jetzt vollständig gesammelt und bedarf nur noch in einzelnen Punkten der kritischen Nachprüfung; die Vorlage wird aber in diesem Jahre erfolgen. In der zweiten Abtheilung (1100—1304) hat Dr. R. Knipping die Arbeit bis 1205 so weit gefördert, daß der Abschluß derselben in einigen Monaten erfolgen wird. Zugleich hat das für das 13. Jahrhundert gesammelte Material mannichfache Bereicherung erfahren. In der dritten Abtheilung (1304—1414) fuhr Dr. M. Müller fort, den Stoff aus Urkundenbüchern und Regestenwerken, sowie aus den darstellenden Quellen zusammenzutragen und chronologisch einzureihen. Bis jetzt liegen gegen 5000 Nummern vor. Obgleich die noch nicht benützte Literatur sehr umfangreich ist, werden sich die in Betracht kommenden Druckwerke doch binnen Jahresfrist bewältigen lassen.

Nach längerem Stocken ist die Ausgabe der Zunfturkunden der Stadt Köln wieder in Fluß gekommen. Prof. Gothein hat die Leitung übernommen; Dr. Lau in Köln ist seit dem 1. März in die Bearbeitung des Stoffes eingetreten. Es ist daher die sichere Aussicht vorhanden, daß der nächste Jahresbericht einen erfreulichen Fortschritt dieses Unternehmens feststellen wird.

Vom Geschichtlichen Atlas der Rheinprovinz, dessen Bearbeitung der Leitung von Geh.-Rath Prof. Nissen in Bonn unterstellt, wurde 1895 die Karte, welche die Anfänge der preußischen Verwaltung im Jahre 1818 darstellt, ferner ein Band Erläuterungen zu den Karten von 1813 und 1818 ausgegeben. Der Bearbeiter, Gymnasiallehrer Konstantin Schuttels, hat das damit auch ihm übernommene Pensum an der Herstellung des Atlas erledigt; jedoch besteht gegründete Hoffnung, daß seine in zehnjähriger Arbeit erworbene Erfahrung auch in Zukunft dem Unternehmen zu gute kommen werde. Dr. Fabricius hat die Uebersichtskarte von 1789 und den schwierigen Band Erläuterungen, der die verwickelten Verhältnisse vor der französischen Einverleibung urkundlich darlegt, beendigt. Der Druck dieses Bandes hat im alten Jahre begonnen und schreitet in stetigem, wenn auch durch die Umstände bedingt langsamem Tempo vorwärts.

Ueber die Bearbeitung der Acten der Jülich-Clevischen Politik Kurbrandenburgs (1610—40) berichtet Geh. Rath Prof. Dr. Ritter: Nachdem Dr. Löwe die auf die innere Verwaltung der Jülicher Lande bezüglichen Acten des Berliner Archivs für die Jahre 1610—14 durchgearbeitet hatte, ging er zu den auf denselben Zeitraum sich erstreckenden, die innere wie die auswärtige Politik umfassenden Acten des Düsseldorfer Archivs über. Im Mittelpunkt dieser letzteren stehen vornehmlich der Jüterbogker Vertrag von 1611 und der Bruch zwischen Brandenburg und Neuburg im Jahre 1614. Die auf die inneren Verhältnisse sich beziehenden Verhandlungen bewegen sich in dem doppelten Gegensatze der stellvertretenden Brandenburger und Neuburger Regierungen und beider zu den weiter fungirenden Räthen der alten Landkanzlei. Unausgesetzt ist neben dem höchst verwickelten Gange der politischen Geschäfte die Entwicklung der kirchlichen Verhältnisse im Auge behalten.

Die von Stadtarchivar Dr. Hansen bearbeiteten Quellen zur ältesten Geschichte des Jesuitenordens in den Rheinlanden (1543 bis 1582) befinden sich seit dem Herbste vorigen Jahres unter der Presse. Der Druck wird Ende Mai abgeschlossen sein.

Wie im Vorjahre hat sich Dr. E. Bouillème in Bonn auch im Jahre 1895 im wesentlichen darauf beschränken müssen, den rein bibliographischen Theil seiner Arbeit über den Buchdruck Kölns im 15. Jahrhundert zu fördern. Demgemäß hat er zunächst den Rest der Trierer Incunabeln durchgesehen und theils während seines 14tägigen Aufenthaltes in Trier, theils in Bonn verarbeitet. Sodann haben ihn durch Zusendung größerer Massen alter Drucke höchst dankenswerth unterstützt die großherzogliche Bibliothek in Darmstadt, sowie die Hof- und Staatsbibliothek in München und die Paulinische Bibliothek in Münster i. W. Kleinere Beiträge erhielt er aus Berlin, Breslau, Göttingen und Mainz. Die Gesammtzahl der bis jetzt aufgenommenen Drucke beträgt 915.

Von der durch die Herren Ludwig Scheibler und Karl Aldenhoven veröffentlichten Geschichte der Kölner Malerschule ist die 2. Lieferung, 33 Tafeln enthaltend, erschienen. Die 3. Lieferung wird Ende 1896 erscheinen. Nach Abschluß des Werkes wird ein historisch geordnetes Verzeichniß sämmtlicher Abbildungen ausgegeben werden, außerdem ein erklärender Text mit einer geschichtlichen Darstellung der Kölner Malerschule.

Prof. Dr. Gothein in Bonn hat die Herausgabe von Urkunden und Acten zur Geschichte des Handels und der Industrie in Rheinland und Westfalen nicht erheblich fördern können, da er durch ältere Verpflichtungen anderweit in Anspruch genommen war.

Als neues Unternehmen hat der Vorstand die Ausgabe der Kölner Stadtrechnungen aus dem Mittelalter, bearbeitet von Dr. Rich. Knipping in Köln, welche bereits in der Denkschrift über die Aufgaben der Gesellschaft aus dem Jahre 1881 als eine ihrer wesentlichen Veröffentlichungen bezeichnet worden war, übernommen. Text und Einleitung liegen vollständig abgeschlossen vor, so daß der Druck sofort beginnen wird. Das Werk selbst soll in zwei Bänden im Laufe der Jahre 1896 und 1897 erscheinen, einem kleineren, welcher die Bearbeitung der Einnahmen, und einem größeren, welcher die Ausgaben enthalten wird.

Um den allgemeineren Publicationen der Gesellschaft (Weisthümer, Urbare, erzbischöfliche Regesten und älteste Urkunden) möglichste Vollständigkeit in der Materialsammlung zu sichern, sowie um einen Ueberblick über die in der Provinz zerstreute geschichtliche Ueberlieferung zu schaffen, hat der Vorstand die Inventarisirung der kleinen Archive der Provinz beschlossen und Dr. Armin Tille, welcher bisher bei der Urbar-Ausgabe thätig war, mit ihrer Bereisung beauftragt. Dieser hat Anfang Juli seine neue Thätigkeit begonnen und bis Ende des Jahres 193 Archive von Land-

Digitized by Google

rathe-, Bürgermeister- und Gemeindevorsteherämtern, von katholischen und evangelischen Pfarreien und von Privaten aufgenommen. Abgeschlossen ist die Inventarisirung in den Kreisen Köln-Land, Neuß, Crefeld-Stadt und -Land und St. Goar, zum Theil erledigt in den Kreisen Düsseldorf, Grevenbroich, Bergheim, Bonn und M.-Gladbach.

Die Commission für die Denkmälerstatistik der Rheinprovinz erstattete folgenden Bericht:

Die Commission beklagt den Tod ihres ältesten, um ihre Arbeiten hochverdienten Mitgliedes, des am 16. Juli 1895 verstorbenen Appellationsgerichtsraths a. D. Dr. August Reichensperger. Die dem Bearbeiter der Kunstdenkmäler der Rheinprovinz, Dr. Paul Clemen, aus seiner Stellung als Provinzialconservator erwachsenden zahlreichen und umfassenden Arbeiten erweisen sich leider immer mehr als ein dauerndes großes Hinderniß für den Fortgang des Werkes. So hat denn auch das dritte Heft des dritten Bandes: „Die Kunstdenkmäler des Kreises Neuß", erst im November des Jahres 1895 fertiggestellt werden können, und das letzte Heft dieses Bandes steht immer noch aus. Dieses vierte, ziemlich umfangreiche Heft wird die Kreise Gladbach, Grevenbroich und Krefeld umfassen und voraussichtlich noch im Laufe des kommenden Sommers veröffentlicht werden. Die Vorlagen für die Illustration des vierten und fünften Bandes sind bis auf wenige unterdessen ganz fertiggestellt worden. In der Stadt Köln nehmen die Aufnahmen ihren Fortgang und haben sich namentlich in letzter Zeit schon auf manche Gegenstände der Kleinkunst in den Kirchenschätzen erstreckt. Das Denkmälerarchiv hat im letzten Jahre weiteren reichen Zuwachs erhalten. Durch das Entgegenkommen des Cultusministers konnte für eine seitens der Provinzialverwaltung mit dankenswerthester Liberalität zur Verfügung gestellte Summe die große Zahl von nachhundert nach dem Meydenbauer'schen Meßbildverfahren aufgenommenen Tafeln bestellt werden, wovon der größte Theil schon im Laufe dieses Jahres eintreffen wird. Abgesehen von dieser Vermehrung, sind schon fast dreitausend Inventarnummern vorhanden. Eine sehr nützliche Ergänzung bildet die ebenfalls begonnene und bereits sechzig Nummern zählende Sammlung von Abgüssen und sonstigen Nachbildungen kleinerer Werke der Goldschmiede- und der Bildhauerkunst. Wie bisher, haben alle für das Unternehmen in Anspruch genommenen Behörden und Privatpersonen bereitwilligst Hülfe geleistet, wofür der schuldige Dank ausgesprochen wird.

* **Berlin.** Für die Zulassung von Frauen zu den Vorlesungen der hiesigen Universität sind folgende Bestimmungen getroffen worden: Frauen, die an den Universitätsvorlesungen als Gastzuhörerinnen theilnehmen wollen, haben zunächst die Erlaubniß des Unterrichtsministers nachzusuchen. In der Eingabe sind die wissenschaftlichen Fächer zu bezeichnen, über welche Vorlesungen zu hören denselben beabsichtigt wird, auch sind über die Vorbildung und die persönlichen Verhältnisse Mittheilungen zu machen. Nach Prüfung der Zeugnisse und Ausstellung des Erlaubnißscheines durch den Rector ist die Einwilligung der Professoren und Docenten, deren Vorlesungen zu hören gewünscht werden, einzuholen. Anmeldungsbücher werden nur den Frauen ausgehändigt, die sich auf eine Prüfung vorbereiten und zu dieser einen Nachweis über die gehörten Vorlesungen zu führen haben. Die Ausstellung eines Rectoratserlaubnißscheines ist in jedem Halbjahre nachzusuchen. Ohne weiteres steht niemandem der Zutritt zu den Universitätsvorlesungen — nach wie vor öffentlichen — frei. Da von Zeit zu Zeit eine Conferenz über die Berechtigung der Hörer erforderlich ist, wird empfohlen, den Rectoratserlaubnißschein beim Besuch der Vorlesungen stets bei sich zu führen. — Der Nachfolger von Prof. Tietjen, Prof. J. Bauschinger, der von München hierher berufen wurde, wird seine Lehrthätigkeit in Berlin mit zwei Vorlesungen eröffnen; privatim liest er über die Theorie der Bahnbestimmung der Planeten und Kometen, öffentlich über die Theorie der astronomischen Refraction; außerdem wird er im Verein mit Prof. Förster die Uebungen des Seminars für die Ausbildung im wissenschaftlichen Rechnen leiten. — Herman Grimm nimmt nach längerer Pause seine Lehrthätigkeit wieder auf; das Thema seiner Vorlesung lautet: „Darstellungskreise der neueren Kunst". — Heinrich v. Treitschke hat die ihm von dem behandelnden Arzte Geh. R. Gerhardt zur Erleichterung angerathene Reise nach Ems wegen des ungünstigen Wetters vorläufig aufgeben müssen.

⊕ **Wien.** Die Budapester Universität wird anläßlich der ungarischen Jahrtausendfeier eine Anzahl Ehrendoctoren ernennen. Unter denselben befinden sich Erzherzog Joseph und der Bruder der Kaiserin, Herzog Karl Theodor in Bayern, Graf Bela Szechenyi, Sohn des Begründers der ungarischen Akademie der Wissenschaften, Graf Geza Kun, Bischof Aron Kiss, Virchow in Berlin, der Chemiker und gewesene französische Minister des Aeußern, Berthelot, Sectionschef Prof. Hartel in Wien und der Geograph Ludwig Locza. — Unterrichtsminister Dr. Wlassics erklärte, wie der „N. Fr. Presse" aus Budapest gemeldet wird, in der gestrigen Sitzung des ungarischen Abgeordnetenhauses Bericht über die Erwerbung der sogenannten Hunyady-Archivalien, die sich im bayerischen Staatsarchiv zu München befinden und mit Genehmigung des Kaisers Franz Joseph dem ungarischen Landesarchiv einverleibt werden. Der Minister theilte dem Abgeordnetenhause mit, daß die betreffenden Verhandlungen mit Bayern schon in den siebziger Jahren eingeleitet wurden, aber erst jetzt zu einem Ergebnisse geführt haben. Kaiser Joseph II. hatte 1786 aus den damals noch in Ansbach verwahrten Hunyady-Documenten 1166 Stück dem damaligen ungarischen Cameralarchiv geschenkt. Bei dem innigen Zusammenhange der ungarischen mit den bayerischen Archivalien über eine der glänzendsten Epochen der ungarischen Geschichte erschien der Besitz der vollständigen Hunyady-Archivalien für Ungarn sehr wünschenswerth. 1877 wurden der bayerischen Regierung die im Budapester Nationalmuseum befindlichen Bavarica zum Tausche angeboten, aber von der bayerischen Regierung abgelehnt, weil das Anbot nicht als vollwerthig angesehen wurde. 1888 brachte Hofrath Thallocy die Sache wieder in Fluß, und auf seine Bemühungen hin haben sich das gemeinsame Finanzministerium und das gemeinsame Hof- und Staatsarchiv bereit erklärt, einige hundert Stück Bavarica aus ihrem Besitze ohne jedes Entgelt der bayerischen Regierung anzubieten, wenn dieselbe wenigstens die 584 registrirten Hunyady-Documente Ungarn zurückstellt. Die Münchener Regierung forcerte auch noch die im Budapester Nationalmuseum verwahrten Bavarica dazu, und der ungarischen Regierung ist es mit Genehmigung des Kaisers, der dieser Angelegenheit die lebhafteste Förderung angedeihen ließ, endlich gelungen, den Tausch zu verwirklichen. — Hier besteht ein „Lehrerinnenheim" für erwerblose alte Lehrerinnen und Erzieherinnen, gegründet und erhalten vom Verein der Lehrerinnen und Erzieherinnen. Die bisherige Protectorin dieses Lehrerinnenheims hat nun aus Anlaß einer von dem Verein veranstalteten Bücherlotterie ihr Protectorat niedergelegt, „weil die Auswahl einiger Bücher" — dieselben sind Spenden von Mitgliedern und Wiener Frauen — „mit ihren heiligsten Empfindungen in Widerspruch stehe und weil es sonst den Anschein gewinne, als ob die Erzherzogin die Auswahl der Bücher gutgeheißen hätte". Die Bestürzung der Vereinsmitglieder hierüber wuchs noch, als das feudal-klerikale „Vaterland" den Index der beanstandeten Bücher veröffentlichte und man auf demselben u. a. Meyers Conversationslexikon, Brehms Thierleben, Ebers' Romane, die doch gerade Familienväter unbesehen als Weihnachtsgabe für ihre heranreifenden Töchter zu kaufen pflegen, und Oesterreichs größte Dichterin, Ebner-Eschenbach, fand. Die greise Schriftstellerin hat jetzt dem „Lehrerinnenheim" für die Lotterie ihre sämmtlichen Werke mit einer eigenhändigen Widmung zum Geschenk gemacht.

* **Petersburg.** Die „Russische Telegraphen-Agentur" meldet aus Irkutsk: Der Gouverneur von Jakutsk, Skripizin, theilte dem Gouverneur von Irkutsk, Swetlizki, zur Veröffentlichung mit, daß der Gehülfe des Polizeichefs Kasomsew aus Ustjansk nachstehenden Bericht erstattet habe: „Die Einwohner von Ustjansk wissen nichts betreffs des Schicksals der Nansen'schen Expedition. Die Eingeborenen, welche sich vom Mai bis November a. J. in der Nähe der Inseln Ljächow und Kotelnoj aufhielten, wo auf Befehl des Barons v. Toll Vorräthe niedergelegt wurden, sahen weder ein Schiff auf dem Meere noch auch Spuren eines Schiffbruchs. Kuchnarew sei nicht besorgt worden, da er wegen geschäftlicher Angelegenheiten nicht anwesend sei und die Entfernung mehr als 1000 Werst von Ustjansk betrage. Personen, welche Kuchnarew kennen, versichern, er habe betreffs der Expedition Nansens nach allen Mittheilungen der Blätter geschrieben." (Man vermißt in diesem Bericht eine Erwähnung Kandakows, der die täuschende Nachricht von Ustjansk an Kuchnarew gesandt haben sollte. Kuchnarew selbst hat bekanntlich inzwischen auf der Durchreise durch Tomsk seine Aussage in gewissen Grenzen aufrechterhalten; vgl. Beil. Nr. 80. Die betrübende Wahrscheinlichkeit wächst, daß wir es von Anfang an mit einer dreisten Polarente zu thun gehabt. D. Herausg.)

Jahrgang 1896. München, Dienstag, 21. April. Nummer 92.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Friedrich der Große und der Ausbruch des siebenjährigen Krieges. I. Von Erich Marcks. — Franz Liszts Briefe. IV. (Schluß.) — Mittheilungen und Nachrichten.

Friedrich der Große und der Ausbruch des siebenjährigen Krieges.

Von Erich Marcks.

I.

Es sind jetzt anderthalb Jahre, daß unter den Historikern der alte Streit über den Ursprung des siebenjährigen Krieges neu entbrannt ist. Eine stattliche Reihe von Aufsätzen und auch von selbständigen Schriften ist erschienen; freilich, die eigentlich entscheidende Gegenschrift aus dem Lager der von M. Lehmann angegriffenen „preußischen“ Anschauung haben erst die letzten Monate gebracht, und wenn der längst versprochene Bericht dieser Zeitung aufgeschoben worden ist, damit er auch jene — Raudé'sche — Gegenschrift mitumfassen könne, so muß er doch auch heute noch bekennen, daß die Verhandlung noch keineswegs am Ende ist, der wichtigste thatsächliche Stoff, dessen Mittheilung Raudé begonnen hat, noch immer keineswegs vollständig vor uns liegt. Die Hauptsache allerdings, daß nämlich die These Lehmanns irrig ist, kann man bereits mit aller Bestimmtheit aussprechen. Der Kreis derjenigen Dinge, die man sachlicherweise noch umstreiten kann, hat sich schon erheblich verengert. Den Stand der Frage darzulegen, ist jetzt sicherlich an der Zeit. Ich glaube, sie hat nach allem, was man darüber gelesen hat, noch immer das Recht auf die Aufmerksamkeit unsrer Gebildeten. Es hat sich von Anfang an darum gehandelt, ob die gesammte Auffassung von Friedrichs des Großen staatsmännischem Charakter, mindestens für die Zeit seiner vollen Manneskraft, umgestürzt werden müsse. Daneben steht, von jenem größeren nur zum Theil abhängig, das besondere Problem der Beweggründe des Königs im Jahre 1756, auch dieses bereits wichtig und reizvoll genug, um die Phantasie und den Scharfsinn einer ganzen Schaar von Gelehrten in eifriger Bewegung zu erhalten. Und eine Fülle von Nebenfragen hat sich daran geknüpft, die zwar zunächst die Gemeinde der Fachgenossen angehen, aber unzweifelhaft darüber hinaus erwogen und beurtheilt zu werden verdienen: sie betreffen die Methode der Quellenbenutzung und der psychologischen Auffassung, wie sie hier an einem allgemein bedeutsamen Beispiel geübt worden ist; das Recht unsrer Wissenschaft auf die Bekanntgabe wichtiger Actenstücke: eine Angelegenheit nicht nur der gelehrten Zunft! Sie betreffen schließlich deren eigenste Standesinteressen, die sichtbar genug zugleich Fragen der allgemeinen Moral überhaupt sind und die Aufmerksamkeit der öffentlichen Meinung mit Recht erregt haben: Fragen der wissenschaftlich-persönlichen Discussion, ihrer Formen und ihrer Sittlichkeit. Im Hintergrunde stehen, wie immer bei den historischen Streitigkeiten, sofern sie die Geister zu erhitzen vermögen, Gegensätze von politischem Ursprunge. Wenigstens hat Lehmann geglaubt, sich einer preußischen „Orthodoxie“, einer preußischen „Legende“ gegenüber zu befinden, die zu zerschlagen seine Heldenkraft berufen sei; der vornehmste Bannerträger dieser Legende ist diesmal, einigermaßen erstaunlicherweise, Leopold Ranke. Indessen, ob in sich berechtigt oder nicht, in der Literaturgeschichte der Historiographie über Friedrich II. wird auch Lehmanns Angriff seine charakteristische Stelle finden. Er hat da seine zeitgeschichtlichen Zusammenhänge, die ihm, neben allem anderen, den Antheil weiter Kreise eben auch sofort erschlossen und bewahrt haben.

So manche geschichtliche Gestalt hat nach ihrem Tode — ich meine in den rastlosen Abwandelungen der historischen Auffassung — bei weitem merkwürdigere und inhaltreichere Schicksale gehabt als zu ihren Lebzeiten in der Wirklichkeit der Ereignisse selbst. Das kann Friedrich dem Großen nun freilich nicht begegnen: dazu ist der Mann und sein Werk auf alle Zeiten hinaus zu unerschöpflich gewaltig; aber was er bereits in den 110 Jahren seit seinem Abscheiden unter der Nachwelt erlebt hat — man hat es öfter zusammengefaßt —, das ist doch schon wieder ein gutes Stück ausdrucksvoller Geschichte. Die Revolution hat den großen Absolutisten und Mercantilisten zum alten Eisen geworfen; unter den Reformern von 1807 waren gerade die feurigsten am ungerechtesten gegen den Träger des alten Systems, das sie bekämpfen mußten und dessen gewaltige Erbschaft sie nicht anerkennen wollten. Der Romantik blieb der Spötter, der Franzose, der Mann des schroffen modernen Staates unheimlich und zuwider; erst der Liberalismus hat ihn wieder gewürdigt — obwohl gerade aus seinem Lager das politisch und national ebenso interessante wie wissenschaftlich bodenlose Pamphlet Macaulay's hervorgegangen ist. Dann hat in England der Mann, der unter all seinen Landsleuten den eigensten Genius des 19. Jahrhunderts am tiefsten und größten in sich selber darstellte, Thomas Carlyle, in dem Könige der Aufklärung den ungeheuren Menschen ganz erkannt und ganz geschildert, und in Deutschland hat ebenso der volle Durchbruch der Ideen unsres Jahrhunderts, die Vollendung der nationalen Gedanken, dazu geführt, daß der alte Führer der preußischen Waffen den kämpfenden Nachkommen zum Bundesgenossen, zum Symbol ihrer eigenen Bestrebungen ward: mit den Kleindeutschen siegte im Vaterlande auch Friedrich der Große, wie im politischen Leben, so in der Auffassung der Geschichte. Natürlich nicht so, als wären ihm nicht doch mancherlei alte Gegner in den politischen Parteien und den historischen Ueberlieferungen lebendig geblieben, überall da, wo man dem hohenzollerischen Kaiserreiche feindlich blieb: aber der Strom der Entwicklungen hat diese Gegner weit zurückgeworfen. Und mehr noch; je mächtiger die Persönlichkeit Bismarcks aufstieg und sich entfaltete, um so vollkommener begriff man den lebendigen Genius überhaupt und würdigte man zumal den geistesverwandten Vorgänger: der Rückschlag gegen die liberale Aera hat schließlich auch dem Wirthschaftspolitiker, dem Mercantilisten Friedrich

wieder Verständniß und Gerechtigkeit zutheil werden lassen. Ein Jahrhundert nach seinem Tode war der ganze Ruhm, die ganze innerliche Nachwirkung des viel Befehdeten wieder in voller Kraft hergestellt. Der Eindruck täuscht wohl nicht, daß dem gegenüber das letzte Jahrzehnt eine rückläufige Bewegung angebahnt hat: deren Ursachen und Verlauf zu beobachten, wird, denke ich, dem künftigen Historiker einmal eine reizvolle Aufgabe sein. Mancherlei Kräfte unsrer Tage scheinen in ihr thätig. Es war die natürliche Folge der Vollendung des neuen Reiches, daß man begann, der Einseitigkeiten Droysens und der mitten im politischen Streite stehenden kleindeutschen Geschichtschreibung inne zu werden. „Der deutsche Beruf Preußens braucht, seit Deutschland durch Preußen geeinigt ist, nicht mehr aus der Geschichte bewiesen zu werden“: ganz sicherlich sind wir jetzt im stande und sind wir verpflichtet, die alten Gegensätze, die von der Gegenwart entschieden und überwunden worden sind, rein historisch, unbefangen und parteilos aufzufassen, und diejenigen, scheint mir, die durch diese schon selbstverständliche Nachwirkung der Schöpfungen von 1871 über Droysen hinausgetragen worden sind, beauchten auf ihre neue Erkenntniß nicht ganz so stolz und gegen ihre Vorgänger nicht ganz so ungerecht zu sein, wie sie es manchmal sind. Die Nachwelt mag überdies feststellen, inwiefern auch der Gegensatz gegen gewisse Ueberspannungen monarchischen Eifers dieser historischen Reaction zu statten gekommen sein mag; sie wird vielleicht auch davon zu berichten wissen, daß ein Rückschlag gegen die Straffheit preußischer Art und Macht überhaupt, daß ferner neue Regungen pangermanischen Inhalts und neue wirthschaftliche und sociale Strömungen auf die Beurtheilung der Thätigkeit und der Persönlichkeit Friedrichs II. in Deutschland zurückgewirkt haben werden. Was das Ausland angeht, so greifen wir es ja längst mit Händen, daß 1866 und 1870 die Stimmung der Franzosen dem Könige gegenüber tief beeinflußt haben, nicht nur in Braglie's absichtlicher, sondern auch in Lavisse's kühlerer und innerlicherer Abneigung. Kurzum, während man fleißiger als je in fridericianischer Geschichte publicirend und forschend arbeitet, während uns eine von tiefer und klarer Liebe erfüllte, historisch beruhigte Darstellung dieser ganzen Geschichte in Reinhold Kosers schönem Buche heranreift — eine Frucht umfassender Kenntniß und seiner Künstlerschaft, ein Werk, maßvoll, zurückhaltend und dabei ganz persönlich: so ist dennoch eine Reaction sicherlich bereits im Gange.

Lehmann weist innerhalb dieser Reaction sich selber und Hans Delbrück eine Stelle an, als Vertretern des rein historischen, wissenschaftlich kritischen Widerspruches gegen die ältere Verherrlichung. An welche Arbeiten Delbrücks er dabei denkt, weiß ich nicht recht; ich kenne von Delbrück hervorragende Forschungen, die den Feldherrn Friedrich richtiger als zuvor, im Zusammenhange seiner Zeit, aufzufassen gestrebt haben; daß sie seine Schätzung irgendwie hätten verringern wollen, ist mir nicht bekannt: eher das Gegentheil. Bei Lehmann selber hat man freilich seit langem den Eindruck gehabt, daß er Friedrich „nicht leiden mag“. Ich habe, wenn ich auf einige Strömungen neuester Opposition gegen das Andenken des Königs hinwies, in welche Lehmanns Buch hineingefallen ist, ihn selbst keineswegs einer von jenen Strömungen ganz zutheilen wollen; das mag, soweit es ihr möglich und der Mühe werth ist, eine spätere Zeit besorgen. Wahrscheinlich, daß der hitzige Biograph Scharnhorsts und Steins von der Stimmung seiner Helden gegen ihren angefeindeten Vorgänger nicht unberührt geblieben ist. Genug, sein Buch ist da und schließlich nicht so ganz isolirt, wie er meint. Wenden wir uns seiner These zu: Die Schuld am siebenjährigen Kriege trägt, so wie die Dinge wirklich gelaufen sind, nach ihm Friedrich der Große.

Daß dies in gewissem Sinne der Fall war, ist eine alte Wahrheit, die freilich Friedrich selber keineswegs anerkannt hat. Wir haben den Kämpfer der furchtbaren sieben Jahre ja hell genug vor unsern Augen: neben der stählernen Spannkraft des Willens und der That, neben allem sprühenden Heldenthum und der ergreifenden Zähigkeit des Charakters die tragischen Nöthe des Einsamen und Gehetzten, der wohl immer wieder in seiner geistigen Welt Erholung und Verjüngung sucht, bei seinen Büchern, seinen Versen, seiner Flöte, den aber zugleich die unerhörte Ueberspannung seiner Kräfte und seinee Leiden zu stets erneuter Bitterkeit, zu leidenschaftlichen Klagen und Anklagen treibt. Da erscheint er sich als das gejagte Wild, als der von allen Verfolgte, erschütternd bricht der Vorwurf gegen seine Feinde hervor, er ist sich der Märtyrer für seinen Staat. Schon darüber ließe sich nun vieles sagen. Es ist ja wahr, Friedrich setzte seine Persönlichkeit ohne Rast für seinen Staat ein, seine Thaten fließen wirklich aus den Bedürfnissen seines Preußens, so gut er sie zu fassen vermochte; er durfte fühlen, daß er für sein Vaterland leide. Aber mit allen diesen sachlichen Triebkräften einer beispiellosen Pflichterfüllung verschlingen sich selbstverständlich unlösbar die persönlichen seiner feurigen Natur, seines Ehrgeizes; er gibt sich nicht nur seinem Staate hin, er ist auch selber dieser Staat, auch sich selber vergrößert er mit ihm, sich selber, seinen Genius setzt er vor allem durch und sein Martyrium ist demnach nicht rein. Und noch mehr: er hat es, unter allen Umständen, sich selber zugezogen. Der siebenjährige Krieg ist doch eben nur die Fortsetzung der beiden schlesischen; sein letzter Anstoß ist immer von Friedrich ausgegangen, die Gegner wollen zunächst und vor allem doch nur zurücknehmen, was er gewonnen halte, sie anzuklagen hat er kein Recht. Er hat nach einem sehr berechtigten Triebe seines sich erst auswachsenden Staates und ganz im Sinne der Zeit gehandelt, wenn er Schlesien nahm, aber er darf den Gegenschlag, der ihn nun traf, unmöglich schelten. Um so anziehender ist es, wie Friedrich ihn dennoch schalt und sich in seinen Klagen selber erfrischte: er war eben ein lebendiger Mensch. Und wenigstens diesen dritten Krieg im besonderen schien er ja wirklich nur der Nothwehr halber begonnen zu haben.

Das war die herrschende Ansicht, wie sie nach Ranke's Vorgang (1871) zuletzt und mit mancherlei Ergänzungen und Bereicherungen von Koser (1893) durchgeführt worden war. Nach ihr ist auf die Zeit jugendlichen Thatendranges in Friedrich diejenige der Abkühlung und der Reife gefolgt, die Zeit innerlich schöpferischer Arbeit dieses letzten und in mancher Hinsicht größten aller mercantilistischen Staatsbildner; nach außen hin lehnt sich der König an das französische System an, das in Europa dem englisch-österreichisch-russischen gegenübersteht. Im Jahre 1749 hat er durch kräftige Machtentfaltung einen europäischen Conflict bei Zeiten niedergeschlagen. Dann aber schiebt sich der Weltgegensatz zwischen Engländern und Franzosen immer deutlicher und drohender in den Vordergrund. Friedrich sucht — so hatten es Ranke und Koser dargestellt — den europäischen Continent der dauernden Einwirkung dieses Gegensatzes zu entziehen, indem er Frankreich zu raschem, mit einem Schlage entscheidendem Vorgehen gegen das englische Hannover drängt; er selber will sich in den Krieg nicht hineinreißen lassen. Und da nun Frankreich, schwächlich und haltlos, diese Mahnungen überhört, England aber den preußischen Herrscher umwirbt, England überdies Rußland für sich gewinnt und damit einen Söldner, den es nun jeden Augenblick auf Preußen und Deutschland loslassen kann: so schließt Friedrich im Januar 1756 mit England nicht einen Bund, aber die Neutralitätsconvention von Westminster ab. Sie soll ihn vor einem großen Landkriege bewahren, in welchem er Rußland und Oesterreich

zu bestehen hätte, ohne an Frankreich einen zuverlässigen Rückhalt zu haben; sie soll die russische Gefahr beschwören, den russischen Bären an „die Kette legen", indem sie dessen zahlenden Gebieter zu Preußens Freunde macht; sie isolirt Oesterreich und schneidet auch diesem die englische Hülfe gegen Preußen ab: und Frankreich glaubte Friedrich auch jetzt noch gut Freund bleiben zu können. Statt dessen vollendet diese Convention die schon im stillen begonnene Schwenkung der Franzosen zu Oesterreich hinüber; Rußland aber läßt sich nicht fesseln: die Berechnungen des Königs sind zwiefach fehlgeschlagen. Er fängt an, zu spüren, daß er eingebüßt hat, anstatt zu gewinnen. Die Politik Kaunitzens zieht die Maschen fester über ihm zusammen: seit Kaunitz ungefähr sicher weiß, daß sich Frankreich von Friedrich abwendet, bietet er die Russen auf; sie folgen dem Rufe und schicken ein Heer an die preußische Grenze vor. Davon erhält Friedrich nach Mitte Juni 1756 Nachricht. Bisher hat er unsicher geschwankt, jetzt fängt er an, sich zu decken, noch immer indeß in jeder seiner Maßregeln von der Halbheit seiner diplomatischen Aufklärungen abhängig. Anfang Juli erfährt er, daß die Russen sich zurückziehen; er weiß nicht, weßhalb: thatsächlich hatte Oesterreich den Aufschub des gemeinsamen Angriffes bis auf 1757 durchgesetzt, weil es inzwischen erst seine eigene Rüstung vollenden und Frankreich ganz und gar für sich gewinnen wollte. Mitte Juli weiß der König, daß Oesterreich eifrig weiter rüstet; er beschließt, die ihm undurchsichtige Lage durch eine Anfrage in Wien zu klären. Erst am 21. wird ihm durch einen Holländer der Zukunftsplan der Kaisermächte enthüllt: jetzt ist er im Grundsatze für den Angriff entschieden. Frankreich wie England warnen ihn, noch zweimal fragt er selber in Wien nach den Absichten der Kaiserin: ohne Ergebniß; so verschiebt sich sein Losbruch bis Ende August, dann rückt er in Sachsen ein, das noch keineswegs offen oder auch nur ganz entschieden zu seinen Gegnern gehörte, organisirt dort die Verwaltung, überwältigt und übernimmt das Heer und besetzt schließlich noch einen Strich in Nordböhmen.

Schon Ranke hat sich mit der Deutung auseinandergesetzt, als habe Friedrich Sachsen für sich erobern und behalten wollen. Er weiß, daß jener solche Wünsche früher und später ausgesprochen hat, aus dem Jahre 1756 und seiner näheren Umgebung aber findet er Spuren dieser Art nicht; alles weist ihn vielmehr auf den Nothwehrkrieg hin, den Friedrich unternimmt, um, nach dem bekannten Worte, lieber den andern zuvorzukommen, als sich zuvorkommen zu lassen: sein Ziel ist rasche, gewaltsame Wiederherstellung des Friedens. Aber gleich hier sei es hinzugefügt: begreiflich ist jener Wunsch Friedrichs nach Sachsens Besitze gewiß. Die beiden Nachbarn waren einmal, so wie sie im alten Reiche neben und nach einander emporgekommen waren, die geborenen Nebenbuhler, erst in einer höheren Einheit hat ihre natürliche Eifersucht überwunden werden können. Und Preußen, wie es 1750 war, zerstückelt, schmal mit weit gestreckten Gliedern, überall und gerade an dieser Seite durch die Nähe eines Rivalen schwer in seiner Sicherheit bedroht, darauf hingewiesen, zu wachsen oder aber zu zerfallen — dieses Zwittergeschöpf zwischen Macht und Unmacht, es war nicht nur durch den überlieferten Drang unablässigen Aufsteigens, sondern geradezu durch jeden Trieb seiner Selbsterhaltung zum Erobern gezwungen. Es ist durchaus wahr, daß wir über all diese Dinge, die der Geschichte angehören, heute mit vollem Verständnisse und voller Unbefangenheit reden können und müssen.

Dennoch eben hat Ranke einen Einfluß dieser Bestrebungen auf Friedrichs Entschluß vom Sommer 1756 leugnen zu müssen geglaubt. Und sein Beweis war durch zwei Aufsätze von Albert Naudé in der „Historischen Zeitschrift 1885/86" und durch die Darstellung Kosers, die auf Naudé ruht, nur verstärkt worden.

Da ist es nun bekannt, daß Max Lehmann in seiner Schrift „Friedrich der Große und der Ursprung des siebenjährigen Krieges" (October 1894) diese ältere, ehedem umstrittene, aber längst siegreich gewordene Ansicht von neuem umzustürzen unternommen hat: energisch, straff, knapp, mit einer Kette wohlgefügter Beweise, die er mit apodiktischer Bestimmtheit aneinander reiht. Wenigstens aufzählen muß ich diese Beweise auch hier.

Preußen wie Oesterreich arbeiten seit dem Frieden an ihrer militärischen Verstärkung, aber nur Preußen mit festem und unbedingtem Erfolge. Kaunitz errichtet dagegen sein System neuer Allianzen; jedoch mit Rußland allein will er nicht losschlagen: das will er erst thun, wenn er Frankreichs offensiver und voller Waffenhülfe sicher ist. Frankreich aber sträubt sich, in die gänzliche Vernichtung des früheren Bundesgenossen, der ihm doch auch ein Gegengewicht gegen österreichische Uebermacht bedeutet, zu willigen; nur ein preußischer Angriff auf Oesterreich konnte diesen Widerstand der Franzosen aufheben. So war denn Oesterreichs kriegerisches System im Juni 1756 noch keineswegs vollendet und Oesterreich selber daher von aufreizenden Rüstungen gegen Preußen weit entfernt. „Da kam die Nachricht, daß König Friedrich rüste."

Dieser rüstet, seit er von der Ansammlung russischer Truppen an seiner Grenze erfahren hat (17. Juni), da aber auch sofort mit aller Schärfe. Lehmann gibt eine Anzahl achivalischer Belege: nach ihm „war Ende Juni weit über die Hälfte der preußischen Armee kriegsbereit". Erst diese Maßregeln führen — erst vom 8. Juli ab — zu Gegenmaßregeln des Wiener Hofes, die sich überaus langsam vollziehen. Allein auch jetzt noch bleibt Frankreich einer Offensive gegen Preußen abgeneigt und bleibt Rußland schwankend: erst Friedrichs voller Losbruch trieb weiterhin die beiden Mächte ganz in Oesterreichs Arme. All diese Angaben stützt Lehmann auf Acten der Wiener Militärverwaltung und Diplomatie.

Aus welchen Beweggründen — so fragt er nunmehr — hat Friedrich den verhängnißvollen Schritt gethan, der die Lage erst seinen Feinden günstig machte? Wollte er sich wirklich nur durch den Hieb gegen einen als unvermeidlich angesehenen feindlichen Angriff decken? Seine eigenen späteren Aussagen behaupten das zum Theil, zum Theil widerlegen sie es. Nein! der wahre Quell rauscht an ganz anderer Stelle. Von früh auf hat der König jenes Bedürfniß seines Staates nach Abrundung erkannt und betont; in dem politischen Testamente von 1752 nennt er Sachsen, Westpreußen, Schwedisch-Pommern als die Gebiete, die Preußen nöthig habe, und fügt den Plan für den Einbruch preußischer Truppen in Sachsen hinzu. Zwar sollte der große Schlag nur unter den allergünstigsten europäischen Bedingungen geführt werden dürfen, Bedingungen, denen die Lage von 1756 schlechterdings nicht entsprach. Indessen, meint Lehmann, diese Bedingungen Friedrichs gelten nur für schwächere Nachfolger, nicht für seine eigene geniale Kraft. Und auch weiterhin hat er Sachsens Erwerb nie wieder aus den Augen verloren: 1759 hat er einen Theil davon gegen preußische Gebietstheile vertauschen wollen, in Testamenten und Betrachtungen von 1768 und etwa 1775 hat er den Satz von Sachsens Unentbehrlichkeit wiederholt, im bayerischen Erbfolgekrieg um sächsische Landschaften geworben, wie er denn Westpreußen ja 1772 wirklich errungen hat. Ein Krieg ohne Gebietszuwachs, hat er 1755 erklärt, sei unfruchtbar.

Und nun 1756 gerade sollte er an solchen Zuwachs nicht gedacht haben? Am 23. Juni d. J. weist er seinen Obercommandirenden gegen Rußland, den Feldmarschall

Lehwaldt an, im allergünstigsten Falle die Annexion von Westpreußen zu versuchen. Seinem Bruder, dem Prinzen von Preußen, hat er (am 19. Februar) geschrieben, die Westminsterconvention vernichte Sachsen (anéantir): da enthüllt er einmal seinen innersten Zweck. Wenn Friedrich so häufig seine Friedensliebe betheuert, so ist das nicht geradezu objectiv unwahr, denn sich selber wünschte er den Frieden und seine geistreiche Beschaulichkeit wirklich. Aber seine Handlungen hatten längst vor 1756 aufgehört, friedlich zu sein: schon hatte er mehrmals Dritte zum Krieg gegen Oesterreich angestachelt; er hat Jahre vorher den Kriegsausbruch auf 1754 oder 1755 prophezeit — er wollte nur erst selber mit seinen Vorbereitungen fertig sein. Sachsen hatte er stets isolirt gehalten. Ueberhaupt: er war der Meister der Verstellung. Wer wird Friedrichs friedlichen Worten im einzelnen glauben, da wir doch seine eigentliche Gesinnung aus den Testamenten kennen? Er pries das Geheimniß als eine der wichtigsten Bedingungen des Erfolgs. Auf seine Aussagen im Verlaufe der politischen Action ist also gar nichts zu geben; die Methode liegt in der Sache selber begründet, daß man die „echten Urkunden", die geheimsten Offenbarungen des Königs, als Maßstab für die Kritik seiner politischen Correspondenzen zu verwerthen hat. Für Lehmann sind diese, wofern sie nicht, wie jener eine Brief an den Prinzen von Preußen, Absichten auf Sachsen durchblicken lassen, offenbar „unecht".

So liegt nun die eigentliche Absicht des Königs auch für 1756 klar vor dem Historiker da. Der König sah seine Lage damals günstig an, trug sich mit weitgehenden Hoffnungen (Westpreußen!); er glaubte, es recht ernstlich nur mit Oesterreich zu thun zu haben: er brauchte nur einen speciosen Vorwand, um, wohl vorbereitet wie er war, losbrechen zu können. Den Vorwand liefern ihm die russischen Rüstungen: gegen Oesterreich nutzt er ihn aus. Aber nicht zu raschem Schlage; vielmehr versäumt er mit jenen drei Anfragen in Wien die kostbare Zeit — er kann es nur gethan haben, um durch dieses Uebermaß an scheinbarer Friedensliebe die Gegner um so tiefer ins Unrecht zu setzen. Aus allem ergibt sich sein Ziel: er will den Krieg und will erobern. Er will Sachsen packen, ohne daß seine Gegner es hindern können. Und sein Verhalten gegen den Kurfürsten und sein Land, die räthselhaft lange Schonung der sächsischen Armee, ihre unerhörte Einreihung unter die preußischen Fahnen, das landesväterliche Walten im Kurfürstenthum: all das erklärt sich nur aus jener Endabsicht, wie sie das Testament uns enthüllt hat.

Lehmann faßt zusammen: „Zwei Offensiven also waren es, die 1756 aufeinander trafen: die der Maria Theresia, gerichtet auf den Wiedergewinn von Schlesien, die von Friedrich, gerichtet auf die Eroberung von Westpreußen und Sachsen." Dem Eindruck von Lehmanns Darlegung entspricht dieser Satz nicht ganz. Die Offensive Kaunitzens ist erst in der Vorbereitung, noch unsicher und halb: erst Friedrich verhilft ihr durch seine Ueberstürzung zur Geburt. Der wahre Angreifer ist, nach Handlung und Erfolg, nur er, und zwar ist er nichts als Angreifer, alles andere ist Vorwand. Eine gewisse Abneigung, mindestens eine unfreundliche Kritik dem Könige gegenüber schimmert, wie viele Beurtheiler gespürt und nachgewiesen haben, durch Lehmanns Buch hindurch.[1]) Heftiger trat sein Groll gegen die anders gesinnten Fachgenossen zu Tage, die Legendengläubigen, die Orthodoxen, gegen Naudé zumal, dem in einer ganz persönlichen Polemik von seltener Gehässigkeit, und, wie ich gleich bemerke, ohne einen irgendwie triftigen Beweis, nicht nur die Wissenschaftlichkeit, sondern sogar die Gutgläubigkeit abgesprochen, der Vergleich mit Janssen aufgeheftet, eine tendenziös preußische „Geschichtsphilosophie" zuerkannt wird. Und nun sei eben das, was Naudé als antipreußische Ketzerei verworfen habe, durch Lehmann erwiesen worden! (S. 140.) „So streng bestraft die Historie diejenigen, welche sie (ein unglaubliches Bild!) für eine Courtisane der Theologie oder der Politik ansehen. Sie erschließt ihre Geheimnisse immer nur denen, die ihr mit reinem und keuschem Sinne nahen: die historische Wahrheit ist an sich Religion." Mit diesem beneidenswerth erhebenden Gefühle seiner eigenen Tugendhaftigkeit, Reinheit und Keuschheit hat Lehmann seine Schrift in die Welt geschickt.

Da ist ihr nun, wie es ja den Kindern des Lichts auf dieser Erde zu ergehen pflegt, nicht eben der beste Empfang geworden.

[1]) „Als L's bittere Schrift gegen Friedrichs Andenken erschien": Beilage Nr. 45 vom 24. Februar 1896. Vgl. selbst Delbrück, Preuß. Jahrb. Apr. 1896 S. 53.

Franz Liszts Briefe.

IV. (Schluß.)

* Die beiden Bände der „Briefe an Franz Liszt" rücken die verhängnißvolle Vielseitigkeit, die unablässige Antheils- und Hülfsbereitschaft seiner edlen Natur, aber auch die rücksichtslose Inanspruchnahme, der eine solche Natur gleichsam preisgegeben war, in höchst charakteristischer Weise vor Augen. Sie verstärken den aus Liszts eigenen Briefen schon gewonnenen Eindruck, daß die eigentliche Burg, in der sich der große Künstler gegen den Andrang der Welt wehren und sein Wesen behaupten mußte, sein musikalisches Schaffen und Bilden war. Was ihm sonst auferlegt wurde, konnte nur selten zu seiner inneren Befriedigung gereichen. Ungar von Geburt, Franzose durch einen nicht geringen Theil seiner geistigen Bildung, Deutscher durch seine Kunst und den engsten, innersten Anschluß an die deutschen Meister, wie durch die zahlreichsten und dauerndsten persönlichen Beziehungen seines Daseins, römischer Priester aus einem irregehenden Drang nach Ruhe, nach Abschluß seines allzu bewegten Weltlebens, war Liszt den verschiedenartigsten Einwirkungen großer Mächte ausgesetzt. Seine Einsicht in die augenblickliche Lage der Dinge und in die unmittelbaren Bedürfnisse der Gegenwart ward gekreuzt, ja gelähmt durch den Widerstreit der geistigen Gewalten, denen er sich verbunden fühlte. Am stärksten tritt dies in den Briefen hervor, die, als „Franz Liszts Briefe an eine Freundin"[1]) veröffentlicht, eine Reihe von Aeußerungen Liszts über äußere Weltverhältnisse und im öffentlichen Leben wirkende Persönlichkeiten enthalten, die durch die eigenthümliche Situation der Empfängerin dieser Briefe, durch deren unablässiges Bemühen, Liszt über politische Strömungen aufzuklären, aber auch in gewissen politischen Strömungen festzuhalten, hervorgerufen wurden. Der Versuch, diese Beziehung Liszts in Dunkelheit zu hüllen, ist nach den Erläuterungen der Vorrede La Mara's durchaus hoffnungslos. „Im Jahre 1853 kam Madame X — der Name thut nichts zur Sache — nach Weimar und Liszt gewährte ihr die Gunst seiner Unterweisung, ohne daß sie das Clavierspiel als Beruf auszuüben gedachte. Sie verweilte bis zum April 1855, um kurz nach Liszts Namenstag (2. April) über Paris zu ihren Angehörigen nach Brüssel zurückzukehren. Dunkel und ungewiß — die Briefe sagen es deutlich — lag ihre Zukunft dazumal vor ihr. Sie plante vorübergehend, durch Clavierunterricht ihren und ihrer zwei Söhne Lebensunterhalt zu gewinnen, betheiligte sich aber bald am Berufe ihres Vaters bei diplomatischen Missionen, wie bei Redaction politischer Zeitschriften. Ihre Beziehungen setzten sie in den Stand, Liszt über Constellationen und Vorkommnisse der europäischen

[1]) Franz Liszts Briefe an eine Freundin, herausgegeben von La Mara. Leipzig, Breitkopf u. Härtel, 1894.

Politik zu berichten, noch bevor dieselben öffentliches Gemeingut geworden waren." Wenn so viel gesagt wird, hätte man getrost den Schleier, der für alle einigermaßen Unterrichteten keiner ist, vollends lüften können. Die Freundin Liszts, an die diese Briefe gerichtet wurden, war eine Tochter des vielgenannten Staatsraths Klindworth, des geschäftigen Geheimagenten in jedermanns und niemands Dienst, der mit allen Geheimnissen der Hintertreppendiplomatie vertraut, in alle ohnmächtigen Versuche, große Entwicklungen aufzuhalten oder zu verkümmern, tief eingeweiht und verstrickt war. Liszt erzählt in einem Briefe nach dem Tode des merkwürdigen Mannes (Budapest, 12. Februar 1882), daß ihm schon vor dreißig Jahren ein Diplomat von hervorragender Stellung gerühmt habe: „Sobald man sich über eine dunkle, verworrene und schwierige diplomatische Frage der Vergangenheit oder Gegenwart unterrichten will, muß man sich an K. wenden" — ein Lob, das man gelten lassen kann, ohne darum die politische Mission des Geheimdiplomaten hoch anzuschlagen. Wie weit ihn seine Tochter auf den Wegen, die er ging, und bei der Thätigkeit, die er entfaltete, unterstützt hat, lassen die Briefe Liszts an sie nicht klar erkennen. Das Band zwischen dem Schreiber und der Empfängerin dieser Briefe waren nächst der persönlichen Verehrung, die die Dame für den Meister und der Meister für die Dame sichtlich empfand, die Interessen der katholischen Kirche. So sprungweise und wiederum so rückhaltend sich Liszt über eigentlich politische Verhältnisse äußert (er erzählt seiner Freundin, daß er 1842 auf eine Aeußerung des Kaisers Nikolaus I., dem Liszts politische Meinungen ebenso wie Liszts Haare mißfielen, die Antwort gegeben habe, er sei nicht der Thor, um politische Meinungen zu verkündigen, Se. Majestät könne die seinigen erfahren, wenn er zuvor 300,000 Soldaten zu Liszts Disposition stellen wolle), die unerschütterlichen Meinungen und die Uebereinstimmungen mit der Freundin geben sich doch kund. Durchgehend ist die Sympathie für Napoleon III., dem er auch nach seinem Sturz und Tode ein dankbares Andenken bewahrte und unter dessen „hohen Beispielen und großen Thaten" natürlich „der Schutz der Kirche in Rom und anderen Ländern" in erster Linie stand. Während des Aufenthalts Liszts in Rom, in den sechziger Jahren, tritt diese Anschauung in mannichfacher Gestalt und oft in den feinsten Wendungen hervor; daß sie ihn nach 1866 und 1870 oft in Widerspruch mit seinen nächsten Umgebungen und deren Ueberzeugungen brachte, bedarf keines besonderen Nachweises. Der mehrfach ausgedrückte, für uns schier unbegreifliche Respect Liszts vor der Königin Isabella von Spanien, die Bewunderung für eine Reihe anderer Persönlichkeiten, von denen in diesen „Briefen an eine Freundin" die Rede ist, alles muß auf die engere Verknüpfung Liszts mit den kirchlichen Kreisen und Interessen zurückgeführt werden. Wo diese nicht vorwaltet, ist sein Urtheil über Menschen und Dinge auch in diesen Briefen vom untrüglichsten Instinct für das Große, vor tiefsten Elel gegen das Gemeine und Zweideutige beseelt. Es wird genügen, wenn man auf die Briefstellen über den Grafen Széchenyi (S. 126), über den napoleonischen Reitergeneral Marquis de Gallifet (S. 132) oder aber über den fahrenden Literaten K. (S. 126) verweist, letzterer einer Menschenclasse angehörig, die sich nur zu viel an den großen Künstler herandrängte, um seine Hülfsbereitschaft auszubeuten, und sobald diese Hülfsbereitschaft versagte, ihn infam verlästerte. Auch die „Briefe an eine Freundin" (vom ersten bis zum letzten französisch geschrieben) erweisen, was schon die ganze Folge der früheren Briefe an den Tag gelegt hat: die menschliche Milde, die beinahe unerschöpfliche Güte und Liebenswürdigkeit seines Naturells. Selbst die leisen Wandlungen, denen eine menschliche Beziehung, wie die Liszts zur Empfängerin, mit Naturnothwendigkeit unterworfen ist, vollziehen sich im Verlaufe der Jahre so feinsinnig, so unmerklich, wie es nur bei Ausnahmenaturen möglich ist, und die treue Dankbarkeit, die Liszt der ehemaligen Schülerin und unwandelbaren Verehrerin bewahrt, offenbart auch hier eine seiner gewinnendsten Charaktereigenschaften. Trotz alledem würde niemand, der den Meister nicht persönlich gekannt hat, aus eben diesen Briefen ein klares und deutliches Bild von ihm gewinnen können — mehr als bei anderen gehört bei Liszt die Ergänzung durch die Person, durch seine rastlose Thätigkeit und die Eigenart seines geselligen Verkehrs und seines Gesprächs zum vollen Verständniß der Briefe.

In den zum Theil hoch interessanten, namentlich für die Kunstgeschichte der funfziger und sechziger Jahre bedeutenden „Briefen hervorragender Zeitgenossen an Liszt" handelt es sich zumeist um Einzelheiten; jeder und jede bringen ihre Anliegen und besonderen Wünsche an den Meister heran und nicht bei allen geschieht dies in so gewinnender, die ganze echte und warme Persönlichkeit ausdrückender Weise, wie z. B. in den Briefen von Peter Cornelius an Liszt. An Ausdruck der Bewunderung, des Enthusiasmus, gelegentlich auch des Dankes lassen es die Zeitgenossen nicht fehlen, nur selten aber erheben sich die Briefe zu einer bewußten Einsicht in das Wesen und die Eigenart der großen Persönlichkeit, an die sie gerichtet wurden. Ein Brief, wie der, in dem der geistvolle und aus dem Recht eigner bedeutender Leistung heraus sprechende Liedercomponist Robert Franz einmal der ganzen Erscheinung Liszts gerecht wird, ist ein weißer Rabe. Franz schreibt, an seinen von Liszt mit herzlicher Billigung aufgenommenen „Offenen Brief an Ed. Hanslick über Bearbeitung älterer Tonwerke" anknüpfend (Halle, 22. August 1871): „Daß Ihnen meine Broschüre nicht ganz mißfällt, ist mir eine wahre Herzensfreude. Es stellt sich immer mehr und mehr heraus, daß Sie in der heutigen Künstlerwelt der einzige sind, der mit weitem Blick die Dinge anzuschauen weiß, der nicht von vorgefaßten Meinungen ausgeht, sondern sein Urtheil aus den Objecten selbst frei und unbefangen zu ziehen versteht. Diesen hohen Standpunkt zu erreichen, würde Ihnen aber schwerlich gelungen sein, wenn Sie im Künstlerthum nicht stets eine Vorstufe zum Menschenthum erblickt hätten. Leider bleiben die meisten in jenem stecken und dringen deßhalb niemals zu diesem vor."

Goldene und wahre Worte, die einen Fingerzeig für eine lange Folge von Handlungen, Urtheilen und Beziehungen des Künstlers geben. Nur zu gut wußten eine Anzahl von Leuten, die ausschließlich an sich und sonst an nichts dachten, daß man nie vergeblich an Liszts Menschenthum und seine menschliche Theilnahme, an sein Mitleid und seinen Drang appellirte, der Creatur Leid zu ersparen. Wenig genug davon ist durch Briefe bezeugt, die Bewahrer der Briefe an ihn haben es nicht der Mühe werth erachtet, just die hierauf bezügliche Correspondenz, die in Bündeln vorhanden gewesen sein muß, aufzubewahren, und in seinen eigenen Briefen huscht Liszt über diese Dinge, so rasch er immer kann, hinweg. Er liebte es nie, seine Linke wissen zu lassen, was die Rechte that. Aber einzelne Spuren des unendlichen Zartsinns, mit dem er dabei verfuhr, verlieren sich doch in die gedruckten Briefe.

Bei alledem fehlt unendlich viel, daß die Briefe an und von Liszt uns ein vollständiges Bild der Entwicklung, der Erquickungen und Wonnen, der Leiden und Kämpfe dieses reich und überreich bewegten Künstlerdaseins gäben. Und das liegt denn, wie schon eingangs betont werden mußte, nicht bloß an der Unvollständigkeit des Gebotenen, bis jetzt Zugänglichen, sondern an der Art von Liszts Correspondenz selbst. Schwerlich existirt eine Folge von Briefen von ihm, in der

Digitized by Google

er sich ganz, mit allen Wurzeln und Fasern seines Wesens gegeben hätte, schwerlich ist das Bedürfniß nach vertrauter Mittheilung bei ihm über die Linie hinausgegangen, die wir in den „Briefen an eine Freundin“ eingehalten sehen. Am ehesten, sollte man meinen, müßten die seither unbekannten Briefe an die Gräfin d'Agoult, die Mutter seiner Kinder, und an die merkwürdige, hochbedeutende Frau, die ihm auf der Mittagshöhe seines Lebens eng verbunden war und der er bis zum Tode dankbar anhänglich blieb, die Fürstin Caroline von Sayn-Wittgenstein, die Lücke füllen, die man angesichts dieser zahlreichen, wichtigen und doch nicht erschöpfenden Documente bemerkt. Leicht kann auch dies ein Irrthum sein. Die fragmentarisch von La Mara abgedruckten Briefe an die Fürstin vom September 1860 und vom Januar 1873, der erste Lißts Testament, der andere die schon erwähnte Apotheose Napoleons III. enthaltend, geben wenig Hoffnung, daß überall und für alle Fälle die rückhaltloseste und intimste Unmittelbarkeit der Mittheilung in dieser Correspondenz zu finden sein möchte. Lißt selbst ruft einmal aus: er wisse von Dingen, die ihn tiefer bewegten, nur mit einem gewissen Ungeschick zu sprechen und stehe darum lieber davon ab. Gewiß ist, daß es ihm widerstrebte, sein ganzes Herz in brieflichen Aeußerungen zu enthüllen und daß er immer darauf vertraute, musikalisch viel überzeugender sprechen zu können, als in irgend einer der vielen Sprachen, die er beherrschte.

Die sämmtlichen Briefveröffentlichungen können schließlich nur den Wunsch wecken, daß einer der wenigen, die mit Lißt und mit den Kunstzuständen seiner Tage vertraut genug waren, um auch seine Briefe nur als ein kostbares, aber keineswegs völlig zulängliches Material für die Charakteristik des Künstlers betrachten zu dürfen, ehe es zu spät wird, ein vollendetes und überzeugendes Bild dieses Künstlers festhalten möge. Was wir bedürfen, ist keine Colossalstatue, die unter der Hand den Menschen zum Heroen, sein Leben zum Mythos umwandelt, sondern eine ikonische Statue, so treu, so lebendig, so wahr in jedem einzelnen Zuge, so überzeugend und großartig einfach, daß ihr die Gehässigkeit und die Nüchternheit umsonst das Zerrbild von theatralischer Pose und Phrase entgegengesetzt, das man an gewissen Stellen für das Bild Franz Lißts hat ausgeben wollen.

Mittheilungen und Nachrichten.

R.E. Geschichtlicher Ueberblick über die Entwicklung der Philosophie bis zu ihrer letzten Phase. Ein Leitfaden für allgemein Gebildete und Studierende der Hoch- und Mittelschulen von Dr. Richard Wahle, Privatdocent an der Universität Wien. W. Braumüller 1895. — „Durch einen gedrängten Ueberblick über die Geschichte der Philosophie soll hier die Ueberzeugung gesichert werden, daß alle Metaphysik — das ist die Speculation über das Wesen des Daseins, des Werdens, der Gottheit, der Weltkräfte, über unser Erkennen selbst — sich vollkommen entwickelt und zum Abschluß gebracht hat.“ Dieser Gedanke, mit dem der Verfasser seinen historischen Ueberblick eröffnet, daß die Philosophie nach all den Versuchen, die überhaupt möglich sind, nun endlich mit ihrer Forschung fertig sei, liegt auch dem größeren Werk Wahle's „Das Ganze der Philosophie und ihr Ende. Ihre Vermächtnisse an die Theologie, Physiologie, Aesthetik und Staatspädagogik“ (1894) zu Grunde. Die bisherige Form der Philosophie wird als ein „Ingendteaum“ bezeichnet, von dem Abschied genommen werden muß. Was man von dem Einflusse örtlich-zeitlicher Bedingungen, von Culturzuständen, der Individualität auf den Entwicklungsgang der Philosophie spricht, ist nach der Ansicht des Verfassers nebensächlich. Wesentlich ist vielmehr die Relativität jedes Begriffes, die als immanenter Factor die Selbstentwicklung desselben mit logischer Nothwendigkeit herbeiführt. „In jedem Gedanken bewegen sich Begriffe, die, dem allgemeinsten Denken geläufig, sich rein logisch zu correlaten, conträren, negativen Begriffen hinneigen und leicht zu allen in abstracto möglichen Aufstellungen hinführen.“ Wenn Wahle dann noch von einer „selbsttreibenden Evolution des Denkens“ spricht, so ist die Aehnlichkeit mit Hegels Auffassung von dem Wesen der Philosophie-Entwicklung unverkennbar. Ohne Zweifel liegt darin viel Wahrheit: daß ein Philosoph gerade dieses oder jenes Problem, gerade diese oder jene Seiten desselben in Angriff nimmt, liegt gewiß zum großen Theile daran, daß ihn Widersprüche, Lücken u. s. w. in den vorhergehenden Lösungsversuchen dazu veranlassen. Die Art und Weise aber, wie er nun seinerseits das Problem behandelt, hängt von einer ganzen Reihe von Umständen ab, ebenso, welches unter den vorliegenden Problemen ganz besonders Interesse erregt. Aber noch mehr. Der Fortschritt der Wissenschaften bedingt auch einen Fortschritt im Forschen selbst. Der Blick wird, nach Hinwegräumung so vieler hindernder Irrthümer und beschränkter Ansichten, immer freier, indem der Standpunkt, von dem aus die Welt betrachtet wird, immer höher wird. Die Folge ist, daß das Zusammengehörige, das Allgemeine, das Gesetzmäßige immer klarer erfaßt werden kann, auf je höherer und breiterer Grundlage das Wissens die Philosophie steht. Wahle hat Recht: neue Elemente des Seins wird man nicht finden, die allgemeinsten Begriffe des Seelischen, der Bewegung u. s. w. sind bereits gebildet. Der Satz aber, „in der Philosophie ist nichts mehr zu hoffen .... man muß zu Ende denken“, ist zurückzuweisen. Die Begriffe, die Grundfragen, die möglichen Gesammtantworten haben sich zu einer gewissen Vollständigkeit entwickelt und so manches, ja vieles Haltbare und Feste hat sich herauskrystallisirt. Aber Begriffe sind an und für sich nichts Festes, sie sind der jeweilige logische Ausdruck einer Zusammengehörigkeit von Thatsachen, der einen anderen Inhalt gewinnt, wenn diese genauer, vollständiger in ihren Beziehungen zu einander erkannt werden. „Das Erelische“, „die Bewegung“ u. s. w. können und werden so lange Gegenstand ernster Forschung bleiben, bis auch nicht ein Restchen des Unerforschten mehr vorhanden sein wird. Gerade die neuesten philosophischen erkenntnistheoretischen Versuche eines Avenarius, Schuppe u. a. zeigen, daß neue Standpunkte wohl möglich sind und damit auch neue Resultate. Es geht nicht an, zu behaupten, alles sei schon dagewesen, nicht einmal in den abgeschlossensten der Wissenschaften, in der Mathematik ist dies der Fall. Gerade weil die Philosophie, insoweit sie allgemeine Weltanschauung ist, so viele hypothetische Elemente und unbeweisbare Sätze enthält, ist sie dem Starrwerden entrückt. Nicht aber ist sie eine letzte, „klägliche Antwort auf blühende, überschwängliche Fragen“, wie Wahle meint. Wie die Philosophie im allgemeinen bestrebt ist, die naiven Begriffe des Menschen an der Hand der Beobachtung und Reflexion zu berichtigen, so verhalten sich die festeren Systeme zu den fortgeschritteneren als das Naivere, minder Besonnene. — Sieht man von dem allgemeinen Standpunkt Wahle's ab, so ist das äußerst knapp gehaltene, auf 66 Seiten die Entwicklung der Philosophie nur in ihren Hauptphasen skizzirende Buch insoweit zu empfehlen, als es dem Laien einen Einblick in das Zustandekommen der wichtigsten philosophischen Begriffe und Probleme gewährt. Zwei Hauptperioden der philosophischen Entwicklung werden unterschieden, deren erste nur der griechischen, deren zweite von der christlichen Religion sich loslöst. 1. Periode: a) bis Platon; Frage nach dem Seinsgrund. b) Aristoteles bis Plotin; Formalismus, Subjectivismus, Skepticismus. c) Plotin; Vereinigung von Erkenntnistheorie und Metaphysik. 2. Periode: a) Scholastik und Renaissance. b) Descartes bis Hegel; „cognitiver“ Charakter der Philosophie, Idealismus, dann Kriticismus.

* Verhandlungen der kgl. sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig; Mathematisch-physische Classe.

Sitzung vom 29. Juli 1895. Vorträge hielten: 1. Rud. Baehm, o. M. „Ueber das südamerikanische Pfeilgift Curare in chemischer und toxikologischer Beziehung.“ — 2. Johannes Wislicenus, o. M. „Ueber die Umlagerung stereoisomer ungesättigter Verbindungen durch Halogene im Sonnenlichte.“ — 3. Sophus Lie, o. M. „Beiträge zur allgemeinen Transformationstheorie.“ — 4. Max v. Frey, ao. M. „Beiträge zur Sinnesphysiologie der Haut. 4. Mittheilung. Ueber einen Fall umschriebener partieller Lähmung.“

Sitzung vom 21. Oct. 1895. Vorträge hielten: 1. W. His, o. M. „Die Forschungen über Johann Sebastian Bachs Gehörne und Antlitz; ergänzende Mittheilungen.“ — 2. G. Wiedemann, c. M. Vorläufige Vorlegung einer Abhandlung von Dr. Albert Dahms: „Bestimmung der magnetischen Declination für die magnetische Warte des physikalischen Instituts der Universität

Leipzig im Jahre 1895." — S. A. Mayer, a. M., kündigt für Hrn. S. Lie, v. M., eine Abhandlung „Theorie der Translationsflächen und des Abel'schen Theorems" an.

Oeffentliche Leibniz-Sitzung am 14. November 1895. „Rede zum Gedächtniß an Carl Ludwig", gehalten von Wilhelm His, e. M.

Sitzung vom 2. December 1895. Vorträge hielten: 1. Ad. Meyer, v. M., Vorlegung einer Abhandlung von J. Thomae (Jena), a. M. „Wann hat eine durch neun Punkte gegebene Curve dritter Ordnung einen Doppelpunkt?" — 2. Derselbe: Vorlegung zweier mathematischer Mittheilungen von E. Study (Bonn): 1. „Ueber das Pascal'sche Sechseck." 2. „Bemerkungen zur Trigonometrie." — 3. H. Bruns, v. M., Vorlegung einer Abhandlung von Dr. F. Cohn: „Bestimmung der Polhöhe der Leipziger Sternwarte." Aus drei neuen Reihen von Sternbeobachtungen, die von dem Vortragenden und zwei andren mit dem Wanschaffe'schen Universalinstrument angestellt wurden, ergab sich die Polhöhe von 51° 20′ 5."89, ungefähr für den Zeitraum von 1885 bis 1895 gültig, ein Endwerth, welcher kaum um 0".1 falsch sein dürfte.

* **München.** Der III. internationale Congreß für Psychologie, welcher hier vom 4. bis 7. August 1896 tagen wird, verspricht in jeder Beziehung seine Vorgänger in Paris und London zu übertreffen. Die bekanntesten und bedeutendsten Psychologen verschiedener Länder und verschiedener Richtungen haben ihre Betheiligung in Aussicht gestellt. Bis Mitte April wurden bereits 132 Vorträge beim Secretariat angemeldet. Hievon werden nur 12 in den allgemeinen Sitzungen gehalten; die übrigen 120 Themen vertheilen sich auf die verschiedenen Sectionen. Congreßsprachen sind: deutsch, französisch, englisch und italienisch. Dauer der Vorträge für die allgemeinen Sitzungen: 30 Minuten, für die Sectionssitzungen 20.

* **Würzburg.** Der Assistent am Zoologisch-zootomischen Institut, Dr. Ludwig Kathariner, wurde zum ordentlichen Professor für Zoologie an der katholischen Universität Freiburg in der Schweiz ernannt.

* **Frankfurt.** Der bisher ungedruckte Briefwechsel Goethe's mit der Familie Brentano in Frankfurt, der vor 14 Tagen hier zur Versteigerung kam, wird, wie die „Frkf. Ztg." meldet, noch im Laufe dieses Jahres veröffentlicht werden. Die jetzigen Besitzer, die Frankfurter Stadtbibliothek, Dr. v. Brentano in Offenbach und Grh. Commercienrath M. v. Guaita hier, haben dem Freien Deutschen Hochstift die Publicationsbefugniß ertheilt. Die Bearbeitung wird voraussichtlich Stadtarchivar Dr. Jung übernehmen.

* **Aachen.** Für die Besichtigung des hiesigen Stadtarchivs, das eine große Anzahl merkwürdiger Documente enthält, hatte die Stadtverwaltung, wie der „Frkf. Ztg." geschrieben wird, vor längerer Zeit ein Eintrittsgeld von 1 M. angesetzt. Nachdem indessen jetzt in einer Sitzung der Stadtverordneten festgestellt worden, daß bisher niemand diese Mark an den Anblick jener geschichtlichen Denkwürdigkeiten gewagt hat, ward das Eintrittsgeld auf 50 Pfg. ermäßigt. Der Erfolg bleibt abzuwarten.

* **Marburg.** Dr. phil. Karl Buß, Privatdocent an der hiesigen Universität, ist zum außerordentlichen Professor der Mineralogie an der Akademie zu Münster ernannt worden.

* **Leipzig.** Der ordentliche Honorarprofessor für Geschichte an unsrer Universität, Dr. Wottemar Bernhard Wenck, wurde von der Abhaltung der Vorlesungen dispensirt. — Creuzs wurde infolge von Krankheit von den Vorlesungen für dieses Semester dispensirt Dr. Wilhelm Ostwald, Professor der Chemie und Director des zweiten chemischen Laboratoriums. Vertreten wird Prof. Ostwald von Prof. Le Blanc und Dr. Paul.

* **Dresden.** Der Rector der Technischen Hochschule, Geh. Hofrath Alexander Frhr. v. Oer, Professor der Eisenbahn-, Erd- und Straßenbaukunde, der sich kürzlich einer Operation unterworfen hatte, ist am 20. April verschieden.

Or. **Berlin.** Der Cultusminister hat dem kgl. Bibliothekar Dr. Karl Theodor Gaedertz auf Grund seines jüngst erschienenen Buches „Aus Fritz Reuters jungen und alten Tagen" einen dreiwöchigen Urlaub zur Fortsetzung seiner Reuter-Forschungen ertheilt.

ys. **Berlin,** 19. April. Die gestrige ordentliche Monatssitzung der Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte ward von dem Vorsitzenden, Geh.-Rath Prof. Dr. Waldeyer, mit Gedenkworten an verstorbene Mitglieder, namentlich an Karl Hamann eröffnet. Sanitätsrath Dr. Baetels legte alsdann mehrere eingesandte Arbeiten vor, so v. Reinecke: über die skythischen Alterthümer, Poul Baetels: über eine neue Methode, die Capacität des Schädels zu messen, Mittheilungen, die Spätlactation (durch die Großmutter) betreffend. Frl. Milena Rasowitz (Serajevo) sendet Nachrichten zur bosnischen Volkskunde, das märkische Museum seine Prachtausgabe, den „Hackselberstaad" betreffend. Dr. Busse sprach über seine drei Meilen nördlich von Berlin gemachten Funde auf den dortigen Urnenfeldern, von denen er zahlreiche Specimina vorlegte. Dr. Staudinger berichtete über einen heute noch im Gebrauch befindlichen asiatischen Steinwirtel, sowie über sogenannte Fetischärte, zudem legte er eine aus Diorit gefertigte, sehr alte Steinperle vor, die mit den in der Nähe von Timbuktu vorkommenden Armringen aus Urschiefer und den Schmuckgegenständen zusammenzustellen ist, wie sie von den Djerdeb am Nigre und bei Kirotschi hergestellt werden. Dr. Seefeland sprach alsdann über eine dreifigurige Alfenmemme, die dem Kreuze der Säckinger Stiftskirche entstammt. Ihre Größe ist 20 zu 19 mm, ihre Färbung wie die der sonst bekannten Gemmen dunkelblau und hellblau, die Figuren selbst stehen ziemlich gerade, ähnlich wie bei der vom Reginenkreuz aus Osnabrück der bekannten Gemme. Bisher war Nürnberg der am weitesten südlich gelegene Fundort solcher Gemmen gewesen. Unsre Gemme scheint man dem nach Säckingen von der Gemahlin des 1308 ermordeten Königs Albrecht gestifteten Agneskreuz herzurühren. Diese Gemmen stammen nun nach Bartels aus dem 7. bis 8. Jahrhundert unsrer Zeitrechnung und rühren von den heidnischen Bewohnern der Gebiete zwischen Nordsee, Elbe und Niederrhein her, die sie als Amulette benutzt haben mögen, sie entstammen auch wohl einer einzigen Kunstwerkstätte, so daß wir es in diesem Stücke mit einer vielleicht durch den heiligen Fridolin zu Beginn des 6. Jahrhunderts auf seinen Wanderungen nach Säckingen, dessen Kloster er gestiftet, gebrachten Wandergemme zu thun haben, doch ist damit die Zeit etwa 70—80 Jahre vor der sonst für diese Dinge feststehenden Epoche gesetzt, so daß diese Annahme nur den Werth einer Vermuthung hat. — Die Ausbildung der Racenmerkmale des menschlichen Haares bildet den Gegenstand langjähriger, sehr mühevoller und wegen der großen Schwierigkeit der Beschaffung hinreichenden geeigneten Beobachtungsmaterials nur langsam fortschreitender Studien des Geh.-Rath Prof. Dr. Fritsch, der einige Resultate seiner bezüglichen Untersuchungen und Beobachtungen an der Hand sehr sorgfältig ausgeführter Mikrophotographien und dieser mikroskopischer Präparate der Gesellschaft vorlegte. Schon seit langem hat man in dem Wachsthum des Haares ein unterscheidendes Merkmal für die Race anerkannt, doch hat man bisher wenig darnach gefragt, wie denn eigentlich die charakteristischen Abweichungen zustande kommen, die wir bei den Haaren der verschiedenen Racen wahrnehmen. Der Vortragende hat sich das Material für seine Untersuchungen aus Aegypten selbst geholt und hat zunächst seine Aufmerksamkeit auf die Beantwortung der Frage gerichtet, wie wohl die betreffenden Unterschiede sich schon bei Einfügung der Haare in den Haarboden der Kopfhaut kundgeben. Den Unterscheidungen Huxley's und Häckels in glatthaarige, wollhaarige und büschelhaarige Racen gegenüber hat schon Virchow erwiesen, daß alle menschlichen Haare gruppirt stehen. So stehen immer zwei und zwei zusammen, dann vier und vier, dann Gruppen höherer Ordnung, woraus man irrthümlich die sog. Büschelhaare construirt hat. Eine Annahme dieser Büschel ist, wie die Photographie der Kopfhaut eines Arabers zeigt, falsch. Ueberhaupt lassen sich diese Dinge besser an Arabern und Fellachen studiren, als an europäischen Objecten, da in Europa die Racenmischung und Racenkreuzung gar nicht mehr abzuschätzen ist. Es erhebt sich nun bei der Betrachtung des Haarbodens zunächst die Frage: wie sind die Haare eingepflanzt? d. h. welches ist der Winkel, in dem die Haarwurzel zur Fläche der Kopfhaut steht? Für die Bildung dieses Winkels nun ist maßgebend die größere oder geringere Intensität des Druckes, den die wuchernden Zellen bei ihrem Aufsteigen in den Haarbalg erleiden, und der auf die sogenannte Haarzwiebel mit der Papille, wo eben die Zellen wuchern, ausgeübt wird. Fragt man nun, wie sich diese tiefsten Theile verhalten, so ergibt die Untersuchung, daß spiralförmige Haare nicht schrägerr angepflanzt sind, wie gerade Haare, wie das Beispiel des Querschnitts der Kopfhaut einer sudanesischen Sklavin deutlich zeigt, wo das Haar in einer Richtung aus der Kopfhaut ansteigt, dann jedoch säbelförmig sich nutzen krümmt; allein die Haarzwiebel mit der Papille ist seitlich abgebogen, wie es sich bei

den schwarzen Racen allgemein beobachten läßt. Auch sind die Wucherungsverhältnisse der Haarzellen bei den schwarzen Racen anders, als bei den Europäern, was auf eine andere Ernährung der Blutgefäße des Haarbodens fährt; auch beruht auf dieser physiologischen Erscheinung die Pigmentirung. Die Vollsaftigkeit der Haut des Negers, der starke Blutverkehr in ihr und die starke Secretirung, die ihr vermöge ihrer zahlreichen Schweiß- und Talgdrüsen ermöglicht ist, macht den Schwarzen für das heiße Klima seiner Heimath widerstandsfähig; so findet eine sehr feine Wucherung auch der Haarzellen beim Neger statt, die wuchernden Zellen sind für den Haarbalg, in den sie aufsteigen, zu stark, einige werden deßhalb abgeschnürt und stellen sich nicht selten am Ende des Haares als die sogenannten „Perlkugeln" dar. Diese erhöhte Thätigkeit bei der Bildung des Haares, wie wir sie hier beobachten, dehnt sich auch in die Tiefe aus und nicht selten finden wir die sogenannten Staachungen in den unteren Theilen der Negerhaare. Gehen wir nun zur Papille selbst, so finden wir in dieser schon die Racenmerkmale deutlich kenntlich gemacht. Dem abgeplatteten Haar entspricht eine abgeplattete oder nierenförmige Papille, wie wir sie bei Afrikanern finden, während Caucasier meist runde Papillen besitzen. Man findet bei afrikanischen Objecten mitunter auch eine sogenannte Zwillingspapille. Hier scheint der Grund für die Unterschiede der Ausbildung menschlicher Haare zu liegen. Die Papille ist der Herd der Wucherung der Haarzellen, die in ihrer Intensität Unterschiede aufweist, indeß ist eine ungleiche Wucherung durch eine ungleiche Anlage bedingt. Das abgeplattete Haar windet sich, nachdem es vorgeschoben ist, der starken Wucherung entsprechend spiralförmig, während das straffe meist aus einer runden Papille aufsteigt. Was die Pigmentirung des Haares angeht, so kann man sich diesen Vorgang derart vorstellen, daß um die Papille eine festweiche Schicht gelagert ist, durch die die Pigmentzellen in die matrix (Haarzwiebel) hineingelangen. Je stärker nun die Vitalität, desto kräftiger sind diese Pigmentzellen, je schwächer die Vitalität, desto weniger Pigmentirung erhält das Haar und wird grau oder weiß. Diese Untersuchungen über die Ausbildung der Racenmerkmale des menschlichen Haares sind höchst beachtenswerth und ihre Förderung ist sehr erwünscht. — Sanitätsrath Dr. Barteis berichtete alsdann über ein verlassenes Bergwerk am Mitterberg im Salzkammergut. Vom Südwesten her im Mühlbachthal befindet sich bei Bischofshofen der Aufstieg zum Mitterberge, einer Hügelkette des Salzkammerguts, woselbst schon 1827 der k. k. Berghauptmann Zötl ein prähistorisches Bergwerk entdeckt hatte. Prof. Much in Wien hatte später diese Stätte untersucht und alle seine Funde der k. k. Centralcommission in Wien für das Hofmuseum überwiesen. Im Museum Francisco-Ferdinandeum in Salzburg befinden sich ebenfalls Fundstücke aus diesem Bergwerk, auch das Mühlbacher Museum hat ebenso wie das Berliner k. Museum für Völkerkunde einige Funde aus diesem merkwürdigen Bergwerke in seinen Sammlungen, dessen Entdeckung schon wie ein Märchen klingt. Ein Bauer verliert einen Laib Brod, er schickt danach zurück und die Leute, die den Laib Brod finden, finden dabei auch weißes und farbiges Gestein, an dem noch Goldklumpen festzusitzen scheinen. Schmelzversuche ergeben kein Metall, ein Scheider in Hallein findet eine geringe Menge Kupfer, das Gestein, das seines schönen Glanzes wegen den Badegästen in Gastein verkauft wird, erregt die Aufmerksamkeit des Berghauptmanns Zötl, der darin Kupfererze erkennt und nach vielem mergelichen Suchen das Kupferbergwerk entdeckt. Reiche Vegetation auf der Matte bezeichnet das in langen, parallelen Streifen sich hinziehende Bergwerk, das heute noch, freilich an einer anderen Stelle, von einer Knappschaft bearbeitet wird. Der Vortragende hat im August 1895 unter Führung des Bergverwalters Pircher das Bergwerk besucht. Die Bauten „unter Tage" sind heute mit Wasser angefüllt. Es gelang noch, 4 bis 5 Meter tief hinabzufahren. An die Bauten „unter Tage" schloß sich ein Stollen, an dessen Ende ein Schacht abgeteuft war. Ein tieferes Eindringen war der Unsicherheit wegen, die damit verbunden ist, nicht möglich. Allein es ist möglich, sich ein klares Bild von diesem Bergwerke und seinem Betriebe nach heute zu machen. In einem unterhalb Mannesthagen hohen Stollen fanden sich lange Gerüste mit Feuerstätten. Das gelockerte und abgesprengte Gestein wurde hier zuerst geschmolzen. Auf langen, mit Einkerbungen versehenen Baumstämmen (Steigbäumen) befuhr man das Bergwerk. In Säcken, die nicht wie im Hallstatter Bergwerk aus Ziegenfellen, sondern aus Geweben hergestellt waren, wie die Funde bewiesen, da Fetzen dieser Gewebe sich im Wasser erhalten haben, — denn das ganze Bergwerk ist, wie man annehmen muß, wahrscheinlich infolge von Kriegsnöthen ertränkt und absichtlich verlassen worden — in solchen Säcken aber in einem- und schachtelartigen Gefäßen mit hölzernem Boden wurden die Erze heraufgeschafft, größere Lasten auch mit Rollen, die gleichfalls dort gefunden sind, heraufbefördert. Mit beilartigen Steininstrumenten, von denen eine Reihe von Abbildungen und Photographien dargelegt wurde, wurden die Erzstücke an Scheideplätzen zerkleinert, das Gestein ward dann erhitzt, dann Schlacken gereinigt, es fand eine Umschmelzung statt. Mittelst eines Klopfsteins auf einem Unterlagstein muß dann das Metall zerkleinert worden sein: denn heute hasten an solchen Klopfsteinen noch Metallspuren. Alle Steininstrumente sind aus den Geschieben der Salzach hergestellt worden. Auch hat man zur Fortschaffung des Gesteins Holzträger verwandt und es zum theil geschwemmt. Gefundene Kupferhämmer und Kupferbeile, sowie die Thatsache, daß bisher kein Stück Eisen gefunden ward, weisen auf die Zeit der Bronzecultur hin, in der dieses Bergwerk im Betriebe gewesen ist. Neben den Stollen finden sich am Berghange die „Pingen", langgestreckte grubenartig sich in 15 bis 20 Meter Länge, 6 Meter Breite und 4 bis 5 Meter Tiefe hinziehende „Tagebauten", die heute mit reicher Vegetation von Anis, Schwarzbeeren, Wachholder, Haidekraut, hie und da selbst mit Bäumen bedeckt sind. Die Pingen werden durch ausgebaute Stellen unterbrochen, wo infolge einer Verwerfung der Schichten der Erzgang schwindet. Am Rande der Pingen finden wir entblößte Stellen, wo nur das blaßrosa gefärbte sogenannte Schnellkraut gedeiht. Dort, wo Geröll vorhanden ist, sind die alten Scheideplätze, hier liefert die arsenige Säure des Bodens die Vegetation, und dies ist die Fundstätte prähistorischer Dinge. Ein Schmelzofen fand sich in einiger Entfernung von den Pingen, auch rundliche Ausschnitte auf dem Boden und Thonspuren dabei die Vermuthung nahegelegt, daß in einiger Entfernung von dem Bergwerke die Hütten der Bergbauleute gestanden haben, von deren Begräbnißstätten bisher jedoch keine Spur aufgedeckt wurde. Mit diesem alten Bergwerke, das nach Much's Ansicht bis ins 7. Jahrhundert unsere Zeitrechnung geblüht hat, steht eine noch der Steinzeit angehörige dreifache Befestigung auf dem Götschenberge, am Eingange des Mühlbachthals im Zusammenhang, die Werkstätte der Steinwerkzeuge, die zum Bergbau benutzt wurden; ferner werden wir wohl auch die Pfahlbauten auf dem Moosee und dem Attersee damit in Zusammenhang bringen dürfen, wenngleich das Bergwerk viel länger im Betrieb gewesen sein muß, als jene Pfahlbauten die Wohnstätte seiner Nachbarn waren. Da die Schächte ertränkt und die Stollen verschlossen waren, darf man wohl annehmen, es sei von den Eigenthümern in der Hoffnung auf eine spätere Rückkehr verlassen worden, die sich nicht erfüllt hat.

* **Petersburg.** Ein internationaler geologischer Congreß soll im nächsten Jahre in Rußland zusammentreten. Wie die „Pet. Wed." berichten, werden von dem Congreß die ausländischen Geologen die in geologischer Beziehung interessanten Gebiete des Ural und Kaukasus bereisen. Die Ausarbeitung eines detaillirten Thätigkeitsprogramms für den Congreß ist einem Organisations-Comité unter dem Vorsitz des Akademikers Karpinski übertragen worden.

* **Konstantinopel.** Ein Irade des Sultans ordnet die Errichtung einer Universität in Konstantinopel an.

Verlag von **F. C. W. Vogel** in **Leipzig.**

Soeben erschien:

UEBER

STOFFWECHSELSTÖRUNGEN

UND IHRE BEKÄMPFUNG.

Rede zur Feier des 314. Stiftungstages der Kgl. Julius-Maximilians-Universität, gehalten am 2. Januar 1896

von

Dr. Wilhelm von Leube,

o. ö. Prof. der Medicin, z. Z. Rector der Universität Würzburg.

1896. gr. 8. Preis 1 M. (4639)

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Kelk in München.

Jahrgang 1896. München, Mittwoch, 22. April. Nummer 93.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Die Deportation in Rußland. Von Dr. Adolf Lenz. — Friedrich der Große und der Ausbruch des siebenjährigen Krieges. II. Von Erich Marcks. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die Deportation in Rußland.

Von Privatdocent Dr. Adolf Lenz.

Das Curatorium der Holtzendorff-Stiftung hat als neue Preisaufgabe die Frage gestellt, ob die Deportation unter den heutigen Verhältnissen als Strafmittel verwendbar sei. Diese Fragestellung erscheint um so interessanter, als zwei Congresse, der von London und der von Stockholm, sich gegen dieses Strafmittel wegen der Schwierigkeit seines Vollzuges erklärt hatten. Der Schwerpunkt der Lösung obigen Problems muß daher in praktischen Vollzugsvorschlägen liegen, worauf auch die vom Curatorium begehrte besondere Rücksicht auf die gegenwärtigen colonialpolitischen Verhältnisse hinweist.

Als Beitrag zur Lösung muß daher eine Schrift auch in Deutschland begrüßt werden, welche unsre Kenntnisse von dem praktischen Wirken der Deportation in einem Lande bereichert, von dessen Justizpflege nur sehr spärliche Nachrichten nach Deutschland dringen. Eine solche Arbeit ist die für den Pariser Gefängnißcongreß im Jahre 1895 veröffentlichte französische Uebersetzung einer Studie des russischen Criminalisten Folnitski.[1]) Bonet-Maury, Beamter in der Bibliothek des französischen Comité de Législation Etrangère hat einen Theil des Werkes Folnitski's über die „Theorie der Strafen“ (Cutchénie o nakazaniakh) theils wörtlich, theils auszugsweise veröffentlicht. Der ehemalige Staatsanwalt, jetzige Professor des Strafrechts und Generaladvocat am Cassationshof in St. Petersburg hat insbesondere der Geschichte und Wirksamkeit der russischen und englischen Transportation ausführliche Erörterungen gewidmet. Während wir jedoch über das Strafensystem Englands Stephens „Geschichte des englischen Strafrechts“ und Aschrotts Schrift über „das englische Gefängnißwesen“ besitzen, fehlt es für Rußland an verläßlichen Arbeiten. Zwar sind Dostojewski's Roman „Das Todtenhaus“ und Kennans „Sibirien“ allgemein bekannt, können aber nicht als historische Belege dienen. Ersterer hat wirkliche Vorfälle und Gerüchte zu einem Phantasiebilde verwoben, letzterer mit seinen grauenhaften Schilderungen entschiedenen Widerspruch anderer Reisender, insbesondere Harry de Windts, erfahren, der nach längerem Aufenthalt in Ostsibirien und Sathalin vom russischen Strafvollzuge nur Lobenswerthes zu berichten weiß. Die Aeußerungen der russischen Criminalisten auf den Congressen waren sehr widersprechend. Folnitski überrascht demgegenüber durch die Fülle des Materials, wie durch die Offenheit seiner Sprache.

[1]) La transportation russe et anglaise avec une étude historique sur la transportation par *Jean Folnitski*. Paris, Lecène, Oudin et Cie., 1895.

Die russische Deportation weist zwei Formen auf, die administrative und die richterliche. Erstere wird durch die politischen Behörden verhängt und zerfällt in zwei Unterarten: die politisch-religiöse und die communale Verschickung. Der Zar ist politisches und religiöses Oberhaupt Rußlands und wird in seinen Functionen durch die Administrativbehörden vertreten. Jeder Protest und jeder Widerstand gegen eine politische Maßregel, jede Abweichung vom orthodoxen Glauben wird zum Majestätsverbrechen und zieht die Verschickung nach dem Kaukasus oder Ostsibirien nach sich. Fünf Jahre dauert diese Beschränkung des Verbannten auf ein bestimmtes Territorium, innerhalb dessen ihm die Wahl seines Aufenthaltsortes und seiner Beschäftigung freisteht. Die Ueberwachung ist strenger als die anderer Verbrecher.

Die communale Verschickung ist eine Institution, welche nur im anglo-normannischen Recht eine sehr abgeschwächte Analogie findet. Die Gemeinde (Mir), welcher die Einbringung der für ihre Mitglieder ausgemessenen staatlichen Steuern obliegt, kann die zahlungs- und arbeitsunfähigen Gemeindegenossen, für welche sie die Steuer aus eigener Tasche zu bezahlen hätte, verschicken. Dieser Ostracismus wird auf Anregung des Gemeindevorstandes von zwei Drittel der Mitglieder beschlossen und nimmt zwei Formen an. Wohnt der meist wegen Trunkenheit Arbeitsunfähige in der Gemeinde, so geht die Gemeinde spontan vor und deportirt ihn für 5 Jahre nach Westsibirien. Ist er dagegen von einem Gerichte wegen einer Uebertretung der Gesetze verurtheilt worden, so verliert er durch den Urtheilsspruch selbst die Gemeindeangehörigkeit, kann jedoch 6 Monate vor Ablauf der Strafe um seine Wiederaufnahme ansuchen. Wird sie ihm verweigert, so wandert er auch nach Sibirien und muß dort auch nach Verlauf von 5 Jahren so lange bleiben, bis ihm eine Gemeinde infolge nachgewiesener Arbeitsfähigkeit die Aufnahme gewährt. Daß mit dieser Einrichtung kein allzugroßer Mißbrauch getrieben wird, erklärt sich nur daraus, daß die Gemeinde die immerhin beträchtlichen Kosten des Transports und des Unterhalts während desselben zu tragen hat. Im Jahre 1883 betrug die Zahl der auf diese Weise Heimathlosen ungefähr 6000, 3500 Weiber und Kinder ungerechnet, welche ihrem Gatten oder Vater freiwillig ins Exil gefolgt waren.

Die von den Gerichten als Verbrechensstrafe ausgesprochene Deportation verdankt ihre Entstehung, wie in England, anfänglich dem Bedürfnisse nach einem Strafmittel, welches das Land, insbesondere die Metropole, von den gefährlichsten und immer wieder rückfälligen Verbrechern befreit. In ihrem Vollzuge wurde sie jedoch zu Zwecken der inneren und äußeren Politik mißbraucht und verlor so ihre Function als Strafübel. Die Transportirten in der Ukraine wurden anfangs völlig sich selbst überlassen, später dazu benützt, um neu eroberte Gebiete zu besiedeln und zu russificiren. Seit der Mitte des 18. Jahrhunderts verwendete man die Sträflinge zum Baue der neuen Verkehrsanlagen, der Staatsfabriken und Staatsbergwerke. Die Reformpläne des Grafen Speranski scheiterten wegen Mangel

an Arbeit und Frauen. Er strebte nämlich die Errichtung von Verbrechercolonien getrennt von den Ansiedelungen der einheimischen Bevölkerung an, ging jedoch bald von diesem Plane ab und begnügte sich mit der Ansiedelung der zur Deportation ohne Arbeitszwang Verurtheilten in den bestehenden Dörfern. Doch auch dies mißglückte an dem Widerwillen der Einheimischen, Verbrecher in ihre Familien aufzunehmen, an dem geringen Erträgniß des Bodens und dem Mangel an dem zu einem rentablen Betriebe der Landwirthschaft erforderlichen Capitale.

Gegenwärtig vollzieht sich die Deportation in doppelter Gestalt. Sie ist entweder Zwangsarbeit (Kalerga) oder einfache Transportation ohne Arbeitszwang. Die Verurtheilung zur Zwangsarbeit erfolgt auf Zeit oder auf Lebensdauer. Nachdem die Staatsfabriken und Staatsbergwerke in die Hände Privater übergegangen, Festungen und Eisenbahnen erbaut waren, begann Mangel an Arbeit einzutreten. Um den reichlichen Zufluß an Sträflingen zu bewältigen, baute die Regierung in den Jahren 1870 bis 1880 Centralgefängnisse, in welchen die zur Transportationsstrafe Verurtheilten in Gemeinschaftshaft und ohne Arbeitszwang einbehalten wurden. Die immer mehr zunehmende Sterblichkeit (schließlich 25 Procent) nöthigte sie, zu einem anderen Mittel zu greifen. Sie kaufte die Japan gehörige Hälfte der Insel Sakhalin im ochotskischen Meer zu der ihr ohnedies gehörigen anderen Hälfte und beschäftigt daselbst nunmehr die Deportirten mit landwirthschaftlichen Arbeiten und der Ausbeutung von Kohlenbergwerken. Ein geringer Theil der zur Zwangsarbeit Verurtheilten wird nach Transbaikalien geschickt, ein anderer in den Centralgefängnissen einbehalten. Auf Sakhalin zerfällt die ganze Masse der Verbrecher in 3 Classen mit immer abnehmender Härte des Strafvollzuges. In der 2. Classe kann sich der Sträfling für sich und seine Familie auf dem zur Fabrik oder zum Bergwerke gehörigen Terrain ein Häuschen bauen, wenn er ledig ist, heirathen. Stirbt er, so geht das Häuschen an seine Frau über, wenn sie in Sakhalin bleiben will, sonst fällt es an den gemeinsamen Fonds der Classe. Nach Verbüßung der Strafe oder bei lebenslänglicher Strafe nach Verlauf von 20 Jahren wird der Sträfling freier Ansiedler. Die Zahl der zur Zwangsarbeit Verurtheilten beläuft sich jährlich auf 1700; auf der Insel Sakhalin allein befanden sich am 1. Januar 1885 30,004 Männer, 338 Weiber. Die Ueberfuhr von Odessa nach Sakhalin, die Verköstigung und Ueberwachung kostete dem Staate im Jahre 1884 250,000 Rbl. = 350,000 Frcs., also 225 Rbl. (612 Frcs.) per Kopf.

Die einfache Deportation ohne Arbeitszwang hat zwei Grade, je nach dem Vollzugsorte: Westsibirien (Hauptstädte Tomsk und Tobolsk) oder Ostsibirien (Hauptstadt Irkutsk). Jeder Versuch zur Gründung von Verbrechercolonien oder zur Ansiedlung in den bestehenden Gemeinden ist mißlungen. Nichts half die Aussetzung von Prämien für die Familie, welche einen Deportirten aufnahm, nichts der Ankauf von jungen Mädchen der nomadischen Stämme Sibiriens zum Zwecke der Begründung einer Familie und eines Hausstandes. Die Deportirten werden bloß formell einer Gemeinde zugewiesen, von derselben aber bald ausgetrieben. Sie treiben dann Schifferei, Fischfang, Salz- und Goldgewinnung, streichen in Land und Stadt herum und sind eine ständige Gefahr für Leben und Eigenthum. Die Regierung hat jede Ueberwachung aufgegeben und so leidet Sibirien unter einer allgemeinen Rechtsunsicherheit und einer riesigen Besteuerung für die Unterhaltung einer großen Anzahl von Wachleuten, Gendarmen, Gerichten und Gefängnissen, ohne daß all dies im stande wäre, den fluthenden Verbrecherstrom zu bewältigen. Hat der Deportirte Lust zur Ansiedelung, so wird ihm ein Landstück von Staatswegen überwiesen. Nach einer zehnjährigen tadellosen Führung wird er vollberechtigtes Mitglied der Gemeinde, in welcher er lebt. Diese Bestimmung insbesondere hat den Widerstand der einheimischen Bevölkerung hervorgerufen und zur Aechtung des Sträflings geführt. Berücksichtigt man, daß der Deportirte, durch die Strapazen der Reise erschöpft, oft schwer erkrankt in Sibirien anlangt, dort ein ungewohntes, rauhes Klima antrifft und bis zum Verlaufe von 10 Jahren eigentlich rechtlos ist, so wird man den geschilderten Zustand Sibiriens begreifen. Die Kosten des Transports (125 Rubel per Kopf) trägt der Staat, die Kosten der Ernährung die Provinzen, durch welche der Transport geht. Die Gesammtkosten betragen 820 Frcs. per Kopf. Unter 10,000 Deportirten erkranken während des Transports durchschnittlich 2000, 200 sterben und 350 entweichen. Die Strapazen des Transports sind immerhin noch beträchtlich, wenn auch in der letzteren Zeit durch Zuhülfenahme von Eisenbahnen, Schiffen und Karren manche Erleichterung eingetreten ist.

Während Fojnitski in der Geschichte der russischen Deportation nur die Schattenseiten des Strafmittels selbst zu erblicken vermag, erwartet sein College, Prof. Tagantsev, von einer radicalen Reform eine Besserung und schreibt nur dem Vollzuge, nicht dem Mittel die Mißerfolge zu. Dies scheint auch die Ansicht des Curatoriums der Holtzendorff-Stiftung zu sein. Es erblickt in der Deportation ein seinem Wesen nach zweckentsprechendes Strafmittel, dessen Wirksamkeit allerdings von seinem Vollzuge abhängt. Man darf auf die Vorschläge der prämiirten Arbeit gespannt sein.

Friedrich der Große und der Ausbruch des siebenjährigen Krieges.

Von Erich Marcks.

II.

Der Widerspruch gegen M. Lehmanns Hypothese und gegen die Art ihrer Ausführung und Begründung hat sich, und zwar in immer wachsendem Maße, von den verschiedensten Seiten her erhoben. Es ist eben diese umfangreiche Literatur, deren wenn auch noch so gedrängte Zusammenfassung die Ausdehnung auch meines Berichts entschuldigen helfen muß.[1])

Viele Zweige sind alsbald von Lehmanns Baume abgehackt worden. Weder die Beweggründe noch die Folgen, die er der That Friedrichs zutheilte, hat man ihm zugegeben.

Was zunächst die Beweggründe angeht, so haben die Gegner das politische Testament von 1752 — die wichtigste der „echten Urkunden" — ganz anders beurtheilt als Lehmann. Sie haben (Koser voran) auf die Stelle, an der dort die Eroberungspläne erscheinen, ein weit stärkeres Gewicht gelegt als er: als „politische Träumereien", als eine politische Metaphysik hat Friedrich sie aufgeführt. Die überaus strengen Bedingungen, unter denen allein er ihre Betreibung erlauben will, ohne ernsten Beweis einfach nur auf den Nachfolger, nicht auf Friedrich selber zu beziehen, fand man um so unzulässiger, je nachdrücklicher Friedrich im Testamente und kurz danach in seiner Correspondenz ausgesprochen hat, daß er auch sich selber eine bedächtige Friedenspolitik vorschreibe. Daß Friedrich damals wie

[1]) Eine Liste der Gegenschriften bis Ende 1895 bei Naudé. Beiträge I, 1. Ich nenne daraus außer Koser (Histor. Zeitschrift, Dec. 1894), Berner (Mitth. a. d. hist. Lit. 1895 III) und vielleicht Treusch v. Buttlar u. a., die Lehmann als „Borussen" beiseite zu schieben geneigt sein mag, Wigand (D. Lit.-Ztg., Dec. 1894, Jan. 1896), Ulmann (D. Revue, Mai 1895), Bailleu (D. Rundschau, Febr. 1895), den Oesterreicher Beer (Mitth. f. österr. Gesch.-F. 1896) und — als Verfasser eines demnächst erscheinenden größeren Aufsatzes — den Bayern K. Th. Heigel.

später Erwerbungen gewünscht hat, ist zweifellos; daß er seine Politik auf sie zugespitzt habe, ist damit schlechterdings nicht erwiesen. Das Testament will das Gegentheil davon. Die angeblich bedeutungsvolle Voraussage von Kriegen auf 1754 und 1755 drückt in Wahrheit, sobald man Wortlaut und Zusammenhang erwägt, lediglich die Sorge aus, daß Preußens Feinde alsdann zum Losschlagen fertig sein würden (Koser). Insofern Friedrich der Kaiserin Schwierigkeiten durch Dritte zu erwecken strebt, will er den Hauptfeind beschäftigen und sich selber um so sicherer die Ruhe erhalten. Die angebliche Bereitwilligkeit, 1759 Sachsen gegen preußische Landschaften einzutauschen, ist, wenn man sie näher betrachtet, ein vorübergehendes diplomatisches Auskunftsmittel, ja eine bloße Finte gewesen: des Königs eigentliche Absicht ist auch damals, vor allem das Seine festzuhalten. (Bailleu.) Fallen so alle Beweise hinweg, die aus der Zeit vor oder nach 1756 geschöpft waren, so fand man auch diejenigen aus dem Entscheidungsjahre selber durchaus hinfällig. Die „Vernichtung" Sachsens durch die Westminster-Convention zeigt sich einer jeden kritischen Interpretation des betreffenden Briefes unwidersprechlich als Lahmlegung; ich habe an ganz Unbefangenen die Probe gemacht: ein einfaches Urtheil vermag sich die weitergehende, schroff festgehaltene Deutung Lehmanns kaum zu erklären. Die Anweisung an Lehwaldt ist erlassen, nachdem Friedrich zu rüsten begonnen hat. Natürlich: wenn er einmal losschlagen muß, so wird er mit der Mögtichkeit rechnen, den Krieg durch Eroberung nutzbringend zu machen. Das macht für seine Motive zum Losschlagen selber gar nichts aus. Ueberdies, diese Instruction stellt den Gewinn Westpreußens nur als die allergünstigste Möglichkeit auf, als das denkbar äußerste Ergebniß allseitiger Erfolge. Die eigentliche Hauptsache, das greifbare Ziel ist dem Könige vielmehr die Neutralität der Russen: die soll Lehwaldt vor allem erzwingen. Und so ist denn überhaupt Friedrichs Stimmung in diesem Sommer keineswegs, wie Lehmann behauptet hat, hoffnungsvoll und freudig. Koser hat den urkundlichen Beweis leicht zu führen vermocht, daß Friedrich wirklich „das Herz schwer" war. Es bleibt dabei, daß er allen Anlaß hatte und empfand, sich Sorge zu machen.

Und die Folgen seines Losbruches? Hat erst dieser die Coalition gegen Preußen zustande gebracht? Da ist aus den älteren Acten wie aus den von Lehmann hinzugebrachten von neuem dargelegt worden, daß der feindliche Angriff nicht nur längst und fest beschlossene Sache und in jedem Falle für 1757 geplant war, sondern daß Frankreich bereits vor Friedrichs Schilderhebung den Oesterreichern unzweifelhaft verfallen, Rußland vollends ihnen ganz und gar sicher war. Friedrich befand sich also allerdings, sowie er es (und man hat auch da gegen Lehmann dargethan: ohne innere Widersprüche) immer behauptet hat, in der Nothwehr gegen eine schon vorhandene, gewisse und große Gefahr.

Wigand, der auf diese Dinge besonders eingegangen ist, hat zugleich als erster wieder mit Nachdruck auf Friedrichs des Großen „Politische Correspondenz" als das sichere Gegenmittel gegen alle Constructionen Lehmanns zurückverwiesen. In der That bieten die reichen Acten dieser Publication uns über Friedrichs Haltung in den entscheidenden Jahren das hellste Licht. Nach dem Abschlusse seiner englischen Convention trägt er sich mit der Hoffnung, eine große, vermittelnde Stellung zwischen den Weltmächten errungen zu haben. Allmählich macht ihn die steigende Annäherung der Oesterreicher an die Franzosen aufmerksam und unsicher; französisch-russische Beziehungen treten hinzu. Der König wird unruhiger, argwöhnischer, er befragt seine Diplomaten überall, horcht mit immer gespannteren Ohren; sein letzter Gedanke ist immer die Haltung und Macht seines Hauptgegners in Wien. Als dieser den Versailler Vertrag erlangt hat, ahnt Friedrich den kommenden Krieg, aber stets nur für das nächste Jahr: vom Herbst 1756 an soll sein Wiener Gesandter sorgfältig auf der Hut sein. Vom Herbst an! Diese gesammte Correspondenz ist, wenn wir uns den König nach Lehmanns Hypothese nur auf der Lauer, des Eroberungskampfes harrend, denken sollen, schlechterdings unbegreiflich; es wäre eine nicht nur höchst zweckwidrige, sondern geradezu zweck- und sinnlose tägliche Irreführung derjenigen Beamten, auf deren Beihülfe ihr Herr doch, sollte man meinen, angewiesen war. Und diese Briefe sind geheim gewesen, nicht etwa für die Veröffentlichung bestimmt! Sicherlich, aus ihnen könnte kein Unbefangener jemals auf den Verdacht kommen, den Lehmann verficht. Vielmehr bleibt ihr Eindruck ebenso entschieden wie bestimmend der, daß Friedrich in all jenen Monaten, mindestens bis er von den russischen Rüstungen hört (17. Juni), nichts weniger ausübt als irgend eine Art von Initiative. Nirgends verräth er ein eigenes, positives Ziel; er folgt in seinem Denken, Fragen, Handeln lediglich den Impulsen von außen her. Es wäre mehr als unnatürlich, wenn sich hinter diesem Anschein das Gegentheil verbergen sollte.

Es scheint nach diesen Acten kaum eine Möglichkeit zu bleiben, die Rüstungen, die vom 17. Juni ab einsetzen, anders wie defensiv zu deuten. Wären nun auch von da ab, mit der Einsicht in die wahrscheinliche Unvermeidlichkeit eines Krieges, zugleich Eroberungspläne in Friedrich aufgetaucht, so bliebe der Ursprung seines Entschlusses dennoch defensiv. Und jene Eroberungspläne sind auch für die Monate vom Juni an keineswegs belegt. Die Instruction an Lehwaldt, sahen wir, stellt sie nur als entfernte Möglichkeit auf, und zwar für Westpreußen. Für Sachsen fehlt jeglicher Beweis. Bis kurz an den Augenblick seines Einmarsches hinan hielt Friedrich, wenn er nur von Oesterreich gute Antwort erhielte, noch die Befehle für die Umkehr seiner Truppen in steter Bereitschaft. Er hat, als er das Kurfürstenthum besetzt hatte, wiederholt und dringend versucht, sich mit dessen Herrscher zu verständigen. Er hat den Mächten, die er um Vermittlung bat, die Räumung Sachsens angeboten: er wolle es nicht etwa behalten. Das hat er seinem einzigen Verbündeten betheuert, dem Könige von England, der als Kurfürst von Hannover überdies niemals die Annexion des einen Kurfürstenthums durch das andere dulden konnte und wollte. Er hat sich von da an dringend wieder und wieder um den Frieden, und bloß um den Frieden bemüht.[1]) Wenn er das sächsische Lager von Pirna nicht gestürmt hat, so erklärt sich das aus diplomatischen Rücksichten und einfachen militärischen Gründen vollauf;[2]) wenn er das Land in sorgsame Verwaltung nahm, so ist auch das in jedem Falle begreiflich. Denn daß er bei einem großen Kriege nur bestehen könnte, wenn er Sachsen in der Hand habe, es mititärisch beherrschen und wirthschaftlich ausnützen könne, das hatte er längst erkannt: er mußte sich also, und vielleicht doch auf lange Zeit, in jedem Falle hier heimisch machen. —

Mit alledem war — im wesentlichen schon ein Vierteljahr nach dem Erscheinen seines Buches — die Reihe der Lehmann'schen Gründe erschöpft worden. Er gab sich indessen keineswegs besiegt. In einer Antikritik, voll von dem herablassenden Selbstbewußtsein des „Entdeckers", als den er sich selber pries, und voll von dialektischer Zähigkeit und Gewandtheit, wiederholte er (Koser und Wigand gegenüber, Gött. gel. Anzeigen, Februar 1895) seine Behauptungen und Argumente und bestritt vornehmlich die Geltung

[1]) All diese Darlegungen bei Volz, „Kriegführung u. Politik K. Friedrichs d. Gr. in den ersten Jahren des 7j. Krieges, 1896", einem Schüler Raude's. Vgl. auch Ulmann a. a. O.

[2]) S. u. a. Volz.

aller der auch hier soeben herangezogenen politischen Aeußerungen des Königs, sofern sie dessen eigentlich und einzig aufrichtigen Geständnissen, den „Träumereien“ des politischen Testamentes widersprächen.

Gleichzeitig trat Hans Delbrück (Preuß. Jahrb. Febr. 1895) für ihn ein: mit einer neuen, vielfach von Lehmann abweichenden, überhaupt sehr eigenartigen Begründung. Er hat im voraus von dem Gerüchte vernommen, der Göttinger Historiker wolle den 7jährigen Krieg als Eroberungskrieg enthüllen. „Ich sagte mir darauf: selbstverständlich hat er Recht!“ Es ist Delbrück offenbar wie eine Erleuchtung gewesen, die ihm manches, was früher für groß galt, in aller seiner Kleinheit, anderes, was man bis dahin als eine Verschuldung bestritten hatte, als eine mächtige und geniale That erscheinen ließ. „Friedrich soll es zufrieden gewesen sein, seinem Staate Schlesien zu erwerben und dann von seinem 34. Jahre an das behagliche Friedensleben eines fleißigen Verwaltungsbeamten zu führen, der in seinen Mußestunden Philosophie, Poesie und Musik treibt?“ Nein! wenn er nicht jedes Staatsgedankens bar war, so hat er nach der Eroberung Sachsens wie Westpreußens, nach einem geographischen Zusammenschluß zwischen Ostpreußen, Brandenburg und Schlesien streben müssen. Nur so ist er ein großer Staatsmann. Die Nothwendigkeit hat er ja erkannt: er muß um ihre Erfüllung auch handelnd gerungen haben; sonst war er nicht Friedrich. Und der Beweis, daß das 1756 geschehen? Hauptsächlich ruht er in geistreicher und gewaltsamer Deduction, daneben holt ihn sich Delbrück aus Friedrichs politischer Correspondenz, und zwar insbesondere aus seinen von Lehmann weniger genau verfolgten Bewegungen vom Juni bis August 1756.

Da argumentirt er nun mit glänzendem Scharfsinn und mit unbedingter Sicherheit folgendermaßen. Als Friedrich von russischen Rüstungen erfuhr, waren seine Gegenmaßregeln größer, als nöthig war; er nahm wunderliche Truppenverschiebungen vor, die auffallen mußten, mehr auffallen mußten, als noth that. Weßhalb? Weil er seine Gegner zu Unbesonnenheiten reizen wollte. Das Mittel reicht nicht aus und der König wählt ein kräftigeres. Um seine eigene Offensive zu verhüllen, sie als Defensive zu rechtfertigen, hält er am 16. Juli dem befreundeten englischen Gesandten die Nachricht vor, Oesterreich rüste im großen Stile, und belegt diese Nachricht mit eben eingetroffenen Meldungen. Diese Meldungen hat er erfunden: sie widersprechen dem, was er damals wirklich erfahren hatte. Weßhalb erfand er sie? Um sich einen Vorwand zu schaffen. Also er wollte losschlagen. Alles, was er von Nothwehr, von Prävenire redet, ist falsch. Längst lag er auf der Lauer, des Vorwandes harrend; die Russen bieten ihm einen dar, er hilft ihm nach; „es kann keinem Zweifel unterliegen“: er hat gefälscht. Und Lehmann hat es ja bereits gezeigt, Delbrück aber zeigt es von neuem, daß Friedrich damals hoffnungsfreudig in die Welt sah. Gewiß, er brach los als der Eroberer: „der Staatsmann, der mit der gesetzlosen Verwogenheit des Genius die Welt, die sich ihm widersetzen will, in Trümmern schlagend, selber willens, eine neue Welt zu schaffen, auf Wegen tiefster Verborgenheit, doch gerade auf sein Ziel losschreitet.“ „Der kennt die Friedriche der Weltgeschichte schlecht, der da glaubt, daß sie solcher Thaten nicht fähig seien.“

Ich stehe nicht an, Delbrücks Aufsatz das Geistreichste, Flotteste und, wenn ich es ohne Mißverständniß sagen darf, Amüsanteste zu nennen, das in dieser langen Verhandlung veröffentlicht worden ist. Aber für richtig kann ich ihn nicht halten. Der Angelpunkt seines speciellen Beweises ist faul. Die Depesche vom 16. Juli hat Friedrich nicht erfunden. Ihre Nachrichten waren irrig, aber Friedrich hatte sie erhalten. Ihre Herkunft verspricht Raudé (Beiträge I, 96) aus dem Berliner Archiv heraus unmittelbar nachzuweisen.

Und nun darüber hinaus, welch ein Verfahren! Delbrück fußt ganz und gar auf den voll übernommenen allgemeinen Angaben und Deutungen Lehmanns. Daran mißt er die Ereignisse jenes Sommers. Welch ein Gewebe von grenzenlosem und, er verzeihe es mir, willkürlichem Mißtrauen und Unglauben gegen alles, was Friedrich sagt und zu thun scheint, hat sich, ganz wie seinem Vorgänger, nur noch stärker, frappanter, ja verblüffender, seinem scharfen und constructiven Denken da ergeben! Er selbst hat wieder einen Nachfolger gefunden; sein Schüler Luckwaldt hat in einem Aufsatz, dem man wohl auch ein wenig von „gesetzloser Verwogenheit“ nachrühmen dürfte, darzuthun gestrebt, daß auch der Westminster-Convention bereits eine aggressive Absicht beiwohne. (Preuß. Jahrb. Mai 1895.) Ein Schüler Lehmanns hat, gleichermaßen weit ausholend, für Friedrichs französische Politik die Rücksicht auf Sachsen als das Entscheidende nachgewiesen.[1]) Das heißt: all diese Forscher gehen von dem Dogma aus, daß Lehmanns Hypothese vom Eroberungs- und Angriffskriege sicher sei. Ohne dieses Dogma würde es eben niemandem einfallen, die Thatsachen von 1756 in diese Formen hineinzwängen zu wollen. Um mit Rücksicht auf Delbrücks veränderte Beweisführung noch einmal in etwas anderer Weise auf diese Thatsachen zurückzudeuten: es würde, wie Delbrück ja bereits (bis auf einen einzigen und haltlosen Hinweis) darauf verzichtet, bei Friedrich in den Monaten vor Juni 1756 bestimmte offensive Spuren aufzuzeigen, eben klar sein, daß erst die gegnerische Richtung ihn vorwärts stößt; es würde sich auch alles, was zwischen Mitte Juni und Ende August, bis zum wirklichen Losbruch, geschehen ist, vollkommen aus der Lage und der Persönlichkeit erklären. Natürlich nicht so, daß nicht hier und dort einmal ein Zug doppelter Deutung fähig wäre: das ist unvermeidlich. Friedrich war kein Lamm. Sobald er Gewalt heranrücken sieht, wallt auch in ihm das Feuer seines Temperaments auf. „Glauben Sie, daß meine Nase dazu gemacht ist, Nasenstüber hinzunehmen?“ Da regt sich ihm auch, nach all den Sorgen und Zweifeln, die Schlaglust des großen Feldherrn; da steigen ihm wohl auch die Pläne, Neues mit dem Schwerte zu erkämpfen, empor: freilich muß man sie sicher nachweisen und vorsichtig Hauptabsichten und Nebenabsichten scheiden. Denn selbst in diesen heißen Wochen der Krise noch weist sehr vieles darauf hin, daß Friedrich, mit gezücktem Degen, am liebsten den Frieden erzwungen hätte. Selbst die auffallende dreimalige Anfrage in Wien, die man oft, wie selbstverständlich, als eine Art von Kriegserklärung aufgefaßt hat, verträgt, ja verlangt vielleicht eine zugleich friedliche Deutung: dann hat Friedrich, seinen Worten entsprechend, damals wirklich als die eine, ihm vielleicht liebste Möglichkeit die friedliche Lösung der kriegerischen Spannung durch eine bewaffnete Demonstration erstrebt, so wie 1749. Wir dürfen, ehe wir das letzte Wort über diese Monate sprechen, noch einen thatsächlichen Stoff zu ihrer Geschichte erhoffen und abwarten. Sicher ist, daß jene angeblich wunderlichen, allzu offenbaren Truppenbewegungen Friedrichs im Juni, aus denen Delbrück seine Absicht, den Feind zu reizen, deducirt hat, in jedem Falle — selbst angenommen, daß Delbrück in den Thatsachen nicht irre — sich auf das einfachste erklären lassen würden. Will Friedrich damals, nach seiner gleichzeitigen Aussage, die Feinde durch Entfaltung von schroffem Ernst zwingen, Farbe zu bekennen, zurück- oder vorzugehen, — und 1749 waren sie zurückgegangen! — wie soll er das erreichen, ohne sie wirklich Ernst sehen zu lassen? —

[1]) Ferd. Wagner, Friedrichs d. Gr. Beziehungen zu Frankreich und der Beginn des 7jähr. Krieges. Hamburg 1896.

Genug, all diese harmloseren und naheliegenden Deutungen will man nicht. Der Erfolg ist 1756 nicht Herstellung des Friedens gewesen; nach Lehmann hat Preußen überdies sogleich ungemein stark gerüstet; es bleibt, darauf bestehen er und die Seinen, nichts übrig, als der dämonische Plan.

So bleibt denn also zuletzt Auffassung gegen Auffassung stehen? Und jeder Theil kann den andern unmethodischer Arbeitsweise bezichtigen? Die einen sagen: ihr laßt euch durch den großen Verstellungskünstler täuschen! Nur die echten Urkunden enthalten den echten Friedrich. Die anderen: eure Methode zwingt euch, das Natürliche zu verwerfen und den lebendigen Fortgang der Ereignisse, die einfachen, ungezwungenen, täglichen Entwicklungen und Aussagen durch künstlich pressende Deutung zu vergewaltigen. Nein! ruft demgegenüber Lehmann: die Historie ist kein Tagebuch; den ganzen Friedrich muß man nehmen.

Und so säße man glücklich fest. Unwahrscheinlich mag die neue Theorie sein, so sehr sie will, völlig widerlegbar ist sie, scheint es, nicht?

Schon an diesem Punkte — wenn ich hier einen Augenblick umschauend Halt machen darf — ist der Gegenstand interessant genug. Er regt zu mancherlei Betrachtungen allgemeinerer psychologischer Art an.

Man hat — z. B. schon in einer Sitzung des Vereins für Geschichte der Mark Brandenburg am 14. Nov. 1894 [1]) — den neuen, großartig dämonischen Friedrich, wie ihn auf Lehmanns anscheinend ganz anders gemeinten Anstoß hin eigentlich erst Delbrück rühmend construirt und Lehmann ihn dann nachträglich übernommen hat, mit dem alten der Legende verglichen. Die abschätzigen Worte, die Delbrück dem „stillvergnügten und fleißigen Verwaltungsbeamten in Sanssouci“ gewidmet hat, sind ganz so schlimm am Ende nicht gemeint; die rechte Genialität aber erkennt er ihm offenbar nicht zu. G. Schmoller hat dagegen gerade in der Mäßigung, die Delbrück an jenem tadelnswerth findet, eine hervorragende Eigenschaft des Königs gepriesen. Im Jahre 1866 hat Graf Bismarck, indem er — am 9. Juni — dem Herzog von Coburg den Entwurf einer neuen engeren Bundesverfassung, ungefähr der im Jahre 1871 verwirklichten, überschickte, die Betrachtung hinzugefügt: alles, was wünschenswerth sei, leiste dieser Entwurf noch nicht. „Aber es ist unbillig, zu verlangen, daß eine Generation oder sogar ein Mann an einem Tage gut machen soll, was Generationen Jahrhunderte hindurch versäumt haben. Erreichen wir jetzt, was in der Anlage steht, oder Besseres, so mögen unsre Kinder und Enkel den Block handlicher ausdrechseln und poliren.“ [2]) Diese Worte, denen Bismarcks Thaten ja wohl in vielem entsprochen haben, und an die andrerseits Worte aus Friedrichs geheimsten Bekenntnissen lebhaft anklingen, stimmen mich gegen den schwächlichen Friedrich den Großen (der Legende!), der auch nicht alles durchaus in einem Leben geradeweg vollbringen wollte, immerhin zu einiger Milde. Muß man denn in diesen Fragen schon einmal seine subjective Weisheit sagen, so wäre mir, offen gestanden, der alte Friedrich gerade groß genug, aber auch der neue wäre mir, wenn er nämlich so war, schließlich ganz recht. Daß der König kein harmloser Politiker gewesen ist, weiß man ja wohl ohnehin; verwerflich wird er auch so wahrhaftig nicht. Und auch unmöglich ist der „verwogene Genius“ an sich ja nicht. Er wäre in seiner tiefen, absichtsvollen, weit hinaus rechnenden Verschlagenheit zwar nicht ganz der Mann des brausenden Temperaments und der mannichfachen Uebereilungen, den wir früher in ihm sahen und mit dessen recht wohlbezeugten Eigenschaften sich die neue Construction denn doch wohl erst noch auseinandersetzen müßte; er wäre in seiner genialen Heuchelei, die selbst seine Nächsten unablässig hinters Licht führt, in seiner stählern harten und elastischen Consequenz vielleicht ein wenig theatralisch. Und welch ein schönes Raubthier! Napoleon I. hat man früher als den Unersättlichen aufgefaßt, der in gerader Linie immer weitererobert. Neuerdings haben eine Anzahl von Historikern, denen sich Delbrück angeschlossen hat, von dieser „Eroberungsbestie“ Napoleon — wie Ranke spottete — nichts mehr wissen wollen: nur der Zwang der europäischen Verhältnisse, der Gegensatz zu England, habe den Kaiser immer weiter gedrängt. Bismarck hat oft erklärt, die Politik mache man nicht, man benutze nur die Gelegenheiten. Friedrichs politisches Testament von 1752 äußert ganz ebenso: la politique consiste plutôt à profiter des conjonctures favorables qu'à les préparer d'avance.[1]) Der neue Friedrich wäre nun freilich anders verfahren; von der Eroberungsbestie hätte er, wenn auch in erheblich abgeschwächtem Maße, immerhin einiges an sich. Vor allem aber, die „Conjuncturen“ hätte er in unserm Fall mit einer überaus zähen, seit Jahren rüstenden, die europäischen Verhältnisse planvoll verschiebenden, alles nicht bloß belauernden, sondern selbst leitenden Kunst recht künstlich herbeigeführt, ja herbeigezwungen; und da sie zuletzt doch nicht ganz eintreten wollen, reißt er sie hervor. Er thut es, während er ohne Verbündete ist, angelehnt einzig an den König von England, der Sachsens Annexion nie dulden konnte, und so lügt er auch diesen einzigen möglichen Helfer in furchtbaren Gefahren noch an. Ein fernher angelegtes Spiel, also eine teuflische Kette von Verwogenheiten und — Fehlern. Höchst außerordentlich und manchem vielleicht nicht recht glaublich. Allein nicht ganz undenkbar. Und wenn es uns bewiesen wird —? Nun, noch ist es nur Speculation.

Der Speculation ist man mit Speculation entgegengetreten; Berner insbesondere hat in einem anregenden Aufsatz Dialektik gegen Dialektik gestellt, die Nützlichkeit von Friedrichs Handlungen nach den Lehmann-Delbrück'schen Voraussetzungen kritisch untersucht und jene so von ihrem Boden her widerlegen wollen. Eine zusammenhängende Darlegung, daß die dem Könige zugeschriebene Politik seinen Interessen zuwidergelaufen sei, ist einmal von anderer Seite her in Aussicht gestellt worden. Wieder anderwärts hat man gefordert, daß die Frage aus der Gesammtauffassung Friedrichs heraus entschieden werde. All das ist schön und gut. Aber die Gesammtauffassung wird richtigerweise doch wohl nur vom Einzelnen ausgehen können, wenn sie nicht ganz willkürlich werden will. Und alle subjectiven Nützlichkeitserwägungen kann man auf den Kopf stellen. Zu einem Ende gelangt man so niemals. — Sollte man aber überhaupt nicht weiterkommen können?

---

[1]) Forsch. z. brand. u. pr. Gesch. 8, 637. — Vgl. im übrigen besonders Ulmanns Aufsatz.

[2]) Ernsts H. Denkwürdigkeiten, III, 527.

[1]) Vgl. auch den Brief vom 12. Februar 1756 (Pol. Corr. XII 105): — si les conjonctures nous deviendront favorables ou contraires; car ce sont elles qui nous mènent.

Mittheilungen und Nachrichten.

∞ „Jahrbuch der Gesellpaezer-Gesellschaft.“ Redigirt von Karl Gloisy. VI. Jahrgang. Wien, Konegen, 1896. Der jüngste Band dieses von Gloisy emsig und gewandt geleiteten Sammelwerkes bringt diesmal nur Quellenmaterial (Tagebuchblätter von Bauernfeld; Briefe von Schwind an Bauernfeld; die Correspondenz zwischen Anastasius Grün und Leitner), leider keine einzige Abhandlung. Ich will mit dem Ausdruck dieses Bedauerns keineswegs alle in den früheren Jahrgängen veröffentlichten Nekrologe und Kritiken gerühmt haben. Neben trefflichen Gaben von Bolfelt, Lorm, Minor, Sauer und den leider nur viel zu kurzen

Erinnerungen von Zimmermann und der Kinder fanden sich so wahl anzulängliche, hastig hingeworfene, unbedeutende oder ungenaue Charakteristiken, z. B. von Feuchtersleben, Nissel, Hamerling als Schulmann. Zu wünschen wären regelmäßige Literaturberichte, vielleicht auch regelmäßige Todtenschau: die letztere zumal, solange unsre Akademie Wurzbachs Lexikon keine neue Folge angereihen läßt. Interessantes zur Geschichte des Altwiener Kreises von Bauernfeld und seinen Leuten gibt die (von Glossy besorgte) Fortsetzung der im Vorjahre im Feuilleton der Allg. Ztg. eingehender gewürdigten Auszüge aus Bauernfelds Tagebüchern um 1849—1879. In vier Zeilen steht oft ein rundes Zeitbild vor uns: „October 1849. Unser lustiger Alexander Baumann ist völlig verdummt. Er gab illustrirte Schnadahüpfeln als Ehrendusch'n für die Armee heraus. Von Brescia singt er:

Do saogt der Haynau,
Der tapfere Mann,
Mit eiserne Kaödln
Z'tractir'a sie ao."

Gleich nachher folgt der Eintrag: „December. Laube sagte mir neulängst: ‚Sie sind nicht gescheit, daß Sie liberal sind. Die Reaction wird ihre 30 Jahre dauern.' Es sieht fast darnach aus." Die Reaction währte kürzer. Aber wer kann ohne Bewegung Bauernfelds Urtheil über den Staatsminister von 1861 lesen: „Wird Schmerling die Constitution ins Leben rufen können? Er ist ehrlich und verständig, auch staatsmännisch, aber —. Wir brauchen einen neuen Menschen, einen Cäsar, keinen ausgeräucherten Lanzknecht. Realich trof ich Schmerling auf einem Ball bei Todesco. Weihrauchwolken umdampften ihn, man schlug ihm schier das Weihrauchfaß an die Nase. Schien ihm sehr zu behagen." „Im Herrenhaus sitzen Grillparzer, Münch-Bellinghausen und Auersperg mit vielem alten Adel. Ein ganzes Spital." B.'s oft durchaus „böses Maul" meldet sich auch fast wiederholt vernehmlich: nie auf Kosten seines warmen Gemüthes. Er konnte schelten und lieben zu gleicher Zeit. Er war ein Meister in der Kunst, ein Freund zu sein: Zeugniß dafür liegen die köstlichen, an ihn gerichteten Briefe seines größeren Freundes Moriz v. Schwind ab, die ein treuer Kenner des Meisters, zugleich ein treuer Freund der Allg. Ztg., Professor Hyacinth Holland, sorgsam mittheilt und erläutert. Wo immer Schwind weilt, in Venedig, Karlsruhe, Frankfurt, Weimar oder „im Bierhaus der Geister" — so derb bettelt er einmal München — überall gedenkt er des geliebten Landsmannes und der gemeinsamen Freunde und Freundinnen — zumal der ihm besonders theuren Mutter und Tochter, Josephine und Fronzi, v. Wertheimstein — mit wohlthuendem Herzenstheil. Sein Humor und seine Schärfe in der Ablehnung ihm nicht genehmer Zeitgröße verfehlen ihre Wirkung nie. Unica der Art sind die Glossen über Makart, die ich ihrem vollen Wortlaut nach (S. 304—305) an dieser Stelle kaum zu wiederholen wage. Gleich der Eingang ist einzig: „Ist dir nie der Bilder kolossale Gros B. angekommen? Das ist das Bild des Publicums — dieser verwünschten gezuckerten Dreckkruste, die über dem Volk liegt" u. s. f.

n. „Classiker-Ausgaben der griechischen Philosophie." — Ein nützliches und mit pädagogischem Geschick angelegtes Unternehmen beginnt Dr. Linde, Professor am Gymnasium zu Jena. Mit Wärme vertritt er die Ueberzeugung, daß, wenn das Gymnasium die Jugend in das rechte Verhältniß zum classischen Alterthum bringen wolle, es sie mehr in die Gedankenwelt der griechischen Philosophen einführen müsse; dazu aber bedarf es nicht nur einer übersichtlichen Behandlung der alten Philosophie, sondern auch der Lectüre werthvoller und passender Schriften. Eine Auswahl davon soll in diesen Classiker-Ausgaben geboten werden. Das erste, eben erschienene Heft (Halle, Buchhandlung des Waisenhauses) bringt eine kurze, gewandt geschriebene Uebersicht über die Entwicklung der griechischen Philosophie bis Sokrates, sowie eine Einleitung in die auf Sokrates' Persönlichkeit bezüglichen Schriften von Xenophon und Plato; alsdann folgt in einfachem, vortrefflich gedrucktem Text eine Auswahl aus Xenophons Memorabilien und Oeconomicus, sowie Platons Apologie und Kritas. Das zweite Heft, bearbeitet von Professor Dr. Stender, soll den Phädon und den Gorgias enthalten, so daß also hier der oft unterschätzte Gorgias sein gebührendes Recht findet; das dritte, bearbeitet von Oberlehrer Dr. Nohle, wird eine Zusammenstellung wichtiger Stücke aus Platons Staat und Aristoteles' Ethik und Politik unternehmen, um dadurch eine Anschauung von den politischen, ethischen und socialen Grundsätzen der Griechen zu geben. — Wir halten das Unternehmen für durchaus berechtigt und begrüßen es sowohl wegen des classischen Alterthums, als wegen der Philosophie mit lebhafter Freude. Die unversiegliche Jugendkraft des Alterthums erscheint nirgends deutlicher als auf der Höhe seiner Denkarbeit; der Philosophie aber, die heute ja sehr den Strom der Zeit gegen sich hat, ist es nur zu wünschen, daß sie von jenen Höhepunkten großer Weltanschauung und edler Gesinnung her einen sichreren Zugang zu des Gemüthern der Jugend finde.

-r. Kartographische Uebersicht. Von den neuesten Arbeiten des k. bayerischen Topographischen Bureaus liegen uns, außer den gefälligen Mittheilungen des Directors, die folgenden Kartenblätter vor: 1) München im Maßstabe von 1:25,000 in 4 Blättern; diese sind in vortrefflicher photolithographischer Vergrößerung aus dem topographischen Atlas hergestellt, enthalten eine genügende Zahl von Höhencoten in Metern und geben die Maßstäbe in Kilometern und in Schritten. Südlich kann man die Isar bis über Pullach verfolgen, nördlich verläßt dieselbe das dargestellte Gebiet hinter Ismaning. — Außer diesen 4 besonderen Positionsblättern sind 2) die folgenden als vollendet aufzuführen: 676, Dachau; 677, Schleißheim; 678, Ismaning; 700, Poising; 701, München; 702, Aschheim; 722, Bayerbrunn; 723, Grünwald; 724, Hohendrunn. 3) Die Reichskartensectionen München, 77 Ost und 77 West in 1:50,000 (Gravur). — Noch schon oben angedeutetes gütigen Mittheilungen des k. Directors Generalmajor Neurenther müssen in wenigen Tagen vier neue Reichskarten-Sectionen erscheinen, nämlich: 624, Freising; 639, Wasserburg; 651, Tölz und 654, Lausen. 18 bis 20 Positionsblätter aus der Gegend in und um Reichsfestung Füssen werden noch im April fertig. 4) Von dem bayerischen Arbeitsantheil der Karte des Deutschen Reiches 1:100,000 liegen uns vor: 625, Erding und 627, Pfarrkirchen; beide Blätter in vortrefflicher Gravur. — Aus dieser Stelle scheint uns der Anzeige entschieden werth vor „Leitfaden für den Unterricht in der Feldkunde (Terrainlehre, Planzeichnen und Aufnehmen) an der k. Kriegsschule. 100 S. und 19 Tafeln in Strichdruck. München, 1896. — Von der Geologischen Karte des Deutschen Reiches in 1:500,000 sind erschienen die Lieferungen IV, V und VI mit den Blättern: 18. Frankfurt a. M. und 24. Regensburg; dann: 19. Dresden und 20. Görlitz; schließlich: 12. Münster, 21. Breslau. Diese Karte wird auf Grund der unter Dr. C. Vogels Redaction in Perthes' Geogr. Anstalt ausgeführten Karte von Prof. Dr. Rich. Lepsius bearbeitet. — Neu ist die Geologische Karte von Oesterreich-Ungarn mit Bosnien und Montenegro, auf Grundlage der Aufnahmen der k. k. Geologischen Reichsanstalt zusammengestellt von Franz Ritter v. Hauer. 5. verbesserte Auflage, bearbeitet von E. Tietze. Wien, 1896, Alfred Hölzel. — Von den Mittheilungen des kaiserl. und königl. Militär-geographischen Instituts ist der XIV. Bd. mit 11 Beilagen erschienen. Wien, 1895, Verlag des Instituts. — Hülfstafeln für Plan- und Kartenlesen für Recognoscirungs- und für die Terrainaufnahme von V. v. Reitzner, k. u. k. Major, Lehrer an der technischen Militär-Akademie. 7. Aufl. Wien, 1896, Verlag von L. W. Seidel u. Sohn. — Reliefkarte des Schlachtfeldes bei Wörth (6. Aug. 1870), von Julius Meyer, Hauptmann. Nach der k. preuß. Landesaufnahme von 1883. Zürich, Verlag von Hofer u. Bürgee. — Specialkarte der Schlesischen Gebirge und ihres Vorgeländes. Bearbeitet von A. Herrich. Maßstab 1:150,000. Glogau, Verlag von Carl Flemming. — Einer prächtigen Werkes mag zum Schlusse dieses Berichtes Erwähnung geschehen, nämlich der Mappae mundi: Die ältesten Weltkarten herausgegeben und erläutert von Dr. Konrad Miller, Prof. am k. Realgymnasium in Stuttgart. I. Heft: Die Weltkarte des Beatus (776 n. Chr.) Mit Abbildungen im Text und der Karte von St. Sever in den Farben des Originals. II. Heft: Atlas aus 16 Lichtdruck-Tafeln. III. Heft: Die kleineren Weltkarten. Mit 74 Abbildungen im Text und 4 Tafeln in Farbendruck. Stuttgart, Jos. Roth'sche Verlagsbuchhandlung.

* Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Sitzungen vom 5. März. Physikalisch-mathematische Classe. (Vorsitzender Secretär: Hr. Auwers.) 1. Hr. Warburg machte eine Mittheilung „Über die Wirkung des Lichts auf die Funkenentwicklung". 2. Hr. Schulze legte eine von Prof. Dr. C. Selenka in München eingereichte, Ergebnisse seiner mit Unterstützung der Akademie auf Borneo und Sumatra angestellten Untersuchungen enthaltende Mittheilung vor: „Die Racen und der Zahnwechsel des Orang-Utan." — Philosophisch-historische Classe. (Vorsitzender Secretär:

Hr. Diels.) Der Vorsitzende legte eine Abhandlung des Hrn. Curtius vor: „Die Schatzhäuser von Olympia.“ Sie schildert die unter den Ruinenstätten Griechenlands in ihrer Art einzige Thesaurenterrasse am Kronion, bespricht die Form der Schatzhäuser (templum in antis), erklärt historisch die Herkunft der einzelnen und setzt die endgültige Anordnung der ganzen Gruppe (von 12 Thesauren) in die Zeit nach 570, als Sparta nach dem Sturze der Tyrannenherrschaft in Elis seine neubegründete Hegemonie in Olympia durch administrative Reformen und künstlerische Unternehmungen zum Ausdruck brachte. — Gesammtsitzung vom 12. März. (Vorsitzender Secretär: Hr. Auwers.) 1. Hr. Wattenbach las eine Abhandlung „über Widukind von Corvey und die Erzbischöfe von Mainz“. Sie widerlegt die neuerdings wieder vorgebrachte Köpke'sche Ansicht, als habe Erzbischof Wilhelm von Mainz bestimmenden Einfluß auf Widukinds Geschichtschreibung ausgeübt, erörtert die verschiedenartige politische Opposition gegen Otto d. Gr., insbesondere die Haltung Erzbischof Friedrichs, als deren Motive fränkische Abneigung gegen die sächsische Herrschaft, Unwille über den Vorzug Kölns vor Mainz u. s. w. vermuthet werden. Widukinds Zurückhaltung in seinen Mittheilungen findet ihre Erklärung, abgesehen von seinem beschränkten Gesichtskreis, in natürlicher Scheu des einfachen Mönchs vor der Würde seiner höchsten geistlichen Vorgesetzten. 2. Hr. Fischer machte eine Mittheilung „über die Configuration der Weinsäure“. 3. Hr. Conze berichtete über die unter Leitung des Hrn. Dörpfeld in Athen vorgenommenen Ausgrabungen. 4. Die philosophisch-historische Classe hat zur Herausgabe der Werke Kants ihrer für diesen Zweck eingesetzten Commission 1900 Mark, ferner dem Assistenten an der Kgl. Bibliothek zu Berlin, Dr. Paczkowski, zu agrarhistorischen Untersuchungen 1200 Mark bewilligt. — Sitzungen vom 19. März. Philosophisch-historische Classe. (Vorsitzender Secretär: Hr. Diels.) 1. Hr. Köhler las eine Abhandlung: „Ueber die *Πολιτεία Λακεδαιμονίων* Xenophons.“ Sie analysirt diese Schrift und begründet auch ihre überlieferte Anordnung als echt, erläutert ihre Abhängigkeit von der älteren Darstellung des gleichen Gegenstandes durch Kritias und setzt die xenophontische Politie um das Jahr 376 an, wo sie durch die Absicht hervorgerufen sei, dem idealen Staate der eben erschienenen platonischen das Abbild eines realen Musterstaats gegenüberzustellen. 2. Die HH. Erman und Sachau legen eine Mittheilung des Dr. G. Reisner vor: „Altbabylonische Maße und Gewichte.“ — Physikalisch-mathematische Classe. (Vorsitzender Secretär: Hr. Auwers.) Hr. du Bois-Reymond legte eine Abhandlung des Geh. Med.-Raths Prof. G. Fritsch in Berlin vor: „Ueber die Ausbildung der Nasenmerkmale des menschlichen Haupthaares.“ — Gesammtsitzung vom 26. März. Vorsitzender Secretär: Hr. Auwers.) 1. Hr. Vogel machte eine Mittheilung: „Ueber das Spectrum von Mira Ceti.“ 2. Hr. Erman legte eine von Capt. G. Lyons und Reg.-Baumeister L. Borchardt eingesandte ausführliche Mittheilung über die bereits im Bericht vom 27. Februar erwähnte, auf der Insel Philae gefundene dreisprachige Inschrift vor. 3. Hr. Dümmler überreichte die erste Lieferung des von dem Privatdocenten an der Universität Greifswald Dr. W. Altmann mit Unterstützung der Akademie bearbeiteten Werks: Die Urkunden Kaiser Siegmunds (1417—1438). Innsbruck 1896. 4. Die philosophisch-historische Classe hat dem Privatdocenten an der Universität Marburg Dr. M. Judeich zu einer archäologischen Reise nach Kleinasien eine Unterstützung von 1500 M. bewilligt.

* Wie groß der Schaden ist, welchen die immitten größerer Städte cultivirten Pflanzen durch den Rauch erleiden, diese Frage wurde von Neuem in ausgezeichneter Weise von F. W. Oliver einzeln und im Zusammenhang in einem Aufsatz besprochen, in dem er die genaueren Umstände darlegt, welche den durch den Rauch an Pflanzen verursachten Schaden bedingen. Die Untersuchungen beschränken sich auf Pflanzen, die in Glashäusern cultivirt werden, weil sie die Nachtheile des Rauchs so gut wie die Freilandpflanzen zeigen, dabei aber leicht anderen schädlichen Einflüssen, wie dem des Frostes, entzogen werden können. Wir erfahren anfangs die Resultate einiger Analysen von Niederschlägen auf den Glasdächern der großen botanischen Anstalten Londons (Chelsea und Kew), um festzustellen, welche Stoffe als schädliche Bestandtheile des Rauchs hauptsächlich in Frage kommen. Für alle unter Rauch leidenden Pflanzen ist es charakteristisch, daß einmal auf ihren Blättern gelbe Flecke erscheinen und daß dann ferner diese in anverfärbtem oder halb oder ganz gefärbtem Zustande abfallen. Bei allen diesen kranken Blättern konnte nachgewiesen werden, daß dieselben vor ihrem Abfallen ihre Stärke in den Stamm entleeren. Die Beschädigung der Blätter kommt hauptsächlich dadurch zustande, daß der Rauch in die Luftkanäle der Pflanze, seltener direct durch die Oberhaut eindringt und die Zellen der zarten Blattpartien zum Absterben bringt. Von den im Rauch enthaltenen Bestandtheilen kommt als die Pflanze schädigend vor allem die schweflige Säure in Betracht, über deren Wirkung verschiedene in dem Aufsatz mitgetheilte Untersuchungen angestellt wurden. Besonders charakteristisch ist, daß die Transspiration der Pflanzen durch schweflige Säure plötzlich herabgesetzt wird. Neben dieser Säure sind als schädigend auch die Einflüsse verschiedener im Rauch enthaltener Theerproducte zu erwähnen, durch welche, wie zweifellos dargethan werden konnte, der grüne Farbstoff der Pflanzen (Chlorophyll) zerstört wird. Noch viel einschneidender sind die Schädigungen, welche die Blüthen durch den Rauch erfahren. Einmal sterben allmählich die Zellen der zarten Blumenblätter ab, und diese, welche die Schönheit der Blüthen bedingen, werden runzelig und durchscheinend; dann verblassen die Farben der Blumenblätter oder sie vergilben infolge des Auftretens von Oel und einer gleichmäßig vertheilten gelben Farbe; endlich können die Blüthen auch eine Bräunung erfahren, da sich häufig infolge des Rauches in den Zellen ein fein vertheilter Niederschlag einstellt. Immer jedoch ließ sich feststellen, daß die schwerste Schädigung der schwefligen Säure zuzuschreiben ist und daß die anderen im Rauch enthaltenen Stoffe erst in zweiter Linie in Frage kommen. Es kommt aber, um die Gefährlichkeit des Rauches für die Pflanzen darzuthun, noch ein neues Moment hinzu, nämlich daß derselbe auch schon durch die Entziehung des Lichts schädlich wirkt. Viele der durch Lichtentziehung erzeugten Pflanzenerkrankungen gleichen sehr denjenigen, welche wie schon als durch die giftigen Stoffe des Rauches hervorgebracht kennen gelernt haben. Sie bestehen nämlich hauptsächlich in der sogenannten Gelbfleckigkeit der Blätter, ferner dem allmählichen Abfallen der Blätter und der Unbeweglichkeit der Stärke in den Blättern, die also nicht in Zucker umgesetzt und so den Stamm abgeführt wird. Während aber die giftigen Stoffe des Rauchs auf alle Pflanzen fast gleichmäßig schädigend wirken, ist die Wirkung der Verdunkelung natürlich sehr verschieden. Denn es leuchtet ein, daß Schattenpflanzen nur wenig oder gar nicht, Sonnenpflanzen dagegen sehr stark beeinflußt werden. Jedenfalls ist es sehr auffallend, daß die Farne, Pflanzen mit so außerordentlich zarten Blättern, im allgemeinen gegen den Rauch weniger empfindlich sind, als die meisten Blüthenpflanzen, daß ihnen also offenbar auch die schweflige Säure weniger Schaden zuzufügen vermag. Als Heilmittel für die in Großstädten in Glashäusern gezogenen und durch den Rauch leidenden Pflanzen schlägt Oliver zweierlei vor: einmal nämlich, die Luft nur durch solche Filter in die Gewächshäuser eintreten zu lassen, welche die schädlichen Stoffe des Rauchs, vor allem die schweflige Säure, zurückhalten; und dann, daß man durch künstliche Beleuchtung, wie elektrisches Licht, die Verdunkelung durch den Rauch wieder aufhebe. Ueber beide Punkte wurden schon Versuche angestellt, welche gute Resultate ergeben haben und sicher noch erweitert und vervollkommnet werden können.

* **Homburg.** Am 18. April, als am 84. Geburtstage des Ende 1894 verstorbenen Obersten v. Cohausen, wurde am Gräberhause der Saalburg ein Denkstein in Form eines römischen Grabsteins angebracht, den Freunde und Verehrer nebst den Alterthumsvereinen der Umgegend gestiftet, zur Erinnerung, wie die lateinische Inschrift rühmt, an die Verdienste des Mannes um die Erforschung des Limes und zumal um die Ausgrabung der Saalburg selbst.

* **Weimar.** Nach den an höchster Stelle getroffenen Bestimmungen wird die Einweihung und Eröffnung des Goethe- und Schiller-Archivs voraussichtlich Sonntag, den 28. Juni, stattfinden.

* **Leipzig.** Das Fest des achtzigsten Geburtstages beging in voller Frische der außerordentliche Professor für Pharmakologie, Hofrath Johann Adolf Wintgen. Bis zum Ende des vorigen Semesters war er zugleich erster Bibliothekar an der Universitätsbibliothek und Bibliothekar an der Erbler'schen medicinischen Bibliothek. Er hat sich vorzüglich um die Förderung des medicinischen Zeitschriftenwesens verdient gemacht.

* **Braunsberg.** Die außerordentlichen Professoren Dr. Kranich und Dr. Röhrich sind zu ordentlichen, ersterer in der theologischen, letzterer in der philosophischen Facultät des Lyceum Hosianum ernannt worden.

* **Wien.** Der Ministerpräsident Badeni hat zu correspondirenden Mitgliedern des k. k. Reichsraths auf 5 Jahre ernannt:

Digitized by Google

den Professor der österreichischen Geschichte an der deutschen Universität in Prag Dr. Adolf Bachmann; den Consistorialrath, Bibliothekar und Custos des Stifts St. Florian, regulirten Chorherrn Albin Czerny; den Archivar der Stadt Prag und Professor der Geschichte und historischen Hülfswissenschaften an der böhmischen Universität in Prag Dr. Joseph Emler; den Archivdirector im Ministerium des Innern Dr. Thomas Fellner; den Professor an der nautischen Schule in Ragusa Joseph Gelcich; den Archivar des kärntnerischen Geschichtsvereins Aug. Ritter Jaksch v. Wartenhorst; den Archivar bei dem Statthaltereiarchiv in Innsbruck, kais. Rath Dr. David Ritter v. Schönherr; den Professor für punische Geschichte an der Universität und Generalsecretär der Akademie der Wissenschaften in Krakau Dr. Stanislaus Smolka; den Landesarchivar in Graz Regierungsrath Dr. Joseph v. Zahn.

i. **Prag.** Dr. Julius Cornu, Professor der romanischen Philologie an der deutschen Universität, wurde zum correspondirenden Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Lissabon ernannt.

* **Budapest.** Mit der Jahrtausendfeier und ihrer Ausstellung zieht eine Wolke von Versammlungen auf, wie folgende Liste darthut: Eine interparlamentare Conferenz soll im September stattfinden, die Theilnehmer gedenken der Eröffnung des regolirten Eisernen Thores beizuwohnen. Der internationale Journalisten-Congreß findet bereits im Juni statt und bezweckt die Gründung eines Internationalen Verbandes der Presse. Außerdem sollen in den Juni: Landescongreß der Kaufleute, Festsitzung der ungarischen Zuckerfabricanten, des Vereins der österreichischen und ungarischen Zuckerfabricanten, Landescongreß der Mühlen, Congreß der Pharmaceuten, Festsitzung des Vereins der österreichischen und ungarischen Papierfabricanten, Touristencongreß. Für den Juli stehen bevor: Allgemeiner Landescongreß der Pädagogen, Festsitzung der ungarländischen ethnographischen Gesellschaft, internationaler Congreß für Thierschutzwesen, internationaler Stenographencongreß. Im August sollen tagen: Landescongreß der Gemeindenotare, für gewerblichen Unterricht, Festversammlung des ungarländischen Feuerwehrverbandes, Landescongreß der Privatbeamten, der Imker, für Forstwesen. Im September: Landescongreß der Techniker, der Gewerbecorporationen, Festversammlung des siebenbürgischen Culturvereins, Congreß der Hygieniker und Aerzte, Landescongreß der Fabrik-Industrie, der Montanisten und Geologen, internationaler Congreß für Kunstgeschichte. Einberufen sind ferner, jedoch vorläufig ohne festes Datum: Congreß für Balneologie, Festsitzung der geographischen Gesellschaft, Schach-Congreß (mit internationalem Schachtournier), Landescongreß für Gartenbau, der kaufmännischen Jugend, Landesfestsitzung der Katholikenclubs, ungarländischer Schützencongreß, internationaler landwirthschaftlicher Congreß, Festsitzung der protestantischen literarischen Vereine, Landescongreß der Archäologen, internationaler Schauspielercongreß, Landescongreß der Musiker, nationaler Athletencongreß (internationale Wettkämpfe), internationaler Studentencongreß, internationaler Postcongreß, Festversammlung des Vereins vom rothen Kreuz, Wundesversammlung der Aerzte und Naturforscher u. s. w.

* **Paris,** 20. April. Die internationale Conferenz über das literarische und künstlerische Eigenthum hat unter dem Vorsitz des Senators und Akademikers Freycinet im Ministerium des Aeußern bereits fünf Sitzungen gehalten und wird zur Beendigung ihrer Arbeit noch deren sechs oder sieben brauchen. Große Schwierigkeit bereitet namentlich die von den französischen Componisten verlangte Ausdehnung des Schutzes des musikalischen Eigenthums. Sogar die Drehorgeln sollen für die von ihnen gespielten Stücke eine Abgabe zahlen!

* **Paris.** Die „Revue de Paris" veröffentlicht in ihrer letzten Nummer einige merkwürdige Briefe Renans aus dem Jahre 1848. Sie sind an die Schwester Henriette gerichtet und zeigen den Gelehrten fast als revolutionären Socialisten, welcher für die im Straßenkampfe der Juniage gefallenen Aufrührer Partei ergreift. Immerhin ist er dabei vorsichtig genug, seine wahren Ansichten nur seiner Vertrauten, die sich darüber entsetzt, und seinem Freunde Berthelot zu eröffnen; gegenüber den andern ist er, wie er zweimal schreibt, „immer ihrer Meinung". Der Vergleich zwischen den Anfängen des modernen Socialismus und den Anfängen des Christenthums, der später in Renans Religionsgeschichte oft wiederkehrt, findet sich schon in diesen Jugendbriefen. „Der Zeitpunkt der Geschichte," so schreibt er an die Schwester, „in dem ich die größte Aehnlichkeit mit dem jetzigen Zustande erblicke, ist die Epoche, da Christenthum und Heidenthum mit einander rangen." Er führt hierauf die angedeutete Analogie meisterhaft und mit leiser Ironie durch. Jedenfalls lassen diese Briefe viel mehr als die im Seminar geschriebenen in Renan den künftigen Philosophen und Meister des Stils erkennen.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 18. bis 21. April folgende Schriften eingegangen:

Eintheilung und Standorte des deutschen Heeres und der kaiserlichen Marine, berichtigt bis zum 10. April 1896, den C. A. 30. Jahrg. erste Ausgabe. Berlin, A. Bath 1896. — Militärstatistisches Jahrbuch für das Jahr 1894, über Anordnung des k. u. k. Reichs-Kriegsministeriums bearbeitet. Wien, Hof- u. Staatsdruckerei 1896. — Dr. H. Leemer: Duell und Ehre; 2. Aufl. Gütersloh, C. Bertelsmann 1894. — Julius Papelt: Der österreichisch-ungarische Ausgleich. Wien, Selbstverlag 1896. — Dr. Zeller: Die Vereinfachung und Verschmelzung der Arbeiterversicherung. Leipzig, C. L. Hirschfeld 1896. — Peter Ramsauer: Reform des Grunderbrechts; Vortrag. Oldenburg u. Leipzig, Schulze 1896. — F. H. Schlösing: Der Kaufmann auf der Höhe seiner Zeit. 15. Aufl. Lfg. 3 u. 4. Berlin, C. Regenhardt 1895. — Otto Rühle: Sechs Jahre in einem sächsischen Lehrerseminar. II. Th. Die Lehrmethode in Oschatz. Leipzig, August Schupp 1896. — Den deutschen Schulen ein deutscher Bezirksschulruthi Denkschrift des deutschen Vereins für städtische Angelegenheiten. Prag, H. Dominicus. — L. Gurlthausen: Augustus und seine Zeit. 1. Th. 2. Bd.; II. Th. 2. Halbbd. Lpz., B. G. Teubner 1896. — Dr. Richard Streiter: Karl Böttchers Technik der Hellenen; Kritik. (Lipps u. Werner, Beiträge zur Aesthetik III.) Hamburg u. Leipzig, Leopold Voß 1896. — Wilhelm Jasinz: Erlebnisse einer Hugenottenfamilie, nach einem alten Manuscript bearbeitet. Kiel, H. Eckardt 1896. — Albr. Goerth: Lyrik-Schwärmerei, Asterlyrik u. Blaustrumpfthum; Kritiken u. Studien. I. Johanna Ambrosius. Wiesbaden, H. Lützenkichen 1896. — Göttingen u. Umgebung; illustrirtes Auskunftsbuch. Göttingen als Heim für Pensionäre; hggb. vom Verein zur Hebung des Fremdenverkehrs. — Gottfried Doehler: Unser Vogtland; Halbmonatsschrift für Landsleute. III. Bd. 1. Heft. Gera, A. Rugel 1896. — Dr. J. Schipper: Der Bacopabacillus; zur Beleuchtung des Shakespeare-Bacon-Unsinns. Wien u. Leipzig, Wilh. Braumüller 1896. — Dr. Hans K. Frhr. v. Zaden: Theodor Körner und seine Braut; mit Illustrationen. Dresden, Alfred Hauschild 1896. — Eugen Wolff: Geschichte der deutschen Literatur in der Gegenwart. Leipzig, S. Hirzel 1896. — *Giuseppe Rigutini u Oscar Bulle:* Nuovo dizionario Italiano-tedesco e Tedesco-italiano. Fascic. 8. Leipzig, Bernhard Tauchnitz, Milano, Ulrico Hoepli 1896. — Robert Neumann: Architektonische Betrachtungen eines deutschen Baumeisters; Berlin, Wilhelm Ernst u. S. 1896. — Dr. Friedrich Deneken: Japanische Motive für Flächenverzierung; Formenschatz für das Kunstgewerbe. Mit erläuterndem Text; Lfg. 1. Berlin, Julius Becker 1896. — Cyrill Kistler: Kunibild und der Minnesang auf Kynast; Musikdrama in 3 Acten. Clavierauszug mit Text, bearb. v. Theodor Köhmeyer. 2. Aufl. Leipzig, C. W. Fritzsch. — Max v. Theuern: Absalom; biblische Tragödie in 5 Aufzügen. 1. Bochn. Text. Kempten, Jos. Kösel 1896. — Hans Barth: Römische Allotria für Italienkommiler. Zürich, Cäsar Schmidt 1896. — Ernst Frhr. Schilling v. Canstatt: Walafried. Wiesbaden, H. Sadowsky. — Martin Stein: Im Frühlingssturm; Sammlung socialer Zeitgedichte. Mit Vorwort von Pfarrer Friedrich Naumann. Leipzig, Reinhold Werther 1896. — Julius v. Werther: Eine anständige Frau; Roman. Stuttgart, Adolf Bonz u. Co. 1896. — C. Junker: Unter Kosaken; Erzählung. Berlin, Otto Janke 1896. — Sonja Kowalewska: Die Nihilistin; Roman. Aus dem Russischen von Louise Flachs-Folschanenna. Wien ꝛc., Verlag der „Wiener Mode". — Emil Ubl: Aus den carnischen Alpen; 3 Novellen. Von Mühlbach nach Klausen; Touristengeschichten aus Tirol. Leipzig, A. H. Payne. — Dr. L. Munk: Was ist Thierschutz und wie soll die Pflicht der Schonung in der israelitischen Schule gelehrt werden? Vortrag. Marburg, N. G. Elwert 1895. — Cajus Sempronius: Betrachtungen auf dem Gebiete des Spiritismus und Erklärung der physikalischen Ursachen des Tischrückens. Oldenburg u. Leipzig, Schulze. — Katalog: Ernst Carlebach, Heidelberg. Nr. 213. Deutsche Literatur u. Philologie. — Leo Liepmannssohn, Berlin. Autographensammlung. Versteigerung 7. Mai u. ff. T. — XXXIX. Münchener Kunstauction: Sammlung R. Rocca, Berlin; Kupferstiche ꝛc. Auction bei Hugo Helbing, München 27. bis 30. April 1896.

Jahrgang 1896. München, Donnerstag, 23. April. Nummer 94.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30. Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Kampher, ein Monopol der Japaner. Von Ernst v. Hesse-Wartegg. — Friedrich der Große und der Ausbruch des siebenjährigen Krieges. III. (Schluß.) Von Erich Marcks. — Mittheilungen und Nachrichten.

Kampher, ein Monopol der Japaner.

Von Ernst v. Hesse-Wartegg.

Durch die Abtretung der Insel Formosa an Japan ist die Kamphererzeugung sozusagen ein Monopol der Japaner geworden, denn dieser in der Arzneikunde sowohl wie in manchen Industrien so ungemein wichtige Artikel wird nur auf den südlichen Inseln des Mikadoreiches und auf der Insel Formosa gewonnen. Wohl habe ich auch auf den Sundainseln, in Siam, Malakka, Andalusien und Westindien Kampherbäume angetroffen, aber Wälder und Pflanzungen dieser höchst werthvollen Bäume haben nur die japanischen Inselgruppen bis zum 35. Breitegrad aufzuweisen, und die civilisirte Welt wurde von diesen mit dem Bedarf an Kampher versorgt. Bisher wurde die größte Menge des rohen Kamphers nach Europa (hauptsächlich nach London und Hamburg), sowie Nordamerika verschifft und dort in eigenen Raffinerien für den Gebrauch zubereitet. Von Formosa kamen sehr bedeutende Mengen zunächst in Hongkong auf den Markt, und durch diese wurde der Preis des japanischen rohen Kamphers innerhalb gewisser niedriger Grenzen gehalten. Dadurch aber, daß Formosa nunmehr an Japan gefallen ist, beherrschen die Japaner nicht nur den ganzen Markt, sondern sie dürften auch die Ausfuhr des Rohkamphers mit hohen Zöllen belegen, um dadurch die einheimischen Kampherraffinerien zu heben. Schon sind in Japan die einleitenden Schritte dazu unternommen worden, und ein Kampherkrieg gegen Europa steht in naher Aussicht. Dagegen ist vorderhand nicht anzukämpfen, denn bisher ist nur in Florida der Versuch gemacht worden, Pflanzungen von Kampherbäumen anzulegen; dieselben gedeihen auch dort vortrefflich, nur sind sie noch zu wenig zahlreich und zu jung, um nennenswerthe Kamphermengen zu liefern. Jedenfalls wäre es sehr angezeigt und reichen Gewinn verheißend, wenn auch an anderen Orten zwischen dem 10. und 35. Breitegrade der Versuch gemacht würde, Kampherbäume zu pflanzen und so ein Monopol zu brechen, das binnen kurzem einer beträchtlichen europäischen Industrie den Garaus machen muß.

Kein Baum in Japan erreicht so ungeheure Dimensionen wie der Kampherbaum, denn in den noch in einzelnen Theilen von Kiusiu und Schikoku vorhandenen Wäldern, sowie in den Tempelhainen findet man häufig Bäume von 10 bis 15 Meter Umfang. Die prächtigsten darunter habe ich in dem Tempelhain von Nagasaki, sowie in der Umgebung von Nara gefunden. Die Japaner unterscheiden zwei Arten von Kampherbäumen, rothe und blaue, je nach der Färbung der jungen Blättchen, die erst, wenn sie ausgewachsen sind, die grüne Farbe annehmen. Die „rothen“ Bäume sollen größeren Ertrag liefern, doch richtet sich dieser hauptsächlich nach dem Boden, dem Alter des Baumes und den verschiedenen Theilen desselben. Am kampherreichsten sind die Wurzeln und der Stamm; am wenigsten enthalten die dünnen Zweige und die Blätter, so daß die Japaner in früheren Zeiten, als die Nachfrage nach Kampher noch geringer war, nur Bäume fällten, welche ein Alter von über achtzig Jahren erreicht hatten, und auch an diesen nur Stamm und Wurzeln verbrauchten. Mit dem gesteigerten Bedarf und der allmählichen Ausrottung der Kampherwälder begann man etwas sparsamer vorzugehen und auch die kleineren Zweige und Blätter zur Kamphergewinnung zu verwerthen. Ausschwitzen von Kampher kommt nur bei mehrere Jahrhunderte alten Bäumen vor, und bei diesen zeigt sich die Rinde mit einer salzartigen, weißen Kampherkruste bedeckt. Wie einträglich die Kampherindustrie Japans ist, geht aus dem Umstande hervor, daß eine Kampherbaumpflanzung im Umfang von einem Tscho (etwa 2½ Morgen) bei hinreichendem Alter der Bäume jährlich 20,000—25,000 Yen abwirft! Der Daymio (Feudalfürst) von Satsuma auf der Insel Kiusiu erhob schon im 17. Jahrhundert die Kamphererzeugung zu einer Staatsindustrie und während des 18. Jahrhunderts wurden jährlich aus den Wäldern von Satsuma etwa 120,000 Catties rohen Kamphers nach Nagasaki auf den Markt gebracht.

Leider wurde die Kampherbereitung später wieder freigegeben, und da der Bedarf fortwährend im Steigen begriffen war, während die primitiven Erzeugungsmethoden dieselben blieben, so wurden im Laufe der Zeit fast sämmtliche Privatwaldungen vollständig verwüstet. Heute sind in dem ganzen Inselreiche nur noch die Staatswälder und die Baumgruppen in den Tempelhainen vorhanden.

Der Reisende wird auf den südlichen Inseln hinreichend Gelegenheit bekommen, die Art der Kampherbereitung kennen zu lernen. In der unmittelbaren Nähe von Flüssen oder Bergbächen wird er den ganzen dafür erforderlichen Apparat unter freiem Himmel wahrnehmen: Ein eiserner Kessel von etwa einem Meter Durchmesser und einem halben Meter Tiefe, der zum Kochen des Wassers dient und dazu in einen aus Lehm hergestellten Herd eingelassen ist; auf dem Kessel ruht ein vielfach durchlochter Deckel und über diesen ist ein etwa meterhohes, bodenloses Faß gestülpt, dessen obere Oeffnung etwas kleiner ist, als die untere. Faß und Kessel werden durch eine Lehmschichte mit einander fest verbunden.

Das Faß wird vollständig mit kleinen, etwa fünf Centimeter langen und einen Centimeter dicken Spähnen von Kampherholz gefüllt, zu deren Gewinnung sich der Japaner ein paar Aeste von dem nächsten ihm gehörigen Baume schlägt, dann wird das Faß geschlossen, der obere Deckel mit Lehm hermetisch verschmiert und durch ein Bambusrohr aus einem darüber befindlichen Behälter Wasser zugeführt, das, durch die Spähne sickernd, den Eisenkessel füllt. Nun wird unter dem letzteren das Feuer entzündet. Allmählich wird das Wasser zum Kochen gebracht, der Dampf durchzieht die Kampherspähne, nimmt den Kampher-

gehalt in flüssiger Form in sich auf und zieht durch ein Bambusrohr nach einem etwa 2—2½ Meter entfernten Kühlapparat. Dieser letztere ist ähnlich primitiv hergestellt und besteht aus zwei über einander befindlichen Trogen, von denen der untere überdies noch in einem zweiten größeren Trog steckt und in seinem Innern fünf bis zehn Querstäbe enthält. In diesen letzteren Trog werden die Kampherdämpfe geleitet. Dort verdichten sie sich durch die Abkühlung mittelst Wasser und der Kampher setzt sich an den Innenwänden und den Querstäben an.

Die Feuerung wird die Nacht über und den ganzen folgenden Tag unterhalten, während dessen der Arbeiter die Zeit zum Spalten neuer Spähne benutzt. Er kann davon etwa 250 Pfund in einem Tage schneiden. Am Abend wird der Deckel des Retortensatzes losgelöst, die ausgedämpften alten Spähne werden durch frische ersetzt und der Proceß beginnt von neuem, so daß die Spähne durchschnittlich 24 Stunden dem Ausdämpfen unterworfen bleiben. Der gewonnene Kampher wird von den Innenwänden und Stäben des Kühlers abgekratzt, zur oberflächlichen Reinigung durch ein Sieb tropfen gelassen und schließlich in Kübel mit doppelten und wohl verwahrten Deckeln verpackt. So kommt er zur Ausfuhr.

Natürlicherweise geht durch diese primitive Art der Destillirung ungemein viel Kampher verloren; denn von 100 Kilo Kampherholz ist der Ertrag nur etwas über zwei Pfund. Professor Moriya an der Universität in Tokyo hat kürzlich nachgewiesen, daß durch geringe Verbesserungen des Destillirapparates leicht bis 5 Pfund Kampher gewonnen werden können.

Der rohe Kampher enthält durchschnittlich 10 bis 15 Procent Oel, das seinerseits auch wieder zur Hälfte aus Kampher besteht. Dieser wird aus dem Oel durch einen einfachen Kältungsproceß gewonnen. Der Erzeugungspreis für 100 Catties rohen Kampher stellt sich augenblicklich auf etwa 15 Yen, wovon etwa 6 Yen auf den Werth des Rohmaterials, d. h. des Kampherholzes entfallen. Nun betrug der Marktpreis von 100 Catties Kampher im Jahre 1887 circa 19 Yen, 1890 schon 44 Yen, 1893 53 Yen und augenblicklich beträgt er sogar 100 Yen, so daß also ein reiner Gewinn von nahezu 600 Procent zu verzeichnen ist. Der Export war bis 1887 fortwährend im Steigen begriffen. 1868 wurden aus Japan nur eine halbe Million Catties im Werth von 77,000 Yen exportirt, 1874 schon das Vierfache, nämlich 2 Millionen im Werth von 150,000 Yen, 1887 6½ Millionen Catties im Werth von 1¼ Millionen Yen; seit 1887 fiel der Export stetig, so daß er 1894 nur noch 2 Millionen Catties betrug; die Preise stiegen aber derart, daß der Werth des Exports im Jahre 1894 ebenso groß war wie jener von 1887.

Wie bereits eingangs erwähnt, wird der rohe Kampher nach Amerika und Europa (hauptsächlich Hamburg und London) exportirt und erst dort für den Gebrauch raffinirt. Den Japanern war der hohe Gewinn, den sie aus der Erzeugung des rohen Kamphers ziehen, nicht genügend. Sie wollten auch noch die Raffinirung in Japan selbst besorgen, und deßhalb sandten sie 1890 einige ihrer Fachleute nach Europa, um dort nach echt japanischer Art „Studien" anzustellen, d. h. den europäischen Raffinerien den Proceß abzulauschen und, nach Japan zurückgekehrt, eigene Raffinerien zu errichten. Die Europäer waren aber in diesem Falle ausnahmsweise schlauer als die Japaner; so sehr sich die letzteren bemühten, Eingang in die Raffinerien zu bekommen, er blieb ihnen verwehrt und sie mußten unverrichteter Sache heimkehren. Zwei Jahre später, 1892, gelangten einige Japaner doch auf irgend eine Weise zur Kenntniß des begehrten Geheimnisses, und es entstand in Kobe die große Sumitomo-Raffinerie, welche 1895 schon 300,000 Catties raffinirten Kampher nach Europa exportirte, natürlich, wieder nach bekannter japanischer Art, zu viel geringerem Preise als die europäischen Raffinerien ihn liefern können.

Nun macht sich in Japan sogar eine Bewegung bemerkbar, um die Ausfuhr von rohem Kampher nach Europa und Amerika gänzlich zu verbieten, zur Hebung der japanischen Industrie. Geschieht dies, so wird der ganzen europäischen Kampherindustrie das Lebenslicht ausgeblasen. Bisher hatte die letztere noch durch den Kampher aus Formosa einen festen Halt. Da nun Formosa, das einzige Kampherland außer Japan, auch in japanischen Besitz gekommen ist, so besitzen die Japaner das Kampfermonopol, gegen das ein weiterer Kampf unmöglich ist so lange, bis im Laufe der Jahre anderswo neue Plantagen von Kampherbäumen entstehen.

Friedrich der Große und der Ausbruch des siebenjährigen Krieges.

Von Erich Marcks.

III. (Schluß.)

Der Streit über den Ursprung des siebenjährigen Krieges ist uns zuletzt in widersprechende Betrachtungen über Friedrichs II. Charakter überhaupt eingemündet, die einer sicheren Entscheidung zu spotten scheinen; mindestens standen Behauptungen und Möglichkeiten einander, wie es schien, in beinahe gleicher Unbeweisbarkeit gegenüber. Die Frage drängt sich auf: Sollte es nicht doch aus all diesen stark subjectiven Erwägungen heraus einen Ausweg geben, der, auf dem Boden der möglichst sicheren Thatsachen, durch eine Vermehrung des möglichst objectiven Materials, wenn auch vielleicht nicht zu unbedingt sicheren, aber doch im Grunde zu zweifelfreien Ergebnissen führt? Wenn sich z. B. feststellen ließe, daß Friedrich im Jahre 1756 zu irgendwelchen großen Dingen gar nicht vorbereitet war, daß weder seine Festungen noch seine Mannschaften, weder seine Vorräthe noch seine Finanzen damals dem entsprachen, was er für einen Krieg immer als Vorbedingung bezeichnet hat und was nach Lehmann 1756 in der That vorhanden war — soll man ihm alsdann zutrauen, daß er in diesem Jahre voll sicherer, ungeduldiger Offensivpläne war? Dann wäre doch wohl für jeden Unbefangenen diese Möglichkeit verstapft. Sind 1756 alle Voraussetzungen des politischen Testaments unerfüllt, so wird man sicherlich die Thaten dieses Jahres nicht aus den kriegerischen Tendenzen des Testaments herleiten können. Freilich hätte dann Lehmann von den Thatsachen, vom Inhalt der Acten selber ein ganz falsches Bild gegeben.

Daß er das gethan hat, ist in einer auch für die Gegner der neuen Auffassung geradezu verblüffenden Weise von A. Naudé wirklich nachgewiesen worden. Die Nachprüfung gewisser Angaben Lehmanns hat Naudé allmählich zu einer tiefgehenden neuen Durcharbeitung der Acten veranlaßt. Nach dem ersten Hefte seiner „Beiträge zur Entstehungsgeschichte des siebenjährigen Krieges" [1]) kann man bereits sagen: der wesentliche Thatsachenunterbau Lehmanns ist falsch.

Naudé will, in seiner wissenschaftlichen und persönlichen Existenz von Lehmann blutig angegriffen, zugleich persönlich antworten und sachlich den Neubau errichten. Das vorliegende Heft ist polemisch; es will die entscheidenden Angaben des Gegners beseitigen und so für eine eigene, actenmäßig zu belegende Darstellung ein für allemal erst den Boden freimachen. Daß er so mit Kampf begonnen

[1]) Aus den Forsch. z. brand. u. preuß. Gesch. 8, 2, in Sonderausgabe erschienen bei Duncker u. Humblot, Leipzig 1896, 96 S.

Digitized by Google

und seine Polemik sehr scharf zugespitzt hat, wird man Naudé als dem Herausgeforderten nach allem nicht verargen dürfen. Gewiß hätte man lieber gleich, anstatt des kriegerischen Vorläufers, das Ganze der neuen Darstellung. Aber einmal erhalten wir bereits hier auch positive Aufklärungen in Menge; dann aber muß man zugeben, daß, während doch Naudé das Wort möglichst bald zu nehmen gezwungen war, das Ganze so schnell nicht hergestellt werden konnte. Es hat einer sehr ausgedehnten Archivarbeit in Berlin und Wien, nebst allerlei Ergänzungen von anderen Stellen her, und einer kritischen Durchdringung des weiten Stoffes bedurft, die Naudé in verhältnißmäßig knapper Frist, mit Scharfsinn und stattlichem wissenschaftlichen Ertrage, durchaus verdienstlich geleistet hat. Und die Richtigkeit seiner Ergebnisse in allen Hauptsachen ist durch Lehmanns schroffe, aber in der Sache ganz unerhebliche Entgegnung [1]) alsbald nur bestätigt worden.

Die auffälligsten dieser Ergebnisse verdankt Naudé den Wiener Archiven. Der sehr umfangreiche Schriftwechsel des Grafen Kaunitz mit den Gesandten in Petersburg und Paris, Esterhazy und Starhemberg, stellt, sorgsam und richtig ausgenützt, die diplomatische Lage in ein helles Licht. Naudé [2]) weist daraus einmal, mit einer Reihe von Urkundencitaten, nach, daß Kaunitz sich der Russen immer sicher gefühlt habe: keineswegs erst Friedrichs Kriegseröffnung habe die Russen auf Oesterreichs Seite festgehalten. Kaunitz war gewiß, mit seinem Angriff auf Preußen warten zu können, ohne daß er der russischen Hülfe darüber verlustig ginge. Der gemeinsame Angriff war lediglich aufgeschoben worden, auf 1757. Vor allem: er hing nicht so, wie Lehmann will, von der offensiven Mitwirkung der Franzosen ab.

Naudé scheidet in den österreichisch-französischen Verhandlungen zwei Phasen. Noch fehlt uns zu einem genauen Urtheil über das Einzelne dieser verwickelten Hergänge und Pläne das Material, aber der Grundgedanke seiner Aufstellungen leuchtet ein. Danach hat Kaunitz, laut seinem entscheidenden Programm von 1755, das Wagniß des Krieges wohl an die Abwendung Frankreichs von der preußischen Allianz, nicht aber an die militärisch-offensive Mitwirkung Frankreichs gegen Preußen knüpfen wollen. Jene Abwendung hat er bereits im Defensivvertrag vom 1. Mai 1756 erreicht und damit die erste Hauptsache, wenn auch noch nicht alles, was er wollte, durchgesetzt. Diese Mitwirkung hat er, darüber hinaus, natürlich stets gewünscht und stets vorzubereiten gestrebt: aber erst nachträglich tritt sie in den Vordergrund der Verhandlung, und zwar erst von dem Augenblick an, wo die Franzosen der österreichischen Diplomatie die feste Handhabe dazu geboten haben. Sie sprechen im Mai ihr Verlangen nach Abtretung der gesammten habsburgischen Niederlande aus: für diese Abtretung fordert nunmehr Oesterreich ihren thätigen Beistand gegen Friedrich II. Es geht damit über das ältere Programm, über die Forderungen, deren Erfüllung für Kaunitz die Vorbedingung seiner Kriegspläne war, bereits hinaus; etwas Neues setzt ein. Jetzt erst vertagt Maria Theresia den Angriff endgültig auf 1757; sie denkt, der Franzosen jetzt völlig habhaft zu werden. Allein auch jetzt soll deren Beistand zwar offensiv und militärisch sein, aber daß er sich direct gegen Preußen richte, ist auch jetzt noch nicht unausweichliche Bedingung: unerläßlich ist nur, daß Frankreich alle die Bundesgenossen, die Preußen im protestantischen Westen erstehen könnten, militärisch auf sich nehme. Das nur ist die eigentliche conditio sine qua non, und zwar ist an sie die Abtretung Belgiens, aber nicht der Kriegsentschluß Kaunitzens selber gebunden. Naudé entwickelt nun sehr glücklich, wie Starhemberg dennoch von dem Versailler Cabinet mehr verlangt, als diese Bedingung besagt, nämlich die unmittelbare Bekämpfung Preußens selbst, jedoch immer nur in der Gewißheit, zwar in dieser Hauptfrage doch nicht mehr zu erreichen: aber in Nebenfragen werde er, durch Ueberforderung und spätere Nachgiebigkeit in jenem einen Punkte, die Franzosen um so sicherer herunterbieten. Die kaiserliche Regierung ist mit diesem taktisch meisterhaften Verfahren ihres Gesandten völlig einverstanden. [1]) Und alles, was er eigentlich und ernstlich erstrebt, insbesondere die Zusage der militärischen Aufstellung gegen die preußischen Bundesgenossen, hatte er denn wirklich (20. August 1756) unter Dach gebracht, noch ehe Friedrich losschlug. Auch auf dieser Seite hat demnach nicht erst Friedrichs That die Coalition möglich gemacht; sie war vorher gesichert, und zwar, wie wir sahen, bereits weit über das Maß der Vorbedingungen hinaus, das Kaunitzens Programm für den Angriff der Ostmächte auf Preußen festgestellt hatte. Daß also Friedrich wirklich und längst in Nothwehr stand, daß der Weltbrand gewiß war, daß ganz und gar die Offensive Kaunitzens, Rußland festhaltend, Frankreich immer unentrinnbarer fesselnd, die Situation beherrschte, das alles tritt hier eindrucksvoll zu Tage. Lehmann hat aus dem gleichen Material ganz andere Folgerungen gezogen. Wenn Kaunitz mit der ausdrücklichen, ganz durchsichtigen Absicht, die Franzosen dadurch zu Leistungen anzuspornen, ihnen sagen läßt, man sei der Russen (so) nicht sicher, so schöpft aus diesen „ostensiblen“ Briefen Lehmann seine Folgerung von Kaunitzens innerer Unsicherheit; die geheimen Schreiben des Ministers, in denen dessen wahre, sehr positive Meinung ausgesprochen ist, läßt er beiseite. Die methodische Verwerflichkeit dieses Verfahrens leuchtet ein. Mehr noch. Aus den Stücken, die er zum Theil abdruckt, läßt er an einer Anzahl von Stellen diejenigen Sätze und Absätze fort, die seine Deutung unmöglich machen würden. Er ersetzt sie durch je drei Punkte.

Die österreichischen Rüstungen, das ist eine seiner wichtigsten Behauptungen, sind den preußischen erst vom 8. Juli 1756 ab nachgefolgt, sind erst von ihnen verursacht worden. Dem gegenüber zeigt Naudé, daß Oesterreich vor jenem Tage gerüstet hat und daß seine Rüstungen stets zugleich offensiv gemeint waren. Kaunitz selber spricht das aus; er legt mehr als einmal das geheime Bekenntniß ab, Oesterreich beziehe die Rüstungsmaßregeln Preußens, die ihm Anfang Juli bekannt wurden, gar nicht auf sich, sondern auf Rußland. Es ergibt sich, daß die Wiener Politik die preußischen Bewegungen mit heller Freude ergriffen hat, um ihre eigenen militärischen Vorkehrungen nunmehr öffentlich, unter dem deckenden Vorwand der Vertheidigung gegen Preußen fortsetzen zu können. Eine falsche, in Wien nicht

---

[1]) Gött. gel. Anz. Februar 1896. — Ich glaube (man verzeihe die unerläßliche persönliche Anmerkung) zu einem Urtheil berechtigt zu sein, obwohl ich mit Naudé befreundet bin: um so mehr, da ich bis dahin auch zu Lehmann stets höfliche Beziehungen gehabt habe. — Soeben hat H. Delbrück (Pr. Jahrb. April 1896) sich gegen Naudé's Beiträge gewandt, in einem Aufsatz voll überraschender Formulirungen, der indessen eigentlich Neues zu seiner früheren Abhandlung, wenn ich nicht irre, nicht hinzubringt. Ich habe im Texte meines Berichts keine Rücksicht mehr auf ihn nehmen können; seine Polemik gegen Naudé habe ich hier und dort noch gestreift: ich bekenne, mich in allem Wesentlichen ihm gegenüber auf Naudé's Seite stellen zu müssen.

[2]) Inzwischen hat Beer (österr. Mitth. XVII 1, 1896) Stücke aus den Pariser Correspondenzen veröffentlicht, die Naudé's Auffassung unterstützen. Den springenden Punkt hat Beer selber — obwohl auch er sich gegen Lehmann kehrt — freilich nicht erkannt. Man sieht daraus, daß die richtige Lösung nicht mühelos war.

[1]) Die von Lehmann (Gött. G. A. 145) dagegen ins Feld geführte Briefstelle vom 27. Juli 1756, die Naudé keineswegs heimtückisch eskamotirt („ganz wie Janssen“, Lehmann 145, 2), sondern nach seinem ausdrücklichen Hinweis eben anders interpretirt hat, widerspricht, innerhalb des Zusammenhangs der Correspondenzen begriffen, dem durchaus nicht.

geglaubte, weiterhin stets stärker und stärker herausgeputzte Meldung von einem angeblichen Lager bei Schweidnitz wird ausdrücklich als „Vorwand“ für die eigenen Maßnungen ausgenutzt: was Delbrück Friedrich irrig zuschrieb, die Fiction gefährlicher Maßnahmen des Feindes, findet Raudé bei den Oesterreichern als Thatsache.

Vor dem Eintreffen aber noch all dieser preußischen Nachrichten ist man in Wien bereits in der Thätigkeit: die Rüstung reicht in den Frühsommer hinauf. Denn der Einwand ist falsch, daß Oesterreich damals nur alltägliche Maßregeln der Ergänzung an Truppen und Material vorgenommen habe; im Gegentheil, man verfährt mit einer Eile und einem Umfang der Fürsorge, welche die Maßregeln dieses Jahres durchaus aus der Reihe des alljährlich Gewohnten herausheben, und vor allem, man verfährt nach einem festen, einheitlichen, für dieses besondere mal besonders aufgestellten nnd offensiv gemeinten Plan. Das wird durch die Denkschrift des Geh. Cabinetssecretärs Baron Koch (etwa) vom 16. Mai 1756 dargethan, die Lehmann gedruckt,[1]) aber erst Raudé richtig gedeutet und verwerthet hat. Lehmann schreibt: „Der Verfasser kannte den preußischen König und sein Heer genau genug, um die Gefahren eines preußischen Ueberfalles zu würdigen; daher bat er, wenigstens einige Vorsichtsmaßregeln zu ergreifen. Vergebens: weder Maria Theresia noch Kaunitz wollten ihrem Widersacher einen Vorwand geben.“ Da ist man nun erstaunt, das Actenstück selber ganz und gar voll offensiven Inhalts zu finden. Dieser „geheime Vortrag an der Kaiserin Königin Majestät, die Unternehmung wider den König in Preußen betreffend“,[2]) geht aus von dem Vorherrschen offensiver Pläne; er fordert für deren Ausführung zwei oder drei Armeen; im Augenblick könne Oesterreich nur eine aufstellen. Koch räth daher dringend den Aufschub der Operationen auf das nächste Frühjahr (nur die Russen dürften etwa schon im Winter losschlagen) und die Heranziehung wie des russischen so auch französischen Beistandes. Er ist ein älterer und ängstlicher Mann, am liebsten wäre er, scheint es, gegen jeden Krieg; mindestens ist ihm die Vorbedingung des Krieges eine viel umfassendere Rüstung, als man bislang vorgenommen hat. Wäre man doch, wie es jetzt steht, nicht einmal gegen einen jähen preußischen Einfall gesichert! Sein Wunsch wäre die Ueberführung weiterer Streitkräfte, insbesondere an Cavallerie, nach Böhmen und Mähren noch in diesem Sommer; das übrige wäre im Winter vorzubereiten. Und er entwickelt, was „seines mindesten Ermessens bey dermahligen Umständen das Pressanteste wäre“.

Raudé bemerkt nun, daß diese Denkschrift nicht nur die österreichische Politik Rußland gegenüber tief beeinflußt hat, sondern daß auch alle ihre militärischen Einzelvorschläge befolgt worden sind, die einen sofort, die andern, wie es Koch gleich beantragt hatte, erst später. Aber gerade das Wichtigste, die Verlegung der entfernten ungarischen Cavallerie an die mährische und österreichische Grenze, ist bereits im Juni angeordnet worden, und zwar, wie Kaunitz ausspricht, um sowohl zur Deckung, „als zu großen Unternehmungen jederzeit bereit zu sein“.

Es ist also nicht nur, trotz Lehmann, den begreiflichen Besorgnissen der Wiener Staatsmänner, die im Bewußtsein ihrer eigenen offensiven Arbeit einen Gegenvorstoß des Feindes fürchten mußten, durchweg Rechnung getragen worden, sondern die Gesammtheit dieser Maßregelu, die gesammte Erörterung Kochs — so sehr dieser persönlich den Frieden wünschen mag — steht auf dem Boden einer längst verhandelten Offensive; sie dient, obgleich ihr Verfasser, seiner augenblicklichen Tendenz gemäß, den Mangel selbst an defensiven Mitteln betont, keineswegs allein oder auch nur vorwiegend der Defensive; unmittelbar fügt sie sich zugleich in die Action der Kaunitzischen angriffssicheren Staatskunst ein. Es ist Ein Plan, der später, als die preußischen Rüstungen den ersehnten Vorwand boten, offener fortgeführt werden konnte, aber doch wesentlich in gleicher Linie fortgeführt worden ist; daß damals Kaunitz die erfreuliche Gelegenheit rühmt, die der Gegner geschaffen, haben wir erwähnt.

Inhalt und Färbung der Lehmann'schen Schilderung sind also, nach all diesen Zeugnissen, unhaltbar. Das umfassendste von ihnen hat er selbst herausgegeben und gar nicht gemerkt, wie sehr es ihn widerlegt. Das gibt uns den Schlüssel für sein Vorgehen überhaupt. Die immer wiederholte Streichung alles dessen, was ihm in den Acten nicht paßt, könnte zu falschem Argwohn führen. Raudé kann man, auch wenn er in einzelnen Fällen die Angaben seines Gegners etwas zu sehr auf die Goldwage legen sollte, auch wenn nicht alle seine Anklagen von gleicher Wucht sind, einigen Zorn und reichliche Ironie nicht übelnehmen: an 200 Fälle bedeutungsvoller Fortlassungen meint er Lehmann bereits nachweisen zu können. Nun will ja Lehmanns Actenanhang keine vollständige Publication darstellen. Aber wie vermag er es nun, seine Weglassungen damit entschuldigen zu wollen, daß er eben nur Excerpte, Anmerkungen zu geben beabsichtigt habe! Anmerkungen sind diese Auszüge nicht, dazu sind sie viel zu breit. Sie erwecken jetzt unbedingt den Eindruck, als wollten sie den entscheidenden Inhalt der Acten zusammengedrängt darbieten. Aber seit wann wählt sich ein wissenschaftlicher Arbeiter seine neuen Beweisstücke so aus, bringt er sie so an die Oeffentlichkeit, daß er aus den Handschriften nicht nur ganze Documente, sondern mitten im Fortgange des einzelnen Textes Abschnitte, ja einzelne Sätze ausmerzt, sofern sie seiner These entgegen sind? Und da schreibt er, ohne sich auf die Fülle seiner drei Punkte auch nur irgendwie ernstlich einzulassen: „Es ist eine grobe Mystification, wenn Raudé seinen Lesern die Meinung beibringen will, ich hätte eine Urkundenedition beabsichtigt. Er rechnet darauf, daß sie mein Buch nicht aufschlagen.“ Diese Vertheidigung und seine ganze Antwort ist noch schlimmer als sein Buch selbst; man muß ihm gegenüber als Fachgenosse und öffentlich aussprechen, was weit über die fachgenössischen Kreise hinaus über Lehmanns Führung dieses Streites von Anfang an oft genug geurtheilt worden ist: sie ist durch und durch unsachlich und tief zu bedauern. Noch jetzt hält sich Lehmann, gerade erl für berechtigt, Raudé mit Janssen zusammenzustellen, den Vorwurf einer „preußischen“ „Geschichtsphilosophie“ gegen ihn zu erneuern, deren Dogma die Tradition preußischer Manifeste und Staatsschriften sein soll.

Auch ich betone meinen Glauben an Lehmanns Gutgläubigkeit. Aber ich glaube die Schärfe des Urtheils über seine Quellenbenutzung nicht abstumpfen zu dürfen; sein Verfahren ist unzulässig, es ist beinah unerhört. Die verblendende Leidenschaft des „Entdeckers“, der sich zum Schicksalsgenossen der Columbus, Newton, Helmholtz bekannt hat, hat H. Ulmann vor einem Jahre für Lehmanns Uebereilungen und Irrthümer verantwortlich gemacht. Daß er in seine These verrannt war und die Dinge nur noch in deren Lichte zu sehen und zu würdigen vermochte, hat seine hartnäckige Mißdeutung des anéantir, von der ich gesprochen habe, längst gezeigt. Raudé's Beweis, so erstaunlich er ist, enthüllt in dieser Beziehung kaum etwas grundsätzlich Neues. Max Lehmann ist den Dingen gegenüber nicht minder als den Personen von jeher durch und durch leidenschaftlich gewesen, und zwar nicht im großen Sinne.

1) Mitth. d. österr. Inst. 16, 480 fg.

2) Ergänzung der Ueberschrift aus Mitth. d. österr. Kriegsarchivs IX.

Und es bleibt bei aller Nachgiebigkeit gegen die Individualität als ein Vorwurf bestehen: die strenge Selbstkritik, die den wissenschaftlichen Menschen machen soll, die selbstverständlich nicht vor Irrthümern bewahrt, aber doch wohl eine so starke Befangenheit ausschließen muß, die hat er an sich nicht geübt. Daß der schlimme Tugendstolz der Reinheit und Keuschheit, zu dem er sich bekannt hat, mit seinem Verfahren in einem innerlichen Widerspruch stünde, wird freilich niemand behaupten wollen.

Genug des Urtheils über den Mann; es gehört leider zum Ganzen dieses Berichtes. Von seiner Darstellung habe ich, an der Hand von Naudé's Kritik, die allgemein europäische und die österreichische Seite besprochen. In beiden Rücksichten tritt die ältere Ansicht, nur bereichert und gereinigt, wieder in ihr Recht; ja, die österreichische Offensive ist erst jetzt in ihrer leitenden Kraft ganz anschaulich geworden. Lehmann hatte auf den Vorantritt der preußischen vor den österreichischen Rüstungen, den er behauptete, immer besonderes Gewicht gelegt; die Thatsache war ihm selbst von der Mehrzahl seiner Gegner geglaubt worden. Ihre Bedeutung würde in Wahrheit nie sehr groß zu sein brauchen. Es ist der ewige Zank bei jedem Kriegsanfang, wer zuerst die Hand an das Schwert gelegt habe; daß der Bedrohte darin vorangehen, daß der wahre Angreifer aus irgend welchen Ursachen noch zaudern kann, liegt ja auf der Hand. Hier hatte überdies, zugestandenermaßen, König Friedrich erst gerüstet, als die Russen gegen seine Ostgrenze anrückten. Nunmehr ist es vollends, im Gegensatz zu jener These, klar, daß Preußen in jeder Beziehung erst nachgefolgt ist. — Ich möchte mich dabei ausdrücklich davor verwahren, als sähe ich in dieser Initiative Oesterreichs irgendwie eine politische Sünde. Ich habe gleich eingangs darauf hingewiesen und auch Naudé betont es oft, wie wohlberechtigt die Kaiserin und ihr Minister zu ihrem Angriff waren; es kann nicht die Rede davon sein, die Schuld an diesem Kriege nach Art der Tagespolitik noch heute vorwurfsvoll einer gegnerischen Seite zuschieben zu wollen. Aber die bestrittene Thatsache galt es nun doch einmal von neuem zu untersuchen.

Wichtiger noch ist, was wir über die Motive Friedrichs, also über die ursprüngliche Kernfrage, durch Naudé Neues erfahren.

Ueberraschend ist da schon die Meinung Kaunitzens. Der größte Gegner des Königs spricht in vertraulichen Schreiben die Ueberzeugung aus, nur der russische Aufmarsch habe Friedrich vorwärts getrieben, und gegen Oesterreich werde er, über Rußland beruhigt, nichts unternehmen (August 1756, z. Th. Juli und Juni). Kaunitz also führt Friedrichs Handlungen auf die Nothwehr zurück!

Unmittelbarer geht uns an, was wir von Friedrich selber hören. Das politische Testament von 1752 begegnete uns als Lehmanns Hauptbeweisstück. Naudé hat es nachgeprüft und ist auch hier zu dem Ergebnisse gelangt, daß eine volle Mittheilung der Acten die schärfste Widerlegung bedeuten würde. Leider sind, wie A. Dove bereits in dieser Zeitung (24. Febr. d. J.) beklagt hat, die Auszüge Naudé's vom Auswärtigen Amte erst viele Monate lang zurückbehalten worden, er hat inzwischen die Antwort bekommen, daß sie ihm überhaupt nicht ausgefolgt werden könnten. Früher haben Ranke, Droysen, Koser, zum großen Theil auch Lehmann das Testament benutzen dürfen. Ich will auf die schmerzliche Frage seiner Secretirung nicht von neuem eingehen. Beklagenswerth ist diese in hohem Maße; die Gelehrten, die das Testament kennen, versichern, daß sie zudem grundlos sei. Man kann nicht bezweifeln, daß das Auswärtige Amt ernste Gründe zu haben glaubt; das Wort ist hier nur zu berechtigt: ich kenne sie nicht, aber ich mißbillige sie. Wir haben wohl einen vollgewichtigen Anspruch auf dies, wie aus allem hervorleuchtet, gewaltige Vermächtniß des größten preußischen Herrschers. Daß diese Vorenthaltung dem Andenken Friedrichs nicht dient, könnte man schon aus der Freude entnehmen, mit der Lehmanns Entdeckungen, nicht ohne dessen Schuld und einigermaßen ihm zur Strafe, von ultramontanen, großdeutschen, particularistischen Stimmen begrüßt worden sind; das Auftreten des Auswärtigen Amtes ist da begreiflich genug als Zeichen bösen Gewissens gedeutet worden.

Nun, hoffen wir! Inzwischen hat Naudé, indem er sein Gedächtniß, die Auszüge Kosers, die früher gedruckten Einzelstellen des Testamentes zu Rathe zog, auch den aus dem Testamente geführten Beweis Lehmanns sehr wesentlich erschüttert. Die Vorstellung, die seine Ergänzungen Lehmanns erwecken, ergibt doch — natürlich im Sinne von Kosers früher angeführter Kritik — ein erheblich verändertes Bild. Sehr viel stärker, als es bei Lehmann erscheint, betont darnach der König als oberstes praktisches Gebot seiner Politik die Wahrung des Friedens, gerade für seine Lebzeiten, gerade im Hinblick auf die russische Feindseligkeit. Ausdrücklich erklärt er es: „was wir auch vom Kriege für uns erwarten können, mein gegenwärtiges System ist, den Frieden zu verlängern, soweit dies möglich sein wird, ohne die Majestät des Staates zu verletzen". Die Welt müßte ein ganz anderes Antlitz annehmen, ehe Preußen diese friedliche Haltung freiwillig aufgeben darf. Vollends für einen gefährlichen Eroberungskrieg stellt Friedrich die schwersten und engsten Cautelen auf. Es fehlt viel daran,[9]) daß die Lage vom Sommer 1756, mit dem Uebergange Friedrichs auf die englische Seite (der noch lange kein sicherer Bund mit England war!), dem Verluste Frankreichs, dem festen Zusammenstehen der Kaiserhöfe, daß diese doch wahrlich, wie man festhalten darf, drohende Lage irgendwie dem gleichgestellt werden dürfte, was Friedrich 1752 forderte: jenen politischen Wundern, wie einem vollen Umschwunge in Rußland, einer Lähmung Englands, einer starken Action der Türkei, einer gewaltigen Mitwirkung Frankreichs. Kurzum: der Geist des Testaments ist friedlich; die „Träumereien" von großem Landerwerbe geben in keiner Weise den Grundton ab; sie beschäftigen Friedrich, aber sie herrschen keineswegs. Und wenn es einmal die Annexion Sachsens gelten soll, so hat Friedrich den Feldzugsplan dafür freilich bereits aufgestellt: aber er verlangt alsdann rasche, entscheidende Schläge gegen Oesterreich als wichtigstes und erstes Mittel; alle Minen gegen den Hauptfeind muß man dann springen lassen.

Noch andere Aussagen über Sachsen besitzen wir in Friedrichs Schriften: in seinen Generalprincipien vom Kriege (1748) hat er entwickelt, daß das Kurfürstenthum, als Operationsbasis, im Kriegsfalle in preußischem Besitze sein müsse. Dazu bedurfte es so gigantischer Mittel dann nicht. Was er 1756 that, entspricht militärisch dieser zweiten und nicht der ersten Voraussetzung. Sollen einmal seine älteren Aussagen uns den Maßstab für sein Handeln im Jahre 1756 geben, so beweisen sie nur, daß er damals den Erwerb Sachsens nicht vorgehabt haben könnte. —

Schon jetzt weist das politische Testament, soweit wir entscheiden können, auf eine ganz andere Gesinnung und eine ganz andere Politik hin, als Lehmann und Delbrück wollen. Es ist ein Herrscher, der wohl die höchsten Bedürfnisse seines Staates in Kopf und Herzen trägt, und wahrlich kein resignirter, aber ganz gewiß in den eigentlichen Hauptzügen ein vorsichtiger Mann, kein phantasirender Staatsmann, der einem bestimmten höheren Ziele unweigerlich nachzujagen geeignet wäre. Wir vermögen nicht zu glauben, daß die Consequenz seines Wesens diesen Mann

[9]) Das betone ich auch nach Delbrücks Einwänden.

zu der halsbrecherischen Initiative, die man ihm zuschreibt, getrieben haben solle.

Positiv wird unser Urtheil werden, wenn Naudé den[1]) versprochenen Beweis erbringt, daß die preußischen Vorbereitungen 1756 in jeder Hinsicht weit zurück waren und auf nichts weniger hindeuten, als auf Kriegsabsichten. Er will diese militärischen wie die finanziellen Vorkehrungen bis in die Krise des Sommers hinein verfolgen; er will nachweisen, daß die Junirüstungen unbedeutend und rein defensiv waren, und den Schritten des Königs den Juli hindurch von neuem nachgehen. Auch auf die Westminster-Convention scheint er noch einmal zurückkommen zu wollen. Wie die Dinge liegen — schwierig und umstritten in jeder Einzelheit —, scheint mir diese eingehende Durchforschung und Darbietung des Materials wirklich dringend geboten zu sein. Der Gegenstand lohnt sie; und wäre dem auch nicht so, geleistet muß sie jetzt werden. Die bisherige Verhandlung hat, neben allem Unerfreulichen, unser Wissen doch bereits vielfach bereichert und die Fragen von neuem angeregt und neu vertieft.

Was ist das bisherige Ergebniß? Für das engere Problem bleibt es dabei: der Krieg war von Friedrichs II. Seite defensiv.[2]) Wie weit dabei die Möglichkeit offen bleibt, auch nur Hinterabsichten auf Sachsen nach dem Kriegsentschlusse bei Friedrich mit einigem Fuge anzunehmen, darüber gibt uns vielleicht die neue genaue Untersuchung noch festen Anhalt. Wahrscheinlich sind mir diese Hintergedanken, wenigstens irgend welche Bedeutung solcher Gedanken, bis jetzt nicht.

Das weitere Problem betraf die Auffassung von Friedrichs staatsmännischer Persönlichkeit überhaupt. Der Versuch, diese umzuwälzen, scheint mir gescheitert. An die Ergänzung seines Staatsgebietes hat der König zweifellos sein Lebelang gedacht: wo es anging, hat er sie durchgesetzt. Daß seine Politik durch diese „Phantasien" thatsächlich geleitet, bestimmt worden wäre, verträgt sich mit der beweisbaren Wirklichkeit so wenig, wie mit der psychologischen Wahrscheinlichkeit. Friedliebend in emphatischem Sinne war er natürlich nicht; den Conjuncturen nachzufolgen und sich allezeit die Hände möglichst freizuhalten, war sicherlich sein Wunsch und sein thatsächliches Bestreben. Jedoch im Vordergrunde stand ihm, wie es seiner Lage entsprach, die Sorge, das Errungene, ja seine gesammte, stets gefährdete Existenz vor allem zu vertheidigen. Daß er niemals einen Krieg begonnen haben würde, um jene höchsten Früchte zu pflücken, wird niemand behaupten, noch glauben. Allein er bleibt, wie wir ihn auf der Höhe seines Lebens anzuschauen gewohnt waren: trotz allen Feuers und mancher Absprünge, im ganzen durchaus vorsichtig, keineswegs unfehlbar, aber am allerwenigsten ein Spieler. Also nicht nur „durch einen Zufall" ist der siebenjährige Krieg Vertheidigungskrieg gewesen.

Für das, was er ihm über das Nachweisbare und Geschehene hinaus zutrauen will, wird sich ein jeder Historiker nach dem persönlichen Verhältniß, das er sich zu Friedrich gestaltet, nach seiner persönlichen Auffassung der ganzen Erscheinung entscheiden müssen, und ohne eine solche Auffassung und ihre nothwendigen subjectiven Beimischungen wird niemand bleiben, der dem Manne und seiner Geschichte überhaupt nahe tritt. Indessen die Mahnung dürfte am Schlusse dieser Uebersicht am wenigsten überflüssig erscheinen, daß ein jeder sich sein Gesammtbild mit Vorsicht, mit Bescheidung und Bescheidenheit entwerfen wolle, nach einer möglichst erschöpfenden und möglichst unbefangenen Würdigung des sicher Wißbaren und Einzelnen. Vielleicht wird doch der Feldzug, dessen bisherigen Verlauf ich zu schildern hatte, eine classische Lehre bleiben, aus der sich mancher die Regeln entnehmen wird, wie der Historiker — nicht zu verfahren habe.

[1]) von Immich werthvoll vorbereiteten (Jahrb. f. d. D. Armee u. Marine, Dec. 1895).

[2]) An seine angebliche Kriegspraxis im Jahre 1755 glaube ich nicht; diese Dinge werden zu nachgeprüft werden. Einen untrüglichen Maßstab für das Jahr 1756 würden übrigens entgegengesetzte Ergebnisse zur Geschichte des Vorjahres gar nicht abgeben.

Mittheilungen und Nachrichten.

* Jahresbericht über die Herausgabe der Monumenta Germaniae historica. — Die 22. Plenarversammlung der Centraldirection der Monumenta Germaniae historica wurde in diesem Jahre vom 9. bis 11. April in Berlin abgehalten. Durch eine Reise wurde Hr. Prof. Mommsen an der Theilnahme verhindert, Hr. Hofrath Maaßen aus Innsbruck fehlte. Anwesend waren die HH. Prof. Breßlau aus Straßburg, Geh. Justizrath Bruner, Prof. Doae aus München, Geheimrath Dümmler als Vorsitzender, Geheimrath v. Hegel aus Erlangen, Prof. Holder-Egger, Prof. Mühlbacher aus Wien, Prof. Scheffer-Boichorst und Geheimrath Wattenbach. Seine Excellenz Hr. Geheimrath v. Sybel war uns am 1. August durch den Tod entrissen worden.

Im Laufe des Jahres 1895/96 erschienen in der Abtheilung Auctores antiquissimi: 1. Chronica minora saec. IV. V. VI. VII ed. Th. Mommsen III, 2 (= A. a. XIII, 2); in der Abtheilung Scriptores: 2. Deutsche Chroniken I, 2 (der Trierer Silvester, das Annolied); 3. Annales regni Francorum inde ab a. 741 usque ad annum 829, qui dicuntur Annales Laurissenses majores et Einhardi, recogn. Frid. Kurze; 4. von dem Neuen Archiv der Gesellschaft Bd. XXI, herausgegeben von H. Breßlau. Unter der Presse befinden sich ein Folioband, acht Quartbände.

In der Sammlung der Auctores antiquissimi steht nur noch die demnächst zu erwartende Schlußlieferung des 3. Chronikenbandes aus. Ein ausführliches Register über alle 3 Bände ist Hrn. Dr. Lucas in Charlottenburg übertragen worden. Im Anschluß an diese Chroniken hat Hr. Prof. Mommsen seit dem Sommer 1895 die Ausgabe des ältesten Theiles des Liber pontificalis bis auf Constantinus I. († 715) übernommen und zum Zweck einiger Nachvergleichungen im Januar eine Reise nach Italien angetreten. Vorstudien für diese seit Jahrzehnten vorbereitete und längst mit Sehnsucht erwartete Ausgabe bringt das Neue Archiv. Der Beginn des Druckes ist für den nächsten Sommer in Aussicht genommen.

In der Reihe der Scriptores ist der Druck der merowingischen Heiligenleben im 3. Bande der SS. rerum Merovingicarum durch Hrn. Dr. Krusch ununterbrochen fortgeschritten und hat nach vielen vorangehenden Gebilden frommer Dichtung mit Cäsarius von Arles festen historischen Boden erreicht. Die Vollendung des Bandes darf noch in diesem Jahre erhofft werden.

Der 3. Band der Schriften zum Investiturstreite ist seit vorigem Sommer in Fluß gekommen; an Stelle des früher dafür thätigen Dr. Dieterich ist Hr. Dr. Heinrich Böhmer als neuer Mitarbeiter seit dem 1. Mai eingetreten. Den bedeutendsten Antheil hat jedoch an diesem, wie an dem vorhergehenden Bande, Hr. Dr. Sackur in Straßburg, zumal durch die Bearbeitung von Auszügen aus Gerhoh von Reichersberg. Nach einigen Schriften aus der Zeit Heinrichs V., darunter zwei von dem bekannten Honorius von Autun, tritt nunmehr der Streit Friedrichs I. mit Alexander III. in den Vordergrund. Erst nach den darauf bezüglichen Stücken soll dann eine Anzahl von Nachträgen auch für das 11. Jahrhundert sich anschließen, deren Umfang sich um so weniger übersehen läßt, als auch Hr. Dr. Hampe in England noch einige bisher unbekannte Abhandlungen über die Priesterehe aufgefunden hat.

Der Druck des 30. Foliobandes der alten Reihe der Scriptores ist nach längerer Unterbrechung seit December wieder aufgenommen worden und zwar mit der Chronik des Erfurter St. Petersklosters. Die ausführlichen vorbereitenden Untersuchungen zur Entwirrung der thüringischen Geschichtsquellen des späteren Mittelalters, welche Hr. Prof. Holder-Egger im Neuen Archiv niedergelegt hat, haben die Ausgabe zwar wesentlich verzögert, aber auch entlastet. Neben den Ergebnissen, welche dieselben für den vorliegenden Band gehabt haben, sollen sie auch einem schon früher beschlossenen Bande von Monumenta Erphesfurtensia saec. XII. XIII. XIV in der Reihe der Handausgabe zu gute kommen, dessen Druck im Sommer

beginnen wird. Eine Reise nach Thüringen im September 1895 diente ebenfalls diesen Studien. Für die zweite Hälfte des 30. Bandes sind Nachträge zur Ottonischen und Salischen Zeit bestimmt, u. a. des Rangerius Vita Anselmi und des Abtes Deuterius Miraculn S. Benedicti. Hr. Dr. Böhmer nimmt auch für diese Partie als Helfer die Stelle des Hrn. Dr. Dieterich ein, während ein neuer Mitarbeiter, He. Dr. Eberhard aus Gießen, nach seinem für den Sommer bevorstehenden Eintritt an den italienischen Chronisten des folgenden Bandes mitarbeiten soll.

In der Reihe der deutschen Chroniken ist Schröders Ausgabe der Kaiserchronik in erwünschter Weise durch den damit zusammenhängenden Trierer Silvester und das schon lange sehnlich erwartete Annolied ergänzt worden. In dem 3. Bande gelangte der Text von Gnikels Fürstenbuch durch Hrn. Prof. Strauch in Halle zum Abschluß, und es wurde als Anhang das von Hrn. Concipisten Dr. Joi. Lampel in Wien herausgegebene Oesterreichische Landbuch gedruckt. Somit erübrigen nur noch Register und Einleitung, die im Laufe des Jahres nachfolgen werden. An dem 6. Bande hat He. Professor Seemüller in Innsbruck seine Thätigkeit mit Eifer fortgesetzt und auf einer Reise nach England im Frühjahr 1895, sowie nach Oberösterreich weitere Handschriften der Hagen ausgebeutet, auch die Zwettler Denkmäler an Ort und Stelle bearbeitet, doch werden noch fernere Studien in Wien und München nöthig sein, um den Umkreis dieser Chroniken genauer festzustellen. Die von Hrn. Dr. Heinr. Meyer in Göttingen unter Leitung des Hrn. Prof. Röthe herauszugebenden politischen Sprüche und Lieder in deutscher Sprache sind in regelmäßigem Fortschritt begriffen und zeigen einen wachsenden Reichthum an Material. Hr. Prof. Holland in München hat uns seine in früherer Zeit dafür angelegten Sammlungen freundlichst zur Verfügung gestellt.

Die Abtheilung Legen hat am 9. März durch den Tod ihres rüstigen und verdienstvollen Mitarbeiters Hrn. Dr. Victor Krause einen schmerzlichen Verlust erlitten, um so schmerzlicher, als dadurch zunächst wieder der zweite Band der Capitularia regum Francorum betroffen wird, der durch die Erkrankung des Hrn. Prof. Boretius schon einmal eine lange Hemmung erlitten hatte. Demnach dürfen wir, das nur zum Theil abgeschlossene Sachregister sowie die fehlende Einleitung mit Aufzählung der Handschriften noch in diesem Jahre fertigzustellen. Die Ausgabe des Benedictus Levita, für welche Krause im Winter vor einem Jahr eine Reise nach Rom unternommen hatte, ist dem Privatdocenten Hrn. Dr. Emil Seckel in Berlin übertragen worden.

Für die große Ausgabe der Leges Wisigothorum hat He. Prof. Zeumer im Frühling 1895 in Paris den Codex Euricianus und andere Handschriften verglichen, gefördert durch die stets von neuem zu rühmende Gefälligkeit der HH. Delisle und Henri Omont, wofür letzterer besonders auch Hrn. Dr. Krusch durch vielfache Auskünfte verpflichtete. Der Druck kann vielleicht schon in diesem Geschäftsjahre beginnen, während die Geschichte der westgothischen Gesetzgebung einer besonderen Ausführung vorbehalten bleibt. Mit der neuen Ausgabe der Lex Baiwariorum ist der Pens. Frhr. v. Schwind in Innsbruck betraut, der in den Osterferien 1897 deßhalb die italienischen Bibliotheken zu besuchen gedenkt.

Von den durch Hrn. Dr. Schwalm in Göttingen weitere geführten Constitutiones imperntorum steht der Druck des zweiten Bandes im Register. He. Dr. Schaus hat sich an den Correcturen desselben in ersprießlicher Weise betheiligt. Für den dritten Band sind noch manche Nachträge erforderlich, bevor er druckreif werden kann, für den vierten, zumal die Zeit Ludwigs des Bayern, eine Archivreise nach München und an den Rhein, welche im nächsten Sommer stattfinden soll. Ein neuer Mitarbeiter bleibt für diese Abtheilung ein hoffentlich in nicht allzu ferner Zeit zu befriedigendes Bedürfniß. Auch für die Leges ebenso wie für die Scriptores hat die Reise des Hrn. Dr. Hampe nach England vielfältigen Gewinn geliefert, werthvolle Beiträge aus England und Frankreich verdanken wir für die Constitutiones imperntorum auch dem Hrn. Dr. Herm. Herre in München.

In der Abtheilung Diplomata hat Hr. Prof. Breßlau, unterstützt von den Mitarbeitern Bloch und Meyer, den Druck der Urkunden Heinrichs II. langsam, doch stetig fortgesetzt. Während er selbst dafür in Paris und Besançon einige Nachträge sammelte, besuchte Bloch die Archive von Vercelli, Novara, Pavia, Mailand. Durch seine Entdeckungen ist der hervorragende Antheil, welchen Bischof Leo von Vercelli unter Otto III. und Heinrich II. der Abfassung von Königsurkunden gehabt hat, klar hervorgetreten und wird in einer Abhandlung des Neuen Archivs näher beleuchtet werden.

Für die von Hrn. Prof. Mühlbacher zu bearbeitenden Karolinger-Urkunden hat sein Mitarbeiter, Dr. Dopsch, von Ende März bis Mitte October 1895 einen großen Theil Italiens bis hinab nach Neapel bereist und neben einigen unbekannten Stücken für viele bekannte bessere Formen der Ueberlieferung gefunden. Eben jetzt wird zu dem gleichen Zwecke Venedig und Friaul, das noch fehlte, von ihm nachgeholt. Unter den Vorständen, welche seine Zwecke in gefälliger Weise förderten, sind besonders P. Ehrle von der Vaticana und Accipeete Tononi in Piacenza rühmend hervorzuheben. Eine empfindliche Einbuße erlitten die Arbeiten des Hrn. Mühlbacher durch die Berufung seines zweiten Mitarbeiters, M. Tangl, als Professor nach Marburg, doch wird derselbe von dort aus benachbarte Gebiete, wie Fulda und Hersfeld, Trier und Prüm, noch ferner bearbeiten, und in Wien ist in der Person des Dr. Max Schrey ein anderer Hülfsarbeiter an seine Stelle getreten. Eine Reise des Hrn. Dr. Dopsch nach Belgien und dem nördlichen Frankreich wird für das nächste Jahr erforderlich.

Von den Hrn. Prof. Scheffer-Boichorst für die Vervollständigung der staufischen Königsurkunden bewilligten Mitteln hat er selbst mit günstigem Erfolge in Unteritalien und Sicilien eine Anzahl Archive besucht, und sein Mitarbeiter Schaus hat zu demselben Zweck im November bis Januar das obere Italien bereist. Einige weitere Stücke lieferte auch Hr. Dr. Bloch.

In der Abtheilung Epistolae hat, nachdem der Text des Registrum Gregorii zu Ende gedruckt war, He. Dr. Hartmann in Wien mit Hülfe des Doctorandus Wenger seine Arbeiten an dem Register fortgesetzt, welches ein sorgfältig ausgeführtes Bild aller sprachlichen Eigenthümlichkeiten Gregors darbieten soll. Die Vollendung des Druckes darf im Laufe des Jahres erwartet werden.

Für den 5. Band der Epistolae hat zwar Hr. Dr. Hampe die Briefe Einhards, Frothars, sowie einen Theil der päpstlichen druckfertig gemacht, während anderes von mir vorbereitet wurde, allein die Unzulänglichkeit unsrer Sammlungen nöthigte doch vor allem, neues Material herbeizuschaffen. So begab sich denn Hr. Dr. Hampe, nach einem kleineren Ausfluge nach München und Karlsruhe im Mai, von Mitte Juli 1895 bis in den Februar 1896 nach England, um in umfassenderer Weise, als es seit langer Zeit geschehen war, die dortigen Bibliotheken für die verschiedenen Abtheilungen zu durchsuchen. Eine hervorragende Stelle nahm darunter wegen der stets drohenden Gefahr einer Zersplitterung ihrer Bestände die jetzt dem Mr. Fenwick gehörende Bibliothek in Cheltenham ein, der allein 34 Tage gewidmet wurden. Ein ausführlicher Bericht über diese besonders auch für das 13. Jahrhundert fruchtbare Reise ist in Vorbereitung. Von der wichtigen und durch ihre Tironischen Noten schwierigen Handschrift des Servatus Lupus in Paris verdanken wir dem Professor De Vries in Leiden eine ungemein sorgfältige Vergleichung. Eine kürzere Reise nach Brüssel und Paris würde für diesen und den folgenden Band noch wünschenswerth sein.

In der Abtheilung Antiquitates hat Hr. Prof. Herzberg-Fränkel in Czernowitz durch einen Urlaub für den Sommer endlich die nöthige Muße gewonnen, um das schon lange vorbereitete Register der Salzburger Todtenbücher zu Ende zu führen, doch bedarf es wegen der darin zu gebenden Erläuterungen einer Reise auf einige österreichische Bibliotheken. Von dem durch Hrn. Dr. Traube in München herausgegebenen 3. Bande der Poetae latini Carolini fehle nur noch das Register, welches Hrn. Dr. Neff als Hülfsarbeiter übertragen ist. Für den 4. Band der Poetae ist Hr. Dr. v. Winterfeld hierselbst als Mitarbeiter seit einem Jahre eingetreten, hiezu durch eingehendes Studium der altrömischen wie der mittelalterlichen Dichter besonders berufen. Er hat sich seiner Aufgabe auch mit so nachhaltigem Eifer unterzogen, daß der Druck der ersten, den Schluß der karolingischen Zeit enthaltenden Hälfte vielleicht noch in diesem Geschäftsjahre beginnen kann. Eine nochmalige Vergleichung der Handschrift der Gesta Berengarii in Venedig besorgte Hr. Dr. Schaus auf seiner Reise, Gedichte aus dem Ende des 10. Jahrhunderts in Vercelli verglich Hr. Dr. Bloch.

Das „Neue Archiv" hat unter der Leitung des Hrn. Prof. Breßlau in dem erweiterten Umfange von 50 Bogen seinen geregelten Fortgang gehabt und gebietet noch wie vor über eine reiche Fülle werthvoller Zusendungen. In den Redactionsausschuß ist an Stelle des Hrn. v. Sybel Hr. Prof. Scheffer-Boichorst eingetreten.

Vergleichungen verdanken wir außer den schon Genannten besonders noch den HH. Lebègue in Paris, Mons. Amelli in Monte Cassino, Dr. Jul. Koch in Rom, Prof. Pirenne in Gent, Cano-

Digitized by Google

nieus Truchet in St. Jean de Maurienne. Hr. Prof. Halder-Egger wurde bei seinen Arbeiten auf der Bibliothek in Jena von Hrn. Oberbibliothekar Dr. Müller in zuvorkommender Weise unterstützt und bei seinen Erfurter Studien von Hrn. Oberlehrer Dr. Beyer daselbst. Aus Magdeburg besorgten ihm die Archivare HH. Dr. Thenner und Dr. Liebe Abschriften.

Allen diesen Herren, ganz darzüglich aber auch dem Auswärtigen Amte des Deutschen Reichs für seine stets gefällige Vermittlung und allen Archiv- und Bibliothekvorständen des In- und Auslandes, unter denen namentlich Paris, Brüssel, Gent zu erwähnen sind, sei unser wärmster Dank gewidmet. E. Dümmler.

* **Freiburg.** Der im vorigen Jahre hier verstorbene Ministerresident a. D. Dr. Rud. Schleiden hat die hiesige Universität zur Universalerbin eingesetzt; nach Abzug der Legate verbleibt eine Summe von über 80,000 M., die zu einer seinen Namen tragenden Stiftung verwendet werden muß. Von den Erträgnissen sollen jährlich 1000 M. als Preis für die beste Lösung völkerrechtlicher, staatsrechtlicher oder volkswirthschaftlicher Aufgaben ausbezahlt werden, die die juristische, bezw. philosophische Facultät ausschreibt. Der übrige Ertrag soll so lange zum Capital geschlagen werden, bis dasselbe zur Begründung einer neuen Professur für Völkerrecht und Staatswissenschaften ausreicht. Die großh. Regierung hat die Stiftung genehmigt und der Universität zur Verwaltung überwiesen. Auch andere hiesige Anstalten sind hochherzig bedacht worden. Die 30- bis 11,000 Bände und Broschüren, sowie eine Anzahl Karten und Bilder enthaltende Bibliothek hat Schleiden zum größeren Theil der Stadtbibliothek in Bremen vermacht, zum Zeichen seiner Anhänglichkeit an die Stadt, in deren Diensten er 13 Jahre gestanden hat; die auf Schleswig-Holstein und die nordischen Reiche sich beziehenden Schriften fielen der Universitätsbibliothek in Kiel und der Bibliothek des Stadtarchivs in Schleswig zu.

* **Mainz.** Nachdem Oberbürgermeister Dr. Gaßner von allen Seiten den erwarteten gelehrten Bescheid erhalten, daß Gutenbergs Geburtsjahr nicht genau zu bestimmen sei, hat man hier beschlossen, sich über diesen leidigen Umstand mit kühnem Schwunge hinwegzusetzen und im Jahre 1900 ein abgerundetes Jubiläum der 500jährigen Geburt des großen Mainzers zu feiern, wozu man sich mit Leipzig als der Hauptstadt des Buchhandels in Verbindung setzen will. Ein Gutenberg-Fonds wird gebildet, zu dem nur runde Summen beigesteuert werden dürfen, Rundschreiben, in Runtschrift gedruckt, fordern dazu auf; eine Ausstellung in Mainz wird zum Rundgang einladen; Rundgesänge und Rundtänze sollen eigens für die Feier gedichtet und componirt werden; für ganz Deutschland gedenkt man während des Sommers 1900 Rundreisebillets über Mainz und Leipzig auszugeben — alles freilich in der Voraussetzung, daß sich bis dahin nicht endlich eine Reaction des Ekels wider die Narrheit der Jubiläen um jeden Preis in unserer Generation aufzieht.

* **Marburg.** Am 22. April fand hier die Einweihung der neuen Universitätsklinik statt. Ihr Director, Geheimrath Küster, hielt die Festrede.

◘ **Halle.** Am 18. April haben die socialpolitischen Vorträge ihr Ende erreicht. Daß der Cursus zeitgemäß war, geht aus der zahlreichen Betheiligung hervor. Ueber 300 Theilnehmer hatten sich eingefunden, darunter viele Damen. Insbesondere waren auch in diesem Jahre viele Geistliche erschienen, um sich über socialpolitische Dinge zu orientiren. — Am 17. hielt der Vorstand des Vereins für Reformationsgeschichte hier eine Sitzung ab. Von auswärtigen Mitgliedern waren erschienen: Prof. Dr. Schott aus Stuttgart, Kolde aus Erlangen, Kawerau aus Breslau, Lenz aus Berlin, Nietschel aus Leipzig, Director Veil aus Straßburg, Archivrath Jacobs aus Wernigerode. Von den Vereinsschriften sind manche schon vergriffen.

* **Berlin.** Vom 20. bis 22. April tagte hier — zum erstenmale — der (X.) Congreß der Deutschen anatomischen Gesellschaft. Den Vorsitz führte Geh. Rath Waldeyer, ständiger Secretär ist Prof. K. v. Bardeleben (Jena). Erschienen waren u. a. His (Leipzig), Schwalbe (Straßburg), v. Kölliker (Würzburg), Kollmann (Basel), Rabl (Prag). Das Ausland war gut repräsentirt. Auch Vertreter der Physiologie, Zoologie und pathologischen Anatomie waren zugegen. Die Vorträge bewegten sich zum großen Theil auf den Gebieten der vergleichenden Anatomie und der Entwicklungsgeschichte. — Der nächstjährige Congreß für innere Medicin soll unter Vorsitz des Geheimen Raths v. Leyden ebenfalls in Berlin tagen. — Dr. Kuzensteln hat einen neuen Kehlkopfspiegel erfunden, den er „Orthoskop" benennt, da derselbe den Uebelstand beseitigt, daß bei Eingriffen in den Kehlkopf die Hand stets in entgegengesetzter Richtung zu leiten war, als das Auge vorschreibt. — Dr. Albert Zimmermann, bisher Professor der Botanik an der Universität Tübingen, ist in den Lehrkörper der Universität Berlin übergetreten. — Hier ist ein neuer „Bund der Schriftstellerinnen Deutschlands" ins Leben getreten, der als seinen Zweck bezeichnet: 1) im allgemeinen: Förderung der Frauenintereſſen auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft; Hebung der vaterländischen Poesie, beziehentlich auch der Jugendliteratur. 2) Im besonderen: Vertretung der literarischen Interessen seiner Mitglieder durch Entsendung von Delegirten zu den künftigen Schriftstellertagen. Außerdem will er durch engeren Anschluß geistig fördernd wirken und „dem weiblichen Genius" in der deutschen Poesie Achtung und Anerkennung verschaffen. — Wie die „Nat.-Ztg." schreibt, hat sich Treitschke's Befinden leider erheblich verschlechtert.

* **Bregenz.** Der Verein für Geschichte des Bodensees wird seine Hauptversammlung heuer am 6. und 7. Sept. hier abhalten. Vorträge sind in Aussicht genommen von Prof. Dr. Zösmaier (Innsbruck) über „Burg Bregenz" und Dr. Beyerle (Konstanz) „Aus der Verfassungsgeschichte von Konstanz"; am Vorabend: „Einführung in die römischen Ausgrabungen bei Bregenz und in die betreffenden Sammlungen", geleitet durch Hl. Rath Dr. Jenny aus Hard.

* **Petersburg.** Dieser Tage ist in Kerlsch bei einer Grabung in dem Hofe des örtlichen Kleinbürgers Suizew in der Tiefe von 4 Arschin eine interessante Katakombe mit Fresken entdeckt worden. Sie ist von gewölbtem Bau und ziemlich gut erhalten. Auf der Kalkfinckatur ist an einer Seite Pluto dargestellt, der in einem Wagen fährt und eine Frau mit sich führt. Die Figur des Pluto ist so groß, daß sie aus der ganzen Gruppe allein hervortritt und die Pferde winzig erscheinen. Auf der gegenüberliegenden Wand sind Hermes und Klio zu sehen; daneben zwei Vögel, Birnen, Apfelsinen (??) und Weintrauben. Die Decke schmückt ein ovales Plafondbild, das in natürlicher Größe den Kopf einer weinenden Frau darstellt. Darunter ist die Aufschrift „Demetra" zu lesen. In dem Grabmal soll nichts aufgefunden worden sein; wie Suizew erklärte, war die Katakombe ganz leer.

Verlag von Otto Wigand in Leipzig.

Soeben erschien:

Julius Duboc.

Fünfzig Jahre Frauenfrage in Deutschland. (4724)

gr. 8. Preis: 2 Mark 50 Pf.

Die einzige, eine vollständige Uebersicht gewährende Schrift.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschienen!

Geschichte der rumänischen Zollpolitik

seit dem 14. Jahrhundert bis 1874.

Von

Dr. Constantin J. Baicoianu.

(Münchener Volkswirthschaftliche Studien. 14. Stück.)

Preis geheftet 5 Mark.

Diese tüchtige Arbeit enthält besonders auch infolge des Umstandes, daß die rumänische Regierung dem Verfasser reichliches ungedrucktes Material zur Verfügung gestellt hat, viele für die Beurtheilung der rumänischen Zollpolitik wertvolle Aufschlüsse. (4695)

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1896. München, Freitag, 24. April. Nummer 95.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Das Rechtsstudium der Zukunft. Von G. Pfizer. — H. Lotze's Briefe an L. Strümpell. Von Richard Falckenberg. — Mittheilungen und Nachrichten.

Das Rechtsstudium der Zukunft.

Von G. Pfizer.

Mit großer Feierlichkeit, als ob es sich um ein Werk handelte, das der Gründung des Deutschen Reichs an Bedeutung nahekomme, ist am 17. Januar der Entwurf des Bürgerlichen Gesetzbuchs im Reichstag eingebracht worden. Nach mehrtägiger Erörterung, an der das Bemerkenswertheste die leeren Bänke waren, vor denen sie stattfand, hat der Reichstag den Entwurf zur Berathung an eine Commission verwiesen; von den Reden für und wider waren unstreitig die ersteren weitaus besser, beachtenswerthe Einwendungen hat fast nur der Abgeordnete Rintelen erhoben; den Schluß seiner Kritik bildete aber ein Angriff auf die Civilehe, der manchen Gegner des Entwurfs es bedauern lassen mochte, ihn zum Verbündeten zu haben: lieber wollen wir uns in anderem das römische Recht des Entwurfs gefallen lassen, als daß wir im Eherecht uns dem Centrum und dem kanonischen Recht unterwerfen. Für die Güte des Entwurfs beweist freilich das Verhältniß der lobenden und der tadelnden Stimmen im Reichstag wenig, denn die gewichtigsten Stimmen, die außerhalb des Reichstags in Deutschland und in Deutsch-Oesterreich sich gegen den Entwurf vernehmen ließen (Gierke, Unger, Menger), haben im Reichstag kaum einen Widerhall gefunden. So wird also der von wissenschaftlicher Seite erhobene Widerspruch unbeachtet bleiben, der klerikale Widerstand aber wird gebrochen werden, und Deutschland wird in den Besitz der Rechtseinheit gelangen, wie sie der Entwurf in Aussicht stellt. Ob das ein Glück ist oder nicht, das muß die Zukunft zeigen; ein Anliegen der nächsten Gegenwart ist aber, nachdem der Entwurf zum Gesetz erhoben sein wird, die Frage, in welcher Weise die Juristen, die künftig das neue Recht zur Anwendung zu bringen haben, für ihren Beruf vorgebildet werden sollen. Mit dieser Frage hat sich unlängst eine Versammlung deutscher Universitätslehrer in Eisenach befaßt, über die in Nr. 75 dieses Blattes berichtet worden ist; es sind dort auch die von den versammelten 65 Professoren der Mehrzahl nach einstimmig angenommenen Resolutionen mitgetheilt, deren letzte lautet:

„Nach Einführung des Bürgerlichen Gesetzbuchs ist ein dreijähriges juristisches Studium nicht mehr ausreichend.“

Hat wohl die Versammlung eine Ahnung davon gehabt, welch vernichtendes Urtheil sie mit dieser Resolution über das neue Gesetzgebungswerk gefällt hat? An die Stelle der Vielheit und der Zersplitterung soll ein einheitliches, an die Stelle des fremden, mit zahllosen Controversen durchsetzten Rechts soll ein deutsches, zwar nicht dem deutschen Volk (so unbescheiden sind die Deutschen nicht!), aber doch den deutschen Juristen leicht verständliches Recht treten: so wurde von den Lobrednern des Entwurfs in der Presse und im Reichstag verkündigt; und die erste Folge davon, daß der Entwurf Gesetzeskraft erlangt, ist — die Nothwendigkeit der Verlängerung des Universitätsstudiums um ein Jahr; denn an eine geringere Verlängerung hat die Professorenversammlung schwerlich gedacht, es wäre damit dem Studium wenig gedient, da ja das Universitätsjahr nach löblichem Brauch kaum acht Monate zählt. Die Verlängerung des Studiums bedeutet aber selbstverständlich auch eine Erhöhung der Studienkosten, so daß der juristische und namentlich der richterliche Beruf immer mehr ein Monopol der Reichen wird.

Diese Verlängerung ist allerdings nur die nothwendige Folge der Gestaltung des Studiums, wie sie die übrigen Resolutionen vorschlagen, deren Sinn man, ohne ihren Urhebern ernstlich zu nahe zu treten, kurz dahin wiedergeben kann: es bleibt alles beim Alten, nur tritt zu den bisherigen Vorlesungen noch eine neue über das Recht des Bürgerlichen Gesetzbuchs. Die Vorlesung über „Institutionen des römischen Rechts“ erscheint zwar in den Resolutionen dem Namen nach nicht, dafür aber eine solche über „allgemeine Rechtslehre, insbesondere Privatrechtslehre“; wenn damit nicht eine Vorlesung über Rechtsphilosophie gemeint ist, so wird sie von der seitherigen Institutionenvorlesung nicht allzu verschieden sein. Römische und deutsche Rechtsgeschichte bleiben unverändert; dann kommen die „propädeutischen systematischen Vorlesungen über die römischrechtliche und die deutschrechtliche Grundlage“ des geltenden Rechts. Die systematische Vorlesung über das römische Recht als Grundlage des heutigen sogenannten gemeinen Rechts hat man bisher als „Pandektenvorlesung“ bezeichnet; auch hier soll der Name verschwinden, aber die Sache wird bleiben. Die Vorlesung wird zwar eine „propädeutische“ genannt, womit wohl gesagt sein soll, daß sie minder umfangreich und eingehend sein werde, als die gewöhnlich über zwei Semester sich erstreckende Pandektenvorlesung. Man wird ja auch aus der propädeutischen Vorlesung gewisse völlig unpraktisch gewordene Materien, wie die Pupillarsubstitution oder die operis novi nuntiatio ausscheiden; aber naturam expellas furca, tamen usque recurret: der Rechtslehrer, der sich liebevoll in die Tiefen und Geheimnisse des römischen Rechts versenkt hat, wird auch diese Materien nicht gern fahren lassen, und die Gelegenheit, sich darüber zu verbreiten, ist ihm in der „nach wie vor“ besonders zu pflegenden Quellenexegese gegeben. — Die Resolution spricht zwar von der Exegese der römischen und der deutschen Quellen; aber mit der Exegese der Quellen des deutschen Rechts: Sachsenspiegel, Schwabenspiegel, Weisthümer u. s. w. hat man sich meines Wissens seither auf den deutschen Universitäten nicht sehr viel abgegeben, und, soweit die specifisch juristische Berufsbildung in Frage kommt, gewiß mit Recht; für den Culturhistoriker mag aus diesen Quellen viel zu schöpfen sein, dem praktischen Juristen bieten sie, als Mittel zur formellen Bildung, im Vergleich zu den Quellen des classischen römischen Rechts, selbst so, wie diese uns in trauriger Verstümmelung in Justinians Digesten

erhalten sind, einfach nichts. — An die „propädeutischen systematischen Vorlesungen“ soll sich als vollkommen neue Vorlesung die über das Recht des Bürgerlichen Gesetzbuchs anschließen, und da das Gesetzbuch bekanntlich durchaus nicht das gesammte bürgerliche Recht umfaßt, so treten als weitere selbständige Vorlesungen (wenigstens für die nächste Zeit nach dem Inkrafttreten des Gesetzbuchs; für später ist eine Vereinigung in Aussicht genommen, die aber das gegenwärtige Geschlecht schwerlich erleben dürfte) solche über das bürgerliche Reichsrecht außerhalb des Gesetzbuchs, insbesondere über das Handels- und Wechselrecht, und über das Particularrecht hinzu. Die Zahl der Vorlesungen über bürgerliches Recht wird also, da bisher die reichsrechtlichen Normen des bürgerlichen Rechts wohl allgemein in der systematischen Vorlesung über deutsches Privatrecht behandelt worden sind, wenn auch Handels- und Wechselrecht häufig den Gegenstand einer besonderen Vorlesung bildeten, gegen früher um zwei vermehrt; werden aber mehr Vorlesungen gehalten als bisher, so braucht man für die Vorlesungen auch mehr Zeit.

Die Frage kann demnach nur die sein, ob es nothwendig ist, künftig mehr Vorlesungen zu halten. Diese Frage kann aber in einem doppelten Sinn gestellt werden: ist die Nothwendigkeit in der Schaffung eines Bürgerlichen Gesetzbuchs — oder ist sie in der Schaffung dieses Bürgerlichen Gesetzbuchs, des Gesetzbuchs, wie es aus der zweiten Lesung der bundesräthlichen Commission hervorgegangen ist und aus der Berathung des Reichstags hervorgehen wird, begründet? So gewiß die im ersten Sinn gestellte Frage zu verneinen ist, so zweifelhaft ist die Antwort, wenn die Frage im zweiten Sinn gestellt wird.

Das Studium des Rechts kann und soll von drei Gesichtspunkten aus erfolgen: von dem der Vergangenheit, der Gegenwart und der Zukunft. Wer das gegenwärtige Recht verstehen will, muß wissen, wie es geworden, entstanden und gewachsen ist; diese historische Betrachtung weist dann aber auch darauf hin, daß das bestehende Recht nichts Unveränderliches sein kann, daß der Entwicklung in der Vergangenheit eine Entwicklung in der Zukunft entspricht, die, wenn sie eine Entwicklung nach aufwärts ist, das positive Recht dem Rechtsideal näher bringt. Dieser dreifachen Betrachtungsweise, der historischen, der systematisch-dogmatischen und der kritisch-philosophischen, werden im Unterricht drei oder dreierlei Vorlesungen entsprechen müssen: über Rechtsgeschichte, über das geltende Recht und über Rechtsphilosophie; unter letzterer verstehe ich nicht bloß oder nicht sowohl eine Vorlesung über Natur- oder Vernunftrecht, sondern auch oder vielmehr eine solche über den Zusammenhang des Rechts mit der gesammten Culturentwicklung des eigenen Volks und der dessen Leben beeinflussenden fremden Völker, über den Zusammenhang mit der Entwicklung einerseits der Sprache, andrerseits der volks- und privatwirthschaftlichen Verhältnisse.

Wäre das Bürgerliche Gesetzbuch inhaltlich das, was es seinem Namen nach zu sein scheint: ein das gesammte im Deutschen Reich geltende bürgerliche Recht umfassendes Gesetz, und wäre es in formeller Beziehung so beschaffen, wie ein Gesetzbuch beschaffen sein soll, so wäre mit seinem Inkrafttreten nicht nur keine Nothwendigkeit der Verlängerung des Studiums begründet, sondern eher die Möglichkeit der Verkürzung gegeben: wenn man es nicht für die Aufgabe der Vorlesung hält, den Schülern — vielleicht mit etwas anderen Worten — das zu sagen, was im Buch steht, so wäre die Vorlesung über das geltende Recht entbehrlich, für seine wissenschaftliche Erfassung wäre genug gethan, wenn es in Seminar- oder ähnlichen Uebungen zum Gegenstand der Exegese gemacht würde; soweit es sich um das positive Wissen, um die Gesetzeskenntniß handelt, könnte man den Studenten einfach sagen: „Studirt das Gesetzbuch!“ An Vorlesungen blieben nur die historischen und die philosophischen. Die historische Betrachtung des Rechts müßte nach wie vor Gegenstand zweier Vorlesungen sein, über römische und über deutsche Rechtsgeschichte, und ebenso würde die philosophische Betrachtung nach dem oben über deren Aufgabe Gesagten eine Mehrheit von Vorlesungen erfordern (allgemeine Rechtslehre, an die Stelle der Institutionenvorlesung tretend, den „allgemeinen Theil“ der Pandektenvorlesung umfassend, und vergleichende Rechtswissenschaft: sprachgeschichtliche Entwicklung des Rechts und soziales Recht). Völlig entbehrlich wären die „propädeutischen systematischen Vorlesungen über die römischrechtliche und die deutschrechtliche Grundlage des geltenden Rechts“: wenn der Student weiß, wie sich das Recht im ganzen und die einzelnen Rechtsinstitute bis zu dem jetzigen Zustand eines systematisch geordneten Rechts entwickelt haben, welchen Werth soll es da für ihn haben, auch noch eine Uebersicht über den Zustand zu erhalten, in dem sich das bürgerliche Recht im Augenblick vor der Einführung des Bürgerlichen Gesetzbuchs befunden hat? Oder soll vielleicht die propädeutische ꝛc. Vorlesung über römisches Recht dieses in seiner Reinheit, wie es sich bis zur justinianischen Compilation im 6. Jahrhundert unsrer Zeitrechnung ausgebildet hat, dem Studenten zur Anschauung bringen? Das wäre noch schlimmer!

Nun treffen aber die obengenannten Voraussetzungen für eine Vereinfachung des Rechtsstudiums nicht zu. Von der einen ist dies außer Streit und Zweifel: das Bürgerliche Gesetzbuch umfaßt bei weitem nicht das gesammte bürgerliche Recht Deutschlands; und was die anderen angeht, so mag zwar manchem das Urtheil, das auf der Eisenacher Versammlung Professor Strohal über das Werk gefällt hat, dem Entwurf zweiter Lesung gegenüber zu schroff erscheinen (seine Richtigkeit gegenüber dem ursprünglichen Entwurf hätte kein Verständiger bestreiten können!), aber daß der Entwurf, an dem vom Reichstag nur Einzelheiten werden geändert werden, den Anforderungen entspreche, die ein Volk an sein Gesetzbuch zu machen berechtigt ist, das läßt sich doch nicht behaupten. Was folgt daraus für die Gestaltung des Rechtsstudiums? Antwort: die Nothwendigkeit einer systematisch-dogmatischen Vorlesung über das geltende bürgerliche Recht, nicht aber die Nothwendigkeit einer besonderen Vorlesung „über das Recht des Bürgerlichen Gesetzbuchs“, noch auch die Nothwendigkeit der „propädeutischen systematischen Vorlesungen ꝛc.“

In früherer Zeit hat es auf den deutschen Universitäten einen „Professor des Codex“, einen „Professor der Digesten“ u. s. w. gegeben, dessen Aufgabe seinem Titel entsprechend nur die war, über den Codex Justinianeus, über Justinians Digesten zu lesen. Diesem, wie man hoffen durfte, überwundenen Standpunkt steuern wir mit den Eisenacher Resolutionen wieder zu; denn von der „Vorlesung über das Recht des Bürgerlichen Gesetzbuchs“ ist nur noch ein kleiner Schritt zum „Professor des Bürgerlichen Gesetzbuchs“. Die wissenschaftliche Behandlung des Rechts, das sich doch nie in einem Gesetzbuch, auch im besten nicht, erschöpft, hätte damit ein Ende: der Professor des Bürgerlichen Gesetzbuchs würde seine Aufgabe darin erblicken, den Studenten einen Commentar zum Gesetzbuch zu dictiren; kommen sie dann später in der Praxis in die Lage, einen Paragraphen des Gesetzbuchs anzuwenden, dessen Sinn nicht ganz klar ist, dann greifen sie zu dem dictirten Commentar, und die Noth hat ein Ende. Das Commentarwesen ist der Tod des selbständigen Denkens; „so sagt Professor X oder Reichsgerichtsrath Y oder Landgerichtsrath Z in seinem Commentar“: damit wird heute schon in unsern Gerichtscollegien häufig jeder Widerspruch gegen

Digitized by Google

einen Antrag niedergeschlagen, der sich auf eine verkehrte Gesetzesauslegung stützt. So wenig man seither Vorlesungen über das Handelsgesetzbuch oder das Strafgesetzbuch, sondern nur solche über Handelsrecht oder Strafrecht gehalten hat, so sollten in Zukunft keine Vorlesungen über das Bürgerliche Gesetzbuch, sondern nur solche über das bürgerliche Recht gehalten werden.

Eine Vorlesung über das Recht des Bürgerlichen Gesetzbuchs vermöchte, darin hat Professor Strohal vollkommen Recht, die seitherige Pandektenvorlesung nicht zu ersetzen, und ebensowenig würde es sich empfehlen, an die Stelle der exegetischen Collegien, die ihren Stoff seither dem römischen Recht, den Digesten, entnommen haben, Uebungen in der Auslegung des Bürgerlichen Gesetzbuchs zu setzen, „von dem noch niemand weiß, was darin steht". Ein Lehrer der Plastik wird seine Schüler, um ihren Schönheitssinn zu bilden, nicht in ein anatomisches Cabinet menschlicher Mißgeburten, sondern in eine Sammlung griechischer Sculpturen führen; und so wird auch der Rechtslehrer, der seine Schüler in der ars boni et aequi unterweisen soll, zum Gegenstand seiner Demonstrationen lieber möglichst vollkommene Objecte, wie sie ihm die Aussprüche der classischen römischen Juristen bieten, als die schwerfälligen abstracten Sätze des Bürgerlichen Gesetzbuchs wählen. Gegen die Beibehaltung der „Quellenexegese" wird daher kaum etwas einzuwenden sein, obwohl daneben die Uebung in der Exegese der geltenden Gesetze, wenn sie auch minder anziehend ist, nicht ganz vernachlässigt werden sollte; auch für den bildenden Künstler mag sich zur Ausbildung seines Kunstverstands der Besuch des anatomischen Cabinets empfehlen. — Die Nothwendigkeit dagegen, unter dem Titel „propädeutische systematische Vorlesung über die römisch-rechtliche Grundlage unseres bürgerlichen Rechts" die alte Pandektenvorlesung beizubehalten, diese Nothwendigkeit wäre nur anzuerkennen, wenn eine systematische Vorlesung über die Gesammtheit des jetzt für das Deutsche Reich geltenden Privatrechts unmöglich wäre. Diese Unmöglichkeit scheinen allerdings die Eisenacher Resolutionen behaupten zu wollen, sofern sie zwar verlangen, daß nach dem Inkrafttreten des Bürgerlichen Gesetzbuchs das bürgerliche Recht Deutschlands als systematische Einheit gelehrt werde, aber das Handels- und Wechselrecht unbedingt, das übrige Reichsprivatrecht „nach örtlichem und zeitlichem Bedürfniß der einzelnen Universitäten" von dieser systematisch-einheitlichen Darstellung ausnehmen: ein Vorbehalt, von dem voraussichtlich in umfassendster Weise würde Gebrauch gemacht werden.

Mit der Einheitlichkeit des bürgerlichen Rechts wird es freilich auch nach Inkrafttreten des Bürgerlichen Gesetzbuchs ziemlich bedenklich bestellt sein. Die Grundsätze z. B., auf denen das (bis jetzt überhaupt nicht reichsrechtlich, wenn auch durch Particularrecht vielfach übereinstimmend geregelte) Bergrecht beruht, sind mit dem Eigenthumsbegriff des Bürgerlichen Gesetzbuchs schwer in Einklang zu bringen, wonach sich das Recht des Grundeigenthümers (ungemessen) auch auf den Erdkörper unter der Oberfläche erstreckt mit der Beschränkung, daß der Eigenthümer Einwirkungen dulden muß, „die in solcher Höhe oder Tiefe vorgenommen werden, daß er an der Ausschließung kein Interesse hat". Wenn sich 50 oder 100 oder noch mehr Fuß unter der Oberfläche meines Grundstücks ein reiches Erz- oder Kohlenlager findet, habe ich da kein Interesse, dieses Lager selbst auszubeuten? Nach dem romanistischen Bürgerlichen Gesetzbuch könnte ich jedem Dritten das Bauen unter meinem Grund verbieten, nach preußischem, württembergischem ꝛc. Bergrecht muß ich die Ausbeutung dem Entdecker überlassen. Und nun gar die modernen Gesetze zum Schutz der geistigen, künstlerischen und gewerblichen Arbeit (Urheberrecht, Patentrecht u. s. w.)! Für den künftigen Professor des Bürgerlichen Gesetzbuchs ist so wenig wie für den früheren Professor der Pandekten in seinem System Raum für diese Gebilde, er kann sie weder im „Sachenrecht" noch im „Obligationenrecht" noch im „Familienrecht" unterbringen, woraus sich für den strengen Romanisten deren Verwerflichkeit ergab und vielleicht noch ergibt; hat doch, wie Ihering („Scherz und Ernst in der Jurisprudenz", I. Auflage, 1884) erzählt, „noch vor wenig Jahren das romanistische Mitglied einer deutschen Spruchfacultät die Autorität des Allgemeinen deutschen Handelsgesetzbuchs, dessen dem römischen Recht widerstreitende Bestimmungen in dem Fall zur Anwendung zu bringen waren, einfach damit zurückgewiesen, daß das Handelsgesetzbuch gegen die Vernunft des Rechts und das römische Recht nichts vermöge". Ein Rest dieses Geistes scheint mir aus dem Vorschlag der Resolutionen entgegenzuwehen, wonach das Handelsrecht und das Reichsprivatrecht außerhalb des Bürgerlichen Gesetzbuchs in der systematisch-einheitlichen Darstellung, wie sie nach Einführung des Bürgerlichen Gesetzbuchs geplant ist, keinen Platz finden sollen.

Aus der mangelhaften Einheitlichkeit des Reichsprivatrechts folgt nun aber meines Erachtens lediglich nichts gegen die Möglichkeit einer systematischen Darstellung des gesammten bürgerlichen Rechts im Deutschen Reich. Im Gegentheil: wie eine Vorlesung über das geltende Recht überflüssig wäre, wenn dieses Recht in einem quantitativ und qualitativ vollständigen Gesetzbuch niedergelegt wäre, so wird diese Vorlesung gerade durch den Mangel eines solchen Gesetzbuchs nothwendig. Die Aufgabe des Universitätsunterrichts ist doch nicht bloß die, den Studenten die Kenntniß der bestehenden Gesetze beizubringen und sie in deren Interpretation zu üben, sondern es soll ihnen das Verständniß des gesammten Rechts erschlossen werden. Die Aufgabe mag leichter und erfreulicher sein, wenn dieses Recht ein Gebilde aus Einem Guß, das Werk Eines Geistes ist; aber die Universitäten werden ihrer durch die Verschiedenartigkeit seiner Bestandtheile nicht überhoben, vielmehr ist es gerade Sache der Lehrer und Vertreter der den Rechtsbeflissenen zu überliefernden Wissenschaft, auf diese Verschiedenheiten hinzuweisen und dadurch, daß sie zeigen, wo es dem Recht an Einheitlichkeit fehlt, der künftigen Schaffung der wahren Rechtseinheit, im Gegensatz zur bloßen Uniformität des Rechts, vorzuarbeiten. — Ein besonderes Handelsgesetzbuch neben dem Bürgerlichen Gesetzbuch mag sich ja durch Gründe der Zweckmäßigkeit (z. B. für den Gebrauch kaufmännischer Handelsrichter) empfehlen, aber nothwendig ist es nicht, und eine Trennung des Handelsrechts vom bürgerlichen Recht in den Vorlesungen dürfte schwer zu rechtfertigen sein;[1]) das Handelsrecht ist bürgerliches Recht, und wenn die Verhältnisse des Handels Abweichungen vom allgemeinen Recht nothwendig machen, so wird gerade die in einer Vorlesung gebotene Vergleichung dazu dienen, das Verständniß des einen und des anderen Rechts durch die Erkenntniß des Grundes der Abweichungen zu fördern. So ist z. B. das Firmenrecht eine specifisch handelsrechtliche Einrichtung; wird es lediglich im Handelsrecht behandelt, so wird sich der Professor darauf beschränken, seinen Zuhörern mit etwas anderen Worten die Artikel des Handelsgesetzbuchs mitzutheilen und etwa noch die eine und die andere Controverse aus dem Firmenrecht zu erörtern, für die seine Schüler — ohne Kenntniß des Lebens — wenig Verständniß haben. Muß dagegen das gesammte bürgerliche Recht systematisch

[1]) Den gesonderten Vorlesungen über „Handelsrecht" haben wir es wesentlich zu verdanken, daß die Rechtsgültigkeit des „Differenzgeschäfts", d. i. des Börsenspiels, auch unter den Mannern der Wissenschaft Vertheidiger gefunden hat und findet; bei der Behandlung im Zusammenhang mit dem allgemeinen Recht hatte ein Zweifel, daß man es hier nicht mit einem ehrlichen Vertrag, sondern mit Spiel oder Beute zu thun habe, kaum aufkommen können.

vorgetragen werden, so ergibt sich fast mit Nothwendigkeit der Zusammenhang des Firmenrechts mit dem Namenrecht, das im Bürgerlichen Gesetzbuch eine wenn auch dürftige Anerkennung gefunden hat, und weiterhin mit dem Markenschutzrecht, das nach den Eisenacher Resolutionen wohl in einer dritten Vorlesung „über das sonstige Reichsprivatrecht" zu behandeln wäre. Mit dem Namenrecht hängt auch das unlängst aus Anlaß des Lenbachischen Bilderdiebstahls viel erörterte Recht des künstlerischen Signums eng zusammen: weder in der Vorlesung über das Bürgerliche Gesetzbuch, noch in der über das Handelsgesetzbuch noch in der über das sonstige Reichsprivatrecht wäre dafür eine Stelle — in der Vorlesung über die Gesammtheit des bürgerlichen Rechts würde es unter dem Gesichtspunkt des Rechts der Zukunft, des werdenden, nach Anerkennung ringenden Rechts zur Geltung kommen. — Eine Ungeheuerlichkeit wäre die Ausscheidung des Wechselrechts aus der Vorlesung über das bürgerliche Recht und seine Zuweisung an das Handelsrecht,[1]) dem es bekanntlich keineswegs ausschließlich angehört. Der Gegensatz zwischen dem jus strictum des formellen Versprechens und dem jus aequum des (mehr oder weniger) formlosen Vertrags läßt sich nirgends besser als am Wechselrecht demonstriren; aber freilich: unter den 65 in Eisenach versammelten Rechtslehrern war wohl kaum einer, der sich zu dem schlichten Satz bekannt hätte, daß ein Vertrag etwas anderes ist als ein (angenommenes) Versprechen; und wenn man die Schüler vor der Erkenntniß dieses Unterschieds bewahren will, so thut man allerdings sehr wohl daran, das Wechselrecht nicht im Zusammenhang mit dem übrigen bürgerlichen Recht zu behandeln. — Endlich das Recht der geistigen und körperlichen Arbeit: die Gesetze darüber lassen sich, wie gesagt, in der Vorlesung über „das Recht des Bürgerlichen Gesetzbuchs" nicht behandeln, aber sie gehören in die Vorlesung über das bürgerliche Recht, und wenn sie hier behandelt werden, so werden Rechtslehrer und Rechtsschüler dazu gedrängt, sich darüber klar zu werden, ob und in welchem Umfang der Satz: „alles Vermögen ist ein Erzeugniß der Arbeit" wahr — ob die dermalige Vertheilung der Güter zwischen Capital und Arbeit gerecht sei.

So haben sich uns als Gegenstände des Privatrechtsstudiums der Zukunft oder der künftigen Vorlesungen über bürgerliches Recht ergeben: allgemeine Privatrechtslehre, römische Rechtsgeschichte nebst Quellenexegese, deutsche Rechtsgeschichte, System (und Systemlosigkeit) des geltenden bürgerlichen Rechts des Deutschen Reichs, vergleichende Rechtswissenschaft, wozu noch, wissenschaftlich künftig von untergeordneter Bedeutung, das Particularrecht kommt. Die Zahl der Vorlesungen wäre demnach nicht größer als seither; sofern sie etwas kleiner sein sollte, würde dies immerhin durch den größeren Umfang der einen oder der andern ausgeglichen, eine Verlängerung des Rechtsstudiums aber erscheint mit dem Inkrafttreten des Bürgerlichen Gesetzbuchs nicht geboten. Damit soll keine Antwort auf die andere Frage gegeben sein, ob überhaupt auch schon beim jetzigen Zustand ein dreijähriges Universitätsstudium genügt, um dem Aspiranten auf höhere Richterstellen die erforderliche juristische und allgemeine Bildung zu verschaffen; in dieser Beziehung würde sich meines Erachtens eine Abkürzung des Vorbereitungsdienstes zu gunsten des akademischen Studiums empfehlen. (Ich habe mich darüber in dem Aufsatz: „Richteramt und Gerichtsverfassung" in der Zeitschrift für die gesammte Staatswissenschaft, Jahrg. 1892 I geäußert.)

1) Ob das wirklich geplant ist, darüber bin ich nicht ganz sicher. In einem früheren kurzen Bericht der Allgem. Ztg. über die Eisenacher Versammlung waren Handelsrecht und Wechselrecht als von der Vorlesung auszunehmen bezeichnet, in Nr. 75 d. Bl. ist nur von Handelsrecht die Rede.

— Die Eisenacher Resolutionen verdienen zweifellos in hohem Maß die Beachtung der Regierungen, aber es ist zu wünschen (ob auch zu hoffen, ist eine andere Frage!), daß sie sich zweimal besinnen, ehe sie neue Studienordnungen im Sinn der Resolutionen erlassen. Um nichts geringeres handelt es sich, als um die Frage, ob unter dem Einfluß der im Bürgerlichen Gesetzbuch geschaffenen „Codification" die deutsche Rechtswissenschaft verknöchern und versumpfen soll oder nicht. Damit, daß, wie zu erwarten ist, im nächsten Decennium oder noch länger hinaus jedes Jahr ein neuer Commentar zum Bürgerlichen Gesetzbuch erscheint, ist der Gefahr dieser Versumpfung nicht vorgebeugt.

H. Lotze's Briefe an L. Strümpell.

Am Beginn des bevorstehenden Sommersemesters werden 25 Jahre verstrichen sein, seitdem der bekannte, nunmehr 83 jährige Philosoph und Pädagog Ludwig v. Strümpell nach einer 25jährigen Lehrthätigkeit in Dorpat in den Lehrkörper der Universität Leipzig eingetreten ist. Dieser Zeitpunkt ist vielleicht nicht unpassend gewählt, um aus Hermann Lotze's Briefen an Prof. Strümpell, welche mir der letztere auf meinen Wunsch mit liebenswürdiger Bereitwilligkeit zur Kenntniß und Benutzung übermittelt hat, einige Mittheilungen zu machen.

Aus jener Correspondenz haben sich sieben Briefe des Göttinger Denkers — der fünfte nur unvollständig — erhalten, fünf aus dem Jahre 1872, je einer von 1871 und 1876.

Der erste, vom 2. Dec. 1871, lautet: „Hochgeehrter Herr College! ich danke Ihnen recht herzlich für Ihren liebenswürdigen Brief, der mir mehr Freude gemacht hat, als ich Ihnen sagen kann; ich darf wenigstens aufrichtig versichern, daß ich stets mit dem lebhaftesten Interesse Ihren Arbeiten gefolgt bin und es als eine Freundlichkeit des Schicksals ansehe, die ich zu schätzen weiß, auch in Ihnen wohlwollender Theilnahme für mich zu begegnen. Ihre kleine Schrift, für deren Zusendung ich verbindlichst danke" (allem Anschein nach war dies „Der Causalitätsbegriff und sein metaphysischer Gebrauch in den Naturwissenschaften", Leipzig 1871), „hat ganz den von Ihnen erwarteten Eindruck auf mich gemacht; mit dem, was Sie darin ausgesprochen haben, kann ich mich völlig einverstanden erklären, ganz besonders mit Ihrer Abweisung aller Versuche, den Hergang des Wirkens überhaupt noch einmal zu construiren; dagegen weiß ich allerdings nicht, ob wir ganz in dem zusammentreffen würden, was Sie hier auszusprechen noch nicht Gelegenheit gehabt haben. Gleichwohl würde ich die Hoffnung hegen, mich mit Ihnen darüber zu verständigen, eine Hoffnung, die ich den Anhängern Herbarts von stricter Observanz gegenüber freilich aufgeben muß. Vielleicht findet sich eine Gelegenheit für uns zu einem erfreulichen Austausch unsrer Meinungen.

„Diesmal benutze ich aber die Veranlassung, die Sie mir zu diesem Briefe gegeben haben, zu einer Frage, die mir länger schon am Herzen liegt. Haben wir keine Aussicht auf Beendigung Ihrer Geschichte der griechischen Philosophie? Ich kann das traurige Factum freilich nicht leugnen, daß sie in unserm philologischen Deutschland die allgemeine Anerkennung nicht gefunden hat, die ich ihr zu verschaffen wünschte; allein ein Theil der Schuld hievon fällt doch wohl Ihrem Aufenthalt in Dorpat zu; man muß etwas mehr im Gesichtskreis der Menschen leben, um beachtet zu werden. Ich sollte glauben, daß Ihre Rückkehr nach Deutschland der Sache eine Wendung geben und das Erscheinen des Schlusses auch die ersten beiden Bände der Aufmerksamkeit aller aufdrangen wurde. Wie sehr sympathisch mir diese Arbeit gewesen ist, brauche ich

Ihnen kaum noch zu sagen." Lotze rühmt „namentlich die Behandlung des Aristoteles" als eine „wirklich philosophische Darstellung", obgleich er „aufrichtig gestehe, daß gerade in diesem Abschnitt, der Ihnen so viel Aufklärung verdankt, auch noch manches zu thun übrig bleibt, was niemand so gut thun würde, als Sie, wenn Sie Gelegenheit fänden, zu dieser schönen Arbeit zurückzukehren.

„Zu hören, daß es Ihnen in Leipzig wohl geht, freut mich herzlich; daß es dort an Empfänglichkeit nicht fehlt, habe ich immer gewußt und diese Universität immer geliebt. Ich meinestheils habe längst darauf verzichtet, der so mangelhaft vorgebildeten Jugend, die unsre Gymnasien uns zuschicken, Sinn für eigentliche Philosophie beizubringen; eine Wirksamkeit in dieser Richtung hat man nur auf Erwachsene." (Eine ähnliche Klage begegnet in einem Briefe an Sal. Hirzel vom 30. Dec. 1866.) „Darum empfinde ich höchst widerwillig die zahllosen Amtsgeschäfte, mit denen mich die bureaukratische Kleinmeisterei unsrer Institutionen plagt, und die mich so zäh von der Vollendung angefangener, größerer Arbeiten abhalten." (Lotze hat hiebei das „System der Philosophie" im Sinne, von dessen erstem Bande, der Logik, Ende December 1871 bereits das erste Buch im Manuscript fertig war.) „Mit dem herzlichen Wunsche, daß es Ihnen in dieser Beziehung zu unser aller Bestem besser gehen möge, bin ich Ihr herzlich ergebener Hermann Lotze."

Für den Sommer 1872 hatte L. Strümpell eine Vorlesung über Lotze's Philosophie, die er schon in Dorpat mit vorgerückteren Schülern zu tractiren pflegte, angekündigt. Hierauf bezieht sich der nächste Brief vom Montag, den 18. März 1872: „Ich bin sehr dankbar, aber auch sehr beschämt wegen der Theilnahme, die Sie so freundlich meinen Bestrebungen zuwenden, und die ich mir eigentlich noch so wenig verdient zu haben bewußt bin. Auch das muß ich leider zugestehen, daß ich bisher durch keine systematische Darstellung es leicht gemacht habe, sich auch nur in den Gedanken zurecht zu finden, über die ich mit mir einig bin, geschweige denn in denen, über die ich mir zugestehen muß, noch immer zu schwanken. Es würde mich unendlich interessiren, selbst Ihr Zuhörer sein zu können und zu sehen, wie sich für ein fremdes, aber wohlwollendes Auge das ausnimmt, was ich hier leider immer nur für mich und höchstens von einigen beachtet treibe, deren Beifall mir mehr von persönlichem Werth ist, als daß er mich wissenschaftlich sicherer oder klarer machte. Möge Ihnen, geehrtester Herr College, die kleine Vorlesung, wenn sie zustande kommt, wenigstens keine Quelle des Verdrusses und der Langeweile werden! Meines herzlichen Dankes sind Sie gewiß!" Mit Anspielung auf den Eingang des Schreibens „Leider habe ich meine Ferien mit einem langdauernden rheumatischen Kopfschmerz begonnen, den mir ein unvorsichtiger Aufenthalt im Garten gebracht zu haben scheint", schließt Lotze: „Mein Kopf will noch nicht, wie ich will; von Herzen dagegen geht mir der freundliche Gruß, mit dem ich verbleibe Ihr ganz ergebenster Herm. Lotze."

Der Inhalt des dritten Briefes vom 2. (?) April 1872 ist nicht von allgemeinem Interesse. Aus dem vierten, vom 15. Mai 1872, möge die zweite Hälfte hier Platz finden:

„Daß die gütige Theilnahme, die Sie meinen Gedanken zuwenden, Ihnen durch einige Theilnahme der Studirenden gelohnt wird, freut mich herzlich zu hören. Am liebsten hörte ich aber selbst, wie Sie mich anschwärzen! Ganz besonders, wie Sie mich mit Leibnitz und Spinoza zusammenbringen, zu denen ich innerlich mich in gar keinem Verhältniß fühle, obwohl ich einräume, daß thatsächliche Veranlassung genug zu dem Vergleiche vorliegt.

„Ich sehne mich unbeschreiblich nach Ferien und nach einigen Tagen absoluter Ruhe. Am 21. Mai werde ich die Hochzeit meines ältesten Sohnes[1]) feiern und lebe seit drei Wochen in einem Strudel von Vorbereitungen, die meine Frau dazu trifft, fast ohne ein vorbehaltenes Plätzchen im Hause, von wo aus ich Ihnen diesen sehr unordentlichen Brief mit der herzlichen Bitte um Nachsicht schicke. Mit der aufrichtigsten Freundschaft der Ihrige Herm. Lotze."

Von dem fünften Briefe, der seinem Inhalt nach etwa am 29. Mai 1872 geschrieben sein muß, ist nur der Anfang vorhanden, die Antwort auf einen telegraphischen Glückwunsch zu dem eben erwähnten Feste. „Er kam eben an, als wir uns zum Gange in die Kirche anschickten, und ich sage Ihnen für dies erfreuende Zeichen wohlwollender Theilnahme in der Ferne zugleich in meinem, meiner Frau und des jungen Paares Namen meinen herzlichsten Dank. Es waren freilich schöne, aber sehr zerstreuende Tage und sie gingen nicht gleich in die Ruhe über, nach der ich mich innerlich sehnte. Vielmehr haben wir nach alter Sitte eigentlich bis jetzt immerfort Hochgezeite gehalten, zum Besten der jungen Welt, die sich hier eingefunden oder von früher her an uns angeschlossen hatte. Am Sonntag war ich in Osterode, wo mein Sohn sich als Arzt niedergelassen hat, und habe mich überzeugt, daß die jungen Leute im Besitz einer heiteren, geräumigen Wohnung und sehr vieler guter Laune sind. So ist denn das letzte vorläufig abgethan, was zu dem Programm der Ceremonien gehörte, und ich habe endlich auch meinen Schreibtisch heute wieder zu Gesicht bekommen, und benutze nun die kleinen Ferien des Mittwoch . . ., um Ihnen einen dankbaren und herzlichen Gruß zu schicken."

Im sechsten Brief vom 11. August 1872 acceptirt Lotze freudig das Anerbieten einer persönlichen Begegnung. „Mit großer Freude habe ich die Nachricht von der endlichen und Ihnen angenehmen Regulirung Ihrer Angelegenheiten erhalten und wünsche Ihnen nun von Herzen Glück zu langen Jahren Ihrer Wirksamkeit in meinem lieben Vaterlande! . . . Es würde sehr schön sein, wenn Ihnen Ihre Reisedispositionen von Braunschweig aus einen Besuch in Göttingen erlaubten; ich hoffe bald so weit hergestellt zu sein, um ihn recht froh zu genießen. Leider sind alle philosophischen Collegen, die mir helfen könnten, Ihnen Göttingen zu präsentiren, bereits nach verschiedenen Gegenden abgereist und Sie werden sich mit meiner wenig unterhaltenden Gesellschaft begnügen müssen. Wagen Sie es aber immerhin! . . . Heute scheint, Vormittag, die Sonne und die Welt sieht sich freundlich an; möge dies so bleiben und Ihnen Lust zu dem kleinen Ausflug machen, auf den sich herzlich freut Ihr ganz ergebener Hermann Lotze."

Der Besuch wurde (um diese Zeit oder später) ausgeführt. Aber es traf sich unglücklich. Lotze befand sich bei Ankunft des Gastes so leidend, daß eingehende Gespräche über philosophische Themata vermieden werden mußten. Lotze hat den befreundeten Philosophen auch in Leipzig aufgesucht.

Der letzte Brief vom 16. Nov. 1876 ist von den vorigen durch einen Zwischenraum von vier Jahren getrennt. Am 13. März 1875 hatte Lotze seine Gattin verloren, die ein Freund des Hauses den allgemein ver-

---

[1]) Von den vier Söhnen Lotze's sind der zweite und dritte nicht mehr am Leben. Der jüngste, Robert (geb. 1858), ist Landrichter in Bramsberg, der älteste, Konrad (geb. 1846), Kreisphysicus in Osterode am Harz. Der letztere hat die dichterische Begabung des Vaters geerbt und sich durch ein Trauerspiel „König Jugurtha" (Göttingen, Dieterich 1878) bekannt gemacht, das seine erste Aufführung am königl. Schauspielhause zu Hannover am 25. April 1878 erlebte.

Digitized by Google

ehrten Mittelpunkt der Familie und er selbst seinen guten Genius genannt hat. Mit verhaltenem Schmerze gedenkt er seiner Einsamkeit.

„Verehrtester Freund! Natürlich wird die philos. Facultät Göttingen einen Glückwunsch an unsern vortrefflichen Drobisch beschließen. Ich erlaube mir Ihnen umstehend" (lateinisch) „den ersten Entwurf zu schicken, der mir in die Feder kommt, mit der schönsten Bitte, mir zu sagen, was vielleicht darin fehlt und erwähnt werden müßte, und was vielleicht wegfallen oder durch anderes ersetzt werden könnte . . . Ich habe lange nichts von Ihnen gehört, und kann nur hoffen, daß es Ihnen recht wohl geht. Von mir wüßte ich bei dem besten Willen nicht viel zu melden; ich schleppe mein einsames Dasein leidlich genug fort; schön ist es freilich nicht.

„Erlauben Sie deßhalb, daß ich von allem schweige außer der aufrichtigen und herzlichen Hochachtung, mit der ich immer sein werde Ihr ganz ergebenster H. Lotze."

Es ist ein erfreuender Anblick, hervorragende Männer in vertrauterem Verkehr mit einander zu gewahren. Die beiden Philosophen, die wir hier Zeichen der Hochschätzung und Sympathie austauschen sahen, sind durch manche Verwandtschaften der Denkart mit einander verbunden, die sich auf Verehrung für Herbart und zugleich unabhängige Stellung diesem Denker gegenüber gründen. Die Glückwünsche, die Lotze dem Freunde am Schlusse seines ersten Leipziger Semesters dargebracht hat, sind für das verflossene Vierteljahrhundert erfreulich in Erfüllung gegangen. Mögen sie, von einer nicht geringen Zahl von Verehrern des Jubilars heute erneuert, weiterwirkende Kraft bewähren!

Erlangen. Richard Falckenberg.

Mittheilungen und Nachrichten.

fr. Autorrecht und Rechtssystem. Literarische und kritische Studie von Dr. v. Freydorff. Mannheim, J. Bensheimer. — Ein Buch, das an das Vorwort eine Entschuldigung anreiht und mit einem Anmerkungstheil beginnt, dem der zweite oder Haupttheil folgt, ist sicherlich in seiner äußeren Anlage originell zu nennen. Man darf sich hieran, wie auch an der aphoristischen Darstellungsweise nicht stoßen; bei näherem Eindringen offenbart sich der Verfasser als scharfer, selbständiger Denker, dem nur die Fassung und logische Zusammenstellung seiner Gedanken Schwierigkeit macht, der sich aber auch gar keine Mühe gibt, das zu verbergen. Er verfährt rein inductiv, Schritt für Schritt kann man ihm folgen, wie er sich von einem in Sicherheit gebrachten Ergebniß auf ein weiteres hinüberzuarbeiten sucht. Der Weg, den er findet, lädt allerdings den Lesenden nicht zum Mitgehen ein; es läßt sich vielmehr der Eindruck nicht verwinden, als ob er mit Vorliebe durch das verwunderene Gebiet abstracter Anstellungen und Folgerungen führte, wo er auf der geraden Bahn schlichten und allgemein üblichen Denkens rascher zum Ziele führte. Das Ziel des Verfassers ist dabei ganz fest vorgesteckt: er will die Autorrechte aus der sogenannten immoteriellen Güterrechtslehre oder aus der Theorie des geistigen Eigenthums erklären. Eine Durchführung der Absicht müßte den schätzenswerthen Erfolg haben, daß die Autorrechte, die bei den bestehenden Auffassungen in unserm, dem römischen Recht angepaßten Rechtssystem so gar keine bleibende Stelle finden können, endlich zu einer solchen gelangten. Das Mißliche liegt aber darin, daß zu diesem Behuf der Begriff des Eigenthums, den die Wissenschaft mühsam festgelegt hat, gänzlich umgebildet werden müßte. Darum hat die Theorie des geistigen Eigenthums, die ja hier nicht zum erstenmale aufgewiesen wird, keine festen Wurzeln zu fassen vermocht. Es läßt sich auch nicht behaupten, daß dem Verfasser eine Neubildung des Eigenthumsbegriffs gelungen sei; obschon vieles, was er hiezu anführt, entschieden richtig und von erheblichem Interesse ist. Als der werthvollere Theil des Buches erscheint unter solchen Umständen der erste, in dem die herrschenden Theorien (Vermögensrechtslehre, wonach die Autorrechte nur durch gesetzliche Verbote gesicherte Anweisungen auf bestimmte Vermögenswerthe, Persönlichkeitslehre, wonach sie ideelle Rechte der Person und ihre Verletzungen unter den Begriff der Kränkung [injuria] zu subsumiren sind) zu schorfer Gegenüberstellung kommen und insbesondere auch die sämmtlichen hierüber in wissenschaftlichen Werken vertretenen Anschauungen mit großem Fleiße zusammengetragen und in eine systematische Uebersicht vermebeitet erscheinen.

* Akademie der Wissenschaften in Wien. Sitzung der philosophisch-historischen Classe vom 5. Februar. Der Secretär legt eine Abhandlung des Dr. Franz Kühnert, Privatdocent an der Universität Wien: „Nanking-Syllabar sammt Vocabularium" vor, zu deren Herausgabe der Verfasser um eine Subvention ersucht. Das Syllabar hat die Umgangssprache zum Gegenstande und ist das Resultat von Studien an Ort und Stelle zu Nanking selbst. Seine Entstehung ward namentlich dadurch veranlaßt, daß bis jetzt noch nichts bekannt gemacht ist, was diese Abschattirung des Hochchinesischen selbst nur in den Hauptzügen wiedergegeben hätte. Die Arbeit wird einer Commission zur Begutachtung übergeben. — Der Secretär legt weiter eine Abhandlung des Dr. Hugo Jurenka, Gymnasial-Professor und Privatdocent an der Universität Wien: „Der ägyptische Papyrus des Altman" vor, um deren Aufnahme in die Sitzungsberichte der Verfasser ersucht. Das Ziel seiner Arbeit ist Förderung eines allseitigen Verständnisses des Schriftstückes und daraufhin eine organische Eingliederung desselben in die Denkmäler der poetischen Literatur der Griechen. Auch diese Abhandlung wird einer Commission zur Begutachtung übergeben. — Das w. M. Hofrath Dr. Bühler legt Namens der Commission für die Herausgabe von Quellenschriften der indischen Lexikographie den 2. Band dieser Quellenwerke: „Das Unadiganasutra des Hemachandra", herausgegeben von Johann Kirste, vor. — Sitzung vom 19. Februar. Der Secretär legt eine für die Sitzungsberichte bestimmte Abhandlung des c. M. Dr. Anton E. Schönbach, Professor an der Universität Graz: „Studien zur Geschichte der altdeutschen Predigt. I. Stück. Ueber Kelle's Spectrum Ecclesiae" vor. Der Verfasser beabsichtigt in einer Reihe von Abhandlungen die wichtigsten Sammlungen altdeutscher Predigten des 12. und 13. Jahrhunderts (vor Berthold von Regensburg) zu untersuchen. Vor allem sollen nach Möglichkeit die Quellen ermittelt werden, aus denen sie geflossen sind. Dadurch wird die Voraussetzung geschaffen, der gemäß die Textgestalt dieser Hauptmasse altdeutscher Prosa gesichert und berichtigt werden kann. Aus den Ergebnissen werden Schlüsse auf die innere Geschichte der einzelnen Sammlungen zu ziehen sein, diese werden unter sich in genaueren Bezug gebracht werden können, und auf solche Weise mag sich eine feste urkundliche Grundlage bilden für die genauere Kenntniß der historischen Entwicklung der altdeutschen Kanzelberedsamkeit. — Das w. M. Hofrath Th. Gomperz überreicht eine für die Sitzungsberichte bestimmte Abhandlung: „Zu Aristoteles' Poetik. II." Der Verfasser liefert hier Beiträge zur Kritik und Erklärung der Capitel 7—16. — Das w. M. Hofrath Bratoslav Jagić hält einen Vortrag: „Ein vierter bibliographischer Beitrag". Es handelt sich um eine 1564 in Urach (Tübingen) hergestellte, in croatischer Sprache abgefaßte Uebersetzung aller Propheten, von der sich ein Exemplar im Druck mit lateinischen Buchstaben erhalten hat, das jetzt im Besitz des Stiftes Schlägl in Oberösterreich sich befindet, von dem Stiftsbibliothekar P. Gottfried Viehhabee hervorgeholt und dem Vortragenden zu wissenschaftlicher Verwerthung anvertraut wurde. In Deutschland oder sonst überhaupt hat sich nirgend ein weiteres Exemplar erhalten. — Sitzung vom 4. März. Der Secretär legt eine Abhandlung des Dr. Friedrich Raimund Kaindl, Privatdocent an der k. k. Universität Czernowitz: „Das Entstehen und die Entwicklung der Lippowaner Colonien in der Bukowina. Zumeist nach urkundlichen Materialien aus dem Nachlasse des Finanzraths a. D. Franz Adolf Wickenhauser" vor, um deren Aufnahme in das Archiv der Verfasser ersucht. Die Lippowaner in der Bukowina gehören zu den merkwürdigsten Volkselementen des Kaiserstaates. Die Geschichte ihrer Ansiedlung bildet ein interessantes Blatt in der Geschichte Kaiser Josephs II. und ist ein wichtiger Beitrag zur Erkenntniß des österreichischen Colonisationswesens jener Zeit. Die Abhandlung wird der historischen Commission übergeben. — Die Kirchenväter-Commission legt vor: Corpus scriptorum eccles. lat., Vol. XXXIII (Sectio I, Pars I), S. Aurelii Augustini confessionum libri XIII ex. rec. Pii Knöll." — Sitzung vom 11. März. Der Secretär legt eine Abhandlung des Dr. Gustav Turba, Lehrers an der I. Staats-Realschule im II. Bezirk in Wien: „Verhaftung und Gefangenschaft des Landgrafen Philipp von Hessen 1547—1550" vor, um deren Aufnahme in die akademischen Schriften der Verfasser ersucht. Dieser verfolgt auf Grund gedruckter und ungedruckter Quellen im einzelnen die Verhandlungen, die zur Verhaftung des Landgrafen

Philipp von Hessen führten, und gelangt zu dem Ergebniß, daß die Gefangennahme weder durch List noch durch Täuschung auf Seite des Kaisers möglich wurde, sondern nur durch Reticenzen auf Seite des Kurfürsten Moritz, durch Leichtfertigkeit bei dem Abschlusse der Unterhandlungen und durch das blinde Vertrauen der Vermittelnden auf Großmuth und Milde unter Berücksichtigung der gesammten politischen Lage und persönlicher Verdienste. Ebenso wird König Ferdinands Verhalten dargelegt und nachgewiesen, daß er mit seinem Bruder über die Nothwendigkeit längerer Haft für den verochteten Landgrafen einig war. In einem besonderen Capitel werden die im Jahre 1549 wachsende religiös-politische Opposition und die Bündnißbestrebungen in Deutschland behandelt, in welchen Schwierigkeiten zwei Patente entstanden, warum der Kaiser am 12. Februar 1550 die Haft des Landgrafen auf 15 Jahre, die Johann Friedrichs von Sachsen aber auf Lebenszeit festsetzte, ohne daß einer der Fürsten jemals etwas davon erfahren hätte. In einem Anhange werden vier bisher ungedruckte größere Actenstücke, darunter die genannten Patente, mitgetheilt. Die Abhandlung geht an die historische Commission. — Der Secretär überreicht weiter eine Abhandlung des Dr. Anton Becker in Wien: „Narbonne's Einfluß auf den Wiener Frieden und auf die Vermählung der Erzherzogin Maria Louise." Auch diese Abhandlung, deren Verfasser um Aufnahme in das Archiv ersucht, wird der historischen Commission übergeben. — Sitzung vom 18. März. Das w. M. Hofrath Dr. Th. Gomperz überreicht eine für die Sitzungsberichte bestimmte Abhandlung: „Zu Aristoteles' Poetik. III." Dieselbe führt die kritische und exegetische Durchmusterung der aristotelischen Schrift zu Ende. — Das w. M. Prof. Dr. J. Karabacek überreicht eine für die Sitzungsberichte bestimmte Abhandlung: „Die Involutio im arabischen Schriftwesen", d. h. ein graphischer Vorgang, welcher darin besteht, daß in zwei aufeinanderfolgenden Wörtern gleichlautend zusammenstoßende Buchstaben oder Silben einmal geschrieben und zweimal gelesen werden, wodurch eine versteckte Zusammenziehung der beiden ungekürzten Wörter stattfindet.

i. **Weimar**, 23. April. Die Deutsche Shakespeare-Gesellschaft hielt heute ihre Generalversammlung hier ab. Wie alljährlich, hatte am Tage vorher die Sitzung des Vorstandes stattgefunden, an der von außerhalb theilnehmend der Vorsitzende der Gesellschaft, Geh. Rath Oechelhäuser (Dessau) Prof. Wülcker (Leipzig), Prof. Leo und A. Kahn (Berlin), von Weimar der Schatzmeister Dr. Moritz und die Mitglieder des geschäftsführenden Ausschusses. Leider hat der Vorstand seine beiden Vicepräsidenten verloren: Prof. Zupitza starb im Sommer v. J., Geheimrath v. Bronsart hat das Amt niedergelegt wegen Wegzugs von Weimar. An Stelle derselben wurden in den Vorstand, bezw. zum 1. und 2. Vicepräsidenten gewählt die HH: Intendant v. Bignau (Weimar) und Prof. Brandl (Berlin). In der Generalversammlung erstattete Geh.-Rath Oechelhäuser den Jahresbericht. Er gedachte vor allem des verdienstvollen Wirkens Zupitza's und Gustav Freytags, die beide seit der letzten Versammlung das Zeitliche gesegnet. Im weiteren Verlaufe nahm er Bezug auf eine im Jahrbuch der Gesellschaft für 1896 enthaltene Erklärung der Redaction, worin dieselbe nach der vorjährigen Rede des Geh. Raths Kuno Fischer und einer Fülle publicistischer Erörterungen darauf verzichtet, in die sog. Baron-Theorie fernerhin einzutreten, die, wie von allen Shakespeare-Kennern, so auch von den Berichtern Barons zurückgewiesen worden sei. — Die Verhältnisse der Gesellschaft haben sich im Laufe des Jahres nicht geändert. Die Zahl der Mitglieder hat sich etwas verringert, beträgt indessen 204, zu denen nach 11 Ehrenmitglieder kommen. Das Vermögen beläuft sich auf etwa 19,000 M., eingerechnet den Werth der Bibliothek und des Bestandes an Jahrbüchern. Immerhin schließt das Jahr mit einem Deficit ab, das Interessen durch die zur Zeit 1500 M. betragende „Gertrud-Elisabeth-Stiftung" des Prof. Dr. Lea gedeckt worden ist. Sehr erfreulich als Zeichen des sich immer weiter ausdehnenden Interesses an Shakespeare ist der große Absatz der Volksausgabe der Werke des Dichters; bereits sind 30,000 Exemplare von derselben verkauft. Auch die jetzt erschienene illustrirte Ausgabe erfreut sich der besten Aufnahme. Für die nächste Generalversammlung wird Weimar wieder gewählt. — Den anschließenden Festvortrag hielt Prof. Dr. Max Koch aus Breslau über „Ludwig Tiecks Stellung zu Shakespeare". Er zeigte in seinen sehr gediegenen Ausführungen, daß die großen Verdienste Tiecks auf diesem Gebiete, auf dem er thatsächlich bahnbrechend gewirkt habe, vielfach unterschätzt würden. Da noch einer neuen Einrichtung das Shakespeare-Jahrbuch für 1896 erst nach der Generalversammlung erscheint, daher der Vortrag selbst demnächst im Wortlaute dort veröffentlicht wird, so erübrigt sich ein weiteres Eingehen auf denselben, der mit allgemeinem lebhaften Beifall aufgenommen ward. — Heute Abend ist der Vorstand der Gesellschaft zur Tafel bei der Großherzogin geladen. Im Theater findet eine Aufführung des „Hamlet" zu Ehren des Tages statt.

* **Kiel.** Im 64. Lebensjahr starb hier Prof. Adalbert Krüger, Director unserer Sternwarte seit 1882. Geboren in Marienburg, nahm er zuerst in Bonn als Assistent Argelanders an dessen „Durchmusterung" des Fixsternhimmels theil und leitete dann von 1862 bis 1875 die Sternwarte zu Helsingfors, später die in Gotha. In Kiel organisirte er die internationale Centralstelle für astronomische Telegramme und gab in Verbindung damit die „Astronomischen Nachrichten" heraus. Von seinen Arbeiten sind hervorzuheben die Bestimmungen der Jupitermasse aus den Störungen der Themis und die Ermittelung verschiedener Fixsternparallaxen, sowie seine von 1869 bis 1880 ausgeführten „Zonenbeobachtungen der Sterne zwischen 55 und 65 Grad nördlicher Declination" und der hieraus folgende Katalog von 14,680 Sternen.

* **Berlin.** Der dritte ordentliche Gesellschaftstag der „Deutschen Gesellschaft für ethische Cultur", der vom 18. bis 20. April hier stattfand, war von den Abtheilungen Berlin, Breslau, Frankfurt a. M., Freiburg i. B., Königsberg i. Pr., Magdeburg, München, Straßburg i. E., Ulm beschickt. Die Gründung von öffentlichen Lesehallen und Volksbibliotheken, bei denen keinerlei tendenziöse Auswahl der Lesestoffe stattfindet, stand im Vordergrund der Erörterungen. Bisher sind dergleichen in Berlin, Frankfurt a. M., Feerbarg i. B., Jena und Breslau ins Leben getreten; auch in Königsberg und Magdeburg hat man Vertreter aller Parteien dafür willig gefunden, so daß auch dort die Eröffnung dieser segensreichen Institutionen bald zu erwarten ist. Häufig zeigen die städtischen Verwaltungen ein erfreuliches Entgegenkommen. Von anderen Fragen wurde die ethische Bedeutung der Verkürzung der Arbeitszeit und der Beseitigung der gewerblichen Arbeit für schulpflichtige Kinder besprochen. Beide Forderungen fanden die grundsätzliche Billigung der Gesellschaft. Ebenso trat dieselbe für die gemeinsame Elementarschule ein. — In diesem Herbst wird bekanntlich in Zürich eine internationale Zusammenkunft der „Ethiker" aus Amerika, England, Deutschland, Frankreich, Belgien, Italien, Oesterreich und der Schweiz stattfinden, bei der das große Werk der Gründung einer „Akademie für ethische Cultur" berathen werden soll. Bei dieser Gelegenheit werden die ethischen Gesellschaften eine Reihe von Vorlesungen über theoretische und angewandte Ethik veranstalten. Diese Vorträge sollen in einzelne Curse gegliedert werden, welche ethische Principienlehre, Entwicklungsgeschichte der Moralität, ethische Pädagogik und die gegenwärtig wichtigsten Fragen der sozialen Ethik behandeln, und so eingerichtet sein, daß sie zwar einen systematischen Zusammenhang bilden, aber auch jeder für sich abgeschlossen ist. Der Zutritt wird gegen ein geringes Entgelt jedermann offen stehen, da die Vorträge keine gelehrte oder akademische Bildung voraussetzen, sondern so gemeinverständlich als möglich nur die allgemein verbreiteten Begriffe zu erklären und zu vertiefen bestrebt sein werden. Die Veröffentlichung eines genauen Programms bleibt vorbehalten. Jedoch treten die ethischen Gesellschaften in Deutschland, Oesterreich und der Schweiz an alle Freunde der „ethischen Bewegung" schon jetzt mit der dringenden Bitte heran, das Unternehmen nicht nur ideal zu fördern, sondern auch durch Geldbeiträge verwirklichen zu helfen. Denn so wenig die Sittlichkeit an sich mit Geldbesitz zu thun hat, so entschieden sieht sich doch die „ethische Bewegung" auf dies Beförderungsmittel angewiesen. — Der nächste Gesellschaftstag für Deutschland wird 1897 in München zusammentreten.

g. **Wien.** Die Sammlung Artaria. Vor einigen Tagen ist hier der erste Theil des Katalogs der berühmten Sammlung Artaria zur Ausgabe gelangt. Artaria's Sammlung ist Kunstfreunden und Kunstkennern schon längst keine Neuheit mehr. Besonders die Rembrandt-Forscher haben sich mit ihr beschäftigt und durch die von Schonbrunner und Meder herausgegebenen Handzeichnungen der Albertina (und anderer Sammlungen) ist Artaria's reicher Besitz in neuester Zeit noch zu weiteren Kreisen bekannt geworden. Nach einer testamentarischen Bestimmung des Gebäudes soll nun die Versteigerung eines Theils der Kupferstiche und Handzeichnungen im Mai ds. Js. stattfinden. Wir machen Kunstfreunde und die öffentlichen Sammlungen nachdrücklichst darauf aufmerksam. In erster Linie steht, wie gesagt, das Werk Rembrandts, und seine Bedeutung ist in der neueren Rembrandt-Literatur vielfach ge-

Digitized by Google

würdigt, so durch Noviasti „L'Oeuvre gravé de Rembrandt“ (p. XLV Notes), Dutuit in seinem „Manuel de l'Amateur d'Estampes“ (T. VI p. XVIII), Supplement zum II. Bande, und von Michel in seinem neuen Werke „Rembrandt, sa vie et son oeuvre“ (p. 595). Schon der Vater des letzten Besitzers legte am Anfange des Jahrhunderts den Grund zu dieser Sammlung, die dann im Laufe eines langen Lebens und zu einer Zeit, wo schöne und seltene Blätter noch erreichbar waren, auf die jetzige Höhe gebracht wurde. Rembrandts Stiche und Radirungen tragen Nr. 349—1000. Unter der Zahl großer Seltenheiten verdienen einige ganz besonders hervorgehoben zu werden. Nr. 507. Das Hundert-Gulden-Blatt „Christus, die Kranken heilend“ (zweiter Zustand), das aus der Sammlung Verstolk stammt und sich später im Besitze von Hermann Weber in Bonn befand. Nr. 512. Christus vor Pilatus (vierter Zustand). Nr. 516. Die Kreuzigung (dritter Zustand). Nr. 530. Grablegung (erster Zustand). Nr. 576. Le tombeau allégorique. Nr. 597. La petite Bohémienne Espagnole. Nr. 717—719. La femme à la flèche (erster, zweiter und dritter Zustand) Nr. 729. Vue d'Omval près d'Amsterdam; ein Unicum. Nr. 734. L'homme au luth (erster Zustand). Nr. 737. Le paysage au carosse. Nr. 765. Le paysage à la vache qui s'abreuve (erster Zustand). Nr. 768. Le paysage aux palissades; leider etwas fleckig. Nr. 800. Clément de Jonghe, im seltenen ersten Zustande. Nr. 817. Janus Lutma (erster Zustand). Nr. 827. Jean Sylvius préchant (erster Zustand). Nr. 838. Troisième tête orientale (Oriental au turban et à l'aigrette) etc. Die Drucke sind zum größten Theil erster Qualität und tragen die Marken der berühmtesten Sammlungen, darunter namentlich vieler bekannter englischer. Vieles hat Artaria in den dreißiger und vierziger Jahren in holländischen, deutschen und englischen Auctionen und durch seine Verbindungen mit Kunsthändlern, wie mit dem älteren Colnaghi und W. u. G. Smith in London erworben. In zweiter Linie steht in der Sammlung Albrecht Dürer, der durch Nr. 1—348 reich vertreten ist. Den Beschluß dieses ersten Theiles der Sammlung Artaria bilden die „Handzeichnungen alter Meister“, Nr. 1001—1190, worunter namentlich die Rembrandts und seiner Schule hervorzuheben sind. 11 Quartblätter mit 21 Darstellungen geben einen Begriff von der Bedeutung dieser Zeichnungen. Der Katalog ist äußerst vornehm ausgestattet und trägt vor eine schöne Radirung, A. Artaria's Bild, von der Meisterhand Unger's.

* **Wien.** Zum ordentlichen Professor der Philosophie an der hiesigen Universität wurde (als Nachfolger Robert Zimmermanns) Prof. Dr. Friedrich Jodl von der deutschen Universität in Prag ernannt. Geboren in München 1849, bis 1885 dort als Privatdocent thätig, dann nach Prag berufen, anfangs mit Hume beschäftigt, hat er sich später, wie bekannt, durch Forschungen auf dem Gebiete der Ethik einen angesehenen Namen erworben. Er wird den Wiener Lehrstuhl im Herbst besteigen.

* **Budapest.** Die Wiener Firma C. Reichert, welche seit vielen Jahren für die Kliniken der hiesigen Universität Instrumente und Mikroskope lieferte, hat neuerdings an die hiesige medicinische Facultät wegen Lieferung derartiger Gegenstände eine Offerte gerichtet. Der Chef der Firma reiste selbst hieher, um sich dem Decan der medicinischen Facultät, Professor Jodor, vorzustellen. Dieser aber erklärte dem Wiener Industriellen, er sei zu seinem Bedauern nicht in der Lage, eine neue Bestellung zu machen, denn die Budapester Universität wolle mit einer Stadt, in der Ungarn fortwährend insultirt werde und in der ein Dr. Lueger, der Ungarn immer beschimpfe, zu wiederholtenmalen an die Spitze der Verwaltung gestellt werden sollte, in keiner Beziehung stehen. Die hiesige Universität werde, um die Industrie der Heimathstadt Lueger's nicht fördern zu müssen, fortan ihren Bedarf in Berlin und Paris decken.

Für Bücherkäufer!

Folgende Kataloge werden gratis und franko versandt:

Zur Auction am 11.—13. Mai: Wertvolle Werke aus allen Litteraturgebieten. Aufträge werden pünktlichst besorgt.

Antiquar. Lagerkataloge: Nr. 271 Bibliographie etc., 272 Theoret. und prakt. Musik, 273 Germanistik, 274 Romanistik, 275 Exacte Wissensch., 276 Psychiatrie, 277 Klassische Philologie, 278 Genealogie, Numismatik, Freimaurr., 279 Deutsche Gesch. des Mittelalters. (4732)

List & Francke, Buchhändler, Leipzig.

Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart.

Neuigkeiten!

Soeben sind erschienen:

Zwischen engen Gassen.

Roman von

Hermann Heiberg.

Preis geheftet M. 5.—; fein gebunden M. 6.—

Oberlehrer Gesenius.

Roman von

Osterloh.

Preis geheftet M. 4.—; fein gebunden M. 5.—

Hamburger Geschichten

von

B. Renz.

Inhalt: Vor fünfzig Jahren. — Der alte Buffmeyer.

Preis geheftet M. 4.—; fein gebunden M. 5.—

Zollern-Nürnberg.

Roman von

Karl Theodor Zingeler.

Preis geheftet M. 4.—; fein gebunden M. 5.— (4726)

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- u. Auslandes.

Im Verlage von S. Hirzel in Leipzig ist soeben erschienen:

Geschichte der Deutschen Literatur in der Gegenwart

von

Eugen Wolff,

Privatdocent an der Universität Kiel.

Preis geheftet M. 5.—, in Leinwand gebunden M. 6.50. (4725)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschienen!

Wilhelm von Humboldt als Staatsmann.

Von

Bruno Gebhardt.

Erster Band:

Bis zum Ausgang des Prager Kongresses.

Preis geheftet 10 Mark. In Halbfranz gebunden 12 Mark.

Der Verfasser hat sich die dankbare Aufgabe gestellt, auf Grund eingehender archivalischer Studien eine zusammenhängende Schilderung der gesamten staatsmännischen Thätigkeit Wilhelm von Humboldts zu geben. Das in überaus ansprechender Weise geschriebene Werk verdient es in hohem Grade, die Aufmerksamkeit aller gebildeten Freunde der Geschichte zu erregen, da sowohl der Held der Darstellung als die Ereignisse, an denen er beteiligt gewesen ist, zu den für unser Volk bedeutsamsten gerechnet werden müssen. Der zweite, das Werk abschließende Band soll nach kurzer Frist folgen. (4694)

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Kett in München.

Jahrgang 1896. München, Samstag, 25. April. Nummer 96.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Die Geschichte des Dialogs. Von Dr. Franz Boll. — Die Selbstmorde im Deutschen Reich während des Jahres 1894. Von Georg v. Mayr. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die Geschichte des Dialogs.

Von Dr. Franz Boll.

Der philosophische Dialog ist in unsrer neuesten Literatur ein seltener Gast geworden, dessen Erscheinen uns beinahe fremdartig anmuthet. Wohl mag noch hie und da ein unzünftiger Denker, dem es behagt, nach einander die verschiedenen Seiten des Problems zu zeigen, ohne zu einem Schlußwort der Entscheidung genöthigt zu sein, sich gern einer Form bedienen, die nichts Dogmatisches hat, oder ein Novellist oder Historiker der Lockung folgen, über persönliche Bekenntnisse das Kleid des Dialogs zu werfen, damit „unter dessen durchscheinendem Gewebe der Gedanke sich etwa reizvoller bewege und verrathe". Doch das ändert nichts an der Thatsache, daß der Dialog aus der streng wissenschaftlichen Literatur heutzutage so gut wie verbannt ist. Wenn Solger noch 1815 verkündigt: „das beste Philosophiren ist und bleibt doch immer das gesellige; es ist das eigentlich wirkliche, es lebt unmittelbar; es kommt aus dem Herzen und geht zu Herzen", so hat sich die moderne Anschauung durchaus auf den Standpunkt Schopenhauers gestellt, der dem gemeinschaftlichen Denken die Fähigkeit abspricht, tiefe philosophische Wahrheiten zu finden.

Aber die Kunstform, die uns antiquirt, ja fast verschollen erscheint, hat eine zweitausendjährige große Geschichte. Sie entsteht im Athen des fünften Jahrhunderts, am Ausgang von Attika's Herrlichkeit; sie bleibt lebendig beinahe durch das ganze Alterthum und blüht mit der Renaissance von neuem auf, um bis in den Beginn dieses Jahrhunderts begeisterter Anhänger gewiß zu sein. Mit den neuen Aufgaben, welche die Freunde des Dialogs ihm stellen, verändert er unzähligemal die geistige Physiognomie und den Inhalt, und in gewissen großen Etappen auch die Form; und so ist seine Geschichte nicht nur durch den Wechsel der Persönlichkeiten reizvoll, die ihre schöpferische Kraft in ihm erprobt haben. Der Dialog ist der Sohn der Philosophie, und wo er künstlerisch am feinsten und reichsten gestaltet war, ist er in der Regel auch Träger hoher und geweihter Gedanken gewesen. Von den Zeiten an, wo die eine alles beherrschende Wissenschaft in einzelne Fächer sich zertheilte und zersplitterte, wird der Dialog allmählich zum Vehikel der Belehrung über alle möglichen profanen Gegenstände. Gesundheitslehre und Tanzkunst, Landwirthschaft und Hausregiment werden in dialogischer Form mitgetheilt; ein „Kampfgespräch", in dem vier Leckerbissen sich um die Krone streiten, findet eines Kaisers Beifall und klingenden Lohn; und schließlich packen geschmacklose Epigonen all ihre wüste Gelehrsamkeit in die bis zum Monströsen erweiterte Form des Symposions. Eine Welt liegt zwischen Plato's Meisterwerk und den Deipnosophisten des Athenäus; aber kaum minder schroff ist der Gegensatz, der Lukians Timon vom λόγος Σωκρατικός trennt. Und doch haben alle diese Schöpfungen, und die Selbstgespräche des Marc Aurel und Augustinus dazu, zuletzt eine gemeinsame Wurzel. Man möchte sich beinahe wundern, daß ein so vielgestaltiger und anziehender Stoff, wie die Geschichte des Dialogs, bis vor kurzem noch einer zusammenhängenden Bearbeitung harren mußte. Um so erfreulicher ist es, daß die Aufgabe, zu der eine freie und lebendige Anschauung griechischen und modernen Geisteslebens mindestens ebenso sehr Erforderniß war, wie eine umfassende Gelehrsamkeit, nun von einem Berufenen in vortrefflicher Weise gelöst worden ist. Rudolf Hirzels Werk[1]) in seinem Gedankengang und seinen Ergebnissen zu charakterisiren und dem Interesse weiterer Kreise zu empfehlen, ist der Zweck der folgenden Zeilen.

Der orientalischen Literatur ist der philosophische Dialog im wesentlichen fremd geblieben. Zwar mag man an das Buch Hiob erinnern, dessen Wechselreden in ihrer großartigen Tiefe und Kühnheit mit Fug ein philosophisches Drama genannt werden konnten; aber der Versuch ist bei den Hebräern doch ziemlich vereinzelt geblieben und auch im Hiob ist der Dialog nicht aus dem Rahmen der Erzählung herausgetreten. Die indische Literatur besitzt eine große Zahl philosophischer Dialoge; aber sie sind nicht Gespräche von Suchenden, sondern Mittheilungen eines Wissenden an wißbegierige, aber gläubige Hörer: und nichts ist für das Wesen des Dialogs so charakteristisch, als das unermüdliche Suchen nach neuen Einwänden, „eine gewisse zerstörende Tendenz". Die Wiege des Dialogs stand in Athen und man darf ruhig sagen, daß sein Entstehen mit der Person eines einzigen und einzigartigen Mannes in engstem Zusammenhang steht: mit Sokrates. Dialogische Elemente sind in Griechenland freilich schon in Epos, Lyrik, Räthselwettstreit, Beredsamkeit zur Geltung gekommen; an der Entwicklung der Tragödie haben wir ein lautredendes Zeugniß für das fortschreitende Interesse an lebhaftem Wechselgespräch; und mit dem Begründer der Memoirenliteratur Jon von Chios und dem Vater der Geschichte Herodot zieht das Zwiegespräch auch in die Geschichtschreibung ein. Bei Herodot ist schon ein wesentlicher Bestandtheil des philosophischen Gesprächs, die Allgemeinheit des Themas, in der schwermüthigen Wechselrede zwischen Xerxes und Artabanos gegeben und es ist sehr wohl möglich, daß die Lehre des großen „Dunklen" von Ephesos diesem ältesten Dialog philosophischen Gehalts in der griechischen Literatur den Grundgedanken geliehen hat.[2]) Bei Thukydides bildet die berühmte Verhandlung der Melier und Athener ein vielbewundertes Beispiel einer von hohen Gesichtspunkten beherrschten politischen Unterredung. Noch näher stehen dem eigentlichen Dialog, allerdings weniger dem Plato's, als dem des Lukian, die Mimen des Siciliers Sophron; kleine Charakterbilder aus dem Leben der Menschen und Heroen in dialogischer Form, und zwar in Prosa. Das alles sind

[1]) Der Dialog. Ein literarhistorischer Versuch. 2 Bände. Leipzig 1895 (S. Hirzel).

[2]) Vgl. A. Patin, Heraklitische Beispiele II, 71.

verheißungsvolle Aufsätze, die aber doch erst wichtig werden, weil die weitere Entwicklung sie uns deuten lehrt. Mögen Jonier und Sicilier auch einen bedeutsamen Einfluß geübt haben, der Dialog ist seinem Ursprung nach attisch und „erst in dem Augenblick, da die Dialektik die Philosophie ergriff, schlug die Geburtsstunde des Dialogs". Was uns von Dialogen der Sophisten überliefert wird, trägt wie der Mythus des Prodikos von Herakles am Scheidewege noch nicht den Charakter eines dem Leben nachgebildeten Gesprächs; der rethorische Grundzug ist unverkennbar. Es ist die eigenthümliche Genialität des Sokrates, durch die der philosophische Dialog inspirirt wurde und zugleich auf lange Zeit hinaus seinen Mittelpunkt erhielt. Sokrates ist der wahre Fanatiker des διαλέγεσθαι in jenem Sinne des „Erörterns in Reden", in welchem Hirzel das Wort gefaßt wissen will. Ein göttliches Verhängniß nöthigt ihn, gemeinsam mit andern die Wahrheit zu suchen; er nennt es bei Plato seine Krankheit, Reden zu hören. Er geht zu Arm und Reich, zu Staatsmännern und Rednern, zu Tragödienschreibern und Dithyrambendichtern, zu Handwerkern und Gewerbsleuten, um jeden auszuforschen, welche Weisheit ihm eigen ist. Ein Leben ohne Menschenprüfung ist ihm des Lebens nicht werth; auch in der Unterwelt, wenn es eine gibt, will er fortfahren, in Gesprächen den Orpheus und Musäos und Homeros und Hesiodos zu ergründen — ob sie in Wahrheit weise sind oder nicht. Der jeweilige Gegenstand der sokratischen Gespräche ist, trotz ihrem gemeinsamen praktischen Zweck der Begründung des Handelns auf Erkenntniß, relativ gleichgültig gegenüber der überall festgehaltenen Methode: darin stimmen wir mit Hirzel durchaus überein. Nicht so sehr freilich in dem, was er über Sokrates' Entwicklung sagt. Er versucht ihn auf dem Hintergrund der athenischen Gesellschaft zu zeigen, und seine Lehrerin soll Aspasia gewesen sein. Aber wenn wir auch diese letztere problematische Meinung beiseite lassen, so können wir doch unmöglich so enge Beziehungen finden zwischen „dem unfaßbaren Hin- und Hersprechen der gesellschaftlichen Conversation", um mit Jakob Bernays zu reden, und dem unbequemen, am Gegenstand festhaltenden Fragen, das dem Sokrates und seinen Schülern so viele zu Feinden gemacht hat. Hirzel scheint freilich die sokratische Methode im damaligen Athen so allgemein verbreitet, daß er in den Reden, die bei Xenophon Ischomachos mit seiner Frau und gegenüber Sokrates führt, ein Zeugniß dafür sieht, daß das mäeutische Herausfragen seiner Weisheit aus dem Gesprächstheilnehmer keineswegs eine Eigenthümlichkeit des Sokrates allein gewesen sei. Sollen wir wirklich im Ernste jenes anmuthige Zwiegespräch aus einem jungen Hausstand, das der Sokratiker Xenophon nach allen Regeln dialogischer Kunst gestaltet hat, als historisches Zeugniß gelten lassen?

Wir berühren damit die Streitfrage nach dem Verhältniß der sokratischen Dialoge zur Geschichte. Hirzel geht von der Ueberzeugung aus, daß die sokratische Literatur in ihren Anfängen rein historisch ist und erst allmählich zur Erfindung übergeht. Den poetischen Charakter der platonischen Dialoge hat er natürlich nicht verkannt, und er zeigt selbst sehr treffend, wie sogar die Erinnerung an die letzten Augenblicke des Meisters bei seinen Schülern variirt; aber die Dialoge des Aeschines und die Memorabilien des Xenophon gelten ihm als wesentlich historische Schriften, d. h. er glaubt in ihnen nicht nur die Form des sokratischen Philosophirens, sondern auch den wesentlichen Inhalt seiner Gespräche und dazu Aeußerlichkeiten, wie die Personen der Mitunterredner treulich wiedergegeben. Wenn z. B. bei Aeschines Sokrates erzählt, wie die Aspasia auf dem Wege der Induction den Xenophon und seine Frau zu einem ethischen Ideal geleitet habe, so scheint Hirzel darin eine Probe der Conversation zu sehen, wie Aspasia sie wirklich führte. Wir gestehen, daß wir dem Verfasser in dieser ganzen Auffassung der Sokratik, die kürzlich auch A. Döring seinem Buche über „die Lehre des Sokrates als sociales Reformsystem" zugrunde gelegt hat, nicht folgen können, sondern in ihr eine Ueberschätzung des Gedächtnisses der Sokratiker und eine Verkennung der antiken μίμησις erblickten.[1]) Vielleicht hat Hirzel nicht nur hier, sondern auch sonst manchmal in seinem Buche die Frage nach dem Historischen in den Dialogen zu sehr betont. Das geschriebene Gespräch ist nur ein εἴδωλον, ein Schattenbild des gesprochenen; dieses platonische Wort wird man auch über seinen ursprünglichen Sinn hinaus bedenken müssen. Nicht überall, aber doch in der Regel, wird die richtige Linie der Auffassung eine Bemerkung Renans geben, der in der Einleitung zu seinen Dialogues uns erzählt, er habe tausendmal von ihren Gegenständen mit dem Freunde geplaudert, zugleich aber die Identificirung einzelner Sprecher mit historischen Persönlichkeiten und die Zutheilung bestimmter Ansichten an ihn selbst sehr energisch ablehnt.

Es ist sehr zu bedauern, daß Hirzel bei dem größten Künstler und eigentlichen Schöpfer des literarischen Dialogs sich durch die Fluth der platonischen Literatur und die Scheu, Allbekanntes zu wiederholen, zu einer auffallenden Kargheit hat bestimmen lassen. Was uns Hirzel von Plato sagt, sind interessante Bruchstücke, die über das Verhältniß des platonischen Dialogs zum Drama, über Plato's Sprache, über Scenerie und Personenzahl, Rahmenerzählungen und Mythen viele werthvolle Beobachtungen mittheilen; aber ein Gesammtbild konnte auf diesem Wege nicht zustande kommen, und von der inneren Structur der Dialoge, dem dialektischen Element, das mit den Gedanken auch die Form bestimmt, erfahren wir so gut wie nichts bei Hirzel. Die tief in die Entwicklung und das Wesen der platonischen Philosophie eingreifende Frage,[2]) warum Plato den Dialog nie aufgegeben hat, auch wo er ihm hinderlich und unbequem erscheinen mußte, wird kaum gestreift. Einen gewissen Ersatz für die hier beliebte Kürze leistet uns übrigens die sich in der Geschichte des Dialogs häufig bietende und von Hirzel gern benützte Gelegenheit, auf Plato als das Vorbild späterer Schöpfungen vergleichend zurückzukommen.

Plato's größter Schüler, Aristoteles, hat die Kunstform des Dialogs nicht von vornherein aufgegeben; Jakob Bernays' bekanntes schönes Buch hat gezeigt, wie der Philosoph zu dem „sultanischen Gebahren" seiner pragmatischen Werke erst sehr allmählich gekommen ist, im bewußten Aufgeben der platonischen Darstellungsform, die er lange geschickt nachgeahmt hatte. Freilich besteht auch in den Dialogen des Aristoteles ein tiefgreifender Unterschied gegenüber Plato's Art und Kunst. Die Gestaltungskraft eines großen Dramatikers, die platonischen Dialogen mehr als alles andere ewige Jugend sichert, fehlt dem Stagiriten. Schon in der Zeit, wo er Dialoge schrieb, hatte er den Glauben an die alleinige Gültigkeit des Gesprächs als wissenschaftlicher Methode aufgegeben. Denn während bei Plato unmittelbar durch das Gespräch selbst die Gedanken in den (gleichsam laut denkenden) Theilnehmern zu Tage gefördert werden und sich so aus dem dialektischen Proceß die Probleme und ihre Lösung entwickeln, geben bei Aristoteles die geistigen Kämpfe nicht mehr im Dialog selber vor sich: wie im Lykeion, so hat auch im Dialog jeder über die oft besprochenen Fragen schon vordem nachgedacht und nicht mehr Schlag auf Schlag in Frage und Antwort,

---

[1]) Vgl. die vortrefflichen Ausführungen von K. Joël im Archiv f. Gesch. der Philosophie, Band IX.

[2]) Geistreiche Bemerkungen darüber finden wir in der Einleitung zu einem kürzlich erschienenen Buche von Elie Halévy, La théorie Platonicienne des sciences (Paris 1896).

Digitized by Google

sondern in längeren Reden und Vorträgen treten die verschiedenen Ansichten einander gegenüber. Statt des Sokrates, der aus dem Dialog verschwindet, übernimmt häufig Aristoteles selbst die Hauptrolle. So gewinnt schon bei ihm, trotz des aureum flumen seiner Rede, der Dialog ein blasseres, mehr schulmäßiges Aussehen. Gleichwohl ist es ein Zeugniß für die fortdauernde Macht der dialogischen Form, daß Aristoteles sie festhält, wo er sich an das große Publicum wendet, und so bleibt es auch unter seinen Nachfolgern, wenngleich der philosophische Brief durch die Fortschritte des Hellenismus bis in den fernen Osten immer breiteren Raum erobert. Unter den ältesten Peripatetikern und Akademikern sei neben dem phantastischen Pontiker Herakleides, den Hirzel mit besonderer Vorliebe behandelt und wohl etwas allzu günstig mit Posidonius vergleicht, nur an den Theophrastischüler Praxiphanes erinnert, dessen Dialog „über die Dichter" Isokrates und Plato in des letzteren Landhaus zusammenführt: „Hier ist auch die Wahl des Ortes, an welchen das Gespräch versetzt ist, für die veränderte Weise des Dialogs charakteristisch: nicht mehr in Gymnasien oder Palästren, oder wo sonst sich Menschen in größerer Zahl zusammenfinden, treffen wir die Personen des Dialogs in einem Gespräch an, das um so lebhafter ist, weil es zufällig entsprungen ist, weil es öffentlich und vor einer Menge theilnehmender Hörer geführt wird; sondern in die Stille des Landaufenthaltes, auf eine Villa haben sich zwei hervorragende Männer zurückgezogen und tauschten dort ruhig und freundschaftlich ihre Gedanken aus. Das gibt ein Bild, das wir aus griechischen Dialogen sonst nicht gewohnt sind, desto mehr aber aus den römischen und den italienischen der Renaissance und noch späterer Zeiten."

Der Dialog verlegt seinen Schauplatz schon bei den unmittelbaren Nachfolgern und Zeitgenossen des Aristoteles von Athen hinweg nach Korinth und Mytilene, nach Sicilien und Macedonien, und wie er damit äußerlich den alten Boden verläßt, so auch innerlich nach Inhalt und Form. Die durch die Alexanderzüge gesteigerte Wundergläubigkeit des griechischen Volkes gewinnt mit der Weisheit des Ostens Platz in den Dialogen, der Mythus, das Märchen wird der wahre Kern, das Dialogische eine bedeutungslose Schale. „Von den Menschen der Gegenwart zu denen der historischen Vergangenheit, von diesen in die Mythe, weiter ins Reich der persönlich gefaßten Begriffe und hienach über die Grenzen einer immer noch menschenartigen Welt hinaus in die der Thiere" — das ist der Weg, den der Dialog unter diesen Epigonen nimmt. Immer mehr bemächtigt sich seiner auch die Fachwissenschaft. Das Symposion des tarentinischen Arztes Herakleides läßt eine Corona von Aerzten sich über die Wirkung von Zwiebeln, Muscheln und Eiern auf den menschlichen Organismus unterhalten; nicht minder diätetisch und ebenso traurig nüchtern endigt das Gastmahl des Epikur mit einem Verdauungsspaziergang. So tief sank die Form, in der bei Plato einst der ganze Zauber attischer Rede, vom leichten Gekräusel des Scherzes bis zu den brausenden Wogen eines von Wein und Begeisterung stürmisch erregten Enkomions, mit der bewunderungswürdigsten dramatischen Oekonomie und philosophischem Tiefsinn zu einem unvergänglichen Meisterwerk vereint war.

Für die weitere Entwicklung des Dialogs ist von allen jenen Erzeugnissen des 2. und 3. Jahrhunderts v. Chr. nichts so wichtig geworden, als die Schöpfung des Kynismus, die menippische Satire. Wissenschaft und Forschung kümmerte diese Bettler, für die der „verrückt gewordene Sokrates" (Diogenes von Sinope) an die Stelle des echten getreten war, blutwenig; ihre „Tugend", die im Grunde nichts anderes war als Unabhängigkeit, Bedürfnißlosigkeit und Gemüthsruhe, auf allen Straßen zu predigen und mit allen drastischen Mitteln eines Abraham a Sancta Clara den Thoren ins Gewissen zu reden, das ist ihr Beruf. U. v. Wilamowitz hat uns in seiner vortrefflichen Charakteristik des Teles diese ältesten Vorfahren der christlichen Bußprediger zuerst wieder lebendig gemacht. Einem einfachen Lehrvortrag widerstrebte der dialektische Trieb des griechischen Volkes auch damals noch: „so besorgt der Philosoph sich in halb dialogischer Darstellung seinen Widerpart selber"; Verse der Lieblingsdichter der Nation, des Homer und Euripides, geben gewöhnlich den Grundtext der Predigt ab, Anekdoten, witzige Ausfälle, Antithesen und Vergleiche verstärken die packende Wirkung bei der Menge. Die Literatur, die aus diesen Kreisen herauswächst, bedient sich theils ausschließlich des Verses, wie die Silloi des Timon von Phlius, eine zum Theil dialogisirte Hadesfahrt in drei Büchern, theils einer von Versen häufig durchsetzten Prosa. Neben Krates und Timon sei hier nur der Borysthenite Bion genannt, dem vor allem der Vorwurf gemacht wurde, er habe der Philosophie als der erste bunte Kleider angezogen und sie hiedurch zu einer unsläten pflicht- und treuvergessenen Hetäre erniedrigt. Die Scene menippischer Satiren steigt zum Olymp hinauf und zum Hades hinab: „vom Himmel durch die Welt zur Hölle sollte der Sieg des Kynismus verkündigt werden". Hirzel betont sehr nachdrücklich das rhetorische und sophistische Element in diesen Schriften, die die Sokratik mit Bewußtsein übertrumpfen, und ihre Beziehungen zur alten Komödie, in der ja die Frösche des Aristophanes das berühmte Beispiel einer Hadesfahrt gegeben hatten. Ist uns auch nur wenig aus jener Literatur überliefert, so können wir doch ihre geschichtliche Wirkung erkennen: der Römer Varro knüpft in seinen saturae Menippeae an sie an, Horaz hat den Einfluß des Bion erfahren, in Philo's Schriften sind Gedanken dieser kynisch stoischen Populärphilosophie massenhaft übergegangen,[1]) und bald nach der Zeitenwende finden wir in Seneca und Dio Chrysostomus, in Musonius und Epiktet abermals verschiedene Typen von Vertretern der Diatribe. Petrons großer Sittenroman kann als eine kolossale Satura Menippea gefaßt werden. Und wenn man sich erinnert, wie stark der Menippschüler Lukian auf unzählige Geister von Erasmus bis Swift und Voltaire gewirkt hat, so bleibt man im Zweifel, ob Hirzel mit Recht diese kynische Literatur durchaus unter dem Gesichtspunkt der Entartung und des Verfalls auffaßt. Besaß doch die kynische Diatribe die zähe Lebenskraft, noch der Renaissancekunst Motive zu vermitteln; denn das Bild der Verleumdung, das einst Apelles gemalt und das auf Leon Battista Alberti's Hinweis Sandro Botticelli und Raffael, Mantegna und Dürer wetteifernd neugeschaffen, hat uns Lukian in einem „Tractätchen"[2]) überliefert, das die Kennzeichen der kynischen Predigt in geradezu typischer Weise an sich trägt.

Mit Varro haben wir bereits den Mann genannt, der den Dialog in seiner menippischen Gestalt, vielleicht angeregt durch seinen Zeitgenossen Meleagros von Gadara, nach Rom verpflanzte. Der derbe, kraftvolle Humor des originellen Mannes und sein kernhaft römisches Wesen gaben seiner Satire, die Mommsen im dritten Band der römischen Geschichte so anziehend geschildert hat, ein durchaus nationales Gepräge. Aber Varro ist doch nicht der erste, dem in Rom die Bedeutung der dialogischen Form aufging; viel charakteristischer wird die Geschichte des römischen Dialogs durch das Werk des namhaften Juristen M. Junius Brutus eröffnet, der in drei Büchern seinen Sohn gesprächs-

1) Wie kürzlich P. Wendland gezeigt hat (Beiträge zur Geschichte der griechischen Philosophie und Religion von Wendland und Kern, Berlin 1895).

2) Das Wort hat schon Wieland in seiner Lukian-Uebersetzung gebraucht und damit den Charakter der kleinen Schrift vollständig getroffen.

weise über das jus civile belehrt. Und dieser Dialog ist ist nicht nur seinem Gegenstand nach echt römisch, auch die Wahl der Gesprächstheilnehmer ist beachtenswerth: denn „die Dialoge der Römer sind im allgemeinen häuslicher, familiärer, finden zwischen einander befreundeten Personen statt, nicht zwischen Fremden, wie sie der Zufall an beliebigen Orten gerade zusammenführt". Und zugleich eröffnet der Dialog des Brutus auf römischem Boden die lange Reihe der Villendialoge, „die sich erstreckt bis in die neueste Zeit, wo uns Bonghi's Gespräch über die Schöpfungsthat in Rosmini's Garten am Lago Maggiore versetzt".

Die verschiedenen Stufen des römischen Dialogs sind weiter bezeichnet durch die Namen Cicero, Seneca, Tacitus. Eine eingehende Würdigung Cicero's durften wir von dem Verfasser der „Untersuchungen zu Cicero's philosophischen Schriften" erwarten, und in der That zählt dieses Capitel zu den besten des ganzen Buches. Die Zeit ist zwar vorüber, wo jeder Schulknabe sich durch ein großes Beispiel aufgefordert fühlte, von Cicero nur mit verächtlichem Achselzucken zu reden[1]); aber trotzdem ist auch in dieser Hinsicht Hirzels Arbeit erfreulich, da sie frei von jeder Ueberschätzung Cicero's Leistungen als Dialogschreiber, die allerdings nur schriftstellerisch, nicht philosophisch etwas bedeuten, volle Gerechtigkeit widerfahren läßt.

Tacitus' Gespräch über die Beredsamkeit, ein Denkmal des Kampfes zwischen Alt- und Neu-Rom, steht an der Schwelle jenes 2. Jahrhunderts, dem der Kaiser Hadrian das Zeichen einer bewußten Renaissance gegeben hat. Es ist auch eine Zeit der Wiedergeburt für den philosophischen Dialog geworden. Ein neuer Sokrates, der auch seinen Xenophon gefunden hat, ist ihm zwar schon im 1. Jahrhundert in dem römischen Philosophen Musonius vorausgegangen; aber der Name des Schülers, Epiktets, hat im Gedächtniß der Nachwelt mit gutem Grund den des Meisters überstrahlt. Von der Manier der epiktetischen Diatribe entwirft Hirzel ein nicht sehr günstiges Bild: „Man glaubt, wenn man die Aufzeichnungen seiner Reden liest, daß er beständig im dialogischen Fieber liegt. Seine Dialoge sind voller Affect, asyndetisch drängen sich die Fragen, werden Worte und Wendungen aufeinandergehäuft, es ist ein ewiges Beben und Zittern polternder Leidenschaft, von dem die sokratischen Dialoge bei aller geistigen Lebendigkeit ganz frei sind: natürlich; denn Sokrates wollte vermittelst seiner Gespräche auf die Erkenntniß wirken, Epiktet auf den Willen." Bei Epiktets Bewunderer Marc Aurel wird aus dem Dialog das Selbstgespräch, das zugleich den Charakter einer großen „Confession" annimmt und so die Literatur der Bekenntnißschriften, die in Augustin und Rousseau, in Goethe und Gottfried Keller gipfelt, würdig eröffnet.

Kaum eine von den Formen des Dialogs fehlt in der Schriftstellerei des Dio Chrysostomus. Dio gibt sich als strengen Kyniker; wie der Capuciner in Wallensteins Lager tritt er unter die Soldaten des Domitian und predigt ihnen das „contenti estote"; aber sein Herz war weit genug, um neben Antisthenes auch für Xenophon und Plato Raum zu haben. „Er war ein Diogenes, der sich zuweilen wie Plato ausdrückte": dieses bezeichnende Wort Voltaire's über Rousseau überträgt Hirzel auf Dio Chrysostomus. — Umfassender noch als in Dio wird die ganze Mannichfaltigkeit der Tendenzen, die der Dialog in sich aufzunehmen vermag, in zwei Schriftstellern des 2. Jahrhunderts vor Augen geführt, die sich fast nur in der außerordentlichen Fruchtbarkeit gleichen: Plutarch und Lukian. Zu dem frommen Landsmann des Pindar, der mit Treue an der Heimath und am alten Glauben hängt und überall maßvolle Milde und Reinheit der Gesinnung zeigt, läßt sich schwer ein schroffer Gegensatz ausdenken als der, den die nächste Folgezeit ihm in Lukian an die Seite gestellt hat, dem gewandten Orientalen, der „wie ein Journalist unsrer Tage" nur der Gegenwart gedient und wohl schwerlich in seinem Leben je etwas ganz ernst genommen hat. Der tiefe Gegensatz der beiden Naturen verkörpert sich auch im Dialog. Plutarch, dem Hirzel ein besonders liebevoll ausgearbeitetes, an seinen Bemerkungen reiches Capitel gewidmet hat, geht wesentlich auf Plato zurück; seiner versöhnlichen Art behagt aber der Dialog erst, „wo eine Verständigung möglich ist". Es charakterisirt den ganzen Mann, daß er, ehe das eigentliche Gespräch beginnt, den kynischen oder epikureischen Störenfried auf gute Art zu entfernen pflegt. Auch die Unterwerfung der Unterredner unter einen schiedsrichterlichen Spruch, wie sie bei ihm nicht selten vorkommt, entspricht mehr der friedfertigen Natur Plutarchs, als dem Wesen des echten Dialogs. — Lukians Schriftstellerei hat nicht mehr den Zweck wissenschaftlicher Untersuchung oder Belehrung: er will einfach nur noch unterhalten. Er findet, daß der Dialog von dem ewigen Fragen sich eine gewisse Trockenheit zugezogen habe, die ihn zu einem schlechten Gesellschafter gemacht. So gibt er ihm eine neue Gestalt, an der die Rhetorik, die alte Komödie und die menippische Satire sehr viel mehr Antheil haben, als der platonische Dialog. Seine Philosophie des „gesunden Menschenverstandes", d. h. in der Regel der Oberflächlichkeit, und seine Fülle von Witz und Empfindung haben ihn zu einem der wirksamsten und gelesensten Schriftsteller aller Zeiten gemacht.

Die letzte große Verinnerlichung des Griechenthums in Plotin konnte ihrem gläubigen Grundzug nach dem Dialog nicht günstig sein: so scheiden wir mit Lukian von der lebendigen Geschichte des antiken Dialogs. In den Dienst des Christenthums tritt das Gespräch zuerst bei Justinus, der das philosophische Costüm noch durchaus zu wahren sucht. Seinen Höhepunkt erreicht der altchristliche Dialog, den Hirzel in knapper Uebersicht besprochen hat,[1]) in Augustinus. „Seine Dialoge tragen den Stempel des Persönlichen und Erlebten": aber die Blüthe des Dialogs ist ihm das Selbstgespräch, weil nur in ihm der Mensch vollkommen ehrlich ist. Auch dem Mittelalter ist die Lust an dialogischer Darstellung nicht fremd geblieben; der eigentliche Dialog erwacht aber erst wieder im 15. Jahrhundert. Frei entfaltet sich in den italienischen Renaissancedialogen die ganze Fülle eines tief bewegten Lebens bis zu aretinischer Frechheit. Das sind keineswegs bloß Nachbildungen des antiken Dialogs, mögen sie auch da und dort an Plato oder Lukian, an Xenophon oder Plutarch und besonders an Cicero sich anlehnen, sondern selbstgewachsene Früchte einer Zeit, die aus ihrem innersten Wesen heraus, von lebendigsten Meinungskämpfen in der politischen, künstlerischen, philosophischen, religiösen, literarischen Sphäre durchwogt und einer freien, geistig belebten Geselligkeit wie keine andere günstig, auch ohne das antike Vorbild den Dialog aus sich hätte erzeugen müssen. Sind diese Schöpfungen alle auf Leser von hoher Bildung berechnet, so wird der Dialog, vornehmlich durch Hutten, in der deutschen Reformation zu einem allen Schichten des Volkes gleichmäßig zugänglichen Mittel des Kampfes und der Propaganda. Ist ja doch die ganze Reformation, nach Ranke's Wort, an das Hirzel erinnert, „ein großes Gespräch". — Unter die Nachzügler der Renaissance gehört Torquato Tasso, der unglückliche Sohn der Gegenreformationszeit. Seine Theorie der Dialoge, die vor allem auf das Studium und die Bewunderung Plato's sich gründet, hat er praktisch verwerthet in eigenen Schöpfungen, die in

[1]) Vortreffliches hat gegen diese Manier Friedrich Leo in einem Göttinger Programm (Miscellanea Ciceroniana, 1892) gesagt.

[1]) Näheres über den christlichen Dialog bis zur Gegenwart findet sich in der Schrift von C. Zöckler: Der Dialog im Dienste der Apologetik (Gütersloh 1894).

seinen letzten, schwermüthig grüblerischen Jahren entstanden sind. Den vollen Gegensatz zu Tasso bildet Giordano Bruno's leidenschaftlich die Form sprengende Phantastik; er ist bis zu einem gewissen Grade Nachahmer Lukians, nur ungleich stärker und tiefer. Nichts von diesem stürmischen Geist ist mehr zu ahnen bei Galilei und später ganz besonders bei Leibniz: „Der Dialog, der noch zuletzt dem Streit gedient hatte, ist vor seinem hoch- und weitblickenden Geiste geworden, was er in diesem Maße wohl noch nie gewesen war, ein Mittel der Versöhnung und der Ausgleichung."

Der englische Dialog erstarkt während der Revolution. In Johnson ersteht eine Art von Sokrates, „den die Einsamkeit krank macht"; Addison und vor allem Shaftesbury erwecken, der eine im Anschluß an Cicero, der andere an Plato, den Dialog wieder zu vollem Leben, und Shaftesbury's Gegner Berkeley schafft in seinem Alciphron ein Meisterwerk, „der einzige Moderne, der ernsthaft mit Platon verglichen werden kann." — In Frankreich nimmt der Dialog theil an dem Aufkommen der classischen Prosa, wie an der Entwicklung der Philosophie des Descartes; er wird ein wichtiges Kampfmittel in den beiden großen Bewegungen des 17. Jahrhunderts, im Streit von Port Royal mit den Jesuiten und in der Querelle des anciens et des modernes; und englischer Einfluß bringt ihn bei Voltaire und besonders bei Diderot zur höchsten Blüthe.

Und in Deutschland? Die Reformationsliteratur ist schon erwähnt worden, und Leibniz desgleichen. Von dem öden Theologengezänk des 17. Jahrhunderts wird man eine Blüthe des Dialogs nicht erwarten. Aber ein Meisterwerk von der kanonischen Geltung von Castiglione's Cortegiano, „der Krone aller Renaissancedialoge", hat auch unsre klassische Literatur nicht hervorgebracht. Lessing, dessen ganzes Wesen durch und durch dialektisch war, hat sich der Form nur selten bedient, obwohl er in der Geschichte des Dialogs als der Erfinder einer ihm ganz eigenen Gattung, des Kanzeldialogs,[1]) einen besonderen Platz einnimmt; Wieland, mit Horaz und Lukian tief befreundet, hat eine Menge von Dialogen verfaßt, und Herder bringt schon in den Fragmenten ein Gespräch zwischen einem Rabbi und einem Christen über Klopstocks „Messias". Schiller, ein Gesprächskünstler höchster Art, hat leider die Idee zu einem Dialog über das „Schöne" nie ausgeführt. Bei Goethe erinnert Hirzel an die Propyläen und die Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten, sowie an die Gespräche im Werther; „Götter, Helden und Wieland", eine echte Menippea, hat er zu erwähnen vergessen.[2]) Die Romantik erringt, vor allem durch Friedrich Schlegel und Schleiermacher, wieder eine lebendige Erkenntniß von Plato und im Zusammenhang damit eine Theorie des Dialogs, die ihn als Methode der Forschung auch den höchsten Problemen gegenüber gelten läßt. Was die Romantiker selbst im Dialog geleistet haben, ist dem Umfang nach nicht viel; aber neben Schleiermachers „Weihnachtsfeier" befindet sich Schellings „Clara" darunter, leider nur ein Fragment, das aber trotzdem vielleicht alles, was die dialogische Kunst in Deutschland hervorgebracht hat, übertrifft durch die feine Charakteristik der Personen, die leise melancholische Stimmung und die ruhige Schönheit der Sprache, auf der ein Abglanz Goethe'scher Herrlichkeit liegt. Von Späteren, deren Namen ich bei Hirzel ungern vermißt, sei neben Herbart und Nietzsche nur Adolf Wilbrandts gedacht. In seinem Büchlein „Gespräche und Monologe" ist der Hintergrund einer lebensfrohen Geselligkeit nicht zu verkennen, und für manche seiner Bemerkungen über das Wesen des Gesprächs hätte Hirzel hier einen hübschen Beleg finden können. —

Wir haben an der Hand von Hirzels Buch das weite Gebiet der Geschichte des Dialogs überblickt. Es ist nur das Gerippe des umfassenden Werkes, das wir hier geben konnten: von den Einzelergebnissen, die durchaus nicht alle sicher, aber stets anregend sind, konnte nur wenig angedeutet werden. Größere und kleinere Excurse in Text und Anmerkungen suchen die strittigen Probleme zu fördern; nicht immer zum Besten der Einheit seines Buches greift der Verfasser über die Grenzen des Stoffes hinaus, um sich über die philosophische Richtung des Dio oder über eine Komödie des Kratinos, über Trajans Alexanderideal, oder über Euhemeros' Verhältniß zu Plato's Kritias zu äußern. Was dem Buch unbedingt zum größten Vortheil gereicht hat, ist Hirzels Vertrautheit mit der Literatur der großen Culturvölker der neueren Zeit; jeder Leser wird es ihm Dank wissen, daß er an der Grenze des Alterthums nicht Halt gemacht hat. Er schließt sein Buch mit einem Rückblick, der hauptsächlich die Zeitbedingungen zu ergründen sucht, die dem Dialog günstig zu sein pflegen. „Massenhaft ist der Dialog wohl nur drei mal erschienen, alle drei mal in revolutionären Perioden der Weltgeschichte als ein Zeichen und Mittel ihrer geistigen Kämpfe. Das erste mal war seine Jugend, die das sophistische Zeitalter und die nächsten Jahrzehnte umfaßt; dann kam er wieder und beherrschte die Literatur, als die Renaissance und die Reformation hereinbrachen; und endlich ist er noch einmal, bis jetzt das letzte mal, in ganzen Schaaren aufgeflogen, da er mithalf an der Aufklärung Friedrichs des Großen, dem Sturm und Drang und der Romantik unsrer Literatur, sowie an der englischen und französischen Revolution." Als vierte Epoche wäre, wie schon Diels bemerkt hat, die antike Renaissancezeit von Cicero bis Lukian anzureihen: aber auch in den neueren Zeiten stößt Hirzels Construction auf manche Bedenken. Ein Symptom lebendiger geistiger Bewegungen bleibt der Dialog jedenfalls. Aber wenn irgend etwas, so steht er unter dem Zeichen des Widerspruchs. Er ist auf dem Boden der Philosophie gewachsen: Lukian wendet ihn gegen die Philosophen. Er steht in der Regel im Dienste des Kampfes und der Polemik; Plutarch und Leibniz haben durch ihn Versöhnung erstrebt. Er kämpft mit dem jungen Bonaparte für die Revolution und gegen sie mit Wieland und de Maistre. Er ist dem geselligen Trieb entsprungen und geht mit Marc Aurel selber in die Einsamkeit. Sein höchster Reiz liegt in der Freiheit rücksichtsloser Meinungsäußerung, und doch konnte er zum Katechismus verkrüppeln, wo Glaube und Gedächtniß das eigene Denken ablösen. Eine Theorie und Psychologie des literarischen Dialogs wird schwer zu schreiben sein, und Rudolf Hirzel hat sie auch in seinem Schlußcapitel nicht schreiben wollen: aber wer sie einst unternimmt, wird ihm das Beste zu danken haben.

---

[1]) Vgl. Axiomata wider Goeze (1778): „Ich will des Herrn Pastor vermeinte Widerlegung und meine Antwort in eine Art von Dialog bringen, welche der Kanzeldialog heißen könnte. Nämlich, ich unterbreche den Herrn Pastor; aber der Herr Pastor hält sich nicht für unterbrochen. Er redet fort, ohne sich zu bekümmern, ob unsre Worte zusammenklappen, oder nicht. Er ist aufgezogen und muß ablaufen. Also: ein Dialog und kein Dialog . . ."

[2]) Ueber deren unmittelbaren Vorgänger (Joh. El. Schlegels „Demokrit") s. Erich Schmidt, Goethejahrb. I 378/9.

Die Selbstmorde im Deutschen Reich während des Jahres 1894.

Von Georg v. Mayr.

In der Beilage zur Allg. Ztg. vom 10. Januar l. J. (Beil. Nr. 7) habe ich die Selbstmordzahlen für das Deutsche Reich mitgetheilt, die ich unter Benützung gedruckten Materials und gütiger handschriftlicher Mittheilungen für die einzelnen Jahre der Periode 1881 bis 1893 zusammengebracht hatte. Eine erschöpfende Selbstmordstatistik für das Gesammtgebiet

des Reichs war vorher niemals aufgestellt worden. Inzwischen habe ich meine Sammelthätigkeit fortgesetzt und nehme an, daß es den verehrten Lesern der Beilage vielleicht nicht unerwünscht ist, im Anschluß an die Selbstmordzahlen der genannten Periode auch das weitere Ergebniß der deutschen Selbstmordstatistik für das Jahr 1894 kennen zu lernen. Im ganzen sind für das Jahr 1894 im Gesammtgebiete des Reichs 11,126 Selbstmordfälle — und zwar erfolgreiche, d. h. Selbstmordhandlungen mit tödtlichem Ausgang — verzeichnet. Was dies gegenüber der Gesammtentwicklung des Selbstmords im Deutschen Reich seit 1881 bedeutet, wird am besten ersichtlich, wenn ich hier die Ergebnisse für die einzelnen Jahre der Periode 1881/93 unter Beifügung der Zahlen für 1894 wiederhole.[1]) Dann ergibt sich folgende Zahlenreihe.

Jahre	Selbstmorde	Jahre	Selbstmorde
1881	8987	1888	9400
1882	9009	1889	9647
1883	10337	1890	9887
1884	9865	1891	10553
1885	10191	1892	10626
1886	10371	1893	10789
1887	10083	1894	11126

Das Ergebniß für das Jahr 1894 ist hienach durch eine weitere Andauer in der Zunahme der absoluten Zahl der Selbstmorde in Deutschland charakterisirt, welche nunmehr seit 1888 ohne Unterbrechung, wenn auch in verschiedenem Grade, anhält. Die Zunahme der Selbstmorde ist in diesem Jahrsiebent und insbesondere auch im letzten Jahre desselben zwar größer als die Bevölkerungszunahme; immerhin aber sind, namentlich in den vier letzten Jahren, die Einzel-Jahresergebnisse vom arithmetischen Mittel der Periode nicht sehr abweichend. Auch die Zahl des Jahres 1894 bestätigt, namentlich wenn die Bevölkerungszunahme berücksichtigt wird, in ihrem Anschluß an die Zahlenergebnisse der Vorjahre, daß es sich bei den Selbstmordmassen um das Product schwerer und ernster seelischer und körperlicher Processe handelt, welche im Volksleben ununterbrochen in Massen vor sich gehen, und welche von den flüchtigeren Veränderungen in den äußeren Druckverhältnissen natürlicher und socialer Art weniger berührt werden, demgemäß auch innerhalb kürzerer Zeitfristen ein nicht sonderlich abweichendes Massenergebniß von Katastrophen liefern.

Die Selbstmordziffer, d. h. die Zahl der auf 1 Million Einwohner treffenden Selbstmorde, hatte sich im Deutschen Reich im Jahrzehnt 1881/90 auf 209 gestellt; für die dreijährige Periode 1891/93 betrug sie 212, und für 1894 berechnet sie sich auf 216. Diese letzte Zunahme der Selbstmorde im Jahre 1894 tritt übrigens nicht in allen deutschen Staatsgebieten gleichmäßig hervor. Ausschlaggebend ist insbesondere die Zunahme in Preußen von 6409 auf 6630, in Sachsen von 1200 auf 1249, in Hessen von 210 auf 261, in Hamburg von 254 auf 284. Rückgang von 1893 auf 1894 zeigen beispielsweise Württemberg von 358 auf 316, Baden von 354 auf 337.[2])

Fragt man schließlich nach der Betheiligung der beiden Geschlechter an den deutschen Selbstmorden des Jahres 1894, so findet man 8867 von Männern und 2248 von Weibern verübte Selbstmorde. Auf 100 männliche Selbstmörder treffen hienach 25.3 weibliche, oder ziemlich genau eine Selbstmörderin auf 4 Selbstmörder männlichen Geschlechts. In der Geschlechtsvertheilung der Selbstmorde zeigen sich besonders bemerkenswerthe Regelmäßigkeiten. Im Deutschen Reich ergibt sich für das Jahrzehnt 1881/90 genau dieselbe Verhältnißzahl (25.3 Weiber auf 100 Männer), wie sie sich neuerdings für 1894 herausstellt. Für 1891/93 war sie um ein geringes, nämlich auf 25.5, gestiegen gewesen. Das deutsche Zahlenverhältniß der Geschlechterbetheiligung steht um einen kleinen Betrag unter dem großen Gesammtdurchschnitt der europäischen Selbstmordbeobachtungen, die etwa 26.5 Weiber auf 100 Männer angeben. Am höchsten ist die Weiberbetheiligung in England mit 34.4 auf 100 Männer (Jahrzehnt 1881/90); dort trifft also ein sich selbst mordendes Weib nicht auf 4, sondern schon auf 3 männliche Selbstmörder — auch ein sociales Ergebniß der Frauenemancipation! Noch weiter voraus in der Angleichung an die Männer auf diesem düsteren Gebiete sind die Japanerinnen. Dort liegen für 8 Jahre (1884 bis 1887 und 1889 bis 1892) Beobachtungen über das Geschlechtsverhältniß der Selbstmörder vor; dort treffen 58.6 weibliche auf 100 männliche Selbstmorde. Die japanische Selbstmordziffer ist nicht unbedeutend; sie beträgt beispielsweise für 1892 auf 1 Million Einwohner 177 Selbstmorde, ist also zwar niedriger als die deutsche und französische (207 im Jahrzehnt 1881/90) Selbstmordziffer, aber höher wie die österreichische (161) oder gar die englische Selbstmordziffer; letztere beträgt (im Jahrzehnt 1881/90) in England und Wales 77, in Schottland 55, in Irland 23 auf 1 Million Einwohner.

Mittheilungen und Nachrichten.

S. Dr. H. Lieco, Acten zu meiner Amtsentsetzung. Berlin 1895. Verlag von G. W. F. Müller. Gr. 8° IV und 56 Seiten. — Der tragische Conflict, durch den nuch Prediger Dr. Lieen zu Berlin ums geistliche Amt gekommen ist, hat in den letzten Jahren aus Anlaß leider ziemlich zahlreicher ähnlicher Fälle nne zu oft diese Blätter und ihre Leser beschäftigt. Noch jüngst ist die ganze Angelegenheit in Beilage 64 und 65 gründlich und grundsätzlich unter der Ueberschrift: „Die Amtsentsetzung evangelischer Geistlicher“ erörtert worden. So kann man von der genaueren Darlegung des Lieen'schen Streites in seinen einzelnen Stadien absehen; denn es ist im Kerne die alte immer wiederkehrende Geschichte. Ein ernstes, gewissenhaftes junger Theolog vermag gegenübee den schroffen Erklärungen kirchlicher Oberen aus Anlaß des Steeites um das Apostolikum nicht länger seine Bedenken gegen den Wortlaut dieses alten Bekenntnisses zu unterdrücken. Er wird zum Selbstanläger, indem er der Oberbehörde anzeigt, daß er dan Symbolum nicht mehr gebrauchen kann, Man versucht ihn umzustimmen, man läßt ihm Zeit, das Amt freiwillig niederzulegen. Aber der Geistliche will eben sein Recht protestantischer Freiheit wahren; so kommt es zum förmlichen dienstgerichtlichen Verfahren und — kaum konnte es anders ausiaufen — zue Dienstentsetzung. Mit der entsetzenden Behörde über Nebendinge zu rechten, kann kaum viel frommen. Aber wann ersteht der Held, der uns aus diesem inneren Widerspruche befreit, daß ein Geistlicher nach dem Rechte des Buchstabens straffällig wird, sobald er wissenschaftliche Ansichten (hier über die evangelischen Berichte von Jesu übernatürlicher Erzeugung) Ausdruck oder auch nur stillschweigende Folge bei seinen Amtshandlungen gibt, Ansichten, die an allen protestantischen Universitäten offen gelehrt und auch von den Vertretern der Tradition, soweit ihnen nicht alter wissenschaftlicher Sinn abgeht, als durchaus verständlich aus den gegebenen Prämissen anerkannt werden? Die einzelnen Betroffenen werden in unsrer Zeit schwerlich darüber untergehen, sondern andere Berufswege finden. Ich sage es bei meinen Treuen: auch um Dr. Lieco wollt' ich wenig klagen. Ich

---

[1]) Dies gibt mir zugleich Anlaß, die im Januar l. J. mitgetheilten Selbstmordzahlen für das Reich zu ergänzen. Bei jener Mittheilung, welche mit den Nachweisen in meinem Aufsatz „Selbstmordstatistik“ im Ergänzungsband zum Handwörterbuch der Staatswissenschaften übereinstimmt, sind zu meinem lebhaften Bedauern die Selbstmorde im Herzogthum Sachsen-Coburg-Gotha unberücksichtigt geblieben. Für 1881 und 1882 müssen diese, weil nicht bekannt, auch jetzt noch unberücksichtigt bleiben; in den übrigen 12 Jahren, 1883 bis 1894, handelt es sich dabei im ganzen um 1018 weitere Selbstmorde, welche in den hier mitgetheilten Zahlen enthalten sind. Diese bieten nunmehr das volle thatsächlich erreichbare Ergebniß erschöpfender Nachweisungen über den Selbstmord in Deutschland.

[2]) Das Detail der Zahlennachweise über die Selbstmorde in allen einzelnen deutschen Staaten, wie auch in verschiedenen fremden Ländern während der einzelnen Jahre 1881 bis 1894 veröffentliche ich in dem II. Halbband des LV. Jahrganges des „Allgemeinen Statistischen Archivs“ (Tübingen, Laupp), dessen Erscheinen unmittelbar bevorsteht.

Digitized by Google

beklage die heilige Sache des Protestantismus und der deutschen Nation, die unter solchen Aergernissen anhaltenden Schaden leidet. Gott bessere es!

8. **Denkschrift über die Reform der Volksschullehrerbildung in Württemberg** von Lehrern des Seminars und der Präparandenanstalt in Ehingen. Stuttgart, Druck und Verlag von W. Kohlhammer 1895. Gr. 8°. 53 Seiten. — Das gemeinsame Votum eines Collegiums von Lehrern, die beruflich an der Vorbildung von Volksschullehrern arbeiten, über den als nothwendig erkannten Ausbau der diesem wichtigen Zwecke gewidmeten Anstalten hat gewiß allen Anspruch auf Gehör und wird auch weitere Kreise interessiren. Dies zumal, wenn es mit solcher Umsicht und Besonnenheit abgegeben wird, wie das vorliegende. Ueberall erschallt aus der Mitte der Volksschullehrer der laute Ruf nach verbesserter Vorbildung ihres Standes. Diesen Ruf einfach zu überhören, ist gewiß die schlechteste Politik. Die Verfasser erkennen seine Berechtigung grundsätzlich an. Aber sie treten allen über das Ziel hinausschießenden positiven Vorschlägen mit festem Rahe entgegen. Am weitesten vom Bestehenden weicht der Wunsch ab, den viele Lehrervereine zu dem ihrigen gemacht haben: den Seminaren nur die abschließende pädagogische Berufsbildung vorzubehalten, dagegen die Aufnahme in diese Anstalten von der Erreichung einer gewissen Stufe an höheren Schulen realistischer oder humanistischer Richtung abhängig zu machen. Es ist lesenswerth, wie sachlich und gründlich in der kleinen Flugschrift dieser bestechende, aber in seiner Ausschließlichkeit gefährliche Gedanke abgelehnt wird. Der eigene Vorschlag der Verfasser, der im einzelnen hier nicht dargelegt werden kann, geht auf 6jährigen Cursus und obligatorische Einführung des bisher facultiven Unterrichts im Französischen.

* Aus dem Geschäftsbericht des Vorstandes der **Gesellschaft deutscher Naturforscher und Aerzte** für 1895 entnehmen wir, daß die Zahl der Mitglieder 1090 beträgt, eine noch immer sehr kleine Zahl aus den Kreisen der Betheiligten. Den Vorstand bilden zur Zeit Geh. Rath Prof. v. Ziemssen (München), Hofrath Prof. Edler v. Lang (Wien) und Geh. Rath Prof. Waldeyer (Berlin). Ersterer wird die diesjährige 68. Versammlung in Frankfurt a. M. leiten, deren locale Geschäftsführer Sanitätsrath Prof. Moritz Schmidt und Prof. Dr. phil. Walter König sind. Auch die sonstige Organisation der Versammlung ist sorgfältig vorbereitet. Die Zahl der Sectionen ist wieder, wie in früheren Jahren, auf 30 beschränkt worden, indem verwandte Fächer, wie z. B. die Pharmakologie mit der inneren Medicin, vereinigt worden sind. Das Vermögen der Gesellschaft ist in Folge der Ueberschüsse der früheren Versammlungen von 28,000 M. im Jahre 1890 jetzt auf 74,000 M. angewachsen. Demnächst wird die Gesellschaft die 25,000 Dollars betragende Erbschaft des in San Francisco verstorbenen deutschen Arztes Dr. Toenkle antreten. Die wissenschaftliche Verwendung dieser Summe ist testamentarisch der Bestimmung Virchows überlassen.

* Der durch seine volksthümlichen astronomischen Werke und Vorträge bekannte Nachtbeobachter Sophus Tromholt ist am 17. d. M. in der Schweiz gestorben. Er war in Husum geboren und wurde 1876 Lehrer der Mathematik und Naturgeschichte in Bergen.

* **Würzburg.** An der hiesigen Universität hält Professor Lehmann einen bakteriologischen Uebungscurs für praktische Aerzte vom 27. April bis 9. Mai.

* **Stuttgart.** Pfarrer Lic. Dr. Mezger (Thamm) hat nach dem „Kirchl. Anz." den von dem „Verein für christlich-theolog. Wissenschaft" an ihn ergangenen Ruf an die Universität Basel als Nachfolger des nach Leipzig übergesiedelten Prof. Kiehl nunmehr endgültig angenommen.

* **Bonn.** Der ordentliche Professor an der Universität Jena und Director der Lehranstalt für Landwirthe daselbst, Dr. Frhr. v. d. Goltz, ist unter Verleihung des Charakters als Geh. Regierungsrath zum Director der landwirthschaftlichen Akademie zu Poppelsdorf und zum ordentlichen Professor in der philosophischen Facultät der Universität Bonn ernannt worden.

* **Leipzig.** Am 31. März d. J. vollendeten sich 50 Jahre, seitdem Geh. Hofrath Professor des orientalischen Sprachen an unserer Universität Dr. Krehl Doctor der Philosophie ist. Die aus diesem Anlaß geplante Feier hat an dem bezeichneten Tage der akademischen Ferien wegen nicht stattfinden können und ist deßhalb auf den 25. April verlegt worden.

* **Greifswald.** Der bisherige Hülfsbibliothekar Dr. Georg Heermann daselbst ist zum Bibliothekar an der königlichen und Universitätsbibliothek zu Königsberg ernannt worden.

* **Budapest.** Herzog Karl Theodor von Bayern hat sich bereit erklärt, die ihm bei der Jahrtausendfeier zugedachte Ernennung zum Ehrendoctor anzunehmen.

* **Brüssel.** Die große belgische Südpol-Expedition, die unter Führung des Lieutenants v. Gerlache zur Erforschung der Südpolargegenden ausgesandt wird, wird in der ersten Septemberhälfte an Bord des Walfischfängers „Belgica" von Antwerpen abgehen. Lieutenant v. Gerlache, dem etwa 30 Begleiter zur Seite stehen werden, gedenkt nach Ueberwinterung im Stillen Ocean etwa im Mai 1897 die Südpolarregion zu erreichen. Bisher wurden in derselben drei Landgruppen entdeckt: das Graham-, das Wilhelm- und das Victoria-Land. Zwischen diesen drei Landgruppen liegt eine unerforschte Fläche von 16 Millionen Quadratmeter, deren wissenschaftlich geographische Erforschung eben den Hauptzweck der belgischen Südpol-Expedition bildet. Besondere Aufmerksamkeit wird die Expedition, deren Protectorat dieser Tage Prinz Albert von Belgien übernommen hat, der antarktischen Thierwelt widmen, über deren Charakter bisher nur Vermuthungen vorhanden sind. Der Zweck der Expedition ist ausschließlich wissenschaftlich, alle gewinnsüchtigen Ziele sind ausgeschlossen.

* **Paris.** Im Louvre ist eine neue nach streng chronologischer Ordnung durchgeführte Aufstellung der ägyptischen Sammlung in Angriff genommen worden. Die Sammlung soll nämlich so eingetheilt werden, daß die Werke der ersten bis zur Eroberung der Hyksos reichenden Periode den früher für die nordafrikanischen Denkmäler bestimmten Saal einnehmen, die der zweiten Periode (von der XVII. Dynastie an) auch in der großen Galerie ihren Platz finden. Die Aufstellung des letzteren Theils ist bereits fertig.

R. S. **Rom**, 22. April. Man klagt oft und nicht mit Unrecht über die Trockenheit und Nüchternheit des amtlichen Stils und hat sich daran gewöhnt, die Bureaukratie für ein Feld zu halten, auf dem die Blüthen ästhetischen Empfindens und poetischen Strebens nicht gedeihen. Daß es Ausnahmen gibt, beweist der Vorsteher des hiesigen „Amtes für die Erhaltung der Baudenkmäler", Architekt Boni, dem die eifrigst von jeder Vegetationsspur gereinigten Ruinen Roms in ihrer öden Nacktheit und grellen Einfachheit nicht gefallen wollen. Er hat deßwegen an das Unterrichtsministerium den Antrag gerichtet, in der Villa Hadrians bei Tivoli durch Anpflanzung wilden Hafers und anderer kaczwurzelger weitkriechender Pflanzen auf den zahlreichen Palastruinen zugleich der Zerbröckelung und dem allmählichen Verfall derselben entgegenzuwirken und ihnen ein freundliches Aussehen zu geben, wie sie es nach dem Zeugnisse der älteren Abbildungen in den vergangenen Jahrhunderten gehabt haben, als sie noch von reichem und mannichfaltigem Pflanzenwuchs überwuchert waren. Bei dem neuen Unterrichtsminister, Professor Gianturco, ist diese Anregung augenscheinlich auf fruchtbaren Boden gefallen. Ein Bericht, den Hr. Boni an das Ministerium richtet, läßt erkennen, daß ihm bereits ein Grundstück für seine Pflanzenculturen angewiesen worden ist. Der Bericht ist an Form und Inhalt ein weißer Rabe unter den Leistungen der italienischen Bureaukratie und verdient schon deßhalb mitgetheilt zu werden. „Ein thebanischer Dichter", so beginnt der Hr. Conservator, „forderte den Epheu auf, langsam am Grabe des Sophokles emporzuklettern und es mit seinen grünen Ranken zu überkleiden. In nicht weniger schönen Versen hat Antipater seine Wünsche für das Grabmal des Anakreon ausgesprochen. Wie sieht es auf unsrer Via Appia aus? Ihre Gräberreste sind von Disteln überwuchert („urtica quid esse invisius potest?") und von hinterlistigen Brombeer-Ranken umflochten, wie sie das Grabmal des Archimedes in Syrakus bedeckten („septum undique et vestitum vepribus et dumetis"), die Cicero entrüstet ausraufen ließ. Die Rosen und Lentojen, jene Lieblingsblumen des republicanischen Roms („itaque sub Uebe colere late expedit... violaria ac rosaria") und die anderen, welche Plinius der Reihe nach aufzählt, denen man den etruskischen und griechischen Mohn, die Anemonen, Maßliebchen, Narcissen, Crocus, Orchideen und andere wildwachsende, wie Beifuß, Narde, Waldrebe, Cistus, Erica, Ginster, Asphodelien, Ruthenkraut, Königskerze, Schneeball, Sentiscusstrauch, Sandbeere, Storax, Acanthus und Aloë hinzufügen könnte, müssen die Nesseln wieder verdrängen und neben der wilden Rose und Zaunrebe auf den Trümmern blühen, um die man jene Gesträucher pflanzen kann, welche Ludius schon im ersten Jahr-

hundert unserer Zeitrechnung so sorgfältig auf die Wände der Villa Livia malte." Auf der Via Appia wäre es, nach Boni, nicht angebracht, Zierpflanzen, die leicht abgepflückt werden könnten, außer etwa in der Nähe des Metella-Grabes, zu ziehen; dafür könnte man den goldgefärbten Epheu, den die alten Dichter so liebten, und andern Schlinggewächse, welche den Trümmern nichts schaden, daselbst anpflanzen. Auch Myrten, Lorbeer, Oleander, Pinien und Cypressen, der wilde Oelbaum, die Eiche, der Ahorn, der Granatbaum, der Wachholderstrauch könnten bis zu den „Frattocchie", wohin bis jetzt eine so öde, schattenlose Steaße führt, gepflanzt werden. Der Wanderer, der im Schutze eines Lorbeer- oder Myrtengesträuchs statt wie jetzt nur zwischen dem übelriechenden und rasch wuchernden Ailanthus, der unclassischen Gleditschia und dem stechenden Sauerdorn dahinschreiten könnte, würde gern der Worte der zweiten Ellege gedenken:

„Et vos, o lauri, carpam et te, proxima myrte;
Sic positae, quoniam suaves miscetis odores."

Es steht nichts im Wege, auch Rosen, Lilien und Levkojen um diejenigen Tempeltrümmer zu pflanzen, die, wie die „Minerva Medica", die Caracallathermen und andere, unter beständiger Aufsicht stehen. — Es ist nicht beabsichtigt, die Denkmaltrümmer mit eigentlichen modernen Gärtchen zu umgeben; es sollen nur die gegenwärtigen unschönen und häßerlichen Sträucher und Dornenhecken durch gefällige und stimmungsvolle Vegetation ersetzt werden. — Der ebenso eifrige wie in den Classikern bewanderte Architekt fügt seinem Berichte das für italienische Zustände geradezu staunenswerthe Anerbieten hinzu, im Falle der Genehmigung für die Aufbringung der nöthigen Geldmittel sorgen zu wollen, da kunst- und schönheitliebende wohlhabende Freunde ihm Unterstützung zugesagt haben. Der Minister hat sich solchen Vorschlägen gegenüber nicht ablehnend verhalten können. Die Generaldirection der Alterthümer hat die Anweisung erhalten, sich betreffs der Ausführung mit dem landwirthschaftlichen Ministerium und dem botanischen Institut ins Einvernehmen zu setzen. Wenn das Ministerium so lange dauert, bis die neue grüne Bekleidung der Mauertrümmer Wurzel faßt, so ist dem nächstjährigen Romfahrer ein ungewohnter Anblick der römischen Ruinen vorbehalten. Aber wer ihn genießen will, wird sich beeilen müssen; denn der nächste Minister wird sicher das Bedürfniß fühlen, einen anderen Standpunkt einzunehmen.

" **Modena.** Im Laufe der nächsten Monate wird Bibliothekar Carboni eine Arbeit der Oeffentlichkeit übergeben, die in den Kreisen der Geschichtsforscher Aufsehen erregen wird. Er hat in der Estensischen Bibliothek etwa 300 Briefe von Andrea Doria, dem Großadmiral Karls V., entdeckt, die zu der Sammlung gehören, die Marquis Campori angelegt und dem Archiv der Stadt Modena vermacht hat, von wo sie in die Estensische Bibliothek gebracht wurde. Die Sammlung besteht aus etwa 100,000 Briefen hervorragender Männer, die zwischen 1500 und 1800 gelebt haben; viele stammen aus dem Familienarchiv der Gonzagas, den wichtigsten Bestandtheil bilden aber weitaus die Briefe Doria's, von denen bis jetzt niemals etwas bekannt geworden ist. Sie beziehen sich auf die Zeit von 1528—1560, umfassen also beinahe die ganze Regierungszeit Karls V., sind nahezu ausführlich und bilden zusammenhängende geschichtliche und diplomatische Berichte, wie sie von den venetianischen Gesandten damals ihrer Regierung erstattet wurden. Sie sind an Bord des Admiralschiffes geschrieben oder aus dem fürstlichen Palast in Genoa datirt, den die dankbare Republik dem „Vater des Vaterlandes" geschenkt hat. Aus den zerstreuten Notizen ist mit Leichtigkeit eine Biographie Doria's zusammenzustellen. Carboni hat sich nicht auf diese Sammlung beschränkt, er sind anderwärts auch weitere Briefe des Großadmirals, ferner solche von Zeitgenossen, wie Girolamo und Gianluigi Fiesco, Agostino Spinola, Antonio Giannettinn und Giovnani Andrea Doria, sowie der Frauen von Andrea und Giannettino.

• **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 21. bis 23. April folgende Schriften eingegangen:

Stechert's Armee-Eintheilung u. Quartierliste des Deutschen Reichsheeres u. der kais. Marine für 1896. 37. Jahrg. 322. Ausg., abgeschlossen Anfang April 1896. Berlin, C. A. Dreher. — Dr. Karl Dickel: Ueber Beschränkung der Anwärter des höheren Justizdienstes und die Vorbildung der Juristen in Preußen. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht 1896. — Dr. Ortloff: Der Kampf um die staats- und proceßrechtliche Stellung der Staatsanwaltschaft im deutschen Reichstage 1876. (Sep.-Abdr.) Wien, Alfred Hölder 1895. — Otto Fischer: Der Rechtsunterricht und das Bürgerliche Gesetzbuch. Jena, Gustav Fischer 1896. — P. Hubek: Der unlautere Wettbewerb. Wien, Selbstverlag 1896. — Erhebung über Verhältnisse im Handwerk, veranstaltet im Sommer 1895; bearb. vom kais. Statistischen Amt. 3. Heft. Berlin 1896. — Elisabeth Gnauck-Kühne: Die Lage der Arbeiterinnen in der Berliner Papierwaarenindustrie; sociale Studie. Leipzig, Duncker u. Humblot 1896. — Dr. Joseph Kraus: Die wissenschaftlichen Grundlagen des Socialismus. Kritik der Marx'schen Werthlehre; Vortrag. Wien, Manz 1896. — Dr. Sandar: Ein Vorschlag zur wirthschaftlichen Erschließung Deutsch-Südwestafrika's. Berlin, Dietrich Reimer 1895. — J. Heß und Dr. med. Mehler: Anleitung zur ersten Hülfsleistung bei plötzlichen Unfällen. Frankfurt a. M., H. Bechhold. — Dr. Max Quack: Zur Naturgeschichte der Frankfurter Zeitung und der bürgerlichen Demokratie; Redactionserlebnisse. Frankfurt a. M., Meier u. Co. 1896. — Dr. Albert Hauck: Realencyklopädie für protestantische Theologie und Kirche. 3. Aufl. Heft 1. Leipzig, J. C. Hinrichs 1896. — Schönwälder: Lebensbeschreibung des berühmten Schuhmachers und Theosophen Jakob Böhme; zum Besten eines Denkmals. Görlitz, Hoffmann u. Reiber 1895. — Dr. Wilhelm Konrad Röntgen: Eine neue Art von Strahlen; ii. Mittheilung. (Sonderdr.) Würzburg, Stahel 1896. — Sigmund Günther: Kepler; Galilei (Bettelheim, Geisteshelden Bd. 22). Berlin, Ernst Hofmann u. Co. 1896. — Otto Inffi: Meinungen und Umgebung (Europäische Wanderbilder Nr. 24). Zürich, Orell Füßli. — Johannes Frischauf: Krakau bei Murau (Steirische Sommerfrischen 1). Graz, Leuschner u. Lubensky 1896. — A. Seidel: Geschichten und Lieder der Afrikaner, ausgewählt u. verdeutscht. 8.—10. Tausend. Berlin, Schall u. Grund. — Friedrich Spielhagen: Selbstgerecht; Roman. 2 Bde. (Engelhorns allg. Romanbibl. XII. Jahrg. Bd. 17/18.) Stuttgart, J. Engelhorn 1896.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschienen!

Das Recht der Schauspieler.

Von

Dr. Max Burckhard.

Preis geheftet 1 Mark 20 Pf.

Der Vortrag, den der Direktor des Wiener Hofburgtheaters über dieses Thema gehalten hat, und in dem nützliche Mißstände in sachverständigster Weise besprochen wurden, darf als eine verdienstliche pazinte That bezeichnet werden. Wir bringen seine Ausführungen, durch zahlreiche Anmerkungen vermehrt, nunmehr als Broschüre und sind überzeugt, daß dieselbe in Schauspieler-, theaterliebenden und juristischen Kreisen zahlreiche Freunde finden wird. (4693)

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Freiburg i. B. und Leipzig.

Das kürzlich erschienene Heft 3 des 85. Bandes vom

Archiv für die civilistische Praxis

enthält

Antorrechtliche Studien

von

Professor Dr. J. Kohler in Berlin. (4766)

Einzelpreis des Heftes M. 4.—

J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf. Stuttgart.

Singer und Seifriz:

Grosse theoretisch-praktische

Violinschule.

Erster Band 14 Mk. Zweiter Band 16 Mk.

Zu beziehen durch die meisten Buch- und Musikalien-Handlungen.

Ant. Verzeichniss Nr. 86, enthaltend Bücher und Bilder, über:

Die französ. Revolution und Napoleon I.

versendet gratis

Prng. Isak Taussig, (4762) Buchh. u. Antiquar.

Im Verlag von C. Bertelsmann in Gütersloh ist soeben erschienen:

Faust und Parcival.

Eine Nacht- u. e. Lichtgestalt o. dichtgeschichtlicher Bedeutung von (4765)

Prof. Dr. Alb. Jaeyße.

8,80 M., geb. 5,50 M.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1896. München, Montag, 27. April. Nummer 97.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpeditionen.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Die amtliche Erhebung über Verhältnisse im Handwerk. — F. G. Welcker in Gießen. Von Robert Frhsche. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die amtliche Erhebung über Verhältnisse im Handwerk.

Das Kaiserliche Statistische Amt hat den beiden im December v. J. veröffentlichten Heften über die Ergebnisse der „Erhebung über Verhältnisse im Handwerk, veranstaltet im Sommer 1895; bearbeitet im Kaiserlichen Statistischen Amt", jetzt ein drittes Heft von 7 Bogen Tabellenwerk und 3 Bogen Text folgen lassen. Diese neue Veröffentlichung ist ausschließlich zwei Fragen gewidmet: erstens der Frage, wie nach der ermittelten örtlichen Vertheilung der verschiedenen Handwerksarten sich die Chancen für die Bildung von Berufsinnungen dann stellen, wenn — im Unterschied zu der den bisherigen Berechnungen zugrunde gelegten Annahme — auch die „allein arbeitenden" Handwerksmeister mit in den Innungszwang einbezogen werden, und zweitens der Frage der „übermäßigen" Lehrlingshaltung, der Lehrlingszüchterei.

Als Zweck der Erhebung war — wie an dieser Stelle seinerzeit bereits mitgetheilt worden ist — in dem diese anordnenden Rundschreiben des Reichskanzlers vom 27. Mai 1895 bezeichnet: „Anhaltspunkte hinsichtlich der Anzahl, des Umfangs und der örtlichen Vertheilung derjenigen Gewerbebetriebe zu gewinnen, welche für eine allgemeine corporative, in erster Linie mit der Fürsorge für die Ausbildung von Lehrlingen und Gesellen im Handwerk zu betrauende Organisation des Handwerks in Betracht kommen können." Der Reichskanzler hatte dabei ausdrücklich bemerkt, daß es von besonderem Werth sei, „das Ergebniß der Erhebung alsbald für Zwecke der Gesetzgebung nutzbar machen zu können".

Man wird anerkennen müssen, daß die Erhebung und die Bearbeitung ihrer Ergebnisse durch das Kaiserliche Statistische Amt der gestellten Aufgabe insofern mustergültig gerecht geworden ist, als in dem außerordentlich umfangreichen Tabellenwerk aller drei Hefte die Anzahl, der Umfang und die örtliche Vertheilung der von den Zählbehörden nach der erhaltenen näheren Instruction als handwerksmäßig erkannten Betriebe mit größter Zuverlässigkeit festgestellt und von den vielseitigsten Gesichtspunkten aus gruppirt worden sind. Auch die Möglichkeit der Innungsbildung für größere und kleinere Bezirke wie für größere und kleinere Mindestmitgliederzahlen war bereits in den ersten beiden Heften mit Aufbietung eines gewaltigen Zahlenmaterials und erstaunlichem Fleiß eingehend beleuchtet. Es war aber hier von der Voraussetzung ausgegangen worden, daß dem Innungszwang nur die personalbeschäftigenden Meister, nicht auch die allein arbeitenden unterliegen sollten, und demgemäß waren in allen Berechnungen nur die ersteren in Ansatz gebracht worden, um festzustellen, ob für ein bestimmtes Handwerk und für einen bestimmten Bezirk die zur Innungsbildung nöthige Mindestmitgliederzahl zusammenzubringen sei oder nicht. Im Unterschied davon ist, wie gesagt, bei den in Heft 3 veröffentlichten Berechnungen die Einbeziehung auch der allein arbeitenden Meister in den Innungszwang berücksichtigt worden und da die Zahl der allein arbeitenden Meister im allgemeinen größer ist als die der personalbeschäftigenden, so mußten sich naturgemäß bessere Chancen für die Aufbringung der Mindestmitgliederzahlen ergeben als in den in Heft 1 und 2 aufgestellten Berechnungen. Trotzdem — d. h. unter Einbeziehung auch der allein arbeitenden Meister — bleiben die Chancen für die allgemein örtliche Zusammenfassung des ganzen Handwerks in Berufsinnungen folgende:

Im ganzen sind die Betriebe in 70 Handwerksarten und in zusammen 28 Specialitäten des Schlosser-, Schmiede- und Schreinerhandwerks gezählt worden. Das Erhebungsgebiet zerfiel in 37 Kreise, den preußischen Kreisen entsprechend, welche zusammen wieder in 156 Zählbezirke eingetheilt waren. Als den Kreisen übergeordnete Bezirke kamen die beiden, ganz in das Erhebungsgebiet fallenden „Regierungsbezirke" Danzig (12 Kreise) und Aachen (11 Kreise) in Betracht. Als mögliche „Innungsbezirke" werden nun vom Statistischen Amt in erster Linie die 156 „Zählbezirke" betrachtet — den Flächeninhalt als mathematischen Kreis gedacht, ergibt sich für sie ein Radius von circa 7 Kilometer, abgesehen von den 26 Städten mit mehr als 10,000 Einwohnern, die im Erhebungsgebiet liegen und als selbständige Innnngsbezirke mit einem natürlich kleineren Radius angenommen sind —, dann die 37 Kreise des Erhebungsgebietes (Radius ca. 13 Kilometer), endlich die dem Regierungsbezirke Danzig und Aachen entsprechenden größeren Verwaltungsbezirke (Radius im Durchschnitt des Reichs ca. 44 Kilometer). Was nun die Bildung von Innungen für die 156 „Zählbezirke" anbelangt, so ist diese trotz der Einbeziehung auch der allein arbeitenden Meister bei einer Mindestmitgliederzahl von 20 nur für 43 von den 98 Handwerksarten und Specialitäten möglich. Wollte man die Mindestmitgliederzahl auf 10 herabsetzen, so würden in den Zählbezirken noch weitere 9 Handwerkszweige innungsfähig werden, für 46 bleibt auch dann die Innungsbildung in den Zählbezirken unmöglich. Für sie würde man die Bildung von „Kreis-Innungen" zu versuchen haben. Aber selbst bei einer mindesten Mitgliederzahl von 10 würde dies nur für 8 weitere Handwerkszweige gelingen, so daß 38 auf Innungen, die für einen ganzen Regierungsbezirk zu bilden wären, angewiesen blieben. Solche Regierungsbezirksinnungen hätten sich im Erhebungsgebiet aber auch nur 10 bilden lassen. Für 28 Handwerkszweige wäre auch ihre Bildung unmöglich gewesen.

Die Frage, ob nach der heutigen Vertheilung der Handwerke „eine allgemein locale Organisation" des Handwerkerstandes in Berufsinnungen durchführbar ist, ist also durch den großen Zahlenapparat des Statistischen Amts verneint worden. Aber: — diese Verneinung gilt eben nur für „Berufsinnungen".

Sobald man für den Nothfall auch Innungen „verwandter" Gewerbe zuläßt, fällt die ganze Berechnung zu-

sammen, wird das Bild ein ganz anderes; aber diese Eventualität ist vom Statistischen Amt auch im dritten Heft nicht in Rechnung gezogen. An das Statistische Amt ist, wie es scheint, die Frage nach den Chancen der Bildung von Innungen „verwandter" Gewerbe auch nach Veröffentlichung der ersten beiden Hefte nicht gestellt worden, aber interessant wäre es, und doch auch wohl möglich gewesen, auch über diese Innungen etwas Wissenswerthes zu erfahren, zumal da es ja festzustehen scheint, daß der sog. Berlepsch'sche Organisationsentwurf solche Innungen vorsieht. In Oesterreich hat man nach 12jähriger Organisationsarbeit im ganzen 5317 Genossenschaften im Sinne unsrer in Aussicht genommenen Zwangsinnungen zusammengebracht, davon umfassen 10.4 Proc. nur ein Gewerbe, 8.3 Proc. mehrere verwandte Gewerbe, 46.9 Proc. mehrere nicht verwandte Gewerbe, aber doch nicht alle im Bezirk betriebenen Gewerbzweige unterschiedslos. Das letztere ist erst bei 34.4 Proc. der Fall, bei den sogen. Collectivgenossenschaften. Man sieht daraus, welches Interesse die Frage doch auch für Deutschland hat. Wir wollen nicht darüber urtheilen, inwieweit das Ergebniß der deutschen Erhebung über die Möglichkeit der Innungsbildung so, wie es vorliegt, alsbald für Zwecke der Gesetzgebung nutzbar gemacht werden kann, aber daß es in weiterem Maße nutzbar gemacht werden wird, als im Sinne der nicht ausschließlichen Bildung von Berufsinnungen, das glauben wir nicht, und das hätte man sich eigentlich auch ohne die Erhebung und ihre Zahlenmassen sagen können.

Ueber die zu erwartende Zusammensetzung der Mitgliedschaft in Berufsinnungen in Rücksicht auf ihren Hauptzweck: die Lehrlingserziehung, hat das Statistische Amt Folgendes ermittelt:

In einer nur aus personalbeschäftigenden Meistern bestehenden „Zählbezirksinnung" mit einer Mitgliederzahl von 10 würde diese Mitgliedschaft durchschnittlich bestehen aus:

4.7	Meistern	ohne Lehrlinge, aber mit Gesellen und anderen Hülfspersonen,
4.6	„	mit „mäßiger" Lehrlingshaltung,
0.7	„	mit „übermäßiger" Lehrlingshaltung,
zusammen 10	Meistern.	

In einer auch die allein arbeitenden Meister umfassenden „Zählbezirksinnung" mit einer Mitgliederzahl von 20 würde das Bild folgendes sein:

11.1	allein arbeitende Meister,	
4.2	Meister	ohne Lehrlinge, mit Gesellen und sonstigen Hülfspersonen,
4.1	„	mit „mäßiger" Lehrlingshaltung,
0.6	„	mit „übermäßiger" Lehrlingshaltung,
zusammen 20	Meister.	

Danach sind in der zweiten Art von Innungen die guten Lehrherren bedenklich in der Minderheit, was den Leistungen dieser Innungen auf dem Gebiete des Lehrlingswesens nicht gerade zuträglich sein dürfte.

Wir sind damit schon zu der zweiten im dritten Heft vom Statistischen Amt behandelten Frage gekommen: „in welchem Umfange eine „übermäßige" Lehrlingshaltung — d. h. eine solche, die der Ausbildung des einzelnen Lehrlings abträglich ist — in den Handwerken vorkommt". Natürlich kann die Statistik bei der Beantwortung dieser Frage nur zahlenmäßig erfaßbare Merkmale berücksichtigen, und das Statistische Amt ist wohl ganz mit Recht zur Aufstellung folgender ziffermäßigen Regel gekommen: „Es ist jedesmal dann eine „übermäßige" Lehrlingshaltung angenommen worden, wenn der Zahl der Lehrlinge nicht mindestens eine gleich große Zahl erwachsener Handwerksgenossen (Gesellen, Werkmeister und Meister zusammengezählt) gegenüberstand." Es mag vorkommen, daß in Betrieben, die hienach eine „übermäßige" Lehrlingshaltung hätten, die Lehrlinge noch ganz gut ausgebildet werden, aber auf der anderen Seite kommen auch Betriebe vor, in denen die Lehrlingshaltung im Interesse der technischen Ausbildung des einzelnen Lehrlings als zu groß gelten muß, obgleich auf jeden Lehrling ein Geselle kommt. Die Statistik kann eben nicht anders, sie muß etwas plump zufassen; sie kann das Lehrtalent und die Pflichttreue des Lehrherrn, die Organisation des Betriebes, die erzieherische Befähigung und Geneigtheit der Werkmeister und Gesellen, worauf sehr viel ankommt, nicht in Rechnung stellen.

Von obiger Regel ausgehend, hat man nun Folgendes für das Erhebungsgebiet festgestellt:

Gezählt sind im ganzen 61,199 Meister. Davon hielten handwerksmäßiges Personal überhaupt 26,323 und davon wieder Lehrlinge: 14,349. Von diesen 14,349 „Lehrherren" befleißigten sich einer „mäßigen" Lehrlingshaltung 12,534 mit 16,918 Lehrlingen und 1815 Lehrherren mit 4807 Lehrlingen einer „übermäßigen" Lehrlingshaltung. Nur 12.6 Procent der Lehrherren haben eine übermäßige Lehrlingshaltung, aber ganze 22.1 Proc. der Lehrlinge leiden unter einer solchen.

Welche volkswirthschaftliche Bedeutung dieses Uebermaß der Lehrlingshaltung hat, darüber hat das Statistische Amt sich in einem besonders interessanten Schlußabschnitte: „Volkswirthschaftliche Gesichtspunkte zur Beurtheilung der bezüglich des Lehrlingswesens gewonnenen Ergebnisse" — eigentlich etwas außerhalb des Rahmens der ihm zum Zweck alsbaldiger Verwerthung der Antwort für Zwecke der Gesetzgebung gestellten Fragen, aber in um so dankenswertherer Weise — noch näher geäußert.

Das Statistische Amt berechnet die Zahl der im ganzen Reiche unter einer „übermäßigen" Lehrlingshaltung leidenden Lehrlinge auf Grund der im Erhebungsgebiet gewonnenen Zahlen auf 90,000. Nimmt man an, daß diese gemißbrauchten Lehrlinge gegenüber den anderen jugendlichen Arbeitern, deren Arbeit sie leisten, ohne doch — eben weil sie formell als Lehrlinge eingestellt sind — den vollen Lohn zu erhalten, jährlich eine Einbuße von 100 M. erleiden, so beträgt dies für alle zusammen 9,000,000 M. Von diesen 90,000 schlecht ausgebildeten Lehrlingen treten bei durchschnittlich dreijähriger Lehrzeit jährlich 30,000 als untüchtige Gesellen in das Erwerbsleben über. Aus diesen 30,000 jährlich freigesprochenen siebzehnjährigen Lehrlingen wird unter Berücksichtigung der Absterbeordnung eine Zahl von 750,000 gleichzeitig lebenden Erwerbsthätigen als hervorgegangen anzunehmen sein. Die Mindereinnahme, die diese schlecht ausgebildeten Leute gegenüber wirklich ausgelernten Gesellen jährlich haben, ist im Durchschnitt nach den Angaben der Lohnstatistik auf mindestens 150 M. zu berechnen und das macht eine Einbuße für die Arbeiter in Folge der Lehrlingszüchterei von jährlich 112,500,000 M.

Das sind Zahlen, die, wenn sie auch auf mehr oder weniger nur durch Schätzung gefundenen Fundamenten beruhen, doch wahrlich laut genug sprechen für einen Kampf nicht nur gegen die Gewissenlosigkeit der Lehrlingszüchter, sondern auch gegen die unbegreifliche und ebenso sträfliche Gleichgültigkeit, mit welcher die Väter und Vormünder der Lehrlinge bei der Wahl der Lehrherren — zumal in den Hauptstätten der Lehrlingszüchterei, den Großstädten — zu Werke gehen. Die sorgfältige Auswahl des Lehrherrn muß als ein zu erstrebendes Ziel von allen, denen die Handwerker- und Arbeiterfrage am Herzen liegt, mit in erster Linie anerkannt werden und wir können nicht umhin, hier auf einen Vorschlag kurz hinzuweisen, der in dem 1. Quartalheft des 32. Jahrgangs der „Zeitschrift für schweizerische Statistik" in einem Aufsatz über „St. Gallische Lehrlingsstatistik" neuerdings in dieser Richtung gemacht ist. Es wird dort die Aufbringung von Geldmitteln zur Zahlung

Digitized by Google

von Lehrgeld für arme Lehrlinge, die ja der Lehrlingszüchterei vorwiegend zum Opfer fallen, besonders empfohlen, um so der Gemeinde und sonstigen Körperschaften einen Einfluß auf die Wahl der Lehrherren zu verschaffen. Stiftungen zu diesem Zwecke, wie sie in St. Gallen zur Verfügung stehen, würden eine außerordentlich segensreiche Wirkung auch in Deutschland auszuüben vermögen.

Der Schlußsatz der Arbeit des Kaiserlichen Statistischen Amtes lautet: „Eine gediegene Handwerksbildung liegt nicht nur im Interesse des Handwerks, sondern in hohem Grade auch in dem der Großindustrie; im Handwerk muß diese eine der Hauptwurzeln ihrer Kraft erblicken."

Es wäre ein Glück, wenn diese Mahnung von berufener Stelle die namentlich in der preußischen Großindustrie bisher fast ausnahmlos herrschende verhängnißvolle Interessen- und Verständnißlosigkeit für die Handwerkerfrage etwas zum Besseren zu bekehren vermöchte.

Das Kaiserliche Statistische Amt wird unmittelbar veranlaßt zu diesem Satze durch das rechnerische Ergebniß, daß auf je 100 beim Handwerk verbleibende Gesellen über 200 frühere Handwerkslehrlinge kommen, welche das Handwerk in der Hauptsache für die Großindustrie ausbildet. Auch von den 30,000 jährlich in Folge der Lehrlingszüchterei schlecht ausgebildeten jungen Handwerksgesellen werden danach etwa 20,000 durchschnittlich als untüchtige Elemente zu der Arbeiterschaft der Großindustrie übertreten. Sieht man, wie in den Gebieten, namentlich im Südwesten Deutschlands, wo man es verstanden hat, Großindustrielle und Kleingewerbtreibende an ein fruchtbares gemeinschaftliches Vereinsleben zu gewöhnen, sieht man, wie dort das Interesse für die Lehrlingserziehung in erfreulichem Maße aus allen Ständen heraus sich zu betheiligen Gelegenheit findet, so muß man die Einseitigkeit der preußischen Großindustriellen doppelt beklagen. Es wäre sehr zu bedauern, wenn die von Preußen neuerdings angeregte überaus scharf getrennte Organisation des Handwerks auf der einen Seite und von Handel und Großindustrie auf der anderen Seite diese fehlerhafte Haltung der Großindustrie der Handwerkerfrage gegenüber noch bestärkte.

Die mit so großem Fleiße durch das Statistische Amt bearbeitete Erhebung über Verhältnisse im Handwerk wird wahrscheinlich auch nach dieser Richtung einen Einfluß auf den Gang der Gesetzgebung in der Handwerkerfrage nicht auszuüben vermögen. Schuld der Statistik ist das gewiß nicht. Der Statistiker hätte sicher, wenn es nach ihm gegangen wäre, die unschätzbare Gelegenheit, welche diese Enquete von 1895 bot, dazu benutzt, über die das Handwerk berührenden brennenden Fragen in weiterem Umfange sich Auskunft zu verschaffen, als dies durch die eng begrenzten Fragebogen und Zählkarten, die für diese Enquete vorgeschrieben waren, möglich war. Gerade im Vergleich mit der erwähnten sehr kleinen, sehr bescheidenen „St. Galler Lehrlingsstatistik" und ihrer Aufnahme ist es unsres Erachtens eine kaum begreifliche Unterlassungssünde gewesen, daß man 1895 die Erhebungen nicht auf Fragen wie die Herkunft und Vorbildung der Lehrlinge, ihre Beaufsichtigung außer der Arbeitszeit, ihre Wohnverhältnisse, das Lehrgeld, den Lehrvertrag, die Einschreibung und Losisprechung, die Lehrlingsprüfungen u. s. w., ferner die Zugehörigkeit der Meister zu Innungen und Gewerbevereinen und dergleichen ausgedehnt hat. Das wäre ohne nennenswerthe Mehrkosten in derselben zuverlässigen Weise auszuführen gewesen und aus dem dann gewonnenen Material hätte der Statistiker für die Gesetzgebung sichere Unterlagen gewinnen können, die des Schweißes der Edlen mehr werth gewesen wären, als die an sich gewiß sehr verdienstvollen Arbeiten des Kaiserlichen Statistischen Amtes, wie sie jetzt vorliegen.

S. Bg.

F. G. Welcker in Gießen.

Das hohe Ansehen, das dem Namen Friedrich Gottlieb Welckers in der Wissenschaft vom griechischen Alterthum für alle Zeit und über alle Fortschritte dieser Wissenschaft hinaus gesichert ist, knüpft örtlich an Bonn. Dort lehrte Welcker ein halbes Jahrhundert, dort verfaßte er die Werke über die griechische Tragödie und die griechische Götterlehre, dort gab er die alten Denkmäler heraus; und die unter den Lebenden als Schüler das Bild seiner Persönlichkeit bewahren, sehen es im Rahmen der Rheinischen Universität. Der Werdende in Gießen verdient unsre Beachtung so gut als der Gewordene in Bonn. Nicht absichtslos beginnt Scherer seine Biographie Jacob Grimms mit den Worten: „Jacob Grimm war eine Hesse", und auch wer nicht gewillt ist, der Tagesmode zulieb den Antheil des engsten Volksthums an der Gestaltung geistigen Wesens zu überschätzen, wird beachten, daß jene Gabe gegenständlichen Anschauens bei verhaltener Besonnenheit im Urtheil, kraft deren Welcker und Grimm im griechischen und im deutschen Alterthum „Fragmente zu Totalitäten fügten", dem hessischen Stamme natürlicher eignet als dem sondernden Verstande der Norddeutschen und der kühneren Speculation der Schwaben.

Die Gießener Epoche Welckers stellt nicht nur äußerlich einen Abschnitt seines Lebens dar. So mag die Beschränkung des Themas nach Ort und Zeit sich selbst rechtfertigen. F. G. Welcker wurde am 4. November 1784 zu Grünberg geboren. 1786 siedelte sein Vater in das Pfarrhaus nach Oberofleiden über. Durch häuslichen Unterricht vorgebildet, bezog Welcker sechzehnjährig die Universität Gießen — in der Matrikel erscheint sein Name unterm 23. Februar 1803. Bereits im zweiten akademischen Jahre erlangt er mit der Promotion die venia docendi und verpflichtet sich — seinen eigenen Ausdruck zu brauchen — mit vier täglichen Stunden in der Quinta des Pädagogs der bürgerlichen Ordnung. In die Jahre 1806—1808 fällt Welckers Aufenthalt in Rom, für die Richtung seiner Studien auf das Archäologische bestimmend, doch außer dem nächsten Kreise unsrer Betrachtung. Vom 16. October 1809 ist das landgräfliche Decret datirt, durch das Welcker „zum ordentlichen Professor der griechischen Literatur und Archäologie" ernannt wird. 1812 wird auf seine Anregung das philologische Seminar an unsrer Universität errichtet. Die kriegerischen Ereignisse führten ihn 1814 nach Frankreich als freiwilligen Jäger. Eine Reise nach Kopenhagen schließt sich an; nach seiner durch Krankheit verzögerten Rückkehr erfolgt im Jahre 1816 Welckers Entlassung aus dem hessischen Dienst, da er „bei im übrigen schätzbaren Kenntnissen durch schwärmerische Grundsätze und überspannte Ansichten sich sogar bei öffentlichen Lehrvorträgen als einen unruhigen Kopf gezeigt".

Welckers Entwicklung geschah um die Wende unsres und des vorigen Jahrhunderts, die eine Zeitenwende genannt werden darf nicht nur wegen des Zufalls der Chronologie. Was die gelehrte Bildung der zurückliegenden Epoche kennzeichnet, ist belesene weithin verbreitete Kenntniß, mit dem neuen Jahrhundert entreift als Frucht der deutschen Gelehrsamkeit die deutsche Wissenschaft und auf dem Gebiete des Erkennbaren werden jene Häuser gerichtet, deren Ausbau uns heute beschäftigt, deren Grundfesten unverrückbar sind: die Alterthumswissenschaft in der Auffassung Friedrich August Wolfs, die germanische Philologie der Brüder Grimm und die historische Rechtswissenschaft Savigny's. Die Polymathie des Studenten Welcker auf der Gießener Universität möchte selbst bei einem Jüngling seiner Gaben in unsern Tagen beängstigen. Außer theologischen, philosophischen und juristischen Vorlesungen hörte er Physik und Chemie und drang im Arabischen über den Koran hinaus zu den schwierigen Gesängen Moallakat. Wir sehen die alte Tradition der eruditio durchaus wirksam in seinen Strebungen. Noch

Digitized by Google

auffälliger erscheint zunächst, daß er philologische Collegia nicht zu hören bekam und daß Welcker von seinem 19. Jahre an hier nur ausgab, nicht empfing. Zwei Jahrzehnte waren es her, daß Friedrich August Wolf durch seine Inscription als studiosus philologiae die Emancipation der humaniora von einer vorbereitenden Disciplin zu einer selbständigen Wissenschaft verkündet hatte; noch war die Zahl philologischer Professoren in Deutschland gering; noch überwog die Ansicht, humanistische Kenntnisse als Ferment jeder gelehrten Bildung seien zur Universität mitzubringen, nicht dort zu erwerben. Wenn Welcker in Gießen zum Philologen heranwuchs ohne persönliche Einwirkung bedeutender Lehrer des Fachs, ist dies ein glänzendes Zeugniß für den Unterricht im elterlichen Hause, der den Sechzehnjährigen bis zur Bewältigung Pindars gefördert; es ist auch ein Beweis der oft bestätigten Wahrheit, daß zur Erweckung wissenschaftlichen Geistes der Stoff, daran dieser Geist sich nährt, wo er nur überhaupt Nahrung findet, wenig bedeutet. Jacob Grimm hörte in Marburg keinen Professor der Germanistik, ihn beschäftigte dort das römische Recht. „Das Wehen von Savigny's milder Lehre weckte in ihm die wissenschaftliche Stimmung, ... bei ihm lernte er die allgemeinen Forderungen des Wissens und der Methode kennen. Und als er später seine Kraft auf ein anderes Gebiet wandte, mußte das Bewußtsein dieser Forderungen solang ein Gefühl der Unbefriedigung in ihm erzeugen, bis er dieselben erfüllen konnte."

Auf Welcker wirkte derart der Theolog Johann Ernst Christian Schmidt. Einsamer Fleiß seit der zartesten Jugend hob die seltene Geisteskraft dieses Mannes zu tiefer, weiter Bildung empor. „Er hatte etwas Geheimnißvolles in seinem Wesen, das ihn mehr als andere genialische Naturen von gewöhnlichen Menschen unterschied." Die Evolution der Bibelexegese von der befangen apologetischen zur unbefangen philologischen Auffassung erregte damals die theologische Welt. Schmidt hat diese Evolution in der Stille des Studirzimmers für sich durchgeführt und wahrheitsmuthig als erster die diesseitige Philosophie des Buches Kohelet ins Licht gestellt. Der Geist der Aufklärung, von Hause durchaus dilettantisch und dem gelehrten Pedantismus bewußt entgegengesetzt, vereinte sich der Gelehrsamkeit in jener Epoche und zeugte wissenschaftliche Organismen. Zu Beginn dieses Jahrhunderts nahmen unsre Universitäten die Elemente der neuen Cultur in sich auf, die unabhängig von ihnen am Fürstenhofe zu Weimar sich vollendet hatte. Welcker selbst steht im Bann des weimarischen Kreises, der Briefwechsel mit Frau v. Humboldt wahrte ihm nach der Rückkehr von Rom den Blick aus der Enge der kleinen Universitätsstadt in die freie Welt beweglicher Geister, wo die besten Traditionen der Aufklärung unvermittelter Anschauung des Alterthums sich verbanden zur Regeneration des deutschen Wesens.

Eine neue Ansicht der griechischen Literatur kommt programmatisch zum Ausdruck in der Vorrede zur Uebersetzung der Frösche des Aristophanes: „Die alten Dichter sind nicht bloß mit Kenntniß und Spürsamkeit, sondern auch mit Geist und Empfindung, wie gleichzeitige, nicht wie todte Werke in einer todten Sprache zu lesen." Es ist wahr, die Schriften der Alten verloren dadurch die classische Autorität, die sie bei uns seit der Renaissance behauptet, aber die Innigkeit des Verständnisses gewann, nun wir nicht mehr zu ihnen emporschauen, wie gleichberechtigt mit ihnen verkehren. Die Antike, vordem ein Instrument nur der Gelehrsamkeit in den oberen Facultäten und in die Vorhalle verwiesen, sollte in den Tempel eintreten, der erstarkten nationalen Cultur nicht mehr als eine lateinische fremd und darum Hemmniß, nein als eine griechische — Förderung zur Humanität. Und man war damals des Meinens, das Ideal deutscher Bildung sei mit dem Ideal der Humanität identisch.

Wo immer eine Richtung der Cultur zur Macht und zum Bewußtsein ihrer selbst gelangt, sucht sie in der Erziehung ihr Correlat. Im Jahre 1810 veröffentlicht Welcker als Programm des Pädagogs den Aufsatz: „Ueber einen wichtigen Gegenstand des Unterrichts an Gymnasien".

Welcker weist auf den Reichthum so vieler wahrer kräftiger Ideen über die Jugendbildung, welche die jüngste Gegenwart heraufgebracht, und beklagt, daß ihrer Verwirklichung die Schlaffheit, Vielgeschäftigkeit und Selbstsorge, dazu die einseitige Aufmerksamkeit auf die Staatsverhältnisse entgegensteht. „So bleibt es Pflicht, die verschiedenen jetzigen Einrichtungen aufs beste zu nutzen und, statt sie je durch bloße angewöhnte Praktik erlahmen und abnehmen zu lassen, sie durch freie und auf den Grund gehende Thätigkeit jung und wirksam zu erhalten." Im Sinne Friedrich August Wolfs bestimmt Welcker die Aufgabe des Gymnasiums dahin, „durch innige Bekanntschaft mit den Alten uns zum allseitigen Gebrauch und Genuß unsres Geistes, Gemüths und Lebens anzuleiten, nach dem Muster ihrer harmonisch und ungehemmt entwickelten Bildung unsre Kräfte auszubilden". Die Erziehung soll, indem sie zur Selbstthätigkeit anregt, zur Selbständigkeit geleiten. Darum ermuntere der Lehrer die Lust der Jugend zu eigener Composition, statt sie unter der Masse des Lernstoffs zu ersticken. Da aber wie in der Entwicklung der Menschheit überhaupt, so in der Entwicklung des Einzelnen das Poetische dem Prosaischen vorangeht, gebührt auch in der Erziehung der dichterischen Composition vor der prosaischen der Vorzug. Die Kunst der lateinischen Versification starb in jenen Tagen dahin, wie in unsern der lateinische Aufsatz. Welcker fordert, daß man die pädagogischen Vortheile jener Uebung durch Anleitung zu deutschen Gedichten wahre und mehre. Die Nachahmung der griechischen Poesie werde deren Verständniß vertiefen und zugleich gewinne durch achtsames Aufmerken auf alle Schattirung des Ausdrucks und des Metrums die Kenntniß der Muttersprache. Welcker begegnet dem Einwand, eitle Poeterei werde so gezüchtet. Im Gegentheil, die Selbstkritik erwache durch fortwährenden Vergleich der eigenen Erzeugnisse mit den classischen Mustern. Erstaunlich ist die Fülle seiner Gedanken, die hier in überströmenden Perioden sich ergießt, erstaunlich die bereite Belesenheit des sechsundzwanzigjährigen Jünglings, die von den Alten bis zu Jean Paul schaltet, ihres Besitzes gewiß. Der neue Humanismus mündet in die neue Cultur und findet die Synthese Rousseau'schen Menschenthums und historisch vermittelter Bildung.

Neben Citaten aus Plutarch und Quintilian begegnen wir dem Hinweis auf die Lehre Pestalozzi's. Ein herrlicher, siegesfroher Optimismus hängt an dem „einst verwirklichten schönen Traum von jener platonischen und überhaupt griechischen Gründung des Staates durch körperliche und geistige Bildung und Stimmung der Jugend zu Kraft und Tugend". Es war die Zeit der Reden Fichte's an die deutsche Nation, unserm Volke entkeimte das Bewußtsein des Rechtes auf ein eigenes politisches Leben und Welcker war wie einer eifrig am Werke der Sammlung unsrer Kräfte auf dies eine „einfach große Ziel innerlicher Regeneration". Im gleichen Jahre wie das erwähnte Programm erschien seine Uebersetzung der Elegien des Jeremias in griechischem Versmaß. Der homerische Schmelz schickt sich trefflich zu dem Erguß der hebräischen Poesie; der Einfluß Herders ist allenthalben sichtbar. War es aber dies literarisch ästhetische Moment allein, das Welcker zu Jeremias führte? Hören wir den Eingang:

„Wie liegt einsam die wohlbevölkerte Stadt, wie die Wittwe,
Sie, bei den Völkern so groß; zinsbar, die Ländern gebot!

Thränend verbirgt sie die Nacht und Zähren bedecken die Wange,
Keiner sie tröstet, die einst Traute sie alle genannt.
Welche zur Seite ihr standen, sind treulos, sind jetzo ihr Feinde.
Juda, das heimische Land stiehend durch Knechtschaft und Druck,
Juda ist unter Barbaren und wünschet vergeblich sich Ruhe;
Denn ohn Erretten ergreift sie der verfolgende Feind."

und weiter:

„Ohne Verschonen verschlingt Adonai die Wohnungen Jakobs,
Trümmert zum Boden herniedee im Grimm die Festen von Juda,
Schändet den Scepter und Herrscher — die Tapferen alle, die Schutzwehr
Israels, fällt er — er wand ihr die Arme zurück von dem Feinde."

Wer spürt hier nicht den drängenden Sturm verhaltener Gluthen, wer bemerkt nicht, daß die Noth des deutschen Volkes ins Trauerkleid babylonischer Trübsal sich hüllt? Der Ingrimm über die Fremdherrschaft mußte zu vermitteltem Ausdruck sich retten; offene Aussprache strafte sich schwer in den Staaten der napoleonischen Clientel und hätte nur eitles Martyrium ohne Nutzen der Idee gebracht. So übersetzte damals Friedrich Jacobs die Staatsreden des Demosthenes: die Parallele des makedonischen und des französischen Bedrängers ergab sich den Lesern von selbst.

Napoleon war gestürzt — die deutsche Ideologie hatte sich als eine starke Realität erwiesen und erhoffte nun auf geebnetem Felde freie Bethätigung. Im Jahre 1815 hielt Welcker seine Vorlesungen über deutsche Geschichte, deren im Druck erschienene Einleitung den Geist der Freiheitskriege typisch spiegelt.

Welcker fragt, wie es komme, daß die Deutschen im Verhältniß zu ihrer Bildung ihre eigene Geschichte so arg vernachlässigten, warum bei uns die Geschichte aus dem Bezirk der Gelehrsamkeit und dem untergeordneten Range einer Hülfswissenschaft nicht hinaustrat in die lebendige Bildung. Wir haben kein Interesse an unsrer Geschichte, weil wir keine Geschichtschreibung haben. Und wir haben keine Geschichtschreibung, einmal, weil diese ein „großes und wahrhaftes Gemeinwesen" voraussetzt, dann, weil der Geist unsres Volkes dem Geist seiner Geschichte entfremdet ist. Solche Entfremdung geschah durch die Verschiebung der Ansichten über alle höheren Wahrheiten. Welcker vertritt eine Art „Philosophie der Nationalität" im Sinne Fichte's, wenn er erklärt: „die deutsche Geschichte hängt ihrem innersten Wesen nach enger mit jenen Wahrheiten zusammen, als die der allermeisten anderen Völker." Er fordert eine Reformation an Haupt und Gliedern. Zielpunkte des Strebens sind Deutschheit und Bürgerlichkeit. Was uns heruntergebracht, ist der Verlust der Gesinnung. Sie gilt es wieder erwerben, der Befreiungskampf gab den Antrieb, aber nun erst soll die Arbeit beginnen, damit die Begeisterung der großen Zeit zum ständigen Geist der Nation sich festige. Welcker steht durchaus im Banne der Psychologie Rousseau's und ihrer politischen Folgerungen, da er sagt: „Gesinnung geht aus innerer Freiheit, aus der sich selbst überlassenen, unbeschränkten und unverdrehten Natur hervor. Innere Freiheit aber hängt, wenn nicht immer bei einzelnen größeren Geistern und Gemüthern, doch im allgemeinen sehr viel von der äußeren oder Volksfreiheit ab, ebenso wie wahre Geistesfreiheit jene fordert, erzeugt und befördert." Er präcisirt das Programm des jungen Liberalismus in den beiden Forderungen: Wahrung der Einigkeit nach außen und der Volksrechte im Innern. Ueberreizten Franzosenhaß, der alle Wechselwirkung benachbarter Völker aufheben möchte, mag man der Stimmung des Tages zugute halten. Erregte Zeiten sind zu objectiv historischer Anschauung nicht gewillt und das deutsche Nationalbewußtsein war zu jung, um, in eigener Kraft ruhend, fremdes, seiner Entwicklung vordem gefährliches Wesen unbefangen zu würdigen. —

Die Grenzen waren gesichert, die Verfassungen blieben Versprechen der Fürsten. Nur Karl August von Weimar beeilte sich um die Einlösung seines Wortes, in seinen Landen entkeimten unter dem Schutze der Preßfreiheit die Anfänge deutscher Publicistik. Der Jenenser Professor Heinrich Luden, der uns die erste lesbare deutsche Geschichte gab, sammelte in seiner „Nemesis" die Ansichten und Ansprüche der Liberalen. Dort erschien 1815 anonym Welckers Aufsatz „von ständischer Verfassung". Was hier ausgeführt wird, liegt durchaus in der Richtung der Vorlesungen zur deutschen Geschichte, nur gereifter und klarer und ohne den mystischen Ueberschwang jenes Panegyricus der Deutschheit. Das verkümmerte Recht der Stände soll wiederhergestellt und fortgebildet werden zum Besten des Volkes wie der Fürsten. „Seine Macht, seine kaufmännische Höhe könnten England mit einem Umsturz bedrohen. Aber seine Verfassung sichert ihm eine Dauer in unabsehbare Folgezeit. Jede Gewalt streitet nach ihr gegen jede, alle verbinden sich gegen die, welche ihre Schranken zu überschreiten droht . . . und durch ihren Streit selbst sind sie einträchtig in dem schönen Gleichgewicht, welches Freiheit heißt." England gelangte ungehemmt dazu, den Geist germanischen Staatsrechts zu entwickeln, dorthin mögen unsre Blicke sich richten. Aus der allgemeinen Wehrpflicht zieht Welcker die demokratische Consequenz: „Als die Zeit war, daß die Freien allein das Land vertheidigen konnten, da durften die übrigen ohne große Rechte, ja sie durften leibeigen sein. Leibeigene aber darf man nicht in den Krieg führen." Die Tapferkeit gegen den Feind rettet uns augenblicklich, Dauer verbürgt nur das Rechts- und Freiheitsgefühl des Bürgers, das in seiner eigenen Sphäre von Liebe und Haß der Regierung gleich entfernt ist. — Dasselbe Heft der „Nemesis" enthält eine Uebersetzung der Rede Mirabeau's über die Menschenrechte vom 17. August 1789. Welckers Aufsatz bezeichnet die Fortbildung der liberalen Theorie über die Ideen der großen Revolution hinaus. Die Postulate des Naturrechts setzen sich um in Forderungen des geschichtlichen Sinns, dadurch vertieft und volksthümlich geworden im eigentlichsten Verstand.

Der Druck der Fremdherrschaft und die Befreiung gewannen die bürgerliche Bildung thätigem Antheil am öffentlichen Leben und lösten damit Kräfte aus, die seit dem Niedergang der Städtefreiheit latent geblieben waren.

Noch Kant hatte alle praktische Politik den Staatsmännern von Beruf belassen, gleichsam metapolitisch seine Staatslehre verkündet, und selbst der muthige Fichte macht die Noth zur Tugend, wenn er gegenwärtige und gegenständliche Absichten in zeitlosen und allgemeinen Wendungen ausspricht. Trat aber im 17. oder 18. Jahrhundert ein Gelehrter activ heraus, so that er's wohl wie der vielgeschäftige Leibniz im Dienst der Cabinette ohne Berührung mit dem Volk; denn dies war Object, nicht Factor der Staatskunst. Es fügte sich, daß Welcker als dem neuen Typus des politisirenden Gelehrten jener ältere feindlich begegnete in der Person des August Friedrich Wilhelm Crome. Welckers Zerwürfniß mit Crome war der äußere Anlaß seiner Entlassung aus dem hessischen Dienst.

Wo wir das Leben eines sympathischen Mannes anschauend nacherleben, müssen wir um der Gerechtigkeit willen die natürliche Neigung bezwingen, seine Gegner wie unsre anzusehen; um so mehr dann, wenn die Gegner unserm Helden an geistiger Bedeutung nachstehen. Wir verschieben gar gern das intellectuelle Mindermaß zum moralischen Vorwurf und mancher kommt um sein billiges Theil mäßiger Schätzung, wenn das Verhängniß ihn in Gegensatz zu einem größeren gestellt. Erst jetzt nach hundert Jahren wird Friedrich Nicolai trotz Goethe's strafender Xenien sein Werth zuerkannt und erst jetzt entwöhnen wir uns, um Lessings willen im Hauptpastor Goeze den Ausbund alles Pfaffenthums zu sehen.

Es ist wahr, Crome war ein Mensch zweiter Garnitur. Der Quartanerstil seiner Selbstbiographie kennzeichnet die kleinliche Enge seines Wesens und die Untiefe seiner Bildung. Ist aber das Verdienst eines Menschen nicht absolut, sondern relativ nach dem Maße seiner Gaben zu wägen, so hat Crome das Seinige geleistet. Die Geschichte der Topographie und der Statistik muß seines betriebsamen, sauberen Fleißes gedenken. Als die Volksbewegung der Freiheitskriege entbrannte, hatte er die Sechzig überschritten — er konnte sich in den neuen Geist nicht finden. Eine personelle Ansicht der Politik, starke dynastische Empfindung vermochte der Greis nicht mehr zu corrigiren. Der Lärm des Marktes übertönte die leise Sprache diplomatischer Unterhandlung, deren bei kleinen Missionen bewiesene Meisterschaft sein Stolz war; der nationale Geist schien ihm eine neue Form des Sansculottismus. Crome hat dafür die ganze Last der Unpopularität getragen, er war der Französling, durch dieselbe Freundschaft französischer Generale, die das hessische Land vor mancher Bedrückung und die Gießener Bibliothek vor ärgerer Beraubung behütete, nun geächtet, dem Haß der Straße bloßgestellt. Wir haben nicht nöthig, die Stimmung des Tages gegen Crome für die historische Werthung in Permanenz zu erklären und gerade, daß die nationalen Blüthenträume reisten, bewahre uns im Bewußtsein sicherer Errungenschaft vor unbesehener Verdammniß derer, die über den Rheinbund nicht hinausdachten.

Freilich konnte der sieghafte Enthusiasmus Welckers die Autorität eines Crome nicht ertragen, der jugendliche Feuergeist, gleich entschieden in Liebe und Haß, beschleunigte gewaltsam den Conflict. Die Maßregelungen liberaler Professoren, wie man auch ihre Tendenz verurtheile, haben in der Wirkung die geistige Einigkeit der Nation gefördert und die reale vorbereitet. Die deutsche Einigung war in den Lehrkörpern der Universitäten vollzogen, als die Verträge der Staaten sie nach außen umrahmten. Welcker erfaßte die ganze Tiefe ihrer Idee in dem Aufsatze über die Poesie an Gymnasien: „Das Geniale kann zwar nur genial gefaßt werden, aber es wäre sehr zu beklagen, wenn die Mittelclassen zwischen eigentlicher Genialität und gemeinem Leben nicht zahlreich sein und immer mehr werden sollten." Das Mißverhältniß höchster individueller Entwicklung Weniger zur Unbildung der Masse war die vornehmste Ursache unsres politischen Niederganges. Solche Entfremdung zu bannen, die Einheit des Staates auf Einheit der Bildung zu gründen, erschien den Besten die würdigste Aufgabe zu Anfang des Jahrhunderts. Wir stehen an seinem Ende und harren der Lösung.

Gießen. Robert Fritzsche.

Mittheilungen und Nachrichten.

Akademie der Wissenschaften in Wien. Sitzung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe vom 6. Febr. Prof. J. Puluj on der deutschen technischen Hochschule in Prag übersendet photographische Reproductionen von kathodischen Aufnahmen. — Prof. Dr. Franz Streintz übersendet aus dem physikalischen Institut der Universität in Graz einen vorläufigen Bericht: „Ueber eine elektrochemische Wirkung der Röntgen-Strahlen auf Bromsilber". — Dr. Eduard Richter, Professor an der Universität in Graz, übersendet die Abhandlung: „Geomorphologische Beobachtungen aus Norwegen" als wissenschaftliche Ergebnisse seiner mit Akademie-Subvention unternommenen Reise. — Dr. Otto Biermann, Professor an der technischen Hochschule in Brünn, übersendet eine Abhandlung, betitelt: „Eine Methode zur Herstellung nichtanalytischer Functionen einer complexen Variablen". — Das w. M. Hofrath Prof. L. Boltzmann überreicht eine im mathematisch-physikalischen Seminar der Universität in Wien ausgeführte Arbeit von Oscar Singer: „Ueber die wechselseitige Induction zweier auf eine Kugel gleichmäßig gewickelter Windungslagen". — Das w. M. Prof. H. Weidel überreicht eine Arbeit aus dem I. chemischen Universitätslaboratorium in Wien: „Ueber das Verhalten der Opiansäure und ihrer Ester gegen einige Alkoholreactionen", von Dr. Rud. Wegscheider. — Sitzung vom 13. Februar. Prof. Dr. L. Weinek, Director der Sternwarte in Prag, übermittelt als weitere Fortsetzung seiner photographischen Mondvergrößerungen nach Original-Negativen des Lick-Observatoriums und der Pariser Sternwarte 10 Mondlandschaften. — Prof. Dr. J. Puluj übersendet zu den bereits vorgelegten photographischen Reproductionen von kathodischen Aufnahmen eine weitere unter seiner Leitung im physikalischen Cabinet der deutschen technischen Hochschule in Prag bewerkstelligte Aufnahme, und zwar die Photographie eines todten Kindes von neun Tagen; ferner eine Abhandlung: „Ueber die Entstehung der Röntgen'schen Strahlen und ihre photographische Wirkung". — Der Secretär legt eine eingesendete Abhandlung von Dr. Emanuel Pochmann in Linz vor: „Ueber zwei neue physikalische Eigenschaften der atmosphärischen Luft und deren Bedeutung für die Wärmemechanik wie für die gesammte Energetik". — Das w. M. Prof. K. Grobben überreicht eine im II. zoologischen Institut der Universität in Wien von dem Assistenten dieses Instituts Dr. Franz Werner ausgeführte Arbeit: „Ueber die Schuppenbekleidung des regenerirten Schwanzes bei Eidechsen". — Das w. M. Hofrath Director A. Keener von Marilaun berichtet über das Vorkommen der Manna-Flechte (Lecanora esculenta) in Griechenland. — Das w. M. Hofrath V. v. Ebner überreicht eine für die Sitzungsberichte bestimmte Abhandlung, betitelt: „Weitere Versuche über die Umkehrung der Doppelbrechung leimgebender Gewebe durch Reagentien". — Das w. M. Hofrath Prof. Ad. Lieben überreicht eine aus seinem Laboratorium hervorgegangene Arbeit: „Ueber die Einwirkung des nitrosirten Kalis auf den Isovaleraldehyd", von Leopold Kohn. — Das w. M. Prof. H. Weidel überreicht eine von A. Reich im I. chemischen Laboratorium der Universität in Wien ausgeführte Untersuchung, betitelt: „Synthetische Versuche in der Topaereihe". — Sitzung vom 20. Februar. Das c. M. Prof. H. Molisch in Prag übersendet eine Abhandlung unter dem Titel: „Das Erfrieren der Pflanzen bei Temperaturen über dem Eispunkt." — Das w. M. Director E. Weiß überreicht eine Abhandlung von Prof. Dr. J. v. Hepperger in Graz: „Ueber den Einfluß der relativen Absorption auf die Extinction des Lichtes in der Atmosphäre". Ferner theilt Director E. Weiß mit, daß er für den neuen, wahrscheinlich in den Morgenstunden des 14. Februar von Hrn. Perrine, Astronomen der Lick-Sternwarte, entdeckten Kometen ein Elementensystem berechnet habe, welches in einem Circular der kais. Akademie, und zwar unter Nr. LXXVIII bekannt gemacht wurde. — Sitzung vom 5. März. Prof. Dr. J. Patuj in Prag übersendet einen Nachtrag zu seiner Abhandlung: „Ueber die Entstehung der Röntgen'schen Strahlen und ihre photographische Wirkung". — Dr. Alfred Nalepa, Professor am Elisabeth-Gymnasium im V. Bezirk in Wien, übersendet eine vorläufige Mittheilung: „Paraphytoptus, eine neue Phytoptiden-Gattung". — Der Secretär legt folgende eingesendete Abhandlungen vor: 1. „Ueber die analytische Form der concreten statistischen Massenerscheinungen", von Dr. Ernst Blaschke, Privatdocent an der Universität in Wien. 2. „Berechnung des Umfanges der Ellipse", von Theodor Schmidt, Ingenieur in Wien. — Das w. M. Prof. Friedrich Brauer überreicht einen Bericht von Dr. Rudolf Sturany über die Mollusken I (Prosobranchier und Opisthobranchier; Scaphopoden; Lamellibranchier), welche anläßlich der österreichischen Tiefsee-Expeditionen S. M. Schiffes „Pola" 1890 bis 1894 gedredscht wurden. — Sitzung vom 12. März. Das c. M. Prof. G. Goldschmiedt übersendet eine im chemischen Laboratorium der deutschen Universität in Prag ausgeführte Arbeit von Prof. Dr. Karl Brunner, betitelt: „Eine Indolcumbase und ihr Indolinon". — Hr. Hugo Zukal in Wien übersendet eine III. Abhandlung (Schluß) seiner Arbeit: „Morphologische und biologische Untersuchungen über die Flechten". — Der Secretär bringt den wesentlichen Inhalt einer hierüber Mittheilung zur Kenntniß, welche von dem wissenschaftlichen Leiter der Expedition S. M. Schiffes „Pola" im Rothen Meer, Hofrath Director F. Steindachner, w. M., aus Suez eingelangt ist. Das Schreiben lautet: „Suez, 3. März 1896. Man friert bei 8—9° Kälte in Wien, ich in Suez bei 8—14° C. Wärme morgens und abends. Geschneit hat es wohl noch nicht am Rothen Meere, Regen aber gibt es jetzt nicht gar in seltenen, und in Folge eines Regens stürzten an einem Tage in Djedda Ende November sieben

Häuser von vier Stockwerken ein, freilich bei nur ½, kaum 1 Meter Fundamenttiefe. Bezüglich der meteorologischen Beobachtungen kann ich die erfreuliche Mittheilung machen, daß der Beobachter auf Brothers Island seiner Aufgabe völlig gewachsen ist und Anderer bei unserem zweiten Besuch auf dieser Insel an den ausgeführten Arbeiten des ersten Leuchtthurmwächters, eines gebildeten Norwegers, nur wenig auszustellen fand. Auch die Beobachtungen des Dr. Fronista in Koseir genügten, ebenso die des Marine-Officiers in Djedda. Bedauerlich ist nur, daß der Leuchtthurmwächter auf Brothers Island und der Arzt in Koseir auf einige Monate Urlaub nehmen werden und ihre Beobachtungen in der Zwischenzeit Ersatzmännern übergeben müssen. Der Marine-Officier in Djedda endlich wird dauernd abgelöst werden, dürfte jedoch, eine geeignete Persönlichkeit für die Fortführung der meteorologischen Untersuchungen zu finden. Wir werden höchst wahrscheinlich auf dieser Reise nicht mehr nach Brothers Island und Koseir zurückkehren, können also auch die Instrumente in diesem Fall nicht in Empfang nehmen. Commandant v. Pott wird daher schon jetzt der Marine-Section den Vorschlag gemacht haben, die Instrumente an den genannten Stationen bis zur zweiten Expedition im Rothen Meer, d. i. October 1897, zu belassen. Es dürfte die Wissenschaft dabei nur gewinnen. Die bisherigen Dredschungen, an Zahl nicht sehr groß, lieferten theilweise wenigstens gute Resultate; das, was aber nun wie auf den Ausflügen nach den Korallenriffen und an den Küsten der Inseln gesammelt, mit Netzen gefischt oder durch die nun mir engagirten Fischer herbeigebracht wurde, sowie endlich das von mir auf den Mäckea erhaltene Material darf ich wohl mit Recht, ohne Unbescheidenheit, großartig nennen. Circa 70 Kisten sind bereits nach Wirn gesendet worden oder auf dem Wege dahin; die zweite Sendung von Djedda mag allein 1000 Kilo. Die Sammlung der Korallen aus Djedda, Jambo mußte wegen ihrer Reichhaltigkeit in zwölf großen Kisten verpackt werden. Weingeist wurde wie bisher schon zweimal von Wien nachgesendet; dazu kaufte ich selbst noch bei 5 Hektaliter; 15—16 Kisten hoffe ich noch während der vierten und fünften Kreuzung füllen zu können. Bis gegen Ende des December hatten wir es sehr heiß oder doch mindestens warm, von Koseir an bis Suez nahm im Januar bis gegen Ende Februar die Kälte rasch zu, wenn man von Kälte überhaupt reden darf, und als wir gegen Soez kamen, zeigte das Thermometer gegen 8 Uhr früh nur etwas mehr als 7½° C. In diesem Augenblick lese ich in meiner Cabine um 10 Uhr Abends 16½° C. ab. In ca. zwei Wochen soll es bereits in dem „kalten" Suez warm werden. Es blühen gegenwärtig in den Gärten Pfirsich- und Aprikosenbäume; letztere sind fast schon verblüht. In Jamaika fand ich in einem kleinen Hausgarten (bei dem österr. Vice-Consul) am 26. Februar blühende Veilchen. Morgen beginnt die vierte, vorletzte Kreuzung, und zwar die im Golf von Suez; in ca. drei Wochen kehren wir wieder hieher zurück. Im April endlich wird die Fahrt nach dem Golf von Akaba ausgeführt werden, auf die ich mich am meisten freue. Schiffslieutenant v. Trinkl und unser Schiffsarzt, ferner drei Matrosen leiden an Fieber, zwei dieser Matrosen sind gestern wegen ihrer Erkrankung nach Pola zurückgesendet worden, sonst ist alles wohl, bei bestem Appetit und Durst." — Sitzung vom 19. März. Prof. Dr. L. Weinek, Director der Sternwarte in Prag, übermittelt als Fortsetzung seiner Mondarbeiten zehn weitere photographische Mondvergrößerungen nach den neuesten Aufnahmen der Lick-Sternwarte mit Erläuterungen. — Das c. M. Prof. Franz Exner in Wien übersendet eine in Gemeinschaft mit stud. phil. E. Hajchek ausgeführte Arbeit: „Ueber die ultravioletten Funkenspectren der Elemente" (II. Mittheilung). — Das c. M. Prof. Zd. H. Skraup übersendet eine Arbeit aus dem chemischen Institut der Universität in Graz von Prof. Dr. Hugo Schrötter: „Beiträge zur Kenntniß der Albumosen" (III. Mittheilung). — Prof. Dr. Ph. Knoll übersendet eine Abhandlung: „Ueber die Blutkörperchen bei warmblütigen Wirbelthieren". — Das w. M. Hofrath Prof. Ad. Lieben überreicht eine Arbeit aus seinem Laboratorium von Hrn. Ludwig Beaun: „Ueber die Einwirkung von Trichlormethyd auf Malon- und Cyanessigsäure". — Das w. M. Prof. H. Weidel überreicht zwei Arbeiten aus dem I. chemischen Laboratorium der Universität in Wien. 1. „Ueber einige Isamerie beim Acetylaurin", von Dr. J. Herzig. 2. „Ueber den Abbau einiger Säureamide" von H. Weidel und E. Raithner. — Hr. Adalbert Prey, stud. philos. in Wien, überreicht eine Abhandlung: „Ueber Gestalt und Lage der Milchstraße". Auf Grund der Seeliger'schen Abzählung der Sterne nach Trapezen von je 10° Ausdehnung in Rectascension und je 5° in Declination wurde die Sternvertheilung zwischen 55° nördlicher und 23° südlicher Declination in eine nach Kugelfunctionen fortschreitende Reihe entwickelt. Die Sonne liegt danach zwischen zwei Ebenen größerer Sterndichte, die das Milchstraßensystem bilden, welchem daher die Sonne jedenfalls angehört.

* **Nürnberg.** Germanisches Nationalmuseum. Die Bibliothek hat in den letzten Wochen eine Reihe werthvollee Bereicherungen erfahren, auf deren bedeutsamste und interessanteste hier mit wenigen Worten hingewiesen sei. Da ist zunächst ein großes Tafelwerk zu nennen, welches das Museum von dem k. dänischen Staatsministerium für Kirchen- und Unterrichtsangelegenheiten zum Geschenk erhalten hat: „Altartafeln in Dänemark aus dem späteren Mittelalter" (Kopenhagen 1895), das in 71 äußerst sorgfältig auf Glanzpapier hergestellten Lichtdrucken ein getreues Bild von dem Stande der Malerei und Bildschnitzerei im alten Dänemark bietet und in der That eine ungeahnte Fülle des Schönen aufweist. Altarwerke wie das in der St. Knuds-Kirche zu Odense, oder in der Kirche von Nörre-Broby und manche andere können sich getrost neben alles stellen, was die gleichzeitige deutsche Kunst hervorgebracht. Der beigegebene Text von Francis Beckett, ein ansehnlicher Band in Großquart, unterrichtet zur Genüge über die in Betracht kommenden kunstgeschichtlichen Beziehungen und lehrt uns auch den Antheil verschiedenee bei uns bisher wenig oder gar nicht bekanntee deutscher Künstlee, wie der Lübecker Hans Bahmeister, Bernt Notke, Claus Borg u. a. an diesen Meisterwerken kennen. — In eine ganz andere Sphäre versetzt uns das zweite Werk, die willkommene Schenkung eines von warmem Interesse für die Wissenschaft erfüllten Amerikaners deutscher Abstammung, des Professors Sachse in Philadelphia. Es ist eine merkwürdige Sammlung pietistischer Gesänge, die uns hier in einem 1766 zu Ephrata in Pennsylvanien gedruckten Quartanten — die seltenen Ephrata-Drucke sind in Amerika sehr gesucht — als „Paradisisches Wunder-Spiel, Welches sich In diesen letzten Zeiten und Tagen in denen Abendländischen Welt-Theilen als ein Vorspiel der neuen Welt hervorgethan" vorliegt. Häufig ist diesen Liedern mit gleichzeitiger Schrift eine Angabe über den Vortragscharakter hinzugefügt; freilich immer ein und dieselbe: „Friedsam." Wie die Gedichte selbst, so ist auch die Vorrede für die Kenntniß der religiösen Anschauungen und namentlich des Sectenwesens in Pennsylvannien um die Mitte des vorigen Jahrhunderts und die Geschichte der deutschen Besiedelung dieses Landes von nicht geringem Interesse. — An dritter Stelle endlich sei hier noch eines Buches kurz Erwähnung gethan, in dessen Besitz das Museum letzthin durch Kauf gelangt ist, wie besonders Geographen mit Interesse vernehmen werden. Handelt es sich doch um nichts geringeres, als um des Francesco Berlinghieri: „Septe Giornale della Geographia", aus den siebziger Jahren des 15. Jahrhunderts, jenes seltene Werk, das die ältesten gestochenen Karten enthält und für die Geschichte der Landkarten überhaupt von großer Bedeutung ist.

* **Marburg.** Geheimrath Behring hat für das Sommersemester keine Vorlesungen angekündigt. — Zum Hülfsbibliothekar an der Universitätsbibliothek Bonn wurde der bisherige Assistent bei der hiesigen Universitätsbibliothek Dr. Herm. Hennesberg ernannt.

* **Dresden.** Bei der hiesigen technischen Hochschule ist ein hygienisches Laboratorium eingerichtet worden, das erste an einer Anstalt dieser Art. Man verdankt seine Einrichtung dem im vorigen Jahre hieher berufenen Prof. Renk, der zuvor in Halle einen Lehrstuhl der Hygiene innegehabt und noch früher Mitglied des Reichsgesundheitsamts gewesen.

* **Berlin.** Bei der philosophischen Facultät habilitirte sich Dr. Wilhelm Traube als Privatdocent; seine Antrittsvorlesung handelte über die Pflanzenbasen. — Das 25jährige Jubiläum als Professor an der hiesigen Universität feierte Geh. Rath Dr. Albert Orth, Docent für Landwirthschaft. — Der Wirkliche Geh. Oberregierungsrath Dr. Karl Schneider wurde zu seinem 70. Geburtstage von der theologischen Facultät in Anerkennung seiner Verdienste um Religionsunterricht und Pädagogik zum Ehrendoctor ernannt. — An die kgl. Bibliothek ist Dr. Ernst Bouillième, bisher Hülfsbibliothekar in Bonn, als Bibliothekar berufen, an der Universitätsbibliothek der Hülfsbibliothekar Dr. Heinrich Simon zum Bibliothekar befördert werden. — Dr. Joseph Parzkowski, bisher Assistent an der kgl. Bibliothek, jetzt an die kgl. Universitäts-Bibliothek in Göttingen versetzt, hat zur Vornahme agrarhistorischer

Untersuchungen vom Cultusministerium zunächst einen zweijährigen Urlaub erhalten.

* **Berlin.** Am 25. und 26. Mai findet hier die diesjährige Hauptversammlung der Comenius-Gesellschaft statt. Den Hauptgegenstand der Tagesordnung bilden die Fragen der Volkshochschulen und der öffentlichen Bücherhallen, die von der genannten Gesellschaft zuerst in Deutschland in Fluß gebracht worden sind. Ueber den erstenwähnten Gegenstand wird Universitätsprofessor Dr. Wilhelm Rein aus Jena einen Vortrag halten, über den anderen hat Bibliothekar Dr. Nörrenberg aus Kiel die Berichterstattung übernommen. Die von beiden aufgestellten Leitsätze werden demnächst durch die „Comenius-Blätter für Volkserziehung" veröffentlicht werden. — Die soeben ausgegebenen Hefte der Gesellschaft enthalten die preisgekrönte Arbeit Dr. G. Kohfeldts über den „Unterricht in der Sittenlehre nach Comenius" und einen Aufsatz Ludwig Kellers zur Geschichte der Geistesentwickelung Preußens am Ausgang des 18. Jahrhunderts.

* **Wien.** Das Oesterreichische Museum für Kunst und Industrie feierte am 24. d. M. den 70. Geburtstag seines hochverdienten Directors, Hofrath Bruno Bucher. Geboren in Köslin (als Bruder Lothars), zog er vor etwa 30 Jahren als Journalist nach Wien, ward 1869 zum Secretär und 1885 zum zweiten Director des Museums ernannt. Wie viel er in diesem Amt, wie durch eine große Anzahl gediegener Schriften und Editionen für die Förderung des Kunstgewerbes gethan, ist allbekannt. Hofrath Bucher ist allen Ovationen aus dem Wege gegangen, indem er sich nach Lovrana an die istrische Küste begab. Dorthin folgten ihm Huldigungstelegramme des Museums und der Kunstgewerbeschule, sowie die hier eingelaufenen brieflichen und telegraphischen Kundgebungen nach.

* **Paris.** Die Alliance française, nationale Gesellschaft für Verbreitung der französischen Sprache, veranstaltet auch in diesem Jahre die üblichen Ferienkurse für Fremde, insbesondere Lehrer des Französischen im Ausland, die sich in der Kenntniß der Sprache, der Literatur, der Künste und der Institutionen Frankreichs zu vervollkommnen wünschen. Die Curse wiederholen sich in zwei Abtheilungen: vom 2. Juli bis zum 1. August und von da bis zum 31. August. Auch Damen haben Zutritt. Programme und Auskunft ertheilt die Alliance française in Paris, 45 rue du Grenelle.

Florenz, 25. April. Die deutsche Colonie in Florenz wurde am vorigen Dienstag durch die Nachricht von dem in der Nacht vorher erfolgten Selbstmorde des Kunsthistorikers Dr. Hermann Ulmann aufs jäheste und schmerzlichste überrascht. Der junge Gelehrte war seit mehreren Wintern gänzlich in Florenz heimisch geworden, und sein Name war auch den weiteren Kreisen der deutschen Colonie daselbst besonders durch die Vorlesungen über die italienische Kunst im Cinquecento bekannt geworden, die er in den ersten drei Monaten dieses Jahres vor einer sehr zahlreichen Zuhörerschaft im Saale des „Deutschen Vereins" abhielt. Den nicht unbeträchtlichen Ertrag dieser Vorlesungen hat Ulmann ohne jeden Abzug dem Fonds des, wie es scheint, immer mehr zu einer schönen Illusion werdenden künftigen kunsthistorischen Instituts in Florenz überwiesen. Vielleicht hat er sich auch, als er jenen Vorlesungscursus begann, eine Weile mit der Hoffnung getragen, dadurch sich am besten als künftiger Leiter dieses Instituts qualificiren zu können. Seine tüchtigen Arbeiten über Botticelli und die beiden Pollaiuoli, die so großen Beifall gefunden, und seine wirklich genaue Kenntniß der florentinischen Meister aus dem 14. und 15. Jahrhundert würden ihm vielleicht auch in der That einige Anwartschaft auf diese Stellung gegeben haben. Jedoch schon gegen Schluß jenes Vorlesungscursus theilte Ulmann dem Schreiber dieser Zeilen, der ihm persönlich nahe stand, mit, daß er jede Hoffnung nicht nur auf eine eigene künftige Thätigkeit an jenem Institute, sondern auch überhaupt auf das baldige Zustandekommen desselben aufgegeben, und daß er deßhalb die ersten Schritte gethan habe, um sich an einer deutschen Universität zu habilitiren. Von dieser Zeit an begann für ihn eine Periode der tiefsten inneren Qualen, die wohl schon an sich Zeichen einer beginnenden Geistesstörung waren. Er plagte sich unaufhörlich mit dem Gedanken, ob er wohl auch das rechte Zeug zu einem Docenten habe und ob sein Wissen und seine bisherigen Arbeiten für eine Habilitation genügen würden. Alle Aufmunterungen, sich doch rasch zu entscheiden, die ihm von seinen Freunden in Deutschland zutheil wurden, verschärften noch diese qualvollen Zweifel an sich selbst. Eine Osterreise nach Oberitalien und ein kurzes Zusammensein am Gardasee mit seinen nächsten Angehörigen schienen ihn zunächst beruhigt und ihn in seinen Entschlüssen für die Zukunft sicher gemacht zu haben. Jedoch dauerte diese Ruhe nur wenige Tage an. Der ihm von Prof. Venturi in Rom kurz nach Ostern ertheilte ehrenvolle Auftrag, sich an der Vervollständigung des durch den frühen Tod Rossi's unterbrochenen Katalogs des Bargello zu betheiligen, stürzte ihn sofort wieder in die gräßlichen Zweifel an seiner eigenen Leistungsfähigkeit; dazu traten der Besuch eines jüngeren Schulfreundes, der es schon zu einer ehrenvollen kunsthistorischen Stellung gebracht, und die Mahnung von anderer Seite, eine längst versprochene, aber noch nicht ganz fertig gestellte Arbeit einzusenden, um ihn ganz aus dem Gleichgewicht zu bringen. Er verfiel in einen Zustand acuter Melancholie, der allerdings durch Stunden ernsterer Zusammenraffung, besonders fremden Personen gegenüber, unterbrochen wurde. Nur wenige Tage dauerte dieser Zustand an. Seine Familie war benachrichtigt und gebeten worden, ihn nach Hause auf das väterliche Gut bei Coburg zu bringen. Aber während schon sein Schwager auf der Reise zu ihm war, benützte der Unglückliche einen unbewachten Augenblick, um sich selbst zu tödten. Es ist wahrscheinlich, daß die geistige Störung, in der er zu der todtbringenden Waffe griff, zu einer andauernden und vielleicht unheilbaren geistigen Erkrankung geführt haben würde. In diesem Sinn ist sein Ende als eine wohlthuende Erlösung zu betrachten. Vom allgemeinen Standpunkt aus angesehen, ist es dagegen ein neues trauriges Zeichen für die ungesunde Ueberanspannung, zu der das Jugend auch äußeren Erfolgen in unsrer Zeit so häufig führt.

O. B.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschienen

Börsenreform in Deutschland.

Eine Darstellung der Ergebnisse der deutschen Börsenenquete

von

Dr. Franz Josef Pfleger und **Dr. Ludwig Gschwindt.**

Mit einem Vorwort von **Prof. Dr. Walther Lotz.**

Erster Abschnitt: **Allgemeiner Teil.**

(Münchener Volkswirtschaftliche Studien. 15. Stück.)

Preis geheftet 2 Mark 40 Pf.

Zweiter Abschnitt:

Die Produktenbörse nach den Erhebungen der Börsenenquetekommission.

Bearbeitet von Dr. F. J. Pfleger.

(Münchener Volkswirtschaftliche Studien. 16. Stück.)

Preis geheftet 4 Mark.

Der dritte Abschnitt, die „Effektenbörse" behandelnd, wird in Bälde ebenfalls in den „Münchener Volkswirtschaftlichen Studien" erscheinen. Das ganze Werk bietet eine ausgezeichnete Orientierung über die thatsächlichen Ergebnisse der Sachverständigenvernehmung und wird allen bei der Frage der Börsenreform Beteiligten sehr willkommen sein. (4699)

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Schillers Leben

von

Caroline von Wolzogen.

Verfaßt aus Erinnerungen der Familie, seinen eigenen Briefen und den Nachrichten seines Freundes Körner.

Fünfte durchgesehene Auflage.

Preis geheftet 2 Mark.

Elegant gebunden 3 Mark.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Verlag von **Leopold Voss** in **Hamburg.**

Zum 24. April, dem hundertjährigen Geburtstage des Dichters, erschien soeben:

Karl Immermann.

Eine Gedächtnisschrift.

Mit Beiträgen

von (4780)

R. Fellner, Johs. Gaffken, O. H. Gaffken, R. M. Meyer, F. Schultess.

Mit einem Portrait Immermanns in Photogravüre und einem Bühnenbild in Lichtdruck. Preis M. 6.—

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1896. München, Dienstag, 28. April. Nummer 98.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Antonio Fogazzaro. I. Von Oskar Bulle. — Ein Angriff auf die evangelische Landeskirche Augsburger Bekenntnisses in Siebenbürgen. — Mittheilungen und Nachrichten.

Antonio Fogazzaro.

Von Oskar Bulle.

I.

Vor vier oder fünf Jahren etwa kündigte der Dichter des „Daniel Cortis“ in einem von grimmigem Galgenhumor erfüllten offenen Briefe an eine römische Zeitung seine literarische liquidazione, die „Auflösung seines Geschäftes“ an. Heute aber durchfliegt wieder ein neuer großer Roman aus seiner Feder ganz Italien und erringt eine Beachtung, wie sie seit Jahrzehnten nie einer Dichtung so rasch und unmittelbar mehr zu theil geworden ist. Hätte wirklich auch eine so stolze Kämpfernatur, wie es die Fogazzaro's ist, in einem Augenblick der Enttäuschung und des Mißmuthes die Waffen für immer beiseite legen können und dürfen? Der Dichter gesteht selbst in der Vorrede zu einer Sammlung seiner Novellen, die er kurz nach jenem Ablagebrief an die Muse veröffentlichte, „mit Schamröthe“ ein, daß sein Entschluß, sich gänzlich von der Literatur zurückzuziehen, nur einer vorübergehenden Stimmung entsprungen war, und entschuldigt sich wegen seines Kleinmuths bei seinen Verehrern. In der That würde es auch das betrübendste Armuthszeugniß für den allgemeinen Zustand des geistigen Lebens im heutigen Italien gewesen sein, wenn der einzige, einigermaßen selbständig hervortretende Schriftsteller, der die Aufgabe der Dichtung in wirklich hohem und idealem Sinne auffaßt, der in ihr im Manzoni'schen Sinne eine dem Vaterland gegenüber zu erfüllende Mission sieht, sich für immer grollend in die Einsamkeit zurückgezogen hätte.

Der kräftige künstlerische Drang in Fogazzaro und sein moralisches Verantwortlichkeitsgefühl gegenüber seinem Volke haben jenen Kleinmuth, jene trostlose Augenblicksstimmung überwunden. Zum großen Glück für die heutige Literatur in Italien! so können wir nach der Lectüre seines neuesten großen Romans sagen. Wird aber dadurch die Wirkung jenes, in der liquidazione ausgestellten Armuthszeugnisses auch im allgemeinen aufgehoben? Hat Fogazzaro in der Zwischenzeit sich wirklich überzeugen können, daß das allgemeine künstlerische und literarische Leben in Italien einen neuen Antrieb gewonnen, einen neuen Aufschwung genommen hat oder wenigstens für die Zukunft zu nehmen verspricht? Wir möchten das sehr bezweifeln. Mehr als in irgend einem anderen modernen Culturlande hat in Italien heute der Dichter mit der Gleichgültigkeit des Publicums zu ringen. Und man kann sich mit Fug und Recht die Fragen stellen: Gibt es überhaupt heute ein literarisches Publicum in Italien? Hat das neueste Italien überhaupt eine selbständige Literatur? Hat es lyrische Dichter oder Dramatiker oder Romanschriftsteller, die, aus dem Empfinden des Volkes heraus schaffend, wirklich auch die Massen oder wenigstens die Classe der Gebildeten erregen, bewegen, gefangen nehmen und dauernd in ihrem Bann erhalten?

Solche Fragen wiegen schon dadurch schwer genug, daß sie überhaupt aufgeworfen werden können. Wo der Zweifel besteht, der sie hervorruft, muß es auch an wirklich kräftigen und unmittelbar ins Auge fallenden Elementen für ihre Bejahung fehlen.

Man wird uns freilich eine ganze Reihe von bekannten Namen zur Widerlegung eines solchen Zweifels entgegenhalten. Als lyrische Dichter etwa einen Carducci und die neuentdeckte — wir wollen nicht gerade sagen „gemachte“ — Ada Negri; als Dramatiker vielleicht Praga und Rovetta; als erzählende Schriftsteller unter anderen Verga, Farina, Prateſi, Mathilde Serao und schließlich die beiden Antipoden in künstlerischer Hinsicht, die heute am meisten von sich reden machen, den Gabrielle d'Annunzio und eben unsern Fogazzaro. Aber repräsentiren diese Namen wirklich auch bedeutende und, was noch mehr gilt, selbständige Strömungen in der Literatur? Können ihre Träger wirklich als Vertreter einer neuen und kräftigen „Italianität“ gelten, die, wenn auch etwa auf Anregungen von außen her fußend, doch diese Anregungen in einheimischem und eigenthümlichem Geiste aufgenommen, verarbeitet und fortgebildet hat?

Fogazzaro, in jener seiner liquidazione, wendet sich mit besonderer Bitterkeit, die allerdings in ein humoristisches Gewand gehüllt ist, gegen die „neue Schule“ in Italien, gegen die Naturalisten, oder wie die Italiener sagen, die Veristen. Er schiebt ihnen hauptsächlich die Schuld an dem gänzlichen Verfalle der modernsten italienischen Literatur zu. An und für sich würde dieser Ausfall eines mit vollem Bewußtsein der „alten Schule“ angehörigen Gegners ja kein gewichtiges Argument gegen die „Neuen“ bilden. Jedoch bleibt, selbst für den unbefangenen Beobachter, eine Thatsache unzweifelhaft bestehen: auch die „neue Schule“ hat die heutige italienische Literatur nicht im geringsten zu beleben vermocht. Sie hat künstliche Mittel angewendet und zum Theil sehr drastisch wirkende und manchmal auf den ersten Blick überraschende Elektrisirungsversuche mit dem bewegungslos daliegenden Körper des literarischen Publicums angestellt; aber kaum war die Augenblickserregung vorüber, so fiel dieser Körper stets wieder zurück, „come corpo morto cade“. Trotz unzweifelhaft tüchtiger Talente, die hie und da, in allen Ecken der Halbinsel, aufgetaucht sind und noch heute auftauchen, trotz einer gewissen Meisterschaft in der Beherrschung der sprachlichen Form, die ja in Italien so viel, für viele Kritiker sogar alles gilt, ist kein großer einheitlicher und vor allem kein selbständiger Zug in das Ganze gekommen; eine Zersplitterung der Kräfte ohne gleichen hat durch das nervöse Suchen nach einem neuen und großen Inhalte stattgefunden; ein Hin- und Hertasten nach den großen oder wenigstens groß scheinenden Ideen

und Methoden, die das Ausland auf den literarischen Markt bringt, hat jede innerliche Sammlung verhindert. Selbst ein Schriftsteller von großer künstlerischer Gestaltungskraft und von seinem plastischen Formgefühl, wie Gabrielle d'Annunzio, hat sich in Folge dieser Hinneigung zu den neuen Problemen und Stoffen, die die ausländische, besonders die französische, moderne Literatur beschäftigen, nicht zu einer einheitlichen und in sich selbst gegründeten künstlerischen Persönlichkeit herausentwickeln können. Auch er tastet und sucht herum nach einem neuen Lebensinhalte, den er dichterisch verarbeiten könnte, und verliert dabei immer wieder in dem späteren Werke den Faden, den er in dem vorhergehenden nicht ungeschickt angeknüpft hatte.

Die Nervosität, die Sensibilität, die das Charakteristicum der „neuen Schule" in Italien sind, könnten freilich gerade als Symptome eines neu erwachenden Lebens gelten, und erscheinen als solche in der That vielen Beurtheilern. Aber es hat doch den Anschein, als ob sie nicht aus dem Organismus des italienischen geistigen Lebens natürlich erwachsen, sondern ihm nur von außen her aufgeimpft worden seien. Im Grunde haben sie niemals zu den Eigenthümlichkeiten der italienischen Dichtung wie der italienischen Kunst überhaupt gehört. Die Methode der überfeinerten psychologischen Zergliederung, das Eingehen auf nebelhafte und träumerische Stimmungen, der Versuch, unfaßbare seelische Vorgänge und Gemüthsregungen auszudrücken oder wenigstens zu symbolisiren, sind nordischen Ursprungs. In der klaren italienischen Luft, wo die Gegenstände scharfe, plastische Umrisse gewinnen, gedieh bisher nur das kräftige Herausarbeiten äußerer, auf das Auge und das Ohr eher als auf die Seele berechneter Wirkungen. Das hat schon Goethe während seines italienischen Aufenthalts an sich wohlthätig empfunden. Das hat aber auch, nach der anderen Seite, vielfach die Nordländer, besonders auf dem Gebiete der Dichtung und Musik, befremdet und abgestoßen, weil dabei ganz natürlich die Form gegenüber dem tieferen Inhalt, den diese suchen, betont erscheint.

Deßhalb ist es auch nicht wahrscheinlich, daß die „neue Schule" in der Literatur Italiens jemals Wurzel in dem eigentlichen Empfinden des Volkes fassen werde. Deßhalb hat dieselbe vielfach nur das verzerrt wiedergegeben, was in Frankreich bei einem Bourget, in Deutschland und Norwegen bei Ibsen und seinen Nachahmern, in Rußland bei Tolstoi und Dostojewski natürlich und organisch entstanden erscheint. Und deßhalb schließlich hat der Naturalismus nirgends solche Ausartungen erlebt, nirgends solche Orgien gefeiert, wie bei den jüngeren Schriftstellern in Italien, die ihn nur als Methode, als Form adoptirt haben, ohne das ihm zu Grunde liegende Streben nach einer Verinnerlichung und Vereinfachung des Lebensinhalts zu verstehen. Wenn der Naturalismus bei anderen Nationen nur insoweit Berechtigung hatte, als er gegen die Unwahrheit der Form und gegen die Sentimentalität im Inhalte ankämpfte, so hat er in der modernen italienischen Literatur und Kunst jede Existenzberechtigung dadurch eingebüßt, daß er die ohnehin dem Italiener schon eigene Lust an rein formeller Wirkung bis zum Unerträglichen verschärfte, ohne dabei irgend etwas von der Sentimentalität und Schwächlichkeit des Empfindens abzustreifen.

Fogazzaro hat das instinctiv gefühlt, weil er einer der wenigen modernen Schriftsteller in Italien ist, die in ihrer Kunstausübung nicht den Inhalt hinter die Form zurückstellen. Er hat wirklich etwas zu sagen und will dieses etwas unter Aufbietung aller Kunstmittel so eindrücklich wie möglich sagen, während die meisten anderen im Grunde nichts zu sagen haben und dieses nichts lediglich durch die äußere Form zu einem etwas aufzubauschen versuchen.

Hierin ist auch der Grund zu suchen, wenn man von seiten der jüngeren Richtung Fogazzaro's Schaffen nicht unbedingt anerkennt. Allgemein wird zugegeben, daß er eine kräftige und selbständige Künstlernatur ist; die Wirkung seiner Kunstmittel, seiner Sprache, seines Stils, seiner Compositions- und Charakterisirungsweise wird nicht angezweifelt. Aber das, was er zu sagen hat und sagen will und mit aller Entschiedenheit in allen seinen Schriften sagt, soll alt und verbraucht sein. Seine Probleme sollen nicht neu sein, seine Weltanschauung soll dem modernen Denken widersprechen; seine spiritualistische, idealistische Auffassung vom Menschen soll den modernen Theorien, die den Helden nur als das willenlose Geschöpf seiner Umgebung ansehen, zuwiderlaufen.

In der That verhält es sich so, daß Fogazzaro nicht zu den tastenden und herumsuchenden Künstlern gehört, die über den Mangel an einer festgegründeten, den Menschen ganz ergreifenden Lebensanschauung durch spitzfindig ausgeklügelte Probleme von dem geheimen Weben und Leben in unsrer Brust sich und ihre Leser hinwegzutäuschen suchen. Es ist wahr, er ist von der alten, man könnte sagen priesterlichen Schule eines Manzoni und eines Zanella; er glaubt an Gott und an eine göttliche Weltordnung; er schreibt der menschlichen Seele einen selbständigen supranaturalistischen Lebensinhalt zu; er gründet alle seine Probleme auf das Verhältniß, in das sich der Mensch zu der höheren, übersinnlichen Macht, ja zuweilen sogar zu der geheimnißvollen, ihn dunkel beeinflussenden Geisterwelt stellt. Aber dabei ist er stets neu, oft sogar kühn in der Stellung dieser seiner Probleme. Nichts Menschliches soll mir fremd sein! scheint er sich gesagt zu haben und immer wieder zu sagen. Den modernen Menschen in allen seinen Beziehungen zu der ihn umgebenden Gesellschaft und Welt will er schildern, aber er setzt über diese Beziehungen noch die übersinnliche Weltordnung, an der er das Wellkind überall und in oft entscheidender Weise theilnehmen läßt. Auf diese Weise hat er denn allerdings mehr zu sagen, als die Naturalisten der neueren Schule. Und oft dringt gerade das, was er von der höheren Welt, an der der Mensch theilnimmt, zu sagen hat, tiefer ins Herz und erzeugt eine größere innere Spannung, als jene Beziehungen zu der realen Welt, so trefflich dieselben auch verschlungen und ausgedacht und beobachtet sein mögen.

Man würde ihn einen Mystiker nennen können — und in der That ist er so von italienischen Kritikern auch genannt worden — wenn er nicht einen so wunderbar offenen und klaren Blick für das thatsächliche Leben hätte. Mystisch vor allem hat man seine Naturbetrachtungen genannt; aber sie sind im allgemeinen nur deßhalb dem Italiener neu und erscheinen ihm in einem übersinnlichen Lichte, weil der italienischen Dichtung überhaupt das intime, ich möchte sagen pantheistische Aufgehen in die Natur, das innige und träumerische Sichoersenken in einen seelischen Zusammenhang mit dem geheimnißvollen Weben der Schöpfung um uns her fremd sind. Selbst Leopardi, der zuerst in dieser Hinsicht einen neuen Ton anschlägt, der in einzelnen seiner Gedichte eine zauberhafte Stimmung gerade durch die Wiedergabe eines Natureindrucks anzuregen weiß, benutzt solche Eingänge nur als künstlerische Hülfsmittel und hat niemals die Darstellung eines traumhaften, durch die Natur angeregten Zustandes als Hauptzweck. Er verläßt stets rasch den angeschlagenen Ton, um zu einem von der umgebenden Natur unabhängigen inneren Zustand überzugehen. Anders Fogazzaro. Er läßt sich von der Natur nicht nur anregen, sondern geht in ihr auf. Seine Seele oder die Seele seines Helden wird zu einem Bestandtheil des Geistes-

Digitized by Google

webens, das er aus dem Rauschen der Bäume, aus dem Plätschern der Wellen, aus dem Dufte einer Blume herausfühlt.

Ich weiß nicht, ob Antonio Fogazzaro etwa einen Tropfen nordischen, speciell germanischen Blutes in seinen Adern hat. Sein Portrait deutet eigentlich nicht darauf hin. Ich kann auch nicht sagen, ob seine Jugendentwicklung durch deutsche Bildung, besonders durch deutsche Dichtung, beeinflußt worden ist. Das würde schon eher glaublich sein, da er unter österreichischer Herrschaft groß geworden ist (er ist im Jahre 1842 in Vicenza geboren); auch verräth einer seiner Romane, „Il mistero del poeta", der zum größten Theil auf deutschem Boden spielt, eine genaue Kenntniß nicht nur deutscher Sprache und Literatur, sondern besonders auch deutscher Eigenart. Auf jeden Fall trägt sein ganzes Schaffen einige Züge an sich, die uns Deutsche anheimeln. Jenes sein liebevolles Versenken in die Natur gehört vor allem hieher. Er ist ein Naturkind. Das Valsoldathal am östlichen Arm des Luganersees, wo er eine Villa besitzt und wo er, wie es scheint, seine drangreichsten Entwicklungsjahre verlebte, hat es ihm angethan. Wir werden bei dem Durchlesen seiner Werke in diesem Thal förmlich heimisch. Nicht nur seine ersten Gedichte erzählen uns von jenem stillen See, von den steil sich um ihn aufthürmenden Bergen und von dem romantischen Zauber der zerklüfteten Ufer, auch sein erster Roman, „Malombra", spielt sich in einer einsamen, im Valsoldathale gelegenen Villa ab, und mit seinem letzten und bedeutendsten Roman „Il piccolo mondo antico" ist er abermals auf jenen ihm gänzlich heimischen Boden zurückgekehrt. Aber selbst, wo er diesen Boden äußerlich verlassen hat, wie in dem erwähnten in Deutschland spielenden Roman „Il mistero del poeta" und im „Daniele Cortis" sowie in seinen kleineren Novellen und Erzählungen kann er sich innerlich nicht von dem Zusammenhang mit der Natur losmachen, an den ihn das intime Leben im engen Thale von der Jugendzeit an gewöhnt hat. Seine Hauptpersonen sind stets Landbewohner; nicht freilich Landleute, sondern die auf einer hohen gesellschaftlichen Stufe stehenden Bewohner ländlicher Villen; sie stehen mit dem Stadtleben nur in zufälligem Zusammenhang; ihr ganzes Leben, ihre geistige Entwicklung, ihre Gemüthsbewegungen und ihre Schicksale sind an die Scholle geknüpft, auf der sie leben. Oft greift die sie umgebende Natur in geradezu symbolischer Weise in ihr Leben ein. Ein Baum, mit dem sie aufgewachsen sind — so im „Daniele Cortis" —, ein Garten, den sie angebaut und gepflegt haben — so im „Piccolo mondo antico" — oder der See, der in ihre Träume hereinrauscht — so in „Malombra" —, werden für sie zu Lebewesen, an die sie durch feste innerliche Bande angeknüpft sind. Das gibt häufig der Darstellung Fogazzaro's einen intimen Reiz, der freilich gerade von den Italienern nicht immer empfunden werden dürfte. Denn im allgemeinen steht der Italiener der schönen ihn umgebenden Natur kälter und fremder gegenüber, als man vermuthen sollte.

In seinen Jugendgedichten „Valsolda" spricht Fogazzaro mit der Natur wie mit einem Bruder. Er schöpft Trost und Begeisterung, Entsagungsstimmung und frohes Hoffen aus dem, was ihm der Bergesgipfel und die Wellen zuraunen. Fast alle diese Dichtungen sind Dialoge, sei es zwischen seiner Seele und der belebten Natur, sei es zwischen Berg und Wald und Wolken und Wellen selbst. Und in dem Einführungsgedicht dieser kleinen Sammlung, das er „Fascino", „Bezauberung", benennt, singt er von der geheimnißvollen, liebeslockenden Stimme, die aus dem Waldesdunkel und aus der laubumschatteten Quelle an sein Ohr klang und ihn für immer gesaugen nahm, so daß er nun schweigend am Wasser sitzt und das Leben und die Zeit über der Sehnsucht nach jenem unfaßbaren Wesen vergißt. Das ist ein neuer Ton im italienischen Dichterwald. Und neu auch ist die überaus einfache, aber eng sich dem Gedanken anschmiegende Form dieser träumerischen Lieder. Gerade dieser einfachen Form wegen haben dieselben vielleicht weniger Beachtung in Italien gefunden, als sie verdienen. Denn die Lyrik muß wie eine prunkvolle schmetternde Fanfare klingen oder sich süß wie eine weiche Arie einschmeicheln, wenn sie des Italieners Ohr reizen soll; er liebt nicht die Melodie ohne Ende.

Aus dem Traumleben, das in diesen Jugendgedichten zum Ausdruck kommt, ist dann auch Fogazzaro's Romandichtung erwachsen. Freilich konnte sie nicht bei den lyrischen Stimmungen stehen bleiben; es mußte die dichterische Kraft sich nun am thatsächlichen Leben erproben. Aber den träumerischen Grundton hat sie nie ganz verloren.

Der erste Roman Fogazzaro's (Malombra) erschien wenige Jahre nach der ersten Ausgabe jener Gedichte. Er ist kein Meisterwerk. Eben weil des Dichters Seele noch allzusehr von jener Traumstimmung erfüllt war, gebricht es dem Romane an künstlerischer Einheit. Die Seele der Heldin gehört nur zum Theil der wirklichen Welt an; sie lebt, von geheimnißvollen Stimmen aus der sie umgebenden düsteren Natur und aus der Vorwelt erfüllt. Aber es ist nicht deutlich zum Ausdruck gebracht, ob der Dichter wirklich diesen Stimmen eine reale Existenz zuschreibt, oder ob es Hallucinationen sind, an denen die Seele der Heldin krankt. Deßhalb ist der tragische Ausgang nur als ein pathologischer Proceß interessant. Die junge Marchesa Malombra, die mit ihrem alten Onkel, einem sonderlingshaften Menschenfreund, in der einsamen Villa am See lebt, ist ein Revenant; in ihr lebt eine Ahnfrau wieder auf, die an demselben Orte ein geheimnißvolles und tragisches Ende nahm, und die nun durch sie gerächt wird. Das Thema ist nicht neu und in der Weltliteratur schon einigemale besser, d. h. grausiger behandelt worden, als es Fogazzaro thut. Gleichwohl stellt dieser Roman sich als eine bedeutsame Erscheinung in der italienischen Literatur dar. Denn in ihr war das Hineingreifen der übersinnlichen Welt in die sinnliche noch niemals in so ausdrücklicher Weise behandelt worden. Fogazzaro ist schon damals in den Ruf gekommen, ein Spiritist zu sein. Eine später veröffentlichte Novelle „Un pensiero di Ermes Torranza" hat diesen Ruf befestigt, obgleich auch hier der Dichter es abermals unentschieden läßt, ob die Geisterstimme, die aus dem Jenseits herüberdringt, Realität hat oder nur in Folge einer überreizten Einbildung vernommen wird. Ermes Torranza, der eben verstorbene Poet, hat in einem hinterlassenen Briefe seine junge, von ihrem Manne getrennt lebende Freundin beschworen, an einem bestimmten Abend, zur bestimmten Stunde, und während sie sein letztes an sie gerichtetes Lied auf dem Clavier spielt, auf ein Zeichen zu warten, das er ihr aus jener Welt zukommen lassen werde. Sie folgt seiner Bitte, sie wartet in einem halb wachenden, halb traumhaften Zustande am Clavier sitzend; da hört sie einen leisen Schritt hinter sich im Zimmer, ein leiser Luftzug verräth ihr die Anwesenheit eines anderen Wesens im einsamen Gartensaale; sie wendet sich hochklopfenden Herzens um: es ist ihr Mann, der, von dem verstorbenen Dichter zu gleicher Stunde an diesen Ort bestellt, ihr die Hand zur Wiedervereinigung bietet. Man könnte diese natürliche, ich möchte fast sagen triviale Lösung der gewaltigen Spannung, in der uns diese Novelle bis dahin gehalten hat, geradezu als eine humorvolle Satire auf den Spiritismus auffassen, wenn nicht nun doch noch die Geisterstimme des befriedigten Versöhnens aus dem Jenseits her sich in einem leisen Klingen des Claviers vernehmen ließe. Und noch ein anderes mal begegnen wir diesem spiritistischen Zug in

Digitized by Google

Fogazzaro, diesem Glauben an gewisse geheimnißvolle Fähigkeiten der menschlichen Seele und an ihre Beziehung zum Uebersinnlichen. Es ist im Eingange des Romans „Il mistero del poeta“. Der Dichter, von dessen unglücklicher Liebesgeschichte das Buch handelt, erzählt hier, daß er zweimal, lange Jahre vor der Begegnung mit seiner Geliebten, schon ihre Stimme im Traume gehört, und daß er sofort, als diese Stimme später in Wirklichkeit an sein Ohr schlug, mit Bestimmtheit wußte, er habe nun die ihm von Ewigkeit zugeschriebene Ergänzung seiner Seele gefunden. In der That bildet die leidenschaftliche Beharrlichkeit, mit der im Verlauf dieses Romans nun die beiden, seit Urbeginn für einander geschaffenen Seelen einander zustreben, die elementare Gewalt, mit der sie alle zwischen sie aufgethürmten Hindernisse überwinden, bis sie sich endlich im Tode vereinigen, dann den Grundton, der durch die ganze Erzählung hindurchklingt. Das Ueberirdische, Uebersinnliche der Liebe kommt in dieser Dichtung zu einem ergreifenden Ausdruck. Das tragische irdische Schicksal der an ihrem Hochzeitstage sterbenden Geliebten findet ein versöhnendes Gegengewicht in dem Glauben an die unausweichliche Allgewalt einer den ganzen Menschen erfassenden und ihm gleichsam von dunkeln Mächten eingedrückten Leidenschaft.

Aus dem Traumleben, in dem ihn uns seine Lyrik befangen zeigt, hat sich Fogazzaro in diesem Romane zu einer klaren Lebensauffassung herausgearbeitet. Die unbestimmten Geisterstimmen, die er früher zu vernehmen vermeinte, haben den scharfen Klang einer sein ganzes Sein durchdringenden geistigen Stimme angenommen. Er hat die spiritistischen Anwandlungen und Ahnungen durch eine einheitliche, immer festere Gestalt in ihm annehmende spiritualistische Weltanschauung überwunden. Die beiden Hauptschöpfungen seiner späteren Jahre, die Romane „Daniele Cortis“ und „Il piccolo mondo antico“ zeigen uns das deutlich, und wir brauchen zur Bekräftigung dieser Ansicht gar nicht erst die kleineren philosophischen Abhandlungen ins Feld zu führen, in denen er seitdem, meist in Form von öffentlichen Vorträgen, den Kampf um seine Weltanschauung gegenüber der Gleichgültigkeit seiner Landsleute und gegenüber der inneren Haltlosigkeit der sogenannten naturalistischen Schule aufgenommen hat.

Das einzig Werthvolle und Wichtige bleibt für den Dichter doch immer nur das, ob seine Lebensanschauung seiner Kunst eine feste Unterlage und ein einheitliches Gepräge gibt. Wie diese Lebensanschauung an sich beschaffen ist, das darf die Kritik eigentlich nichts angehen. Es hieße das die Frage nach künstlerischen Werthen auf das moralische Gebiet hinüberspielen. Wenn nur überhaupt den Dichter ein Glaube, eine feurige und heilige Ueberzeugung beseelt. An was er glaubt, wovon er überzeugt ist, das ist ja ebenso einerlei, als ob ein Bildhauer Engel darstellt oder Teufel. Es kommt nur darauf an, ob er sie wirklich künstlerisch darzustellen weiß. Es kommt nur darauf an, daß der Künstler, mag er Bildhauer oder Dichter sein, uns durch sein Werk den Eindruck von einer fest in sich geschlossenen, einheitlich aus sich selbst heraus schaffenden Persönlichkeit gibt.

Deßhalb ist es auch müßig, zu fragen, ob das Thema, das Fogazzaro in seinem „Daniele Cortis“ entwickelt, der heute vielfach üblichen Auffassung vom Leben entspricht, oder ob es altväterisch, priesterlich, asketisch klingt. Fogazzaro hat in einem seiner Vorträge (Un' opinione di Manzoni) dieses Thema ungefähr folgendermaßen formulirt: „Wenn die Liebe der Familienordnung zuwiderläuft, bleibt ihr nur die Selbstaufopferung, d. h. die Entsagung übrig und mit dieser Selbstaufopferung auf Grund dieser Entsagung nur die Erhebung über dieses irdische Getriebe, die Hoffnung auf das Jenseits.“ Es kann kein Zweifel darüber sein, daß die harmonische Durchführung dieses Themas eine ungleich größere künstlerische Kraft erfordert, als etwa die andere mögliche Lösung desselben Problems, daß die Liebe die Familienordnung durchbricht, und daß erst die Schuld und ihre Sühne zu jener Erhebung führen. Die Entsagung, selbst wenn sie auf religiöser Grundlage ruht, scheint ein allzu negativer Begriff zu sein, als daß sie die Unterlage für ein mächtig wirkendes Kunstwerk bilden könnte. Und doch ist es Fogazzaro gelungen, in seinem Helden, in Daniele Cortis und in der von ihm geliebten Frau eines anderen, diese Entsagung kräftig und künstlerisch zu verkörpern. Ja, es ist ihm dies gelungen ohne die Zuhülfenahme des religiösen Gefühls als alleiniger Triebfeder, und es ist ihm sogar gelungen, bei der Durführung seines Themas die gefährlichste Klippe, an der die meisten solcher Probleme künstlerischen Schiffbruch erleiden, nämlich die Sentimentalität, zu vermeiden.

Es ist ein männliches, kräftiges Element in diesem Cortis und nicht minder in seiner Helena. In beiden lebt das Gefühl von der auf sich selbst beruhenden Würde der Menschennatur, dem Antheil, den wir am Göttlichen haben. Es widerstrebt ihrem natürlichen, aus dieser Würde entsprungenen Stolze, schwach zu werden, selbst in den Augenblicken, da die heißeste Liebe ihre Herzen verzehrt. Nicht die religiöse Scheu vor der Verletzung der Familienordnung ist das, was sie zurückhält, sondern die Angst vor Selbsterniedrigung, die mit jedem Nachgeben, jeder Schwäche verbunden sein würde. Sehr bezeichnend in wunderbarer künstlerischer Kürze ist dies am Schlusse des Buches zum Ausdruck gebracht. Daniele Cortis ist allein zurückgeblieben, nachdem die geliebte Frau ihm für immer Lebewohl gesagt. Er setzt sich an den Schreibtisch und fertigt ein kurzes Telegramm ab, durch das er sich hinein in heiße neue Arbeit im Dienste des Vaterlandes stürzt. Dann tritt er vor das Bild seines Vaters, der gleiche und vielleicht noch schwerere Entsagung einst in seinem Leben geübt. Er kreuzt die Arme und schaut in die ernsten Züge seines Erzeugers. Dann sagt er mit fester, lauter Stimme: „ecco!“

Dieses kleine Wort ist hier ein Siegesruf.

Auf die einzelnen Wandlungen des Kampfes, in dem dieser Sieg errungen worden ist, wollen wir hier nicht näher eingehen, zumal da „Daniele Cortis“ ins Deutsche übersetzt worden ist und seiner Zeit in Deutschland auch viele Beachtung und Verbreitung gefunden hat. Es ist genug, daß nicht nur der Dichter selbst an die Nothwendigkeit und an die Möglichkeit einer solchen Selbstaufopferung der heißen Leidenschaft glaubt, sondern daß er dieses Opfer in echt künstlerischer Weise auch dem Leser als glaublich und als nothwendig für die Personen, die er schildert, erscheinen läßt. Sein Roman wird auf diese Weise zu einem Sang vom Adel der Menschennatur. Nur aus einem hohen Optimismus können solche Dichtungen hervorgehen, besonders wenn daneben die Vertreter des niedrigen Menschenthums so wahrheitsgetreu geschildert werden, wie es Fogazzaro thut. Nur ein wirklicher Künstler hält das richtige Maß in der Gegenüberstellung der adligen und der nichtadligen Charaktere; daß die ersteren nicht als engelhafte Tugendbolde, die letzteren nicht als eingefleischte Teufel erscheinen, kann nur die scharfe Beobachtungsgabe und ein echter Naturalismus in der Wiedergabe der Eindrücke vom Leben bewirken; und die Sentimentalität gar kann aus solchen Darstellungen nur ferngehalten werden durch das rechte Eindringen in die Tiefen jeder Menschennatur.

Aus diesem Grunde glaube ich auch, daß wir in Fogazzaro einen wahren Künstler vor uns haben. Und wenn ich nicht schon nach der Lectüre von „Daniele Cortis“ und von mancher seiner kleineren Novellen davon überzeugt gewesen wäre, würde es mir sein neuester Roman „Il

Digitized by Google

piccolo mondo antico“ gezeigt haben. Auch in diesem Werke geht eine tiefe und einheitliche Lebensauffassung Hand in Hand mit großer Wahrheit in der Darstellung. Es scheint nach vielen Richtungen hin völlig aus dem uns umgebenden täglichen Leben abgeschrieben zu sein, legt aber in dieses Leben einen tiefen Inhalt. Man könnte den Titel vielleicht am besten durch „die Kleinwelt unsrer Väter“ wiedergeben. Die äußere Welt, in der sich die Personen dieses Romans bewegen, erscheint in der That auf den ersten Blick klein und beschränkt, gewinnt aber sofort einen weiten Horizont durch das Innenleben dieser Personen. Dabei ist der Roman jedoch nicht das, was man heute „psychologischen Roman“ nennt. Die äußere Handlung, obgleich einfach erfunden und in großer Schlichtheit an einander geknüpft, ist die erste Erregerin der innerlichen Vorgänge, nicht lediglich eine, wie ein Mantel lose darum gehängte Begleiterscheinung. Nur daß diese inneren Vorgänge unter der Hand des Dichters rasch eine packende Bedeutung gewinnen.

Ein Angriff auf die evangelische Landeskirche Augsburger Bekenntnisses in Siebenbürgen.

Es ist in den letzten Wochen mehrfach die Mittheilung auch durch deutsche Blätter gegangen, daß die evangelische Landeskirche in Siebenbürgen, zu der bekanntlich nahezu ausschließlich die Siebenbürger Sachsen gehören, schweren Angriffen ausgesetzt sei von der evangelischen „Schwesterkirche“ (!) in Ungarn. Um die deutschen Leser, die sich dafür interessiren, klar sehen zu lassen, soll hier eine actenmäßige kurze Darlegung der Frage erfolgen.

Die evangelische Kirche ist in dem Königreich Ungarn in zwei Kirchen getheilt, in die „evangelische Landeskirche A. B. in Ungarn“, die in 4 Superintendenzen (Districte) zerfällt mit zusammen 630 Gemeinden, und „die evangelische Landeskirche A. B. in Siebenbürgen“ mit 253 Gemeinden. An Zahl der Gemeinden übertrifft die siebenbürgische Landeskirche jede der ungarländischen Superintendenzen, an Zahl der Seelen steht sie hinter zweien zurück und übertrifft wieder die zwei anderen. Die siebenbürgische evangelische Landeskirche ist eine völlig autonome, deren Rechtsstellung vielfach günstiger ist, als die der ungarischen, ihre Gesetze sind — um nur eines zu erwähnen — rechtsgültig ohne königliche Bestätigung, während diese erforderlich ist für die der ungarländischen Kirche; die siebenbürgische Kirche besaß bis vor kurzem die geistliche Ehegerichtsbarkeit, die ungarländische nicht u. s. f. Auf die historische Entwicklung dieser Unterschiede soll hier nicht eingegangen werden. Genug, die Rechtslage ist diese: die siebenbürgische evangelische Landeskirche ist eine von der ungarländischen völlig unabhängige autonome Kirche mit ihrer eigenen Verfassung, den eigenen Behörden, dem eigenen Bischof u. s. f. Da nahezu alle ihre Bekenner Deutsche (die Siebenbürger Sachsen) sind, so ist das gesammte kirchliche Leben eben deutsch, wobei den wenigen (5) magyarischen Gemeinden volle Sprachenfreiheit als ein selbstverständliches und aus der evangelischen Freiheit sich ergebendes Recht gewährt ist. Im Jahr 1887 schieden aus der siebenbürgischen Landeskirche 11 magyarische Gemeinden des Kronstädter Comitats aus wegen angeblicher Unterdrückung und erlangten auf Grund einer Cabinetsordre Anschluß an einen der 4 ungarländischen Districte, den sogenannten Theißdistrict. Die Acten über diese viele Jahre umfassende Angelegenheit sind alle gedruckt in den „Verhandlungen der XIII. Landeskirchenversammlung“ (Hermannstadt, 1887). Wie die evangelische Landeskirche in Siebenbürgen gegen diese im Verordnungsweg erfolgte einseitige und ausschließlich von magyarisch-nationalem Gesichtspunkt aus verfügte Aenderung ihres Umkreises sich gewehrt, das geht aus denselben Acten klar und deutlich hervor, ebenso, was für eine Rolle dabei die ungarische „Schwesterkirche“ spielte. Als der Generalconvent der ungarischen Kirche diese abtrünnigen Gemeinden aufnahm, hatten diese das ungeheuerliche Begehren aufgestellt, es sollten von vornherein auch alle weiteren Gemeinden, die sich diesem neuen Kronstädter Delanat anschließen wollten, der Theißer Superintendenz zugewiesen werden. Der Generalconvent war einsichtig genug, dieses Begehren abzuweisen. Aber er konnte sich doch nicht enthalten, auszusprechen: „Das Kronstädter evangelisch-magyarische Dekanat wird angewiesen, die übrigen evangelisch-magyarischen Kirchen in Siebenbürgen zum Anschluß an dieses Dekanat aufzufordern, sodann seine Aufmerksamkeit auf die ohne jede religiös-sittliche Obsorge (?!) lebenden, in der Zerstreuung wohnenden evangelischen Gläubigen auszudehnen und zu versuchen, dieselben in den Verband dieser Kirche einzubeziehen.“ Es war doch eine unwürdige, amtlich angeordnete, interconfessionelle Propaganda, gegen die die siebenbürgische Landeskirche sich energisch verwahrte und den Theißer Bischof aufforderte, „die Agitation im Zwecke der Verleitung zu weiterem Abfall von dieser Landeskirche unbedingt einzustellen“.

Eine Zeit lang ist nun thatsächlich Ruhe gewesen und man durfte hoffen, daß die Träger der unwürdigen Agitation zur Besinnung gekommen seien. Da warf ein specieller Fall im Jahr 1894 ein grelles Licht auf diese „Besinnung“. Unter dem 28. Januar 1894 nämlich schrieb der Bischof des Theißdistrictes P. Zelenka wörtlich folgendes an das Landesconsistorium der siebenbürgischen Landeskirche: „Nach unserm Synodalgesetz wurde der nördliche und östliche Theil der siebenbürgischen Landestheile zum Theißer Kirchendistrict geschlagen und jede politische Gemeinde in irgend eine Kirchengemeinde oder Missionsbezirk einzutheilen angeordnet. Es folgt also von selbst, daß derjenige, welcher in den Verband unsrer Kirche zu kommen wünscht, dieses rechtlich thun kann und wir ihn gesetzlich aufnehmen können. Indessen bestreben wir uns, daß die Anwendung dieses unsres Rechtes und unsrer Pflicht mit brüderlicher Schonung geschehe.“

Es ist klar, daß, wenn diese Anschauung Rechtskraft besäße, die siebenbürgische evangelische Landeskirche, ohne auch nur eine Ahnung gehabt zu haben, im buchstäblichen Sinn keinen Boden unter den Füßen hätte, sondern Missionsgebiet des Theißer Kirchendistricts geworden wäre. Und was für eine „Schonung“ sie von diesem zu erwarten hätte, darüber kann sie nicht im unklaren sein. Da die evangelische siebenbürgische Landeskirche von jenem Gesetz überhaupt keine Kenntniß hatte, wandte sie sich an Zelenka um Mittheilung desselben. Dieser antwortete mit einer für seine Bildung charakteristischen Urbanität, „daß authentische Ausgaben unsrer Synodalgesetze in magyarischer und deutscher Sprache in der Buchhandlung V. Hornyenßky in Budapest zu bekommen sind. In § 27 dieses Gesetzes werden Sie die gesuchte Verfügung finden.“

Dieser § 27 lautet: „Sämmtliche bürgerliche Gemeinden des ungarischen Staates werden mit besonderer Rücksicht auf die Territorial-, Bevölkerungs- und Verkehrsverhältnisse durch die betreffenden Kirchendistricte den Muttergemeinden, und dort, wo es die Nothwendigkeit erheischt, den einzelnen Missionskreisen zugetheilt.“

Es liegt nun auf der Hand, daß diese Bestimmung auf die Gemeinden der siebenbürgischen evangelischen Landeskirche sich nicht beziehen kann, denn nie hat diese an dem Zustandekommen jenes Gesetzes mitgewirkt, niemals kann irgend ein Beschluß der ungarischen evangelischen Kirche der siebenbürgischen autonomen Landeskirche irgend eine Verbindlichkeit auferlegen, am allerwenigsten, wenn er sie

einfach zu vernichten droht. Das ungarische Synodalgesetz konnte bestimmen, daß die Gemeinden innerhalb des Gebietes, für das jenes Gesetz überhaupt gilt, aufgetheilt werden, nimmermehr aber auch die siebenbürgischen Gemeinden. Es müßte ein seltsames Chaos entstehen, wenn eine Kirche plötzlich sich das Recht anmaßte, Jurisdictionsrechte über eine andere Kirche auszuüben.

So konnte denn die evangelische siebenbürgische Landeskirche nicht anders, als gegen diesen unerhörten, in einem Rechtsstaat undenkbaren Vorgang Verwahrung einlegen und Hülfe bei der Regierung suchen. Sie hat in einer Eingabe vom 5. März d. J. um authentische Erklärung, daß jenes Synodalgesetz sich bloß auf Ungarn beziehe, und daß dadurch das Jurisdictionsgebiet der autonomen siebenbürgischen Landeskirche nicht im geringsten berührt werde.

Der ungarische Cultusminister hat, wie es ja kaum anders möglich war, nun in der That entschieden, daß die Auffassung Zelenka's eine irrige sei und daß jene Eintheilung sich bloß auf Ungarn beziehe, indem aus Siebenbürgen bloß die 11 magyarischen Gemeinden des Kronstadter Comitats zum Theißdistrict gehörten.

Der Generalconvent der ungarischen Kirche aber, d. h. vor allem die beiden an der Spitze dieser Agitation gegen die evangelische siebenbürgische Landeskirche stehenden Männer, Baron Pronay, Curator der ungarischen evangelischen Kirche, und der Theißer Bischof Zelenka lassen die Sache nicht ruhen. Man darf auf weitere Verwicklungen sich gefaßt machen.

Was für ein Geist überhaupt in der ungarischen evangelischen Kirche herrscht, das geht besonders aus der Thatsache hervor, die auch in die Allgem. Zeitung Eingang gefunden, daß sie um Erhöhung der Staatsdotation einkommt mit der Begründung, „daß sie die in ihrem Schoß wenn auch nur vereinzelt auftretenden Nationalitätenströmungen mit Erfolg niederkämpfen könne", und mit dem Versprechen, dafür zu sorgen, daß etwaige „Unterstützungen nicht Unwürdigen zutheil werden". Mit Recht macht D. Beyschlag, indem er dieses mittheilt (in den deutsch-evangelischen Blättern) die Bemerkung, eine Kirche, die sich erbiete, um Geld sich erbiete, derartiges zu thun, mache sich verächtlich. Es mag zur weiteren Charakteristik des „Geistes" in gewissen Kreisen dienen, daß das officielle Blatt der reformirten Kirche in Ungarn unlängst geradezu einen Vorschlag auf Plünderung der evangelischen Kirche in Siebenbürgen brachte. Sie machte den Vorschlag, die Zehntentschädigung dieser Kirche einer „Revision" zu unterziehen, und da sie zu hoch bemessen sei, einen Theil zur Unterstützung der ungarischen evangelischen Kirche zu verwenden! Was werden die deutschen Kirchen dazu sagen?

All das ist ja einfach nicht verständlich, wenn man die Sache nicht unter dem Gesichtspunkt betrachtet, unter dem sie allein ins rechte Licht gerückt wird, unter dem politischen. Der magyarische Chauvinismus ist es, der hier die evangelische Landeskirche A. B. in Siebenbürgen angreift, weil ihr autonomes Leben den deutschsprechenden Gläubigen deutsche Predigt, deutschen Gesang, deutsche Schulen verbürgt, es ist die unhistorische Anschauung, die heute Ungarn als den ausschließlichen Besitz eines Volksstammes ansieht, der nicht einmal die absolute Mehrheit der Bevölkerung bildet.

Die ungarische Regierung hat in der letzten Frage die evangelische Landeskirche in Siebenbürgen geschützt. Sie wird es noch leichter können, wenn auch die öffentliche Meinung in Deutschland es thut.

Mittheilungen und Nachrichten.

R. St. **Ein Proportionsgesetz der antiken Baukunst und sein Nachleben im Mittelalter und in der Renaissance** von G. Dehio, Professor an der Kaiser Wilhelm-Universität. Straßburg 1895. J. Trübner. — In diesem Buche, wie in der vorher erschienenen Schrift „Untersuchungen über das gleichseitige Dreieck als Norm gothischer Bauproportionen" (Stuttgart 1894, Cotta), sucht der Verfasser den Nachweis zu liefern, daß bestimmte Bauschulen in den Kunstperioden des griechisch-römischen Alterthums, des Mittelalters und der Renaissance die Grundverhältnisse ganzer Baumassen, wie einzelner Theile im Aeußeren und Innern nach dem beim gleichseitigen Dreieck gegebenen Verhältniß von Breite und Höhe bewußterweise festgelegt hätten. Auf zahlreichen Zeichnungen — in dem neueren Buche an 122 Beispielen auf 60 Tafeln — ist die Art dieser angeblich als Proportionsnorm geltenden „Triangulation" dargestellt. Schon die bloße Durchsicht dieses „Beweismaterials" wird die weitaus größte Mehrzahl derer, die das Buch erwartungsvoll zur Hand nehmen, ziemlich enttäuschen. Denn nur bei verhältnißmäßig wenigen der Beispiele ist das gleichseitige Dreieck so in die Hauptfigur des Außenbaues oder Innenraumes eingepaßt, daß von einer normativen Bedeutung ernstlich gesprochen werden könnte; bei den meisten ist die Triangulation ohne die zur Beweiskraft nöthige Consequenz in der Anlegung der Eckpunkte des Dreiecks eingezeichnet. So z. B. bildet bei Kuppelbauten (Pantheon, Rotunde der Diocletiansthermen u. a.) nicht der für die Wirkung des Innenraumes einzig maßgebende innere Durchmesser des Baues die Basis des gleichseitigen Dreiecks, dessen Spitze im Gewölbescheitel liegt, sondern der Durchmesser plus der Tiefe von Wandnischen oder der Dicke der Umfassungsmauern. In anderen Fällen dagegen, wo es gerade paßte, ist nur der innere Durchmesser ohne die raumerweiternden Ausbauten als Seitenlänge des Dreiecks genommen. Noch schwankender und willkürlicher ist die Wahl jener Hauptpunkte oder Hauptlinien, die in ihrer Höhenlage durch die Spitze des Dreiecks bestimmt sein sollen. Bei Querschnitten und Außenansichten verschiedenster Gebäude befindet sich die Dreiecksspitze bald im Gewölbescheitel, bald am Kämpfergesims, bald an der Spitze, bald am Fuße der Kuppellaterne, bald am Dachfirst, bald am Kranzgesims, bald am Gesims einer Attika, dabei bald an der Unterkante, bald an der Oberkante der Gesimse. Zudem ist die Grundlinie des Dreiecks nicht gleichmäßig in die Ebene des Fußbodens gelegt, sondern häufig in eine für die Gesammtproportionen der Baumasse ganz unwesentliche Linie, wie die Sockeloberkante von Säulen- oder Pilasterstellungen. Können danach die meisten der von Dehio angestellten Triangulationen nicht als überzeugende Beispiele gelten, so ist auch dem um sich gewiß interessanten urkundlichen Nachweis, daß im 14., 15. und 16. Jahrhundert die Triangulation bekannt war, eine rückwirkende Beweiskraft bis auf die Antike nicht wohl zuzuerkennen. Die Planskizzen vom Dom zu Mailand und von S. Petronio in Bologna mit dem eingezeichneten Dreiecksschema, sowie die Zeugnisse des Cesariano und Terribilia bieten allerdings für die auch auf andere Anhaltspunkte sich gründende Ansicht, daß in den gothischen Bauhütten das gleichseitige Dreieck als besonders bevorzugte Grundfigur gegolten habe, eine neue wichtige Stütze. Allein das wohl unbezweifelbare Vorhandensein einer Figuren- und Zahlenmystik in den mittelalterlichen Bauschulen bestätigt doch noch nicht die allgemeine kanonische Gültigkeit eines auf dem gleichseitigen Dreieck beruhenden Proportionsgesetzes; keinesfalls beweist es den thatsächlichen ästhetischen Werth eines solchen Gesetzes. Was diesen betrifft, so hat Dehio keine Begründung versucht; er beschränkte sich auf den historischen Nachweis, daß das Kunstgesetz „dritthalbtausend Jahre in Kraft gestanden sei." Die Antwort auf die Frage: „Warum sind die Menschen auf dieses Kunstgesetz gekommen?" weist er sehr richtig „der Aesthetik, oder deutlicher gesprochen der Psychologie zu". Zu verwundern ist nur, daß er über die Stellungnahme der Psychologen zu dieser Cardinalfrage sich nicht früher Gewißheit verschafft hat, noch bevor er seine zeitraubenden Untersuchungen anstellte. Er würde einen hiezu wenig ermuthigenden Bescheid erhalten haben. Die psychologisch analysirende Aesthetik wird das gleichseitige Dreieck als Proportionsnorm ebenso ablehnen, wie nach Fechners umfassenden Versuchen die Behauptung vom ästhetischen Werth des „goldenen Schnittes". Kommt ja doch das, was das gleichseitige Dreieck vor allen anderen Dreiecken auszeichnet, die Gleichheit der Seiten und Winkel, bei „triangulirten" Innenräumen oder Außenseiten von Bauten niemals zur Wirkung, sondern nur das dem gleichseitigen Dreieck eigenthümliche Verhältniß von Perpendikel (Höhe) zur Seitenlänge.

Dieses Verhältniß aber, nahezu = 13 : 15, dürfte schon dadurch, daß es dem Quadrat sehr nahe kommt, ohne doch ein Quadrat darzustellen, für jeden rechteckigen Querschnitt als sehr ungünstig erscheinen. Für andere Formen wird sein ästhetischer Werth kaum als größer zu erweisen sein.

∞ **Seine Gotthelf.** Roman von Emil Marriot. Berlin, Freund und Jekel. Seit dem Geistlichen Tod ist der bedeutenden Erzählerin kein Werk von der Bedeutung dieser Lebensbeichte eines als Mörder verurtheilten genial veranlagten Arztes gelungen. Der Held, der Bastard einer leichtblütigen Wiener Wäscherin, arbeitet sich durch trotzige Thatkraft zu einem Chirurgen empor, der dank seiner Tüchtigkeit alle Herren in Amt und Würden überflügelt, ja daß er in einem verzweifelten Falle sogar in das Haus eines Neiders berufen werden muß. Eine Ladung, der er nur deßhalb folgt, weil er die Pflegerin des Kranken, die zweite Haustochter, liebt, anders liebt, als die flüchtigen Bekanntschaften seiner galanten Abenteuer. Das seltsame, jungfräulich herbe Mädchen gibt sich anfangs dem wild werbenden Ungestüm des sinnlichen Freiers widerstrebend gefangen; allgemach tritt aber der Gegensatz ihrer aristokratischen und seiner plebejischen Natur, der Contrast zwischen seiner gewaltthätigen Eifersucht und ihrer stolzen und doch scheuen Art immer schroffer heraus; die Braut begegnet dem Bräutigam immer fremder; er verdächtigt die religiöse Schwärmerei ihrer Kinderzeit für einen Jugendfreund, einen längst verstorbenen Missionar, mit rauhen, rohen Worten, ein Bruch ist unausweichlich; das unaufhaltsame Verhängniß des von dämonischem Haß gegen die Gesellschaft erfüllten Arztes läßt aber die beiden nicht getrennte Wege gehen. Er tödtet das Weib, das nichts von ihm wissen will, und in der Strafanstalt, deren grausamer Zucht er erliegt, zeichnet er sein Schicksal auf. Eine wilde Anklage gegen die herrschende Weltordnung, die, seinem zügellosen Temperament vollkommen gemäß, durchaus nichts mit der Gesinnung der Erzählerin zu schaffen hat, die ebenso unbefangen, durch die Wucht der Thatsachen, die fromme Braut charakterisirt. Im einzelnen mag zu manches zu tadeln sein: doch nur, nachdem voraus geschickt wurde, daß ein ganzes Talent in diesem ungewöhnlichen Buch ein Ganzes geschaffen hat.

* Unter dem Titel „**Die Kunstdenkmäler der kgl. Universität Greifswald**" hat der zeitige Rector der Universität, Prof. Dr. **Dietze Schaefe**, eine nur in wenigen Exemplaren gedruckte und nicht für den Buchhandel bestimmte kunsthistorische und allgemein geschichtliche Publication mit 6 Tafeln und mehreren Textabbildungen veröffentlicht, welche ein erschöpfendes Bild von dem kleinen, aber einzigartigen Kunstbesitze der altehrwürdigen Greifswalder Hochschule gibt. Die Darstellung behandelt 1) den sogenannten Croy-Teppich, den bedeutsamen Gobelin vom Jahre 1554, der lebensgroße Portraits der kursächsischen und pommerschen Fürsten aus der Reformationszeit zu einer wirkungsvollen monumentalen Composition zusammengeschlossen zeigt. 2) Den reich mit Gold und Silber gestickten sammetnen Rectormantel v. J. 1619 und dessen Nachbildung durch König Friedrich Wilhelm IV. 3) Die goldene Kette und den Ring des Rectors (diese der Siegelring des letzten Pommerherzoge). 4) Den vergoldeten Silberbecher, welchen 1525 die Universität Wittenberg Luther zur Hochzeit schenkte und welchen vor einigen Jahren Kaiser Wilhelm bei Einweihung der erneuerten Schloßkirche zu Wittenberg bei dem Festmahle benutzte. 5) Die 4 Universitätsscepter aus den Jahren 1456 und 1459. Die in der königlichen Meßbildanstalt in Berlin hergestellten Foliotafeln geben die Denkmäler in vorzüglicher Nachbildung, und aus diesen wie aus dem auf urkundlichem Material beruhenden Texte tritt die wechselvolle Geschichte der blühenden Hochschule lebendig hervor. Mögen andere deutsche Universitäten, welche ähnliche Denkmäler besitzen, diesem Vorgang folgen! Das würde zugleich in willkommenster Weise die allgemeine Universitätsgeschichte bereichern.

-s. Die **Hungerkünstler**, wie Meriatti, Succi u. a., die in den letzten Jahrzehnten durch ihre drastische Kunst bekannt geworden sind, gehören fast durchweg der italienischen Nation an. Es ist merkwürdig genug, daß schon Petrarca von einem Landsmann ähnliches zu erzählen weiß. In dem interessanten Abschnitt de portentis seiner „Rerum memorandarum libri" (IV, 9) berichtet er: Apud Venetias autem, qui quadraginta dies absque ullo cibo vivat idque annivorsarium celebret jejunium, adhuc superesse perhibetur: plurimos novi, qui eum se vidisse atque rem ita esse testantur. Dieser venetianische Hungerer verzichtete also alljährlich 40 Tage hintereinander auf jede Speise: einer keineswegs unerhörte Leistung, an deren Thatsächlichkeit Petrarca wohl glauben durfte. Wenn Petrarca dann weiter erzählt, er habe in inferiore Germania gehört, malierem apud eos esse, quae tricesimum aetatis annum nihil unquam cibi sumens transegisset, so fügt er mit Recht bei, daß das mirum magis quam credibile sei. Was mag das für ein Weib gewesen sein, von dem man in Deutschland glaubte, es habe dreißig Jahre ohne Nahrung gelebt? Hier wird deutscher Aberglaube im Spiel sein: Fasten gehört zum Hexenhandwerk (Wuttke, Volksaberglaube S. 151), und den hyperboreischen Zauberer Abaris überhoben seine Amulette nach der antiken Ueberlieferung auch der Nothwendigkeit, sich Nahrung zuzuführen.

* **Tübingen.** Die an der naturwissenschaftlichen Facultät erledigte außerordentliche Professur für analytische und pharmaceutische Chemie ist dem bisherigen ersten Assistenten am chemischen Institut der Universität Kiel, Prof. Dr. **Buchner** übertragen.

* **Straßburg.** Der Amsterdamer Prof. Dr. **Forster** hat sich jetzt zur Annahme des Rufes bereit erklärt, den er von der hiesigen Universität vor längerer Zeit erhalten hat. Forster wird demnach als ordentlicher **Professor der Hygiene** in die medicinische Facultät eintreten, in der bisher ein besonderes Ordinariat für dieses Fach nicht bestand, da Hoppe-Seyler die Hygiene gemeinsam mit der physiologischen Chemie zu vertreten hatte. Auch für dies letztere Fach sucht man nach wie vor nach einem neuen Ordinarius.

* **Marburg.** Zur Vertretung des beurlaubten Professors **Behring** ist für das Sommersemester der Lehrer für militärärztliches Bildungswesen an der Kaiser Wilhelm-Akademie in Berlin, Stabsarzt Dr. **Wernicke**, berufen worden. Er wird über specielle Hygiene lesen, sowie bakteriologische Curse abhalten. — In die philosophische Facultät ist Dr. **Diemar** als Privatdocent für Geschichte eingetreten.

* **Leipzig.** Das 50jährige Doctorjubiläum des Geh. Hofraths Prof. Dr. Ludolf **Krehl**, langjährigen Oberbibliothekars, verlief in würdiger Weise. Der Jubilar zeigte sich in voller Frische. Seine Bedeutung als Orientalist hob Geh. Rath Ribbeck, der die Glückwünsche der kgl. Gesellschaft der Wissenschaften überbrachte, bezeichnend hervor: „Gestatten Sie, daß ich im Namen der Wissenschaft noch einige Worte hinzufüge. Den Glückwünschen, die die Philosophische Facultät dargebracht hat, schließt sich die königliche Gesellschaft der Wissenschaften an, der Sie nunmehr seit 27 Jahren als zweitältestes Mitglied angehören. Als hervorragender Kenner des Islams haben Sie unsere Schriften bereichert durch tiefgeschöpfte und werthvolle Darstellungen des mohammedanischen Gottesbegriffs und der koranischen Prädestinationslehre, Forschungen, die für Verständniß und Würdigung der christlichen Dogmatik und Ethik nicht ohne Ertrag bleiben konnten." — Auch **Rudolf a. Gottschall** hat dieser Tage sein goldenes Doctorjubiläum gefeiert. Bei dieser Gelegenheit erneuerte ihm die Königsberger Albertina, wo der Dichter einst den juristischen Doctorhut erwarb, das Diplom. Es ist von dem gegenwärtigen Rector Prof. Gützebock ausgestellt und rühmt in wärmsten Worten sowohl die großen Verdienste, die sich Gottschall auf lyrischem, epischem und dramatischem Gebiete errungen hat, wie seine kritischen und literarhistorischen Arbeiten. — Der ordentliche Honorarprofessor an der Universität und Oberbibliothekar an der Universitätsbibliothek, Dr. Oscar v. **Gebhardt**, ist für dies Sommersemester beurlaubt worden und wird während dieser Zeit vom zweiten Oberbibliothekar Hofrath Dr. Förstemann, vertreten. — Ferner sind für einige Zeit von den Vorlesungen dispensirt der Professor der Astronomie und Director der Sternwarte Dr. Heinrich **Brunns**, Prof. Dr. Heinr. **Brockhaus** und Privatdocent Dr. Georg **Scheffer**.

* **Dorpat.** Zum ordentlichen Professor der Medicin an der Landesuniversität ist der ordentliche Professor der Medicin in Derpat Dr. Dietrich **Barfurth** berufen worden. Er tritt in die Stelle des verstorbenen Prof. Dr. v. Brunn.

* **Königsberg.** Das **Wikingerschiff**, das die hiesige Alterthumsgesellschaft „Prussia" in **Frauenburg** ausgegraben und per Dampfer nach Königsberg schaffen ließ, ist, da es 1½ Meter tief in feuchtem Humus unmittelbar auf sandigem Boden lag, verhältnißmäßig gut erhalten. Einige alte Schriftzeichen wurden sofort nach der Ausgrabung in Gips abgegossen, um sie möglichst getreu aufzubewahren, und auch die mächtigen Hölzer in sorgfältiger Umhüllung mit Lohe den Winter über vortrefflich aufgehoben. In Königsberg sind die Reste gut angekommen und unter Aufsicht des Provincialconservators Bötticher und der Prof. Dr. Heydeck und Hoffmann ausgeladen worden. Das Schiff ruht jetzt in einem

Digitized by Google

vorzüglich geeigneten, der Alterthumsgesellschaft dazu bewilligten Raum des Forts Friedrichsburg, wo es zu dauernder Erhaltung die erforderliche Behandlung (Tränkung mit Oel ꝛc.) erfahren soll.

s. **Budapest.** In Nr. 91 der Beilage gedachte Ihr Wiener Correspondent des endlich gelungenen Abschlusses der Verhandlungen über einen Austausch der 584 registrirten Hunyadi-Documente des bayerischen Reichsarchivs zu München gegen eine große Anzahl Bayarica der Wiener Archive und des hiesigen Nationalmuseums. Es wird Ihre Leser interessiren, aus dem Bericht, den Unterrichtsminister Wlassics dem ungarischen Abgeordnetenhause darüber erstattet hat, noch einiges weitere über den Gegenstand zu erfahren. Der registrirte Theil des Münchener Hunyadi-Archivs umfaßt die Zeit bis zum Jahre 1510, somit gerade die Glanzperiode des Hunyadi'schen Hauses und besteht aus Pergamenturkunden von größtem Interesse: der nichtregistrirte Theil betrifft die Zeit nach dem Tode des Herzogs Johann Corvin (des natürlichen Sohnes Königs Mathias') und nach der Vermählung von dessen Wittwe Beatrix Frangipane mit dem Markgrafen Georg von Brandenburg. Auf diese nichtregistrirten Theile wollte die bayerische Regierung den Tausch nicht ausdehnen. Die ungarische Regierung zeigte sich dessenungeachtet entschlossen, die Bedingungen der bayerischen Regierung zu erfüllen und das ungarische Nationalmuseum für die Ueberlassung seiner Bavarica durch andere urkundliche Schätze aus dem ungarischen Landesarchive zu entschädigen. Der Kaiser genehmigte diese Vereinbarung, und es kam dann der Tauschvertrag zwischen Ungarn und Bayern zustande. Die ehedem dem bayerischen Reichsarchiv zu München angehörigen 584 Urkunden des Hunyadi-Archivs befinden sich bereits im Besitze des ungarischen Landesarchivs in Budapest. Worin die archivalischen Schätze bestanden, welche das Geh. Hof- und Staatsarchiv, sowie das Archiv des gemeinsamen Finanzministeriums in Wien als Tauschobjecte an das kgl. bayer. Reichsarchiv überließen, ist aus dem Bericht des Unterrichtsministers nicht zu ersehen. Wohl aber bezeichnet derselbe etwas näher die Handschriften und Urkunden des ungarischen Nationalmuseums in Budapest, wodurch jene Wiener Tauschobjecte nach Wunsch der kgl. bayer. Regierung vervollständigt wurden. Es sind das der Zahl nach 229 Stück Handschriften von bayerischem und deutschem Interesse und 266 Stück Urkunden desselben Charakters. Und zwar: a) Handschriften: aus dem 13. Jahrh. 1 Stück, aus dem 14. Jahrh. 6, aus dem 15. Jahrh. 15, aus dem 16. Jahrh. 59, aus dem 17. Jahrh. 84, aus dem 18. Jahrh. 64 Stück. Für Bayern besitzen den größten Werth die Manuscripte aus dem 13. bis 15. Jahrh., darunter insbesondere „Der schöne Baumgarten" aus dem 13. Jahrh., eine Handschrift des „Schwabenspiegels" aus dem 15. Jahrh., ein Heldengedicht aus derselben Zeit, mehrere Kirchen- und Stadt-Rechnungs- und Rechtsbücher. Aus späterer Zeit bezieht sich ein großer Theil (110 Stück) auf Nürnberg, auf dortige städtische Verhältnisse und Familien. Auch drei Handschriften Meisterlieder aus dem 16. Jahrhundert sind darunter. Außerdem betreffen die Manuscripte noch die Städte Regensburg, Augsburg, Ansbach, Burgau, Neuburg, München u. a. 19 Stück enthalten Daten über die bayerischen Landtage, über die Rechtspflege und das Finanzwesen. Sehr beträchtlich (23 Bände) sind die handschriftlichen Mittheilungen, Genealogien und Wappensammlungen von einzelnen bayerischen Familien (Helfrich, Fugger, Haller, Imhoff, Wallenrodt, Löffelholz u. a.) aus dem 15.—17. Jahrh. Endlich enthalten die übergebenen Handschriften noch Correspondenzen und Reisebeschreibungen aus dem 16. und 17. Jahrh. b) Urkunden, und zwar: aus dem 13. Jahrh. 54 Stück, aus dem 14. Jahrh. 21, aus dem 15. Jahrh. 60, aus dem 16. Jahrh. 71, aus dem 17. Jahrh. 45 und aus dem 18. Jahrh. 15 Stück. Nahezu die Hälfte dieser Urkunden, nämlich 130 Stück, betreffen die Stadt Nürnberg, andere Bamberg, Regensburg, Augsburg, München, Köln, Marburg u. a. Unter den Tauschobjecten sind auch 35 päpstliche Urkunden aus dem 13. Jahrh., und zwar die älteste eine Bulle Innocenz' IV. aus dem Jahre 1244 an den Ordensklerus von Regensburg; ferner 8 Stück Kaiserurkunden, darunter die älteste ein Donationsbrief Kaiser Konrads IV. vom Jahre 1244 an die Stadt Nürnberg; sodann 38 Urkunden zur Geschichte des Karmeliterordens in Bayern. Die vom ungarischen Nationalmuseum in Budapest übergebenen Handschriften und Urkunden stammen größtentheils aus der vom ungarischen Landtag der Jahre 1832/36 angekauften Sammlung des ungarischen Alterthumsforschers Nikolaus v. Jankowich († 1846). Dieser hatte sie zu Anfang des Jahrhunderts bei einer Versteigerung der Ebner'schen Sammlung in Nürnberg erworben. Jetzt kamen diese bayerischen Archivschätze wieder in ihre Heimath zurück.

* **Brüssel.** Das Münzcabinet der kgl. Bibliothek hat eine werthvolle Bereicherung erhalten. Der Numismatiker Raymond Serrure in Paris hat ihm 105 zum Theil sehr seltene merovingische, karolingische und französische Feudalmünzen verehrt. Besonders zu schätzen sind die mitgeschenkten auf der Insel Rhodus durch die Großmeister des Ordens von Jerusalem geprägten Münzen; sehr schön ist eine Münze, die den Großmeister Elion von Villeneuve (1319—1346) am Fuße des Kreuzes kniend darstellt.

* **Paris.** In dem berühmten Museum von Bourges entdeckte man, daß mehrere werthvolle Kunstgegenstände gestohlen worden sind, und zwar ein Hostienkästchen mit Emails aus dem 14. Jahrhundert, ein Emailbild aus dem 17. Jahrhundert, darstellend die Versuchung des heiligen Antonius, signirt „Laudin", endlich ein anderes Emailbild aus dem 15. Jahrhundert, darstellend den Judaskuß, und noch zwei andere werthvolle Kunstantiquitäten.

* **Stockholm.** Prof. A. B. Frank in Berlin und Prof. A. Stuper in Bonn wurden von der kgl. schwedischen Landbau-Akademie zu auswärtigen Mitgliedern erwählt.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 24. bis 26. April folgende Schriften eingegangen:

Rudolf Sohm u. Max Lorenz: Der Arbeiterstand und die Socialdemokratie; zwei Reden. 2. Aufl. Leipzig, Reinhold Werther 1896. — Berthold Litzmann: Das deutsche Drama in den literarischen Bestrebungen der Gegenwart; Vorlesungen. 3. Aufl. Hamburg u. Leipzig, Leopold Voß 1896. — Charles Secrétan: Religion u. Theologie. Dr. A. Hoffmann: Ueber Beziehung zur Religion. *Evangelicus:* Bibelwort u. Gotteswort. P. Lobstein: Die altkirchliche Christologie u. der evangelische Heilsglaube. (Hefte zur „Christlichen Welt" 21—24.) Leipzig, Fr. Wilh. Grunow 1896. — Adolf Philippi: Die Kunst der Rede; deutsche Rhetorik. Ebd. — Carl Jentsch: Wandlungen; Lebenserinnerungen. Ebd. — Aug. Knötel: Aus der Franzosenzeit; was der Großvater und die Großmutter erzählten. Ebd. — Deutschland, Deutschland über alles! Aufsätze u. Reden aus den „Akad. Blättern". Ebd. — Justinus Kerner: Geschichten Besessener neuerer Zeit, neu hggb. v. K. L. Tübingen, Lindenmaier 1896. — Graf Cesare Mattei, der Entdecker der Elektro-Homöopathie; biographische Skizze. Regensburg, G. J. Manz 1893. — v. Löbells Jahresberichte über die Veränderungen u. Fortschritte im Militärwesen. XXII. Jahrg. 1895; hggb. von a. Pelet-Narbonne. Berlin, Ernst Siegfried Mittler u. S. 1896. — Valerian Kalinka: Der vierjährige polnische Reichstag 1788—1791. Aus dem Polnischen. I. Bd. Ebd. — Richard Koppel: Shakespeare-Studien. Ebd. — Jacob Hosnik: Die Einkäpung. 2. Aufl. (Chemisch-technische Bibliothek Bd. 130.) Wien ꝛc., A. Hartleben. — Illustrirter Führer durch Dalmatien längs der Küste von Albanien bis Korfu u. nach den jonischen Inseln. Mit Abbildungen. 3. Aufl. Ebd. 1896. — Neuester u. vollständigster Plan von Wien, mit Bezirkseintheilung ꝛc. 14. Aufl. Ebd. — Friedr. v. Hellwald: Die Erde u. ihre Völker; geographisches Hausbuch. 4. Aufl. Bearb. v. Dr. W. Ule. 1. Lfg. Stuttgart ꝛc., Union. — C. W. Allers u. Hans Kraemer: Unser Bismarck. 2. Aufl. Lfg. 6—7. Ebd. — Adolf Wildbrandt: Vater u. Sohn u. andere Geschichten. 2. Aufl. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1896. — Ludwig Fulda: Robinsons Eiland; Komödie in 4 Aufzügen. Ebd. — Dr. Franz Klasen: Heinrich Raspe; Drama in 4 Aufzügen. 2. Aufl. München, J. J. Lentner 1896. — Franz Lindheimer: Hagars Liebe; Schauspiel. 2. Aufl. Heidelberg, J. Hörning 1896. — Friedr. Taeffinger: Doranda; Trauerspiel in 5 Aufzügen. Hohenfelde-Hamburg, W. C. Taeffinger 1896. — Henrik Ibsen: Catilina; Drama in 3 Acten. Aus dem Norweg. v. Hugo Greinz. Paris ꝛc., Albert Langen 1896. — Jakob Wassermann: Melusine; Liebesroman. Ebd. — Wilh. Walff: Alt- und Neu-Berlin; großes historisches Potpourri mit unterlegtem Text. Op. 108. Berlin, G. O. Uhse. — Prof. Dr. Joseph Bayer: Das neue k. k. Hofburgtheater als Bauwerk. Heft 6. (Die Theater Wiens Heft VIII.) Wien, Gesellschaft für vervielfältigende Kunst. — 36. Jahresbericht der deutschen Schillerstiftung. Weimar, Februar 1896. — Allgemeine Gartenbauausstellung in Hamburg 1897, Mai bis September. Programm. — Kataloge: H. G. Gutekunst, Stuttgart. Kunstauction Nr. 48. 15. bis 16. Mai 1896. — E. Kende, Wien. Nr. XXI. Kupferstiche, alte Drucke, Handschriften. — Karl W. Hiersemann, Leipzig. Nr. 166. Reisen, Kartenwerke, Geographie.

Jahrgang 1896. München, Mittwoch, 29. April. Nummer 99.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Die Universität Göttingen unter der französisch-westfälischen Herrschaft. 1803—1813. Von Dr. Friedrich Thimme. — Antonio Fogazzaro. II. Von Oskar Bulle. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die Universität Göttingen unter der französisch-westfälischen Herrschaft. 1803—1813.

Von Dr. Friedrich Thimme.*)

Zu Ende des vorigen Jahrhunderts war die Georgia-Augusta die anerkannt erste Hochschule Deutschlands. Keine andere Universität konnte sich eines solchen Geschlechts hochbedeutender, weltberühmter Professoren wie Göttingen rühmen. Bewundernd ruhten die Augen der ganzen gebildeten Welt auf der hannoverschen Universität; sie galt, um mit Johannes v. Müller zu reden, als „die Akropolis aller Wissenschaft, die Pergama der Gelehrtenrepublik“. Ehre den hannoverschen Staatsmännern, welche die Schöpfung Georgs II. durch eine weise und hochsinnige Leitung ihrer hohen Blüthe entgegengeführt haben: dem Minister G. A. v. Münchhausen und den beiden Ministerialreferenten G. und E. Brandes. Ihnen war es vornehmlich zu danken, wenn die Hochschule sich zu einem Gebäude von so festem Gefüge auswuchs, daß sie auch schweren Stürmen, welche so manchen anderen Tempel der Wissenschaft spurlos hinwegfegten, ohne sonderlichen Schaden standzuhalten vermochte.

Solche schwere Stürme brachen über die Universität herein, als der Krieg zwischen England und Frankreich im Frühjahr 1803 die Besetzung des Kurfürstenthums Hannover durch eine französische Armee herbeiführte. Vorerst blieb Göttingen allerdings vom Waffenlärm unberührt. Denn als das Armeecorps des Generals Mortier im Mai 1803 die hannoversche Grenze überschritt, blieb die südliche, durch braunschweigische und preußische Gebietstheile abgetrennte Hälfte des Kurfürstenthums zunächst unbesetzt. Als auch diese der Occupation anheimfiel, war der Universität inzwischen in der französischen Gelehrtenwelt ein warmer und gewichtiger Fürsprecher entstanden. Das französische Nationalinstitut verwandte sich einmüthig bei dem ersten Consul dafür, er möge nicht zulassen, daß eine so ehrwürdige Anstalt wie die Universität Göttingen unter dem Tumulte der Waffen zu leiden habe. Und so groß war die Achtung, welche die Georgia-Augusta selbst einem Napoleon abnöthigte, daß dieser die französischen Generale in Hannover auf das strengste anwies, die Stadt Göttingen als den Sitz der berühmten Universität mit Truppendurchmärschen und Einquartierung gänzlich zu verschonen: eine Weisung, der jene während der Dauer der ersten Occupation auf das genaueste nachkamen.

Wichtig war es, daß die Universität in diesem Zeitraume in dem ungeschmälerten Genuß ihrer Einkünfte blieb. Letztere betrugen damals etwa 65,000 Thlr. und erfolgten zur einen Hälfte aus den Erträgen der Calenbergischen und Grubenhagen'schen Klosterämter, zur anderen aus halbjährlichen Beiträgen der hannoverschen Provincialstände, sowie aus ordentlichen und außerordentlichen Zuschüssen verschiedener landesherrlichen, zu milden Zwecken bestimmten Cassen. Alle diese Fonds blieben während der ersten Occupation unangetastet. Die bekannte Sulinger Convention vom 3. Juni 1803 schloß die Universitätscasse ausdrücklich von der über die anderen Landescassen verhängten Sequestration aus. Nun wurden freilich die Bestimmungen der genannten Convention durch die Nichtratification derselben seitens des ersten Consuls hinfällig. Gleichwohl trat nicht einmal eine Verzögerung in den bisherigen Zahlungen an die Universität ein. Ueberhaupt unterließen es die französischen Befehlshaber in Hannover, die Mortier, Dessolle, Bernadotte u. s. w., sorgfältig, sich irgendwie in die Angelegenheiten der Universität zu mischen. Der Gang der Universitätssachen blieb derselbe, nur daß die beiden Curatoren, die Minister v. Arnßwalde und von der Decken, infolge der Auflösung des kurfürstlichen Staats- und Cabinetsministeriums ostensibel der Leitung des Universitätsdepartements, der Abtheilung des Ministeriums für Universitätssachen, entsagen mußten. Insgeheim verständigte sich freilich der Referent des Departements, Geheimer Canzleisecretär Ernst Brandes, der ohnedies von jeher eine durchaus selbständige Stellung gegenüber den herzlich unbedeutenden und bloß dem Namen nach an der Spitze der Geschäfte stehenden Ministern eingenommen hatte, mit diesen über alle Sachen von Bedeutung.

So geschah es, daß die Universität während der Jahre 1803—1805 gleichwie in tiefem Frieden fortblühte. Ihre Frequenz nahm während dieser Zeit sogar zu! Und was noch mehr sagen wollte: die berühmtesten Lehrer blieben der Universität sämmtlich erhalten, trotz der lockenden Anerbietungen, die gerade gelegentlich der ersten Periode der Fremdherrschaft von seiten auswärtiger Regierungen an jene ergingen. Von 21 Berufungen, die in den Jahren 1803 bis 1805 zur Kenntniß der hannoverschen Minister kamen, wurden nur 7 angenommen.

Während der preußischen Besitznahme, welche die französische Occupation Anfang 1806 ablöste, hatte die Göttinger Hochschule sich der deutbar größten Rücksichtnahme zu erfreuen. Es lag dem milden und wohlwollenden Könige Friedrich Wilhelm III. nach seinem eigenen Ausspruche sehr am Herzen, „sie nicht bloß in ihrer bisherigen Wirksamkeit zu erhalten, sondern auch den Flor derselben auf alle Weise zu erhöhen“. Der König bestätigte der Universität daher bereitwilligst ihre Privilegien, indem er sich vorbehielt, nach beendigter Organisation der hannoverschen Lande selbst das Rectorat zu übernehmen. Bis dahin sollten die laufenden Angelegenheiten einem provisorischen Curatorium anvertraut sein, welches bei wichtigen Anlässen die Entscheidung des Königs einzuholen hatte.

Die Anordnung eines preußischen Curatoriums mit dem Präsidenten der „Administrations- und Organisations-

*) Vgl. des Verfassers Werk: Die inneren Zustände des Kurfürstenthums Hannover unter der französisch-westfälischen Herrschaft. Bd. II, S. 279 ff.

Commission" v. Ingersleben an der Spitze führte jedoch eine durchgreifende Aenderung in dem Gange der Universitätsangelegenheiten nicht herbei. Der inzwischen zum Geheimen Cabinetsrath beförderte Referent Brandes behielt nach wie vor bestimmenden Einfluß. Zwar mußte er sich in den Vortrag der Universitätssachen mit einem Mitgliede der preußischen Commission theilen; aber Ingersleben, der provisorische Curator, hörte in erster Linie auf den bewährten Rath von Brandes. Zudem war die preußische Herrschaft nicht von langer Dauer; die Schlacht bei Jena bereitete ihr ein jähes Ende, um das Kurfürstenthum von neuem der französischen Occupation preiszugeben.

Und diesesmal verfuhren die Franzosen keineswegs mit der früher bewiesenen Schonung. Stadt und Universität Göttingen hatten unter zahlreichen Truppendurchzügen ungemein zu leiden. Auch erhoben sich jetzt große finanzielle Schwierigkeiten; denn die französischen Machthaber in Hannover inhibirten die Auszahlung aus den landschaftlichen Cassen und der „Rentkammer", der Hauptdomanialcasse. Nach der Vereinigung von Göttingen und Grubenhagen mit dem durch den Frieden von Tilsit ins Leben gerufenen und dem jüngsten Bruder Napoleons, Jerome, übertragenen Königreiche Westfalen hörten die Beiträge aus den hannoversch bleibenden Provinzen ganz auf. Es sollte aber noch schlimmer kommen. Napoleon behielt sich in der Constitution, welche er dem jungen Königreiche in die Wiege legte, die Hälfte der Staatsdomänen vor, um sie zu Dotationen für seine Generäle zu verwenden. Zu dem Antheile des Kaisers wurden auch die Göttingischen und Grubenhagen'schen Klosterämter geschlagen, so daß die Georgia-Augusta nun „ganz indotata" stand, wie Johannes v. Müller, der, durch Napoleon dem preußischen Königshause abtrünnig gemacht, in dem neugegründeten Staatswesen erst Ministerstaatssecretär und dann Generaldirector des öffentlichen Unterrichts wurde, klagend ausrief. Nicht anders verhielt es sich mit den übrigen Universitäten in dem Königreiche Westfalen: Halle, Marburg, Helmstedt und Rinteln. Alle verloren den größten Theil ihrer Einkünfte und waren, um existiren zu können, auf bedeutende Zuschüsse aus dem Staatsschatze angewiesen. Nun war aber der westfälische Staatsschatz bei den bedeutenden und sich immer steigernden finanziellen Anforderungen, welche Napoleon an seine eigene Schöpfung stellte, völlig außer stande, diesen Bedürfnissen gerecht zu werden. Kein Wunder, daß man in Kassel, der Hauptstadt des jungen Königreichs, frühzeitig die Frage aufwarf, ob es nicht gerathen sei, die für ein Reich von 2 Millionen Einwohnern übermäßig große Anzahl von Universitäten zu beschränken. Namentlich war es der Minister der Justiz und des Inneren, Siméon, ein sonst billig und wohl denkender Mann, der die Aufhebung der kleineren Universitäten befürwortete. Müller kämpfte freilich für die Erhaltung sämmtlicher Hochschulen „wie eine Henne für ihre Küchlein". Er wußte einflußreiche Personen hiefür zu interessiren, so den französischen Gesandten am Kasseler Hofe, Reinhard, so den geistvollen französischen Gelehrten Ch. de Villers, der in einer dem Könige gewidmeten Schrift über das deutsche Universitätswesen (Coup d'oeil sur les Universités et le mode d'instruction publique de l'Allemagne protestante, en particulier du Royaume de Westphalie. 1808) der Erhaltung der westfälischen Universitäten in wärmster Weise das Wort redete. Aber die Finanzcalamität des Königreichs war zu zwingend, als daß die westfälische Regierung von den Auflösungsplänen hätte ablassen können. Die Frage war von Anfang an nur die, an welchen Universitäten der Würgengel vorüberschreiten würde. Fest stand dieses nur von Göttingen, der bedeutendsten und berühmtesten unter den westfälischen Hochschulen. „Nie war in einem Augenblicke die Rede", ließ sich J. v. Müller darüber vernehmen, „Göttingen sinken zu lassen, eher drei Universitäten, eher selbst die vierte und die Halle'schen Institute." Für Göttingen legte auch Jerome ein dauerndes Interesse an den Tag und hörte es gern sein „enfant chéri" nennen. Den übrigen Universitäten wollte er nicht in gleichem Maße wohl. Wie die Klemme des westfälischen Staatsschatzes größer und größer wurde, war Jerome es selbst, der mit Ungeduld die Aufhebung von Marburg, Rinteln und Helmstedt forderte. Anfang April 1809 jammerte Müller: „Ich bin mit meinen Instituten eben jetzt in der größten Krisis." Durch den französisch-österreichischen Krieg wurde der drohende Schlag noch eine Weile aufgehalten. Kaum war aber König Jerome von seinem unrühmlichen Feldzuge in Sachsen und Franken zurückgekehrt, als es von neuem an das „traurige Geschäft der Universitätenauflösung" ging. Ein gütiges Geschick bewahrte Müller davor, selbst die Hand dazu bieten zu müssen. Er starb am 29. Mai 1809, mehr durch Gram und Kummer als durch Krankheit aufgerieben. Sein Nachfolger, Staatsrath Leist, vordem Staatsrechtslehrer in Göttingen, war ein gefügiges Werkzeug seiner Oberen. Willig ließ er sich herbei, einen Gesetzentwurf über die Aufhebung der kleineren Universitäten auszuarbeiten. Die von Leist selbst beantragte Aufhebung der Universität Marburg stieß jedoch im Staatsrathe auf heftigen Widerspruch. So unterlagen nur Helmstedt und Rinteln neben dem Collegium Carolinum zu Braunschweig und verschiedenen Pädagogien und Seminaren der Auflösung. Die Einkünfte der aufgehobenen Anstalten wurden zur Unterhaltung der beibehaltenen Universitäten bestimmt, reichten jedoch bei weitem nicht hin. Es ward deßhalb die Einrichtung getroffen, daß der öffentliche Schatz vom 1. Mai 1810 ab die Gehälter der Professoren und sonstigen Universitätsbeamten übernehmen sollte, während die übrigen Ausgaben, insbesondere die Kosten der Universitätsinstitute aus dem sog. „Studienfonds", unter welchem Namen die Einkünfte von Marburg, Helmstedt und Rinteln, sowie einiger anderen Unterrichtsanstalten zusammengefaßt wurden, bestritten werden sollten. Hiedurch wurde es ermöglicht, für die Universitätsinstitute größere Summen auszuwerfen, als bisher geschehen war. Doch gingen die Gelder durchgehends mit starker Verspätung ein, so daß viele der Institute zeitweise in arge Nothlage geriethen. Auch die Gehälter der Professoren erfolgten nur sehr unregelmäßig. So haben die Göttinger Professoren im Jahre 1812 nur das Gehalt der vier ersten Monate empfangen, und zwar unter dem 7. December; das Gehalt vom Mai 1812 wurde ihnen erst im September 1813 ausbezahlt! — Das war also kaum weniger schlimm, als wenn die Regierung den Plan, die Professorengehälter allgemein zu reduciren, ausgeführt hätte.

Dieser Plan war nur ein Glied in einer Kette von Beschränkungen, denen Jerome die beibehaltenen Universitäten zu unterziehen gedachte. Im Jahre 1813 soll er den Göttinger Professoren gesagt haben: „Ich weiß sehr wohl, daß eure Einrichtungen einer gründlichen Reform unterzogen werden müssen, und ich werde dazu schreiten, sobald ich die Zeit habe." Es verlautet, daß es darauf abgesehen war, eine jede Universität auf je vier Professoren der drei oberen Facultäten und je sechs der philosophischen Facultät zu beschränken.

Ist dieses Project auch nicht mehr zur Verwirklichung gelangt, so fanden doch immerhin während der westfälischen Zeit mancherlei Veränderungen in der Organisation der Universitäten statt. Der Einsetzung einer besonderen, unmittelbar unter dem Ministerium der Justiz und des Innern stehenden Generaldirection des öffentlichen Unterrichts haben

Digitized by Google

wir bereits gedacht. Neben der Generaldirection führten nach französischem Muster auch die an der Spitze der Departements stehenden Präfecten die Aufsicht über das gesammte öffentliche Unterrichtswesen einschließlich der Universitäten: eine Einrichtung, die von diesen sehr übel empfunden wurde. Mehrfach ward es J. v. Müller nahe gelegt, durch Einsetzung von Generalinspectoren und Inspectoren des öffentlichen Unterrichts die Mittelinstanz der Präfecten zu beseitigen. Müller hätte die Universitäten am liebsten von jeder weiteren Aufsicht, als der der Generaldirection, befreit gesehen. Es verblieb jedoch bei den einmal eingeführten Befugnissen der Präfecten.

Uebrigens muß den westfälischen Präfecten durchweg nachgerühmt werden, daß sie für die Universitäten gethan haben, was in ihren Kräften stand. Das gilt insbesondere von den Präfecten des Leinedepartements zu Göttingen, und unter diesen namentlich von dem ersten Präfecten, Freiherrn v. Hövel. Dieser entfaltete einen wahren Feuereifer für die Georgia-Augusta und wurde nicht müde, der westfälischen Regierung immer wieder vorzustellen, daß man „ein so wohl organisirtes Institut, dessen Geist so nützlich rege gewesen sei", nicht verfallen lassen dürfe, sondern möglichst heben und vergrößern müsse. Die Hebung Göttingens dachte sich Hövel in der Weise, daß mehr Lehrstühle für die Naturwissenschaften und die Technologie eingerichtet und Lehranstalten für Bergbau und Forstwissenschaften mit der Universität verbunden würden. Wie sehr der naturwissenschaftliche Unterricht damals noch im argen lag, erhellt aus der Thatsache, daß die Chemie nur als ein Nebenzweig der Medicin gelehrt wurde. Der jährliche Etat des chemischen Laboratoriums in Göttingen betrug nach unserm Gelde etwa 800 Mark. Auch Müller und Villers waren für die Erweiterung des naturwissenschaftlichen Unterrichts an den westfälischen Hochschulen. Es kam aber nicht einmal zu der geplanten Errichtung eines mathematischen Seminars in Göttingen nach Art des dort bereits bestehenden philologischen Seminars.

Abgesehen von der Einführung des französisch-westfälischen Rechts in den Lehrplan, trat auf der Göttinger Universität eine Erweiterung des Unterrichts nur insofern ein, als die Fächer der französischen Literatur (für die eine besondere, dem mehrerwähnten Ch. de Villers übertragene Professur geschaffen wurde), der Bergwerkswissenschaften und der Thierheilkunde in den Kreis der Vorlesungen gezogen wurden. Dagegen erhielten mehrere der dem akademischen Unterrichte gewidmeten Institute wesentliche Erweiterungen, so die Bibliothek, der Botanische Garten und die Sternwarte.

Von anderen Veränderungen, welche die westfälische Zeit den Universitäten brachte, ist namentlich die Aufhebung der akademischen Gerichtsbarkeit zu nennen. Diese Gerichtsbarkeit umfaßte hergebrachtermaßen die gesammte Civil- und Criminaljustiz über alle Universitätsangehörigen, Professoren sowohl als auch Studirende. Der westfälischen Constitution, welche keinen besonderen Gerichtsstand anerkannte, lief eine solche Institution direct zuwider. Der Minister Siméon säumte denn auch nicht, nach Göttingen die Weisung ergehen zu lassen, die Universität möge zwar die disciplinarische Gewalt über die Studenten behalten, aber die eigentliche Gerichtsbarkeit müsse gänzlich aufhören. Die Universität fügte sich diesem Gebote nur mit äußerstem Widerstreben, wie zahlreiche Conflikte mit dem Friedensrichter und dem Generalcommissar der hohen Polizei in Göttingen darthun. Nach der Darstellung der Universitätsbehörden waren die nicht selten vorkommenden Studententrawalle „unausbleibliche Folgen einer ganz uneinigen und gestörten Rechtspflege". Richtiger nannte Müller sie wohl „eine Folge des Zeitgeistes, welcher Balgereien günstiger als stiller Ehrbarkeit sei". Mit politischen Umtrieben, wie man in Kassel leicht befürchtete, hatten die studentischen Auftritte nichts zu thun. Wohl hielten die Studenten es nicht für nothwendig, ihre namentlich durch die Plackereien mit der Polizei hervorgerufene Abneigung gegen die Träger des westfälischen Regimes zu verbergen. Im September 1809 beschlossen sogar an die vierhundert Studenten infolge der brutalen Behandlung, die einer der Ihren durch einen westfälischen Gendarmen erfuhr, die Universität Göttingen für immer zu verlassen. Zu ernstlichen Ausschreitungen oder gar Revolten ist es aber nie gekommen, auch nicht im Jahre 1813, wo doch an vielen Orten im Hannoverschen die Flamme des Aufstandes emporloderte. Als der russische Parteigänger Tschernitscheff Anfang October 1813 auf seinem verwegenen Streifzuge nach Kassel durch Göttingen kam, schlossen sich ihm nur einige wenige Ausländer an; von seiten der deutschen Studenten hat er nicht den geringsten Zulauf gehabt.

Von den Professoren dürfte sich ein großer Theil mit den neuen Verhältnissen aufrichtig ausgesöhnt haben. Fast alle zeigten sich sehr beflissen, ihre Anhänglichkeit an König und Reich bei jeder Gelegenheit hervortreten zu lassen. Mit gutem Grunde; hing doch die Erhaltung und das Gedeihen der Universität lediglich von der Gnade Jerome's ab. Und an der Universität hingen die akademischen Lehrer dazumal mit einer geradezu rührenden Treue; in ihr sahen sie das Vaterland weit mehr als in dem Kurstaate oder gar in Deutschland. So vermochten denn auch die vielen Verluste und Unannehmlichkeiten, welche das Königreich Westfalen für die Professoren mit sich brachte: die namentlich während der letzten Jahre hoch gesteigerte Steuerlast, die Zwangsanleihen, der Druck der Polizei u. s. w., kaum einen von ihnen der Georgia-Augusta abwendig zu machen. Von den ordentlichen Professoren folgte nur der Philosoph Herbart einer Berufung nach Königsberg auf den Lehrstuhl Kants; andere Professoren, die ehrenvolle Rufe von auswärts erhielten, wie der berühmte Astronom Gauß, lehnten diese aus treuer Anhänglichkeit an Göttingen ab. Dagegen riß der Tod manche empfindliche Lücke in den Lehrkörper der Universität. Kurz vor dem Beginne der westfälischen Zeit war der große Pütter gestorben, der über ein halbes Jahrhundert der Glanzpunkt der Göttinger Juristenfacultät gewesen war. Ihm folgten die Mediciner Wrisberg und Richter, der Philosoph und Literarhistoriker Meiners, der weitberühmte Publicist Schlözer, der Technolog und Landwirthschaftslehrer Beckmann, Verfasser eines weitverbreiteten Handbuchs über die Grundsätze der deutschen Landwirthschaft, und der Philolog Heyne, den man nicht mit Unrecht den Begründer des deutschen Gymnasiallehrerstandes genannt hat. Der juristischen Facultät wurden außerdem durch die Ernennung Leists und des bekannten Völkerrechtslehrers v. Martens zu Staatsräthen zwei tüchtige Mitglieder entzogen.

Die Neubesetzung der erledigten Stellen verzögerte sich, solange die Frage wegen der Aufhebung der kleineren Universitäten unentschieden war. Als dann Rinteln und Helmstedt wirklich fielen, wurden der Theolog Pott, der Mediciner und Chemiker v. Crell und der Philosoph Schulze von der Julia-Carolina an die Georgia-Augusta versetzt. An Schlözers Stelle ward der Professor Lueder vom Collegium Carolinum in Braunschweig berufen, für Beckmann der als Mineralog und Geognost hervorragende Generalinspector der Berg-, Hütten- und Salzwerke im Königreiche Westfalen, Hausmann. Eine bedeutsame Erwerbung machte die Universität an dem um ihre Erhaltung hochverdienten französischen Gelehrten Villers. Für den verstorbenen Heyne hätte man in Göttingen gern den berühmten Fr. Aug. Wolf gewonnen; dieser zeigte jedoch keine Neigung, seine

Stellung an der neugegründeten Berliner Universität mit Göttingen zu vertauschen. Ebenso scheiterte die versuchte Wiedergewinnung des nicht minder berühmten Juristen Heise. — Der westfälischen Regierung darf dieser Mißerfolg nicht zur Last gelegt werden. Kein Zweifel, daß Jerome wirklich den wiederholt ausgesprochenen Wunsch hatte, daß Göttingen die erste Universität Deutschlands sein und bleiben möge. Es lag in den Verhältnissen begründet, wenn das Vollbringen der westfälischen Regierung so weit hinter dem Willen zurückblieb, und wenn die Universität, statt neu emporzublühen, sich nur mühsam auf der alten Höhe behauptete, ja hie und da Spuren beginnenden Verfalls zeigte.

Antonio Fogazzaro.

Von Oskar Bulle.

II.

Die „Kleinwelt" liegt abermals in dem von Fogazzaro so gerne besungenen Erdenwinkel am Luganersee, in Valsolda. Der See selbst, die Berge, die einzelnen Buchten und die in sie eingebetteten Villen und Ortschaften, man könnte fast sagen jeder Baum und jeder Stein jenes Erdenwinkels sind dem Dichter von Jugend auf vertraut und lieb. Aber auch die Menschen, die dort leben, haben ihm seit Jahren alle Falten und Fältlein ihres Wesens offenbart; alle Figuren seines Romans müssen gelebt und dem Dichter lange Zeit vor den Augen gestanden haben; alle tragen unverkennbar das Localcolorit. Und da die Zeit der Handlung — die Jahre von 1851—1859 — mit der ersten Jünglingszeit Fogazzaro's zusammenfällt, können wir wohl auch manche Züge, die der junge Held des Romans trägt, als dem Dichter selbst einstmals eigen annehmen. Ueberhaupt sind es, wie er in der kurzen Widmung seines Romans selbst sagt, Jugenderinnerungen, die sich ihm hier zu einem einheitlichen Bilde zusammengefügt haben.

Ueber jene, dem Abschluß der italienischen Einigung vorangegangenen Jahre ist schon so viel geschrieben worden. Ganze Berge biographischer Literatur hat der Geschichtsforscher umzuwühlen, wenn er sich ein genaues Bild von dieser innerlich wie äußerlich so bewegten Zeit machen will. Unter all den vielen Schriften ist aber wohl kaum eine Darstellung von so unmittelbarer Lebenswahrheit zu finden, wie es dieser Roman ist. Die „Helden der vaterländischen Schlachten", von denen der heutige Italiener so viel redet und schwärmt, schrumpfen an der Hand dieser Darstellung freilich gewaltig zusammen und sinken aus den Wolken, in die sie die folgende Generation erhoben, zur Erde herab; aber ihre Vermenschlichung macht sie uns erst recht interessant und lieb. Und wenn wir sehen, wie diese Helden durch die Verhältnisse und die äußere Noth erst geschoben und gedrängt werden mußten, ehe sie sich aus vagem Träumen zu thatkräftigem Handeln aufrafften, wenn wir neben dem weichlichen, jeder angestrengten Arbeit unkundigen Idealisten das klaräugige und entschlossene Weib finden, das aus ihm erst einen Mann macht, so brauchen wir deßhalb nicht an eine tendenziöse Verkleinerung jener großen Zeit zu denken. Es ist die Wahrheit, die uns hier entgegentritt.

Wahr muß jedem, der italienisches Leben und Wesen aus unmittelbarer Nähe und lange Zeit hindurch beobachtet hat, vor allem die Gestalt des jugendlichen Helden des Romans dargestellt erscheinen. Es ist der Signorino aus adeligem und reichem Hause, wie er uns in Italien so häufig begegnet. Hier mit einem guten und trefflichen Kern bedacht, hat er gleichwohl schwer unter der schlaffen Erziehung zu leiden, die diesen jungen Herren gemeiniglich zutheil wird, und kann sich erst in langem, schwerem Kampfe zu einem ernsten Anfassen des Lebens hindurcharbeiten. Franco Maironi ist Dichter und Musiker von nicht ungewöhnlicher Begabung, aber er gelangt auf beiden Gebieten nicht über eine dilettantenhafte Mittelmäßigkeit hinaus, weil er nie gelernt hat, sich anzustrengen. „Das musikalische Improvisiren gelang ihm noch am besten, besser als ausgearbeitete Dichtungen, weil er für sein stürmisches Empfinden in der Musik einen leichteren und volleren Ausdruck fand, und weil die Zweifel, die Ungewißheiten, die Enttäuschungen, die ihm die dichterische Arbeit so langsam, so ungeheuer mühsam von der Hand gehen ließen, seine Phantasie nicht hemmten, wenn er am Clavier saß." Er hat daneben einen offenen, empfänglichen Sinn für alles Schöne. Er liebt Gemälde und Blumen, er liebt es, sich seine Häuslichkeit reizend zu gestalten, er liebt auch feine kleine Diners und eine feine Flasche Wein. Und er schwärmt für alles Hohe. Er glüht für die Freiheit des Vaterlands, er träumt davon, sich einst in die Reihe der Kämpfenden zu stellen, wenn die Stunde der Befreiung geschlagen, er haßt die fremden Unterdrücker mit einer bei jeder Gelegenheit sich in Worten Luft machenden Leidenschaftlichkeit. Er ist überhaupt ganz Gefühl. Auch in der religiösen Anschauung überläßt er sich mehr einem warmen, inbrünstigen Impressionismus als einem ernsten Empfinden. Kein Zweifel an den höchsten Wahrheiten hat ihn je durchwühlt. In dieser Hinsicht ist er das Kind geblieben, das gläubig den Lehren des priesterlichen Erziehers folgte.

Dieser weiche Idealist ist in eine Umgebung versetzt, in der die Luft scharf weht. Die nationale Erregung der Bevölkerung, in deren Mitte er aufwächst, hat ihren Gipfelpunkt erreicht; unter den Menschen, die auf sein Leben Einfluß haben, ist eine innerliche scharfe Spaltung eingetreten, wenn auch äußerlich das Kleinleben seinen gewohnten Gang weitergeht und die Anhänger des herrschenden österreichischen Systems sich mit den Eifrigen der nationalen Befreiung in täglicher, gewohnter nachbarlicher und freundschaftlicher Berührung finden. Der junge Mann lebt im Hause seiner aristokratischen, durchaus österreichisch gesinnten Großmutter, die ihn an eine junge adelige Dame aus Mailand verheirathen will und ihn zu enterben droht, wenn er nicht von dem bürgerlichen Mädchen läßt, das er mit dem ganzen Enthusiasmus seiner Jugend liebt. Er läßt sich durch die Drohung nicht abschrecken, er geht aus dem Hause seiner Großmutter und schließt mit jenem Mädchen einen heimlichen Ehebund, der freilich schon nach zwei Tagen der Großmutter bekannt wird.

Damit hebt der Roman an. Es ist also eine Ehegeschichte, nicht eine Liebesgeschichte im landläufigen Sinne des Wortes, die uns Fogazzaro erzählt. Ehegeschichten stellen stets größere Ansprüche an die Kunst und an die innere Wahrheit des Dichters, als reine Liebesgeschichten, denn er muß in ihnen, wenn er wirklich ernsthaft zu Werke geht, von den romantischen und sentimentalen Hülfsmitteln absehen, die den Liebesgeschichten oft den alleinigen Reiz verleihen. In der Ehe kommen die Charaktere in ihrem Verhältniß zu einander erst zur scharfen Ausprägung, während vorher die individuelle Gegensätzlichkeit durch das gemeinsame Streben nach dem romantischen Ziele mehr ausgeglichen erschien. Franco und seine junge Frau Luise treten uns denn auch sofort als Antagonisten entgegen, wenn sie auch durch eine warme und aufrichtige Liebe mit einander verknüpft sind. Luise, die Tochter eines französischen Sprachlehrers, der seinerzeit infolge des Verdachtes, ein Freigeist zu sein, sein öffentliches Lehramt in Mailand aufgeben mußte, hat im Grunde wenig von der italienischen Frauennatur an sich. Sie ist klar und kühl, wo ihr Mann sich schwärmerisch und enthusiastisch zeigt. Sie hat eine Scheu, ihr Inneres ganz zu enthüllen und es ganz dem Manne hinzugeben; sie sieht nur im Handeln die Wahrheit,

Digitized by Google

während er diese schon in den Gefühlen sucht. So ist auch ihr religiöses Fühlen gänzlich verschieden von dem ihres Mannes. Sie stellt sich zweifelnde Fragen, während er ängstlich vor jedem Zweifel zurückbebt. Ihr Denken ist überhaupt dem ihres Mannes überlegen. Gleichwohl entbehrt sie nicht einer großen innerlichen Wärme; nur daß sie in ihrer klaren Lebensanschauung einen kräftigeren Regulator für die instinctiven Herzenswallungen hat, als ihr Mann.

Das junge Paar ist gänzlich mittellos und deßhalb auf die Hülfe des Onkels der Frau, eines in österreichischen Diensten stehenden Ingenieurs, angewiesen. Dieser Onkel ist eine Prachtgestalt. Er scheint ein Philister und Pedant zu sein und trägt doch unter seiner wortkargen Hülle das goldenste Herz von der Welt. Er mischt sich nicht anders in das innere wie äußere Leben der jungen Leute ein, als dadurch, daß er ihnen, ohne viel Worte zu machen, als wäre es ganz selbstverständlich, ein warmes Nest bereitet, in dem sie sorglos für die ersten Jahre leben. Der junge Ehemann nimmt das nun auch als ganz selbstverständlich hin. Und hierin offenbart sich zum erstenmale der Unterschied seiner Denkungsweise von der seiner Frau. Denn Luise empfindet, ohne daß sie es freilich zunächst ausspricht, dieses Hindämmern in schönen Gefühlen und auf Kosten anderer als unwürdig. Ein anderer Umstand bringt nach vierjähriger Ehe die erste schwere Erschütterung dieses friedlichen, aber doch auf die Dauer nicht haltbaren Zustandes und damit die erste, die innersten Tiefen des Herzens umwühlende Aussprache zwischen den Gatten. Die Großmutter Franco's hat in ihrem Haß gegen die Frau, die den Enkel ihr abtrünnig gemacht, diesen der Regierung als nationaler Umtriebe verdächtig in die Hände geliefert. Es kommen die Schrecken der politischen Verfolgung über den jungen Hausstand. Eine mit aller ihrer Spannung wunderbar geschilderte Haussuchung bleibt erfolglos, aber der Verdacht entlädt sich dann um so fühlbarer auf das Haupt des Ernährers, des Onkels, der seines Amtes schimpflich entsetzt wird. Damit hält die materielle Noth ihren Einzug ins Haus, und nun endlich entschließt sich Franco, in die Welt, nämlich nach Piemont, zu gehen und den Versuch zu machen, nicht nur für seine Familie das Brod zu erwerben, sondern auch wirklich thätig für die Befreiung des Vaterlandes zu arbeiten. Er muß heimlich fliehen, wenn er den Augen der ihn von allen Seiten umlauernden österreichischen Spione entgehen will. Aber vor der Flucht wird das Herz Luisens, die diesen Entschluß ihres Mannes mit Stolz billigt, durch eine folgenschwere Entdeckung furchtbar erschüttert. Franco wußte schon seit seinem Hochzeitstage von dem Vorhandensein eines Testamentes seines exaltirten Großvaters, in welchem die Großmutter in der demüthigendsten Form enterbt und er, der Enkel, als alleiniger Erbe des großen Vermögens eingesetzt wird. Er hatte damals, durch einen Freund von dem Documente in Kenntniß gesetzt, es großmüthig abgelehnt, je davon Gebrauch zu machen und sich dadurch gleichsam an der Großmutter für ihre Härte zu rächen. Das Gefühl, daß er durch die Veröffentlichung und Geltendmachung des Testaments seine Großmutter, die von demselben gewußt haben mußte, nicht nur als Fälscherin, sondern auch als durch ihren eigenen Mann auf das schmählichste gebrandmarktes Weib hingestellt haben würde, hielt ihn ebenso von diesem Schritte ab, wie ein Gefühl erhabenen Stolzes. Jetzt, kurz vor der Flucht Franco's, entschließt sich jener Freund, die hartherzige Großmutter davon in Kenntniß zu setzen, daß Franco von dem Testamente weiß und es in seiner Hand hat, davon Gebrauch zu machen. Der Freund hofft durch diesen Schritt die alte Dame zur Nachgiebigkeit zu bewegen und dadurch die junge Familie aus der dringenden Noth zu reißen. Aber der Versuch schlägt anders aus, als er dachte. Die Großmutter bietet allerdings hinter dem Rücken ihrem Enkel eine Aussöhnung an, aber nur unter den Bedingungen, daß er österreichischer Beamter werde und daß er sich von dem Onkel seiner Frau zurückziehe. Franco ist außer sich, als ihm von dem Beauftragten seiner Großmutter, dem ebenfalls köstlich gezeichneten Spion des stillen Thales, dem Finanzcontroleur Pasotti, dieser Antrag gemacht wird, und noch mehr fühlt er sich empört, als er nachher erfährt, daß selbst Luise, wenn auch nur nachträglich, von jenem auf die Großmutter ausgeübten Erpressungsversuch wußte. Er versucht, ihr — es ist am Abend vor seinem Scheiden — von dem hohen Standpunkte aus, den er in dieser Angelegenheit eingenommen zu haben meint, Vorwürfe zu machen, und das, was beide Eheleute schon lange unausgesprochen auf dem Herzen tragen, kommt bei dieser Unterredung ans Licht. Der Gegensatz zwischen der energischen Natur Luisens, die ihr Recht, vor allem ihr Recht gegenüber der von der Großmutter ausgeübten Usurpation geltend machen will, und zwischen der weichlichen Idealität des jungen Mannes macht sich in einem Ehegewitter Luft. Beide scheiden von einander, voll Liebe zu einander im Herzen, aber doch durch eine Welt von Wesensverschiedenheit innerlich von einander getrennt; nur ihr Kind, ein Mädchen von vier Jahren, so schön und natürlich vom Dichter dargestellt, wie es nur von einem wahren Lebensbeobachter geschehen kann, bildet noch das Verbindungsglied.

Dies ist der Wendepunkt des Romans. Franco geht nach Turin und wird unter Noth und Entbehrungen ein thätiger Mann. Er gesundet dort von seinem schwächlichen Idealismus, ohne jedoch dabei die guten Seiten seines Wesens, besonders das gläubige Vertrauen in seine und seines Vaterlandes Zukunft, aufzugeben. Luise dagegen daheim, allein mit ihrem Onkel und dem Kinde, arbeitet sich immer mehr in das Gefühl ihrer Selbstgerechtigkeit hinein. Und eine schreckliche Strafe ereilt sie dafür. Gerade als sie ausgegangen, um der zufällig vorüberfahrenden Großmutter ihres Mannes in den Weg zu treten und ihr ins Ohr zu rufen, wie schmählich sie gehandelt habe, wie tief sie moralisch unter ihren leidenden Enkeln stehe, gerade als sie sich mit bitteren Worten auf den Lippen zu der hartherzigen Alten gewandt hat, einer Nemesis vergleichbar, die altes Unrecht zu sühnen hat, gerade da dringt der gellende Ruf der herbeieilenden Nachbarinnen in ihr Ohr: „Jesus Maria, Signora Luisa!“ Ihr Kind, die drollige kleine Maria, der einzige Trost ihres müden Herzens, ist in den See gefallen und ertrunken.

Das Dramatische dieser grausamen Scene drängt sich auf den ersten Blick fast allzu drastisch auf. Das Gottesgericht, das der Dichter über diese arme Mutter ergehen läßt, scheint allzu hart. Hatte sie wirklich so Unrecht, wenn sie die Rechte ihres Mannes und ihres Kindes vertheidigen wollte, um so grausam dafür bestraft zu werden? Aber wie man das liebste Kind am härtesten straft, so scheint auch der Dichter diese von ihm beorzugte Gestalt seiner Schöpfung in die tiefsten Tiefen des Schmerzes versenken zu wollen, um das Gold ihrer Seele besonders fein zu läutern. Der ganze, dieser Scene folgende Theil des Romans ist eigentlich nun nur noch Luisen gewidmet. Alles, was sonst noch erzählt wird, erscheint episodisch gegenüber den Vorgängen in ihrer Seele. Ihre Erstarrung im Schmerz, ihre Verzweiflung an Gott und an der göttlichen Gerechtigkeit in der Welt, ihr wahnsinniger Versuch, durch Spiritismus sich mit der Seele ihres verlorenen Kindes wieder in Verbindung zu setzen, und zuletzt, als sie auch von ihrem in den Kampf fürs Vaterland ziehenden Mann den letzten Abschied genommen, auf einmal wieder das Erwachen neuer Hoffnung im Herzen, die Ahnung neuen Mutterglücks, die sich trost-

voll über den Schluß des Ganzen breiten — alles das kann so, wie es hier vorgetragen ist, nur ein echter Künstler ersinnen und schildern.

Fogazzaro scheint, wie gesagt, dem Franco manche Züge von sich selbst gegeben zu haben; in die Gestalt Luisens hat er aber mehr als das, hat er seine ganze Seele gelegt. Das Ringen eines Menschenherzens mit dem Zweifel und mit der Verzweiflung kann ein Dichter so wahr nur schildern, wenn er es selbst durchgemacht hat. Und solche Adelsmenschen, wie sie Daniele Cortis und seine Helena und dieser Franco und seine Luise sind, so adelig trotz aller echt menschlichen Schwächen, die ihnen anhaften, kann nur ein Dichter uns vor die Augen führen, der selbst wahren Seelenadel und eine feste, geläuterte Lebensanschauung besitzt.

Sollen wir nun die im Eingang aufgestellte Frage, ob das moderne Italien wirklich eine Literatur hat, bejahen? Ich glaube, wir würden es thun können, wenn die Fogazzaro'sche Anschauungs- und Schreibweise Schule machte. Bis jetzt steht dieser Schriftsteller in Italien leider noch sehr vereinzelt da.

Mittheilungen und Nachrichten.

fr. **Deutsches Verwaltungsrecht.** Von Otto Mayer. Leipzig, Duncker u. Humblot. — Ein Lehrbuch des deutschen Verwaltungsrechts zu schreiben, ist eine schwierige Aufgabe. Da nach der Verfassung des Reichs im allgemeinen all das, was man unter dem Begriff Verwaltung zusammenfaßt, Angelegenheit der einzelnen Bundesstaaten ist und diese die leitenden Grundsätze wie auch die Organisationen zu ihrer Durchführung nach eigenem Ermessen gestalten dürfen, so haben sich auf diesem Gebiete so durchgreifende Verschiedenheiten innerhalb des Reichs herausgebildet, daß es sehr schwer wird, aus der Menge divergirender Normen ein einheitliches System herauszuconstruiren. Die vorhandenen Lehrbücher des deutschen Verwaltungsrechts beschäftigen sich darum vorwiegend auf die Darstellung des Verwaltungsrechts der Einzelstaaten und des Verwaltungsrechts des Reichs, soweit dem Reich Verwaltung zukommt. Die leitenden Gesichtspunkte sind hervorgehoben, soweit sie in den übereinstimmenden Vorschriften klar zu Tage treten; sie auch da herauszuschälen, wo sie durch Einwirkung anderer Factoren verdunkelt sind und ihr Wirken zu einem anderen Ausdruck gebracht wird, als es bei ihrer ungehinderten Entfaltung der Fall wäre, wird seltener versucht. Der Glaube an ein gemeines deutsches Verwaltungsrecht zeigt sich wohl in schüchternen Ansätzen, aber nicht in ausgesprochener Lebendigkeit. Die gleichmäßige Entwicklung einzelner Eigenthümlichkeiten des Verwaltungsrechts, zum Theil zurückzuführen auf Einrichtungen des alten Deutschen Reichs, wird wohl bemerkt und hervorgehoben, aber mehr auf Zufall, als auf die Gleichheit der rechtsbildenden Factoren zurückgeführt. Otto Mayer wagt den Versuch, das deutsche Verwaltungsrecht als einheitliches Ganzes darzustellen, indem er unter Vernachlässigung der Einzelheiten die großen, maßgebenden Gedanken hervorhebt und ihr gleichmäßiges Vorhandensein im Verwaltungsrecht der deutschen Staaten, wenn auch vielfach durch die geschichtliche Entwicklung modificirt, klar und eingehend darlegt. Seine frühere Thätigkeit auf dem Gebiete des französischen Verwaltungsrechts kam ihm hiezu außerordentlich zustatten. Das französische Verwaltungsrecht, streng, einheitlich für das ganze Rechtsgebiet gestaltet, ist seit langer Zeit in seinen Begriffen und Gesetzen durch die gründliche Arbeit der französischen Rechtswissenschaft festgelegt. Häufig genug wird durch die hier gewonnenen Ergebnisse das deutsche Recht in schärfere Beleuchtung gestellt, als dies bei Außerachtlassung dieser Quelle der Fall ist; sind so die Einflüsse des französischen Rechts gerade auf dem Gebiete der Verwaltung in den deutschen Rechten fast auf Schritt und Tritt zu verfolgen. Vielleicht wird dem Buche der Vorwurf gemacht werden, daß es die französischen Theorien zu hoch werthet; bei der Darlegung der Lehre Montesquieu's von der Theilung der Gewalten im Staat, die es im Gegensatz zu der gesammten deutschen Literatur der Gegenwart als im Grunde richtig anerkennt, scheint das beispielsweise nahe zu liegen. Gleichwohl wird es hier wie auch an anderen Orten schwer halten, die sorgfältigen und auf außerordentlich reiches Material gestützten Ausführungen zu widerlegen. — Bisher ist von dem Werke der erste Band, den allgemeinen Theil, die Lehre von der Polizeigewalt und Finanzgewalt umfassend, erschienen; der zweite Band, handelnd vom öffentlichen Sachenrecht, von den öffentlich rechtlichen Schuldverhältnissen und den juristischen Personen des öffentlichen Rechts, soll in Bälde nachfolgen.

a/D. **Heinrich v. Treitschke †.** Kaum über die Mitte seines 62. Lebensjahres hinaus, in der Fülle der Arbeit, auf der Höhe des Erfolgs, ist Heinrich v. Treitschke am 28. April dem schweren Leiden, das ihn erst vor acht Wochen ernstlich befiel, der acuten Bright'schen Krankheit, rasch erlegen. Unsre größte Universität verliert in ihm ihren persönlich gewaltigsten und wirksamsten Lehrer, die Kunst der Geschichtschreibung einen Meister von darstellender Kraft, dessengleichen Volle und Zeiten selten zu erzeugen pflegen. Der deutschen Literatur hinterläßt er den vornehmsten Ausdruck des nationalpolitischen Geistes im Zeitalter unsrer Einheitskriege; dem Vaterlande bot er in Freud' und Leid jederzeit den eifrigsten, schwunghaftesten Zuspruch dar. Ein heroisches Gemüth von tiefem Gefühl, starkem Wollen, feuriger Leidenschaft, hat er Haß wie Liebe geweckt, der Menschen unter einander wie gegenüber ihm selbst: Freund und Feind werden seine mächtige Erscheinung niemals vergessen.

⊙ **Karlsruhe.** In der Zweiten Kammer ist auch das Karlsruher Mädchengymnasium des Frauenbildungsvereins „Reform" zur Sprache gekommen. Auf Anfrage des nationalliberalen Führers Fieser, der dabei die Zulassung der Frauen besonders zum Studium der Medicin und Philologie befürwortete, erfolgte die offizielle Antwort der Regierung, daß die Gymnasiastinnen zur Reifeprüfung zugelassen würden. Die Aufstellung von Bestimmungen, welche ausdrücklich die Zulassung zu den genannten Studien ausspreche und regle, sei nur nach einer Frage der Zeit und eines nicht mehr wie bisher auf bloß einzelnen Fällen beruhenden Bedürfnisses. Zur Zeit fänden zwischen den Regierungen vertrauliche Verhandlungen statt. — Die Mittheilungen über das Mädchengymnasium seien hier dahin ergänzt, daß es gegenwärtig neun 16 protestantischen, 5 katholischen und 1 jüdischen, zusammen 22 Schülerinnen im Alter von 14—17 Jahren besucht ist. Da mit jedem Jahre nur eine Classe errichtet wurde, bestehen jetzt die drei Classen Untertertia, Obertertia und Untersecunda. Der Lehrplan ist der der badischen Gymnasien. Weil jedoch beim Eintritt den auf der Töchterschule vorgebildeten Mädchen die Kenntniß des Latein noch fehlt, so mußte in der ersten Classe (Untertertia) neben der Mathematik als zweites neues Fach Latein angesetzt werden. Infolge davon kann mit dem Griechischen erst in Obersecunda begonnen werden. Die Lectüre von Cäsar fällt somit in die Obertertia; in Untersecunda werden dann Livius und Homer, Algebra und Physik durchgenommen. Jede Classe hat wöchentlich vier Turnstunden (Lehrerin). Die Stadt stellt die Schulräume, Heizung und Beleuchtung umsonst. Einige der Schülerinnen sind nicht des Studiums wegen eingetreten, sondern um überhaupt eine gediegenere Bildung zu erlangen. Die vielfach unangenehmen anfänglichen Schwankungen im Betrieb sind vorbei, die weniger Begabten sind freiwillig oder auf Anbringen hin ausgetreten und es wird durch Ernst geregelte und durch Begabung fruchtbare Arbeit geliefert.

* **Göttingen.** In der öffentlichen Jahressitzung der kgl. Gesellschaft der Wissenschaften wurde das Ergebniß der von der Gesellschaft für 1895 gestellten Preisaufgabe über Kästners Schriften verkündet. Die Aufgabe ist einmal bearbeitet worden und dieser Arbeit hat der volle Preis zuerkannt werden können. Der Verfasser der preisgekrönten Arbeit ist Bibliothekar Dr. Scheer in Kassel.

* **Halle.** Der außerordentliche Professor der medicinischen Facultät, Director der Ohrenklinik und Poliklinik, Geh. Medicinalrath Dr. Schwartze, ist zum ordentlichen Honorarprofessor derselben Facultät ernannt.

γσ **Berlin,** 25. April. In der gestrigen Monatssitzung des „Vereins für Volkskunde" (Folklore) — Vorsitzender Geh.-Rath R. Wernhold — sprach Sanitätsrath Dr. Baelz über den Regenbogen und seine Auffassung bei den verschiedenen Völkern und Rassen. Die Größe und Farbenpracht dieser Naturerscheinung, ihr plötzliches Erscheinen und schnelles Schwinden muß nach den Ausführungen des Vortragenden namentlich auf den Naturmenschen denjenigen Eindruck machen, und diese Thatsache finden wir überall bestätigt. Je nach ihrer Culturstufe beurtheilen die verschiedenen Völker die Erscheinung, dazu kommt, ob ihnen

Digitized by Google

der Regen erwünscht oder ob er von ihnen gefürchtet ist; als neues Moment bei ihrer Auffassung von Regenbogen tritt noch der Umstand hinzu, ob der Regen häufig oder selten ist. Bei dem heutigen Stand unserer ethnologischen Anschauungen schließen wir aus ähnlichen Auffassungen bei verschiedenen Völkern nicht mehr auf deren Stammesverwandtschaft, sondern wir erkennen bei der Thatsache des übereinstimmenden Baues des menschlichen Gehirns in solchen Anschauungen die je nach den geographischen Provinzen differenzirten, ihnen zu Grunde liegenden Elementar- und Völkergedanken. Aus der Fülle der Beispiele, die der Redner bot, sei es erlaubt, die prägnantesten herauszuheben. Von vielen Naturvölkern kennen wir die Anschauungen über Naturerscheinungen darum nicht, weil sie aus Scheu den ihnen unbequemen Fragern keine Auskunft gaben und es uns andererseits nicht möglich ist, die Bedeutung der diese Erscheinungen bezeichnenden Worte ihrer Sprachen zu erfahren; zum Theil besitzen sie, wie es für die Anin-Koffern zutrifft, für viele Dinge, Pflanzen und in unserm Falle auch für den Regenbogen überhaupt keinen Namen. Der Animismus der Naturvölker macht die Erscheinungen der Naturgewalten meist zum Beseelten, und daraus fließen dann die mannichfachsten Vorstellungen für die einzelnen Erscheinungen. Auf Neuseeland ist der Regenbogen, Queruin, wie Regen, Sturm und Kälte ein Kind des Windgottes Tawirimatea, auf Samoa des Semaemara. Auf Amboin herrscht die Vorstellung, als stürze die Gottheit, die als Bezwinger des Regens gilt, aus der Erde zum Himmel auf dem Regenbogen auf. Heimeie, der Regenbogen selbst, bietet Schutz gegen den Regen, der nach seinem Erscheinen so bald zu Ende ist. Die Siamesen besitzen die Vorstellung, als schöpfe der Regenbogen, den sie „den Gebenden" nennen, das Wasser aus dem Meere zum Himmel, aus dem es dann wieder als Regen herniederströmt; ähnliche Anschauungen finden wir nach Sepp in altbayerischen Ballsvorstellungen wie in Schwaben. Die Anschauung des Auffangens vom Wasser tritt uns auch bei den Mingparen entgegen, wo auf dem Regenbogen Siwarmaru die Fern den Himmel mit Wasser versorgen müssen, während der Regenbogen seinerseits alles in die Höhe zieht; deshalb darf man nicht mit dem Finger auf ihn zeigen, ein Kind, das dies thut, zog er aufwärts und ließ es erst sieben Jahre später als Hirten zur Erde herniedergleiten; bei den Esthen vermag andererseits der Regenbogen Kokewusi das Feuer zu löschen. Die Nevalom-Indianer schreiben dem Regenbogen bedeutsame Heilkräfte zu. Für sie ist er weiblich und in der Göttin Nuzilit personificirt. Der Vorkommende legte eine diesen Indianern eigenthümliche Art von Trockenmalereien vor, auf denen die Göttin in langem, zweifach gebogenem Körper dargestellt wird, den Kopf, der ein längliches Rechteck darstellt, mit weißen Federn und Quasten als Kopfputz geschmückt. Bei den Karaiben ist der Regenbogen die Personification des großen Geistes Juluku, der, mit dem Körper auf der Erde wandelnd, das Haupt, dessen Stirnband die Federn des Kolibri bilden, in den Wolkenraum erhebt; auf dem Meere deutet sein Erscheinen auf Glück, während es auf dem Festlande Unglück verkündet, eine Anschauung, die mit der gefürchteten Malaria nach Regengüssen zusammenhängt. Völkerstämme, wie die Botocuden in Centralbrasilien, sehen in dem Regenbogen nach K. von den Steinen die bunte Wasserschlange; auch bei den ungleich höher stehenden Akeri-Negern im Hinterlande von Kamerun findet sich diese Ansicht und selbst die Perser sehen in dem Regenbogen eine Schlange. Einen Fortschritt zur Aufklärung bedeutet es, wenn wir den Regenbogen bei den Indern als etwas Lebloses, als den Athem der unterirdischen Schlange, bei einigen Australnegern als Rauch erscheinen sehen. „Des Donners Sense" stellt er bei den Esthen des 17. Jahrhunderts dar. Den Zigeunern stellt er sich als farbiges Seil dar, auf dem die Blitze, die Söhne des Feuerkönigs, aus den Wolken, den Kindern des Rebellönigs, in den Bauch ihrer Großmutter, der Erde, hinabfahren. Diese Vorstellung des Seils findet sich bei den serbischen Zigeunern, wo man einen Gast mit den Worten: „Deine Mutter hat keinen Regenbogen", zu längerem Verweilen auffordert. Die Auffassung des Regenbogens als Brücke, als Verbindung zwischen Himmel und Erde finden wir in den österreichischen Alpen, wo dem Volksglauben nach die Geister auf ihm zum Paradiese pilgern; selbst auf Neuguinea begegnen wir ähnlichen Auffassungen, die ja bekanntlich auch in der Edda wiederkehren, wo die dreifarbige Brücke Bifröst unter den Hufen der Rosse zerbricht, auf denen Muspills Söhne darüberhin streiten. Die Iris, als Botin der Juno, steht bei den Esthen die Tochter des Donnergottes gleich, von der der Vogel Sincho singt und die gleichfalls wieder eine Personification des Regenbogens, wenn auch erst in zweitem Grade, ebenso wie die Zeis darstellt. Stellt sich auf Samoa heute der Regenbogen den Eingeborenen als Gürtel ihres höchsten Schöpfers, des Tangaloa dar, so finden wir bei den heutigen Gelehrten ihn als Gürtel der Mutter Gottes, bei einigen Negerstämmen als Maschen, von Feenhand gewoben, wieder. Der Vorstellung der Brücke entspricht, daß es in Serbien nicht glückverheißend ist, unter einem Regenbogen hindurchzugehen, und nur für die Zigeuner gilt dieser Durchgang als glückverheißend; der Wunsch einer Zigeunermutter, einem Knaben das Leben zu schenken, wird erhört, wenn sie unter einem Regenbogen hindurchgeschritten ist. Auch das bekannte Kinderlied: „Ziehe durch, durch die goldne Brücke", dürfte auf die Brücke des Regenbogens Beziehung finden. Noch der Anschauung der alten Peruaner hinderte der Regenbogen ein Aufsteigen des Meeres über das Land während starker tropischer Regenschauer. Aehnlich der biblischen Anschauung ist die Vorstellung der alten Chaldäer, wie sie sich in der auf Thontafeln überlieferten Bibliothek König Sardanapals gefunden hat; auch steht dem Momente, wonach für Jehova der Regenbogen ein Zeichen bedeutet, das ihn selbst an seinen mit Menschen und Thieren geschlossenen Bund erinnern soll, das Mistalan, das Verbotszeichen parallel, das die Thätigkeit der Geister in bestimmten Fällen hindert. Im Volksglauben halten Engel die beiden Enden des Regenbogens in goldenen Schüsseln, die der Glückliche findet, und solche Regenbogenschüsseln sind in Böhmen, Deutschland, in der Schweiz vielfach gefunden worden. Es sind kleine convex und concav gesormte Schüsseln mit schwer zu deutender Prägung. Kleine Doppelkreise mögen das Abbild des Regenbogens darstellen. Diese für die Prähistorie wichtigen Regenbogenschüsseln dürften wohl von dem noch so räthselhaften Culturvolke herrühren, dessen Wanderungen durch Mitteleuropa bekannt sind. Wo der Regenbogen steht, liegt nach Vorstellungen, die sich ebenso in England wie in Tirol finden, ein Schatz, auch hat er die Kraft, Eisen in Gold zu wandeln. Als signum der Gottheit dient er im indischen Archipel, wo der Regenbogen das Aufhören des Regens andeutet, aber auch als Verkündung der Sumpffieber angesehen wird. Der Chinese erblickt in dem Regenbogen etwas Schreckvolles, während er bei den Südsleven als fruchtbringend gilt. Nach den Offenbarungen Ezechiels und Johannis hat die ältere christliche Kunst, Ghirlandajo und die Künstler aus Hans Memlings Schule, den Regenbogen öfter mit dem Glorienschein umwunden, und Dante erscheint unter ihm die Trinität im Schlußgesange des Paradiso. Im Volksglauben Norddeutschlands und Tirols ist der Regenbogen heute zum Wetterpropheten geworden, und wie er selbst vor der Sonne schwindet, so schwindet der Volksglaube mehr und mehr vor der Sonne der Aufklärung und sein schwindendes Leben ist kaum mehr der Wissenschaft zu erhalten. — Darauf sprach Prof. Dr. R. Lange über öffentliche Vorlesen in Japan. Da in Japan die unteren Classen noch nicht lange öffentlichen Unterricht genießen, so spielen neben den Privatlehrern, den buddhistischen Priestern, die Erzähler keine unbedeutende Rolle für deren Bildung und genügen zugleich einem Unterhaltungsbedürfniß der besseren Stände. Der Gegenstand dieser Erzähler ist meist dem Mittelalter entnommen, es wird die Tapferkeit und Lehnstreue der Helden verherrlicht, die Aufopferung der Kinder für ihre Eltern, oft sind die Erzählungen auch lustiger Art, stets sind sie beim Publicum beliebt. Man unterscheidet nun zwei Classen öffentlicher Erzähler in Japan: die Hannaschia, deren Gegenstand meist kurze Geschichten sind, auch Romane sind beliebt, und manches Product französischer oder englischer Novellistik hat in jüngster Zeit das Repertoir dieser Künstler ergänzen helfen, wenn es sich in japanisches Gewand gekleidet hatte; daneben die Kodatschi, deren Themata historischer Art sind, Geschichte des Landes in einzelnen Epochen, genaue, bis ins einzelne gehende Darstellung der Rebellionen der letzten Jahrzehnte und des jüngsten Krieges gegen China. Die Vorträge dauern meist je eine halbe Stunde. Auf dem Boden wie alle Japaner dasitzend, ahmt der Hannaschia mit einem Fächer die entscheidensten Handlungen, wie den feindlichen Angriff, die Vertheidigung, das Harikiri oder Bauchaufschlitzen andeutungsweise nach, während der Kodatschi einen niedrigen Tisch vor sich hat und zum Fächer noch ein Holzklöpfchen handhabt, um seinen Worten Nachdruck und Bedeutung zu verleihen. Mit lauwarmem Wasser aus einem eisernen Kessel befeuchtet er sich ab und zu die Lippen, um sich zu erleichtern. Da er oft emphatisch auf den Tisch zu schlagen pflegt, ist das Sprichwort entstanden: Lügen aus dem Tische schlagen, wie ein Kodatschi. Unter den Vorlesern Japans befindet sich seit einigen Jahren ein

Engländer, Mr. Black, der solche Kenntniß des Japanischen sich erworben hat, daß er in die Zunft der Vorleser aufgenommen wurde. Die Vorleser selbst sind meist ungebildet, sie werden von einem Lehrer rein handwerksmäßig ausgebildet, müssen viel auswendig lernen und, solange sie Schüler sind, benutzt ihr Meister sie zu den niedrigsten Verrichtungen. Die vorgeschrittenen bilden mit ihrem Meister eine Gruppe, legen sich Künstlernamen bei, etwa drei chinesische kurze Worte aus des Meisters Namen, der Meister selbst adoptirt wohl auch die besten, so daß mehrere berühmte Vorleser nicht selten den gleichen Namen tragen. Wenn die Vorleser nicht allzusehr in Achtung stehen, so erfreuen sich die besten doch einer ungesehenen socialen Stellung. Enscho und Caschi sind gegenwärtig die bekanntesten ihrer Zunft. Falls sie zu reichen Kaufleuten geladen werden, erhalten sie nicht selten bis zu 60 Mark für eine Vorlesung, allein die meisten dieser Künstler sind leichtlebige Burschen, die ihren Verdienst schnell verthun. Während der heißen Zeit des Jahres verlassen sie zumeist Tokio und sammeln auf Reisen neue Stoffe für ihre Thätigkeit. Die schlechtesten Erzähler saßen früher wohl im Freien, und wenn die Schuljugend ihren Vorträgen aufmerksam zugehört hatte und nun ihren Obolus spenden sollte, zerstob nicht selten die zahlreiche Schaar, ohne in kleiner Münze dies nationale Vergnügen zu bezahlen; denn als solches mag das Anhören dieser Künstler durchaus betrachtet werden, da schon im 16. Jahrhundert ihrer Erwähnung geschieht und sie sich in ihrem heutigen Stande bereits seit dem 17. Jahrhundert befinden. Der Redner entwarf alsdann ein Bild von einer japanischen Josse, einem Vortragshause, wie sie zahlreich in Tokio vorhanden sind, und der Art der daselbst gehaltenen Vorträge, von denen er einige nicht uninteressante Geschichten nach seiner Uebersetzung als Proben gab und nach japanische Bücher im Original vorlegte, darunter den berühmten „Garten der 100 Blumen" aus dem 18. Jahrhundert, eine Fundgrube für die Zeitgeschichte, die Sitten und Sprüche der unteren Classen. Ein Parterrezimmer eines einstöckigen Hauses, das 200—300 Personen faßt und dessen Fußboden mit Matten belegt ist, stellt den Vortragsraum dar. Jeder Zuhörer bekommt ein Rauchservice und kann Thee und Kuchen verzehren. Placate in großer chinesischer Schrift an den Wänden des Zimmers geben oft in mehrfacher Uebertreibung die Summen an, die den Vortragenden von Gönnern gestiftet wurden. Das Podium des Vorlesers ist mit schönen, ihm gewidmeten, nicht selten aus Seide bestehenden Vorhängen geziert. Die in Tokio bestehenden Josse zählen nach mehreren Hunderten. Die Vorstellungen finden täglich von 1—6 Uhr Nachmittags und von 7—11 Uhr Abends statt. Die Gegenstände bei den Abendvorstellungen sind die interessantern. Politische Reden und Geistervorstellungen sind verboten. Gewöhnlich brechen die Vorleser ihre Vorträge und Erzählungen an einer interessanten Stelle ab, um das nächste mal dort fortzufahren und ihr Publicum anzuziehen. Am billigsten, bis zu 4 oder 5 Cent für den Vortrag, sind die Kodatschi, während für dramatische Vorträge das höchste Honorar gefordert wird. Heute dürfen auch, was früher verboten war, musikalische Aufführungen dort stattfinden, und Frauen diese Josse besuchen.

* **Brüssel.** Der Professor an der Ackerbauschule zu Gembloux, Hr. Laurent, der schon den Untercongo botanisch erforscht hatte, hatte die gleiche Aufgabe für den Obercongo übernommen. Laurent fuhr den Kassai, sodann den Lualaba hinauf, verweilte in allen Bezirken des oberen Congo und ist mit allen seinen Pflanzensammlungen glücklich in Leopoldville am Stanleypool eingetroffen, so daß seine baldige Ankunft hier zu erwarten steht. Es ist das erste mal, daß eine botanische Erforschung des Obercongo ausgeführt worden ist.

* **London.** Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Herausgabe des großen neuen Murray'schen „Englischen Wörterbuchs" eine Unterbrechung erleiden wird. Dr. Murray hat mit seinen vielen Mitarbeitern zwölf Jahre an dem Werk gearbeitet. Trotzdem ist es nur bis zum Buchstaben D vorgeschritten. Den Buchstaben E hat allerdings Henry Bradley abgeschlossen. Wenn das Erscheinen des Wörterbuchs in diesem Zeitmaß fortgeht, wird es wahrscheinlich nicht vor Ablauf des Jahrhunderts vollendet sein. Auch drücken die hohen Kosten der Arbeit die „University Press" in Oxford, die Herausgeber des Buchs, nicht unbedeutend. Vielfach hat man deshalb gerathen, die Definitionen in dem Wörterbuch zu kürzen und auch den etymologischen Theil gedrängter zu behandeln.

* **Stockholm.** Die vom Staatsgeologen Frhrn. De Geer vorgeschlagene wissenschaftliche Expedition nach Spitzbergen bei Gelegenheit der Ueberführung des Andrée'schen Ballons ist gesichert und kann in Folge der Freigebigkeit des Königs Oskar, des Frhrn. Oskar Dickson in Gothenburg und anderer Gönner zweckmäßig besetzt werden. Sie wird zehn Theilnehmer umfassen; neben Frhrn. De Geer als Leiter der Expedition stehen Lieutenant O. v. Knorring als Topograph und Photograph, und Conservator Hamsson. Die Expedition, für deren Zwecke gegenwärtig in Tromsö zwei große Boote gebaut werden, um die Fjorde zu befahren, soll zwei bis drei Monate in Spitzbergen bleiben, worauf ihre Abholung mit einem besonderen Schiff erfolgt.

x. **Dorpat.** Was man seit der Russification der Universität befürchtet hatte, ist nun wirklich eingetreten. Auch in das bisher ruhig in gemahnten Geleisen sich abspielende Leben der hiesigen Studirenden haben die auf den übrigen russischen Universitäten freilich zu den gewöhnlichen Erscheinungen gehörenden studentischen Ausschreitungen und ihre bedauerlichen Folgen eine Aufregung getragen, die das bisherige gute Verhältniß zwischen Studenten und der Universitätsobrigkeit in bedenklicher Weise trüben und die gedeihliche Weiterentwicklung der Universität, die schon so vielfach gehemmt ist, unzweifelhaft schädigen muß. — Schon vor Ostern kam es im Colleg des Professors der Pharmacie Kondakow zu unruhigen Auftritten, indem die Zuhörer — meist nicht zu den eigentlichen Studenten gerechnete Pharmaceuten — durch Zurufe den Professor am Halten der Vorlesung hindern wollten und, als dieses nicht gelang, sämmtlich mit Lärm und Beschimpfung des Professors den Hörsaal verließen, wobei sie es auch an allerlei Sachbeschädigungen innerhalb des Vorlesungsraumes nicht fehlen ließen. Als Grund dieses Betragens wird angegeben, daß Prof. Kondakow überhaupt bei den Pharmaceuten sehr unbeliebt ist, weil er sich über den pharmaceutischen Stand verächtlich geäußert und die Studenten in dem Cursexamen chicanirt haben soll. Besondere Erbitterung aber soll der jetzige Inhaber des Lehrstuhls für Pharmacie bei den älteren Pharmaceuten durch mündliche und gedruckte Angriffe auf seinen Vorgänger Dragendorff und dessen wissenschaftliche Methode bei dem Nachweise von giftigen Stoffen im menschlichen Organismus hervorgerufen haben. Von dem Inspector der Universität vorgefordert, erklärten sämmtliche an diesen Auftritten betheiligte Pharmaceuten, daß sie das Colleg Prof. Kondakows nicht weiter besuchen würden, und wurden daraufhin in der Zahl von 96 aus der Universität ausgeschlossen und aus der Stadt Dorpat verwiesen. Nachträglich sind auch noch sieben Mediciner demselben Schicksale verfallen. Aber auch für alle nicht an dem Scandale betheiligten Mediciner wird der bedauerliche Vorfall ein böses Nachspiel haben. Auch sie sind officiell befragt, ob diejenigen unter ihnen, die nach der Ordnung der Curse noch bei Prof. K. zu hören haben, in Zukunft sein Colleg besuchen würden. Auf die von vielen gegebene Erklärung, daß sie für die Zukunft ein solches bindendes Versprechen nicht leisten könnten, ist ihnen gleichfalls die Relegation in Aussicht gestellt.

* **Charkow.** Prof. Bagalëj fand im Archiv der Universität einen Brief Goethe's an den Universitätscurator Grafen Potocki; der Brief enthält Empfehlungen zu Professuren.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschienen!

Vater und Sohn

und andere Geschichten.

Von (4778)

Adolf Wilbrandt.

Inhalt: Vater und Sohn. — Die gute Loelei. — Hütchen.

Preis geheftet 3 Mark. — In Leinwand gebunden 4 Mark.

Diese drei Erzählungen haben schon beim Journalabdruck allgemeinen Beifall gefunden. Nach dem großen Erfolg der letzten Wilbrandt'schen Novität, des Romans „Die Rothenburger", ist anzunehmen, daß auch der neue Novellenband sympathische Aufnahme finden wird.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Jahrgang 1896. München, Donnerstag, 30. April. Nummer 100.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Schriftsprache und Umgangssprache. Von Dr. Graf v. d. Schulenburg. — Eine deutsche Revue über das Unterrichtswesen des Auslandes. Von F. Sander. — Mittheilungen und Nachrichten.

Schriftsprache und Umgangssprache.

Von Dr. Graf v. d. Schulenburg.

Man hat behauptet, das sogenannte classische Chinesisch, wie es uns in den Denkmälern der vorchristlichen Zeit erhalten ist, sei eine Kunstsprache, nach bestimmten Regeln gekürzt, um mit einer möglichst geringen Anzahl jener schwerfälligen Zeichen möglichst viel auszudrücken. Man hat an die wortkarge Sprache unsrer Drahtberichte erinnert und gemeint, draußen im Verkehr sei die Sprache etwa so wort- und silbenreich gewesen, wie sie es heutzutage ist. Auf den ersten Blick liegt der Gedanke wirklich nahe: eine so kurze Ausdrucksweise hat etwas Befremdliches, scheinbar Unnatürliches. Und doch scheint erwiesen werden zu können, daß sie wirklich geherrscht habe, daß die Sprache jener alten Bücher vormals als Umgangssprache im Gebrauch gewesen ist.

Sobald eine Schrift das ist, was sie sein soll, stellt sie die Sprache, eine bestimmte Sprache, dar, nicht bloß den Gedanken. Dies kann sie thun, wenn sie nur reich oder bildsam genug ist; und daß die altchinesische Schrift das war, dürfen wir nach den vorhandenen Denkmälern annehmen. Nicht aber dürfen wir annehmen, daß ein Volk damit angefangen habe, seine Sprache für den Zweck der schriftlichen Aufzeichnung zu verstümmeln.

Dagegen ist es wiederum einleuchtend, daß die Schreibkunst anfangs nur besonders wichtigen Zwecken dienstbar gemacht wurde: feierlichen Urkunden, Gesetzen, Gesängen, religiösen Formeln, die allerhand Alterthümliches oder Alterthümelndes enthalten mochten. Man denke an den Curialstil unsrer Juristen, an den Bibelstil mancher Erbauungsbücher. Denn auch das ist natürlich, daß das einmal Vorhandene und als gültig Anerkannte lange Zeit hindurch für verwandte Erzeugnisse als Muster dient.

Dies hat aber seine Grenzen. Gilt es, die Reden eines Zeitgenossen aufzuzeichnen, so wäre es unnatürlich, sinn- und geschmacklos, sie in ein veraltetes Gewand umzukleiden. Als die Schüler des Confucius niederschrieben, was sie aus ihres Meisters Munde gehört, mußten sie sich möglichster Wörtlichkeit befleißigen. Und wenn sie sich des Wortlautes nicht mehr entsannen, so mußten sie sich allerwenigstens an die dem großen Manne geläufige Ausdrucksweise halten. War dies aber die gemeinübliche? So könnte man einwenden; denn Confucius war ein Gelehrter und hat vielleicht gesprochen „wie ein Buch“. Gewiß, auch das ließe sich denken. Nun enthält aber das Buch des Philosophen Chuang[1]-tzü[2] aus dem 4. Jahrhundert v. u. Z. ein satirisches Capitel, worin Confucius einem berüchtigten Räuber gegenübergestellt und von diesem jämmerlich abgetrumpft wird. Den Räuber wie ein Buch reden zu lassen, wäre offenbar nicht angegangen; das wäre geradezu abgeschmackt gewesen und hätte der Persiflage die Spitze abgebrochen. Einem Meister des Stils, wie dem Chuang[1]-tzü[2], war ein solcher Mißgriff am wenigsten zuzutrauen. Der Räuber drückt sich nun auch gelegentlich recht brutal und plebejisch aus, aber im übrigen ist seine Sprache ganz die des Confucius und der chinesischen Classicität überhaupt. (Vgl. den Aufsatz von G. v. d. Gabelentz in den Berichten der Königl. Sächs. Ges. der Wissensch. 1889, S. 55—69.) Ich führe dies Beispiel an, weil in der That der Fall kaum günstiger liegen konnte.

Und doch ist es eine Thatsache, daß die Menschen nicht immer so schreiben, daß sie vielleicht nur sehr selten ganz so schreiben, wie sie sprechen. Wir müssen dem näher treten; denn es ist wichtig, zu wissen, inwieweit schriftliche Denkmäler als Zeugen für den jeweiligen Stand der Umgangssprache Vertrauen verdienen.

Von den historischen Orthographieen will ich hier nicht reden. Wo sie herrschen, da gibt es wohl auch Mittel, um ihnen die Laute der lebendigen Rede gegenüberzustellen. Daß aber Eigenthümlichkeiten der Rechtschreibung, auch geschichtlich ungerechtfertigte, die Aussprache beeinflussen können, ist wohl nicht in Abrede zu stellen. Viele Deutsche, und wahrscheinlich alle Gebildeten unsres Volkes, würden sprechen: betriegen, ergetzen, Liecht, wenn ihnen nicht die Orthographie einredete, daß es heißen müsse: betrügen, ergötzen, Licht. Lange Zeit haben die Schreibungen teutsch und deutsch miteinander gerungen. Seit letztere obgesiegt, fügt sich ihr auch in Oberdeutschland die Aussprache.

Doch um die Lautlehre ist es mir hier weniger zu thun, als um die Formen- und Satzbildung, den Wortgebrauch, die Bedeutungslehre, die Phraseologie und den Stil.

Classische Literaturperioden und classische Schriftsteller üben auf die Geschichte der Sprache eine doppelte Wirkung: einmal eine vorwärts bewegende; denn sie führen Neues ein, das als gut anerkannt und angenommen wird, mag auch die Neuerung in der Regel nur darin bestehen, daß Ausdrücke, die bis dahin nur der Volkssprache erlaubt waren, hinfür in den Rang der schriftmäßigen rücken. Dann aber üben sie wohl auch eine hemmende, conservative Wirkung; denn das Classische bleibt mustergültig, bis es durch neue Muster verdrängt wird. Bis dahin kann jedoch sehr lange Zeit vergehen, mag nun die Schuld an der Oede der Epigonenliteratur oder an der unwiderstehlichen Uebermacht des Altehrwürdigen liegen. Latein blieb bis tief ins Mittelalter hinein die Schriftsprache der romanischen Völker; und ähnlich war es in Indien mit dem Sanskrit. Die chinesischen Historiker und Philosophen bestreben sich noch heute, so zu schreiben, wie es ihre Vorgänger vor zweitausend Jahren gethan haben. Die Sprache des Qor'ân ist, wissenschaftlich betrachtet, durchaus nicht immer rein und in sich folgerecht. Allein der unerschütterliche Glaube der Araber hat ihr den Stempel der Unfehlbarkeit aufgedrückt, und so ist sie für die Grammatik maßgebend geblieben und wird es bleiben, solange noch eine Moschee

steht. Allerdings verlangt es viel Verständniß, das Alte ungetrübt zu bewahren und weiter zu üben. Sonst kommt es zu allerhand Verzerrungen, und auch diese können bei einem abgestumpften Sprachgefühle Anklang finden. So war es mit der epischen Sprache der Griechen, einem Gemisch aus verschiedenen Zeiten und Dialekten, das die Sprachforscher zur Verzweiflung bringt.

Es kann geschehen, daß in den verschiedenen Literaturzweigen die Sprachen verschiedener Perioden oder Landschaften herrschen. Neue Zwecke werden verfolgt, neue Zweige gepflegt und verlangen neue Mittel. Vor ungefähr tausend Jahren begann in der chinesischen Literatur jenes Essayistenthum, das noch heute nur allzu üppig blüht. Der Stil soll gefällig, doch edel sein; denn das ist das Wesen des Essays, daß er schwerwiegende Dinge in leichter Form behandelt. Die leichte Form ist die der zeitgenössischen Rede; die edle Form ist die der altüberkommenen Benennungen. So war die Terminologie und Phraseologie unabänderlich gegeben, die Syntax und der Stil aber fürs erste mit der lebendigen Umgangssprache im Fluß. Das dauerte einige Jahrhunderte lang so fort. Dann aber gewannen auch hier gewisse Meister die Ueberhand, ihre Sprache wurde für die Späteren vorbildlich. Aehnlich war es mit der noch jüngeren Romanliteratur und ist es wohl auch mit dem amtlichen Geschäfts- und Briefstil der Chinesen. Und so kommt es, daß die Gebildeten der Nation eine Sprache reden, der wohl ein halb Dutzend literargeschichtliche Zeitalter ihre Brocken beigemischt haben. Denn was man zu lesen gewöhnt ist, das läßt man gelegentlich auch der Rede einfließen.

Jener beständige Fluß aber, in dem sich die Umgangssprache befindet, wird durch solche Dinge mehr getrübt als gestaut. Der Abstand zwischen ihr und der durch Herkommen gefestigten Schriftsprache wächst von Jahr zu Jahr; und überall, das beweist das conservative China, überall kommt einmal eine Zeit, die den Schriftsteller mahnt: Schreibe, wie du richtig sprichst, nicht wie deine Vorfahren gesprochen haben!

Es scheint, nichts wäre leichter; und doch muß es recht schwierig sein. Denn viele Menschen sprechen ihre Muttersprache fast tadellos richtig und auch ganz gewandt und gefällig, und führen doch eine jämmerliche Feder. Das beweist also, daß sie nicht schreiben, wie sie sprechen. Warum thun sie es nicht? Vielleicht, weil sie es nicht wollen, vielleicht weil sie es nicht können. Archaisiren wollen und thun vielleicht die einen so wenig wie die anderen. Aber jene möchten wohl eleganter erscheinen, als sie sind, und künsteln sich darum etwas an, was ihnen nicht zu Gesichte steht; das ist die Art der Ungebildeten. Und die anderen scheinen von der Feder geführt zu werden, statt selbst die Feder zu führen, sie sind, ohne es zu ahnen, anders, wenn sie schreiben, als wenn sie reden. Bahnbrechende oder auch nur originelle Geister haben zunächst mit der Sprache zu ringen. Was diese ihnen fertig darbietet, ein noch so reiches Arsenal von Werkzeugen des Gedankenausdrucks, ist doch nur ein Vermächtniß der Vorfahren und nach den Bedürfnissen der Vorfahren bemessen. Jetzt werden der alten Sprache neue Aufgaben gestellt, die alten Mittel neuen Zwecken dienstbar gemacht, — der Schriftsteller schafft sich seinen eigenen Sprachgebrauch, seine individuelle Sprache. An dieser Stelle kann der Einzelne am tiefsten ins Sprachleben eingreifen, sie zu ungeahnten Leistungen emporheben, wohl auch ihr garstige Manieren angewöhnen. Das Roß, das er reitet, gibt sich zu allem her, lernt unter dem geschickten Bereiter neue Gangarten, unter dem launischen neue Unarten. Denn auch die sprachlichen Ausschweifungen eines beliebten Schriftstellers, und gerade sie, werden von der Schafherde seiner Nachtreter copirt. Zunächst ist es natürlich das Beweglichste der Sprache, was dieser fördernden oder störenden Macht des Individuums unterliegt. Das ist aber auch ihr Feinstes und Höchstes: die Syntax, die Phraseologie und die Bedeutung der Wörter, die Vorliebe für nüchternen oder bilderreichen, für gemessenen oder überschwänglichen, für wortkargen oder redseligen Ausdruck — kurz alles, was als Stil heute dem Einzelnen eigenthümlich und in ein paar Jahren Gemeingut des Volkes, allbeliebte Mode sein kann. Hier handelt es sich um die Gesammtphysiognomie der Sprache. Ob man einmal „frug“ oder „fragte“, „kömmt“ oder „kommt“ vorziehen, ob uns ein süddeutscher Schriftsteller sein „haltet“ statt „hält“ genehm machen wird: das sind daneben verschwindende Kleinigkeiten.

Soll nun die Sprachgeschichte beurtheilen, inwieweit schriftliche Urkunden die Redeweise ihrer Zeit abspiegeln, so sieht sie sich vor die principielle Frage gestellt: Wie beeinflußt die Thätigkeit des Schreibens die Sprache des Schreibenden?

Dieser Frage weiß Ich nicht besser beizukommen, als auf einem Umwege durch die Stilistik, und zwar zunächst nicht durch die beschreibende, die erklärt, wie es hier oder dort gemacht wird, sondern durch die vorschreibende, die ausspricht, was zu erstreben ist.

Wir schreiben langsamer, meist sehr viel langsamer, als wir sprechen, und lesen zuweilen langsamer, oft aber auch viel rascher, als wir reden zu hören gewöhnt sind. Dazu kommt, daß sehr vieles, was die Rede belebt, nicht zu Papier gebracht werden kann: die Modulationen im Stimmtone, die Mienen und Gesten. Die künstlerische Illusion verlangt nun, daß Schreiber und Leser in dem, was jener gibt und dieser empfängt, einander möglichst genau so gegenüberstehen, wie Redner und Hörer. Meister, zumal Meisterinnen im Briefstil, wie die vielnamige Caroline Michaelis — Böhmer — Schlegel — Schelling — erreichen dies oft in erstaunlicher Vollkommenheit: es ist, als säßen sie ihren Freunden plaudernd gegenüber.

Sie haben es immer nur mit einem Hörer zu thun; und darin ist der Redner, der eine bunte Menge vor sich hat und von allen verstanden werden, auf alle in gleicher Richtung einwirken will, anders gestellt. Und ähnlich wie mit diesem, verhält es sich mit dem Schriftsteller. Beide müssen von ihrer Individualität und ihrer jeweiligen Laune soviel zurückhalten, als von der Masse nicht verstanden wird. Beide wollen nicht mit Zwischenfragen unterbrochen werden, müssen also diesen zuvorkommen. Soviel, aber auch nicht mehr, haben sie zu opfern.

Und doch ist dies oft mehr, als es scheinen könnte. Unsre Gedanken, wie sie plötzlich vor der Seele auftauchen, sind oft überaus vielgliedrig. Dies gilt nicht nur vom wissenschaftlichen, folgernden oder begründenden, sondern auch sehr oft vom praktischen, planenden oder erwägenden Denken. Der Ausdruck des einheitlichen Gedankens ist der Satz, der adäquate Ausdruck des vielgliedrigen Gedankens ist der vielgliedrige Satz; der adäquate, darum der natürlichste. Es ist nicht künstlich, sondern nur zu natürlich, daß wir, indem wir solche gliederreiche Gedanken auszusprechen versuchen, in einen maßlos langen, verschlungenen Satzbau verfallen. Und wenn wir uns dann in den eigenen Schlingen versitzen, so liegt die Schuld an der Unstetigkeit des Gedankens, der die Rede umschwirrt. Zwischen jenem ersten Gedanken aber, den die Rede ausdrücken soll, und dieser selbst liegt in der Regel nur ein einziger, erster Act der Analyse. Länger pflegt der Weg, größer die verarbeitende und zuarbeitende Thätigkeit zwischen jenem ersten Denken und dem Niederschreiben zu sein. Das unsichtbare Du des Lesers muß, sollte wenigstens noch viel schwerer

ins Gewicht fallen, als das sichtbare des Hörers. Damit verhält es sich nun freilich wie mit dem Gebrauche von Kamm und Seife, den die einen für unerläßlich, die andern für entbehrlich halten.

Es ist leicht, dies alles mit Beispielen zu belegen. Kants mächtige Perioden machen wohl den Eindruck des tief durchdachten Gedankens, aber nicht der gekünstelten Form. Ein Gelehrter hatte sich eine Schreibmaschine angeschafft, mit der er doppelt so rasch schrieb, als mit der Feder. Er klagte mir aber, dies beeinflusse seinen Stil; denn nun baue er längere Sätze als zuvor. In der That schien in ihm jener künstlerische Trieb nach plastischer Anschaulichkeit nachzulassen; zu jener architektonischen Arbeit, die die Säulen einzeln aufrichtet, ehe sie die Gewölbebogen zieht, schien er sich nicht mehr die Zeit zu nehmen.

Der Satz: „Schreibe, wie du richtig sprichst", bleibt aber darum doch wahr. Nur mag man ihn erläutern: Schreibe, wie du am richtigsten sprechen würdest, wende also deine Sprache an, aber wende sie so an, wie sie am sichersten ihren Zweck erfüllt. Dessen bestreben sich nun wohl — abgesehen von jenen Ungekämmten und Ungewaschenen — alle Schriftsteller, wenn schon nicht alle mit gleich vollem Erfolge. Sie ziehen ihrer Sprache das Festtagsgewand an, auf die Gefahr hin, daß sie sich darin etwas hölzern ausnimmt. Indem sie am Ausdrucke feilen, sich mühen, ihn treffender, nachdrücklicher oder gefälliger zu gestalten, kann es nicht ausbleiben, daß sie tiefer als bei der mündlichen Rede in ihren Wort- und Phrasenschatz hineingreifen und wohl auch Dinge mit hervorholen, deren sie selber halb entwöhnt sind, und die sie darum vielleicht ungeschickt anwenden. Aber ihre Sprache schreiben sie darum doch.

Bei jenen, die gewöhnt sind, in einer von der Schriftsprache stark abweichenden Mundart zu reden, sind zwei Fälle möglich. Entweder ist ihnen die Schriftsprache durch fleißiges Lesen und Schreiben zur zweiten Muttersprache geworden, oder sie ist dies nicht, und dann behandeln und mißhandeln sie dieselbe, sobald sie zur Feder greifen, gleich einer fremden Sprache. Solche Zeugen sind dann allerdings werthlos; aber dafür bilden sie auch die Ausnahme.

Eine besondere Bewandtniß hat es mit den poetischen Licenzen. Die Dichtkunst stellt an die Sprache zwei schwer vereinbare Anforderungen: sie soll sich in den Zwang einer gewählten Form des Metrums, Reimes u. s. w. fügen, und unter diesem Zwange doch ihre mächtigsten Wirkungen äußern. Jene Form, richtig gewählt, fördert freilich schon ihrerseits diese Wirkung. Allein damit ist nur das wenigste gethan: von den Ausdrücken selbst hängt der Eindruck ab, und dieser wird geschwächt, vielleicht zerstört, wenn der Formzwang, dem sich der Dichter gefügt, vom Hörer nachempfunden wird. Compromisse sind unabweisbar, und diese können sich, je nach dem herrschenden Geschmacke, sehr verschieden gestalten: hier läßt man sich lieber etwas von der grammatischen und phraseologischen Correctheit, dort lieber etwas von der Reinheit des Versmaßes oder Reimes abhandeln. Allerhand Alterthümliches, Provinzielles oder sonst Ungewöhnliches wird gestattet und genossen, kaum aber etwas schlechthin Sprachwidriges. Ganz freie, regellose Gebilde kommen allerdings auch vor, und auch sie können in einer besonderen Sangessprache Wurzel fassen. Dahin rechne ich die „Valleri Zucheirassa, Heidi, Heida" in unsren heiteren Liedern, erweiterte Interjectionen, die wohl auch in anderen Sprachen ihresgleichen haben. Die Dichter des finnischen Volksepos Kalevala wiederholen zuweilen dasselbe Wort, das eine mal mit einem ganz willkürlichen Ablaute. (E. N. E. Eliot, A Finnish Grammar, p. 229.) Wo nun vollends liturgische Gesänge in alterthümlicher Sprache sich durch bloße mündliche Ueberlieferung erhalten haben, da sind Verstümmelungen fast unvermeidlich. Man vergleiche über die sogenannte Sangiangsprache der dajakischen Priesterinnen: A. Hardeland, Versuch einer Grammatik der dajakischen Sprache, S. 4—5, 210; über ähnliche Erscheinungen im Batta: H. N. Van der Tuuk, Tobasche Spraakk. S. V—VI. Deßgleichen bei den Klamath im S. W. Oregon: A. S. Gatschet, The Klamath Indians (Contrib. to N. Amer. Ethnol. Vol. II, 1, p. 194—197). Der Werth poetischer Sprachdenkmäler ist sonach nur ein sehr bedingter.

In vereinzelten Fällen wäre man versucht, ihn ganz zu verneinen. So in gewissen Erzeugnissen der japanischen Lyrik, die die sprachgesetzliche Ordnung der Satztheile geradezu über den Haufen werfen. Wäre dies so ganz naturwidrig, so wären die Japaner die letzten, die es thun und dulden möchten. In der That gibt es aber neben und hinter der bedächtigen Sprache, die in abgerundeten Sätzen redet, noch eine eruptive Sprache der lebhaftesten Empfindung, die interjectionsmäßig aus losgelösten Satztheilen besteht. Und diese Sprache und jene frischen, empfindungswarmen fünfzeiligen Verse scheinen ganz für einander gemacht. Wo die Dichter, in der Weise der skandinavischen Skalden, die Dinge mit kühnen Umschreibungen zu benennen lieben, kann sich immerhin die Sprache innerhalb ihrer natürlichen Gesetze bewegen; poetischer Stil ist noch nicht poetische Licenz.

Eine deutsche Revue über das Unterrichtswesen des Auslandes.

Von F. Sander.

„Willst du dich selber versteh'n, so sieh, wie die andern es treiben!" — dieses Mahnwort des großen Dichters gilt wie den einzelnen Menschen, so den Gemeinschaften und nicht am wenigsten den Staaten und Völkern. Mag sein, daß wir im neuen Deutschen Reiche so gut wie der thukydideische Perikles sagen dürften: „Wir leben in einem Gemeinwesen, das uns über den Wetteifer mit der Nachbarn Gesetzen hinaushebt. Wir selbst sind eher anderen Vorbild, als daß wir anderen nachahmen!" Es frommt nicht alles, was erlaubt ist; und das Beispiel Athens, das eben da, als solche stolze Reden erschollen, bereits am Rande des gähnenden Abgrundes stand, muß eher warnen als ermuthigen. Daß wir anderen Nationen Vorbild gewesen, gilt — abgesehen vom Heere — mindestens zweifellos auf dem Gebiete des Schulwesens. Schon Victor Cousin nannte vor zwei Menschenaltern Preußen das Land der Schulen nnd der Casernen; und seit 1866, mehr noch seit 1870 lenkten Preußens und Deutschlands glänzende Erfolge die allgemeine Aufmerksamkeit der ganzen Welt auf unser Schulwesen, dessen Tüchtigkeit man mit Recht als eine der frischesten Wurzeln unsrer Kraft ansah. Seitdem haben die gebildeten Völker der Erde und, die solche werden wollen, gewetteifert, uns hierin den Rang abzulaufen. Mit sehr verschiedenem Ergebnisse; freilich! Aber, hat es für besonnene Beurtheiler nie so gestanden, daß nur andere bei uns und nicht wir bei anderen lernen konnten, so müssen wir heute bereits auf der Hut sein, um uns durch die Nachbarn nicht überflügeln zu lassen.

In der That ist denn auch seit Jahren die Aufmerksamkeit deutscher Schulmänner und Schulfreunde, Lehrer und Lehrerinnen mit steigender Spannung dem Auslande zugewandt. Aber, wie's zu geschehen pflegt, wo man den Zufall entscheiden läßt: bald hört man begeisterte Lobredner, was auswärts geschieht, einseitig in den Himmel erheben; bald begegnet man nörgelnden Kritikern, die nur den Schatten oder das unsern Geschmack Abstoßende im Fremden wahrnehmen. Auch wer diese Dinge berufs-

mäßig und mit Vorliebe verfolgt, hat Mühe, nach und nach auf den Grund zu kommen.

Jenem unverkennbaren Bedürfniß wie diesem vielfach empfundenen Mangel abzuhelfen, ist die neue „Deutsche Zeitschrift für ausländisches Unterrichtswesen" bestimmt, zu deren Begründung der Director der städtischen höheren Mädchenschule zu Leipzig, Dr. J. Wychgram, ein in seinen Kreisen hochangesehener Schulmann und gründlicher Kenner besonders französischer Literatur und französischer Schulzustände, mit dem bekannten Leipziger Verleger Robert Voigtländer sich vereinigt hat. Der von beiden vor etwa Jahresfrist versandte Prospect des neuen literarischen Unternehmens fand im In- und Ausland denkbar freundlichste Aufnahme und Zusage thätiger Mitarbeit bei reichlich hundert berufenen namhaften Männern und Frauen, so daß im Oktober 1895 das erste, im Januar 1896 das zweite Heft der Zeitschrift erscheinen konnte. Nicht bloß nach ihrer guten, heilsamen Absicht, sondern ebenso nach ihrem ersten Auftreten verdient sie, auch den Lesern dieser Blätter, die oft genug im gleichen Sinne, obzwar ihrer umfassenderen Aufgabe gemäß nur gelegentlich, vom ausländischen Schulwesen berichtet haben, näher vorgestellt und warm empfohlen zu werden. Werfen wir zu dem Ende zuerst einen Blick auf das Programm der Herausgeber und dann einen zweiten auf den Inhalt ihrer beiden ersten Vierteljahrshefte.

Im Vorwort — „Zur Einführung" — sagt Dr. Wychgram: „In den letzten Jahren ist die Literatur über ausländisches Unterrichtswesen in Deutschland etwas reicher geworden als früher, so daß es zur Noth möglich wäre, sich aus Büchern oder Broschüren über die Hauptströmungen einigermaßen zu orientiren. Gewisse Bewegungen in Deutschland selbst standen oder stehen in unmittelbarer Beziehung zu ähnlichen Bewegungen im Auslande. Die Beförderer des Handfertigkeitsunterrichts mußten, wenn sie nicht in der Luft schweben wollten, ihre Blicke auf Finnland und die skandinavischen Länder richten, und der Kampf, der sich in eben diesen skandinavischen Ländern zwischen den humanistischen und realistischen Schulen vollzog, hat denselben Kampf bei uns in allen seinen Stadien stark beeinflußt [?]. Seitdem eine Erweiterung der allgemeinen Mädchen- und Frauenbildung in Deutschland angestrebt wird, hat man die weiblichen Unterrichtsanstalten in Frankreich, England und Nordamerika eingehend studirt und sogar eine deutsche Regierung hat einen Commissar über den Canal entsandt, um sich über die englischen Frauenhochschulen zu unterrichten. Aber es gibt noch eine Fülle höchst eigenartiger Erscheinungen im ausländischen Unterrichtswesen, die einfach unbekannt geblieben sind, so sehr sie auch gekannt zu werden verdienen. Ich erinnere nur an die große von England ausgegangene und nun auch in Nordamerika, Belgien, Holland und Skandinavien sehr erstarkte Bewegung für „university extension" und Volkshochschulen. — Unsre Zeitschrift soll hinfort den Mittelpunkt bilden für alle die, die sich mit dem ausländischen Unterrichtswesen beschäftigen, Nachrichten darüber zu geben im Stande sind und durch vergleichende Betrachtung heimische Einrichtungen fördern wollen. — — Immerhin werden wir uns stets bewußt bleiben, daß gerade auf dem Gebiete des Schulwesens Deutschland lange Zeit die führende Nation gewesen ist und daß es noch heute mit in der ersten Reihe steht, daß der Zustand unsres öffentlichen Unterrichts von der Universität bis zur Volksschule das Ergebniß einer langen geschichtlichen Entwicklung und der Arbeit der Besten ist. Wir glauben aber mit vielen der Einsichtigsten, daß diese Entwicklung einseitig zu werden droht, wenn sie sich, wie das bisher geschehen ist, von der umfassenderen Kenntniß alles dessen abschließt, was rings um uns her an Fortschritten sich vollzieht."

Von diesen grundlegenden Gedanken wendet das Vorwort sich zu dem unter Verleger und Herausgeber vereinbarten Arbeitsplan. Keine Gattung und Art von Schulen soll ausgeschlossen sein von der Hochschule bis zur Volksschule. Neben den Schulen für allgemeine Bildung sollen gleicherweise die der Berufs- und Fachbildung dienenden berücksichtigt werden. Man ist in der glücklichen Lage, für alle diese Arten von Schulen fachkundige Mitarbeiter gewonnen zu haben. Neben den gewerblichen und technischen Lehranstalten wird man die Handfertigkeitsschulen, neben dem Turnwesen die moderne Lieblingswissenschaft der Schulhygiene nicht übersehen. Selbstverständlich gilt besonderes Interesse dem Gange der Vorbildung für höheres wie niederes Lehrfach. Ferner heißt es: „Es wird uns, wo dies möglich und wünschenswerth ist, besonders daran gelegen sein, auch die allgemeinen historischen, politischen, gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Voraussetzungen zu erörtern, auf denen das Bildungswesen der anderen Länder beruht. — — Endlich werden wir in umfangreichem Maße über die pädagogische Literatur des Auslandes berichten." Für diesen Theil der Aufgabe wird dann besondere Geduld der Leser erbeten: „So wenig wie bei uns spiegelt diese Literatur jenseit unsrer Grenzen den wirklichen Zustand des Schulwesens, sie gibt vielmehr einen Einblick in die oft widerspruchsvolle und kampferfüllte Gedankensphäre, aus der allmählich die Umgestaltungen des Thatsächlichen sich niederschlagen. Sie ist in einigen Ländern, so in Frankreich, England und den Vereinigten Staaten, fast noch reicher und unübersehbarer als bei uns!" Den Schluß jedes Heftes soll die von der Leipziger Firma Bernhard Liebisch zusammengestellte Bibliographie des ausländischen Unterrichtswesens bilden.

Man sieht: es ist eine reichhaltige Speisekarte, auf die man hier eingeladen wird. Indeß, was bisher thatsächlich dargeboten worden, erweckt die Hoffnung, daß die Bewirthung selbst nicht hinter dem Programm zurückbleiben wird.

Jedes Heftes Inhalt gliedert sich nach den Rubriken: Abhandlungen, Mittheilungen, Rundschau (neue Nachrichten), Bücherschau (Anzeigen und Recensionen), Bücherkunde (Bibliographie). Heft I enthält an erster Stelle einen kurzen Ueberblick über „das Unterrichtswesen der Schweiz" von Dr. A. Ph. Largiadèr, Rector der Töchterschule und Dorent der Hochschule zu Basel. Der knappe Abriß läßt nach des Verfassers eigener Recapitulation erkennen, wie bunt und mannichfach das Schweizer Schulwesen gestaltet ist, wie aber diese Mannichfaltigkeit nothwendig aus den politischen Zuständen des Landes folgt, die den einzelnen Cantonen das Schulwesen beinahe uneingeschränkt heimstellen. Als Schattenseite ergibt dies einen verhältnißmäßig hohen Aufwand für den öffentlichen Unterricht. „Aber der Schweizer ist sich dessen wohl bewußt, daß nur auf diesem Wege die hohen Leistungen und die großen Erfolge unsres Unterrichtswesens sich erzielen lassen, und daß der Preis, den wir dafür einsetzen müssen, keineswegs zu hoch ist." Gerade durch die reiche Ueberfülle der individuellen, cantonalen und communalen Entwicklung bei allem geschichtlichen und actuellen Zusammenhange mit den Dingen in Deutschland ist das Schulwesen der Schweiz für uns vor allen anderen beachtenswerth. Ebenso wie dieser schweizerische ist aus der Feder eines anerkannten Sachkundigen geflossen der gleichfalls im I. Heft enthaltene Ueberblick über „den gegenwärtigen Stand des Erziehungswesens in England" von Henry Holman, M. A., ehemaligem Professor der Pädagogik (of Education) an der Universität von Wales und gegenwärtig Schulinspector zu Whitehall,

Digitized by Google

London, übersetzt von Schuldirector Dr. Beyer in Leipzig-Gohlis. Herr Holman sieht den vorhandenen Stand der Dinge in seinem Vaterlande sehr kritisch an. Er gesteht — mit einigen näher dargelegten Vorbehalten und Ausnahmen —, daß England kein wirkliches Erziehungssystem und nur ein mehr oder weniger unvollständiges und unwirksames System von Schulen habe. Die Gefahr des äußerlichen Einpaukens auch da, wo neuerdings regerer Eifer fürs Schulwesen erwachte, verkennt er nicht. Was er in diesen Hinsichten berichtet, kann lehrreich sein für solche, die uns immer wieder den Zuschnitt der englischen Erziehung für das High-life als Muster anpreisen. Aber niemand wird durch ihn verleitet werden, dem pädagogischen Leben und Streben der germanischen Vettern jenseit der Nordsee kühl gegenüberzustehen; denn — so schließt er: „das Streben ist nicht zu verkennen, alle Zweige des Erziehungswesens neben einander zu ordnen und zu einer Einheit zu verbinden, und ein Bemühen, das System modernen Ideen und Bedürfnissen anzupassen. Der allgemeine Ausblick ist sehr hoffnungsvoll: eine Fülle des allerbesten Materials für ein gesundes Erziehungssystem liegt bereit; die Stellnng der modernen Wissenschaft zum Problem der Erziehung wird mehr bekannt; und in der Nation lebt wirkliche Begeisterung für die Sache der Jugend."

Enger begrenzen ihre Themata mehrere andere Mitarbeiter, so Dr. Ernst Schlee, Director des Realgymnasiums zu Altona, der aus genauer Kunde (in Heft I und II) berichtet über „die neuesten Bewegungen im Unterrichtswesen von Nordamerika"; A. Ehrhard, Professor an der Faculté des Lettres in Clermont-Ferrand, der (gleichfalls durch beide Hefte) anmuthig und belehrend zugleich die École Normale Supérieure zu Paris in vier Abschnitten — Hundertjährige Jubelfeier 1895, Geschichte, Einrichtung, Geist — behandelt; Dr. W. Goetze, Director des deutschen Seminars für Knabenhandarbeit zu Leipzig, mit einem Aufsatz über „Erziehung von Hand und Auge in Frankreich"; Th. Dabis am Royal Holloway College mit einer sehr lesenswerthen Arbeit über „die Stellung der Frau an der englischen Universität" (Heft II); endlich Stephan Waetzoldt, Regierungs- und Schulrath zu Magdeburg, seinerzeit preußischer Vertreter bei der Weltausstellung in Chicago, mit einer vortrefflichen historisch-kritischen Würdigung der vielberufenen, von ihm in Amerika selbst studirten „Co-education" (Heft I) beider Geschlechter in denselben, auch höheren Schulen, die er aus amerikanischen Voraussetzungen verständlich macht, ohne ihrer Uebertragung nach auswärts das Wort zu reden.

Würdig reihen diesen im ersten Gliede auftretenden „Abhandlungen" die minder umfangreichen „Mittheilungen" sich an. Sie betreffen in den beiden vorliegenden Heften: „die königliche Commission für den höheren Unterricht in England" (von Alice Zimmern, Lehrerin an der High School for Girls zu Turnbridge-London), „das medicinische Institut für Frauen in St. Petersburg", „die deutschen Schulen in Kopenhagen" (von E. Spindler, Schulinspector in Kopenhagen) in Heft I, den „Bericht der Königlichen Commission über das höhere Schulwesen in England", „die letzten französischen Universitätscongresse" (Caen, Lyon 1894, Lille 1895), „die Reform des höheren Unterrichts im Königreich Portugal von 1894" (von Dr. H. Schiller, Geh. Oberschulrath zu Gießen), „das Unterrichtswesen in den Niederlanden" (von Dr. L. Wirth, Privatdocent zu Utrecht), „Serbisches Unterrichtswesen" (von Dr. W. Bakitsch, Professor an der Universität zu Belgrad), die „Weltausstellung zu Chicago". Absichtlich versage ich mir, irgend Einzelnes aus diesen zum Theil besonders werthvollen kleineren Arbeiten hervorzuheben; nicht bloß, weil es dem Zwecke meiner empfehlenden Anzeige zuwiderliefe, wollte ich die neue Zeitschrift zu den Lesern bringen, statt diese jener zuzuführen, sondern weil von der gebotenen Auswahl auf engem Raume durch einzelne Stichproben doch kein Bild zu geben wäre.

Dringender noch ist solche Zurückhaltung geboten gegenüber der dritten Rubrik, der pädagogischen Rundschau. Sie vor allem mit ihrer Ueberfülle von einzelnen, nur selten interesselosen oder geringwerthigen Nachrichten aus dem Unterrichtswesen in verschiedenen Ländern und Staaten Amerika's, Belgien, Bosnien, Dänemark, Frankreich, Großbritannien, Italien, Capland, Niederlanden, Norwegen, Oesterreich, Rußland, Schweden, Schweiz, Serbien, Ungarn — gibt den Eindruck einerseits, wie hoch und wie bewegt das pädagogische Leben in allen gebildeten Nationen gegenwärtig fluthet, andrerseits wie geschickt und erfolgreich die Schriftleitung in aller Welt Zungen sachkundige Mitarbeiter geworben hat. Diese Rundschau allein schon rechtfertigt das ganze Unternehmen nnd bildet eine wahre Fundgrube bemerkenswerther Daten nicht bloß für Schulgeschichte und Schulstatistik, sondern überhaupt für Culturgeschichte nnd Völkerkunde der Gegenwart. Nur eine Frage drängt sich hier auf. Wird ohne Gegengabe specifisch deutscher Art dieser Eifer auswärtiger Berichterstatter auf die Dauer lebendig zu erhalten sein? Ein gewisser, werthvoller Ersatz liegt ja freilich schon darin, daß in der Zeitschrift so mannichfaltige Nachrichten wie bisher sonst nirgend aus allen Culturländern der Erde außer Deutschland zusammenfließen. Auch wird in einer größeren Anzahl von Aufsätzen von selbst der Vergleich des Fremden mit dem Heimischdeutschen sich aufdrängen. Am meisten im letzten eigentlichen Theile der Zeitschrift, der Bücherschau, wo neben dem Herausgeber selbst schon jetzt Männer, wie Theobald Ziegler, Stephan Waetzoldt, Rohmeder, Dorfeld u. a. vom deutschen Standpunkt aus die neuesten Producte der ausländischen pädagogischen Literatur eingehend besprechen. Aber das ist auch hier nach dem einmal gefaßten Plane das unmittelbar und eigentlich Deutsche ausgeschlossen; und man weiß gegenüber dem bereits so massenhaft anwachsenden Stoffe nicht, ob man zu einer Erweiterung — etwa im Sinne der Pariser Revue internationale de l'enseignement, die freilich zunächst nur das höhere Schulwesen berücksichtigt — rathen darf. Nur für die anhangsweise gegebene Bibliographie empfiehlt sich m. E. unbedingt eine Ausdehnung auf alle pädagogischen in Deutschland erscheinenden Werke von allgemeinerem Interesse, sowie auf die vom Auslande kommenden Schriften auch über deutsches Unterrichts- und Erziehungswesen. Dies schon deßhalb, weil die Grenze nach dieser Seite hin sehr schwer zu ziehen ist und auch ohne grundsätzliche Anerkennung und Andeutung in der Ueberschrift die Natur der Sache dazu führen wird, unter der Flagge „Neue Bücher über ausländisches Unterrichtswesen" manches mitsegeln zu lassen, was eigentlich andere und allgemeinere Bezeichnung verdiente.

Doch dies wie andere kleine Desiderta oder Rathschläge, zu denen man sich angeregt fühlen könnte, stehe gern still zurück gegen den lauten Wunsch, daß das schöne, wohl durchdachte, glücklich begonnene Unternehmen trefflich gedeihe, daheim und draußen zahlreiche Leser und fleißige Mitarbeiter finde, daß es ihm gelinge, das deutsche Unterrichtswesen zugleich kräftig zu fördern und würdig vor aller Welt zu vertreten! Dem Verleger nnd dem Herausgeber ein herzliches Havete — dem jungen Pfleglinq ihrer erziehenden Fürsorge ein warmes: Floreat crescat!

Digitized by Google

Mittheilungen und Nachrichten.

F. S. Deutsche Zeitschrift für ausländisches Unterrichtswesen, herausgegeben von Dr. J. Wychgram. Leipzig, K. Voigtländer. — Inzwischen erschien — Mitte April — das dritte Heft der in vorstehendem Artikel angezeigten und empfohlenen Zeitschrift. Es reiht sich den beiden vorangegangenen würdig an. Die erste Abhdl bringt folgende Abhandlungen: „Die Bildungsanstalten für Seminarlehrer und Seminarlehrerinnen in Frankreich" von L. C. Bau, Professur am Lehrerseminar in Aurillac; „Die Mädchenerziehung in den Vereinigten Staaten" von Sara A. Burstall, B. A.; „De l'Enseignement des Langues Vivantes en France" par Edm. Arenmbenu, Professeur de Langues aux Associations Polytechnique et Philotechnique de Paris. Die zweite — „Mittheilungen" — außer Schluß und Folge der Berichte von Dr. Schiller über Portugal und von Dr. Wirth aus den Niederlanden: „Gewerbliche Schulen in Amerika" von Dr. Otto W. Beyer; „Die deutschen und fremden Schulen im Orient" von Dr. Schwalla, Director der deutschen Schule in Konstantinopel; „Victor Cousin als Pädagog und Unterrichtsminister" von Dr. Jürgen Bona-Meyer in Bonn. Auch die übrigen Theile zeigen gleichen Reichthum des Inhalts. — Aus kurzem Vaebericht des Herausgebers und des Verlegers ersiehet man, daß an trefflichen Beiträgen aus In- und Ausland bereits weit mehr vorliegt, als im Rahmen der Zeitschrift bewältigt werden kann. Daher soll im Mai d. J. ein besonderes Beiheft erscheinen, das jedoch nur abgeschlossene „Studien zum Ausländischen Unterrichtswesen", keine Rundschau, Bücherschau ꝛc. enthalten wird. Besonders darf man gespannt sein auf die Arbeiten von A. Pinloche, Professor an der Faculté des Lettres zu Lille: „Die Reform der Universitäten in Frankreich" — und von Theodor Heimberg: „Die schwedische Volkshochschule". Glück auf zur weiteren Fahrt!

Steirische Sommerfrischen. Von Johannes Frischauf. Herausgegeben vom Steirischen Gebirgsvereine. Graz, Leuschner u. Lubensky's Universitätsbuchhandlung. I. Krakau bei Murau. 1896. Mit drei Illustrationen und einer Karte. 43 S. kl. 8°. — Dr. Frischauf, Professor der Mathematik an der Universität Graz, ist seit zwei Decennien unermüdlich bestrebt, die Schönheiten und nicht minder die wissenschaftlichen Merkwürdigkeiten der Ostalpen, dieses Wort im weitesten Sinne genommen, weiteren Kreisen zu erschließen. Zahlreichen früheren Veröffentlichungen reiht sich jetzt das erste Heft der „Steirischen Sommerfrischen" an, durch welches unsre Aufmerksamkeit auf einen noch recht wenig besuchten, aber trotzdem sehr reizvollen Erdenwinkel hingelenkt werden soll. Die Krakau liegt im westlichen Steiermark und grenzt unmittelbar an den salzburgischen Lungau an, der am Beginn des gegenwärtigen Jahrhunderts vorübergehend zu Bayern gehörte, und so sind auch die ersten Vermessungen und Höhenbestimmungen in diesem Grenzgebiete durch bayerische Generalstabsofficiere ausgeführt worden. Die neue Gebirgsbahn, welche von Unzmarkt an der Linie Villach-Leoben über Murau nach Tamsweg führt, geht an der Oeffnung des von Norden her einmündenden Krakauer Thales vorüber und macht dessen Besuch, der ehedem mit einigen Hindernissen verknüpft war, so bequem wie möglich. Der Aufenthalt in den einigermaßen größeren Orten, voran im „Tauernwirthshause" Mörth, scheint der Beschreibung zufolge in der für Steiermark kennzeichnenden Weise Gemüthlichkeit und Comfort zu verbinden, und daß Hrn. Frischaufs Angaben durchaus dem wirklichen Sachverhalt entsprechen, weiß jeder, der den dritten Band des Meyer'schen Alpenbüchleins schon einmal als Reisebegleiter kennen gelernt hat. An Bergtouren besteht wahrlich kein Mangel, und zwar gehören dieselben fast ausnahmlos zu den leichteren Ausflügen, indem für ein Instandhaltung der Wege vollauf Sorge getragen wird. Am Sattelkogel, einem Theilgipfel des Aussichtsreiches Preber (2740 m), wurde 1894 die „Geazer Hütte" errichtet, welche sich für ausgedehntere Touren in diesem Gebirgsstock als geeigneter Unterstandsort empfiehlt; die beigegebene Abbildung zeigt, daß deren Lage allerdings entschieden romantisch sein muß, und das Haus selbst entspricht offenbar auch weitergehenden Anforderungen. Der Deutsch-österreichische Alpenverein hat sich mit einer namhaften Spende an dem Hausbau betheiligt. Im Norden des Thales leistet die einfachere Rudolf Schober-Hütte ähnliche gute Dienste. Die einläßliche Beschreibung des Verfassers, welche gelegentlich auch auf ortsgeschichtliche, geognostische und botanische Verhältnisse Bedacht nimmt, orientirt den Leser über alle die Dinge, welche ihm wissenswerth sein mögen. Wenn in Betracht der doch ziemlich großen Entfernung, welche Süddeutschland von der in Rede stehenden Gegend trennt, auch die Wahrscheinlichkeit zu eigentlicher Benützung der Krakau als Sommerfrische durch unsere engeren Landsleute kaum sehr groß ist, so wird sich doch zweifellos infolge solcher Schriften, wie wir hier eine vor uns haben, der Besuch durch Touristen vermehren. Wäre erst Mauterndorf mit Radstadt durch jene Tauernbahn verbunden, von welcher schon häufig die Rede gewesen ist, so würde auch aus Bayern das Quellgebiet der Mur zu einem viel regelmäßigeren Ziele für Wanderungen auserlesen werden.

Das Büchlein ist sehr niedlich ausgestattet und wird auch nach dieser Seite hin, in seiner handlichen Gestalt, den angestrebten Zweck nicht verfehlen. Nur betreffs der Karte erschiene uns eine Aenderung angezeigt. Dieselbe ist zwar ersichtlich sehr genau und enthält alle die Oertlichkeiten, deren der Text Erwähnung thut; aber in Schwarzdruck, wie sie vor uns liegt, ermangelt sie der rechten Uebersichtlichkeit und verlangt etwas viel von den Augen. Lieber würde man wohl auf die detaillirte Gebirgszeichnung verzichten, von welcher sich die Namen nicht deutlich genug abheben. γ.

* Ein Gedenkblatt zum 100. Geburtstag Möhlers. — Am 6. Mai werden es hundert Jahre, daß in dem württembergischen Pfarrdorf Igersheim bei Mergentheim Johann Adam Möhler das Licht der Welt erblickt hat. Die Gottheit, die nach einem alten Spruch ihre Lieblinge jung heimzuführen pflegt, hat ihm ein kurzes Erdenwallen beschieden. Schon am 14. April 1838 wurde im alten Münchener Friedhof seine Leiche zur Erde bestattet. Aber in den nicht ganz zweiundvierzig ihm zugemessenen Jahren hat er durch Wort und Schrift, als Lehrer und Gelehrter genug geleistet, um die erste Stelle unter den deutschen katholischen Theologen des 19. Jahrhunderts nicht nur zu erringen, sondern auch zu behaupten und an den Stätten seiner Wirksamkeit, zumal an der letzten, nach der er sich so innig gesehnt hat und die er so bald mit der ewigen Heimathsstätte vertauschen mußte, ein unauslöschliches Andenken zu hinterlassen. Die theologische Facultät der Münchener Universität hat Sorge getragen, daß das Grab des „Symbolikers", der ihr vom Sommer-Semster 1835 bis zu seinem Tode angehört hat, am Säcularlage seiner Geburt in würdigem Schmucke prange, und Möhlers zweites Nachfolger auf dem Lehrstuhl der Kirchengeschichte, Professor Alois Knöpfler, hat seiner pietätvollen Verehrung für den Begründer der historischen Richtung in der katholischen Theologie durch eine bescheiden als „Gedenkblatt" bezeichnete Schrift Ausdruck verliehen, in welcher er von Möhlers Lebens- und Entwicklungsgang, seiner Lehr- und Forschungsthätigkeit und seiner ganzen im erhabensten Sinne des Wortes priesterlichen Persönlichkeit ein bei aller Begeisterung nicht geschmeicheltes Bild entwirft.[1]) Als Landsmann des Gefeierten und als ehemaliger Tübinger Student war er in der Lage, besonders das locale und geistige Milieu, aus welchem Möhler herauswuchs, sachgemäßer und anschaulicher zu schildern, als es denjenigen möglich ist, welche die sogen. Aufklärungsperiode nur mit Entsetzen aber höchstens mit nachsichtigem Mitleide betrachten können, und da er außerdem über das Collegienheft eines der wenigen noch lebenden Zuhörer Möhlers, der in dessen letztem Tübinger Lehrjahre (1834/35) Kirchengeschichte gehört hatte, verfügen durfte (hieraus S. 109 ff. die Abschnitte über den Apostel Petrus und den Vorrang der Kirche von Rom und S. 127 ff. über den Jesuitenorden. Vgl. damit die Mittheilungen Friedrichs, J. A. Möhler, der Symboliker. München 1894, S. 72 ff.) und zur Darstellung von Möhlers theologischen Anschauungen dessen zahlreiche in der Tübinger Quartalschrift erschienene (nicht immer unterzeichnete) Recensionen (vgl. das Verzeichniß derselben S. 146 ff.) in ausgedehntestem Maße herangezogen hat, als die früheren Biographen, so bedeutet sein „Gedenkblatt" nicht nur eine Vermehrung der Möhler-Literatur (vgl. S. V), sondern auch eine Bereicherung unsrer Möhler-Kenntniß. Die Frage, welche Stellung wohl der große Theolog zu der späteren kirchlichen Entwicklung des 19. Jahrhunderts eingenommen hätte, hat Knöpfler nicht diskutirt, und auch ich habe keine Veranlassung, auf sie einzugehen. Darüber mag jeder denken, wie er will. Aber zweierlei drängt es mich, auszusprechen. Erstens: Diejenigen, welche Möhler als einen der Ihrigen in Anspruch nehmen und seinen Namen „eitel nennen", durch ihr ganzes Treiben aber beweisen, daß sie auch nicht ein Atom seines Geistes besitzen, mögen sich an den herrlichen Vers der aristoteischen Elegie an Eudemos erinnern, in welchem Sokrates als der Mann bezeichnet wird, „den nicht einmal

[1]) Johann Adam Möhler. Ein Gedenkblatt zu dessen hundertstem Geburtstag von Alois Knöpfler. Mit einem Bilde Möhlers. München, J. J. Lentner (E. Stahl jun.) 1896. IX. 149 S. 8°.

zu loben, den Schiechten gestattet ist". Zweitens: Wenn einmal eine ferne, ferne Zukunft den von allen wirklichen Vaterlandsfreunden erflehten Tag heraufgeführt haben wird, an dem die Zwingburgen der Unduldsamkeit und des Fanatismus stürzen und über ihren rauchenden Trümmern die deutschen Christen sich die Bruderhand reichen, dann wird man in dankbarer Nährung den Namen des Mannes nennen, dem stets als höchstes Ideal der religiöse Friede vorschwebte, der die Polemik nur als unentbehrliches Werkzeug der Irenik haßhabte, der sterbend die Einheit der Kirche Christi, „ohne Spaltung und Trennung, umschlungen vom Bande göttlicher Liebe", schaute! ... Trifft es sich nicht schön, daß das Centenarium von Möhlers Geburtstag nur durch wenige Tage von der Gedächtnißfeier des Friedensschlusses getrennt ist?

München. Karl Weyman.

ff. **Ein neues Soldatenmarsch.** Ein französischer Artillerieofficier, der Commandant von Raoul, hat für die Einübung der Truppen eine Marsch- oder Laufmethode empfohlen, die einigermaßen eingeübten Soldaten gestatten soll, rasche und lange Märsche ohne größere Ermüdung zurückzulegen, als wenn sie bei den gewöhnlichen militärischen Gangarten nur die Hälfte der Entfernung gelaufen wären. Dieser neue Marsch, genannt der „Beugemarsch" (marche en flexion) hat eine gewisse Aehnlichkeit mit der Gangart, die auf Ceylon und Japan bei berufsmäßigen Läufern gebräuchlich ist. Diese Leute kommen sehr rasch vorwärts, indem sie bei stark nach vorn geneigtem Körper die Knie fast beständig ein wenig gebeugt halten und den Boden nur flüchtig mit dem Fuße berühren. Versuche, die man auf der physiologischen Station zu Paris mit dem Beugemarsch angestellt hat, sind sehr zu seinen gunsten ausgefallen. Wie groß der Unterschied zwischen ihm und dem gewöhnlichen Militärmarsch ist, zeigen die chronophotographischen Aufnahmen, die, zusammengestellt und auf eine Zeichnung übertragen, ein sehr deutliches Bild ergeben. Der Anblick ist ganz anders. Denn während beim gewöhnlichen Marsch der Körper schroffe und ziemlich hohe Vertical-Schwankungen ausübt, sind diese Schwankungen beim Beugemarsch sanft und wenig erhaben. Da der mehr oder weniger große Kraftaufwand wesentlich von der Höhe der Vertical-Schwankungen abhängig ist, erklärt sich, daß der Beugemarsch weit weniger ermüdet als der gewöhnliche Marsch. Der Unterschied in der Amplitude der Schwingungen beruht allein in der Form, wie sich das Knie beugt oder zurückzieht, je nach den verschiedenen Phasen, worin der Fuß auftritt. Denn den idealen Fall angenommen, daß das Bein, wie ein hölzernes Stelzbein, immer steif und von gleichmäßiger Länge wäre, so würde bei jedem Auftreten des Fußes die Hüfte, indem sie vorwärts rückt, um den Fuß herum den Bogen eines Kreises beschreiben, dessen Radius die Länge des Gliedes hätte. Die Hüfte würde, indem sie den ganzen Körper in die Höhe zwingt, den Fuß zwingen, eine aufsteigende, dann eine absteigende Schwingung zu beschreiben. Bei einem biegsamen Knie kann sich dagegen die Hüfte nur bewegen, indem sie einer Graden folgt, die parallel der Oberfläche des Fußbodens ist. Das Bein wird daher in der ersten Hälfte seines Auftretens, um die aufsteigende Schwankung zu unterdrücken, an Länge abnehmen, in der zweiten Hälfte aber, um die absteigende Schwankung zu unterdrücken, an Länge zunehmen müssen. Dies Streben tritt beim Beugemarsch sichtlich in Erscheinung. Denn, wie die Vergleichung der Figuren zeigt, verkürzt bei demselben das Knie, indem es sich mehr und mehr beugt, den Radius des umschriebenen Kreises und hemmt somit die aufsteigende Schwankung, während beim gewöhnlichen Marsch das Bein im Anfang des Auftretens sich zurückzieht, wodurch die Länge des Radius und damit die Höhe der Schwankung wächst. In der zweiten Hälfte des Auftretens bleibt beim gewöhnlichen Marsch das Knie ausgestreckt, was für die Hüfte und den Körper die absteigende Schwankung erzeugt; beim Beugemarsch streckt sich dagegen das Knie, welches bisher gefaltet war, aus und verhindert somit gänzlich die Hüfte und mit ihr den Körper am Sinken. Nur darf die Ausstreckung des Beines nicht übertrieben werden; denn dann würde der Körper nicht nur nicht sinken, sondern noch ein wenig gehoben werden, was wiederum von Nachtheil wäre. Das Knie muß vielmehr beweglich bleiben; denn es ist zu berücksichtigen, daß die Amplitude der Verticalschwingungen des Körpers mit der Ausdehnung des Schrittes wächst und in Folge dessen beim Beugemarsch der Schritt um ein Viertel länger ist, als beim gewöhnlichen Marsch. Es würden sich also sehr starke Verticalschwingungen ergeben, wenn die Bewegungen des Knies nicht diese Wirkungen abschwächten. Endlich muß noch eines Punktes gedacht werden. Da die Verschiedenheit des Drucks der Füße auf den Erdboden den Maßstab abgibt für die Größe, die zu Anfang des Fußaustretens entstehen, und für die Muskelanstrengungen, die nothwendig sind, um den Körper an das Ende des Fußaustretens vorwärts zu bringen, so ist dieser Druck dynamographisch gemessen worden. Für den gewöhnlichen Marsch ergab sich, daß sehr energische und heftige Eindrücke zu Anfang und zu Ende des Auftretens stattfinden; bei dem Beugemarsch geht dagegen das Wachsen und Abnehmen des Drucks allmählich vor sich, und das Maximum überschreitet nur ganz wenig das Gewicht der Füße. Nach allen diesen Messungen verdient der Beugemarsch vor dem gewöhnlichen Marsch den Vorzug. Ganz besonders eignet er sich für schwere oder mit Lasten beladene Leute. Der Beugemarsch mit stark vorwärts geneigtem Körper, sagen die physiologischen Beurtheiler der neuen Methode zum Schluß ihrer Auseinandersetzung, ergibt sich ganz von selbst bei schneller Bewegung und entspricht in seinem Mechanismus durchaus der Theorie, die für die Fortbewegungsweise eines jeden Thieres und Gefährtes, so weit sie zu Lande stattfindet, gültig ist. Wie z. B. ein Pferd um so viel schneller läuft, als es Biegsamkeit in den Gliedern hat, ebenso ist es Hauptgrundsatz, daß ein Fahrzeug um so größere Geschwindigkeit erlangt, je mehr man seine Schwingungen vermindert. Diese Lehre findet Anwendung für das Zweirad in dem Gebrauch der pneumatischen Bänder, ohne welche man niemals die Schnelligkeit erreichen würde, die in Wirklichkeit besteht. Der Mensch findet zwar nur den stolzen, straffen Gang, an den er sich seit Jahrhunderten gewöhnt hat, seiner würdig; im Grunde aber gleicht dieser Gang nur einem Fahrzeug, dessen von den Felgen entblößte Räder nur aus Speiche zu Speiche fortrücken.

R. Wie aus **Essek** berichtet wird, wurden bis jetzt in **Bislobrdo** über 50 **alte Slavengräber**, die letzten 11 seit 17. d. Mts., aufgedeckt. Essek, in dessen Nähe Bielobrdo liegt, steht bekanntlich an Stelle der vom Kaiser Augustus angelegten Pflanzstadt Mursia und ist reich an römischen Alterthümern. Die Slaven ließen sich erst im 6. Jahrhundert dort nieder. Die zuletzt aufgedeckten Gräber — darunter 7 von Kindern — enthielten 6 Beigaben. Besonders bemerkenswerth sind darunter mehrere kleine mit Wellenornamenten und theilweise Bodenmarken versehene Thongefäßchen, die ebenso wie eine doppelt durchlochte römische Bronzemünze des 3. Jahrhunderts (die, an einer Perlenschnur hängend, den Halsschmuck eines Mädchens bildete) zum erstenmal gefunden wurden. Wichtig ist ein mit einem ornamentirten Anhängsel versehener Schläfenring mit S-förmigem Ende (ein Beweisstück für den Zusammenhang der dem 5. bis 6. Jahrhundert zugeschriebenen Keszthelyer Funde (am Plattensee) mit den unsern ähnlichen, hauptsächlich in Böhmen und Ostdeutschland vorkommenden Funden), sowie eine mit Glasperlen besetzte, sich in Form einer einfacheren Art der römischen Provinz-Fibela anschließende Bronzefibula. Das Vorhandensein der letzteren, sowie der römischen Münze des 3. Jahrhunderts, läßt darauf folgern, daß die Funde von Bielobrda im Alter zwischen jenen von Keszthely und den bloß Münzen des 10. bis 12. Jahrhunderts enthaltenden Funden Böhmens und Ostdeutschlands zu stehen kommen. Interessant ist auch der Umstand, daß nur durch die in den Gräbern gefundenen Thongefäßchen zahlreiche in Bauernhäusern in Bielobrdo gefundene und gesammelte größere Gefäße, ebenfalls mit Bodenmarken und theilweise mit Wellenornament, als altslavisch erkannt werden konnten. Jedenfalls sind letztere von langer Zeit bei einer größeren Erdbewegung massenhaft in noch brauchbarem Zustand gefunden worden. Die ältesten Leute wissen keine Auskunft zu geben.

* **Heidelberg.** Der Ophthalmolog Geh. Rath Theod. **Leber** beging am 27. April sein 25jähriges Professorenjubiläum.

* **Bonn.** Am 25. April habilitirte sich als Privatdocent in der philosophischen Facultät für alte Geschichte Dr. Max **Strack** aus Hamburg. In seiner öffentlichen Antrittsrede behandelte er den „Diadochencult".

* **Berlin.** Der Cultusminister hat, wie die „Nat.-Ztg." erfährt, an sämmtliche Provincial-Schulcollegien einen Erlaß gerichtet, der sich auf die Pflege des **physikalischen Unterrichts** an Gymnasien und Progymnasien bezieht. „Je wichtiger", so heißt es darin, „die Elemente der Physik, insbesondere der Elektricitätslehre für das Verständniß der das moderne Leben beherrschenden großen Kräfte und Entdeckungen sind, um so nothwendiger ist es, daß sowohl in dem propädeutischen ersten Curses auf IIIA und IIB, als auch in dem zweiten Cursus auf IIA und I klare und

feste grundlegende Anschauungen und Kenntnisse der Jugend vermittelt werden. Um dies sicherzustellen, werden die Provincial-Schulcollegien diesem Lehrgegenstande unausgesetzt ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden und insbesondere bei jeder Anstalt genau zu prüfen haben, ob der physikalische Unterricht in den Händen eines geeigneten Lehrers liegt und ob derselbe die physikalischen Apparate der Schule in zweckentsprechender Weise in seinem Unterrichte verwerthet, auch diese in einem solchen Zustande erhält, daß das Interesse der Schüler dafür erregt werden kann. Wo vereinzelt auch diese Richtung Mängel beobachtet werden, werden die Provincial-Schulcollegien erwägen müssen, in welcher Weise halb am besten Abhülfe zu schaffen ist. Nach Vorstehendem sind die Directoren der gymnasialen Anstalten, auf deren Mitwirkung ich besonders rechne, mit Weisung zu versehen. Damit wir aber ein Einblick in den Bestand der physikalischen Apparate an staatlichen Gymnasien und Progymnasien ermöglicht werde, wollen die Provincial-Schulcollegien bis zum 15. Mai d. Js. mir anzeigen, in welchem Umfang im allgemeinen diese Anstalten mit Apparaten bereits ausgerüstet sind, und in welchem Zustand sich diese befinden, event. nach welcher Richtung eine Ergänzung nicht etwa blos wünschenswerth, sondern nothwendig erscheint und wie hoch etwa die Kosten dafür zu berechnen seien." — Dem Dr. Jeancke, außerordentlichem Mitglied des kgl. Statistischen Bureaus, ward das Prädicat „Professor" beigelegt.

* **Breslau.** Der bisherige Hülfsbibliothekar Dr. Georg Marquardt zu Göttingen ist zum Bibliothekar an der königlichen und Universitätsbibliothek hierselbst ernannt worden.

* **Wien,** 29. April. Die Geographische Gesellschaft ernannte in ihrer letzten Monatsversammlung zu Ehrenmitgliedern: König Karl I. von Rumänien, die Fürsten von Bulgarien und Montenegro, den Großfürsten Nikolaus Michailowitsch von Rußland, Präsidenten der Geographischen Gesellschaft in St. Petersburg, den Herzog George von York, Präsidenten des letzten Internationalen geographischen Congresses in London, und den Forschungsreisenden Prinzen Heinrich von Orleans. Zu correspondirenden Mitgliedern wurden ernannt: der Herzog von Loubat (Paris) und Hr. F. du Bois, Repräsentant der „Agence Havas" in Wien. Dem geheimen Admiralitätsrath und Director der deutschen Seewarte in Hamburg, Dr. Georg Neumayer, der im Juni dieses Jahres das 70. Geburtsfest feiert, wurde die Hauer-Medaille verliehen, die höchste Auszeichnung, über welche die Gesellschaft verfügt. Zum Schluß der Sitzung hielt der Kämmerer Bela v. Rakunszky den angekündigten, mit reichem Beifall belohnten Vortrag über die Durchquerung der großen tunesischen Salzwüste und führte dazu mehrere Projectionsbilder vor, von denen insbesondere die Darstellung der heiligen Stadt Meschec, der Oase Tebes, sowie der Stadt Nafun Interesse erregten.

* **Baltimore.** Die hiesige John Hopkins Universität verdankt ihre Entstehung i. J. 1876 der Nachlaßbestimmung eines Kaufmanns, von dem sie ihren Namen erhalten hat und der für sie 3,500,000 Dollars aussetzt. Unter dem Nachlaß dieses Stifters befanden sich nun auch viele Actien der Baltimore- und Ohio-Eisenbahn, welche damals zu den ertragreichsten heimischen Unternehmen der Vereinigten Staaten gehörte. Aus diesem Grund übernahmen denn auch die Executoren der in Rede stehenden Universität gern diese Actien als Stiftungsvermögen. Nun ging aber diese Eisenbahn nach dem Tode ihres Leiters John W. Garrett immer mehr zurück, wozu natürlich der Wettbewerb andrer inzwischen gebauter Linien, insbesondere der Pennsylvania-Bahn, viel beitrug. So wurde das Einkommen der Universität immer geringer, je magerer die Dividenden der Baltimore- und Ohio-Bahn ausfielen, und in den jüngsten Tagen ist diese ganz bankerott geworden und in gerichtliche Verwaltung genommen worden. Dabei ist auch keine Aussicht darauf vorhanden, daß die Bahn bald wieder ertragsfähig werden wird, und so steht denn die John Hopkins Universität so ziemlich vis-à-vis de rien. Nicht nur fehlt das Geld zur Beschaffung und Unterhaltung der unerläßlichen Unterrichtsmittel, auch die Professoren sind der Gefahr ausgesetzt, schon in der nächsten Zeit keinen Gehalt mehr zu erhalten.

Auseinandersetzung. In meinem neulich abgedruckten Aufsatz (Beil. Nr. 85) findet sich der Satz: „Es ist trotzdem sicher nicht statthaft, wie Veit Valentin in der „Zeitschr. f. agl. Literaturgesch." es gethan, die dramatische Poesie als schlechtweg reflectirend von der übrigen zu trennen." Prof. Valentin hat mir darauf brieflich erklärt: „Ich stelle vielmehr den Satz auf, daß die drei Bestandtheile, der epische, der reflectirende und der lyrische, einerseits alle wesentlichen Bestandtheile einer dichterischen Schöpfung sind, außer denen es keinen weiteren gibt, daß sie andrerseits aber auch ausnahmlos in jeder dichterischen Schöpfung vorhanden sein müssen. Als Ergebniß stelle ich den Satz auf, daß als Gattungen nur die epische, die lyrische und die reflectirende zu behandeln sind, daß dagegen das Drama zu den übrigen dichterischen Formen zu stellen ist. Für mich hätte es ganz unmöglich sein müssen, die dramatische Poesie als schlechtweg reflectirend von der übrigen zu trennen, da ich vielmehr für jede Dichtung die drei Elemente, episch, reflectirend und lyrisch, in Anspruch nehme, also auch für die dramatische Dichtung, ferner aber erkenne ich das Dramatische nur als ein Formelement, nicht als Wesenselement der Dichtung an, so daß ich zwei so heterogene Elemente, wie reflectirend und dramatisch, nicht einander gegenüberstellen konnte, ebenso wenig reflectirend und lyrisch." Ich bitte demnach, den Leser, davon es noch meinen Angaben über Valentins Meinung richtet, dessen Aufsatz „Poetische Gattungen" in der „Zeitschr. für vgl. Literaturgesch.", Band IV, S. 32 ff. selbst zu prüfen. Von meinem Standpunkt aus kann ich indeß nicht umhin, das Folgende zu bemerken. Ein Formelement, das nicht Wesenselement wäre, darf und kann es in der Kunst niemals geben. Wenn nach der Eintheilung von Valentin dramatisch und reflectirend nicht einander gegenüber gestellt werden dürfen, wie er sagt, so stimmt es dazu nicht, wenn er hinzusetzt, daß ebenso wenig lyrisch und reflectirend einander gegenüber gestellt werden sollen; denn lyrisch und reflectirend sind ja, wie er zuvor entschied, wenn auch nach ihm stets verbunden, gerade zwei von den drei Gattungen seiner Eintheilung. Ferner beweist die dem Epos und der Lyrik viel später folgende und nur aus einer besonderen Culturreife gebundene Entstehung des Dramas deutlich genug, daß es mit dem Wesen der Kunst zu thun hat. Endlich müßte man nach Valentin den Schluß ziehen, daß in der dramatischen Poesie alles, was nicht episch und nicht lyrisch ist, reflectirend sein müsse, und dieser Rest ist unsres Erachtens nicht klein. Ja, er ist, da auch die lyrischen und epischen Bestandtheile im Drama fast durchweg eine ganz neue Weise nach Wesen und Form, wie ich glaube, eingehen müssen, so gut wie alles. Soll die ganze Intuition innerster, stark auf ein Wollen und Handeln gespannter Seelenzustände, durch welche des Menschen Mikrokosmos nach viel mehr als in Epos und Lyrik an das Licht tritt, nebst der damit zusammenhängenden charakteristischen Sinnlichkeit, soll die das Menschenschicksal mit Leben und Sterben bedeutsam umfassende Compositionskunst des Dramatikers Reflexion heißen? Ich glaube, nein.

Walter Bormann.

Berichtigung. In den Artikeln „Friedrich der Große u. der Ausbruch des 7jähr. Krieges" von Erich Marcks lies: Beil. Nr. 92, S. 2, Sp. 2, Z. 17 v. u. Rest (statt Rost), Z. 14 v. u. Rundé (st. Runte), S. 4, Sp. 1, Z. 7 u. v. subjectiv (st. objectiv); Nr. 93 an mehreren Stellen Wiegand (st. Wigand), S. 4, Sp. 2, Z. 30 v. u. Rüstung (st. Richtung); Nr. 94, S. 3, Sp. 2, Z. 33 v. o. Weltbund (st. Weltbrand).

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschienen!

Am Feierabend.

Sechs neue Novellen von

W. H. Riehl. (4779)

Dritte Auflage.

Inhalt: Das verlorene Paradies. — Wanda Zaluska. — Seines Vaters Sohn. — Mein Recht. — Burg Neideck. — Der alte Hund.

Preis geheftet 5 Mark. — In Leinwand gebunden 6 Mark.

In dem Buche wechselt Scherz und Ernst, lichter und dunkler Farbenton; trotzdem ist allen sechs Novellen Eines gemein: die Stimmung des heiteren Behagens, der tiefinnern Versöhnung, des reinen, klaren Abendfriedens.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Digitized by Google

Jahrgang 1896. München, Freitag, 1. Mai. Nummer 101.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Kirchenpolitische Briefe. XI. Von Spectator. — Georgische Handschriften in Torre del Greco. Von H. Schuchardt. — Mittheilungen und Nachrichten.

Kirchenpolitische Briefe.[1]

XI.

„Dispersit, dedit pauperibus.“
Psalm. 111, 9.

Berlin, 20. April. Wir kehren zu unsrer römischen Frage zurück, die wir auf dem Punkte gelassen haben, wo der Bruch der italienischen Actionspartei mit dem religiös-kirchlichen Zusammenhang einerseits, andrerseits das Abtreten des Papstthums von der nationalen Idee und den nationalen Bestrebungen Italiens eine Thatsache geworden war.

Der scharfe Geist Cavours hatte sehr wohl erkannt, daß die Erhebung Italiens und die Lösung der „römischen Frage“ insbesondere nicht vor sich gehen könne ohne eine Auseinandersetzung mit dem kirchlichen Princip und den Forderungen der italienischen Katholiken. Er unternahm einen neuen großen Wurf, indem er die Formel „Libera Chiesa in libero Stato“ — die freie Kirche im freien Staate — als Parole seiner Politik ausgab. Schon im Jahre 1850 hatte Cavour anläßlich des Siccardi'schen Gesetzes die Ideen ausgesprochen, welche diesem Satze zu Grunde lagen. Sie sind auf den Einfluß des französischen Doctrinarismus zurückzuführen, welcher das individualistische Princip auf allen Punkten überspannte und das Heilmittel wider alle Schäden darin zu finden glaubte, daß man den Staat möglichst in seinen Functionen beschneide und sich seinen Einfluß möglichst weit vom Leibe halte. In diesen Schuhen steckte auch der liberale Katholicismus der Lamennais, Montalembert, Lacordaire. Auf der großen Katholikenversammlung zu Mecheln hatte (1851) der Graf Montalembert die These von der freien Kirche im freien Staat aufgestellt, die er dann in seinen „Intérêts du Catholicisme au XIXe siècle“ weiter entwickelte. Er konnte später gegen den Gebrauch protestiren, welchen Cavour von dieser Formel machte; es ist ihm aber nicht gelungen, den Nachweis zu liefern, daß der sardinische Ministerpräsident nicht bei ihm und seinen Landsleuten in die Schule gegangen war. Cavours große Rede vom 27. März 1861 ist der Locus classicus, in welchem die neue Theorie der Welt verkündigt wurde. „Wir glauben,“ sagte damals Cavour, „daß das Princip der Freiheit auf allen Gebieten des politischen und bürgerlichen Lebens Platz greifen muß. Wir wollen die Freiheit in ökonomischer und administrativer Hinsicht, wir wollen auch volle und absolute Gewissensfreiheit. Auf Grund dieser Anschauung erachten wir zur Krönung des Gebäudes für nothwendig, daß das Princip der Freiheit auch für das Verhältniß von Staat und Kirche festgestellt werde“ (Discorsi XI, 347).

Die Cavour'sche Formel fand im ersten Augenblick die günstigste Aufnahme in den politischen Kreisen. Man sah in ihr die Lösung für ein Problem, welches seit Jahrhunderten die Geister beschäftigt und ein ganzes Jahrtausend hindurch Staat und Kirche bewegt, nicht selten erschüttert hatte. Gioberti's Freund und Biograph, Massari, meinte, mit dieser Formel sei der Welt das allerkostbarste Geschenk der Gewissensfreiheit gemacht worden. Im Grunde wandeln die italienischen Staatsmänner auch heute noch durchaus in der Spur, welche Cavour gegraben. Das politische Verhalten der Ricasoli, Borgatti, Minghetti war durch seine Formel bedingt und Minghetti's Buch „Chiesa e Stato“ kann als der feierliche Commentar betrachtet werden, welchen das moderne liberale Italien dieser gegeben hat. Indessen traten die bedenklichen Seiten der Formel doch allmählich auch hervor. Schon Terenzio Mamiani hatte (Teorica della Religione e dello Stato, p. 290) vor einer Ueberschätzung des Princips gewarnt, und doch war er es, aus dessen Munde wir s. Z. den Ausspruch vernahmen: Was wir wollen, ist weder ein Papa—Re, noch ein Re—Papa. Tancredi Canonico, einer der besten Juristen Italiens, erklärte 1879, die Formel sei in sich wahr, aber sie sei durch ihren Mißbrauch zweideutig geworden. Man verstehe unter der Kirche nur mehr den Papst und unter der Freiheit der Kirche nur mehr die dem Papst zugestandene Erlaubniß, alles zu thun, was er wolle, vorausgesetzt, daß er nichts gegen die Regierung thue.[1]) Schon vor ihm hatte Guido Padelletti[2]) den Nachweis geliefert, daß das Cavour'sche Recept nicht erreicht habe, was man sich von ihm versprochen; daß es dem Papste erlaubt habe, alle Bischofssitze mit Werkzeugen der jesuitischen Partei zu besetzen, das Königreich unausgesetzt zu insultiren, daß es die Möglichkeit gewährt habe, die katholische Jugend im Hasse gegen die Freiheit und die heutige Welt aufzuziehen. Die volle Durchführung des Axioms werde, meint Padelletti, nur den Erfolg haben, daß die Pfarrer den Bischöfen, die Bischöfe dem Papst hülflos überantwortet würden und die Curie in die Lage gesetzt werde, jeden Keim von Lebensfähigkeit in der Kirche zu ersticken und dem Staat eine Unzahl von Schwierigkeiten zu erwecken. Die Schwierigkeit, mit welcher Italien hier zu kämpfen hatte, und welche auch Cavour nicht verkannte, lag wesentlich darin, daß das Haupt der italienischen Kirche zugleich Oberhaupt der Gesammtkirche war, und daß sich die römische Frage fortwährend mit den

[1]) Erscheinen in der ersten Beilage jedes Monats; vergl. Nr. 77 vom 1. April d. J. Der Abdruck dieser Briefe wird von den Herren Einsendern freigestellt. — Vermuthungen über die Herkunft der Briefe, wie sie jüngst auch in die Presse Eingang gefunden, bewegen sich auf dem Felde willkürlicher Combination.
D. Herausg.

[1]) *Canonico, Tancr.*, La Questione religiosa e l'Italia, Roma 1879, p. 22.

[2]) *Padelletti, G.*, Libera Chiesa in Libero Stato. (Nuova Antologia 1875, Juli.)

Interessen des Gesammtorganismus der Katholicität versetzte. Borgatti, der als Justizminister im Cabinette Ricasoli hervorragenden Antheil an der Discussion dieser Dinge genommen, stellte, namentlich in seiner Rede vom 3. Febr. 1871 über das Garantiengesetz, heraus, welch ein Unterschied zwischen der juridischen und der religiösen Universalität des Katholicismus bestehe; die erstere, sagt er, kann der Staat überhaupt nicht anerkennen (ganz mit Recht, denn der Staat hat nichts anzuerkennen, was über die Grenzen seines Territoriums hinaus liegt), mit der letzteren hat er es gar nicht zu thun. Ein unbekannter Beurtheiler dieser Frage, Flaminio, stellte sich in der „D. R." (XXX f.) wesentlich auf den gleichen Standpunkt und kam zu dem Schlusse: „Die absolute Trennung von Staat und Kirche ist ein Product des französischen Doctrinarismus, gerade so verderblich und gerade so unhaltbar, wie das auf die Spitze getriebene, das Königthum annullirende constitutionelle Princip, mit dem, was die Geschicke Frankreichs von 1851 bis 1871 und vor allem wieder neuestens die Geschichte der dritten Republik beweisen, auf die Dauer jede Regierung unmöglich, jedenfalls alle Stabilität und Cohärenz derselben aufgehoben wird. Sie ist ein Princip, dem zwar eine ideale, aber eine ganz unhistorische, abstracte Auffassung zugrunde lag." In der That scheitert das Princip schon, wie Bertini in seinem Briefe an P. Passaglia 1863 hervorgehoben hat, an der Frage, was denn unter einem freien Staat und unter einer freien Kirche zu verstehen sei, und wer darüber zu entscheiden habe, was die Freiheit der Kirche in sich schließt, was nicht. Steht diese Entscheidung ausschließlich beim Staate, so ist der Conflict mit der Kirche gegeben und der „Culturkampf" wird eine bleibende Institution; steht sie bei der Kirche, so hat man den Staat im Staat. Niemand kann uns im Ernst zumuthen, den Begriff der Staatshoheit aufzugeben und den Staat der Curie einfach zu Füßen zu legen. Bleibt also nur, daß Kirche und Staat sich betreffs der ihnen gemeinsamen Gebiete zu vertragen suchen, und damit sind wir wieder auf dem alten Fleck.

Die Cavour'sche Formel, so schön sie lautet, hat nun auch in Bezug auf das Temporale ihre Wirkung verfehlt. Der Gegner ließ sich nicht herbei, auf die dargebotene Frucht anzubeißen: die Aerzte unternahmen es von neuem, den Kranken in Behandlung zu nehmen. In der Zeit der chronischen Revolution von 1859—1870 ist wesentlich von zwei Seiten der Versuch gemacht worden, die römische Frage zu lösen. Napoleon III. mühte sich ab, den französischen Katholiken zulieb, deren Votum ihm unentbehrlich schien, den Rest des Kirchenstaates, der nach Castelfidardo und der Vereinigung der Marken mit dem Königreich (26. Dec. 1860) noch übrig geblieben war, dem Papst zu erhalten; andrerseits war das Bemühen der italienischen Regierung darauf gerichtet, Pius IX. mit dem fait accompli auszusöhnen und einen Punkt zu finden, auf dem man sich trotz alles Geschehenen mit dem Papstthum verständigen und in friedlicher Weise Rom zur Hauptstadt Italiens machen könne. Der äußere Ausdruck dieser Situation war die September-Convention von 1863, in welcher Frankreich die Räumung des Kirchenstaates innerhalb zweier Jahre versprach, wogegen sich Italien anheischig machte, den dermaligen Bestand des Patrimonium Petri zu respectiren. Ein Versprechen, das leichter zu geben als zu halten war. Denn schon hatte in den Tagen des 25.—27. März 1861 das erste italienische Parlament Rom als Hauptstadt Italiens erklärt.[1]) Man weiß, daß das Ministerium Ratazzi auch der eingegangenen Verpflichtungen vergaß, als Garibaldi nach dem Abzug der französischen Truppen sich auf Rom zu stürzen Miene machte. Das Wiedererscheinen der Franzosen und die Schlacht von Mentana (3. Nov. 1867) stellte die Lage wieder her, wie sie vor 1863 gewesen.

Diesen Ereignissen waren mancherlei diplomatische und publicistische Verhandlungen vorausgegangen. Napoleon hatte die öffentliche Meinung durch die Schriften seines Vertrauten de la Guerronière und Abouts zu gunsten Italiens bearbeiten lassen, sein Handschreiben an den Papst vom 31. Dec. 1859 suchte dem Vatican begreiflich zu machen, was unter den gegebenen Umständen noch zu retten und zu erhalten möglich sei. Vielleicht erinnern sich noch manche unsrer Leser der großen Bewegung, welche damals und in Folge des Feldzugs von 1859 durch die Kreise der französischen Katholiken ging. Louis Veuillot, der 1851 und 1852 mit seinem „Univers" den französischen Klerus dem Kaiserthum zugeführt hatte, sagte sich jetzt von Napoleon los, der Bischof von Poitiers, Mgr. Pie, denuncirte in seinem famosen Hirtenbrief den Kaiser als den modernen Pontius Pilatus. Es war für letzteren wahrhaftig nicht leicht, zwischen den Forderungen der italienischen Bewegungspartei und den Wünschen der katholischen, bezw. ultramontanen, Elemente Frankreichs durchzukommen. Der bemerkenswertheste Versuch, den Napoleon III. nach dieser Richtung gemacht hatte, war das am 31. Mai 1862 von seinem Minister des Auswärtigen, Thouvenel, gemachte Anerbieten, der Kaiser wolle, wenn die Curie mit der Erhaltung des Status quo hinsichtlich des Patrimonium Petri einverstanden sei, die feierliche Anerkennung desselben durch die an dem Wiener Congreß betheiligt gewesenen Mächte zu erreichen suchen. Antonelli antwortete im Auftrag des hl. Stuhles, derselbe könne nur auf der Grundlage der Integrität des Kirchenstaates in Verhandlungen eintreten.[1]) Das Fehlschlagen dieser Negociation ist seinerzeit im „Moniteur" publicirt worden.

Unterdessen hatten auch Cavour und seine Nachfolger in der Führung der Geschäfte die Hände nicht in den Schoß gelegt. Cavour ging von der Unterstellung aus, man könne den Vatican für den Verzicht auf die bereits verlorenen Provinzen und für die Einverleibung des noch übrigen Patrimonium Petri in das Königreich dadurch gewinnen, daß man ihm, im Sinne seiner Formel „Libera Chiesa in libero Stato", Entschädigungen auf dem Gebiete des innerkirchlichen Lebens und der geistlichen Administration anbiete. Er ließ daher durch einen alten Freund der Italienischen Unionsbestrebungen, den Dr. Pantaleone, ein dem Papst vorzulegendes „Capitolato" ausarbeiten,[2]) welches die Bedingungen der Verständigung specialisirte. Dieses Capitolato erkannte dem Papst vollständige Freiheit hinsichtlich des Dogmas, der Disciplin und der gesammten kanonischen Gesetzgebung zu; die Ausübung der kirchlichen Jurisdiction sollte in keiner Weise gehemmt sein, sowohl das

---

[1]) Vgl. darüber jetzt *Lando Maginí*, Roma Capitale al primo Parlamento italiano. Discussione e Voto, 25, 26. 27 marzo 1861. Firenze 1895, Le Monnier succ. Wenige Tage nach diesem Beschluß des italienischen Parlaments, am 5. und 9. April 1861, hielt Döllinger seine berühmten Odeonsvorlesungen in München, aus denen der Nuntius sorgte, weil der Redner Dinge sagte, die heute jeder verständige päpstliche Staatsmann für selbstverständlich hält. Die Angriffe, welchen die Odeonsvorträge ausgesetzt waren, gaben Anlaß zur Abfassung des merkwürdigen Buches „Kirche und Kirchen, Papstthum und Kirchenstaat" (München 1861), des ersten und wichtigsten Denkmals des perplexen Zustandes, in welchen der Conflict des historischen Gewissens mit den Forderungen der ultramontanen Politik unsre deutsche katholisch-theologische Wissenschaft versetzt hatte.

[1]) Vgl. jetzt *Thouvenel*, Le secret de l'Empereur, 2 vols. Paris 1889. Dazu die wichtigen Actenstücke, welche die Civiltà cattolica im Augustheft 1889, 257 f., 402 f. publicirt hat; auch Hist.-pol. Bl. CIV, 440, und Allg. Ztg. 1889, Nr. 183 Beil.

[2]) Publ. bei *Bianchi*, Storia della diplomazia europ. in Italia. VIII, 415 f., 417 f., 428 f., dann *Diom. Pantaleone*, L'Idea italiana nella soppressione del Potere temporale dei Papi. Torino 1884, p. 169 f.

Placetum, wie das Jus inspiciendi et cavendi waren aufgehoben. Die Ernennung der Bischöfe sollte dem Papst ganz überlassen bleiben, der Staat mischt sich in keiner Weise in die Ausübung der bischöflichen Gewalt und in den religiösen Unterricht, wie die Erziehung des Klerus in den Seminarien. Dem Klerus solle die Errichtung von Concurrenzschulen den staatlichen gegenüber freistehen, die religiösen Genossenschaften sind, abgesehen von der Zuerkennung der juristischen Persönlichkeit, vom Staate ganz frei; hinsichtlich der Ehe solle es der Kirche überlassen sein, ob sie die bürgerliche Eheschließung anerkenne oder außer ihr noch eine kirchliche verlange. Der Artikel 8 besagte ausdrücklich: „Die obigen Dispositionen bilden einen Theil der Grundgesetze des Königreichs und sind als Ergebniß eines bilateralen Vertrags und als Entschädigung der Kirche für den Verzicht auf die Ausübung und den Besitz der weltlichen Herrschaft zu betrachten". Dieser Artikel war gewissermaßen die Ausführung des denkwürdigen Beschlusses, welchen das Parlament am 27. März 1861 gefaßt hatte.[1]) Die Unterhandlungen schienen anfangs günstigen Erfolg zu versprechen. Pantaleone, von Padre Passaglia unterstützt, gelang es, den hochbetagten Cardinal Santucci für die Sache zu gewinnen und selbst gegen den Einspruch Antonelli's den Papst zur Aufnahme einer förmlichen Verhandlung zu vermögen. Aber schließlich scheiterte alles an dem Widerstande des Staatssecretärs und der französischen Ultramontanen, und die Allocution vom 18. März 1861, sowie die Verbannung Pantaleone's aus Rom machten diesem Versuch ein Ende. Man kann diesen Ausgang kaum beklagen. Denn in diesem „Capitolato" warf Cavour wie einst Franz I. 1516 in dem Vertrag von Bologna um weltlicher Vortheils willen alle Freiheiten der Kirche dem Papste zu Füßen. Eine Politik, die sich vollkommen bei Staatsmännern begreift, welche persönlich kein inneres Interesse an dem kirchlichen Leben haben und denen es gleichgültig ist, ob der Organismus der kirchlichen Gesellschaft in sich selbst gesund oder ungesund ist: das ist immer der auch in der Bismarck'schen Kirchenpolitik auf allen Punkten hervortretende Grundirrthum, daß es dem Staat gleichgültig sein müsse, was in der Kirche geschieht, vorausgesetzt, daß die Kirche den Staat selbst in Ruhe lasse. Als ob je ein richtiges Verhältniß von Staat und Kirche zu erzielen wäre, wenn das Innere der Kirche der Herrschaft ungesunder Elemente überlassen ist!

Die viel besprochenen Missionen Vegezzi's und Tonello's (1867) hatten im Grunde nur die Ernennung von Bischöfen für die vacanten Sitze, das Exequatur und den Eid dieser Bischöfe zum Zweck. Man ließ dabei Sr. Heiligkeit keinen Zweifel darüber, daß Italien nichts vom Papste verlange. Ricasoli und die ihm zur Seite stehenden Minister Borgatti und Scialoja gingen auf kein Concordat mit Rom, noch auf ein Statut aus, dessen Lebensfähigkeit von der Aufnahme abhing, die es in Rom finden konnte. Wohl aber wünschten sie, den kirchlichen Verhältnissen durch ein neues Gesetz eine bessere Gestaltung zu geben. Der Auftrag, den dieses Ministerium am 12. November 1866 dem Professor Cassani in Bologna gab, ging dahin, ein Gesetz zu entwerfen, welches einen Compromiß zwischen dem bisherigen Staatskirchenrecht und der Formel Cavours darstellte. Nach verschiedenen Versuchen kam im Jahre 1867 ein Entwurf zu einem organischen Statut zustande, welches die drei Hauptpunkte in sich schloß: 1) Volle Freiheit der Kirche durch Trennung beider Gewalten; 2) Rückgabe des Kirchengutes, welches der Staat bei Säcularisation der Orden in Beschlag genommen; 3) Umwandlung des unbeweglichen Vermögens der Kirche in italienische Rente; doch sollte diese Conversion von der Kirche selbst vorgenommen und vom Staate nur erzwungen werden, wenn die kirchlichen Behörden sie verweigerten. Der Gesetzentwurf, welcher auf Grund dieser Artikel dem Parlament vorgelegt wurde, machte die ganze Linke aufschreien, als ob das Ende der Welt gekommen sei; er führte zu einer Krisis, welcher zuerst Borgatti und Scialoja (März 1867), dann, im Mai 1867, auch Ricasoli zum Opfer fielen. Wäre das Ministerium Ricasoli am Ruder geblieben, so war eine friedliche Lösung der römischen Frage nicht ausgeschlossen. Es dachte nicht daran, Rom dem Papste mit Gewalt zu entreißen, und man war in den Kreisen dieser Staatsmänner bereit, dem hl. Vater ein kleines Territorium mit der leoninischen Stadt, einem Hafen und Castelgandolfo zu belassen. Das Gespräch, welches 1867 drei bekannte englische Staatsmänner mit Pius IX. hatten, konnte Hoffnung geben, daß der Papst sich einer solchen friedlichen Lösung nicht unbedingt verschließen werde. Wie Pius IX. damals dachte und empfand, lehrt uns ein Vorgang, von welchem wir durch eine ihm sehr nahe stehende Vertrauensperson wissen. Im Anschluß an die Mittheilungen und auf Grund der Eindrücke jener drei Engländer (unter denen sich Mr. Gladstone befand) hatten die Florentiner Staatsmänner einen ihnen vertrauten Geistlichen nach Rom gesandt, welcher in einer durchaus geheimen Audienz dem Papste Eröffnungen in der Richtung einer Verständigung machen sollte. Nachdem der Papst diese Eröffnungen entgegengenommen, stand er lange Zeit schweigend an dem auf die Piazza di S. Pietro hinausgehenden Fenster. Endlich drehte er sich dem Besucher wieder zu, die Hände über das thränenbedeckte Antlitz haltend, mit den Worten: „Ja, wenn es keine legge Siccardi gegeben hätte!" In der That war die kirchenfeindliche Politik Piemonts, welche mit dem Siccardi'schen Gesetz gegen die Orden inaugurirt wurde (1850), das Haupthinderniß, welches einer Annäherung entgegenstand, und das Argument, auf welches man sich heute noch in erster Linie beruft, um die Solidarität der italienischen Unionsbestrebungen mit den Tendenzen der kirchenfeindlichen Freimaurerei zu erweisen.

Für diese Solidarität konnten freilich auch noch andere Argumente geltend gemacht werden. Während in den Jahren 1848 und 1849 Vincenzo Gioberti noch nicht bloß jede Verbindung mit Mazzini abgelehnt, sondern in dem Treiben des alten Verschwörers das schwerste Hemmniß seiner eigenen Bestrebungen gesehen hatte, waren die späteren Träger des italienischen Einheitsgedankens vor Beziehungen und Verhandlungen mit dem Haupte der Revolutionspartei nicht zurückgeschrocken. Wir kommen hier auf die jetzt auch in weiteren Kreisen bekannten Verhandlungen Cavours nicht zurück, welche schließlich den Beitritt Garibaldi's zu dem piemontesischen Programm zur Folge hatten. Aber man weiß jetzt, daß der König Victor Emmanuel selbst nicht vor geheimen Abmachungen mit Mazzini zurückschrak.[1]) Wir haben dies Herabsteigen des Königthums zu dem mit den schlechtesten Mitteln arbeitenden, wenn auch eines gewissen Idealismus nicht ganz entrathenden Haupte der rothen Revolution stets aufs tiefste bedauert. Victor Emmanuel fühlte sich, wie schon sein Vater es ausdrückte, zwischen dem Dolche der Carbonari und der Chocolade der Jesuiten,

[1]) Der Wortlaut dieses Beschlusses ist: „La Camera udite le dichiarazioni del Ministero, confidando che, assicurata la dignità, il decoro e l'indipendenza del pontefice e la piena libertà della Chiesa, abbia luogo di concerto con la Francia l'applicazione del con ie tervento, e che Roma, capitale acclamata dall' opinione nazionale, sia congiunta all' Italia, passa al ordine del giorno."

[1]) Man vgl. darüber jetzt die „Politica Segreta Italiana" n. 52. b. und den Anhang dazu: Roma e Venezia. Ricordi storici d'un Romano, Roma 1895, bes. p. 243 ff. (Mission des Verf. nach London 1864, April); auch *L. Chiala*, Politica segreta di Napoleone III. e di Cavour (1858—61). Torino 1895.

und es ist nicht ausgeschlossen, daß auch heute noch Umberto I diese jede selbstständige Politik lähmende Empfindung mit sich herumträgt.

All diesen geheimen Verhandlungen, man kann sagen, dieser ganzen Hintertreppenpolitik, machte die gewaltsame Lösung ein Ende, welche das Jahr 1870 brachte.

Die Vorgeschichte der Occupation Roms am 20. September und der Einverleibung des Patrimoniums Petri in das Königreich liegt jetzt, seit den Publicationen der letzten Jahre[1]), klar vor.

Napoleon hatte nach der Schlacht bei Mentana Civitavecchia wieder besetzt. Daß er nicht gewillt war, es gegen Italien auf die Dauer zu halten, geht aus der letzten (unsres Wissens nie veröffentlichten) Depesche hervor, welche der Graf Daru im Frühjahr 1870, unmittelbar vor seinem Austritt als Minister des Auswärtigen an den Cardinal Antonelli richtete und in welcher er die Unmöglichkeit betonte, im Falle eines Krieges (der als nahe bevorstehend bezeichnet wurde) französische Truppen auf italienischem Boden zurückzulassen, während am Rhein gekämpft werde. Der Ausbruch des großen Krieges führte die Katastrophe herbei, für welche das Verhalten der Curie während des Concils die öffentliche Meinung in der für sie denkbar ungünstigsten Weise vorbereitet hatte. In der stürmischen Sitzung des italienischen Parlaments vom 20. August beauftragte die Volksvertretung mit einer Mehrheit von 62 Stimmen das Ministerium, die Lösung der römischen Frage „in Uebereinstimmung mit den Wünschen der Nation" in Angriff zu nehmen. Am 28. August verlas Visconti-Venosta im Ministerrath wieder das Cavour'sche Capitolata als Grundlage der zukünftigen Ordnung der Dinge; die Frage der Città Leonina ward noch offen gelassen; doch ward die Möglichkeit einer Belassung derselben im Besitz des Papstes nur unter der Bedingung, daß dieser sich mit Italien versöhne, ins Auge gefaßt.[2]) Selbst über die Frage, ob man nach Zusicherung der Unterstützung Preußens sich außer dem Kirchenstaat auch der Stadt Rom bemächtigen solle, war der Conseil am 4. September noch nicht einig. Am 5., nach Eintreffen der Nachrichten vom Sturz des französischen Kaiserreichs, faßte der Conseil die Occupation Roms fest ins Auge und entsandte den Grafen Ponza di San Martino als außerordentlichen Botschafter an den Papst; zugleich wurden am 29. August und 7. September Circulare an die Mächte erlassen, in welchen die italienische Regierung die Nothwendigkeit darlegte, Rom zu besetzen. In dem den Papst betreffenden Passus gab das Ministerium den internationalen Charakter der römischen Frage zu. Es heißt da: „Le gouvernement du Roi, en maintenant expressément en principe le droit national, se renfermera toujours dans les limites d'une actian conservatrice et tutélaire à l'égard du droit qu'ant les Ramains de dispaser de leur destinées, et des interêts qui reposent, pour chaque état ayant des sujets cathaliques, sur les garanties d'indépendance souveraine qui daivent être assurées à la papanté. Quant à ce dernier abjet, l'Italie est prête à prendre des arrangements avec les puissances snr les conditians à déterminer d'un commun accord pour assurer l'indépendance spirituelle du Pantife."

Aehnlich lauteten die Instructionen für den Grafen Ponza di San Martino und das berühmte Handschreiben Victor Emmanuels an Pius IX. vom 8. September 1870.

Die Mission Ponza's war rasch gescheitert. Antonelli erklärte ihm rundweg, es handle sich hier um eine durch keinerlei Gefahr einer Revolution gerechtfertigte Vergewaltigung, Rom sei vollkommen ruhig und der Papst könne unmöglich eine Gewaltthat sanctioniren. Pius IX. kündigte dem Grafen an, er werde gegen das illegitime Vorgehen Italiens feierlich vor der Welt Protest einlegen, und sagte, nachdem er den Brief des Königs gelesen, Italien werde nie in Rom einbrechen — „ja non sono profeta ne figlia di profeta, ma in Roma non c'entrerete." Daß sich Pius einem bedenklichen Mysticismus hingab, daß er glaubte, Visionen zu haben, ist eine bekannte Sache. Wie er damals nicht an den Einzug der Piemontesen glaubte, so war er noch in späteren Jahren von der wunderbaren demnächstigen Wiederherstellung seines Temporales auf Grund vermeintlicher Visionen erfüllt. Das Schreiben Victor Emmanuels beantwortete er mit der Erklärung, dasselbe sei unwürdig eines Sohnes, welcher sich des katholischen Bekenntnisses rühme und auf seine königliche Loyalität poche.

Die Aufnahme, welche die Absichten Italiens auf Rom bei den Hauptmächten fanden, war verschieden. Die Republik des 4. Septembers ließ durch Jules Favre wissen, daß sie das Vorgehen desselben mit Sympathie begrüße. Preußen lieh Italien seine moralische Unterstützung; der Kaiser von Oesterreich bedauerte die Occupation Roms lebhaft, doch erklärte sich, angesichts der Haltung des Vaticans, auch seine Regierung außer der Lage, eine Verständigung herbeizuführen, und beschränkte sich darauf, Italien zu empfehlen, die für die katholischen Mächte bereits beunruhigende Lage nicht noch zu verschärfen. Am 15. Sept. beschloß der Ministerrath über die Formel des Plebiscits für Rom, welches nach kurzem Widerstand der päpstlichen Truppen bekanntlich am 20. Sept. besetzt wurde. Ursprüngtich war nur die Occupation des linken Tiber-Ufers beabsichtigt. Man weiß jetzt, daß die Besetzung der Città Leanina auf Wunsch des Papstes und auf directe Einladung Antonelli's hin erst nachträglich geschah. Es verdient hervorgehoben zu werden, daß der General Cadorna in seiner Antwort an den General Kanzler sich für die Sicherheit des hl. Vaters verbürgte und „sich vorbehielt, die Truppen aus dem Borgo zurückzuziehen, wenn seine Heiligkeit deren nicht mehr zu bedürfen glaubte" (Blanc p. 5). In der That blieb, nach der Erklärung des italienischen Bevollmächtigten Baron Blanc, die Frage nach dem künftigen Schicksal dieses Stadttheils vorläufig ganz in der Schwebe. Die ersten Verhandlungen desselben mit Antonelli hatten einen verhältnißmäßig freundlichen Charakter. Sie fingen an, denselben zu verlieren, seit von der möglichen Abreise des Papstes gesprochen wurde, welche die Civiltà cattolica zu empfehlen begann. Indessen wurde noch am 29. und 30. Sept. zwischen beiden Theilen über die nothwendigsten Geldoperationen à l'amiable verhandelt. Selbst noch nach dem Plebiscit gab man italienischerseits die Hoffnung auf einen Ausgleich nicht gleich auf. Aber bald sah man, was Antonelli ausdrücklich bestätigte (Blanc p. 15), wie Pius IX. nicht vergessen konnte, daß ihn Italien seiner Herrschaft beraubt; die Insinuation Blancs, daß Italien in der Lage sei, dem Papst auf dem innerkirchlichen Gebiete Aequivaleute anzubieten, wies Antonelli mit der schroffen Bemerkung ab, es handle sich in dieser ganzen Sache nicht um die Interessen der Religion, sondern um die völkerrechtswidrige Beraubung eines Souveräns.[1]) Bei den

---

1) Diese Publicationen sind hauptsächlich: der Bericht Cadorna's (La liberazione di Rome nell' anno 1870, Torino 1889); das zum 20. September 1895 durch den Minister des Auswärtigen, Baron Blanc, gedruckte Grünbuch (Roma, Settembre—Ottobre 1870, Roma 1895); dann das hochinteressante Diario del Ministro *Castagnola* „Come il gabinetto Lanza ci condusse a Roma", abgedr. in *Benj. Manzone's* Rivista storica del Risorgimento Italiano, Tor. 1895, I. fasc. 1, p. 11 ff. Zu erwähnen ist auch „Come siamo entrati in Roma". Ricordi di *Ugo Pesci*, con prefazione di *Giosuè Carducci*, Mil. 1895 mit dem Anhang von Urkunden p. 299 ff.

2) *Guiccioli* Quintino Sella, I. p. 304.

1) Eine bisher unedirte Mittheilung.

weiteren Erörterungen über die dem Vatican zu gewährenden Garantien hob der Cardinal schon damals hervor, die Freiheit des hl. Stuhles sei dadurch beeinträchtigt, daß Post und Telegraph, deren sich der Papst zu bedienen habe, italienisches Gebiet durchlaufen müssen. Zudem lasse sich gegen alle derartige Garantien sagen, daß sie bei der Unbeständigkeit der italienischen Ministerien wenig zuverlässig seien. Auf Blancs Einwurf, man könne das Garantiengesetz zu einem integrirenden Bestandtheil der Verfassung erheben, gab Antonelli zurück, damit sei im Grunde wenig gewonnen, denn die Verfassungsurkunde erkenne auch den Katholicismus als Staatsreligion an, was Italien nicht hindere, die Besetzung der Bisthümer, die Ausübung der kirchlichen Jurisdiction u. s. f. zu erschweren. Besser als eine solche „Protection der Kirche" sei allerdings die Trennung der Kirche vom Staat, wie in Belgien. Damals stellte sich der italienische Unterhändler ganz auf den Standpunkt der Cavour'schen Formel und betonte, daß der Geist der heutigen Zeit jegliche Ausnützung der geistlichen Gewalt zu politischen Zwecken wie umgekehrt verurtheile. Die Zukunft der Kirche als einer wahrhaft universalen Institution werde sich bei diesem System besser befinden, als bei dem früheren u. s. f. Diese theoretische Auseinandersetzung scheint auf den Cardinal keinen tiefen Eindruck gemacht zu haben, und man schied von einander mit der Bemerkung Antonelli's, die Zukunft werde ja zeigen, ob der Papst wirklich frei sei oder nicht.

Inzwischen war allerdings ein Vorfall eingetreten, welcher für die ganze Behandlung des Gegenstandes nach einer gewissen Richtung ausschlaggebend war. Am 2. Oct. fand im Capitol die Auszählung des Plebiscits statt und bei diesem Anlaß brachte ein schwarzverschleierter Greis aus Trastevere, begleitet von zahlreichen Mitbürgern, in einer Urne die Voti der Città Leonina bis vor den Palast. Der dem Wahlausschuß vorsitzende Generalsecretär des Ministeriums des Auswärtigen, Baron Blanc, wurde gefragt, ob diplomatische Rücksichten etwa der Stimmenabgabe des Borgo entgegenstünden. Blanc erwiderte: „Avanti i Romani del Trastevere".

So war die Frage der Città Leonina thatsächlich erledigt: freilich in einem Sinne, welcher die endgültige Lösung der „römischen Frage" im Interesse des Vaticans überaus erschweren und auf lange Zeit unmöglich machen mußte.

Wir werden uns in unsern nächsten Briefen mit der Situation des Vaticans seit 1870, der Stellung der Parteien zu dem Garantiengesetz, den fehlgeschlagenen Vermittlungsversuchen beschäftigen, um dann den gegenwärtigen Stand der „römischen Frage" und die Möglichkeit einer Lösung derselben ins Auge zu fassen.

SPECTATOR.

Georgische Handschriften in Torre del Greco.

Von H. Schuchardt.

Neapel, April. Die Kapuziner, welche seit der Mitte des 17. Jahrhunderts in Georgien als Missionäre wirkten, haben nicht wenig in georgischer Sprache und über sie zu Papier gebracht. Eine sehr ausführliche, italienisch geschriebene Grammatik des Georgischen, die ein ungenannter Kapuziner von Achalziche kurz nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts für die dortigen Missionäre verfaßt hat, befindet sich im Besitze des Prof. E. Teza zu Padua. Ich habe mich mit dieser Handschrift, die er die Güte hatte mir zu leihen, während des verflossenen Winters eingehend beschäftigt, und bin durch sie zu weiteren Nachforschungen über die literarische Thätigkeit der Kapuziner angeregt worden, soweit sie das Georgische betrifft. Es handelte sich für mich vor allem darum, das Werk des P. Rocco da Cesinale (jetzigen Erzbischofs von Chieti) über die Geschichte der Kapuzinermissionen zu Rathe zu ziehen; das ist mir aber erst hier in Neapel möglich geworden. Das Werk ist noch nicht vollendet, und ich konnte für das 18. Jahrhundert nichts daraus entnehmen; wohl aber fand ich darin sehr werthvolle Mittheilungen über das 17. Jahrhundert. Insbesondere ist hier von einem P. Bernardo da Napoli aus der Familie Cioffi die Rede (die genaue Zeit seines georgischen Aufenthalts habe ich noch nicht ermitteln können; jedenfalls war er schon vor 1670 dort); er hat zahlreiche Schriften in georgischer Sprache hinterlassen, die der P. Rocco namentlich aufzählt und die ihm zufolge im Kapuzinerkloster von Torre del Greco bis zu dessen Aufhebung sich befanden. Ich habe natürlich den günstigen Zufall benutzt, der mich in solche räumliche Nähe von dem mir wissenschaftlich so nahe Liegenden brachte. Da ich anfangs unpäßlich war, ersuchte ich meinen Freund Prof. B. Zumbini, der in Portici wohnt, sich in dem benachbarten Torre del Greco für mich nach den Handschriften umzuthun. Er erfüllte meine Bitte mit liebenswürdiger Bereitwilligkeit, aber zunächst ohne Erfolg. Bei der durch das Gesetz von 1866 verfügten Auflösung der geistlichen Orden war die Bibliothek des dortigen Kapuzinerklosters in das Stadthaus gekommen; dort sah sie nun Zumbini, entdeckte aber nichts Georgisches darin, und man war sogar erstaunt, daß solches da gesucht würde. Ich veranlaßte meinen Freund zu neuen Bemühungen, und nun erwähnte ein junger Mann, der Advocat Antonio Palomba, er entsänne sich, im Kloster selbst Handschriften in irgendwelchen orientalischen Charakteren gesehen zu haben. Das führte zu einem Besuche des alten Klosters, das jetzt von Nonnen bewohnt wird, die sich der Waisenpflege widmen. Zumbini entdeckte jetzt in der That zwei Handschriften des P. Bernardo da Napoli, die georgische Uebersetzung der Evangelien und ein georgisch-italienisches Wörterbuch. Es wurde ihm erlaubt, sie für einige Tage nach der Universitätsbibliothek von Neapel zu bringen, damit ich sie da untersuchen könnte. Ich hatte diese Untersuchung noch nicht vollendet, als Zumbini sie von dort wieder wegnahm, wegnehmen mußte; den Grund werde ich nachher mittheilen. Ich ersuchte den Regierungscommissar von Torre del Greco telegraphisch, die Benutzung der beiden gefundenen Handschriften und die Nachforschung nach den übrigen fortsetzen zu dürfen. Das letztere wurde mir bewilligt, und so begab ich mich am folgenden Tag mit einer schriftlichen Vollmacht und in Begleitung eines jungen Beamten und zweier Diener nach dem Kloster. Dort wurden wir in eine kleine Capelle geführt, in welcher wohl über tausend Bücher bunt durcheinander lagen. Unter der liebenswürdig-heiteren Betheiligung der Nonnen, die uns mit Kaffee und „Thränen des Vesuvs" stärkten, gelang es uns in ein paar Stunden, diesen verstaubten Bücherhaufen durchzusehen. Ich fand alle übrigen georgischen Handschriften des P. Bernardo, deren der P. Rocco Erwähnung thut, und noch einige dazu. Die Zeit reichte gerade noch aus, um ein Verzeichniß derselben, nach den italienischen Titeln, anzufertigen; von den georgischen Texten habe ich nur eine und die andere Zeile aufzeichnen können, an eine gründliche Prüfung derselben war in der Umgebung der auf mich wartenden Personen nicht zu denken. Diese Handschriften, welche ein außerordentliches, weit über die Missionszwecke hinausreichendes Interesse des P. Bernardo am Georgischen bekunden, zerfallen nach ihrer wissenschaftlichen Bedeutung in verschiedene Kategorien: 1) Theologische Schriften, von ihm übersetzt oder verfaßt. Diese haben nur den Werth von Gradmessern für seine Beherrschung der Sprache und müssen von Georgiern beurtheilt werden. 2) Wörterbücher, ein georgisch-italienisches und ein italienisch-georgisches, zum

Digitized by Google

großen Theil mit Angabe der Verbalformen. In Bezug auf Thatsachen der georgischen Sprache selbst wird sich aus ihnen kaum Neues ergeben; wohl aber sind sie für diejenigen wichtig, die sich, wie ich, mit der Geschichte der georgischen Studien beschäftigen. Der P. Bernardo hat offenbar eine weit umfassendere und tiefere Kenntniß dieser Sprache erlangt als der Theatinermönch Maggio aus Palermo, der einige Jahrzehnte früher eine georgische Grammatik herausgegeben hatte. Ob jene Wörterbücher älter sind als das erste georgisch-georgische, das von S.-S. Orbeliani, einem jüngeren Zeitgenossen des P. Bernardo, vermag ich vorderhand nicht zu sagen. 3) Abschriften von Werken der georgischen Literatur selbst, übertragenen (den Evangelien, den Apostelbriefen) oder originalen (dem Bruchstück eines Gedichtes, dem eines Geschichtswerkes, dem langen Roman von Baaman, König der Eranier, einer Dichtung von Reschani und Manisana, einem Novellenbuch). Der P. Rocco ist im Irrthum, wenn er den P. Bernardo für den Verfasser hält. Von eigenartiger Bedeutung sind die Briefe, welche von Georgiern an den P. Bernardo oder an andere Persönlichkeiten (darunter auch an den Papst) gerichtet sind. Es kommt nur darauf an, festzustellen, was unter allen diesen schon in Georgien bekannt ist, handschriftlich oder gedruckt vorhanden, und was nicht. Dieses verdiente im ganzen Umfang veröffentlicht zu werden; jenes wäre nur in textkritischer Hinsicht von Nutzen.

Ich würde mich über einen Fund von immerhin beschränkterem Interesse nicht hier und nicht in dieser zugleich umständlichen und unzulänglichen Weise äußern, wenn ich sicher wäre, daß ich selbst je oder ein anderer in der nächsten Zeit einen ausführlichen und sorgfältigen Bericht darüber in einem Fachorgan zu veröffentlichen vermöchte. Ich würde dessen ziemlich sicher sein, wofern die Handschriften sich da befänden, wohin sie ihrer Natur nach gehörten, in der Nationalbibliothek von Neapel; denn dank den Beziehungen, wie sie sich neuerdings zwischen den großen Bibliotheken Mitteleuropa's entwickelt haben, reisen die Gelehrten großentheils nicht mehr zu den Handschriften, sondern die Handschriften reisen zu ihnen. Bleiben die hier besprochenen in Torre del Greco, so ist nicht auf solches zu rechnen; der Municipalpatriotismus, der in Italien vieles Gute, aber auch manches Schlimme zeitigt, würde sich dem widersetzen. Dafür liegt schon jetzt ein deutliches Anzeichen vor. Und zwar hat die unselige Politik, die bei den südlichen Nationen an jedem Punkt ansetzt, auch diese Angelegenheit nicht verschont. Der Gemeinderath von Torre del Greco war durch das Gegenüberstehen zweier gleich starker Parteien an einer gedeihlichen Wirksamkeit verhindert und daher zu Anfang dieses Monats aufgelöst, an seiner Stelle ein Regierungscommissar ernannt worden. Unmittelbar vor Ankunft desselben hatte Zumbini die Handschriften aus dem Kloster entliehen. Diese „schwere Thatsache" wurde nun von dem dortigen Sonntagsblatt „Lo Spillo" dem Regierungscommissar zur Kenntniß gebracht. Maßlos ist hier die Schätzung der beiden Handschriften: „alle Gelehrten Europa's würden nach Torre del Greco pilgern," — die Worte werden Zumbini in den Mund gelegt — „um diese seltenen Schätze zu bewundern, die zu bezahlen kein Geld ausreicht". Maßlos sind die Angriffe auf den gewesenen Bürgermeister, welcher die Erlaubniß ertheilt hatte, und seine Partei: „Sind diese Herren noch nicht davon überzeugt, daß sie endlich aufgehört haben, Torre del Greco zu ruiniren?" Der Regierungscommissar mußte von dieser Anzeige, wie lächerlich auch ihre Form war, Kenntniß nehmen, und so erfolgte das schon Berichtete. In der gelesensten Morgenzeitung Neapels, im „Corriere di Napoli", erschien hierauf ein Artikel von Salvador (di Giacomo, Unterbibliothekar an der Universitätsbibliothek): „Zwei Handschriften und zwei Parteien", in denen er sich bemühte, die erhitzten Gemüther in der benachbarten Stadt zu beruhigen. Ich zweifle, ob ihm das gelungen ist, und glaube, daß nur auf anderem Wege etwas zu erreichen sein wird, was den wissenschaftlichen Interessen entspricht. Es hat sich mir die Frage aufgedrängt, ob die Gemeinde von Torre del Greco überhaupt einen Anspruch auf jene einst den Kapuzinern gehörigen Bücher besitzt, um die sie sich während 30 Jahren in keiner Weise bekümmert hat, mag sie nun von ihnen nichts gewußt haben oder nichts haben wissen wollen. Ich habe das Gesetz vom 7. Juli 1866 über die Aufhebung der geistlichen Körperschaften nachgesehen und darin den § 24 gefunden: „Die Bücher und Handschriften .... welche sich in den den Ordenshäusern gehörigen Gebäuden befinden ... werden den öffentlichen Bibliotheken .... der betreffenden Provinzen zugewiesen, vermittelst Decrets des Cultusministers nach vorherigem Uebereinkommen mit dem Unterrichtsminister." Es scheint mir nicht, daß Torre del Greco eine öffentliche Bibliothek besessen hat, in die eine andere hätte einverleibt werden können. Wenn wirklich ein Ministerialdecret vor 30 Jahren die Ueberlassung der Bücher, die man im Kloster vorfand, an die Gemeinde verfügt hat, so ist das wohl mit Hinsicht auf die Beschaffenheit dieser Bücher geschehen. Es fragt sich sehr, ob dies Decret nun nachträglich auf die Bücher angewendet werden darf, die erst jetzt vorgefunden worden sind und unter denen die Torreser selbst so Werthvolles gewonnen zu haben glauben? Sollte nicht in jedem Fall der Einwand der Verjährung gültig sein, demzufolge dem Staat neuerlich die Freiheit zustünde, darüber zu verfügen? Der Besitz der Immobilien zieht ja keineswegs den Besitz der darin befindlichen Bücher nach sich; beides ist im Gesetz ausdrücklich geschieden. Ich habe diese Bedenken an manchen Stellen zum Ausdruck gebracht und Hr. di Giacomo hat sie in einem zweiten Artikel des „Corriere" angedeutet. Ob sie wirksam sein werden, weiß ich nicht. Vielleicht sind doch jene georgischen Handschriften des frommen Napoletaners nun deßhalb aus ihrem Dornröschenschlaf erweckt worden, um den Fremdenverkehr Torre del Greco's zu heben.

Mittheilungen und Nachrichten.

fr. Das alte Nürnberger Criminalrecht. Nach Rathsurkunden erläutert von Dr. Hermann Knapp, k. Archivsecretär und Privatdocent der Rechte in Würzburg. Berlin, J. Guttentag 1896. — Die Erforschung des Strafrechts und der Strafrechtspflege früherer Zeiten bildet weniger einen Bestandtheil der Rechtsgeschichte, als der Culturgeschichte. Die Strafgesetze und auch die Regelung des Strafprocesses richten sich mehr, als dies auf irgend einem anderen Gebiete des Rechts zutrifft, nach den jeweiligen Anschauungen und Machtverhältnissen und nehmen bald nur bereits vorliegende Entwicklungen nicht viel Bedacht. Sieht man die Rechtsgeschichte als Hülfswissenschaft an, um das bestehende Recht voll und richtig erfassen zu können — die praktischen Juristen sind sich hierüber wohl alle einig —, so hat darin die Geschichte des Strafrechts keinen breiten Raum und erscheinen eingehende Untersuchungen auf diesem Gebiete für sie als kein hervorragender Gewinn. Für die Culturgeschichte aber sind sie um so beachtenswerther und reizvoller. Aus ihnen fallen unmittelbare Lichter auf den jeweiligen Culturstand von Zeit und Volk, die denselben oft von einer neuen, mit den übrigen Ergebnissen der Forschung seltsam contrastirenden Seite zeigen. Freilich, wer die Sammlung von Folterwerkzeugen auf der Nürnberger Burg gesehen hat, wird sich nicht wundern, zu erfahren, mit welch grimmiger Härte in dieser kunstreichen und aufgeklärten Stadt, „so friedsam treuer Sitten, getrost in Muth und Wehr", die Ordnung und der Gehorsam gegen das Gesetz aufrecht erhalten wurden. Es tritt uns den Urkunden, die Knapp mit Mühe und Fleiß durchgearbeitet hat, eine, man möchte sagen naive Gefühlsroheit hervor, die sich psychologisch nur durch den stumpfen Zwang erklären läßt, den das Herkommen und die Gewöhnung von Jugend an übte; sonst ließen sich mit ihr die

vielen edleren Züge, der Sinn für Freiheit, für Religion, für Gelehrsamkeit und Kunst, unmöglich vereinigen. Allerdings tritt eine rasche Mehrung der grausamen Judicate und Executionen gleichzeitig mit dem Ueberhandgreifen des fremden Rechts in Deutschland — vermittelt durch die im römischen Rechte geschulten Consulenten — und im Wiederspruch mit den an den „löblichen hergebrachten gebrauchen" hängenden Laienrichtern ein; aber auch bei Aussonderung dieses Factors bleibt noch genug Abstoßendes übrig, selbst wenn man berücksichtigt, daß in vielen Fällen die Drohung des Gesetzes — es handelte sich ja nicht um eine constante Rechtsprechung, sondern um eine solche, die unbedenklich auch vom Gesetze abging, wo ihr dasselbe nicht für den Fall passend erschien — nicht zur Ausführung kam. Man braucht in Knapps Buche nur das Capitel über die Todesstrafen zu lesen, um zu finden, daß eine über die Zwecke der Strafe weit hinausgehende Grausamkeit den Grundzug der Strafrechtspflege in den beiden letzten Jahrhunderten des Mittelalters und dann erst recht in den ersten Jahrhunderten der neuen Zeit bildete. Noch 1513 hält man in Nürnberg an dem Lebendigbegraben fest, bis in diesem Jahr der Nachrichter an einer solchen Hinrichtung das Grausen bekommt und sich weigert, sie ferner zu vollziehen; das an seine Stelle getretene Ertränken wird 1580, ebenfalls auf Drängen des Nachrichters, abgeschafft, hauptsächlich wegen „Unbequemlichkeit" (nicht entsprechender Tiefe) des Wassers. Die Consulenten waren in diesem Fall nach ihrerseits für Abschaffung und Einführung der Strafe durch das Schwert, denn „das ertrenken were weniger abschenlicher". Folgerechter kann die Abschreckungstheorie wohl nicht durchgeführt werden. Seltsam genug nimmt sich unter all diesen Schilderungen manch treuherzig gemüthliche Erzählung des Chronisten aus; wie die, daß man einmal einem die Zungenspitze abgeschnitten, aber ihm dies zum Vortheil war, denn seine Zunge war zu lang und er konnte vorher nur stammeln, nachher aber redete er recht; oder jene, daß man eine Frau lebendig begraben, die man früher in den Rhein geworfen und die doch lebendig wieder ausgekommen; „man fraget sie, warumb sie nicht ertrank, sie sprach: Da hab ich nur vier maß weins getrunken, vor demselben wein kund kain wasser in mich kummen."

* Eines der wichtigsten Erfordernisse auf dem Gebiete der Meteorologie, insonderheit wenn es sich um Wetterprognose handelt, besteht bekanntlich in der Kenntniß der Richtung des Windes in den höheren Schichten der Atmosphäre. Bisher aber sind die Bestrebungen der Meteorologen, die darauf gerichtet waren, ein Mittel ausfindig zu machen, um besagte Richtung beobachten zu können, so gut wie fruchtlos geblieben. Nun ist es, wie der „Frkf. Ztg." aus Madrid gemeldet wird, dem Leiter der dortigen Sternwarte, Don Vicente Ventosa gelungen, das Problem in der befriedigendsten Weise zu lösen. Wenn der Himmel bewölkt ist, dann liefern die Wolken genügende Anhaltspunkte zur Beobachtung der Luftströmungen. Bei wolkenlosem Himmel, wo sonst die einschlägigen Beobachtungen ausgeschlossen schienen, wird fortan die Methode Vicente Ventosa in Anwendung kommen. Der spanische Gelehrte, der sich lange Jahre mit der Untersuchung der Sonnenflecken abgegeben, hat nämlich herausgefunden, daß die übrigens allen Astronomen bekannte Erscheinung, wonach das durch ein Teleskop gesehene Bild der Sonne an seinen Rändern eine fortwährende schwingende Bewegung zeigt, auf die oberen Luftströmungen zurückzuführen ist. Er verfiel auf den Gedanken, diese Bewegung näher zu studiren, und so machte er die Entdeckung, daß aus ihr in einfachster Weise die Richtung der Oberwinde zu erkennen sei. Dazu genügt es, das Teleskop so zu regeln, daß es die Höhe der zu beobachtenden Schicht angibt. Will man z. B. die Winde beobachten, die in einer Höhe von 3000 Meter wehen, so regelt man das Instrument so, als sei ein auf 3000 Meter Entfernung liegender Gegenstand zu beobachten, und sofort ergibt sich die Richtung der ins Auge gefaßten Luftströmung. Diese einfache und genaue Methode gestattet es, an wolkenlosen Tagen, in denen sich oft Wetterveränderungen vorbereiten, die Richtung einer beliebigen Luftströmung und somit die Gestaltung der Witterung zu beobachten. Die Methode Ventosa wurde im letzten, in Upsala abgehaltenen internationalen Congreß für Meteorologie wärmstens empfohlen und wird demnächst an fast allen Sternwarten zur Anwendung gelangen. — Beiläufig sei bemerkt, daß über die mittlere Höhe der verschiedenen Wolkenformen neuerdings der Meteorolog Jean Vincent in Brüssel Messungen angestellt und Folgendes gefunden hat: Schleierwolken (Cirrostrati) 10,000 Meter, Federwolken (Cirri) 9000 Meter, Schäfchen (Cirrocumuli) 7000 Meter, hohe Schichtwolken (Altostrati) 6000 Meter, Schicht-Haufwolken (Stratocumuli) 2500 Meter, Haufwolken (Cumuli) 2000 Meter, Regenwolken (Nimbi) 1000 Meter, Schichtwolken (Strati) 600 Meter.

A.S. Prähistorisches. Durch Entschließung des k. Staatsministeriums d. J. f. K. u. Sch. vom 1. März 1896 wurde genehmigt, daß ein im Vorjahre in der Wertach bei Stockheim, B.-A. Mindelheim, gefundenes Bronzeschwert dem historischen Verein von Schwaben und Neuburg überlassen werde. Die prähistorische Sammlung des genannten Vereins ist durch dieses Entgegenkommen der höchsten Stelle um ein sehr werthvolles Stück bereichert worden. Das vorzüglich erhaltene, durch langes Liegen in fließendem Wasser fast völlig von Edelrost befreite Schwert, welches ohne Zweifel einem der oberhalb Stockheim in beiden Seiten der Wertach zahlreich zerstreuten Grabhügel entstammt, gehört dem von Naue mit E bezeichneten Bronzeschwert-Typus an, welcher namentlich in Bayern gut vertreten ist — das Stockheimer Schwert ist der achte Fund dieser Art — und sich, soweit die bisherigen Beobachtungen reichen, in Gräbern der ausgehenden jüngeren Bronzeperiode findet. Der gegossene Griff von ovalem Durchschnitt zeigt frappante Aehnlichkeit mit dem Griffe des von Naue bei St. André gefundenen Schwertes, die Klinge mit convexer, breiter Mittelrippe ist genau so gebildet wie die Klinge des von Riegsee ebenfalls von Naue erhobenen Schwertes (beide beschrieben und abgebildet bei Naue, die Bronzezeit in Oberbayern, S. 92—94 und Tafel XV). Der Verein hat sein Interesse für die prähistorische Sammlung dadurch bewiesen, daß er das Fundstück mit dem für einen Kreisverein nicht unbeträchtlichen Kostenaufwande von 500 Mark aus dem Besitze des Finders — Bürgermeister Schäver in Stockheim — an sich brachte. Umsomehr darf er sich wohl der Hoffnung hingeben, daß namhaftere Funde im Umfange des Kreises, bevor sie auswärtigen Sammlungen oder gar Händlern zum Kaufe angeboten werden, ihm behufs eventueller Erwerbung zur Kenntniß gebracht werden.

* Würzburg, 28. April. Dem kommenden neuen Bürgerlichen Gesetzbuche wird jetzt auch hier seitens der Universitätsdocenten die gebührende Beachtung geschenkt. Im Sommersemester werden an der hiesigen Universität 2 Professoren sich damit in eigenen Vorlesungen befassen. Geheimrath Prof. Dr. Schollmeyer liest Immobiliarsachenrecht nach dem Entwurf und der Pandectist Prof. Dr. Burckhard ebenfalls in einem zweistündigen Colleg über den Entwurf des Bürgerlichen Gesetzbuches, worin er jedenfalls ausgewählte Materien behandelt. Die strafrechtlichen Fächer haben heuer wieder einen Zuwachs erfahren. Der neu habilitirte Privatdocent Dr. Knapp, kgl. Bibliothekar an der Universitätsbibliothek, liest nämlich 2 bisher vermißte, aber gerade heute sehr bedeutsame criminalistische Publica, und zwar Gefängnißkunde und Criminalistik. — Das neue Collegienhaus schreitet in seinem inneren Ausbau rasch voran, es wird wahrscheinlich im Wintersemester schon bezogen werden können.

* Bonn. Professor Wohltmann ist von seiner Forschungsreise aus Kamerun glücklich zurückgekehrt. Die Ergebnisse seiner Reise sollen außerordentlich günstig sein, besonders auch in Bezug auf den Plantagenbau. Auch die Gewinnung von Mineralien scheint nach Wohltmanns Untersuchungen im Kamerun-Gebiete eine große Zukunft zu haben.

X. Leipzig, 30. April. Nach einem soeben einstimmig gefaßten Beschluß des Centralvereins für das gesammte Buchgewerbe soll in Leipzig ein deutsches Buchgewerbehaus mit Guttenberg-Halle im äußeren und inneren Anschluß an das vom Börsenverein der deutschen Buchhändler begründete Buchhändlerhaus errichtet werden, um den imposanten äußeren Rahmen für die großartige, einzig dastehende Organisation des Weltbuchhandels abzugeben, welche deutscher Gewerbfleiß in jahrhundertelanger Arbeit in Leipzig geschaffen hat. Der großartig gedachte Bau soll das buchgewerbliche Museum in seine Räume aufnehmen, soll den regelmäßigen Jahresausstellungen, gelegentlichen Ausstellungen für besondere Zwecke, Vorträgen u. dgl., sowie der permanenten Ausstellung von buchgewerblichen Maschinen und Fabricaten aller der buchgewerblichen Geschäfte und Kaostanstalten dienen, deren Aufgabe es ist, ein Druckwerk zu erzeugen, sei es ein Buch, eine Zeitung, eine Accidenz, eine Landkarte oder ein Kunstwerk. Hier sollen sowohl die ansäßig in Leipzig domicilirenden deutschen, als auch die engeren städtischen buchgewerblichen Genossenschaften der Buchdrucker, Schriftgießer, Buchbinder, Papiersabricanten mit ihren Versammlungsräumen und Bureaux ihren Sitz haben, hier soll in der Guttenberg-

Digitized by Google

Halle eine Ehrenhalle erstehen für hochverdiente Männer des Buchgewerbes, welche sich in Bild und Statue um das auf dem Guttenberg-Fest vom Jahre 1890 beschlossene Monument des großen Meisters schaaren werden. Für den Bau dieses Buchgewerbehauses, das mit den übrigen Bauten zusammen ein mächtiges Gildenhaus sämmtlicher Buchgewerbe darstellen wird, sind 800,000 M. erforderlich, und zwar gegen Abgabe einer Hypothek von 450,000 M. und Ausgabe von 3procentigen Antheilscheinen bis zum Betrag von 350,000 M. Von diesen Antheilscheinen ist bereits in einer Woche, ohne nennenswerthe Anregung, die stattliche Summe von 215,000 Mark von 23 hiesigen buchhändlerischen Firmen gezeichnet worden.

* **Utrecht.** Der Mathematiker Prof. C. H. C. Grinwis, Senior der mathematisch-naturwissenschaftlichen Facultät, ist in Ruhestand getreten.

* **London.** Die hiesige Japanische Gesellschaft hat den ersten Band des Nihongi, der alten japanischen Chronik, die von vorgeschichtlichen Zeiten bis zum Jahre 697 v. Chr. geht, veröffentlicht. Der zweite Band wird bald nachfolgen. Die Kosten der Drucklegung sind von Mr. G. Aston und anderen aufgebracht worden. Der Nihongi gilt für die zweitälteste japanische Handschrift. — In der Philalogischen Gesellschaft hielt letzte Woche Dr. Murray, der Herausgeber des im Erscheinen begriffenen großen englischen Wörterbuchs, einen Vortrag über das Riesenwerk. Er erzählte, daß er im letzten Jahre von September bis Weihnachten 80 bis 90 Stunden wöchentlich gearbeitet habe. Danach sei er nicht gerade besonders frisch gewesen, um die Bearbeitung des Wortes „Do“ anzugreifen. Das dafür vorliegende Material sei eine Yard dick und bestehe aus 12,000 besonderen Citirzetteln. Jetzt befinde sich das Wort im Druck; es fülle 16 bis 17 Spalten. Das nächste Heft des Wörterbuchs wird am 1. Juli d. J. erscheinen.

* **Paris.** Die internationale Conferenz zum Schutz des Urheberrechts hat eine Redactionscommission mit der Abfassung des definitiven Textes ihrer Beschlüsse beauftragt. Dieser Ausschuß besteht aus 2 französischen, 2 deutschen, je einem englischen, belgischen, italienischen und schweizerischen Delegirten. Ueber mehrere wichtige Punkte ist ein Einvernehmen erzielt, so beispielsweise darüber, daß das Uebersetzungsrecht von literarischen Werken, das bisher nur für zehn Jahre Gültigkeit hatte, in allen Ländern der Union einen ebenso langen Schutz erhalten soll, wie die Gesetze der respectiven Länder ihn für die Originalwerke festgesetzt haben.

* **Petersburg.** Häufig suchen die Curatoren der Lehrbezirke um eine Ergänzungsbelohnung für solche Professoren nach, die mehr als 30 Jahr im Lehrdienste stehen. Gleichzeitig aber weisen die Curatoren oft genug auf den Mangel an Mitteln zur Befriedigung der nothwendigsten Bedürfnisse der Universitäten hin. Im Hinblick hierauf und in Erwägung, daß die Verabfolgung von Ergänzungsbelohnungen die Universitäten der Möglichkeit beraubt, die Katheder mit jungen Lehrkräften zu besetzen, hat sich der Minister der Volksaufklärung an die Curatoren mit der Vorstellung gewandt, nur dann um eine Ergänzungsbelohnung nachzusuchen, wenn keine dringenden Universitätsbedürfnisse zu befriedigen sind und wenn sich unter den jungen Lehrkräften niemand befindet, der eines Avancements würdig ist.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 27. bis 30. April folgende Schriften eingegangen:

Joseph Kürschner: Staats-, Hof- und Communal-Handbuch des Reichs u. der Einzelstaaten. 1896. 11. Ausg. Eisenach, Kürschner. — Officieller Hauptkatalog der Berliner Gewerbeausstellung 1896, hggb. i. A. des Arbeitsausschusses. Berlin, Rudolf Mosse. — I. Vollständiges Hôtel-Adreßbuch für das Deutsche Reich; mit Anhang: Hôtels europäischer Staaten. Ausg. 1896. Dresden, H. Poppe u. P. Neumann. — Ferd. Bauernfreund: Eine Musterpartei, oder die Bauernbündler unter sich, wie sie sich schlagen u. vertragen. Eine lehrreiche Sammlung. Augsburg, Mich. Seitz. — Graf Arnim-Muskau u. Dr. Roesicke-Görsdorff: Zwei Reden über das Börsenreformgesetz (Stimmen aus dem agrarischen Lager Heft III). Berlin, Wilhelm Ihleib 1896. — F. B. Liebig: Das südbayerische Bahnnetz, nebst allg. Bemerkungen über das bayer. Bahnwesen überhaupt. München, Otto Gallet 1896. — M. G. Schydergsan: Geschichte Finnlands. Gotha, Friedrich Andreas Perthes 1896. — Dr. B. Mazegger: Die Römerfunde u. die römische Station in Mais (bei Meran). 3. Aufl. Innsbruck, Wagner 1896. — Hermann Hüffer: Der Rastatter Gesandtenmord, mit bisher ungedruckten Archivalien. Bonn, Röhrscheid u. Ebbecke 1896. — Paul v. Ebart: Bernhard August v. Lindenau. Gotha, Stollberg 1896. — Horst Kohl: Bismarck-Jahrbuch. III. Bd. 1. Lfg. Berlin, O. Häring 1896. — Jahresbericht des Historischen Vereins Dillingen. VIII. Jahrg. 1895. Dillingen, A. Kolb 1896. — Albrecht Rau: Empfinden und Denken; physiologische Untersuchung über die Natur des menschlichen Verstandes. Gießen, Emil Roth 1896. — Jahrbuch der Naturwissenschaften 1895—1896. 11. Jahrg. Hggb. v. Dr. Max Wildermann. Freiburg i. B., Herder 1896. — Dr. E. Mach: Populärwissenschaftliche Vorlesungen. Leipzig, Joh. Ambrosius Barth 1896. — Hofrath Dr. W. Wurm: Das Schwarzwald-Bad Teinach. 7. Aufl. Wildbad, Max Ringe 1895. — M. Caplezel: Das Engadin in Wort und Bild. Samaden, Simon Tanner. — P. D. Vischer: Betrachtungen eines in Deutschland reisenden Deutschen. 2. Aufl. Berlin, Julius Springer 1896. — W. H. Riehl: Am Feierabend: 6 neue Novellen. 3. Aufl. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1896. — Victor v. Reisner: Juraj Dragutinowitsch; Roman aus der kroatischen Gesellschaft. Berlin, S. Fischer 1896.

Historisch-politische Blätter.

Jahrgang 1896. 117. Band. Neuntes Heft.

Inhalt: Zum Möhler-Jubiläum. — Dies und das vom bürgerlichen Gesetzbuch. — Das erste Vierteljahrhundert des neuen Reiches. — Ranke, seine geschichtliche Methode und Geschichtsphilosophie. — Die Schustenrieder Hauschronik und ihr Verfasser. — Das Bildungsdefizit der Katholiken in Bayern. — Zeitläufe. Die Wendung für die deutsch-östliche Großmacht. — Graf Walderdorff's Regensburg in Vergangenheit und Gegenwart. (5050)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Soeben erschienen

Robinsons Eiland.

Komödie in vier Akten von

Ludwig Fulda. (4777)

Preis geheftet 2 Mark. — In Leinwand gebunden 3 Mark.

Wir zweifeln nicht, daß diese geistvolle und formvollendete Komödie Fuldas mit ihren satyrischen Streiflichtern auf moderne gesellschaftliche Zustände sympathische Aufnahme bei den zahlreichen Verehrern des Dichters finden wird.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Zum 100. Geburtstage J. A. Möhlers.

Im Verlag der J. J. Lentner'schen Buchhandlung (C. Stahl jun.) in München ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Johann Adam Möhler.

Ein Gedenkblatt zu dessen 100. Geburtstage von

Dr. Alois Knöpfler,

o. ö. Universitätsprofessor der Kirchengeschichte.

Mit Portrait.

10 Bog. kl. 8°, eleg. geh. Preis M. 2.50.

Obiges Werk ist keineswegs eine Gelegenheitsschrift, sondern gibt ein auf sorgfältigen Quellenstudien aufgebautes Lebensbild des großen Gelehrten, wie es bis jetzt noch nicht vorliegt. Viel Neues wird darin geboten, viele Punkte richtig gestellt und in einem Anhang eine kleine Auswahl hochinteressanter, bis jetzt noch nirgends veröffentlichter Aufsätze Möhlers gebracht. Alles in Allem — ein interessantes Buch aus der Feder des Nachfolgers auf dem Lehrstuhle Möhlers in München! (5067)

Tauchnitz Edition.

April 29, 1896.

The Strange Transfiguration of Hannah Stubbs.

By (5085)

Florence Marryat,

Author of „Love's Conflict“ etc.

In 1 vol.

Sold by all booksellers — no orders of private purchasers executed by the publisher.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1896. München, Samstag, 2. Mai. Nummer 102.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Zum „Rechtsstudium der Zukunft". — Die Reformationsliteratur Siebenbürgens. Von M. Zitter. — Mittheilungen und Nachrichten.

Zum „Rechtsstudium der Zukunft".

Von den Münchener Theilnehmern der am 23. März zu Eisenach abgehaltenen Conferenz deutscher Rechtslehrer geht der Redaction dieser Beilage folgende Erklärung zu:

Unter dem Titel „Das Rechtsstudium der Zukunft" brachte die Beilage zur Allgem. Zeitg. v. 24. April Nr. 95 einen Aufsatz von G. Pfizer, der den wichtigsten Theil der Eisenacher Resolutionen bekämpft. Er geht dabei von der Voraussetzung aus, es werde in den Resolutionen hinsichtlich der künftigen Darstellung des deutschen bürgerlichen Rechts das sog. Isolirungssystem empfohlen, d. h. es sollen getrennt von einander gehalten werden eine Vorlesung über das „Recht des Bürgerlichen Gesetzbuches", Vorlesungen über das „Bürgerliche Reichsrecht außerhalb des Gesetzbuches, insbesondere über das Handels- und Wechselrecht" und eine Vorlesung über das „Particularrecht". Der Verf. des Aufsatzes meint, die Eisenacher Resolutionen schienen die Unmöglichkeit behaupten zu wollen, daß „eine systematische Vorlesung über die Gesammtheit des jetzt (und nach Einführung des Bürgerl. Gesetzbuches?) für das Deutsche Reich geltenden Privatrechts" gehalten werde.

Die Pfizer'sche Auffassung der Eisenacher Resolutionen trifft nur zu, soweit sie sich auf das Handels- und Wechselrecht bezieht; im übrigen beruht sie auf einem Irrthum.

Satz 1 der vierten Resolution spricht aus:

> „Nach dem Inkrafttreten des Bürgerlichen Gesetzbuches ist das gesammte bürgerliche Recht Deutschlands (mit Ausnahme des Handels- und Wechselrechts) als systematische Einheit zu lehren."

Erst Satz 2 behält Ausnahmen vor, welche durch örtliches oder zeitliches Bedürfniß der einzelnen Universitäten gefordert werden.

Die Annahme Pfizers scheint veranlaßt[1]) durch die Veröffentlichung des Vortrages, den Prof. E. Strohal auf der Eisenacher Conferenz in Betreff „der zukünftigen Gestattung der Vorlesungen über das Bürgerliche Gesetzbuch" gehalten hat, — zumal, da dieser Vortrag unmittelbar hinter den Resolutionen abgedruckt wurde (Deutsche Juristenzeitg. Nr. 8).

Der Strohal'sche Vortrag kann jedoch nicht zur Erläuterung der Resolutionen benützt werden. Er war allerdings dazu bestimmt, das Isolirungssystem zu empfehlen, insbesondere die Thesis:

> „Auf das im B. G.-B. nicht enthaltene Reichscivilrecht und deßgleichen auch auf das durch das B. G.-B. unberührt bleibende particulare Privatrecht hat sich die Vorlesung über das B. G.-B. nicht mit zu erstrecken. Auf Zweckmäßigkeitsgründen beruhende Abweichungen im einzelnen bleiben vorbehalten."

[1]) Eher wohl durch die ungenaue Fassung der Resolution in unserm eigenen Bericht über die Conferenz, Beil. Nr. 75. (D. Herausg.)

Aber die Versammlung hat sich nach eingehender Debatte gegen diese Thesis entschieden. Sie hat insbesondere einen Antrag angenommen, der im Gegensatz zum Isolirungssystem ein „Verbindungssystem" empfahl und dem Satz 1 der vierten Resolution zu Grunde liegt. Letztere ist einstimmig, insbesondere auch mit den Stimmen derjenigen Theilnehmer beschlossen worden, die sich zuvor dem Isolirungssystem zugeneigt hatten.

Die Reformationsliteratur Siebenbürgens.

Von M. Zitter (Wien).

Von den vom Mutterstamme losgelösten deutschen Volkstheilen verdienen die Sachsen Siebenbürgens auch in literarischer Hinsicht erhöhtes Interesse. Seit siebenhundert Jahren leben sie getrennt vom Mutterlande, in stetem Kampfe ihre nationalen Güter behauptend. Diese Trennung ist schon durch die Natur des siebenbürgischen Hochlandes, das der Karpathenwall von den angrenzenden Gebieten strenge scheidet, fast vollständig. Andere deutsche Volksbruchtheile, die Deutschen Oesterreichs, des südlichen und nördlichen Ungarn, ja selbst der baltischen Provinzen haben unter wesentlich günstigeren Bedingungen die Fühlung mit dem Deutschen Reiche leichter aufrecht erhalten können, als die siebenbürgischen Sachsen, und daraus Nahrung für ihre Existenz ziehen können. Doppelt schwierig war dies für die Siebenbürger. Als sie, zum großen Theil schon unter König Geisa II., in das Desertum eingezogen und allmählich von dem Lande von Broos bis Draas Besitz ergriffen, standen ihnen in Natur und Menschen zwei Feinde gegenüber. Wo der Boden dem Ackerbau gewonnen werden sollte, ragten finstere Wälder empor, und wo Dörfer und Städte, menschliche Wohnsitze zu schaffen waren, breiteten sich gefährliche Sümpfe aus. Die Höhenzüge und Wälder aber boten räuberischen Völkern willkommenen Schutz. Im Zeichen des Kampfes begannen die Sachsen die Urbarmachung und Besiedelung Siebenbürgens. Und die Gefahren, die ihnen drohten, sind seither nicht geringer geworden. Viele Feinde, Kumanen, Petschenegen, Türken und Mongolen, sind heute verschwunden. Andere Feinde aber sind ihnen im Laufe der Zeit erwachsen. Wo Menschen neben einander wohnen, stoßen und drängen sie sich. Den Rest des Völkergetriebes in Siebenbürgen, der als Culturelement in Betracht kommt, und der Dauerndes schuf, bildeten neben den Deutschen Magyaren und Rumänen. Die Behauptung des magyarischen Elementes, das in Siebenbürgen die Szekler repräsentirten, bedarf wohl keiner Erklärung. Die Grundbedingungen seiner nationalen Existenz lagen in der Gründung des Reiches durch Stephan den Heiligen. Die rumänischen Volkstheile Siebenbürgens danken ihre Erhaltung der unmittelbaren Nähe und Verbindung mit dem walachischen Wojwodenthum, das nicht selten activ auf dem transsylvanischen Kampfplatz auftrat. Außerdem mochte wohl der überaus bescheidene Anspruch des Rumänen an

Digitized by Google

seine Existenz, welcher sich als eine Folge seines rechtlosen, fast helotischen Zustandes erklärt, das wichtigste Mittel zu seiner Behauptung gebildet haben. Dazu kam das stolze, exclusive Wesen des Sachsen, dem es nie darum zu thun war, nationale Proselyten zu machen. Ohne diese sächsische Eigenart würde bis heute bei der jahrhundertelangen untergeordneten Stellung des Rumänenthums ein großer Theil des Volkes germanisirt worden sein. Die Behauptung des Deutschen auf diesem Boden kann nur aus seinem Wesen erklärt werden. Unter den Widerwärtigkeiten und Gefahren, die ihn hier empfingen, scheint sich sein Existenzbedürfniß vervielfacht zu haben. Während er die Wälder rodete, die Sümpfe austrocknete und um die befestigte Kirche die Bauernhäuser baute, mußte er zugleich gegen die wilden Bergbewohner kämpfen und nicht selten suchte er innerhalb der Ringmauern, die seine Kirche und Vorrathskammer auf steiler Anhöhe umgaben, den letzten Schutz vor den nachdrängenden Feinden. Je mehr er sich aber in der Bergveste von allen Freunden, die er in der fernen Heimath zurückließ, vereinsamt fühlte, um so nothwendiger ward es ihm, den Zusammenhang mit Deutschland nicht zu verlieren. Und obwohl eine Reise in das Stammland nicht nur schwierig und kostspielig, sondern auch von mancherlei Gefahren begleitet war, hat der Sachse während siebenhundert Jahren diese Berührung nicht aufgegeben, und wenn auch seine Handelszüge ihn weit in den Orient hineinführten, so blieb doch Deutschland das Ziel seiner Sehnsucht, von wo er Bildung und nützliche Kenntnisse wie eine emsige Biene in seine Bergheimath zurückbrachte.

So nur war es möglich, daß in Siebenbürgen eine Burg deutscher Cultur entstand. Große Ereignisse in Deutschland trugen ihre Wellen immer bis hieher und alle geistigen Leistungen werden da wiederholt. In stetem Zusammenhang mit deutschem Wesen bildet die Culturgeschichte des Sachsenthums eine Culturgeschichte des Deutschthums im kleinen. Wie ein verkleinertes Bild erscheint auch das literarische Leben im Verhältniß zu den literarischen Strömungen in Deutschland. Die erste Blütheperiode deutscher Dichtung fand das Sachsenthum mitten in der Arbeit, sich in seiner neuen Heimath wohnlich einzurichten. Solche Zeiten sind jedem Schriftthum abhold. Der Bauer greift wohl — ist es nöthig — gelegentlich statt zum Pflug zur Streitaxt, aber nie zur Feder. Wenn man dem vergessenen Schriftthum des Deutschen in Siebenbürgen nachgeht, muß man sich von vorneherein daran gewöhnen, einen verjüngten Maßstab anzulegen, und man wird sich am meisten erhoben fühlen, wenn man die Seele des Volkes und seine siebenhundertjährige Entwicklung entdeckt. Der ersten Ansiedlungsarbeit konnte der Deutsche hier erst froh werden, als unter den Anjous die Geister sich freier bewegten. Die mancherlei Privilegien, mit welchen die ungarischen Könige ihn seit dem Andreanischen Freibrief ausstatteten, ließen ihn sein Leben menschlich schöner gestalten. Aber das große Mittel zu geistiger Mittheilung — der Buchdruck — war noch nicht erfunden. Wohl drangen später die Wellen des Humanismus auch nach Siebenbürgen. Aber Adrian Wolfhards Jakob und Stephan Piso's Versuche blieben zunächst immerhin nur unbedeutende Erscheinungen. Erst der Reformation blieb es vorbehalten, auch der humanistischen Bewegung in Siebenbürgen zum Durchbruche zu verhelfen. Das vorreformatorische Zeitalter bezeichnen zunächst befruchtende Anregungen, die die Baukunst empfing. In Hermannstadt, Kronstadt, Klausenburg, Mühlbach, Schäßburg, Mediasch u. a. O. entstehen neben gothischen Kirchen bemerkenswerthe Profanbauten. In Hermannstadt selbst ziert Johann von Rosenau — der einzige bekannte siebenbürgische Maler des 15. Jahrhunderts — den Dom mit einer Kreuzigung Christi, die durchaus deutschen Einfluß bekundet. Man kann also sagen, der Katholicismus beeilte sich, dem Protestantismus Kirchen und Altäre zu errichten.

Wer die Umwälzung begreifen will, die wie ein Morgenroth über Siebenbürgen heraufstieg, der muß sich vor Augen halten, daß die aus Flandern, dem Nieder- und Mittelrhein in die Oede eingewanderten Volkselemente von einem Zuge der Activität erfüllt waren, wie wenige ihresgleichen. Der ruhige, sichere Besitz macht stumpf. Das Bewußtsein, der Natur und den Menschen seine Existenz abringen zu müssen, abringen zu können, stärkt und erhebt. Das auf Bethätigung seiner Kraft abzielende Wesen der ersten Einwanderer fand hier reichlich Gelegenheit, sich in Scene zu setzen. Jahrhunderte hindurch hatte sich vom Vater auf den Sohn dieser active Zug fortgeerbt. Unter Karl Robert und Matthias Corvinus hatte er reichlich Gelegenheit, sich zu erproben. Mit dem Schwerte in der einen Hand führte der Sachse den Pflug oder die Kelle in der anderen. Leicht nur stak das Schwert in der Scheide und leichter noch riß es die rauhe Bauernfaust heraus, um mit dem Bürger der Stadt vereinigt gegen Kumanen oder Mongolen, gegen den Wojwoden, ja nicht selten sogar gegen den König zu kämpfen. Mit Blut und Eisen — um ein bekanntes Wort zu gebrauchen — eroberte und behauptete der Deutsche den Königsboden. „Ad retinendam coronam" wurde er berufen, aber er hätte seine schwierige Aufgabe nicht erfüllen können, wenn nicht ein Zug kräftigen Handelns und energischer Behauptung des Besitzes ihn getragen hätte. Ein Zug des starrköpfigen Trotzes, mit dem er seine Rechte wahrte, zieht uns zum Sachsen jener Tage hin. Dieser Nacken beugte sich nicht. Nur so kann ich seelisch die Gluth verstehen, die der Gedanke der Kirchenverbesserung hier entzündete. Schon hatten die lutherischen Schriften in Hermannstadt einen starken Nachhall geweckt. Ambrosius aus Schlesien, Georg aus Sachsen verkündigten die neue Lehre, die in den besten Bürgerhäusern bald überzeugte Förderer fand. Allen voran aber schritt auf der neuen Bahn Johannes Hecht und der edelste der Sachsen jener Zeit, Markus Pempflinger, das Opfer einer unverläßlichen habsburgischen Politik. In Pempflinger vereinigte sich der Doppelzug des sächsischen Idealismus. Für Glaubensfreiheit wirkte er in seiner Vaterstadt, dem politischen Ideal der Sachsen aber weihte er sein Leben. Der Deutsche Siebenbürgens erstrebte, sein neues Vaterland unter habsburgische Oberhoheit zu bringen. Pempflinger fiel, als er für das belagerte Hermannstadt am Wiener Kaiserhofe hülfeflehend weilte, als ein Opfer dieser Politik. Dennoch sind die Sachsen ihrem Ideale treugeblieben. Alle Verbote der neuen Lehre von seiten des Capitels, des Landtags, der Fürsten scheiterten an der Begierde, mit der die Gläubigen sich der Reformation zuwandten, und schon 1529, darf man sagen, war sie in Hermannstadt innerlich vollzogen, wenn auch äußerlich die alten Formen gewahrt wurden. Die Verwicklungen, in welche die Stadt am Zibin in Folge der Thronstreitigkeiten zwischen Ferdinand Zápolya und Kaiser Ferdinand hineingezogen ward, da sie der Wojwode wegen ihrer Parteinahme für die Habsburger bedrängte, hinderten Hermannstadt daran, sich auch an die Spitze der geistigen Bewegung zu stellen. Die literarische Führung übernahm nun die schöne Schwesterstadt an der Burzen. Kronstadt besaß in Johannes Honterus, der von den Gelehrten Valentinus Wagner und Matthias Glatz eifrig unterstützt wurde, die beste Gewähr für die sieghafte Bahn der kirchlichen Bewegung. Eine geistige Macht hatte sich hier angesammelt, die an der Brust deutscher Wissenschaft genährt worden. In zwei Jahren wird das vierte Jahrhundert seit der Geburt des Reformators (1498) voll werden. Seine Vaterstadt rüstet sich, den Tag derselben festlich zu begehen. Ein Marmordenkmal

in Kronstadt soll den Enkeln die Gestalt wohl eines der bedeutendsten Männer, die das Volk hervorgebracht, lebendig vor Augen führen. Ein Denkmal in Wort und Schrift bereitet Joseph Höchsmann mit seiner Honterusbiographie vor.[1])

Honterus hat zu Füßen Luthers und Melanchthons gesessen. Dafür, daß er in Wittenberg studirte, sprechen des Jonas Nikolai Verse von 1580:

„Dacius Honterus tua, clara Corona, corona,
Cosmographus praestans, Theologusque bonus;
Saxoniam venieus ad nobilis Albidos urbem
Discipulus fidus, magne Luthere! tuus."

Die Thätigkeit des Honterus, der nicht nur in der Schule Luthers, sondern auch Reuchlins und Erasmus' von Rotterdam sich gebildet hatte, hat neben dem kirchlichen ein durchaus weltbürgerliches Gepräge. Seine zahlreichen Kosmographien und insbesondere die Art, wie er das Gymnasium in Kronstadt begründete, bieten dafür Belege. Eben in den Tagen des Johannes Honterus, des Valentin Wagner und Albert Huet vollzog sich in Siebenbürgen jener innige Verschmelzungsproceß zwischen Volk und Kirche, der so viel zur Erhaltung des Deutschthums auf diesem Boden beigetragen. Bisher war der Widerstand des Sachsen gegen alle Angriffe auf seine Existenz mehr physisch gewesen, von nun ab wurde er hauptsächlich geistig. Die großen Erfolge des Honterus wurden nur dadurch möglich, daß er in Kronstadt die erste Buchdruckerei gründete, die als vermittelndes Organ die wesentlichsten Dienste leistete. Mehrere in der Wiener Hofbibliothek aufbewahrte werthvolle und seltene Drucke geben Zeugniß von der wissenschaftlichen Thätigkeit dieses Mannes. Seine Bestrebungen, die von Luther auszeichnend anerkannt wurden, waren noch zu seinen Lebzeiten von Erfolg gekrönt. Durch die 1542 erschienene: „Formula reformationis ecclesiae etc." setzte er die Abschaffung der Messe durch und durch seine Kirchenvisitation die Begründung der evangelischen Kirche im Burzenland. Bald darauf, nach kaum zwei Lustren, wurde Paul Wiener aus Laibach, damals Stadtpfarrer in Hermannstadt, zum ersten Bischof der evangelischen Kirche gewählt. Damit war ein bedeutsamer Umschwung in den Geistern vollendet. Es war einmal der Beweis erbracht, daß Siebenbürgen die Heimath eines Volksstammes bildete, der mit den Schwingen der Freiheit emporstrebte, und dann war der Schritt im Einklang mit der Entwicklung im deutschen Mutterlande geschehen. Und diesen Zug nach Freiheit, eine wesentliche Bedingung für die Entfaltung jeder Kraft, hat der Sachse sich treu bewahrt. Es gibt gar keinen Abschnitt in der Geschichte dieses Volkes, wo die maßgebende Richtung in der Politik, wie in Kunst und Wissenschaft nicht von einer idealen Seele getragen wurde. Freilich, strenge und hart treten uns die Naturgewalten in diesem karpathenumschlossenen Waldlande entgegen. Der Wechsel der Tages- und Jahreszeiten ist unmittelbar und schroff. Der Boden kargt mit seinen Gaben. Und schroff und kalt erscheint vielen sächsisches Wesen, denn wo andere erglühen, bleibt der Sachse nüchtern, und wo andere entflammen, erscheint er kaum angeglüht. Tief und innerlich, wie unter der kalten Schneedecke des siebenbürgischen Winters das Wirken der Natur, vollzieht sich sein Leben. Er ist schwerfällig, im Ausdruck arm, breit, fast plump, und diejenigen, die seinen Empfindungen Ausdruck zu leihen berufen sind, seine Dichter und Denker, leiden mehr als alle anderen unter dem Drucke einer zwingenden Naturgewalt in gleichem Maße, wie unter dem Einfluß einer täglich ihre besten Güter bedrohenden nationalen Gefahr. Honterus aber wußte, wie keiner mehr, den Ton anzuschlagen, auf den die Seelen gestimmt waren. Wie tief — um nur ein Beispiel anzuführen — seine „Kirchenordnung aller Deutschen in Siebenbürgen" in den Bedürfnissen des Volkes begründet war, erkennen wir am sichersten daraus, daß alle Kronstädter Stadthannen (Quaestores) und Richter bei Uebernahme ihres Amtes auf dieses Buch den Eid ablegen mußten.[1])

So unangefochten sollte aber Honterus sein Werk nicht durchführen. Auf Betreiben des Georg Martinusius wurde er mit dem Richter von Kronstadt und zwei Geschworenen zur Verantwortung vor die Königin Isabella auf die allgemeine Landesversammlung nach Weißenburg geladen. Allein den Kronstädtern erschien sein Leben zu kostbar, als daß sie es ihn, obwohl er sogleich dazu bereit war, hätten wagen lassen. Seine Stelle vertrat der muthige Mathias Glatz (Caloinus), der mit dem Richter Johann Fuchs, zwei Geschworenen, dem Dechanten Jeremias Jekel, Pfarrer von Kronstadt, und Nikolaus Stephani, Pfarrer zu Rosenau, die Apologie ihrer Glaubenslehre der Königin überreichte. Der Erfolg scheint die Ablegaten auch vollständig befriedigt zu haben.

Die vielseitigen Arbeiten Honterus' konnten weder durch die neugegründete Buchdruckerei, noch durch seine Weltbeschreibungen und revolutionären kirchlichen Bestrebungen ganz ausgefüllt werden. Ganz Hervorragendes leistete er auch auf civilrechtlichem Gebiete, indem er dem Gewohnheitsrechte, dem ursprünglichsten Ausdruck der im Grund und Boden, in Staat und Gesellschaft gegebenen Verhältnisse durch sein „Compendium Juris Civilis In usum Civitatum ac Sedium Saxonicarum In Transylvania collectum" eine wissenschaftlich scharf umgrenzte Form gab. Das aus vier Theilen bestehende Buch behielt lange Zeit urtheilschöpfende Kraft bei den verschiedensten Gerichtsstühlen, und zwar so lange, bis Matthias Fronius mit seinem „Municipalrecht der siebenbürgischen Sachsen" hervortrat. Trausch bemerkt: „Wie einst Reuchlin für Eberhard I., Fürsten der Württemberger, gegen Ende des 15. Jahrhunderts ein Handbuch des bürgerlichen Rechtes, wonach der Fürst, wenn er zu Gericht saß, sein Urtheil abfaßte, schreiben mußte und auch Johann Calvin zu einem ähnlichen Werke in Genf Auftrag erhielt, ebenso förderte Johann Honterus durch sein Compendium Juris den Wunsch der Obrigkeiten aller sächsischen Kreise und Colonien seines Vaterlandes." Die Verhältnisse hatten also dazu gedrängt und Honterus, der das feinste Gefühl für die Seele seines Volkes besaß, wurde der Dolmetsch des allgemeinen Bedürfnisses. Das beweist vor allem der Umstand, daß schon 1545 „auf Beschluß der sächsischen Universität das Compendium in deutsche Sprache übersetzt und im Jahre 1550 von der Universität geprüft und beschlossen wurde, den Cardinal Martinusius am nächsten Landtage zu ersuchen, die Processe der Sachsen hienach zu richten und sie bei diesen Gesetzen zu schützen". Man sieht also, der Reformator wurde zugleich Gesetzgeber. Und wehe ihm und seinem Volke, wenn seine Seele nicht das geeignete Werkzeug gewesen wäre, den geheimen Triebfedern in der Seele des Sachsenthums den entsprechendsten Ausdruck zu leihen! Kalt und trocken erscheint solche Arbeit. Aber wir wissen, daß — abgesehen von der künstlerischen und doch prägnanten Form — tiefes Gefühl sie nothwendig durchdringt. Auch der legislativen Kraft kann künstlerische Intuition innewohnen. Das Compendium Juris ist ein Ausdruck jener Zeit, in der der Volksgedanke auf dem Sachsenboden sich zur Autonomie emporgeschwungen hatte. Die Bedeutung

[1]) Die einleitenden Capitel dazu lagen schon der im August v. J. in Hermannstadt abgehaltenen Hauptversammlung des „Vereins für siebenbürgische Landeskunde" vor. Ich werde nach dem Erscheinen des Werkes eingehend auf dasselbe zurückkommen.

[1]) Sowohl nach Dücks, als nach Trauschs und Seiverts Angaben.

des Werkes liegt nicht in der Aeußerung einer großen Persönlichkeit, aber sie ist darin zu finden, daß das Volk aus dem Munde seines berufensten Vertreters sich seine Gesetze formuliren läßt.

Im Wesen des Sachsenthums des Reformationszeitalters war noch ein charakteristisches Merkmal begründet, das sich ihm von den eingewanderten Vätern her vererbt hatte. Conservativ konnte das Volk nicht in demselben Maße wie heute sein, da es sich für einschneidende Neuerungen auf allen Gebieten des Daseins sehr zugänglich erwies. Damals war der Sachse sich seiner ersten Stellung nicht nur „zur Erhaltung der Krone", sondern auch als berufenster führender Factor gegenüber den anderen, nicht auf derselben Culturstufe stehenden Völkern mit Freuden bewußt. Aus diesem stolzen Selbstbewußtsein strömte ihm Lebenslust und Schaffensfreudigkeit entgegen. Die vorzüglich durch Honterus' schöpferische Wirksamkeit in Schrift und Wort — er predigte anfänglich im Hofe seines Hauses der andächtigen Menge — erzielten Erfolge waren ein Sieg des gesunden Volksgeistes. „Dies Recht hab' ich nicht selbst erdacht, es haben's die Alten auf uns gebracht", heißt es auf „Der Sachsen in Siebenbürgen Statuta: Oder eigen Landrecht" von Fronius im Jahre 1583. Die Literatur der Deutschen Siebenbürgens in jenen Tagen auf kirchlichem, wissenschaftlichem, juridischem und humanistischem Gebiete ist ganz der Ausdruck dieses sieghaften Volksgeistes, den die vorhergehenden Jahrhunderte geboren hatten.

Die Pflicht der Dankbarkeit erfordert es, eines Mannes nicht zu vergessen, der, mitten in der großen Bewegung stehend, sie mehr durch Förderung und Anregung, als durch eigene schriftstellerische Arbeiten vorwärts brachte. Es ist dies Johann Benkner der Aeltere. Er bildete den treuesten Spiegel dessen, was in der Seele des Volkes vorging. Trotz alles Selbstbewußtseins ist das geistig und materiell aufstrebende Geschlecht noch nicht so exclusiv wie das heutige Sachsenthum, das seine Eigenart gerne vor fremden Einflüssen sondert und keine Proselyten machen will. Auf Benkners Veranlassung übersetzte Valentin Wagner den Katechismus ins Griechische (1550). Ja, zehn Jahre darauf ließ Benkner auch die vier Evangelisten aus der serbischen Sprache in das Rumänische übertragen und mit den bezeichnenden Worten einleiten: die Uebertragung sei darum vorgenommen worden, „damit sie die walachischen Pfaffen verstehen möchten, und die Walachen, so sich zum Christenthum bekennen, erkennen lernten, wie auch Paulus, der heil. Apostel Kor. 14 spricht: Es sei in der heiligen Gemeine besser zu reden fünf Worte, die man verstehet, denn tausend in fremder Sprache, die man nicht verstehet." [1]) Wie sehr gemahnen diese Worte an den heutigen Kampf! Der Sachse kämpft ja nur für seine Sprache, die er versteht, in der er seine Welt findet. So zeigt uns die Literatur jener Zeit, die neue Werthe prägte, den Deutschen Siebenbürgens auf seiner eigentlichen Höhe. Seinen Glauben holte er sich aus dem großen Mutterlande, seine Gesetze gab er sich selbst, und Glauben und Gesetze, Herz und Geist wollte er auch auf jene übertragen, die er zu sich emporheben wollte. Zum Griechen sprach er griechisch, zum Walachen rumänisch — aber er überragte sie beide. Er war Kosmopolit nach außen. Seine Handelszüge führten ihn bis nach Aegypten und Asien, aber im Innersten seines Herzens blieb er nichts als — Deutscher.

Die geistige Umwälzung, die von Hermannstadt und Kronstadt aus sich in concentrischen Kreisen fortbewegte, zitterte in allen Gemüthern nach, wohin auch die Wellen sich Bahn brachen. In diesen Mittelpunkten der Bewegung wurde sie nicht eingeengt. Die Eigenart jener Tage wurde auf Sachsenboden erzeugt. Aber sie wirkte weit über ihn hinaus befruchtend auch auf das Magyarenthum. Seltsames Verhängniß! Deutsche waren es, die im 16. Jahrhundert zuerst die neuen Werthe in Religion und Schrift dem Ungarn erschlossen, die in seiner Sprache ihm Lehrer und Führer wurden. Und zum Dank dafür bedroht magyarischer Chauvinismus im 19. Jahrhundert die Wurzeln der nationalen und kirchlichen Existenz des Sachsenthums. Die zwei bedeutendsten Erscheinungen auf dem Gebiete der Kirchengeschichte und Kanzelberedsamkeit waren der Sachse Kaspar Helth (ungarisch Heltai) und Franz Davidis. Zwei Namen von gutem Klange, auch im geistigen Leben des Magyarenthums, das so oft die befruchtendsten Anregungen von deutschen Schöpfungen und seinen durch die Verhältnisse von selbst gegebenen Vermittlern, den Sachsen, empfing.

Die Entwicklungslinie des Kaspar Helth zeigt eine ähnliche Richtung, wie die des Honterus. Auch er studirte in Wittenberg und kehrte nach mancherlei Reisen nach Siebenbürgen zurück, wo er in Klausenburg — damals noch eine sächsische Stadt — eine Druckerei gründete. Ja, er wurde sogar an die Stätte, wo Honterus wirkte, nach dem Tode Valentin Wagners berufen; aber er lehnte die Berufung nach Kronstadt ab und verblieb als Pfarrer in Klausenburg. Er legte jedoch auch dieses Amt bald darauf zu gunsten des Franz Davidis nieder und begnügte sich mit dem Titel eines Aeltesten der Klausenburger Kirche.[1]) Helth übersetzte die Bibel ins Ungarische und lieferte außerdem eine rühmenswerthe Uebertragung der Psalmen, die er mit Summarien und kurzen Erklärungen versah. Diese ungarische Ausgabe ist dem zweiten Johann Zápolya zugeeignet. Außerdem gab er nach Bonfins Werk eine Zeitgeschichte heraus. Die wissenschaftliche und literarische Thätigkeit Helths steht im Zeichen großer Gelehrsamkeit und eines schwachen, beugsamen Charakters, der mit suggestiver Empfänglichkeit sich von dem ungleich willenskräftigeren Davidis abhängig machte. Die Wirksamkeit beider Männer ist kaum zu trennen. Davidis' überwältigende Beredsamkeit hielt den schmiegsamen Helth gefangen und oft hat die dialektische Schärfe des Freundes die religiöse und wissenschaftliche Ueberzeugung Helths schwer beeinflußt. Jede Entwicklungsphase des Redners — dessen Empfinden den mannichfaltigsten Eindrücken ewig zugänglich war — spiegelt sich im Leben des Schriftstellers wieder. Beide bekannten sich endlich zu einer anderen Religion, der unitarischen, deren Begründer, Blandrata, ein Arzt von großem Wissen war. Das unglückliche Ende Davidis' — er starb dem Wahnsinn verfallen im Bergschlosse Déva — ist ein Zeugniß dafür, wie tief innerlich er seine Erkenntnisse erfaßte. Seine Kraft war aber den wechselvollen Erscheinungen auf dem Gebiete des Glaubens nicht gewachsen und sein ungestümer Drang nach immer freieren Erkenntnissen stürzte ihn endlich von seiner Höhe als Hofprediger und erster Superintendent und überlieferte ihn auch dem Gericht, das seine Verurtheilung aussprach. Wie ein wohlthätiger Schleier umhüllte die geistige Nacht das Ende seines Lebens. Man sieht also, daß die in dem Herzen tief begründete religiöse Ueberzeugung auch auf diesem Boden ihre tragischen Opfer forderte. Wie alle großen Erkenntnisse lassen sich Entwicklungsstufen nur erklimmen, wenn wir unser Bestes für sie hingeben.

Mit Helth und Davidis war aber schon die neue Weltanschauung in das Licht der Kritik gerückt. Das Schwanken vom Augsburgischen zum reformirten und uni-

[1]) Thomas Tartler in „Collect. zur Particulär-Historie von Kronstadt" und Hermann im „Alten und neuen Kronstadt".

[1]) Nach Johann Seiverts „Nachrichten von siebenbürgischen Gelehrten."

tarischen Bekenntniß ist ein Beleg dafür, daß sich der Drang nach Befriedigung in diesen Geistern nicht mehr allein von der Seite des Empfindens beurtheilen läßt. Die Kritik ist aber mehr denkende als empfindende Betrachtung. Die tiefe Gelehrsamkeit Helths wurde die Grundlage der zündenden Beredsamkeit Davidis' und dieser wieder entflammte den ersteren: aber in den Gemüthsaffect mischte sich schon der klügelnde Verstand. Es wurde nicht der reine Glaube gepredigt, sondern es wurde die kritische Sonde an die Erkenntniß geleget. Helths Wirksamkeit ist daher vornehmlich von kirchenkritischer Bedeutung. Während die früheren Reformatoren sich mit einer möglichst sinngetreuen Interpretation der Bibel begnügten, fühlte er sich schon genöthigt, den Psalter mit Glossen zu begleiten, also sich dem Empfangenen beurtheilend gegenüberzustellen. Das Reformationswerk ist ja im Grunde ein kritisches gewesen. Es entsprang der Kritik, die das Deutschthum an Rom übte. Durch die Reformation begann der deutsche Geist erst, sich auf sich selbst zu besinnen. Römischer Weihrauch hatte bisher alle Sinne gefangen gehalten. Es war eine grausame Arbeit der Reformation — aber eine nothwendige —, daß sie mit rauher Hand die Menschheit erfaßte und, sie der römischen Gewalt entreißend, hinausstellte auf den Markt des Lebens, damit sie endlich zum Selbstbewußtsein gelange. Damit war zugleich die Periode der Selbstbetrachtung oder der Geschichtschreibung eingeleitet. Die sagenhaften Anfänge jeder Volksgeschichte gehen aus dem Gefühle einer festen Verbindung mit der Heimath hervor. Wir empfinden im alltäglichen Getriebe, wenn wir stets die gleichen Kreise ziehen, daß uns allmählich ein Bewußtsein aufdämmert, als sei dies immer so gewesen und werde immer so bleiben. Am mächtigsten prägt sich uns dieses ahnungsvolle Bewußtsein ein, wenn tausend Zeugnisse zu uns sprechen, daß schon unsre Vorfahren denselben Boden bebaut, gepflegt, geliebt und dieselben Kreise gezogen, die unsre alltäglichen sind. Aus diesem Empfinden heraus entwickelt sich in gerader Linie die Vorstellung, daß unsre Vorfahren Autochthonen gewesen sind. Gleiche Anschauung sprechen für die Sachsen jene Ueberlieferungen aus, welche den Namen Freck — ein Ort in der Nähe von Hermannstadt — in Zusammenhang mit Frigga, Freia, bringen wollen. Nicht viel entfernter von solchen Mißdeutungen stehen Annahmen hervorragend gebildeter Männer aus der Reformationszeit, wenn sie die Sachsen unmittelbar aus Asien einwandern lassen. So behauptete der Sachsengraf Albert Huet in seiner landtäglichen Vertheidigungsrede: „Daß die Sachsen in Siebenbürgen eines Geschlechtes und Herkommens seien mit den Gothen, Dacianern oder Cypsern und Saken ... meldet auch Ptolemäus, daß dieses Volk seinen Ursprung aus Asia habe gebracht, nennt sie daselbst Sassones oder Syebos, welches nichts anderes ist als Sachsen und Schwaben.“ [1])

Bei solchen Hypothesen spielte die Phantasie eine größere Rolle als die wissenschaftliche Forschung. Aber diese phantastischen Erzählungen verbergen oft eine tiefere innere Nothwendigkeit. In diesem Sinne empfängt die deutsche Geschichtschreibung in Siebenbürgen ihre erste Anregung von Johann Lebel,[2]) der um 1527 Presbyter und Prediger war. Mit der 1529 vollzogenen Reformation scheint er gleichfalls dem lutherischen Bekenntnisse gefolgt zu sein, wurde dann Pfarrer von Walthersdorf und erscheint im Jahre 1542 als kirchliches Oberhaupt in Talmatsch, 1545 bis 1547 als Pfarrer zu Budak im Nösnergau und starb am 3. October 1566 in Gensdorf. Er ist der erste Geschichtschreiber der Deutschen in Siebenbürgen. In seiner Seele wurde zuerst der Drang mächtig, zurückzuschauen in die entfernteste Vergangenheit seines Volkes und daraus Schlüsse auf jene Zeit zu ziehen. Der ungeübte Sinn ist noch nicht ausgestattet mit dem Scharfblick moderner Forscher und er greift daher begierig nach allem Wahrscheintichen und Unwahrscheinlichen. In seinem: „De oppido Thalmud alio nomine Thalmus etc.“ stellt er die ungeheuerliche Behauptung auf, Talmatsch, ein sächsisches Dorf in der Nähe des Rothen Thurm-Passes, sei von jüdischen Flüchtlingen erbaut und leite seinen Namen vom Talmud her. Seivert berichtet: „Nach der Zerstörung Jerusalems durch Titus kam ein reicher Jude nebst anderen Flüchtlingen nach Dacien. König Decebalus nahm sie wegen ihrer Reichthümer willig auf und erlaubte ihnen, an diesem Ort eine Pflanzstätte zu errichten, welche sie nach ihrem Gesetz Talmud nannten. Da sich viele Armenier, Griechen, Thracier und Mösier hinzogen, war sie bald eine der volkreichsten und befestigtsten Handelsstädte.“ „Ueber den Ursprung der Deutschen in Siebenbürgen“, sagt Lebel an anderer Stelle, „stimmen die Schriftsteller nicht überein. Nach einigen sind sie unter Kaiser Karl dem Großen in das Land gekommen, nach anderen unter den Ottonen, nach anderen unter Geisa, dem Vater des hl. Königs Stephan. Es sei aber, wie es wolle, genug, diese Völkerschaft erweiset, daß seit den Eroberungen des Attila Völker von dreierlei Sprachen Siebenbürgen bewohnt haben. Im Kriege wider den heidnischen Herzog Gyula bediente sich König Stephan vieler deutschen Hülfsvölker, die nachgehends im Lande verblieben und Pflanzstätten errichteten. Ihre Mundarten bezeugen, daß sie theils Schweizer, Windelicier, Schwaben, Steiermärker, Baiern ꝛc. gewesen. Unter diesen Deutschen befanden sich drei vorzügliche Kriegsoberste: Hermann, Gerhard und Heltanus, welchen Hermannstadt, Gierels- oder Gerhardsau am Altflusse und der obstreiche Flecken Heltau ihren Ursprung und Namen zu danken haben.“ Mehr die Wißbegier zu befriedigen, als die Wahrheit zu ergründen, dazu erstand die erste Geschichtschreibung. Die embryonalen Keime von Wahrheit, die aus solcher phantastischer Umgebung sich losschälen lassen, sind in dieser Darstellung so zufällige Momente, daß sie unmöglich in wissenschaftliche Erwägung gezogen werden können. Das anziehendste bleibt immer nur die Persönlichkeit des Schriftstellers, der mehr Dichter als Historiker ist.

Ein bescheidener Keim des Individualismus im 16. Jahrhundert blüht auch in der siebenbürgischen Geschichtschreibung und erhebt sich fast gleichzeitig mit Lebel in Christian Schesäus' „Ruinae Pannonicae“ zu dichterischer Höhe — wenn auch als Zeitgeschichte nicht immer verläßlich. Das aus zwölf Theilen bestehende Werk wurde theilweise — vier Bücher — in Wittenberg gedruckt. Fünf Bücher sind nur handschriftlich vorhanden. Drei, das IX., X. und XI., die Geschichte der Jahre 1566 und 1567 enthaltend, scheinen unter dem Titel: „De bello Pannonico Solymanni Imp. Turc. ultimo Libri tres“ des der ersten Ausgabe des Schesäus beigedruckten Anhanges sich zu befinden.[1]) Zur Höhe des Schaffens wie im deutschen Mutterlande konnte der Deutsche auf diesem dürftigen und gefährdeten Boden nicht gelangen. Er stand wesentlich unter dem Einfluß jener Lebensbedingungen, die in den natürlichen, bürgerlichen und staatsrechtlichen Verhältnissen gegeben waren. Die Form, in der der Deutsche in Siebenbürgen dichtete, war die aus dem Lateinischen überlieferte. Er besaß nicht die Kraft, sich eigene Formen zu schaffen. Sie waren ihm

---

[1]) Friedrich Schuler v. Libloy: „Kurzer Ueberblick der Literaturgeschichte Siebenbürgens von der ältesten Zeit bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts“. Hermannstadt. Verlag bei Georg v. Closius, 1857. Zuerst erschienen in den „Oesterreichischen Blättern für Literatur und Kunst“.

[2]) Seiverts „Nachrichten v. s. G.“

[1]) Joseph Trausch „Schriftsteller-Lexikon oder biographisch-literärische Denkblätter der Siebenbürger Deutschen“. Kronstadt 1871. III. Bd.

gegeben und er benützte sie als das bequeme Gefäß für alles, was er mit ursprünglicher Nothwendigkeit gestalten mußte. Nicht immer gehörten Form und Inhalt zusammen, aber beide bewiesen sie ein höheres Streben im Anschluß an aufgenommene Cultureelemente. Als wissenschaftlich bedeutende oder dichterisch hervorragende Arbeiten können weder diejenigen Lebels noch die des Schefäus betrachtet werden. Sie sind mehr der Ausfluß einer warmen Empfindung als einer ausgezeichneten Persönlichkeit. Aber sie erfüllten den gleichen Zweck, wie einst die Volksgesänge. Sie erhoben denjenigen, der sie mit treuem Verständniß las, weil sie ein Abbild dessen boten, was in seiner eigenen Seele schlummernd lag. Sie waren die ersten stammelnden Laute der zur Selbstbesinnung gelangenden Volksseele und ihr Wesen reflectirt das historische Bedürfniß jener Tage.

Mittheilungen und Nachrichten.

III. Internationaler Congreß für Psychologie in München, 4. bis 7. August 1896. I. Präsident: Prof. Dr. Stumpf (Berlin). II. Präsident: Prof. Dr. Lipps (München). Generalsecretär: Dr. Frhr. v. Schrenck-Notzing, Arzt (München). Cassierer: Secretär Netter (München).

Vorläufiges Programm. Bis zum 15. April 1896 wurden folgende Vorträge angemeldet: Dr. Bloch-Reichenwald Aars, Gymnasiallehrer (Christiania): „Ueber Farbensynkrasie". (Untersuchungen über Inductionsmischung und ihr Verhältniß zum Inductionscontrast.) Dr. Andreae, Seminardirector und Landtagsabgeordneter (Kaiserslautern): „Ueber die psychologische Bildung des Pädagogen". Luigi Anfosso, avvocato (Fossano): „Sur le sentiment de l'honnêteté dans les enfants". Dr. Gustav Aschaffenburg, Privatdocent der Psychiatrie (Heidelberg): „Psychologische Versuche an Geisteskranken". Dr. Baer, Geh. Sanitätsrath, Bezirksphysikus u. Oberarzt der Strafanstalt zu Plötzensee (Berlin): „Zur Psychologie jugendlicher Mörder". Edgar Bérillon, Directeur de la „Revue de l'hypnotisme", Inspecteur des asiles d'aliénés, Sécrétaire général de la société d'hypnologie et de psychologie (Paris): „Les principes de la pédagogie suggestive". Derselbe: „Valeur pédagogique de la suggestion hypnotique". Dr. Berahelm, Professeur à la faculté de médecine (Nancy): „L'entraînement suggestif comme moyen thérapeutique". Dr. F. Bezold, Prof. der Medicin u. Specialarzt für Ohrenleiden (München): „Eine continuirliche Tonreihe zum Nachweis von Gehördefecten und dessen Bedeutung für die Helmholtz'sche Theorie". (Hiezu eine Ausstellung von Gabeln durch Edelmann in München.) Dr. Billinger, prakt. Arzt (München): „Winterschlaf und Infection". Dr. Alfred Binet, Directeur du laboratoire de psychologie physiologique des Hautes-Études de la Sorbonne (Paris): „Une démonstration expérimentale sur la musique enrégistrée par la méthode graphique." Derselbe: (En collaboration avec M. Courtier): „Recherches sur la circulation capillaire dans les rapports avec les phénomènes psychologiques". Milne Bramwell (London): „On the appreciation of time by somnambules". Derselbe: „On the so called automatism of the hypnotic subject". Derselbe: „A few cases illustrating the medical and surgical value of hypnotic treatment". Dr. Franz Brentano, vormals Prof. der Philosophie in Wien: „Ueber einige Folgen der Untermerklichkeit kleiner Größen". Dr. Buschan, Redacteur des Centralblattes für Anthropologie (Stettin): „Wie weit gestatten die vorgeschichtlichen Funde einen Rückschluß auf die Psychologie der Steinzeitmenschen?" Dr. Jonas Cohn (Berlin): „Beiträge zur Kenntniß der lokalisirenden Verschiedenheiten des Gedächtnisses". Dr. Hans Cornelius, Privatdocent der Philosophie (München): „Psychophysische Principienfragen". Jules Courtier, Professeur de Philosophie, Chef adjoint des travaux du Laboratoire de Psychologie physiologique de la Sorbonne (Paris): „Communication sur la mémoire musicale". Derselbe (en collaboration avec M. Alfred Binet): „Recherches sur la circulation capillaire dans ses rapports avec les phénomènes psychologiques". Dr. J. B. Crocq, Médecin, rédacteur en chef du Journal de Neurologie et d'hypnologie (Brüssel): „L'hérédité dans la psycho-pathologie". Derselbe: „La suggestion à l'état de veille". Dr. Darlez, Médecin, directeur des Annales des sciences psychiques (Paris): „Quelques expériences de suggestion mentale à distance". Delbœuf, Professeur à l'université (Lüttich): „Sur les suggestions criminelles". Dr. Max Dessoir, Privatdocent der Philosophie (Berlin): „Ueber künstlerische Psychologie". Derselbe: „Antrag auf Einsetzung einer Commission zur Begründung einer internationalen bibliographischen Revue über die in den verschiedenen Sprachen erscheinende psychologische Literatur unter Fortfall der bisherigen Berichterstattung". Dr. Hermann Ebbinghaus, Prof. der Philosophie (Breslau): „Mittheilungen zur psychophysischen Methode der richtigen und falschen Fälle". Derselbe: „Ueber eine neue Methode zur Prüfung geistiger Fähigkeiten und ihre Anwendung bei Schulkindern". Prof. Dr. L. Edinger, Specialarzt für Nervenleiden (Frankfurt a. M.): „Kann die Psychologie aus dem heutigen Stande der Hirnanatomie Nutzen ziehen"? Dr. Christian Frhr. v. Ehrenfels, Privatdocent der Philosophie (Wien): „Ueber ethische Werthgefühle". Dr. S. Sigism. Exner (Berlin): „Einfluß der Lichtempfindung auf den Gefäßtonus" (mit Demonstrationen). Derselbe: „Einfluß der Farbenempfindung auf den Gefäßtonus" (mit Demonstrationen). Benno Erdmann, Prof. der Philosophie (Halle): „Ueber die Bedingungen des Lesens". Dr. Sigmund Exner, Prof. der Physiologie (Wien): „Ueber autokinetische Bewegungen". G. Cesare Ferrari, Dott. in medicina (en collaboration avec M. Vaschide) (San Maurizio): „Recherches expérimentales sur la mémoire des lignes". Dr. Paul Flechsig, Prof. der Psychiatrie und Director der Irrenanstalt (Leipzig): „Ueber die Associationscentren des menschlichen Gehirns mit anatomischen Demonstrationen". Dr. Theodor Flournoy, Professeur de Psychologie à l'Université (Genf): „Sur l'association des chiffres chez les divers individus". Dr. Max Friedmann, Nervenarzt (Mannheim): „Ueber die Entwicklung des Urtheils bei Naturvölkern". Dr. Hermann Gutzmann, Arzt für Sprachstörungen (Berlin): „Ueber die Heilung functioneller und organischer Aphasien". Derselbe: „Die Sprache des Kindes und der Naturvölker". Stanley Hall, Prof. der Psychologie an der Clarke University (Worcester, Mass. U. St.): „A genetic study of primitive emotions". Dr. Ewald Hecker, Specialarzt für Nervenkrankheiten (Wiesbaden): „Ueber das Verhältniß der psychischen Behandlung im Wachzustande zur hypnotischen Therapie". Dr. E. Hering, Privatdocent der Philosophie (Prag): „Inwieweit ist die Integrität der centripetalen Nerven eine Bedingung für die willkürliche Bewegung"? Dr. Ludwig Hirt, Prof. der Medicin, Specialarzt für Nervenleiden (Breslau): „Ueber Suggestions-Therapie". Dr. Georg Hirth (München): „Beruhen die Modificationen in der Nachaußenverlegung der Sinneswahrnehmungen (insbesondere das plastische Sehen) nur auf individueller Erfahrung, oder nicht vielmehr in erster Linie auf angeerbter physiologischer Disposition"? Derselbe: „Ueber seine Lehre von den Wahn- oder Meeressystemen und deren Bedeutung für die Psychophysiologie und die Psychiatrie". Dr. Pierre Janet, professeur suppléant de psychologie au Collège de France, médecin pour les maladies nerveuses et mentales (Paris): „Les modifications de l'attention dans les maladies nerveuses caractérisées par les altérations du temps de réaction". Derselbe: „Le besoin de l'hypnotisme chez les hystériques et le besoin de direction chez les douteurs". Dr. Arie de Jong, Specialarzt für Nerven- und Geisteskrankheiten (Haag): „La Psychologie des idées fausses des aliénés". Derselbe: Hypnotismus and Suggestion als pädagogische Hülfsmittel". Dr. Theod. Kaes, Gehülfarzt a. d. Irrenanstalt Friedrichsberg (b. Hamburg): „Ueber den Markfettgehalt der Hirnrinde bei einer zweijährigen Mikrocephalin und bei einem 40jährigen makrocephalischen Idioten". (Mit Demonstration einer größeren Anzahl von Zeichnungen.) Dr. Oswald Külpe, Prof. der Philosophie an der Universität (Würzburg): „Der Einfluß der Aufmerksamkeit auf die Empfindungsintensität". Dr. H. Kurella, Nervenarzt (Brieg): „Neuere Ergebnisse zur Anthropologie der Verbrecher". Giulio Lazzarini, Professore della Filosofia alla Università (Pavia): „Definizione della verità". Derselbe: „Rapporti fra il cerebro e la genesi dei nostri concetti". Derselbe: „Quando gli studi fisio-psichici diverranno scienza nell'alto senso della parola". Alfred Lehmann, Docent der experimentellen Psychologie an der Universität (Kopenhagen): „Die experimentellen Aeußerungen psychischer Zustände". Jeenand Lenillain, médecin directeur de l'Établissement hydrothérapique (Nizza): „Les phobiques". Derselbe: „Du rôle de la Psychothérapie dans les Établisse-

Digitized by Google

mente dits hydrothérapiqees". Dr. Jules Liégeois, Professeur à la faculté de droit (Nancy): „L'état actuel de la question des suggestions criminelles". Dr. Th. Lipps, Prof. der Philosophie (München): „Der Begriff des Unbewußten in der Psychologie". Derselbe: „Aesthetischer Eindruck und optische Täuschung". Dr. Franz v. Liszt, Prof. des Jurispeudenz (Halle): „Die criminelle Zurechnungsfähigkeit". Dr. Leopold Löwenfeld, Specialarzt für Nervenleiden (München): „Uebee anfallsweise auftretende pathologische Affectzustände". De. Jules Luys, Membre de l'académie de Médecine, médecin honoraire des hôpitaux (Paris): „Sur la structuee du cerveau". Derselbe: „Sur les phénomènes du magnétisme dans l'état de l'hypnotisme". Dr. Ferdinand Maad, prakt. Arzt (Hambueg): „Tiepographie" (Deebschrift, primäre und secundäre Spiegelschrift). Dr. Ernst Mach, Prof. der Geschichte und Theorie der inductiven Wissenschaft (Wien): „Zue Psychologie des Begriffs". Dr. Karl Marbe (Bonn): „Zur Theorie der intermittirenden Gesichtsreizung". Antonio Marro, médecin en chef de l'asyle des aliénés, Decent de psychiatrie à l'Université (Turin): „Influence de l'âge des parents sur les caractères psychophysiques des enfants". Derselbe: „Les psychoses de la puberté". Dr. Götz Martius, Prof. der Philosophie (Bonn): „Ueber den Einfluß der Lichtstärke auf die Helligkeit der Faebenempfindung". Dr. Anton Marty, Prof. der Philosophie (Prag): „Sprache und Abstraction". De. M. Menbetsepha, Docent der Medicin (Petersburg): „Die Unterschiedsempfindlichkeit bei den einzelligen Organismen". Derselbe: „Die psychophysischen Gesetze in der Nervenpathologie". Dr. J. B. Meyer, Prof. der Philosophie (Bonn): „Psychologie und Seele". Dr. Constantin v. Monakow, Prof. der Medicin und Specialarzt für Nervenleiden (Zürich): „Uebee eine neue Mißbildung des centralen Nerveasystems". Dr. Jul. Morel, médecin en chef de l'hospice Gnislain, inspecteur-adjoint des asiles d'Aliénés du Royaume (Gent): „Sue les relations de la psychologie et du droit criminel". Enrico Morselli, Professore di Clinica delle Malattie mentali e di Neuropatologia, Direttore dell' Instituto psichiatrico nella R. Univereità di (Genua): „I reflessi vascolari delle percezioai semplici" (ricerche sperimentali di fisiopsicolegia). Derselbe: „Le allucinazioni e i disturbi di percezione e di ideazione". De. Franz Karl Müller, Specialarzt für Nervenleiden (München): „Ueber den Selbstmord und dessen Beziehungen zum Alkoholismus". Frederic W. H. Myers (Cambridge): „On certain phenomena of trance". Derselbe: „The Psychology of Genius". Dr. Paul Näcke, Oberarzt der Irrenaastalt Hubeetusburg (bei Leipzig): „Uebee Criminalpsychologie". Dr. H. Obersteiaee, Prof. für Physiologie und Pathologie des Nerveasystems (Wien): „Die materiellen Grundlagen des Bewußtseins". De. Max Offner, Gymnasiallehrer (Aschaffenburg) „Sprachunterricht und Psychologie". Derselbe: „Die Entstehung der Schreibfehler". Henrik G. Petersen (Boston): „The cortical motor centers under the influence of suggestion during and after hypnosis". Jean Philippe, Chef des travaux au laboratoire de Psychologie-physiologique des Hautes Études de la Sorbonne (Paris): „Sue l'appréciation de la douleur". Derselbe: „Sur les images mentales". Dr. W. Preyer, Hofrath, vormals Prof. der Physiologie (Wiesbaden): „Die Psychologie des Kindes". Derselbe: „Die Individualität in der Handschrift". Derselbe: „Das Protoplasma als Grundlage des Seelenlebens". Dr. Ernst Rehm, Director der Heilanstalt Neufriedheim (bei München): „Die Hirnrinde des Menschen". Johannes Rehmke, Prof. der Philosophie (Greifswald): „Das Bewußtsein als Seele". Th. Ribot, Professeur au college de Feance (Paris): „L'Abstraction des émotions". Charles Richet, Professeur de physiologie à la faculté de médecine (Paris): „Le jeûne dans l'hystérie et les perversions de nutrition". Dr. Ringier, prakt. Arzt (Zürich): „Eine therapeutische statistische Studie über Hysterie". Dr. Ottomar Rosenbach, Prof. der Medicin (Breslau): „Der Mechanismus des Schlafes". Derselbe: „Uebee stereoskopisches Sehen und Farbenempfindung". Dr. Fatt-Schupp, prakt. Zahnarzt (Bad Soden): „Ueber das Problem der suggestiven Anästhesie". Dr. H. Schwarz, Privatdocent der Philosophie (Halle): „Das Bemerken". Giuseppe Seegi, Professoee ord. di Antropologia (Rom): „Dubbi ed osservazioni sperimentali sul tempo di reazione". Derselbe: „Dove è la sede delle emozioni?" Henry Sidgwick, Professor of Moral Philosophy (Cambridge): „Experiments in involuntary whisperieg and their bearing on alleged cases of thought transference". Frau Professoe Sidgwick (Cambeidge): „On a statistical enquiry into hallucinations". Dr. Paul Sollier, Ancien interne des hôpitaux, Conservateur du Musée Pathologique de Bicêtre, Chef de clinique adj. des maladies mentales à la Faculté de Médecine (Paris): „Sensibilité et Personnalité". Dr. Robert Sommer, Prof. der Psychiatrie und Directoe der psychiatrischen Klinik (Gießen): „Eine graphische Methode des Gedankenlesens". De. Arthur Sperling, Specialarzt füe Nervenleiden (Berlin): „Psychologie in dee Schule". Dr. Helarich Stadelmann, prakt. Arzt (Seal a. Saale): „Zue Therapie der duech Darstellung entstandenen Kraatheiten". Dr. Ludwig Stein, Prof. der Philosophie, Herausgebee des „Archivs für Philosophie" (Been): „Zue Psychologie des Gesellschaft". Dr. L. William Stera (Berlin): „Ueber die Wahenehmung allmählicher Veränderungen" (mit Demonstrationen). G. H. Stout (Cambridge): „Unanalyzed Individuality as a dominant category in Savage thought". Dr. Adolf v. Steümpell, Prof. dee Medicin und Director dee medicinischen Universitäts-Klinik (Erlangen): „Zue Pathologie des Gedächtnisses". Dr. Karl Stumpf, Prof. der Philosophie, Mitglied der k. b. Akademie der Wissenschaften (Berlin): „Die spathetische Fuactiva". Lloyd Tuckey, Arzt (London): „The value of Hypnotism in chronic alcoholism". Dr. Goswin Uphues, Prof. dee Philosophie (Halle): „Metaphysische und psychologische Voraussetzungen der Wissenschaften". Nicolas Vaschide, Élève du Laborantoire de Psychologie physiologique de l'École des Hautes-Études de la Sorbonne (en collaboration aveo M. Ferrari) (Paris): „Recheeches expérimentales sur la mémoire des lignes". Dr. O. Vogt, dieigirendee Arzt der Heilanstalt (Alexandersbad): „Hypnotische Experimente als psychologische Methode". Derselbe: „Zur Psycho-Physiologie der Dissociationszustände mit besondeeee Berücksichtigung der hypnotischen Erscheinungen". Dr. Hermann v. Volgt, Specialist füe Nervealeiden (Leipzig): „Die diecte fuggestive Beeinflussung des Binde- und Muskelgewebes und ihre Bedeutung füe die Ophtalmologie". Auguste Voisin, médecin de la Salpétrière (Paris): „Traitement de certaines formes d'aliénation mentale par la suggestion hypnotique". William E. Wadsworth, Assistent in Physiology, University of Pennsylvania (Philadelphia): „Studies in colour perception with special referaneo to defective colour vision". Derselbe: „The psychical unit as suggested by the study of emotion and sensation associations". C. Stanliaad Wake (Chicago): „Individuality and personality". W. Wedeasky, Professeur de physiologie à l'Université (Petersburg): „Contribution à l'étude de l'innervation centrale". Dr. Otto Wettersteand, prakt. Arzt (Stockholm): „Ueber den künstlich verlängerten Schlaf, besonders bei der Behandlung von Hysterie". Dr. Edward Westermaed, Docent der Sociologie (Helsingfors): „Ethik und Völkerpsychologie". Dr. Gustav Wolff (Würzburg): „Ueber eine Beziehung zwischen Irradiation und simultanem Contrast". Dr. Wilhelm Wundt, Prof. der Philosophie und Director des Instituts für experimentelle Psychologie (Leipzig): „Die künftigen Aufgaben dee experimeatellen Psychologie". Dr. Theodor Ziehen, Prof. für Psychiatrie (Jena): „Messung der Associationsgeschwindigkeit".

* **Freiburg.** An der Universität wird im neuen Semester an Stelle des Hofraths Wiedersheim, dessen Gesundheit der Schonung bedarf, Prof. ext. Dr. Keibel die Vorlesung über Anatomie halten. — Der Kirchenhistoriker Hofrath Kraus, Dekan der theologischen Facultät, wird dieser Tage von seinem halbjährigen Urlaub, den er zu einer Erholungsreise nach Italien benützt hat, zurückerwartet. — In der ersten Kammer zu Karlsruhe hielt am 30. April Hofrath Prof. Dr. Rümelin eine interessante Rede über die confessionellen Verhältnisse unserer Universität. Er verhielt sich keineswegs ablehnend gegen katholische Forderungen in berechtigten Grenzen, wie etwa das Verlangen nach einem mehr positiven Lehrstuhl der Geschichte und der Philosophie. Aber mit aller Energie wies er die Forderung zurück, daß die positive Philosophie mit Gewalt in die philosophische Facultät hineingezwängt werde, etwa gar gegen Wunsch und Willen der Facultät. Gerade weil die Kirche auf Lehre und Lehrer ihren dogmatischen Zwang übt und äußerlich geltend macht, habe der Staat sie zu verhindern und habe sie selbst nicht das Recht, auf das Gebiet der freien Wissenschaft hemmend oder gar erobernd übergugreifen. Das aber sei der Zweck der Centrumsforderung in diesem besonderen Fall. An eine Entkatholisirung der Hochschule Freiburg denke kein Mensch; aber auch ihre Katholisirung dürfe nicht verlangt werden, nachdem sie gerade durch die Bemühungen des jetzigen Staatsministers zu angenahmer Blüthe ge-

Digitized by Google

bracht worden sei. Der Redner ging sodann mit sachlicher Zurückweisung auf eine Reihe von Beschuldigungen ein, die in dem anderen Hause aber in der Presse gegen das Professoren-Collegium vorgebracht worden. Nach dem Bekenntniß werde innerhalb der christlichen Kirchen bei der Berufung eines Lehrers nicht gefragt; er wisse heute noch nicht, ob Röntgen Katholik oder Protestant sei, das sei auch ganz gleichgültig.

(**) **Straßburg**, 1. Mai. Die Kaiser Wilhelms-Universität hat am heutigen Tage ihr 24. Stiftungsfest in gewohnter feierlicher Weise und in Anwesenheit eines ausgewählten Publicums begangen. In dem geistigen Leben nicht nur des akademischen Körpers, auch in dem der gebildeten Bevölkerungskreise der Landeshauptstadt gilt diese Feier als einer der bedeutsamsten Momente. Die buntfarbige Zusammensetzung der Zuhörerschaft darf als vollgültiger Beweis dafür gelten. In üblicher Weise hielt nach einer Begrüßung der Gäste und daran schließendem Rückblick über das abgelaufene Jahr durch den Prorector der derzeitige Rector Prof. Dr. Lenel seine Antrittsrede, und zwar über „Das Bürgerliche Gesetzbuch und das Studium des römischen Rechts". Redner ging davon aus, daß selbstverständlich das neue bürgerliche Recht im Universitätsunterricht eingehendste Berücksichtigung finden müsse. Eben diese Nothwendigkeit lege aber die Frage nahe, ob nicht gegenüber dieser Erweiterung des Lehrstoffs eine bedeutende Einschränkung in dem Betrieb des römischen Rechts am Platze sei. Und in der That sei von mehreren Seiten vorgeschlagen worden, die dogmatische Vorlesung über das römische Recht hinfort auf die Ueberlieferung der Elemente im Sinne der bisherigen Institutionenvorlesung zu beschränken, soweit aber ein tieferes Eingehen auf einzelne Lehren für das Verständniß des Bürgerlichen Gesetzbuches unentbehrlich sei, die Darstellung dieser Lehren mit der des neuen Rechtes zu verbinden. Die Verwirklichung dieses Vorschlags würde nach Ansicht des Redners den Untergang der Wissenschaft des römischen Rechts herbeiführen, da bei so mangelhaft ausgebildeten Hörern an ein Verständniß der römischen Quellen und der romanistischen Literatur nicht mehr zu denken sei. Man müsse sich klar darüber werden, daß man nur die Wahl habe zwischen fortdauerndem gründlichen Betrieb des römischen Rechts, wobei im einzelnen sehr wohl ab- und zugegeben werden könne, oder vollständigem Verzicht auf die romanistische Wissenschaft. Ein solcher Verzicht unterliege aber den ernstlichsten Bedenken, da die deutsche Jurisprudenz zur Bewältigung der Aufgaben, die ihr das Bürgerliche Gesetzbuch stelle, der romanistischen Wissenschaft und der römisch-rechtlichen Schulung nicht entrathen könne. Als solche Aufgaben stellen sich dar: die Interpretation, die Ergänzung und die Correctur des Gesetzbuches. Bei der Interpretation gelte es vor allem, der Gefahr der Buchstabenauslegung entgegenzuwirken. Zum Kampf gegen diese sei nur derjenige Interpret gehörig ausgerüstet, der einerseits die historischen Grundlagen der Codification gründlich kennt, andererseits sich stets bewußt ist, daß er dem Gesetzbuch, als dem Erzeugniß eines als vernünftig vorauszusetzenden Gesetzgebers, etwas Unbilliges oder Unzweckmäßiges nur im äußersten Nothfall zutrauen dürfe. Unter den geschichtlichen Grundlagen des Bürgerlichen Gesetzbuches kommen nun zweifellos das römische Recht und die romanistische Wissenschaft an erster Stelle in Betracht. Die Beurtheilung der Billigkeit und Zweckmäßigkeit einer Entscheidung aber setze bei dem Interpreten einen eigenthümlichen Scharfblick für deren Tragweite voraus; diesen Scharfblick auszubilden, sei die wichtigste Aufgabe der juristischen Erziehung und gerade in dieser Richtung sei kein Bildungsmittel mit dem römischen Recht auch nur entfernt an Werth zu vergleichen. Es liege dies, wie Redner des näheren ausführte, in dem besonderen Charakter der römischen Quellen und in ihrem Verhältniß zur romanistischen Wissenschaft begründet und weder die Beschäftigung mit einem modernen Gesetzbuch noch die Heranziehung der durch den Buchstaben gefesselten und allzu stark theoretisirenden modernen Praxis könne hier irgend welchen Ersatz bieten. Ebenso wie bei der Interpretation stelle sich aber auch bei der Ergänzung des Gesetzbuchs die Unentbehrlichkeit der romanistischen Schulung heraus. Möge nun diese Ergänzung durch die analoge Ausdehnung gesetzlicher Specialbestimmungen oder durch freie Billigkeitserwägungen gewonnen werden, immer bedürfe dabei der Jurist sowohl der Kenntnisse des Rechts, woraus das Gesetzbuch erwachsen ist, wie auch ganz besonders jenes am römischen Recht zu übenden Scharfblicks. Wo endlich eine Correctur des Gesetzes nöthig werde, namentlich in den Fällen, wo die Disposition des Gesetzes im Widerspruch mit dem erwünschten Zweck des Gesetzes zu weit aber zu eng gefaßt sei, da erweise die romanistische Schulung ihren Werth darin, daß sie den Juristen in den Stand setze, einerseits sehr häufig die Fehlerquelle zu ermitteln, andererseits in der Correctur das richtige Maß zu treffen. Nur so sei zwischen den beiden Klippen des Buchstabendienstes und der richterlichen Willkür sicher durchzusteuern. Zum Schlusse warnte Redner vor der Illusion, daß nun vom Inkrafttreten des Bürgerlichen Gesetzbuchs ein neuer glänzender Aufschwung der deutschen Rechtswissenschaft zu erwarten stehe. Weit mehr Grund als solche Hoffnung habe die Befürchtung, daß die Herrschaft des Buchstabens eine Periode des Verfalles heraufführen werde. Solcher Gefahr könne man nur mittelst sorgfältigster Erziehung des Juristenstandes begegnen, und es würde ein schwerer Fehler sein, wenn man gerade jetzt dasjenige Erziehungsmittel, dem die deutsche Jurisprudenz ihre beste Kraft verdankt, aufgeben wollte.

* **Wiesbaden.** Archivar Dr. Konrad Panzer ist an das Staatsarchiv in Wetzlar versetzt worden.

* **Berlin.** Die Ernennung des bisherigen Geh. Staats-Archivars, Archivraths Dr. phil. Karl Suttler dahier zum zweiten Director der Staatsarchive überhaupt, zur Entlastung und etwaigen Vertretung Kosers, ist nunmehr amtlich bekannt gegeben.

* **Berlin.** Um dem scheidenden Treitschke eine letzte Freude zu bereiten, hatte die hiesige juristische Facultät noch am 21. April beschlossen, ihn zum Ehrendoctor der Rechte zu ernennen, mit der Begründung, daß er durch sein Wirken der Kenntniß des öffentlichen Rechts in Deutschland gewissermaßen neue Grundlagen gegeben habe. Das Schicksal hat es gefügt, daß dieser Beschluß erst drei Tage nach dem Tode des also Gefeierten durch Anschlag am schwarzen Brett der Universität öffentlich verkündet ward. Das Enlogium des Diploms preist den Verstorbenen treffend als den ersten Redner unter den deutschen Schriftstellern, den beredten Lehrer, den besten, bis zur Leidenschaftlichkeit unerschrockenen Bürger des Reichs, eine Leuchte und Zierde unsrer Universität. Alsdann wird seine Meisterschaft in der Schilderung der Umstände betont, die zur Gründung des Reichs führten, durch die er seine Zuhörer zu glühendster Vaterlandsliebe und felsenfestem Vertrauen auf die Zukunft des Reiches fortriß. Anspielend auf Treitschke's Thätigkeit als Parlamentsmitglied, rühmt schließlich die Facultät seine staatsrechtlichen Arbeiten über den Ausbau des deutschen Bundesstaats und seine Theilnahme an der Kirchen- und Zollgesetzgebung. In der Akademie der Wissenschaften sollte der Dahingeschiedene erst in der nächsten Leibniz-Sitzung Anfang Juli ds. Js. feierlich als neues Mitglied begrüßt werden. Was seine Wahl bis zum vorigen Jahr verzögert hat, war diesmal nicht gelehrte Pedanterie, denn niemand konnte sich doch verhehlen, daß der große historische Künstler auch durch seine wissenschaftliche Bedeutung jene Ehre längst verdient habe, es war vielmehr die politische Abneigung maßgebender Mitglieder, was ihm so lange die akademische Pforte unter den Linden verschloß, bis Sybel — eine seiner letzten Handlungen — sich mit seinem ganzen Einfluß der Sache annahm. Historiograph des Staates war Treitschke bekanntlich seit Ranke's Tod und ebenso seit Jahren mit dem Orden pour le mérite geschmückt. Nicht genug zu beklagen ist, daß er zum 6. Bande seiner Geschichte, der die deutsche Revolution von 1848—1851 umfassen sollte, gerade nur die Vorarbeit der Sammlung des ganzen ungeheuren Materials vollendet hat; ein Darsteller jener Tage wie er wird nie wieder unter uns erscheinen. Die weitere Entwicklung ausführlich, in Concurrenz mit Sybel, zu erzählen, lag außer seiner Absicht; er dachte statt dessen sein unvergleichliches Werk mit einer historisch-politischen Betrachtung der Gegenwart und Zukunft in großen Zügen zu schließen.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Kleine historische Schriften

von

Heinrich von Sybel.

Drei Bände. Geh.

I. Band. 3. Aufl. Preis 9 Mark. II. Bd. Preis 6 Mark. III. Bd. Preis 10 Mark.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Ant. Verzeichniss Nr. 86, enthaltend Bücher und Bilder, über:

Die französ. Revolution und Napoleon I.

versendet gratis

Prag. Isak Tunolg, (4762) Buchh. u. Antiquar.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1896. München, Montag, 4. Mai. Nummer 103.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30. Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Ueber Richard Wagners Kunsttheorie. I. Von Oswald Külpe. — Der Brooks'sche Komet und seine Wiederkehr im Jahre 1896. Von Adolf Hnatek. — Mittheilungen und Nachrichten.

Ueber Richard Wagners Kunsttheorie.

Von Oswald Külpe.

I.

Dreizehn Jahre sind verstrichen, seit Richard Wagners Person dem Lieben und Hassen der Zeitgenossen entzogen worden ist. Unmittelbar nach seinem Tode hoffte man, daß eine leidenschaftslose, gerechte Würdigung an die Stelle der blinden Bewunderung und maßlosen Verurtheilung treten werde, denen sein Wesen, Wollen und Wirken bei Lebzeiten so reichlich ausgesetzt war. Bis jetzt hat sich diese Hoffnung nicht erfüllt, ja man kann zweifeln, ob sich auch nur Spuren ihrer Verwirklichung aufweisen lassen. Noch immer setzt der Baum der Wagner-Literatur seltsame Blätter und Blüthen an, die weder das Verständniß der Kunstwerke noch die Einsicht in die Kunstlehren des Bayreuther Meisters fördern. Ein Wort begeisterter Anerkennung verstimmt noch immer den Widersacher seiner Meinungen und Gegner seiner Schöpfungen, und die leise Andeutung eines mißbilligenden Verhaltens gegenüber den Voraussetzungen und der Ausführung des „Musikdramas“ versetzt noch immer die echten Wagnerianer in den Zustand zorniger Empörung. Sollen die lauten Dissonanzen dieser Streiter sich allmählich zu friedlichen Harmonien ermäßigen, so bedarf es der besonnenen Stimmen. Eine solche zu erheben, will ich im Folgenden versuchen.

Am meisten Aussicht, gehört zu werden, hat die Besonnenheit auf dem Gebiete der Theorie. Es ist unendlich schwerer, den Werth eines Kunstwerkes abzuschätzen, als die Wahrheit einer Kunstlehre zu beurtheilen. Durch keine Gründe läßt sich ein Genuß hinwegdisputiren, durch keine Beweise ein Mißfallen in sein Gegentheil verkehren, die Beharrlichkeit unsrer Gefühle trotzt allen Anstrengungen des Verstandes. In unbestreitbarer Herrschaft waltet jedoch seine folgernde, prüfende Kraft in dem Reiche der Systeme und Theorien, und es sind namentlich zwei Fragen, die er allen entgegenwirft und beantwortet zu sehen verlangt. Die erste lautet: Wie verhält sich die Lehre zu ihren Voraussetzungen, ist der Schluß zwingend, fehlt kein Glied in der Kette der Gründe, also wie steht es mit dem inneren Zusammenhange der entwickelten Theorie? und die andere: Welche Beziehung liegt zwischen ihr und den Thatsachen vor, die sie zu erklären ersonnen wurde; gehen sie ohne eigensinnigen Rest in ihr auf oder versagt sie gegenüber einigen, also: Sind die Erscheinungen richtig beschrieben, gedeutet und abgeleitet? Das sind Fragen, auf die im großen und ganzen mit einem klaren, klippen Ja und Nein muß erwidert werden können. Hier kann es kein Wähnen und Meinen mehr geben, hier zwingt uns das bedingungsloseste Gebot, das wir kennen, das Naturgesetz unsres Denkens, den Gehorsam auf. So glaube ich denn, den einfachsten Weg zur Verständigung einzuschlagen, indem ich mich auf die ebene Heerstraße des Beweisbaren begebe und ohne Rücksicht auf Person und Kunst Richard Wagners seine ästhetischen Lehren einer kurzen Betrachtung unterziehe.[1])

Das philosophische Denken Wagners ist, wie man weiß, von zwei Seiten her mächtig beeinflußt worden. In der Revolutionszeit von 1848 wurde er mit den Schriften der radicalen Hegelianer, namentlich Ludwig Feuerbachs, bekannt, und diese fegten alsbald die traditionellen Vorstellungen hinweg, die seine Weltanschauung bisher gebildet hatten. Und ungefähr 5 Jahre später ging Arthur Schopenhauers Metaphysik an seinem geistigen Horizonte auf und gewann völlige Herrschaft über seine Reflexionen. Für die Aesthetik sind jene Jahre die ergiebigsten gewesen. 1849 erschien „die Kunst und die Revolution“, im nächsten Jahre „das Kunstwerk der Zukunft“, 1851 „Oper und Drama“. Von diesen Schriften bietet besonders die zweite die umfassendsten Mittheilungen über Wagners kunsttheoretische Anschauungen. Alles Wesentliche ist in der späteren Periode unverändert geblieben. Wagner findet, wo er sich nachher über diese Arbeiten ausspricht, nichts zurückzunehmen, nur den Ton, die Form seiner Ausführungen sucht er zu erklären. „Ich fühlte mich“, sagt er, „begeistert, das Kunstwerk zu zeichnen, welches auf den Trümmern einer lügenhaften Kunst erstehen sollte. Dieses Kunstwerk dem Leben selbst als prophetischen Spiegel seiner Zukunft vorzuhalten, dünkte mich ein allerwichtigster Beitrag zu dem Werke der Abdämmung des Meeres der Revolution in das Bett des ruhig fließenden Stromes der Menschheit.“ „Was meinen so paradox erscheinenden Ansichten besonders die Verspottung unsrer Kunstkritiker zuzog,“ ist „in der begeisterten Erregtheit zu finden, welche durchweg meinen Stil beherrschte und meinen Aufzeichnungen mehr einen dichterischen, als wissenschaftlich kritischen Charakter gab. Zudem war der Einfluß eines unwählsamen Hereinziehens philosophischer Maximen der Klarheit meines Ausdrucks . . . nachtheilig.“ „Hieraus entsprang eine gewisse leidenschaftliche Verwirrung, welche sich als Voreiligkeit und Undeutlichkeit im Gebrauche philosophischer Schemata kundgab.“ Dagegen bezeichnet Wagner die künstlerische Idee, die in allen diesen Abhandlungen ausgesprochen ist, ausdrücklich als sein „innigst erworbenes Eigenthum“. Den Kunstkritikern thut übrigens Wagner mit seiner oben mitgetheilten Bemerkung Unrecht. In einem angesehenen kritischen Blatt jener Tage heißt es z. B.: Dem Verfasser gehen „geradezu die ersten Grundbegriffe von dem Gegenstande ab, den er behandeln will“. „Er springt in jedem Augenblick aus dem Einzelnsten ins Allgemeinste, bricht seine Gedankenreihe beliebig ab, gerade in dem Augenblick, wo man die Folgerung erwartet, und setzt die Versicherung

[1]) Man vergleiche zum Folgenden das werthvolle Buch von Hugo Dinger: Richard Wagners geistige Entwicklung. Leipzig 1892.

an Stelle der Deduction." Und weiter: „Die Theorie Wagners ist vielfach aus einer ganz verkehrten und schiefen Stellung zur gesammten Kunstentwicklung hervorgegangen"; er muß „die Geschichte corrumpiren, um seiner Theorie einen Schein von historischer Berechtigung zu geben". Das hat mit der begeisterten Erregtheit des Stils offenbar nichts zu thun.

Nur in wenigen, für die eigentliche Kunsttheorie bedeutungslosen Punkten ist Wagner durch den Einfluß Schopenhauers zu anderen ästhetischen Ansichten gelangt. Hatte er früher im Geiste der Revolutionszeit auf das Volk vertraut, aus ihm das Kunstwerk der Zukunft hervorgehen lassen, so ist er später der Ueberzeugung, daß das geniale Individuum Schöpfer desselben sei. War er früher geneigt, der Musik die Dichtkunst überzuordnen, so ist er jetzt mit Schopenhauer der Meinung, daß jene als die tiefste, bedeutungsvollste Kunst anerkannt zu werden verdiene. Ist der Charakter der ersten Periode ein optimistischer, so wird die Stimmung in der zweiten eine pessimistische. Von irgend einer Wandlung des Kunstideals und seiner Begründung ist jedoch nicht die Rede. Ich darf daher die im Folgenden hauptsächlich nach den ersten Abhandlungen entwickelten Anschauungen, ohne mich einer Ungerechtigkeit schuldig zu machen, als Wagners Kunsttheorie schlechthin betrachten.

„Wie der Mensch sich zur Natur verhält, so verhält die Kunst sich zum Menschen." In einer absichtslosen, nothwendigen, unbewußten Gestaltung entsteht der Mensch, wird das Kunstwerk. Zugleich aber gelangt die Welt in der Kunst zum Bewußtsein ihrer selbst, zur Selbstdarstellung. Sie ist die Bethätigung des durch die Wissenschaft errungenen Bewußtseins, die Darstellung des durch sie erkannten Lebens, das Abbild seiner Nothwendigkeit und Wahrheit. Die Anerkennung des unmittelbaren, sich selbst bedingenden, also des wirklichen Lebens schlechtweg, gewinnt ihren aufrichtigsten unmittelbaren Ausdruck in der Kunst oder vielmehr im Kunstwerk. Allerdings verfährt der Künstler zunächst vermittelnd, wählend, aber erst da, wo die Wahl als eine nothwendige getroffen ist, tritt das Kunstwerk in das Leben. Das wirkliche Kunstwerk, d. h. das unmittelbar sinnlich dargestellte, in dem Moment seiner leiblichsten Erscheinung, ist daher auch erst die Erlösung des Künstlers. Ihre bisher höchste Entwicklungsstufe hat die Kunst bei den Griechen erreicht, eine Erneuerung der hellenischen Tragödie haben wir für die Zukunft anzustreben.

Durch die Vermittlung der Sinne hält das Kunstwerk in das Gemüth des ästhetisch Genießenden seinen Einzug. Nur das Auge und das Ohr sind die hiezu tauglichen Organe. Der höchste, mittheilungswertheste Gegenstand der künstlerischen Darstellung aber ist der Mensch, dem Auge erschließt er sich nach seiner äußeren Erscheinung, dem Ohr nach seinem inneren Wesen. Aus diesen Betrachtungen leitet sich eine Eintheilung der Künste in „drei urgeborene Schwestern" ab, die Tanzkunst, Tonkunst und Dichtkunst. Dem Auge dient die erstgenannte, die Bewegungen des Körpers, der Glieder, der Mienen werden durch die Tanzkunst dem Zuschauer ästhetisch nahe gebracht. Durch das Ohr aber empfangen wir den Ton, den „unmittelbaren Ausdruck des Gefühls, wie es seinen physischen Sitz im Herzen hat", und das Wort, die „gefestigte Masse des Tons". Alle drei Künste sehen wir ihren Reigen da schlingen, wo die Bedingungen für die Erscheinung der Kunst überhaupt entstanden waren. Sie sind ihrem Wesen nach untrennbar. Jede einzelne, aus dem Reigen losgelöst, kann leben- und bewegungslos nur ein künstlich angehauchtes, erborgtes Leben noch fortführen. Denn der Mensch hat ja nicht bloß einen Sinn, sondern Sinne überhaupt, und die Kunst in ihrer Absonderung hat an den Schranken des einen Sinnes, an den sie sich wendet, oder in dem sie wurzelt, auch ihre Schranken. Nur dann wird sie frei, wenn sie der Gesammtheit der menschlichen Fähigkeiten entspricht, der ganze Mensch muß sich dem ganzen Menschen erschließen, soll die vollkommene ästhetische Befriedigung eintreten. Das Gesammtkunstwerk, wie es das Drama für die Zuschauer und Zuhörer im athenischen Theater war, ist das Kunstwerk der Zukunft.

Wagner bemüht sich nun, im einzelnen den Nachweis zu liefern, daß in der That jede Einzelkunst der anderen bedarf, sie voraussetzt oder in sie übergeht und daher nur dann ästhetisch berechtigt ist, wenn sie eine unersetzliche Stellung innerhalb des Gesammtkunstwerks angewiesen erhält. So ist der Stoff der Tanzkunst der wirkliche, ganze Mensch, wie er sich dem Auge darstellt. Da nun der singende und sprechende Mensch nothwendig leiblicher Mensch sein muß, so schließt die Tanzkunst die Bedingungen für die Kundgebung aller übrigen Kunstarten in sich, in ihr werden Tonkunst und Dichtkunst dem vollkommenen kunstempfänglichen Menschen erst verständlich. Andrerseits wird sie durch den Rhythmus mit der Tonkunst verbunden, ja bedarf dieser zur vielgestaltigen Regelung der Bewegungen und ihr unbestimmtes Sehnen und Treiben vollendet sich erst im Wort, in der Dichtkunst. So entsteht zunächst das einige Kunstwerk der Lyrik und dann deren höchste Gestaltung, das Drama, in dem sich die Tanzkunst zur Mimik veredelt. In völligen Verfall ist sie dagegen unter dem Zwange der Isolirung gerathen, zu einem öden, ausdruckslosen Spiel hat man sie im Ballet erniedrigt.

Nicht anders steht es mit der Musik. Wagner vergleicht sie einem Meere, das zwei Länder trennt oder verbindet, mit dem Ufer Rhythmus berührt sie die Tanzkunst, mit dem anderen, Melodie, berührt sie die Dichtkunst. Zwischen beiden dehnt sich das Meer der Harmonie. Sind Rhythmus und Melodie tondeseelt, so gewinnen Tanz und Poesie ihr eigenes Wesen wieder. Nur in Verbindung mit beiden wird die Musik ihrerseits zu einer rhythmisch und melodisch bestimmten. Die absolute Musik ist das weite, uferlose Meer der Harmonie, wo der Contrapunkt, ein mechanisches Hülfsmittel, die innere Nothwendigkeit des Fortschritts und der Gliederung ersetzt, ohne einem Seelenbedürfnisse zu entsprechen. Auch in ihrer unendlichsten Steigerung bleibt die Musik nur eine Gefühlssprache, sie kann Gefühle und Stimmungen neben einander stellen, nicht aber mit Nothwendigkeit eine aus der anderen entwickeln. Denn nur in einem endlichen Gegenstande kann das unendliche Sehnen zur frohen Ruhe kommen, und einen solchen darzustellen ist die absolute Musik von sich aus außer Stande. In der 9. Symphonie Beethovens haben wir die Erlösung der Musik aus ihrem eigensten Elemente heraus zur allgemeinsamen Kunst, das menschliche Evangelium der Kunst der Zukunft. „Auf sie ist kein Fortschritt möglich, denn auf sie unmittelbar kann nur das vollendete Kunstwerk der Zukunft, das allgemeinsame Drama, folgen, zu dem Beethoven uns den künstlerischen Schlüssel geschmiedet hat." Indem nach langem Ringen und Suchen der letzte Satz der 9. Symphonie zu dem Worte seine Zuflucht nimmt und das Schiller'sche „Freude, schöner Götterfunken" anstimmt, begeht die Musik das großartigste, liebevollste Selbstopfer, um den Schwestern die erlösende Hand zu reichen.

Und nun zur Dichtkunst! Daß die anderen Künste ohne sie kein wahres, freies Leben führen können, wurde schon gezeigt. Aber auch sie vermag ohne die anderen das wirkliche Kunstwerk, d. h. das sinnlich unmittelbar dargestellte, gar nicht zu schaffen. Die einsame Poesie „dichtete nicht mehr; sie stellte nicht mehr dar, sie beschrieb nur; sie vermittelte nur, gab nicht mehr unmittelbar", sie bot

Digitized by Google

„den Katalog einer Bildergalerie, aber nicht die Bilder selbst". Aber der wirklich gesunde Mensch beschreibt nicht, was er will und wen er liebt, sondern er will und liebt und theilt uns durch seine künstlerischen Organe unmittelbar mit, was ihn bewegt. Darum steht Wagner nicht an, alle undramatische Poesie als einen undurchdringlichen Wust aufgespeicherter Literatur zu bezeichnen, der nichts anderes sei, „als das — trotz Millionen Phrasen — ewig nicht zu Worte kommende, Jahrhunderte lang — in Versen und in Prosa — sich abmühende Stammeln des nach seinem Aufgehen in die natürliche Unmittelbarkeit verlangenden, sprachunfähigen Gedankens". Diese jammervolle Literaturpoesie entnimmt die Bedingungen ihres eigenthümlichen Schaffens doch nur der trostlosen künstlerischen Unfähigkeit unsres öffentlichen Lebens. Wo das Verlangen nach dem lebendigen Kunstwerke „sich nicht ausspricht, nicht offen und mit Macht sich kundgibt, da ist die letzte Wahrheit auch aus dieser Poesie verschwunden: je redlicher und ungestümer es jedoch in ihr lebt, desto wahrhaftiger ist aber auch das Zugeständniß ihrer eigenen Trostlosigkeit in ihr ausgesprochen, und als einzig mögliche Befriedigung ihres Verlangens ihre Selbstvernichtung, ihr Aufgehen in das Leben, in das lebendige Kunstwerk der Zukunft wird von ihr bekannt".

Mit der einsamen dramatischen Poesie verfährt Wagner kaum glimpflicher. Shakespeare, der die Nothwendigkeit einer naturgetreuen Darstellung der umgebenden Scene noch nicht einsah, ist dadurch der „Ausgangspunkt einer beispiellosen Verwirrung" geworden. Schiller und Goethe haben in ihren Dramen dramatisirte Romane geschaffen und sich nur zuweilen dem Ideal der antiken Tragödie genähert. Vom wirklichen Drama entfernt sich ihre Leistung gerade so weit, wie das Clavier vom symphonischen Gesang menschlicher Stimme. So wie beim Clavier nur die complicirteste Mechanik zur Hervorbringung von Musik, aber einer tonlosen, führt, so gelangen wir im modernen Drama nur durch die ausgedachteste Vermittlung literarischer Mechanik zur Erzeugung von Dichtkunst, aber einer seelenlosen. Echte Kunst besteht hienach nur in der Vereinigung der bisher besprochenen drei Künste — das ist das Resultat dieser halb historischen, halb dogmatischen Betrachtungen. Aber zu dieser Dreiheit tritt eine neue Trias. Der Mensch ist nicht nur Stoff künstlerischer Darstellung, er ist auch künstlerischer Bildner aus natürlichen Stoffen. So waltet er mit dem Gestein, das aus dem Felsen gebrochen wird, als Architekt und als Plastiker, und der Farbenauftrag des Malers zaubert uns Natur und Menschen vor die Seele. Die Voraussetzung für eine freie und natürliche Ausübung dieser Künste ist jedoch nach Wagner das Vorhandensein eines unmittelbar menschlichen Kunstwerks. Darum konnten sich Baukunst, Malerei und Plastik erst bei den Griechen entfalten. Hier hat namentlich die Architektur der Anregung des Lyrikers und Tragöden alles zu verdanken gehabt. In den Göttertempeln und in dem Theater leistete der Baukünstler sein Höchstes. Die innere Nothwendigkeit dieses Anschlusses wird auch daraus deutlich, daß genau mit dem Verblühen der griechischen Tragödie auch der Verfall der Architektur, die Schwächung ihrer eigenthümlichen Productionskraft eintritt. Zwar hat es auch nachher nicht an großen Bauten gefehlt, aber die üppigsten Monumente, die „zur Verherrlichung des kolossalen Egoismus der späteren Zeiten, ja selbst desjenigen des christlichen Glaubens" aufgerichtet wurden, „erscheinen gegen die erhabene Einfalt und die tiefsinnige Bedeutsamkeit griechischer Gebäude zur Zeit der Blüthe der Tragödie wie geile Auswüchse üppiger nächtlicher Träume gegen die heiteren Geburten des strahlenden, alldurchdringenden Tageslichtes". Nur mit der Entstehung des Kunstwerkes der Zukunft wird auch die Architektur aus diesem unseligen Zustande erlöst werden.

Anders verhält es sich insofern mit der Plastik und der Malerei, als beide erst nach dem Verfall der Tragödie in Griechenland zur Blüthe gelangt sind. Zur Erinnerung und Mahnung sind beide geworden. Der plastische Mensch ist „eine versteinerte Erinnerung", „die Mumie des Griechenthums". Zu einem „schönen Handwerk" ist die Bildhauerkunst später ausgeartet. Denn leicht ließ es sich lernen, die äußere Gestalt in einem bewegungslosen Moment ihres Verhaltens nachzubilden. Von Nachahmung zu Nachahmung konnte die Plastik „unbedenklich lange fortleben . . ., ohne dennoch aus wirklicher, künstlerischer Schöpfungskraft Nahrung zu empfangen". Ihre Erlösung ist ihr Aufhören. „Erst wenn die Bildhauerkunst nicht mehr existirt, oder nach einer anderen als der menschlich leiblichen Richtung hin, als Sculptur in die Architektur aufgegangen ist, . . . dann erst wird die wahre Plastik auch vorhanden sein." Denn der Drang des Bildhauers wird dann „in die Seele des Tänzers, des mimischen Darstellers, des singenden und sprechenden", übergegangen sein. Die Malerei „ging aus einem bewußten, willkürlichen Drange hervor, nämlich dem Wissen von der Schönheit der Kunst, und dem Willen, diese Schönheit gleichsam zum Verweilen . . . zu bringen". In der Landschaftsmalerei entstand sogar „ein vollkommen neues Moment in der Entwicklung des künstlerischen Anschauungs- und Darstellungsvermögens des Menschen". Sie ist der „Sieg der Natur über die schlechte, menschenentwürdigende Cultur". Die menschendarstellende Malerkunst hat ebenso aufzuhören wie die Plastik, denn sie kann kein gesundes, nothwendiges Leben da führen, wo „im lebendigsten künstlerischen Rahmen der schöne Mensch sich selbst vollendet darstellt". Die Landschaftsmalerei aber „wird . . . die eigentliche lebengebende Seele der Architektur werden; sie wird uns so lehren, die Bühne für das dramatische Kunstwerk der Zukunft zu errichten, in welchem sie, selbst lebendig, den warmen Hintergrund der Natur für den lebendigen, nicht mehr nachgebildeten Menschen darstellen wird".

Worin das Kunstwerk der Zukunft schlechthin bestehen wird, ist hienach leicht zu übersehen. Der höchste Zweck des Menschen ist nach Wagner der künstlerische und der höchste künstlerische das allumfassende, gemeinsame Kunstwerk, das Drama. Nur in der Vereinigung aller Kunstarten zum Drama kann sich der künstlerische Mensch vollkommen genügen, während er in jeder Vereinzelung seiner Fähigkeiten unfrei ist. Nur durch gemeinsame Mittheilung mit den übrigen Kunstarten kann jede einzelne sich der gemeinsamen Oeffentlichkeit zum vollen Verständniß erschließen. Das Bedürfniß des Künstlers also nicht minder, als die eigenthümlichen Bedingungen der Einzelkünste lassen sich nur in diesem Gesammtkunstwerk vollkommen erfüllen und befriedigen. Setzen wir hinzu, daß auch der ästhetische Genuß seine schönste und ergreifendste Wirkung nur angesichts einer solchen dramatischen Darstellung erreichen kann, so versteht es sich von selbst, daß nur dieses Werk allen Ansprüchen genügt und an die Stelle der bisherigen Zersplitterung des Schaffens und Empfangens zu treten hat.

Es braucht kaum mehr besonders gesagt zu werden, welch herrliche Aufgabe in dem Kunstwerke der Zukunft den einzelnen Künsten, soweit sie noch existiren dürfen, erblüht. Die Architektur kann keine höhere Absicht haben, als die Erbauung eines Theaters, das nur nach künstlerischen Erfordernissen einzurichten ist. Durch den Landschaftsmaler wird „die Scene zur vollen künstlerischen Wahrheit". „Was er bisher in den engen Rahmen des Bildstückes einzwängte . . ., damit wird er nun den weiten Rahmen der tragischen Bühne füllen." Freilich verhehlt sich Wagner

nicht, daß die Maler vielleicht davor zurückschrecken möchten, sich einzig und allein mit dem Anstreichen von Coulissen zu beschäftigen, daß die Roheit der künstlerischen Werkzeuge, das Groteske des Verfahrens bei der sogenannten Decorationsmalerei sie beleidigen könnte. Aber das vollendete Kunstwerk, das ihnen von der Bühne entgegentrete, werde sie aus diesem Rahmen und vor der vollen gemeinsamen Oeffentlichkeit unendlich mehr befriedigen, als ihr früheres, mit feineren Werkzeugen geschaffenes.

Auf die Bühne tritt nun der künstlerische Mensch. „Was Bildhauer und Historienmaler in Stein und auf Leinwand zu bilden sich mühten, das bilden sie nun an sich ... zu bewußtem, künstlerischem Leben.“ „Dem Tänzer, dem Mimiker reicht der bildende Künstler die Hand, um in ihm aufzugehen, selbst Tänzer und Mimiker zu sein.... Wo sein Vermögen aber endet, wo die Fülle seines Wollens und Fühlens zur Entäußerung des inneren Menschen durch die Sprache ihn hindrängt, da wird das Wort seine deutlich bewußte Absicht künden: er wird zum Dichter und, um Dichter zu sein, Tonkünstler. Als Tänzer, Tonkünstler und Dichter ist er aber eines und dasselbe, nichts anderes als darstellender, künstlerischer Mensch, der sich nach der höchsten Fülle seiner Fähigkeiten an die höchste Empfängnißkraft mittheilt.“ Durch das Orchester wird die Tonsprache Beethovens in das Drama eingeführt und dadurch der „Boden unendlichen, allgemeinsamen Gefühls“ geschaffen, „aus dem das individuelle Gefühl des einzelnen Darstellers zur höchsten Fülle herauszuwachsen vermag“. Man sieht, das Kunstwerk der Zukunft, das allein freie, vollkommene, lebendige ist das Bühnenfestspiel zu Bayreuth. Mit bewunderungswürdiger Consequenz hat Wagner diesen Gedanken durch alle Jahre aus der Revolutionszeit in das neue deutsche Reich herübergerettet und im Hinblick auf die Verwirklichung des ihm vorschwebenden Ideals seine Werke geschoffen. Wenn etwas, so ist diese Thatsache geeignet, uns an den vollen, tiefen Ernst glauben zu lassen, mit dem die mitgetheilten Ansichten von ihrem Urheber gebildet und veröffentlicht worden sind. Zum Ueberfluß versichert uns Wagner aber selbst gelegentlich, daß auch der Feindgesinnteste den Ernst seiner Absicht werde zugestehen müssen.

Darum ist Wagners Theorie auch von allen Aesthetikern ernst genommen worden. Von Anfang an hat sie, wie wir oben an einem Beispiel zeigen konnten, schärfste und einmüthige Ablehnung erfahren. Eine Stimme unter den zahlreichen modernen genüge. Cohen erklärt: „Diese Theorie ist der deutschen Aesthetik fremd; sie hat ihre elementarsten Begriffe verletzt, ihre innerlichsten Bestrebungen verleugnet, die Einheit ihrer Geschichte zerrissen.“ Daß ein solches Urtheil mit der Würdigung und dem Genuß der Wagner'schen „Bühnenfestspiele“ selbst nichts zu thun hat, sei wegen der nicht seltenen Mißverständnisse in dieser Richtung nochmals hervorgehoben.

Unsre Beurtheilung der Kunsttheorie Wagners wird sich nur an gewisse grundlegende Erörterungen zu halten brauchen. Sie darf dies schon deßhalb, weil von der Haltbarkeit des Fundaments natürlich die Sicherheit des ganzen darauf errichteten Gebäudes abhängt und es eitel Kraftvergeudung wäre, wollte man nach der Entscheidung über die Gültigkeit der Voraussetzungen auch noch über jedes einzelne Glied des Gedankenganges ein peinliches Gerichtsverfahren eröffnen. Sodann aber gibt uns eine Kritik in solchem Stile Gelegenheit, über den augenblicklichen Vorwurf hinaus allgemeinere Beziehungen und Erscheinungen in unsern Gesichtskreis treten zu lassen. Darum gehe ich mit wenigen Worten über das Historische hinweg. Fast sämmtliche kunstgeschichtlichen Ausführungen Wagners sind falsch. Was über den Zusammenhang der Künste im Alterthum vorgetragen wird, ist ebenso unrichtig, wie das über die Gründe ihres Verfalls Entwickelte. Es macht einem Hegelianer alle Ehre, mit welch kühner Verachtung der Thatsachen hier Wagner die Geschichte sich dienstbar zu machen gewußt hat. Nicht einmal in der Musikgeschichte, die ihm doch noch am nächsten lag, beugt er sich vor der Wirklichkeit; so, wenn er behauptet, daß der harmonisirte Tanz die Basis der modernen Symphonie sei, oder wenn er die absolute Musik als das uferlose Meer der reinen Harmonie schildert u. dgl. m. Trotz aller dieser Irrthümer könnte ja die Gesammtauffassung von der Kunst doch richtig sein. Aus dem gleichen Grunde halten wir uns nicht bei den Widersprüchen auf, die sich in den Darlegungen Wagners selbst auffinden lassen. Einer der wichtigsten ist, daß einerseits jede Einzelkunst in dem Gesammtwerk ihre höchste mögliche Entwicklungsstufe erreichen und andrerseits doch etwas aufgeben, opfern soll, wenn sie in den Verein der Künste eintritt. Wir wollen derartiges gern der „begeisterten Erregtheit“ zu gute halten, die Wagner selbst in späteren Jahren seinem Stile nachsagte. Es wird, wie uns scheint, völlig ausreichen, die Frage aufzuwerfen: Ist das Kunstwerk der Zukunft, das uns Wagner vor die Seele stellt, wirklich der nothwendige Abschluß der bisherigen Kunstentwicklung und ist es in der That als höchste Stufe aller Einzelkünste möglich? Eine kurze Beantwortung dieser Frage wird, wie ich glaube, in allem Wesentlichen der Kunsttheorie Wagners das Urtheil sprechen.

Der Brooks'sche Komet und seine Wiederkehr im Jahre 1896.

Von Adolf Hnatek.

Am 6. Juli des Jahres 1889 hatte der bekannte unermüdliche Kometenjäger Brooks zu Geneva in Nordamerika einen kleinen, teleskopischen Kometen entdeckt, der bei seiner Unscheinbarkeit und Lichtschwäche durch nichts das große Interesse vorahnen ließ, das ihn bald bis in die Tiefen des Sonnensystems begleiten sollte. Gleich bei den ersten Rechnungen stellte sich auf eine später zu erörternde Art heraus, daß er möglicherweise mit einem bekannten Kometen des vorigen Jahrhunderts, dem nach seinem Berechner Lexell sogenannten Lexell'schen Kometen identisch sein könne.

Etwa 119 Jahre vorher, also im Jahre 1770, hatte der französische Astronom Messier am 14. Juni einen teleskopischen Kometen entdeckt, der kurze Zeit nach seiner Auffindung sogar dem unbewaffneten Auge sichtbar wurde und sich noch bis Anfang October verfolgen ließ. Bald sollte dieser Körper in mehrfacher Beziehung die Aufmerksamkeit der Sternkundigen auf sich ziehen. Zunächst ließen die bald nach seiner Entdeckung unternommenen Berechnungen seiner Bahn erkennen, daß er am 1. Juli unsrer Erde bis zu einem Grade nahe gekommen war, wie man ihn bislang noch nicht beobachtet hatte. Seine Entfernung von ihr betrug an jenem Tage nur ungefähr 15 Tausendtheile der halben großen Achse der Erdbahn, also der Entfernung der Erde von der Sonne, oder nur ungefähr die sechsfache Distanz des Mondes von der Erde. Bei einer so großen Annäherung, die bis nun einzig dastand, erschien es nicht unwahrscheinlich, daß er, falls er eine merkbare Masse besessen hätte, störend auf die Erdbahn eingewirkt hätte. Die Rechnungen ergaben denn auch, daß sich die Länge unsres Jahres hätte um fast drei Stunden ändern müssen, falls seine Masse gleich der der Erde gewesen wäre. Aber sowohl die Hoffnungen, aus den auf die Erdbahn ausgeübten Störungen eine Angabe über die Masse des Kometen zu erhalten, als auch die Be-

fürchtungen, daß die stattgehabten Störungen von veränderndem Einfluß auf unser Klima sein könnten, erwiesen sich als unbegründet. Nach wie vor umkreiste die Erde ihren Centralkörper in ihrem alten sicheren Geleise, ja nicht einmal um den zehntausendsten Theil des angeführten Betrages, also um ungefähr eine Secunde, wurde die Länge unsres Jahres geändert. So konnte denn auch der Komet nicht einmal ein Zehntausendstel an Masse besitzen.

Bald ergab sich eine weitere Schwierigkeit. Man kannte damals nur einen einzigen periodischen Kometen, den Halley'schen, und auch dieser hatte die ziemlich große Umlaufszeit von ungefähr 76 Jahren. Man war daher um so mehr erstaunt, als Lexell dem Himmelskörper eine Umlaufszeit von nur $5\frac{1}{2}$ Jahren zuweisen mußte. Nach vielen fruchtlosen Versuchen war dies das einzige Mittel geblieben, seine am Himmel zurückgelegte Bahn mathematisch zu erklären. Bei einer so geringen Umlaufsdauer war es aber wieder merkwürdig, daß der Komet, der doch durchaus keine so geringe Helligkeit besaß, so oft hätte den Beobachtern entgangen sein können und noch nicht früher entdeckt worden war. Auch darüber konnten weitläufige Rechnungen Aufklärung bringen. Man fand, daß der Körper 1767 so nahe an Jupiter, dem größten Planeten unsres Sonnensystems, vorbeigegangen war, daß er durch diesen Gewaltherrn unsres Planetensystems erst in seine nunmehrige Bahn geworfen worden war. So hatte sich also erst ungefähr drei Jahre vorher die frühere, wahrscheintich sehr ausgedehnte Bahn in die berechnete verwandelt. Auch diese Frage war nun beantwortet.

Aber die einmalige Züchtigung durch den Wächter an den Grenzmarken des Sonnensystems, Jupiter, war dem kecken Eindringling noch nicht genug: noch einmal, 9 Jahre nachher, wagte er sich zum zweiten male in dessen Nähe. Seine Bahn erlitt dabei abermals eine solche Störung, daß es nach den genauen Discussionen Le Verriers nunmehr vollkommen ausgeschlossen erschien, daß ihn ein menschliches Auge noch jemals zu Gesicht bekommen könnte. So wie früher bei seinem nahen Vorübergang an der Erde, so ließen sich auch bei dieser Begegnung mit Jupiter sehr interessante Schlüsse über die Geringfügigkeit der Masse des Kometen ziehen; denn wie verschwindend dieselbe sein mußte, geht daraus genugsam hervor, daß die Jupitermonde, also keineswegs vielleicht mächtige, massige Körper, ebensowenig wie neun Jahre vorher die Erde eine Störung ihrer Bahn erlitten, obwohl der Himmelskörper genauen Rechnungen zufolge zwischen den Satelliten hindurchgegangen sein mußte! So schien also der Komet für immer dem menschlichen Auge entrückt zu sein, entschwunden in die Tiefen des Himmels. Und es wurde auch thatsächlich durch fast 110 Jahre hindurch kein Komet entdeckt, der eine Aehnlichkeit mit dem Lexell'schen Kometen hätte erkennen, oder seine Identität mit demselben hätte vermuthen lassen.

Da wurde, wie bereits eingangs erwähnt, im Jahre 1889 von Brooks ein Haarstern entdeckt, der sich als ein äußerst beachtenswerthes Object zu erkennen gab. Schon nach den ersten Bahnbestimmungen, welche ihm eine geschlossene, ellipsenförmige Bahn mit kurzer Umlaufszeit zuwiesen, mußten ihm die Beobachter ihre erhöhte Aufmerksamkeit zutheil werden lassen, als Chandler darauf hinwies, daß das Gestirn erst im Frühjahr 1886 durch Jupiter in seine jetzige Bahn geworfen zu sein scheine. Da war es um so interessanter, daß die Umänderung seiner Bahn wieder an einem Orte stattgefunden hatte, wo mehr als ein Jahrhundert vorher der Lexell'sche Komet in seine zweite Bahn geworfen worden war, die ihn für immer aus dem menschlichen Gesichtskreis führen sollte. Poor, welcher die Bahn einer genauen Discussion unterwarf, konnte nur die Bemerkung Chandlers bestätigen und fand weiter, daß thatsächlich erst am 20. Juli 1886 der Komet seine Bahn erhalten hatte, da er an diesem Tage so nahe an Jupiter vorbeizog, daß er beinahe dessen Oberfläche berührte. Eine derartige Annäherung an Jupiter erscheint zweifellos, da den Rechnungen zufolge der Körper zwischen der Oberfläche Jupiters und dem fünften, Barnard'schen Monde hindurchgegangen sein mußte. Fast hätte da Jupiter einen neuen Mond erhalten, der freilich für die Erde unsichtbar geblieben wäre, da auch in geringeren Entfernungen Kometen bereits zu verschwinden pflegen. Während der $2\frac{1}{2}$ Tage, die der Komet im Jupitersystem verweilte, umkreiste er den Centralkörper fast vollständig, indem er einen Bogen von über 300 Graden um denselben zurücklegte. Der langen Zeitdauer und der Stärke der Einwirkung entsprechend mußte auch die verursachte Störung eine enorme sein, und so findet Poor die Umlaufszeit des Kometen von 1884 zu über 31, nach dem Austritt aus dem Jupitersystem aber zu nur etwa $5\frac{1}{2}$ Jahren.

Ein Zweifel gegen die Identität des Lexell'schen und Brooks'schen Kometen erwuchs zwar daraus, daß die Umlaufszeit von 31 Jahren kein Maß der Zwischenzeit von 1779 bis 1884 ist; aber dieser Umstand erscheint durchaus nicht so gewichtig, da eine nur geringe Aenderung der berechneten Elemente bereits im Stande ist, die Annäherung an Jupiter und damit auch die frühere Periode von 31 Jahren erheblich zu ändern. So wird denn erst die im heurigen Jahre stattfindende Wiederkehr des Brooks'schen Kometen entscheiden, ob wir es in der That mit dem Lexell'schen Kometen zu thun haben oder nicht. Jedenfalls erscheint die Identität gemäß der von Chandler gemachten Bemerkung ziemlich wahrscheinlich. J. Bauschinger hat bereits in den „Astronomischen Nachrichten" eine Ephemeride für seine Wiederkehr veröffentlicht, der zufolge er am 4. November wieder in seine Sonnennähe gelangen wird. Für unsre Gegenden ist vorderhand sowohl seine Stellung noch sehr ungünstig, als auch seine Helligkeit noch viel zu ungenügend, um ihn bereits auffinden zu können.

Waren schon diese Umstände sehr geeignet, die Aufmerksamkeit der Sternkundigen in hohem Grade anzuziehen, so sollte dies noch mehr geschehen, als kurz nach seiner Entdeckung durch Brooks der amerikanische Beobachter Barnard einige Erscheinungen an dem Himmelskörper wahrnahm, die, an die bekannten Doppelkometen von Biela und Liais erinnernd, dennoch wieder anderer Natur zu sein schienen. Die Helligkeitsschwankungen, welche bald nach seiner Entdeckung an ihm beobachtet wurden, konnten, da dergleichen schon früher beobachtet worden war, nicht mehr ungewöhntich erscheinen. Auch die ungewöhnlich rasche Vergrößerung des Schweifes in den ersten drei Wochen nach der Entdeckung war an sich nicht so merkwürdig, da man bei Kometen immer auf Ungewöhnliches gefaßt sein muß. Desto mehr aber mußte eine Nachricht überraschen, die, von Barnard ausgehend, durch die Autorität dieses Namens gesichert war. Der genannte Beobachter hatte am 2. August zwei und am 5. August wieder zwei neue entferntere Begleiter des Kometen aufgefunden. Einige andere blasse Begleiter von nebelförmiger Beschaffenheit, die er gegen den Morgen des 3. August wahrnehmen konnte und die sich in größerer Entfernung vom Hauptkometen befanden, waren bereits am nächsten Tage verschwunden, so daß die Veränderlichkeit dieser Gebilde dadurch erwiesen war.

Der dem Hauptkörper nächste der beiden helleren Begleiter stellt gleichsam ein kleines Abbild des Hauptkometen dar. Er blieb längere Zeit constant, begann dann an den Rändern verwaschen zu erscheinen und sich zu verbreitern, bis er in eine verschwommene, neblige Masse übergegangen und am 5. September vollständig verschwunden war. Jeden-

Digitized by Google

falls hatte er sich im Planetenraume zerstreut, da er sonst wegen der jetzt größeren Nähe des Systems zur Sonne jedenfalls hätte ebenfalls heller erscheinen müssen.

Der entferntere Begleiter, der anfangs größer, aber dafür blasser war als der andere Nebenkomet, gewann allmählich immer mehr und mehr Helligkeit und immer schärfere Umrisse, bis er am 31. August heller geworden war als der Hauptkomet selbst; dann blieben beide eine Zeit lang gleich hell, bis der Begleiter gegen Ende September rasch abblaßte und verschwommen wurde. Ende November war auch er verschwunden. Ebenso verschwanden die beiden anderen Begleiter, von denen der eine nur bis 30. August, der andere auf der Lickternwarte am 5. und 29. August, und in Wien am 5. August und 23. October gesehen worden war.

Aus den Beobachtungen des entfernteren der beiden helleren Nebenkometen hat Bredechin eine Bahn desselben berechnet, aus welcher hervorgeht, daß die Loslösung in der Richtung der Bahnebene und zwar in der Nähe des Aphels erfolgt sei. Auch für die andern Stücke kann die Annahme gemacht werden, daß sie sich in der Nähe der Sonnenferne vom Hauptkometen losgelöst haben, und da sich dort im Jahre 1886 der Komet dem Jupiter näherte, erscheint es als nicht unwahrscheinlich, daß die Lostrennung in diese Zeit fällt und daher durch die Anziehung Jupiters oder durch Zusammenstöße mit den Monden desselben, wie solche ja bei der langen Zeit, während welcher der Komet im System verweilte, wohl vorgekommen sein dürften, hervorgerufen wurde. Der Komet konnte noch bis März 1890 beobachtet werden und kam dann am 21. November 1890 in Conjunction mit der Sonne. Unvermuthet kam da am 13. Jänner 1891 aus Amerika die Nachricht, daß es Barnard gelungen sei, den Körper nochmals aufzufinden, allerdings nur an der Grenze der Sichtbarkeit. Es ist dies das erste Beispiel, daß ein Komet in so großer Entfernung von der Sonne beobachtet werden konnte, und es gehört auch die Sichtbarkeitsdauer von 556 Tagen zu den längsten, während welcher selbst die hellsten Kometen beobachtet werden konnten.

So hatte der Brooks'sche Komet eine Fülle von interessanten Erscheinungen gezeigt, die man von dem anfangs so unscheinbaren Objecte gar nicht erwartet hätte. Zuerst die ungewöhnlichen Ergebnisse der Bahnberechnung und die Wahrscheinlichkeit der Identität mit dem Lexell'schen Kometen, dann die ungewöhnliche Annäherung an Jupiter, durch den er erst seine jetzige Bahn zugewiesen erhielt, dann der seltsame Fall der Lostrennung mehrerer Stücke vom Hauptkometen und die merkwürdigen Erscheinungen, die an den Begleitern selbst beobachtet wurden, die Ergebnisse der Rechnung über den Ort der Theilung und das Verschwinden der Begleiter und ihre muthmaßliche Auflösung, endlich die lange Sichtbarkeitsdauer und die große Entfernung von der Sonne, in der er noch sichtbar war — alle diese Umstände wirken zusammen, seine Wiederkehr im Jahre 1896 mit Unruhe erwarten zu lassen. Die Auffindung erscheint vollkommen gesichert, da bei der großen Zahl von Beobachtungen, welche die lange Sichtbarkeit bei seiner vorigen Erscheinung anstellen ließ, die Genauigkeit der Bahnelemente recht erheblich ist und daher in die Güte der Ephemeriden volles Vertrauen gesetzt werden kann.

Mittheilungen und Nachrichten.

Moderne Völkerkunde, deren Entwicklung und Aufgaben. Nach dem heutigen Stande der Wissenschaft gemeinverständlich dargestellt von Th. Achelis. Stuttgart 1896. Verlag von Ferdinand Enke. VIII. 487 S. gr. 8°. — Die Völkerkunde trug ursprünglich einen rein beschreibenden Charakter; sie war Ethnographie und mußte lange Zeit damit zufrieden sein, die zahllos auf sie förmlich einstürmenden neuen Thatsachen zu registriren und allenfalls kritisch zu beleuchten. Heute steht unsere Disciplin ganz anders da; sie ist zur Ethnologie, zur Lehre von den allen Völkern gemeinsamen, die Menschheit verbindenden Eigenschaften geworden und hat sich von einem ziemlich untergeordneten Bestandtheil der Geographie zu einer selbständigen, vergleichend-philosophischen Wissenschaft entwickelt. Damit sind auch die Anforderungen, welche an eine zusammenfassende, an eine systematische Darstellung zu stellen sind, völlig andere geworden, aber selbstverständlich existirt noch keine allgemein gültige Norm, nach welcher sich eine solche Darstellung unbedingt zu richten hätte, und wir werden uns nicht wundern können, wenn wir sehen, daß verschiedene Autoren die gewaltige Aufgabe, an welche sie herantreten, auch in sehr verschiedener Weise sich zurechtgelegt haben. Mit einem fundamentalen Werke dieser Art, mit demjenigen Fr. Ratzels, haben wir uns unlängst in diesen Blättern des näheren beschäftigt. Dasselbe macht zwischen den beiden Bestandtheilen der Völkerkunde, dem descriptiven und dem reflectirenden, keinen Unterschied, sondern es wird stets von den eingehend geschilderten Erfahrungsthatsachen ausgegangen, um mit diesen alsdann die Betrachtungen zu verknüpfen, durch welche die verstreuten Einzelmittheilungen in den Dienst einer höheren Auffassung gestellt werden. Ganz anders bei dem nunmehr vorliegenden Buche des bekannten Bremer Ethnologen Dr. Achelis.

Bei Ratzel waltet ein ausgeprägter, bewußter Individualismus vor; der wohlbekannte Geograph, der ungeachtet seiner unverkennbaren Hinneigung zur Abstraction doch das Fach, dem er angehört und das ihn zur Völkerkunde hinübergeführt hat, keinen Augenblick verleugnet, tritt für die jeder seiner Ansichten und Aufstellungen mit vollem Bewußtsein selbst ein, und damit hängt es gewiß in erster Linie zusammen, daß sein Werk, wie dies wohl allgemein zugestanden wird, eine höchst genußreiche Lectüre darbietet. Dem gegenüber verhält sich Hr. Achelis vollkommen objectiv, ja für unsern Geschmack, das können wir nicht leugnen, gar zu objectiv — man möchte sagen, zu unpersönlich. Die eigene Meinung läßt er neben den Urtheilen anderer fast durchweg in den Hintergrund treten, was er doch ganz und gar nicht nöthig gehabt hätte, denn er ist ja wahrlich nicht bloß ein Compilator, sondern er hat sich durch zahlreiche eigene Forschungen, unter denen wir nur die über die Mythologie der oceanischen Inseln anführen wollen, das volle Bürgerrecht in dem Wissenszweige erworben, mit welchem er seine Leser bekannt zu machen unternimmt. Mit diesem Factum müssen wir also rechnen; es wird uns in größter Treue dasjenige vorgeführt, was aus der riesigen Fachliteratur für irgend eine Einzelfrage beizuziehen war, und es bleibt uns dann unbenommen, uns selbst auf Grund dieses Materials eine Auffassung zu bilden. Erkennt man einmal diesen Arbeitsplan als berechtigt an, und schließlich wird ja jedem Schriftsteller das Recht, sich seine Methode selbst zu bilden, nicht abgesprochen werden können, so wird man auch zugestehen müssen, daß die „Moderne Völkerkunde" insonderheit zu einer ersten Orientirung auf einem noch so wenig durchgearbeiteten Gebiete ein sehr geeignetes Hülfsmittel abgibt. Den Umstand, daß der geschichtlichen Seite eine hervorragende Bedeutung beigelegt worden ist, möchte der Unterzeichnete gewiß am allerwenigsten dem Verfasser zum Vorwurfe machen.

Die historische Entwicklung der Völkerkunde beansprucht weit über die Hälfte des Ganzen, und insofern eine satte Uebersicht, wie wir sie hier geboten erhalten, unser Wissens wenigstens sich nirgendwo sonst darfindet, dürfte gerade dieser Buchtheil namentlich auch für Studirende von hohem Werthe sein. Auch der Berichterstatter selbst bekennt jedoch gerne, daraus viel Neues und Interessantes gelernt zu haben, und ähnlich wird es sicherlich auch recht vielen ergehen. Von drei einschlägigen Capiteln ist das erste dem Anfangsstadium, das zweite der Völkerkunde „als socialanglicher" Wissenschaft, das dritte der neueren Ausgestaltung der Völkerpsychologie und culturgeschichtlichen Behandlung des Völkergedankens gewidmet. Auch den Beziehungen zu verwandten Disciplinen, zur Anthropologie, zur prähistorischen Forschung, war allem auch zur eigentlichen Erdkunde wird gedacht. Gar manches ältere Literaturproduct wird vom Verfasser unverdienter Vergessenheit entrissen, wie er denn z. B. des Jesuiten Lafitau „Mœurs des sauvages américains comparées aux mœurs des premiers temps" (Paris 1724) als die erste Schrift bezeichnet, welche ein richtiges Verständniß für ethnologische Dinge bekunde. Wir vermissen nur einen einzigen Autor, der ein Recht auf Beachtung an diesem

Orte gehabt hätte, nämlich unsern Immanuel Kant, dessen Abhandlung „Von den verschiedenen Racen der Menschen“ ihn neben Blumenbach stellt, und vielleicht wäre auch daran zu erinnern gewesen, daß der viel zu wenig gekannte Philosoph Krause bereits die Grundlinien einer „anthropologischen Geographie“ zu ziehen bemüht gewesen war. Allein, wie bemerkt, ist der Zweck des geschichtlichen Abrisses nicht der, eine absolut lückenlose Aufzählung alles dessen zu liefern, was auf dem weiten Felde der Völkerkunde irgendwann und von irgendwem geleistet wurde, sondern es soll vom Verfasser gezeigt werden, wie sich die Forschung nach und nach zu denjenigen Problemstellungen durchrang, auf welche er selber das Hauptgewicht legt, und dieses Ziel darf auch dann als erreicht gelten, wenn eine spätere Bearbeitung im einzelnen manches nachzuholen finden sollte.

Den Begriff und die Aufgabe der Völkerkunde bestimmt der zweite Abschnitt. Der Verfasser bewegt sich auf dem Boden, welcher durch den Altmeister Bastian und durch des ersteren geistvollen Landsmann Post — in Verbindung mit Kohler und v. Dargun Begründer einer ethnologischen Jurisprudenz — urbar gemacht worden ist, und indem er für die Artenlehre des Menschengeschlechts, für die grundsätzliche Einerleiheit der höchst nervollkommneten und der am weitesten zurückgebliebenen Racietäten eintritt, geht er theilweise auch über sein Programm, von der eigenen Ueberzeugung recht wenig durchblicken zu lassen, einigermaßen hinaus. Nahrung, Wohnung, Bekleidung, Schmuck, Technik und Hausrat werden vergleichend erörtert, um nachzuweisen, daß allenthalben mehr nur graduelle Unterschiede und keineswegs unüberbrückbare Gegensätze sich bemerkbar machen, und ein gleiches trifft dann auch zu für die geistigen Bethätigungen, für die Kulturbestrebungen im weitesten Sinne des Wortes. Wer die neuesten Anschauungen über gewisse Grundfragen, über das Mutterrecht z. B. mit seinen Beziehungen zur Familienbegründung, oder über die da und dort scheinbar autonom auftauchende Leviratsehe kennen lernen will, wird diese den umfassender Belesenheit getragenen Capitel nicht vergebens zu Rathe ziehen.

Im dritten Abschnitte geht der Verfasser daran, das Verhältniß, in welchem unter dem Gesichtspunkte einer allgemeinen Wissenschaftslehre die Völkerkunde zu anderen, benachbarten Disciplinen steht, zu prüfen und genauer zu umschreiben. Voran stellt er mit Recht die Geographie, die sich gewisse mütterliche Befugnisse auch dem recht mündig gewordenen Kinde gegenüber doch immer vorbehalten möchte, es folgen die Anthropologie mit der Urgeschichte, die Geschichts- und Rechtswissenschaft, die Sociologie, welche heutigen Tages gebieterisch verlangt, auf ethnologischer Basis aufgebaut zu werden, die Mythologie im Bunde mit vergleichender Religionsbetrachtung und endlich die Philosophie, welche, einerlei ob sie als Psychologie, Ethik oder Erkenntnißlehre sich äußerbare, ebenso von der Völkerkunde Anregungen empfängt, wie sie diese ihrerseits selbst befruchtet. Ueber all diese Punkte wird trefflich Rechenschaft gegeben, und man erhält einen guten Begriff von der Fülle dessen, was bereits geschehen ist und was zu thun noch der Zukunft aufgespart bleibt.

S. Günther.

• Die im südatlantischen Ocean gelegene, schon 1506 entdeckte Insel Tristan da Cunha ist im verflossenen Jahre von dem Gouverneur von St. Helena mit dem Schiffe „Raleigh“ besucht worden. Seinem amtlichen Bericht entnimmt der „Globus“, daß die Verhältnisse auf dem nur 115 Qkm. großen vulcanischen Eilande durchaus günstig sind. Die 61 Einwohner, nämlich 18 Männer, 23 Frauen und 20 Kinder, befanden sich alle in vortrefflicher Gesundheit und verlangten nach einem Lehrer, aber nicht auch einem Arzte. Der Geistliche, welcher bis 1892 hier eine Schule geleitet hatte, war nach Europa zurückgekehrt. Die Viehzucht auf der Insel ist verhältnißmäßig nicht unbedeutend; der Gouverneur fand 600 Stück Rindvieh, 500 Schafe, einige Esel und Schweine, Hühner und sehr zahlreiche Gänse. Die Kartoffeln gediehen vorzüglich. Die Einwohner, die unter der Regierung eines betagten Mannes, Peter Green, stehen, lebten in steinernen Hütten, trieben Ackerbau und fuhren gelegentlich in Booten nach der südwestlich gelegenen Inaccessible-Insel, um dort Seehunde zu jagen, deren Speck ihnen die Mittel zur Beleuchtung liefert. Geistige Getränke kennen die Bewohner nicht, weil keine eingeführt werden. Sie behelfen sich mit Thee. Einst waren die Albatrosse häufig auf der Insel, sie sind aber durch die wilden Katzen ausgerottet worden, die sich stark vermehrt haben.

γσ **Berlin**, 2. Mai. Die Königliche Akademie der Künste beging heute Nachmittag 4 Uhr zur Jubelfeier ihres 200jährigen Bestehens in Anwesenheit der Majestäten, sowie des Prinzen und der Prinzessin Friedrich Leopold in der durch Teppiche und Blumenschmuck zu einem vornehmen Festsaal umgewandelten Rotunde des „Alten Museums“ eine Festsitzung. Die Senat und die Genossenschaft der Mitglieder der Akademie waren in der neuen Tracht venetianischer Senatoren erschienen, ein Umstand, welcher der farbenprächtigen Versammlung ein höchst malerisches Gepräge gab. Nach einer Begrüßung durch die Schüler der akademischen Lehranstalten in der Vorhalle des Museums betraten die Majestäten unter Fanfarenklängen die Rotunde und hörten den vom a cappella-Chor der Hochschule für Musik vorgetragenen Choral von J. S. Bach stehend an. Cultusminister Dr. Bosse erbat alsdann für den Präsidenten der Akademie der Künste, Geh. Rath Professor Eade, von Sr. Majestät die Ermächtigung, seinen Bericht erstatten zu dürfen, den dieser in gedrängter Form gab. Dem Ahnherrn Sr. Majestät, dem Begründer der Akademie, Kurfürst Friedrich III. gebührt heute der Dank der Akademie, welche auf ein zweihundertjähriges Wirken zurückschaut, das sich in steter enger Verbindung mit dem Herrscherhause, dem Vaterlande und der Stadt Berlin vollzogen hat. Die Erkenntniß, daß ein großes Staatswesen nicht ohne die Pflege der Kunst, ohne die Erweckung des Sinnes für das Gute und Schöne bestehen kann, das erst seinen Glanz in die Erscheinung zu rufen geeignet ist, leitete den Kurfürsten, als er 1696 nach dem Vorbilde von Paris und nach Art der Akademien, wie sie die Renaissance an den kunstliebenden italienischen Fürstenhöfen lebendig werden ließ, in seiner Residenz eine solche Kunstakademie begründete und eine Reihe kunstverständiger Männer um sich schaarte. Zeugniß dessen, mit wie richtigem und scharfem Blicke er seine Meister zu wählen verstand, sind heute noch die stolzen Schöpfungen eines Schlüter, eines Nehring und Pesne. Die Sparsamkeit wie die gesunkenen Finanzen des Staates, die ihm König Friedrich Wilhelm I. zu seiner großartigen, wirthschaftlichen Thätigkeit führten, kamen indessen dem jungen Institute nicht zu statten, und obwohl der König selbst die Malerei pflegte, sank die Kunstübung in Preußen während seiner Regierung, ein Umstand, der sich in der kriegerischen Zeit der Regierung seines großen Nachfolgers nicht änderte. Sank doch das Jahresbudget der Akademie in den ersten Zeiten Friedrichs des Großen auf die Summe von 200 Thaler herab. Sobald indessen des Königs Genie sich der Lösung wirthschaftlicher Aufgaben zuwenden konnte, blieb auch die Kunst nicht vernachlässigt und die Akademie nahm neuen Aufschwung. So stammt das neue, freilich erst unter Friedrich Wilhelm II. durchgeführte Statut der Akademie aus König Friedrichs Cabinet, und Daniel Chodowiecki hat an dessen Ausarbeitung seinen reichen Antheil. Schon in den Tagen Friedrich Wilhelms II. finden wir das Studium der Antike neu belebt in der Berliner Akademie; die Alleinherrschaft Frankreichs in Dingen der Kunst war vorüber und hellenische Ideale erschienen jener Zeit geeignet, eine neue Kunstübung begründen zu können. Allein die ersten Blüthen dieses neuen Kunstfrühlings im Norden unsres Vaterlandes gingen in den Stürmen der Napoleonischen Kriege zu Grunde, und erst als Preußen die Fremdherrschaft gebrochen hatte, erwachten auf seinem Boden der Kunst neue Kräfte, und seine Akademie ward durch Männer wie Schadow, Schinkel, Rauch in die erste Reihe der Kunstpflegestätten Europa's gestellt. Das Jahr 1833 sah eine Erneuerung ihrer Organisation, zugleich erhielt sie in der Hinzufügung einer Akademie für Musik einen nicht unbedeutenden Zuwachs. Die lange nachgeholte Entwicklung, die ihr unter der Regierung Friedrich Wilhelms III. und Friedrich Wilhelms IV. beschieden war, ward fruchtbar für den Fortschritt auf allen Gebieten der Kunst. Ungeahnten Impuls gaben der Kunst jedoch die Jahre unsrer Einigungskämpfe. Seit der Begründung des Reiches ist denn auch die Akademie der Künste völlig in ihrer Organisation umgewandelt worden. Alle ihre Lehrinstitute sind Hochschulen geworden, durch die Concurrenzen bei der Gelegenheit großer vaterländischer Aufgaben der Kunst ward eine überschwängliche Fülle junger, starker Talente auf den Plan gerufen. Der Schmerz um den vorzeitigen Heimgang Kaiser Friedrichs und um das, was die Kunst an ihm verloren, ward durch die Thatsache gemildert, daß dessen erlauchte Gemahlin, J. Maj. die Kaiserin Friedrich, das Ehrenpräsidium der Akademie übernommen hat, und heute darf die Akademie in fester und froher Zuversicht emporblicken zu ihrem allerhöchsten Protector, dem Schirmherren aller Ideale des Volkes. Hat doch Se. Majestät der Kunst große und schwierige Aufgaben zur Lösung gestellt; die bedeutenden Wandlungen in Auffassung und Technik werden bei dieser Lösung schon zur Geltung gelangen und

die Akademie wird auch in Zukunft danach trachten müssen, der Kunstübung die rechten Bahnen zu ebnen und sie den geistigen und sittlichen Forderungen der Zeit gemäß zu leiten. — Als Zeichen des Dankes und der Huldigung der Akademie überreichte der Redner dem Kaiser das Original einer anläßlich der Feier geprägten Denktafel, sowie die vom ersten ständigen Secretär der Akademie, Prof. Dr. Hugo Müller, verfaßte Geschichte der Akademie als Festschrift. Se. Majestät der Kaiser verlas alsdann einen Erlaß, in dem er seinen Dank an die Akademie (vergl. Telegramme) ausspricht und sie in ihrem Streben seines kaiserlichen Schutzes versichert. Zugleich gab er die Absicht kund, der Akademie neue, wesentlich erweiterte Räume zur Verfügung zu stellen. Auch im Auftrag der Kaiserin Friedrich sprach Se. Majestät der Akademie den Dank und Glückwünsche für die Zukunft aus. Nachdem Kaiser und Kaiserin die Mitglieder der Akademie huldvoll begrüßt hatten, verlas der Cultusminister die anläßlich der Jubelfeier erfolgten Gnadenbeweise. Nach einem vom Präsidenten der Akademie auf den Kaiser ausgebrachten dreimaligen Hoch folgte der a cappella-Vortrag einer Hymne von Haydn, sowie die sich bei gedämpfter Musik vollziehende Defilircour der 60 zur Beglückwünschung erschienenen Abordnungen von Universitäten und Akademien, Kunstakademien, Kunstschulen und Künstlervereinigungen Deutschlands und des Auslands. Der Krönungsmarsch von Meyerbeer schloß den Festactus.

* **Darmstadt.** Der Professor der Maschinenbaukunde an der Technischen Hochschule, Ernst Reichel, ist als Nachfolger Reuleaux' an die Technische Hochschule zu Charlottenburg berufen worden. Prof. Reichel wird dem Rufe Folge leisten.

* **Würzburg.** Prof. Friedrich Kohl, bisher außerordentlicher Professor der Botanik, wurde zum Ordinarius ernannt.

* **Wien.** Dr. Alexander Löffler ward als Privatdocent für Strafrecht und Strafproceß an der rechts- und staatswissenschaftlichen, Dr. Konrad Büdinger als Privatdocent für Chirurgie an der medicinischen Facultät der hiesigen Universität zugelassen. — Dem außerordentlichen Professor des Freihand- und Ornamentenzeichnens an der technischen Hochschule, Oswald Gruber, ist der Titel eines ordentlichen Professors verliehen worden. — Wie die „Beilage" bereits am 18. April (Nr. 90) mittheilte, hat der Kaiser Brahms das Ehrenzeichen für Kunst und Wissenschaft verliehen.

* **Prag.** Dr. Joseph v. Geitler ward als Privatdocent für Physik an der philosophischen Facultät der deutschen Universität bestätigt.

—l. **Genf**, 2. Mai. Schweizerische Landesausstellung. Die zweite schweizerische Landesausstellung, von der bereits in einer früheren Nummer dieser Blätter die Rede gewesen, ist gestern in unsrer Stadt eröffnet worden. Leider war das Wetter den Eröffnungsfeierlichkeiten gar nicht günstig; doch der kalte, stürmische Regen, der mit wenigen Unterbrechungen den ganzen Tag anhielt, war nicht imstande, den Schwung und die Begeisterung der Genfer Bevölkerung über das endlich vollbrachte nationale Unternehmen und den so lange ersehnten und nun erschienenen Festtag niederzuhalten. Schon am frühen Morgen ertönte das mächtige Geläute der Clémence, der großen Glocke von St. Pierre, und der Donner des auf beiden Seeufern aufgestellten großen Geschützes. Um 8 Uhr fand ein Festgottesdienst in der Kathedralkirche statt, wo vor Tausenden von andächtigen Zuhörern, unter denen auch die cantonalen und städtischen Behörden vertreten waren, der Prediger Pfarrer Hirschgärtner über das Wort der Schrift sprach: „Alles, was ihr thut, das thut zu Gottes Ehre" (1. Korinth. 10, 31.) — Um 9½ Uhr lief der reich beflaggte Salondampfer „La Suisse", der die von Bern kommenden Bundesräthe und den Präsidenten der Eidgenossenschaft in Ouchy abgeholt hatte, im Genfer Hafen ein, begrüßt von den vielfach wiederholten und von den Felsenwänden des Jura, des Salève und der Voirons gewaltig wiederhallenden Artilleriesalven und von den endlosen Jubel- und Hurrahrufen einer unzähligen, auf den Quais und der Montblanc-Brücke dicht zusammengedrängten Menschenmenge. — Der Empfang der hohen Gäste geschah am Englischen Garten, vor dem zur Erinnerung an den Beitritt Genfs zur Eidgenossenschaft errichteten Nationaldenkmal. Hr. Turrettini, Präsident des Genfer Centralcomités, hielt im Namen der Stadt Genf die Begrüßungsrede; ihm antwortete Bundespräsident Lachenal, worauf Bundesrath Deucher, Chef des eidgenössischen Departements für Ackerbau und Industrie und Präsident der Landescommission der Ausstellung, diese letztere für eröffnet erklärte. Zwei junge, weiß gekleidete Mädchen mit Schärpen in Gelb und Roth, den Genfer Farben, überreichten hierauf Hrn. Deucher auf einem rothsammetnen Kissen die Schlüssel der Ausstellung, welche dieser mit anmuthiger Verbeugung entgegennahm. Nun bildete sich rasch der Festzug und setzte sich in folgender Ordnung in Bewegung: eine Abtheilung von Gendarmen, eine Truppe von 32 Carousselreitern im Costüm des 16. Jahrhunderts, ein Musikcorps, eine Abtheilung Infanterie, Aufseher der Ausstellung, Ehrenjungfrauen, die Präsidenten der Landescommission, des Centralcomités und des Preisgerichts, das Centralcomité und das Preisgericht selbst, dann wieder eine Abtheilung Infanterie und endlich die Mitglieder des eidgenössischen Bundesraths und des diplomatischen Corps — die Vertreter der Bundeskammern und des Bundesgerichts, der cantonalen Regierungen mit ihren Waibeln in den Farben ihres Landes. Es folgten dann die Consuln und die Abgeordneten des Genfer Großen Raths und die Präsidenten der Genfer Gerichtsämter, die städtischen Behörden und die Beamten der Ausstellung, wieder ein Musikcorps und hierauf die Commissionen der Ausstellung, die Vorsteher der einzelnen Abtheilungen und Gruppen, die Architekten und Bauunternehmer. Hieran schlossen sich endlich zahlreiche Vereine und Gesellschaften mit ihren Fahnen und Abzeichen; eine dritte Abtheilung von Infanterie beendete den sehr langen und gut organisirten Zug, der in schönster Ordnung vom Nationaldenkmal über den Grand-Quai nach dem Molard, durch die Rues Basses und die Corraterie nach dem Theaterplatze, an dem Dufour-Denkmal vorbei nach dem Haupteingangsthore der Ausstellung sich bewegte. Ueberall wurden die Bundesbehörden, insbesondere Präsident Lachenal, ein Genfer Kind, von der zahllosen Menge der Zuschauer, die die schön geschmückten Straßen entlang standen und die Fenster bis in den fünften und sechsten Stock hinauf besetzt hatten, aufs wärmste und lebhafteste begrüßt. Die Begrüßungsfeierlichkeiten und der Festzug hatten glücklicherweise noch bei leidlich gutem Wetter von statten gehen können, aber kaum war der Zug vor dem Ausstellungsportal angekommen, als es von neuem zu regnen begann. Eiligst rettete man sich daher in die Centralhalle des Palais für die schönen Künste, wo eine für die Eröffnungsfeier eigens von Jules Cougnard gedichtete und von Organist Barblan componirte Festcantate aufgeführt wurde. Nach Beendigung dieses wohlgelungenen Musikstückes stotteten die Bundesbehörden unter Führung des Genfer Comités der Ausstellung in allen ihren Theilen einen ersten und flüchtigen Besuch ab. Der Eindruck war überaus günstig; das Ganze bietet schon jetzt, obwohl hie und da noch manche Lücke bemerkbar, einen vortheilhaften Anblick und in wenigen Tagen wird ohne Zweifel die Ausstellung vollständig sein. Kurz nach 12 Uhr war der Rundgang beendet, und die hohen Gäste betraten das „Schweizerdorf", das als Zugabe zur eigentlichen Ausstellung nach dem Vorgange von Alt-Antwerpen und Alt-Wien erbaut wurde und von dem mir ein anderesmal ausführlich zu reden gedenken. Hr. Haceius aus Lancy, der intellectuelle Urheber dieser wunderbaren Schöpfung, empfing den Bundespräsidenten und die eidgenössischen Behörden mit einer gut durchdachten Ansprache und führte ihnen die anwesenden Armaillis, Figuranten und eine Gruppe von reizend geteideten Kindern in den Trachten der 22 Cantone vor, welche zu Ehren der hohen Gäste ein fröhliches Festlied sangen. Nachdem das „Schweizerdorf" gehörig besichtigt und bewundert worden, begaben sich die Besucher nach dem Industriepalast, wo das officielle Bankett stattfand. Bei demselben sprachen und toastirten die HH. Staatsräthe Didier und Ador aus Genf, Barrère, französischer Gesandter in Bern, Jordan-Martin, Präsident des eidgenössischen Ständeraths, Boardillon, Präsident des Genfer Stadtraths, und Vögeli-Bodmer, Präsident der ersten schweizerischen Landesausstellung in Zürich. — Für die sehr zahlreich erschienenen Vertreter der Presse, der Schweiz sowohl als des Auslandes, war von seiten des Centralcomités in einem der im Ausstellungsgebiete befindlichen und trefflich eingerichteten Restaurants ein besonderes Festessen bereitet worden, wobei es sehr lebhaft und doch gemüthlich zugleich herging. Hr. Haceius, Präsident des „Schweizerdorfs", Hr. Gaggard, Vorsteher des Preßbureaus, und Hr. Sermet, Redacteur des „Journal de Genève", hielten in schwungvollen Worten ansprechende Toaste. Auch für die Gemahlinnen und Töchter der HH. Bundesräthe und Gesandten, sowie für die weiblichen Angehörigen der Mitglieder des Genfer Comités war in liebenswürdiger Weise Sorge getragen und in dem reizend geschmückten Pavillon für schweizerisches Hotelwesen ein ausgewähltes Gastmahl hergerichtet worden. Wir bemerkten unter den anwesenden Damen die Frauen Lachenal, Baerère, v. Hamburger, Beltrao, v. Tattenbach, v. Montgelas, a. Tejado. Sie alle schienen von dem ihnen in Genf bereiteten Empfang überaus befriedigt.

Digitized by Google

Jahrgang 1896. München, Dienstag, 5. Mai. Nummer 104.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Ueberſicht.

Ueber Richard Wagners Kunſttheorie. II. Von Oswald Külpe. — Zu den Briefen Huberts an Schiller. Von Ludwig Geiger. — Mittheilungen und Nachrichten.

Ueber Richard Wagners Kunſttheorie.

Von Oswald Külpe.

II.

Von den Hegelianern hatte Wagner kritiklos eine ſchlimme Erbſchaft übernommen, die Methode der Entwicklung, und dem Doppelſinn des Wortes „aufheben“ war er dabei unverſehens erlegen. Hegel wählte mit gutem Bedacht dieſes Wort, um damit anzudeuten, daß eine höhere Entwicklungsſtufe die niederen aufhebe, d. h. in ſich erhalte oder bewahre, und zugleich aufhebe, d. h. als ſelbſtändige und excluſive Erſcheinungen negire oder vernichte. Ganz ſo wird nach Wagner jede Einzelkunſt in dem Kunſtwerk der Zukunft „aufgehoben“. Wagner hat nun, woran Hegel nicht dachte, mit dem „Aufheben“ inſofern Ernſt gemacht, als er die Exiſtenz der Einzelkünſte als ſelbſtändiger Formen aufhören läßt, ſobald das Kunſtwerk der Zukunft eingetreten iſt. Wenn Hegel die Dichtkunſt als die Vereinigung, Totalität von Muſik und Malerei preiſt und meint, daß ſie beide als aufgehobene Momente in ſich enthalte, ſo vertritt er damit doch nicht den Unſinn, daß Muſik und Malerei als beſondere Künſte überhaupt aufgehört haben oder verſchwinden ſollten. Wagner dagegen betrachtet es als eine ſelbſtverſtändliche Conſequenz der Verwirklichung ſeines Ideals, daß die Einzelkünſte Muſik und Poeſie, Malerei und Plaſtik ihre Aufgabe erfüllt haben, wenn ſie in den Verein des Bühnenfeſtſpiels als dienende Glieder aufgenommen ſind. Von der Nothwendigkeit eines derartigen Abſchluſſes der Kunſtentwicklung kann nun offenbar gar keine Rede ſein. Denn abgeſehen davon, daß wir ja das Bühnenfeſtſpiel mit allem Zubehör gegenwärtig haben und trotzdem die Einzelkünſte ein unverächtliches Daſein daneben fortführen, beſteht die Entwicklung des Höheren oder Umfaſſenderen aus dem Niederen und Beſchränkteren durchaus nicht nothwendig in einer Vernichtung der Exiſtenz des letzteren.

Schon dieſe Ueberlegung läßt die Nothwendigkeit eines ſolchen Abſchluſſes der Kunſtentwicklung billig in Zweifel ziehen. Zu dem gleichen Reſultat gelangen wir durch folgende Betrachtung. Soll das Muſikdrama die ihm von Wagner zugedachte Miſſion erfüllen können, ſo müſſen gewiſſe Bedingungen vorerſt realiſirt ſein, ohne die es der Allgemeinheit ſeiner Wirkung ebenſo ſehr, wie der Allgemeinheit ſeiner Entſtehung beraubt werden müßte. Nur wer für Muſik, Poeſie, Tanz, Plaſtik, Malerei mit der gleichen oder richtiger der den genannten Künſten im Bühnenfeſtſpiel gebührenden Empfänglichkeit ausgerüſtet iſt, kann von dieſem den beabſichtigten äſthetiſchen Genuß davontragen, und nur wer über die dem Geſammtkunſtwerk dienenden Ausdrucksmittel, über die entſprechende vielſeitige Geſtaltungskraft verfügt, wird ein ergreifendes Muſikdrama zu ſchaffen imſtande ſein. Daß weder das eine noch das andere mit auch nur einigermaßen genügender Allgemeinheit ſtattfindet, weiß jeder. Ich brauche nur an die Unmuſikaliſchen zu erinnern, die auch der Wagneroper verſtändnißlos gegenüberzuſtehen pflegen, und auf die Thatſache hinzuweiſen, daß das Talent, das Wagner beſähigte, alles einheitlich zu concipiren und in Scene zu ſetzen, äußerſt ſelten iſt. Weit entfernt alſo, einer ausreichenden Vorbereitung bei Schaffenden und Genießenden zu begegnen, ſtößt die Idee Wagners auf die einfache praktiſche Schwierigkeit, weder im Publicum, noch bei den Künſtlern die Bedingungen anzutreffen, die in dem Bühnenfeſtſpiel das Kunſtwerk ſchlechthin zu erblicken geſtatten würden.

Aus dieſen Erörterungen geht bereits mit unabweisbarer Beſtimmtheit hervor, daß das Wagner'ſche Kunſtideal unter den gegenwärtigen Verhältniſſen nicht berufen iſt, die bisherige Entwicklung äſthetiſcher Leiſtungen und Empfindungen einfach abzuſchließen. Immerhin wäre es denkbar, daß ſich in Zukunft die Organiſation der Künſtler und ihres Publicums in dem Sinne änderte, in welchem ſie die ausſchließliche Herrſchaft des Bühnenfeſtſpiels ermöglichen würde. Auch dazu iſt jedoch geringe Ausſicht vorhanden, wenn wir die Zeichen der Zeit zu deuten verſuchen. Denn ſo wenig geleugnet werden kann und ſoll, daß das Schaffen Wagners ſehr werthvolle und bedeutende Anregungen allen denen geliefert hat, die ſich nach ihm auf dem gleichen Gebiete bethätigt haben, ſo fehlt es doch ganz an einem erfolgreichen Fortſchreiten auf der von ihm betretenen Bahn, ja es beginnt die Einſicht zu erſtarken, daß man mit der älteren Oper einen Compromiß ſchließen müſſe, um etwas Lebensfähiges zu Stande zu bringen. Noch immer hat ſich Meyerbeer, haben ſich Roſſini und Auber, geſchweige denn Mozart, die Gunſt des Publicums erhalten, während die Aufführungen des Triſtan und des Nibelungenringes, ſobald ſie etwas häufiger erfolgen und nicht durch außergewöhnliche Veranſtaltungen anziehen, bedenklich leer werden. Das alles ſpricht wahrlich nicht für eine Veredlung des Geſchmacks und eine Vervollkommnung des künſtleriſchen Strebens, die für die Zukunft im Geiſte Wagners etwas hoffen ließen. Ebenſowenig iſt der Lorbeer der abſoluten Muſik welk geworden, und aus der lebhaften, wenn auch etwas tumultuariſchen Bewegung auf dem Gebiete der Dichtkunſt und Malerei kann man jedenfalls alles andere eher erſchließen, als müde Reſignation und verzweifelte Sehnſucht nach Erlöſung durch das Muſikdrama. Endlich iſt es ſehr unwahrſcheinlich, daß die Landſchaftsmaler aus künſtleriſcher Begeiſterung, wie Wagner erwartet, den Rahmen der tragiſchen Bühne mit ihrem Pinſel füllen und daß die Plaſtiker ſich damit begnügen werden, Theaterräume geziemend auszuſchmücken.

In der Regel verhehlen ſich ſelbſt die Wagnerianer dieſen Stand der Dinge nicht, wenn ſie auch bei ſeiner Anerkennung in eine andere Tonart verfallen. Aber ſie

können zugleich die Theorie dadurch aufrecht erhalten, daß sie ihre innere Vortrefflichkeit hervorheben und, auf sie vertrauend, den allendlichen Sieg des Princips über Unvermögen und Unverstand erwarten. Hat doch auch die Lehre des Copernicus sich erst allmählich Bahn gebrochen und es längeren Kampfes bedurft, ehe die Wellentheorie des Lichtes allgemeine Anerkennung fand. Es wäre ja möglich, daß die Macht der Vorurtheile in der Menge eine unbefangene Prüfung der neuen Kunsttheorie erschwerte oder daß die Einsicht in ihre Nothwendigkeit sich nur bei dem so seltenen eingehenderen Studium ihres Gedankenzusammenhangs erschlösse. Sollte sich gar zeigen lassen, daß das Musikdrama berechtigten Anspruch darauf habe, als höchstes, vollkommenstes Kunstwerk, als Vollendung der darin berücksichtigten Künste zu gelten, so könnte man in der That die historischen Irrthümer in der Begründung der Wagner'schen Theorie und das geringe Entgegenkommen, auf das ihre Verwirklichung bisher gestoßen ist, für nichts achten. Denn eine Wahrheit bleibt wahr, auch wenn sie nicht allgemein anerkannt wird, und die Geschichte lehrt uns auf die unzerstörbare Lebenskraft vertrauen, die das Richtige vor dem Falschen, das Fruchtbare vor dem Unfruchtbaren auf dem Felde der Erkenntniß auszeichnet.

Die hindernde Macht der Vorurtheile werden wir freilich nicht hoch anschlagen dürfen. Denn erstlich ist es eine offenkundige Thatsache, daß kein Künstler sich noch zu Lebzeiten einer so warmen und umfassenden Theilnahme und Bewunderung erfreut hat, wie gerade R. Wagner. Auch unter den Gegnern dürfte sich heute kaum einer mehr finden, der ihn nicht unter die bedeutendsten Erscheinungen der neuesten Kunstgeschichte zählte. Daran wird gar nichts geändert, wenn hier seine Musik, dort seine Dichtung beanstandet, niedriger gestellt wird, als die Wort- oder Tonsprache bei gewissen absoluten Dichtern oder Musikern. Denn dem Künstler Richard Wagner wird man nur gerecht, sofern man ihn als die lebendige, großartige Vereinigung mannichfaltiger Gaben und Leistungen würdigt. Daß aber in dieser Hinsicht bemerkenswerthe Vorurtheile den Zugang zum Verständniß von Wagners Absichten erschwerten, wird man gegenwärtig nicht behaupten können. In zweiter Linie muß betont werden, daß die Idee eines Gesammtkunstwerks schon vor Wagner häufig genug ausgesprochen worden war. So finden wir namentlich bei Schelling und Schleiermacher bereits alle wesentlichen Züge des Wagner'schen Ideals aufgezeichnet. Zu ihnen verhält sich das Kunstwerk der Zukunft wie eine Composition zu den in ihr verwendeten Themen. Wenn originelle Gedanken mit der Befangenheit in alten Vorstellungen vorwiegend zu kämpfen haben, so wird man hienach nicht den Widerstand gegen die Theorie Wagners aus der unerhörten Neuheit ihrer Bestimmungen und der dagegen sich auflehnenden Voreingenommenheit der Zeitgenossen erklären dürfen.

An eingehenderem Studium der Wagner'schen Lehren hat es bei den Aesthetikern wahrlich nicht gefehlt, und oft genug haben sie ihren Widerspruch gegen diese Ansichten eingehend begründet. Eine ernstliche Beachtung hat aber ihre Ausführung weder bei Wagner selbst noch bei seinen Anhängern gefunden. Hochmüthige Machtsprüche oder jeder Selbständigkeit bares Nachstammeln dessen, was der Meister gesagt oder geschrieben, wird man weder als eine Widerlegung, noch als eine wirksame Aufforderung zu erneuter Versenkung in den Geist und den Buchstaben der ästhetischen Arbeiten Wagners betrachten dürfen. An der Richtigkeit der Wiedergabe des von ihm Gemeinten, wie sie sich in verschiedenen Werken und Aufsätzen findet, ist kein Zweifel laut geworden, und das Verständniß jener Arbeiten bietet ja trotz des „unwohlsamen Hereinziehens philosophischer Maximen" dem Aesthetiker keine irgend erheblichen Schwierigkeiten.

So bleibt nichts übrig, als der Frage näher zu treten, ob das von Wagner geschilderte Kunstwerk der Zukunft wirklich das vollkommenste ist, das sich denken läßt. Denn so viel ist gewiß: verdient es den Ehrentitel eines höchsten Ideals, dann ist auch gegründete Aussicht dazu vorhanden, daß es immer neue Bestrebungen wecken wird, sich ihm zu nähern. Unsre gesammte Culturentwicklung ist von Idealen getragen, aller Fortschritt wird durch sie bestimmt: wie sollte nicht die freieste aller Geisteskräfte, die Phantasie, und die blühendste und reinste ihrer Leistungen, die Kunst, in den Dienst des hehrsten Zweckes treten? So würde allmählich der Trieb absterben, in Malerei, Musik, Poesie für sich Schönes und Erhabenes zu schaffen, alles Sinnen und Trachten würde sich auf das Bühnenfestspiel richten. Und wie eine jede bedeutende, ernste, tiefe Neuheit das Empfinden und Denken umzugestalten pflegt, so würde auch hier das Publicum zum Verständniß und Genuß des Gebotenen erzogen, die allseitige Zustimmung erkämpft werden können.

Wagner selbst begründet die überragende Vollkommenheit des Gesammtkunstwerks durch eine einfache Ueberlegung. Der Mensch, sagt er, hat ja nicht nur einen Sinn, sondern Sinne überhaupt. Jede Einzelkunst wendet sich jedoch nur an einen Sinn und hat an den Schranken desselben auch ihre Schranken. Nur die Vereinigung aller entspricht der Gesammtheit menschlicher Fähigkeiten, ergreift den ganzen Menschen, nur in ihr also wird die Kunst frei, schrankenlos. In dieser seltsamen Ausführung ist offenbar zunächst übersehen, daß auch das Gesammtkunstwerk nur auf zwei Sinne, auf Auge und Ohr, zu wirken bestimmt ist, sich also nicht an den ganzen Menschen richtet; ferner, daß schon das einfache Drama jene beiden Sinne in Anspruch nimmt und daher — an diesem Maßstab gemessen — genau so vollkommen ist, wie das Musikdrama. Aber der Schaden sitzt tiefer. Hängt es überhaupt von der Zahl der Sinne ab, ob und wie stark eine künstlerische Leistung uns erfaßt? Ein einfaches Gedicht, in der Einsamkeit gelesen, vermag uns oft gewaltiger auszufüllen, als ein Bühnenfestspiel mit all seinem Apparat von Auge und Ohr bestürmenden Eindrücken. Welch schrankenlosen, reichen Genuß verdanken wir nicht der bloß gehörten Symphonie, dem bloß gesungenen, nicht zugleich theatralisch dargestellten Liede! Wahrlich die Leichtfertigkeit dieser principiellen Begründung der Theorie steht auf einer Stufe mit der Gewaltthätigkeit der „historischen" Betrachtung! Vergeblich suchen wir nach einer analogen Idee in der Aesthetik vor Wagner, die Beziehung zwischen der Vollkommenheit eines Kunstwerks und der Zahl der Sinne, auf die es wirkt, erscheint in der That als sein „innigst erworbenes Eigenthum".

Nicht besser steht es mit anderen Beweisen, bei denen sich aufzuhalten eine überflüssige Gründlichkeit wäre. Wenn Wagner wiederholt zu zeigen versucht, daß jede Einzelkunst der anderen bedarf, sie voraussetzt, in sie übergeht, während das Gesammtkunstwerk auf kein anderes angewiesen ist oder hinführt, weil es alle in sich enthält, so ist die größere ästhetische Vollkommenheit des Bühnenfestspiels nur dann damit erwiesen, wenn zugleich feststeht, daß es in sich jede Einzelkunst zu ihren höchsten Leistungen befähige und entwickle. In dieser Behauptung ist denn auch das einzige beweiskräftige Argument und darum die allein beachtenswerthe Begründung für Wagners Theorie zu erblicken. Ihre These von dem höchsten Werthe des Gesammtkunstwerks läßt sich aus der Voraussetzung, daß dieses alle Einzelkünste in höchster Potenz in sich vereinige, mit der Sicherheit einer arithmetischen Operation ableiten. So gewiß eine Summe mehr ist, als jeder der in ihr zusammen-

Digitized by Google

gefaßten Summanden, so gewiß wäre hienach das Musikdrama vollkommener, als Tonkunst, Poesie und die anderen darin aufgenommenen Künste. Es ist die letzte ansehnliche Stütze der Theorie, deren Haltbarkeit noch geprüft zu werden verdient — fällt auch sie, dann liegt der ganze Bau in Trümmern.

Mehr als den ganzen Menschen zu ergreifen, kann auch das vollkommenste Kunstwerk nicht erreichen. Das ist selbst Wagners Meinung; sahen wir doch vorhin, daß er auf diese Forderung den Vorrang seines Musikdramas gründete. Nun wissen wir, daß auch ein Gemälde („Bildstück", wie sich Wagner geschmackvoll ausdrückt), ein Gedicht, ein Lied eine solche Wirkung hervorzubringen fähig ist. Also wird hinsichtlich des ästhetischen Genusses dem Gesammtkunstwerk kein principieller Vorzug vor den Einzelkünsten eingeräumt werden können. Denn selbst wenn diese mit aller durch sie darstellbaren Schönheit in das Bühnenfestspiel einzugehen vermöchten, würde doch die Beschränktheit unsrer Empfänglichkeit nicht alle mit gleicher oder voller Kraft in unser Anschauen und Empfinden eindringen lassen. Eine der geläufigsten Thatsachen der Psychologie ist die sogenannte Enge des Bewußtseins: nur eine kleine Zahl von Erlebnissen ist zur gleichen Zeit in unserm Geiste möglich, und je lebhafter unsre Aufmerksamkeit bestimmten Vorgängen gewidmet ist, um so mehr schrumpft der Umfang des bewußt Erfahrenen zusammen. Man wird kaum fehlgehen, wenn man annimmt, daß bei der Aufführung einer Wagner-Oper höchstens der zehnte Theil des wirklich Dargebotenen von einem Hörer und Zuschauer bemerkt wird, der mit größter Hingabe und ausreichendem Verständniß ihr zu folgen bestrebt ist. Nach dieser subjectiven Richtung muß also selbst die äußerste Vollkommenheit scheitern, weil sie sich nicht zur Geltung bringen kann. Zweifellos nahmen die älteren Opern viel größere Rücksicht auf diese Verhältnisse, als die Wagner'schen Musikdramen.

Aber, wird man einwenden, nicht von dieser Vollkommenheit des Eindrucks, des Genusses ist hier die Rede, sondern von der objectiven des Werkes. Mag immerhin nur ein Theil seines Inhalts sich auf einmal erschließen, Wiederholung, Vorbereitung, Wechsel der Aufmerksamkeitsrichtung können uns auch das Uebrige näher bringen, und je mehr wir aus einem Kunstwerk herauszuholen haben, um so werthvoller dürfte es uns erscheinen. Also darauf wird es ankommen, daß die Einzelkünste nichts verlieren, wenn sie sich zum Bühnenfestspiel verbünden. Nicht auf eine zweifelhafte Abmessung des Kunstgenusses, sondern auf die Abschätzung des inneren Gehalts der verschiedenen Bestandtheile des Musikdramas gründet sich dessen Anspruch auf den höchsten Rang unter den Künsten. Nun, daß die bildenden Künste sehr viel einbüßten, wenn sie sich mit dem ihnen von Wagner zugewiesenen Plätzchen begnügen würden, ist fraglos. Eine Architektur, die nur oder als schlechthin höchstes Ziel die Erbauung von Theatern zu pflegen hätte, eine Malerei, die sich auf die Herstellung von Coulissen beschränkte, eine Sculptur, die ausschließlich der Ausfüllung leerer Flächen oder Nischen in den Theatern obläge, müßten wir lächerlich verkürzt oder bis zur Unkenntlichkeit entstellt nennen. Weiterhin gehört die Verwischung des Unterschieds zwischen Tanzkunst und Mimik zu den Willkürlichkeiten des Wagner'schen Denkens, die nur erwähnt zu werden brauchen. Dadurch wird die Tanzkunst nicht etwa veredelt, sondern einfach beseitigt. So bleiben von dem stolzen Verein nur noch Musik und Poesie übrig, für die allenfalls die Erhaltung des ihnen eigenthümlichen Werthes beansprucht werden könnte. Auf sie richtet sich auch Wagners Nachweis für die Nothwendigkeit und Vollkommenheit seines Bühnenfestspiels mit besonderem Nachdruck. Die eingehende Abhandlung über „Oper und Drama" ist dieser Aufgabe ausschließlich gewidmet.

Es wird genügen, auf einige Thatsachen hinzuweisen, um auch für diese Künste Wagners Behauptung als eine irrige erkennen zu lassen. Nach seiner eigenen unzweideutigen Ausführung ist die Musik Gefühlssprache, und zwar allgemeine, unbestimmte Gefühlssprache. Die endliche Bestimmtheit ist nur dem Worte eigen, das uns Vorgänge, Gegenstände, Beziehungen unmißverständlich auszudrücken vermag. Nun kann zwar eine Reihe verschiedenartiger Sinneseindrücke und Gedanken mit lebendiger Schnelligkeit vor und in uns ablaufen, dagegen ist der Wechsel der Stimmungen ein verhältnißmäßig sehr langsamer. Darum ist es ein Grundgesetz musikalischer Wirkung, daß eine gewisse Zeit erforderlich ist, um eine Gemüthsverfassung zu erregen, und abermals Zeit, um sie in eine andere übergehen zu lassen. Mit ungleich größerer Geschwindigkeit kann das gesprochene Wort und die dasselbe begleitende Geberde uns von Verhältniß zu Verhältniß, von Handlung zu Handlung führen. Ueberall da, wo das Wort sich gleichfalls in einer Stimmungsmalerei ergeht, wie im Lied, im Oratorium u. dgl., wird dieses Mißverhältniß zwischen Musik und Poesie verdeckt. Im Drama dagegen muß es grell hervortreten und wird daher auch stets ein Compromiß geschlossen. Die ältere Oper überließ dem eiligen Recitativ oder gar einem bloß gesprochenen Dialog die Fortführung der Handlung und gestattete der Musik, in Arien und Ensemblesätzen ihren Bedürfnissen nachzugehen. Diese Trennung der Gewalten hat Wagner aufgehoben, ohne damit mehr als einen neuen Compromiß zu erreichen. Die Musik wird durch die unendliche Melodie, den beständigen Wechsel von Motiven und Harmonien möglichst dem Charakter fortschreitender Handlung angepaßt, der Text verlangsamt sich in unaufhörlichem Gesang und bietet in seinem Wortreichthum der Tonkunst die nothwendige Zeit, um der Mannichfaltigkeit des Geschehens folgen zu können. Also Unnatur, hier wie dort, Opfer und schwere Einbuße auf beiden Seiten! Weit hinter dem, was unsre großen Dichter uns beanspruchen lassen, bleibt das Drama Wagners zurück, und unverkennbar, wenn auch nicht so groß, ist der Abstand zwischen den musikalischen Meisterwerken unsrer großen Symphoniker Beethoven, Schubert, Schumann, Brahms und dem unabgeschlossenen Gewoge im Orchester des Tristan und des Nibelungenringes. Und es muß so sein, wo solch ein Bund, genannt Musikdrama, geschlossen wird. Gewiß liegt es nicht an Wagner, daß seine Musik und Poesie hinter dem in diesen Kunstgattungen für sich Erreichten so merklich zurückstehen. Nur sein ganz hervorragendes Talent hat vielmehr die unvermeidlichen Schwierigkeiten in so hohem Grade zu überwinden gewußt, daß sie bei der Aufführung gelegentlich vergessen werden können. Sie sind aber an das Bühnenfestspiel ein für allemal gebunden und werden von niemand gehoben werden.

Von einer überragenden Vollkommenheit des Gesammtkunstwerks kann also gar keine Rede sein. Die Verschmelzung verschiedener Künste zu einem Ganzen bringt, sofern man sie nicht getrennt zur Anwendung gelangen läßt, nothwendig mehr oder weniger schwere Schäden für jede einzelne mit sich. Daraus folgt, daß wir den Fortbestand einer selbständigen Musik, Poesie, Malerei u. s. f. auf das dringendste zu wünschen haben und dem Bühnenfestspiel nur eine Stellung neben, nicht über ihnen einräumen dürfen. Darnach bleibt aber alles beim alten. Denn es gibt auf der anderen Seite niemand, der die Berechtigung der Oper überhaupt in Frage stellte. Selbst Schopenhauer, der diese Kunstform recht herbe beurtheilt, und zwar in einer Weise, die keineswegs bloß auf die frühere Oper bezogen werden kann, meint doch nicht, daß sie schlechthin unerlaubt sei. Wagners Reformplan aber ist der unbesonnene Versuch, eine eigenthümliche künstlerische Begabung zum Gesetz, zum allgemeinen

Ideal zu erweitern. In sich vereinigte er sehr verschiedenartige Tendenzen, eine poetische, eine musikalische, den Sinn und Blick für scenische Darstellung und Wirkung, und so erwuchs der seiner selbstherrlichen Persönlichkeit so sehr entsprechende Gedanke: Die Kunst bin ich! —

Unsre Kritik hat mit der Einsicht in die Motive der Wagner'schen Kunsttheorie ihren natürlichen Abschluß gefunden. Wenn ich das Ende dieser Betrachtungen noch etwas hinausschiebe, so geschieht es um zweier Anwendungen willen, die ich theils dem darstellenden, theils dem kritischen Abschnitt anhängen möchte. Die erste betrifft das Verhältniß Wagners zu den Programmmusikern, insbesondere Berlioz und Liszt. Schon wiederholt hat man darauf aufmerksam gemacht, daß die Kunstanschauungen Wagners eine Anerkennung des Princips der symphonischen Dichtungen ausschließen. Trotzdem ist es üblich geworden, die Namen Berlioz, Liszt und Wagner zu einer Trias zusammenzufassen und als eine künstlerische Gruppe abzugrenzen. Vielleicht hat das herablassende Urtheil, das Wagner einst über die symphonischen Dichtungen seines großen Freundes Liszt auf dessen Wunsch gesprochen, zu dieser verkehrten Verbindung Anlaß gegeben. Aber über Berlioz, auf den persönliche Rücksicht zu nehmen er sich nicht verpflichtet fühlte, hat Wagner es an schroff abweisenden Aeußerungen nicht fehlen lassen, und der Programmmusik als Gattung hat er mit der ihm eigenen Schärfe seine Zustimmung versagt. So heißt es an einer Stelle: „Das Vorgeben der musikalischen Schilderung eines der Natur oder dem menschlichen Leben entnommenen Gegenstandes wurde als Programm dem Zuhörer zu Händen gebracht, und der Einbildungskraft blieb es überlassen, der einmal gegebenen Hinweisung gemäß alle die musikalischen Sonderbarkeiten sich zu deuten, die nun in fesselloser Willkür bis zum buntesten chaotischen Gewirre losgelassen werden konnten." Wer hienach Berlioz und Liszt feiert, kann kein Wagnerianer sein, hier gibt es nur ein Entweder—Oder. Es kann auch nur als eine völlige Verkennung von Wagners Absichten betrachtet werden, wenn man von einem Schwert-, Ring-, Walhallmotiv und dergleichen in seinen Opern redet. Er selbst läßt durchblicken, daß man damit seiner Musik nicht gerecht geworden ist. In der That soll diese ja den allgemeinen Gefühlsboden schaffen, aus dem das individuelle Gefühl des einzelnen Darstellers zur höchsten Fülle herauszuwachsen vermag, und nicht einen Vorgang oder Gegenstand schildern. Daß sich Wagner nicht ausdrücklich gegen diese Auffassung der „Leitmotive" gewehrt hat, wird seinen Grund wiederum in dem freundschaftlichen Verhältniß haben, das ihn mit dem fleißigen Fabricanten aller dieser Etiketten für die Leitmotive verband.

Zu einer zweiten Anwendung gestaltet sich für uns der Begriff des Wagnerianers. Einem festen Sprachgebrauch gemäß verstehen wir darunter den Anhänger und Bekenner von Wagners Lehren. Durch die ausschließliche Begeisterung für seine Werke erwirbt man sich ebenso wenig diesen Ehrentitel, wie durch eine vorzügliche Hingabe an Beethovens Schöpfungen der Charakter eines Beethovenianers erlangt wird. Auch die Aneignung seines Compositionsstils oder seiner Technik ist an sich nicht geeignet, das schöne Suffix „ianer" dem Namen eines Künstlers zuzuführen. Weder heißen die Schüler des großen niederländischen Meisters Rembrandtianer noch die Nachahmer eines Mozart Mozartianer. In der That hat sich das Wagnerianerthum in dem festgestellten engeren Sinne auch öffentlich so consolidirt, daß an dem Recht dieser Bedeutung nicht gerüttelt werden kann. Die „Bayreuther Blätter" bilden das Organ dieser geistigen Nachfolger des verewigten Meisters. Nun habe ich aber ausreichend dargelegt, daß seine Lehre in allem, was ihr eigenthümlich, falsch ist oder auf gänzlich unhaltbaren Voraussetzungen beruht. Was folgt daraus? Einer der tiefsinnigsten Sätze Hegels lautet: nur was wirklich ist, ist vernünftig, und nur was vernünftig ist, ist wirklich. Seine praktische Kraft entfaltet dieser Satz, wenn wir ihn dahin modificiren: nur was vernünftig ist, soll wirklich sein. Offenbar darf hienach eine erwiesenermaßen unvernünftige Theorie nicht wirklich sein. Nur das ist jedoch im Geistesleben wirklich, was wirkt, das Wirkungslose, Isolirte, Unbezogene ist vielleicht ein Blatt oder ein Buch, hat aber kein geistiges Leben. Die Wagner'sche Theorie fristet ein Dasein nur durch die Wagnerianer. Sie selbst aber ist ganz von der Anerkennung jenes Hegel'schen Satzes getragen. Denn sie decretirt den Untergang der „einsamen" Künste, weil sie Sinn und Gehalt, also Vernunft nur in ihrer Vereinigung haben sollen. Es ist daher durchaus in ihrem Sinne, wenn ich erkläre: es darf keine Wagnerianer geben!

Zu den Briefen Hubers an Schiller.

Von Ludwig Geiger.

Die Briefe Hubers an Schiller waren bisher nur zum geringen Theile bekannt. Einige wenige waren als nothwendige Ergänzungen der Körner'schen in die Correspondenz zwischen Schiller und Körner aufgenommen;[1]) einige waren in Zeitschriften gelegentlich gedruckt; andere waren mit wichtigen Documenten aus der Schillerzeit in einem Bande vereinigt.[2]) Den Anstoß zu einer planmäßigen Gesammtpublication der Schiller-Huber'schen Correspondenz, die allerdings weder an Umfang noch an Bedeutung der Schiller-Körner'schen zu vergleichen ist, doch in der Zeit der engen Zusammengehörigkeit großen Werth besitzt und auch für die Zeit der räumlichen und gemüthlichen Trennung 1789—1796 — erst 1797 trat völlige Entfremdung und beiderseitiges Schweigen ein — interessante Beiträge zur Literatur- und Culturgeschichte liefert, bewirkte die J. G. Cotta'sche Buchhandlung. Sie veröffentlichte in dieser Zeitung[3]) die werthvollsten Stücke dieses Briefwechsels, die sie in ihrem reichhaltigen Archive verwahrt. Andere zur Ergänzung dienende Stücke wurden mir in Abschriften übergeben und sollen als Anhang zum 4. Band einer neuen Ausgabe des Schiller-Körner'schen Briefwechsels[4]) eine Stelle finden.

Bei diesem Abdruck, auf den im voraus hinzuweisen ich mir wohl erlauben darf, konnte ich für diejenigen Briefe, die nicht im Cotta'schen Archive verwahrt waren, nur den in der oben genannten Sammlung gebotenen Text zu Grunde legen, da ich nicht wußte, wohin die von den ersten Herausgebern benutzten Originale gekommen waren. Sie sind, wie ich erst ganz kürzlich durch einen glücklichen Zufall erfuhr, vor einigen Jahren durch die Börner'sche Buchhandlung in Leipzig verkauft worden; einige, die Herr Rudolf Brockhaus in Leipzig erworben, sind mir von diesem in gewohnter Liebenswürdigkeit zur Verfügung gestellt worden.

Die aus einem Vergleich zwischen den Originalen und dem bisher bekannten Abdruck sich ergebenden Varianten, besonders aber die großen, aus den Handschriften gewonnenen Zusätze sollen im Folgenden mitgetheilt werden. Es handelt sich nur um einige Briefe der Jahre 1785 und 1787. In dem schönen Briefe Hubers vom 11. Oct. 1785 drucken Speidel-Wittmann gut süddeutsch-österreichisch

---

[1]) 2. Ausgabe von Karl Goedeke, Leipzig 1874.

[2]) Speidel-Wittmann, Bilder aus der Schillerzeit, Stuttgart o. J. S. 73 ff.

[3]) Allg. Ztg., Beil. März, April 1892.

[4]) Cottasche Bibl. der Weltliteratur. Erschienen ist der 1. Band Nov. 1895; der 4. soll Frühling 1896 veröffentlicht werden.

„Samstag" statt „Sonnabend", wie das Original liest; sie schreiben „Freundschaft" statt „Bruderschaft". Zwei große Stellen sind ganz ausgelassen. Die eine steht nach dem berühmt gewordenen Zuruf: „Schwindle nicht vor dem Briten Shakespeare, deutscher Schiller" und lautet so:

„Jeder Tag ist mir jetzt eine Epoke, wonach ich die Zukunft berechne. Heute z. B. rechn' ich so: ohne den heutigen giebt es nur noch 2 Dresdner Posttage die mich etwas angehen werden. In der Mitte künftiger Woche ist meine Reise gewiß. Freue dich, lieber Freund! die heißgewünschte Zeit ist da — und ich werfe die Ideale alle, die ich mir gemacht habe, noch nicht weg, ich vergesse meine Plane noch nicht. Ich habe sie an menschliche Möglichkeit gehalten, und sie standen die Probe aus. Was menschliches Schicksal abreiben wird, das wird nur Schale sein und der Kern wird bleiben."

Die zweite Stelle findet sich nach den nicht minder merkwürdigen, aber persönlichen Worten, in denen Huber von dem schönen Verhältniß „zwischen uns dreien" (Dora ist die dritte) spricht und Schiller warnt, dieses zu stören, da er selbst dabei verlieren würde. Dann schreibt er:

„Dienstag wenigstens werd ich wohl einen Brief haben können, worin ich erfahre, ob das Logis leer ist, ob du eingezogen bist oder nicht. Montag hoff' ich den letzten Brief von hier aus zu schreiben und den Tag meiner Ankunft darin zu melden. Rechnen wir aber den Donnerstag, so ist's auch für mich am Dienstag noch Zeit. Ich schreibe auch (sobald ich deine Nachricht habe), ob ich in unserm Logis gleich eintrete, oder ob ich mit meinem Vater, solang er da ist, bei Zingg wohne."

Wenige Tage später, am 15. October 1785, schrieb Huber nochmals. Von diesem Briefe drucken Speidel-Wittmann nur die folgenden Anfangszeilen ab: „Krank, Lieber, krank, zu meiner baldigen Ankunft? Ich schreibe dir bloß, um dich zu bitten, recht ernstlich zu bitten, daß du mir nicht diesen Gran von Bitterkeit in meine Freude mischest." Aber auch die folgende Auseinandersetzung verdient eine Mittheilung, denn sie beweist eben den ganzen hochgespannten, vielleicht etwas überspannten Freundschaftsenthusiasmus, der gewiß damals keine Phrase war, wenn er auch keine lange Dauer hatte, vielleicht eine solche nicht einmal versprach. Der größere, bisher ungedruckte Theil des Briefes lautet:

„Solltest du deinem Freunde diese Bitte abschlagen? Mir ist's als könnte dies dir gar nicht möglich sein. Mir ist's als müßte meine Bitte und die Gewißheit meiner Ankunft ein Wunderwerk thun können, selbst wenn du ernstlich krank wärst, und das bist du doch nicht? Ich reise künftigen Donnerstag, den 20sten dieses, sehr früh von hier ab und bin denselben Tag, Abends, oben. Weiter weiß ich dir nichts zu sagen! Ich bitte dich mir noch zu schreiben ob ich den Donnerstag Abends gleich in meinem Logis abtreten kann. Dienstag früh muß ich den Brief haben. Kannst du nicht selbst, so laß mir's schreiben. Die Freude macht einen Wirrwarr in meinem Kopfe, aus dem ich nichts Bestimmtes herausziehen kann, dir es in Worten mitzutheilen. Und Körners tausend, tausend Grüße! Leb wohl."

Die wichtigste Ergänzung, die ich zu bieten vermag, ist ein größerer, fast ganz ungedruckter Brief Hubers vom 3. October 1785, der also vor die bisher mitgetheilten Fragmente fällt. Gedruckt ist aus dem gleich folgenden Schriftstück bei Speidel-Wittmann nur ein sechszeiliger Passus, der über des Leipziger Theaterdirectors Reineke Unlust handelt, den Fiesco selbst in der umgearbeiteten Fassung zu spielen. Zum Verständniß des Briefes mag daran erinnert werden, daß Huber, nachdem das erste Zusammentreffen zwischen ihm und dem von Mannheim hergereisten Schiller stattgefunden hatte, wegen der Verhandlungen um seine künftige Stelle in Leipzig zurückbleiben mußte, während Schiller, von Sehnsucht getrieben, zu seinem Körner eilte. Von dort aus (13. Sept.) hatte Schiller einen begeisterten Bericht über sein Leben im Körner'schen Kreise geschrieben, er sei dort „aufgehoben wie im Himmel". Gewiß hatte Huber darauf geantwortet, wie aus dem Anfang unsres Briefes hervorgeht, „voll Vorwürfe"; diese Vorwürfe hatte Schiller seinerseits zu entkräften gesucht, und nun nahm Huber wieder das Wort zu längerer Ausführung, die so lautet:

„Leipzig, 3. Oct. 1785.

Meine Vorwürfe, lieber Freund, waren nicht so wohl Vorwürfe, als Sehnsucht, und diese wirst du ja erklären können. Freilich war ich mehr in der Lage mit Muße und Laune zu schreiben als du; aber ich wartete auf deine Antwort. Heute hätt' ich indessen geschrieben, wenn ich auch keinen Brief von dir bekommen hätte. Deine Nachrichten von unserm Logis sind entzückend; aber ich höre zum erstenmale, daß es noch besetzt ist. Wird es bei meiner Ankunft leer sein? Das wünscht' ich doch zu wissen. — Vom Fiesko weiß ich dir immer nichts zu sagen als daß er würklich nicht gespielt wird. Reineke giebt keinen andern Grund an als daß deine Veränderungen ihm nicht Genüge gethan haben. Er wollte nicht gern sterben, wahrscheinlich weil bei der Entwicklung Verrina den letzten Eindruck macht und die Oberhand behält, nicht Fiesko. Ich habe das von Albrechts die äußerst unzufrieden sind. Uebrigens hab' ich mich in deine Seele geärgert (wahrscheinlich sogar mehr als du) und es sehr impertinent gefunden, daß der Kerl dir erst die Mühe des Umarbeitens gemacht und deine Zeit gestohlen hat, um alsdann aus der erbärmlichsten Eitelkeit keinen Gebrauch davon zu machen. Wenn deine dichterische Begeisterung nicht darunter litte, möcht' ich mich fast freuen, daß du noch nicht den vollen Genuß von deiner Dresdner Existenz hast. Sonach geschieht es doch vielleicht noch, daß wir unser Glück nebst unserm Logis zusammen beziehen. Kannst du mir es verargen, wenn ich das sehnlich wünsche? Und ich halte doch würklich den Genuß unsrer eignen Wohnung für die Krönung unsers Glücks. Ich war eben im Begriff mein Manuscript von der Französischen Uebersetzung der Schlosserschen Fragmente abzusenden, als ich eine Antwort von Schlossern bekam, nebst einer neuen veränderten Auflage der Fragmente die mir es nothwendig machte meine Arbeit von vorn anzufangen. Die dritte Abschrift meiner Arbeit wird mich also hier bis zu meiner Abreise beschäftigen, und das ist mir nicht ganz unwillkommen, so mechanisch übrigens diese Beschäftigung zum größten Theil ist. Außerdem macht dieses das Werk vollkommener, und ich habe die Absicht auf diese Uebersetzung die mir möglichste Sorgfalt zu wenden. Ich ahnde gute Folgen davon. Ich bin dabei noch mit Ideen zu einer Erzählung für die Thalia beschäftigt, wovon schon würklich etwas aufgezeichnet liegt. Es würde mir äußerst lieb sein, wenn ich etwas fertiges mit hinaufbringen könnte; der Himmel gebe nur, daß es keine fausse couche wird! Ich habe würklich jetzt nicht viel Zutrauen auf meine Begeisterung, so viel ich auch für die Zukunft ahnde. Indessen fasse ich alles auf, was meiner Seele an Gedanken aufstößt, und achte nichts davon für ganz unnütz; mit der Zeit wuchert's doch und selbst diese unvollendeten Kinder der Unsterblichen sind ihres hohen Ursprungs wegen in Ehren zu halten. Montesquieu hat mich diese Zeit her auf die angenehmste Art beschäftigt. Es ist ein großes Werk, und ich habe schon oft die Freude vorausempfunden die wir zusammen davon haben werden. Die stille ernste Größe dieses Mannes macht mir würklich viele sonst bewunderte Schriftsteller kleiner. Die Tiefe des Blicks, das Licht in

Digitized by Google

den Ideen, ohne Verzierungen, ohne Gepränge von Declamationen, von erzwungner Originalität setzt ihn sogar über die Ersten seiner Nation. Nur seine Ideen vom Despotismus solltest du lesen, um den ganz eignen, trocknen, aber desto treffenderen Ton zu fühlen den die Wahrheit in seinem Munde nimmt. Aber er ist schwer, und das Mark seiner Ideen ist unerschöpflich. Leb wohl, lieber Freund. Ich sehne mich sehr nach dir; eine kurze Zeit hat uns unzertrennlich gemacht. Ich liebe in dir den innigsten und ersten meiner Freunde. Körnern und seiner Minna tausend Grüße."

Huber als Uebersetzer französischer Lustspiele und historischer Aufsätze ist wohl bekannt;[1]) französische Uebersetzungen deutscher Werke von ihm waren bisher nicht bekannt, während solche seines Vaters Michael den Namen des fleißigen Deutschfranzosen zu einem vielgenannten gemacht haben.[2]) Aber auch unter diesen — eine derartige Verwechslung wäre ja leicht möglich — wird eine Uebersetzung von Schlossers Fragmenten nicht aufgeführt. Welche Fragmente J. G. Schlossers — denn nur von diesem, Goethe's Schwager, kann die Rede sein — sind gemeint? In dem einzigen mir zugänglichen bibliographischen Verzeichniß[3]) sind unter dem Titel „Fragmente" zwei Schriften aufgeführt: „Plan und Fragmente einer Weltgeschichte fürs Frauenzimmer", Basel 1780, und „Politische Fragmente", zuerst im „Teutschen Museum" 1777 St. 2, dann auch besonders erschienen. Hubers französische Uebersetzung sollte wohl der ersten Schrift gewidmet sein; doch finde ich weder sie, noch eine zweite Auflage des Originals angeführt. — Welche Schrift Montesquieu's von Huber in so schöner Weise gewürdigt worden ist, ob seine historische oder seine rechtsphilosophische, vermag ich nicht anzugeben. In den Briefen Schillers aus der unmittelbar folgenden Zeit wird des großen Franzosen Name nicht genannt. Ueber die im Briefe erwähnte Leipziger Fiesco-Bearbeitung — Reinicke ist der dortige Heldenspieler — handelt kurz Minor, Schiller II, 210. Die Bearbeitung, im Archiv der Cotta'schen Buchhandlung, ist nicht selbständig gedruckt; ihre Abweichungen sind aber in den Anmerkungen zu dem Abdruck der Fiesco-Bühnenbearbeitung (hist.-krit. Ausgabe III, 185 ff.) verzeichnet.

Der hier mitgetheilte Brief Hubers wurde von Schiller unmittelbar nach dem Empfang beantwortet (5. Oct.). Nun wird erst die Stelle in Schillers Brief verständlich: „Der Vorgang mit Schlossers Fragmenten ist Körnern und mir ganz lieb. Deine Uebersetzung gewinnt dadurch an Neuheit und innerm Werth. Da es dein erster Ausflug über die jenseitigen Ufer des Rheins ist, den du noch oft wirst zu wiederholen finden, so freut uns dein Muth und dein Wohlgefallen an dieser Beschäftigung."[4])

Da hier einzelnes auf Schiller Bezügliche, und zwar aus seiner Frühzeit, zusammengestellt wird, so mag auch folgende Stelle, gleichfalls aus dem Besitze des Hrn. Rudolf Brockhaus, hier einen Platz finden. Am 18. Januar 1783 schreibt der Kriegsrath Bertram, der bekannte Theaterfreund, der seit 1778 die Literatur- und Theaterzeitung in Berlin herausgab, an einen Freund: „Am Neujahrstage wurde das schrecklich-schöne Trauerspiel: Die Räuber zum erstenmal hier gegeben und es gefiel nicht allgemein; einige wollen sogar bei jeder Vorstellung hier und da murren darüber gehört haben, daß man ein solches Stück aufführe. Plümicke hat denn auch hier wieder seine Hand darin gehabt." Als Bericht eines Zeitgenossen ist die Notiz nicht unwichtig. Natürlich ist die letzte Stelle nicht so aufzufassen, als wenn das Stück zuerst in seiner Originalgestalt aufgeführt und dann von Plümicke zurechtgemacht worden wäre; es gelangte vielmehr gleich in der vom letzteren herrührenden Verunstaltung auf die Berliner Bühne.

---

[1]) Vgl. die Zusammenstellung bei Goedeke, Grundriß V, S. 480 fg.

[2]) Vgl. z. B. das Verzeichniß bei Hamberger-Meusel, Das gelehrte Teutschland, Lemgo 1797, III, 440 f.

[3]) Der ihm gewidmete Artikel in der Allg. d. Biogr. XXXI, 544 ff., erwähnt, wie billig, nur einzelne hervorragende Schriften. In den Registern zu Goedeke's Grundriß finde ich Schlossers Namen nicht; sollte er wirklich ganz fehlen? Ich bin daher auf die Zusammenstellung bei Hamberger-Meusel VII, 1798, S. 172 ff., angewiesen.

[4]) Schillers Briefe. Hgg. von Fr. Jonas. Kritische Gesammtausgabe I, S. 269 ff.

Mittheilungen und Nachrichten.

III. Internationaler Congreß für Psychologie in München, 4. bis 7. August 1896. (Vgl. Beil. Nr. 102.)

Themata haben sich vorbehalten folgende am Congreß theilnehmende Gelehrte: Mark Baldwin (Delegate from the American Associations), Ph.-Dr., Prof. of Psychology in Princeton Univ., Co.-Edr. Psychological Review (Princeton). Dr. Bertrand, Professeur à la faculté des lettres de (Lyon). Henry H. Donaldson, Ph.-Dr., Professor of Neurology, University of (Chicago). Dr. August Forel, Prof. der Psychiatrie und Director der Irrenanstalt Burghölzli (Zürich). Dr. Sigm. Freud, Privatdocent und Specialarzt für Nervenleiden (Wien). Dr. Alfred Goldscheider, Specialarzt für Nervenleiden und Privatdocent (Berlin). Dr. Gley, Prof. de physiologie à l'université de (Paris). Obermedicinalrath Dr. Grashey, Professor der Psychiatrie und Director der Irrenanstalt (München). Dr. Hannequin, agrégé de philosophie à la faculté des lettres (Lyon). Dr. Gerard Heymans, Professor der Philosophie (Groningen). Dr. Frhr. v. Krafft-Ebing, Hofrath, ord. Prof. für Psychiatrie und Nervenkrankheiten, Director der psychiatr. Klinik (Wien). Dr. Ladame, Professeur de Psychiatrie à l'Université (Genf). Dr. Henry Lemesle, avocat à la cour d'appel (Paris). Dr. Arthur Leppmann, Bezirks-Physikus und ärztlicher Leiter der Irrenabtheilung an der Strafanstalt Moabit (Berlin). Dr. Felice Malteser (Vittoria in Sicilien). Dr. E. Meumann, Privatdocent der Psychologie und Assistent des psychologischen Instituts (Leipzig). Dr. G. E. Müller, Prof. der Philosophie (Göttingen). Dr. Hugo Münsterberg, Prof. der Philosophie (Freiburg i. B.). de Rochas, directeur à l'école politechnique à (Paris). James Sully, Prof. der Philosophie (London). Edward Bradford Titchener, Professor of Psychology, Director of the Psychological Laboratory (Ithaka, New-York; V. St.).

Die Eröffnung der Congresses findet statt Dienstag, 4. August 1896, Vormittags 10 Uhr, in der großen Aula der kgl. Universität (Ludwigstraße 17). Im Allerhöchsten Auftrage wird S. kgl. Hoheit Dr. Prinz Ludwig Ferdinand von Bayern der Eröffnung des Congresses beiwohnen und den Prinz-Regenten vertreten. Nach der Eröffnungsrede des ersten Präsidenten Prof. Dr. Stumpf (Berlin) werden den Congreß begrüßen im Namen der kgl. Regierung: Se. Excellenz der Staatsminister des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten Dr. v. Landmann, im Namen der Haupt- und Residenzstadt München: Bürgermeister Brunner, im Namen der Universität: Rector magnificus Professor Dr. v. Baur. Sodann erfolgt der Eintritt in die wissenschaftlichen Verhandlungen des Congresses. Schluß des Congresses findet Freitag, 7. August 1896, Nachmittags statt.

Organisation. Von den bisher angemeldeten 132 Vorträgen sollen 12 in allgemeinen Sitzungen und 120 in Sectionssitzungen erledigt werden. Weitere Vorträge bittet man baldigst, jedenfalls vor dem 15. Mai 1896 anmelden zu wollen bei dem Secretariat: München (Bayern) Max Josephstraße 2. Ebenso bittet man die schriftlichen kurzen Auszüge (in der Länge von höchstens 1—2 Druckseiten) vor dem 15. Mai 1896 dem Secretariat einzusenden. Das Comité kann keine Garantie übernehmen, daß etwa auch dem 15. Mai angemeldete Vorträge noch mit in das Programm aufgenommen werden, ebensowenig für die Drucklegung bei späterer Zusendung. Die durch Druck vervielfältigten Auszüge werden bei Beginn des Vortrages unter die Hörer vertheilt, um bei der Verschiedenheit der Congreßsprachen das Verständniß für die Hörer und die Berichterstattung in der Fachpresse zu erleichtern. Wird die Einlieferung der Auszüge an das Secretariat überhaupt versäumt, so bringt auch der Congreßbericht kein Referat der betreffenden Arbeit. Für die Demonstrationen steht in den betreffenden

Rämeo der Universität eine elektrische Projectionslampe zur Verfügung. Zur Theilnahme an den Sitzungen sind eingeladen Gelehrte und gebildete Personen, welche für die Förderung der Psychologie und für die Pflege persönlicher Beziehungen unter den Psychologen verschiedener Nationen Interesse hegen. Weibliche Mitglieder des Congresses genießen dieselben Rechte, wie die männlichen. Die Beiträge (= 15 Mark) sind zu senden an den Cassier Secretär Retter, Adalbertstraße 6/III, oder an die Verlagsbuchhandlung von Lehmann, München, Landwehrstr. 71. Als Quittung gilt die Mitgliedkarte. Die Dauer der Vorträge in den Sectionssitzungen ist auf 20 Minuten bemessen, für die Vorträge in den allgemeinen Sitzungen auf 30 Minuten. Diejenigen Gelehrten, welche in der Discussion sprechen, werden gebeten, kurze Autoreferate ihrer Bemerkungen dem Secretariat, resp. den Secretären der einzelnen Sectionen einzureichen. Hiezu stehen Formulare zur Verfügung. Wird diese Einlieferung versäumt, so bringt auch der Congreßbericht keine Notiz über den Inhalt der betreffenden Mittheilungen. Die für die Discussion zur Verfügung stehende Zeit soll für den einzelnen Redner 5 Minuten, für die gesammte Discussion die Zeitdauer des Vortrages (also für die allgemeinen Sitzungen 30 und für die Sectionssitzungen 20 Minuten) nicht überschreiten. Es ist nicht gestattet, mehr als zweimal in einer Discussion das Wort zu ergreifen. Der Vortragende selbst hat das Recht, am Schlusse der Discussion als letzter zu erwidern. Das Secretariat befindet sich bis zum 3. August Max Josephstraße 2, während der Dauer des Congresses in der Universität (Ludwigstraße 17), woselbst die sämmtlichen Sitzungen des Congresses stattfinden.

Gesellige Veranstaltungen. Montag, 3. August, Abends 8 Uhr: Empfang der Congreßmitglieder in einem abgesonderten Theile des Café Luitpold (Briennerstraße 8, Eingang von der Seite!). — Dienstag, 4. August, Abends 8½ Uhr: Festabend im alten Rathhaus-Saal (Marienplatz), Empfang der Congreßmitglieder durch die Vertretung der Stadt München. — Mittwoch, 5. August, 12¼ Uhr Mittags: Besichtigung der Einrichtungen der Brauerei „zum Spaten" unter Führung der Besitzer Gebrüder Sedlmayr (Zusammenkunft Karlstraße 87). Darauf Frühschoppen in der Brauerei, den Congreßmitgliedern geboten durch die Hh. Sedelmayr. — Abends 7 Uhr: Vorstellung im kgl. Residenztheater zu Ehren des Psychologen-Congresses. — Abends 9 Uhr: Gartenfest für die Mitglieder des Congresses bei Comitémitglied Dr. Georg Hirth (Louisenstraße 14). — Donnerstag, 6. August, Abends 7½ Uhr: Congreß-Diner im Prinzen-Saale des Café Luitpold (hinterer Eingang vom Salvatorplatz). — Freitag, 7. August, nach 5 Uhr Nachmittags: Ausflug an den Starnberger-See (per Bahn nach Starnberg, Rundfahrt mit Extra-Dampfschiff um den See nach Tutzing), Kellerabend in dem Garten der Brauerei Tutzing (bei ungünstiger Witterung im Saale der Brauerei). Abends 11 Uhr Rückfahrt Tutzing—München per Bahn.

Empfangscomité. Vorsitzender: Prof. Dr. Lipps, Georgenstraße 18/I. Generalsecretär: Dr. Frhr. v. Schrenck-Notzing, prakt. Arzt, Max Josephstr. 2/I. Cassier: Ernst Retter, Secretär bei der Brandversicherungskammer, Adalbertstr. 6/3. — Comitémitglieder: Obermedicinalrath Prof. Dr. Gaehtgens, Director der Kreisirrenanstalt, Auerfeldstr. 6/I. Prof. Dr. Rüdinger, Conservator der anatomischen Anstalt des Staates und Mitglied der Akademie der Wissenschaften, Arcostr. 10/I. Prof. Dr. Jak. Ranke, Conservator der prähistorischen Sammlung des Staates, Briennerstr. 25/3. Prof. der Physik Dr. Graetz, Arcisstr. 8/I. Geheimrath Dr. v. Kerschensteiner, Obermedicinalrath im Staatsministerium des Innern, Canalstr. 22/I. Primärdocent für Philosophie Dr. Cornelius, Herzog Rudolfstr. 11/3. Privatdocent Dr. Cremer, Assistent am physiologischen Institut, Findlingstr. 10 b/2. Dr. Georg Hirth, Schriftsteller, Louisenstr. 14/I. Dr. Fogt, prakt. Arzt, Minerstr. 5/I. Edmund Parish, Georgenstr. 25/I. Dr. Weinmann, Leopoldstr. 5. Karl Radisch, stenograph. Secretär, Maistr. 50/I. — Executivausschuß des Localcomites: Prof. Lipps, Dr. Frhr. v. Schrenck-Notzing, Secretär Retter, Hr. Parish, Dr. Fogt, Dr. Weinmann.

Internationales Organisationscomité. I. Präsident: Professor Dr. Stumpf, Mitglied der Akademie der Wissenschaften, Berlin W., Nürnberger Straße 14. II. Präsident: Prof. Dr. Lipps, München, Georgenstr. 18/I. Generalsecretär: Dr. Frhr. v. Schrenck-Notzing, prakt. Arzt, München, Max Josephstr. 2/I. — Comitémitglieder: Prof. Ladd (Akronen), Prof. Baldwin (Princeton University, New-Jersey), Prof. Bernheim (Nancy, hôpital civil.), Prof. Delboeuf (Brüssel), Prof. Dr. H. Donaldson (Chicago), Prof. Ebbinghaus (Breslau), Prof. Ferrier (Cavendish Square 34, London W), Prof. Fullerton (G. S. 4, 116 Spruce-street, Philadelphia), Prof. Stanley-Hall (Clark University, Worcester Mass.), Prof. Hitzig (Halle), Prof. James (Cambridge, Mass.), Prof. Lehmann (Kopenhagen), Prof. Liégeois (Nancy), Prof. Lightner Witmer (Univ. of Pennsylvania, Philadelphia), Prof. Mendelssohn, professeur à la Faculté de médecine (Petersburg, Golernaja str. 20), Prof. v. Monakow, professeur à la Faculté de médecine (Zürich, Stadelhoferstr. 10), Prof. Morselli, professeur à la Faculté de médecine (Genua, Via Assarotti 46), Mr. F. W. H. Myers (Leckhampton House, Cambridge), Dr. Newbold (University of Pennsylvania, Philadelphia), Prof. Preyer (Villa Panorama, Wiesbaden), Prof. Richet (Rue de l'Université 15, Paris) Prof. Schäfer (University College, Gower Street W. C., London). Prof. Sidgwick (Newnham College, Cambridge), Prof. Sully (Hompstead, N. W., East Heath Road, London), Prof. Ward (Selwin Gardens, Cambridge).

* Am 29. April Nachmittags verließ der schwedische Dampfer „Virgo" (Capitän Zachau) den Stettiner Hafen, um sich zunächst nach Göteborg zu begeben und sich dort zur Fahrt nach Spitzbergen vorzubereiten. Dort geht bekanntlich der Ingenieur Andrée, der die Ballonexpedition nach dem Nordpol unternehmen wird, mit den übrigen Mitgliedern der Expedition an Bord. Zur Ausrüstung gehört u. a. ein vollständiges Gebäude aus Holz, das auf Spitzbergen zur Unterkunft und Aufbewahrung von Geräthschaften, Lebensmitteln u. s. w. dienen soll. In Göteborg wird der Ballon an Bord genommen, der, in Paris angefertigt, etwa 4500 Kubikfuß Gas aufzunehmen imstande sein wird. Die zur Erzeugung des Gases erforderlichen Chemikalien führt die „Virgo", ein Schiff von 550 Tons, mit sich; die Füllung des Ballons findet auf Spitzbergen statt. Der Dampfer verläßt am 7. Juni Göteborg und wird seine Fahrt nach Spitzbergen über Tromsö nehmen. Nachdem in Tromsö die zur Abfahrt des Ballons erforderlichen Vorbereitungen getroffen sind, wird die „Virgo" mit den mitgenommenen Arbeitern wieder nach Göteborg zurückkehren; die ganze Reise wird etwa zwei Monate währen. — Auf Veranlassung des schwedisch-norwegischen Gesandten in Petersburg veröffentlicht der „Prow. Westn." soeben nachstehende Erklärung: „Die Expedition des Capitäns Andrée wird auf Kosten der Stockholmer Zeitung „Aftonbladet" einer Anzahl Briefstauben mitmachen, die zum Theil bereits von Spitzbergen aus in der Zeit von Mitte Juni bis Ende Juli den Rückweg nach Schweden unternehmen sollen, dann aber auch vom Ballon aus während der Expeditionsdauer. Die Flügel dieser Tauben sind mit Zeichen versehen. Von außen sind die Buchstaben A. B. und eine Nummer zu lesen, von der Innenseite das Wort „Andrée". — Die Stationen, zu welchen diese Tauben der Berechnung nach zurückkehren sollen, befinden sich in der Umgebung von Hammerfest; allein, wo man diese Tauben auch antreffen wird —; sie sollen eingefangen werden und man soll den Tag, die Stunde und den Ort ihres Einfangs genau notiren. Diese Tauben werden Briefe mit sich führen, die so in kleine Röhrchen eingeschlossen sind, das an einer der Schwanzfedern befestigt ist. In jedem Röhrchen werden sich zwei Briefe befinden: einer in gewöhnlicher Schrift und ein anderer in stenographischer. Der Inhalt des ersteren muß sofort telegraphisch der Zeitung „Aftonbladet" unter Angabe der Nummer der gefangenen Brieftaube, der Zeit und des Orts des Einfangs übermittelt werden. Der andere Brief, der stenographisch abgefaßt ist, muß derselben Zeitung mit der nächsten Post übersandt werden. Die Adresse der Zeitung ist: „Aftonbladet, Stockholm, Schweden". Wenn eine Brieftaube an Bord eines auf See befindlichen Fahrzeuges anlangt und sich in so gutem Zustande erweist, daß man erwarten darf, sie würde bei der fortgesetzten Luftreise die Station oder überhaupt ein bewohntes Land erreichen, so soll man die Taube, nachdem sie ausgeruht hat und gefüttert ist, weiterfliegen lassen. Die Röhre mit den Briefen soll man jedoch zuerst öffnen und den Inhalt des in gewöhnlicher Schrift abgefaßten Briefchens kopiren, um den Zettel dann wieder in die Röhre hineinzuschieben. Man soll nur dabei vorsichtig sein, um nicht die Federn der Taube zu beschädigen oder auszureißen; ferner soll darauf geachtet werden, daß das Röhrchen sorgfältig geschlossen wird. Der Inhalt des Briefes darf absolut keiner anderen Zeitung übermittelt werden. Die Zeitung „Aftonbladet" wird aber für die Uebersendung der Nachricht ein anständiges Honorar zahlen, dessen Höhr von der Wichtigkeit des übermittelten Briefes abhängen wird; gleicher Weise werden von der Zeitung auch alle etwaigen Auslagen des Absenders vergütet werden.

Jeder möge aber wissen, daß er mit der Beförderung der erwähnten Briefstaubenpost nicht nur den Nordpolfahrern einen Dienst erweist und dem Publicum, das mit Ungeduld Nachrichten erwartet, sondern auch gleichzeitig an der Institution einer zukünftigen Briefstauben-Post aan im Eismeer schwimmenden Fahrzeugen in fördernder Weise theilnimmt."

⊙ **Freiburg**, 2. Mai. Der übliche Prorectoratswechsel der Universität fand heute in Gegenwart des Erbgroßherzogs statt. Der Jahresbericht des abtretenden Prorectors B. v. Simson gedachte mit Dank der bereits erwähnten Thatsachen der Schleiden-Stiftung zur Förderung des Studiums des Völkerrechts und der Schenkung der Siegel'schen Bücherssammlung an die Bibliothek. Bemerkenswerth ist noch, daß auch eine Dame in der philosophischen Facultät promovirt hat. Der neue Prorector, Professor der Theologie Krieg, sprach sodann über Fürstabt Martin Gerbert von St. Blasien als den Begründer einer neuen theologischen Lehrmethode.

* **Göttingen.** Das im vorigen Herbst durch Prof. Lexis an unsrer Universität ins Leben gerufene Seminar für Versicherungswissenschaft zählt jetzt fast 30 Hörer. Der Lehrplan ist durch den Unterricht in kaufmännischer doppelter Buchführung erweitert worden.

* **Halle.** Zum Rector der Universität für das Studienjahr 1896/97 wurde der Professor der Histologie und vergleichenden Anatomie Geheimrath Dr. med. Eberth gewählt.

* **Berlin.** Das russische Seminar zur Ausbildung von Professoren für römisches Recht hat mit dem Schluß des Wintersemesters zu bestehen aufgehört.

W. T. B. **Berlin.** Jubelfeier der Akademie der Künste. Bei dem festlichen Acte in der Rotunde des Museums wurde dem Kaiser bekanntlich auch eine Festschrift in herrlichem Prachteinband überreicht, die so den Specialberichten über die Feier nur flüchtig berührt werden konnte; und doch verdient gerade sie, wegen der in ihr enthaltenen ausführlichen Geschichte der königlichen Kunstakademie die eingehendste Würdigung, weil dieses Werk bisher das einzige ist, welches sich der dankbaren Aufgabe unterzieht, der Mit- und Nachwelt eine chronologisch geordnete, reichlich illustrirte Darstellung der Gründung und weiteren Entwicklung dieser hervorragenden höchsten Kunstbehörde des preußischen Staates zu überliefern. An einem solchen Werke fehlte es bis dahin völlig, und es gehörte in der That bedeutender Muth und unermüdlicher Fleiß, wie auch eine seltene Ausdauer dazu, dasselbe zu schaffen. Mußten doch aus allen erdenklichen Winkeln die vergilbten und verstaubten Acten hervorgeholt und eifrig durchsehen, das königliche Staatsarchiv durchsucht werden, um diese Geschichte der königlichen Akademie der Künste schreiben zu können, und es ist daher dem Verfasser derselben, dem ersten ständigen Sekretär der Akademie Professor Dr. Hans Müller, die höchste Anerkennung und aufrichtigen Dank für seine, mit geradezu peinlicher Gewissenhaftigkeit durchgeführte Riesenarbeit zu zollen. Die Festschrift führt den Titel: „Die königliche Akademie der Künste zu Berlin 1696 bis 1896 von Hans Müller." Sie umfaßt zwei Bände in Groß-Quartformat, ist mit ganz außerordentlich schönen Illustrationen versehen und hier in Berlin im Verlage von Richard Bong erschienen. Das so wohlgetroffene Kaiser'sche Bild des Kaisers Wilhelm II. in Husarenuniform ist dem Werke vorgeheftet, welches eine ganz besondere Zierde durch ein vollendet künstlerisch hergestelltes Titelblatt erhielt, das der Wirkliche Geheime Rath, Professor Dr. Adolf Menzel mit liebenswürdiger Bereitwilligkeit gefertigt hat. Nach den eigenen Angaben dieses Altmeisters der Kunst schildert das erwähnte Blatt allegorisch, wie die Gründung der Akademie durch Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg und die Kunst, vertreten durch den von Anfang an an der Akademie thätigen Meister Andreas Schlüter, die Zeit überdauert haben. Im Mittelpunkt sehen wir, auf seiner Leier stehend, den bedeutendsten Baukünstler und Bildhauer des Stifters der Akademie die letzte Hand an die Statue seines königlichen Herrn legen. Schlüters Werke — wie das Zeughaus mit den unvergleichlichen Masken sterbender Krieger, das königliche Schloß, das Reiterstandbild des Großen Kurfürsten und viele andere herrliche Kunstwerke — alle sind sie bis auf unsre Tage erhalten und bewahrheiten keineswegs die Ansicht, daß alles dem „Chronos", dem zerstörenden Geiste der Zeit zum Opfer falle. Zum Lohn dafür wird auf dem Menzel'schen Titelblatte dem langbärtigen Chronos von einem beflügelten Genius der Ehrentrunk dargereicht, den der Alte, erstaunt über die ungewohnte Aufmerksamkeit, entgegennimmt. Aus Freude über die unerwartete Auszeichnung läßt er alles im Stich, auch die Sanduhr, die ihm nachgetragen werden muß. Er ist sonst nur Schmähungen und Schelte seitens der Künste, der Bildhauerei, Malerei und Architektur, die sich zu Füßen der Schlüter'schen Werke eingefunden haben, gewöhnt. Nur der Maler, dem infolge des Alters das Oelbild reißt, schiebt natürlich dem Chronos die Schuld in die Schuhe und wendet sich vorwurfsvoll an den Alten. Mars und Kupferstich sind ihm freundlicher gesinnt. Neben dem Denkmal Friedrichs III. steht der hohe Stifter selbst, der sich als eifriger Förderer der Künste und als Gründer der ersten deutschen Akademie der Künste unvergängliche Verdienste erworben hat. An seiner Seite befindet sich die geistreiche Sophie Charlotte, die den eigentlichen Mittelpunkt des geistigen Lebens jener Zeit im Norden darstellt und namentlich den Wissenschaften und der Musik gehuldigt hat. Hinter dem erlauchten Paare hat der achtjährige Kronprinz Friedrich Wilhelm, der nachmalige Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I., in der Uniform des damaligen Füsilierregiments, Posto gefaßt und salutirt. An der Seite drängen sich, gleichfalls huldigend, an Schlüter die Gestalten Schadows, Chodowiecki's und Knobelsdorffs, als hauptsächlichste Vertreter der Berliner Kunst des vorigen Jahrhunderts, heran. Im Vordergrunde liegt inmitten der Künste der Grundstein der Akademie mit der Inschrift „Toges Arbeit — saure Wochen, frohe Feste". Die Einfassung bilden Karyatiden und das Ganze wird gekrönt von einer Inschrift: „Den Musen", mit Adler, Putten, Kurhut und Königskrone. Dies Titelblatt Menzels ist in der That ein Kunstblatt ersten Ranges und in seiner Vervielfältigung herrlich gelungen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß das neueste Werk Hans Müllers, die Geschichte der königlichen Akademie der Künste, durch den gediegenen Inhalt, durch die genaue Verfolgung der Entwicklungsstadien der Akademie, überall das größte Interesse erwecken und sich in kürzester Zeit zahlreiche Freunde, nicht allein in den Kreisen der Kunst, sondern auch in denen des größeren Publicums erwerben wird.

n. **Rostock.** Für das laufende Sommersemester sind an der hiesigen Universität 125 Studirende neu immatrikulirt worden. Davon entfallen auf die theologische Facultät 17, auf die juristische 34, auf die medicinische 27, auf die philosophische 47 Studirende.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 1. bis 3. Mai folgende Schriften eingegangen:

Reichs-Cursbuch 1896. Ausg. A. 3. Mai 1896. Berlin, Julius Springer. — Hendschels Telegraph Nr. 3. Mai 1896; kleine Ausgabe. Jeanjaquet a. M., Verlag der Expedition. — Illustrirter amtlicher Führer durch die Berliner Gewerbeausstellung; mit Uebersichtskarte. Berlin, Verlag der Expedition. — Finanz-Archiv; Zeitschrift für das gesammte Finanzwesen, hrsgb. v. Georg Schanz. XIII. Jahrg. 1. Bd. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1896. — Referenten im schweizerischen Wehrwesen; von einem schweizerischen Officier. Zürich und Leipzig, Stern 1896. — A. Frhr. v. Fircks: Aegypten 1894. II. Th. Berlin, Dietrich Reimer 1896. — Hans Müller: Die königliche Akademie der Künste zu Berlin 1696 bis 1896. I. Th. Von der Begründung durch Friedrich III. von Brandenburg bis zur Wiederherstellung durch Friedrich Wilhelm II. von Preußen. Berlin, Rich. Bong 1896. — Karl Immermann; Gedächtnißschrift zum 100. Geburtstage des Dichters. Mit Beiträgen von R. Zellner, J. Gesicken rc. Hamburg und Leipzig, Leopold Voß 1896. — Aus den Briefen des Grafen Peotesch v. Osten (1849—1855). Wien, Carl Gerolds Sohn 1896. — Dr. Max Bauer: Edelsteinkunde. Lfg. 8. Leipzig, Chr. Herm. Tauchnitz 1896. — Gustav Koch: Die Lösung des Flugproblems in physikalischer und maschinentechnischer Hinsicht. München, G. Franz 1896. — Arnold Ohlert: Die deutsche höhere Schule; ein Versuch ihrer Umgestaltung. Hannover, Carl Meyer 1896. — P. Schäfer: Volksbildung und Volkswohlfahrt (Meyer-Mackau, Sammlung pädagogischer Vorträge. IX. Bd. Heft 1). Bielefeld, A. Helmich. — Schillers Werke, hrsgb. v. Ludwig Bellermann. Bd. 5 u. 7. (Meyers Klassikernausgaben.) Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. — Eugène Wolff: Der Niedergang des Bel-Canto u. sein Wiederaufblühen durch rationelle Tonbildung. Leipzig, Otto Junne 1896. — Anton Frhr. v. Perfall: Schächerchen; Roman. Stuttgart rc., Deutsche Verlagsanstalt 1896. — Hans Raithel: Herrle und Hannile; ein Strauß Dorfblüthen, gerissen und gebunden. Berlin, Dr. Gaspary 1896. — Gustaa Meinecke: Exotische Novellenbibliothek II. Aus dem Kreolenlande. Berlin, Deutscher Colonialverlag.

Digitized by Google

Jahrgang 1896. München, Mittwoch, 6. Mai. Nummer 105.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 6.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Aus den Lehrjahren Kaiser Maximilians II. Von J. Loserth. — Mark Twains humoristische Schriften. — Mittheilungen und Nachrichten.

Aus den Lehrjahren Kaiser Maximilians II.

Von J. Loserth.

Die Politik Maximilians II. hat bekanntlich von jeher eine sehr verschiedenartige Beurtheilung durch die Geschichtschreiber erfahren. Ein und derselbe Historiker — ich darf hier nur an Maurenbrecher erinnern — hat sich nicht immer in gleichem Sinne darüber geäußert. Die Urtheile gehen vollends auseinander, wenn man das confessionelle Moment in Rechnung zieht. Aber auch hierin sind Historiker, die mehr oder minder derselben Richtung angehören, zu einer ganz verschiedenen Auffassung der Sache gekommen. Während es Maurenbrecher als sicher galt, daß „Maximilians religiöse Ueberzeugung bis zum Schluß seines Lebens unveränderlich und unberührt geblieben, wie sie sich seit 20 Jahren bei ihm gestaltet hat“, „daß er dem protestantischen Glauben bis an sein Ende treu geblieben ist“ (Allg. deutsche Biogr. XX, 746), und es sich bei ihm nur um die Frage handeln kann, welche Erwägungen ihn trotz seiner protestantischen Ueberzeugungen bewogen haben, der katholischen Politik Heeresfolge zu leisten (Hist. Zeitschr. XXXII, 222), weist Stieve und ihm folgend Hopfen in einem eben erschienenen Buche den Kaiser dem Compromißkatholicismus zu, dessen Wesen so definirt wird: „Der Compromißkatholicismus hielt vom Papst nichts und von den Bischöfen wenig, verwarf die Ohrenbeichte, Firmung und letzte Oelung, forderte das Abendmahl unter beiden Gestalten und Beseitigung oder Verdeutschung der Messe, verlachte den Ablaß u. s. w.“ „Dieser Compromißkatholicismus erfüllte auch den Kaiser, dem man mit Unrecht als Charakterschwäche vorgeworfen hat, was bei ihm nur Mangel an theologischer Einsicht war.“ Indem ich auf Grundlage eigenee Studien den Resultaten Stieve-Hopfens beifalle, scheint mir nur der Zeitpunkt, wann Maximilian diese Ueberzeugungen gewann, zu spät angesetzt zu sein. Auch wird man betonen müssen, daß selbst Karl V. solche Anwandlungen hatte, nur hielten sie weder stand, noch waren sie scharf und umfassend genug. In jedem Falle wird es nöthig sein, etwas genauer in die Jugendgeschichte Maximilians zu blicken. Auch die politische Haltung Maximilians II. tritt für lange Zeit in vielen Fragen nicht mit der wünschenswerthen Deutlichkeit hervor: so schon in der Successionsfrage im Reich, die bekanntlich zuerst einen tiefen Schatten auf das Verhältniß zwischen Karl V. und Ferdinand I. geworfen. Unter diesen Umständen wird man eine neue Quelle willkommen heißen, die uns für fünf wichtige Jahre aus dem Leben Maximilians II. die besten Auskunfte gibt: für die Zeit vom 26. Mai 1547 bis 30. December 1551. Es sind seine Briefe, die Reste seiner „Registratur“ aus jenem Zeitraume, die ich in einem dem Cistercienserkloster Reun bei Graz gehörigen Codex gefunden habe. Ee ist wohl ohne Zweifel ein Ueberrest der Sammlungen aus den Tagen Karls II. und Ferdinands II. und als solcher in Graz verblieben, bis ee im vorigen Jahrhundert mit anderen werthvollen Büchern dem genannten Kloster geschenkt wurde.[1]) Wenn man bedenkt, daß Maximilian am schmallaldischen Kriege Antheil nahm, auf dem Reichstag zu Augsburg anwesend war, in diese Zeit seine Verlobung mit Maria von Spanien, der Tochter Karls V., fällt, daß er dann von Augsburg aus seine Brautfahrt nach Spanien antrat, daselbst mit der Statthalterschaft für die Zeit der Abwesenheit Philipps II. betraut wurde, wenn man endlich erwägt, daß gerade in die Jahre 1550 und 1551 die schwierigen Verhandlungen wegen der Succession im Reiche fallen, so wird man von vornherein erwarten dürfen, daß die Briefe — es sind 398 — sich über alle diese Dinge verbreiten würden. Wenn sie nun auch an Werth dem durch Lebret veröffentlichten „Briefwechsel zwischen dem Herzog Christoph zu Württemberg und Maximilian II.“ oder dee durch Lanz veröffentlichten Correspondenz Karls V. nicht gleichkommen, so finden sich in ihnen doch viele wichtige Thatsachen erörtert, die dort fehlen oder dort Gesagtes näher beleuchten. Nach sachlichen Gesichtspunkten können sie in fünf Gruppen geordnet werden: 1) Aus dem Feldlager im Feldzug gegen die Schmalkaldner (Nr. 1—26); 2) Vom Reichstag in Augsburg (Nr. 27—100); 3) Die Reise nach Spanien (Nr. 101—147); 4) Die Statthalterschaft in Spanien (Nr. 148—297) und die Heimkehr, dann die zweite Reise nach Spanien und die Rückkehr.

Gleich die ersten Briefe versetzen uns in das Feldlager vor Wittenberg. Maximilian stand damals in schönster Jugendfrische; er zählte noch nicht volle zwanzig Jahre. Er besaß einen lebhaften, durchdringenden Geist, tüchtige Kenntnisse, er war beredt und zeigte Eifer in den Geschäften. Im Feldzug gegen die Franzosen und jetzt gegen die Schmallaldner hatte er seine militärischen Lehrjahre durchgemacht, denen sich in der spanischen Regentschaft alsbald die politischen anschlossen. Die erste Nummer der Briefe — sie trägt das Datum des 26. Mai — führt uns in die entscheidungsvollen Wochen, die der Schlacht bei Mühlberg (24. April) folgten, zunächst in die Verhandlungen des Herzogs Moritz von Sachsen und des Kurfürsten Joachim von Brandenburg mit dem Landgrafen Philipp von Hessen, die am 27. Mai 1547 begannen. Wir hören Nachrichten vom Kriegsschauplatz in Niedersachsen (Nr. 4); die Kunde von der Drakenburger Niederlage Erichs von Braunschweig gelangt ins Feldlager. Bald hierauf (am 19. Juni) vollzog sich die Gefangennahme des Landgrafen, das folgenreichste Ereigniß jener Zeit. Maximilian wohnte ihm bei. Gebilligt hat er es ebensowenig, wie sein Vater. Man weiß, daß Ferdinand von jedem Gewaltschritte abrieth: „Set eine Haft ‚auf kurze Zeit‘

[1]) Die Briefe werden demnächst von der Wiener Akademie veröffentlicht werden.

nicht gutwillig zu erlangen, so möge der Kaiser sie ganz fallen lassen." Diese Ansicht Ferdinands I. tritt uns auch in unsern Briefen entgegen. In einem Schreiben an den Landgrafen versichert Maximilian: „Er werde nicht unterlassen, seinetwegen beim Kaiser vorzusprechen, damit er zum ehisten erledigt werde, inmassen wir dann von der R. kgl. Mt., unserem . . herrn und vattern, auch im bevelch haben, das wir E. L. nicht wollten verhalten." Maximilian gab sich große Mühe, den Landgrafen der Haft zu entledigen. Wie aber hätte ihm das bei der Gesinnung Karls V. gerade diesem Fürsten gegenüber gelingen mögen? Es liegen im ganzen 7 Briefe vor, die Maximilian in dieser Frage an Philipp von Hessen richtet; wenn die Correspondenz nicht den gewünschten Erfolg zeitigte, so lag das nicht an dem guten Willen Maximilians. Eifrige Schmalkaldnerin war des Landgrafen Schwester Elisabeth, verwittwete Herzogin zu Sachsen. Sie hatte darum nach dem Kriege ihr Leibgut Rochtitz verloren und hoffte nun auch durch Maximilians Fürsprache wieder zu Gnaden aufgenommen zu werden.

Nach beendetem Feldzug wird der größte Theil der Truppen entlassen. Nicht wenige von den Briefen betreffen Belohnungen für geleistete Kriegsdienste. Während der Graf Egon von Fürstenberg schon mit dem Zeugniß zufrieden ist, daß er in dem Kriege ganz wacker des hl. röm. Reiches Hauptpanier getragen, hoffen andere „mit einer Confiscation" begnadet zu werden.

Den Reichstag nach Augsburg hatte Karl V. auf den 1. September 1547 ausgeschrieben. Er traf dort schon am 23. Juli ein. In seiner Begleitung befand sich Maximilian. Das Haus Georg Fuggers bot ihm die gewünschte „gelegene Herberg". Man kennt die große Bedeutung dieses Reichstages. Leider wird in unsern Briefen keine einzige der großen staatsrechtlichen, kirchlichen und allgemein politischen Fragen, die zur Verhandlung kamen, auch nur gestreift; nicht einmal so wichtige, den Erzherzog persönlich berührende Fragen, wie sein Verlöbniß mit Maria von Spanien, werden erörtert. Die meisten Briefe enthalten „Fürsprachen". Der alten Gräfin von Thurn dankt er aufs herzlichste für ein Dutzend „Fazeletten", die damals noch etwas seltenes sein mochten. Zwei Schreiben erinnern an den böhmischen Aufstand von 1547: in dem einen bittet Ernst von Kreig (in böhmischer Sprache) den Erzherzog, ihm bei dem König ein Fürsprecher sein zu wollen, was er auch zusagte, in dem anderen (gleichfalls in böhmischer Sprache geschriebenen) bittet Rohusch Kostka von Postupic um Fürsprache. Zahlreich sind die Dankschreiben für erhaltene Geschenke: dem Grafen Niklas Zriny dankt er für zwei Pferde und einen ungarischen Schild, dem Grafen Niklas Salm, dem Sohn des Vertheidigers von Wien, für ein „gotschi" (Kutsche) u. s. w.

Ganz unvermittelt, ohne daß sich in einem der vorhergehenden Briefe auch nur eine leise Andeutung hierüber fande, erfahren wir aus einem Schreiben an den böhmischen Herrn Johann von Pernstein von der beabsichtigten Reise nach Spanien. Der Erzherzog ersucht, daß Pernsteins Söhne Wratislaw und Jaroslaw ihn begleiten dürfen. Es handelte sich um die Brautfahrt des Erzherzogs. Während des Feldzugs hatte Karl V. den Erzherzog von der vortheilhaftesten Seite kennen gelernt. Schon in der Unterweisung Karls an Philipp II. (vom 18. Januar 1548) ist von dieser Heirath die Rede: „Für seine ältere Tochter könne er eine bessere Partie nicht finden." Karl V. dachte damals, wenn auch nur flüchtig, daran, Maximilian und Maria die Statthalterschaft in den Niederlanden anzuvertrauen, „weil die Niederländer gewohnt sind, von keinem andern, als von einem Abkömmling unsres Stammhauses beherrscht zu werden". Im Laufe des nächsten Frühlings wurden alle Vorbereitungen zur Hochzeit getroffen: die päpstliche Dispens wegen zu naher Verwandtschaft der Brautleute eingeholt und die Bestimmungen des Heirathsvertrages festgesetzt. Damit die Prinzessin Maria an Glanz ihrer Stellung nichts verliere, willigte Ferdinand I. ein, seinen Sohn schon jetzt von den böhmischen Ständen zum König „annehmen" zu lassen. Die Vermählung sollte im Juli im Palazzo Doria durch Procuration von dem Cardinal Madruz von Trient vollzogen werden. Die Ausstattung an Kleidung und Rüstung wurde in Mailand, Venedig und Florenz besorgt. Für Freunde solcher „Ausstattungen" bieten zwei ausführliche Instruktionen über all das, was zu kaufen ist, genügendes Material. Angefertigt wird erstlich eine weiße Kleidung, als Rock, Leibröckel, Hosen, Wams, Gürtel, Dolch, Rappier, Hut, Federn, dazu Sattelzeug, Bügel und Sporn, dann eine leibfarbene Kleidung mit gleicher Zugehör, eine braune und aschfarbene Kleidung u. s. w.

Johann Pernstein erlaubte nur seinem Sohne Wratislaw die Reise mitzumachen. Man weiß, von welcher Bedeutung für die spätere Stellung der einen und anderen Adelsfamilie Oesterreichs in kirchlichen Fragen solche „spanische" Reisen geworden sind. Adam von Dietrichstein, den Maximilian sich von dessen Vormund für die Reise ausbat, gewann in Spanien seine große Vorliebe für dies Land, er heirathete eine Spanierin und war dann lange als Gesandter in Spanien thätig, dort sog er auch seinen Haß gegen die Ketzer ein. In Madrid wurde Franz, der spätere Cardinal und Bischof von Olmütz, geboren. Auch Wratislaw von Pernstein heirathete eine Spanierin, Maria, aus dem berühmten Geschlechte der Manriquez de Lara, eine Heirath, die für den Wandel in der kirchlichen Gesinnung des Hauses Pernstein bedeutungsvoll wurde, denn bisher hatte es fraum zur Unität der böhmischen Brüder gehalten. Aus den fürstlichen, bezw. gräflichen Familien schlossen sich Erich v. Braunschweig und Hoyer von Mansfeld an.

Auch der Geschenke für die Braut wurde nicht vergessen. In ihnen gehörten zweifellos die „Contersehungen", die der Malermeister Hans in Innsbruck von den „Geschwisterten" des Erzherzogs anzufertigen hatte. Das letzte Schriftstück aus Augsburg ist vom 10. Juni 1548 datirt, zwei Tage später finden wir ihn in München bei seiner Schwester, am 13. in Mittenwald, am 19. bei seinen Geschwistern in Innsbruck, am 26. in Trient, am 7. Juli in Mailand und am 21. in Genua, wo die Vermählung per procurationem stattfand. Ueber den Verlauf der Reise sandte er an die Kurfürsten und befreundeten Fürsten Berichte. Ende Juli stach die Flotte in See. Die Fahrt war keine glückliche. Den Erzherzog befiel das „viertägige Fieber", das ihn dann bis zu Ende des Jahres nicht mehr verließ und worüber er in den Briefen nach Deutschland in bewegliche Klagen ausbricht. „Als wir", schreibt er am 19. September an den Kurfürsten von Mainz, „zu Genua auf die Armada gesessen und auf Barzalona zuschiffen wöllen, hat uns ein ganz widerwärtiger wind, durch welchen das meer heftig wütend worden, angetroffen, daraus gefolgt, daß uns (dieser zeit zu unserm besondern großen unglück) das fieber quartana angestoßen" . . . Erst am 22. December fühlte er sich hievon befreit. Am 13. September war er in Valladolid angekommen; noch an demselben Tage feierte er die Hochzeit.

Philipp von Spanien begab sich unmittelbar nachher über Italien nach Deutschland und den Niederlanden. Er sollte hier Land und Leute genauer kennen lernen. Ob Karl schon jetzt seinen Successionsplan erwog, mag man billig bezweifeln: Maximilian hatte ein außerordentlich feines Gefühl für die Dinge in Deutschland, die ersten Anzeichen einer Besorgniß wegen seiner Nachfolge traten zu Anfang 1550 hervor. Indem nun aber Philipp aus

Digitized by Google

Spanien schied, waren zunächst manche Schwierigkeiten aus dem Weg zu räumen. Hatten die Cortes schon die Abwesenheit Karls V. schwer ertragen, so traten sie nun eifrig gegen die Abreise Philipps II. auf. Da fand Karl V. das Auskunftsmittel, daß Maria, seine älteste Tochter, und ihr Gatte Maximilian die Regentschaft in Spanien übernahmen. Noch in Augsburg, am 8. Juni, unterzeichnete Karl V. ein Actenstück (K. H. u. St. Arch. Wien), darin die Etiquette, die Maximilian auf seiner Reise durch Italien und während seines Aufenthalts in Spanien einhalten sollte, bis ins Kleinste verzeichnet war.

Die Briefe Maximilians während seines ersten Aufenthalts in Spanien umfassen die Zeit vom 16. September 1548 (Nr. 148) bis 28. October 1550 (Nr. 297). Er blieb mit allen hervorragenden Reichsfürsten die ganze Zeit hindurch in ziemlich regem Verkehr. Außer den Kurfürsten sind es die verwandten Höfe von Bayern und Jülich, dann der Markgraf von Brandenburg und der Cardinal von Augsburg, denen bei verschiedenen Anlässen Schreiben zugesandt werden. Die Tante des Erzherzogs, Königin Maria von Ungarn, ist mit zwei Schreiben, Erzherzog Ferdinand ebenfalls mit zweien bedacht: die wichtigeren Briefe an seinen Vater und seinen Oheim sind wohl eigenhändig geschrieben und nicht registrirt worden, denn nicht ein einziger dieser Art findet sich in dem Registerbande vor. Die oben genannten Fürsten benachrichtigt er von seiner Ankunft in Spanien und seiner Vermählung, der Niederkunft seiner Gattin, seinem und seiner Familie Wohlbefinden, der zweiten Schwangerschaft seiner Gemahlin u. s. w.

Trotz der herzlichen Liebe, mit der er Marien gleich von Anfang (was oft geleugnet wurde) zugethan war — er fand sie, wie er am 19. September an Maria von Ungarn schreibt, „ganz frisch, gesund und nach seinem höchsten Wohlgefallen" —, hielt er sich nur ungern in Spanien auf. Schon in seinem ersten Schreiben an den Mainzer Kurfürsten gibt er seiner Freude über die aus Deutschland eingelangten guten Nachrichten Ausdruck; er bittet, ihm alle wichtigeren Ereignisse aus Deutschland fleißig mitzutheilen. Wiederholt spricht er von „teutscher nation, unserm geliebten vatterlandt", er hofft schon nächstens „in die loblich teutsch nation zu kommen, darein wir denn fur all andere das herzlich verlangen haben und darum den almechtigen bitten". „Wenn wir", schreibt er an Moritz von Sachsen, „also in unser Vaterland kommen, in welches wir für all andere ding herzlich verlangen haben und um das wir, das es der almechtige valdt schicke, teglich bitten, verhoffen wir mer denn einmal Ew. Liebden zu besuchen." So bittet er Bekannte in Deutschland, ihn jederzeit mit Zeitungen zu versehen, er verlangt Mittheilung des Augsburger Abschieds und der württembergischen Angelegenheit u. s. w.

Ebenso warm hängt er an Böhmen: an dem ganzen Land und einzelnen Personen. Einen breiten Raum nehmen die seine Königswahl betreffenden Stücke ein, über die ihm sofort berichtet wurde. In Böhmen hegte man wohl vielfach die Besorgniß, daß der König sein Böhmisch in Spanien vergessen könnte. In einem Glückwunschschreiben, das der Oberstburggraf Wolf der ältere von Kreyg Namens der Stände dem König anläßlich der Geburt einer Prinzessin zusandte, war auch der Wunsch enthalten, „das wir uns mittlerzeit der Behmischen sprach nit gar begeben und vergeßen wollten, auf das wir uns derselben gegen den stennden und underthonen zu gebrauchen hetten". Maximilian gab den Ständen hierüber beruhigende Versicherungen: „So wir bei inen sein mugen, wird es der sprach halber nicht sellen, denn wir dieselb nicht gering, sondern nur für lieb, hoch und werth halten und uns zur notturft und genueg bereden."

Wie in Böhmen, gingen die Dinge auch in Mähren, Schlesien und der Lausitz glatt ab. Bei dem Interesse, das er allezeit für Böhmen bekundete, wird man sich nicht wundern, daß er zu Hochzeiten in adelige böhmische Häuser geladen wurde. Angenehm berühren ihn Zusendungen von Nachrichten aus Ungarn. Von seiner Regierungsthätigkeit in Spanien berichtet kein einziger Brief. Daß ihm aber das Wohl des ihm anvertrauten Landes gleichfalls sehr am Herzen lag, sieht man aus seinen Bemühungen um die Hebung von Valladolid, wo er die längste Zeit residirte. Um die Stadt mit besserem Wasser zu versorgen, dachte er daran, eine Wasserleitung zu bauen und wandte sich nach Augsburg und Prag um Leute, die in dieser Kunst Erfahrung haben.[1]) Sehr lebhaft tritt in vielen Briefen die Neigung des Erzherzogs für die Kunst hervor; es mag der Kürze wegen hier nur weniges herausgehoben werden. Es ist ja bekannt, daß Maximilian II., wie auch seine Brüder die Erzherzoge Ferdinand und Karl, einen außerordentlich regen Kunstsinn besaß. Sie alle eifern hierin nur ihrem Vater König Ferdinand nach. Neben Innsbruckern sind es vornehmlich Nürnberger Künstler, mit denen Maximilian in Verbindung steht. Ein schon von Ferdinand I. viel beschäftigter Meister war der Goldschmied Wenzel Jämnitzer (Gemnitzer, Gemitzer ꝛc.) zu Nürnberg. Noch kurz vor der Zeit, da die Registratur anhebt, am 5. September 1545, bestellte König Ferdinand für den Erzherzog Maximilian bei Jämnitzer „ein silbren gieszpeckh und kandl, so ungefärlich bis in zehen marckh silber halten".

Von Valladolid aus schreibt Maximilian an Hans Ebner nach Nürnberg (18. December 1548), er möge darauf sehen, daß das Brunnenwerk, das er bei Jämnitzer bestellt habe, so rasch als möglich in Angriff genommen werde. Er möge von dem Gelde, das für den Erzherzog bei den Brüdern Hans Paul und Hans Heinrich Herwarth zu Augsburg erliege, 100 Gulden an Jämnitzer „auf raitung" geben. Wenn das Brunnenwerk beendet sei, soll es durch die Fugger oder Welser „neben anderen Kaufmannswaaren nach Spanien abgeschickt werden". An demselben Tage schreibt er an Jämnitzer selbst: „Du wolleſt uns aufs ehist ain prunnenwerk von schöner künstlicher arbait, ungefärlich auf die manier, dergleichen wir jüngstlich zu Augsburg von Georgen Raiger zu Nürnberg ainen gekauft, doch das etwas rainer und kunstlicher gearbeit, auch von wasser reicher und sein schwer etwo bis in 40 mark seie" .... (anfertigen).. Hans Ebner sei angewiesen, ihm „auf raitung" 300—400 Gulden zu überantworten, Meister Wenzel möge sich überdies erkundigen, „was fur schone werk als von ... (sic) oder ander kunstlicher arbait vorhanden und uns derselben visier oder muster sambt dem, was jedes aufs nächst gesteen solle, bei der post zu schicken." Ueber die Fortschritte, die das Brunnenwerk mache, möge von Zeit zu Zeit berichtet werden. Am 10. April 1549 sendet er abermals einen Brief an Hans Ebner: er möge den Meister Wenzel nur fleißig vermahnen „und daß er fürnemblich bei der Kunst bleibe".

Es wäre ein Irrthum, wollte man annehmen, daß ihm unter solchen Beschäftigungen in der Fremde die politischen Verhältnisse der Heimath aus den Augen kamen.

Begreiflich ist sein Groll gegen Ulrich von Württemberg. Da dieser am Schmalkaldischen Kriege theilgenommen hatte, so war nach der Ansicht Ferdinands I. der Vertrag von Kaaden gebrochen und Ferdinand erhob nun Anspruch auf den Besitz Württembergs. Eine gerichtliche Commission, bestehend aus den kaiserlichen Räthen Seld, Haas, Vigilius, Veltwyk unter dem Präsidium des Erzbischofs von Köln

---

[1]) Ausdrücklich bemerkt der Erzherzog in dem Schreiben: „damit wir auch hier ein Gedächtnuß hinderlassen möchten."

Beil. Nr. 100.

neigte auf die Seite des Königs. Dem Erzherzog lag nun daran, daß er in der Frage auf dem laufenden bleibe. „Daneben", schreibt er am 16. December 1548 an den Vicekanzler Jonas, „sähen wir auch gern, daß du uns der Württembergischen Handlung halber, wie und an wem die verbleibt, berichtet hättest." Und am 21. Mai 1549 schreibt er wiederum: „Und nehmen deinen ausführlichen Bericht, wie es der Württembergischen Rechtfertigung halber gestellt ist, zu besonderem gnädigen Gefallen an." Die Entscheidung in dieser Sache zog sich lange hinaus. Am 6. November 1550 starb Herzog Ulrich von Württemberg. Sein Sohn Christoph erstattete sofort Bericht an Maximilian. Wahrscheinlich ersuchte er diesen auch um Fürsprache bei Ferdinand I., erhielt aber eine außerordentlich frostige Antwort, die nicht einmal von Maximilian selbst geschrieben ist: „Die Kgl. Würde von Böhmen und Erzherzog von Oesterreich habe angehört und verstanden, was der durchlauchtige Fürst, Herzog Christoph von Würtemberg ihr geschrieben. Ihre Kgl. Würde möchte es wohl leiden, es hätte sich Ihrer F. Gnaden seliger Vater gegen die Röm. Kgl. Majestät selbst dermaßen gehalten und daß denn diese Sachen auch so stehen möchten, daß sich J. F. Gn. gegen den König nichts als lauter Gnaden zu versehen hätten, Dieweil aber die sachen also geschaffen wären, daß J. Kgl. Mt. noch auf die noch unentschaidnen rechtfertigung ihres rechtes gewarten wollten, so laßet es J. K. W. als der gehormsambe son auch darbei billich bleiben." König Ferdinand hielt seine Ansprüche auf Württemberg auch in den nächsten Jahren „selbst im Gegensatz zu dem Kaiser" fest. Ein Ausgleich wurde erst 1554 getroffen.

Von großem Interesse sind jene Briefe, die an Moritz von Sachsen und den Kurfürsten Joachim von Brandenburg gerichtet sind. In den Tagen des Reichstags von Augsburg 1547/48 verkehrte Maximilian mit dem Kurfürsten Moritz in vertraulichster Weise. Die frohen Tage von Augsburg blieben ihm im fernen Spanien eine angenehme Erinnerung. Am 14. Jänner 1550 schreibt er, dieser Tage gedenkend: „Daß Ew. Liebden selbst erkennen wolle, daß wir Ew. Liebden nicht fur den geringsten unserer frundt (deren wir daußen zimblich ze haben uns getrösten) erkennen und achten wurden, darauf sich Ew. Liebden gewislich verlassen mugen, gleichermaßen wir uns hinwider zu Ew. Liebden unserm abschied zu Augsburg nach, auch getrösten wollen."

Es mögen damals die wärmsten Freundschaftsversicherungen von den Lippen des neuen Kurfürsten geflossen sein. Er hatte hiefür ein kurzes Gedächtniß. Von seiner Seite ward ein Verhalten dem Erzherzoge gegenüber eingeschlagen, das mehr als kühl, das unhöflich genannt werden muß, und das der Erzherzog wohl deßwegen noch entschuldigt, weil er in dem Augenblicke, wo er hievon schreibt, auf die Unterstützung Moritzens rechnet. In dem erwähnten Schreiben vom 14. Jänner 1550 finden wir den Hinweis darauf, daß der Kurfürst dem Erzherzog gegenüber es an jenen Artigkeiten und Höflichkeitsformen hatte fehlen lassen, die er billigerweise erwarten durfte. Moritz von Sachsen fand es nicht der Mühe werth, den nunmehrigen König von Böhmen, wiewohl er nun dessen Nachbar geworden, zu seiner Rangerhöhung zu beglückwünschen, ja er ließ „etliche Schreiben des in der Fremde weilenden Fürsten unbeantwortet". Dies Benehmen steht im hellen Contrast zu dem Eifer, mit dem er sich an die Person Philipps von Spanien herandrängt. Bald galt es als sicher, daß Philipp seinem Vater im Kaiserthum nachfolgen würde. Moritz von Sachsen war gerade damals zu Philipp in ein vertrautes Verhältniß getreten; es hatte den Anschein, als begünstige er den Nachfolgeplan Karls V. Unter diesen Verhältnissen stellte er den Verkehr mit Maximilian nahezu ein. Wie den übrigen Kurfürsten, hatte Maximilian auch an Moritz über seine Reise durch Italien, über die Seefahrt, die Ankunft in Spanien und seine Vermählung geschrieben, und wie die anderen, so hatte er auch ihn durch den Cardinal von Trient „freundlich ansprechen lassen"; ebenso theilte er ihm die Niederkunft seiner Gemahlin, der Königin Maria, mit; ja er meint in diesem Briefe, noch zu wenig gethan zu haben, er hätte noch öfter schreiben sollen: „Daß wir Ew. Liebden ain zimblich zeit her nicht geschriben oder ersucht, ist nicht aus vorgeßenheit . . . beschehen . . ." Es habe sich eben nichts Belangreiches zugetragen: „Nachdem wir aber auch sonsten nichts wirdigs ze schreiben gewißt". Erst am 14. August 1549, nachdem noch Maximilians Silberkämmerer Georg Proskoßky von Proßkau im Auftrage seines Herrn den Kurfürsten Moritz aufgesucht hatte, gab dieser dem Abgesandten ein Schreiben an Maximilian mit, darin er sich wegen des Versäumens der Antwort auf die mehrfachen Schreiben des Erzherzogs entschuldigt. Dieser möge das ja nicht so deuten, als ob er über seine Standeserhöhung nicht rechte Freude empfunden hätte.

Ueber diesen Brief war Maximilian in hohem Grade erfreut. Es war ein Anknüpfungspunkt gegeben, an dem er nunmehr festhielt. Wie in dem Schreiben an den Kurfürsten von Brandenburg vom 9. Januar 1550, betont er auch hier seine Sehnsucht nach der Heimath. Wie gern hätte er an den Jagden, die Moritz dem Könige und dem Erzherzog Ferdinand zu Ehren veranstaltete, theilgenommen: „Dieweil es aber nicht hat anders sein mugen, so wellen wir uns gleich, als weren wir bei allem gejaid und frölichem leben gewesen — das uns dann in disen landen wol etwas seltsam ist — bedanken und sein lassen, bis so lang sich etwo unsere abledigung aus diser nation schicken wird. Und so wir also in unser vaterland kommen, in welches wir fur all andere ding herzlich verlangen haben, und das es der almechtige pald schicken welle, teglich bitten, verhoffen wir mer dan einmal E. L. zu besuechen." Der Ton wird gegen das Ende hin noch viel wärmer und vertraulicher: er werde „allen freundlichen willen und alles vertrauen", das er zu ihm habe „unverruckt erhalten". Es hängt zweifellos mit der Nachfolgefrage im Reich zusammen, wenn er den Grafen Sigmund von Lodron, den er hernach für seine Mühe reich belohnt, an seinen Vater, König Ferdinand, sendet; er kann nun nicht genug mit neuen Zeitungen aus seinem „Vaterland, der teutschen Nation" versorgt werden und bittet seinen Schwager, Herzog Albrecht von Bayern, „seiner zu gedenken und ihm mitzutheilen, was uber land zu schreiben würdig". Lodron hat die Aufgabe, mit dem Kurfürsten von Brandenburg des Erzherzogs wegen zu reden: „ist unser gar fruntlich ansynnen und begern, die wölle in guetlich hörn und in seiner red und anzaigen gleich uns selber gueten glauben geben". Man wird bemerken, daß gleichlautende Schreiben auch an die übrigen Kurfürsten — und nur an diese gerichtet sind. Wie die Dinge lagen, mußte es dem Erzherzog im hohen Grade willkommen sein, als ihn sein Vater eben der Nachfolgefrage wegen aus Spanien abberief.

Unter den Briefen der letzten Gruppe findet sich auch ein Actenstück von Wichtigkeit. Es steht nicht in der richtigen Reihenfolge, die es der Zeit nach einhalten sollte. Es ist vielmehr gleich anfangs ganz an das Ende gesetzt worden, weil es in diese „Regiſtratur" nicht recht paßte, andrerseits aber den Erzherzog Maximilian als nächsten Nachfolger Ferdinands I. nahe anging. Wir erfahren daraus, daß es Jahre hindurch zwischen der Königin Maria und König Ferdinand Streitigkeiten gab, die sich auf verschiedene Geldansprüche Mariens an Ferdinand bezogen, die von diesem aber

nicht anerkannt wurden. Gemeint war zunächst die Mitgift, die Philipp der Schöne Marien hinterlassen hatte und die eine Summe von 200,000 Kronen ausmachte. Dann gab es verschiedene andere Ansprüche auf Einkommen aus ungarischen Landschaften, namentlich aus Siebenbürgen und den oberungarischen Bergstädten — Ansprüche, die im einzelnen in dem genannten Actenstück aufgezählt werden. Auch diese wurden von Ferdinand nicht anerkannt. Der Streit wurde unter der Vermittlung Karls V. in Augsburg beigelegt und auch von Maximilian „eine Ratification" für die „Königin von Ungarn" gefertigt. Das Actenstück ist vom 8. März 1548 datirt. In der Hauptsache wurden die Ansprüche Mariens anerkannt. Die Beziehungen zwischen Königin Maria und dem Erzherzog scheinen in der nächsten Zeit recht herzlich gewesen zu sein. Noch in der ersten Zeit seines Aufenthalts in Spanien richtet er an die Königin Maria ein längeres Schreiben, es trägt das Datum des 19. September 1548, berichtet über die Seereise und ist voll von Entschuldigungen, daß er nicht schon früher geschrieben. Er gibt darin das förmliche Versprechen: „Wir wollen aber hinfüro gegen Ew. Kgl. Würde embsiger sein". In Wirklichkeit ist nur noch eine ganz geschäftsmäßig abgefaßte „Fürsprache" an sie, als Regentin der Niederlande abgegangen. Im übrigen ließ sie Maximilian die ganze Zeit hindurch, da die Succession in Frage kam, unbeachtet. Von dem Verhältniß kann man nicht einmal sagen, daß es frostig ist, denn es steht noch etwas tiefer. Der Königin Maria werden nicht einmal die wichtigsten Familiennachrichten, wie die Geburt einer Tochter und ähnliches, mitgetheilt.

Man dürfte nicht fehlgehen, wenn man dies Verhalten Maximilians mit der Successionsfrage in Zusammenhang bringt, in der Maria „über die Aufrichtung und Erhaltung der Größe unsres Hauses" wohl so dachte, wie Karl V. Anders aber waren die Ansichten Ferdinands und seines Sohnes. Wie sich beide in der Angelegenheit verhielten, ist ja oft eindringlich genug geschildert worden, und man begreift die Annäherung Maximilians an den Kurfürsten Moritz, wie sie in mehreren Briefen zu Tage tritt, ebenso wie das Mißtrauen des Kaisers dem Bruder und Neffen gegenüber. Schließlich war es doch am 9. März 1551 zu einer freilich nothdürftigen Vereinbarung gekommen, und Maximilian kündigt dem Kurfürsten schon Tags darauf seine unmittelbare Abreise nach Wien an. Die Succession wird in keinem einzigen der nachfolgenden Briefe auch nur gestreift; doch gibt es immerhin noch einige, die des politischen Interesses nicht ganz entbehren. Noch immer werden Ansuchen deutscher Fürsten an Maximilian gerichtet, er möge bei dem Kaiser Fürsprache einlegen, damit die seit dem Schmalkaldischen Krieg auf ihnen lastende Ungnade von ihnen genommen werde. In dieser Lage befanden sich noch der Pfalzgraf Ottheinrich und Wolfgang von Anhalt. Erst der Passauer Vertrag setzte beide in ihre Rechte wieder ein. An den Kriegszug Moritzens von Sachsen gegen Magdeburg erinnert ein Schreiben Maximilians vom 23. Januar 1551, worin er dem Kurfürsten für die Mittheilung seiner Erfolge im Kriege gegen „die vergadderten Knechte" im Stifte Verden seinen Dank ausspricht. Die übrigen Schreiben enthalten zum größten Theil „Fürschriften".

Noch einmal war der Erzherzog genöthigt, nach Spanien zu ziehen, diesmal um seine Gattin abzuholen; die Vorbereitungen wurden ähnlich wie zur ersten Fahrt getroffen. Die Abreise war auf den 5. Juli 1551 festgesetzt. Die Monate August, September und October brachte er in Spanien zu; erst am 13. November traf er wieder in Genua ein. Da die Dauer der ganzen Reise ursprünglich nur auf drei Monate berechnet war, nun aber viel mehr Zeit in Anspruch nahm, Maximilian auch noch den Landtag in Bozen eröffnen, die Weihnachten in Innsbruck feiern, dann seinen Schwager in München besuchen sollte, so fand er mit den ihm zur Verfügung stehenden Geldmitteln sein Auslangen nicht und blickte nach allen Seiten aus, um sich die nothwendigen Gelder zu verschaffen.

Das letzte hieher gehörige Stück ist Maximilians II. Relation über den zu Bozen gehaltenen Landtag vom 30. December 1551. Es handelte sich um eine ausgiebige Türkenhülfe. Maximilian hielt an die Landschaft eine bewegliche Ansprache und führte die Unterhandlungen nicht ohne Geschick, so daß es nicht an ihm lag, wenn die Absichten Ferdinands nicht ganz erreicht wurden: „wo es", schreibt er, „an meiner person gestanden, wollt ich die sach lieber E. Mt. annemblicher u. fruchtbarlicher ausgericht haben."

Mark Twains humoristische Schriften.[1])

-e- Mehr noch als auf andere Menschenkinder scheint auf Humoristen das Wort gemünzt, das Goethe zum Leitwort von Wahrheit und Dichtung wählte: *ὁ μὴ δαρεὶς ἄνθρωπος οὐ παιδεύεται*: nur wer tüchtig Hiebe abgekriegt in der Schule des Lebens, versteht — wenn er ein geborenes Sonntagskind — herzhaft zu lachen und lachen zu machen. Cervantes wurde zum Krüppel geschossen und kam in die Sklaverei. Regnard weiß in der „Voyage de Laponie" so seltsame Schicksale zu berichten, als in der „Provençale". Molière war von Rücken und Tücken seiner Zeitgenossen hart heimgesucht, bevor er die Mitwelt damit zum besten hielt, Rabelais durch eigenen Schaden klug geworden, bevor er seine thörichte Lebensweisheit „bis zum Scheiterhaufen exclusive" zum besten gab. Swifts Komik wächst aus tragischen Irrungen hervor; Fritz Reuters Festungstid pflückte Feigen von den Disteln. Dickens verewigt in einer langen Reihe lustiger Meisterwerke mit die traurigsten Eindrücke einer trüben Jugend; den leibhaftigen David Copperfield hat uns erst die von Forster umständlich gebuchte Lebensbeichte des Dichters erkennen gelehrt, wie wir den „Grünen Heinrich" mit anderen Augen ansehen seit Bächtolds urkundlichen Mittheilungen der Tagebücher und Briefe von Gottfried Keller.

Der abenteuerliche Humor von Mark Twain wurzelt gleichfalls in ganz absonderlichen Erlebnissen des Autors. Ein Sohn Amerika's, von Kind auf hingegeben dem Reiz der fremdartigen, gewaltigen Landschaft des Mississippi, in den Wechselfällen eines muthwilligen Vagantentreibens zum Beobachter und Chronisten wunderlicher Schlafcameraden berufen, schlägt er sich als Schiffsjunge, Druckerlehrling, Laufbursche, Lootse, Goldgräber, Reporter, Wandervortragsmeister durch, bis er unversehens auf die Erzmine im eigenen Innern stößt. Als Feuilletonist und Skizzenschreiber gewinnt er die Gunst der Landsleute, neckt er als Gast die Pfahlbürger des alten Continents. Als Liebling der Leser beider Welten erwirbt er Hunderttausende, die er hernach wiederum in verkehrten Speculationen gefährdet. Fortuna's Launen prüfen, wecken, stählen und steigern allerhand Lauuen ihrer Hätschelkinder; sie tassen auch Mark Twain alle Töne greifen vom specifischen, auf engen Kreis beschränkten Yankee- bis zum verwegensten, allerorten willkommenen Welthumor.

Es ist ein Verdienst der zur Aufschrift genannten deutschen Ausgabe seiner sorgsam ausgehobenen, lesbar übersetzten Hauptwerke, diese nahen Beziehungen zwischen Mark Twains Art und Kunst zu verdeutlichen. Man sieht, wie sein Lebensberuf seine literarische Entwicklung bedingt. Zunächst durch die vortreffliche Gruppirung der Bände.

[1]) Stuttgart, Robert Lutz. Deutsche Ausgabe. Band I—VI.

Digitized by Google

I und II nehmen den naturgemäßen Ausgang mit Tom Sawyers und Huckleberry Finns Kindergeschichten, uramerikanischen und doch internationalen Max- und Moritz-Streichen, dem unverkennbaren Niederschlag der harmlosen und doch phantastisch reichen Jugendeseleien des Autors und seiner ungezogenen Spielcameraden. Band IV und V führen uns zu seinen romantisch gefärbten, bisweilen ins Barummäßige und -Unmäßige gesteigerten Flegeljahren als Bootsmann, Goldgräber und Journalist (erlebte Märchen aus dem „Gold- und Silberland", die Wilbrandt ohne weiteres in sein Drama „Bernhard Lenz" hinübernahm). Mitteninne stehen in Band III die Clownssprünge des Skizzenbuches und der Schlußband bringt außer Mark Twains excentrischen Gastspielen, die vom Rigi bis zum Niagara, von Auerbachparodien im Schwarzwald nach Konstantinopel, von deutschen Studentenduellen zu Londoner Zweckessen überspringen, eine runde, muntere Lebensgeschichte von Samuel Langhorne Clemens (VI, 240—288): so lautet bekanntlich der Hausname unsrer lustigen Person; Mark Twain, sein Kriegsname, ist nur von einem Matrosenruf auf dem Mississippi herübergenommen. Die wilde und doch rechtschaffene Jungenzeit, die (just so wie Tom Sawyers ausgelassene Knabenzeit) ihr Strafgericht meist „an dem südlichen Rückenende" des Kleinen fand; die Wander-, Kriegs- und Lehrjahre, die Schnurren und Schrullen des wackeren Junggesellen; die Bräutigamsleiden und Ehestandsfreuden von Mark Twain nehmen sich da wie die Grundtexte seiner Hauptschriften aus, deren Lob in deutschen Landen — zumal nach Anton E. Schönbachs gescheiten und gediegenen Aufsätzen über andere amerikanische Erzähler und die humoristische Prosa des 19. Jahrhunderts in „Westermanns Monatsheften" und der „Deutschen Rundschau" — nicht mehr zu singen ist.

Mark Twain ist Meister in der Kunst des parodistischen Aufsitzers; der kaltblütige Pince-sans-rire, der mit unerschütterlicher echter oder gemachter Ueberlegenheit als Bürger der neuen Welt alle Sitten, Stätten und Modethorheiten des alten Continentes hänselt. Der Schweizer Bergsport ist in Daudets „Tartarin sur les Alpes" anders, nicht witziger, verspottet worden, als in Mark Twains Rigi- und Riffelberg-Besteigung; die italienischen Museal-Wütheriche werden in dem Capitel „Michel Angelo" abgeführt; der Zeitungs- und Reclame-Schwindel aller Lande findet in Mark Twain einen Nachedämon, der die spitzigsten Bosheiten mit erstaunlicher Ruhe losschießt; „die wahre Geschichte des Duells zwischen Gambetta und Fourtou" wird unsre Urenkel im 20. Jahrhundert noch lachen machen, wenn kein anderes Zeugniß von den parlamentarischen Händeln der dritten Republik in den Massen mehr lebendig sein wird. Und ähnlicher Meisterstücklein wäre noch mindestens ein halb Dutzend zu nennen. Bei anderen Skizzen können wir freilich die Erinnerung nicht loswerden, daß Mark Twains Frau angeblich jeder Sinn für ihres Mannes Witze abgeht. Beim Tode seiner Mutter soll der Humorist denn auch geäußert haben, jetzt lebe kein Glied mehr in der Familie, das seine Witze verstehen könne. So schlimm ergeht's Mark Twain nun sicher nicht in Deutschland. Nur ein Pedant stößt sich an „nicht alademischen" Gliederverrenkungen eines Akrobaten. Wir finden nur nicht all seine kleinen Schwänke gut oder gleich gut.

Desto ungemischter ist unsre Freude an Mark Twains regem Landschaftsgefühl. Seine Mississippi-Beschreibung ist eine Personification von mythenbildender Kraft; seine Berg- und Stollengänge in Nevada haften trotz oder wegen der Wortkargheit der Darstellung unvergeßlich in unserm Andenken. Und ebenbürtig heben sich von solchen einzigen Hintergründen seine Lieblingskinder ab: Land und Leute sind in Tom Sawyers Abenteuern einander würdig. Wir würden diesen ersten Band für untadelig halten ohne die falsche (vielleicht absichtlich falsch gemalte, fratzenhaft wirkende) Indianer-Romantik des Schlusses. Sonst aber welch ergötzliche reiche Belebung echter Rangen- und Gassenbuben-Künste; „wer von den Lesern jemals ein Junge gewesen ist," heißt es einmal, „wird genau wissen, was ich meine." Rechte Jungen sind nun allerdings nicht ganz so selten, wie rechte Künstler: immerhin aber Ausnahmen im Zeitalter des allgemeinen Drills. Mark Twain zählt jedenfalls zu diesen liebenswerthen Irregulären: „da ihr gewiß schon die Abenteuer von Tom Sawyer gelesen habt," heißt es anderswo, zu Beginn von Huckleberry Finn, „so brauche ich mich euch nicht vorzustellen. Jenes Buch hat ein gewisser Mark Twain geschrieben und was drin steht, ist wahr — wenigstens meistentheils. Hie und da hat er etwas dazu gedichtet, aber das thut nichts. Ich kenne niemand, der nicht gelegentlich einmal ein bischen lügen thäte, ausgenommen etwa" die eine und die andere rührendkomische Contrastfigur, so vor allem Tante Polly, eine Frauengestalt, die in ihrer milden Beschränktheit und beschränkten Milde mit Dickens' besten verwandten Charakteren sich messen darf. Nicht minder selbstherrlich wirken die Raufbolde (wie der Prahler Arkansas), die Goldgräber und Schenkwirthe des „Gold- und Silberlandes". Angesichts solcher Typen merkt man, daß der Scherz Mark Twain so wohl ansteht, weil er auch auf den rechten Ernst sich versteht, wie nur ein rechter Mann und ganzer Poet. Seinesgleichen trifft man nur in Kometenjahren: wünschen wir ihm (und seinem wackeren deutschen Dolmetsch) deßhalb, daß er immer mehr seinhörigen, geschmackvollen Freunden auch in deutschen Landen begegnen möge. Wer sich an deutschen Philisterkomödien müde geärgert, mag und kann sich an diesen urgermanischen, tollen und in aller Tollheit grundgescheiten Geschichten erholen: zumal jetzt, wo der Frühling verzweifelte Versuche macht, sich durchzusetzen, sei die deutsche Mark Twain-Ausgabe als Reisebegleitung den Freunden originaler Kunst aus Herz gelegt. Seine Schriften schlagen in das (von keiner formalen Aesthetik anerkannte und doch unbestreitbar vorhandene ausgezeichnete) Fach der „Bücher, die gut sind, im Freien gelesen zu werden". Sie allein vertragen als echte Naturgewächse die Nachbarschaft von Wald und Berg und See und blühender Flur.

Mittheilungen und Nachrichten.

Bis ans Ende der Welt! Astronomische Causerien von Dr. F. J. Studnička, a. ö. Professor der Mathematik an der k. k. B. Universität. Zweite ergänzte Auflage. (Mit zahlreichen Illustrationen.) Prag 1896. Druck von F. Simáček. VII. 216 S. 8°. — Wenn auch diese originelle Schrift den Charakter einer Gelegenheitsschrift nicht verleugnen kann und will, vielmehr sich unumwunden als solche zu erkennen gibt, so wird sie doch vielen Lesern eine sehr anregende Lectüre darbieten, wie sich dies ja auch schon in der Nothwendigkeit, eine zweite Auflage erscheinen zu lassen, ausspricht. Der durch Arbeiten auf dem Gebiete der reinen Mathematik wohlbekannte Verfasser versetzt uns in eine Kurisbader Zufallsgesellschaft, von deren Mitgliedern mit Vorliebe astronomische Unterhaltung gepflogen wird, und nach Beendigung der Curzeit findet sich die Mehrzahl der Freunde wieder in Prag zusammen. Was bei diesen Zusammenkünften verhandelt worden ist, führt uns der Verfasser in anmuthender, lebendiger Darstellung vor.

Von dem etwas materiellen Boden Kurisbads aus machen die Genossen mit Vorliebe Ausflüge ins Firsterngebiet, und insbesondere ist es die Frage der Weltenentstehung, welche auf die kleine Gruppe etwas aufregend wirkt, mehr als dies der Geist des Sprudels an und für sich erlauben sollte. Daß vor Kant und Laplace schon Wright eine in den Grundzügen nahe verwandte kosmogonische Hypothese aufgestellt habe, wird mit Recht hervorgehoben. Später ist es hauptsächlich das astronomische Prag, das den Reisenden unter sachkundiger Führung gar manche Merkwürdigkeiten offenbart.

Die Namen Kepler, Bürgi, Tycho Brahe, Rudolf II., Bachäbel treten uns hier entgegen; in der böhmischen Hauptstadt wird auch die berühmte Originalhandschrift der „Revolutiones“ des Copernikus aufbewahrt, deren Werth die k. k. Beamten dan 1832 mit einem Werthe von 30 Kreuzer Conventionsmünze in Anschlag gebracht haben. Im deutschen Polytechnikum wird der Hörsaal aufgesucht, in welchem dereinst Doppler lehrte, nachdem zuvor das Doppler'sche Princip und dessen hohe Bedeutung für die Messung kosmischer Ortsveränderungen sehr gründlich auseinandergesetzt worden war. Dies greift natürlich ein in die Spectralanalyse, die dann ebenfalls eine eingehende Schilderung anläßlich des Umstandes findet, daß zuerst 1648 der Prager Mediciner Marcus Marci, der auch in der Geschichte der Mechanik mit Achtung genannt wird, auf die Dispersion des Lichtes aufmerksam gemacht und mithin als Vorläufer Newtons zu gelten habe. Tycho's Grabmal in der Teynkirche gibt natürlich wiederum Anlaß zu retrospectiven Betrachtungen, und ein gleiches gilt für die Orte, an denen der Begründer der modernen Beobachtungskunst während seines kurzen Prager Aufenthaltes sich seiner Thätigkeit hingab. Seinen großen Sextanten birgt noch jetzt die Universitätssternwarte, die im übrigen den wißbegierigen Fremdlingen gar nicht gefällt und in ihrem unscheinbaren Aeußern nicht ahnen läßt, daß dort Weineks angezeichnete Mondbilder entstanden sind. Selbstverständlich bleiben auch die Kepler'schen Gesetze nicht ohne Besprechung, welche der Urheber ja auch in Prag aus dem Zahlenmeere der ihm zur Bearbeitung übergebenen Beobachtungsregister herauslas. Neu war dem Referenten die Nachricht von dem Streite, welcher anno 1518 nar dem Universitätsreibmaal zwischen den beiden Magistern Wenzel von Saaz und Paul von Přibram über die geographische Länge von Prag ausgefochten wurde und bei dem es sich um eine Differenz von $8^1/_2{}^0$(!) handelte, ohne daß die Schiedsrichter, weil eben jedes der beiden Kämpen aus guten Quellen geschöpft zu haben behauptete, sich zu einem anderen Spruche als dem hätten aufraffen können, jeder von beiden möge eben weiter nach seiner Art Ephemeriden herausgeben. Die hier durchgeführte Verknüpfung von Orts- und Wissenschaftsgeschichte hat etwas sehr reizvolles, und es wäre gar nichts dagegen einzuwenden, wenn der Verfasser noch etwas mehr ausgegriffen hätte. Für eine etwaige dritte Auflage sei ihm z. B. das Anfangsstadium der k. böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften empfohlen, unter deren Aegide sich gegen Ende des vorigen Jahrhunderts eine Anzahl tüchtiger Verteeter der exacten Wissenschaften an den Ufern der Moldau zusammengefunden hatte. Daß He. Studnička (S. 173) Copernicus als Slaven feiert, finden wir wohl bezeichnend, denn den von ihm früher in seiner Biographie[1]) des großen Astronomen gegebenen Aufschlüssen zufolge weist dessen Ursprung auf den damals zu Böhmen gehörigen und erst später vollständig germanisirten Theil Schlesiens hin. Wir möchten die Möglichkeit, daß Copernicus Blut eine czechische Beimischung hatte, keineswegs verneinen; jedenfalls aber war er nicht im entferntesten ein Pole, und daß er selbst als Deutscher betrachtet sein wollte, kann seiner ganzen Lebensgeschichte nach keinem Zweifel unterliegen. S. Günther.

W. Photographisches Facsimile der Mediceischen Handschrift des Aeschylus. In einer Culturgeschichte des 19. Jahrhunderts wird der Photographie ein wichtiges Capitel zu widmen sein. Zunächst für die Kunst in vielfacher Weise ausgenutzt und der Weckung und Befriedigung des Schönheitssinnes in den weitesten Kreisen des Volkes dienlich, läßt sie immer mehr auch der Wissenschaft ihre segensreichen Wirkungen zu gute kommen und die Phototypie macht vielen Gelehrten mit leichter Mühe zugänglich, was bisher nur einzelnen zu sehen und zu prüfen vergönnt war. Vor uns liegt ein mit Hülfe der Photographie hergestelltes Abdruck der berühmten und für die kritische Behandlung des Textes einzig maßgebenden Handschrift des Aeschylus, welcher ein so getreues Abbild bietet, daß man den Text hier fast besser und leichter liest, als in der Handschrift selbst. Das italienische Unterrichtsministerium, auf dessen Kosten das Facsimile hergestellt wurde, hat sich um die philologischen Studien ein schätzenswerthes Verdienst erworben und den Wunsch vieler erfüllt, welchen das Erscheinen des Facsimile von Sophokles im Jahre 1885 rege gemacht hatte. Auch der niedrige Preis (100 Lire) ist dem Ministerium als Verdienst anzurechnen. Die wunderbar gelungene Herstellung (begonnen im Jahre 1890) stellt der Officinn foto-meccanica del R. Istituto Geografico Militare di Firenze ein glänzendes Zeugniß ihrer Leistungsfähigkeit aus. Mögen andere ebenso interessante Handschriften bald nachfolgen!

M. N-r. Eine Prophetin der Babis. Die Ermordung des Schahs von Persien durch einen sanntlichen Babisten bringt mir die Dichtung einer Wiener Dame in Erinnerung, des Frln. Marie v. Najmajer, welche bisher soviel wie unbekannt geblieben ist, aber in Wahrheit ein besseres Schicksal verdient; denn wenn auch die künstlerische Form dieser Dichtung nicht makellos ist, so ist ihr Stoff von einer Großartigkeit, die sobald kein zweiter bieten dürfte, und die Hand, die sich an die Bewältigung dieses Stoffes wagte, war zwar zart, aber doch gewiß nicht unberufen. „Gurret-ûl-Ean, ein Bild aus Persiens Neuzeit“ (Wien, 1874. Verlag von L. Rasner), lautet der Titel dieser Dichtung. Dieser Titel ist vielleicht allein schuld daran, daß sie keine Verbreitung fand; denn auch schon 1874 war man des Turbans und Kaftans, des Bülbüls und der Houris in der Poesie herzlich satt bei uns geworden; der persische Titel ließ solche Scherze aber mit Unrecht vermuthen, denn Marie v. Najmajer hat in dem ganzen kleinen Epos keine Spur von der conventionellen orientalischen Poesie der vierziger und fünfziger Jahre. Sie ist sogar durch ihren engen Anschluß an die Wirklichkeit der Geschichte von einem Realismus, der ihrem Geschmack alle Ehre macht. Denn diese Wahrheit bewirkt es, daß heute noch nach 22 Jahren sich diese Dichtung mit frischem Interesse liest; ja es wird nur noch dadurch gesteigert, daß der Verlauf der persischen Geschichte der Auffassung der Dichterin in allen Stücken Recht gibt. Den Inhalt des Epos macht die religiös-sociale Reformbewegung aus, welche in Persien in den vierziger Jahren auftrat und die zur Zeit des Thronwechsels, der den nun ermordeten Schah Nasr-Eddin zur Regierung brachte, 1846 ihren Höhepunkt erreichte. Urheber der Bewegung war Bab, der in der Darstellung der Najmajer als ein wahrer Heiliger erscheint; die Dichterin beruft sich im Nachwort auf ihre zuverlässigen Quellen und versichert: „daß alle hier erzählten Ereignisse, die sich in der Oeffentlichkeit abspielen, streng historisch sind“. Bab war nur Gelehrter, nur der begeisterte Sprecher, der Prophet; er wollte gar nicht kämpfen, und er wurde auch viele Jahre seines Lebens gefangen gehalten, aber er wirkte durch seine Lehre. Diese Lehre trat dem abergläubischen Islam entgegen; sie war eine Lehre der Liebe, sie wollte die alte reine Lichtreligion des Zoroaster wieder beleben, mit Ausschließung des Ahriman. Social erstrebte sie auch eine Reform in der Stellung des orientalischen Weibes. Es sollte die Vielweiberei abgeschafft, die Frau dem Manne gleichgestellt werden; als Symbol dieser Reformbestrebungen galt auch die Ablegung der im Orient üblichen Gesichtsschleier der Frauen. Diese Ideen fanden nun sehr viele Anhänger in Persien, wo man mit der Despatenwirthschaft abwechselnd unzufrieden war, und nun war der Kampf zwischen den Herrschenden und den Babisten gegeben. In diesem Kampfe trat Serin, eine Frau aus vornehmer Familie, wegen ihrer außerordentlichen Schönheit genannt die „Augenwonne: Gurret-ûl-Ean“, besonders hervor. Die historische Wahrheit Serins, ihrer bedeutsamen Stellung und ihres heldischen Martyriums ist außer Zweifel, und man begreift nun leicht, warum sich gerade die Phantasie einer Dichterin an diesem Stoffe entzündete, und warum die Prophetin Serin und nicht ihr Heiland Bab in den Mittelpunkt des Epos gerückt wurde. Serin kämpft für den Fortschritt ihres ganzen Geschlechts, für seine Befreiung, nachdem sie an sich selbst die tiefen Demüthigungen erfahren hat, denen ein edles Weib im orientalischen Eheleben ausgesetzt ist. Diese Partien der Dichtung sind die allerschönsten. Die Erzählung führt uns die Gefangennahme Babs und seine ruchlose Verurtheilung zum Tode vor Augen. Bei der Execution, die von christlichen Söldnern am 19. Juli 1849 in Tebris vollzogen wurde, weil man den persischen mißtraute, ereignete sich ein „Wunder“: keine einzige Kugel traf Bab, er wurde dann (nach der Najmajer'schen Dichtung) einfach niedergestoßen, und zwar von einem Perser. Sein und des Volkes Verhalten auf dem Wege zur Richtstatt erinnerte die Dichterin so lebhaft an die Passionsgeschichte, daß sie Mühe hatte, die Aehnlichkeit nicht gar zu sehr herauseuchten zu lassen. Die eigentliche Heldin ihrer Dichtung stirbt auch, und zwar in einem freiwilligen Martyrium, das sie ganz nach Art der christlichen heiligen Frauen förmlich sucht. Gurret-ûl-Ean soll gerettet werden; einflußreiche Männer bieten die Hand dazu; sie braucht beim Verhör nur „Es lebe der Schah!“ zu rufen; aber selbst zu dieser Lüge will sie sich nicht verstehen. Sie haßt den neuen Schah, der sich so wenig als möglich mit den Regierungsgeschäften abgeben will, dem alle Propheten und ihre Gegner höchst gleichgültig sind, da er nur genießen und nichts als genießen will.

[1]) J. Studnicka, Mikuláš Koperník, Prag 1873.

Digitized by Google

En verfällt „Augenwanne" dem Scheiterhaufen, den sie mit anderen Bobisten besteigen muß (16. August 1852). — Die Dichtung ist, wie gesagt, nicht makellos. Die gestaltende Kraft der Dichterin ist dem großartigen Stoff denn doch nicht ganz gewachsen; es fehlt ihrer Sprache die rechte Anmuth und die eigentlich epische Gegenständlichkeit, obwohl sie sich stellenweise zu großem Schwung erhebt. Aber trotz alledem ist dieses Epos ein sehr werthvolles Werk, denn im Geiste erwies sich Marie v. Najmajer vollkommen auf der Höhe ihrer Aufgabe: ihr scharfer Verstand, ihr klares Uebersehen der Situation, ihr durch die Geschichte nachher vollständig gerechtfertigtes Charakterbild des jungen Schah Nasr-Eddin, ihre Schilderung der Frauen im Orient u. dergl. m. verdienen aufrichtige Anerkennung, und es ist zu wünschen, daß „Gaeret-Ul-Enn" nach den 22 Jahren, die seit seinem Erscheinen verstrichen sind, der Vergessenheit entrissen werde, der es unverdient anheimfiel. Dann käme eine verdienstreiche und liebenswürdige Dichterin endlich zur wohlverdienten Anerkennung.

* Der Besuch der deutschen Universitäten hat sich in den letzten Jahren im ganzen nicht erheblich gesteigert. Im Durchschnitt des Studienjahrs von Michaelis 1886 bis dahin 1887 befanden sich auf den 20 Universitäten im Deutschen Reiche und auf der Akademie zu Münster, sowie auf dem Lyceum zu Braunsberg 28,044 Immatriculirte Studirende, im Studienjahre 1894/95 dagegen 28,165; die Zunahme auf Hundert mit 0.43 bleibt sonach ziemlich weit hinter der Bevölkerungszunahme zurück. Nichtsdestoweniger ist das Anwachsen der Studentenschaft in einzelnen Facultäten überaus stark. Die juristische Facultät nimmt hiebei die erste Stelle ein. Bei ihr fanden sich im Studienjahre 1886/87 5328 Studenten, im Studienjahre 1894/95 aber 7483, was eine Steigerung um 40.45 vom Hundert bedeutet.

* **Erlangen.** Nach an unsrer Universität hat man in den Vorlesungen der juristischen Facultät des Entwurfs zum Bürgerlichen Gesetzbuch gedacht; Prof. Dr. Hellwig liest: „Grundzüge des Entwurfs eines Bürgerlichen Gesetzbuches für das Deutsche Reich. Allgemeiner Theil und Obligationenrecht", zweistündig, Prof. Dr. Sohling: „Besgl., Familienrecht", einstündig, und Prof. Dr. Kipp: „Ueber den Entwurf des Bürgerlichen Gesetzbuches, Sachenrecht und Erbrecht", zweistündig. Die Vorlesungen erfreuen sich zahlreichen Besuchs.

* **Leipzig.** Der seitherige Privatdocent an unserer Universität Dr. Otto Fischer wurde zum außerordentlichen Professor der medicinischen Facultät ernannt. — In der philosophischen Facultät hat sich Dr. phil. Störring für das Fach der Philosophie habilitirt. — An der hiesigen Universität hat sich eine socialwissenschaftliche Vereinigung gebildet. Der grundlegende Paragraph der Satzungen lautet: „Die social-wissenschaftliche Vereinigung dient keiner einzelnen politischen, social-wirthschaftlichen oder religiösen Richtung. Ihr Zweck ist: Aufklärung über soziale Fragen zu schaffen, besonders durch Vorträge und gegenseitige Aussprache." Den ersten Vortrag über „die socialen Pflichten der Gebildeten" hält Prof. Sohm, dessen Sohn, nebenbei bemerkt, dem Vorstand der neuen Vereinigung angehört. — Am 2. Mai starb hier nahezu 80jährig nach längerem Leiden der Dichter Julius Sturm, geboren zu Köstritz in Reuß und ebenda bis 1885 als Pfarrer thätig. Seine Stärke bestand in religiöser Lyrik von zweier Innigkeit, für die er eine klare, gutte Form zu finden wußte. Feuchtbar ohne eigentliche Wiederholung in diesem bestimmten Kreis, unternahm er doch auch gelegentliche lyrische Ausflüge in die dem religiösen Bereich benachbarten Gebiete des Patriotismus, der Kinder-, Märchen- und Fabelwelt.

* **Berlin.** In die Centraldirection des kaiserl. Archäologischen Instituts trat der bayerische Gesandte Graf von und zu Lerchenfeld-Köferlag zu Berlin und Professor Dr. G. Körte in Rostock als Mitglieder eingetreten. — Das 25jähr. Professorenjubiläum feierte am 4. Mai der Geh. Medicinalrath Prof. Dr. August Luene, Director der Universitätspoliklinik und Klinik für Ohrenkranke in Berlin. Luene, einer der ältesten Ohrenärzte Deutschlands, hat der Ohrenheilkunde eine Heimstätte an unsern Universitäten verschafft. Auf seine Anregung wurde in Berlin 1874 die erste Poliklinik und 1881 die erste Klinik für Ohrenkrankheiten durch den Staat errichtet.

* **Petersburg.** Dieser Tage verstarb in Tiflis der Generalmajor a. D. N. F. Dumitsch im Alter von 75 Jahren, der fast sein ganzes Vermögen — ca. 40,000 Rbl. — dem Literaturfonds zu Petersburg vermacht hat, damit russischen Literaten und Gelehrten daraus Unterstützungen ausgezahlt würden. — In Odessa starb Wladimir Jalawlew, Professor an der Universität und Leiter der Bibliothek, der sich um die Geschichte Rußlands und des Orients verdient gemacht hat.

* **Athen.** Am 26. April feierte die Universität das Jubiläum der 30jährigen Lehrthätigkeit des Professors der Chemie Dr. Anastas Christomanas. Ein Schüler Bunsens und Liebigs, hat er die moderne chemische Wissenschaft in Griechenland eingeführt und ihr in dem geistig wiedererstandenen Lande große praktische Ziele gewiesen. Als Verfasser grundlegender Lehrbücher ist er Urheber der aus dem alten Wortschatze mit Rücksicht auf den internationalen Gebrauch geschöpften fachwissenschaftlichen Terminologie; ihm ist auch die Gründung des mustergültigen chemischen Laboratoriums, dessen Leiter er ist, zu verdanken.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 4. bis 6. Mai folgende Schriften eingegangen:

Graf Paul v. Hoensbroech: Die Claiche. Berlin, A. Haack 1896. — Monatliche Nachweise über den Auswärtigen Handel des deutschen Zollgebiets, hggb. vom kais. Statistischen Amt. März 1896. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht 1896. — Dr. Wilhelm Kaufmann: Die Commissare der Caisse der ägyptischen Staatsschuld und das internationale Recht. Ebd. — Allerhöchst bestätigtes Reichsrathsgutachten vom 26. Februar 1896, die Waarenzeichen betreffend. Aus dem Russischen übersetzt und mit Anmerkungen versehen von R. v. Lingen. Ebd. — R. C. May: Die wirthschaftliche Entwicklung; Jahresbericht der Firma Alexander Jahn u. Co., Hamburg December 1895. Ebd. — *La consolidation intérieure* de l'Autriche-Hongrie et son role dans la question orientale. Paris, Léon Chailley 1896. — St. v. Koźmian: Das Jahr 1863; Polen und die europäische Diplomatie. Autoris. deutsche Bearbeitung von Dr. S. R. Landau. Wien, Karl Konegen 1896. — M. Bär: Die Politik Pommerns während des Dreißigjährigen Krieges (Publikationen aus den k. preußischen Staatsarchiven. 64. Bd.). Leipzig, S. Hirzel 1896. — Richard Schmidt: Die Çukasaptati (Textus simplicior); aus dem Sanskrit übersetzt. Kiel, C. F. Haeseler 1894. — Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild. Lfg. 251 (Mähren und Schlesien 5. Heft). Wien, Alfred Hölder. — W. A. Gründorf v. Zebegény: Grozer Tauriſt; Wanderungen in der reizenden Umgebung von Graz. Graz, Leykam 1896. — August Mau: Führer durch Pompeji; auf Veranlassung des kais. deutschen archäologischen Instituts verfaßt. 2. Aufl. Leipzig, Wilhelm Engelmann; Neapel, J. Furchheim 1896. — Römischer Kalender deutscher Nation für das Jahr 1895. VI. Jahrg.; begründet von Hermann Allmers, fortgeführt von Anton Breitner. Rom, Ed. Müller; Leipzig, W. Drugulin (Comm.). — Franz Smutny: Anleitung zur Behandlung des Fahrrades und dessen praktische Verwendung insbesondere für militärische Zwecke. Graz, Paul Cieslar (Comm.) 1896. — Wilhelm Frhr. v. Schwarz-Senborn: Eine Idee zur Bekämpfung der Bakterien als Krankheitserreger. Als Manuscript gedruckt. — Kurnig: Entvölkerung der Erde; das Nichtsein nach dem Tode. Ein neunhibitistisches Glaubensbekenntniß u. Programm. — Hermann Hohn: Der handschriftliche Nachlaß Bernhard Herzogs in der Frankfurter Stadtbibliothek. Drei pfälzische Wappen. (Sonderabdruck.) — Franz Müller: Vaterlands- und Soldatenlieder. Quedlinburg, Chr. Friedr. Vieweg 1896. — Kantstudien; philosophische Zeitschrift, hggb. v. Dr. Hans Vaihinger. Bd. I. Heft 1. Hamburg u. Leipzig, Leopold Voß 1896. — The *Catholic University* Bulletin. Vol. II. Nr. 2. April 1896. Washington, D. C. — Akademische Revue: Zeitschrift für das internationale Hochschulwesen, hggb. v. Dr. Paul v. Salisberg. Heft 19 (II. Jahrg. 7. Heft) April 1896. München, Akademischer Verlag. — Annual report of the Trustees of the *Public Library* of the *City of Boston*. Boston, Rockwell and Churchill 1896. — Alpenheim; Monatsschrift fürs deutsche Volk, redigirt v. Joseph Steiner. 1. Jahrg. Heft. 1. 2. Aufl. St. Johann im Pongau, Gastav Adolf Vibus 1896. — Katalage: Leo Woerl, Würzburg: Reisebücherverlag Saison 1896. — J. Tauffig, Prag, Nr. 86: 1789—1815; Revolution u. Napoleon. — Georg Lissa, Berlin, Nr. 19: Literatur des 19. Jahrhdts. — Breitkopf u. Härtel, Leipzig: Musikalischer Monatsbericht 1896 Nr. 4. April. — Th. Kampffmeyer, Berlin, Nr. 363: Literaturgeschichte, Theater, Sprachwissenschaft ꝛc.

Jahrgang 1896. München, Donnerstag, 7. Mai. Nummer 106.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Die allgemeine Wechselfähigkeit. Von Dr. Ludwig Zick. — Volksbibliotheken in Deutschland! Von Dr. Chr. Rueppredht. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die allgemeine Wechselfähigkeit.

Es ist Mode geworden, mit unverhohlener Geringschätzung auf alle Gedanken und Anschauungen herabzublicken, die im vorigen Jahrhundert, dem vielgeschmähten Zeitalter der Aufklärung, die führenden Geister mit sich fortrissen und die sich in der ersten Hälfte unsres Jahrhunderts Eingang in die Gesetzgebung verschafft haben, Gedanken, die noch vor einem Menschenalter zum Glaubensbekenntniß aller Gebildeten gehörten. Jemand, der es heute wagen sollte, sich als Manchester-Mann zu bezeichnen, wird verspottet und angefeindet, und selbst das Wort „liberal", noch vor wenigen Decennien eine Empfehlung, hat einen üblen Beigeschmack bekommen. Ohne Zweifel geht man in der Verdammung der „liberalen Errungenschaften" vielfach zu weit, indem man den großartigen Fortschritt vergißt, den uns jene Zeiten gebracht haben; aber trotzdem fristet noch manche Einrichtung aus jenen Tagen unangefochten ihr Dasein, die vielleicht besser beseitigt würde. Zu diesen Einrichtungen gehört meines Erachtens die allgemeine Wechselfähigkeit.

Die deutsche Wechselordnung ist ein Gesetz, das so recht aus der Hochfluth der liberalen Bewegung stammt; wurde sie doch im Jahre 1848 vom Frankfurter Parlament als allgemeines Reichsgesetz verkündet. Artikel 1 dieses Gesetzes lautet: „Wechselfähig ist jeder, welcher sich durch Verträge verpflichten kann." In der Meinung, daß es sich um eine unabweisbare Folgerung aus dem Grundsatze der Gleichheit aller vor dem Gesetz handle, hat man jeder handlungsfähigen Person die volle Wechselfähigkeit verliehen. In den folgenden Zeilen soll untersucht werden, ob denn die Wechselfähigkeit wirklich für jeden ein Bedürfniß ist; dann, ob es sich hier wirklich um eine nothwendige Consequenz der allgemeinen Rechtsgleichheit handelt; endlich wollen wir prüfen, ob nicht der jetzige Zustand gewisse Gefahren in sich birgt.

Daß der Wechsel für den Handel ein Bedürfniß ist, kann nicht bezweifelt werden. Es handelt sich darum, einen Schuldschein zu schaffen, der leicht von Hand zu Hand gehen kann und dadurch Sendungen von Metallgeld erspart. Das Wechselrecht hat den Zweck, die Erfüllung dieser Aufgabe zu erleichtern, insbesondere soll die sog. „Wechselstrenge", die den beklagten Wechselschuldner so ganz besonders ungünstig stellt, die Uebertragbarkeit des Wechsels fördern. Für denjenigen aber, der von allem kaufmännischen Getriebe weit abseits steht, haben alle diese Bestimmungen keinen Sinn. Es bietet ihm keinen Vortheil, wenn die von ihm ausgestellten Schuldurkunden leicht von Ort zu Ort und von Hand zu Hand wandern können; für den Kleinbürger, Bauer, Arbeiter oder Subalternbeamten hat das Bewußtsein, sich an fernen Orten ohne besondere Schwierigkeit Credit verschaffen zu können, gar keinen Werth. Ein Bedürfniß der Wechselfähigkeit ist also für die große Mehrheit unsres Volkes absolut nicht vorhanden.

Man mag zugestehen, daß das Princip der Gleichheit aller Staatsbürger vor dem Gesetz fordert, daß jedem die Möglichkeit zugestanden wird, sich wechselmäßig zu verpflichten; denn man kann sagen, es müsse jedem unverwehrt sein, jegliche sittlich zulässige Verpflichtung auf sich zu nehmen, wenn er will. Aber unsre allgemeinen Rechtsgrundsätze fordern auf der anderen Seite, daß niemand gezwungen werden kann, civilrechtliche Verpflichtungen auf sich zu nehmen, von denen er keine Kenntniß hat. Das Unterzeichnen eines Wechsels hat jedoch so eigenthümliche Folgen, daß man unmöglich voraussetzen kann, daß jede beliebige Person, die einen Wechsel ausstellt, von den Verpflichtungen, die sie dadurch übernimmt, Kenntniß hat. Es ist also nöthig, daß irgend eine Garantie dafür geboten wird, daß nur solche Leute einen Wechsel vollgültig unterzeichnen, die sich der Folgen dieses Schrittes bewußt sind, oder bewußt sein sollten.

Wenn jemand einen gewöhnlichen Schuldschein ausstellt, so braucht er keine besondere Rechtsbelehrung; auch der einfachste Mann weiß, daß er durch einen Schuldschein seine Bereitwilligkeit erklärt, eine bestimmte geschuldete Leistung zu erfüllen. Wenn er bei Ausstellung des Scheines im Irrthum war, wenn er die Leistung, deren Zahlung er versprach, in Wirklichkeit gar nicht schuldete, oder wenn er durch Betrug zum Unterzeichnen bewogen wurde, so kann er sich durch eine Einrede gegen die Verurtheitung schützen; denn das Gesetz sorgt dafür, daß niemand gezwungen werden kann, mehr zu zahlen, als er schuldig ist. Anders beim Wechsel. Die Wechselordnung enthält den verhängnißvollen Artikel 82: „Der Wechselschuldner kann sich nur solcher Einreden bedienen, welche aus dem Wechselrechte selbst hervorgehen, oder ihm unmittelbar gegen den jedesmaligen Kläger zustehen." Dieser Artikel ist außerordentlich wichtig und wirkt im kaufmännischen Verkehr sicherlich segensreich; denn er bietet im Verein mit dem privilegirten Zwangsvollstreckungsrecht des Wechselprocesses die Gewähr einer prompten Rechtspflege, welche die unerläßliche Vorbedingung für die Circulationsfähigkeit des Wechsels ist. Aber für jene Leute, denen der Wechsel nichts weiter sein soll, als ein Schuldschein, der niemals in den kaufmännischen Verkehr einzutreten braucht, kann dieser Artikel sehr gefährlich werden, und in der Hand gewissenloser Wucherer ist er recht geeignet, zu der Schlinge zu werden, die den ahnungslosen Kunden umgarnt. Wer des Wechselrechts unkundig ist, der kann das Vorhandensein dieser eigenthümlichen Bestimmung nicht ahnen; denn sie steht mit dem gewöhnlichen Billigkeitsgefühl durchaus im Widerspruch. Man kann sich deßhalb nicht wundern, daß die meisten Gefahren, die aus der allgemeinen Wechselfähigkeit entspringen, in der Anwendung dieses Artikels wurzeln.

So ist es z. B. eine Consequenz dieses Artikels, wenn ein Erkenntniß des Reichs-Oberhandelsgerichts (6. Oct. 1871) besagt, daß die exceptio non adimpleti contractus als Einrede aus der causa civilis dem Wechsel gegenüber unstatthaft sei. Setzen wir also den Fall, ein Bauer wolle von einem Capitalisten Geld leihen; der Capitalist sagt, er sei gegen einen Wechsel zu dem Geschäft bereit; der Wechsel wird ausgestellt und übergeben, das Geld aber hinterher nicht bezahlt, so wird der arme Bauer, wenn der Capitalist am Verfalltag den Wechsel durch einen Indossator einklagen läßt, verurtheilt, das Geld, das er nie erhalten hat, zurückzuzahlen, auch wenn er sich zu dem Beweis erbietet, daß er nie einen Pfennig bekommen hat; er wird mit seiner Einrede gar nicht gehört; denn sie ist im Wechselprocesse „unstatthaft". Allerdings kann der arme Geprellte einen neuen Proceß anstrengen, um sein Recht zu erhalten; aber wenn ihm ein gewissenloser Geldmann gegenübersteht, so wird es diesem leicht werden, ihn vor nochmaliger Anrufung des Gerichts abzuschrecken, zumal, da unser Bauer ohne Zweifel alles Vertrauen zu einem Gerichte verloren hat, das ihn im ersten Processe zur Zahlung verurtheilte im Widerspruch zu seinem guten und seinem Laienverstand so klar scheinenden Recht. Mehrere Erkenntnisse unsrer höchsten Gerichtshöfe haben ausgesprochen, daß Einreden, die darthun, daß sich ein Wechsel auf betrügerisch oder durch verbotenes Spiel erworbene Forderungen gründet, nur dem unmittelbaren Contrahenten gegenüber zulässig sind; sie nützen also nichts, wenn der Betrüger den Wechsel an einen Unbetheiligten weiter begeben hat, was wohl meist der Fall sein wird. Schließlich existirt auch eine Entscheidung des Reichsgerichts (28. März 1883), die ausdrücklich ausspricht, daß die auf wucherischen Geschäften beruhenden Wechsel nicht ungültig sind.

Alle diese Entscheidungen stützen sich auf den citirten Artikel 82 der Wechselordnung. Solche Grundsätze mögen für den Handelsverkehr ungefährlich, vielleicht sogar unentbehrlich sein; aber ich glaube, daß es niemand als eine nothwendige Folgerung aus dem Grundsatz der Gleichheit aller vor dem Gesetz ausgeben kann, wenn solche Vorschriften gegen Leute angewendet werden, die von ihrem Vorhandensein nichts ahnen. Man muß im Gegentheil zugestehen, daß die unbeschränkte Wechselfähigkeit für alle verkehrsunkundigen Leute eine große Gefahr ist.

Unter den Folgen der Wechselfähigkeit hat besonders unser Bauernstand zu leiden, der ja durch seine Creditbedürftigkeit ohnedies stets in Gefahr ist, in wucherische Hände zu fallen. Die sorgfältigsten Untersuchungen über ländlichen Wucher, die vom Verein für Socialpolitik im Jahre 1887 veröffentlichten Gutachten, zeigen uns zwar, daß der Wechselwucher noch nicht die gefährlichste Form des Wuchers ist, aber sie zeigen uns doch auch manches, was die hier ausgesprochenen Ansichten bestätigt. So berichtet z. B. Freiherr v. Cetto aus dem rechtsrheinischen Bayern: „Bei allen Geschäften des Geldwuchers spielt der Wechsel immer eine Hauptrolle; zwar haben häufige Belehrungen und Warnungen den Leuten einen schwachen Begriff von dem Aussehen und der Gefährlichkeit des Wechsels hin und wieder beigebracht; im ganzen jedoch wird man mit der Behauptung nicht fehl gehen, daß die meisten Bauern, welche einen Wechsel unterschreiben, dies in der Meinung thun, einen einfachen Handschein zu unterzeichnen." Auch aus Westfalen, Brandenburg und aus der Provinz Sachsen wird über wucherische Benützung des Wechsels geklagt; der Bericht aus Oldenburg hebt besonders hervor, daß die Wechsel in neuerer Zeit viel häufiger geworden seien. Lehrreich ist ferner das Gutachten des Schriftführers des Trier'schen Bauernvereins, in welchem folgende bezeichnende Stelle vorkommt: „Für den Landmann ist ein Bedürfniß der Wechselfähigkeit nicht vorhanden; er wird nie ein volles Verständniß derselben erlangen; darum bleibt der Wechsel ein Mittel, den Landmann zu schädigen. Darum ist wenigstens der Landmann von der Wechselfähigkeit auszuschließen." Auch Buchenberger, dieser ausgezeichnete Kenner unsrer bäuerlichen Verhältnisse, scheint in seinem Gutachten einer Beschränkung der Wechselfähigkeit principiell nicht abgeneigt zu sein; er hält den Plan jedoch für indiscutabel wegen der Schwierigkeit, die Grenzlinie festzustellen.

Gerade die Feststellung einer Grenzlinie scheint mir aber keine Schwierigkeit zu haben. Oben wurde darauf hingewiesen, daß der Wechsel nur für den kaufmännischen Verkehr ein Bedürfniß ist, und daß der Grundsatz der allgemeinen Rechtsgleichheit höchstens fordert, daß jedem die Möglichkeit gegeben ist, sich wechselrechtlich zu verpflichten. Es wurde oben schon auf die Nothwendigkeit hingewiesen, eine Garantie dafür zu bieten, daß das eigenartige und den gewöhnlichen Rechtsgrundsätzen direct zuwiderlaufende Institut der Wechselstrenge nicht gegen Unkundige angewendet werde. Diese Garantie kann dadurch geboten werden, daß man die Wechselstrenge auf jene Leute beschränkt, die im Handelsregister eingetragen sind. Damit kann der Wechsel auf den Kreis derer beschränkt werden, die seiner bedürfen, auf die Leute, die im kaufmännischen Verkehr stehen. Ein Wechsel, den jemand ausgestellt hat, der nicht im Handelsregister eingetragen ist, braucht deßhalb nicht ungültig zu sein, er kann als gewöhnlicher Schuldschein behandelt werden. Natürlich würde es mit Durchführung dieser Reform nöthig werden, das Handelsregister zu öffnen, d. h. es müßte jeder Person freistehen, sich ins Handelsregister eintragen zu lassen und damit die volle Wechselfähigkeit zu erwerben; denn das Bedürfniß der Wechselfähigkeit ist nicht auf jene Personen beschränkt, die nach heutigem Recht sich ins Handelsregister eintragen lassen können (und müssen). Gegen die Oeffnung des Handelsregisters wird wohl nichts eingewendet werden können, da sich nicht absehen läßt, was es schaden sollte, wenn auch Personen, die zwar keine Kaufleute sind, aber doch am kaufmännischen Verkehrsleben theilnehmen, sich freiwillig unter das Handelsrecht stellen. Auch braucht man nicht zu fürchten, daß auf diese Weise die allgemeine Wechselfähigkeit, die man verbannen möchte, durch ein Hinterthürchen in unser Recht wieder eindringe; denn es ist doch höchst unwahrscheinlich, daß ein Arbeiter oder Bauer, den ein Wucherer zum Unterzeichnen eines Wechsels nöthigt, sich leicht überreden läßt, sich auch noch ins Handelsregister eintragen zu lassen; zumal, wenn diese Eintragung an Erlegung einer Gebühr geknüpft ist, und wenn die Registerbeamten verpflichtet sind, den Nichtkaufleuten, die sich zur Eintragung melden, eine Rechtsbelehrung zu ertheilen.

Thatsächlich besteht ein ähnlicher Zustand, wie er hier vorgeschlagen ist, in einem unsrer Nachbarstaaten, in der Schweiz, und zwar zur Zufriedenheit des Publicums und der Behörden. Das schweizerische Obligationenrecht spricht, wie unsre Wechselordnung, den Satz aus, daß jeder, der sich durch Verträge verpflichten kann, wechselfähig ist; es fügt aber gleich die Beschränkung bei, daß die processuale Wechselstrenge nur gegen solche Leute Anwendung finde, die im Handelsregister eingetragen sind. (O.-R. Art. 720, 811 f.) Interessant sind die vor Einführung des Obligationenrechts gepflogenen Berathungen, in denen viel für und gegen die Beschränkung der Wechselfähigkeit gesprochen und geschrieben wurde. Sehr richtig betont die ständeräthliche Commission, daß ein Bedürfniß nach processualer Wechselstrenge nur für die eigentlichen Geschäftsleute anzuerkennen sei, denen der Wechsel als Zahlungsmittel und Werthaustauschzeichen diene. „In diesem Sinne gefaßt," heißt es in einem Gutachten

der Commission, „muß der Wechsel, um dem Verkehr zu genügen, allerdings mit den Attributen eines möglichst raschen und präcisen Vollzuges ausgestattet sein. Im entgegengesetzten Sinne hinwider wird diese Executionsstrenge Angehörigen andrer Berufsclassen, welchen die Folgen derselben nicht geläufig sind, und welche darauf vermöge ihrer wirthschaftlichen Verhältnisse und Einrichtungen nicht vorbereitet sind, gefährlich werden; für diese ist aber der Wechsel selbst kein Verkehrsbedürfniß." Meines Erachtens könnte man noch weiter gehen als das Obligationenrecht und, wie oben angegeben, die Wechsel aller derjenigen, die nicht ins Handelsregister eingetragen sind, nur als gewöhnliche Schuldscheine gelten lassen und nicht, wie nach Schweizer Recht, als Wechsel ohne processuale Wechselstrenge. Doch das sind Zweckmäßigkeitsfragen von geringerer Bedeutung, über die man sich leicht verständigen kann, wenn man in der Hauptsache einig ist.

Dr. Ludwig Fick.

Volksbibliotheken in Deutschland!)

Von Dr. Chr. Ruepprecht.

Deutschland steht seit lange an der Spitze der Culturstaaten, was das allgemeine Schul- und Bildungswesen anlangt. Wir haben wie eine allgemeine Militär-, so auch eine allgemeine Schulpflicht. Und da durch die Sonn- und Feiertags- und die Fortbildungsschulen, oder wie die Anstalten sonst heißen, auch nach dem Besuche der eigentlichen Volksschule für die Weiterbildung der jungen Leute gesorgt ist, welche nicht in höhere Schulen kommen, so möchte man glauben, der Staat und die Gemeinde hätten damit das Ihrige und genug gethan. Denn dann könnten und sollten die jungen Leute so weit gebildet und selbständig sein, daß sie selbst je nach Neigung und Verhältnissen für das Weitere sorgen würden.

Allein das ist in Wirklichkeit nicht so und reicht wenigstens in unsrer Zeit nicht mehr aus. Oder wie? müssen wir nicht, um das in den Schulen mit so großer Mühe und Aufwand an Zeit und Geld Erlernte zu erhalten und zeitgemäß wie unsern speciellen Verhältnissen entsprechend zu ergänzen und auszubilden und unsre geistigen Bedürfnisse überhaupt zu befriedigen, unbedingt mehr oder weniger lesen? Die geistigen Bedürfnisse, welche thatsächlich bestehen wie die körperlichen, wenn sie aber nicht vorhanden sind, geweckt werden müssen, sind durchaus nicht von untergeordneter Bedeutung. Wie sehr wir unsre allgemeinen und Fachkenntnisse durch geeignete Lectüre fördern können, wie wichtig eine solche in cultureller, politischer, ethischer und rein menschlicher Hinsicht ist, liegt so klar zu Tage, daß es selbst Feinde der sogenannten Bücherweisheit nicht bestreiten können. So haben wir in den Bibliotheken die Stätten zu erkennen, welche mehr als alle anderen Einrichtungen Volksbildungsanstalten im weitesten Sinne des Wortes zu sein berufen sind. Und da nun die ärmeren Leute nicht viel oder gar nichts für Erwerbung von Büchern aufwenden können und auch die bemittelteren nicht alles persönlich zu kaufen geneigt und in der Lage sind, was sie gern lesen würden, heißt es nur den Grundsatz der Arbeitstheilung auf ein anderes Gebiet übertragen, indem man allgemein zugängliche oder öffentliche Büchersammlungen errichtet, womit zugleich eine hohe Culturaufgabe erfüllt wird. Die freien öffentlichen Bibliotheken bilden eine nothwendige Ergänzung unsrer Volksschulen, Fortbildungsschulen und unsrer Bildungsanstalten überhaupt und sind für den Gebildeten noch nothwendiger als für den Ungebildeten.

Wie steht es um das Bibliothekswesen in Deutschland? Große, wissenschaftliche und Fachbibliotheken haben wir so viele und so gute, daß wir von keinem Lande der Erde darin übertroffen werden. Ja unsre Bücherschätze gehören sicherlich nicht zu den geringsten Reichthümern, die wir überhaupt besitzen. Was wir ihnen verdanken, was sie Nutzen stiften, läßt sich nicht überschauen oder gar statistisch in Zahlen ausdrücken. Nach dem „Adreßbuch der deutschen Bibliotheken, bearbeitet von Paul Schwenke"[1]) sind in 1609 Bibliotheken des Deutschen Reiches im ganzen 27,091,288 Buchbinder-Bände an Drucksachen, 240,416 Handschriften vereinigt, wofür jährlich 2,323,101 M. als Vermehrungsetat bestimmt sind. Diese ungeheure Masse von Büchern findet sich nicht etwa wie in Frankreich der Hauptsache nach in wenigen Bibliotheken centralisirt vor, sondern wir haben über das ganze Land zerstreut z. B. 96 Bibliotheken, die 50,000 Bände oder mehr ihr eigen nennen, 51 Bibliotheken mit 100,000 oder mehr Bänden, 24 mit 200,000 oder mehr, 14 mit 300,000 oder mehr und 8 mit 400,000 oder mehr u. s. w. Dabei sind durchaus nicht alle Bibliotheken aufgeführt, weil es in dem obigen Buche zunächst nur auf die wissenschaftlichen abgesehen war. Gewiß lassen auch diese wissenschaftlichen Sammlungen noch vieles zu wünschen übrig. Insbesondere fehlt es noch vielfach an den nöthigen Geldmitteln, um die vorhandenen Werke durch bessere Einrichtungen und größeres Personal, obwohl in dieser Richtung in den letzten Jahrzehnten nicht wenig geschehen ist, wirklich nutzbar zu machen. Allein die Zahl der Benutzer, bezw. der benutzten Bücher der wissenschaftlichen oder Fachbibliotheken wird und muß immer ziemlich beschränkt bleiben gegenüber denjenigen, die, für das große Publicum berechnet, fast nur Unterhaltungs- und populäre Literatur enthalten — den eigentlichen Volksbibliotheken.

An diesen sind wir in Deutschland verhältnißmäßig sehr arm und die vorhandenen sind meist nicht genügend. Es kann nicht verschwiegen oder beschönigt werden, daß für die große Masse des Volkes bei uns noch vielfach keinerlei Gelegenheit oder Anregung zur Lectüre geboten wird. In dieser Hinsicht sind wir ersichtlich weit hinter anderen Nationen zurückgeblieben, und es ist höchste Zeit, Pflicht und Ehrensache der Staats- und Gemeindebehörden, der Volksvereine und aller Besserbemittelten, dafür einzutreten, daß das Versäumte möglichst bald nachgeholt wird.

Fragen wir, was an Volksbibliotheken in Deutschland überhaupt existirt, so können wir zwar keine so gute Auskunft geben wie bezüglich der wissenschaftlichen und Fachbibliotheken. In dem obengenannten Adreßbuche der deutschen Bibliotheken sind 74 Stadtbibliotheken angegeben, die jedoch auch nur sehr wenig für unsre Zwecke in Betracht kommen, weil sie, soweit sie nennenswerth sind, mehr wissenschaftliche Interessen verfolgen. In Preußen und Bayern sind, wie wir der neuesten ungemein verdienstvollen Schrift von Professor Dr. Ed. Reyer: „Handbuch des Volksbildungswesens"[2]) entnehmen, die Ausweise über Volksbibliotheken nirgends zusammengetragen; Sachsen, wo die Bewegung schon in den 60er Jahren lebhaft war, zählte 1893: 1065 staatliche Volksbibliotheken, wofür seit 1889 jährlich 18,000 Mark ausgesetzt sind; Württemberg 1301 Volksbibliotheken, die im Eigenthum der politischen, bezw. Schulgemeinden stehen und jetzt nahezu 300,000 Bände zählen. Im Bezirk Annaberg in Sachsen treffen auf eine Bibliothek ca. 500 Bände, in Württemberg durchschnittlich 200—300. — In

---

1) Außer den gelegentlich meiner Ausführungen verzeichneten Schriften sollen zur Orientirung über die Frage noch vermerkt werden: Const. Rörrenberg, Die Volksbibliothek: ihre Aufgabe und ihre Reform. 2. Abdruck. Kiel 1896, u. W. Bube, Die ländliche Volksbibliothek. Ein kritischer Wegweiser und Muster-Katalog. . . . Berlin 1896, welch letztere der Verfasser allerdings selbst nicht zu Gesicht bekommen hat.

1) 10. Beiheft zum Centralblatt für Bibliothekswesen. Leipzig, 1893.

2) Stuttgart 1896. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger.

Berlin wurden 1892—93 für 27 Volksbibliotheken mit 100,000 Bänden und 363,000 Entlehnungen 32,300 M. ausgegeben; für Dresden lauten die Zahlen im Jahre 1893: 11 Volksbibliotheken, 33,000 Bände, 160,000 Entlehnungen, 15,000 M. Ausgaben; für Hannover: 11, 9000, 35,000, 1930; für Leipzig: 9, 15,000, 23,000, 3600; für München: 5, 24,000, 133,000, 10,000; für Bremen: 5, 15,000, 104,000, 7000; für Frankfurt a. M.: 2, 18,000, 130,000, 10,000; für Düsseldorf: 2, 3000, 19,000, 2100; für Wiesbaden: 2, 6000, 24,000, 2400. Im ganzen schätzt Ed. Reyer die Volksbibliothek-Buchentlehnungen in Deutschland zur Zeit auf etwa 4 Millionen jährlich. Hervorgehoben muß werden, daß die Volksbibliotheken in Sachsen und Württemberg bereits ein eingebürgertes Institut sind, wenn sie auch, was die Geldmittel und die Benutzung anlangt, noch viel zu wünschen übrig lassen. Verfügt doch eine sächsische Volksbibliothek im allgemeinen nur über 100 M., eine württembergische über 10—30 M.! Die bezüglichen weiteren statistischen Angaben können im Januarheft 1896 des „Centralblattes für Bibliothekswesen" nachgelesen werden. Im übrigen muß auf das obengenannte Handbuch von Ed. Reyer verwiesen werden.

Die angeführten Zahlen zeigen, was einige der größeren deutschen Staaten und Städte für Volksbibliotheken leisten. Nehmen wir dagegen England und Amerika! Manchester als hervorragendes Beispiel für England, das 1852: 23,000 Bände und 138,000 Buchbenutzungen verzeichnet, weist jetzt ¼ Million Bände mit nahezu 2,000,000 Benutzungen auf. Während im ersten Jahre täglich 4—500 Bände verlangt wurden, geben nunmehr die sämmtlichen Volksbibliotheken der Stadt weit über 6000 Bände per Tag an die Leser ab.

Die Vereinigten Staaten von Nordamerika besaßen 1891: 3803 Bibliotheken von mindestens 1000 Bänden mit einem Gesammtbestande von 31,167,354 Bänden und ungebundenen kleineren Schriften, wobei aber nicht bloß die Public Libraries, sondern auch die Bibliotheken der Universitäten, Schulen, Vereine ꝛc. eingerechnet sind; im Durchschnitt kommen auf 100 Seelen 50 Bände. Die Unterhaltung der öffentlichen Bibliotheken ist in Amerika wie die der Schulen Gemeindesache. Gesetze, welche den Gemeinden die Errichtung von Bibliotheken und die Erhebung von Steuern zu diesem Zwecke erleichtern, gibt es in vielen Staaten. New York und Massachusetts haben besondere Behörden eingesetzt, die ermächtigt sind, bedürftigen Gemeinden Zuschüsse zu geben, Fachleute zur Rathertheilung hinzusenden und gegen billiges Leihgeld ausgewählte Bücherzusammlungen, sogenannte Wanderbibliotheken auf Monate an die Gemeinden leihweise zu verschicken, und diese Gesetze haben bereits sehr fördernd auf die Entwicklung der Bibliotheken gewirkt.

„Die Bibliothek", sagt C. Nörrenberg in dem genannten Handbuche gegen Schluß des von ihm behandelten Abschnittes über die Bibliotheken Amerika's, dem wir auch die obigen Angaben verdanken, „ist eine Bildungsanstalt, die niemandem etwas aufzwingt, aber jedermann, der Bildung sucht, sie bietet; sie ist die wohlfeilste Methode, gute Lectüre zu verbreiten, und dadurch das sicherste Mittel, der Hintertreppen- und Schundliteratur die Wurzeln abzugraben. Für die Zeiten der Arbeitslosigkeit, ja für alle arbeitsfreien Stunden bietet sie dem soliden und strebsamen jungen Arbeiter oder Lehrling einen anständigen Aufenthaltsort und eine Unterhaltung edler Art; viele junge Leute hat die Bibliothek vom Pfade des Müßiggangs und damit vielleicht von dem des Lasters gerettet. Die öffentliche Bibliothek ist für viele unbemittelte und begabte junge Leute das einzige Mittel gewesen, sich höhere Kenntnisse anzueignen und dadurch in höhere Lebensstellungen, zu Besitz und Macht zu gelangen: nicht mit Unrecht nennt man sie die Universität des Volkes."

Es muß an dieser Stelle auf die großartigen Stiftungen hingewiesen werden, welche reiche Amerikaner für Volksbibliotheken gemacht haben: auf die beiden Vermächtnisse von je 10 Millionen Mark von W. Newberry und John Crerar für je eine öffentliche Bibliothek in Chicago, Tildens Vermächtniß von 25 Millionen Mark für New-York, das allerdings durch Proceß auf 8 Millionen herabgesetzt wurde ꝛc. In dem Jahre 1893—94 allein betrugen dieselben, trotz der schlechten Geschäftslage, 5½ Millionen Mark.

England und Amerika, wo die Bewegung für die Volksbibliotheken um die Mitte unsres Jahrhunderts begonnen, sind heute die Musterstätten dafür. Dort gibt es sogar eine eigene Bibliothek-Steuer. „Während die Staaten mit englischer Sprache derzeit jährlich etwa 50 Millionen Bücher in ihren Volksbibliotheken entlehnen, leisten die Staaten mit deutscher Verkehrssprache nur den 10. Theil; während die Staaten mit englischer Sprache jährlich etwa 10 Millionen Mark für ihre Volksbibliotheken ausgeben, verausgabt Deutschland kaum ⅓ Million Mark; auf eine englische Familie kommt jährlich etwa ½ M. Ausgaben für Volksbibliotheken, auf eine deutsche Familie 3—4 Pfennig."

Diese beispielsweise mitgetheilten Zahlen und sonstigen Angaben mögen genügen, um zu beweisen, wie berechtigt unsre obige Behauptung war, daß Deutschland in der That hinsichtlich der Volksbibliotheken wesentlich hinter anderen Nationen zurückgeblieben. Und bei der Wichtigkeit der Sache thut eine gründliche Abhülfe dringend noth, die nicht auf die lange Bank geschoben oder gelegentlich vielleicht zur Noth vorgenommen werden darf.

Was soll also geschehen? Wo bereits irgend welche Bibliotheken vorhanden sind, fragt es sich, ob dieselben ohne Schädigung der statutenmäßig festgesetzten Aufgabe und des bisherigen Benutzerkreises auch für Volksbibliothekzwecke eingerichtet werden können. Ob überhaupt die Interessen der wissenschaftlichen und der Volksbibliothek praktischer in einer Anstalt verbunden oder besser in zwei getrennten Anstalten gefördert werden? Im allgemeinen und besonders, was die deutschen Verhältnisse anlangt, kann man wohl sagen, daß zwar auch unsre großen staatlichen und städtischen wissenschaftlichen Bibliotheken durch technische Verbesserungen und liberale Einrichtungen fast durchweg noch viel weiteren Kreisen zugänglich gemacht werden sollten, als es bis jetzt der Fall gewesen ist, daß jedoch für das große Publicum am richtigsten eigene Büchersammlungen geschaffen werden, die dessen wesentlich verschiedenen Bedürfnissen dann auch ganz angepaßt werden könnten. Durch eine Verbindung derselben wird es leicht geschehen, daß kein Theil befriedigt wird. In Orten, wo sich ohnehin eine wissenschaftliche Bibliothek befindet, muß eine allenfalls vorhandene Stadtbibliothek im allgemeinen unbedingt als Volksbibliothek eingerichtet werden. Da und dort wird übrigens die Vereinigung verschiedener Vereins-, vielleicht auch von manchen Schul-, Kirchen- oder Amtsbibliotheken zu einer allgemein zugänglichen öffentlichen Bibliothek angezeigt erscheinen und nicht allein im allgemeinen Interesse, sondern auch in dem der betheiligten Vereine ꝛc. liegen. Sind eine oder mehrere Volksbibliotheken schon da, handelt es sich natürlich darum, ob das Vorhandene quantitativ und qualitativ entspricht. In den meisten Fällen wird es nach allem heißen, Neues zu schaffen. Denn in den kleineren Städten oder sonstigen Gemeinden besteht außer einer allenfalls vorhandenen Leihbibliothek oder einem Leseverein, welche ihren Abonnenten oder überhaupt gegen Geld Zeitschriften oder sonstige Unterhaltungsliteratur abgeben, meist gar nichts. In jeder Gemeinde, wo eine Volksschule exi-

Digitized by Google

stirt, muß auch in irgend einer Form eine Volksbibliothek oder doch eine Angliederung an eine solche geschaffen werden. Eventuell könnte durch Kreis- oder Bezirksbibliotheken die Büchervermittlung an die kleineren Gemeinden besorgt werden.[1])

Wer soll nun die Errichtung von solchen Volksbibliotheken in die Hand nehmen? Die Bürgerschaft selbst, sei es aus eigenem Antriebe, sei es auf Anregung seitens der Gemeindebehörde; wenn das nicht geschieht, und insbesondere in armen Bezirken, muß die Gemeindebehörde Mittel und Wege schaffen. Eventuell muß auch die vorgesetzte Staatsbehörde fördernd und jedenfalls überwachend eingreifen. Wenn der Zweck durch die Bürger selbst erreicht wird, ist es, abgesehen von anderem, schon deßhalb vorzuziehen, weil dann der Behörde, die ohnehin meist genug der Arbeiten und Ausgaben hat, die Hauptlasten abgenommen werden; dagegen ist die Betheiligung und Mitwirkung der Gemeinde als solcher unter allen Umständen wünschenswerth, damit die Sache schneller gefördert und für die Zukunft sicher gestellt wird.

Die einberufene Versammlung überträgt einigen geeignet erscheinenden Männern aus ihrer Mitte die Ausarbeitung weniger Satzungen und der sonst nothwendigen Vorschläge, wenn solche nicht bereits vorgelegt werden sollten. Für diesen Zweck findet man in dem von der „Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung zu Berlin" in der 6. Auflage herausgegebenen „Musterkatalog für Haus-, Vereins-, Volks- und Schulbibliotheken"[2]) und in Eduard Reyers Schrift: „Entwicklung und Organisation der Volksbibliotheken"[3]) bereits bewährte Muster. Der ausführende Ausschuß besteht am besten aus wenigen Personen, während der Gesammtausschuß viele Mitglieder zählt, die verschiedenen Volksschichten angehören, einen Vertreter des Magistrats inbegriffen, die in der Gewinnung von Mitgliedern, in der Sammlung von Geld- und Bücherspenden, durch Agitation in der auch hier so einflußreichen Presse ꝛc. außerordentlich viel nützen können. Eine Hauptsache aber ist, daß die Vermöglicheren sich dazu herbeilassen möchten, je nachdem gleich eine kleinere oder größere Summe zur Schaffung eines Grundcapitals beizutragen und thunlichst auch zur Zahlung von einem jährlichen (freiwilligen) Beitrag sich zu verpflichten. Die Stiftungen werden in einem eigenen Buche verzeichnet und bei Gelegenheit zur öffentlichen Danksagung wie zur Nachahmung bekannt gemacht. Schließt sich diesem Vorgehen die Gemeinde an, so kann man — selbst bei anfangs geringen Mitteln — an die Ausführung der Sache denken. Es handelt sich ja zunächst nicht um größere Büchersammlungen; wenn nur auch an kleineren Orten eine Gelegenheit zur Lectüre für die Bedürftigen vorhanden ist! Für diese wahrhaft edlen gemeinnützigen Interessen etwas zu leisten, wird keinen jemals reuen, gereicht jedem ebenso zur Ehre als zum eigenen Vortheil.

Wenn die zusammengebrachten Geldmittel es gestatten, legt man einen Theil derselben auf Zinsen, um mit den Zinsen und den jährlichen Beiträgen die fortlaufenden Ausgaben zu bestreiten. Am Anfang, zur Einrichtung der Bibliothek braucht man natürlich eine größere Summe. Wo die Beiträge der Behörden und Privaten nicht ausreichen, versuche man es mit der Einführung von kleinen monatlichen Leihgebühren oder dem Leih-Pfennig (etwa 2 Pfennig) für das einzelne verliehene Buch. Reyer berechnet für eine mitteleuropäische Stadt bei einer großen Volksbibliothek die Ausgaben für die Miethe auf 800 M., für Personal auf 1000 M., für Bücher ꝛc. auf 1600 M., Summe 3400 M.; bei einer mittleren Bibliothek auf 500, 600, 700 — Summe 1800 M., bei einer kleinen 300, 300, 300 — Summe 900 M. Das sind doch sehr mäßige Zahlen! Dabei ist zu betonen, daß die Bibliothek um so billiger arbeitet, je größer sie ist, entsprechende Benutzung vorausgesetzt. Während eine Entlehnung in einer kleinen Volksbibliothek 8—10 Pfg. kostet, kostet sie in einer mittelgroßen nur 4—5 Pfg.

Was übrigens das Local anlangt, so wird die Gemeinde meist in der Lage sein, ein solches unentgeltlich abzugeben. Daß dasselbe günstig gelegen ist, muß sehr berücksichtigt werden; denn wenn auch strebsame, lesedurstige Leute keinen weiten Weg noch sonstige Unannehmlichkeiten scheuen, bilden solche Umstände bei vielen anderen doch einen Grund, daß sie nicht oder nicht so oft zur Bibliothek kommen. Wenn die Räumlichkeiten nicht zu beschränkt und etwas freundlich sind, und die Beleuchtung, Erwärmung und Reinigung durch die Hausbedienung auf Kosten der Gemeinde erfolgt, fällt eine der oben verrechneten Hauptausgaben weg, und damit ist schon sehr viel gewonnen, weil man so zugleich den vielen anderen mit einem gemietheten Local verbundenen Schwierigkeiten der Steigerung, Kündigung und ähnlichem entgeht.

Ueber die weiteren Fragen der geeigneten, nutzbringenden Einrichtung und Verwaltung von Volksbibliotheken zu sprechen, ist hier in dieser Zeitschrift nicht beabsichtigt, noch am Platze. Gerade weil in Deutschland so viel für das Schulwesen aufgewendet wird, sollte man das so allgemein nützliche Institut der Volksbibliotheken nicht weiter so sehr vernachlässigen, um das Gelernte zu erhalten und wirklich nutzbringend zu machen, um so weniger, als sich hier mit verhältnißmäßig geringen Mitteln viel erreichen läßt. Und da unsre bestehenden großen Bibliotheken im allgemeinen nur den gelehrten oder doch mehr oder minder beschränkten Kreisen zu gute kommen, ist es nicht mehr wie eine That ausgleichender Gerechtigkeit und von wahrlich nicht zu unterschätzender socialpolitischer Bedeutung, wenn man auch für die bisher direct oder indirect ausgeschlossenen Volkskreise nach Möglichkeit eine entsprechende Gelegenheit zur Bücherbenutzung schafft. Je weniger es jemals möglich sein wird, alle Menschen einander gleichzustellen, um so mehr sollten jedem, der sich nur bedürftig und befähigt erweist, die Mittel zu seiner Ausbildung und damit zum Vorwärtskommen an die Hand gegeben werden.

---

1) Ueber „Dorfbibliotheken" siehe: „Der Bildungsverein". Berlin, 1894. XXIV. Jahrg. S. 17—18.

2) Hannover-Linden (1892). Verlag von Manz u. Lange.

3) Leipzig, 1893. Wilh. Engelmann.

Mittheilungen und Nachrichten.

Bibliografia Galileiana (1568—1895) raccolta ed illustrata da A. Carli ed A. Favaro. Rom 1896. VIII. 403 S. gr. 8°. — Vom italienischen Unterrichtsministerium werden fortlaufend Veröffentlichungen unter dem Titel „Indici e Cataloghi" veranstaltet,[1]) und der 16. Band dieses großen Unternehmens ist es, mit dem wir uns hier zu beschäftigen haben. Im Anschlusse an die an diesem Orte bereits zum öfteren besprochene National-Ausgabe der Galilei'schen Werke wurde eine Galilei-Bibliographie in Angriff genommen, ein vollständiges Verzeichniß aller von dem genialen Manne selbst herrührenden oder irgendwie auf ihn bezüglichen Druckschriften. Was das heißen will, vermag wohl jeder Fachmann zu beurtheilen; der Unterzeichnete, der selbst in jüngster Zeit erst auf diesem Gebiete thätig war[2]) und einen gewissen Ueberblick über die vorhandene Literatur zu besitzen glaubte, mußte mit

1) Was bisher erschienen ist, findet sich auf der Rückseite des Bandes verzeichnet. Man hat es hauptsächlich mit Editionen von Handschriften und seltenen Drucken, aber auch mit Katalogen u. dgl. zu thun. Jedenfalls gewährt die Zusammenstellung ein gutes Bild von dem regen geistigen Leben, zu dessen Entfaltung die Oberbehörde den Anlaß gegeben hat.

2) Kepler-Galilei. Von Sigmund Günther. 22. Band der „Geisteshelden", herausgeg. v. A. Bettelheim. Berlin 1896. Ernst Hofmann u. Co.

Staunen sehen, welch erhebliche Lücken in seinem Wissen bestanden. In der That, nur zwei Gelehrte, wie der seit 20 Jahren vorwiegend in dieser Forschung lebende Paduaner Professor Antonio Can. Favaro und der Bolognese Bibliothekar Alarico Carli vermochten durch Vereinigung ihrer Kräfte dieses Maß von Vollendung zu erzielen. Im ganzen sind 2108 Nummern vorhanden! Da, wo der Titel über den Inhalt schon genaue Rechenschaft gibt, hat man sich mit bibliographisch genauer Wiedergabe des ersteren begnügt, während in den anderen Fällen kurze Notizen hierüber aufklären. Man staunt nicht nur über die ungeheure Gelehrsamkeit und Belesenheit der Herausgeber, sondern auch darüber, daß in den verschiedensten Sprachen so viel über diesen einen, bei tieferem Eindringen ja freilich ungemein reizvollen Gegenstand publicirt worden ist. Der Name Favaro erscheint im Register nicht weniger denn 98 mal, ein deutlicher Beweis dafür, welche Verdienste sich der Träger dieses Namens um das Andenken des Nationalhelden erworben hat.

An einem solchen Werk zum Spitzrichter werden zu wollen, wäre an und für sich schon eine recht undankbare Aufgabe, aber sie wird dies dadurch noch mehr, daß der Kritiker in Bälde die Ueberzeugung gewinnen muß, hier sei für seine Kunst nichts auszurichten. Der Berichterstatter leugnet nicht, daß eine gewisse Neugierde ihn bewog, eine sehr große Anzahl von Stichproben vorzunehmen, und der überaus magere Erfolg dieser Bemühung bestand in der Auffindung eine einzigen Namens, der im Texte richtig genannt, im Index aber weggelassen ist. Es ist dies der Corvé's, von dem 1842 eine Uebersetzung der bekannten Libri'schen Schrift (Galilée, sa vie et ses travaux) besorgt wurde. Im übrigen zeichnet sich gerade auch das Namenverzeichniß durch höchste Genauigkeit und Zuverlässigkeit aus.

Eine tief eingehende, quellenmäßige und nicht auf ängstliche Raumersparniß angewiesene Lebensbeschreibung Galilei's, wie sie zur Zeit von einer hiefür besonders geeigneten Persönlichkeit vorbereitet wird, kann sich auf unsre Vorlage in jeder Hinsicht stützen und erfährt durch sie die ausgiebigste Förderung. Ueberhaupt wird und muß die Specialforschung, nachdem sie mit einem so vorzüglichen Hülfsmittel zu arbeiten in den Stand gesetzt ist, jetzt einen noch höheren Aufschwung nehmen. S. Günther.

㊥ **Wien**, 5. Mai. *España y Cuba. Estado político y administrativo de la grande Antilla bajo la dominación española*, ist ein auf Veranlassung der Madrider Regierung zusammengestelltes Buch, das zunächst für die auswärtigen Vertreter Spaniens bestimmt, aber überhaupt geeignet ist, als Leitfaden für jeden zu dienen, der sich über die Beziehungen des spanischen Mutterlandes zu der Colonie, sowie über deren politische, administrative, wirthschaftliche und finanzielle Zustände, sowie über die Reformen zu unterrichten, welche Spanien auf Cuba einführen will. In dem Capitel, welches von den Rechten der Cubaner handelt und einen langen Katalog von cubanischen Namen enthält, die im Heere und in der Verwaltung Spaniens hervorragende Rollen spielen, hat Juan Valera einen Anhang verfaßt, in dem er sagt: „Ich kann versichern, daß wie den Spanisch-Amerikanern stets die größten Beweise von Achtung und Liebe gegeben haben. Und zwar von den ältesten Zeiten an bis zum heutigen Tage. Marcón war Amerikaner, und wer zählt ihn nicht unter unsre großen und ruhmvollen dramatischen Dichter, vielleicht, wenn nicht ohne „vielleicht", so groß wie Lope, Calderon und Tirso? Amerikanerin war Doña Gertrudis Gómez de Avellaneda und sie gilt in Spanien als die erste unsrer lyrischen Dichterinnen. Und die Dichterin, die auch ihr kommt und die wir für die erste halten würden, wenn die Avellaneda nicht gelebt hätte, ist Sor Juana Inés de la Cruz, gleichfalls eine Amerikanerin. Ihre Eigenschaft als Amerikaner schadete weder Gorostiza, noch Bentosa de la Vega, noch Rafael Mario Barrilt, noch José Heriberto Garcia de Quevedo und hindert nicht, daß sie von uns belebt, bewundert und durch hohe Stellungen und Aemter ausgezeichnet wurden. Als hervorragende Staatsmänner und volksthümliche Feldherren haben in Spanien andere berühmte Männer von Amerika gegolten. Ich nenne nur den Marques del Duero. Alle die Persönlichkeiten, die sich in Spanisch-Amerika durch ihr Wissen, ihren Geist und ihre Kriegsthaten auszeichneten, seitdem sich Spanisch-Amerika unabhängig erklärte, wurden in Spanien ebenso gefeiert und geliebt wie in der Republik selbst, in der sie geboren wurden. So Don Andrés Bello, den wir als Sprachforscher und Verfasser eines Völkerrechts bewundern und dessen zierliche und schöne Verse wie auswendig wissen; so D. Rufino Cuervo, dessen Wörterbuch wir als eine wunderbare Arbeit anerkennen. Ebenso haben wir unsre helle Freude an den Dichtungen der beiden Carn, Mármols, Andrade's, Obligado's, Restrepo's, Olmedo's, Rubén Darío's u. a."

* **Marburg.** Der Besuch unsrer Universität übertrifft schon jetzt nach vorläufiger Feststellung die definitive Frequenz im Sommersemester 1895. Bis heute waren 980 Studirende gezählt, während es vorm Jahr 954, im letzten Wintersemester 888 waren.

* **Leipzig.** Bei der philosophischen Facultät habilitirt sich Dr. Oskar Knoblauch für Physik. Das Thema seiner Probevorlesung lautet: „Ueber die Lichtstrahlung bei niedrigen Temperaturen."

* **Dresden.** Als Rector der Technischen Hochschule ist an Stelle des verstorbenen Geheimraths Frhrn. Prof. v. Der Professor Hubert Engels gewählt.

* **Berlin.** Prof. Dr. med. Albert Guttstadt ist — als der erste Mediciner — zum ordentlichen Mitgliede des preußischen Statistischen Bureaus ernannt worden.

γσ. **Berlin**, 3. Mai. Die gestrige Monatssitzung der Gesellschaft für Erdkunde wird von dem Vorsitzenden Prof. Dr. K. von der Steinen mit Erinnerungsworten an die durch den Tod abberufenen Mitglieder der Gesellschaft, Generallieutenant v. Tietzen-Hennig und Karl Humann (Smyrna) eröffnet. Besonders ward Humanns kartographische Arbeiten von Palästina, Kleinasien und dem Ballongebiet gedacht, die einen hohen wissenschaftlichen Werth besitzen. — Nach Berichten der Brüder Sarasin, die sich nunmehr auf der Rückreise von Celebes nach Europa befinden und denen die Durchquerung des Südostarmes von Celebes in der Richtung von Ost nach West gelungen ist, vom Golf von Boni zum Golf von Tomaitè, haben diese in jenem Theile von Celebes zwei Gebirgsseen gefunden, den Matanoo-See, 12 Seemeilen lang, 3 Seemeilen breit und 480 Meter in größter Tiefe, an dem heute ein Pfahlbauerdorf besteht, dessen Bewohner Töpfer waren und Bronzesachen von der Gattung verfertigen, wie sie aus den europäischen Pfahlbauten bekannt sind; ferner den Stoouti-See, in dessen Mitte, 4½ Stunden vom Südufer, eine gebirgige Insel gelegen ist, der jedoch in größter Tiefe nur 152 Meter mißt. Die Bevölkerung von Celebes, die Toradjas, sind echte Malayen, den auf Borneo heimischen Dajaks verwandt und auf gleicher Culturstufe mit diesen. — Der Vorsitzende wies auf die beabsichtigte Begründung eines Netzes internationaler organisirter Erdbeben-Beobachtungsstationen hin, wozu beizutragen an die Gesellschaft die Aufforderung ergeht. Von den ausgelegten Werken heben wir hervor: das Reisewerk des russischen Forschers Grum Grshimailo über den Tiangschang; Professor Gerlands (Straßburg) Beiträge zur Geophysik; Baron Maydells Reisebeschreibung der Forschungen im Jakutskischen Gebiet (Ostsibirien); Karten von Central-Peru und vom abessynischen Kriegsschauplatze; Seydels Geschichten und Lieder semitischer, hamitischer und Bantu-Völker Afrika's; sowie eine Photographiensammlung aus Faroer, von Kahnheim und Grahmann gefertigt und der Gesellschaft überreicht. — Als erster Redner des Abends sprach He. Paul Matschie, Custos der Zoologischen Abtheilung im hiesigen „Museum für Naturkunde", über geographische Fragen aus der Säugethierkunde. Bis zur Mitte des Jahrhunderts gaben noch den Ausführungen des Vortragenden Reisende oder Zoologen kaum eine genaue Fundortbezeichnung selten vorkommender Species von Thieren an, Bezeichnungen wie Südafrika, Brasilien galten als genügend; die Reisenden fanden zu derartigen exacten Angaben keine Zeit, und doch, von welcher Bedeutung genaue Fundortbezeichnungen von Thieren sein können, erhellt daraus, daß, falls eine Durchgasung Afrika's vom Indischen Ocean bis Kamerun gelungen wäre und man weiter nichts aus dem Verlaufe dieser Reise wüßte, als die genau angegebene Heimath der angetroffenen Thiere, man in den Stand gesetzt wäre, die Route zu bestimmen, da die Gebirge des Nil, des Congo, des Tschad-Sees jedes eine anders gestaltete Fauna besitzen, aus deren Vorkommen man auch die Züge der grahen Nebenflüsse dieser Stromgebiete mit Sicherheit feststellen kann; so gehört z. B. die weißmäulige Meerkatze einzig dem Congogebiete an. Es mag vielleicht eine Zeit gegeben haben, wo das Festland eine gleichartige Thierwelt besaß; allein zu lange, als die geologische Zusammensetzung des Bodens so ungeheuer sich differenzirte, ist auch die Pflanzenwelt danach eine andere geworden und mit ihr die Thierwelt bis zu den Fleischfressern hinauf. Diese Wandlung wird durch die Gesetze der Chemie bedingt, die Beziehungen des Bodens zur Fauna sind heute noch deutlich erkennbar, so sind z. B. die Seidenaffen in Liberia und Sierra Leone anders als die in Kamerun. Zwei Arten

kommen nicht nebeneinander an demselben Punkte vor. So zeigt das Nordufer des Nyanza die östliche Fauna, während sonst an diesem See die westliche afrikanische Fauna vorherrscht, was vielleicht durch die Annahme eine Erklärung findet, daß an der Stelle des Nyanza ehemals zwei Flußläufe sich befunden haben mögen. So ist auch etwa bis Saratow die Fauna des Wolgagebietes der des Don und Dnjepr ähnlich, südlich dagegen verschwinden die Moschusratte, der Fuchs und der Maulwurf und an ihre Stelle treten Igel und Antilope. Der Flußlauf bildet ein Knie, die Wolga wird frühere dahin gegangen sein, wo heute der Don fließt. Viel zur Aufklärung dieser Fragen könnten genaue Untersuchungen der faunistischen Gebiete der Oberläufe des Brahmaputra, Hoangho, Jantsekiang, Irawaddi beitragen. Ueber die Verbreitung der Faunen auf der Erde steht bisher wenig sicheres fest. Analog der Vertheilung der Vögel durch Reichenow lassen sich für die Land- und Säugethiere drei Gebiete abgrenzen, die in Unterzonen einzutheilen sind und einige Anhaltspunkte zu geben vermögen: die Continentalzone, über Europa, Asien, Afrika, Amerika sich erstreckend, das madagassische Gebiet und das Australien und Polynesien umfassende australische Gebiet. Bilden die Affen für das Continentalgebiet ein Charakteristicum, so wird das madagassische durch die Halbaffen, Insectenfresser und Schleichkatzen gekennzeichnet, dazu kommen die Fingerthiere und Fledermäuse, während für das australische Gebiet die Beutelthiere neben Mäusen und Nagethieren das hervorstechende Merkmal abgeben. Als Unter- und Nebenzonen können wir bezeichnen: einmal das arktische Gebiet südlich bis zur Grenze des Baumwuchses; als bezeichnendes Säugethier hat hier der heute nur noch im östlichen Theile der amerikanischen Zone, früher bis nach Norddeutschland hin lebende Moschusochse zu gelten, dazu kommen der Eisfuchs und der Polarhase. Diese Zone scheidet sich noch Ost und West schon deutlicher, zur Ostregion gehören Elch, Renthier, Edelmarder; zur Westregion Luchs, Fuchs, Bär, Wiesel und Otter. Die nächste Region reicht von der Nordgrenze des Baumwuchses bis zu den Quellen der ins nördliche Eismeer und den Nord Atlantik fließenden Ströme. In diese Zone scheiden sich die Vertreter der Fauna für Asien und Europa von denen für Amerika. Dem Nerz entspricht in Amerika der Mink, dem Luchs der canadische Luchs, in ihrer Art verschieden von einander. Sind unsre norddeutschen Mäuse den ostsibirischen ähnlich, so vertritt den Marder Nordenglands in Rußland der Steinmarder, in Sibirien der Zobel; unser rothes Eichhörnchen findet sich in Rußland und in Sibirien grau. Für die Abgrenzung der faunistischen Provinzen sind die Wasserscheiden von hervorragender Bedeutung. Deutschland reicht im Westen ans Rhone-Gebiet, im Osten ans Kaspische Gebiet der Steppen Asiens, für die das Ziesel charakteristisch ist, nach an dem baltischen und dem Donau-Gebiet hat Deutschlands Fauna Antheil. In der Diluvialzeit hatte Deutschland solche Fauna, wie sie heute am Altai lebt, so daß der Einfluß der klimatischen Eiszeiten, ja selbst die Thätigkeit des Menschen für die Fauna der einzelnen Zonen mit in Rechnung zu ziehen ist. Vom 45. Breitegrad etwa bis zum Südrande der Sahara, also von der Wasserscheide zwischen Mittelmeer und Jadischem Ocean bis nach Centralafrika, dem Himalaya und dem mexicanischen Golf ist die folgende faunistische Zone durch ihre Eigenart charakterisirt. Sie theilt sich in die Unterzonen, westlich des Mittelmeer-Gebiets, östlich des chinesischen Gebiets, deren Verbindung durch das Kaspische Gebiet hergestellt wird, das eine Mischfauna von West und Ost aufweist, wie sie südlicher das australische Gebiet mit der hinterindischen Zone zeigt. Das mehrfach sich theilende Mittelmeer-Gebiet zeigt die Gemsen, Damhirsche, denen die Moschusthiere im kaspischen, die Inselkenfresser im chinesischen Gebiet entsprechen, in Tibet der weiß-schwarze Bär. Die Bedeutung der Wasserscheide für die faunistische Vertheilung documentirt sich besonders deutlich dadurch, daß jedes Flußgebiet eine specifische Art von Katzen aufweist, die so in einem anderen Gebiet nicht vorkommt. In Nordamerika entspricht das Gebiet von der Nordgrenze des Baumwuchses bis zu den nach Süden fließenden Strömen dem sibirischen, während die Vereinigten Staaten dem Mittelmeer-Gebiet in faunistischer Beziehung entsprechen. Ganz anders erscheint Südamerika, hier erscheinen die Brüllaffen, die breitnasigen Faulthiere, eine andere Species von Hirschen. Das patagonisch-chilenische Untergebiet zeigt in seinen Lamas und Nagetierarten den ehemaligen Einfluß eines früheren Südpolargebiets. Die Zoologie hat die Aufgabe, die Faunen in ihrer Vertheilung nach Flußgebieten zu studiren, um so Anhaltspunkte für deren geographische Ausdehnung und deren Ursachen gewinnen zu können. —

Darauf entwarf Prof. Dr. Futterer (Karlsruhe) eine vergleichende Charakteristik des Ural und des Kaukasus. Als Ost- und Südostgrenze zweier Erdtheile, durch den Contrast ihrer Erscheinung und wieder durch die Aehnlichkeit in ihrem geologischen Bau fordern Ural und Kaukasus zu morphologischer und geologischer Vergleichung auf, die allein aus der Entstehungsgeschichte beider Gebirge geschöpft werden kann, durch welche nicht allein die Bodenplastik, sondern auch biologische Erscheinungen und Siedelungen bedingt sind. Für die geologische Betrachtung ist alsdann noch der Factor der Zeit zu berücksichtigen, und die Vorgänge der Verwitterung, Abtragung und Ausschüttung sind ins Auge zu fassen. Der 1500 Kilometer weit sich erstreckende Ural ist geologisch in seiner Entstehungszeit als Einheit aufzufassen, im Süden finden wir Sumpf- und Moorgebiet, nach der Mitte hin Erzreichthum und mehr nach Norden Wald. Das Gebirge geht in parallelen Zügen, von Westen hebt sich nach Osten hin die durch Faltung entstandene Höhenlinie empor, sie streicht von Nord nach Süd in ihrer Hauptrichtung und schließt zwischen den geschlossenen Hauptketten Längsthäler ein, die uns namentlich im Mittelural begegnen. Im Osten ebnen sich dann die Gebirgswellen wieder zur Steppe. Fragen wir nach der geologischen Ursache dieser morphologischen Erscheinung, so können wir aus dem Vorkommen alter krystallinischer Gesteine in der Steppe und jüngerer Ersteinkarten auf den Höhen, sowie aus den Stufenzügen den Schluß ziehen, daß im Osten einst ein starkes Gebirge aufstieg, die heute central liegenden Theile jüngere Schichten zeigen, also nach Westen hin Zusammenschiebungen und Faltungen stattgehabt haben und sich dann im Tafelinnde verlieren. Erze und Eruptivgestein finden sich stets mehr nach Osten; da Gold, Platin, Kupfer, Mangan hier gewonnen wird, so ist diese Region die Stätte des Hüttenwesens. Es haben also im Osten vulcanische Eruptionen stattgehabt, dann haben Regen und Frost, Stürme und Sonnengluth das Gestein abgenagt, die Flüsse haben ihre Thäler erweitert und sie durch Abtragung von Geröll dann verflacht, eine Bildung, die im geologischen Mittelalter, das nach Millionen von Jahren oder nach Milliarden zählt, vor sich gegangen, während die Bildung des Urals selbst ins geologische Alterthum gehört, was sich aus der Thatsache ergibt, daß die Zone krystallinischer Gesteine am meisten gewandert ist; denn diese konnten den zerstörenden Gewalten von Wind und Wasser am längsten widerstehen. Die Flüsse sind bis tief ins Gebirge hinein schiffbar, eine Thatsache, die für das wirthschaftliche Leben im Ural von hohe Bedeutung ist. Die Siedelungen liegen heute mehr nach Osten, während das Sumpfgebiet erst noch einer Erschließung für die Cultur durch Rodung entgegensieht. Ein umgekehrtes Bild erblicken wir im Kaukasus, wo viele Stämme, von einander getrennt, ihre eigenen Sitten und Sprachen sich erhalten haben, geschützt durch die tiefen Thäler des Gebirges, diesen zerklüfteten Charakter die Trennung befördert. Die geringe Erosion, die sich hier geltend machte, hat Querthäler geschaffen, so daß ein schluchtenartiger Gebirgstypus entstanden ist. Es hat dann nach eine seitliche Zusammenschiebung der Gesteinsmassen stattgefunden, so daß keine Mulden, wie sie für Längsthäler nöthig sind, entstehen konnten. Im Kaukasus ist die Kammlinie durchweg, mit nur einer Ausnahme, auch die Wasserscheide, was im Ural nicht zutrifft. Der Kaukasus hat ein geologisch nicht sehr hohes Alter, da sich granitenes Gestein, alte Schiefer, Kreide und Jurageskein, also Ersteine des Tertiär, am Außenrande erhalten haben, während im Osten keine Grundgesteine sich finden. Die Gesteine des Elbrus und Kasbek sind durch vulcanische Eruption fremdem Gestein aufgesetzt. Das trachytische Gestein läßt die Entstehung des Kaukasus in seiner heutigen Gestalt in die jüngere Tertiärzeit datiren, und zwar hat die Bildung aus Süd nach Nord stattgefunden, so daß dann die lose Auswurfsmasse wie die Lapilligesteine erodirt wurden, während die härteren Lavamassen erhalten geblieben sind. Ein Lavastrom hat sich über das Gestein ergossen und hat so ein Hochplateau gebildet. Eine gewaltige Erosion hat dann seit der Tertiärzeit hier gewirkt und noch heute führen die Flüsse Geröllmassen. Wie in den Alpen finden wir auch im Kaukasus Gletscher und ewigen Schnee auf dem Kamm, allein es fehlen die Hochgebirgs- und Randseen der Alpen. Die Analogie in der Structur des Ural und des Kaukasus ist deutlich. Beides sind Faltengebirge mit Ueberfaltung und Ergüssen von erruptiven Gesteinen. Die Heilquellen des Kaukasus deuten hier den Vulcanismus deutlich an und stehen deshalb zu den Erzadern des Ural in Parallele. Es entsteht nun die Frage: Wird der Kaukasus so werden, wie heute schon der Ural, werden die Flüsse schiffbar werden

und wird culturfähiger Boden im Innern des Gebirges entstehen? Dies ist wahrscheinlich; denn vor langen geologischen Zeiten existirten in unserm Vaterlande die sogenannten „Mitteldeutschen Alpen", von denen heute im Thüringer Wald, im Frankenwald und Schwarzwald noch die Reste vorhanden sind; auch die Alleghanies sind aus alpinem Ursprunge zu erklären; der Charakter des Felsengebirgs ist hier verwischt. Seit palänozoischer Zeit ist der Ural aus dem Gebirgscharakter des Kaukasus entstanden, er befindet sich im Zerstörungsstadium, und die Erosion ist die stärkste auf ihn einwirkende Kraft. Die Gebirge sind ebenso wenig stabil, wie die organische Welt, nur ändern sie ihre Gestalt nicht wie diese in Jahren und Generationen, sondern im Laufe geologischer Zeiträume.

* **Königsberg.** Der bisherige außerordentliche Professor des römischen Rechts Dr. Otto Gradewitz ist zum Ordinarius in der juristischen Facultät ernannt worden.

* **Wien.** Der Professor der romanischen Philologie Dr. Wilhelm Meyer-Lübke sah sich zu Beginn des vorigen Wintersemesters in Folge hartnäckigen Leidens gezwungen, im Süden Heilung zu suchen. Fast vollständig wiederhergestellt, begann er jetzt wieder seine Vorlesungen, wobei ihm die Studentenschaft eine ehrende Ovation bereitete.

* **Paris.** Die französische Akademie zeichnete den Minister Hanotaux für seine „Geschichte Richelieu's" mit einem Preise von 9000 Fr. aus; den zweiten Preis aus dem Concours Gobert im Betrage von 1000 Fr. erhielt Ernest Daudet für sein Buch: La Police et les Chouans sous le Consulat et l'Empire. Aus dem Concurs Thérouanne wurden bedacht mit je 1500 Fr. Hr. Julian für seine Histoire de Bordeaux und Hr. de Lanzac de Laborie für: La domination française en Belgique (1795—1814), mit 1000 Fr. Léon Lerestre für die Mémoires de Gourville. — Der Secretär verlas einen Brief des Hrn. Jules Noirit in Bayas, der sich um den Sitz Alexandre Dumas' bewirbt. Noirit hat drei Bändchen Gedichte: „Rimes virilea", verfaßt, die er den Akademikern in 40 Exemplaren überreichen ließ.

* **Athen.** Bei den letzten Arbeiten behufs Renovirung des Panathenäischen Stadions waren einige interessante Funde gemacht worden. Man fand mehrere Hermen, einige Statuen des Dionysos mit dem Bart, sowie einige Bruchstücke von Statuen, die sämmtlich eine hervorragende Technik verrathen. Ferner wurde eine Marmorplatte mit einer zum größten Theil lesbaren Inschrift aufgefunden, die in das 2. Jahrhundert v. Chr. zurückgeht. Auf dieser ist ein Ariarathas aus der Dynastie von Kappadocien erwähnt, dessen Name sich auch in den Schriften des Diodor und Polybios findet. Nach Beendigung der sogen. olympischen Spiele beginnen nunmehr die Ausgrabungen von neuem. Man beabsichtigt hauptsächlich, die ganze Gegend am Hohlrund (Sphendane), sowie vor dem Abgangspunkt am Eingang zum Stadion zu untersuchen, in der Erwartung, daß außer den bereits gefundenen und im Stadion aufgestellten doppelköpfigen Hermen noch andere zum Vorschein kommen werden. Die Hermensäulen bildeten im Alterthum Ziel und Abgangspunkt für jeden einzelnen Wettkampf. Außerdem soll in der Länge des Stadions ein tiefer Graben gezogen werden, um zu sehen, ob man den ganzen Kampfplatz wird umgraben müssen. Die weiteren Arbeiten werden sich vorläufig auf die Errichtung von Marmorsitzen in der unteren Hälfte der beiden Schenkel des Amphitheaters beschränken, indem die Sitze aus Piräusstein fortgenommen und für die oberen Sitzreihen verwendet werden sollen. Für die Anlage der Marmorsitze hat der reiche Grieche Averoff aus Alexandrien wiederum eine beträchtliche Summe bestimmt. — Wie die Zeitung „Asty" mittheilt, sollen die Restaurationsarbeiten am Paethenon alsbald ins Werk gesetzt werden, nachdem das für den Bau der Gerüste nöthige Holzmaterial aus Marseille eingetroffen ist. Die Ausführung ist zehn französischen Arbeitern unter Leitung des Architekten Lemissou übertragen worden. Dieselbe Zeitung bringt die Nachricht, daß die Griechische Archäologische Gesellschaft die Ausgrabungen in Mykenae in nächster Zeit wieder aufnehmen wird. Man beabsichtigt, die Freilegung der Baureste auf der Akropolis zu Ende zu führen und die bisher noch ungeöffnet gebliebenen Gräber im Umkreise des Berghügels zu untersuchen. Die Ausgrabungen werden wieder, wie in den früheren Jahren, von Hrn. Ephoros Tsantas geleitet werden. — Die englische archäologische Schule in Athen hat in Millas unter Leitung ihres Directors Smith Ausgrabungen bei dem Orte Klima angestellt, wo früher bereits eine Bildsäule des Poseidon gefunden worden ist. Bei den bisherigen Arbeiten wurden in einer Tiefe von drei Meter eine Anzahl marmorner Stufen freigelegt, die zu einem größeren Gebäude gehören. Hr. Smith vermuthet, daß er auf den Marktplatz der Melier gestoßen ist, an welche Entdeckung sich naturgemäß eine Menge weiterer Funde schließen würde. Nach Beendigung dieser Ausgrabungen sollen solche auch an anderen Orten der Insel vorgenommen werden, und zwar, wie bereits erwähnt, hauptsächlich an der Stelle, wo seinerzeit die Statue der Venus aufgefunden wurde.

Deutsche Verlags-Anstalt. Stuttgart.

Neuigkeiten!

Soeben sind erschienen:

Vergiftete Pfeile.

Roman von

E. von Brewitz.

Preis geheftet M. 4.—; fein gebunden M. 5.—

Schatten der Vergangenheit.

Roman von

Reinhold Ortmann.

Preis geheftet M. 4.—; fein gebunden M. 5.—

Oberpfälzische Geschichten

von

J. Baierlein.

Inhalt: Aus einer kleinen Stadt. — Der Konzipient. — Der Vorsteher von Katzenreuth.

Preis geheftet M. 4.—; fein gebunden M. 5.—

Schüchterchen.

Roman von

Anton Freiherrn von Perfall.

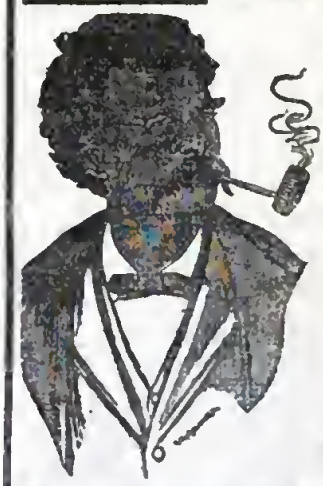
Preis geheftet M. 4.—; fein gebunden M. 5.— (3327)

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- u. Auslandes.

Verlag von **Robert Luh, Stuttgart,** Hölderlinstraße 28.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen oder direkt vom Verlag:

Mark Twain's Ausgew. Humorist. Schriften.



6 Bände à M. 1.80 broschiert, M. 2.50 eleg. gebunden.

Sämtliche Bände zusammen bestellt

M. 10.— brosch., M. 13.50 eleg. gebunden.

Die Sammlung enthält folgende Meisterwerke:

Bd. I. Abenteuer u. Streiche von Tom Sawyer.
„ II. Abenteuer u. Fahrten v. Huckleberry Finn.
„ III. Skizzenbuch. (Auserlesene Sammlung der kleineren Humoresken u. Satiren.)
„ IV. Leben a. d. Mississippi. (Nach d. fern. Westen.
„ V. Im Gold- u. Silberland. (Erlebn. in Nevada und in Kalifornien.)
„ VI. Reisebilder und verschied. Skizzen. (Unterwegs und Daheim.)

Mark Twain ist ein Liebling aller Nationen.

Seine ausgewählten humoristischen Werke bilden einen Hausschatz des gesunden Humors voll gemütlicher Anregung, Lebenserfahrung und Belehrung. (10866)

Seine Werke können j. jungen Mann und j. Erwachsenen gegeben werden

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1896. München, Freitag, 8. Mai. Nummer 107.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Ueber Fortschritte auf dem Gebiete der Religionsgeschichte. Von K. Bohnenberger. — Zur Theatergeschichte des 18. Jahrhunderts. Von Dr. E. Kilian. — Mittheilungen und Nachrichten.

Ueber Fortschritte auf dem Gebiete der Religionsgeschichte.

Die letzten Jahre haben uns mehrere größere religionsgeschichtliche Werke gebracht, und wie ein einschlagendes Buch ein anderes nach sich zu ziehen pflegt, so ist zu hoffen, daß noch weitere folgen werden. So erscheint es zeitgemäß, sich ein Urtheil zu bilden über das, was wir erreicht haben und was noch weiter zu thun nöthig ist. Und da ergibt sich, daß die religionsgeschichtlichen Arbeiten der letzten Jahre in einer Reihe von Punkten und auf mehreren Arbeitsgebieten einen beträchtlichen Fortschritt bedeuten, daß aber immer die Gesammtlage noch nicht günstig ist, so viel Interesse auch religionsgeschichtliche Arbeiten zu finden pflegen. Hatte es eine gute Weile ganz an dem gefehlt, was der Fachmann sich wünschte und dessen weitere Kreise bedurften, so ist noch heute dem Bedürfniß erst in einzelnen Richtungen abgeholfen.

Die Religionsgeschichte gehört zu denjenigen Wissenschaften, auf deren Arbeitsfelde die Männer sehr verschiedener Wissenschaften zusammentreffen, Philologen, Ethnographen und, heute leider nur in sehr beschränkter Weise, Theologen. Gelingt es solchen Arbeitsgebieten, zu Zeiten um so größeres Interesse zu erregen, so pflegt sie gegenüber diesem Vorzug auch der Nachtheil zu treffen, daß die meisten, welche ihre Arbeit diesem Gebiete widmen, nur einzelne Seiten und Stücke berücksichtigen und beherrschen. Früher hatte die Religionsgeschichte diesen Nachtheil weniger zu empfinden als heutigen Tages. Zu Zeiten, wo der Lesende und Hörende so gut wie der Darstellende in erster Linie auf große Gesichtspunkte, auf weithin wirkende Gesetze, auf eine durchsichtige Entwicklung ausgingen und die Frage nach der Richtigkeit und Genauigkeit der Einzelheiten darüber zurückschoben, da fand man sich auch auf dem Gebiete der Religionsgeschichte leichter zusammen. Und ehe die einzelnen Fachwissenschaften so sehr ausgewachsen waren wie heute, da lagen dem Meere der Sprach- und Alterthumswissenschaft philosophische und damit auch religionsphilosophische Fragen näher als heute, und zu Zeiten, da die Theologie der Philosophie sehr nahe gerückt war, vermochte der Philolog auch die Bedürfnisse und Forderungen des Theologen auf dem Gebiete der Religionsgeschichte nicht allzuschwer zu erfüllen. Nicht selten hatte sich der Philolog recht eingehend mit der Theologie selbst beschäftigt und umgekehrt. Es ist klar, wie die heutige Arbeitsweise und das heutige Auseinandergehen der Fachwissenschaften diese ganze Lage geändert haben. Die Religionsgeschichte liegt heute weitaus zum größten Theil in der Hand des Philologen. Alle vergangenen Epochen hat er aus der Literatur und anderen Culturdenkmälern zu erschließen. Hier ist in den meisten Fällen Arbeit aus erster Hand nöthig, und nur selten wird eine Theilung gelingen, bei der erst der Philolog den Stoff liefert und dann der Philosoph oder Theolog die Verarbeitung geben würde. Dagegen kann es nur den letzteren und praktischerweise in erster Linie den Theologen zukommen, die verschiedenen religiösen Factoren, ihre Natur, ihr gegenseitiges Verhältniß auch zum Gebrauche der Religionsgeschichte genügend darzulegen. Unter der gleichen Schwierigkeit hat die Erforschung der lebenden Religionen zu leiden. Die Beobachtung kommt dem Ethnographen und Reisenden zu, und er steht in der Regel den religiösen Fragen noch viel ferner, als der Philolog. So vorzügliches ethnographisches Material heute zusammengetragen wird, von den religiösen Fragen bleiben viele, und darunter die wichtigsten, unberücksichtigt. Ab und zu ist ja der Forschungsreisende als Missionar zugleich einigermaßen Theolog, aber dann pflegt sein Interesse eingeschränkt zu sein, seine Auffassung ist nicht selten befangen. Diese Verhältnisse prägen sich in dem Ergebniß aus, zu welchem wir es heute in der religionsgeschichtlichen Forschung gebracht haben, und daraus gehen auch die Forderungen hervor, welche für die weitere Arbeit zu stellen sind.

Am meisten haben wir zweifellos erreicht in Bestimmung der religiösen Vorstellungen. Diesem intellectualistischen Factor in der Religion, den Vorstellungen der Völker über die göttlichen Wesen, ist auch leichter gerecht zu werden, als anderen Seiten der Religion. Als einen besonders großen Schritt zum besseren sehe ich es an, wenn heute in weiteren Kreisen die Einsicht durchdringt, daß nicht jede Sage, jedes Märchen, jeder Volksglaube ohne weiteres als Stück des Götterglaubens, beziehungsweise als Umbildung desselben anzusehen ist, daß vielmehr Sagen und Märchen selbständige Gebilde menschlichen Geistes sind, und daß deren Gestalten von Hause aus mit der Religion gar nichts zu thun haben. Ein Gegenstück solcher Einschränkung des Gebietes der religiösen Vorstellungen wäre, wenn man lernen würde, mehr als heute geschieht, zu unterscheiden zwischen geltenden religiösen Vorstellungen und solchen Schöpfungen der Phantasie der Sänger oder Priester, welche nur im betreffenden Liede, in der einzelnen Erzählung ein singuläres Dasein haben, nie aber zur Geltung in größeren Kreisen gelangten, und weiter zwischen den Vorstellungen gewisser social höher stehender Bevölkerungsschichten und denen der Volksmassen. Mancher Gedanke, der uns in den Texten entgegentritt, hat nie außerhalb der betreffenden Stelle gegolten, und vieles, was die heiligen Schriften enthalten, war nie oder in der betreffenden Zeit nicht mehr oder noch nicht Glaube der breiten Volksschichten. Wir haben für solche Abstände zwischen den Vorstellungen der Sänger und Priester und denen des Volkes recht deutliche Belege. Solche Abstände zeigen sich schon auf niedriger Culturstufe, je höher aber die letztere ist, desto mehr können sie anwachsen. Und es können auch Priester und Sänger in der Entwicklung des religiösen Denkens führend vorangehen und Anschauungen

aussprechen, welche erst beträchtlich später zu allgemeiner Geltung kommen, oder es behalten die Lieder altehrwürdige Vorstellungen und Formeln bei, welche längst alle Bedeutung in den Gedanken der Menge verloren haben. Der Stand der überlieferten Schriften macht es nun freilich oft recht schwer, mannichfach wohl auch ganz unmöglich, dieser Forderung der Scheidung nachzukommen, aber es lohnt auch manches überraschende Ergebniß. Unter den Objecten der religiösen Vorstellungen, unter den göttlichen Wesen hat man gelernt neben den hohen himmlischen Gottheiten auch den niederen Wesen, den Dämonen, Gespenstern, Seelen der Abgeschiedenen ihre Stelle zu geben. Man schiebt sie nicht mehr ungebührlich zurück, und man hat auch nach der andern Seite wieder das rechte Maß gefunden, daß man nicht zu gunsten der letzteren die ersteren gewaltsam umdeutet, sondern beide Classen, die naturistischen und die animistischen Gottheiten, selbständig neben einander anerkennt. Man kommt auch zu der Einsicht, daß neben diesen beiden Classen göttlicher Wesen mit weiteren zu rechnen ist, daß die Schutzgottheiten, besondere Beschützer des Menschen und seines Besitzes in gewissen Lebenslagen, und daß die cultischen Gottheiten ihren eigenen Charakter und oft recht große praktische Bedeutung haben. Aber an diese Gesichtspunkte schließt sich wieder eine Reihe Fragen an, welche in der bisherigen Literatur nicht oder nicht genügend beachtet sind. Läßt sich bestimmen, welche Art von göttlichen Wesen die älteste ist, und ist etwa durch die himmlischen naturistischen Wesen überhaupt die Vorstellung der übermenschlichen, hohen Wesen geschaffen worden? Wie vollzieht sich die Umbildung naturistischer Wesen zum Charakter von himmlischen — denn nur die Thatsache der Umbildung aufzustellen, genügt nicht —, entlehnen erstere die schon fertige Gestalt der Naturgottheiten? Welches sind überhaupt die charakteristischen Merkmale der himmlischen und der animistischen Wesen, und sind auf höheren Entwicklungsstufen und bei den Culturvölkern in geschichtlicher Zeit noch neue Naturgottheiten geschaffen worden? Wann treten die einzelnen Schutzgottheiten auf, denn sie sind meist jünger, unter welchen Verhältnissen nimmt ihre Zahl in besonders starkem Maße zu, und kommen in späterer Zeit unter hierarchischem Einfluß eigene cultische Gottheiten auf und werden diese auch die Götter des Volkes? Welche Völker und welche Verhältnisse lieben es, die Zahl der göttlichen Wesen zu vermehren und damit deren Macht zu beschränken, und wo bleibt es bei wenigen gewaltigen Wesen?

Unter den Vorstellungen vom Thun und Treiben der göttlichen Mächte spielten nach den Darstellungen stets die Mythen eine große Rolle. Der Fortschritt, welcher in der Ausscheidung der Sagen und Märchen liegt, trifft die Auffassung von den Mythen in erster Linie. Auch versteht man sich allmählich dazu, die Meinung fallen zu lassen, als müßten alle Mythen von einem Princip aus erklärt werden, sei es die Sonne in ihrem Laufe, sei es das Gewitter; man erkennt vielmehr an, daß sich der Mensch auf bestimmter Entwicklungsstufe alle Naturvorgänge, die er beachtet, belebt vorstellt und daß er über alle, die sein besonderes Interesse erregen, Mythen schafft. Aber die meisten religionsgeschichtlichen Darstellungen leiden heute noch daran, daß sie diesen Mythen zu große Bedeutung zuschreiben. Es ist gewiß zu wünschen, daß ein Forschungsreisender, der nur wenig zu erfragen vermag, was er als mythisch bezeichnen kann, diese Sachlage ausdrücklich hervorhebt, aber häufig bekommt man den Eindruck, daß er darüber erstaunt ist, und dies beruht auf falscher Vorstellung von der Bedeutung des Gegenstandes. So wäre es auch von Interesse, zu erfahren, wovon der Naturmensch von selbst redet und welche Mythen erst aus ihm herausgefragt werden müssen. In den meisten Fällen werden erstere in seinem Bewußtsein eine größere Rolle spielen als letztere. Da aber die Entstehung von Mythen davon abhängt, ob der Mensch für die Naturvorgänge um sich her Interesse hegt oder nicht, und da gar nicht selbstverständlich ist, daß alle Naturvorgänge, welche nach herkömmlicher Darstellung die Grundlage der Mythen bilden, das Interesse des elementaren Menschen erregen, so wäre von großem Werthe, wenn uns ethnographische Darstellungen künftig auch sagen würden, was die Phantasie der Naturvölker beschäftigt. Unter den Mythen spielen immer noch in unsern Darstellungen die Schöpfungsmythen eine bevorzugte Rolle. Und doch ist auf niederen Culturstufen das Interesse an dem, was man selbst erlebt, viel größer, als das Interesse an dem nur erschlossenen Anfang aller Dinge. Die Schöpfungsmythen pflegen auch bei den meisten Völkern nicht zu dem ältesten Besitz zu gehören, sie bürgern sich häufig gar nicht fest ein und wechseln in kurzer Zeit. Was uns die Literatur überliefert, ist mannichfach nur die Vorstellung einzelner reflectirenden Volkskreise oder Personen und dem entsprechend können für ethnographische Aufzeichnungen solche Mythen oft nur mühselig aus den Leuten herausgefragt werden. Wer dies einmal beachtet hat, wird sich ab und zu dem Eindruck nicht entziehen können, daß manche der letzten Punkte erst durch das unablässige Ausfragen, vielleicht unter unbewußter Mitwirkung des Ausfragenden dazukamen. Auch bei nahe verwandten Stämmen gehen diese Mythen oft weit auseinander.

Bei der Darstellung der religiösen Vorstellungen der Culturvölker spielen die Indogermanen immer noch die erste Rolle. Eine Menge allgemeiner Vorstellungen, ganze Stücke des religionsgeschichtlichen Begriffsapparates sind von ihnen hergenommen. Inzwischen sind die semitischen Quellen erschlossen worden und manche allgemeine Vorstellung wird danach zu modificiren sein. So spielen bei den Semiten die oft ganz verkannten Schutzgötter eine noch beträchtlich größere Rolle als bei den Indogermanen, und wir finden bei den ersteren dämonische Geister in großer Zahl und von großer praktischer Bedeutung auch bei hoher Culturstufe. Ueber die Religion des indogermanischen Urvolkes wird man kaum viel mehr ermitteln können, als heute für wahrscheinlich zu nehmen ist. Man hat gelernt, nicht mehr die älteste indische Religion, die der Veden, einfach mit der indogermanischen gleichzusetzen, und man hat sich nun auch in weiteren Kreisen abgewöhnt, in oberflächlicher Weise trotz des Widerspruchs der Sprachgesetze indische und griechische oder lateinische, deutsche Götternamen gleichzusetzen und daraufhin zu behaupten, diese Namen seien aus der Urzeit übernommen und die Gottheit sei demnach schon in indogermanischer Zeit verehrt worden. Auch überschätzt man die Namenerklärung nicht mehr und glaubt nicht mehr ohne weiteres aus dem Namen die Bedeutung des Gottes erschließen zu können, als ob der Name immer aus der hauptsächlichen und ursprünglichen Thätigkeit des Gottes geschöpft sein müßte, und als ob nicht auch die Bedeutung des Gottes in verschiedenen Zeiten verschieden gewesen sein könnte. Aber immer muß noch über die Anerkennung eines Gottes als indogermanisch oder dessen bloße Zuweisung an das von der Gesammtheit schon losgelöste Einzelvolk die Sprachwissenschaft entscheiden. Eine so junge Wissenschaft nun, wie die indogermanische Sprachwissenschaft, entwickelt sich rasch und bietet oft in recht kurzer Zeit ganz verschiedenartige Ergebnisse. Der Religionshistoriker, wenn er Philolog ist, hat aber in der Regel sein Hauptarbeitsfeld nicht auf sprachlichem, sondern auf literargeschichtlichem Gebiete, und so greift er manchmal fehl. Ein Grundstück unsres heutigen Wissens über die religiösen Vorstellungen der Indogermanen

Digitized by Google

ist, daß sie einen Himmelsgott kannten, dessen Name sich gleicherweise im griechischen οὐρανός (Himmel) und dem indischen Götternamen Varuna erhalten hat. Früher hatte man, ohne genauere Rechenschaft darüber geben zu können, οὐρανός und Varuna gleichgesetzt, später mußte man das Recht der Gleichsetzung bestreiten, heute wissen wir wieder, daß beide Worte Laut um Laut identisch sind. Nun wird heute noch in mancher religionsgeschichtlichen Darstellung Varuna als indogermanischer Gott in Anspruch genommen, einfach weil man die Gründe gegen die Gleichsetzung beider Worte nicht kennt oder sich darüber wegsetzt. Umgekehrt konnte aber noch in letzter Zeit ein Bearbeiter der ältesten indischen Religionsgeschichte, der die Entdeckung macht, Varuna sei aus semitischem Gedankenkreise entlehnt, ohne weiteres die Gleichsetzung Varuna=οὐρανός abschütteln. Gegenüber solchen Beispielen des Fehlgreifens ist dem Religionshistoriker genaue Auseinandersetzung mit den sprachwissenschaftlichen Fragen nicht zu erlassen. Für die jüngeren Zeiten dann, für die religiösen Vorstellungen der schon getrennten indogermanischen Völker, ist da, wo wir eine große Anzahl von literarischen Denkmälern in weiter zeitlicher Ausdehnung besitzen, wie bei Indern und Griechen, der Entwicklungsgang noch nicht so erschlossen, wie man erwarten könnte. Auf griechischem Boden haben wir wohl einige Musterstücke, aber meist begnügt man sich doch auch hier, wie auf indischem Boden, damit, die Vorstellungen einiger Hauptperioden zu bestimmen. Wer gesehen hat, was gerade für Erforschung der Entwicklung auf dem Gebiete des Alten Testamentes erreicht ist, staunt immer wieder, wie wenig die reichen Schätze auf griechischem und indischem Boden ausgenützt sind. Ja auf indischem Boden befinden wir uns in gewissem Sinne geradezu in einer rückläufigen Bewegung. In der Erklärung der alten Literatur wächst der Einfluß der einheimischen indischen Tradition wieder, und diese unterdrückt naturgemäß die Anerkennung von Entwicklung und Veränderung, so gut wie die jüdische Tradition dies gegenüber den älteren Schriften des Alten Testamentes thut.

Die Darstellung der religiösen Vorstellungen ist in den meisten Religionsgeschichten das wichtigste Stück, daran pflegt sich dann als Schlußstück eine Beschreibung des Cultes anzuschließen. Damit sind aber ganz wesentliche Stücke der Religion übergangen, darunter dasjenige, welches beim Fachmanne wie in weiteren Kreisen das größte Interesse beanspruchen müßte, und in welchem auf dem Boden des Christenthums geradezu der innerste Kern der Religion gesehen wird, das religiöse Gefühl und das religiöse Verlangen. Durch die gläubige Beziehung zu den göttlichen Mächten fühlt sich der Mensch erhoben über die Unvollkommenheiten des irdischen Lebens, getröstet und gestärkt in der Trübsal, und in dieser gläubigen Beziehung verlangt er auch von ihnen Lebensförderung über die menschliche Kraft und die natürlichen Bedingungen hinaus. Dieser Gefühls- und Willensfactor verlangt in der Religionsgeschichte ebenso ernstliche Beachtung, wie er sie in der christlichen Theologie findet, und es genügt auch für die Religionsgeschichte nicht, ab und zu gelegentlich auf einzelne Seiten desselben hinzuweisen, derselbe hat vielmehr ein selbständiges Stück der Darstellung zu bilden, so gut wie die religiösen Vorstellungen. Die übliche Behandlung erschöpft den Inhalt der einzelnen Religionen so wenig, als die christliche Religion aufgeht in der christlichen Lehre und dem christlichen Culte. Dies sind Gesichtspunkte, die für den Theologen selbstverständlich sind. Und nun ist es doch recht eigenthümlich, wenn man ihm speciell religionsgeschichtliche Lehrbücher und Vorlesungen bietet, in welchen das fehlt, was ihm der Kern der Religion ist. Mit eingehender Vorführung von phantastischen Mythen und mit Einzelheiten aus dem Culte ist ihm wenig gedient. Kein Wunder, wenn er geringes Interesse für eine solche Religionsgeschichte zeigt. Wohl ist es besonders bevorzugten Naturen unter den Religionshistorikern gegeben, schon von sich aus das zu finden, was noth thut; für den durchschnittlichen Arbeiter auf dem Felde der Religionsgeschichte ergibt sich aber die unbedingte Forderung, daß er sich wie in ethnographischen, so auch in theologischen Fragen gewisse Kenntnisse erwerbe. Diese Forderung könnte im Princip wohl auch näheres Studium der Religionsphilosophie erfüllen, aber deren Abstractionen werden selten so instructiv sein, wie die conrrete lebende Religion. Nun ist es wohl gar nicht so leicht, den literarischen Quellen oder auf dem Durchmarsche bei wenigtägigem Aufenthalte einem Volksstamme das genügende über diese Seite der Religion abzugewinnen, aber die Forderung bleibt doch, und im alleräußersten Falle hat die Darstellung wenigstens ausdrücklich zu gestehen, daß sie über diesen Punkt nichts zu geben weiß, damit es nicht aussieht, als sollte das Bild vollständig sein. Wer sich aber einmal der Aufgabe unterzieht, wird finden, daß die literarischen Quellen mehr bieten, als man von vornherein erwartet. Demnach ist der Religionsgeschichte die Aufgabe zu stellen, daß sie in den einzelnen Religionen und Epochen den Stand dieses religiösen Gefühls und Verlangens untersucht: ob diese Factoren stark hervortreten oder nicht, ob sie sich im gewöhnlichen Gang d.s Lebens äußern oder nur gegenüber großen Ereignissen, ob der Mensch sich im allgemeinen in den Weltlauf fügt und vorherrschend nur gegenüber Menschen Hülfe verlangt, oder ob er sich auch aufbäumt gegen Naturereignisse und ihnen gegenüber auf des Gottes Schutz rechnet; ob die Unterwerfung unter den Willen des Gottes mit Freudigkeit erfolgt oder nur mit ohnmächtigem Sträuben, ob der Mensch von der Gottheit nur Förderung in äußeren Dingen begehrt, oder auch solche für sein psychisches Leben, ob er eine innerliche Verbindung mit der Gottheit kennt, und welcher Art die ist, ob sie sein ganzes Leben durchzieht oder nur in Augenblicken besonderer Erhebung auftritt, ob sie mystisch, ob ekstatisch ist. Die letzteren Punkte sind mehrfach behandelt worden, aber auch hier handelt es sich zum Theil noch immer darum, sie in den Zusammenhang zu stellen. Der vergleichenden Religionsgeschichte fällt dann weiter die Aufgabe zu, was so an einzelnen Religionen festgestellt ist, zu ordnen und zu verbinden, zu zeigen, wo Anfänge, Fortschritte, Rückschritte anzunehmen sind. Wo liegt der Anfang der Religion? Sind zuerst die religiösen Vorstellungen oder das religiöse Gefühl und Verlangen? Sind aber die Vorstellungen von übermenschlichen Wesen früher als die Gefühle und das Verlangen, so ist doch deutlich, daß sie erst durch letztere religiöse Bedeutung erhalten. Kräftig aber wird das religiöse Gefühl und Verlangen erst mit der Fähigkeit, sich frühere Gefühlszustände deutlich zu vergegenwärtigen, kommende im voraus zu empfinden, wechselnde Zustände an einander zu messen. Erst wo man sich frühere Zustände des Glücks im Augenblicke der Noth vergegenwärtigt, wird durch den Contrast das Gefühl des Uebelbefindens zur höchsten Höhe gesteigert. Und welchen Einfluß haben die Cultur- und Lebensbedingungen auf die Entwicklung des religiösen Gefühls und Verlangens? Auch von der Art der religiösen Vorstellungen sind letztere abhängig. Wo die Vorstellungen für die Anknüpfung des Gefühls nicht taugen, da verkümmert letzteres. Es entwickelt sich verschieden animistischen und hohen naturistischen Gottheiten gegenüber, nur bei dem hohen und gewaltigen Charakter der letzteren kann es sich zu reicher Blüthe entfalten. Wo eine Gottheit nicht mehr taugt und daneben der Wandel der Vorstellungen eine andere geschaffen hat, welche dem religiösen Verlangen mehr Befriedigung bietet, pflegt sich letzteres zur neuen Gottheit

hinüber zu wenden. Die frühere mag dann in den Vorstellungen der Gläubigen noch eine Weile eine Rolle spielen, ihre praktische Bedeutung schwindet. Umgekehrt eine Gottheit, welche das religiöse Verlangen in hohem Maße befriedigt, pflegt auch die Vorstellungen zu beschäftigen, nach dem praktischen Bedürfnisse werden also auch die Vorstellungen umgebildet, und an der Entstehung von Schutzgottheiten ist das religiöse Bedürfniß in hervorragender Weise betheiligt. Die große Zahl von Mythen, in welchen ein Gott auftritt, beweist nicht seine specifisch religiöse Bedeutung, in der starken Vermenschlichung liegt vielmehr eine Gefahr für das religiöse Gefühl, und es ist ein glücklicher Dualismus, welcher letzteres doch häufig von den Einwirkungen der anthropomorphen Vorstellungen frei hält.

In allen Religionen ist des Menschen Sittlichkeit religiös bestimmt, und dem entsprechend zieht auch die heutige Religionsgeschichte zum mindesten bestimmte ethische Fragen in Betracht. Aber sie werden doch meist recht nebensächlich behandelt, etwa in einem Anhang an die religiösen Vorstellungen angeschlossen. Nun ist aber die Reihe der sittlichen Fragen, welche religiös bestimmt sind, oder welche ihrerseits bestimmend auf die Religion einwirken, so beträchtlich, daß für die Sittlichkeit eine eingehende Behandlung in der Religionsgeschichte zu verlangen ist. Wo man auf die Grundfragen eingeht, hat man zunächst zu bestimmen, weßhalb überhaupt die Sittlichkeit allgemein religiös motivirt wird. Dann bei den einzelnen Religionen und Stufen handelt es sich darum: in welchem Maße ist die Sittlichkeit religiös bestimmt, wie weit gehen die Sittengebote der Götter, auf welche Punkte legen die Götter besonderen Werth und wie verhält sich der Götter eigenes Wesen zu diesen Punkten? Wie macht die Gottheit den Menschen mit seinen Verpflichtungen bekannt, stellt sie dieselben nach Maß seiner Kräfte oder darüber hinaus, wie behandelt sie ihn, wenn er die Gebote erfüllt oder nicht erfüllt, um welchen Preis gewährt sie ihm wieder Verzeihung? Welche Götter sind speciell die Sittengesetzgeber und weßhalb, und warum geht diese Function zu Zeiten an andere Götter über? Die sittlich-religiösen Fragen sind dann ihrerseits beeinflußt durch die übrigen Factoren der Religion und sie wirken zugleich auf diese hinaus. So handelt es sich, wie schon berührt, darum, zu bestimmen, wie weit die Vorstellungen vom Wesen und Thun der Götter beeinflußt sind durch die Sittlichkeit, welche sie ihrerseits dem Menschen gebieten. Weiter, wo man die Gebote des Gottes durch Anstrengung der eigenen Kraft zu erfüllen vermag, da sieht man voll Vertrauen zur Gottheit auf, wer die Gebote nicht erfüllt, dessen Vertrauen wird durch Furcht gestört. Wo aber die Gebote zu leicht sind, kann die heilige Scheu verloren gehen, und umgekehrt, wo durch ernstes Bemühen wieder Verzeihung für die Uebertretung zu erlangen ist, da wird das innerliche Verhältniß um so enger. Das moralische Wohlverhalten ist auf den höheren Stufen Voraussetzung für die Förderung durch den Gott, und im Gefühl seiner moralischen Unvollkommenheit hat der Mensch das Bedürfniß innerer Stärkung durch die Gottheit. Die ethischen Fragen ihrerseits werden aber auch beeinflußt durch religiöse. Die verschiedenen Entwicklungsstufen religiösen Vorstellens geben verschiedene ethische Stufen, die ethischen Anschauungen entwickeln sich anders, wo der Sittengesetzgeber eine naturistische und wo er eine animistische Gottheit ist, erstere ist der Entwicklung günstiger als letztere. Und ein ausgebildeter mechanisch betriebener Cult verderbt die Sittlichkeit.

Der Cult wird heute, wie oben schon ausgesprochen, neben den religiösen Vorstellungen von den Religionshistorikern am meisten berücksichtigt und auf diesem Gebiete sind recht ernstliche Fortschritte gemacht worden. Ich rechne dahin besonders zwei Punkte. Einmal ist von philologischer Seite in der Bestimmung der cultischen Alterthümer viel geschehen, und dann hat man dem Cult niedrig stehender Völkerschaften eingehende Beachtung geschenkt, man hat besonders auch die Ueberreste elementarer Cultverhältnisse auf höheren Stufen nachgewiesen und damit das Bild wesentlich corrigirt. Aber alles in allem wird das Urtheil nicht ungerecht sein, daß die Fortschritte wesentlich nur dem äußerlichen Cultbetrieb, den cultischen Alterthümern zu gute kamen, und daß für die tieferen Fragen, für Aufklärung der psychischen Seite, für Bestimmung der Motive, sowie des Verhältnisses des Cultes zu den übrigen Factoren der Religion noch viel zu thun bleibt. Diese Fragen sind, wie die über die religiöse Gesinnung, wieder nicht erst bei den höchsten Religionen zu untersuchen, sondern sie sind schon bei den elementaren Religionen aufzuwerfen; sie spielen dort schon ihre Rolle, und wo einer der Gesichtspunkte noch nicht auftreten sollte, wäre dies um so interessanter. Wo nun unsre Mittel zur Bestimmung nicht ausreichen, ist dies wieder ausdrücklich zu sagen. So wäre zu untersuchen, wie die fromme Gesinnung neben der äußeren cultischen Handlung geweckt wird, ob sie gar nicht beachtet wird oder ob sie im Gegentheil ausdrücklich als das ausschlaggebende anerkannt ist, oder ob irgend eine Zwischenstufe vorliegt. Und wie verhält sich von den verschiedenen Cultmitteln das Opfer zum höheren, dem Gebete, wie dessen niedrigere Stufe, das bloße Bittgebet, zum Dankgebet, und erfolgt der Dank nur als Mittel, die Gottheit für künftig freundlich zu stimmen, oder aus innerem Bedürfniß? Welche Götter sind es, die in besonderem Maße im Cult angegangen werden? Denn es sind auch hier nicht ohne weiteres diejenigen, von welchen viele Mythen erzählt werden, sondern vielmehr die, zu welchen man Vertrauen hat, also die, an welche sich das religiöse Verlangen und Gefühl wendet. Auf die Vorstellungen von der Gottheit wirkt der Cult, sofern aus ihm allerlei Legenden über der Götter Thun und Aussehen entstehen. Um den Cult wichtig zu machen oder die in Vergessenheit gerathene Entstehung der einzelnen Gebräuche zu erklären, erfindet man mancherlei Erzählungen darüber, wie der Cult dem Gott angenehm oder nöthig ist, wie der Gott oder die Vorfahren zu seiner Befriedigung ihn eingesetzt haben. Und die Gesinnung des Menschen seinem Gott gegenüber ist eine andere, wenn der Gott durch den Cult gezwungen werden kann, wenn Opfer und Gebet zauberische Macht haben, und wieder, wenn sie nur Mittel sind, dessen freundliche Gesinnung zu gewinnen. Ein Gott, der gezwungen werden kann, verliert alle Hoheit, ihm gegenüber ersterben alle höheren religiösen Gefühle und ebenso die Scheu vor seinem moralischen Willen. Solches Zwingen der Gottheit hat aber seine Stelle auf sehr verschiedenen religiösen Entwicklungsstufen, es findet sich zunächst bei zurückgebliebenen Völkern, und in besonderem Maße gegenüber niedrigen göttlichen Wesen, wie den animistischen, es kehrt aber auch auf höherer Stufe wieder. Wo die Bedeutung des Cultes immer mehr anwächst, da schlägt er zuletzt ins Zaubermittel um. Ebenso ist es für das religiöse Leben in Gefühl und Verlangen von größter Bedeutung, ob im Cult viel persönliche Leistungen verlangt werden, welche den Menschen drücken. Askese kann in düsteres Wesen und knechtische Unterwürfigkeit hineinführen, aber es gehen von ihr auch Wege entgegengesetzter Richtung aus. Die Askese kann auch auf Selbstgerechtigkeit und Erhebung gegenüber der Gottheit und sie kann auf Enthusiasmus, Erleuchtung, mystische Verbindung mit der Gottheit hinleiten. In beiden Fällen, so verschieden sie sind, rückt mehr und mehr die Scheidewand zwischen der Erhabenheit des Gottes und des Menschen Schwäche weg. In Personen tritt uns der Einfluß des

Cultes auf die übrigen Gebiete der Religion in den Priestern entgegen, und hervorgehend aus dem Culte beherrschen sie diesen selbst wieder. Im Wechsel der religionsgeschichtlichen Systeme hatte man sie nach früherer maßloser Ueberschätzung eine Weile ganz zurückgeschoben, heute beachtet man sie wenigstens da, wo ihr Einfluß in auffallender Weise zu Tage tritt, auf gewissen Stufen der Culturreligionen und bei den niedrigstehenden Völkern. Daß ihrer Stellung bei letzteren mit Ernst nachgegangen wird, erscheint mir als ein beträchtlicher Fortschritt. Aber nun genügt es auch hier wieder nicht, bloß einige augenfällige Thatsachen festzustellen, sondern es fragt sich auch: welches ist der Gang der Entwicklung, welche Stufe darin ist den einzelnen Religionsperioden zuzuweisen, was sind die treibenden Motive, und unter welchen religiösen Verhältnissen gelingt es der Priesterschaft, besonders übermächtig zu werden? In vielen Stücken zeigt sich hier wieder die Entwicklung, welche für die Stellung der Priester im Alten Testamente nachgewiesen ist, sehr lehrreich. Es fragt sich: sind die Ordnungen des Cultes so einfach, daß jeder Gläubige ihnen selbst nachkommt, oder bedarf man dazu besonderer kundiger Personen, beanspruchen letztere für sich allein das Recht, gewisse cultische Handlungen zu vollziehen, und die Fähigkeit, den Willen der Gottheit zu erforschen? Ist das Priesterthum nur eine Kunst, welche man erlernt, oder ist es an ein bestimmtes Geschlecht gebunden? Welcher Art sind die religiösen Vorstellungen, welche die Priester zu großem Einfluß kommen lassen, und warum erreichen sie solchen bei animistischen Gottheiten besonders leicht? Wo die Priester einmal eine feste Stellung gewonnen haben, da findet man in der Regel den Cult genau fixirt, die Weiterentwicklung ist entweder gehemmt oder sie vollzieht sich in der Richtung des priesterlichen Denkens und priesterlichen Interesses. Was ihr Interesse verlangt, ist deutlich. Sie gestalten den Cult so, daß man ihrer immer mehr dabei bedarf, und machen den Zutritt zur Gottheit immer mehr von ihrem Beistand und ihrer Vermittlung abhängig. Man rechnet es ihnen nicht selten als Vorzug an, daß sie die Vermittler zwischen der Gottheit und den fernstehenden Volksmassen bilden, aber solches Mittleramt haben sie meist erst im eigenen Interesse zwischeneingeschoben, sie selbst haben die Kluft zwischen der Gottheit und dem Volk erweitert. So können sie die religiöse Stellung der Gläubigen zur Gottheit aufs tiefste schädigen. Dasselbe thun sie, wenn sie, die Wirkung des Cultes immer weiter steigernd, endlich durch denselben die Gottheit zwingen und sich selbst zum Gott machen. Und ebenso verderblich werden sie dem sittlichen Verhalten, wenn ihr eigenes Interesse und ihr Fanatismus für den Cult die Cultvorschriften über die Sittengebote und die Gesinnung erhebt. Das priesterliche Denken kann sich ganz auf den Cult zusammenziehen; sie deuten den ganzen Cult symbolisch aus und sie sehen in der Natur und im menschlichen Thun überall Symbole des Cultes, sie gewöhnen sich daran, alles umzudeuten. Ohne jedes Interesse für das reale Leben, nur ihren Gedanken nachgehend, gerathen sie in Speculationen, welchen zuletzt jeder religiöse Werth abgeht. Solche Speculationen widerstreiten aber den volksthümlichen Vorstellungen von der Gottheit, diese werden also schwer geschädigt, und da die Massen den Gedanken der Priester doch nicht zu folgen vermögen, so gerathen sie in die Gewalt roher Vorstellungen. Auch darin sehen wir die religiösen Vorstellungen durch die Priester beeinflußt, daß sie Hülfsmittel des Cultes, wie das Feuer, zum göttlichen Wesen machen, daß sie für die einzelnen Stücke des weitausgespannenen Cultes besondere Schutzgottheiten beanspruchen, daß sie diese cultischen Gottheiten an die erste Stelle schieben. So gibt ein mächtiges Priesterthum hohen wie niedrigen Religionen ihren Charakter. Wie der Cult, ursprünglich ein Diener unter den übrigen Factoren der Religion, zum Herrn in der Religion werden kann, so wird oft zum Herrn des Cultes dessen Diener, der Priester.

Hat die Religionsgeschichte sich einmal entschlossen, den Ergebnissen der Ethnographie Einlaß zu gewähren, so ist zu hoffen, daß sie auch Gedanken, wie sie hier vorgelegt wurden, und wie sie sich auch weiter anschließen, eine Stätte bietet. Die verschiedenen Theile ihres Arbeitsgebietes werden sich dann gleichmäßigerer Bearbeitung erfreuen; solche, welche bisher öde lagen, werden zur Ernte beitragen, und diese wird um so voller werden. Desto größeres Interesse wird sie auch finden.

Tübingen. K. Bohnenberger.

Zur Theatergeschichte des 18. Jahrhunderts.

Eine eigenartige und in ihrer Art sehr lehrreiche theatergeschichtliche Untersuchung bietet das kürzlich erschienene Buch von Rudolf Schlösser: „Vom Hamburger Nationaltheater zur Gothaer Hofbühne. 1767—1779. Dreizehn Jahre aus der Entwicklung eines deutschen Theaterspielplans.“[1]) Wir erhalten darin eine auf zuverlässigen statistischen Angaben beruhende Darstellung und Entwicklung des Spielplans „derer um Ekhof“, von der Gründung des Hamburger Nationaltheaters 1767 bis zur Auflösung der Gothaer Hofbühne 1779. Eine derartige auf einen bestimmten Zeitraum sich erstreckende Untersuchung hat natürlicherweise nur dann Berechtigung, wenn es eine und dieselbe Truppe ist, die uns als Trägerin dieses Spielplans innerhalb des betreffenden Zeitraums entgegentritt. Das ist hier insofern der Fall, als die Truppe, die in den Jahren von 1767 bis 1779 den Weg von Hamburg nach Gotha mit mannichfachen Zwischenstationen zurücklegte, trotz des mehr oder minder starken Wechsels im Personal, in ihrem Grundkern dieselbe geblieben ist und sich somit auf den Wanderfahrten der Gesellschaft von 1767—1779 ein steter, ununterbrochener Zusammenhang verfolgen läßt. Dieser Zusammenhang wird vor allem gewahrt durch die Persönlichkeit Konrad Ekhofs, welcher der Truppe während dieses ganzen Zeitraums, zweimal als deren Leiter, stets aber als ihr geistiges Oberhaupt angehört. So mag es wohl berechtigt sein, auch den Spielplan dieser Truppe, den „Spielplan derer um Ekhof von 1767—1779“, wie der Verfasser das Thema des Buches am richtigsten bezeichnen möchte, als einen einheitlichen zu behandeln. Daß die zusammenfassende Betrachtung eines derartigen bis zu einem gewissen Grade in sich abgeschlossenen Spielplans in einer Epoche, in der tiefgreifende Umwälzungen auf dem Gebiete der Literatur und des Theaters vor sich gingen, für unsre Erkenntniß dieser Epoche vielfache Belehrung bietet, ist selbstverständlich. „Zum Verständniß der Literatur wie des Theaters ist es wichtig, zu sehen, was gefällt und was mißfällt, was kommt und was verschwindet, und doppelt in jenen kritischen Jahren der Entwicklung unsrer Dichtung.“ Da wir es im vorliegenden Falle mit der ruhigen und allmählichen Entwicklung einer Art von Normaltruppe zu thun haben, die keineswegs, wie etwa das Hamburger Theater unter Schröder, bahnbrechend auf dem reformatorischen Wege voranging, so dürfen die Resultate, die hier gewonnen werden, wohl auf eine gewisse Allgemeingültigkeit für die Entwicklung der deutschen Bühne und des literarischen Geschmacks in jenen Tagen Anspruch erheben.

Als Quellen dienten dem Verfasser die neuerdings aufgefundenen, zum Besitz der Gothaer Hofbibliothek gehörigen Zettelsammlungen und Tagebuchaufzeichnungen aus

[1]) Theatergeschichtliche Forschungen XIII. 8°. 108 S. Hamburg und Leipzig, L. Voß 1895.

dem Nachlaß von Ekhof, in denen uns, trotz der darin enthaltenen Lücken, ein ungemein wichtiges und schätzenswerthes Material für unsre Kenntniß der Theatergeschichte überliefert ist. Schlösser theilt den von ihm behandelten Zeitraum in vier Abschnitte ein: 1. Das Hamburger Nationaltheater, 1767—1769, 2. Seylers (bezw. Ekhofs) Aufenthalt in Nordwestdeutschland, 1769—1771 (Celle, Hamburg, Hannover, Hildesheim, Lübeck, Lüneburg, Osnabrück, Stade, Wetzlar). 3. Seylers (bezw. Ekhofs) Aufenthalt in Thüringen und Sachsen, 1772—1775 (Altenburg, Gotha, Leipzig, Weimar). 4. Das Gothaer Hoftheater, 1775—1779. Innerhalb dieser einzelnen Abschnitte erhalten wir eine nach den verschiedenen Kategorien des Dramas geordnete Darstellung des Repertoirs mit besonderer Berücksichtigung der in diesen Spielplänen auftretenden Veränderungen und jeweiligen Neuerungen. Besonders dankenswerth und lehrreich ist die im Anhang mitgetheilte statistische, ebenfalls nach jenen vier Abschnitten geordnete Uebersicht über den gesammten Spielplan von 1767—1779. Jedem Stück ist das Datum der ersten und letzten Aufführung innerhalb des betreffenden Abschnitts und die Gesammtzahl der Aufführungen beigegeben. Dadurch, daß diejenigen Werke, die in der betreffenden Spielzeit als Neuheiten auftreten, deßgleichen diejenigen, die in der nächstfolgenden Spielzeit fehlen, durch den Druck besonders gekennzeichnet sind, ergibt sich ein für die Vergleichung überaus deutliches und übersichtliches Bild von der allmählichen Veränderung und Entwicklung dieses Repertoirs. Hinsichtlich der einzelnen Resultate dieser Specialuntersuchung muß natürlich auf das Buch selbst verwiesen werden. Schlösser verfährt im ganzen mit soviel Umsicht und Besonnenheit, daß seine Darlegungen fast durchgängig überzeugend auf den Leser wirken. Nur in einem dürfte vielleicht eine größere Vorsicht am Platze sein. Wenn ein Stück in einer der vier Spielzeiten bloß eine Aufführung erlebt, wie beispielsweise „Tartüffe" während Seylers Aufenthalt in Thüringen, so kann daraus wohl kaum mit unbedingter Sicherheit der Schluß gezogen werden, daß die „Wiedereinführung" des Stückes „nicht gelingen wollte", d. h. daß dasselbe dem Publicum mißfiel. Bei der Aufstellung eines Spielplans machten sich zweifellos auch damals schon so zahlreiche, zum großen Theil rein persönliche oder zufällige Factoren geltend, daß die Fälle wohl nicht ausgeschlossen waren, wo auch beliebte und beifällig aufgenommene Stücke keine oder nicht die entsprechende Zahl von Wiederholungen fanden. Damit soll natürlich nicht bestritten werden, daß im allgemeinen den Zahlen eine bis zu einem gewissen Grade beweisende Kraft innewohnt.

Das Resultat der vorliegenden Untersuchungen ergibt, daß die Wirkung der Hamburgischen Dramaturgie die französische Alexandrinertragödie und die deutschen Stücke derselben Schule anfangs langsam, gegen Schluß dieses Zeitraums immer rascher ihrem Ende entgegenführt. Unter dem Neuen, was an seine Stelle tritt, ragen an Werken von dauerndem Werthe hervor „Emilia Galotti", „Julius von Tarent", „Clavigo" und „Hamlet", der letztere das einzige Werk, mit dem Shakespeare in dem Spielplan der Truppe erscheint. Das ist allerdings herzlich wenig, wenn man damit in Vergleichung zieht, was Schröder gleichzeitig in Hamburg leistete, wo Shakespeare mit nicht weniger als 7 Stücken, dazu Goethe mit „Götz" und „Stella" u. a. zum Wort gelangte. Auch im Schauspiel, in der comédie larmoyante, zeigt sich Seylers Spielplan ziemlich conservativ. Im Lustspiel ist das große Ereigniß dieser Epoche „Minna von Barnhelm", die bis in die Zeit des Gothaer Hoftheaters hinein ihre Zugkraft bewährt. In ihrem Gefolge taucht die Soldatenkomödie auf; neben ihr gewinnen die Engländer und Italiener, die letzteren vor allem vertreten durch Goldoni, immer breiteren Boden. Eine Reihe bedeutender und interessanter Entwicklungsmomente zeigt ferner Singspiel und Oper in diesem Zeitraum. Als zweiten Theil des Anhangs bringt Schlössers Buch die Zettel zur Hamburgischen Dramaturgie erstmals zum ungekürzten Abdruck und gibt somit eine dankenswerthe Ergänzung zu der Publication von Richard Thiele,[1]) der nach den Gothaer Zettelbänden bereits die Hauptbesetzung der einschlägigen Stücke mitgetheilt hat.

Den am Hamburger Nationaltheater gegebenen Stücken Molière's, der „Frauenschule", dem „Geizigen", dem „Eingebildeten Kranken", dem „Amphitryon", ist, außer der vom Verfasser selbst in den Berichtigungen nachgetragenen „Frauenschule", auch „Tartüffe" noch beizufügen. Es sind demgemäß nicht 4, sondern 6 Stücke des französischen Dichters in Hamburg auf die Bühne gelangt (S. 22). Dementsprechend ist S. 33 die Angabe über die Hamburger Molière-Aufführungen dahin zu verbessern, daß nicht 5 Stücke in 17, sondern 6 Stücke in 19 Vorstellungen gespielt worden sind.

Dr. E. Kilian.

Mittheilungen und Nachrichten.

R. St. Architektonische Betrachtungen eines deutschen Baumeisters mit besonderer Beziehung auf deutsches Wesen in deutscher Baukunst von Robert Neumann. Berlin 1896. Ernst u. Sohn. — Der Titel des starken Bandes läßt kaum errathen, was das Buch enthält. Man erwartet wohl einzelne Abhandlungen, vornehmlich über architektonische Tagesfragen, findet aber in der Hauptsache eine Stilgeschichte in großen Zügen, die, auf den Entwicklungsgang der Baukunst durch die europäischen Culturvölker sich beschränkend (Babylonier, Phönicier und Aegypter sind als Vorläufer der europäischen Cultur mit hereingezogen), das Kunstgeschichtliche nur in allgemeinen Charaktereigenschaften der einzelnen Epochen mit steter Bezugnahme auf die Culturbedingungen, auf Material und Technik, wie auf die ästhetischen Werthungen gibt. Diesem ersten stilgeschichtlichen Abschnitt, der ungefähr zwei Drittheile des Buches einnimmt, und dem eine Einleitung und fünf kurze Capitel allgemeinen Inhalts vorausgehen, schließt sich ein zweiter Abschnitt „Die Bestrebungen der Gegenwart" und ein dritter „Die Aufgaben der Gegenwart und Zukunft" an. Hier äußert sich das ruhige, sichere Urtheil eines erfahrenen, gebildeten, mitten im Kunstschaffen der Zeit stehenden und doch weitblickenden Baumeisters. Besonders wohlthuend berührt die warme, entschiedene Betonung der nationalen Eigenart und einer gesunden Volksthümlichkeit der deutschen Baukunst. Leider hat diese patriotische Auffassung für den stilgeschichtlichen Abschnitt eine Gefahr mit sich gebracht, der der Verfasser nicht entgangen ist: der Wunsch, in der Kunst des Mittelalters und der Neuzeit das germanische Element möglichst reich und wirksam vertreten zu finden, ward manchmal zum Vater der Gedanken, so daß Neumann bei der Allgemeinheit seiner Charakterisirungen des öfteren in jenes Kunstphilosophiren nach früherer Weise hineingerieth, dem die neuere, streng sachliche, auf umfassendste Materialkenntniß gerichtete Forschung berechtigtes Mißtrauen entgegengebracht. Die Capitel über die Entstehung der romanischen und gothischen Bauweise sind jedenfalls mit großer Vorsicht aufzunehmen; namentlich werden die Ableitungen der Erkerbildung, des Strebepfeilers und Strebebogens, der Zwergbogengallerie, des Rundbogenfrieses, der Profilirung von Fenster- und Thüreinrahmungen und anderes aus einem urgermanischen Holzbau auf begründeten Widerspruch stoßen. In der Charakteristik der italienischen Renaissance lehnt sich Neumann an J. Burckhardt an; doch verleitet ihn auch hier der Eifer, germanische Einflüsse aufzuzeigen, zu recht anfechtbaren Annahmen, wie z. B. in dem Capitel „Umkehr zur Antike". Uno Säge, wie: „Eine kirchliche Baukunst gab es in der Zeit der Renaissance nicht; die gesammte Bildung der Zeit war der Kirche abgewandt, der Religion entfremdet, der man gleichgültig gegenüberstand", verrathen doch einen allzu einseitig deutsch-protestantischen Standpunkt. Läßt die Behandlung des romanischen und gothischen Stils die völlige Vertrautheit mit der neueren kunstwissenschaftlichen Literatur vermissen,

[1]) R. Thiele, Die Theaterzettel der sogenannten Hamburgischen Entreprise (1767—1769). Erfurt, Güther 1895.

so stützen sich auch die Ausführungen über die Antike theilweise auf etwas veraltete Autoritäten. So ist in dem Capitel „Die Symbolik der Bauformen“ zwar in durchaus zutreffender Weise eine „natürliche Symbolik der reinen Form“ erläutert, die der neueren ästhetischen Auffassung nun tektonischer Symbolik vollkommen entspricht; daneben aber wird noch jene „bildliche Structursymbolik“ aufrecht erhalten, die Böttticher in seiner „Tektonik der Hellenen“ gelehrt hat, die aber als grundsätzlich irrthümlich sich erwiesen hat. Die angedeuteten Mängel fallen vielleicht insofern weniger ins Gewicht, als das Buch keine strengwissenschaftlichen Ansprüche erhebt, sondern sich wohl in erster Linie anregend und Richtung gebend an die Bauleute wenden will. Für diese Bestimmung besitzt das Buch außer der glücklichen, fruchtbaren Methode der stilgeschichtlichen Behandlung die Vorzüge einer klaren, flüssigen Sprache, wie einer lebendigen, wahlgegliederten und abgerundeten Darstellung.

R. St. **Deutsche Schmiede-Arbeiten aus fünf Jahrhunderten.** Ausgewählt und herausgegeben von **Adalbert Naepee**, mit einem Vorwort versehen von **Hans Bösch**, II. Director des Germanischen Museums in Nürnberg. 50 Tafeln in Lichtdruck. München 1896. Joi. Albert. — Einer im Vorjahre erschienenen Sammlung von geschmiedeten Gittern des 16. bis 18. Jahrhunderts aus Süddeutschland hat die rühmlichst bekannte Kunstverlagsanstalt von Joseph Albert in München kürzlich dieses vortreffliche Werk folgen lassen. Während jene Mappe — an Ausstattung und Zahl der Tafeln der vorliegenden gleich — nur Gitter enthielt, bringt die neue Sammlung Thür-, Schrank- und Truhen-Beschläge, Schlösser, Schlüssel, Thürgriffe und Thürklopfer, Griff- und Schlüsselschilder, Unterlagsplatten, Thürangeln, Thürbleche, Dreifüße, Lichtträger, Glockenzüge, Fensterumrahmungsbeschläge, Zunft- und Meisterstücke in durchweg mustergültigen, verständnißvoll ausgewählten Beispielen. Die Mehrzahl der hier veröffentlichten Kunstschmiede- und Kunstschlosserarbeiten befindet sich im Germanischen Museum in Nürnberg. Daran reihen sich Stücke aus dem dortigen Gewerbemuseum, aus der städtischen Kunstsammlung in Bamberg, aus dem Nationalmuseum in München, dem Maximilians-Museum, der Fürst Fugger-Sammlung, der ehemaligen Riedinger-Sammlung, der Sammlung Stohe in Augsburg, wie von einigen Nürnberger Gebäuden. Glänzend ist die Gothik vertreten mit prächtigen Zierbändern und kunstvollen Schlössern, mit feinen Thürgriffen und mannichfaltig und reizvoll verzierten Schlüsselschildern und Unterlagsplatten in durchbrochener Arbeit. Nicht minder anziehend sind die technisch wie künstlerisch meisterhaften Arbeiten aus der Renaissance- und Barockzeit, die etwa die Hälfte der Tafeln füllen. Das Vorwort von Bösch gibt auf nur vier Folioseiten eine knappe, aber frisch und anregend geschriebene Erläuterung der hervorstechendsten Merkmale der Stilwandlung und der Constructionstypen. Bei der Güte der Lichtdrucke, die nach durchweg vorzüglichen photographischen Aufnahmen hergestellt sind, wird das Werk, das wahre Perlen aus der Blüthezeit des deutschen Kunsthandwerks vorführt, Kennern wie Kunstfreunden, namentlich aber Kunstschlossern und -Schmieden, Architekten, Lehrern und Schülern von Kunst- und Kunstgewerbeschulen eine Quelle reicher Anregung und Belehrung, wie hohen Genusses sein.

∞ *Georges Hugo:* **Souvenirs d'un matelot.** Paris, Charpentier 1896. — Ein junger Franzose hat seine dreijährige Dienstpflicht als gemeiner Matrose auf einem Panzerschiff erledigt; das Ergebniß seiner Eindrücke und Erfahrungen enthält der vorliegende, mit dem bezeichnenden Shelley'schen Motto versehene Band: the man of virtuous soul commands not nor obeys. Nach Hugo ist der gemeine Mann in der französischen Kriegsmarine schlimmer dran, als in der Vorhölle: c'est une vie de cloître sans raison et sans foi. Die Härte der Vorgesetzten, die Grausamkeit der Disciplin, die Eifersüchteleien der Landsmannschaften, die Hoffart der Schiffsofficiere, die Schrecknisse der Strafen, die herzlose Abschließung der Commandanten: all das wird eindringlich — wenn auch selbst für den Laien nicht durchweg überzeugend — als vorhergehende Regel hingestellt. Die Vorgesetzten denken (immer nach Hugo) so gut wie gar niemals an Krieg. Ihnen steht nur ihre Geckerei, ihr Fortkommen, ihre Stellenjägerei vor Augen. Dem Matrosen erschinen die Officiere demgemäß nur als Feemdlinge und Uebelkaunte: un officier ne peut pas, ne doit pas être bon parcequ'on les armées sont anti-humaines, heißt es am Ende dieser Betrachtungen (168—182). Sie mahnen, sind wegen so weitgehender Verallgemeinerung zu behutsamer Nachprüfung. Soldatenmißhandlungen, muthwillige Lentequälereien sind und in der französischen Landarmee so häufig als unausrottbares Uebel (u. a. in den vielberufenen Sous-offs von Descaies) geschildert worden, daß wie nach Abstrich mancher Uebertreibung die Thatsache so wenig in Abrede stellen können, als daß ähnliches auch in anderen Heeren vorkommt. Ob und wie weit Hugo's Anklageschrift wider die Zustände in der Marine Geltung hat, ob und wie weit ein gleiches von den Seetruppen anderer Staaten gilt, heischt und verdient sachmännische Untersuchung. Dem Laien flößt das unablässige Schwarzmalen Hugo's Bedenken ein. Geschrieben ist das Buch nicht übel. Die Degien in den Matrosenvierteln der Heimath und der exotischen Fremde werden nicht beschwiegen, doch ohne häßliches Verweilen erwähnt. Sehr hübsch ist der „Ausgang“ eines soast im Maschinenraum beschäftigten Arbeitees erzählt, der in Ajaccio die Bekanntschaft einer Cigarrenarbeiterin macht, mit ihr — ganz harmlos — einen Nachmittag verbringt und wiederum pünktlich in seine schwimmende Festung zurückkehrt; er muß sogleich wieder zum Frohndienst in den Maschinenraum und ahnt nicht, daß am nächsten Morgen dem Kriegsschiff lange, lange ein winziges Boot folgt, in dem die kleine Corsin sitzt, kenntlich an dem ihr von dem Pariser Gast galant geschenkten rothen Sonnenschirm. Die vermeintliche Trostlosigkeit des Motivs — Hugo verrägt es offenbar der Kriegszucht, daß sie zwei sonst wohl für einander geschaffene Herzen scheidet durch die pflichtmäßige Abfahrt des Panzerschiffes — erscheint gemildert und verklärt durch die Anspruchslosigkeit des Vortrags und die unschuldige Unbefangenheit des Liebespaares.

* Einen schönen **Brief Treitschke's** veröffentlicht der Historiker Dr. G. Egelhaaf, Rector des Karls-Gymnasiums in Stuttgart, im „Schwäb. Merk.“ „Zur Erklärung“, sagt der Herausgeber, „habe ich nichts vorauszuschicken, als daß ich im „Schwäb. Merkur“ vom 11. März 1883 über die Schrift Hermann Baumgartens gegen Treitschke berichtet und als Württembeeger gegen die Behauptung Baumgartens, daß Treitschke durch seine ungebührliche ultrapreußische Manier die alten kaum eingeschläferten Gegensätze von Nord und Süd wiedee wachrufe, Verwahrung eingelegt, ähnlich, wie dies damals Prof. Erdmannsdörffer aus Heidelberg in den „Grenzboten“ (1883, Nr. 5) that. Die Antwort, die mir Treitschke auf die von einem Brief begleitete Zusendung meines Artikels gab, thut aufs neue dar, wie sehr Treitschke die süddeutsche Art zu würdigen verstand; was freilich längst jedee weiß, der z. B. seinen so warm empfundenen Aufsatz über Uhland und selbst seine Darstellung des württembergischen Verfassungskampfes kennt.“ Der Brief lautet:

„Berlin, 7./4. 83. Hochgeehrter Herr, gern hätte ich Ihnen schon früher meinen herzlichen Dank für den wohlwollenden Merkurartikel ausgesprochen; ich meide aber von Briefen aller Art fast erdrückt und kann nicht immer pünktlich antworten. Nehmen Sie also meinen aufrichtigen Dank für Ihre freundlichen Worte; sie waren mir darum zwiefach willkommen, weil sie aus Schwaben kamen und gewisse Theile von Baumgartens Schrift nur von einem Süddeutschen zurückgewiesen werden konnten. — Als ich das Buch begann, hegte ich noch die harmlose Meinung, es müsse doch möglich sein, den Deutschen einmal eine Freude zu machen. Von dieser Täuschung bin ich jetzt geheilt. Uns fehlt noch eine nationale Geschichtsüberlieferung; wer unsre neue Geschichte darstellt, wie sie war, hat Schritt für Schritt mit Parteileidenden zu kämpfen und muß sich's gefallen lassen, von allen Seiten gescholten zu werden. Ich hoffe aber, das Buch wird sich behaupten, und wenn ich einst noch von den preußischen Sünden unter Friedrich Wilhelm IV. zu erzählen habe, dann wird sich vielleicht auch die Presse anders dazu stellen. Um das Urtheil der Süddeutschen ist mir auf die Dauer gar nicht bange. Der eigentliche Sitz der galligen Krittelei, welche heute unser öffentliches Leben vergiftet, ist der Norden. Die Oberdeutschen haben sich zu allen Zeiten besser darauf verstanden, zu leben und leben zu lassen. Es ist mir unzweifelhaft, daß der Süden, wenn nun erst die Wirren des Culturkampfes sich gelegt haben, ein im guten Sinne conservatives Element in der Reichspolitik bilden wird. Erhalten Sie sich, geehrtester Herr, frohen Muth zu Ihren patriotischen Kämpfen. Die Zeit wird kommen, da die Deutschen sich ihres Lebens und ihres Landes wieder freuen und die politische Kinderkrankheit der ziellosen Unzufriedenheit überwinden werden. Mit bestem Gruß Ihr hochachtungsvoll ergebener Treitschke.“

* **Tübingen.** Zum Sommersemester sind gegen 300 Studirende neu eingetreten und bis jetzt etwas über 100 immatri-

Digitized by Google

culirt. Der a. a. Professor der Chemie Dr. Buchner hat mit diesem Semester seine hiesige Thätigkeit begonnen; der Assistenzarzt Dr. Stiedo an der chirurgischen Klinik, der sich bei der medicinischen Facultät habilitiren wollte, ist in seiner Heimath Königsberg an den Folgen einer Operation gestorben.

* **Karlsruhe.** Die badische Kammer hat in ihrer Sitzung vom 18. April die Summe von 600,000 M. für den Bau eines elektrotechnischen Instituts der Technischen Hochschule in Karlsruhe einstimmig genehmigt. Die Errichtung eines besonderen Gebäudes für das Institut war dringend nothwendig geworden, nachdem die Bildung einer besonderen elektrotechnischen Abtheilung mit der Berufung des Prof. Arnold im Herbst 1894 beschlossen und im Herbst 1895 ausgeführt war. — Das Gebäude wird auf dem unmittelbar an das Grundstück der Technischen Hochschule angrenzenden bisherigen Reitplatze der Dragoner errichtet werden und auf diese Weise einen in mehrfacher Hinsicht günstigen Platz finden, sofern es einerseits in unmittelbarer Nähe der bestehenden Gebäude der Hochschule, andrerseits fern vom Verkehr und außer dem Bereiche der von der Lastigen elektrischen Bahn zu erwartenden Rückströme liegen wird. — Nach den von Oberbaurath Dr. Worth in Gemeinschaft mit dem Institutsvorstande Prof. Arnold ausgearbeiteten Plänen wird das Gebäude den Grundriß eines Quadrats von ungefähr 40 m Seitenlänge, in dessen Mitte ein Lichthof den Raum von ungefähr 14×17 m einnimmt, erhalten. Das Gebäude erhält Keller-, Erd- und Obergeschoß mit Ausnahme des hinteren Querbaues, wo Erd- und Kellergeschoß (von ebener Erde an) zu einem höheren Maschinensaale vereinigt sind, an dessen Schmalseiten sich Schaltraum, Werkstatt, Magazin und Gnömotorenraum anschließen. Ueber dem Maschinensaal liegt ein großer Constructionssaal im Obergeschoß. Im übrigen enthält das Obergeschoß zwei Hörsäle, Docentenzimmer und außer dem genannten Constructionssaale mehrere Uebungssäle. Als Uebungssäle sind besonders große Räume in Aussicht genommen, da auf die praktischen Constructionsübungen auf dem Gebiete des Dynamobaues u. s. w. und Uebungen im Entwerfen von Centralen und Leitungsnetzen besonderer Werth gelegt werden soll. Das Erdgeschoß wird von den Laboratorien für die regelmäßigen Uebungen in Widerstands-, Strom- und Spannungsmessungen und in Capacitäts-, Inductions- und verwandten Messungen eingenommen. Im Kellergeschoß sollen die übrigen Laboratorien, für Photometrie, Hochspannungs- und Kabelunterzuchungen, ein Accumulatorenraum und Magazine ihren Platz finden. — Die Gesammtkosten des Instituts ausschließlich des Bauplatzes sind auf 513,000 M. veranschlagt. Mit dem Bau ist sofort begonnen worden, so daß Aussicht vorhanden ist, daß er noch in diesem Jahre unter Dach kommen wird und in zwei Jahren bezogen werden kann, so daß dann den Anforderungen, die die schnell zunehmende Zahl der Studirenden stellt, vollauf wird genügt werden können.

* **Freiburg i. B.** Bei der 1. Immatrikulation wurden 303 Studirende neu eingeschrieben, 8 Theologen, 158 Juristen, 109 Mediciner und 28 Philosophen; vorgemerkt sind etwa 200; man darf also auf eine ansehnliche Frequenz in diesem Semester rechnen.

* **Bonn.** Dr. Alfred Körte aus Berlin, der von Herbst 1893 bis Herbst 1895 vom K. Deutschen archäologischen Institut mit der wissenschaftlichen Bereisung des inneren Kleinasiens beauftragt war, hat sich in der philosophischen Facultät für classische Philologie und Alterthümer habilitirt. In seiner Antrittsrede behandelte er: „Die hellenistische Coltur auf dem kleinasiatischen Hochlande."

E. **Göttingen.** Die Frequenz unserer Universität hat auch in diesem Sommer wieder nicht unerheblich zugenommen. Im vorigen Winter zählte sie 882 Studirende und 70 nicht immatriculirte Hörer, darunter 32 Damen. Bis heute sind 452 Neuimmatriculationen erfolgt, während die Zahl der weggegangenen Studenten nur etwa 300 beträgt. Auch an nicht immatriculierten Hörern ist ein Zuwachs zu verzeichnen, besonders an Damen. Die Gesammtfrequenz unsrer Georgin-Augusta wird jetzt rund 1100 betragen.

◘ * **Halle a. S.** In diesem Semester sind 375 neu hinzugekommene Studenten immatriculirt worden, es werden vielleicht noch nachträglich einige hinzutreten, doch sind die Nachimmatriculationen nie sehr erheblich. Im Sommer 1895 betrug die Zahl der neu Aufgenommenen 389, 1894 aber 456; es ist also ein Rückgang zu verzeichnen.

* **Berlin.** Der 76jährige Geh. Medicinalrath Prof. Georg Lewin beabsichtigt mit Rücksicht auf sein hohes Alter, seine Lehrthätigkeit einzuschränken und hat seine Enthebung von der Leitung der ihm unterstellten Klinik in der Charité beantragt. Für das laufende Sommersemester wird er von dem Oberstabsarzt Prof. Max Burchardt vertreten. — Dr. Passarge, welcher mit Hrn. v. Uechtritz im Jahre 1893 die Kamerun-Expedition ausgeführt, wird nächstens nach Transvaal reisen, um im Auftrage eines deutschen Consortiums eine geologische Expedition nach dem Ngami-See zu unternehmen.

* **Breslau.** Bei den Fundirungsarbeiten zum Erweiterungsbau des Chemischen Instituts wurde im vorigen Jahre eine Säule in romanischem Stile aufgefunden. Diese für die Kunstgeschichte der an romanischen Resten reichen Stadt Breslau werthvolle Säule, welche wahrscheinlich von der abgebrochenen Vincenzkirche auf dem Elbing stammt, soll nunmehr gehoben und späterhin an passender Stelle im Hof des großen Universitätsgebäudes aufgestellt werden.

* **Rom.** Am 24. April fand die Festsitzung des Deutschen Archäologischen Instituts statt, mit welcher die Reihe der Wintersitzungen dort dem Herkommen nach geschlossen wird. Nach den Eröffnungsworten des Vorsitzenden Ersten Secretärs Hrn. Petersen nahm der Director der École française in Rom, Hr. Dochesne, das Wort zu einem Vortrage über die Legende des heiligen Sylvester und den Tempel der Vesta. Ihm folgte der Director der amerikanischen Schule in Rom, Hr. W. Gardner Hale, welcher eine Frage der Aussprache des Lateinischen auf Grund inschriftlicher und handschriftlicher Quellen besprach. Weiter trug der Zweite Secretär Hr. Hülsen mit Benutzung von Mittheilungen des Hrn. Erman in Berlin über die Hieroglypheninschrift des Obelisken auf Monte Pincio und über das Grab des Antinous vor. Hr. Spinazzola sprach sodann über Inschriften des Colosseums. Der Vorsitzende ertheilte darauf das Wort an Theodor Mommsen, der auch in der Institutssitzung am Palilientage bereits vor mehr als einem halben Jahrhundert, i. J. 1845, einen Vortrag gehalten hatte. Prof. Mommsen behandelte diesmal eine altlateinische Inschrift aus dem Jahre 178 n. Chr. Die Versammlung zollte ihm lauten Beifall. Endlich gab noch Hr. Salinas aus Palermo die Erläuterung ausgestellter vortrefflicher Aquarelle nach polychromen Grabstelen aus Lilybaeum und schloß so die durch Betheiligung von Vortragenden aus vier Nationen, durch deren Persönlichkeit und den Inhalt der Vorträge besonders reichhaltige Sitzung. Unter dem ansehnlichen Auditorium war die deutsche Botschaft vertreten, anwesend auch der österreichisch-ungarische Botschafter beim Vatican. Das italienische Unterrichtsministerium war durch Hrn. Barnabei repräsentirt.

* **Kopenhagen.** Nach öffentlichem Wettbewerb wurde der 32 Jahr alte Dr. med. Knud Faber zum Professor für klinische Medicin an der Universität ernannt. Dr. Faber ist ein tüchtiger und eifriger Bakteriolog, Vorkämpfer der modernen medicinischen Wissenschaft, seine Wahl gegenüber dem älteren, sehr geehrten und sehr conservativen Mitbewerber bedeutet den Sieg des Fortschritts auf medicinischem Gebiet.

* **Upsala.** Am 4. Mai starb der Professor der Kirchengeschichte Dr. Sundelin, erst 49 Jahr alt. Seine wissenschaftliche Thätigkeit war bedeutend. Zu erwähnen sind die Schriften: „Ueber das Verhältniß der schwedischen Kirche und des Staates zu einander", „Ueber Luthers nationalökonomische Ansichten", „Welche Stellung soll der Geistliche zu dem Ordenswesen unsrer Tage einnehmen?", „Geschichte des Swedenborgianismus in Schweden im vorigen Jahrhundert".

Herder'sche Verlagshandlung, Freiburg im Breisgau.

Soeben ist erschienen und ist vorräthig in der Buchhandlung Herder & Co. in München:

Jahrbuch der Naturwissenschaften.

1895—1896.

Elfter Jahrgang. Unter Mitwirkung von Fachmännern herausgegeben von Dr. Max Wildermann. Mit vielen Abbildungen im Text, 2 Karthen und einem Separatbild. gr. 8°. (XIV und 560 S.)

M. 6—; geb. in engl. Leinwand M. 7.— (5237)

Jahrgang 1896. München, Samstag, 9. Mai. Nummer 108.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Die Kifhäuserſage. Von J. Häußner. — Die Denkwürdigkeiten des luxemburgiſchen Staatsminiſters Emmanuel Servais. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die Kifhäuserſage.

Von J. Häußner.

Nahezu vollendet ragt auf den ſagenumſponnenen Höhen des Kifhäuserberges ein Kaiserdenkmal, wie es bis jetzt in deutſchen Landen nicht ſeines gleichen hat. Waren es doch auf die Aufforderung zu einem nationalen Denkmale, das der Verein aller ehemaligen deutſchen Soldaten mitten im Herzen des Vaterlandes, auf der goldenen Aue in Thüringen, zu errichten beſchloß, die erſten Künſtlertalente, die mit einander wetteiferten, ein Werk zu ſchaffen, das den gegenwärtigen und kommenden Geſchlechtern ein großes und ein frohes Stück deutſcher Geſchichte in monumentaler Würdigung verkünden ſoll. Von nicht weniger als 24 Plänen hat der geniale Entwurf von Bruno Schmitz den Sieg davongetragen und in wenigen Wochen wird die Hülle ſinken, um dem ſtaunenden Auge ein durch ſeine rieſenhafte Wucht und harmoniſche Einfachheit gleich wirkungsvolles Kunſtwerk zu zeigen. Aus dem Felsgrund des Berges ſteigt als eigentlicher Kern des Denkmals ein mächtiger Thurm von über 70 Meter in die Höhe. Nach oben ſich verjüngend trägt er an der Vorderfläche das Reichswappen und wird hoch oben überragt von der Kaiſerkrone. Den Mittelpunkt aber bildet die tiefe Rundniſche in der Mitte des Thurmes; dort ſteht auf einem Sockel frei heraustretend das 8 Meter hohe Reiterſtandbild Kaiſer Wilhelms I. Mit geſenktem Schwert, als Sieger heimkehrend, ſitzt er auf dem Pferde, ſieghaft hinausblickend in die goldene Aue des geſegneten Thüringer Landes. Den gewaltigen Unterbau des Reichsthurmes bildet eine Terraſſenanlage, deren vertiefter Bogen der ehrwürdigen Geſtalt des alten Barbaroſſa als Umrahmung dient. Wie das Lied ihn feiert, ſo ſitzt er da, mit weit herabwallendem Bart, vom Zauberſchlaf umfangen, die Kaiſerkrone auf dem Haupte, in den Händen Scepter und Reichsapfel haltend.

So hat der Künſtler Vergangenheit und Gegenwart vereinigt, Mittelalter und Neuzeit, zwei Kaiſerbilder, ſo fremdartig, ſo grundverſchieden von einander! Und doch, wie einſt der römiſche Conſul Aemilius Paulus beim Eintritt in den Tempel des Zeus zu Olympia im Antlitz des Göttervaters die Zuſammengehörigkeit und Verwandtſchaft des helleniſchen und römiſchen Volkes erkannte — ein Eindruck, den der römiſche Geſchichtſchreiber für wichtig genug hielt, um ihn in ſeinem Geſchichtswerk nicht zu übergehen —, ſo mag auch der ſinnende Geiſt des Wanderers auf dem Kifhäuſer angeſichts dieſes Denkmals inne werden, wie bei aller Verſchiedenheit der mittelalterlichen und modernen Welt doch ein Gedanke, ein Wunſch durch die Jahrhunderte unſrer deutſchen Geſchichte ſich fortſpinnt: die Sehnſucht nach nationaler Einheit, nach Kaiſer und Reich, wie ſie ihren typiſchen Ausdruck in der Sage vom wiederkehrenden Kaiſer Friedrich gefunden hat.

Seitdem vor jetzt 25 Jahren Georg Voigt in Sybels Zeitſchrift dieſe Sage in den Bereich wiſſenſchaftlicher Unterſuchung gezogen hat, iſt die gelehrte Arbeit ohne Unterlaß und mit einer gewiſſen Vorliebe damit beſchäftigt, über die Entſtehung und Ausbildung dieſer Sage neues Licht zu verbreiten. Da die Beilage der Allg. Ztg. von dem Gange dieſer Forſchung ſeit einer Reihe von Jahren Notiz genommen hat,[1]) ſo mag in den folgenden Zeilen kurz der neueſten Ergebniſſe zweier in den letzten Jahren erſchienener Arbeiten gedacht ſein. Die erſte iſt ein Aufſatz von Profeſſor Grauert: „Zur deutſchen Kaiſerſage",[2]) die zweite ein umfangreiches Buch von Fr. Kampers: „Kaiſerprophetien und Kaiſerſagen im Mittelalter".[3])

Grauerts Aufſatz bringt überraſchend neue Reſultate, namentlich hinſichtlich der Perſon des erwarteten Kaiſers Friedrich. Bekanntlich ſteht die wichtigſte Belegſtelle aus dem 13. Jahrhundert für die Exiſtenz einer Kaiſerſage bei Jordanus von Osnabrück. „Man erzählt ſich," ſo ſchreibt dieſer deutſche Canonicus in den Jahren 1280/81, „es ſei vor langer Zeit in Deutſchland prophezeit worden, daß aus einem Sproſſen Friedrichs (II.) eine ſündhafte Wurzel hervorgehen werde mit Namen Friedrich, welcher den Klerus in Deutſchland und auch die römiſche Kirche tief demüthigen und ſchwer bedrängen werde. Man erzählt ſich außerdem, daß dort eine andere volksthümliche Prophezeiung in Umlauf ſei, wonach aus dem Geſchlechte der Karolinger, d. h. aus dem Stamme des Königs Karl und aus dem Hauſe des Königs von Frankreich ein Kaiſer erſtehen werde mit Namen Karl, der da der princeps und Monarch von ganz Europa ſein und Kirche und Reich reformiren werde. Nach ihm aber werde kein anderer das Kaiſerthum mehr innehaben." In dieſem Berichte heben ſich die zwei Hauptquellen unſrer deutſchen Kaiſerſage, die joachitiſche, aus Italien ſtammende, ſtaufenfeindliche Verſion der Friedrichſage und die franzoſenfreundliche Umbildung der Methodiusweiſſagung zur Karlsprophezeiung, ſo ſcharf und deutlich ab, wie man nur wünſchen mag. Während man aber bisher in „der ſündhaften Wurzel aus einem Sproſſen Friedrichs" lediglich die vage und verſchwommene Diction der joachitiſchen myſtiſchen Schriften ſah, weiſt Grauert nach, daß die beiden Kaiſerſprüche, von denen Jordanus berichtet, nicht einer fernen, dunkeln Zukunft gelten, ſondern ſich auf zwei Fürſten beziehen, die in jenen Tagen unter den Lebenden weilten und als die Repräſentanten der großen Parteien der Ghibellinen und Guelfen angeſehen werden konnten und von weiten Kreiſen auch wirklich angeſehen wurden. Es iſt dies einmal der junge Sproſſe des deutſchen Fürſtengeſchlechts der Wettiner, Friedrich der

[1]) Vergl. Beilage 1882 Nr. 248; 1883 Nr. 7; 1892 Nr. 40.
[2]) Hiſtor. Jahrbuch der Görres-Geſellſchaft XIII. Bd., 1. u. 2. Heft, S. 100—143. München 1892.
[3]) In den „Hiſtoriſchen Abhandlungen" hggb. von Heigel und Grauert. VIII. Heft. München, Lüneburgs Verlag 1895.

Freidige von Meißen-Thüringen, durch seine Mutter Margarethe Enkel Kaiser Friedrichs II., und dann Karl von Anjou, der erste König von Neapel-Sicilien aus dem Hause Capet. In der That waren diese beiden Fürsten, der deutsche Friedrich und der französische Karl, nicht bloß Rivalen bezüglich des Königreichs Sicilien gewesen, sondern sie wurden auch von führenden Geistern der ghibellinischen und guelfischen Partei zeitweilig als Erneuerer des römischen Imperiums, d. h. also geradezu als Kaiser Friedrich III., beziehungsweise Kaiser Karl IV. leidenschaftlich erwartet. In den thüringisch-fränkischen Landen hat die Hoffnung des Volkes auf den kommenden Kaiser Friedrich in den langen Jahren 1269 bis 1314, beziehungsweise 1324 nach Grauert, überhaupt nicht der Wiederkehr Friedrichs II., sondern der Kaiserherrschaft seines Enkels, des sogenannten Friedrichs des Dritten aus dem Hause Wettin gegolten. Für diese Beziehung der Kaisererwartung auf den wettinisch-staufischen „Friedrich III." liegt in der That ein directer Beleg vor in der Chronik des Peter von Zittau, der um 1376 als Geschichtschreiber des Cistercienserklosters Königssaal in Böhmen schreibt, „er habe, als er noch ein Knabe war, oft gehört, daß der Markgraf Friedrich von Meißen und Thüringen, dessen Tod zum Jahre 1323 verzeichnet wird, der mächtige Kaiser der Zukunft sein und am Klerus Wunderbares thun werde. Das Volk habe sich auch erzählt, daß er zwischen den Schultern auf dem Rücken ein sichtbares (durchscheinendes) Kreuz habe. Von alledem sei freilich nichts wahr gewesen und nichts eingetroffen. . . ." Und daß diese Hoffnung auf ein wettinisch-staufisches Kaiserthum zur Zeit des Interregnums nicht nur in mystisch erregten Gemüthern sich festgesetzt hatte, sondern auch in leitenden Kreisen der Gedanke erwogen wurde, dem leidigen Thronstreit in den Jahren 1268—1271 durch die Wahl Friedrichs des Freidigen zum Kaiser ein Ende zu machen, kann bei dem berühmten Kanonisten Johannes Andreae († 1348) gelesen werden, auf dessen juristischen Commentar Grauert hinweist. Wir müssen hinsichtlich der näheren Ausführung dieser auch weiterhin im 13. und 14. Jahrhundert auftretenden Hoffnungen auf ein erbliches Kaiserthum des Hauses Wettin auf Grauerts Abhandlung verweisen, die übrigens auch für die politischen Strömungen bei der Wahl Rudolfs von Habsburg und während dessen Regierungszeit höchst wichtige Aufschlüsse bietet. Das Ergebniß für die Kaisersage selbst faßt er dahin zusammen, daß, während im übrigen Deutschland die Sage vom wiederkehrenden Kaiser Friedrich unmittelbar an Friedrich II. anknüpfte und seine Wiederkehr verkündete, in Thüringen wahrscheinlich erst in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts neben die locale, ursprünglich auf Friedrich den Freidigen oder einen Fürsten seines Stammes und Namens gehende Sage die andere von dem wiederkehrenden Friedrich II. getreten ist. Daß in Wirklichkeit das Kaiserbild der späteren Kyffhäusersage Züge von dem sagenhaften Bilde Friedrichs des Freidigen entlehnte, wird durch die bei Peter von Zittau berichtete Erzählung von dem eigenartigen persönlichen Verkehr dieses thüringischen Fürsten mit einem einsam weidenden Hirten, die sich dann in den späteren Kyffhäusergeschichten vom bergentrückten Kaiser Friedrich in allen Variationen wiederholt, mehr als wahrscheinlich.

Gewinnt nach Grauerts scharfsinniger Untersuchung die Figur des Kyffhäuseralten eine neue Beleuchtung durch die Hereinziehung einer förmlichen wettinischen Stammes- oder Hausſage, so ist die eingehende und höchst sorgfältige Arbeit von Kampers der eigentlichen Kaisersage, d. h. der Sage von einem letzten mächtigen römischen Kaiser, der alle Hoffnungen erfüllen, das hl. Grab befreien und den Abschluß der Zeiten herbeiführen werde, bis in ihre letzten Ursprünge nachgegangen. Er zeigt, wie die sogenannte Methodiusweissagung im 7. Jahrhundert auf einer Compilation beruht, deren Elemente wir schon in vorchristlichen Vaticinien über die Erwartung eines glückseligen Friedensreiches unter einem mächtigen letzten römischen Kaiser vorfinden. Die Umbildung dieser alten Kaiserprophetie durch das jugendfrische Christenthum bringt hauptsächlich die eschatologischen Erwartungen des tausendjährigen Reiches zum deutlichen Ausdruck und gibt dem letzten römischen, seit Konstantins Zeit nunmehr christlichen, Kaiser eine hervorragende messianische Rolle. Mit besonderer Schärfe hebt sich namentlich eine auf Konstantins Sohn Konstans lautende Sibyllenstimme heraus: „Von Babylon aus soll sich", so lautet dieses Vaticinium, „zuletzt ein mächtiger König erheben, zum Verderben der Völker; Erdbeben, Pest und Hungersnoth werden die Gemüther schrecken; Rom, das Haupt der Welt, fällt. Da aber kommt der letzte große Kaiser Konstans, der siegreich die Aera des Friedens bringt. Es brechen aus den kaspischen Thoren die wilden Völker Gog und Magog hervor; dann legt der Kaiser auf Golgatha Krone und Scepter nieder und auf das damit gegebene Ende des römischen Reiches folgt die Herrschaft des Antichrists."

Wie dieser sibyllinische Kern der sogenannten Methodiusweissagung von dem letzten Kaiser sich verquickte mit einer ganzen Reihe byzantinischer und anderer orientalischer Sagenstoffe, wie dann nach der nachweislich schon im 8. Jahrhundert erfolgten Uebertragung ins Abendland an Stelle der byzantinischen Weltherrschaftsansprüche die fränkisch-französischen in der Prophetie hervortreten, um im 12. Jahrhundert den deutschen Platz zu machen, wie weiterhin eine ausgearbeitete Karl- und Friedricherwartung der Sage die schärfste Tendenz und Gegensätzlichkeit verlieh, das alles wird von Kampers mit einer ausgebreiteten, ja fast erdrückenden Gelehrsamkeit auseinandergesetzt und ein umfassendes, zum Theil ganz neues Quellenmaterial herangezogen. So erhält z. B. die auf byzantinischem Boden ausgebildete Kaiserprophetie durch die Aufdeckung einzelner der glühenden morgenländischen Welt entnommener Sagen, vom babylonischen Reich, von Nimrod, von der Erbauung der Stadt Byzanz, der persischen Kosroesage u. a., ebenso einen buntgewirkten, überaus reichen Hintergrund, wie für das Bild des späteren Helden der Kaisersage, Friedrichs II., durch die Combination joachitischer Antichristvorstellungen mit lombardischen Städteweissagungen, Kreuzzugssagen, orientalischen Phantastereien von einem Priestertönig Johannes, der Sage des Alten vom Berge u. v. a. ein förmlicher Dunstkreis der Mythenbildung aufgedeckt wird. Der Verfasser verfolgt die Kaiserpropheten durch das ganze Imperium hindurch und führt Grauerts Untersuchung, durch die er überhaupt zu seiner Arbeit angeregt wurde, in mehreren Punkten ergänzend weiter. Freilich wird auch nach der eindringendsten Forschung noch manche Frage ungelöst bleiben müssen. So dürfte, um nur eines herauszugreifen, die geistvolle Ansicht, daß sich in Sicilien, und zwar am Aetna, die Sage vom wiederkehrenden Kaiser schon bald nach Friedrichs Tode in Anlehnung an die dort heimische Artussage localisirt habe, weder durch die Notiz bei Thomas von Eccleston, wonach ein Mönch in einem Gesichte wunderbare Reiterheere gesehen habe, Männer wie von Erz, von denen ihm einer als Grund dieser wunderbaren Erscheinung gesagt habe, quod fuit Fridericus imperator, qui ivit in montem Ethne, noch durch das um 1262 bezeugte Auftreten eines Pseudo-Friedrich in jener Gegend völlig genügend gestützt sein. Ebensowenig wird es sich über die Bedeutung einer Hypothese erheben lassen, daß die bretonische Artussage sich gerade am Kyffhäuser in Thüringen localisirt und so der Friedrichsage direct die Bahn bereitet hat. Bekanntlich hören wir ja bis in die Mitte des 15. Jahr-

hunderts überhaupt nichts vom Kifhäuser, von einer Bergversetzung vollends erst im 16. Jahrhundert. So wahrscheinlich es nun sein mag, daß zuerst Friedrich der Freidige in den Berg seines Heimathlandes einzog, um späterhin von dem Helden der Nationalsage, Friedrich II., verdrängt zu werden, so lassen sich doch bis jetzt keinerlei Belege dafür beibringen. Aus der langen Regierungszeit des genannten Thüringer Fürsten ist auch keine einzige Spur zu gewinnen, die auf eine Localisirung der Sage vom wiederkehrenden Kaiser Friedrich am Kifhäuser hindeuten könnte. Ueberall kommt der verschwundene Kaiser aus „weiter Ferne", er lebt „in der werlte wit" oder soll als Pilger aus dem Orient wiederkehren. Erst bei dem Chronisten Engelhusius († 1434) lesen wir, Friedrich lebe noch in castro Confusionis, d. h. auf dem Schlosse Kifhausen, wie bald nach Engelhusius eine andere Chronik jene lateinische Ortsangabe übersetzt. Da Engelhusius seine Bemerkung anknüpft an die Erwähnung des zu Wetzlar 1285 verbrannten Tile Kolup, der sich bekanntlich für Friedrich II. ausgegeben, so ist selbstverständlich jeder Gedanke an Friedrich den Freidigen als Kifhäuserhelden bei ihm ausgeschlossen. Interessanter aber ist, daß diese von Engelhus gemeldete Localisirung an der Burg (noch nicht im Berge) Kifhausen keineswegs durchgedrungen war; denn nach dem ziemlich gleichzeitigen Bericht des thüringischen Chronisten Johannes Rothe wandert Kaiser Friedrich „der Ketzer" zu „Kuffhussen in Doringen uf dem wusten slosse unde auch uf andern wusten bergen, die zu dem Reiche gehoren". Man wird wohl daraus entnehmen müssen, daß eine eigentliche Bergversetzung überhaupt bis ins 15. Jahrhundert hinein nicht vorhanden war, weder für Friedrich den Freidigen, noch für den wiederkehrenden Stauser Kaiser Friedrich II. Ueber die, wie man sieht, ziemlich spät erst eingetretene Fixirung am Kifhäuser selbst wurde vor einiger Zeit auf die enge Beziehung dieses Berges zum Wuotancultus verwiesen und es darf wohl als wahrscheinlich betrachtet werden, daß, wenn auch die Identificirung des Kifhäusers mit dem Wuotansberg der Walkenrieder Urkunde, wie Pröhle in diesen Blättern (1893 Nr. 88) zeigte, nicht zu halten ist, die lebhafte Verehrung des obersten Gottes an der Heime und Unstrut eine Vermischung der Kaiserfigur mit dem bergentrückten germanischen Göttervater nahe genug legte.

Wer heute den Gang der Untersuchung über unsre glorreich erfüllte Kifhäusersage überblickt, mag wohl staunen über die Fülle der Literatur, die sich seit 1871 dieser eminent nationalen Sage unsres Volkes zugewendet hat. Wohl ist durch all diese Untersuchungen das romantische Kaiserbild der populär gewordenen Rückert'schen Ballade und der Grimm'schen Sagen vom bergentrückten Kaiser, der jetzt auf dem Kifhäuser durch monumentale Plastik verewigt wird, arg zerpflückt worden; eine unbarmherzige Kritik hat den duftigen Bluthenstaub von dem Sagengebilde des im Berge schlafenden alten Barbarossa kräftig weggeblasen, um an seine Stelle bald einen byzantinischen Kaiser, bald den fränkischen Karl, oder den Stauser Friedrich II., oder den wettinischen Friedrich den Freidigen zu setzen, und wer mag behaupten, daß, wenn in nächster Zeit dem mächtigen Kaiserdenkmal auf dem Thüringer Berge der Schlußstein eingefügt wird, auch die Friedrichsage den Abschluß ihrer wissenschaftlichen Ergründung gefunden hat? Gerade die zwei oben kurz besprochenen neuesten Arbeiten zeigen, wie eine eindringende Untersuchung immer wieder neue Perspectiven eröffnet in die Genesis und Entwicklung unsres vielverschlungenen Sagenbildes. Aber eines darf doch nach dem ganzen bisherigen Gange der Forschung constatirt werden, daß selten bei einer wissenschaftlichen Untersuchung die nachfolgenden Forschungen eine so glänzende Bestätigung der ersten grundlegenden Hinweise enthalten haben, wie dies bei unsrer deutschen Kaisersage der Fall ist. Zwei Entdeckungen sind es hauptsächlich gewesen, durch welche diese Sage aufgeklärt wurde: 1) die richtige Deutung der Sage auf Friedrich II., statt auf Friedrich Barbarossa; 2) der Nachweis, daß zwei ganz verschiedene Sagenkreise hier zusammengeflossen sind, daß nämlich die sogenannte Methodiusweissagung vom letzten römischen Kaiser mit den joachitischen, auf Friedrich II. zielenden Prophezeiungen sich aufs innigste verbunden hat. Der erstere Nachweis wurde 1871 von Georg Voigt erbracht, oder, genauer gesprochen, zuerst von ihm durchschlagend begründet; den zweiten lieferte 1874 Sigmund Riezler (v. Sybels Zeitschrift Bd. 26 u. 32). Alle späteren Arbeiten, so werthvolle Resultate sie auch bolen, haben für jene beiden Thesen durchweg bestätigende, ausführende und ergänzende Züge geliefert, so daß es heute, wo mit dem Wiedererwachen des Kifhäuserkaisers auch die Forschung über unsre Kifhäusersage ihr 25jähriges Jubiläum feiert, wohl am Platz sein mag, auch des Ausgangspunktes dieser ganzen hochinteressanten Untersuchung und namentlich der beiden Gelehrten zu gedenken, die für diese Forschung die eigentlichen Pfadfinder geworden sind.

Die Denkwürdigkeiten des luxemburgischen Staatsministers Emmanuel Servais.

K. In den Veröffentlichungen der geschichtlichen Abtheilung des großherzoglich luxemburgischen Instituts ist vor einiger Zeit eine Autobiographie des 1890 gestorbenen luxemburgischen Staatsministers Servais erschienen,[1]) die über die Grenzen des Großherzogthums hinaus Interesse beanspruchen darf. Es ist keine bloße Lebensbeschreibung, sondern ein Buch, das einerseits wie eine politische Vertheidigungsschrift aussieht und andrerseits ein wirkliches Memoirenwerk ist. Für die Geschichte des Luxemburger Landes ist es unstreitig von großer Bedeutung, aber es ist auch deßhalb beachtenswerth, weil darin Ereignisse behandelt werden, an denen Deutschland und Frankreich betheiligt waren. Es sind dies die Erbauung der luxemburgischen Eisenbahnen, der Anschluß an den deutschen Zollverein und besonders die Vorfälle während des deutsch-französischen Krieges, auf welche die Uebergabe der Wilhelm-Luxemburg-Bahnen in deutschen Betrieb erfolgte.

Servais galt nie als ein deutschfreundlicher Staatsmann. Er hat auch nie Deutschland etwas zu gefallen gethan, wenn er nicht gerade dazu gezwungen war, wie z. B. 1870, wo er dem französischen Viceconsul in Luxemburg das Exequatur entzog, aber er ist doch vielleicht manchmal falsch beurtheilt worden. In seiner Selbstbiographie spricht er sich über die meisten Fragen sehr offen aus, und man muß anerkennen, daß er doch nicht der Deutschenhasser war, als welcher er vielfach in Zeitungen dargestellt wurde. Als Staatsminister suchte er möglichst neutral zu bleiben, und er ließ sogar 1867 den französischen Viceconsul in Luxemburg, der die Annexion des Großherzogthums zu betreiben suchte, abberufen; aber seine persönlichen Neigungen gingen doch nach Frankreich hin. Er tritt uns in dieser Hinsicht in seinen Memoiren so recht als der Typus der in Luxemburg am Ruder befindlichen Politiker entgegen. Er war übrigens ein bescheidener, tüchtiger und gewandter Mann von vielseitigem Wissen. Er war 1811 in dem Landstädtchen Merich geboren, wo sein Vater Bürgermeister und unter holländischer Herrschaft

[1]) Publications de la section historique de l'Institut royal-grand-ducal de Luxembourg (ci-devant société archéologique du grand-duché) constituée sous le protectorat de S. M. le Roi Grand-Duc, par arrêté du 24 octobre 1868. Volume XLIII. Luxembourg, Bück.

Mitglied der Provincialstände war. Er beglückwünscht sich selbst zu der strengen Erziehung, die er erhielt. Nach seinen Gymnasialstudien am Athenäum in Luxemburg besuchte er die Universitäten in Gent und Paris und erwarb den Doctortitel an der juristischen Facultät in Lüttich. Er debütirte als Advocat in Arlon (1833—1839), wo er mit Victor Tesch das „Echo du Luxembourg" gründete.[1]) Für die Philosophie hatte er, wie er selbst zugibt, kein Verständniß, dagegen interessirte er sich schon früh für politische und wirthschaftliche Fragen.

Bekanntlich wurde Arlon mit der Provinz 1839 vom Großherzogthum losgetrennt. Servais war ein Anhänger der belgischen Herrschaft, wie übrigens sehr viele Luxemburger, weil das Land unter derselben wohlwollend verwaltet wurde und seine wirthschaftliche Lage sich beständig besserte. Außerdem fanden viele gebildete Luxemburger in Belgien ein gutes Fortkommen, das ihnen ihre Heimath nicht bieten konnte. Als der aus Hessen gekommene, als Reactionär verschrieene Hassenpflug an die Spitze der Verwaltung des Großherzogthums trat, wurden Servais Schwierigkeiten in den Weg gelegt, da er den Advocatenberuf in Luxemburg ausüben wollte, und er ging sogar selbst nach dem Haag zum König, bei dem er Gehör fand. 1841 gehörte Servais der Commission an, die im Auftrag Wilhelms II. die Verfassung ausarbeitete, welche 1842 in Kraft trat. Mit Boch-Buschmann, Wilmar und Karl München vertrat er Luxemburg im Frankfurter Parlament. Im September 1853 übernahm er im Ministerium Simons die Finanzverwaltung und im folgenden Jahre außerdem Landwirthschaft und Handel. Er schied 1857 aus der Regierung aus und wurde zum Staatsrath und Mitglied des Obergerichtshofes ernannt. Im December 1867 wurde er nach dem Rücktritt v. Tornaco's, den er als sehr wenig befähigt hinstellt, an die Spitze der Regierung berufen.[2]) Vorher hatte er bereits mit v. Tornaco als Bevollmächtigter des Großherzogthums an der Londoner Conferenz theilgenommen, die durch den Vertrag vom 11. Mai 1867 das Land für neutral erklärte. Er war mit der Lösung der luxemburgischen Frage vollständig einverstanden, während sein College Bedenken trug, den Vertrag zu unterzeichnen, weil er glaubte, die Schleifung der Festung würde dem Lande zu große Kosten verursachen. Servais hat die Geschichte des Londoner Vertrages eingehend in dem Werke behandelt: „Le Grand-Duché de Luxembourg et le traité de Londres du 11 mai 1867".[3])

Servais schildert seine Thätigkeit als Minister mit völliger Offenheit. Manche Einzelheiten entbehren nicht eines komischen Beigeschmacks. So beschäftigte er sich mit einer Militärvorlage. Man wollte damals die Miliz abschaffen und nur einige Hundert Freiwillige beibehalten. Damit war aber der Statthalter, Prinz Heinrich der Niederlande, nicht einverstanden. Servais behauptet, ein nassauischer Oberst, v. H., der Commandant des Jägercorps, habe denselben beeinflußt, weil er seine Stelle nicht verlieren wollte. Der Statthalter willigte doch schließlich in eine Verminderung der Streitkräfte ein, und die bisherigen Officiere wurden überflüssig. Um denselben eine Genugthuung zu gewähren, ließ Servais ihnen eine Ehrenbeförderung zu theil werden, und so ernannte er den erwähnten Oberst zum General und die anderen Officiere zu Obersten und Majors. Er fürchtete aber, sich und diese Glücklichen lächerlich zu machen, wenn er diese Beförderungen im „Mémorial" (Amtsblatt) veröffentlichen würde. Er ließ dieses also unterbleiben. Die Interessenten fühlten sich aber doch durch ihre Beförderung sehr geschmeichelt. Die Welt aber hat erst jetzt erfahren, daß Servais vor Jahren einen luxemburgischen General ernannt hat. Einen Vorwurf kann man Servais nicht ersparen, nämlich den, daß er sich mit gewagten, gewissenlosen Gründern einließ (Prinz Heinrich-Bahn, Nationalbank u. s. w.). Er war ja genau über diese Leute unterrichtet, aber er hoffte, deren Speculationen würden dem Lande von Nutzen sein, und es fehlte eben an anderen unternehmungslustigen Männern.

Während des deutsch-französischen Krieges bemühte er sich nach Kräften die Neutralität des Landes aufrecht zu erhalten. In einer Depesche vom 3. December 1870 beklagte sich Bismarck über die Hülfe, die die Luxemburger den französischen Soldaten gewährt haben sollten: sie hätten nicht die nöthigen Truppen an die Grenze gestellt, um den Durchgang von mehr als 2000 französischen Officieren und Soldaten durch das Land zu verhindern, die Ostbahngesellschaft habe einen Eisenbahnzug mit Proviant nach Diedenhofen gesandt u. s. w.; er schloß mit der Erklärung, die preußische Regierung sehe sich nicht mehr verpflichtet, in den militärischen Operationen der deutschen Heere die Neutralität des Großherzogthums zu beachten. Am 14. December antwortete Servais dem Kanzler und protestirte gegen jede einseitige Kündigung des Londoner Vertrages. Es wurden noch verschiedene Depeschen zwischen dem Bundeskanzler und der luxemburgischen Regierung gewechselt, und auf die Aufforderung Bismarcks hin wurde dem französischen Viceconsul in Luxemburg das Exequatur entzogen. Dieses war die einzige Maßregel, die auf Preußens Veranlassung getroffen wurde. Deutschland hatte ja auch keine Veranlassung, feindlich gegen Luxemburg vorzugehen, und es wollte dieses bloß zwingen, seine Pflichten als neutrales Land zu erfüllen. Die deutsche Regierung sah übrigens ein, daß die in Frage gestellten Vorfälle übertrieben worden waren. Wenn thatsächlich Handlungen vorgekommen sind, die diesen Pflichten zuwider waren, so kann jedenfalls Servais nicht dafür verantwortlich gemacht werden. Er hat alles gethan, was er konnte, um Deutschland zufriedenzustellen. Von deutscher Seite wurde übrigens der spätere Oberpräsident A. Ernst v. Ernsthausen mit einer Untersuchung in Luxemburg selbst beauftragt, die aber ohne weitere Folgen blieb. Es würde mich zu weit führen, hier näher darauf einzugehen. Servais äußert sich in seinen Memoiren über die Angelegenheit ziemlich ausführlich, und auch in einem in Deutschland unbeachtet gebliebenen Werke von J. Joris[1]) finden sich darüber manche Aufklärungen. Von deutscher Seite liegt, soviel ich weiß, noch keine ausführliche Darstellung der betreffenden Vorfälle nebst ihren Folgen vor.

Servais sagt ganz offen: „Ich sah es als meine Pflicht an, weder für Deutschland noch für Frankreich Partei zu ergreifen, sondern mir nur die Interessen des Großherzogthums angelegen sein zu lassen." Er trat am 26. December 1874 von der Regierung zurück und wurde zum Ehrenminister und Vorsitzenden des Staatsraths ernannt. Der Deutsche Kaiser verlieh ihm den rothen Adlerorden zweiter Classe „in Anerkennung seiner Bemühungen zur Herstellung freundschaftlicher Beziehungen zwischen den beiden Regierungen" (so schrieb ihm der preußische Gesandte im Haag). Servais erklärt, er habe trotz des Zwischenfalls von 1870 „immer die besten Beziehungen zur preußischen Regierung unterhalten". Er bemerkt dann weiter: „Ich habe immer sorgfältig alles vermieden, was dieselbe verletzen konnte.

---

[1]) Später bekämpfte dieses Blatt Servais, besonders 1870.

[2]) Außer dem Staatsminister gibt es nur Generaldirectoren in der Regierung.

[3]) Paris, E. Plon u. Cie. 1879.

[1]) 1867—1872. Une page d'histoire du grand-duché de Luxembourg. Luxembourg, Joseph Beffort 1888. Dieses Werk ist vom französenfreundlichen Standpunkt aus geschrieben; es enthält außer amtlichen Schriftstücken fast nur Material, das mit großer Vorsicht zu gebrauchen ist.

Ich habe mich immer beeilt, sie zufriedenzustellen, ohne eine jener kleinen Detailfragen anzuregen, die zu übler Laune reizen." Und in Anspielung auf seinen Streitfall mit der preußischen Regierung bemerkt er in etwas ironischem Tone: „Wir riskiren nicht immer soviel, wie manche Leute glauben, wenn wir unser wohlbegründetes Recht gegen die Mächtigen vertheidigen." Es ist sehr schwer, die Richtigkeit der Servais'schen Behauptungen, soweit sie Deutschland betreffen, festzustellen. So sind z. B. auch die Vorgänge beim Anschluß Luxemburgs an den Zollverein noch nicht authentisch von deutscher Seite dargestellt worden, so daß es zum mindesten sehr fraglich ist, ob damals wirklich ein solcher Druck auf Luxemburg ausgeübt wurde, wie Servais vorgibt.

Das Werk ist in französischer Sprache geschrieben, die Servais wohl besser beherrschte als die deutsche. Nur stellenweise stößt man auf einige Unebenheiten. In dem Satze (S. 13): „Guillaume II retourna à La Haye, satisfait du pays qui était satisfait de lui" ist die Wiederholung zwar beabsichtigt, nimmt sich aber nicht sehr gut aus. Wie hart klingt auch der Ausdruck: mes honoraires me dus par des hommes riches (S. 23) und wie gewunden ist der Satz: „L'Echo du Parlement sembla vouloir empêcher même que l'opinion publique nous fût favorable" (S. 70)! Der Verfasser erwähnt gern ungeschminkte Redensarten. So erzählt er z. B., König Wilhelm II. (der Niederlande) habe ihm den gezwungenen Rücktritt seines Ministers des Auswärtigen mitgetheilt und dabei hinzugefügt: „Qu' il aille se promener!" Ob der König sich wirklich in der Weise über seinen Minister geäußert, wollen wir dahingestellt sein lassen.

Besonders aus dem ersten Theil der Denkwürdigkeiten sieht man, daß Servais auch noch in späteren Jahren seines Lebens den Anschluß des Landes an Belgien als sein Ideal ansah. Er erzählt mit vielem Wohlgefallen, daß eine Anzahl Luxemburger in diesem Lande Minister, Generale, Professoren, Gouverneure, höhere Justizbeamte, Generaldirectoren in den Ministerien u. s. w. wurden. Als einer der Unterzeichner des Londoner Vertrags mußte er zwar die Luxemburger Frage als gelöst ansehen, aber man merkt doch, daß ihm eine anderweite Regelung im eben angedeuteten Sinne sehr erwünscht wäre. Jetzt ist die Belgien freundliche Stimmung im Lande bei weitem nicht mehr so stark wie früher, und die belgische Regierung, die schon genug mit den Vlamen zu thun hat, würde sich höflichst bedanken, auch noch deutschsprechende Luxemburger als dritte Nationalität aufzunehmen. Es gibt allerdings in der belgischen Provinz Luxemburg eine deutsche Sprachgegend (Arlon und Umgebung), allein diese ist von verhältnißmäßig geringer Ausdehnung, so daß keine Ausnahme für sie gemacht wird.

Staatsminister Servais suchte nach Möglichkeit die wirthschaftliche Lage des Landes zu verbessern. Er erwartete allerdings die Hebung von Handel und Industrie von einem Anschluß an Belgien, während die Erfahrung gezeigt hat, daß die Zugehörigkeit zum Zollverein dem Großherzogthum vom größten Nutzen ist. Er interessirte sich auch für die Erbauung des Mosel-Maas-Canals, welche in den dreißiger Jahren in Angriff genommen, aber in Folge der belgischen Revolution unterbrochen und seither nicht mehr aufgenommen wurde. Dieser Wasserweg wäre in der That dem Lande von großem Vortheil gewesen, aber jetzt ist jede Aussicht auf Herstellung desselben geschwunden. Die Lage der Landwirthschaft suchte Servais ebenfalls zu heben, ihm verdankt das Land mehrere dahin zielende Gesetze und Einrichtungen.

Servais ist in seinen Memoiren manchmal etwas kleinlich. So bewundert er einen gut gesprochenen Toast, er ärgert sich darüber, daß Minister Simons nach seinem Tode in den Zeitungsnekrologen nicht genug gewürdigt wurde u. s. w. Nach seinem ersten Austritt aus dem Ministerium enthielt er sich „aller Theilnahme an politischen Kämpfen", aber er „übte sein Wahlrecht aus und stimmte für die regierungsfreundlichen Candidaten". Das durfte man bei ihm wohl als selbstverständlich voraussetzen! Manche Stellen seines Werkes dürften bei denen, die die luxemburgischen Verhältnisse nicht näher kennen, zu Mißverständnissen Anlaß geben; er spricht nämlich von dem Parteigetriebe in einer Weise, die den Leser veranlassen könnte, sich eine übertriebene Vorstellung von diesen politischen Gruppen zu machen, die doch jedenfalls einen viel weniger ausgeprägten Charakter trogen, als die Parteien in großen Ländern. Sehr charakteristisch ist folgende Stelle, die ich wörtlich übersetze: „Die Regierung war außer dem Generalsecretär nicht von wirklichen Regierungsräthen unterstützt, und sie ließ selten durch Commissionen Vorlagen ausarbeiten. Ich persönlich habe es den Bureaux nicht einmal überlassen, auch nur einen einzigen der Artikel zu redigiren, welche betreffs der Zweige meines Dienstes in den Verwaltungsberichten veröffentlicht wurden. Ich brauchte mich aber deßhalb doch nicht zu übermüden. Wir waren immer regelmäßig auf unserm Posten. Während des deutsch-französischen Krieges habe ich die Stadt nicht ein einziges mal verlassen, um meine Familie zu besuchen, oder meine persönlichen Geschäfte zu besorgen. Wir haben auch nicht versäumt, während der Bureaustunden im Regierungsgebäude zu sein." Hieraus ersieht man, wie gewissenhaft Servais in seinem Amte war. Im übrigen wendet er sich öfters an die Jugend, der er mehr Idealismus wünscht. Er war ein königstreuer Mann, während sein Sohn, der jetzt Abgeordneter ist, sich zum Führer einer republicanisch gesinnten, sogenannten nationaldemokratischen Partei aufgeworfen hat, welche ein unbedeutendes Blättchen herausgibt, das nur deßhalb hie und da in deutschen Zeitungen genannt wird, weil es fortwährend Hetzartikel gegen Deutschland bringt. Die Leute, die solche Artikel schreiben, bedenken dabei nicht, daß sie ihrem Lande einen schlechten Dienst erweisen. Es fällt weder Deutschland, noch Frankreich, noch einer andern Macht ein, das kleine Luxemburg zu „erobern"; aber dann dürfen doch die Länder, die eine sogenannte Collectivgarantie für die Neutralität des Großherzogthums übernommen haben, verlangen, daß die Bewohner sich auch wirklich neutral verhalten und nicht das eine oder andere Land fortwährend beschimpfen.

Emmanuel Servais war auch nicht sein ganzes Leben hindurch unparteiisch, aber er widmete sich doch nicht einer verhetzenden Thätigkeit. Er spricht gleichsam in entschuldigendem Tone von einem Besuche, den er als Bürgermeister und als Vorsitzender des landwirthschaftlichen Vereins der Stadt Nancy abstattete, wo er der Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit war. Er war ein Mann mit stark ausgeprägtem particularistischen Gefühle; da Luxemburg keine belgische oder französische Provinz werden konnte,[1]) wollte er auch von einem Anschluß an Deutschland nichts wissen. Obschon er sich bemühte, in seinen amtlichen Handlungen eine neutrale Haltung zu beobachten, glaubten doch manche Luxemburger sich auf ihn berufen zu können, um ihre franzosenfreundliche Haltung zu rechtfertigen.

Die Servais'schen Denkwürdigkeiten sind ein durchaus eigenartiges Werk, die erste derartige Schrift in der Literatur Luxemburgs und zugleich ein bedeutender Baustein zu der Geschichte dieses Landes, die noch immer zu schreiben ist. Es sind nicht immer wichtige Ereignisse, die der Verfasser darin bespricht — er vertheidigt sich sogar gegen den Vor-

[1]) Die Luxemburger sind meistens der Meinung, als solche würde das Land eine viel größere Selbständigkeit behalten als im deutschen Staatenverbande.

wurf, er habe als Advocat zu hohe Honorare verlangt —, aber es enthält doch manche beachtenswerthe Aufklärungen, und vor allem lernen wir darin eine eigenartige Figur kennen, den Staatsminister eines kleinen Landes, das schon mehrmals der europäischen Diplomatie große Sorgen bereitet hat. Servais schrieb sehr oft für Zeitungen und es freute ihn sogar, wenn er glaubte, einer seiner Artikel sei am holländischen Hofe gelesen worden. Dadurch unterschied er sich sehr von seinem Nachfolger, dem Staatsminister Thilges, der einst erklärte, er lese grundsätzlich keine Zeitung. Servais sagt sogar, er habe 1848 durch seine Mitarbeit an dem Blatte „Le Patriote" dem Lande mehr Nutzen geleistet, als wenn er Abgeordneter gewesen wäre. „Die Zeitungen," sagt er, „die immer auf dieselben Fragen zurückkommen und sich freimüthig äußern dürfen, können einen größeren Einfluß auf die öffentliche Meinung ausüben als die Reden der Abgeordneten."

Servais entging zeitweilig auch nicht dem Schicksal, das allen Luxemburgern bevorsteht, die sich neutral verhalten wollen: er wurde als ein „Preußenfreund" bezeichnet, und bei den Kammerwahlen des Jahres 1851 fiel er glänzend durch; später schwand allerdings der Verdacht, den man gegen ihn gehegt hatte; sonst hätte er es nicht zu den höchsten Aemtern im Lande gebracht. Als er seine Denkwürdigkeiten schrieb, war er beinahe 70 Jahre alt, und man begreift deßhalb, daß er mit einem gewissen Stolze auf seine Thätigkeit zurückblickte. Er schließt mit dem Wunsche, seine Mitbürger möchten seinen Pflichteifer und seine Uneigennützigkeit anerkennen. Den Schluß des Bandes bilden einige ergänzende biographische Mittheilungen und die Angabe der Werke und der Orden Servais'. Die in französischer Sprache erschienenen Schriften sind zum Theil juristischen Inhalts, zum Theil betreffen sie die Verwaltung und die politische Stellung des Großherzogthums.

Mittheilungen und Nachrichten.

Eine neue theologische Zeitschrift. Im April dieses Jahres sind rasch nach einander die beiden ersten Hefte einer neuen Zeitschrift erschienen, welche alle Vertreter und Freunde der wissenschaftlichen katholischen Theologie freudig willkommen heißen müssen. Die „Revue d'histoire et de littérature religieuses" (Paris, Rue des écoles 30; zunächst in Commission bei Adam) umfaßt die Gebiete der Religions- und Kirchengeschichte, der biblischen und christlichen Literatur, bringt selbständige Aufsätze und gedrängte Literaturübersichten und, was die Hauptsache ist, ja was ihre Existenzberechtigung bedingt, verspricht „purement historique et critique" zu sein. Mit dieser Devise gesellt sie sich als dritte im Bunde zu der Tübinger Quartalschrift und den „Analecta Bollandiana". Den Namen eines Herausgebers sucht man auf dem Umschlagtitel vergeblich. Referent kennt die Gründe dieser Verschwiegenheit und weiß sie zu würdigen. Er glaubt aber keine Indiscretion zu begehen, wenn er an dieser Stelle verräth, daß die Redactionsgeschäfte von einem Professor am Institut catholique zu Paris besorgt werden, der den Lesern der „Revue critique" als sachkundiger Berichterstatter über lateinische und altchristliche Literatur längst bekannt ist. Die zwei bis jetzt ausgegebenen Hefte enthalten Aufsätze von L. Duchesne, dem nunmehrigen Director der École française in Rom (über die ersten Zeiten des Kirchenstaates; überaus interessante Darstellung des Verhältnisses der Päpste Stephan II. und Paul I. zum langobardischen, fränkischen und byzantinischen Reich), von A. Loisy, dem früheren Exegeten des Institut catholique, dessen hingebende Bemühungen um Hebung der biblischen Studien in Frankreich die kirchliche Behörde dadurch belohnte, daß sie ihn seiner Stelle entsetzte (über das kürzlich von Chwolson und Morfill veröffentlichte sinaitische Henochbuch, aus dem z. B. ein helles Licht auf II. Cor. 12, 2—4 fällt), von H. Margival (über den berühmten Bibelkritiker Richard Simon), von P. Fabre (über die Lage der Bauern, coloni, auf den Patrimonien der römischen Kirche zur Zeit Gregors des Großen), von F. Thureau-Dangin (archäologische Untersuchungen über das „flammende Schwert" des Paradieswächters und die eherne Schlange) und von C. Weyman (philologische Bemerkungen zu den damasianischen und pseudodamasianischen Gedichten); ferner Literaturberichte von Loisy (bibliographie scripturaire) und Lesny (chronique de littérature chrétienne) und eine bibliographie orientale von Th(ureau) D(angin). Das Abonnement auf die alle zwei Monate erscheinende „Revue" beläuft sich für Deutschland auf jährlich 10 M. W.

∞ Im Sommer v. J. haben wie in der Beilage den ersten Band der Gesammtausgabe von Roseggers Schriften in steirischer Mundart (Graz, Leykam, 1896) „Zither und Hackbrett" angezeigt; mittlerweile ist der zweite Band „Tannenharz und Fichtennadeln" und dieser Tage der dritte Band erschienen: „Staansteirisch. Lustige Vorlesungen." Es sind Stücke, die Rosegger selbst meisterlich öffentlich zum besten gegeben. Der Dichter wünscht, daß auch die Leser den Text nicht still, sondern laut sich aneignen mögen. „Und nicht zu ängstlich! Wer eine Volksmundart nicht von Haus aus spricht, für den ist es ganz unmöglich, sie in allen Feinheiten richtig zu betonen. Das macht aber nichts. Der Hauptteil liegt in der natürlichen Unmittelbarkeit des Gedankenausdrucks und in der eigenartigen Satzbildung." Neue Schnurren, nette Volksschwänke, Zeitglossen lösen einander ab: „Die dieser Sammlung beigegebenen Uebersetzungen aus Fritz Reuter und Peter Hebel ins Steirische („Wos daa aen Ibaroschung aussa kema kan", „Die Entdeckung der Amerika" ꝛc.) sind als Anhang zu betrachten. Sie sind gleichsam eine Brücke, die unser Staansteirisch mit dem Geiste naherer deutscher Volkssprachen brüderlich verbindet." Als altbewährter Schalk schließt Rosegger sein Vorwort mit einem Kalenderwitz: er datirt es Graz im Winter 1896; die Rosen dürften heuer dermuthlich erst im December, dem Sommer 1896, blühen.

* Die Fürstlich Jablonowski'sche Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig (gegründet 1768, erneuert 1828, gegenwärtig bestehend aus den Prof.: Leuckart als Präses, Scheibner, Haubel, Leskien, Sievers, Lamprecht, Lipsius, Bücher und Zirkel als Mitgliedern) veröffentlicht in dem eben erschienenen Jahresbericht für 1895/96 folgende Ergebnisse der letzten Preisbewerbungen:

Es sind nur die für das Jahr 1895 von der historisch-national-ökonomischen Section gestellte Preisfrage über das griechische Genossenschafts- und Vereinswesen zwei Arbeiten eingegangen, die eine mit dem Motto: „*ἐν ἁπάσῃ κοινωνίᾳ δοκεῖ τε δίκαιον εἶναι*", die andere mit dem Motto „*γηράσκω δ'αἰεὶ πολλὰ διδασκόμενος.*" Hiezu gibt die Gesellschaft folgende Kritik: Der Verfasser der letzten Arbeit hat das sehr zerstreute Material mit großem Fleiße gesammelt, aber seine umfassend angelegte Darstellung, zum Theil in Folge persönlicher Verhältnisse, nur zum geringen Theil vollenden können. Dagegen ist es dem Verfasser der erstbezeichneten Arbeit gelungen, die Aufgabe auf Grund der inschriftlichen wie der literarischen Quellen in befriedigender Weise zu lösen, wenn er auch dem Begriff der Genossenschaft eine etwas zu weite Ausdehnung gegeben und die rechtliche Seite des Vereinswesens mehr als die sociale und wirthschaftliche berücksichtigt hat. Indem die Gesellschaft zur Ergänzung seiner Darstellung eine neue Preisfrage zu stellen beschlossen hat, hat sie zugleich der Arbeit *ἐν ἁπάσῃ κοινωνίᾳ κτλ.* den Preis zuerkannt. Nach Eröffnung der Schedula ergab sich als ihr Verfasser Dr. Erich Ziebarth in Göttingen.

Auf die für das Jahr 1895 von der mathematisch-naturwissenschaftlichen Section gestellte Preisaufgabe ist eine Bewerbungsschrift nicht eingegangen. Dagegen hatte die Gesellschaft 1894 den Verfasser der zur Preisbewerbung eingereichten Abhandlung „Über die Invariantenbestimmung einer ausgezeichneten Kategorie zunächst von gewöhnlichen Differentialgleichungen auf Grund der Lie'schen Begeisselbestimmungen und Methoden", Hrn. Tresse in Dorpat, eingeladen, seine Arbeit nach gewissen Richtungen zu vervollständigen, und ihm dazu eine Fristerstreckung bis zum November 1895 gewährt. Dieser Aufforderung hat nun der Verfasser mit bestem Erfolg entsprochen und in wissenschaftlich mustergültiger Weise die in der gestellten Preisfrage als Beispiel angeführte Aufgabe gelöst, mit Hülfe der Lie'schen Methoden alle Differentialinvarianten zu bestimmen, welche die Differentialgleichung $y'' = w(x, y, y')$ gegenüber der unendlichen Gruppe aller Punkttransformationen besitzt. Die Gesellschaft nimmt daher keinen Anstand, diese Arbeit zu krönen und Hrn. Prof. A. Tresse, jetzt in Montpellier, den ausgesetzten Preis zuzuerkennen.

Neu gestellt werden von der Gesellschaft für die Jahre 1896 bis 1899 folgende Aufgaben und zwar aus der „Historisch-nationalökonomischen Section":

1) Für das Jahr 1896: Die deutsche städtegeschichtliche Forschung wendet sich neuerdings mehr und mehr zu gunsten der Untersuchung der ältesten Probleme ab. Schon der Bearbeitung des wirthschaftlichen und politischen Verlaufs der Zunftkämpfe bietet sich darum noch eine Reihe ungelöster Aufgaben. Noch mehr gilt das von denjenigen wirthschaftlichen, socialen und politischen Entwicklungen, die vom Beginn etwa des 15. bis ins 16. Jahrhundert hinein in unsern Großstädten verliefen und die sich dahin charakterisiren lassen, daß in ihnen der capitalistische Individualismus auftritt, die wirthschaftliche Differenzirung starke sociale Unterschiede zwischen arm und reich veranlaßt und die Unterschiede neue politische Ziele der unteren Classen hervorrufen. Die andauernde Gährung, die in Folge dessen die unteren Bevölkerungsschichten der Großstädte des 15. Jahrhunderts erfüllt, setzt sich vielfach in Beziehung zu den zunehmenden revolutionären Bewegungen des platten Landes und mündet im Zeitalter des Bauernkriegs theilweise in diese ein. Es ist von Werth, diese allgemeinen Entwicklungsrichtungen in ihren Einzelanläufen und Einzelzügen auf der localen Grundlage liegend einer städtischen Entwicklung genauer kennen zu lernen. Daher wünscht die Gesellschaft „eine eingehende Untersuchung der wirthschaftlichen, socialen und politischen Bewegung in irgend einer größeren deutschen Stadt des ausgehenden Mittelalters mit besonderer Rücksicht auf die Wirkungen des seit Ende des 14. Jahrhunderts aufkommenden capitalistischen Individualismus". Preis 1000 M.

2) Für das Jahr 1897 wünscht die Gesellschaft ferner eine Untersuchung über die Sprache der deutschen Urkunden in der kaiserlichen Kanzlei Karls V. Nöthig erscheint zur Lösung der Aufgabe, daß, so viel es der heutige Stand der diplomatischen Forschung gestattet, genau auseinander gehalten werde, welche der herangezogenen Urkunden der Kanzlei voll angehören und welche den an der Kanzlei verkehrenden Parteien ihren Ursprung verdanken. Neben einer gedrängten Darstellung des Grammatischen im engeren Sinne wird vor allem eine eingehende Behandlung der Formeln der Kanzlei- und Geschäftssprache gewünscht. Preis 1000 M.

3) Für das Jahr 1898. Neuere Untersuchungen haben ergeben, daß bei den germanischen und romanischen Völkern das Handwerk nicht, wie lange geglaubt wurde, die erste Stufe der gewerblichen Entwicklung bildet, sondern daß ihm mehrere ältere Betriebsformen vorausgegangen sind, und daß diese nicht bloß bei den östlichen und nördlichen Völkern Europa's noch heute sich in großer Ausdehnung finden, sondern daß sie auch in der antiken Welt weit verbreitet waren. Vereinzelt ist ihr Vorkommen auch bereits bei außereuropäischen Völkern nachgewiesen worden. Im allgemeinen aber besitzen wir zwar ein reichhaltiges Material über die bei den letzteren vorkommenden Arten der gewerblichen Technik, während die wirthschaftliche Organisation des Gewerbebetriebes der primitiven Völker und der Naturvölker fremder Culturkreise nie eingehender untersucht worden ist. Die Gesellschaft wünscht demnach eine eingehende Untersuchung und vergleichende Darstellung des naturalen Gewerbes bei den eingeborenen Völkern eines oder mehrerer außereuropäischer Erdtheile unter besonderer Berücksichtigung der Betriebsformen, der Stoffumwandlung und der Absatzweisen der Fabricate. Die Gesellschaft schreibt danach nur ein größeres Untersuchungsgebiet vor, welches territorial zusammengehörige Völker verschiedener Entwicklungsstufen umfaßt und die Möglichkeit einer vergleichenden Darstellung eröffnet, möchte aber die Abgrenzung jenes Untersuchungsgebietes ganz dem Ermessen des Bearbeiters überlassen. Sie würde darum z. B. eine eingehende Bearbeitung der gewerblichen Zustände der ostasiatischen Culturvölker ebensowohl der Aufgabe entsprechend erachten, als eine Darstellung des Gewerbe bei sämmtlichen Völkern Afrika's. Preis 1000 M.

4) Für das Jahr 1899. Nachdem die von der Gesellschaft für 1895 ausgeschriebene Preisaufgabe über das griechische Genossenschafts- und Vereinswesen eine Lösung gefunden hat, welche die Organisationsformen und die räumliche Verbreitung jener Gemeinschaftsbildungen nunmehr übersehen läßt und über ihre rechtliche Natur genauen Aufschluß bietet, bleibt auf diesem Gebiet der Forschung die weitere Aufgabe, unter Heranziehung alles verfügbaren schriftstellerischen und inschriftlichen Quellenmaterials in das innere Leben jener kleinen Socialgebilde tiefer einzudringen und ihre Bedeutung nach der wirthschaftlichen und socialen Seite klarzulegen. Es wäre zu diesem Zweck zunächst nöthig, durch genaueres Eingehen auf die wirthschaftliche und soziale Entwicklung der griechischen Welt seit dem Ende des 4. Jahrhunderts v. Chr. die treibenden Kräfte zu ermitteln, welche zum genossenschaftlichen Zusammenschluß so zahlreicher Kreise führten. Sodann wären nicht nur die eigentlichen Interessenverbände von Berufsgenossen u. dgl. und die nach den Principien der Selbsthülfe oder Versicherung arbeitenden Vereine auf ihre Wirksamkeit zu untersuchen, sondern es wäre namentlich auch die Vermögens-Verwaltung und -Nutzung der weit zahlreicheren Genossenschaften von allgemeinerem Charakter und ihr Einfluß (nach der guten und schlimmen Seite) auf die wirthschaftliche Lage ihrer Mitglieder, sowie überhaupt auf die sociale Gliederung der Bevölkerung des näheren darzuthun. Die Gesellschaft wünscht demnach eine Darstellung der wirthschaftlichen und socialen Entstehungsursachen, der Lebensbethätigung und der Einflüsse der Genossenschaften in der späteren griechischen Geschichte. Preis 1000 M.

Die **mathematisch-naturwissenschaftliche Section** stellt folgende Aufgaben: 1) Für das Jahr 1896. Wenn man sich heute — und es geschieht das mit Recht — einer besseren und tieferen Kenntniß der Entwicklungsgeschichte berühmt, als man sie früher besaß, so gilt das doch zunächst nur in Bezug auf die äußere Erscheinung und Reihenfolge der Vorgänge, welche den Aufbau des thierischen Organismus ermöglichen. Die physiologischen Bedingungen dieser Vorgänge sind bis jetzt erst wenig erforscht worden. Nur so viel steht fest, daß letztere nicht ausschließlich durch gewisse Grundfunctionen bestimmt sind, sondern auch von äußeren Reizursachen abhängen und durch Veränderungen derselben in dieser oder jener Weise selbst abgeändert werden. In der Hoffnung nun, die physiologische Morphologie zu fördern und zur Lösung ihrer Probleme anzuregen, wünscht die Gesellschaft eine durch Darstellung der bisher gewonnenen Ergebnisse eingeleitete Experimentaluntersuchung über den Einfluß, den die verschiedentlich abgeänderten Lebensbedingungen auf die Entwicklungsvorgänge eines (höheren oder niederen) Thieres ausüben. Preis 1000 M.

2) Für das Jahr 1897. Die von Monge, Ampère und Daboux herrührenden Integrationsmethoden der partiellen Differentialgleichungen zweiter und höherer Ordnung finden bekanntlich nur für solche Gleichungen Anwendung, die mit anderen Gleichungen Lösungen gemein haben, welche nicht nur das arbiträren Constanten abhängen. Es geht andrerseits aus Lie's Untersuchungen über unendliche Gruppen hervor, daß Gleichungen, die eine unendliche Gruppe von Berührungstransformationen gestatten, im allgemeinen zu anderen Gleichungen in der soeben besprochenen Beziehung (Involutionsbeziehung) stehen. Die Gesellschaft wünscht, daß die aus dieser Bemerkung fließenden Integrationsmethoden entwickelt und an möglichst instructiven und vollständig durchgeführten Beispielen illustrirt werden. Preis 1000 M.

3) Für das Jahr 1898. Da die von Poisson, Green, Gauß, Dirichlet u. a. gegebene Theorie der dem Newton'schen Gesetze entsprechenden Kräfte einen der wichtigsten Theile der ganzen mathematischen Physik repräsentirt, andrerseits aber die absolute Gültigkeit des Newton'schen Gesetzes (namentlich für sehr kleine und für sehr große Entfernungen) mancherlei Bedenken ausgesetzt ist, so liegt der Gedanke nahe, die Theorie der Fernwirkungen in größerer Allgemeinheit zu entwickeln und dabei, neben dem Newton'schen, auch andere Gesetze der Fernwirkung in Betracht zu ziehen. Ein solcher Versuch ist schon im Jahre 1832 von Green gemacht worden in seinem Mathematical Investigations concerning the Laws of the Equilibrium of Fluids analogous to the Electric Fluid. Statt der Newton'schen Kräfte vom Gesetze $\frac{1}{\epsilon^2}$ werden dort ganz allgemein Kräfte von Gesetz $\frac{1}{\epsilon^m}$ in Betracht gezogen. Doch zeigen sich in jener ebenso wichtigen wie scharfsinnigen Abhandlung mancherlei Lücken und Unklarheiten, auf welche Green zum Theil schon selbst aufmerksam gemacht hat. Auch sind daselbst gewisse Aufgaben (wie z. B. die Aufgabe der elektrischen Vertheilung in einem Ellipsoid oder in einer Kreisscheibe) nur ganz beiläufig besprochen worden. Demgemäß wünscht die Gesellschaft eine wirkliche Lösung dieser von Green in seiner Abhandlung nur angedeuteten Aufgaben, sowie auch die Ausfüllung und Aufklärung der in der genannten Schrift vorhandenen Lücken und Dunkelheiten. Preis 1000 M.

4) Für das Jahr 1899. Seitdem im Jahre 1818 Beudant die Abhandlung: „Recherches sur les causes qui determinent les variations des formes cristallines d'une même substance minérale" veröffentlicht hat, sind mit Ausnahme vereinzelter specieller Studien von der Arbeit von Heinrich Vater über den Einfluß der Lösungsgenossen auf die Krystallisation des Calciumcarbonats umfassendere experimentelle Untersuchungen über das Zustande-

kommen der verschiedenen Krystallgestalten oder deren Combinationen bei einer und derselben krystallisirenden Substanz nicht mehr angestellt oder wenigstens nicht mehr mitgetheilt worden, trotzdem die künstliche Darstellung von Krystallen erhebliche Fortschritte gemacht und große Ausdehnung gewonnen hat. Angesichts der Bedeutung, welche neue Forschungen auf diesem Gebiete voraussichtlich auch für das Verständniß der bei einer und derselben Mineralart hervortretenden Gestaltungsgegensätze haben würden, stellt die Gesellschaft die Aufgabe: Es sollen unter Berücksichtigung der den Gegenstand behandelnden Literatur auf experimentellem Wege Beiträge zur Lösung der Frage geliefert werden, von welchen Verhältnissen bei krystallisirenden Substanzen die Entstehung der verschiedenen einzelnen Krystallformen oder die gegenseitige Combination derselben abhängig ist. Es wird gewünscht, daß namentlich dabei solche Substanzen in Betracht gezogen werden, welche eine Verallgemeinerung der gewonnenen Resultate auf die natürlichen Mineralvorkommnisse zulassen würden. Preis 1000 M.

Die anonym einzureichenden Bewerbungsschriften sind in deutscher, lateinischer oder französischer Sprache zu verfassen, müssen deutlich geschrieben und paginirt, mit einem Motto versehen und von einem versiegelten Umschlage begleitet sein, welcher auf der Außenseite das Motto der Arbeit trägt, inwendig den Namen und Wohnort des Verfassers angibt. Jede Bewerbungsschrift muß auf dem Titelblatte die Angabe einer Adresse enthalten, an welche die Arbeit für den Fall, daß sie nicht preiswürdig befunden wird, zurückzusenden ist. Die Zeit der Einsendung endet mit dem 30. November des angegebenen Jahres, und die Zusendung ist an den Secretär der Gesellschaft (für das Jahr 1896 Geh. Hofrath Professor Dr. W. Schrödner, Schellerstraße Nr. 8) zu richten. Die Resultate der Prüfung der eingegangenen Schriften werden durch die Leipziger Zeitungen im März oder April des folgenden Jahres bekannt gemacht. Die gekrönten Bewerbungsschriften werden Eigenthum der Gesellschaft.

* **Darmstadt.** Der ordentliche Professor und Director des Botanischen Gartens, Prof. Dr. Leopold Dippel, tritt mit Beginn des kommenden Semesters in den Ruhestand.

* **Bonn.** Dem Lic. theol. Arnold Meyer, Privatdocenten an der Universität, ist das Prädicat „Professor" verliehen worden.

* **Braunschweig.** Zum neuen Rector der Technischen Hochschule mit dem Amtsantritt zum Wintersemester d. J. hat das Professorencollegium den Prof. A. Lüdicke, Docenten für mechanische Technologie, erwählt.

T. **Hannover**, 7. Mai. Nach Berlin und Eisenach wird nun endlich auch Hannover zu seinem Lutherdenkmal kommen, für welches seit mehr denn 12 Jahren, seit der Jubelfeier vom 10. November 1883, unter dem stillen Widerstande der orthodoxen Partei, welcher die „liberale Initiative" nicht recht war, im Lande gesammelt ist. Dies wird das zwölfte und für absehbare Zeiten wohl das letzte Denkmal des Reformators im Deutschen Reiche sein, bis vielleicht ein neues Jubiläum neue Anregungen geben wird. Gerade 75 Jahre trennen uns von der Zeit, da also das erste das Luthermonument von Schadow in Wittenberg errichtet wurde, dem volle 40 Jahr später, 1861, dasjenige von Ferdinand Müller in Möhra folgte. Das Jubiläum von 1883 rief zeitige eine Hochfluth, indem in rascher Folge die fünf Städte Eisleben, Leipzig, Dresden, Magdeburg und Erfurt sich mit künstlerisch vollendeten Lutherstatuen schmückten, mit welchen die glänzendsten Namen Siemering, Schilling, Rietschel, Hundrieser und Schaper für immer verbunden sind. In Dresden kam auch jener herrliche Lutherkopf Rietschels wieder zu Ehren, der 1868 zu Worms bei derselben Künstlers gewaltigem Denkmal in letzter Stunde durch den Donndorf'schen Lutherkopf ersetzt ward. Der Entwurf zu dem hiesigen Monument, dessen Ausführung dem Professor Dopmeyer (Hannover) anvertraut ist, kann, soweit er sich nach einer kürzlich ausgestellten Bronzestatuette beurtheilen läßt, als sehr gelungen bezeichnet werden. Der Reformator, auf hohem Postamente stehend, drückt mit der Linken die Bibel fest an seine Brust, während die Rechte wie zum Schwur sich emporhebt. Die Figuren Herzog Ernsts des Bekenners und der Herzogin Elisabeth lehnen in charakteristischen Stellungen an dem Sockel, dessen vordere Fläche mit einem Relief, eine Scene aus der Zeit der Einführung der Reformation in Hannover darstellend, geschmückt ist. Der Marktplatz, eben der Schauplatz jener Scene aus dem Jahre 1533, ist für die Aufstellung des Denkmals, das eine Zierde der Altstadt zu werden verspricht, in Aussicht genommen, doch verlautet über den Zeitpunkt der Fertigstellung und Enthüllung vorläufig noch nichts.

* **Halle.** Dem Privatdocenten in der medicinischen Facultät, Prosector am Anatomischen Institut und Zootomischen Museum der Universität, Dr. Eisler, ist das Prädicat „Professor" beigelegt worden.

* **Halle.** Die Deutsche Gesellschaft für angewandte Chemie wird hier vom 1. bis 3. Juni ihre diesjährige Hauptversammlung abhalten. Am 31. Mai findet bereits eine Sitzung des Gesammtvorstandes und Abends eine Begrüßungsfeier im „Stadtschützenhause" statt. Am Montag, 1. Juni, Vormittags 9 Uhr, beginnen daselbst die wissenschaftlichen Sitzungen, die mit Ausflügen in die Umgegend und geselligen Veranstaltungen abwechseln. Nichtmitglieder sind als Gäste willkommen. Anmeldungen werden an den Cassirer, Fabrikbesitzer Paul Kobe, Lindenstraße 65, erbeten. Alle auf die wissenschaftlichen Sitzungen bezüglichen Mittheilungen nimmt Prof. Dr. Hugo Erdmann, Friedrichstraße 52, entgegen.

* **London**, 7. Mai. Mit Beginn des jüdischen Neujahrs wird hier ein „Jüdisches Jahrbuch" erscheinen. Redacteur ist Joseph Jacobs, der in den betreffenden Kreisen bekannte Verfasser der „Studien über jüdische Statistik" und anderer Werke. In dem Jahrbuch sollen Mittheilungen über alle jüdischen Wohlthätigkeits- und sonstigen gemeinnützigen Anstalten in England enthalten sein. Statistik über alles, was das Judenthum betrifft, wird eine hervorragende Stelle einnehmen, während auch die Geschichte des Judenthums nicht vernachlässigt werden soll. Das Jahrbuch wird im Verlag von Simpkin u. Marshall erscheinen.

* **Venedig.** Die Gebeine des Admirals Sebastian Venier, der 1571 in der Seeschlacht von Lepanto die venetianische Flotte befehligte, sind dem Grabe in der Kirche Sta. Maria degli Angeli zu Murano entnommen worden und sollen hier in SS. Giovanni e Paolo neu beigesetzt werden, wo die Familie des Seehelden ihm ein Denkmal errichten will.

* **Kopenhagen.** Das altbekannte Verlagsgeschäft „Det Nyhel'ske Forlag", in dessen Besitz mit Ausnahme Oehlenschlägers fast alle Dichter aus dem goldenen Zeitalter dänischer Literatur sind, ist in diesen Tagen in den Besitz des „Gyldendal'schen Verlags übergegangen, welch letzterer, vorher schon der größte des Nordens, dadurch eine Bedeutung gewonnen hat, die ihn den ersten europäischen Verlagsfirmen gleichstellt.

* **Stockholm.** Auf der Insel Gothland wurden kürzlich 367 römische Silberdenkmünzen gefunden, die in einer Tiefe von drei Fuß lagen. Die Münzen, zum Theil recht gut erhalten, zeigen u. a. deutlich die Namen Antoninus Augustus und Faustina Augusta.

Herder'sche Verlagshandlung, Freiburg im Breisgau.

Soeben ist erschienen und ist vorräthig in der Buchhandlung Herder & Co. in München: (5228)

Braig, C., Vom Denken. Abriß der Logik. gr. 8°. (VIII u. 142 S.) M. 2.—; geb. in Halbleinwand mit Goldtitel M. 2.50.

Mit diesem Abriß der Logik wird ein Heft einer größern Arbeit ausgegeben, welche den Titel führt: „Die Grundzüge der Philosophie."

Das ganze Werk wird umfassen: I. Propädeutik. II. Logik. III. Noetik. IV. Ontologie. V. Physik. VI. Psychophysik. VII. Psychologie. VIII. Ethik. IX. Aesthetik. X. Theologie.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Gegenwart und Zukunft der Rechts- u. Staatswissenschaft Deutschlands

von

Lorenz v. Stein.

Preis geheftet 6 M. 50 Pf.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Soeben erschien:

Karl Böttichers Tektonik der Hellenen

als ästhetische und kunstgeschichtliche Theorie.

Eine Kritik

von

Dr. Richard Streiter,

Architekt.

M. 3.—

Verlag von Leopold Voss in Hamburg. (5297)

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1896. München, Montag, 11. Mai. Nummer 109.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Anträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Die Krisis an der Loire im Kriege 1870. I. Von Hugo Arnold. — Propst Kerschbaumers Memoiren. Von Moriz Necker. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die Krisis an der Loire im Kriege 1870.

Von Hugo Arnold.

I.

Unter dem gewaltigen Eindruck, den die großartigen Waffenerfolge der deutschen Heere im ersten Abschnitt des französischen Krieges erzeugten, haben die späteren Perioden lange Zeit hindurch weder militärisch noch literarisch die verdiente Würdigung gefunden; drehten sich doch nach der Vernichtung der kaiserlichen Armee bei Metz und Sedan die Operationen auf den Kriegstheatern im Norden, Westen und Süden der engumschlossenen Capitale wider die nicht sonderlich hoch geschätzten Streitkräfte der Republik ausschließlich um die Vereitlung der Versuche, Paris zu entsetzen — und dafür war nicht das gleiche Verständniß vorhanden, zumal die Schlachten nicht mit den blendenden Triumphen endeten, an die man sich bereits zu gewöhnen begonnen hatte. Nur der heldenmüthige Widerstand Werders und der siegreiche Zug Manteuffels, welche die kühne Diversion Bourbaki's so ruhmvoll vereitelten, wurden in Deutschland derart gefeiert, daß diese letzte Phase des Krieges eine förmliche Popularität errang; zum großen Theil vielleicht deßwegen, weil die Vernichtung des feindlichen Heeres sich wiederum mit einer auch dem gemeinen Mann in die Augen stechenden, imponirenden Genialität der Heerführung vollzog und weil den süddeutschen Gebieten mit einem male der Alp einer drohenden Invasion nahe gerückt worden war. Darüber wurde jene Periode des großen Krieges nahezu mißachtet, in welcher die Entscheidung über das Schicksal der cernirten Hauptstadt fiel und mit ihr die Entscheidung über das Loos des gesammten Frankreich: der harte, wechselreiche und dramatisch verlaufende Feldzug im Herzen des Feindeslandes, der „Volkskrieg" an der Loire, wie ihn einer der Mitstreiter in demselben, der durch zahlreiche Schriften bekannt gewordene Hauptmann Fritz Hönig, genannt hat.

Erst in den letzten Jahren wandte sich die Aufmerksamkeit in höherem Maße dieser Kriegsepoche zu, nachdem sie selbst im Werke des Großen Generalstabes mit einer Kürze behandelt worden war, welche gegen andere Partien auffallend absticht, geradeso als ob sie hinter diesen zurückstehen müßte. Und doch ist dies weder in taktischer, noch in strategischer Hinsicht der Fall, und die Leistungen der in Herbststürmen und im Winterschnee fechtenden und marschirenden Truppen bleiben an der Loire hinter jenen an der Mosel, der Maas und der Lisaine zum mindesten nicht zurück. Gegen die Heeresführung allerdings wurde mancher Tadel und mancher Einwand erhoben, und gar manche dieser Ausstellungen bleibt als begründet auch bestehen; indessen gilt auch hiebei das Wort: „c'est la guerre", und der Kritiker, der beim Lichte der Studirlampe im Besitze des gesammten, namentlich auch von gegnerischer Seite gelieferten historischen Materials und in Kenntniß aller Einzelheiten mit völliger Ruhe die Maßnahmen und die Ereignisse überprüft, befindet sich in einer total anderen Lage als der Feldherr, der auf Grund der oft in förmlicher Hieroglyphengestalt einlaufenden Meldungen und unter der Wucht der momentan auf ihn einstürmenden Eindrücke im Augenblick erwägen und mit divinatorischem Scharfblick seine Entschlüsse fassen muß. Allein wenn der Forscher die mühsame Arbeit über die Vergangenheit für die Zukunft nutzbringend gestalten soll, so kann er der kritischen Sonde nicht entrathen; durch ihre Handhabung wird die Kriegsgeschichte mehr als jede andere historische Disciplin eine actuelle Lehrmeisterin. Der Krieg an der Loire ist aber darum besonders lehrreich, weil er nicht bloß ein Ringen zwischen den feindlichen Heeren darstellt, sondern weil er, bei den Franzosen unterstützt von der Volkserhebung, zum Volkskriege wurde, und die deutschen Armeen in ihm wie in keinem anderen Kriegsabschnitt fortdauernd große operative Aufgaben zu lösen hatten. Letzteres Ziel stieß auf besondere Schwierigkeiten, da zwei Heere von weit entfernten Hauptquartieren aus geleitet wurden und da die strategischen Fühlhörner der Armee, die an und für sich vorzüglichen und unternehmensfreudigen Reiter, gegen den dichten Schleier der leichtfüßigen Franctireurs und Mobilgarden oft nur recht geringe oder gar keine Erfolge erzielten.

Sehr viel zur Würdigung und zum Verständniß des „Volkskriegs an der Loire" beigetragen zu haben, ist das Verdienst des Hauptmanns Hönig. Er hat ihm ein eingehendes Studium zugewendet, als dessen Frucht ein größeres Werk an die Oeffentlichkeit trat. Unter dem oben genannten Titel erschienen früher zwei Bände (vgl. unsre Besprechung in Nr. 284 dieser Blätter v. J. 1893), die großes und wohlverdientes Aufsehen erregten; ihnen folgen soeben der 3. und der 4. Band mit dem bezeichnenden Sondertitel „Die entscheidenden Tage von Orleans im Herbst 1870".[1]) Ursprünglich hatte es nicht in der Absicht des Verfassers gelegen, die Fortsetzung schon jetzt folgen zu lassen; allein mannichfache Aufforderungen und der Zufluß unerwartet reichen Materials bestimmten ihn dazu, von diesem Vorsatz abzuweichen, wofür man ihm nur Dank wissen kann.

Im ersten Bande hat Hönig den Beginn des Loire-Feldzugs vom Abmarsch des Generals Frhrn. v. d. Tann aus der Stellung des 1. bayerischen Armeecorps vor Paris bis zur Cooperation der II. Armee des Prinzen Friedrich Karl und der Armeeabtheilung des Großherzogs Friedrich Franz von Mecklenburg-Schwerin gegen Orleans, im zweiten

[1]) Der Volkskrieg an der Loire im Herbst 1870. 3. und 4. Band. Die entscheidenden Tage von Orleans im Herbst 1870. Dargestellt von Fritz Hönig. Erster Theil. Maizières-Villepion. Der Angriff auf Paris. Mit 10 Kartenbeilagen in Steindruck. — Zweiter Theil. Die Schlacht von Loigny-Poupry. Mit 9 Kartenbeilagen. Berlin 1896. Ernst Siegfried Mittler u. Sohn, Kgl. Hofbuchhandlung.

Band die Schlacht bei Beaune la Rolande (28. Nov. 1870) geschildert. Im vorliegenden neuen 3. Bande beschreibt er nun die Krisis des Loire-Feldzugs, die anscheinend unbedeutenden und doch so folgenschweren Ereignisse vom 29. November bis zum Abend des 1. December, das Gefecht bei Villepion, und im 4. Bande die glorreiche Schlacht bei Loigny-Poupry; der 5. Band, welcher bis zur zweiten Einnahme von Orleans reichen wird, soll im kommenden Winter erscheinen. Den Vorgängen in den ersten Decembertagen hat bereits ein anderer berühmter Militärschriftsteller, Major Kunz, die hochinteressanten Bücher „Die Schlacht bei Loigny-Poupry“ und „Die Schlacht bei Orleans“ gewidmet, welche beide unsrerseits in diesen Spalten gewürdigt wurden. (Vgl. Beilage Nr. 19, 21 und 22 und Nr. 110 und 111 des Jahres 1895.) Der charakteristische Unterschied zwischen den Werken beider Schriftsteller liegt darin, daß Major Kunz seine Schilderung als Taktiker, Hauptmann Hönig seine Darstellung als Stratege entworfen hat. Da sich jedoch eine scharfe Trennung von Taktik und Strategie keineswegs durchführen läßt, weil die beiden Gebiete vielfach ineinander fließen, hat Kunz die Strategie mitunter gestreift und Hönig taktische Erörterungen nicht völlig ausgeschlossen, dabei ein näheres Eingehen bei letzteren allerdings auf Geschehnisse beschränkt, die bisher eine irrthümliche oder unzureichende Darstellung erfahren haben und über deren Wirkung demgemäß noch Unklarheit herrschte.

Außer dem actenmäßigen Material im Kriegsarchiv des Großen Generalstabs standen Hönig noch reichlich fließende Privatquellen zu Gebote, insbesondere sehr werthvolle Notizen von der Hand des Prinzen Albrecht (Vater) von Preußen, des Commandeurs der 4. Cavalleriedivision, ferner wichtiges Material von vielen der damaligen leitenden Persönlichkeiten, insbesondere Auszüge aus amtlichen bayerischen Acten und Tagebüchern, ferner handschriftliche Aufzeichnungen und Aufschlüsse, bayerischerseits von den Generalen v. Heinleth, v. Muck und Oberstlieutenant v. Flügel. Der Referent darf hier wohl beifügen, daß Hönigs Ausführungen sich vollkommen mit seinen eigenen Eindrücken decken, die er damals im Gesichtskreis des in der Truppe fechtenden Officiers empfing.

Eine werthvolle, das Verständniß dieser Kriegsperiode wesentlich erleichternde Beigabe bilden die Operationsskizzen mit Truppeneinzeichnungen, die Pläne und Skizzen zum Gefecht bei Villepion und zur Schlacht bei Loigny. Für ersteres gab es bis jetzt überhaupt noch keinen Plan, nun liegt ein solcher mit dreifacher Oleate vor, wodurch ein klarer Ueberblick über die einzelnen Momente dieses sich kurz abspielenden, harten, für die bayerischen Waffen so ehrenvollen Kampfes geboten wird, des Typus eines größeren Rückzugsgefechts auf deutscher Seite, wie es der Verfasser richtig bezeichnet. Die den amtlichen Darstellungen beider Kämpfe bisher zu Grunde gelegene ältere französische Generalstabskarte entsprach 1870/71 in wichtigen Punkten der wirklichen Beschaffenheit des Geländes nicht mehr, was u. a. Major Kunz bereits in Betreff des Parkes bei Château Goury hervorgehoben hat. Hauptmann Hönig hat auf Grund sorgsamer Vergleiche und Besichtigungen des Geländes die Irrthümer beseitigt und schmeichelt sich überhaupt, „daß die Schlacht bei Loigny, sowie das Treffen bei Villepion nach Motiven, Ereignissen, Zeiten und Räumen jetzt erst wesentlich berichtigt zur Darstellung gelangt sind“.

Es ist an dieser Stelle nöthig, einen kurzen Ueberblick auf die Kriegslage an der Loire zu werfen, wie sie sich Ende November gestaltet hatte. Die Delegation zu Tours hatte im Entsatze von Paris ihre militärische Hauptaufgabe erkannt, die von dem strategisch sehr günstig gelegenen Punkte Orleans aus in das Werk gesetzt werden sollte. Diese Absicht vereitelte die erste Einnahme von Orleans durch General v. d. Tann, wogegen das Treffen von Coulmiers die deutscherseits geplante Offensive gegen die feindlichen Neubildungen bei Tours und Le Mans verhinderte. Unter dem Schutze des ausgedehnten Waldgürtels um Orleans und des auf denselben sich stützenden Aufgebotes von Freischaaren und Franctireurs vollzog sich nun die Versammlung der französischen Hauptstreitkräfte, während sie von den Deutschen lange nicht erkannt wurde, indem der Großherzog von Mecklenburg dieselben mit seiner neuformirten Armeeabtheilung im Westen suchte und dabei bis vor die Thore von Le Mans gelangte. Mittlerweile war nach dem Falle von Metz die II. Armee gegen die Loire in Bewegung gesetzt worden; Prinz Friedrich Karl hatte richtig erkannt, daß die französische Loire-Armee bei Orleans stehe, sich aber zum Vorgehen gegen sie zu schwach gefühlt und war östlich der Heerstraße von Paris nach Orleans in einer abwartenden, die Kräfte zersplitternden Stellung vor dem Walde von Orleans stehen geblieben, strategisch und taktisch zur Defensive übergehend. Er harrte auf das Herankommen der Armeeabtheilung, welche durch das Eingreifen des Großen Hauptquartiers aus der divergirenden westlichen Operationsrichtung gegen das gemeinsame Ziel, die Loire-Armee bei Orleans, herangeordert wurde. Am 28. November hatte die Armeeabtheilung die Gegend von Châteaudun erreicht und konnte nun operativ mit der II. Armee zusammenwirken; allein bevor sie dies auch taktisch zu thun vermochte, ergriff die Loire-Armee im Zusammenhang mit dem Ausfall der Pariser Armee, der sich wider das südöstliche Segment des Einschließungsringes richtete, die Offensive gegen das auf dem linken Flügel der II. Armee am weitesten nach Osten stehende 10. Armeecorps. Das Ergebniß war die blutige Niederlage bei Beaune la Rolande am 28. November und damit das Scheitern dieses Vorstoßes.

Bis hieher reicht die Schilderung in den beiden ersten Bänden des „Volkskrieges“ und hier setzt der 3. Band ein. Beim Obercommando der II. Armee wurde die Größe und Bedeutung des errungenen Erfolges völlig verkannt, dessen Ausbeutung zu einer Katastrophe des geschlagenen rechten Flügels der Loire-Armee, damit zur Einnahme von Orleans und zur raschen Beendigung des Feldzuges an der Loire geführt haben würde. Aber die II. Armee stand unter dem Banne des Eindrucks, daß die Masse der Loire-Armee sich vor ihrem linken Flügel gesammelt habe, um dem Loingthal entlang die Offensive gegen Paris in der Richtung auf Fontainebleau durchzuführen, weßhalb sie am 29. Nov. die Erneuerung des Angriffs erwartete. Der Träger dieser Anschauung war der Stabschef, Generalmajor v. Stiehle. Ungeachtet Prinz Friedrich Karl seinerseits dem Uebergang zur Offensive zuneigte, blieb daher die II. Armee auf der Linie Pithiviers-Beaune stehen, und die Armeeabtheilung mußte den Marsch ostwärts zum Anschluß fortsetzen.

Durch das Gefecht der 4. bayerischen Brigade bei Varize eröffnete der Großherzog sich die Straße nach Orgères, die 6. Cavallerie-Division stieß bei Tourvoiste auf den Feind. Hiedurch gewann man bei der Armeeabtheilung die Auffassung, daß vor ihrer linken Flanke, an der Straße von Orleans nach Châteaudun, bedeutende feindliche Kräfte vorhanden seien. Da jedoch bei der II. Armee in Folge anderer Annahmen die Versammlung nach Osten beabsichtigt war, hatte sie gemäß des Operationsbefehles für den 30. November an die Straße Orleans-Paris heran, zum Theil noch östlich derselben zu rücken, wobei ihr aber außer der Deckung der Straßen von Orleans nach Toury und Allainville noch jene des weit nach Westen liegenden Punktes Orgères aufgetragen wurde. Außerdem wurde ihr eine formliche Verlegenheit dadurch bereitet, daß die mit dem Gelände vertraute und mit dem Feinde in enger Fühlung

Digitized by Google

stehende 6. Cavallerie-Division (v. Schmidt) zur II. Armee übertreten, durch die 4. ersetzt werden und an der letzteren Stelle die 2. treten sollte. Da dieser Austausch nur im Rücken der Armeeabtheilung vorgenommen werden konnte, die Flügel hiedurch bedenklich geschwächt wurden und nicht hinlänglich für die unbedingt nöthige Aufklärung sorgen konnten, überschritt jedoch die Armeeabtheilung die Pariser Straße nicht, um sich allenfalls rechtzeitig und sicher versammeln zu können.

Auf französischer Seite zogen sich die bei Beaune la Rolande geschlagenen Corps am 29. November in die Stellung bei Boiscommun und Ladon zurück; im übrigen herrschte bei ihnen große Unsicherheit über die Absichten der Deutschen. Sie befürchteten am 30. einen Angriff, den sie abzuwarten beschlossen; die Deutschen hofften ihn und gelangten zu dem nämlichen Entschluß. Dadurch verlief der 30. November taktisch ziemlich ergebnißlos. Bei den Franzosen wurde der rechte Flügel nach seiner Mitte hin versammelt und auf dem äußersten linken Flügel rückte das 17. Armeecorps vom Walde von Marchénoir gegen Coulmiers heran, so daß auch hier eine engere Versammlung eintrat. Bei den Deutschen führten die vom 3. und 10. Armeecorps vorgenommenen Recognoscirungen zu mehreren Gefechten, die indessen keine Klarheit über die gegnerischen Absichten brachten, so daß Prinz Friedrich Karl sich endgültig zu defensivem Verhalten entschloß.

Aber der 30. November war zugleich der Tag, an welchem auf beiden Seiten weittragende, strategisch entscheidende Entschlüsse gefaßt wurden. Zunächst fand in Bazoches les Gallerandes eine Zusammenkunft der beiden deutschen Generalstabschefs, der Generale v. Stiehle und v. Stosch, zu gegenseitiger Aussprache statt. Der letztere war bekanntlich wenige Tage vorher aus dem Großen Hauptquartier als Stabschef zur Armeeabtheilung entsendet worden (ähnlich wie Oberstlieutenant Graf v. Waldersee fast gleichzeitig zur II. Armee als Vertrauensmann des Königs Wilhelm), weil man dort mit dem bisherigen Gange der Ereignisse an der Loire nicht zufrieden war. Zwischen den Auffassungen der beiden Stabschefs bestand eine große Verschiedenheit, indem General v. Stosch mit frischen Eindrücken von Versailles kam, wo er Gelegenheit gehabt hatte, sich in den inneren Gang der Gesammtheit der Operationen einzuleben, während General v. Stiehle's Auffassung nur auf einem unzureichenden Reflex jener Vorgänge und auf der amtlichen Correspondenz zwischen dem Großen Hauptquartier und dem Obercommando der II. Armee beruhte. Weil nun die Kriegführung an der Loire im innigsten organischen Zusammenhang mit den Dingen vor Paris steht, beleuchtet Hauptmann Hönig in eingehender Erörterung die Begebenheiten vor der eingeschlossenen Hauptstadt; die dortigen Geschehnisse waren ja ein Motiv, weßhalb sich General v. Stosch freiwillig zur Uebernahme der Stabschefstelle bei der Armeeabtheilung gemeldet hatte, als deren anderweitige Besetzung in Frage kam, und seine Amtsthätigkeit brachte frisches Blut und eine andere Auffassung in die Kriegführung an der Loire. Der Keim zu dem späteren weltgeschichtlichen Entschluß der Armeeabtheilung, zum Uebergang zur Offensive, ist bereits in der Maßnahme vom 30. November kenntlich, keine größere Ausdehnung anzunehmen, als eine rechtzeitige Versammlung zum Schlagen gestatte.

Im Hinblick auf die politische und militärische Bedeutung von Paris hatte Graf Bismarck schon nach den Schlachten bei Wörth und Spicheren an den Kriegsminister v. Roon die Frage gerichtet, ob ausreichendes Belagerungsmaterial für Paris vorhanden und die Vorbereitungen für dessen rechtzeitige Beischaffung getroffen seien, und eine zufriedenstellende Antwort erhalten. Als man nach unverhofft glücklichen Operationen wirklich Paris eingeschlossen hatte, gingen die Meinungen bezüglich des gegen die Hauptstadt einzuhaltenden Verfahrens immer mehr auseinander, indem König Wilhelm, Bismarck und Roon an eine lange Dauer des Krieges, Moltke an dessen baldige Beendigung glaubte und die Bezwingung der Capitale einerseits durch Aushungerung, andrerseits durch Beschießung oder durch den förmlichen Angriff (d. i. die methodische Belagerung) in Aussicht genommen wurde. Ueber die Entwicklung dieser Dinge können wir hinweggehen, so interessant sie Hönig auch schildert; bis Ende November war an den leitenden Stellen noch keine Verständigung erzielt. Der Widerstand der Hauptstadt hatte inzwischen die Rüstungen der Provinzen bis zu besorgnißerregender Höhe gedeihen lassen und Paris selbst auf dem Gebiete der Organisation, der Technik und des Festungskrieges ganz Außerordentliches geleistet. Es konnte der Gedanke entstehen, daß die Deutschen aus Belagerern und Angreifern zu Belagerten und Vertheidigern werden sollten; außer in der Hauptstadt schienen nun auch die Streitkräfte der Provinzen bei Orleans in einer festen Stellung zu stehen, die Deutschen also auf zwei Operationsgebieten vor Festungswällen zu liegen! Eine allgemeine Krisis stand bevor, sie konnte nur durch thatkräftiges Handeln abgewendet werden.

General v. Stosch ging deßhalb von dem Gedanken aus, es müsse ein entscheidender Erfolg gegen die Loirearmee erzielt werden, damit es der Leitung in Versailles erleichtert werde, die Verantwortung für den Angriff auf die Hauptstadt auf sich zu nehmen, mit der sich unter den mancherlei sich kreuzenden Einflüssen und abweichenden Anschauungen bis dahin niemand hatte belasten wollen; er konnte betonen, daß Graf Moltke einen baldigen entscheidenden Schlag gegen die Loire- als die Hauptersatzarmee dringend wünsche, weil darin die Entscheidung des ganzen Krieges liege. Paris könne sich nicht selbst retten und sein Fall müsse abgewartet werden, nachdem Gambetta's Anstrengungen gescheitert seien. Jedenfalls sei die Offensive an der Loire unter allen Umständen geboten, wofür er die Richtung westlich der Straße Orleans-Tours als die geeignetste empfahl. — In letzterer Hinsicht stimmte General v. Stiehle bei, hielt aber an der Meinung fest, daß die Offensive zur Zeit noch nicht ausführbar sei. Er erwartete das Vorgehen der Franzosen längs des Loing auf Fontainebleau, eventuell auf beiden Flügeln, und wollte demselben defensiv entgegentreten; die Absicht des Prinzen sei, den Feind aus seiner durch den Wald von Orleans ganz gedeckten Stellung debouchiren zu lassen und ihm mit versammelten Kräften zu begegnen, die Armeeabtheilung müsse die Deckung der Straßen Orleans-Tours und Orleans-Bazoches les Gallerandes übernehmen, allenfalls Reserven für die II. Armee abstellen. — Die Unterredung der beiden Stabschefs endete, ohne daß eine die Einheit der Handlung verbürgende Verständigung erzielt worden wäre. Die Anschauungen des Grafen Moltke stimmten durchaus nicht mit jenen des Generals v. Stiehle überein, der seitens der Loirearmee eine „Tournirung" des linken Flügels der II. Armee befürchtete; die zu ihrer Abwehr getroffene Versammlung derselben hatte aber eine Lücke von einem Tagmarsche zwischen ihr und der Armeeabtheilung zur Folge.

Am Abend des 30. November erließ dann Prinz Friedrich Karl ein Schreiben an den Großherzog, worin er seine Absichten darlegte; es deckte sich im wesentlichen mit den von General v. Stiehle entwickelten Anschauungen, sprach die Vermuthung aus, daß die Franzosen das 15. oder 16. Corps auf ihren rechten Flügel herangezogen und dem Großherzog nur das 17. und einen Theil des 16. Corps gegenüber stehen gelassen hätten. Das 1. bayerische Corps und die 17. Division sollten daher starke Recognoscirungen vortreiben, namentlich gegen Cheverilly (die Eingangspforte

in den Wald von Orleans an der Pariser Straße), wobei jedoch die 22. Division nicht zu engagiren sei, damit sie nöthigenfalls als letzte Reserve für die II. Armee dienen könne. Bevor dieses Schreiben einging, hatte die Armeeabtheilung ihre Marschziele erreicht; die 6. Cavalleriedivision hatte vor dem Abmarsch hinter die Armeeabtheilung nochmals gegen Süden aufgeklärt, wobei in General v. Schmidt sich die Ueberzeugung befestigte, daß der Kern der Loire-Armee an den Straßen nach Châteaudun und Artenay stehe.

In dem Operationsbefehle des Großherzogs für den 1. December wurde der II. Armee so weit entgegengekommen, als es die Umstände erlaubten; er entsprach im allgemeinen dem Schreiben des Prinzen Friedrich Karl, nur in einem Punkte nicht, und zwar im entscheidenden, im Standpunkte der 22. Division, welche rittlings der Straße Orleans-Tours bei Tours in Cantonnements verlegt wurde; die 17. Division kam westlich davon und westlich der Straße Artenay-Chartres, das 1. bayerische Corps verblieb bei Orgères und La Maladerie, die 6. Cavalleriedivision rückte hinter die 22. Division an die Straße Orleans-Paris und wurde in ihrer Stellung auf dem rechten Flügel durch die 4. abgelöst, die 2. Cavalleriedivision hatte die weite Lücke zwischen der II. Armee und der Armeeabtheilung, insbesondere die Straße Orleans-Artenay-Paris zu decken. Die Ereignisse brachte der Ausfall des Generals Ducrot aus Paris in Fluß. In Tours war schon seit längerer Zeit eine allgemeine Offensive geplant worden, wobei man sich von den Entschließungen des Pariser Gouvernements leiten ließ, welche nur auf dem unregelmäßigen und unzuverlässigen Wege des Ballon- und Brieftaubendienstes übermittelt wurden. Die hiedurch bedingte Abhängigkeit trug deßhalb in die beabsichtigte Operation von vornherein den Krankheitskeim, man verscherzte die freie Wahl des Zeitpunktes und der Richtung. So hatten bereits zwei von Jules Favre am 24. und 26. November aus Paris entsandte Depeschen, worin der 15. December als der äußerste Termin des Widerstandes bezeichnet worden war, den Vorstoß auf Beaune la Rolande veranlaßt, und als nun ein mittelst Ballon am 24. abgegangenes, in Norwegen gelandetes und von da am Morgen des 30. telegraphisch nach Tours mitgetheiltes Schreiben Trochu's den Durchbruch Ducrots und einen Vorstoß gegen die Loire ankündigte, glaubte die Delegation nicht länger zögern zu dürfen und befahl dem General d'Aurelle die Offensive gegen Norden und Nordosten. Unklarheiten in den betreffenden Depeschen veranlaßten Rückfragen d'Aurelle's, worauf sich der Stellvertreter und Stabschef Gambetta's, de Freycinet, von Tours nach Orleans begab, um an Ort und Stelle selbst die nöthigen Dispositionen zu treffen. Den Operationsplan brachte er fertig in der Tasche mit, ebenso aber auch ein Enthebungsdecret für d'Aurelle, denn er nahm als selbstverständlich an, daß dieser sich seinem Entwurfe widersetzen würde.

Im Vororte St. Jean de la Ruelle begann Abends 9 Uhr der denkwürdige Kriegsrath, an welchem theilnahmen die Generale d'Aurelle, Chanzy, Borel (der Generalstabschef der Loire-Armee), die Herren de Freycinet und de Serres (der „Delegirte" de Freycinets). Freycinet legte dar, daß man zwar nicht wisse, ob Ducrot auf dem rechten oder linken Seineufer operiren werde, aber er glaube an den Durchbruch gegen Osten und an eine Schwenkung gegen Süden in einem späteren Stadium. Die allgemeine Offensive der Loire-Armee auf Fontainebleau müsse daher unverzüglich unternommen werden; mit dem 15. und 16. Armeecorps über Pithiviers und Malesherbes, mit dem 18. und 20. über Beaune la Rolande, Beaumont und Nemours, wobei die 1. Division des 15. Armeecorps bei Chilleurs (an der Straße von Orleans nach Pithiviers und am Saume des Waldes von Orleans) den Drehpunkt bilden und das 16. Armeecorps sich der Stellungen der Deutschen vor seinem linken Flügel bemächtigen solle; das 17. Armeecorps habe Orleans zu decken und das 21. über Vendôme auf Orleans zu rücken; das 18. und 20. Armeecorps würden die Befehle direct von ihm (Freycinet) erhalten; er hoffe, daß Fontainebleau am 6. December erreicht werde. Freycinet glaubte, bei Pithiviers den Prinzen Friedrich Karl mit der „ganzen deutschen Armee" (d. h. der II. Armee und Armeeabtheilung) zu treffen; die deutschen Streitkräfte vor der Front Chanzy's hielt er nur für die 17. Division, Theile der 22., die 4. und 6. Cavalleriedivision; endlich rechnete er mit dem Gelingen des Marsches Ducrots gegen Süden, wider den Prinz Friedrich Karl Theile seiner Armee abzweigen müsse, sowie auf einen Sieg bei Beaune. — Hinsichtlich der möglichst frühzeitigen Eröffnung der Offensive stimmten die Generale zu, allein die Einzelheiten des Planes verwarfen sie wegen der Complicirtheit und der geringen Marschfähigkeit der Truppen; d'Aurelle verlangte die Massirung sämmtlicher Armeetheile nach der Mitte, auf das 15. Corps, und Chanzy betonte die schweren Gefahren dieser Operationen, namentlich weil sie seinem Corps einen zweitägigen Flankenmarsch an der deutschen Front entlang auferlegten; vor ihm stehe die ganze Armeeabtheilung, die erst geschlagen werden müsse. Vergeblich blieben alle Einwendungen der Generale; Freycinet erklärte, der Plan sei in Tours gefaßt, es dürfe daran nichts geändert werden und die Generale hätten sich auf die Regelung der Einzelheiten der Ausführung zu beschränken. Damit reiste er ab. Von der Vollmacht, d'Aurelle des Commandos zu entheben, machte er keinen Gebrauch, weil selbst Chanzy, auf dessen Zustimmung er bestimmt gerechnet und den er zum Nachfolger d'Aurelle's ersehen hatte, ihm entgegengetreten war. — Bei der Ausführung des Planes ergaben sich nun allerlei Mißverständnisse, unter denen am schwersten wog, daß das 18. und 20. Armeecorps von Freycinet keine Befehle erhielten und erst am 2. December dem General d'Aurelle unterstellt wurden, sonach einige Tage unthätig blieben.

Der 30. November ist sonach der Tag der weltgeschichtlichen Entschlüsse, wie Hönig mit vollem Rechte sagt. Ihre Consequenzen waren für die neue Kriegslage, welche die Republik zu schaffen verstanden hatte, entscheidend. Zwar bietet sich auf Seite der Deutschen wie der Franzosen dasselbe Bild, indem nirgends eine Verständigung erzielt wurde, nicht einmal ein Compromiß. Der Erfolg mußte aber demjenigen zufallen, der durch rechtzeitige, kluge und entschlossene Maßnahmen eine sich bietende Gunst der Umstände entschieden zu ergreifen wußte, und das war der General v. Stosch. An dem bedeutungsvollen Tage wurde bei der Armeeabtheilung allerdings vorerst nur die unbedingte Nothwendigkeit der Offensive geltend gemacht; allein gerade darin lag hier die Entscheidung, mochten auch erst später Richtung und Zeit des Schlages festgesetzt werden können.

Propst Kerschbaumers Memoiren.

Der ehrwürdige Propst und Stadtpfarrer der alten Stadt Krems an der Donau, Dr. Anton Kerschbaumer, genießt schon seit vielen Jahren in allen Kreisen der niederösterreichischen Bevölkerung einen ausgezeichneten Ruf als Mensch wie als Gelehrter. Das Volk verehrt in ihm einen wahren Vater der Armen, denn der Propst übt die Wohlthätigkeit im großen Stile und mit völliger Hingabe an die Bedürfnisse der Zeit, die er kennt. In der Wissenschaft hat er sich vornehmlich durch seine aus den urkundlichen Quellen geschöpften Geschichten der Städte Tulln und Krems, in denen er Pfarrer war und ist, einen guten

Digitized by Google

Namen gemacht. Der Propst hat auch sonst eine reiche literarische Thätigkeit entfaltet. Auf theologischem Gebiete durch ein Lehrbuch der Pastoraltheologie, die er als Professor am bischöflichen Alumnat in St. Pölten zwanzig Jahre vortrug (1851—1871), als Redacteur verschiedener kirchlicher Zeitschriften, als Autor einer Geschichte des Bisthums St. Pöllen; er trat auch als Reiseschilderer und Feuilletonist auf, und nicht am wenigsten gefiel er als dichterischer Erzähler, denn es steckt in dem unermüdlich thätigen Mann ein gutes Stück Poesie und Künstlerthum. Auch die Geschichte der kirchlichen Kunst fesselte ihn; er trug sie im St. Pöltener Alumnat vor und bewährte praktisch den Sinn für sie, als er in den Besitz der reichen Tullner und Kremser Pfarrstellen kam. Da ließ er die alten, vernachlässigten Kirchen und Propsteien mit historisch künstlerischer Pietät restauriren, auch alle, übertünchte Fresken, wo sie sich fanden, stilgemäß erneuern. Er war überhaupt ein Mensch, der in seiner Bücherwelt allein kein Genüge fand, sondern auch bemüht war, ins materielle Leben der Bevölkerung fördernd einzugreifen, deren Seelenhirt er wurde. In Tulln z. B. gründete er 1873 einen Spar- und Vorschußverein, der manchen kleinen Geschäftsmann aus Wucherershänden befreite; oder er regte die Schaffung eines Stadtparkes an und ging in seinem Eifer so weit, eigenhändig Tausende von Sträuchern einzusetzen. In Krems, seiner Vaterstadt, schuf er unter anderem das historische Museum und sorgte durch eigene Sammlungen dafür, daß es auch was rechtes und sehenswerthes enthalte. Nur von der Politik hielt er sich so viel als möglich fern, er war kein Eiferer. Seine Ferienzeiten benutzte er mit Vorliebe zu Reisen in ganz Europa, er kam bis Palästina und Aegypten und suchte auch entlegenere Gegenden, wie Bosnien und Herzegowina auf, um sich eine eigene Anschauung von Land und Leuten zu verschaffen. Es geht durch das ganze Wesen dieses Mannes ein Zug von wahrer menschlicher Größe und seltener Güte, der es wohl begreiflich erscheinen läßt, daß er sich in seiner Umgebung der allgemeinen Liebe und Verehrung erfreut. Als er kürzlich, am 19. April d. J., das fünfzigjährige Jubiläum seiner Primiz in Krems feierte, da vereinigten sich alle Parteien ohne Mißton dazu, ihm zu huldigen und ihn zu beglückwünschen.

Ein solcher Mann wäre wohl auch an sich interessant genug, weiteren Kreisen als den seiner engeren Landsleute in seinem Werthe vorgestellt zu werden, denn man findet wohl selten Charaktere, die sich so reich und nach so verschiedenen Richtungen hin praktisch und literarisch productiv entfalten konnten. Noch seltener findet man wohl im katholischen Klerus Priester, die ihren Hirtenberuf in so universellem Sinne erfassen und erfüllen. An einem solchen Menschenleben kann man eine so reine Freude haben, wie an einem vollkommenen Kunstwerk, und es müßten ganz besonders befangene Doctrinäre des Liberalismus sein, die sich diese Freude an dem Manne durch seinen streng katholisch-kirchlichen Sinn verderben ließen.

Nun hat dieser Mann zu seinem Jubiläum im Alter von 73 Jahren (Dr. Kerschbaumer wurde am 24. August 1823 in Krems geboren) seine Autobiographie veröffentlicht,[1]) und dieses schlanke, gar nicht umfangreiche Büchlein erscheint mir merkwürdig in mehr als einer Beziehung. Einmal schon deßwegen, weil es überhaupt geschrieben wurde. Mir scheint es dem gegenwärtig herrschenden Geiste der römisch-katholischen Hierarchie nicht ganz zu entsprechen, wenn eines ihrer Mitglieder seine Selbstbiographie schreibt; es kommt auch sehr selten vor. Dieser Geist nämlich unterdrückt den Individualismus; die Ordnung und Disciplin und Tendenz des ganzen Baues dieser Hierarchie gehen darauf aus, die Eigenart der Persönlichkeit auszulöschen, um aus ihrem Träger ein um so gefügigeres Werkzeug der Kirche oder besser: der führenden Oberen zu machen. Man denke an Graf Hoensbroechs Mittheilungen über den Jesuitenorden. Wer eine Selbstbiographie zu schreiben unternimmt, ist aber ein Individualist und daher eo ipso der Antipode der Jesuiten. Dr. Kerschbaumer ist ein solcher Antipode, er ist gut katholisch und doch ein Individualist, und der tiefste Kern seiner Selbstbiographie enthält die Geschichte seines Kampfes um die Freiheit seiner Persönlichkeit. Dabei ist aber besonders zu bemerken, daß Kerschbaumer diesen Kampf für seine innerste Freiheit und Unabhängigkeit führte, ohne die Bande seines Glaubes zu sprengen und mit der wohl nur seinem Wesen möglichen Friedfertigkeit sich zeitlebens im ganzen sehr gut mit seinen Oberen verhalten hat. Er war nie ein Streber; er hatte von Jugend auf etwas Mädchenhaftes an sich, anfänglich eine Schüchternheit und Bescheidenheit, die ihn abhielten, sich vorzudrängen, später einen Stolz, der ihm die Maxime eingab: besser gesucht als gefunden werden. Durch diese Anspruchslosigkeit an äußere Ehrenstellungen bewahrte er sich die völlige Freiheit seiner Person, die ihm zuhöchst stand. Er nahm es mit den Pflichten des Gehorsams, wie mit allen priesterlichen Gelübden sehr ernst und ehrlich. Zunächst mit der Armuth, schon darum, weil er in seiner Jugend in der That soviel wie nichts besaß. Er wuchs als Waisenknabe auf und wurde im Piaristenconvict zu Krems als Stipendiat mehr schlecht als recht erzogen. Sodann mit der Keuschheit, weil er in seiner schüchternen Mädchenhaftigkeit alles eher als das Frauenvolk im Sinne hatte. Der Gehorsam aber hatte an seiner Selbstachtung und an seinem gesunden Sinn, mit dem er ungerechte Behandlung still, aber charaktervoll ablehnen konnte, seine natürliche Grenze. Die Schilderungen geistlicher Tyrannei, die er während seines Aufenthalts im weltpriesterlichen Bildungsinstitut der Augustiner in Wien entwirft, haben mehr als persönlich biographisches Interesse. Sonst pflegen uns nur Romanschriftsteller oder der Kirche gegnerische Männer das private Leben der Geistlichen zu beschreiben; es ist dann halbe Wahrheit oder gefärbte Wahrheit. Hier spricht aber ein Würdenträger der Kirche selbst, und der Freimuth, mit dem er das Leben im Institut kritisirt, hat seine besondere Bedeutung; er ist auch selten genug.

Kerschbaumers höhere Studienzeit fiel zum Theil in die Zeit unmittelbar nach der Unterdrückung der Märzrevolution des Jahres 1848. Auch in dieser stürmischen Zeit war er schon in Wien. „Während am Vormittag des 13. März," erzählt er, „vor dem Landhaus in der Herrengasse zu Wien die erste revolutionäre Bewegung stattfand, celebrirte ich ruhig in der Augustinerkirche die heilige Messe. Der laute Jubel des Volkes drang auch in die Mauern unsres Hauses, und an diesem Tage wurde nichts studirt. Auf der Burgterrasse unterhalb der Institutsfenster promenirten die drei jungen Prinzen des Erzherzogs Franz Karl, darunter der nachmalige Kaiser Franz Joseph I. Offenbar hatte der stürmische Tag auch die Hausordnung der Prinzen unterbrochen." Von der Bewegung der Zeit mitgerissen, nahm auch Kerschbaumer als Artikelschreiber Antheil an ihr und ein von ihm verfaßter Aufruf gegen Ronge's deutschkatholische Bestrebungen prangte eines Tages an allen Straßenecken. Doch zog sich der 26jährige Kerschbaumer bald wieder von der politischen Oeffentlichkeit zurück. Als dann die Reaction hereinbrach und das Concordat geschlossen wurde, das der Kirche in Oesterreich eine so große Macht zugestand, da hatten auch die Theologen, die sich Studien halber im Wiener Institut der Augustiner aufhielten, die Reaction hart zu fühlen. Denn die Disciplin wurde ungemein ver-

[1]) Ein Pilgerleben. Memoiren von Dr. Anton Kerschbaumer. Mit drei Bildern. Wien, Verlag von Heinrich Kirsch, 1896.

schärft. Die Vorsteher sahen es ungern, wenn die Theologen aus dem Hause gingen, was sie doch thun mußten, um sich nur bei dem vielen Studiren die Gesundheit zu erhalten. „Solus“ durfte ein Theologe nur mit besonderer Erlaubniß ausgehen; vor der Dämmerung mußten sie schon zurück sein. Und die Bewachung war streng, der Thorwart wallete eifrig seines Amtes. „Man fand es,“ erzählt Kerschbaumer, „in der Concordatszeit sogar entsprechend, die öffentlichen gemeinschaftlichen Ausgänge auf zwei in der Woche zu beschränken; die Folge davon war die fast beständige Besetzung des Krankenzimmers und die ungezählte Ertheilung von Dispensen zu Separatausgängen, so daß zuletzt fast tägliche Spaziergänge derer stattfanden, die beim Hausdoctor sich anmeldeten. Die kirchliche Strenge rächte sich durch laxe Praxis. Der kanonische Paragraph stand stolz auf dem Papier, aber die Alumnen lachten darüber. Nie ist die Disciplin lockerer gewesen, als in der Concordatsperiode.“ Aus derselben Zeit erzählt er an anderer Stelle, wo er von seinem allzu jugendlichen Aussehen spricht, das ihm lange Zeit hinderlich zur Erlangung guter Stellen war: „Als mir die Schulmädchen bei St. Ursula, wo eine Nichte von mir als Nonne eingekleidet war und mein Bruder die Primiz abhielt, auf der Straße zuliefen, um mir die Hand zu küssen, wurde mir die Messe bei St. Ursula abgenommen und eine andere Kirche angewiesen. So besorgt war man um mich. Ich ahnte wohl gar nichts von den mir drohenden Gefahren, und ich verließ auch Wien so unschuldig als ich gekommen war. Aber die Institutsvorstände, durch frühere Erfahrungen wahrscheinlich gewarnt, hegten stets Argwohn und sahen es ungern, wenn ich „solus“ ausging.“ Wegen eines solchen Ausgangs, den er sich Anfang 1850 ohne Erlaubniß gestattete, weil er sich nach einem überstandenen Nervenfieber sehr matt und frischer Luft bedürftig fühlte, machte ihm der Institutsvorsteher eine große Scene. Kerschbaumer verzeichnet in Dialogform den peinlichen Auftritt und schließt daran die Bemerkung: „Auf solche Weise erzieht man keine Charaktere. Niemand war glücklicher im Institut und begeisterter dafür als ich; aber solche Behandlung mußte ja wie ein Sturzbad abkühlen. Zu solchen Sottisen schweigen, vermag nur ein geknechteter Sinn. Dieses mein selbständiges Auftreten hat mir allerdings für meine Carriere vielleicht geschadet, aber ich fühle keine Reue darüber.“ Weil er nicht war, wie alle anderen, weil er auch später zur Zeit seiner Professur in St. Pölten ein großer Freund der Natur und von Spaziergängen war, machte er in der That nicht jene Carriere, die ihm gebührte. Bei der Neubesetzung der Directorstelle des Priesterseminars in St. Pölten wurde er übergangen, obzwar er der berufenste Mann für den Posten war; Kerschbaumer legte darauf auch seine Professur nieder und zog sich auf die Seelsorge zurück, indem er die gerade freie Stelle des Stadtpfarrers von Tulln annahm.

Was mich nun an dieser Selbstbiographie besonders anzieht, ist die Güte und Milde, die sich mit der Energie und Thatkraft dieses Charakters zu einem merkwürdigen Bilde vereinigen. Obzwar fromm, wie nur ein Christ sein kann, ist Kerschbaumer doch nichts weniger als ein Eiferer. Gelegentlich sagt er: „Meinen jungen Cooperatoren, welche mitunter die schärfere Tonart liebten, erschien ich allerdings manchmal zu ruhig und schweigsam, und ein kleiner Culturkampf wäre ihnen ganz erwünscht gekommen. Ich aber dachte mir stets: es ist leichter, einen Kampf zu veranlassen, als die erhitzten Leidenschaften zu dämpfen.“ Einen noch tieferen Einblick in diese echte Priesternatur gibt aber folgende Mittheilung. Er erzählt, daß er als Siebzehnjähriger durch Umgang und Bücher in seinem Entschlusse, Geistlicher zu werden, wankend gemacht wurde. Da ging er zum Vormund, um ihm seine Sinnesänderung mitzutheilen, traf aber nur dessen Frau: „eine echte Kremserin (fügt Kerschbaumer schelmisch hinzu), d. i. Herrin im Hause. Sie verlangte mit männlichem Ernste mein Anliegen zu wissen und kanzelte mich, als ich damit schüchtern herausrückte, dermaßen ab, daß ich kein Wort mehr vorzubringen im Stande war. Eines ihrer Argumente machte auf mich einen besonders tiefen Eindruck. Sie erzählte mir nämlich von einem ehrwürdigen Priester in Linz, den sie kannte, und der noch in seinen alten Tagen eine solche Kindlichkeit und Heiterkeit des Geistes besaß, daß ihn alles liebte, während die alten Männer, die in der Welt leben, immer griesgrämiger werden. Ich kehrte zu meinem Freunde zurück und sagte: Es bleibt dabei, ich studire Theologie.“ Wenn man den Propst Kerschbaumer persönlich kennt und ihn als einen jener seltenen alten Herren bewundert, welche sich jugendliche Heiterkeit und Naivetät des Geistes bewahrten, dann wäre man versucht zu glauben, daß er bei jenen Worten der energischen Frau seines Vormunds seine eigene Zukunft vorausgesehen und darnach seinen Entschluß gefaßt hätte.

Kerschbaumers Selbstbiographie gestaltet sich in dieser Weise zu einer Art Generalbeichte und darum hat sie den großen menschlichen Werth. Er erzählt nicht bloß von den Freunden, welche auf seine innere Entwicklung eingewirkt haben, sondern berichtet auch von einer Seelenfreundschaft, die er Jahre lang mit einer etwas älteren begabten Dame hatte, die unverheirathet in Frankfurt a. M. lebte und mit der er natürlich nur brieflich verkehren konnte. Nach den citirten Briefstellen war das Fräulein schwärmerisch religiös angelegt und liebte ihren Correspondenten ganz aufrichtig.

In die merkwürdigste Beleuchtung aber rückt der Selbstbiograph seine Lebensgeschichte durch das erschütternde Schlußcapitel. „Wie ein trüber Schatten lagerte durch mein ganzes Pilgerleben der unvermuthet schnelle Tod meines Vaters auf meiner Seele. Während der Kindheit dachte ich allerdings darüber nicht nach, desto mehr aber, nachdem ich Priester geworden. Obwohl ich keinerlei Schuld daran trug, so drängte es mich doch, einen Theil der Vaterschuld auf mich zu nehmen und mein Leben als Sühnopfer zu betrachten. Dieser tragische Gedanke, den niemand errieth und den ich nicht aussprechen konnte, hat mir viele traurige, aber auch tröstliche Stunden bereitet. Hier am Schlusse meines „Pilgerlebens“ kann und will ich nicht daran schweigen; denn mein ganzer Charakter und Lebenslauf wird dadurch begreiflicher.“ Kerschbaumer erzählt dann, daß er den jährlichen Todestag des Vaters schmerzlich zu feiern pflegte, und fährt fort: „Wie schnitt es mir durch das Herz, wenn manchmal harte Urtheile über einen Selbstmörder gefällt wurden! Ach, dachte ich mir oft, weiß man denn, welch furchtbaren Seelenkampf derjenige durchmachen mußte, der selbst die Hand an sein Leben legt? Verdammt ihn nicht, sondern betet für ihn — das Urtheil steht bei Gott. Das Verdienst meiner allfälligen guten Werke wendete ich dem unglücklichen Verstorbenen zu und dachte mir oft bei den Widerwärtigkeiten des Seelsorgeramtes, im Beichtstuhle, auf Versehgängen, bei erduldeten Kränkungen, ja selbst bei den Strapazen der Pilgerreise (die ihn einigemal in die Nähe des Todes brachten): „Mögen meine Opfer der Seele des Vaters von Nutzen sein!“ Nach und nach kehrte mehr Ruhe bei mir ein, aber der Stachel blieb. Mir selbst verlieh Gott die Gnade, auf Selbstmord-Candidaten wohlthuend und erfolgreich einzuwirken.“ . . . Aber der Autobiograph kann dieses Schlußcapitel doch auch mit dem köstlichen Satze schließen: „Das Sühnopfer scheint quittirt zu sein. Deo gratias!“ Denn er hatte die vermeintlichen Schulden, die seinen Vater in den Tod getrieben hatten, reichlich abgezahlt, und die Heimathstadt Krems dankte ihm nach der Feier ihres 900jährigen Jubiläums im vergangenen

Digitized by Google

Jahre durch den Mund ihres Bürgermeisters in den ehrendsten Ausdrücken für die vielen Verdienste, die er sich um die Stadt erworben hatte.

Die Selbstbiographie aber erhält durch dieses Schlußcapitel eine ganz merkwürdige Abrundung: Poesie und Religiosität gehen hier untrennbar in einander über. Und wir meinen, Propst Kerschbaumer wäre kein solch idealer Priester geworden, der er ist, wenn er nicht immer auch der Dichter gewesen wäre, als welcher er uns erscheint. Es gibt auch Dichter, die es sind, ohne je Verse gemacht zu haben. Und die beste Dichtung Kerschbaumers, weil sie aus dem Borne der reinen Wahrheit geschöpft wurde, dürfte vermuthlich auch sein „Pilgerleben" sein.

Wien. Moritz Necker.

Mittheilungen und Nachrichten.

∞ *Jules Claretie* de l'Académie française. La vie à Paris. Charpentier, 1896. Der gegenwärtige Leiter des Théâtre français gibt in diesem Sammelband seine zuvor im „Temps" unter dem Pseudonym des Voltaire'schen Candide veröffentlichten Feuilleton-Plaudereien. Breite Bettelsuppen! Der Vielschreiber, der als Typus der unsterblichen Mittelmäßigkeit in dieselbe Akademie berufen wurde, die sich gegen Flaubert, Gautier und Zola sperrte, ist ein Typus seichter Geschwätzigkeit. Er hat Dumas-Ils, Gounod, Bacqueri und noch andere ihres Ranges gekannt; was er von ihnen zu erzählen hat, ist aber entweder so unbedeutend, wie die Reihe seiner Romane und Zeitgeschichten, oder so unglaublich, wie die Anekdote S. 335: Taine dans ses conversations intimes prétendait qu'il avait trouvé le secret de tous les drames de la Révolution française. Il venait d'en découvrir à n'en pas douter le grand impresario. L'homme qui avait tout fait, le regisseur de la grande tragédie, c'était Laclos, l'auteur des Liaisons dangereuses. Glücklicherweise ist Taine bei der Nachwelt nicht nur auf Ekermännchen von der Leichtgläubigkeit oder Unfähigkeit oder von der leichtgläubigen Unfähigkeit Clartie's angewiesen. — Vicomte Melchior de Vogüé wiederholt in dem gleichfalls jüngst erschienenen Sammelband „Devant le siècle" (Paris, Colin 1896) seinen (im März 1893 im „Journal des Débats" zuerst gedruckten) Nachruf, der von einzelnen Ueberschwänglichkeiten nicht frei ist (Taine c'est la pensée de Spinoza projetée à travers l'imagination de Shakespeare), im ganzen aber der Gesinnung und Tüchtigkeit breiter, sonst in streng geschiedenen Lagern stehender Männer das rechte Zeugniß ausstellt. Der Nekrolog für Taine ist allerdings das beste Stück des Buches; die anderen Anzeigen und Charakteristiken von Heredia, Canrobert, Pasteur, Montégut, Ney, d'Antraigues, Lareveillère-Lépeaux, Duchesse de Broglie ꝛc. sind gute, alte, nur ein bischen gar zu sonderbunte Bekannte aus den letzten Jahrgängen der „Débats" und der „Revue des deux Mondes".

* Das älteste deutsch geschriebene Malerbuch aus dem Anfang des XV. Jahrhunderts, das sich vor dem Jahre 1870 in der Straßburger Bibliothek befand und bei dem Brande derselben zu Grunde gegangen, ist kürzlich, allerdings nur in einer verschollenen Copie, wiedergefunden worden. Einzelne Theile der Handschrift wurden in den 40er Jahren von dem englischen Forscher Eastlake veröffentlicht und hoben in Kunstkreisen berechtigtes Aufsehen erregt, weil in denselben nicht nur die Oelmalerei genau beschrieben, sondern auch Details über das Reinigen und Trocknenmachen der Oele (Seccatif) und Anweisungen zur Herstellung der Firnisse mit Zuhülfenahme des Terpentins gegeben werden. Die Auffindung der Copie, derselben, welche Eastlake zur Vorlage diente, in dem Maler Ernst Berger, der sich seit längerer Zeit mit der Erforschung der alten Maltechniken beschäftigt, zu danken. Die Abschrift fand sich in einer nicht öffentlichen Londoner Bibliothek, welcher Eastlake dieselbe zum Geschenke machte; dadurch wurde es ermöglicht, auch die anderen Theile des Manuscripts näher kennen zu lernen, welche über Miniaturmalerei und Fresken des XV. Jahrhunderts Aufschluß geben. Es scheint, daß dieses Straßburger Manuscript schon eine Abschrift von anderen noch älteren, verlorn gegangenen ist, denn es werden ganze Reihen von Anweisungen nur erwähnt. Ein Theil stammt von einem Meister Heinrich den Lübegge, ein zweiter hat zur Ueberschrift: „Dis lert mich Meister Andres von Colmar." Zwischendurch finden sich noch Recepte für Seifenbereitung, Schönheitsmittel und ein Wunderspiegel, welcher das Bild des Schuldigen zeigt ꝛc. Beherzenswerth ist es übrigens, daß die Recepte für Miniaturmalerei, und zwar nur diese, in dem ältesten in deutscher Sprache gedruckten Illuminirbuch des Bolz von Rufach (1562) sich wiederfinden.

c. **Karlsruhe**, 6. Mai. Es ist wohl auch schon außerhalb Badens bekannt, daß hier, wie in anderen Städten des Deutschen Reichs, nun zur Gründung eines sogenannten Reformgymnasiums geschritten werden soll. Der Begriff dieses Wortes ist in einzelnen Theilen verschieden, in der Hauptsache, der Reform und Neuorganisation des sprachlichen Unterrichts, gehen die zahlreichen Programme einig in dem Bestreben, den classischen Sprachen wohl ihre dominirende Stellung zu sichern, daneben aber doch auch den modernen Sprachen, dem Englischen und Französischen, auf den Gymnasien aus ihrer manchmal mehr als subalternen Stellung heraus zu dem berechtigten Ansehen eines nothwendigen Bildungselements in unsrer Zeit zu verhelfen. Es wird deßhalb auch in dem wissenschaftlichen Gutachten des Directors Treutlein vom hiesigen Realgymnasium besonders darauf hingewiesen, daß die große Verschiedenheit der Lehrpläne in den hiesigen drei Schulen, dem Gymnasium, dem Realgymnasium und der Oberrealschule, schwere Mißstände im Gefolge habe, und dabei namentlich beklagt, daß über die für einen Knaben zu wählende Schulgattung und damit über dessen Bildungsgang überhaupt schon im 9. Lebensjahr des Jungen entschieden werden müßte, daß dadurch aber auch ein etwaiger Uebergang von der einen Schulgattung zur anderen beinahe unmöglich oder doch nur mit schweren Opfern an Mühe, Geld und Zeit zu erreichen ist. Sieht man das ferneren auch ab von der Kluft, welche durch den seither üblichen Sprachunterricht zwischen den Latein Lernenden und den nicht Latein Lernenden geschaffen wird, so verstößt man dadurch, daß man den französischen Unterricht, der in Flexion und Syntax weit leichter ist, erst nach dem Lateinunterricht anjetzt, gegen die allgemeine pädagogische Regel, welche den Stufengang vom Leichteren zum Schwereren und vom Nahen und Anschaulichen zum Fernerliegenden und Abstracten fordert. Auf Grund solcher Erwägungen sind, wie bekannt, schon in anderen Städten diese Reformgymnasien ins Leben gerufen worden und es soll nun auch in Karlsruhe ein solches organisirt werden. Dasselbe ist eine aus neun Jahrescursen bestehende höhere Schule, die sich in drei Stufen aufbaut und in der untersten derselben die drei ersten Classen (Sexta, Quinta und Quarta) umfaßt; in diesen soll mehr, als bisher üblich, der Unterricht im Deutschen gepflegt und von fremden Sprachen nur die französische gelehrt werden. Es ist damit ein gemeinsamer Unterbau für die drei Gattungen unsrer Mittelschulen geschaffen und damit die Wahl zum Uebergang in die Oberrealschule oder in das Reformgymnasium geboten. Die mittlere Stufe desselben umfaßt zwei Classen (Unter- und Obertertia), den 4. und 5. Jahrescurs. Im 4. (Untertertia) beginnt der Lateinunterricht, der hier, wie in der folgenden Classe, für die künftigen Gymnasiasten und Realgymnasiasten noch durchaus gemeinsam ist, so daß im Reformgymnasium zugleich auch ein volle, fünf Jahre umfassender gemeinsamer Unterbau für Gymnasium und Realgymnasium geschaffen wird. Die mit dem 6. Jahrescurs beginnende obere Stufe umfaßt vier Classen (Unter- und Obersecunda, Unter- und Oberprima), und hier haben sich die Schüler zu entscheiden für den einen oder anderen Zweig der Schule, da sich diese jetzt bei Fortführung des Französischen durch Aufnahme des Griechischen und Englischen in das Gymnasium (im engeren Sinne) mit Latein und Griechisch und das Realgymnasium mit Latein und Englisch theilt.

Unter den mannichfachen Vortheilen, die ein so organisirtes Reformgymnasium bietet, wird namentlich die Thatsache hervorgehoben, daß dabei die Entscheidung über die Auswahl einer als passend erachteten Schule für Knaben bis ins 13., die Entscheidung zwischen Gymnasium und Realgymnasium bis ins 15. Lebensjahr hinausgeschoben wird. Es ist ferner ein Uebergang von einer Schulart zur andern entweder sofort oder doch sehr leicht möglich, und ein aus den mittleren Classen des Reformgymnasiums austretender Schüler besitzt die Grundlagen einer Bildung, die alsbald verwendbar ist und für den Eintritt in den niederen und mittleren öffentlichen Dienst, sowie in das geschäftliche Leben vollständig genügt. Durch die stärkere Betonung des deutschen Unterrichts und die Hervorhebung des Französischen kennzeichnet sich das Realgymnasium als eine mehr auf moderner Grundlage beruhende Bildungsanstalt und kommt damit und mit der zeitlichen Aufeinanderfolge seiner sprachlichen Bildungsmittel den Wünschen und

Digitized by Google

dringenden Bedürfnissen der heutigen Zeit entgegen. Durch den Betrieb der alten Sprachen erkennt es die Nothwendigkeit einer Verknüpfung des Neuen mit dem Alten und die einer gründlichen geschichtlichen und literarischen Bildung an.

Die Residenzstadt Karlsruhe knüpft an die Gründung eines solchen Reformgymnasiums offenbar große Hoffnungen. Als seinerzeit das Mädchengymnasium hier ins Leben gerufen wurde, that man dies mit ähnlichen Gefühlen, — das Resultat, das man seitdem damit erzielt, ist indessen ziemlich weit hinter demselben zurückgeblieben. Alle derartige moderne Errungenschaften, denen Berechtigung ja nicht bestritten werden soll, müssen eben doch zuerst auf ihre Uebereinstimmung mit den jeweiligen Bildungsforderungen hin geprüft werden, und es will uns bedünken, als ob Karlsruhe, dessen geistiges Leben in seinen Tendenzen wenig Fortschrittsdrang, dagegen um so mehr behagliche Stabilität zeigt, nicht der geeignete Boden für die Verwirklichung solcher Reformen sei. Die Zeit wird lehren, ob wir uns in dieser Annahme täuschten.

⊙ **Freiburg i. B.**, 9. Mai. Heute Nachmittag starb unerwartet in Folge eines Schnittes am Fuße im Zusammenhange mit einem Herzleiden der Director des erzbischöflichen theologischen Convicts und außerordentliche Professor für Apologetik Andreas Schill. Derselbe ist Badener und hätte in gerade einem Monat das 47. Lebensjahr vollendet. Erst kürzlich wurde in der 2. badischen Kammer auf Antrag der Ultramontanen eine außerordentliche Professur für Apologetik etatsmäßig errichtet und sollte mit ihm besetzt werden. Besorgnißerregend ist auch der Zustand des Geh. Hofraths Behaghel, Professors des französischen Civilrechts, auch als „Vater" des Badischen Schwarzwaldvereins bekannt. — Der Besuch der hiesigen Hochschule ist wiederum sehr stark. Die erste Immatriculation ergab über 300 Studenten, überwiegend Juristen und Mediciner aus Norddeutschland.

* **Bonn.** Der Chemiker Geheimrath Prof. Dr. Kekulé v. Stradonitz ist nicht unbedenklich erkrankt. Der Geh. Justizrath Prof. Dr. Hüffer ist von einer gleichfalls nicht unbedeutenden Erkrankung ziemlich wiederhergestellt. — Bei dem Schluß der Einschreibungsfrist am 7. Mai belief sich die Zahl der neuangemeldeten Studirenden auf 778; davon sind 88 katholische Theologen, 45 evangelische Theologen, 254 Juristen, 104 Mediciner, 287 Philosophen. Da bis zur endgültigen Feststellung der Besuchsziffer, Ende Mai, noch einige Nachzügler zu erwarten sind, darf man mit Sicherheit die Gesammtzahl der neuaufgenommenen Studirenden auf 800 und die Gesammtzahl der Studirenden überhaupt auf 1900 für das laufende Sommersemester veranschlagen.

* **Göttingen.** (Preisaufgabe.) Der Verwaltungsrath der Wedekind'schen Preisstiftung für deutsche Geschichte verlangt:

> eine archivalisch begründete Geschichte der inneren Verwaltung des Kurfürstenthums Mainz unter Emmerich Joseph (1763 bis 1774) und Friedrich Karl Joseph (1774 bis 1802). Besonderer Werth wird auf die Ermittlung der Theilnahme von Johannes Müller gelegt.

Bewerbungsschriften müssen vor dem 1. August 1900 an den Director des Verwaltungsraths der Stiftung eingesandt werden und mit äußeren Zeichen entbehren, an welchen die Verfasser erkannt werden können. Jede Schrift ist mit einem Sinnspruche zu versehen, und es ist ihr ein versiegelter Zettel beizulegen, auf dessen Außenseite derselbe Sinnspruch sich findet, während inwendig Name, Stand und Wohnort des Verfassers angegeben sind.

Das Urtheil des Preisgerichts wird am 16. März 1901 in einer Sitzung der kgl. Gesellschaft der Wissenschaften bekannt gemacht. Der Preis beträgt 3300 Mark und muß ganz oder kann gar nicht zuerkannt werden. Eine vollständige Bekanntmachung der Bedingungen findet sich in den Nachrichten der kgl. Gesellschaft der Wissenschaften 1896, Geschäftliche Mittheilungen.

* **Göttingen.** Bei der philosophischen Facultät hat sich Dr. Wilcken als Privatdocent für alte Geschichte habilitirt. Er hielt seine Probevorlesung über „die römischen Parteien während des Krieges gegen Mithridates". — Der Privatdocent der Theologie Lic. W. Bousset, Anhänger der kritischen Richtung in der Theologie, ist zum außerordentlichen Professor ernannt worden. — Professor Liedtcher, Director des naturwissenschaftlichen Instituts hiesiger Universität, ist, 43 Jahr alt, gestorben.

* **Bremen.** Die 25. Versammlung des Hansischen Geschichtsvereins findet am 26. und 27 Mai hier statt. Aus den Verhandlungen sind folgende Vorträge hervorzuheben: Dr. C. Walther aus Hamburg: Zur Erinnerung an Wilhelm Hildebrand; Archivar Dr. v. Bippen aus Bremen: Zur Bremischen Baugeschichte; Prof. Schäfer aus Tübingen: Das Zeitalter der Entdeckungen und die Hanse; Prof. A. Reifferscheid aus Greifswald: Einflüsse des Niederdeutschen auf die hochdeutsche Schriftsprache; Staatsarchivar Dr. Hasse aus Lübeck: Die Anfänge der Genossenschaft deutscher Kaufleute auf Gothland.

* **Halle.** Der ordentliche Professor der Theologie Dr. Köstlin, der am 17. d. M. sein siebzigstes Lebensjahr vollendet, beabsichtigt, seine Vorlesungen einzustellen. Zum Ersatz für ihn ist Professor Häring in Tübingen nach Halle berufen worden.

* **Berlin.** Der Senior des Lehrercollegiums der Thierärztlichen Hochschule, Geh. Regierungsrath Prof. Dr. Müller, hat zum 1. October c. J. seine Versetzung in den Ruhestand erbeten.

✠ **Wien**, 10. Mai. In der letzten Sitzung der Centralcommission für Kunst- und historische Denkmale erstattete Regierungsrath Dr. Friedrich Kenner einen Bericht über die Römerstraße in der Innern Stadt. Die wichtigsten der bisherigen Ergebnisse sind: Die Conflatirung des Laufes des alten Stadtgrabens, der schon im vorigen Sommer in der Kramergasse Nr. 4 berührt wurde, in der Rothgasse Nr. 4; auch dort zeigte er sich mit den Quadern der demolirten Stadtmauer ausgefüllt. Die Constatirung eines größeren römischen Gebäudes an der Stelle des heutigen „Eisgrübls", die Ecke Petersplatz-Freisingergasse mit einer Pfeilerstellung ruhend, darauf senkrecht, das ist von der Freisinger- zur Goldschmidgasse drei zu einander parallel laufende Mauern, zwischen diesen eine größere Anzahl gebrochener Ziegel mit dem Stempel der XIV. und einiger der X. Legion, viele Gefäßscherben und namentlich viele Ziegel der Bedachung. Die Funde im „Eisgrübl", soweit sie der römischen Zeit ungehören, sind wichtig dadurch, daß sie einen bündigen Beweis für die Ausdehnung des Standlagers bis zur Linie des „Graben" liefern. Die Constatirung sehr starker Mauern am Fuße des Laurenzerberges bei dem vorigen Neubau an der Dominicanerbastei, 8 Meter tief. Diese Mauern gehören zu den bei der Hochquellenleitung in der Adlergasse gefundenen und scheinen die Umschließung des römischen Donauhafens gebildet zu haben. Die Constatirung eines überaus festen Vorwerkes außerhalb des Lagers vor der Porta principalis sinistra im Hause Nr. 14 der Wipplingerstraße, Mauern von 2.5 Meter Dicke mit einer abgerundeten Ecke. Im alten Stadtgraben, Rothgasse Nr. 4, am 22. April fünf Bestandtheile von profilirten Eckgesimsplatten, ein sehr großer Bauquaderstein, Fragmente von Reliefstafeln, eines mit Adlerfüßen, ein anderes mit Greifkopf, ein vollrund gearbeitetes Kopf mit Flügeln an den Schläfen; diese Bildwerke, möglicherweise aus einer jüngeren Zeit, in beiläufig 6 Meter Tiefe; endlich der Theil einer Friesinschrift mit der Hälfte von drei Buchstaben, jeder ursprünglich zu 30 Centimeter Höhe: ERV, wahrscheinlich Rest des Namens (Sev) eru(s). An der hohen Brücke, Wipplingerstraße Nr. 31, Figur eines Knaben(Torso), auf dessen linker Schulter die Hand eines Mannes oder einer Frau sichtbar ist, 4.5 Meter tief beim Demoliren einer Mauer gefunden, in welche die Sculptur als Material vermauert war. Im „Eisgrübl", 4 Meter tief, zwischen römischen Mauern die Hälfte einer Terra sigillata-Schale mit dem Namen des Fabricanten REGINVS aus Vogelgestalten.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 7. bis 9. Mai folgende Schriften eingegangen:

Otto v. Hoffmann: Die preußische Hauptverwaltung der Staatsschulden vom Jahre 1820 bis 1896 urkundlich dargestellt. Berlin, Ernst Siegfried Mittler u. S. 1896. — Verhandlungen des VI. Oesterreichischen Agrartages 1896. Wien, Wilhelm Frick 1896. — Paul Leroy-Beaulieu: Grundriß der Nationalökonomie, bearb. v. Edwin Ramsperger. Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer 1896. — *Léon de Seilhac:* Le monde socialiste; groupes et programmes. *Jean Heimweh:* Droit de conquête et plébiscite. (Questions du temps présent.) Paris, Armand Colin et Cie. 1896. — Graf Leo Talstai: Patriotismus oder Friede? Uebersetzt von Sophie Behr. Berlin, August Deubner 1896. — Hugo Arnold: Unter General von der Tann; Feldzugserinnerungen 1870/71. 2. Bdchn. München, C. H. Beck 1896. — Heinrich Julius Holtzmann: Lehrbuch der neutestamentlichen Theologie. Subscriptions-Ausg. Lfg. 2. (Sammlung theologischer Lehrbücher.) Freiburg und Leipzig, J. C. B. Mohr 1896. — Dr. Paul Flechsig: Gehirn und Seele; Rede. 2. Ausg. Leipzig, Veit u. Co. 1896. — Dr. Wilhelm v. Leube: Ueber Stoffwechselstörungen und ihre Bekämpfung; Rede. Leipzig, F. C. W. Vogel 1896.

Digitized by Google

Jahrgang 1896. München, Dienstag, 12. Mai. Nummer 110.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30. Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Schuld und Strafe. I. Von Dr. Alexander Nicoladoni. — Die Krisis an der Loire im Kriege 1870. II. Von Hugo Arnold. — Mittheilungen und Nachrichten.

Schuld und Strafe.

Von Dr. Alexander Nicoladoni (Linz).

I.

Die Ergebnisse der vergleichenden Völkerkunde und verwandter empirischer Wissenschaften in ihrer Anwendung auf die Entwicklung des Rechts haben die Rechtsphilosophie und die Philosophie des Strafrechts insbesondere zu etwas ganz anderem gemacht, als sie waren, solange sie sich ausschließlich in das Gewand speculativer Wissenschaft kleideten. Eine ganze Reihe bedeutender Werke geben von dieser Aenderung Zeugniß, aber auch die exacte Rechtswissenschaft, ja selbst die Gesetzgebung und Rechtspflege spiegeln ihren Einfluß. Diesen für die ganze Culturentwicklung wichtigen Umschwung einem größeren Publicum in allgemeinen Zügen darzustellen, ist der Zweck dieser Zeilen.

Wie alles um sie entstanden ist, fragt die Menschheit, seit sie zur Cultur gelangt ist: wie sollte nicht auch schon vor Jahrhunderten gefragt worden sein, wie das Recht entstanden ist? Die Antworten auf diese Frage zählen nach Hunderten; die ältesten sind mehr als tausend Jahre alt. Nur wenige davon sind heute noch lebendig und auch diese führen größtentheils nur noch ein Scheinleben in den Stuben der Philosophen.

Wie alles Menschliche, ist auch die Rechtsphilosophie, die Wissenschaft von den letzten Ursachen, dem Inhalt und den Zielen des Rechts, beeinflußt von der Zeit, in der sie entstanden ist. In der Zeit despotischer Willkür und unumschränkter Fürstenmacht, als Volk und Staat als Eigenthum des Regenten angesehen wurden und diesem die unverantwortliche Befugniß zustand, nach Belieben mit dem Wohl und Wehe seiner Unterthanen zu verfahren, als Staat und Unterthanen für Eigenthum des Landesfürsten galten und dessen Wille das oberste Gesetz war, ist das sogenannte Naturrecht entstanden, welches einen Gegensatz schuf zwischen dem, was in Geltung war und sich für Recht ausgab, und dem, was nach natürlichen, der menschlichen Vernunft erkennbaren Erwägungen Recht sein sollte. Niemand hat das Wesen dieses Naturrechts treffender gekennzeichnet, als der Dichter, wenn er den Stauffacher in seinem Wilhelm Tell sagen läßt:

„Wenn der Gedrückte nirgends Recht kann finden,
Wenn unerträglich wird die Last, greift er
Hinauf getrosten Muthes an den Himmel
Und holt herunter seine ew'gen Rechte,
Die droben hängen unveräußerlich
Und unzerbrechlich wie die Sterne selbst.
Der alte Urstand der Natur kehrt wieder,
Wo Mensch dem Menschen gegenüberstehl.
Zum letzten Mittel, wenn kein andres mehr
Verfangen will, ist ihm das Schwert gegeben. —
Der Güter höchstes dürfen wir vertheidigen
Gegen Gewalt; wir steh'n für unser Land,
Wir steh'n für unsre Weiber, unsre Kinder!“

Nach den Grundsätzen des Naturrechts tritt also das höhere, das ungeschriebene, das natürliche Recht, das allgemeine Menschenrecht in Gegensatz zu dem willkürlichen Rechte der Satzungen. Das eine Recht ist das sittliche Recht, das andere das staatliche. Da beide nicht in Widerspruch gerathen dürfen und es Aufgabe der Menschheit ist, das sittliche Recht zu verwirklichen, so ist damit selbst die Revolution zu einem Rechtsinstitut erklärt. Aufgabe der Rechtsphilosophie ist es, nach den Grundsätzen des Naturrechts zu untersuchen, ob das geltende Recht mit den in unserm Bewußtsein liegenden, durch die bloße Vernunft zu erkennenden Regeln über das, was gut und bös, Recht und Unrecht ist, übereinstimmt, und die Wege zu finden, wie diese Congruenz herzustellen sei; Aufgabe der Gesetzgebung aber, das auf diesem Wege gewonnene Recht zu sanctioniren.

Die naturrechtlichen Ansichten haben zu sonderbaren Consequenzen geführt. Aus einem Naturzustande völliger Gleichheit wäre danach die Menschheit, bestehend aus einzelnen Individuen, von denen jedes auf sich selbst angewiesen, jedes frei und dem anderen gleich war, plötzlich durch einen mit Bewußtsein und Absicht vorgenommenen Act herausgetreten. Gleichsam eines schönen Morgens hätten die Menschen sich gesagt: wir wollen einen Gesellschaftsvertrag schließen, Recht, Gesetz und Obrigkeit schaffen, die Güter vertheilen und den todtschlagen, der gegen diese Vereinigung verstößt. Wieso der Menschheit urplötzlich diese Erleuchtung gekommen sei und woher sie die Mittel genommen habe, über Nacht aus der Unordnung die Ordnung zu entwickeln, danach wurde nicht gefragt.

Man sollte glauben, daß über den Inhalt eines Rechts, das aus der bloßen Vernunft zu erkennen ist, kein Zweifel bestehe. Trotzdem erfolgten auf die Frage nach diesem Inhalt fast so viele Antworten, als Fragen gestellt wurden. Man sah sich deßhalb genöthigt, der menschlichen Vernunft bei ihrem Suchen nach dem Recht einen Wegweiser an die Hand zu geben. Dieser Wegweiser war das römische Recht, die raison écrite, wie sich das Naturrecht ausdrückte, und zwar in jener geistlosen, zopfigen und unwahren Gestalt, wie es im Corpus juris geschrieben steht und wie es uns durch das Mittelalter überliefert wurde, in einer Gestalt, welche von dem herrlichen, stahlharten und doch geschmeidigen Gebilde, wie es die historische Rechtsschule aus den Quellen heraus krystallisirt hat, himmelweit verschieden ist. Das Naturrecht hat seinen ersten Stoß durch die historische Rechtsschule erlitten.

Um die Wende dieses Jahrhunderts, unterm Druck der Fremdherrschaft, kehrte sich der deutsche Geist der Vergangenheit zu, versenkte sich in die Schätze, die uns die Vorfahren hinterlassen, und suchte über dem, was gewesen, das Leid der Gegenwart zu vergessen. Da begann man

auch die Entwicklung des Rechts, d. h. der Rechtszustände, zunächst im deutschen Volke, dann aber auch bei den anderen Culturvölkern von jenem Zeitpunkte an zu studiren, mit welchem die geschriebenen Quellen der Geschichte beginnen. Durch das Studium der Vergangenheit des Rechts gelangte man zur Ueberzeugung, daß es in historischer Zeit ein allgemeines, gleichheitliches Menschenrecht, ein abstractes Naturrecht neben und über den bei den einzelnen Völkern geltenden nationalen Rechten niemals gegeben habe und nicht geben könne. Es zeigte sich, daß jedes Volk und jede Zeit ein anderes Recht hatte, und weiter, daß die Quelle dieser nationalen Rechte nicht in einer allen Völkern gemeinsamen Idee vom Recht, sondern in den durch Gewohnheit und Uebung gebildeten Volksüberzeugungen und in der Gesetzgebung liege.

Die historische Rechtsschule hat sich durch die Förderung dieser Erkenntniß zweifellos große Verdienste um die Wissenschaft vom Rechte erworben. Das aber, was sie zu Tage gefördert hat, war doch nur ein Stückwerk, welches keinen Anfang und kein Ende hatte. Die historische Rechtsschule begann nämlich die Betrachtung der Rechtsinstitute mit dem Zeitraum, in welchem die Menschheit sich bereits zu Nationen, zu Völkern verdichtet hatte, sie ließ dagegen die Periode vollständig außer Acht, die vor der historischen Zeit gelegen ist. Sie hat andrerseits über dem Suchen in der Vergangenheit die Zukunft vergessen und uns nicht gezeigt, in welcher Weise sich fürderhin das Recht zu entwickeln habe. Die Beantwortung der ersteren Frage, wie es denn mit dem Recht in vorhistorischer Zeit ausgesehen habe, eine Frage, gleichbedeutend mit jener anderen, wie das Recht entstanden sei, hat sie der Philosophie überlassen.

In diesen von der historischen Schule leer gelassenen Raum hat nun die moderne Rechtsphilosophie ihre Luftschlösser hineingebaut. Was die historische Schule zu wenig geleistet, hat die Rechtsphilosophie zu viel gethan. Sie hat ihre Untersuchung auf Regionen erstreckt, die dem menschlichen Geiste unzugänglich sind. Sie hat die letzten Ursachen aller Dinge und auch die des Rechtes erforschen zu können geglaubt und sich dabei in Phantasien verloren, denen jede reale Grundlage fehlt. Diese Philosophie stellte die Erscheinung des Rechtes in eine Reihe neben Sprache, Religion, Kunst, Moral und Wissenschaft, sie sah das Recht als etwas an, was im übersinnlichen Wesen des Menschen selbst seinen eigentlichen inneren Grund habe, einen Bestandtheil seiner metaphysischen Natur bilde, freilich zugleich auch ein wesentliches Element seiner socialen Existenz. Eine Idee sollte dem Rechte zu Grunde liegen. Von vornherein sollte dem Menschen die Idee des Rechtes mitgegeben sein, unbewußt sollte sie in seinem Geiste liegen, diese Idee sollte aus sich heraus die einzelnen Rechtsinstitute und Rechtsgebräuche treiben. Nicht der Zweck, nicht die Noth, nicht das Bedürfniß, nicht die Willkür eines Gesetzgebers, sondern stillwirkende, instinctartige, aus der übernatürlichen Natur des Menschen stammende Kräfte sollten der Grund der Rechtsbildung sein. Ueberall und immer, wo und wann Menschen gesellschaftlich mit einander leben, sollten diese Erscheinungen als Attribute des menschlichen Geistes mit Nothwendigkeit zutage treten. In dieser übernatürlichen Natur des Rechts läge der Grund seiner Heiligkeit, der Grund, warum seine Macht überall anerkannt werde, nicht aber in der Sanction, welche ihm Macht und Zwangsmittel geben.

Noch in den sechziger Jahren spielte die Lehre von der Rechtsidee, aus welcher übrigens im Laufe der Zeiten eigentlich zwei geworden sind, auf allen deutschen und österreichischen Universitäten eine große Rolle. Noch damals wurde den Studenten der Rechtswissenschaft gelehrt, daß dem menschlichen Geiste die Musterbilder für das Wollen eingepflanzt seien, daß der Mensch seiner innersten Natur nach Mißfallen am Streit empfinde, daß ihm ein Drang nach Gerechtigkeit angeboren sei. Das Mißfallen am Streite treibe ihn dazu, im Wege gegenseitiger Uebereinkunft der Willen Regeln zur Schlichtung des Streites zu erfinden und aufzustellen, und die Idee der Gerechtigkeit bringe es mit sich, daß eine Stimme in uns Vergeltung fordere, wenn jemand sich gegen diese Regeln versündigt. Das sei der Inhalt der Rechtsideen. In jeder Rechtsinstitution müsse sich wenigstens der Versuch der Verwirklichung einer dieser Ideen nachweisen lassen. Von diesem Standpunkt aus erscheinen natürlich Gewalt und Recht als Gegensätze, im Anfang einander völlig fremd und feindlich; das Recht als ein höheres Wesen, die Gewalt von irdischer Art — bis dann beide sich begegnen und die Gewalt, ergriffen von dem Adel und der Majestät des Rechts, in sich geht und sich seiner Leitung anvertraut.

Wohl konnte demjenigen, dem die Beschäftigung mit Metaphysik den praktischen Blick nicht getrübt hatte, nicht verborgen bleiben, daß die Consequenzen, welche nach den Grundsätzen der speculativen Rechtsphilosophie sich für Inhalt und Form des Rechtes ergaben, mit den Thatsachen in Widerspruch standen. Weder die Vergangenheit noch die Gegenwart war Zeuge eines Zustandes, in welchem das Recht sich vornehmlich in der Form der Friedensschließung und mit dem Ziele der Gerechtigkeit darstellte. Auch das menschliche Handeln selbst, wenn es bis in seine innersten Triebfedern zerlegt wurde, erbrachte keinen Beweis dafür, daß es von der Idee des Friedens und der Gerechtigkeit getragen sei. Im tiefsten Grunde des Herzens fand man überall den Egoismus. Ueberall sah man verschiedene Classen, Stände, Parteien, welche sich gegenseitig, wenn auch nicht mehr mit den rohen Mitteln der Vergangenheit, aber doch immer mit allen ihnen zu Gebote stehenden Kräften befehden und bekriegen. In der Vergangenheit aber war die ganze Geschichte von Krieg und Kampf erfüllt und nicht die Gestalt des Friedenstifters, sondern die des Kriegshelden bildete den Stoff für die Gestaltung des heroischen Ideals. Betrachtete man sodann den Weg, welchen die speculative Philosophie bei Erforschung der Rechtszustände eingeschlagen, mit den Augen positiver Wissenschaft, so mußte man es sonderbar finden, daß das, was in jeder echten Wissenschaft am Ende zu stehen pflegt, das Abstracte, das erst aus einer Reihe von Erfahrungen, Vorstellungen, Gedanken, Empfindungen und Wünschen geschöpft zu werden pflegt, mit einem Wort eben die Idee, bei der Rechtswissenschaft am Anfange stehen sollte.

Schon diese Erwägungen genügten, um selbst zu einer Zeit, als die speculative Philosophie sich noch eines bedeutenden Ansehens erfreute, Zweifel an den Lehren, welche sie in Bezug auf die Entstehung des Rechtes aufgestellt hatte, zu erregen. Um alle Geltung hat diese speculativen Ansichten jedoch die mit dem Namen Darwins für alle Zeiten verknüpfte Entwicklungstheorie gebracht. Wenn auch noch so sehr hypothetischer Natur, gab sie jedenfalls den Anstoß dazu, daß sich alle Wissenschaft genöthigt sah, die ihr zufallenden Erscheinungen unterm Gesichtspunkt der Entwicklung zu betrachten, überall also beim Kleinsten, Niedrigsten, beim Unentwickelten, insoweit es überhaupt unserm Erkennen zugänglich ist, anzufangen und davon allmählich zu Höherem aufzusteigen.

Wenn die historische Schule darauf verzichtete, ihre Forschungen auf eine Zeit auszudehnen, von der uns geschriebene Quellen keine Kunde geben, so hat die Entwicklungstheorie gerade die Zustände und Zeiten in Betracht gezogen, die man unter dem Namen der Urzeit zusammenfaßt, jene Perioden, welche vor der eigentlichen Geschichte liegen, Perioden, in denen die Menschen noch nicht zu

Digitized by Google

Nationen in höherem Sinn, zu staatlichen Gebilden sich verdichtet hatten. Das Material für diese Wissenschaft gewann sie durch Betrachtung der uncultivirten Stämme, die heute noch in fremden Welttheilen in den mannigfachsten Gestalten zu finden sind, wozu die von der Entwicklungstheorie geforderte Ansicht trat, daß auch die heute civilisirten Völker sich einmal in gleichem Zustande befunden haben, daß ihr heutiger Culturzustand im Wege allmählicher Entwicklung aus solchem Urzustande hervorgegangen ist. Fand die historische Rechtswissenschaft, daß das Recht bei jedem Volk in anderer Gestalt auftritt, so hat die vergleichende Völkerkunde uns überzeugt, daß in dem Urzustande, wie er der Cultur vorhergeht, eine ganze Reihe von Zuständen, Einrichtungen und Gebräuchen zu finden ist, die allen Stämmen, allen gesellschaftlichen Gliederungen von Menschen gemeinsam sind.

Unter diesen Zuständen, Einrichtungen und Gebräuchen findet sich auch das Rohmaterial, aus dem im staatlichen Zustande das Recht entstanden ist. Solche Zustände und Einrichtungen sind Familie, Verwandtschaft, geschlechtliches Zusammenleben — nicht überall, aber da und dort, wo die Anfänge der Cultur bereits bemerkbar sind, in der Form der monogamischen Ehe — ferner Wehrhaftmachung, Friedensgenossenschaft, Blutrache, Besitz, Verkehr u. a. m. Diese Einrichtungen, Zustände und Gebräuche der Urgesellschaft stehen erfahrungsmäßig mit der Religion in engster Verbindung. Entweder bilden sie selbst einen Theil der Religion, oder sie entlehnen doch von dieser die zu ihrer Begründung nöthigen Ceremonien, oder aber sie sind von der Religion sanctionirt. Insbesondere letztere Erscheinung erfordert eine etwas nähere Betrachtung. Sobald eine Einrichtung, ein Zustand, ein Gebrauch — man kann sie mit einem Collectivausdruck wohl Sitte nennen — so lange bestanden hat, daß ihr Entstehen und dessen Gründe dem Gedächtniß der lebenden Generation entschwunden sind, wird sie von der Religion ergriffen, insofern diese der Sitte göttliche Einsetzung zuschreibt und demgemäß in ihrer Befolgung eine der Gottheit wohlgefällige Handlung erblickt. Es wird sonach mit der Sitte ein Werthurtheil verbunden, d. h. es bildet sich im Volke die Ansicht heraus, daß die Befolgung eines solchen Gebrauches gut, dessen Vernachlässigung aber böse sei. Dieses Werthurtheil bietet die sicherste Gewähr dafür, daß derartige Einrichtungen, Zustände und Gebräuche erhalten werden und daß im Sinne ihrer Erhaltung gehandelt, demnach alles, was geeignet ist, dieser Erhaltung entgegenzuwirken, vermieden wird. Es ist dies Werthurtheil auf solchem Standpunkte der Cultur neben der Selbsthülfe die einzige Gewähr für die Erhaltung der Sitte; eine öffentliche Executionsgewalt, eine öffentliche Strafgewalt existirt noch nicht.

Alle jene Zustände, Einrichtungen und Gebräuche nun sind Producte menschlicher Thatigkeit. Man braucht zur Erklärung ihrer Entstehung keine andere Voraussetzung als die dem Menschen innewohnenden Triebe der Selbsterhaltung und der Arterhaltung, wie sie Schiller mit anderen Worten kurz als Hunger und Liebe bezeichnet hat. „So wie das Infusorium ausschließlich sich selbst lebend eine Welt baut, so baut der Egoismus Gesellschaft und Staat", sagt einer der berufensten Vertreter der moderneu Rechtsphilosophie, Rudolf Ihering. Die Triebe erzeugen Bedürfnisse und damit das Trachten, sie zu befriedigen und nach Mitteln dieser Befriedigung zu suchen, d. h sie setzen Zwecke. Um des Zweckes willen sind alle jene Einrichtungen, Zustände und Gebräuche entstanden. Es fragt sich nun, wodurch die Sitte zum Rechte ward.

Die heutige Wissenschaft erwidert, daß dies dadurch geschah, daß sich der Staat um seiner Existenz willeu ihrer bemachtigte und seinerseits Maßregeln traf, um sie zu erhalten oder seinen Zwecken entsprechend um- und weiterzubilden. Als die wirksamste dieser Maßregeln erkannte der Staat den öffentlichen Zwang, und zwar in zwiefacher Gestalt, als Executionszwang und als Strafgewalt, und brachte ihn in eine in bestimmte Regeln gesetzte Ordnung. Diese Ordnung ist das Recht. Es ist hier nicht der Ort, die Frage nach der Entstehung des Staates selbst zu erörtern: nur darauf sei hingewiesen, daß der Staat von allem Anfang an nicht aus Individuen, wie das Naturrecht lehrte, sondern aus socialen Gruppen entstanden ist, ja seinem Begriffe nach eine Mehrheit über- und untergeordneter socialer Gruppen bedeutet. Bei der Entstehung des Staates aus diesen Gruppen aber, sowie bei der Rechtsbildung im Staate spielt offenbar die Gewalt eine hervorragende Rolle. Die Entstehung des Staates aus den vorstaatlichen, den sogenannten friedensgenossenschaftlichen Gebilden, ging ferner nirgends plötzlich vor sich, so daß vielmehr bei allen Völkern und zu allen Zeiten Uebergangsperioden zutage traten, in denen Kennzeichen einer staatlichen Organisation zwar vorhanden sind, in die jedoch Ueberbleibsel einer vorstaatlichen Periode hineinragen, in denen also friedensgenossenschaftliche und staatliche Zustände neben und gegen einander sich geltend machen.

So viel, glaube ich, können wir mit Bestimmtheit behaupten, daß vor dem Staate kein Recht existirt hat und daß das Wesen des Rechtes die gewaltsam erzwungene Ordnung der Beziehungen von zum Staate vereinigten Gesellschaftsgruppen zu einander und zum Staate als Ganzem ist. Recht und Gewalt sind also keine Gegensätze, Recht ist vielmehr die in eine gewisse Ordnung gebrachte Gewalt. Wie schließlich aus dieser Regelung der Gewalt in Verbindung mit anderen Ursachen, deren eine, den Einfluß der Religion, wir bereits kennen gelernt, und deren andere wir noch kennen lernen werden, die allgemeine Rechtsüberzeugung, die allgemeine Achtung vor der Majestät des Gesetzes entstanden ist, ja wie das Volk dazu kam, in dem Rechte die Bedingung seines Daseins zu sehen und dessen Verletzung als eine Verletzung seines Selbst zu empfinden und für sein Recht in die Schranken zu treten: diese Entwicklung darzuthun, ist die Aufgabe der Rechtsgeschichte. Sie ergibt, daß nicht die Rechtsidee oder mit einem andern Worte: das Rechtsgefühl das Recht, sondern umgekehrt das Recht das Rechtsgefühl erzeugt hat.

Mit diesen allgemeinen Grundsatzen ausgerüstet gehen wir an die Betrachtuug der Entstehung eines Zweiges des Rechts, der Entstehung des Strafrechts. Wie schon gesagt, ging eine der Behauptungen der naturrechtlichen Schule dahin, daß der Staat aus dem vertragsmäßigen Zusammentritt freier und gleicher Individuen zum Behufe der Sicherheit und des Schutzes gemeinsamer Interessen entstanden sei. Diese Behauptung ist durch die Ergebnisse der vergleichenden Völkerkunde in ihrer ganzen Nichtigkeit dargethan worden. Ueberall, wo sich Menschen angesiedelt haben, leben dieselben vereinigt zu gesellschaftlichen Gruppen. Daß der Mensch als Individuum ohne allen Contact mit seinesgleichen oder in einer Vereinigung, welche über die natürliche Familie, bestehend aus Mutter und Kind, nicht hinausgeht, lebe, konnte bisher nirgends constatirt werden. Gerade die älteste Form der menschlichen Vereinigung, die sogenannte Blutverwandtschaftsfamilie, aufgebaut auf der Abstammung von einer Stammmutter, zeigt ein so festes gesellschaftliches Gefüge, daß angenommen werden muß, das Vorkommen des Menschen in gesellschaftlicher Form sei der Gattung von Anfang an eigen gewesen und gründe sich auf einen dieser Gattung innewohnenden Trieb, so daß also der bereits von Aristoteles gebrauchte Begriff des ζῶον πολιτικόν eine neue Bedeutung gewinnt.

Digitized by Google

In der ältesten Form der gesellschaftlichen Vereinigung, der sogenannten Blutverwandtschaftsfamilie, ist das Gefühl der Zusammengehörigkeit der einzelnen Mitglieder so intensiv, daß hinter ihm das Individualitätsgefühl ganz verschwindet. Es gibt keine Handlung, keine Uebelthat, keine Schuld eines Einzelnen, sondern nur Handlung, Uebelthat und Schuld der Gruppe. Für das, was ein Mitglied der Gruppe thut, ist unter allen Umständen die ganze Gruppe verantwortlich. Was einem Mitgliede der Gruppe zugefügt wird, leidet die ganze Gruppe. Die ganze Gruppe tritt für die dem Einzelnen zugefügte Unbill als Rächer auf. Die Gruppe hat ihre eigenen Gebräuche, ihre eigenen Sitten, ja ihre eigenen Götter und unterscheidet sich dadurch von allen anderen. Nur aus diesen Zuständen heraus ist eine Einrichtung zu verstehen, welche sich bei allen Urvölkern findet, deren Reste aber in weit spätere Culturperioden, selbst in die der staatlichen und nationalen Vereinigungen weit hineinreichten: die Einrichtung der Blutrache.

Die Einrichtung der Blutrache ist einer der Bausteine des Strafrechts, eine jener Einrichtungen, die dadurch, daß der Staat sich ihrer angenommen, zu Rechtsinstituten geworden sind, vor der staatlichen Ingerenz aber noch nicht Strafrecht, noch nicht Strafe waren. Worin die Blutrache besteht, ist bekannt. Wenn irgend einem Mitgliede der Blutverwandtschaftsfamilie durch ein außerhalb der Familie stehendes Individuum, also durch ein Mitglied einer anderen Blutverwandtschaftsfamilie eine Unbill zugefügt wird, so wird diese Unbill von der ganzen beleidigten Blutverwandtschaftsfamilie an der ganzen Blutverwandtschaftsfamilie des Beleidigers gerächt, und zwar im Anfang der Entwicklung immer mit dem Tode. Man hat in dieser merkwürdigen Einrichtung, welche zur Zeit der Blutverwandtschaftsfamilie nicht etwa als entschuldbare Selbsthülfe, sondern als gebotene Pflicht angesehen wurde, die erste Form der Strafe zu sehen geglaubt, indem man von der Voraussetzung ausging, daß der Ausübung der Blutrache der Vergeltungsgedanke, also die Gerechtigkeitsidee zu Grunde liege. Diese Voraussetzung ist durchaus falsch. Zwischen Rache und Vergeltung besteht ein himmelweiter Unterschied. Die Rache entspringt aus einem nicht nur dem Menschen, sondern auch dem Thiere eigenthümlichen Triebe, sein Selbst zur Geltung zu bringen, gegen jeden Angriff auf dieses Selbst zu reagiren und seiner verletzten Eigenliebe Genugthuung zu verschaffen, also einem durchaus egoistischen Triebe. Ich räche mich, weil jemand mir ein Leid zugefügt hat. Der Vergeltungsgedanke dagegen ist das Product einer hohen Cultur, der Niederschlag einer jahrhundertelangen Geschichte, eine Abstraction aus einer Reihe von Erfahrungen, welche dem Urmenschen keineswegs zu Gebote stehen. Das, was den Verletzten veranlaßt, an seinem Beleidiger Rache zu nehmen, ist das Gefühl, daß dieser an ihm, als seinem Opfer, ein Mehr von Macht und Kraft bewiesen habe, das er sich nicht gefallen zu lassen braucht; den Verletzten wurmt das ihm aufgedrungene Gefühl der Inferiorität, er will nicht weniger oder ebensoviel, er will mehr sein, als der Beleidiger, er folgt, wie schon gesagt, nur einem Hange der menschlichen Natur, wenn er sich vor seinesgleichen nicht beugen, sich nicht unterjochen lassen will, wenn er es vielmehr vorzieht, andere zu unterjochen, wenn auch unmittelbar kein Nutzen mit solchem Handeln verbunden ist.

Nur von diesem Standpunkte aus kann das Institut der Blutrache in seinen Details verstanden werden. Gerächt wird nicht nur die absichtliche, sondern auch die absichtslose Verletzung, ja es wird zwischen beiden gar nicht unterschieden; selbst der Zufall, den irgend jemand veranlaßt hat, genügt, um die Blutrache zu entfachen, wenn durch diesen Zufall eine Beschädigung zugefügt wird. Gerächt wird nicht das zugefügte Unrecht, sondern das zugefügte Leid. Von diesem Standpunkte aus ist selbstverständlich auch nur der Erfolg entscheidend. Der Versuch einer Uebelthat wird nicht gerächt. Der Umstand, daß die Verletzung nur als Folge eines Angriffes von seiten des Verletzten und zu dessen Abwehr erfolgte, hat auf die Blutrache gar keinen Einfluß. Von diesem Standpunkt aus ist es auch allein zu erklären, daß die Größe und das Maß des aus dem Angriffe entstandenen Uebels für das Maß der Rache völlig Nebensache ist und daß jeder Angriff, endet er nun mit dem Tode des Angegriffenen oder bloß mit der körperlichen Verletzung, oder bestand er selbst nur in der Wegnahme eines Gutes oder in der Beleidigung der Ehre, mit dem Tode gerächt wurde. Alle diese Erscheinungsformen der Blutrache wären unerklärbar, wenn sie ein Ausfluß der Vergeltungsidee wäre.

Wir können nicht in so strictor Weise, wie es die Erfahrungswissenschaft bedingt, die Gründe nachweisen, welche noch in der vorstaatlichen Zeit zur Beschränkung der Blutrache geführt haben. Nahe liegt wohl, daß die mit der Ausübung derselben nothwendig verbundene Decimirung der Blutverwandtschaftsfamilien und die daraus dem Gemeinwesen erwachsende Schädigung zu solchen Beschränkungsversuchen geführt hat, vielleicht auch die Ausbildung einer Art Centralgewalt in den gesellschaftlichen Gruppen der friedensgenossenschaftlichen Periode, sei es nun, daß diese von dem pater familias, dem Häuptling oder der Versammlung aller männlichen und mannbaren Gesellschaftsgenossen geübt wurde. Diese Beschränkung äußerte sich in ältester Zeit in der Weise, daß die Ablösung der Rache durch Geld oder Geldeswerth unter Vermittlung eines Mittelsmannes, den die beiden Familien, des Beleidigten und Beleidigers, wählten, zustande kam, und zwar ursprünglich in der Form, daß, nachdem die Blutrache längere Zeit gewüthet hatte und die Familien des Blutvergießens müde geworden waren, die beiderseitigen Todten gezählt und der Ueberschuß durch Geld oder Geldeswerth ausgeglichen wurde. Zu dieser Leistung hatte die ganze Familie des Beleidigers beizutragen, und sie empfing nicht der Verletzte, wenn er noch am Leben geblieben war, sondern die ganze Familie, der der Verletzte angehörte. In einem späteren Entwicklungsstadium konnte von Anfang an die Ausübung der Rache durch Zahlung einer Ablösung, das sogenannte Wergeld, beseitigt werden, anfänglich nur mit Zustimmung der Familie des Verletzten, so daß also diese die Wahl hatte, factisch Rache zu üben oder aber sich die Rache abkaufen zu lassen. Selbst eine Periode, in der das Abtaufen der Rache zwar vorkam, aber als schimpflich galt, kann deutlich unterschieden werden. „Es ist schicklicher, das Schwert zu röthen, als deinem Feinde Frieden zu geben", heißt es in der Edda. Die Mächtigen, die, welche über Geld und Gut verfügten, waren es, die, indem sie einen hohen Preis für die zugefügte Unbill bieten konnten und dadurch der Habsucht der Familie des Verletzten entgegenkamen, am meisten dazu beigetragen haben, daß sich jenes Werthurtheil allmählich verflachte und damit die Ablösung der Blutrache regelmäßig an die Stelle der Ausübung trat. Noch in der friedensgenossenschaftlichen Periode, aber zu einer Zeit, als sich die Blutverwandtschaftsfamilien durch Aufnahme fremder Elemente bereits vergrößert und nachdem sich mehrere solcher vergrößerten Familien zu Gaugenossenschaften vereinigt hatten, kam es vor, daß der Vorstand einer solchen Gaugenossenschaft die Regelung der Blutrache insofern in die Hand nahm, als er bei Feststellung der Ablösungssumme zwischen der Familie des Verletzers und der des Verletzten den Vermittler machte und weiterhin danach strebte, an die Stelle willkürlicher und von Fall zu Fall zu bestimmender Wergeldsummen bestimmte ziffermäßig festgestellte Bußen zu setzen und für die Entrichtung derselben Termine von der Familie des Verletzten zu erreichen. Als ein weiteres

Digitized by Google

Stadium der Entwicklung auf dem Wege, den die Blutrache zur Strafe hin gemacht hat, ist es anzusehen, wenn der Gaugenossenschaftsvorstand einen Theil des Wergeldes an sich zog, indem er diesen als sogenanntes Friedensgeld für seine vermittelnde Thätigkeit in Anspruch nahm.

Die Krisis an der Loire im Kriege 1870.

Von Hugo Arnold.

II.

Am Abend des 30. November waren in den beiderseitigen Stellungen bedeutende Veränderungen eingetreten. Während die Fronten der beiden Gegner verhältnißmäßig schwach besetzt blieben, waren die Heere nach ihren beiden Flügeln hin zusammengezogen worden. Die II. Armee war auf dem Raume Pithiviers-Long Cour versammelt. Die Armeeabtheilung hatte die wichtige Straße Châteaudun-Orleans infolge des Austausches der 6. und 2. Cavalleriedivision freigegeben und sich mit ihrem linken Flügel östlich bis über die Straße Orleans-Paris ausdehnen müssen. Ihre Lage war nicht mehr günstig und ihre Ausbreitung (28 km) näherte sich dem zulässigen äußersten Maße. — Bei den Franzosen war der rechte Flügel im Raume von Bellegarde bis Courcy aux Loges zusammengeschoben worden, wo auf einer Front von 20 Kilometer fast 3 Armeecorps standen. Der linke Flügel hatte durch den Anmarsch des 17. Corps einen bedeutenden Kräftezuwachs erhalten, während in den Stellungen keine Veränderung eingetreten war. So befanden sich auf französischer Seite beide Armeeflügel versammelt, auf deutscher wird eine noch engere Versammlung nach dem linken Flügel für den 1. December angestrebt. Die Stärken eines jeden französischen Flügels sind etwa gleich, nämlich 7 Divisionen, und jeder Flügel übertrifft an Zahl die beiden deutschen, namentlich die Armeeabtheilung.

In Bezug auf das Gefecht bei Villepion, welches sich aus dem Vorgehen des Generals Chanzy am 1. December entspann, verweisen wir auf die Darstellung in Beilage Nr. 19, 1895. Auch dort ist der nicht bloß erst von Major Kunz, sondern allgemein erhobene Vorwurf gegen die von der 4. Cavalleriedivision auf Recognoscirung entsendete 9. Cavalleriebrigade (v. Bernhardi) wiederholt, sie habe das Vorgehen der Franzosen nicht richtig erkannt und nicht richtig gemeldet, so daß ihr der Ausgang des Gefechtes zur Last falle. Hönig nimmt sie dagegen in Schutz. Er weist nach, daß General v. Bernhardi zwei wichtige Dinge feststellte, den Marsch starker französischer Colonnen nach Sougy und ein großes Lager bei Patay, weßhalb er eine engere Versammlung des Feindes auf der Linie der beiden genannten Orte glaubte; Hönig betont ferner, daß der General einen selbständigen Auftrag operativer Natur für das Armeecommando auszuführen hatte, hiebei aber der 4. Cavalleriedivision unterstand und demgemäß an diese meldete, keinerlei Pflichten seien ihm dem 1. bayerischen Corps gegenüber auferlegt gewesen. Mit der Feststellung der eben genannten Thatsachen habe er geglaubt, seinen Auftrag erfüllt zu haben und sei dann beobachtend bei Pruneville stehen geblieben. Als eine weitere Entschuldigung für den General führt er an, daß man von der Initiative der Franzosen bis dahin allgemein eine sehr geringe Meinung hatte. Dagegen tadelt er, daß der General der angegriffenen Brigade Diell keine Hülfe brachte und der Aenderung der Verhältnisse nicht Rechnung trug.

Ausführlich legt er ferner dar, daß die Brigade Diell nicht als „Avantgarde" vorgeschoben war und daß sie durch den Angriff nicht überrascht wurde, vielmehr durch ihre eigenen Vorposten und Patrouillen, sowie durch die eclairirenden bayerischen Cürassiere über den Anmarsch starker feindlicher Kräfte unterrichtet war.

Soweit der Referent sich ein Urtheil zu bilden im Stande ist, kann General v. Bernhardi von dem Irrthum nicht freigesprochen werden, daß er glaubte, die bei Patay bemerkten französischen Colonnen bezögen dort ein Lager, sowie von dem Fehler, daß er unterließ, diesen Massen an der Klinge zu bleiben, die sich nach kurzer Rast Mittags wieder in Bewegung setzten. Aus seinen durch die 4. Cavalleriedivision an General v. d. Tann übermittelten Meldungen war daher der Schluß zu ziehen, daß der Angriff nicht mehr zu gewärtigen sei, welchen die seit dem Morgen beim 1. bayerischen Corps einlaufenden Meldungen in Aussicht gestellt hatten und zu dessen Abwehr das Corps allarmirt und in Bereitschaftstellung bei La Maladerie gesammelt worden war; daraufhin waren die bayerischen Truppen in die Quartiere entlassen worden und der Grund, d. h. die Meldung der 4. Cavallerie-Division, wurde ihnen noch auf dem Rendezvousplatze bekannt gegeben.

Während vor der Front der Bayern die unheilschwangeren Wetterwolken aufzogen, trug sich im Hauptquartier der Armeeabtheilung zu Janville Wichtiges zu. Nachmittags 1½ Uhr traf dort General v. Schmidt, der Führer der 6. Cavallerie-Division, ein, um sich wegen des Uebertritts in den Verband der II. Armee beim Großherzog abzumelden. In einer Unterredung mit dem Generallieutenant v. Stosch, der noch unter dem Eindruck der Zwiesprache mit dem General v. Stiehle am vorhergegangenen Tage stand, verneinte er auf das bestimmteste, daß das 15. und 16. französische Corps auf den rechten Flügel des Feindes gezogen worden seien, wie General v. Stiehle annahm, und behauptete, mindestens 2 Corps stünden bei Orleans und das Vordringen des 17. Corps nach Nordosten lasse auf einen gemeinsamen Angriff in allernächster Zeit von der Straße Orleans-Châteaudun aus schließen. Diese Aeußerungen trafen mit den Gedanken des Generals v. Stosch so völlig zusammen, daß derselbe die Ueberzeugung von der Offensive der Franzosen gewann, sofort zu handeln beschloß und sich stracks zum Großherzog begab, nicht vermuthend, daß zu derselben Zeit der vom General v. Schmidt für die „allernächste Zeit" vorhergesagte Angriff der Franzosen bereits erfolgt war. Er schlug dem Großherzog vor, für den 2. December sich selbst auf einen Angriff einzurichten, die Armeeabtheilung nach vorwärts in der günstigen Stellung bei Loigny-Lumeau zu versammeln; das sei die beste Deckung der Straßen Orleans-Paris und Orleans-Allainville und wahrscheinlich zugleich die Hauptbresche für die spätere Einnahme von Orleans. Mit größerer Leidenschaft, als es in diesem Zeitpunkt dem General v. Stosch erwünscht war, stimmte der Großherzog zu.

„Die in dieser Stunde gefaßten Entschlüsse waren von allergrößter Tragweite; durch sie wurde die Kriegführung an der Loire aus einer langen Zeit des Ueberlegens und Berathschlagens ihrem wahren Wesen zurückgegeben: der Offensive in der wirksamsten Richtung. Sie waren ebenso entscheidend für den Krieg gegen die Republik, wie die früheren von Bar le Duc für den Krieg gegen das Kaiserreich; doch für die Ausführung des großen Entschlusses war diesmal nur die eine Armee (d. i. jene des Großherzogs) rechtzeitig bereit, eine Einheit der Handlung beider Armeen konnte nicht mehr rechtzeitig herbeigeführt werden. Das Ergebniß mußte sich demgemäß gestalten. So riß der schwächere, aber kühnere und von größeren Gesichtspunkten getragene Armeetheil den größeren und bedächtigeren mit sich fort und es muß dem Großherzog hoch angerechnet werden, daß er unter den schwierigen Umständen und in Rücksicht auf sein Verhältniß zum Prinzen-Feldmarschall die Verantwortung ohne Umschweif auf sich zu nehmen entschlossen war."

Digitized by Google

Ein Abends 6 Uhr entsandtes Schreiben setzte dann die II. Armee von diesen Entschlüssen in Kenntniß, meldete die erkundeten Vorgänge bei den Franzosen, erbat die Genehmigung zum Angriff für den folgenden Tag, die Verfügung über die 22. Division und die anderweitige Deckung der Pariser Straße. Zugleich wurde im Operationsbefehl für den 2. December das Zusammenrücken aller Truppentheile nach vorwärts und nach dem rechten Flügel angeordnet; in verdeckten Rendezvousstellungen hatten zu stehen: die 4. Cavallerie-Division zwischen Guillonville und Gommiers, das 1. bayerische Corps bei Loigny, die 17. Division bei Santilly, die 22. Division bei Tivernou, eine Brigade der 2. Cavallerie-Division auf dem linken Flügel der 22. Division. Der Prinz-Feldmarschall scheint anfänglich nicht geneigt gewesen zu sein, die Genehmigung zu gewähren; allein er ertheilte sie doch, als aus den einander widersprechenden Meldungen der vor der Front der II. Armee erkundenden Abtheilungen zwar keine volle Klarheit, immerhin jedoch so viel sich ergab, daß vor dem 3. Armeecorps bei Boiscommun der Feind entschieden zurückgewichen war, woraus er die Folgerung ableitete, daß der rechte Flügel der Loire-Armee vorläufig auf eine Offensive verzichte.

Zu dieser Zeit war der Ausgang des Gefechtes bei Villepion noch nicht bekannt gewesen; ungeachtet des taktischen Unglücks der 1. bayerischen Division war sein Gesammtergebniß von hohem Werthe, weil die Lage plötzlich aufgeklärt wurde. General v. Stosch faßte sie nun für ernster, als sie ihm Abends 6 Uhr erschienen war, weßhalb behufs einer möglichst frühzeitigen Unterstützung des 1. bayerischen Corps eine engere Versammlung der Armeeabtheilung unter voller Heranziehung der 22. Division anbefohlen wurde. Bei der II. Armee glaubte man nun auch, daß es am 2. December beim Großherzog zum Schlagen kommen werde, und gedachte mit der Masse derselben gegen die Straße Orleans-Paris abzumarschiren, doch nicht mit einer offensiven Absicht, sondern um den Gegner defensiv in der guten Stellung Allaines-Janville-Toury zu empfangen.

Die Franzosen waren durch den Erfolg bei Villepion und die Nachrichten über den Ausfall Ducrots in einen förmlichen Siegestaumel versetzt worden. Die letzteren waren allerdings unrichtig, denn der Ausfall war gescheitert. Aber von den vermeinten Triumphen hingerissen setzten die Befehle Gambetta's und de Freycinets die nun in gehobener Stimmung vorgehenden Corps des linken französischen Flügels in Bewegung und es kam am 2. December zur Schlacht bei Loigny-Poupry (vgl. Beilage Nr. 21 und 22, 1895).

Ueber den Verlauf dieser Schlacht, mit welcher sich der ganze 4. Band beschäftigt, sowie über jenen des Gefechtes bei Villepion bringt Hönig eine Reihe von Richtigstellungen, welche Einzelheiten betreffen. Wir glauben dieselben übergehen zu dürfen, weil sie zwar für den Militär höchst interessant sind, aber nicht in solchem Maße für die Allgemeinheit. Nur scheint er uns dabei mit manchen Dingen aus dem Rahmen zu fallen. Wenn er z. B. die zweifellos hohe Bravour der 9. Compagnie des Infanterie-Leib-Regiments (Hofmann) derart schildert, daß man zu dem Glauben kommen könnte, sie allein habe fast das Treffen gehalten, so möchte man schier einige Stellen in des Verfassers „Entscheidungskampfen des Main-Feldzuges" zum Vergleiche heranziehen; oder Hönig scheint viel zu viel Mühe aufgewendet zu haben, um die Ansprüche des damaligen Generalstabs-Majors Kriebel hinsichtlich seines Antheils an dem bekannten, mit hoher Tapferkeit ausgeführten, jedoch unvorbereitet unternommenen Angriff der 5. bayerischen Brigade bei Loigny auf das richtige Maß zurückzuführen. Dagegen verdient volle Anerkennung das helle Licht, welches der Verfasser auf die bedeutende Rolle der 4. Cavallerie-Division und der ihr beigegeben bayerischen Cürassier-Brigade in der Schlacht bei Loigny fallen läßt; sie deckte den rechten Flügel der Deutschen gegen die drohende Umfassung, hing wie eine Wetterwolke am linken französischen Flügel und trieb ihn von Stellung zu Stellung zurück, ohne daß er eine Attake anzunehmen wagte.

Gerade um jene Zeit, als der Kampf seinen Höhepunkt erreicht hatte, griff General Graf Moltke in den Gang der Ereignisse ein. Im großen Hauptquartier zu Versailles hatte man mit steigender Ungeduld näheren Nachrichten von der Loire entgegengesehen, die jedoch bis zum 2. December früh nicht einliefen. Der General glaubte um diese Zeit auf Grund sehr wichtiger und zuverlässiger Unterlagen nicht mehr daran, daß die französischen Hauptstreitkräfte dem linken Flügel der II. Armee gegenüberstünden, weßhalb er dem Könige den Vorschlag machte, daß die II. Armee unverzüglich zum Angriff auf Orleans schreite. Der Vorschlag wurde genehmigt und um 1 Uhr 10 Min. Mittags ging ein Telegramm an die II. Armee ab, welches nur 20 Minuten unterwegs war und den directen Angriff auf Orleans befahl; die Hauptkräfte der Loire-Armee, hieß es darin, dürften südlich von Artenay stehen. Diese Voraussetzung war allerdings nicht richtig, allein insofern hatte Moltke Recht, als hier die Operationen am 1. December begonnen hatten und hier die bessere Hälfte der französischen Armee stand. Als der Befehl des Grafen Moltke eintraf, hatte Prinz Friedrich Karl bereits auf die Meldungen vom Beginne der Schlacht bei Loigny das 9. Armeecorps gegen die Straße Orleans-Paris in Bewegung gesetzt; jetzt wurde auch der Abmarsch des 3. und 10. Armeecorps in dieselbe Richtung angeordnet. Die II. Armee mußte nun aus der Defensive zur Offensive übergehen, was der Prinz-Feldmarschall für ein großes Wagniß hielt, da er glaubte, bei seinem Rechtsabmarsch die Hauptmacht des Feindes in seiner Flanke zurückzulassen.

Als nun am Abend die Berichte der Armeeabtheilung über den gegen große Uebermacht erfochtenen glänzenden Sieg eintrafen, wurde seitens der II. Armee der concentrische Angriff auf Orleans für den folgenden Tag angeordnet. Hiebei ergaben sich jedoch widerstrebende Absichten zwischen dem Obercommando der letzteren und jenem der Armeeabtheilung. Der Großherzog ließ sich von dem Gedanken leiten, dem General Chanzy, der südwärts auf Terminiers und Patay sich zurückgezogen hatte, durch sein eigenes Ausholen nach Westen über Patay hinaus das Entkommen in dieser Richtung unmöglich zu machen, wozu die II. Armee sich mehr nach Westen, über die Strecke Paris-Orleans herüber zu ziehen hätte; er wollte den Angriff durch die Hauptrichtung der feindlichen Streitkräfte bedingt wissen. In der Vorstellung des Prinzen Friedrich Karl stand dagegen die Gewinnung des befestigten Objects Orleans, wo er die feindliche Armee anzutreffen glaubte, an erster Stelle. Statt nach Westen durch das verhältnißmäßig offene und freie Gelände auszuholen, ordnete er den concentrischen Hauptangriff direct gegen den Waldgeländegürtel an, wobei sich alles gegen die Straße Orleans-Paris zusammenziehen mußte und die Armeeabtheilung gezwungen war, mit der II. Armee zu correspondiren. Durch die Art der Anlage des concentrischen Angriffs konnte kein großes strategisches Ergebniß erzielt werden, denn die Hauptkräfte des Feindes standen nicht in den Werken von Orleans, sondern südwärts davon im Westen und Osten; nach beiden Himmelsgegenden entwichen sie auch und daraus erwuchs die Schlacht bei Beaugency, der Feldzug gegen Le Mans und der Zug Bourbaki's gegen Belfort. Der Keim zu all diesen unvortheilhaften Maßnahmen liegt aber weiter zurück, er liegt in der Cordonstellung der II. Armee vor dem Walde von Orleans.

Digitized by Google

Leider wurden die Erfolge von Loigny-Poupry, die Resultate der kühnen Offensive des Großherzogs strategisch nicht ausgebeutet. Trotzdem ist die dort erlittene Niederlage, die blutigste und empfindlichste von allen Schlachten in den Provinzen, für die Republik hauptsächlich in strategischer und politischer Hinsicht verhängnißvoll gewesen, denn die taktische Niederlage brachte den größten, durch die Loire-Armee unternommenen Entsatzversuch der Hauptstadt zum Scheitern. Damit gingen alle Anstrengungen und Opfer verloren, welche für die Aufstellung der Loire-Armee gebracht worden waren. Alle weiteren Anstrengungen zur Befreiung der Hauptstadt und des Landes nach diesem moralischen, politischen und materiellen Schlage waren nur noch kräftige Nachzuckungen; Orleans war schon seit Loigny-Poupry unhaltbar.

Wir haben aus dem überreichen Material der beiden Bände nur das Wichtigste herausgehoben, den rothen Faden gezeigt, der die Ereignisse verbindet, und fügen an, daß die beiden Bücher mehr denn alle übrigen die bekannten Vorzüge des Verfassers aufweisen: die Klarheit der Anschauung und Darstellung, sachliche Kritik und deßwegen volle Ueberzeugungskraft. Des ohnedies über Gebühr in Anspruch genommenen Raumes wegen sei auf einzelne treffliche Partien nur hingewiesen: die Charakteristiken der Armeen und ihrer Führer. Bei den letzteren wäre wohl auch des damaligen Obersten v. Heinleth zu gedenken gewesen, der als Generalstabschef von der Tanns sich hervorragend auszuzeichnen Gelegenheit hatte und einen über den Bereich seiner Dienststellung hinausgreifenden Einfluß übte.

Mittheilungen und Nachrichten.

-tt. Unter dem Titel „Fundgruben. Einactige Novellen" hat Alfred Friedmann im Vertage von Rosenbaum u. Hart in Berlin ein Bändchen erscheinen lassen, das auf 182 Seiten nicht weniger als 20 Geschichten enthält. Wenn in dem Titel und der launigen Vorrede — die übrigens nicht ganz so bescheiden klingt, wie das einleitende Widmungsgedicht an Hermann Lingg — ausgesprochen sein soll, daß diese Sammlung Novellenstoffe enthalte, die erst der Bearbeitung harren, so muß gegen solche Beurtheilung Widerspruch erhoben werden. Gerade als ein ganz hübsch gelungenes Versuch, die in Amerika weit verbreitete Form der short story auch bei uns einzubürgern, verdient das Buch die Aufmerksamkeit weiterer Kreise. Wohl mögen einzelne die kleinen Geschichten zu ausführlicherer Behandlung reizen, ihr Hauptwerth liegt aber doch darin, daß das, was darin gesagt werden soll, in der knappsten Form gesagt ist. Der Verfasser verfügt über bedeutende Erfindungsgabe und weiß auch in Miniaturbildern seine Gestalten lebendig darzustellen. Die angestrebte Knappheit ist freilich nicht in solchem Maße vorhanden, wie etwa bei Maupassant, der gerade nach dieser Richtung mustergültig ist. Noch stört allzuviel überflüssiges Beiwerk und namentlich sollte Friedmann unbarmherzig in der Beseitigung all der Einfälle und Anspielungen vorgehen, die sein umfassendes historisches und literarisches Wissen erkennen lassen. Zu der lustigen Sammlergeschichte „Betrogene Betrüger" sollte der Verfasser bei einer Neuauflage einen anderen Titel wählen; die Pointe wirkt dann auch noch überraschender. Von den anderen Geschichten hat uns der „Seesturm" den reinsten Eindruck gemacht. Hübsch sind auch „Erpressung" und „Der Helm", sehr gut ist die Situation in der „Ehrenringen" geschildert, deren Schluß allerdings unerträglich an alte Kalendergeschichten anklingt. Wenn Friedmann einmal das Wort beherzigen lernt, daß sich in der Beschränkung der Meister zeigt, dann werden seine Erzeugnisse an Einfachheit und an künstlerischem Werth gewinnen.

vr. Eine Kunststadt. Der in Nr. 299 des vorigen Jahrgangs d. Bl. veröffentlichte Artikel über die „Freilegung" des Ulmer Münsters hat bis jetzt wenig Früchte getragen. Die Freiheitsschwärmer, die die Localpresse beherrschen, haben sich geweigert, davon Notiz zu nehmen, wie sie auch sonst die bewährte Praxis befolgen, alle Einwendungen gegen ihr Freiheitsproject todtzuschweigen. Dem Vortrag gegenüber, den kürzlich der Münsterbaumeister über die Frage im Kirchengemeinderath erstattet hat, konnte man allerdings mit diesem Mittel nicht auskommen, aber eine sachliche Erörterung wird auch jetzt sorgfältig vermieden. Verweist man die Demagogen auf die Kosten, die ihre geschmacklose „Freilegung" verursachen würde, so antworten sie: „Wir veranstalten wieder eine Lotterie" —, die zu gestatten die deutschen Regierungen sich natürlich weigern müssen; auf andere Gründe antworten sie mit Phrasen; und macht man den Vorschlag, über die Kunstfrage Sachverständige, d. h. Künstler, zu hören, dann erfolgt die stolze Entgegnung: „Sachverständige brauchen wir nicht; darüber, ob der nördliche Münsterplatz freizulegen sei, ist die Ulmer Bürgerschaft allein sachverständig" — so zu lesen im „Ulmer Tagblatt" vom 9. Mai d. J. und ähnlich in den anderen Blättern. „Ihr, ihr dort draußen in der Welt, ihr Münchener, Berliner u. s. w., die Nasen eingespannt": mit eurem bischen Kunstsinn könnt ihr an Ulm noch lange nicht heran, wo jeder Metzger, Bierbrauer und Hutmacher im kleinen Finger mehr Kunstverständniß hat, als die deutschen Architekten in ihren barnirten Köpfen!

* **Tübingen.** Prof. Theodor Häring hat den aus Halle zur Nachfolge im Amt des Theologen Köstlin an ihn ergangenen Ruf abgelehnt.

* **Jena.** Jubiläen begehen in nächster Zeit: der Kirchenhistoriker Nippold das seiner 25jährigen Thätigkeit als ordentlicher Professor, Kirchenrath Prof. Hilgenfeld sein gnloenes Doctorjubiläum. — Der Besuch unsrer Universität ist auch in diesem Semester sehr befriedigend. Die Zahl der Studirenden und Hörer, die im Wintersemester 740 betrug, war bis zum 8. Mai bereits auf 790 gestiegen. — Es wird beabsichtigt, im August die folgenden Feriencurse abzuhalten: A. Naturwissenschaften. (Die Curse A und B beginnen Montag, den 3. August, und enden am 15. August.) Die naturwissenschaftlichen Curse sind für akademisch gebildete Lehrer und für Lehrer an Seminaren (nicht für Volksschullehrer) bemessen. Auch ist Ausländern die Theilnahme an den naturwissenschaftlichen Curlen gestattet. 1) Grundbegriffe der Naturlehre vom heutigen Standpunkte aus: Prof. Dr. Auerbach. 2) Ueber Bau und Leben der Pflanzen unter Vorführung von pflanzenphysiologischen Experimenten, die für den Schulunterricht wichtig sind: Prof. Dr. Detmer. 3) Anleitung zu botanisch-mikroskopischen Arbeiten und pflanzenphysiologischen Experimenten: Prof. Dr. Detmer. 4) Anleitung zu physikalischen Experimenten: Prof. Dr. Schaeffer. 5) Moderne physikalische Demonstrationen: Prof. Dr. Auerbach. 6) Zeit- und Ortsbestimmung mit praktischen Uebungen auf der Sternwarte; Dr. Knopf. 7) Einführung in die moderne Zoologie (Zootomische Uebungen): Dr. Römer. 8) Anleitung zu Untersuchungen mit Spectral- und Polarisationsapparaten: Dr. Gänge. 9) Uebungen im Glasblasen: Glasbläser Hank. B. Hygiene, Psychologie, Philosophie, Pädagogik. 1) Schulhygiene: Prof. Dr. Gärtner. 2) Physiologische Psychologie: Prof. Dr. Ziehen. 3) Einleitung in die Philosophie: Privatdocent Dr. Erhardt. 4) Didaktik: Prof. Dr. Rein. 5) Theorie des Handarbeitsunterrichts [6 Vorlesungen mit Demonstrationen]: Dr. O. W. Lever. (Vom 3. bis 8. August.) C. Spracheurse, Literatur, Geschichte. I. Elementarcursus in der deutschen Sprache für Ausländer: Rector Scholz. (Vom 3. bis 22 August.) II. Sprach- und Literaturcursus für Fortgeschrittenere: Privatdocent Dr. Erhardt. (Vom 3. bis 23. August.) III. Staatengeschichte der neuesten Zeit: Prof. Dr. Brückner. IV. Die Hauptphasen der deutschen Culturentwicklung: Bibliothekar Dr. Steinhausen. An den Vorlesungen in Gruppe A und B Nr. 1 können nur Herren theilnehmen. Dagegen ist die Betheiligung von Damen an den übrigen Cursen willkommen. Die Curse beginnen Montag, den 3. August, und werden theils am 15., theils am 22. August geschlossen. Anmeldungen nehmen entgegen und nähere Auskunft ertheilen Prof. Detmer und Prof. Rein.

* **Berlin.** Dem Wiener Volksbildungsvereine sind kürzlich 20,000 Doubletten der hiesigen Universitätsbibliothek überwiesen worden. Die Bücher sollen den Wiener Volksbibliotheken eingereiht werden. Den städtischen und königlichen Bibliotheken im Deutschen Reiche kann ein ähnliches Vorgehen nur dringend empfohlen werden. Auf diese Art ließe sich eine große Zahl von Volksbibliotheken mit werthvollem Lesestoff versorgen, der uns verstauben immer noch Hunderttausende von vorzüglichen Büchern in den Gelehrtenbibliotheken und in den Häusern. Die Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung (Berlin NW., Lübeckerstr. 6) besorgt gern die Uebermittelung guter Bücher

Digitized by Google

an ärmere Gemeinden und Bibliotheken. In Berlin werden die Bücher aus dem Hause abgeholt. 1895 sind der Gesellschaft für diesen Zweck 8696 Bücher zur Verfügung gestellt worden.

* **Breslau.** Am hiesigen kgl. pomologischen Institut findet in diesem Jahre wiederum für praktische Gärtner, Landwirthe, Forstmänner und sonstige Interessenten vom 15. bis 20. Juni ein Cursus über Wesen und Bekämpfung der verbreitetsten Krankheiten unserer Culturgewächse statt. Gegenstände der Besprechungen und Demonstrationen sind: I. Nichtparasitäre Erkrankungen: Verwundungen, Behandlung und Heilung derselben, Folgen von Ernährungsstörungen und Witterungseinflüssen (Frost, Dürre). II. Parasitäre Krankheiten: Phanerogame Parasiten (Mistel, Kleeseide, Kleeteufel ꝛc.) und Pilze. Bau und Leben der Pilze. Durch Pilze veranlaßte Krankheiten der Obstbäume und Reben, des Getreides (Rost, Brand ꝛc.) und sonstiger gärtnerischer und landwirthschaftlicher Culturpflanzen (Rosen, Veilchen, Kartoffeln, Erbsen, Bohnen ꝛc.), sowie Leben und Entwicklung der Krankheitserreger, Bekämpfung und Verhütung der Krankheiten. III. Erkrankungen und Beschädigungen derselben Culturpflanzen durch thierische Feinde (Blattläuse, Blutlaus, Rebmus, rothe Spinne, Getreide, Obstbaumschädlinge ꝛc.), sowie Bekämpfung und Vernichtung dieser Feinde. — Die Theilnahme an diesem Cursus ist unentgeltlich. Die Aufenthaltskosten in Breslau sind bei mäßigen Ansprüchen mit 3 Mark täglich bequem zu bestreiten. Vorherige Anmeldung ist erwünscht und an die Direction des pomologischen Instituts zu richten.

⊕ **Wien.** Die Versteigerung der Sammlung Artaria, auf deren Bedeutung in Beilage Nr. 95 hingewiesen ward, vollzog sich unter großer Theilnahme aus New-York, Paris, Stuttgart, Leipzig, Berlin, Dresden u. s. w. Von den Dürer-Blättern ging „Adam und Eva" für 610 fl. nach New-York, eine Madonna für 590 fl. nach Berlin. Unter den Rembrandt'schen Radirungen erreichte das Portrait von Rembrandts Sohn Titus — ein ganz kleines, aber sehr seltenes Blatt — 1070 fl. (Paris); Rembrandts Selbstportrait (am Fenster zeichnend) brachte 660 fl. (Berlin); die „Vorstellung im Tempel" (Dresdener Kupferstichcabinet) 300 fl., „Die Flucht nach Aegypten" (Berlin) 400 fl. Ferner erzielte von Dürers Kupferstichen St. Hieronymus in der Zelle in 2 Abdrücken 305 fl. und 120 fl., ein prachtvoller Druck der Melancholie 530 fl. Unter allgemeiner Spannung wurde Rembrandts berühmtestes Blatt, die „Krankenheilung", bekannt unter dem Namen das „Hundert-Guldenblatt", aufgeworfen und für Wien am 4000 fl. erstanden; außer einer Reihe von kleineren Blättern gingen noch zwei höchst seltene Blätter, „Le tombeau allégorique" und „Medea" an Wiener Privatsammlungen über, wogegen andere für Dresden, Berlin und Paris (Nr. 516 „Die drei Kreuze" zu 2060 fl.) erworben wurden. Sodann erzielten von den Dürer'schen Holzschnitten: die Große Passion mit dem sehr seltenen Titel 150 fl. (Wien); die Kleine Passion 205 fl. (Paris); „Leben Mariä" mit dem seltenen Titel in Probedruck 290 Gulden. Unter den Rembrandt'schen Landschaften wurden bezahlt: die Landschaft mit den drei Bäumen 700 Gulden, die Landschaft mit der Carosse 610 Gulden (für Wien), der Canal 840 Gulden (Stuttgart), die Landschaft mit der Barke 280 fl. (Amerika), die Landschaft mit der sausenden Kuh 910 fl. (Paris), die Landschaft mit der Barriere 400 fl. (Wiener Hof-Bibliothek), die Landschaft mit den Polizisten (überaus seltenes Blatt), 700 fl. (Paris). Von den Rembrandt-Bildnissen erreichten die frühen Zustände dieselben hohen Preise, wie auf den großen englischen, deutschen oder französischen Versteigerungen. Clément de Jonghe, erster Zustand, brachte 630 fl., zweiter 185 fl., dritter 260 fl. Das Meisterwerk unter den Portraits Rembrandts: „Der alte Haaring", in einem unvergleichlich schönen und tadellos feinen Abdruck von allergrößter Seltenheit, geht noch hartnäckigem Kampf um 1370 fl. nach Deutschland.

* **London.** Der Norweger Borchgrevink ist gegenwärtig hier eifrig mit den Vorbereitungen für die Südpol-Expedition beschäftigt, die im Sommer von England abgeht. Die Expedition wird mit zwei Schiffen ausgerüstet, die gleichzeitig Walfischfang betreiben und Guano laden sollen, der in antarktischen Gebieten gelegentlich der norwegischen „Antarctic"-Expedition in so reicher Menge gefunden worden ist.

* **Paris.** Der IV. internationale Congreß für Geologie, Hydrologie und Klimatologie findet am 28. Sept. d. J. in Clermont-Ferrand statt. Der Congreß stellt sich die Aufgabe, folgende Fragen zu erörtern: Specialisirung der verschiedenen Mineralwässer vom therapeutischen Standpunkte, Berathung über die wichtigsten Thermencuren, Verwerthung der verschiedenen Mineralwässer, Einfluß der Himmelsklarheit, Himmelsfärbung und Windrichtungen auf die Hygiene, Studien der klimatischen Bedeutung der meteorologischen Beobachtungen, die Einflüsse des Höhenklimas, die Bedeutung der Erdbeben für die Entstehung der Mineralwässer, die Verbindung der artesischen Brunnen mit dem Entstehen gewisser Mineralquellen. Die Congreßtheilnehmer werden Ausflüge in die südlichen Thermengebiete Frankreichs machen; für diese, wie für die Fahrt überhaupt in Frankreich erhalten sie von den französischen Bahnen 50 Proc. Fahrpreisermäßigung.

* **Paris.** Hauptmann Belton vom 6. Artillerie Regiment hat auf Grund langer Beobachtungen der Töne eines Telephons, das mit einer Telegraphenlinie verbunden ist, ein vollständiges Alphabet für die mit dem Morse'schen Apparat übermittelten Depeschen ausgearbeitet, das ihm gestattet, diese zu verstehen, ohne an den Draht zu rühren. Man verspricht sich von dieser indiscreten Erfindung großen Nutzen oder auch Schaden für den Kriegsfall, da auf solche Weise ein geschickter Telephonhorcher den Inhalt der Minen-Depeschen erfahren könnte, ohne daß die verbundenen Stationen das geringste von einer Unterbrechung der Linie zu merken brauchten.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 10. bis 12. Mai folgende Schriften eingegangen:

Georg v. Gorne: Die preußisch-deutsche Frage. Halle, W. Kutschbach 1896. — Alfred Körte: Anatolische Skizzen. Berlin, Julius Springer 1896. — Michel M. Alouf: Geschichte Baalbeks; nach d. Französ. von Ottilie v. Kubinzky. Prag, Selbstverlag 1896. — Dr. Hans Stumme: Neue tunisische Sammlungen; Kindeslieder ꝛc. (Sep.-Ausg.) 1896. — Julius Elias u. Max Osborn: Jahresberichte für neuere Litteraturgeschichte. IV. Bd. Jahr 1893. Stuttgart, G. J. Goschen 1895. — *G. Clemenceau:* Le grand Pan. *Georges Hugo:* Souvenirs d'un mutelot. *Jules Claretie:* La vie à Paris 1895. *Catulle Mendès:* Gog, roman contemporain. (Bibliothèque Charpentier.) Paris, G. Charpentier et E. Fasquelle 1896. — *Charles Romain:* Le prêtre Aubroise. (L'évolution humaine.) Paris, Edouard Baré 1896. — Marie v. Ebner-Eschenbach: Rittmeister Brand; Bertram Vogelweid. Zwei Erzählungen. Berlin, Gebr. Pätel 1896. — Pan; 1896, V. Berlin, Selbstverlag 1896. — Das Museum; Anleitung zum Genuß der Werke bildender Kunst. Lfg. 4. Berlin u. Stuttgart, W. Spemann. — C. W. Allers u. Hans Kraemer: Unser Bismarck. 2. Aufl. Lfg. 8 u. 9. Stuttgart ꝛc., Union. — *G. Framingo:* Il protezionismo sociale contemporaneo. Torino, Roux Frassati e Co. 1896. — Hohenzollerische Forschungen; Jahrbuch für die Geschichte der Hohenzollern, hggb. von Christian Meyer. IV. Jahrg. 2. Halbbd. München, Selbstverlag 1896. — Oberlehrer Dr. Heil: Die Gründung der nordostdeutschen Colonialstädte und ihre Entwicklung bis zum Ende des 13. Jhdts. Wiesbaden, Heinr. Lützenkirchen 1896. — Dr. Erich Petzet: Johann Peter Uz; zum 100. Todestage des Dichters. Ansbach, C. Brügel u. Sohn 1896. — Joh. Friedrich: Jahn als Erzieher; s. Leben, s. pädagogische Bedeutung u. s. Lehren. München, Eduard Pohl 1895. — Berichte des Freien Deutschen Hochstifts zu Frankfurt a. M., hggb. vom Akadem. Gesammtausschuß. N. F. XII. Bd. Jahrg. 1896. Heft 2. Frankfurt a. M. — Die Herrschaftsgebiete des jetzigen Königreichs Württemberg nach dem Stand vom Jahre 1801. Karte (nebst Begleitworten) vom Oberstudienrath v. Stälin u. Hauptmann Bach, neu bearbeitet von Geh. Archivrath v. Stälin u. Topograph Bechtle; hggb. von dem k. Statistischen Landesamt. Stuttgart, W. Kohlhammer 1896. — A. Herrich: Neue Specialkarte von Eritrea, Abessinien und dem östlichen Sudan. Maßstab 1:3,000,000. Glogau, Carl Flemming.

Herder'sche Verlagshandlung, Freiburg im Breisgau.

Soeben ist erschienen und ist vorräthig in der Buchhandlung Herder & Co. in München:

Hansjakob, Pfarrer, **Unsere Volkstrachten.** Ein Wort zu ihrer Erhaltung. Vierte, erweiterte Auflage. gr. 8°. (32 S.) 30 Pf.

Das Schriftchen verdient weiteste Verbreitung allüberall, wo Bauersleute noch an ihrer alten Tracht festhalten, „von der Ostsee bis zu den Tiroler Alpen und von den Schweizer Firsten und von dem Schwarzwald bis hinab zu den steirischen Bergen". (5230)

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1896. München, Mittwoch, 13. Mai. Nummer 111.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.–, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.– (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30. Ausland M. 7.–)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Die Therapeuten. Von G. Krüger. — Schuld und Strafe. II. Von Dr. Alexander Nicoladoni. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die Therapeuten.

Von G. Krüger.

Im zweiten Buche seiner Kirchengeschichte berichtet Eusebius, daß der Evangelist und Apostelschüler Markus in Aegypten gepredigt und Gemeinden gegründet habe. Seiner Meinung nach besitzen wir eine Schilderung dieser Gemeinden in der Abhandlung des jüdischen Literaten Philo: de vita contemplativa. Philo, so meint der gelehrte Bischof, habe in dieser Schrift die damals lebenden apostolischen Männer, die wahrscheinlich hebräischer Abstammung waren, gezeichnet und dabei deutlich gemacht, daß sie die jetzigen kirchlichen Vorschriften und die Lebensweise der christlichen Asketen schon beobachteten: d. h. Eusebius sieht in den von Philo geschilderten Asketen die Vorbilder der christlichen Mönche.

Was erzählt denn Philo? Er führt uns als Seitenstück zu den anderweit von ihm behandelten Essäern eine Vereinigung contemplirender Asketen vor, die nach ihm Therapeuten und Therapeutinnen heißen: entweder weil sie wie Aerzte ihre Patienten von schlechten Leidenschaften befreien, oder aber, weil sie die Gottheit durch reinen und lauteren Dienst ehren. Wer in diese Gemeinschaft eintritt und zu ihrer Lebensregel sich bekennt, verzichtet auf sein Vermögen, indem er es Verwandten abtritt, und zieht sich aus dem Geräusch der großen Städte in die Einsamkeit zurück, um aller Sorgen ledig ganz der Beschaulichkeit und Enthaltsamkeit zu leben. Derartige Leute sind auf dem ganzen Erdkreis verbreitet: unter Griechen und Barbaren finden sie sich; besonders zahlreich aber sind sie in Aegypten und zumal in der Umgegend von Alexandrien. Die Besten unter ihnen versammeln sich in der Gegend des Mareotis-Sees, als in dem eigentlichen Vaterland der Therapeuten, der durch die Sicherheit seiner Lage und die Güte seines Klimas besonders geeignet erscheint. Sie leben in einzeln stehenden, von einander nicht zu entfernten, höchst einfachen Wohnungen. Jedes Häuschen birgt ein heiliges Gemach, das sie „Semneion“ und „Monasterion“ nennen und in dem sie ihre religiösen Uebungen halten. Ganz einfach ist ihre Tracht: im Winter ein wollenes, im Sommer ein leinenes Gewand. Brod, Salz und Wasser, für die Leckeren ein wenig Ysop, bilden ihre Speise und Trank, die sie doch erst nach Sonnenuntergang zu sich nehmen. Manche fasten tagelang, ja es gibt solche, die sechs Tage ohne Nahrung bleiben. Erwerbsthätigkeit kennen sie nicht. Vielmehr, wie sie den Tag mit Gebet beginnen und schließen, so füllen sie ihn aus mit der Betrachtung der heiligen Schriften: Gesetz, Propheten, Psalmen und andere Schriften haben sie in ihrem Oratorium und sind damit beschäftigt, sie allegorisch auszulegen, da die Worte ihnen nur als Sinnbilder einer verborgenen Wahrheit gelten. Als Muster solcher Thätigkeit dienen ihnen die Schriften „alter Männer“ die als Stifter der Secte viele Denkmäler der in den Allegorien enthaltenen Lehren hinterlassen haben. Daneben dichten sie religiöse Lieder, Hymnen auf Gott, in verschiedenen Versmaßen und Tonarten, doch wie billig nur erhabenen Charakters. So bleiben sie sechs Tage für sich. Am siebenten kommen sie in einem gemeinsamen Heiligthum zusammen, nachdem sie sich mit Oel gesalbt haben. Männer und Weiber — es sind meist bejahrte Jungfrauen — sind durch eine Scheidewand getrennt. Man setzt sich dem Alter nach, die Hände unter dem Gewand, die rechte zwischen Brust und Kinn, die linke herabhängend. Der Aelteste erhebt sich und hält einen lehrhaften Vortrag, ohne Pathos und Wortschwall, aber gedankenvoll. Nur durch Bewegung der Augen oder des Kopfes geben die Hörer ihren Beifall zu erkennen. Alle 50 Tage feiern sie ein Fest mit einer Vorfeier am 49. Tage. Weißgekleidet kommen alle zusammen. Auf ein gegebenes Zeichen erheben sie die Hände zum Gebet und lagern sich dann, die Männer rechts, die Frauen links, auf Streu mit Polstern von Papyrus. Bedient werden sie von jüngeren Gliedern der Secte, die aber nicht nach Sklavenart sich schürzen. Als Nahrung wird die alltägliche Speise gereicht: Brod, Salz und Ysop, Wasser, das für die Aelteren erwärmt wird, kein Wein. Unter tiefem Schweigen der übrigen erörtert der Vorsitzende eine Schriftstelle oder beantwortet Fragen, die ihm entgegengetragen worden sind, alles in ruhigem, gemessenem Vortrag. Erst am Schluß wird lauter Beifall gespendet. Dann singen sie der Reihe nach, aber einzeln, ihre Hymnen, den Refrain gemeinschaftlich. Nun erst folgt das Mahl und danach die heilige Nachtfeier: Männer und Frauen gehen in zwei Chöre auseinander, die nun, theils zusammen, theils abwechselnd, unter Gesticulationen und Tanzen Hymnen singen. Dann mischen sich beide Chöre in reiner bacchantischer Lust zu einem Chor, dem Abbild dessen, den einst Moses und Mirjam nach dem Zug durchs Rothe Meer eingerichtet hatten. Das dauert bis zum frühen Morgen; bei Sonnenaufgang endigt ein Gebet um einen glücklichen Tag, um Wahrheit und Schärfe des Geistes die Feier, und jeder zieht wieder in sein Semneion, um die gewohnten Andachtsübungen fortzusetzen.

Die Schilderung dieser wunderlichen Heiligen hat den Gelehrten viel Kopfzerbrechen gemacht. Was sollte man sich unter ihnen vorstellen? Da meinten die einen, in dem Orden einen Absenker des Essäismus erkennen zu sollen, den anderen leuchtete die Auffassung des Eusebius ein, wieder andere glaubten, einem Versuch, neupythagoräische oder neuplatonische Gedanken zu realisiren, sich gegenüber zu befinden. Eine ganz neue Wendung erhielt aber die Forschung durch eine eindringende Untersuchung von Lucius in Straßburg.[1]) Lucius kam zu folgendem überraschenden Resultat: die Schrift de vita contemplativa stammt gar

[1]) E. Lucius, Die Therapeuten und ihre Stellung in der Geschichte der Askese, eine kritische Untersuchung der Schrift de vita contemplativa. Straßburg 1879.

nicht von Philo, sondern ist aus äußeren und inneren Gründen als das Werk eines nicht lange vor Eusebius schriftstellernden, literarisch und philosophisch gebildeten Christen anzusehen, der dadurch die damals moderne Form der Askese, das mönchische Leben, verherrlichen und unter der Maske Philo's als schon im grauen Alterthum geübt und gepriesen darstellen wollte. Diese Hypothese, die, wie man sieht, mit der des Eusebius eine gewisse innere Verwandtschaft hat, wurde von einer großen Anzahl sachverständiger Beurtheiler, wie Hilgenfeld, Schürer, Zeller, Harnack, als Lösung des Räthsels willkommen geheißen und schien, trotzdem warnende Stimmen sich erhoben, der Wissenschaft als werthvolles Inventarstück einverleibt werden zu sollen. Neuerdings haben jedoch zwei mit umfassender Kenntniß der philonischen Schriften ausgerüstete Gelehrte, der Engländer Conybeare [1]) und der Deutsche Wendland,[2]) den, wie uns scheint, vollständig gelungenen Nachweis erbracht, daß zur Annahme einer Fälschung keinerlei, jedenfalls kein genügender Grund vorliegt, daß alle die angeblichen Discrepanzen zwischen unsrer Schrift und Philo nicht existiren oder leicht anders gedeutet werden können. Stil und Wortschatz des angeblichen Fälschers stimmen so völlig mit Philo überein, daß man dem ersteren eine, zumal in der Geschichte der kirchlichen Literatur, ganz beispiellose Gewandtheit und — fügen wir hinzu — eine Vertrautheit mit dem philonischen Schriftthum zutrauen müßte, die um die Zeit des ausgehenden 3. Jahrhunderts die Schrift völlig räthselhaft erscheinen ließe: sollte ein „literarisch und philosophisch so gebildeter" Mann nur diese eine Spur seiner Thätigkeit hinterlassen haben? Und wie nun, wenn die Schrift schon von Clemens und Origenes benützt worden wäre, was Conybeare und Wendland erwiesen zu haben meinen?

Hält man aber an dem philonischen Ursprung des Schriftchens fest, so bleibt natürlich von dem positiven Theil der Lucius'schen Hypothese nichts übrig: eben was sie von vornherein verdächtig erscheinen ließ, ihre Anlehnung an Eusebius, tritt nun in besonders helle Beleuchtung. Welcher Unbefangene, d. h. in diesem Fall weder apologetisch (Eusebius) noch hyperkritisch (Lucius) Verfahrende, könnte wohl in den Heiligen Philo's die Vorbilder oder Idealbilder der christlichen Mönche erkennen? Man darf füglich behaupten, daß, während der alte Bischof in naiver Gläubigkeit die Hindernisse, die seiner Annahme entgegenstanden, gar nicht sah, der moderne Kritiker diese zwar richtig erkannte, dafür aber selbst sich neue schuf, die zu überwinden eine Armee von Gründen nicht ausreichte. Die Lucius'sche Hypothese würde selbst dann nicht mehr aufrechterhalten werden können, wenn es ihren Bestreitern nicht gelungen wäre, eine wahrscheinlichere Lösung an ihre Stelle zu setzen. Ich meine aber mit Wendland, daß der Nachweis des jüdischen Ursprungs der Schrift und des jüdischen Charakters der Therapeuten gelungen ist, wenn man nur an einzelnen Lücken in der geschichtlichen Erklärung bei unsrer mangelhaften Kenntniß des Judenthums, und namentlich des ägyptischen, keinen Anstoß nimmt. In der That „wird kein Einsichtiger voraussetzen, daß wir eine einigermaßen vollständige Kenntniß der mannichfachen Erscheinungen des religiösen Lebens einer Zeit besäßen, in der das Judenthum, von den verschiedensten inneren Tendenzen und äußeren Einflüssen bestimmt, noch in der Entwicklung begriffen ist und in einer Krisis steht, die erst später mit der Ausbildung eines starren, die Freiheit des geistigen und religiösen Lebens bindenden und ausschließenden Systems endet."

Nach Wendland sind die Therapeuten aus Kreisen der Schriftgelehrten hervorgegangen; die Stimmungen und Grundsätze, die nachweislich hier sich finden, erklären ihm die Bildung eines solchen Vereins zur Genüge. Natürlich darf man dabei nicht an palästinensische Juden denken, vielmehr muß man stets im Auge behalten, welche Mannichfaltigkeit von außerjüdischen, insbesondere genuin ägyptischen Einflüssen in den Kreisen, von denen die Therapeuten eine Gruppe darstellen, wirksam war: ist doch auch der Name Therapeuten von ägyptischen Cultvereinen entlehnt. Endlich fehlt uns jede Möglichkeit einer Controle, bis zu welchem Grade Philo die von ihm geschilderte Gemeinschaft idealisirt oder ihr Gedanken, Tendenzen, Absichten untergeschoben hat, die sie entweder gar nicht oder nicht in dieser Weise beseelten. Von dem Stoiker Chäremon besitzen wir eine Schilderung ägyptischer Priester, die in vielen Punkten eine so große Verwandtschaft mit der philonischen Schilderung der Therapeuten aufweist, daß man sich dem Gedanken an ein Abhängigkeitsverhältniß nur schwer zu entziehen vermag. Wendland meint denn auch behaupten zu dürfen, daß Philo den Chäremon gekannt und seiner Schilderung ein jüdisches Gegenstück gegenüberstellen, ihn damit habe übertrumpfen wollen. Ich kann an dieser bestechenden Annahme nicht vorübergehen, ohne eines anderen Lösungsversuches zu gedenken, um so weniger, als dieser einer unverdienten Vergessenheit anheimfallen zu sollen scheint.

Lange vor Wendland hat nämlich Bestmann in seinem gescheiten, freilich übergeistreichen Werk über die Geschichte der christlichen Sitte (Band I, 133 ff.), dem die Kritik viel zu übel mitgespielt hat, die Therapeuten in eine ähnliche und doch an einem entscheidenden Punkte andersartige Beleuchtung gestellt. Auch Bestmann hält unbedingt Philo für den Autor der Schrift, meint aber, es bei seinen Therapeuten mit einer rein ägyptischen Bildung zu thun zu haben. Schon er hat die Parallele aus Chäremon herangezogen, aber sie zu dem abweichenden Schlusse verwendet, daß Chäremon das an die Centralheiligthümer Aegyptens sich anschließende Asketenthum, Philo das davon isolirte Mönchthum habe schildern wollen. Es mußte nun aber, meint Bestmann, Philo, der in der ägyptischen Religion nur den unsinnigsten Thierdienst sah, schlechterdings unbegreiflich sein, unter den Aegyptern doch eine Schaar von Männern und Frauen zu treffen, die der Verwirklichung seines asketischen Lebensideals ziemlich nahe kam. So habe er sie denn zu Anbetern des Seienden veridealisirt, und da ihm der Gottesdienst Israels eben darin aufzugehen schien, so lag die Synthesis nahe, die Therapeuten zu Anhängern Mosis zu machen. Daß er sie dabei in manchen Punkten mißverstanden habe, glaubt Bestmann auf Rechnung des Umstandes setzen zu dürfen, daß sein Dragoman, der ihn zu den wunderlichen Leuten führte, lügnerisch wie zu den Zeiten Herodots und Tewfiks, ihn, den des Aegyptischen Unkundigen, über so manches disorientirt habe.

Diese ganze Vorstellung ist sicher viel zu phantasievoll, als daß man sie annehmen möchte, obwohl sie mir persönlich schon seit Jahren viel plausibler erschienen ist als die von ungezählten Schwierigkeiten gedrückte Hypothese von Lucius. Auch bei dem jetzigen Stand der Forschung ist ja nicht alles klar, unklar vor allem, was an den Therapeuten Wirklichkeit, was philonische Zuthat ist. Vielleicht, daß unsre Kenntniß der Zeit und ihrer religiösen Zustände noch einmal ungeahnt bereichert wird. Denn, wie Wendland schreibt: „wer in einer Ueberschätzung unsrer Quellen befangen wäre, der kann hie und da aus einem plötzlich auftauchenden Stein oder Papyrus lernen, daß es im hellenistischen Judenthum viele Dinge gibt, die unsre Büchergelehrsamkeit sich nicht träumen ließ." Und damit wollen wir uns vorläufig bescheiden.

---

1) *F. C. Conybeare*, Philo about the contemplative life ... critically edited with a defence of its genuineness. Oxford 1895.

2) P. Wendland, Die Therapeuten und die philonische Schrift vom beschaulichen Leben. Jahrb. f. class. Philol. 22. Suppl.-Band. Auch separat Leipzig 1896.

Schuld und Strafe.

Von Dr. Alexander Nicoladoni (Linz).

II.

Nachdem die Gaugenossenschaft im Wege allmählicher Entwicklung oder im Wege gewaltsamer Aenderung, insbesondere kriegerischer Ereignisse, staatliche Gestalt angenommen hatte, war es eine der ersten Aufgaben der im Staate zur Erscheinung gelangenden Herrschergewalt, mochte diese nun von einer einzelnen Person oder einer ganzen Gesellschaftsclasse ausgeübt werden, die Prärogative des Gaugenossenschaftsvorstands in Bezug auf den Eingriff in das Institut der Blutrache an sich zu ziehen. Vor allem ging die Absicht der Staatsgewalt dahin, weitere Beschränkungen der Blutrache zu erwirken. Allen diesen Beschränkungen schwebte als letztes Ziel die Beseitigung der Blutrache, welche ja mit einem geordneten Staatswesen unvereinbar ist, vor. Als solche weitere, durch die staatliche Gewalt eingeführte Beschränkungen sind anzusehen: die Gründung von Asylen und besonderen Frieden, die aus dem Wer- und Friedensgelde hervorgegangene Ausbildung eines Bußensystems, das die Höhe der Bußen einerseits nach dem Stande des Verletzten, andrerseits nach dem Grade der Verletzung festsetzte. Der letzte Standpunkt führte da und dort zur Einführung des sogenannten Talionsystems, demzufolge dem, der absichtlich einem andern ein Leid zufügte, womögtich mit demselben oder einem ähnlichen Leid vergolten wurde. Selbstverständlich hatte dieses Talionsystem nur einen beschränkten Wirkungskreis, konnte nur bei Körper- und allenfalls noch bei Eigenthumsverletzungen Anwendung finden, war aber bei einer ganzen Reihe von Handlungen, bei Angriffen gegen die gesellschaftliche Integrität oder gegen die Ehre,[1]) ferner bei allen Angriffen, die sich gegen die Gesammtheit, gegen den Staat richteten, unanwenddar. Sehr wesentlich waren die Aenderungen, welche die staatliche Gewalt in Bezug auf das sogenannte Friedensgeld vorgenommen hat. Der Staat bestimmte, daß das Friedensgeld nur von dem Verletzer, nicht aber von dessen Familie aufgebracht werden dürfe, ein Grundsatz, der allmähtich auch auf das Wergeld übergegangen ist. Es ist dieser Grundsatz eines der wesentlichsten Momente in der Entwicklung des Schuldbegriffes, denn er hat zur Feststellung des Grundsatzes, daß nur ein Angriff gestraft werden dürfe, der absichtlich zugefügt wird, ein Angriff hingegen, der lediglich aus Sorglosigkeit oder Zufall entsteht, nur durch eine sogenannte Ungefährbuße zu sühnen sei, viel beigetragen.

Neben der Blutrache sind es noch zwei in prähistorischen Zeiten vorhandene Institute, die in ihrem Verlaufe zur Strafjustiz geführt haben, einmal die patriarchalische Gewalt des Familienoberhauptes, sodann die sogenannte Friedloserklärung, d. h. die Ausschließung desjenigen Mitgliedes der Blutverwandtschaftsfamilie, welches sich gegen einen Genossen derselben Familie vergangen hatte, aus dem Kreise der Familie, was zur nothwendigen Folge hatte, daß jeder, der den Ausgeschlossenen antraf, nicht nur berechtigt, sondern geradezu verpflichtet war, ihn zu tödten. Das Institut der Friedloserklärung hat im Verlaufe der Entwicklung der Blutverwandtschaftsfamilie zur Gaugenossenschaft sich dahin ausgedehnt, daß es als eine Sühne für alle Handlungen galt, welche gegen das Wohl der Gesammtheit, also gegen die ganze Gaugenossenschaft gerichtet waren, wie z. B. Verrath im Kriege, Widerstand gegen allgemein übliche Sitten und Gebräuche, Religionsvergehen. Sowohl die Macht des Familienoberhauptes, als das Recht der Friedloserklärung hat die Staatsgewalt in ihren Machtbereich gezogen, sobald sie sich stark genug dazu fühlte. Gerade das Institut der Friedloserklärung war es aber, welches in die staatlichen Institutionen so hineinpaßte, als ob es für sie geschaffen wäre, insofern nämlich, als dieses Institut bereits in der vorstaatlichen Periode einen zweifellos socialen Charakter an sich trug. Im allgemeinen gilt der Satz: Je mehr sich die Uebung des Bußrechtes objectivirte, d. h. je mehr die Rache den Händen des Verletzten entwunden und die Sühnung einer Unbill in die Hand eines unbetheiligten Dritten, eben des Staates, gelegt wurde, desto mehr gewann der sociale Charakter dieses Bußsystems die Oberhand und es entwickelte sich so aus Instituten, welche ursprünglich aus dem Gefühl der Rache entstanden waren, die Strafe.

Zu dieser Entwicklung hat, wie schon angedeutet ward, die Religion wesentlich beigetragen, indem sie insbesondere auf die Entstehung und Ausbildung des Schuldbegriffes Einfluß nahm, andrerseits aber die Summe der Strafgewalt des Staates, die Strafacte des Staates als Ausfluß einer von Gott gesetzten Ordnung erklärte und damit den Begriff des Rechts als einer geheiligten Institution schuf. Das Recht hat so gleichsam eine Himmelfahrt gemacht, auf der Erde entstanden, hat es überirdischen Charakter angenommen, und es hat mehr als tausend Jahre gebraucht, ehe es diesen Charakter ganz wieder abgestreift hat.

Selbstverständlich ist es dem Staate nicht gelungen, mit einem Schlage die alten Uebelstände auszurotten und an die Stelle der Blutrache sofort die Strafe zu setzen. Längere Zeit ging vielmehr die Blutrache neben der staatlichen Strafrechtsübung einher und es mag als ein Beweis des Einflusses, den die Blutrache auch noch in der staatlichen Periode übte, angesehen werden, daß es eine häufige Erscheinung bei Völkern ist, welche bereits in die staatliche Gliederung eingetreten sind, daß ein Uebelthäter zwar von den Organen des Staates schuldig gesprochen und verurtheilt, daß jedoch die Vollstreckung der Strafe, regelmäßig noch die Todesstrafe, dem Beschädigten überlassen wird. Gibt es doch selbst geschriebene, also zweifellos staatliche Rechte, in welchen das Recht des Verletzten auf Rache ausdrücklich anerkannt ist, z. B. das Recht der 12 Tafeln in Rom und das Danilo'sche Gesetzbuch in Montenegro. Sobald aber einmal die Ausübung des Bußrechts in die Hände des Staates gelangt war, war der Schritt, diese Ausübung in ein System der Ordnung zu bringen, nicht mehr weit. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß sich diese Ausübung im ersten Entwicklungsstadium des Staates lediglich auf Verfügungen der Staatsgewalt von Fall zu Fall beschränkte und daß es in dieser Zeit ebenfowenig ein bestimmtes Strafsystem, als begriffsmäßig festgesetzte Kategorien von Verbrechen gab. Aus der vorstaatlichen Periode konnten solche Kategorien nicht herübergenommen sein, da diese ja der Natur der Blutrache, welche jede That ohne Betrachtung der Art und Größe des Erfolges mit dem gleichen Maße bedachte, vollständig widersprochen hätten. Die Schaffung eines Strafensystems ist der begriffsmäßigen Festsetzung der Verbrechen vorausgegangen und erst erfolgt, nachdem der sociale Charakter der Strafe und der antisociale der sie bedingenden Handlungen vom Staate erkannt worden ist. Zuerst ist sich der Staat dessen bewußt geworden, was er zu seiner Erhaltung bedarf, er hat seine Lebensbedingungen erkannt, dann hat er diese Lebensbedingungen zu rechtlich, d. h. zwangsweise geschützten Interessen gemacht und erst dann hat er begonnen, die gegen diese Lebensbedingungen gerichteten Handlungen zu untersuchen, von einander zu scheiden und damit die Begriffe der Verbrechen auszubilden. Als das Mittel, seine Lebensbedingungen zu

[1]) Das mittelalterliche deutsche Recht freilich kennt auch eine Talionstrafe bei der Verleumdung.

schützen, hat der Staat bald den Zwang erkannt, und zwar den Zwang in zwiefacher Gestalt, als Executionszwang und als Strafe. Es hängt damit die Scheidung in Civil- und Strafunrecht zusammen, eine Frage von ausschließlich opportunistischem Charakter. Seit Jahrhunderten waren deßhalb die Grenzen zwischen Civil- und Strafunrecht schwankend und sind es noch heute. Das Zwangsmittel der Strafe hat der Staat zuerst im Kriege angewendet, wo es lange in Wirksamkeit war, ehe er damit begonnen hat, es in ein Friedenssystem zu bringen. Es hat noch weiterer Erfahrungen bedurft, um einen Katalog der einzelnen antisocialen Handlungen anzulegen, d. h. um ein Strafgesetz zu schaffen.

Mit jener Einsicht, welche die Staatsgewalt veranlaßt hat, die Strafrechtspflege in ihre Hand zu nehmen, mit der Einsicht in den socialen Charakter der Strafe, stimmte die Ueberzeugung des Volkes nicht überein. Das Volk sah in der staatlichen Strafe ursprünglich einen Act der Willkür und hat in der Folge, nachdem es sich an diese Ausübung gewöhnt und deren Ursprung vergessen hatte, darin einen Act der Vergeltung für begangene Schuld durch die an Gottes Stelle stehende Obrigkeit gesehen. Der Uebergang von der einen Volksüberzeugung zur anderen ist höchst interessant. Wie zu einer schädigenden Handlung das Werthurtheil hinzugetreten ist, wie eine Handlung, die ursprünglich nur Rache nach sich zog, sittliches Mißfallen erregte und als böse charakterisirt wurde und welchen Antheil an diesen Vorgängen, an diesen Wandlungen der Volksüberzeugung die Religion genommen hat, haben wir bereits gehört. Es ist diese Entwicklung ein Theil der Entwicklungsgeschichte des Schuldbegriffes überhaupt. Schuld und Vergeltung aber stehen im innigsten Zusammenhange. Auf dem Gipfel der Entwicklung bedeuten beide nichts anderes, als daß ein Leid verhängt wird, weil eine Handlung begangen wurde, die auch hätte unterlassen werden können. Im Begriffe der Schuld in diesem Sinne ist die Freiheit des menschlichen Willens nothwendig enthalten.

Zu der Annahme, daß Schuld Vergeltung fordere, hat neben der Religion sicher auch die Gewohnheit und die Vererbung viel beigetragen. Nachdem ganze Generationen zugesehen hatten, wie die Schuld regelmäßig bestraft ward, entstand schließlich die Ueberzeugung, daß sie bestraft werden müsse, und daß also deßhalb gestraft werde, weil ein Verbrechen, d. h. eine schuldhafte Handlung begangen worden sei. Es hat sich dieser Begriff der staatlichen Strafe als Vergeltung in ganz gleicher Weise gebildet, wie die Begriffe der Sünde und der göttlichen Strafe, es hat sich auf dem Boden des Strafrechts dasselbe zugetragen, wie auf dem Boden der Moral. Der später Geborene kennt die Gründe der Entstehung der Strafe nicht, er sieht nur, wie Leid, von der Obrigkeit verhängt, auf bestimmte Handlungen folgt. Der sociale Zweck dieser Leidverhängung tritt nicht an die Oberfläche; es bildet sich deßhalb das Urtheil: Leid muß verhängt werden, wenn eine dieser Handlungen begangen wird. Dieses Urtheil vererbt sich von Generation zu Generation, es wird von der Religion ratificirt, durch die Erziehung stets neu eingeprägt. Schon von der ersten Kindheit an stehen die Vorstellungen von Uebelthat und Strafe in engster Verbindung, es wird diese Verbindung als nothwendig, als von Gott gesetzt, als selbstverständlich dargestellt, sie wird schließlich ein Theil des individuellen Gewissens, ein Theil des Gewissens der Gesammtheit.

Wir berührten schon oben, daß der Begriff der Schuld auf der Annahme der Freiheit des menschlichen Willens beruht, auf der Annahme, daß wir in einem bestimmten Augenblicke die Wahl haben, eine Handlung zu thun oder zu unterlassen und also keineswegs zu einem bestimmten Thun, welches erfolgt ist, gezwungen worden sind. Der Schein spricht für diese Freiheit. Wenn wir, nachdem der Kampf der Motive vorüber, der Entschluß gefaßt und die That gethan ist, auf die psychischen Vorgänge, welche sich dabei abgespielt haben, zurückschauen, so meinen wir, wir hätten uns frei, ohne Grund, ohne Zwang für das entschieden, was wir gethan haben. Diese Meinung hat darin ihren Grund, daß wir die Willensvorgänge nicht unmittelbar während ihrer Thätigkeit beobachten, sondern, wie gesagt, nur auf dieselben zurückschauen können. Dadurch erscheint uns die Kraft der Motive, der psychischen Einwirkungen, welche den Willen in Bewegung setzen, schwächer, als sie wirklich ist. In der That wird der Wille durch dasjenige Motiv, welches das stärkste ist, bezwungen. Wir entschließen uns nicht zu einer That, die uns beliebt, sondern zu der, die wir thun müssen. Wir treffen die Wahl, welche wir vermöge der Motive und vermöge unsres Charakters treffen müssen. Wäre es anders, der Wille würde sich einem Naturgesetze, dem vermöge der Beschaffenheit unsres Intellects alles unterthan ist, das Physische und das Psychische, dem Causalgesetz, entziehen. Der Wille ist also nicht frei, er ist abhängig von den Motiven und von unserm Charakter, das ist der Summe der uns angeborenen und von uns erworbenen, der ererbten und der anerzogenen Neigungen. Im ganzen und großen ist dieser Charakter änderungsfähig, im gegebenen besonderen Falle ist er durch die Umstände bestimmt und unabänderlich. Der Mensch ist das Product seiner Abstammung, seiner Erziehung und der wechselnden Lebenskreise und Lebensweisen, in denen sich sein Dasein abspielt. Aber auch Witterung und Temperatur, Sättigung und Hunger, Gesundheit und Krankheit beeinflussen den Charakter. Beide Momente bestimmen unsre Handlungen mit zwingender Gewalt. Was dies für die Strafrechtspflege bedeutet, werden wir noch sehen.

Die allgemeine Volksüberzeugung, daß die Strafe eine Vergeltung für begangene schuldhafte Handlungen, also ein Ausfluß der Gerechtigkeitsidee sei, hat schließlich auch die Staatsgewalt ergriffen und damit die ganze Strafrechtspflege beeinflußt. Ja selbst die Wissenschaft ist durch Jahrhunderte im Banne dieser Volksüberzeugung gestanden. Wir wiesen schon darauf hin, daß es in erster Linie die Ergebnisse der vergleichenden Völkerkunde waren, die uns zeigten, daß zum mindesten die Entstehung der Strafe aus diesem Gesichtspunkte nicht zu begreifen sei. Es waren daneben aber auch praktische Gesichtspunkte, die vorerst die Strafrechtswissenschaft veranlaßten, die Auffassung der Strafe als Schuldvergeltung zu verlassen und auf anderen Bahnen das Heil zu suchen; die Gesetzgebung folgt mit vorsichtigem, langsamem und tastendem Schritte nach. Praktische Gesichtspunkte also; von ihnen entstammt der eine der Statistik, der andere der Psychologie. Sobald die Statistik angefangen, die Ergebnisse der Strafrechtspflege in Betracht zu ziehen, waren hier wie sonst ihre Resultate überraschend. Die Strafrechtsstatistik hat die Verbrechen und die Verbrecher gezählt, geordnet und verglichen und ist dadurch zu dem Ergebniß gelangt, daß im großen und ganzen sich die Ziffer der Verbrecher und Verbrechen proportionat zur Bevölkerung wenig ändert, ja daß sogar die einzelnen Kategorien der Verbrechen, Mord, Körperbeschädigung, Eigenthums- und Geschlechtsverbrechen ꝛc., oder die einzelnen Kategorien der Verbrecher, eingetheilt nach dem Stande, nach dem Alter, ja selbst von dem Gesichtspunkte aus, ob Erstlingsverbrecher oder Rückfällige, selbst in großen Zeiträumen ziemlich constante Verhältnißziffern zeigen, daß also trotz der steigenden Kosten, die alljährlich auf die Strafrechtspflege, insbesondere auf den Strafvollzug verwendet werden, ein Erfolg in der Richtung, daß die Verbrechen wesentlich abnehmen, bisher nicht erzielt worden ist.

Insbesondere aber hat die stetig anwachsende Ziffer der jugendlichen Verbrecher die Befürchtung erregt, daß die Erfolge der Zukunft noch geringer sein werden. Allgemeine Unzufriedenheit mit den Ergebnissen der Strafrechtspflege und wachsendes Entsetzen über die durch die Criminalstatistik zutage getretene Ohnmacht der Staatsgewalt gegenüber den Verbrechern ergriff Juristen und Laien.

Nach zwei Richtungen hin bewegten sich die Reformvorschläge. Die sogenannte anthropologische Schule unter der Führung des jungen Italiens erklärte das Verbrechen für ein Naturgesetz, den Verbrecher für das unabänderliche Product seiner physischen Beschaffenheit. An eine Verminderung der Verbrechen zu denken, sei ebenso absurd, als bei dem Mangel jeder Schuld von Bestrafung zu reden. Der Staat müsse sich vor den Verbrechern schützen, wie er sich vor dem Wahnsinnigen, dem Tobsüchtigen, den wilden Thieren schützt, alles andere sei untogisch und nutzlos — so lauteten die Postulate dieser Schule. Nur kurze Zeit haben ihre Triumphe gewährt und nicht zahlreich waren, insbesondere unter den deutschen Criminalisten, ihre Anhänger. Zwar darin stimmte die deutsche sociologische Schule mit der italienischen überein, daß dann, wenn die Willensfreiheit verneint oder auch nur in Zweifel gestellt sei, von einer Strafe als Schuldvergeltung keine Rede sein könne. Das schließt aber nicht aus, daß die Strafe als psychologische und sociale Maßregel von Wirkung sei. Um die Strafe als psychologische Maßregel zu erkennen, muß in erster Linie in Betracht gezogen werden, wie denn überhaupt das Verbrechen zustande kommt. Versuchen wir, uns dies an einem Beispiel klar zu machen.

Ein vom Hunger geplagter, erwerb- und vermögensloser Taglöhner geht an einem Korb mit Brod vorüber; der Anblick des Brodes, verbunden mit dem Gefühl des Hungers, erzeugt in ihm die Erinnerung an das Gefühl der Sättigung und die Vorstellung, daß sich dieses Erinnerungsbild in ein gegenständliches, lebendiges Gefühl verwandeln würde, wenn er sich des Brodes bemächtigt. Unwillkürlich streckt sich die Hand nach dem Brode aus. Die Psychologie nennt diese aus den natürlichen Trieben des Menschen resultirenden Vorstellungen und Gefühle präsentative Motive. In demselben Augenblicke, als seine Hand den Korb berührt, vielleicht auch schon früher, taucht in seinem Gefühle die Erinnerung an das göttliche Gebot auf, welches ihm sagt: „Du sollst nicht stehlen." Nur wenn er eine religiöse Natur ist, und auch dann nicht immer, wird diese Erinnerung ihn veranlassen, seine Hand zurückzuziehen. Oder er erinnert sich an die Ermahnungen seiner Eltern und Lehrer, oder es gewinnt, wenn er über die nöthige Bildung verfügt, die Erwägung in ihm Raum, daß der Diebstahl eine Handlung ist, die, würde sie geduldet, die ganze menschliche Gesellschaft aus ihren Fugen treiben würde, oder es taucht das Bild eines wegen Diebstahles bestraften Verbrechers und der damit verbundenen Schande in ihm auf, oder aber er erinnert sich, wenn er selbst schon abgestraft ist, des Leides, das ihm die erste Strafe zugefügt hat. Vielleicht veranlassen ihn diese Erwägungen — repräsentative Motive nennt sie die Psychologie —, den Diebstahl zu unterlassen, vielleicht auch nicht. Ob das eine oder das andere geschieht, hängt davon ab, ob die präsentativen oder die repräsentativen Motive stärker sind, d. h. ob die einen oder die anderen, immer unter Berücksichtigung der durch den Charakter gegebenen Neigungen, auf den Willen stärkeren Einfluß üben. Hier nun hat die Strafe als psychologische Maßregel einzugreifen, sie hat die repräsentativen Motive zu vermehren, den bereits vorhandenen neue hinzuzufügen oder die bereits vorhandenen zu verstärken.

Es ist klar, daß für diese Auffassung der Strafe die Frage nach der Schuld des Verbrechers als einer auf freiem Willen beruhenden Entschließung vollkommen gleichgültig ist. Durch diese Auffassung der Strafe ist aber auch der Ansicht begegnet, daß der Verbrecher wie der Wahnsinnige, der Unzurechnungsfähige, wie das wilde Thier dadurch unschädlich zu machen sei, daß man ihn von der Gesellschaft separirt, daß aber keine Strafe über ihn zu verhängen sei. Besteht doch ein gewaltiger psychologischer Unterschied zwischen dem Geisteskranken und dem zurechnungsfähigen Verbrecher! Bei dem ersten spielen repräsentative Motive überhaupt keine Rolle, es treten die sie erzeugenden Vorstellungen gar nicht ein, oder wenn sie eintreten, haben sie keine Kraft, er folgt ausschließlich den präsentativen Motiven. Beim Verbrecher geht der That regelmäßig ein Kampf zwischen präsentativen und repräsentativen Motiven voraus, in dem die stärkeren siegen. Schon aus diesen wenigen Andeutungen ist zu ersehen, von welch eminenter Bedeutung die psychologische Auffassung der Strafe für die praktische Ausübung der Strafrechtspflege ist. Sobald man einmal angefangen hatte, die Strafe von diesem Standpunkte aus zu betrachten, war man auch überzeugt, daß nur eine falsche, der Erfahrung widersprechende Auffassung der Strafe jene traurigen Resultate verschuldet habe, welche die Criminalstatistik zutage gefördert hat, und daß sofort praktische Erfolge der Strafrechtspflege, d. h. eine Verminderung der Verbrechen eintreten werde, wenn aus dem psychologischen Charakter der Strafe die logischen Consequenzen für die Praxis gezogen werden.

Strafe als psychologische Maßregel ist einerseits gerichtet gegen den Willen des Verbrechers, den sie verhindern soll, rückfällig zu werden, sie ist aber zugleich gerichtet gegen alle Bewohner des Staates, indem sie dieselben vor der Begehung des Verbrechens warnt und abschreckt. Von letzterem Standpunkte aus scheint die Strafdrohung wichtiger als der Strafvollzug, aber die Drohung würde wirkungslos sein, wenn im concreten Falle der Vollzug nicht eintreten würde. Damit die Strafe in dem angedeuteten Sinne wirke, damit sie in der Seele des Verbrechers die repräsentativen Motive vermehre und die bereits vorhandenen verstärke, muß sie selbstverständlich dem Charakter des Verbrechers angepaßt sein. Die Criminalpsychologie ist demnach einer der wichtigsten Behelfe für eine zweckentsprechende Strafrechtspflege.

Nach dem Charakter lassen sich die Verbrecher — zahlreiche Uebergangsformen abgerechnet — in drei große Kategorien eintheilen: 1. Gelegenheitsverbrecher, 2. Erstlingsverbrecher und Besserungsfähige und 3. Gewohnheitsverbrecher und Unverbesserliche. Bei dem Gelegenheitsverbrecher bildet die begangene That nur eine Episode in seinem Leben, sie ist nicht Ausfluß seines Charakters, sondern durch zwingende äußere Umstände, Noth, Verzweiflung, aufwallende Leidenschaft hervorgebracht. Im Augenblick, wo er die That begangen, bereut er sie. Es bedarf nur eines Merkzettels, um ihn im Falle künftiger Versuchungen zur Besinnung zu bringen. Für solche Verbrecher genügt die Feststellung, daß sie sich gegen das Strafgesetz vergangen haben. Rügen, Geldstrafen und die bedingte Verurtheilung finden hier ihre zweckentsprechende Verwendung. Ehrenfolgen sind mit der Verhängung der Strafe nicht verbunden. Erfordert die allgemeine Volksanschauung und die Rücksicht auf die Generalprävention, d. h. die Abschreckung der Allgemeinheit, die Verhängung einer Freiheitsstrafe, so wird kurze Einzelhaft vollständig am Platze sein. Einer kurzen Erklärung bedarf die bedingte Verurtheilung. Sie besteht darin, daß jemand zwar eines Verbrechens schuldig erkannt und ihm eine Strafe zugemessen wird, daß mit dem Vollzuge derselben jedoch eine bestimmte Zeit ausgesetzt wird und derselbe ganz unterbleibt, wenn der Verurtheilte innerhalb dieser Zeit keine neue strafbare Handlung begeht.

Erstlingsverbrecher und Besserungsfähige sind die, welche in Folge zweifellos zutage tretender Anlage zum Verbrechen den ersten Schritt auf der Verbrecherlaufbahn gethan haben oder noch als Anfänger in dieser Laufbahn bezeichnet werden können. Für diese Kategorie liefert das größte Contingent die verwahrloste Jugend. Sie haben Anspruch auf die größte Beachtung von seiten des Criminalisten wie des Socialpolitikers. Denn einerseits recrutirt sich aus dieser Classe, wenn nicht rechtzeitig eingegriffen wird, die Garde der künftigen Gewohnheitsverbrecher, andrerseits ist hier in den meisten Fällen noch Besserung möglich, wenn der Strafvollzug zweckmäßig eingerechnet wird. Kurze Freiheitsstrafen, verbracht im Gefängniß, wo ein Verkehr mit anderen, ausgewachsenen Verbrechern nicht hintangehalten werden kann, sind die verkehrtesten Maßregeln, die man sich für solche Fälle denken kann. Das Hauptgewicht ist bei dieser Gattung Verbrecher auf Anhaltung zur Arbeit und consequente erziehliche Thätigkeit zu legen. Das Gefängniß soll durch eine Zwangsarbeits- oder Erziehungsanstalt ersetzt werden oder diese sich wenigstens an das Gefängniß anschließen; die Anhaltung hat so lange zu dauern, als es der Besserungszweck erfordert. Falsche Humanität ist nirgends weniger am Platz als hier.

Die größte Gefahr für die Sicherheit der menschlichen Gesellschaft bildet die dritte Verbrecherlategorie: die Gewohnheitsverbrecher und Unverbesserlichen. Sie nimmt ihren unerschöpflichen Vorrath aus der Classe der Professionsbettler, der Vagabunden, der Prostituirten, der Alkoholisten, der Industrieritter. Sie bilden das Contingent der Rückfälligen, mehr als die Hälfte aller Verbrecher. Von einem Besserungszweck kann hier keine Rede sein, selbst die Abschreckung wird in den wenigsten Fällen Erfolg haben; hier darf und soll nur die Rücksicht auf den Schutz der Gesellschaft maßgebend sein. Es gibt gegen diese unsocialen Elemente nur eine Maßregel: Einsperrung in Arbeitshäusern auf Lebenszeit mit strengstem Arbeitszwang, ja Strafknechtschaft. Die Möglichkeit, dem einen oder dem anderen, der Spuren von Besserung zeigt, die Freiheit wiederzugeben, wahrt das Institut der bedingten Entlassung. Der Entlassene kann ohne neues Strafverfahren und ohne neues Urtheil sofort wieder eingezogen werden, wenn seine Aufführung beweist, daß die Annahme einer Besserung irrthümlich war.

Man sieht also, daß die Strafe, vom psychologischen Standpunkt aus aufgefaßt, verschiedene Zwecke verfolgt: Besserung, Abschreckung und Sicherung. Ob der eine oder der andere angestrebt und demgemäß die Strafe eingerichtet werden soll, hängt von dem besonderen Falle, von der psychischen Natur des Verbrechers ab. Im einzelnen Falle schließen sich die Strafzwecke gegenseitig aus, man kann nur den einen oder den anderen erzielen wollen. Der Schwerpunkt der Strafrechtspflege ruht von diesem Standpunkt aus durchaus im Strafvollzuge, nicht in der Untersuchung und nicht im Urtheil.

Sowohl in dieser Richtung als auch in dem Sinne, daß die Strafrechtspflege den Charakter des Verbrechers und nicht bloß die einzelne That im Auge haben soll, ist noch gründliche Wandlung zu schaffen. Noch ruht der Schwerpunkt der ganzen Strafrechtspflege auf dem Urtheil. Das Urtheil setzt von vornherein die Strafe fest, mißt sie von vornherein aus. Wie die Strafe vollzogen wird, ist Nebensache, wenn dies nun geschieht. Der Richter erfährt vom Strafvollzug fast nichts, er liegt fast ausschließlich in den Händen des Gefangenhausdirectors, des Kerkermeisters oder der Gefängnißwärter. Sie sorgen dafür, daß der Häftling sein bestimmtes, vom Strafrichter über ihn verhängtes Maß absitze. Hat die Strafe Erfolg, ist es recht, hat sie keinen, ist auch nichts zu machen. Ist die durch das Urtheil festgesetzte Zeit aus, so muß der Gefangene entlassen werden.

Aber auch das dem Strafvollzug vorhergehende Strafverfahren steht heute keineswegs auf der Höhe seiner Aufgabe. Der heutige Richter gleicht einem Arzte, der zwar alle Krankheiten und deren Behandlung, aber nicht den Kranken kennt, die Recepte schreibt, ohne den Kranken gesehen zu haben. Die Subsumirung der concreten That unter die passenden Paragraphen des Gesetzes, nicht aber die Erforschung der Geschichte der That, abhängig vom Charakter des Thäters und dem Milieu, unter dem er gehandelt hat, bildet heute noch die Hauptthätigkeit des Richters.

Schließlich noch einige Worte über den socialen Charakter von Verbrechen und Strafe! Strafe als sociale Maßregel ist Rechtsgüterschutz durch Rechtsgüterverletzung. Wer die Rechtsgüter, die Lebensbedingungen des Staates bedroht oder verletzt, wird dadurch bestraft, daß in seine eigenen Rechtsgüter eingegriffen wird. Zweck dieses Eingriffes ist die Einwirkung auf den Charakter des Thäters. Der Charakter aber ist nur einer der Factoren, die das Verbrechen gebären. Das Verbrechen ist ein Product aus dem Charakter des Verbrechers und den socialen Zuständen, unter denen der Verbrecher gelebt hat, als er das Verbrechen beging. Die größte Zahl der präsentativen Motive, welche den Verbrecher zu seiner That veranlaßten, hat in den gesellschaftlichen Zuständen ihre Ursache. In der Noth des Lebens, der Ungleichheit der Lebensbedingungen, in der schlechten oder mangelnden häuslichen Erziehung, im antisocialen Charakter des Privatrechts liegen zahlreiche Keime des Verbrechens. Diese Ursachen hinwegzuräumen und damit die Verbrechen, sicher nicht gänzlich verschwinden zu machen, aber zu vermindern, ist die Aufgabe des Socialpolitikers, die Aufgabe der ganzen Gesellschaft. Von diesem Standpunkt aus ist die Strafe nur eines der Mittel zur Verminderung der Verbrechen und nicht das wirksamste. Viel wirksamer ist die Besserung der socialen Zustände. Die darin beruhende Thätigkeit des Socialpolitikers steht im selben Verhältniß zur Rechtsprechung und Rechtsübung, wie die Prophylaxis zur Behandlung der Krankheiten. Wer für die Assanirung der Städte sorgt, wer brauchbare Canäle gräbt, gesundes Wasser schafft und Infectionsspitäler errichtet, der erwirbt sich um die Gesundheit seiner Mitmenschen nicht weniger Verdienst, als der Arzt, der die bereits ausgebrochene Krankheit heilt. Wer dafür sorgt, daß dem Kinde des Fabrikarbeiters der Mangel der elterlichen Aufsicht durch öffentliche Erziehungsanstalten ersetzt wird, wer dafür sorgt, daß das Zusammenwohnen von Erwachsenen, Halberwachsenen und Kindern in denselben Räumen und das dadurch gegebene böse Beispiel, eine wahre Schule des Lasters, durch Herstellung guter Arbeiterwohnungen vermindert wird, wer der Arbeit einen angemessenen Ertrag und dem Arbeiter ein menschenwürdiges Dasein sichert, wer ein Recht schafft, das für den Armen und den Reichen gleich handbar ist, wer dem entlassenen Sträfling die Mittel, sei es in Form von Arbeit, sei es in Form von Geld, an die Hand gibt, um den Weg in die Gesellschaft wiederzufinden, der arbeitet an dem großen Reformwerk der Strafjustiz nicht weniger mit, als der Richter, der im Verbrecher nicht nur sieht, was er gethan, sondern auch das, was er ist, und als der Gesetzgeber, der als den obersten Zweck jedes Strafgesetzes den Schutz der Gesellschaft und die Sicherung ihrer Lebensbedingungen im Auge hat.

Digitized by Google

Mittheilungen und Nachrichten.

A. Elter, De Henrico Glareano geographo et antiquissimo formae „Americae" commentatio, Bona 1896. 30 Sp. gr. 4°. 7 Tafeln. — Die Bonner Universitätsschrift enthält einen sehr interessanten Beitrag zur Geschichte der Erdkunde im Entdeckungszeitalter, und es wird deßhalb, wenngleich die „Beilage" schon (in Nr. 32) einen kurzen Artikel über diese literarische Erscheinung gebracht hat, ein etwas eingehenderer Hinweis auf dieselbe wohl gestattet sein. Die Persönlichkeit, mit welcher wir es hier zu thun haben, spielt in der Gelehrtengeschichte unter den verschiedensten Gesichtspunkten ihre Rolle, wie man dies aus der von Prof. Elter citirten Monographie des soeben erst verstorbenen Züricher Theologen Feitzsche am besten ersieht. Auf die Bedeutung Glareans, der von hause aus Loriti hieß und in kartographischen Schriften mehrfach irrthümlich Lorig genannt wird, hat zuerst, wenigstens soweit die exacten Wissenschaften in Betracht kommen, Rudolf Wolf in seinen unerschöpflichen, noch lange nicht genügend ausgenützten „Biographien zur Culturgeschichte der Schweiz" aufmerksam gemacht. Was von einem solchen Manne herrührt, darf unter allen Umständen auf unsre Theilnahme rechnen, und deßhalb empfehlen wir eben auch die vorliegende Abhandlung der Beachtung aller in Betracht kommenden Kreise. — Die Bonner Universitätsbibliothek besitzt, wie wir erfahren, eine der seltensten und wichtigsten geographischen Incunabeln, nämlich die Ulmer Ptolemaeus-Ausgabe des Jahres 1482. Aber diesem Exemplare erwies sich bei näherer Untersuchung eine Karte von etwas jüngerem Datum beigeheftet. Dieselbe trägt bis zu einem gewissen Grade den großen Landentdeckungen ihrer Epoche Rechnung, ist einer neuen, bei Ptolemaeus nicht vorkommenden Projectionsart angepaßt, und enthält auch bereits die Umrisse eines westlichen Continents unter der Bezeichnung „Terra America". Verfertiger der Karte ist unser Glarean, und im Jahre 1510 hat er dieselbe entworfen. Mit dieser Jahresangabe steigert sich aber der geschichtliche Werth des Weltbildes beträchtlich, denn bislang ist kein älteres bekannt, auf welchem der damals eben erst entstandene Name „Amerika" sich eingezeichnet fände, und man kann es demgemäß nur billigen, daß wir nun diesem merkwürdigen historischen Dokumente auch eine gründliche Beschreibung erhalten. — Glarean hielt sich damals, als er seine Weltkarte zeichnete, in Köln auf, und daß er sich dort angelegentlich mit Geographie beschäftigte, erhellt aus dem hier mitgetheilten Briefe, den er damals an Ulrich Zwingli richtete. Zur Charakteristik des jungen Mannes, der späterhin als Professor in Basel und Freiburg i. B. wirkte, werden auch die Aeußerungen bekannt gegeben, welche über ihn in der Correspondenz des Erasmus sich vorfinden. Daß für die Karte selbst das Vorbild des Hylacomylus, des als Erfinder des Wortes „Amerika" wohlbekannten Kosmographen von St. Dié, maßgebend war, das unterliegt keinem Zweifel. Waldseemüller — wie sind für diese Namenschreibung an anderer Stelle eingetreten — bemerkt, daß er selbst sowohl eine Karte als auch eine räumliche Darstellung der neu entdeckten Länder auf einer künstlichen Erdkugel [1]) fertiggestellt habe, und damit ist auch der Weg angezeigt, auf welchem Glarean zu seinem eigenen kartographischen Versuche gelangte. Er hat es nicht bei diesem einen bewenden lassen, sondern wir begegnen einem zweiten Diagramme dieser Art noch nochmals in einem Exemplare seines Lehrbüchleins, das, wie wir hier erfahren, mit der gesammten Bücherei des Autors in den Besitz der Münchener Universitätsbibliothek übergegangen ist, und zwar „per varias vices". Wie wir in K. v. Prantls Geschichtswerke lesen, taufte der Würzburger Domherr Egolf v. Knoeringen die Büchersammlung Glareans nach dessen Tode an und schenkte sie auf das Betreiben des ihm befreundeten Ingolstadter Stadieninspectors Martin Eisengrein der bayerischen Hochschule, mit welcher erstere über Landshut nach München wanderte. Hier zog das in Rede stehende Exemplar die Augen eines Fachmannes auf sich, und Prof. Oberhummer gab in den Jahresberichten der Geographischen Gesellschaft (1892) eine kurze, durch Reproduction des Kartenbildes unterstützte Nachricht von seinem Funde. Auch durch ihn wird bestätigt, daß Loriti sich ganz und gar an Waldseemüller anlehnte, indem er lediglich den Maßstab veränderte. — Die beiden Capitel des „Liber unus de geographia", welche von der Kartenprojection und von den dem Ptolemäus unbekannt gewesenen Gebieten handeln, werden, weil ihnen thatsächlich auch ein allgemeineres Interesse zukommt, wörtlich wiedergegeben. Aber man würde irren, wenn man Glarean bloß für eine receptive Natur halten wollte; er hat nicht nur die Vorlagen seiner Zeit verwerthet, sondern er hat auch selbständig über die Dinge nachgedacht und so u. a. einem Kartenentwurfe das Leben gegeben, von dem sich weder keine Spur nachweisen läßt. Die Rückseite der Bonner Weltkarte stellt uns in polarer Abbildung die beiden Halbkugeln der Erde vor Augen; die Pole fallen in den Mittelpunkt des mit dem Aequator identischen Grenzkreises. Der Halbmesser der südlichen Hemisphäre ist bedeutend kleiner als der der nördlichen Hemisphäre gewählt, wahrscheinlich aus dem Grunde, weil noch eine längere, erklärende Legende auf der gleichen Seite mit unterzubringen war. Diese Zeichnungen gewähren uns nun die Möglichkeit, die in Verlust gerathene Weltkarte von St. Dié aus dem Jahre 1507 vollkommen zu reconstruiren, und damit ist ein Erfolg erzielt, für den wir hauptsächlich dem Glarean, dann aber auch dem Verfasser unsrer Schrift Dank schulden. Letzterer verbreitet sich dann noch über die Ursachen, welche bei Waldseemüller eine Verwechslung der Verdienste des Columbus und des Amerigo Vespucci bedingt haben; es sei aber doch daran erinnert, daß dem Namengeber der richtige Sachverhalt später bekannt geworden zu sein und daß er dann halb und halb bedauert zu haben scheint, gegen den Italiener seine — durch die folgenden Jahrhunderte so gründlich rectificirte — Liberalität geübt zu haben. Es werden bemerkenswerthe Belege dafür beigebracht, daß der Rector van St. Dié mit seiner kreigen Auffassung durchaus nicht etwa allein dasteht, sondern daß die ganze deutsche Gelehrtenwelt in jener Periode sich durch Vespucci's Federgewandtheit hatte imponiren lassen und in ihm den Mann erblickte, der die Grenzen unsres geogeophischen Wissens so gewaltig hinausgeschoben hatte. Zum Schlusse geht der Verfasser noch auf die späteren Nachahmer Waldseemüllers ein und verweilt namentlich bei dem Polen Stobnicza, der seinen Ptolemäus-Ausgaben von 1512 und 1519 ebenfalls je ein Weltbild beigegeben hatte. — Die angehängten Tafeln setzen uns in den Stand, die Fortschritte der Länderkunde seit 1500 controliren zu können. Noch ganz unberührt ist von den transoceanischen Entdeckungen die den indischen Ocean als geschlossenes Binnenmeer darstellende Erdkarte der „Margaritha philosophica" 1503; Glareans aber, wie dargethan, Waldseemüllers Zeichnung von 1510 kennt den Zusammenhang zwischen Nord- und Südamerika noch nicht, während die Münchener Karte eine Landenge zwischen beiden Welteninseln wenigstens andeutet. Bei Stobnicza (1512) ist dieselbe bereits zu einem ziemlich breiten Landstreifen geworden und die Umrisse Südamerika's haben sich der Wirklichkeit überraschend genähert. Man darf sich darüber wundern, wie rasch verhältnißmäßig in einem erst über so mangelhafte Verkehrsmittel gebietenden Zeitalter die Kunde von jedes neuen Bereicherung des erdkundlichen Wissens sich verbreitete; auch in dieser Hinsicht schöpft man aus der Elter'schen Schrift manch werthvolle Belehrung. G.

[1]) Näheres darüber siehe in einer neuen und deßhalb vom Verfasser natürlich noch nicht benützten Schrift (Fiorini-Günther, Erd- und Himmelsgloben, ihre Geschichte und Construction. Leipzig 1895).

* **München.** Der Assistent am elektrotechnischen Laboratorium der Technischen Hochschule Dr. Joh. Hofer wurde als Privatdocent für Elektrochemie an der chemisch-technischen Abtheilung der genannten Hochschule zugelassen.

* **Straßburg.** Der Privatdocent für Zoologie Dr. Fr. v. Wagner ist nach Gießen übergesiedelt, um in den Lehrkörper der dortigen Hochschule einzutreten.

* **Bonn.** Am 11. Mai starb Geh. Rath Prof. C. Finkelnburg, Hygieniker, schon seit einiger Zeit krankheitshalber von seinem Lehrauftrag entbunden.

* **Münster.** Der Professor der Geognosie und Mineralogie Dr. A. Hosius ist im Alter von 70 Jahren gestorben.

* **Leipzig.** An die Studentenschaft unsrer Universität ergeht gegenwärtig ein Aufruf zur Begründung einer internationalen akademischen Gesellschaft für Völkerkunde, bei dem Dilettantismus, der sich ohnehin gerade in dieser noch unreifen Wissenschaft breit macht, ein ebenso charakteristisches wie bedauerliches Unternehmen.

* **Halle.** Privatdocent Dr. Robert Wollenberg, Assistent an der Irrenklinik, ist zum außerordentlichen Professor ernannt worden.

* **Berlin.** Ein neuer Hacksilberfund aus dem 10. Jahrhundert ist kürzlich im Sternberger Kreise beim Stubbenraden gemacht und dem hiesigen Märkischen Museum als Geschenk überwiesen worden. Der Fund besteht aus ca. 3 Pfund Silber, meist einstigen Schmuckgegenständen. Die damaligen Wenden kannten

keine Münzbeamte, sondern nur Gewichtsilber, wie die heutigen Chinesen, und zerhackten, um kleine Werthe im Umsatz zu bekommen, alles Silber, das ihnen in die Hände kam. Auch die Münzen des obigen Inhabers, darunter byzantinische, sind in Stücke zerschnitten.

* **Berlin.** Als Nachfolger des Prof. Georg Lewin, der, wie wir bereits mittheilten, seine Stellung als Leiter einer Charité-Klinik niederlegt, sind in Aussicht genommen der ausserordentliche Prof. Albert Neißer in Breslau, Prof. Oskar Lassar in Berlin und der ausserordentliche Prof. Lesser an der Universität Bonn. — Die Privatdocenten Dr. L. Jacobson, bisher erster Assistenzarzt des Geh. Rath Lucae an der Universitätshrenklinik, und Dr. Th. Rosenheim, bisher erster Assistenzarzt des Geh. Rath Senator an der medicinischen Universitätspoliklinik, sind aus ihren Stellungen geschieden.

* **Bern.** Frau William Huber übergab der Geographischen Gesellschaft in Paris eine Summe von 20,000 Fr. zum Andenken an ihren verstorbenen Gatten, Oberst Huber, eines der thätigsten Mitglieder der Gesellschaft. Die Gesellschaft bestimmte die Summe zu einem „Preis William Huber". Alljährlich soll aus den Zinsen ein Preis mit Medaille ausgetheilt werden an französische oder schweizerische Forscher, welche sich, wie der Verstorbene, mit See- und Gletscherstudien beschäftigt haben. Der erstmalige Preis ist Prof. F. A. Forel in Lausanne zugesprochen worden für seine Monographie über den Genfersee und seine zeitlichen Gletscherstudien.

B. **Wien**, 15. Mai. Der **österreichische Verein für Bibliothekswesen**, welcher vor kurzem hier unter dem Vorsitz des nunmehr als Sectionschef in das Unterrichtsministerium berufenen Professors Dr. Wilhelm Nitte v. Hartel gegründet wurde und an dessen Spitze gegenwärtig der Director der k. k. Hofbibliothek, Hofrath Heinrich R. v. Zeißberg, steht, hatte Hrn. Karl Junker, einen Theilnehmer an dem im Herbst vorigen Jahres abgehaltenen bibliographischen Congreß in Brüssel, eingeladen, über das bei dieser Gelegenheit gegründete Institut international de Bibliographie, sowie das von dem Congreß zur Einführung in den Bibliographien empfohlene Dewey'sche Katalogisirungssystem einen Vortrag zu halten. Die Vereinssitzung fand am 9. d. M. unter zahlreicher Betheiligung von Bibliothekbeamten in einem Hörsaal der hiesigen Universität statt und bot so mannichfaltige Anregung, daß es der Mühe werth erscheint, mit einigen Worten auf dieselbe zurückzukommen. Hr. Karl Junker nahm Gelegenheit, seine bereits in Heftform erschienenen Mittheilungen über Congreß, Institut und System zu erweitern und näher zu begründen. Nachdem er das Wesen dieses seit Jahren in Amerika mit großem Erfolg verwendeten Systems, sowie dessen sinnreichen innern Zusammenhang ausführlich besprochen hatte, wies er darauf hin, daß durch die allgemeine Annahme desselben nicht nur die so wünschenswerthe Einheit auf bibliographischem Gebiet erreicht werden, sondern auch durch die ausschließliche Anwendung von Ziffern eine internationale Verständigung am ehesten ermöglicht werden könne. Es sei nicht zu leugnen, daß die Form, in der dieses System in den von Dewey herausgegebenen Tafeln derzeit vorliege, noch nicht mangelhaft sei und daß darin insbesondere den amerikanischen Verhältnissen in zu einseitiger Weise Rechnung getragen werde. Mit Hülfe europäischer Gelehrten, deren sich das Office international de Bibliographie in Brüssel bereits versichert habe, sei aber zu hoffen, daß die bestehenden Mängel baldigst behoben würden. In der diesem Vortrag folgenden Discussion wurde vom Scriptor der Universitätsbibliothek, Dr. Himmelbauer, und anderen Rednern insbesondere die Verbesserungsbedürftigkeit des Systems hervorgehoben und eine Reihe bibliothekstechnischer Einwände erhoben, denen sich auch Prof. Meyer anschloß, wiewohl er den unleugbaren Erfolg, den das System in Amerika errungen, betonte. Dr. Frankfurter wies dagegen auf den ungenügenden Zustand hin, in welchem sich die Kataloge einer großen Zahl von Bibliotheken befänden und hofft, daß vielleicht das Dewey'sche System berufen sei, hierin eine Aenderung herbeizuführen. Man möge dieses System nicht unterschätzen, wenn es auch vor Ueberschätzung desselben warnen wolle. Wiewohl die Mehrzahl der Redner sich gegen das Dewey'sche System, wenigstens in seiner gegenwärtigen Form, aussprachen, wurde dagegen fast allgemein die durch das Institut versuchte internationale Cooperation auf bibliographischem Gebiet freudig begrüßt und die Nothwendigkeit eines allgemeinen bibliographischen Repertoriums betont. — Es ist merkwürdig, daß das Dewey'sche System bei den Bibliothekbeamten auf stärkeren Widerspruch zu stoßen scheint, als bei den Gelehrten. Das unter der Aufsicht einer internationalen Commission und unter der Leitung Dr. Fields stehende bibliographische Bureau in Zürich gibt bekanntlich seit 1. Januar 1896 den nach dem Dewey'schen System geordneten „Analytischen Zettelkatalog der neuerscheinenden zoologischen Literatur" heraus, und ein ähnliches Unternehmen für die Physiologie soll in Paris im Entstehen begriffen sein. (Eine scharfe und schlagende Beurtheilung des Dewey'schen Systems und der Junker'schen Schrift haben unsre Leser bereits in Beilage Nr. 81 vom 8. April. D. Herausg.)

* **London.** Die diesjährige Versammlung der British Association etc. (englische Naturforscherversammlung) wird in Liverpool abgehalten werden. 1897 findet sie in Toronto in Canada statt.

* **New-York.** Die Lick'sche Sternwarte in Californien wird im nächsten August zur Beobachtung der Sonnenfinsterniß eine Expedition unter Leitung des Prof. Schäbele nach Japan senden. Ihre Aufgabe besteht lediglich darin, große photographische Aufnahmen von der Erscheinung herzustellen. Prof. Terao vom Observatorium in Tokio wird der Expedition einen seiner Assistenten zur Verfügung stellen.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 12. bis 13. Mai folgende Schriften eingegangen:

Deutsche Staatsgrundgesetze in diplomatisch genauem Abdruck, zu amtlichem und akademischem Gebrauch hggb. von Dr. Karl Binding. Heft V. Bayern: Die Verfassungsurkunde des Königreichs Bayern mit Beilagen und Anhängen. Leipzig, Wilhelm Engelmann 1896. — Ranglisten der Officiere des activen Dienststandes der kgl. bayerischen Armee, zugleich v. M. F. 9. Aufl. Nach dem Stande vom 28. April 1896. München, F. S. Hübschmann. — Dr. Käthe Schirmacher: Herrenmoral und Frauenhaftigkeit. 3. Tausend (Gustav Dahms: Der Existenzkampf der Frau. Heft 10). Berlin, Richard Taendler 1896. — Moritz v. Berg-Neffenröder: Cürassierbriefe an eine Dame; ein Remontecommando vor dazumal. Berlin, Ernst Siegfried Mittler u. S. 1896. — Oskar Steinel: Das Schulwesen im Gebiete des ehemaligen Hochstifts Würzburg während der ersten bayerischen Besitznahme 1803—1806. (Sonderabdr.) München, Eduard Pohl 1895. — *Armand Dayot:* La révolution Française d'après 2000 peintures, gravures etc. du temps. 1. fascicule. Paris, Ernest Flammarion. — Ungarische Revue, mit Unterstützung der Ungar. Akademie der Wissenschaften hggb. von Dr. Karl Heiarich. XV. Jahrg. 1895. Heft 8—9. Oct. bis Dec. Budapest, Friedrich Kilian 1895. — Adolf Schaffeitlin: Saturnische Phantasien; Gedichte. Berlin, Rosenbaum u. Hart 1896. — Christian Eidam: Drei vaterländische Gedichte. Nürnberg, Fr. Korn (Comm.) 1896. — A. Kassow: Andreas Hofer; Trauerspiel in 5 Acten. Wittenberg, P. Wunschmann 1896. — Wilhelm Jensen: Versunkene Welten; historischer Roman. 2 Bde. Breslau, S. Schottländer 1896. — Fedor v. Köppen: Das Opfer für das Vaterland; vaterländischer Roman. Ebd. — Ignaz Dubrowski: Der Tod; deutsch von Raphael Löwenfeld. Ebd. — Rudolf v. Gottschall: Moderne Steeber; Roman. 2 Bde. Jena, Hermann Costenoble 1896. — Hermann Heiberg: Aus allen Winkeln; Novellen. Leipzig, Gustav Fock 1896. — G. Freytags ABC für Touristen und Radfahrer, von G. L. Wien, G. Freytag u. Berndt. — Meyers Reisebücher: Deutsche Alpen. 1. Theil (westlich der Brennerbahn). 5. Aufl. Leipzig u. Wien, Bibliograph. Institut 1896. — Dr. Gsell-Fels: Tirol, südwestlicher Theil (Bædekmanns illustr. Reiseführer). München, A. Bruckmann 1896. — A. Merz: Ein Tag in Rothenburg; Führer durch Stadt u. Umgebung; neue Ausg. Ansbach, C. Brügel u. S. — Beschreibung des Nordseebades Helgoland; bearb. u. hggb. v. d. Badecommissariat. Helgoland 1896.

Oswald Weigel's Bücher-Auction.

Am 4. bis 11. Juni findet in meinem Auctions-Locale die **Versteigerung** mehrerer Sammlungen von **Büchern aus allen Wissensgebieten**, darunter eine grössere Anzahl werthvoller Werke aus der von Herrn Baurath **Constantin Lipsius** hinterlassenen Bibliothek, statt. Der nahezu 4000 Nummern starke Catalog steht unentgeltlich zu Diensten; zur Besorgung von Aufträgen für diese Auction halte ich mich empfohlen.

Leipzig, Königstrasse 1. (5388) **Oswald Weigel.**

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Krit in München.

Jahrgang 1896. München, Freitag, 15. Mai. Nummer 112.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Edwin Frhr. v. Manteuffel an Leopold v. Ranke. 1—5. — Zur Rousseau-Literatur. Von Albert Jansen. — Mittheilungen und Nachrichten.

Edwin Frhr. v. Manteuffel an Leopold v. Ranke.

a/D. In weitem Abstand, wie er überall die Größen erster und zweiter Ordnung von einander trennt, wird der künftige Geschichtschreiber unsrer Einheitskriege hinter den Bismarck und Moltke einem Edwin Manteuffel seinen Platz anweisen; unter den historischen Gestalten seines Ranges jedoch, den Talenten mit einem Anflug von Genie, deren Mitwirkung zum Ganzen der Begebenheit man doch nimmermehr hinwegdenken dürfte, gehört dieser eigenartige, vielgewandte Mann ohne Zweifel in die vorderste Reihe. Im Felde hat er 1866 und zumal 1870/71 als selbständiger Armeeführer die gestellten Aufgaben mit Umsicht und Thatkraft glücklich gelöst. Weit höheren Antheil aber hat er an dem Ruhm unsrer Siege überhaupt durch sein neunjähriges Walten (1857—1865) als Chef des preußischen Militärcabinets. Die sachliche Vorbereitung, die Roon durch die Heeresreorganisation vollbrachte, ergänzte Manteuffel in jenem Amt nach der persönlichen Seite hin durch rücksichtslos zweckmäßige Auslese des Officiercorps, das hernach die Schlachten schlug. Das Andenken beider Männer gehört deßhalb zusammen; ihre Natur freilich war so verschieden wie ihr Beruf. Roon, Gott und Menschen gegenüber schlicht und ernst, gediegen, fest, nur der Sache lebend, stand unter allen Dienern und Helfern dem alten König Wilhelm in echter Seelenverwandtschaft am nächsten. Manteuffel, voller Geist, von beweglicher Phantasie, beredt, unternehmend, ehrgeizig, mit sich selber beschäftigt bis zur Eitelkeit, sogar in der Frömmigkeit nicht von theatralischer Haltung frei — er baute sich in Topper an einem stattlichen Kirchthurm arm, weil das Gotteshaus höher ragen müsse als das Herrenhaus —, war die rechte Figur aus den Tagen Friedrich Wilhelms IV., dem er mit romantischem Schwung in treuer Verehrung, ja nicht ohne Sehnsucht zugethan blieb bis ans eigene Ende. In der Politik überall verwendbar, wo es auf persönlichen Eindruck ankam: bei vertraulichen Sendungen an fremde Höfe, in der geräuschvollen Rolle des Schleswiger Gouverneurs, oder Herrn Thiers und seinen Franzosen gegenüber während der Occupation; unzureichend dagegen, wo es entsagende Geduld eines sachlich nüchternen Regiments gegolten hätte, wie in Elsaß-Lothringen — hat er eben hier auf dem äußeren Gipfel der Ehren fast tragisch abgeschlossen: seine Statthalterschaft, die zur Saatzeit ernten wollte, ist bereits heute geschichtlich verurtheilt. Desto bedeutender erscheint historisch, was er für die Erhaltung der Eigenthümlichkeit des preußischen Staates geleistet. Einen Grundpfeiler der dortigen Monarchie, die unabhängige Beziehung der fürstlichen Gewalt zum Heer und dessen führendem Personal, hat niemand eifriger, ja leidenschaftlicher aufrecht zu erhalten gestrebt, als Edwin v. Manteuffel. Dafür hat er Twesten vor die Pistole gefordert, um deßwillen selbst mit einem Bismarck gezürnt und gehadert. In dieser Richtung vornehmlich entfaltete er „die wenigen selbstlosen Charaktereigenschaften", — so schreibt er einmal freimüthig an Roon — „die ich neben meinen vielen Doctrinen und Absurditäten und Schwächen und Fehlern besitze." Hierauf beruht zugleich, was man an ihm unter allem Aufputz modern romantischer Empfindsamkeit als echt ritterliches Wesen bezeichnen darf. Schon äußerlich stellt er sich so dar: neben dem gedrungenen, zusammengenommenen, bieder und fast prosaisch zuverlässig dreinschauenden Roon als eine hohe, schlanke, geschmeidige, zuletzt recht hagere Erscheinung, Haar und Bart ein wenig malerisch, unter der in Unruhe tief gefurchten Stirn blaue Augen, von innen her aufglänzend im Feuer gemüthbewegender Einbildungskraft; ein Bayard mit einem leisen Zug zum Don Quichotte — jammerschade, daß uns nicht Treitschke eine Schilderung dieser Gestalt hinterlassen! Dafür besitzen wir freilich Aeußerungen Ranke's über ihn in Menge, die vielleicht weniger durch ihren von wärmster Freundschaft eingegebenen Inhalt im einzelnen, als durch die Thatsache, von der sie im ganzen Kunde geben: eben diese so freundschaftliche Zuneigung eines solchen Geistes, für Manteuffels innere Bedeutung das gewichtigste Zeugniß ablegen. Auch hiebei fühlt man sich wieder zum Vergleich mit Roon aufgefordert, dessen „Denkwürdigkeiten" fast zum Ueberfluß angefüllt sind mit den Documenten der anhänglichen Freundschaft eines namhaften Gelehrten, Clemens Theodor Perthes. Nur daß dort alles den Eindruck einer gewissenhaften Erörterung macht: zwischen Ranke und Manteuffel geht es ungleich lebhafter zu; die Gesinnung, die sich auch hier offen ausspricht, ruht mehr auf geistigem als auf moralischem Grunde. Ranke hat den Freund als den besten Leser seiner Weltgeschichte gerühmt, er hätte dies Lob fast auf alle seine Werke, wenigstens die der späteren Jahre, ausdehnen dürfen. Nicht selten, besonders wo kriegerische Dinge berührt wurden, zog er ihn vor dem Abschluß seiner Arbeit zu Rathe. Ganz besonders geschah das bei der Darstellung der Zeiten Friedrich Wilhelms IV., die er in den Briefwechsel des Königs mit Bunsen einflocht. Eben hievon ist am häufigsten die Rede in der Auswahl von Schreiben Manteuffels an Ranke, die wir im Folgenden unsern Lesern vorlegen. Sie enthalten, wenn auch nicht des Neuen, so doch des Charakteristischen mancherlei und zeichnen vor allem Manteuffels eigenes Wesen unmittelbar. Durch und durch subjectiv wie sie sich geben, wird sie niemand für Geschichtsquellen im strengeren Sinne ansehen. Die Erregung, die sie hie und da gegen Bismarck athmen, findet sich ähnlich bereits in einigen bekannten Briefen Manteuffels an Roon. Sollte jemand so schwach sein im Glauben an die persönliche Größe des alten Helden von Friedrichsruh, daß er dawider eines Gegengiftes bedürfte? Ihm empfehlen wir zur Stärkung, den Brief Bismarcks an Leopold v. Gerlach vom 19. December 1857 zu lesen, der von der köstlichsten Ironie durchhaucht ist gegenüber der „großen geistigen Ueberlegen-

heit" des „fanatischen Corporals Edwin", um mit dem männlichen Troste zu schließen: „Wir können beide leben, ohne uns zu lieben, er in seiner Mördergrube hinter dem Marstall, und ich an dem Wasserfaß der Danaiden in der Eschenheimer Gasse."

* * *

1.

Compiegne, 2. August 1871.

Hochverehrter Freund!

Sie wissen, ohne daß ich es sage, wie mich der „Ursprung des 7jährigen Krieges" interessirt. Ich erhebe mich darin von dem Tagesdetail, das fast überwältigend ist. Ich möchte gar gern wissen, wie es Ihnen geht, wie sich die Testamentsfrage Ihres verstorbenen Bruders erledigt hat. Aber aus alledem schreibe ich Ihnen heute nicht. Ich schreibe heute, um Sie um einen Rath zu bitten.

Sie erinnern sich, wie nach der Campagne von 1866 in der Presse gegen mich gewüthet wurde, um mich militärisch todt zu machen. Ich that nichts und das Preßgeschrei hat eine öffentliche Meinung über meine Kriegführung in jener Zeit gebildet, die selbst auf Männer, die wußten, wie unrecht mir geschah, reagirte — wenigstens hatten sie nicht den Muth, öffentlich auszusprechen, was sie mir sagten und schrieben. Auch auf den König sind alle jene Preßergüsse und die durch sie gebildete öffentliche Meinung nicht ohne Einfluß geblieben. Jetzt fängt man dieselbe Taktik an. Ich sende Ihnen den anliegenden Artikel. Die Staatsanwaltschaft hat mich gefragt, ob sie einschreiten soll. Ich habe geantwortet: nein! Ich kann mich auf solche Processe nicht einlassen; ich bin einmal in unsrer Armeeverfassung aufgewachsen und in dieser war es Usus, sich selbst, nie sich durch richterlichen Spruch Satisfaction zu verschaffen; man nahm die Pistole in die Hand, und verweigerte der Gegner das Duell, so ließ man ihn durch seine Leute durchprügeln. Ersteres habe ich einmal gethan und ich glaube, das ist genug, zu letzterem kann ich mich nicht entschließen und habe es auch 1866 nicht gekonnt. Aber soll ich alles über mich ergehen lassen? Wo der Artikel herkommt, ich weiß es nicht — aber er fließt aus einer Quelle, die eine andere sein muß, als die heutige Tagesliteratur meiner heutigen liberalen oder demokratischen Gegner. Denn was wissen diese von den Prinz Albrecht'schen Ehestreitigkeiten und mehreren anderen Dingen? So habe ich z. B. nie den Soldaten gesagt, bei Ausbruch des Krieges 1866 handle es sich um religiöse Fragen. Ich habe aber in meinen Berichten ausgesprochen, daß von dem Augenblick an, wo der Krieg mit Oesterreich wahrscheinlich geworden, das protestantische Gefühl in den Elbherzogthümern lebendig hervortrete und viele zum Anschluß an Preußen bewege. Kurz, der Artikel geht, wie es der Twesten'sche Angriff ja auch that, von ich weiß nicht wem, aber von jemand anders, als dem Schreiber selbst aus.

Es wird einmal gegen mich intriguirt. So z. B. der König meint es, ich glaube es, mit mir gut. Aber betrachten Sie das Buch, was jetzt an alle Welt vertheilt wird, die Sammlung von Telegrammen aus der letzten Campagne, so finden Sie, daß der König über die Schlacht vor Metz am 14. August telegraphirt: Theile des I. Armeecorps hätten mit gefochten, während das I. Armeecorps allein ganz und geschlossen mit seinen 25 Bataillonen, 84 Geschützen und 8 Escadrons in bataille rangée an dem Tage gefochten hat. In dem ganzen Buch ist kein Telegramm vom König, das der zweitägigen Schlacht von Rolsseville Erwähnung thut, während das Telegramm drin steht, daß sie unter dem Oberbefehl des Pr. Fr. Karl gewonnen sei, der sich auf einem ganz andern Moselufer befand. Bei der Schlacht von Amiens spricht der König von Theilen des I. Armeecorps, die sie gefochten, und der Besitznahme Amiens' durch General Göben u. s. w. und bei der Vernichtung der Bourbaki'schen Armee telegraphirt der König, sie sei durch Convention über die Schweizer Grenze getreten, ohne meiner Operationen nur Erwähnung zu thun. Der König nun schreibt seine Telegramme unter dem ersten Eindruck der ihm mitgetheilten Nachrichten — man hat ihm also zuerst nur das und das gesagt.

Nun erinnern Sie sich, daß ich 1866 einmal einen Brief an den König schrieb. An etwas ähnliches denke ich natürlich nicht mehr; denn seit jenem Brief habe ich abgeschlossen nach der Richtung hin; aber rein auf mir herumtrampeln lassen möchte ich doch auch nicht. Sie wissen, daß Sie mein Beichtvater sind, also decretiren Sie!

Mir geht es hier nicht so gut, wie in Dijon. Seit dem Berliner Trouble sind meine Nerven angegriffen. Ich bin der einzige General meiner Stellung, der seit dem Ausbruch des Krieges noch keinen Augenblick Ruhe gehabt, dem auch nicht die Stärkung geworden ist, seine Truppen in die Heimath zurückzuführen: meine 1. Division hält in den nächsten Tagen ihren Einzug in Königsberg ohne mich. Mit Herrn Thiers verhandelt und eine vertrauliche Correspondenz geführt zu haben, hat mich interessirt, Herrn Guizot kennen gelernt zu haben, auch — wir haben natürlich viel von Ihnen gesprochen.

In treuer Liebe und treuer Verehrung.

E. Manteuffel.

2.

Ich sage Ihnen meinen herzlichsten Dank für Ihren Brief vom 6. August, Geburtstag meiner Frau, den ich ihr heute noch als Geburtstagsgeschenk schicke. Abgesehen von zu Gutem, was Sie von mir selbst sagen, ist in Ihrem Briefe unendlich viel Wahres; vor allem, „daß die Liebe deß, dessen Liebling ich sein soll, wirklich nicht zu heiß ist"; dann das, daß es vor allem darauf käme, den Verfasser zu kennen. In Bezug auf ersteres neue Anstrengungen zu machen, dazu bin ich zu alt und mit dem Gürtel und dem Schleier reißt der schöne Wahn entzwei. Ich habe zu viel hinter Gürtel und Schleier geblickt! Die Ermittlung des Verfassers aber würde viel Geld kosten und doch wäre dies zuletzt unnütz ausgegeben. Ich habe also nichts gethan, als daß ich die Klage abgelehnt, daß ich, als eine Zeitung Furcht vor Klage aussprach für den Fall, daß sie den Artikel aufnähme, dieser telegraphirt, ich würde es gern sehen, wenn sie es thäte, und sie habe nichts zu fürchten, und endlich, daß ich nicht verhindert habe, daß andere den Handschuh aufnahmen und Artikel einrücken ließen. So steht einer in einer Wochenschrift: „Im neuen Reich"[1]) und einer in der „Kölner Zeitung" vom 8. August und ich habe nun das Unangenehme, daß an mir herumgerupft wird von beiden Seiten. Das Betrübendste für mich ist, daß es in Preußen wirklich so weit gekommen, daß der König gegen die Zeitung gar nichts mehr thun kann von dem Augenblick, wo ich abgelehnt habe, daß die Staatsanwaltschaft einschreitet. Also der König ist in seinem Handeln abhängig von dem Willen eines Unterthanen. An den König selbst schreiben konnte ich in der Sache nicht gut, da es sich eben um die Dotation dabei

1) Der Artikel „Die deutsche und die französische Armee" (1871, Bd. II, S. 203 ff.) war von Gustav Freytag geschrieben auf Grund von diesseitigen Mittheilungen des Generals v. Stosch. Manteuffel sandte der Redaction eine bescheiden gefaßte Berichtigung dazu, die als „Erklärung des Generals v. Manteuffel in Betreff des Generals v. Werder" (ebd. S. 280) veröffentlicht ward.

handelt; es sähe aus, als wenn ich den Preßangriff benutzen wollte, um indirect um eine solche zu bitten.

Sehr gefreut hat es mich, daß Sie mir Gutes von meinem Neffen Schlieckmann schreiben. Ich möchte, er würde in ein Ministerium als Hülfsarbeiter gezogen; der junge Mensch hat wirklich Zeug und man sollte seine Kräfte nicht versauern lassen. Sie schreiben mir aber nicht, wie sich das mit der Erbschaft Ihres seligen Herrn Bruders gestaltet hat. Ich wünsche Ihnen so das Gut. Ich hoffe immer noch, Sie kommen später nach Nancy und zeigen mir dort den Briefwechsel.[1]) Sie werden schon Honig zu saugen verstehen. Aber ich antworte so schnell, um Ihnen, wie Sie befehlen, den anliegenden Brief, dessen Unterschrift ich nicht lesen kann, wieder zu schicken.

Die Verhältnisse in den occupirten Departements sind sehr schwierig, jede Occupation nach geschlossenem Frieden bringt das mit sich; aber nun denken Sie eine solche bei dem gegenwärtigen Zustande der Presse, die nichts thut als lügen, aufregen, aus der Mücke Elephanten machen! Das lesen die Pariser denn und glauben es, halten ihre Franzosen für Engel, uns für Barbaren. Dagegen sprechen die Zeitungen davon nicht, wenn ein Officier mit seinem Burschen durch ein unbesetztes Dorf fährt und aus dem Hause fällt ein Schuß, der den Officier verwundet, den Burschen tödtet, daß unsre Soldaten unter freundlichen Zureden betrunken gemacht werden, dann überfallen u. s. w. Kurz, die Conflicte und Frictionen liegen in den Verhältnissen und die Aufgabe ist es ja eben, daß man oben ruhig bleibt und immer die Klarheit des Gedankens sich bewahrt. Ich thue hierin, was ich kann, und ich bin eitel genug, Ihnen mitzutheilen, was Herr Thiers mir selbst in seinem letzten Brief schreibt und was er an einen anderen über mich geschrieben.

Herr Thiers beginnt: Je ne veux pas laisser passer un instant sans vous remercier pp. Dann Pour moi je m'efforce de pacifier en debors et dedans, et de faire renaître dans les esprits le calme, la raison, le penchant à la paix et je suis heureux de vous voir, mon cher général, faire valoir toute votre influence dans le même sens: je suis doublement satisfait de vous avoir connu et d'avoir acquis eu vous un collaborateur dans l'œuvre bonnête, humaine et patriotique que j'ai entreprise. Continuons et j'espère que nous aurons pour nous à la fois le témoignage de notre conscience et celui de la conscience universelle.

Und einem andern schreibt er: Il faut des esprits ouverts, des caractères fermes. Bien heureusement tout cela se tronve chez Mr. de Manteuffel qui est l'un des esprits distingués, qne j'ai tronvé dans ces temps troublés et irrités. Dites lui que j'ai été fort heureux de ces vingtquatre heures passées avec lui, car elles m'ont prouvé à la fois une occasiou de connaître un grand et attachant personnage et d'arracher qnelques-unes des épines de notre laborieuse route. Dann Les graces obteuues par Mr. de Manteuffel out fait le meilleur effet; dann Présentez toutes mes amitiés les plus tendres à Mr. de Manteuffel et iuvoquez sa loyauté et son excellent esprit pour nous épargner de déplorables collisions.

Das alles eigenhändig von ihm geschrieben. Zeigt Ihnen dies nicht doch, daß Ihr Pariser Gelehrter die Verhältnisse zu einseitig auffaßt? Es kommen von unsrer Seite auch Ungehörigkeiten vor, aber wahrhaftig auch von seiten der Franzosen. Ich dränge so viel wie möglich, daß wir herauskommen aus dieser auf die Länge unhaltbaren Situation. Ich habe gefunden, daß Herr Thiers und das frz. Gouvernement sich vornehm in den Geldsachen benimmt, seitdem ich es vornehm behandle. Aber seien Sie nicht bös über den langen Brief! In herzlicher Verehrung und Liebe und 1000 Grüße.

Compiegne, 11. August 1871.

Ihr Edwin Manteuffel.

[1]) Friedrich Wilhelms IV. mit Bunsen.

3.

Hochverehrter Freund!

Heute muß ich Ihnen schreiben, denn heute habe ich den letzten Satz der Analekten[1]) gelesen. Was haben Sie da wieder für ein Buch geschrieben! Haben Sie das Buch dem Prinzen Friedrich Carl geschickt? Ich möchte, daß Sie es thäten. Sagen Sie ihm doch, wenn Sie es ihm nicht von selbst schicken wollen, ich hätte Sie darum gebeten.

Mir geht es körperlich und geistig frisch. In meinen alten Tagen gipfelt noch einmal in meiner Person das Princip, für das ich seit 1848 in der Camarilla, wie sie es nannten, seit 1856/57 im Cabinet gekämpft habe. Ich habe für dessen Aufrechthaltung Atout ausgespielt dem Manne gegenüber, der sich da einbildet, ein General stehe nicht unmittelbar zum Könige. Sicher über den Ausgang bin ich keineswegs, aber qui veut vaincre on mourir est vaincu rarement. So weit bin ich nun, daß ich meine Kämpfe ohne Sentimentalität führe. Welcher Unterschied mit 1866, als wir im Herbst die Fragen in Reinhardsbrunn besprachen! Ich bin angefallen worden wie von einem wilden Thiere und hinterrücksr noch als es eine Pantherkatze thun kann. Und das in dem Augenblick, wo die demokratische Presse über mich herfällt! Haben Sie die officiösen Lügen über abgeschlossene Conventionen und ohne Vollmacht eingeleitete Verhandlungen gelesen in den Blättern? Hier nennen sie es die Erneuerung des Verfahrens Richelieu's gegen den Connetable.

Noch eine Bitte. Lesen Sie den Artikel in der Beilage zur † Zeitung Nr. 196 vom 24. August! Kann es Niederträchtigeres geben? Sie kennen die Verhältnisse. Aber, wie gesagt, mich lassen diese Artikel kalt, denn ich habe meinen Schluß gefaßt; es liegt eben eine von den Situationen vor, wo nur Handeln hilft. Mich härmt nur bei der Sache, daß meine Frau, die in Schandau bei Dresden ist, sich das Preßgelüffe und vorzüglich das Auftreten der officiösen Presse und das Nichtfürmicheintreten von niemandem so zu Herzen nimmt, daß dies ihrer Nachcur geschadet hat. Können Sie ihr nicht zwei Worte schreiben, die ihr die beruhigende Richtung geben?

Hier schicke ich Ihnen eine Broschüre. Ich denke, sie wird Ihnen als Beitrag zur jüngsten Geschichte von Interesse sein; sie enthält doch gute Aufklärung über die Verhältnisse in Süddeutschland vorm Kriege. Sind sie ganz geändert?

Nun aber in herzlichster Herzlichkeit und Verehrung

Compiegne, 27. August 1871.

E. Manteuffel.

[1]) Zum „Ursprung des siebenjährigen Krieges".

4.

Gastein, 3. October 1871.

Hochgelehrter, verehrter und sehr geliebter Freund!

Ihren Septemberbrief ohne Angabe des Tagesdatums habe ich am 10. September in Compiegne empfangen und mich sehr über denselben gefreut. Aber bedauert habe ich, daß er nicht zwei Tage früher eintraf, denn am 9. Sept. war ich bei Herrn Thiers in Versailles und hätte, da Sie auch seiner Stellung Erwähnung thun, gern mit ihm über Ihre Auffassung gesprochen. Ich bin übrigens bis zuletzt in gutem Verhältniß mit Herrn Thiers geblieben, habe wieder bei ihm gewohnt und längere, mich doch sehr interessirende

Unterredungen mit ihm gehabt. Wenn der liebe Gott uns noch wieder auf längere Zeit zusammenführt, habe ich Ihnen recht viel zu erzählen.

Aber nicht wahr, das haben Sie doch nicht geglaubt, wie es aus officiösen Artikeln angenommen werden mußte, daß ich mich in selbständige, in unsre Politik eingreifende Verhandlungen eingelassen hätte? Diese Behauptung war nur aus Ingrimm hervorgegangen, daß ich mich nicht als subaltern und als unter einem Diener des Königs, wie auch ich einer bin, stehend behandeln lassen wollte. Bis jetzt habe ich mein Schlachtfeld und mein unmittelbares Verhältniß zum Könige behauptet. Aber verletzt habe ich in diesem Behaupten meine Generalsstellung tief, und gearbeitet wird gegen mich mehr als je. Ich habe ein gutes Gewissen und hänge weder von Gunst noch Dotationen und Aeußerlichkeiten irgend welcher Art ab, fühle doch noch Energie in mir und so sehe ich der Zukunft ziemlich ruhig entgegen. Ich möchte in Ruhe und Frieden leben den Rest meiner Tage. Aber wenn's sein soll, so kämpfe ich auch noch, und manchmal befällt es mich wie eine Art Beängstigung, daß sich die Dinge so gestalten, daß ich wieder gebraucht werde. Bei Sonnenschein geschieht es nicht und das definirt Ihnen das Wort Beängstigung.

Aber zu Ihrem Briefe. Wie hat es mich gefreut, was Sie Gutes über den hochseligen Herrn sagen! Aber wissen Sie wohl, daß ich nach beiden Richtungen hin zur Zeit der neuen Aera doch auch ein gewisses Verdienst habe? Als König Friedrich Wilhelm IV. mir die Bearbeitung der Personalien der Armee übertrug, waren seine Worte: Stellen Sie mir das Militär-Cabinet wieder her! Denken Sie, daß die Verhältnisse bereits so lagen, daß, als im Jahre 1856 die Kaiserin von Rußland den König bat, einen Grafen Pückler, der mit einer Brandenburg verheirathet war, zum Rittmeister zu ernennen, der König antwortete, da müsse er erst den Kriegsminister hören. Graf Pückler stand schlecht, war der älteste seiner Charge, war ein empfohlener Officier, und sein Avancement hatte kein Bedenken. Ich sagte dies dem Könige und fügte hinzu, daß es doch noch nicht so weit in Preußen sei, daß der König nicht mehr Rittmeister ernennen könne, ohne den verantwortlichen Minister zu fragen. Der König befahl die Ernennung und emancipirte sich von der kriegsministeriellen Vormundschaft immer mehr und mehr. Viel schwieriger war es, dies Princip während der neuen Aera durchzuführen, wo der Prinz-Regent mir unter anderem gleich anfangs gesagt hatte, er wolle keinen Witzleben, und wo Minister mich so sehr als bloßen Ministerialbeamten behandelten, daß z. B. Minister Graf Schwerin mir, als ich ihm im Auftrage des Prinz-Regenten geschrieben, nicht antwortete, sondern seine Antwort an den Kriegsminister als das Organ addressirte, durch das der Prinz-Regent in militärischen Sachen Auskunft von dem Minister des Innern zu fordern habe. Nur dadurch, daß ich dieses Verfahren als persönliche Beleidigung aufnahm, erzwang ich mir die directe Beantwortung meines Schreibens an den Minister. Das ist das Schwierige, das mit in meinem Wirken lag, daß ich von der Erkrankung König Friedrich Wilhelms IV. an nicht nur die öffentliche Meinung, sondern auch den unter deren Herrschaft stehenden Prinz-Regenten gegen mich hatte. Nur durch die Wahrheit meiner Armee-Grundsätze habe ich dessen militärische Natur nach und nach gewonnen und durch Pflichttreue, Gewissenhaftigkeit und Wahrhaftigkeit mir auch sein Vertrauen erworben.

Ebenso habe ich unter der neuen Aera dazu beigetragen, daß die Verpflichtung zur Zahlung der regelmäßigen Steuern nicht von der Kammer abhängig wurde. Man hatte dem Prinz-Regenten vorgestellt, das Budget sei nicht bis zum 1. Januar fertigzustellen — das Land befinde sich daher immer mehrere Monate im ungesetzlichen Zustande, weil die Steuern noch nicht bewilligt seien; bis zum März sei das Budget immer fertig. Da wurde ein Gesetzentwurf vorgeschlagen, wonach bestimmt wurde, daß, wenn auch das Budget bis zum 1. Januar nicht durchberathen und perfect worden, die regelmäßigen Steuern doch noch drei Monate fortgezahlt würden. Daß dieser Gesetzentwurf nie vor die Kammern gekommen, ist mein Verdienst.

Aber gewiß haben Sie Recht, wenn Sie etwas über Frdrch. W. IV. schreiben, diese beiden Punkte hervorzuheben, denn zu viel weiß ich, wie der Herr bei den Berathungen über die Verfassung und dann bei deren Durchführung immer daran festgehalten hat, daß die alten Steuern fortzuzahlen und daß seine Stellung zur Armee durch die Verfassung nicht alterirt sei. Sie theilten früher einmal die Regierung K. Fr. W. IV. in 2 Epochen — die erste bis zum Verlust der Schlacht im Jahre 1848 — die zweite von da an bis zur Wiedergewinnung seiner Königsstellung im Lande und seines Einflusses in Europa. Sie bezeichneten sein Verfahren in der zweiten Periode als Virtuosität. Vergessen Sie hiebei Ihr eignes Verdienst nicht! Radowitz hatte nach den Märztagen 1848 dem Könige gerathen, sich zu effaciren — Ihre Memoires, die ich dem Herrn vorlas, weckten ihn zuerst wieder auf.[1]) Aber Adio, ich muß ins Freie.

4./10

Als ich gestern zurückkam, fand ich soviel Geschäftssachen, daß ich nicht weiter schreiben konnte. Auch heute kann ich nur guten Morgen sagen, schicke den Brief aber doch mit der heutigen Briefpost, weil mir meine Frau sagte, Sie seien in München. Wie lange bleiben Sie? Telegraphiren Sie mir das. Ich bin noch 8 bis 9 Tage hier, würde, wenn Sie so lange in München sind, meine Reise so einrichten, daß ich einen Tag dort wäre, um Sie zu genießen. Seien Sie nicht bös, mein verehrter Freund, wenn ich in dem Briefe gestern so viel von mir sprach! Ich hatte soeben einen Aufsatz von Gutzkow gelesen, der da sagt, Gorgias habe die Helena vertheidigt, warum sollten Fournier[2]) und der arme epaulettirte Domherr Edwin Manteuffel nicht auch vertheidigt werden können? Nun Adio. Noch kämpfe ich und bin noch nicht todt.

In treuer Liebe

Gastein, 4. October 1871. Edwin Manteuffel.

5.

Hochverehrter Freund!

Ich habe wirklich hundemäßig zu thun gehabt, sonst hätte ich Ihnen längst gedankt für die Rede über Gervinus, die mich entzückt hat, und Ihnen meine Freude gesagt über Otto's[3]) Herkommen, das mich und uns alle sehr freut. Ich habe gestern an den Feldpropst geschrieben, daß er hier bekommt freie Wohnung und monatlich in Summa 160 Thaler, wofür er aber sich den Bedienten halten muß; denn da er nicht mobil wird, kann er keinen Soldaten commandirt bekommen. Die Zulage ist aus diesem Grunde so hoch bemessen, so daß ich denke, daß er gut bestehen wird. Ich freue mich sehr, ihn hier zu haben. Aber den 2. Band der „Mächte"[4]) habe ich nicht bekommen. Wenn er nur nicht nach Königsberg geschickt worden!

Hier habe ich viel Aerger, aber das liegt nicht an hiesigen Verhältnissen, sondern an Intriguen in der Heimath.

---

[1]) Vgl. die Vorrede zu Bd. 49/50 der Werke Ranke's.

[2]) Reformirter Prediger in Berlin, der durch eine Ohrfeige, die er einer gefallenen Braut bei der Trauung verabreichte, öffentliches Aergerniß erregt hatte.

[3]) Aeltester Sohn Ranke's, der damals als Militärgeistlicher zur Occupationsarmee ging.

[4]) „Die deutschen Mächte und der Fürstenbund".

Was sagen Sie zu der Provinzialcorrespondenz, die da drucken läßt, zum Schutze der Deutschen hätte die Regierung in den occupirten Departements jetzt den Belagerungszustand proclamiren lassen, und von jetzt an würden Verbrechen gegen deutsche Soldaten durch deutsche Militärgerichte abgeurtheilt werden? Diese ganze Sache ist gelogen. Der Belagerungszustand besteht in den occupirten Departements seit dem April d. J. und alle Vergehen der Franzosen gegen deutsche Autorität werden von unseren Militärgerichten abgeurtheilt. Wenn Fürst Bismarck auf Kosten der Wahrheit und der Reputation eines Generals Politik durch Zeitungsartikel machen will, so bin ich nicht der General, der sich hierzu hergibt. Ich will Wahrheit. Ich muß fort. In treuer Liebe und Verehrung.

Nancy, 8. December 1871. E. Manteuffel.

Zur Rousseau-Literatur.

Seit einer langen Reihe von Jahren hat sich der Genfer Professor Eugène Ritter mit archivalischen Nachforschungen über die Geschichte Rousseau's eifrig und gewissenhaft beschäftigt. In den „Nouvelles recherches sur les Confessions et la Correspondance de J.-J. Rousseau" (Zeitschrift für neufranzösische Sprache und Literatur Band III 1880) zeichnete er die Aufgabe, die er sich gestellt hatte, und die Methode, womit er sie lösen wollte. In der volksthümlich geschriebenen „Vie de J.-J. Rousseau" (Jean-Jaeques et le pays Romand. Genève 1878. Préface I—XCVI) und hauptsächlich in der Schrift „La famille de Jean-Jacques" (Bulletin de l'Institut genevois. T. XXIII. Genève, avril 1878) hatte er bereits 1878 zahlreiche Urkunden aus der Zeit von 1699 bis 1732 zuerst ans Licht gebracht. Ueber Didier Rousseau, den Ahnherrn seines Helden, der des Glaubens wegen aus Paris geflohen war und am 15. October 1549 als Insasse der Republik Calvins aufgenommen wurde, berichtete er in der Tribune de Genève (22 et 23 avril 1888) und im Bulletin de la société de l'histoire du Protestantisme français 1893; über Didiers Urenkel David in der Tribune de Genève (12 octobre 1887) und über dessen Sohn Isaac, den Vater des Philosophen, in der Tribune de Genève (24 et 25 février 1889) und in der Revue internationale de l'Enseignement. Paris 1891, 15 avril. 313—345. „Ein Jugendabenteuer Susanne Bernard's", der Frau Isaacs, stand im Comte-rendu du neuvième congrès des sociétés savantes de la Savoie. Chambéry 1888. Von den mancherlei anderen Arbeiten Ritters muß ich hier nur noch erwähnen: „Rousseau et les Genevois" (Tribune de Genève 1886, 26 août et 24 octobre. — Étrennes chrétiennes, Genève 1881 et 1893. — Les archives de l'église de Genève. 1886), „Rousseau et les Vaudois" (La Suisse romande 1885) und „Notes sur J.-J. Rousseau" (Allianee libérale. Genève 1884. — Almanach de la Suisse romande. Genève 1884. — Étrennes chrétiennes. Genève 1884).

Als Zusammenstellungen und Ergänzungen der Ergebnisse seines Forschens veröffentlichte Ritter nun vor kurzem „Les nouvelles recherches sur J.-J. Rousseau" (Revue des deux mondes 1895, le 15 février et le 15 mars) und dann das Buch „La famille et la jeunesse de J.-J. Rousseau" (Paris, Librairie Hachette et Cie. 1896). Wenn er schon früher einzelne Actenstücke und auch seine Ansichten wiederholt vorgetragen hatte, so gab er in den beiden letzten Veröffentlichungen ganze Abschnitte, die wesentlich und meistens auch wörtlich übereinstimmen.

Bei seiner Schilderung der Vorfahren und der Familie Rousseau's gedenkt er mit besonderem Lobe des Genfer Archivars Louis Dufour-Vernes, der in zwei Schriften „Jean-Jacques Rousseau et sa parenté". Genève 1878, und „Les ascendants de Rousseau". Genève 1890, seine genealogischen Entdeckungen mitgetheilt hat und sich über deren historischen Werth also äußert: „Nach dem Gesetze der Vererbung ist der menschliche Charakter kein Product des Zufalles, sondern zum großen Theil von unbewußten Keimen abhängig, die uns durch unsre Eltern und noch eigenartiger, mit Ueberspringung einer Generation, durch unsre Großväter und Großmütter übermittelt worden sind. Zweifellos verändern sich diese Keime (erstens) durch die Verschmelzung der vier Familien, die bei der Formation des Enkels zusammenwirken; (zweitens) durch den Wechsel der uns umgebenden Lebenssphäre und hauptsächlich (drittens) durch die Erziehung. Dabei bleibt es nicht weniger wahr, daß man zum richtigen Verständniß des Charakters einer Person das Princip des Atavismus festhalten muß, indem man, wenn es nöthig und möglich ist, sogar bis auf die sechzehn Erzeuger der vier Großeltern zurückgeht, vor allem dann, wenn einer der genannten drei Factoren, beispielsweise, wie das bei J. J. Rousseau der Fall ist, die Erziehung fast gänzlich fehlt, die Natur also in gewisser Weise unberührt bleibt und gezwungen wird, sich nach ihren eigenen Trieben zu gestalten. Diese belehrungsreiche Quelle wird freilich ihrer ganzen Fülle ermangeln, denn die Generationen der Menschen hinterlassen nur verhältnißmäßig geringe Spuren. Man muß sich also begnügen, die Hauptlinien zu zeichnen." Hierfür gewährt das Genfer Staatswesen bei seiner Kleinheit, bei der eigenartigen Beschaffenheit von Land und Leuten und bei der herrschenden Sitte, Documente jeder Art aufzubewahren, einen ungewöhnlichen Vortheil. „Auch die anspruchslosesten Familien dieser Republik können ihre Genealogie und Privatgeschichte ebenso leicht und zuweilen noch leichter aufstellen, als viele Adelsfamilien der monarchischen Länder."

Die Eltern, sowie die väterlichen und mütterlichen Oheime und Tanten Rousseau's betrachtend, glaubte Dufour-Vernes dessen Verkleinerern zu zeigen, daß man ihm viel verzeihen müßte, da seine Umgebung viel zu wünschen übrig gelassen hätte, und da seine Erziehung auffallend vernachlässigt worden wäre. Bei den Vorfahren aber, die er bis ins sechzehnte Jahrhundert zurück verfolgte, entdeckte er „die ersten Spuren der Bizarrerie und der Widersprüche seines großen Mitbürgers, der zur Berühmtheit kam, ohne sie zu begehren". Von seinen vier Großelternpaaren, den Rousseau, Cartier, Bernard und Machard, hatten den größten Einfluß auf ihn die Bernard. Bei ihnen finden sich „seine besonderen Vorzüge und Fehler, die Unabhängigkeit und die Hartnäckigkeit der Charaktere, die Liebe zum Studium und zur Einsamkeit, die Phantasie und die Selbstsucht, die gern Hand in Hand gehen, da die Phantasie ihre Welt in sich selbst trägt". . . . Der äußeren Lebenssphäre nach „bilden alle Vorfahren Rousseau's ein fast gleichartiges Ganzes, und so hätte er denn gar wohl auch ein geistiges und sittliches Gleichgewicht, eine mangellose Urtheilskraft, einen unentwegbaren Verstand haben müssen. Allein gerade die Wiederholung derselben Vorzüge und Fehler . . . ist mehr schädlich als beglückend und kann unselige Wirkungen haben. Rousseau hat Urtheil und Reife bewiesen, aber sein Genie entbehrt zuweilen der Erhebung und unterliegt Widersprüchen und Bizarrerien, die nicht immer auf hinreichend scharfe Ideen schließen lassen. Er besaß große Vaterlandsliebe; seine Gedanken nehmen hier zuweilen einen Flug in volle Weite, während er sonst wieder recht eng in seinen Urtheilen wird. Leider hat seinem so kraftvollen Geiste der Erzieher gefehlt, der die Schmarotzergewächse abschnitt und dem Baume seinen vollen Saft sicherte". (Dufour-Vernes, Les ascendants u. s. w. 3—5 und 28—30.)

„Nur die gewöhnlichen Menschen, nur die Durchschnittsgeister", sagt Rousseau selbst, „bedürfen der Erziehung; ihre Ausbildung allein darf als Vorbild für die von ihresgleichen dienen. Die anderen, die Genies, erziehen sich selbst trotz alledem und alledem." (J. J. Rousseau, Oeuvres compl. Paris, Librairie Hachette 1873. II. 19.) „Die ungewöhnlichen Fälle liegen sämmtlich außerhalb der Regel." (Ebendort II. 216.) „Wer von der Natur bestimmt war, Schüler zu machen, der brauchte durchaus keine Lehrer. Die Verulam, die Descartes und die Newton hatten keinen; und welche Führer hätten sie denn auch dorthin leiten können, wohin ihr ungeheures Genie sie trug?" (Ebendort I. 19). Ebenso entschieden wie gegen Dufours Ansicht von der Erziehung würde sich der Verfasser des Émile als Moralist und Psycholog gegen die neumodischen, im Grunde durchaus materialistischen Theorien von der Vererbung und von der Lebenssphäre (dem Milieu ambiant) erklärt haben.

Um so mehr bin ich erstaunt, Eugène Ritter auf der Seite Dufour-Vernes' zu sehen. In den Actenstudien über die Vorfahren und die Familie Rousseau's will auch er dem Leser die „Wurzeln von dessen Charakter" zeigen, will auch er ihn in Stand setzen, das wirre Gewinde seines Charakters zu entwirren (Revue des deux mondes. 1895. 15 février. 882. — La famille et la jeunesse de J.-J. Rousseau. 1896. Préface VI). Gern gebe ich ihm zu, daß Rousseau die schwarzen Haare von seiner Familie überhaupt und den feurigen Gesichtsausdruck von seinem Vater hatte. Auch konnte er sehr wohl die Anlage zur Musik ererbt haben, die alle Kinder seines Großvaters besaßen und die in vielleicht noch höherem Grade seiner Mutter eigen war. (La famille u. s. w. 145. 195. — 74. 75. 88.) Aber was soll man über folgende Sätze urtheilen? Die aus Frankreich fliehenden Hugenotten hatten alle Bänder gelöst, die sie bis dahin an das Dasein fesselten. „Der Verfasser des ‚Contrat social', der den Plan einer Gesellschaft ohne Wurzeln entwarf, war ein Nachkomme entwurzelter Menschen." (Ebendort 49.) Die Herkunft Rousseau's betrachtend, wird man viel Ehrenhaftigkeit, arbeitsame Paare, brave und würdige Menschen sehen; nur da und dort, mitten im reinen Wasser, ist ein trüber schlammiger Zug. Und so werden uns die Documente, die uns das sittliche Niveau seiner ersten Umgebung und seiner Verwandtschaft zeigen, zu einer gerechteren Würdigung des unglücklichen Mannes führen. (Ebendort 15 u. s. w.) Von seinem mütterlichen Urgroßvater konnte er die Tugenden eines guten Bureaubeamten haben, die er als Gesandtschaftssecretär in Venedig bewies. (Ebendort 88.) Zweifellos vererbte ihm sein mütterlicher Großvater die glühende Sinnlichkeit (Ebendort 87, 88), während er seiner Mutter die Freiheit von Habgier verdankte. (Ebendort 103.) Auf den Vater muß man seinen Leichtsinn, seine Unbesonnenheit, seine Launen, seine plötzliche Art, zu handeln, zurückführen, aber ebenso die Neigung, ins Unbekannte vorzudringen, ein Pfadfinder im Reiche des Geistes zu sein. (Ebendort 135 u. s. w. 205.) Wie sein Vater in Konstantinopel, blieb Jean-Jacques in Venedig unbekümmert um allen Zauber der orientalischen Welt, auf die sich ihm dort doch ein Blick eröffnen konnte. (Ebendort 137.) Im Umgang mit Menschen hatten Vater und Sohn Reizbarkeit, Mißtrauen, gewaltsame Sinnesart, aber andrerseits auch eine ungewöhnliche Liebenswürdigkeit, die ihnen immer wieder neue Freunde gewann. (Ebendort 137, 193 u. s. w.) Bei Jean-Jacques herrscht dieselbe Gleichgültigkeit gegen die Verwandtschaft, wie bei seinem Vater Isaac und seinem Großvater David. [Wenn hiebei getadelt wird, daß der letztgenannte in den „Confessians" gar nicht vorkommt (Ebendort 64), so verweise ich auf die Stelle: „Wir verdarben die Werkzeuge meines guten alten Großvaters, um nach seinem Vorbilde Uhren zu machen" (Oeuvres compl. VIII. 16)]. Isaac Rousseau bewies eine schuldvolle Sorglosigkeit und Herzenshärte gegen seine beiden Söhne, und daraus erklärt sich das größte Unrecht, das Jean-Jacques vorgeworfen worden ist (La famille u. s. w. 136, 147, 167).

Doch genug. Die Thatsachen, mit denen uns Dufour und Ritter zuerst bekannt gemacht haben, behalten immer ihre Bedeutung, obgleich man die Schlußfolgerungen, die sie daraus ziehen, entschieden ablehnen muß.

Der zweite Abschnitt der „Nouvelles Recherches" (Revue des deux mondes, 15 mars 1895. 397 u. s. w.) und der des Buches „La famille et la jeunesse de J.-J. Rousseau" (Chap. XI—XV) behandelt die abenteuerliche Wanderzeit und den Ursprung der eigenartigen Ideen Rousseau's. Die Studien, die er bis 1740 getrieben hat, waren ganz außerordentlich vielseitig und umfassend. Nichts wäre wünschenswerther, als sie ganz genau zu kennen. Wir besitzen hiefür nur einzelne wenige Briefe aus jener Zeit, die 1738 gedruckte „Répanse au mémaire intitulé: si le monde que nous habitons est une sphère", die 1740 gedruckte Dichtung „Le verges des Charmettes" und den lostbaren Bericht in den „Confessions". Eine Ergänzung dieser Materialien dürfte die Autographensammlung bieten, die Théodore de Saussure in Genf besitzt. Sie enthält Sendschreiben an Isaac Rousseau und einige andere Personen, zerstreute Blätter mit Notizen oder mit Entwürfen zu Briefen und zu Denkschriften, Gebete und Abhandlungen. Vieles davon wurde bereits gedruckt und zuletzt noch hat der Besitzer selbst das Facsimile eines Blattes des Fragments „Essai sur les Evénemens impartants dont les femmes ont été la cause secrette" erscheinen lassen. Wir gewinnen hiemit einen überraschenden Einblick in Rousseau's historische Studien und erfahren insbesondere, daß er sich auch in die 20 Bände der „Histoire Romaine" vertiefte, die von den Jesuiten Père Catrou und Père Rouillé verfaßt worden war. (Théodare de Sanssure, J.-J. Rousseau à Venise. 1885. Appendice. 159, 160.) Begierig, den vollständigen „Essai" und die anderen „Abhandlungen" kennen zu lernen, wendete ich mich gleich 1885 an Hrn. Théodore de Saussure. In der liebenswürdigsten Weise antwortete er mir, daß er zwar die ganze Sammlung Hrn. Théophile Dufour schon zur Verfügung gestellt, daß er diesem aber meinen Wunsch übermitteln würde und auf dessen Erfüllung hoffte. Inzwischen habe ich von der Sache nichts wieder gehört und bedauere sehr, auch in Ritters neuestem Buche die Sammlung Saussure's mit keiner Silbe erwähnt zu finden.

Auf die mannichfaltigen Gebiete des Wissens, die Rousseau's Lerneifer zu erobern trachtete, eben nur hindeutend, ja das der Geschichte und Politik ganz unbeachtet lassend, verweilt Ritter auf dem der Religionsphilosophie, über das er selbständige Forschungen gemacht hat. (La famille et la jeunesse de Marie Huber. Étrennes chrétiennes. Genève 1882. 129—166. — Jeanne Bonnet, épisode de l'histoire du piétisme à Genève, 1724—1726. Étrennes chrétiennes. 1886. 114—147. — Magny et le piétisme romand. Mémoires et documents de la Suisse romande. T. III. Lausanne. 1891. — Les idées réligieuses de Madame de Warens. Revue internationale. T. XXII. 273—291. 439—457.)

Der Leser — so mahnt der Verfasser von „La famille et la jeunesse de J.-J. Rousseau" (204, 205) — „der Leser, der mir bei diesem Bericht meiner Forschungen folgt, verlangt gewiß nicht von mir, daß ich ihm einen Abriß der „Confessians" gebe; er hat dieses verführerische Buch gelesen und wieder gelesen und er kennt es gut genug, um mir immerfort leicht zu folgen, auch wenn ich zwanzig Seiten überspringe, bei denen ich nichts zu sagen habe,

damit ich auf eine Stelle komme, wo ich etwas Neues vorbringen kann". Freiwillig verzichtet also der Verfasser auf einen großen Leserkreis und das ist um so merkwürdiger, da er gar wohl weiß, daß die Classiker Voltaire, Montesquieu, Buffon, Diderot und (der originalste, der gewaltigste von allen) Rousseau schon längst die allgemeine Theilnahme verloren haben, die ihnen einst so leidenschaftlich entgegengebracht wurde. (Ebendort 1—3.) Noch mehr. Nach seiner Meinung ist sogar die Religionsphilosophie Rousseau's, die noch die Lamartine, Alfred de Musset, Victor Hugo begeistert hat, heutzutage vergessen. „Seine Ideen", behauptet er, „haben ihre Wirkungskraft erschöpft, wenn sie auch stets einen Platz in der Geschichte der Religionsphilosophie haben werden." (Ebendort 288.) Ich theile durchaus nicht diese Ansicht. Vielmehr bin ich fest überzeugt, daß von allen Hauptschöpfungen Rousseau's dasselbe gilt, was Dreyfus-Brisac vom „Contrat social" gesagt hat: „Er ist nicht veraltet; nur unsre Generation ist nicht mehr jung und erglüht nicht mehr für die großen Gegenstände. Trotz der Gleichgültigkeit der Gegenwart ist dieses Buch dennoch für alle Zeiten geschrieben." (Edmond Dreyfus-Brisac, Du Contrat social .. Paris. 1896. Introduction I, II.)

Unsre gesammte geistige und sittliche Welt wird jetzt von dem Losungsworte durchhallt: „Naturalismus", „Verismus". Aber wie himmelweit sind ihre Bestrebungen von denen Rousseau's verschieden, der vor 150 Jahren „das Evangelium der Natur und der Wahrheit" verkündigte! Nicht die gemeine, immer wechselnde, wandelnde Wirklichkeit und noch unendlich weniger das, was in ihr krank und zerrüttet ist, war dem Genfer Philosophen eins mit der Wahrheit. Und unter der Natur der Dinge verstand er nicht ihre überall unvollkommenen, ja gar zu oft verkümmerten Erscheinungen, sondern die Ideen der Dinge im platonischen Sinn, d. h. das, was sie ihrem Wesen nach, ihrer Zweckursache nach, was sie gleichsam im Geiste des Schöpfers sind. Ehrfurchtsvoll stand er vor den Genies der Vergangenheit, die sie in der Kunst und Wissenschaft, sowie vor den Heroen der Tugend, die sie in ihrem Dasein wenigstens annähernd vollkommen verwirklicht hatten. Früher oder später muß die Menschheit zurückkehren zu dieser Weltanschauung und dann wird sie zugleich mit deren Vertreter auch die ernsten, gediegenen Studien derer würdigen, die, allerdings in sehr kleiner Zahl — und zu dieser gehört Eugène Ritter —, gleichgiltig gegen die Ungunst der Gegenwart der Erforschung seines Lebens und der Erklärung seiner Werke ihre Kräfte gewidmet haben.

Alberi Jansen.

Mittheilungen und Nachrichten.

E. P. Zu der Hochfluth mehr oder minder verdienstlicher Schriften über Hans Sachs, die durch die 400. Wiederkehr seines Geburtstages veranlaßt wurde, hat Dr. Alfred Bauch einen beachtenswerthen Nachzügler geliefert mit seiner Studie über „Barbara Harscherin, Hans Sachsens zweite Frau". (Nürnberg 1896. Joh. Phil. Raw.) Obwohl die Verehelichung des gealterten Meisters mit Barbara unstreitig nicht bloß in seinem äußeren Leben, sondern auch in seiner dichterischen Thätigkeit einen merklichen Abschnitt bedeutet, hatte sich die bisherige Forschung damit begnügt, zur Charakteristik der wackeren Frau nur des Dichters eigene Angaben, namentlich sein „künstlich Frauenlob", heranzuziehen, und was dabei durch den erotisch begeisterten Preis ihrer Schönheit und Jugendfrische zu der falschen Vorstellung gekommen, daß Barbara Harscher bei ihrer Verheirathung mit Hans Sachs ein junges Mädchen gewesen sei. Daran wurde um so weniger gezweifelt, als Hans Sachs sie nirgend anders als mit ihrem Mädchennamen nennt; die zu näherem Nachprüfen auffordernden Verse, die die ehrbare Zucht ihrer Kinder rühmen, wurden ohne weiteres auf Enkelkinder des alten Meisters gedeutet, und damit war das Interesse für Barbara erschöpft. Alfred Bauch hat nun neue Quellen, nämlich die Nürnberger Kirchenbücher, herangezogen und ist bei der mühsamen, aber mit der gewissenhaftesten Genauigkeit vorgenommenen Durchsicht derselben zu werthvollen neuen Aufschlüssen gelangt. Barbara Harscher war danach bei ihrer Verheirathung mit Hans Sachs Wittwe und Mutter von sechs Kindern, von denen zwar kaum alle, aber sicher mehrere am Leben waren. Sie war als das älteste Kind aus der zweiten Ehe des Ringelmachers Konrad Harscher am 13. Juni 1534 geboren; 1544 verwaist, heirathete sie schon am 13. Mai 1550 den Kandelgießer Jakob Endres, der im Mai 1561 starb. Am 2. September 1561 verehelichte sie sich dann von neuem mit dem alternden Hans Sachs, dessen Lebensabend sie mit ihrer Lebensfrische und Anmuth verschönte. Mit Recht betont Bauch, daß sie es war, die den ermüdenden Dichter zu neuem Schaffen anregte; seine Productivität steigerte sich noch einmal in auffälliger Weise, während er persönlich sich mehr aus der Oeffentlichkeit zurückzog, in seinen Theaterstücken als Spielleiter oder Mitwirkender aufzutreten aufhörte und das Merkramt bei den Meistersängern niederlegte. Auch die Widmung des ersten Bandes seiner Folioausgabe an Barbara beweist, daß sie ihm verständnißvoll zur Seite stand und nicht blos für sein häusliches Behagen Sorge trug. Trotz dieses glücklichen Zusammenlebens aber ging sie nach Hans Sachsens Tode (gestorben 19. Januar 1576) schon am 8. Mai 1576 eine neue Ehe ein mit dem verwittweten Bader und Wundarzt Hans Leutkirchner, der 8 Jahre jünger war als sie. Am 8. März 1583 starb sie und wurde zwei Tage später feierlich bestattet. Auch ihr Grab hat Bauch festgestellt, während das von Hans Sachs nicht ausfindig gemacht werden konnte. Bauch hat seine klare Darstellung dieses einfachen Lebensganges mit einer Fülle von urkundlichen Nachweisen belegt, so daß seine bis weit in die Verwandtschaften der in Betracht kommenden Personen verzweigten Untersuchungen außer allem Zweifel stehen. Auch fällt manche beachtenswerthe Bemerkung nebenbei ab, wie z. B. über den Gebrauch des Wortes „Heirathen" für „sich verloben", wodurch sich nicht nur die betreffenden Daten in Hans Sachsens Biographie berichtigen ließen, sondern auch die bisher ungenommene neuntägige Hochzeitsfeier des jungen Dichtees im Jahre 1519 als unmöglich erwiesen wurde; es war eben die Zeit seiner Verlobung mit Kunigunde, die vom 1. bis 9. Sept. 1519 währte. Derlei Berichtigungen gibt Bauch mehrfach; freilich hat es sich dabei nicht gescheut, manchmal den Text ganz von Anmerkungen überwuchern zu lassen. Sehr dankenswerth sind die Beilagen, von denen besonders die Verweise und Verwarnungen, die Hans Sachs vom Nürnberger Rath ertheilt wurden, die Quittung Barbara's über den Empfang ihres Erbtheils, die Acten über Hans Sachsens Nachlaß und Erben, die Untersuchungen über seine älteste Tochter und ihre Nachkommenschaft und das Inventar über den Nachlaß seines in Zwickau verstorbenen Urenkels Joh. Pregel Beachtung verdienen. In diesem Inventar finden sich bekanntlich 35 Bände Handschriften von Hans Sachs verzeichnet, während der Dichter selbst in seiner „Summa all meiner Gedicht" vom 1. Januar 1567 nur 16 Meistergesangbücher und 18 Spruchgedichtbücher, also nur 34 Bände nennt. Es ist verdienstlich, daß Bauch für den 35. Band eine annehmbare Erklärung sucht. Er findet sie in der Annahme, daß der alte Meistersänger, der nachweislich nach dem Jahre 1567 noch einzelnes gedichtet hat, vielleicht doch noch ein neues, 19. Spruchgedichtbuch nach seinem „Valet" angelegt, wenn auch kaum mehr gefüllt hat; oder aber man kann die sehr einleuchtende Hypothese Max Herrmanns zu Hülfe nehmen, daß Hans Sachs eine handschriftliche Sammlung seiner Dramen zum praktischen Gebrauch für das Einstudiren besaß und daß diese sich in Pregels Nachlaß befand. Jedenfalls darf man nicht den Widerspruch der beiden Angaben unerklärt stehen lassen, wie es sogar Edmund Goetze noch in Stiefels „Hans Sachs-Forschungen" bei Besprechung der Handschriften des Hans Sachs thut, während Karl Drescher in demselben Sammelbande sogar durch eine scharfsinnige Interpretation der erwähnten Stelle bei Hans Sachs die Zahl der verlorenen Bände von 14 auf 13 verringern zu können glaubt, ohne irgendwie zu berücksichtigen, daß sie nach der Zwickauer Angabe 15 sein muß. Bauch hat in dieser Frage wie für die Biographie des Nürnberger Meisters das Verdienst, den trockenen Angaben zuverlässiger Urkunden neben den anziehenderen, aber öfters durch poetische Freiheiten oder Gedächtnißschwäche des Dichters oder sonstige Umstände ungenauen Aufzeichnungen von Hans Sachs selbst die ihnen gebührende Beachtung zugewendet zu haben.

* Von der Wetterwarte auf dem Brocken meldet die „Magd. Ztg.“, daß die bei der Eröffnung im October v. J. noch nicht vollendete Einrichtung der Station in den nächsten Tagen ihren Abschluß finden wird. Es handelt sich hiebei um die noch nicht erfolgte Ausstattung des „Gelehrtenzimmers“, das dazu bestimmt ist, ähnlich wie auf dem Sonnblick und dem Säntis, Fachgelehrten, die auf dem Brocken besondere Untersuchungen ausführen wollen, zeitweiligen Aufenthalt zu gewähren. Das wissenschaftliche Instrumentarium der Warte ist außerdem in den letzten Tagen durch zwei neue Thermographen veränderter Construction vervollständigt worden. Pfingsten wird die Einweihungsfeier abgehalten werden.

* **München**, 13. Mai. Geographische Gesellschaft. Zu Ehrenmitgliedern wurden einstimmig ernannt die HH. Prof. Dr. Friedrich Hirth, z. Z. in Bkachea, und Prof. Dr. Alexander Supan in Gotha; zu correspondirenden Mitgliedern die HH. Dr. Karl Diener, Privatdocent an der Universität in Wien, Prof. Fiorini in Bologna und Capitän A. Schück in Hamburg.

* **Tübingen.** Die theologische Facultät hat dem Dr. ph. Lic. Kirn in Leipzig den Titel eines D. theol. und seinem künftigen Nachfolger in Basel, Dr. ph. Mezger, den Titel eines Lic. theol. ehrenhalber verliehen.

* **Bretten** in Baden. Aus Anlaß der Feier des 400. Geburtstages Philipp Melanchthons am 16. Februar 1897 soll hier in der Geburtsstadt des großen Gelehrten und Reformators der Grundstein zu einem Gedächtnißbau gelegt werden, der bestimmt ist, eine Halle mit den Standbildern hervorragender Zeitgenossen und ein Museum aufzunehmen. Im Museum sollen die handschriftlichen Aufzeichnungen Melanchthons, Gemälde, Kupferstiche, Holzschnitte u. s. w., vor allem die noch nirgends auch nur annähernd vollständig gesammelten gedruckten Werke von und über Melanchthon, sowie Schriften seiner Freunde und Gegner aufbewahrt werden. Der Gedanke ist ausgegangen von dem Melanchthon-Forscher Prof. Dr. Nik. Müller in Berlin und hat überall freudige Aufnahme gefunden. Der Großherzog von Baden wird das Protectorat übernehmen. In einer unter Leitung des Prälaten Schmidt aus Karlsruhe in Bretten abgehaltenen Versammlung setzte Prof. Dr. Müller seine Vorschläge nochmals auseinander, worauf die sofortige Einleitung der Vorarbeiten beschlossen wurde. Die heute auf der Geburtsstätte Melanchthons stehenden Gebäude werden abgetragen, um dort den Gedächtnißbau erstehen zu lassen. Die Mittel werden durch Sammlung beschafft.

* **Jena.** In der philosophischen Facultät habilitirte sich Dr. Hugo Dinger aus Coeln. Seine Probevorlesung behandelte das Problem der Tragödie bei Richard Wagner und Friedrich Nietzsche.

* **Göttingen.** Wie der Abschluß der Einschreibungen lehrt, hat sich der Besuch unsrer Universität so beträchtlich gehoben, daß wir im Sommersemester wohl gegen 1100 Studenten zählen werden, eine Ziffer, die recht lange nicht erreicht worden ist. Im vorigen Winter hatten wir 882 und 70 nicht immatriculirte Hörer, darunter 32 Damen. Der Abgang betrug gegen 300, der Zugang bis jetzt schon 450 regelmäßig Inscribirte. Dazu kommen nun noch die immatriculirten Hörer, die auch, namentlich Damen, zahlreicher erschienen sind, und die Nachzügler. Von den bis jetzt eingeschriebenen Studenten werden sich 158 der Rechtswissenschaft, 96 der Medicin, 55 der Theologie, 26 der Chemie, 30 der Philologie, 17 den neueren Sprachen, 16 den Naturwissenschaften, 12 der Mathematik, 11 der Pharmacie, 6 der Geschichte, 6 den Cameralien, 2 der Philosophie, 2 der Zahnheilkunde und 1 der Landwirthschaft widmen. Der Nationalität nach sind 416 Deutsche, 14 Engländer, 2 Schweizer, 2 Amerikaner, 1 Serbe, 1 Australier, 1 Franzose und ein Russe.

* **Kiel.** Nachdem das bei der hiesigen Universität bestehende Extraordinariat für Archäologie in ein Ordinariat umgewandelt worden ist, hat der Minister dieses dem Professor Dr. Michhöfer hier verliehen.

* **Zürich.** An der Universität habilitirte sich als Privatdocent Dr. Louis Bey mit einer Antrittsrede über Heinrich Heine und Alfred de Musset.

* **Paris**, 13. Mai. Zwei Todesfälle werden heut in der Pariser Welt verzeichnet: Henri Cernuschi ist in Mentone bei seinem Bruder, wo er zu Besuch weilte, und der Professor Germain Sée letzte Nacht in seinem Privathotel gestorben. Er stammte aus dem Elsaß, war seit 1852 praktischer Arzt in Paris und wurde 1866 Professor der Therapie an der Medicinschule an Stelle Trousseau's, was unter den Studirenden heftigen Widerspruch hervorrief, weil die Ernennung der Gunst der Kaiserin Eugenie zugeschrieben wurde. Als im Juli 1870 die große Consultation über den Gesundheitszustand Napoleons III. stattfand, war es Germain Sée, der das Gutachten unterzeichnete, daß der Kaiser von einem Blasenleiden heimgesucht sei. Bekanntlich weigerte sich der Leibarzt Conneau, der Aufforderung der 5 Specialisten: Nélaton, Ricord, Fauvel, G. Sée, Corvisart, Folge zu leisten und das Resultat der Consultation zur Kenntniß der Kaiserin zu bringen. Diesem Umstande wird von den Geschichtschreibern eine übertriebene Bedeutung beigemessen. — Cernuschi, Italienischer Flüchtling von 1848, der sich in Frankreich hat naturalisiren lassen, setzte vor 14 Jahren die Stadt Paris zur Erbin seines japanisch-chinesischen Museums und des Prinzhotels beim Parc Monceau ein, das die kostbare, in ihrer Vollständigkeit einzig dastehende Sammlung birgt.

* **Rom.** Papst Leo XIII. hat auf die „Helferin der Christen“, die Mutter Gottes, in lateinischen Distichen eine neue Elegie gedichtet. Letztere besteht aus zwei in sich nicht zusammenhängenden, aber durch den Gedanken „Helferin der Christen“ verbundenen Theilen. Der erstere, kürzere Theil besingt, wie mit Hülfe Maria's durch „den aus Spaniens Gebiet gekommenen Mann“, den heil. Dominicus de Guzman, Frankreich von der Fluth des Irrthums befreit worden (Albigenser). Der zweite, größere Theil behandelt die Seeschlacht bei Lepanto, an die noch heute das kirchliche Fest Mariä de victoria erinnert und zu deren Gedächtniß neuerdings bei Patras eine neue Marienkirche gebaut wird. Der Bau ist elegant. — Zum Präfecten der vaticanischen Archive an Stelle Galimberti's wird Cardinal Francesco Segna ernannt werden. — In Pavia starb der bekannte italienische Nationalökonom Luigi Cossa, Professor an der dortigen Universität. — Der Besuch der italienischen Universitäten nimmt fortwährend zu, was den auch in anderen Ländern bestehenden Nachtheil hat, daß viel mehr Aerzte, Juristen, Professoren u. s. w. herangebildet werden, als Beschäftigung finden können. So absolviren laut einer vom Unterrichtsministerium angestellten Untersuchung jährlich gerade doppelt so viel Medicinstudirende die Universität, als nöthig sind, um die jährlich durch Tod abgehenden Aerzte zu ersetzen. Dabei ist Italien bereits verhältnißmäßig mit Aerzten überfüllt: während auf je 100,000 Einwohner in Preußen 32, in Oesterreich 34 und in Frankreich 40 Aerzte kommen, entfallen in Italien auf diese Einwohnerzahl 66. In der juristischen Facultät haben wir dieselbe Ueberproduction. Für die bei den Gerichten frei werdenden Stellen und zum Ausfüllen der Lücken, die der Tod in den Reihen der praktizirenden Rechtsanwälte und Notare entstehen läßt, braucht es jährlich 500 Juristen; es gehen aber jedes Jahr ungefähr 1000 neue Doctores juris von den italienischen Universitäten ab.

Tauchnitz Edition.
May 13, 1896.
The
Stolen Bacillus.
By (6508)
H. G. Wells,
Author of
„The Time Machine“ etc.
In 1 vol.
Sold by all booksellers — no orders of private purchasers executed by the publisher.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.
Die Lehre Spinozas.
Von
Theodor Camerer.
Preis geheftet 8 Mark.
Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Verlag von Wilhelm Hertz (Bessersche Buchhandlung) in Berlin.
Soeben erschien: (6505)
Geschichte
der
Deutschen Litteratur
von Leibniz bis auf unsere Zeit
von
Julian Schmidt.
Fünfter (letzter) Band.
Geheftet: 8 Mark.
Preis des vollständigen Werkes (Band I—V): 37 Mark.

Lyrische Dichtung
und
neuere deutsche Lyriker
von
Alfred Biese.
Geheftet: 3 Mk. 60 Pfg.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1896. München, Samstag, 16. Mai. Nummer 113.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaktion der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Neues vom alten Raabe. — Edwin Frhr. v. Manteuffel an Leopold v. Ranke. 6—10. — Mittheilungen und Nachrichten.

Neues vom alten Raabe.

SS. Wilhelm Raabe ist keiner von den leicht und bequem zu genießenden Autoren. Wer ihn erst kennt, der weiß ihn auch zu würdigen, aber in dem Kennenlernen liegt es gerade. Denn er gehört nicht zu den entgegenkommenden Naturen, mit denen man schnell vertraut wird, und manchen mag die Mühe verdrießen, die es macht, ihm näher zu kommen. Wem er aber die Hand einmal herzhaft gedrückt hat, den hält er dauernd fest, und wer seine Bücher so zu lesen weiß, daß er den Menschen erkennt, der in dem Buche steckt, der bleibt ihm treu. Er schreibt nicht so, wie es der Menge gefällt, und mit manchen Tagesschriftstellern zu wetteifern, auf deren Büchern „zwanzigstes" und „dreißigstes" Tausend prangt, mag ihm noch nie in den Sinn gekommen sein. Aber diese werden schon längst vergessen sein, wenn man Raabe's Bücher noch lesen wird. Vielleicht wird eine künftige Zeit aus ihnen erfahren, wie es in der zweiten Hälfte unsres Jahrhunderts in jener socialen Schicht zuging, die von der schnelllebigen Neuzeit immer mehr zerrieben wird. Wenn dann die Raum- und Zeitgrenzen noch mehr als es jetzt schon der Fall ist, überwunden, Stadt und Land einander viel näher gerückt sein werden, dann mögen wohl die Kinder eines rastlos ringenden und rennenden Geschlechts erfahren, wie voreinst Behagen, Gemüthlichkeit und Zufriedenheit in den Niederungen hauste, dann wird man sich mit Interesse in das Thun und Treiben jener schlichten Lebenskünstler versenken, die das große Geheimniß verstanden, das Glück im Innern zu finden. Unter den Kleinen, Einfachen, Dürftigen sind seine schönsten Gestalten.

Hat Raabe auch kein „groß Publicum", so ist doch die Schaar seiner Anhänger in allen Theilen der deutschen Sprachzone allmählich recht ansehnlich geworden, und es wird vielleicht kaum einen zweiten unter den zeitgenössischen Romanschriftstellern geben, von dem mit gleichem Rechte gesagt werden könnte, daß er eine „Gemeinde" besitzt. Es ist das Was und das Wie, das sie bei ihm liebgewonnen haben, der merkwürdige, fremdartige, zuweilen seltsame Stoff, den er immer so durchaus bewältigt, daß er uns völlig natürlich erscheint. In seiner reichen Production spielt die Liebe zwischen den Geschlechtern nicht entfernt die ausschlaggebende Rolle, wie bei anderen Autoren, und die Verirrungen der Leidenschaft, die für die Mehrzahl der französischen und für ein gut Theil der deutschen Romane das immer wiederkehrende, unentbehrliche Thema bilden, werden bei ihm auch nicht einmal gestreift. Dennoch ist reicher, fesselnder, vielgestaltiger Inhalt in seinen Büchern vorhanden. Daß zu dem festen Stamm seiner alten Verehrer sich allmählich auch neue gesellen, das beweisen die neuen Auflagen, die nun nach und nach von seinen älteren Büchern nothwendig werden. So 1894, fünfundzwanzig Jahre nach der ersten Auflage, vom „Schüdderump", der tiefsten seiner Bücher, so im vergangenen Jahre von dem gemüthlichen und gemüthvollen Buche „Drei Federn", einunddreißig Jahre nach ihrem ersten Erscheinen! Auch „Die Leute vom Walde", „Unseres Herrgotts Kanzlei", „Der heilige Born", „Ein Frühling", „Der Däumling" sind in den letzten Jahren neu aufgelegt worden.

Jetzt endlich wird auch eine Ausgabe seiner „Gesammelten Erzählungen" veranstaltet, von der uns der erste Band vorliegt (Berlin, Otto Janke 1896). Unter den darin enthaltenen, 1858 bis 1875 entstandenen Geschichten sind neben flüchtig skizzirten und unbedeutenden auch einige, die schon die Löwentatze erkennen lassen. So bringt die historische Novelle: „Der Junker von Denow", die später oft bethätigte Fähigkeit Raabe's zum Ausdruck, die Weltgeschichte poetisch zu behandeln, weil er nicht wie die Fabricanten historischer Romane irgend eine romantische Begebenheit oder Liebesgeschichte an berühmte Namen knüpft, sondern weil es die Zeit selbst ist, die er kräftig und lebendig vor uns erstehen läßt. In der in ihrer Knappheit mächtig und erschütternd wirkenden Novelle finden wir manche Anklänge an spätere Werke aus der reifsten Zeit des Verfassers, besonders an das „Odfeld". Wie er die Verwilderung, die in den Perioden großer Kriege entsteht, darzustellen weiß, das sehen wir in dem letztgenannten seinen Buche in der ergreifenden Geschichte „Else von der Tanne", in dem Cabinetsstück „Die Innerste". In dem echt historischen Sinn, mit dem Raabe sich in die Vergangenheit so zu vertiefen weiß, daß er sie völlig neu belebt, steht er an der Seite Theodor Storms und thronhoch über manchen vielgenannten Verfassern historischer Romane. Sehr stimmungsvoll ist die kleine Erzählung „Hollunderblüthe", die übrigens von der Eigenart Raabe's nichts erkennen läßt. Ueberhaupt tritt in dem ganzen Buche der am meisten ausgeprägte Zug seiner literarischen Physiognomie, die intime Kenntniß des Lebens der kleinen Leute und dessen liebevolle Schilderung nicht so merkbar hervor, wie in seinen anderen Erstlingsbüchern. Welches Stadtkind weiß wohl heute noch so Bescheid, wie es in einer Schusterwerkstätte zugeht? „Der niedrige Arbeitstisch, der niedrige Schemel, die wassergefüllte Glaskugel, welche das Licht der kleinen Oellampe auffängt und glänzender wieder zurückwirft, der scharfe Dust des Leders und des Pechs ..." so heißt es im „Hungerpastor". Und in der „Chronik der Sperlingsgasse" sind die Grundzüge schon voll vorhanden, die sich später ausgeprägt und vertieft haben. Von der Sperlingsgasse zum Vogelsang, fürwahr ein weiter und mühseliger Weg, aber reich an köstlichen Früchten! „Die Acten des Vogelsangs"[1]) gehören zu den Büchern, die den Leser nicht so schnell loslassen. Das ist ein Buch, über das man lange nachsinnen mag, von dem man sich mit anderen Lesern gern unterhalten wird, wenn man es durch-

[1]) Ebenfalls Berlin 1896, Verlag von Otto Janke.

gelesen. Man fühlt, daß mehr darin steckt, als der stoffliche Inhalt bietet, und man wird sich nicht so schnell darüber klar werden, worauf die starke Wirkung dieses Buchs beruht, bis wir dann mit Erstaunen wahrnehmen, daß darin Gedanken wiedergegeben sind, die wir als unser ureigenstes Eigenthum betrachteten, daß Situationen geschildert werden, die man schon selbst durchlebt hat, daß wir wirkliches Leben sehen, wie es sich im Auge eines weisen und zur Erkenntniß durchgedrungenen Mannes abspiegelt. „Die Acten des Vogelsangs" sind schlichter und darum auch für die große Masse genießbarer als viele andere Bücher Raabe's. Das Motto, das bei ihm immer etwas sagt, ist dem Peter Schlemihl entnommen:

„Die wie dem Schatten Wesen sonst verliehen,
Seh'n Wesen jetzt als Schatten sich verziehen."

Auch an das Wort, das irgendwo im Shakespeare vorkommt: „Reif sein ist alles", kann man denken. Was man sonst zuweilen an den Raabe'schen Lieblingsfiguren auszustellen hat, daß sie alle eine gewisse Familienähnlichkeit haben, das trifft auf den Helden dieser Geschichte nicht zu. Velten Andres hat es in der Welt zu nichts gebracht und dennoch sagt sein Jugendgenosse, der Oberregierungsrath Karl Krumhardt, da er seine Geschichte aufzeichnet: „Ich habe sein Leben mit erlebt, und doch, gerade hier, vor diesen Blättern, überkommt es mich von Seite zu Seite mehr, wie ich der Aufgabe, davon zu reden, so wenig gewachsen bin. Ich habe alles erreicht, was ich erreichen konnte, er nichts — wie die Welt sagt, — und — wie ich mich zusammennehmen muß, um den Neid gegen ihn nicht in mir aufkommen zu lassen!" Velten Andres ist eben ein ganzer Mensch. Er sucht freilich sein reiches Herz zu umpanzern, und da er eines Tages das Wort findet, das „der größte Egoist der Literaturgeschichte", damals achtzehn Jahr alt, seinem Freunde Behrisch zurief:

„Sei gefühllos!
Ein leichtbewegtes Herz
Ist ein elend Gut
Auf der wankenden Erde,"

da meint er, nun sei er im Besitz des lösenden Zauberwortes, und er redet sich's unablässig vor, um es gleichsam zum Leitmotiv zu nehmen. Aber er muß sich gewaltsam losreißen von dem, was ihn an die Heimath, an die Erde fesselt, und es ist gar anschaulich und auch ganz glaubwürdig geschildert, wie er wochenlang mit dem Hausrath der gestorbenen Mutter einheizt, wie er Familienstücke und Kindheitserinnerungen, alles, woran sich sonst die Pietät klammert, ins Feuer wirft. Dann erst ist er das, was der ahnungsvolle Engel, die liebe kleine Frau Anna schon vorher in ihm sieht: „ein Eigenthum hat der nicht mehr in der Welt und an der Welt, und was für mich und unsresgleichen sehr trostlos ist: will es auch nicht haben. — Ist es ein Glück, so unverwundbar auf seinem Wege durchs Leben zu werden, wie dieser dein Freund Velten, der an allem, was uns anderen begegnen mag, jetzt nur Antheil nimmt, wie wir auf unserm Theaterplatz, einerlei, ob es das lustigste oder das traurigste, das dümmste oder das klügste, das häßlichste oder das schönste ist, was vor ihm aufgeführt wird. Und was noch schlimmer ist, auch in ihm!" Wie es kam, daß er so geworden? Sie waren Nachbarskinder im Vogelsang, Velten Andres, Karl Krumhardt, der die Acten des Vogelsangs anlegt, und Helene Trotzendorff. Der Vogelsang ist, wie die Sperlingsgasse, ein Stadttheil, wo die kleinen Leute wohnten. Der Titel des Buches und die äußere Anlage klingt also an das Erstlingswerk des Autors an. Damals, vor über vierzig Jahren, schrieb er: „Ich liebe in großen Städten diese älteren Stadttheile mit ihren engen, krummen, dunkeln Gassen, in welche der Sonnenschein nur verstohlen hineinzublicken wagt . ." Und jetzt schildert er eine Gegend, in der die Nachbarskinder noch mit einander bekannt werden, anders, als es heutzutage in den modernen Straßen möglich ist. „Die Nachbarschaft! Ein Wort, das leider Gottes immer mehr Menschen zu einem Begriff wird, in den sie sich nur mühsam und mit Aufbietung von Nachdenken und Ueberdenken von allerlei behaglicher Lectüre hineinzufinden wissen. Unsereinem, der noch eine Nachbarschaft hatte, geht immer ein Schauder über, wenn er hört oder liest, daß wieder eine Stadt im deutschen Volk das erste Hunderttausend ihrer Einwohnerzahl überschritten habe, somit eine Großstadt und aller Ehren und Vorzüge einer solchen theilhaftig geworden sei, um das Nachbarschaftsgefühl dafür hinzugeben. Wir, zu unsrer Kinderzeit, hatten es noch, dieses Gefühl des nachbarschaftlichen Zusammenwohnens und Antheilnehmens."

Karl Krumhardt ist der brave, der bei den ausgelassenen Streichen der anderen mehr den Zuschauer bildet, der schon in früher Jugend die Anlagen zeigt, auf dem geraden und glatten Wege vorwärts zu kommen. Er besteht auch ohne Schwierigkeit das Examen, während Velten durchfällt; dennoch blickt er stets bewundernd zu diesem hinauf und hat von früher Jugend an das Gefühl, daß Velten ihm überlegen ist. Velten und Helene gehören zusammen und das Leben bringt sie auseinander, und das kann er nicht verwinden — das ist die ganze Geschichte. „In einem curios verästelten hohen Eichbaum hatte sie sich einmal verklettert, und ihm war es nicht möglich gewesen, sie aus den Lüften und schwankenden Zweigen wieder herunterzuholen und ihr zu festem Boden unter den Füßen zu verhelfen." Karl hatte in die Stadt nach Beistand laufen müssen. Und als Velten aus Amerika einen Brief von der reich gewordenen Ellen bekam, da rief er: „Das Mädchen verklettert sich noch einmal, und ich muß ihr wiederum nach; es ist keine Hülfe und Abwehr dagegen." Aber es war vergebens. „Sie haben sie uns genommen, Mutter, und sind völlig in ihrem Recht, da sie das nach ihrer Meinung beste Theil für sie erwählt haben. Ich habe sie verloren; aber diesmal bin ich nicht schuld daran, das beste Glück der Erde verpaßt zu haben," schreibt Velten aus Amerika seiner alten Mutter.

Wie im „Schüdderump" und im „Meister Autor" hört auch hier mit der Verbesserung in den äußeren Umständen der Heldin die Zufriedenheit, das Glück, die Zusammengehörigkeit auf. Helene wurde eine stattliche reiche Mistreß Mungo, aber das Glück fand sie nicht auf ihrem Wege, und Velten ging, ein ruheloser Wanderer, über die Erde. Als die alte, geliebte und verehrte Mutter gestorben war, da riß er sich nach und nach von allen irdischen Interessen los und sah kühl und gefaßt, mit buddistischem Gleichmuth, dem Nichts entgegen. Vielleicht hätte er noch ein Glück finden können, wenn er die Neigung begriffen hätte, die das zarte liebliche Fräulein Leonie des Beaux ihm entgegenbrachte. In seinem Herzen aber war nach der glücklosen, tiefen Empfindung für Helene kein Platz mehr für die Liebe. Er kommt zurück nach Berlin und läßt sich bei der uralten Fechtmeisterin Feucht seine Studentenwohnung wieder einräumen; dort, todtmüde von seinem Wege durch sein junges Leben stirbt er, und an seinem Todtenbette hält Helene die Wacht. „Da er sich nicht anders gegen mich wehren konnte und mich überall in seinem Leben, in seinen Gedanken und Träumen und in seinem Thun fand, da er mich nicht aus seinem Eigenthum an der Welt los wurde, mußte er ja allem Besitz entsagen, alles Eigenthum von sich stoßen und hat — doch vergeblich — den Vers dort an die Wand geschrieben! Es war ja auch nur ein thörichter Knabe, der mit seinem leichtbewegten Herzen

Digitized by Google

zuerst in jenen nichtigen Worten Schutz vor sich selber suchte!" Und ein ehrender Nachruf ist es, wenn die alte Frau Fechtmeisterin von ihm sagt: „Er war doch der Närrischste, aber auch der Tapferste von euch allen. Schade, daß er zu seine Nerven mitbekommen hatte und so, so, so ein Leben führen und so, so zum Ende kommen mußte, wenn er nicht als euer aller Narr, oder im Irrenhaus zu Grunde gehen wollte."

Das Sterben bei Raabe verdiente ein besonderes Capitel. Er nimmt dem Tode sein Grausen und lehrt uns, ihm mit philosophischer Ruhe ins Auge zu sehen, stets „in Bereitschaft", was nach den Worten des Dänenprinzen die Hauptsache ist. Besonders hinreißend ist die Schilderung, wie der wackere Schönow dem Ludoif Amelung das Sterben erleichtert, ergreifend auch der Tod Karl Schaake's in „Meister Autor"; auch im „Schüdderump", in „Alte Nester", in „Deutscher Adel" ist das Sterben seiner Schreckniſse entkleidet. Wer selbst eine geliebte Mutter verloren hat, der weiß es nachzufühlen, wie es Velten Andres zu Muthe ist, da bei der seinigen das Lebenslicht leise und sanft erlischt. Und wie ist es ganz dem Leben entnommen, wenn der Erzähler selbst nach dem Tode seines Vaters schreibt: „Es war ein schöner, sonniger Morgen, an welchem wir meinen Vater begruben. Mit einem stattlichen Gefolge, an dem er wohl seine Genugthuung haben mochte, und wie es ihm da, wo man sonst wohl am wenigsten an so etwas denkt, auf seines Lebens Höhe, als etwas sehr Wünschenswerthes, sehr Erstrebenswerthes erschienen sein mag. Wie oft hat er von dem Fenster unsres Wohnzimmers aus die Kutschen gezählt, die bei solchen Gelegenheiten die Theilnahme der Besten im Volke leer, aber würdig zur Darstellung bringen! . . Und nicht, daß ich nun von einem erhabeneren Standpunkt hierüber weggesehen hätte: o, als der rechte Sohn meines Vaters habe ich sehr genau darauf geachtet, wer ihm und mir die gebührende Ehre gab und wer nicht."

Wenn man von früheren Büchern Raabe's zuweilen das Wort anwenden konnte, das von dem Helden dieses Buches gesagt wird: „man konnte bei allem irgend etwas denken, aber man mußte sich wirklich sehr in seine Grillen und Schrullen hineinfinden", so ist solches Urtheil auf die Acten des Vogelsangs nicht zutreffend. Diese Geschichte ist ungleich einfacher, harmonischer und runder, als viele andere. Im „Hungerpastor" und in anderen älteren Büchern wirkt es zuweilen störend, wenn der Verfasser Proben seines umfassenden Wissens gibt; in den „Acten des Vogelsangs" wachsen die literarischen Anspielungen ganz naturgemäß und organisch aus den Situationen heraus. Ein prächtiges Wort über Heine sei hier wiedergegeben: „Und wenn sich alle Schulmeister der Welt auf den Kopf stellen, oder vielmehr sest hinsetzen aufs Katheder: sie erobern die Welt zwischen dem sechzehnten und zwanzigsten Lebensjahre doch nicht durch moralisch, ethisch und politisch gereinigte Anthologien. Der „Unsinn", der Mondenschein, der „frivole Ungeschmack" und die Nachtigall, der „Blödsinn", der Lindenduft, das ferne Wetterleuchten und die hübsche Jungfer Lorelei im lichten Sommerkleide im Mondlicht behalten doch ihr Recht: der Spiegel behält sein Recht, aber nicht die Ruthe dahinter. . . ."

Von großem Interesse ist es, die Entwicklung zu verfolgen, welche die künstlerische Technik Raabe's genommen hat. Gerade in seinen letzten Büchern hat er sich seine Aufgabe nicht wenig erschwert. So erzählt im „Stopfkuchen" der übers Meer reisende Freund gleichzeitig die Jugenderlebnisse und das, was ihm die neue Zeit brachte, unterbrochen von tagebuchartigen Aufzeichnungen über den Fortgang der Fahrt, so daß der Leser sich nicht ganz schnell in dieser Verschlingung zurechtfindet, bis er dann doch merkt, daß der Autor die Fäden fest in der Hand hält. In „Kloster Lugau" erscheinen die Hauptpersonen nur im Dämmerlichte. Hier in den „Acten des Vogelsangs" beginnt die Geschichte mit dem Ende, mit einem Briefe Helenens, der den Tod des Helden meldet. Der dritte Kamerad, der inzwischen zum Oberregierungsrath gewordene Karl Krumhardt, erzählt uns nun die Geschicke des Gestorbenen und in den Aufzeichnungen, die er macht, treten die verschiedenen Personen mit voller Lebendigkeit vor uns hin. Die Hauptfiguren, der Erzähler selbst und sein Elternpaar, die prachtvolle alte Frau Doctor Andres, die sich der reichen Galerie liebenswerther Matronen würdig anschließt, deren Raabe so manche geschildert hat, auch die etwas romantische reiche Schneiderfamilie sehen wir deutlich vor uns. Und wie ist Mama Trotzendorff mit zwei Strichen gut gezeichnet, wenn es bei der Verwundung ihrer Tochter heißt: „Die Nachbarin Trotzendorff konnte Verwundungen nicht gut ansehen, geschweige denn Hülfe bringend sest und kräftig anrühren." Mit zu dem Schönsten in den Büchern Raabe's gehören immer die Briefe seiner Personen; ein Prachtstück in dieser Richtung ist der Brief, den Velten der Mutter aus Amerika schreibt.

Wir sehen die Raabe'schen Gestalten plastisch vor uns, auch wenn sie nur in flüchtigen Strichen gezeichnet sind. Das hängt zweifellos damit zusammen, daß ihr Schöpfer sich sehr lange im Geiste mit ihnen beschäftigt hat und sie selbst mit voller Deutlichkeit vor sich sieht, ehe er es unternimmt, sie darzustellen. Auch in die Oertlichkeit weiß er uns so zu versetzen, daß wir uns förmlich dort befinden. Ob er uns nun Gegenden des Harzes und seiner engeren Heimath zeigt, wie in einer Reihe seiner Geschichten, ob er uns in das Salzkammergut führt, wie in den „Keltischen Knochen", nach dem Frankfurt der sechziger Jahre, wie in „Eulenpfingsten", ob er uns die Kinder in Kuckelruckshoiz im „Schüdderump", die Vierlingswiese in den „Unruhigen Gästen", Schaumanns „Rothe Schanze" oder die absterbende alte Zeit in den „Acten des Vogelsangs" zeigt, überall ist das „Milieu" ausgezeichnet getroffen. Wie er seine Personen deutlich vor sich sieht, so auch die Umgebung, in der sie sich befinden, daher die außerordentliche Gegenständlichkeit seiner Schilderungen.

Die „Acten des Vogelsangs" sind nicht von fröhlichem Humor erfüllt, wie etwa „Der Lar" oder „Die Kinder von Finkenrode" oder „Gutmanns Reisen"; sie gehören zu den elegisch ernsten Büchern, wie „Der Schüdderump", „Im alten Eisen", „Unruhige Gäste", die an Herz und Nieren greifen und in denen man Erhebung und Erbauung in trüben Stunden findet. Raabe ist in diesem Buche der Alte geblieben und darum ist darin nichts davon zu merken, daß er alt geworden wäre.

Edwin Frhr. v. Manteuffel an Leopold v. Ranke.

6.

Hochverehrter Freund.

Schon wieder schreibe ich heute. Ich habe nämlich heute früh einen Druckbogen bekommen,[1]) den ich in der Anlage schicke. Ich freue mich über den Zusatz pag. 195. Sie werden selbst finden, daß derselbe ganz zu dem Schluß von pag. 208 paßt. Ich habe Ihnen nur eine Bemerkung zur Huldigung der Armee und dem Aufenthalt in Köln vorzutragen. Der König hat im März 1848 nach dem Umzug — dem sogenannten deutschen — befohlen, daß die Armee neben der preußischen, auf der linken Heimseite aber und auf der Mütze unter der preußischen Cocarde,

1) Vom „Briefwechsel Friedrich Wilhelms IV. mit Bunsen".

eine dreifarbige deutsche Cocarde trüge. Der König hat aber gleichzeitig alle Anträge zurückgewiesen, daß diese Farben an die Fahnen geknüpft oder in die Schärpen eingewirkt würden. Eine Aenderung ist hier nach dem sogenannten Huldigungsdecret des Reichskriegsministers Peucker nicht erfolgt, die Armee hat eben nicht gehuldigt. Ebensowenig ist sie je dem Befehle nachgekommen, die deutschen Farben in ihren Fahnen zu tragen. Als im Herbst 1848 oder im Frühjahr 1849 — das weiß ich nicht mehr ganz genau — die erste Parade wieder bei Moabit von den Wrangel'schen Truppen war, wohnte ihr der darmstädtische Minister Schäffer als deutscher Commissarius bei (er war wegen Regulirung der Posener, polnisch-deutschen Grenzlinien geschickt). General Schäffer nun machte eine Bemerkung hierüber, der König antwortete so scharf, daß Schäffer schwieg. Man ließ sich eben den passiven Widerstand gefallen.

In Köln z. B. war bei dem Diner im Gürzenich die Tafelordnung so angeordnet, daß der König zwischen dem Reichsverweser und Gagern, dem Präsidenten der Versammlung, sitzen sollte, um ihn zu ehren als eingeschlossen von dem Repräsentanten der deutschen Executivgewalt und der deutschen Nationalsouveränetät. Der König sagte: nein; er sei hier Herr und nehme als Gast den österreichischen Erzherzog rechts und dann seinen Onkel (den alten Prinzen Wilhelm) links neben sich — Gagern aber säße ihm gegenüber. Minister Auerswald mußte dies den Herren Arrangeurs sagen und brachte die Antwort: Gagern verlange neben dem Könige zu sitzen, und es sei zu befürchten, daß das deutsche Ministerium mit dem Präsidenten der Nationalversammlung nicht erscheinen und sogar abreisen werde, wenn der König nicht die Gnade hätte, den Wunsch der Herren zu erfüllen. Die Antwort war, daß die ganze deutsche Einheit zusammenfallen könne, ehe er zugeben würde, daß der Präsident der Nationalversammlung den Rang über die Prinzen seines Hauses bekäme. Und Prinz Wilhelm saß neben dem König und Gagern ihm gegenüber.

Nun will ich reiten. Noch eins. Haben Sie die Güte, Otto sehr herzlich für sein Telegramm und für seinen sehr hübschen Brief, den ich heute bekommen habe, zu danken. Telegramm und Brief haben mich sehr erfreut. Ja, von Telegrammen — gestern habe ich auch eins von Herrn Thiers bekommen, dem und dessen Frau und Schwägerin ich durch ein Telegramm an St.-Hilaire gratulirt hatte. Er sagt: Je vous remercie de vos voeux et je vous adresse les miens vifs et sincères pour vous et les vôtres. Jamais je n'oublierai les services que par votre sagesse, votre esprit de modération vous avez rendu à mon cher pays depuis que vous commandez l'armée d'occupation, ce sont là des titres à mon estime et à mon affection qui ne s'effaceront jamais. Recevez, général, la nouvelle assurance de ma vive affection et de ma haute considération. Sig. A. Thiers. Nicht wahr, das ist doch ganz hübsch? Aber nun herzlich Adio!

Nancy, 2. Januar 1872. E. Manteuffel.

7.

Nancy, 24. Februar 1872.

Mein herzlich geliebter und verehrter Freund!

1000 Dank für Ihren Brief. Otto ist wohl und war heute schon bei mir. Schnell 2 Worte über ferneren Inhalt Ihres Briefes. Ihr Scharfsinn hat den Zweck, in dem mein Brief an Sie geschrieben und dessen Abschrift der Königin-Wittwe mitgetheilt war, errathen. So ist der Brief auch nach vielen Seiten zu verstehen. Aber in einem Punkte remonstrire ich gegen Sie. Sie sagen in Ihrem Briefe: „Fast unmöglich ist es für mich, in dem ursprünglichen Text Weglassungen vorzunehmen." Das sieht ja niemand mehr ein als ich, und wenn Sie meinen Brief nachlesen, so werden Sie finden, daß ich meine Verwunderung über das Anstreichen vieler Stellen ausspreche und speciell erwähne, die Kraftausdrücke seien der Individualität des Königs entsprechend und ihre Beibehaltung nothwendig. Ich habe ja nur ein paar Auslassungen vorgeschlagen, wie „neu gekrönter Aas-Vogel". Ich sollte denken, da könnten Punkte genügen. Mein Gedanke hier z. B. war: Der König hat, so viel ich glaube, direct oder indirect in einer ziemlich vertrauten Correspondenz mit Napoleon III. gestanden. Wird nun solch ein Ausdruck von ihm gedruckt über Kaiser Napoleon, so fürchte ich, es steht irgend ein Literat auf und bezichtigt ihn der Zweideutigkeit. Aber wie gesagt, ich bin gegen jede Sinn, Geist und Gedankengang abschwächende Abänderung und ließe mich, trotz Keller oder wer es sei, in keine derartige Abänderung des Textes der Briefe ein — aber die Weglassung eines Wortes wie Bube, wie Aasvogel kann durch Punkte angedeutet werden. Ich würde in Ihrer Stelle die Stelle wieder herstellen, deren Abänderung Ihnen eine böse Nacht verschafft hat. Halten Sie fest, was ich Ihnen schrieb: ich habe alle die Punkte nur angeführt, nicht weil ich Verbesserungen in ihnen sähe, sondern damit Sie sähen, welchen Eindruck die oder die Stelle auf mich gemacht habe, damit Sie daraus Veranlassung nähmen, noch einmal darüber nachzudenken, habe aber speciell gesagt, daß ich mich dem Resultat dieses Denkens unterwürfe.

Anders ist es mit Abänderungen in den von Ihnen gegebenen Resumés; da betrachte ich das von mir geschriebene nur als ein Material, das ich dem Historiker zulege; die beiden wichtigsten Stellen — Olmütz und Verhältniß zu Oesterreich am Schluß der Regierung — haben Sie auch hier herausgefunden. Für die Richtigkeit meiner Aussprüche darüber glaube ich einstehen zu können. Das Unglück damaliger Zeit war eben, daß im Innern des Landes Nachschwingungen der Märztage Gewalt hatten. So wurden auch die auswärtigen Fragen vielfach von dem reinen Parteistandpunkt beurtheilt, und wurde vor allem der Gesichtspunkt ins Auge gefaßt, ob das conservative oder revolutionäre Princip durch die oder die Lösung Vortheil haben könne. Bruch mit Oesterreich und Rußland wurde von sehr tüchtigen Leuten als Aufgabe des Königthums und Sieg des Jacobinismus angesehen. Hätte ich nicht Ihre Vorträge bei Prinz Albrecht und auf der Universität gehört gehabt, ich hätte auch leicht zu weit gehen können nach der Richtung; so hielt ich fest, daß die nationale Selbständigkeit und das Staatsinteresse niemals dem abstracten Princip untergeordnet werden dürften.[1]) Auf diesem Boden fand ich Einverständniß mit dem Könige, und aus den Gesprächen mit ihm habe ich meine Ihnen vorgelegten Auffassungen gewonnen. Daß Sie das Beschäftigenwollen von Oesterreich in Italien und im Orient nicht anführen wollen, ist richtig. Es gehörten zu weit führende Erläuterungen dazu: daß der König nicht recht an Erfolge Oesterreichs nach beiden Richtungen glaubte, daß er ihm dadurch nur Verlegenheiten zu bereiten bezweckte, die er dann in Deutschland benutzen zu können hoffte. Ich führte die Sache nur an, um Ihnen zu zeigen, wie der König schon lange im Gegensatz zu Oesterreich sich innerlich befand.

Ich wünsche die baldige Veröffentlichung sehr; ich habe heute deßhalb an Fürst Bismarck geschrieben und ihn gebeten, Sie bald zu sprechen. Ich bin gespannt, wie er es aufnehmen wird. Ich sage nur Ihnen, daß ich es gethan. Meine Frau sagt 1000 Grüße. In Liebe und Verehrung E. Manteuffel.

[1]) Denselben Standpunkt, nur noch ungleich entschiedener, nahm bekanntlich Bismarck damals gegenüber Leopold v. Gerlach ein.

8.

Nancy, 13. März 1872.

Hochverehrter Freund!

Herzlichen Dank für Ihren soeben erhaltenen Brief vom 10. d. M. Sie mögen vollkommen Recht haben in dem, was Sie mir über den Werth pecuniärer Selbständigkeit sagen, aber es ist wunderbar: ich habe nicht geglaubt, daß der Besitz von Geld so wenig Eindruck auf mich machen würde. Ankaufen will ich mich, da der König die Gründung eines Fideicommisses für meine Familie wünscht. Wo, weiß ich noch nicht. Meine Sentiments gehen nach Schleswig — dort ist man 66 für mich eingetreten, als meine alten Bekannten in die Meute der Kläffer gegen mich einstimmten. Aber die Idee mit dem Watzdorf'schen Gute hat viel für sich, weil die Einrichtung gewiß wohnlich ist; aber die Ertragsfähigkeit? Und doch, glaube ich, warf Herr v. Watzdorf das Geld auch nicht zum Fenster heraus. Ich werde doch Erkundigungen einziehen. Bis jetzt habe ich nur Schreiberei von der ganzen Geschichte gehabt.

Aber schnell zu Ihrem Briefe. Ich freue mich schon, wenn mein Brief den Einfluß gehabt hat, daß Fürst B. Sie gesprochen. Das muß immer etwas gutes fruchten. Ich bleibe dabei, es ist von großer Bedeutung, wenn es zum Bewußtsein kommt, daß der hochselige König auch die erbliche deutsche Kaiserkrone aus der Hand der Fürsten gewollt, daß es ein Kampf gegen Demokratie und gegen Uebergriffe aus Rom gewesen. Diese Idee, die jetzige Regierung als Fortsetzung der früheren hinzustellen, wird die conservative Partei freier denkend und die Leiter der Regierung unwillkürlich conservativer machen. Beides ist wünschenswerth. Aber ich glaube doch: im Vorwort ist es auszusprechen, denn den Massen muß die Auffassung octroyirt werden; thut man dies nicht, so thut es ein anderer in vielleicht ganz anderem Sinne.

Nun habe ich noch eine Angst. Gräfin Editha schreibt die Hefte ab? Ist sie dem gewachsen? Wie leicht kann ein Verschreiben, ein Nichtrichtigverstehen eines Satzes den größten Unsinn erzeugen![1]) Denn wer steht dafür, daß sie sich nicht berufen glaubt, einige Kraftausdrücke eigenmächtig zu ändern, weil sie denkt, das von ihr gewählte oder an dem Theetisch gesprochene Wort gibt denselben Sinn und ist zarter und weniger anstößig? Ich möchte doch, daß die von Gräfin Editha gemachte Abschrift noch einer genauen Controle unterworfen würde, bevor dieselbe dem Cabinet eingeschickt wird. Ich habe zu viele Erfahrung, welchen Nachtheil unrichtige Abschrift bringt, wenn beim Lesen nicht guter Wille vorhanden ist. Werfen Sie selbst einen Blick in die Abschrift, bevor sie expedirt wird.

Da es Sie doch interessirt, Kenntniß von meinem Verhältniß zu Ihrem Freunde Thiers zu haben, so theile ich Ihnen eine Stelle aus einem Briefe mit, den er unter dem 4. März an jemanden geschrieben, allerdings wohl in der Absicht, daß er mir gezeigt würde. „Je suis toujours fort touché des excellents procédés de Mr. de Manteuffel à notre égard et je lui en conserve comme homme et comme citoyen nne gratitude éternelle. Je finirai bien par écrire mes souvenirs, à moins que je ne meurs ici à la peine, et les curieux du siècle prochain sauront qu'nn général étranger aussi élévé par le cœur que par l'esprit fut envers la France le plus noble des adversaires." Ich bin nur neugierig, wie lange dies gute Verhältniß noch dauern wird, denn die Occupation von 1815 lehrt es, daß mit der Zeit die Conflicte zugenommen, die guten Relationen zwischen den Spitzen erkaltet sind, und auch hier tritt schon Aehnliches ein.

Otto ist heute bei mir und da werde ich Ihren Auftrag wegen des Schreibens ausrichten. Meine Söhne schreiben auch nicht so viel, wie ich meinen Eltern schrieb. Es ist eben eine neue Zeit. Sonst ist Otto wohl. Meine Frau trägt mir die allerherzlichsten Grüße auf und ich bin und bleibe Ihr dankbarer

E. Manteuffel.

9.

Das geht ja rüstig weiter.[1]) Gestern Sendung aus Leipzig, heute schon wieder. Aber setzen Sie doch hinzu, daß der König nie nachgegeben hat in der Militärfrage. Was ich damals schrieb, ist ja vollständig begründet!

Ich führe noch an, daß am 30. oder 31. März, als — ich glaube, es war aufgeschoben um einige Tage, aber kurz nach den Märztagen — bei dem ersten Armeeavancement die Minister (der Pf. Alfred Auerswald) nicht wollten, daß er den Generaladjutant Rauch zum Generallieutenant ernennte, und daß der König aufbrauste und es that. Der Hauptgrund zur Entlassung des Kriegsministers Stockhausen lag darin, daß dieser dem Landtag Concessionen machen wollte in Bezug auf den höheren Gehalt der Officiere des Garde du Corps- und des 1. G.-Regiments z. F.

Ich habe schrecklich zu thun; verzeihen Sie die Bleischrift. Otto aß gestern hier, ist wohl. Adio

Nancy 28./11 72.

E. Manteuffel.

10.

Mein hochverehrter und tiefgelehrter Freund!

Es sind ja wenig Menschen, denen ich so aus vollem Herzensgrund Glück und Wohl und Heil wünsche, als Ihnen, und so gratulire ich Ihnen so herzlich, wie ich gratuliren kann, zum Geburtstage. Wie gute Erinnerungen sind mir und meiner Frau geblieben von dem Tage, den wir mit Ihrer jetzt vom lieben Gott aus auf Sie herabsehenden Gemahlin in Ihrem Familienkreise begehen durften! Der liebe Gott segne Sie in Ihren Kindern und erhalte Sie noch lange in ungeschwächter Geisteskraft! Ich habe Sie in jüngster Zeit wieder viel gelesen und mich wieder gestärkt in Ihren Büchern. Denn dessen bedarf man in jetziger Zeit. Zu meiner Freude habe ich vor einigen Tagen einen Brief von Ihnen empfangen und danke Ihnen herzlichst. Aber Herr v. Obstfelder kann sich doch nicht mehr ändern. Sie verlangen zu viel. Aber amüsant ist neben dem Aergerlichen die Schwierigkeit, die man Ihnen im Hausministerium wieder gemacht hatte. Ich freue mich, daß sie gehoben. Auf Wünsche in Charlottenburg[2]) ist nach meiner Ansicht keine Rücksicht zu nehmen. Es sind das nur unklare Empfindungen. Ich habe noch keine neuen Correcturbogen wieder empfangen und das ist mir gar nicht lieb. Die Erläuterungen sind ja auch der wichtigste Theil des Buches; so interessant die Briefe an und für sich sind — ohne erstere wären sie nichts. Ich möchte den Brief im zweiten Theil des Lebens von Dahlmann aus dem April 1848 wohl einmal lesen. Ich freue mich, wenn der Standpunkt des hochseligen Königs in Bezug auf das Verhältniß des Militärs zur constitutionellen Verfassung zum Verständniß gebracht ist — das kann der Armee wirklich nutzen. Die Macht der Krone ist heute noch unwiderstehlich, weil noch Traditionen lebendig sind — je mehr diese verschwimmen, je mehr wird diese Macht schwinden, denn sie ist nur in ihnen begründet.

Ich glaube, wenn Herr Thiers, als Herr Gambetta seine Reise machte, ihn hätte verhaften lassen, die assemblée ad hoc zusammenberufen und Gambetta vor ihren Gerichtsstuhl gestellt hätte, so behauptete er seine Stellung der

[1]) Die erste Ausgabe des Briefwechsels enthielt in der That nicht wenige schwere Lesefehler, die später beseitigt worden sind.

[1]) Mit dem Druck des „Briefwechsels".

[2]) Von seiten der Königin-Wittwe Elisabeth.

Rechten und der Linken gegenüber. Gambetta hatte die assemblée angegriffen, diese repräsentirt die Souveränetät des Volkes, Herr Thiers hatte den Beruf, sie zu schützen. In solchen Krisen nichts thun, führt immer zum Nachtheil. Voltaire sagt einmal: J'ai remarqué qu'en tout événement le destin des états dépend d'un moment. Herr Thiers hat neulich einen verfehlt. Nichtsdestoweniger behalte ich mein tendre für den Mann und ich glaube, er schifft auch durch diese Krise durch. Er ist all den andern geistig zu überlegen, kennt Frankreich und hat wirklich einen ihn leitenden patriotischen Gedanken.

Gestern haben wir hier den Geburtstag meiner Tochter gefeiert. Selbst Otto hat einer Theatervorstellung und dem Tanzen einer Quadrille beigewohnt. Meine Frau hat Ihnen ein kleines déjeuner mit den Wappen von Nancy und von Lothringen ausgesucht, wie das Zeug hier gebräuchlich, und daraus sollen Sie gleich Kaffee trinken, um daran erinnert zu werden, daß Sie versprochen haben, nach Nancy zu kommen. Ihren Geburtstag feiere ich mit einem Diner an die Franzosen, weil Sie doch ein europäischer Mann sind. Otto kommt, obgleich Sonnabend ist. Also das Allerherzlichste von meiner Frau; von meiner Tochter auch, die nun schon 28 Jahre ist. In treuer Liebe und Verehrung

Nancy, 19. Decmbr. 1872.

E. Manteuffel.

Mittheilungen und Nachrichten.

* **Plan für eine deutsche Expedition zur Durchforschung der Südpolar-Regionen.**

Die Gegenden der Erde, welche noch der Durchforschung harren, werden immer mehr und mehr eingeschränkt; es bleibt kaum noch ein Gebiet von größeren Dimensionen übrig, das noch gänzlich unbekannt wäre. Die Polar-Regionen weisen noch solche unerforschte Gebiete auf; allein vor allem ist es das Südpolargebiet, das fast völlig unbekannt, unerforscht geblieben ist. Namentlich fehlt uns jede Kenntniß darüber, ob sich jenseit des 65. Grades südlicher Breite größere continentale Massen befinden, oder ob nur eine Kette von größeren oder kleineren Inseln die Polarzone einschließt, bezw. bedeckt. Daß das, was immer auch bestehe, in Eis starrt und durch eine Eisdecke von größerer oder geringerer Mächtigkeit überlagert wird, ist durch die verschiedenen Expeditionen, die vor 40 und mehr Jahren unter einzelnen Meridianen vordrangen, festgestellt worden. Es ist einleuchtend, daß bei dieser Unkenntniß der grundlegenden Factoren der physischen Geographie in jenen Gegenden die Kenntniß der Gesammterscheinungen auf unserm Planeten überhaupt lückenhaft und unvollkommen bleiben mußte. In erster Linie wird es sich bei jedem Unternehmen zur Erforschung der Südpolargegenden um die Feststellung der geographischen Gestaltung derselben handeln müssen. Aber auch die Vervollständigung unsrer Kenntnisse auf jeglichem Gebiete der Naturforschung wird durch eine wissenschaftliche Untersuchung jener Gegenden herbeigeführt oder doch gefördert werden. Diese Ueberzeugung kommt mehr und mehr zur Geltung und das Jahr 1895 hat mit Beziehung auf die Erforschung der Südpolar-Region eine hohe Bedeutung gewonnen.

In erster Linie wurde auf dem IX. Deutschen Geographentag in Bremen, welcher vom 17. bis 20. April abgehalten werden ist, folgender Antrag zum Beschluß erhoben: „Der XI. Deutsche Geographentag zu Bremen wolle in voller Würdigung der Wichtigkeit der antarktischen Forschung für Geographie und Naturwissenschaft einen Ausschuß ernennen, dessen Aufgabe es ist, über die Möglichkeit einer baldigen Entsendung einer deutschen wissenschaftlichen Expedition in die Antarktis zu berathen und günstigen Falles die Ausführung der Sache in die Wege zu leiten." In Folge dieses Beschlusses constituirte sich am 19. April d. J. in Bremen die Deutsche Commission für die Südpolarforschung.

Der in den letzten Tagen des Monats Juli und im Anfang August d. J. in London versammelt gewesene VI. Internationale Geographen-Congreß faßte in Anknüpfung an den bereits von dem V. Internationalen Geographen-Congreß in Bern (1891) angenommenen Beschluß die folgende Resolution: „Der zu London 1895 versammelte VI. Internationale Geographen-Congreß erklärt die Erforschung der antarktischen Regionen für das bedeutendste der noch zu lösenden geographischen Probleme und empfiehlt, in Anbetracht der aus derselben voraussichtlich für alle Zweige der Wissenschaft sich ergebenden Vortheile, daß die verschiedenen gelehrten Gesellschaften der ganzen Welt auf dem ihnen am wirksamsten erscheinenden Wege danach trachten, diese Aufgabe vor Ablauf des 19. Jahrhunderts gelöst zu sehen."

Die Deutsche Commission hat, nachdem am 8. Juni d. J. die erste Sitzung in Berlin stattgefunden hatte, am 3. Nov. d. J. in den Räumen der Gesellschaft für Erdkunde daselbst eine zweite Sitzung abgehalten, in welcher die Commission ergänzt und der im hohen Süden zu befolgende Forschungsplan eingehend berathen wurde. Besonders hervorzuhebende Beschlüsse sind, daß es abgelehnt wurde, in Einzelheiten des Expeditionsplans einzugehen; solche müßten einem späteren Studium und namentlich dem Führer der auszusendenden Expedition überlassen bleiben; es sollen die Bewegungen desselben in keiner Weise gehemmt, seinem Urtheil über die richtigen Maßnahmen nicht vorgegriffen werden. Die Commission schloß sich im allgemeinen denjenigen Beschlüssen an, welche schon in der Sitzung vom 8. Juni über die allgemeinen Umrisse der Forschungsreise gefaßt und bereits in einem autographirten Circulare bekanntgegeben worden sind. Im Nachfolgenden sind die Grundzüge der Forschungsexpedition zusammengestellt und erläutert.

Die Meteorologie, die Lehre des Erdmagnetismus, Erdmessung, Zoologie, Botanik, Geologie und Tiefenforschung erheischen es, daß jedenfalls mit der geographischen Erforschung auch eine Ueberwinterung innerhalb der Südpolarzone als einer der dringendsten Wünsche und deßhalb als ein Grundzug des Forschungsplanes anerkannt werde. Solches aber bedingt die Ermittelung einer festen Stätte auf einer der Inseln oder auf dem antarktischen Festlande, welches von manchen competenten Forschern in der Neuzeit angenommen wird. Demnächst ist dafür Sorge zu tragen, daß die gegründete Südpolar-Station nicht gänzlich von dem Verkehre mit der bewohnten Welt getrennt werde. Aus dieser Rücksicht ist es erforderlich, daß der errichteten Südpolar-Station ein Schiff zur Stütze und zur Verfügung bleibe. Ein zweites Schiff wird von dieser Basis die eigentliche geographische und hydrographische Erforschung fortsetzen müssen. Für diese Operationen, die im einzelnen vorzulegen im gegenwärtigen Stadium keinen Zweck haben könnte, sind wenigstens zwei Ueberwinterungen und eine Zeitdauer nun insgesammt drei Jahren erforderlich. Auf dieser Grundlage läßt sich von einer Forschungsreise ein Erfolg für die Wissenschaft der Geographie und Geophysik erhoffen und erscheint auch die Sicherheit der Expedition — soweit dies überhaupt in menschlicher Berechnung liegen kann — gewährleistet.

Es hat sich ferner die Deutsche Südpolar-Commission die Frage vorgelegt, welche Theile der Südpolar-Region wohl mit Aussicht auf Erfolg durch eine Forschungsexpedition in Angriff zu nehmen wären, und sie gelangte zur Ueberzeugung, daß eine deutsche Expedition unter dem Meridian der Insel Kerguelen (etwa 70° bis 85° östl. v. Greenw.) entsandt werden sollte. Die Gründe dafür sind im Folgenden zusammengefaßt: Es ist die Erforschung der Südpolar-Region, vom Indischen Ocean ausgehend, an der bezeichneten Stelle niemals ernstlich in Angriff genommen worden; es kann daher mit Bestimmtheit die Erweiterung unsrer Kenntnisse über geographische Gestaltung derselben erwartet werden. Von anderer Seite wird dieser Ausgangspunkt einer Expedition nicht ins Auge gefaßt, während die Gegenden südlich vom Cap Horn und jene südlich von Neuseeland für die Zwecke der Erforschung schon in Aussicht genommen sind. Für meteorologische und magnetische Forschung kann kaum eine günstigere Stelle für eine Südpolar-Station gefunden werden, als die bezeichnete im Süden von Kerguelen und den Mc-Donald-Inseln. Zwischen der Cap-Colonie und der Colonie Victoria liegend, läßt sich eine tüchtige wissenschaftliche Unterstützung durch die daselbst befindlichen Observatorien erwarten, ganz abgesehen von der Thätigkeit des in den Tropen auf Mauritius liegenden Observatoriums.

Ueber die Zusammensetzung des Expeditionspersonals soll zunächst bemerkt werden, daß ein jedes der Expeditionsschiffe von ungefähr 400 Tons Tragfähigkeit etwa 30 Mann Besatzung haben muß; darunter sind inbegriffen 4 Officiere und 4 gelehrte Theilnehmer, so daß für die eigentliche Besatzung mit Deckofficieren und Werkleuten 22 Mann übrig bleiben. Aus dem Gelehrten-Stab, welcher an Bord beider Schiffe sich befindet, wird das Beobachtungscorps für die Südpolar-Station ausgewählt, wozu noch einige Handwerker und Arbeitsleute aus der Schiffsbesatzung treten. Die Führung einer solchen Expedition ist einem hervorragend praktisch

und wissenschaftlich gebildeten Seemanne zu übertragen, welchem andere selbständig wirkende wissenschaftliche Männer zur Unterstützung beigegeben sind.

Bei Aufstellung des Kostenanschlages für die Expedition nach der antarktischen Region haben die im vorstehenden gegebenen Anhaltspunkte als Grundlage gedient. Im übrigen ist zu bemerken, daß das Unternehmen als unabhängig von den Mitteln und Einrichtungen der kaiserlichen Marine auszuführen gedacht ist; es mußten sonach die Gehälter, Löhne u. s. w. vorgesehen, sowie auch der Neubau geeigneter Schiffe ins Auge gefaßt werden. In einzelnen Gruppen von Ausgaben stellt sich der Kostenanschlag, wie folgt:

1.	Für Gehälter und Löhne	M.	320,000
2.	„ Verpflegung u. a. m.	„	97,000
3.	„ Neubau der beiden Schiffe	„	320,000
4.	„ Kohlen und Schmiermaterial . . .	„	92,000
5.	„ Reserve-Schiffsmaterialien	„	6,400
6.	„ Besondere Pelz-Ausstattung . . .	„	4,400
7.	„ Jagd- und Fischerei-Geräthe . . .	„	2,000
8.	„ Instrumente und Bücher	„	43,000
9.	„ Wohnhäuser und Observatorien . .	„	39,000
10.	„ Brenn- und Beleuchtungsmaterial .	„	12,000
11.	„ Verwaltungsausgaben	„	6,400
12.	„ Unvorhergesehene Ausgaben . . .	„	7,800
		M.	950,000

Die Deutsche Südpolar-Commission ist sich darüber klar geworden, daß ein Unternehmen auf einer Grundlage, wie sie im vorstehenden flüchtig gekennzeichnet wurde, ungefähr 950,000 Mark zur Durchführung erfordern wird. Erscheint die Summe auch beträchtlich, so besteht andererseits gegründete Hoffnung, daß sie aufgebracht werden kann, und zwar wird diese Hoffnung gestützt in erster Linie durch die auf Grund dieses vorstehenden Programms bereits in Aussicht gestellten erheblichen Zeichnungen. Durch dieses Vorgehen einzelner, der großen Sache der Südpolarforschung gewogener Männer wird die Deutsche Südpolar-Commission ermuthigt, sich an die deutsche Nation zu wenden, damit durch freiwillige Beiträge die erforderliche Summe aufgebracht werde.

Es ist einleuchtend, daß in Anbetracht des Umfanges des Unternehmens und der Höhe der Summe, welche zur Durchführung unentbehrlich ist, alles aufgeboten werden muß, um innerhalb unsres Vaterlandes die Mittel zu beschaffen. Zunächst gilt es, zu beweisen, daß der Gedanke der wissenschaftlichen Nothwendigkeit der Südpolarforschung in Deutschland Boden gefunden hat und durch Zeichnung von Beiträgen in die That übertragen werden wird. Alsdann wird sich ermessen lassen, ob und inwieweit Zuschüsse aus Reichsmitteln zu erstreben sein werden.

Dem Anschein nach rüsten die leitenden Mächte der civilisirten Welt, um sich an der Lösung des großen Problems der geographischen Gestaltung der Südpolar-Region zu betheiligen. Die deutsche Nation, von jeher eine der führenden in der Lösung geographischer Probleme, kann und wird in diesem Wettstreit unmöglich zurückstehen, um so weniger, als eine erfolgreiche maritime Entdeckungsreise das Ansehen Deutschlands zur See noch erheblich steigern und dem deutschen Namen zur höchsten Ehre gereichen dürfte.

Berlin, im December 1895. Die Deutsche Commission für die Südpolarforschung. I. Vorsitzender Dr. Neumayer (Hamburg), II. Vorsitzender George Albrecht (Bremen), Schriftführer Dr. M. Lindeman (Dresden), Schatzmeister R. Kuch, Director der Deutschen Bank (Berlin) und 23 andere.

* Die schwedische Feuerland-Expedition war nach einem von dem Docenten Dr. Nordenskiöld an Frhrn. Oskar Dickson gesandten Bericht am 8. Januar von San Sebastian aufgebrochen, um zu Pferde so weit wie möglich gegen Süden zu ziehen. Den äußersten Vorposten der Civilisation im Feuerlande bildet eine Missionsstation in einer Gegend, die nur von umherstreifenden Indianerstämmen bewohnt wird. Sie liegt nicht weit von der sich scharf markirenden Grenze, die das nördliche Pampasgebiet von den südlichen, von Urwäldern bedeckten Theilen der Insel trennt. In diese übel berüchtigten, völlig unbekannten Gebiete drang Nordenskiöld dann ein, um als nächstes Ziel einen auf den Karten verzeichneten See zu suchen, der etwa 10 km Umfang haben sollte. Statt dessen wurde aber nur ein Berg von 150 m Höhe gefunden, von einem See keine Spur. Dann ging es zum Admiralitätssund, der tiefsten der Buchten, die in die Westküste des Feuerlandes eindringen. Die Reise war äußerst beschwerlich, da wider Erwarten ein wasserreicher Gebirgsstrom, der mit einem Boote befahren werden sollte, so reißend war, daß nicht gerudert werden konnte und die Theilnehmer der Expedition das Boot vier Tage hindurch den Strom hinaufziehen mußten. Dabei mußten alle bis über die Kniee im kalten Gletscherwasser waten, da die steil abfallenden Ufer meistens mit einer völlig undurchdringlichen Urwaldvegetation bedeckt waren. Die Reise war in geographischer Hinsicht nicht ohne Ergebniß. Es wurden mehrere neue Flüsse entdeckt, und Nordenskiöld ist der Ansicht, daß der einzige für Transporte mögliche Weg nach Uschuaia, dem Hauptplatz am Beagle-Canal, einen dieser Flüsse entlang geht. Die botanischen und zoologischen Sammlungen, die bisher gemacht wurden, sind sehr reichhaltig. Ende März wollte die Expedition mit einem Regierungsdampfer die große Bucht besuchen, die auf ungefähr 52 Grad südl. Br. fast die Cordilleren durchbricht und den Namen „Ultima esperanza“ führt.

* Griechische Ausgrabungen. Im Dorfe Pasurisa in Thessalien wurde eine Tafel aus Eisen von beträchtlichem Umfang und rechtwinkliger Form entdeckt, die an den vier Ecken durchlöchert ist. Sie zeigt auf der einen Seite eine Inschrift, welche besagt, daß die Sthetonier dem Sotairos aus Korinth, seiner Familie und seinen Nachkommen die Asylie und Ateleie verliehen und ihn zum „Wohlthäter“ gemacht hätten. Die Inschrift bietet ein besonderes Interesse dadurch, daß die Sthetonier unter den bisher bekannten Völkern oder Städten Thessaliens sich nirgend finden; außerdem ist das Vorkommen des Digamma in einigen Wörtern von Wichtigkeit. — In Delphi wurde durch die Franzosen unterhalb des Theaters eine schöne Kupferstatue von hervorragender Technik in natürlicher Größe entdeckt, deren Bedeutung noch nicht erklärt ist. Die Bildsäule, 1.78 Meter hoch, ist vom Kopf bis zu den Füßen wohlerhalten, nur die linke Hand ist verstümmelt. Sie trägt ein Gewand von außerordentlich regelmäßigem Faltenwurf, das unterhalb der Brust von einem Gürtel zusammengeschnürt wird. Das Haar ist zierlich und schön geordnet, die Stirn von einer breiten Binde bedeckt. Augapfel und Pupille, die scharf gezeichnet sind, bestehen aus einer emaillirten Masse (Smalt), beschattet die Augenwimpern. Die rechte Hand hält die Zügel eines Pferdes, von dem die beiden Hinterfüße und der Schweif aufgefunden worden sind. Das lockenwallende Lockenhaar des Jünglings fällt über Ohren und Schläfengegend herab; außerdem trägt er einen Bart. Die ganze Darstellung athmet Anmuth und natürlichen Ausdruck. — Die Ausgrabungen der Amerikaner in Korinth sind mit einem günstigen und unerwarteten Funde eingeleitet worden. Man hat in 7 Meter Tiefe eine Grabanlage aufgedeckt und in mehreren von den Gräbern, die bisher geöffnet werden konnten, Thongefäße mit geometrischer Decoration gefunden. Die Anlage ist historisch von großem Interesse, da sie in die ältesten Zeiten der Besiedelung der Stadt hinaufreicht. — Bei den Ausgrabungen der englischen Schule in Milo wurde vor kurzem ein Gebäude aus römischer Zeit mit einer Anzahl von Zimmern freigelegt. Von dem einen Zimmer ist eine ganze Säulenreihe gefunden worden; der Fußboden wird durch eine sehr schöne Mosaik gebildet. Zwei Vierecke, die verschiedene geometrische Figuren umschließen, befinden sich zu beiden Seiten eines Kreises, in dem Fische und Meerthiere dargestellt sind; außerhalb des Kreises sind an vier einander entsprechenden Stellen maskenähnliche Darstellungen angebracht. Interessant ist eine Inschrift, die gleichfalls mit Mosaiksteinchen neben dem Kreise eingefügt ist: „*μόνον μὴ ὕδωρ*“. Das Ganze wird von einem Gürtel von Blumen umgrenzt. Leider ist von den Darstellungen innerhalb des Kreises ein Theil zerstört. Auch die Wände des Hauses hatten eine reiche farbige Ausschmückung, von ihnen ist aber nur weniges erhalten. Außerhalb des Hauses wurde ferner ein Sockel gefunden, der das Hüftbild des Hierophanten M. Marios trug. Der Priester ist mit einem faltenreichen Chiton bekleidet und trägt darüber eine Thierhaut. Das Kunstwerk gehört zu den schönsten aus römischer Zeit, leider fehlt der Kopf. Außer der Bildsäule, welche die Inschrift trägt: „*M. Μάριον τρόφιμον τὸν ἱεροφάντην οἱ μύσται*“ wurde noch eine andere Säule, dem *Διόνυσος Τριετηρικός* gewidmet, aufgefunden. Man darf annehmen, daß das Gebäude für Versammlungen der Bacchusverehrer diente. Außerdem wurden unter den Trümmern eines byzantinischen Hauses vier Bildsäulen von geringerem Werthe aufgefunden. Endlich fand man noch sechs weitere Bildsäulen, leider ohne Kopf und an Füßen und Händen verstümmelt, in der Nähe des Orts, wo vor 78 Jahren die Aphrodite von Milo entdeckt wurde.

λ. München, 15. Mai. K. Akademie der Wissenschaften. — Mai-Sitzungen. I. In der philosophisch-philologischen Classe wurde mitgetheilt, daß in der aus dem allgemeinen Druckkosten-Etat der Akademie der Betrag von 800 M.

zur Verfügung gestellt wurde zu Verarbeiten des Hrn. Dr. Fr. Ball für eine neue kritische Ausgabe des Ptolemäus. Für die vom Prof. Dr. Krumbacher herausgegebene Byzantinische Zeitschrift, von welcher Heft 2 des V. Bandes soeben erschienen ist, wurde für 1896 der bisherige Zuschuß von 500 M. wieder bewilligt. Prof. Dr. v. Wölfflin hielt einen für die Sitzungsberichte bestimmten Vortrag „Epigraphische Beiträge II". — Von den der Classe vorgelegten Büchergeschenken verdient besondere Erwähnung ein auf Veranlassung und Kosten der Lady Meux in ein paar hundert Exemplaren von Dr. Wallis Budge in London herausgegebenes zweibändiges Prachtwerk „The Life and Exploits of Alexander the Great, Ethiopic Text and English Translation". Da Lady Meux erfuhr, daß ein Mitglied der Classe, Prof. Dr. Wilhelm Hertz, an den Studien über die Alexandersage im Mittelalter regen Antheil nimmt, hat sie seither ein zweites Exemplar des kostbaren Werkes für ihn zur Verfügung gestellt. II. In der mathematisch-physikalischen Classe wurde mitgetheilt, daß sich an der in der Pfingstwoche zu Wien stattfindenden Versammlung von Delegirten der verbündeten wissenschaftlichen Körperschaften auch Geh. Rath Dr. v. Gümbel betheiligen wird, nachdem von seiten der Wiener Akademie die erbetene nähere Aufklärung über die beabsichtigte Berathung einer „Organisation der Studien über Erdschwere" erfolgt ist. Als Delegirter unserer Akademie für die Herausgabe einer „Encyklopädie der mathematischen Wissenschaften" wird Prof. Dr. Dyck an der Wiener Versammlung theilnehmen. — Der Classensecretär (Geh. Rath Dr. v. Voit) berichtete der Classe über das von dem Präsidenten der Akademie entworfene und den drei Classensecretären zur gemeinsamen Berathung vorgelegte Statut für die neue Münchener Bürgerstiftung bei der K. Akademie der Wissenschaften. Auf Anregung der Geh. Räthe v. Baeyer und v. Voit spricht die Classe den Wunsch aus, daß, wenn auch dem Wunsche des Hrn. v. Pettenkofer entsprechend sein Name in dem Statut der Stiftung selbst nicht vorkomme, doch in geeigneter Form, etwa im nächsten Almanach der Akademie, ersichtlich gemacht werde, daß die Stiftung zu Ehren des Hrn. v. Pettenkofer erfolgt ist. Der Classensecretär spricht weitere den Wunsch und die Hoffnung aus, daß diese hochherzige Stiftung zum Nutzen der Wissenschaft und zur Ehre unserer Akademie gedeihen möge. Die Mitglieder der Classe bezeugen Hrn. v. Pettenkofer ihren Dank durch Erhebung von den Sitzen. — Der Statutenentwurf liegt zur Zeit behufs Erwirkung der Allerhöchsten Bestätigung dem k. Staatsministerium vor. — Im weiteren Verlauf der Sitzung überreichte Prof. Dr. Lindemann zwei Abhandlungen des auswärtigen Mitgliedes Prof. Dr. Aurel Voß in Würzburg: 1) über die Anzahl der eingreifenden und adjungirten Transformationen, welche eine bilineare Form in sich transformiren, 2) symmetrische und alternirende Lösungen der Gleichung $SX = XS'$; beide Abhandlungen kommen in den Sitzungsberichten zum Druck. Geh. Rath Dr. v. Voit theilte die wichtigsten Ergebnisse einer Untersuchung „über die Resorption gelöster Eiweißstoffe im Dünndarm" mit, welche Dr. Georg Friedländer im physiologischen Institut des Staates ausgeführt hat. III. In der historischen Classe berichtete Prof. Dr. Alfred Dove über die von ihm als Delegirter unserer Akademie besuchte 22. Plenarversammlung der Centraldirection der Monumenta Germaniae historica. Seither ist unsere Akademie auch ein Beirath des Vorsitzenden der Centraldirection, Geh. Reg.-R. Dr. Dümmler, zugegangen nebst seinem inzwischen bereits in den Tageblättern abgedruckten Jahresbericht für 1895/96. Einen für die Sitzungsberichte bestimmten Vortrag über „Traditionsnotizen des Klosters Biburg" hielt Reichsarchivdirector Frhr. v. Oefele. — Von den der Classe als Geschenk zugegangenen Schriften erwähnen wir das zweibändige Werk des auf dem Gebiete der mittelalterlichen Kirchengeschichte als Autorität ersten Ranges geltenden correspondirenden Mitgliedes Henry Charles Lea in Philadelphia über Ohrenbeichte und Ablässe (A History of auricular Confession and Indulgences). Von Hrn. Dr. Emil Babelsdl in Berlin wurde eine größere Reihe unmismatischer Schriften als Geschenk übersandt.

* **Berlin.** In der Sitzung der Internationalen Vereinigung für vergleichende Rechtswissenschaft und Volkswirthschaftslehre sprach der hervorragende Romanist und Nachfolger Windscheids an der Universität Leipzig, Professor Dr. Eduard Hölder, über „die Normirung der Verjährung im Entwurf eines Bürgerlichen Gesetzbuches für das Deutsche Reich". Er ging von der Annahme aus, daß nach der Berathung des Bürgerlichen Gesetzbuchs im Reichstag die endgültige Festsetzung seines Textes durch eine kleine, nur das specifisch Juristische behandelnde Commission zu erfolgen habe. Richtig regle der Entwurf die Anspruchs- oder Klagen-Verjährung für sich, doch sei der hergebrachte Name „Klagenverjährung" beizubehalten, da die Verjährung vor allem die fernere Klage ausschließe und die Absicht, die Bezeichnung „Klage" zu vermeiden, aufgegeben sei. Auch dingliche Klagen müßten verjähren. Mit dem Zeitpunkt der begründeten Klage solle die Verjährung beginnen. Bei Leistungen auf Kündigung sei die Klage mit der Möglichkeit der Kündigung, die nicht der Klage vorhergehen müsse, sondern durch sie erfolge, begründet. Nur nach erfolgter Kündigung dürfe die Kündigungsfrist für ihre Dauer die Verjährung hemmen. Unzulässigerweise lasse der zweite Entwurf eine Hemmung der Verjährung durch jede zeitweilige Berechtigung der Verweigerung der Leistung eintreten. Sprachwidrig sei es, einen die spätere Fortsetzung der Verjährung ausschließenden Vorgang als Unterbrechung zu bezeichnen; dies sei vielmehr eine Erneuerung der Verjährung, wie sie während des Processes durch jede Processhandlung wiederholt würde. Entsprechend den Anträgen Windscheids könne nur eine in bindender Absicht oder durch Leistung an den Berechtigten erfolgte Anerkennung den Verpflichteten die Verjährung erneuern. In Uebereinstimmung mit der die Indiscretionserklärung begründenden Verschollenheitsfrist und mit der Entmündigungsfrist sei statt der zahlreichen verschiedenen Verjährungsfristen des Entwurfs eine regelmäßige Verjährungsfrist von 10 Jahren einzuführen. Mit der Vollendung der Verjährung solle statt eines bloßen Einspruchsrechts für den Beklagten vielmehr die Erlöschung der Klage herbeigeführt werden. Die Verjährung sei von Amtswegen zu berücksichtigen, die gegenseitige Auffassung der Praxis entspringe einer unrichtigen Folgerung aus dem Begriffe der Einrede. Ein Verzicht auf die eingetretene Verjährung sei nur im Sinne einer erneuten Uebernahme der verjährten Verpflichtung zuzulassen. Selbst vom Standpunkt der Klagenverjährung verstehe sich der Ausschluß der Rückforderung des nach eingetretener Verjährung Geleisteten von selbst. Außerdem müsse dem Berechtigten, welcher mit Rücksicht auf ein anderes ihm zu Gebote stehendes Mittel der Befriedigung der Klage nicht bedurfte, dieses Mittel trotz Klagenverjährung erhalten bleiben. Dahin gehöre die Fortdauer des Pfandrechts trotz der Verjährung der Pfandforderung und die vom zweiten Entwurf zugelassene Aufrechnung mit einer verjährten Forderung, die schon vor der Verjährung der fremden Forderung gegenüber gestanden hatte. — In dem Dank für den mit lebhaftem Beifall aufgenommenen fesselnden, geistvollen Vortrag betonte der Vorsitzende, Landgerichtsrath Dr. F. Meyer (Berlin), die internationale Bedeutung des Entwurfs, die Nothwendigkeit der Rechtsvergleichung für die Gesetzgebung und die wirthschaftliche Tragweite des von dem Redner gewählten Themas. An der lebhaften Debatte, welche sich besonders auf die Fragen von dem Einfluß der Anerkennung für die Unterbrechung der Verjährung, auf die Berücksichtigung der Verjährung von Amtswegen und die Dauer der Verjährungsfristen erstreckte, traten Prof. Dr. Oertmann, Oberverwaltungsgerichtsrath Peters und Geh.-R. Prof. Dr. Eck in bereiten und warmen Worten für den Standpunkt des Entwurfs ein. In der zahlreich besuchten Versammlung bemerkten wir unter anderen den Reichsbankpräsidenten Dr. Koch, den Ernteexpräsidenten am Oberverwaltungsgericht Rammel, Prof. Dr. Mandry, sowie viele andere hohe Beamte, Mitglieder des Reichstags, Universitätslehrer und Angehörige der verschiedensten Nationen.

Neue Kataloge: Carl Mayer, München: Kunstsammlung Manz (in Regensburg); Versteigerung 18. Mai ff. — B. G. Teubner, Leipzig: Mittheilungen des Verlags 1896. Nr. 2.

Historisch-politische Blätter.

Jahrgang 1896. 117. Band. Zehntes Heft.

Inhalt: Zur Geschichte der österreichischen Politik in den Jahren 1849 bis 1855. — Dies and das vom bürgerlichen Gesetzbuch. II. (Schluß.) — Ranke, seine geschichtliche Methode und Geschichtsphilosophie. (II.) — Professor Virchow als Anwalt der kath. Theologie. — Zeitläufe. Rückblicke auf den Streit um Aegypten. — L. B. Alles über das Mönchthum. — G. L. von Maurer's Geschichte der Markverfassung. (5705)

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Digitized by Google

Jahrgang 1896. München, Montag, 18. Mai. Nummer 114.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Johann Georg Fischers neueste Gedichte. — Die Wilde Gerlos. Von Eberhard Fugger. — Mittheilungen und Nachrichten.

Johann Georg Fischers neueste Gedichte.[1])

D Als der älteste unsrer lebenden Lyriker vor fünf Jahren das dritte Vierteljahrhundert seines Lebens abschloß, hat er uns den Gefallen gethan, diese Epoche auch durch eine Sammlung neuer Gedichte zu bezeichnen; er gab ihr den Namen „Auf dem Heimweg“. Er war ernsthaft genug gemeint. Ein schweres Leid, das den Dichter nicht lange zuvor befallen hatte, gab einem Theil — und nicht dem schlechtesten — der Lieder sein Gepräge. Aber im ganzen wird jene Sammlung keinem den Eindruck eines Abnehmens, eines letzten Sammelns der Kraft gemacht haben; in ihrem reichen, mannichfachen Inhalt stand der alte, durch manches willkommene Liederbändchen längst vertraute J. G. Fischer in voller Frische und Rundung vor uns. Und jetzt? Recensenten, deren Feder der unsern schon vorausgeeilt ist, haben mit Bewunderung auf die noch immer ungebrochene Kraft des Achtzigers hingewiesen. Wer Fischer persönlich kennt, der weiß, wie sehr das zutrifft, aber auch, wie es näher zu verstehen ist. Es wäre eine lohnende Aufgabe, die Phasen einer dichterischen Persönlichkeit durch die Phasen im animalischen und Nervenleben des Menschen hindurch zu verfolgen. Nicht immer wird es gelingen. Kleine Geister und fingerfertige Kunsthandwerker, wie sie mit Vorliebe von der wenig beneidenswerthen Gunst des Publicums, in diesem Falle der Weiber, getragen werden, haben keine innere Geschichte ihrer Dichtung; ebensowenig so frühzeitig reife und vollendete Dichter wie Uhland; nicht zu reden von solchen, deren Geschichte, wie bei Schiller, ein vorzeitiges Ende inmitten der aufsteigenden Bewegung genommen hat. Aber ein Dichter, der eine ausgesprochene Individualität hat, wird stets auch eine geschichtliche Entwicklung seiner Poesie zeigen; denn je mehr er der Substanz seiner Dichtung von dem Blute seiner Persönlichkeit beimischt, um so mehr werden die Wandlungen im Verhalten des Menschen zur Außenwelt, wie sie, durch die physiologischen Wandlungen des Nervensystems bewirkt, bei jedem wieder anders und zu anderer Zeit und doch nach einem geheimen Gesetz auftreten, auch in seiner Production zur Geltung kommen; und je bedeutsamer die Individualität eines Dichters ist, um so interessanter wird es sein, die Einheit im Wechsel und den Wechsel in der Einheit an ihm zu beobachten. Wie schön läßt sich bei einem Shakespeare oder Goethe der Cyklus verfolgen von jugendlicher Lebendigkeit, die in allen Lichtern spielt wie ein Frühlingstag, durch gefaßte, praktisch thätige Männlichkeit, auch durch Menschenverachtung und Pessimismus bis zur gesättigten, friedlichen Abklärung und Ataraxie des Alters! Was das große, weltumspannende Genie in den großen Verhältnissen der verschiedensten Gattungen der Poesie zeigt, das verräth sich auch in seiner Art deutlich genug bei einem so echten und individuellen Lyriker wie Fischer.

Er hat, nachdem zwei ältere Gedichtsammlungen von wenig charakteristischen Zügen fast unbekannt geblieben waren, in den fünfziger Jahren mit einem nicht an Umfang, aber an Gehalt bedeutsamen Bändchen seine ganze Natur in der Fülle der Ausbreitung dargethan. Als sein Innerstes hat man schon damals eine eigenthümliche Betrachtung des Naturlebens erkannt, auf einer in der Natur verlebten Jugend beruhend, gereist und vertieft durch langjähriges Studium der Naturerscheinungen, insbesondere derjenigen, die den Reiz der Hügelgegenden eines Binnenlandes ausmachen, der Lebenserscheinungen in der Pflanzen- und Thierwelt, vor allem des Lebens der Singvögel, dessen Kennerschaft er wie wenige unter den Lebenden besitzt. Fischer ist aber nicht der leidenschaftslose Naturdichter wie Uhland, dessen Poesie immer das reine Product eines objectiven Schauens und künstlerischen Formens ist; wie Goethe oder Mörike — denn die besten sind nicht zu gut, auf diesem Gebiet neben ihm genannt zu werden — eilt er der gütigen Mutter der Geschöpfe mit inbrünstiger Liebe entgegen, bittet sie, ihm ihre Tiefen zu offenbaren und ringt auch wohl mit ihr und den Grenzen des Erkennungsvermögens, die sie dem Menschen gesteckt hat, um das Geheimniß auszusprechen, das zwischen Himmel und Erde webt. Naturpoesie und Erotik fließen ihm zusammen; denn auch dieses zweite und wichtigste Gebiet der Lyrik ist seine Domäne; auch hier sind seine eigenthümlichsten Gedichte diejenigen, welche dem tieferen Räthsel und Mysterium des Liebeslebens nachspüren. In dieser nicht beschaulichen, sondern von innerer Leidenschaft getragenen Versenkung in die süßesten Geheimnisse der natürlichen und seelischen Existenz liegt Fischers Centrum, hier der Schatz, den er vor andern voraus hat, hier aber auch die Schwierigkeit, gerade die vorzüglichsten seiner Gedichte jedem klar und leicht faßlich zu machen: man muß gesehen und gehört haben wie er, man muß nachsinnen und lieben können wie er. Nach der Peripherie seines Wesens hin lag manches, was ihn vielleicht am meisten bekannt gemacht hat; vor allem eine Reihe glänzender und flammender Zeitgedichte, welche nicht minder als jene rein lyrischen das ungestüme, liebende Herz, die Vertiefung und das ungeduldige Ringen mit dem Stoffe zeigen, aber doch nicht so den ganzen Fischer wie jene. Diese Grundelemente sind dieselben geblieben in den späteren Sammlungen; eine bedeutende, ja nur von wenigen erreichte Fruchtbarkeit hat der Vollgehaltigkeit der einzelnen Früchte nicht Abbruch gethan, denn Gewächs und Boden sind gut und vollsaftig, nicht durch Gewächshausluft und Kunstmittel zu geiler Ueberproduction gereizt. Gegen Ende der siebziger Jahre trat der Dichter in sein siebentes Jahrzehnt; es ist vielleicht der naturgemäßen Stimmung einer solchen Zeit der Stufenjahre, vielleicht auch körperlichem Mißbehagen zuzuschreiben, wenn die damals erschienene Sammlung „Merlin“, deren

[1]) Mit achtzig Jahren. Lieder und Epigramme von J. G. Fischer. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1896.

Inhalt fast ganz der Naturmystik, überhaupt dem Nachdenken über die Verkettung der Dinge, angehört, mehr grübelnde, auch wohl düstere Stimmung athmet. Die neue Ausgabe der ersten Gedichte im Jahre 1883 und die anfangs genannte Sammlung von 1891 zeigen solche Stimmungen überwunden, denen jeder gelegentlich, eine gesunde, positive Natur nicht auf die Dauer verfällt. Was nun die neueste Sammlung Fischers vor allem charakterisirt, scheint uns eine behagliche, gesättigte Grundstimmung zu sein, wie sie einem gesunden Alter geziemt; keine müde Gleichgültigkeit, die, wenn sie in Activität überzugehen genöthigt wird, nur griesgrämig, gereizt und rechthaberisch werden kann, sondern eine stichhaltige Weisheit im Sinne der Alten, im Sinne des Dichters des westöstlichen Diwans oder des Patriarchen Rückert: milde, aber noch voll verhaltenen Feuers, wie ein alter Wein. Wenn die, welche Fischer kennen, es zu rühmen wissen, daß ihm ein „schönes Alter" beschieden sei: seine Gedichte können's auch den andern sagen. An niemand gemahnt er in dem, was diesem Bändchen neu und eigen ist, mehr als an Friedrich Vischer, mit dem er sich sonst nicht allzu sehr berührt: Fuß über Grüften fest auf dem Festen, Haupt in den Lüften, so ist's am besten! Oder wenn man ein Wort Fischers selbst haben will für den tiefsten Quellpunkt seiner unverwüstlich jungen Production:

„Bis an mein Ende beschenkt von Tag zu Tag mich die Muse
Mit verjüngendem Wein, den sie unendlich besitzt;
Aber den Becher tredenzest mir du, unsterbliche Liebe,
Welche mich täglich besucht; ihr nur verstehet es nicht."

Daß die Erinnerung, die Anknüpfung an Vergangenes keine ganz geringe Rolle spielen werde, läßt sich von vornherein annehmen. Der Dichter schaut Bilder aus der Jugend, aus der Fülle der Mannesjahre, schließt sich auch wohl direct an eines seiner älteren Gedichte an. Nicht ohne Wehmuth öfters; aber doch wiegt das Gefühl der dankbaren Freude vor, daß er das alles hat erleben dürfen. Und noch immer steht die Mehrzahl des Gegebenen mitten in der Gegenwart und ihren Einwirkungen. Seltener als früher sind Gedichte aus der Zeit; ein paar Lieder auf Freunde, einiges zu festlichen Ereignissen in der Familie oder in der großen Welt, ein schlichtes Lied an das Uracher Thal, das Fischer jeden Sommer aufsucht: es wird ein Dutzend sein. Der Mann, der alt geworden ist, also, mit Goethe zu reden, viele erlebt und überlebt hat, liebt es mehr, still in sich und um sich als auf andere zu sehen. Der Natur ist er und sie ihm treu geblieben: ein paar Naturlieder der neuen Sammlung zählen zu seinen besten; das Wehen des Frühlings, das Treiben der Vögel, das melodische Gleiten des Flusses reden noch mit der alten Gewalt zu ihm und aus ihm, und das gedankenlose Naturfimpeln unkundiger Stubenmenschen, die Flieder und Astern zumal blühen lassen, hat ihm ein grimmiges Epigramm abgewonnen. Auch die religiöse Empfindung fließt ihm gern mit dem Naturgefühl zusammen; die Dichtung wird immer das Herrschaftsgebiet des Pantheismus und dieser eine Denkform poetisch begeisterter Betrachtung bleiben. Am meisten ist aber die Erotik für das ganze Bändchen charakteristisch. Dieses unerschöpfliche Thema ist nach allen seinen Seiten behandelt. Dem liebend schauenden, liebend aneignenden Dichter ist wie dem großen Philosophen der Eros die welt- und menschenverbindende Centralmacht; unerschöpflich ist er im Preise des Weibes, in dem die Schöpfung ihr Höchstes gethan hat, unermüdlich in einer tiefsinnigen Symbolik, die Natur und Menschenwelt, Körper und Seele in der Einheit einer großen Lebensmacht faßt. Hier hat sich Neigung und Talent des Dichters am reichsten entfaltet, hier die fortglühende Wärme am schönsten mit milder Beschaulichkeit gepaart.

Beschaulichkeit: eine Eigenschaft, die gewiß niemandes Sache weniger gewesen ist als Fischers und die auch jetzt noch mit nichten im quietistischen Sinne verstanden sein will. Aber ein Element der Beschaulichkeit ist in diesen neuen Gedichten, nicht in allen, doch in vielen von ihnen, hinzugekommen, und es hat den Reiz dieser Gedichte nur vermehrt. Liebende Unruhe, die sich nie genug thun kann, wird selten dazu kommen, ruhig zu schauen und Gestalten zu bilden. Fischers Poesie ist gerade in seinen besten und eigensten Sachen mehr lebhaft bewegt als ruhig und klar, mehr fortreißend als überzeugend, mehr entzückte Aneignung als objective Darstellung gewesen. Seine Freunde werden mit Freuden wahrnehmen, wie reich nun seine neuesten Gedichte an satter Bildlichkeit und warmer Klarheit sind. Namen wie Rückert, Mörike, auch Uhland, können sich einem auf die Lippen drängen; ja es fehlt nicht an Momenten, die an Gottfried Keller, den bilderfrohesten unter unsern Lyrikern, erinnern können. Sprache und Form sind gehalten, ruhig, ein würdiges Gefäß für den Inhalt, kaum je Selbstzweck. Durch äußeren Klang des Rhythmus, der Melodie allein zu wirken, dazu ist Fischer zu innerlich und zu wahr. Es herrschen denn auch die einfachsten Formen vor. Einfache Liedform, die ihm am besten gelingt und sich auch im ganzen als das passendste Gewand für unsre nach-goethische Lyrik überhaupt erprobt, herrscht neben der ebenso häufigen des Distichons, die besonders für die zahlreichen epigrammatischen Gedichte gewählt ist; seltener antikisirende Formen und Sonette.

Es ist vorhin versucht worden, zu zeigen, was das Eigenthümliche dieser neuen Sammlung im Rahmen von Fischers Lyrik überhaupt sein möge; ein Versuch, der einer so lebendigen Dichterindividualität gegenüber vielleicht gewagt sein mag. Bei geringem Umfang enthält das Bändchen eine reiche Zahl von Gedichten, keins dem andern gleich, vielleicht keins, das man missen möchte; aber jeder wird seine subjective Neigung wieder einem andern zutheilen. Wenige Situationen und Stimmungen echter Lyrik, die nicht vertreten wären, und immer eine positive Natur, die es nicht nöthig hat, Lücken des Inhalts oder der Weltanschauung mit glänzendem Firniß zu überstreichen, ein frommes Gemüth nicht im vulgären, aber im höheren und tieferen Sinne. Es ist gewiß nicht zu zweifeln, daß Fischer mit diesen letzten Gedichten, sämmtlich Producten der letzten Jahre, seine Feder noch nicht zur Ruhe gelegt haben werde. Sollen wir einer weiteren Sammlung entgegensehen oder uns mit der Hoffnung begnügen, daß wir seine vom Alter ungebrochene Stimme noch manchmal in einzelnen Gedichtveröffentlichungen vernehmen werden? Gleichviel, wir werden diese seine letzte Gabe mit Freude und Dank bewahren als das Vermächtniß eines, der das stolz-bescheidene Wort mit gutem Recht von sich sagen konnte:

Es lebt kein Schönes, das er nicht empfand.

Die Wilde Gerlos.

Von Eberhard Zugger in Salzburg.

Betrachtet man eine Landkarte von Tirol, so fällt einem sofort eine eigenthümliche Einbiegung der Grenzlinie im Osten auf, welche durch den Spielberg bei Leogang und das Salzachjoch im Norden, den Krimmler Tauern und den Großglockner im Süden markirt ist. Das durch die genannten Punkte gegebene Viereck ist gewissermaßen aus der Fläche von Tirol herausgeschnitten, und dennoch folgt diese Einbiegung meist nur den natürlichen Grenzen; im Norden sind es die Kitzbichler Alpen, im Süden ein Stück der Tauernkette, welche den Grenzwall bilden, und im Westen der Einbiegung ist es der Verbindungskamm zwischen

Digitized by Google

den beiden genannten Kettengebirgen, welcher in dem sogenannten Gerlospaß, 1500 Meter über dem Meere, seine tiefste Einsenkung besitzt. Die Wässer des nördlichen Grenzkammes fließen auf der Tiroler Seite durch das Leuken- und Brixenthal dem Inn zu, jene des südlichen Grenzgebirges theils durch das Ahrnthal in die Etsch, theils durch das Isel- und Möllthal in die Drau, jene des westlichen Grenzkammes dagegen sind dem Zillerthale tributär. Das von den Grenzkämmen eingeschlossene Gebiet ist der Oberpinzgau, welcher dem Lande Salzburg angehört; seine Gewässer fließen alle in die Salzach ab, die Grenze ist somit im allgemeinen eine rein natürliche, auf die natürlichen Flußläufe gegründet.

Das Zillerthal erhält an seiner linken Seite einen einzigen Zufluß von Bedeutung, die Gerlos, welche bei Zell selbst mündet. Sie entspringt an dem schon vorher genannten Verbindungskamme zwischen der Tauernkette und den Kitzbichler Alpen, und zwar südlich vom Gerlospaß. Vom Krimmler Tauern zieht sich als linke Thalseite des Krimmler Achenthales der sog. Plattenkamm gegen Norden und trägt ganz bedeutende Spitzen und Gletscher. Von der Reichenspitze zweigt aus diesem Kamm ein Arm gegen Westen oder richtiger gegen Westnordwest ab und sendet seinerseits wieder Aeste und Thäler gegen Norden aus, welche der Gerlos ihre Wässer zuführen. Am Nordfuß der Reichenspitze befindet sich die Quelle des Gerlosbaches und das Thal des Quellbaches führt, soweit es die Richtung von Süd nach Nord beibehält, den Namen „Die Wilde Gerlos“. Erst ungefähr in gleicher Breite mit dem Gerlospasse biegt sich das Thal gegen Westen, um, dieser Richtung mehr oder weniger treu, dem Zillerthal zuzufließen. Diese letztere, bei weitem längere Thalstrecke heißt „Die Gerlos“ oder auch, obwohl an vielen Stellen sehr mit Unrecht, „Die Zahme Gerlos“.

Die politischen Grenzen zwischen den Kronländern Tirol und Salzburg, welche an der ganzen beschriebenen Strecke mit den natürlichen zusammenfallen, zeigen an der nördlichen Hälfte des Plattenkammes eine Abweichung von den letzteren, indem das Thal der Wilden Gerlos, welches an der Westseite des Plattenkammes liegt, verschiedener Besitzverhältnisse wegen noch zu Salzburg gehört.

Das Thal der Zahmen Gerlos wird von Fremden nicht gerade selten besucht, und sehr viele Reisende, welche von Zell am See in Pinzgau zu den Krimmler Wasserfällen wandern, ziehen es vor, statt daß sie denselben Weg durch das Salzachthal zurückkehren, über die Platte oder auch über den Gerlospaß durch das Thal der Zahmen Gerlos nach Zell am Ziller zu gehen; und ihre Zahl wird noch zunehmen, wenn einerseits die Oberpinzgauer Localbahn und andrerseits die von dem Tiroler Landtage geplante neue Gerlosstraße dem Verkehre werden übergeben sein.

Es ist in der That eine hübsche, interessante Wanderung, auf welche in jedem Reisehandbuch aufmerksam gemacht und deren Dauer mit 8 Stunden angegeben wird. Man wandert von Wald im Pinzgau den schlechten Karrenweg an der nördlichen Gebirgslehne aufwärts mit stetem Blick ins Salzachthal, mit mancher Ansicht der Krimmler Wasserfälle und einzelner Eiskämme, des Hopfeldkopfes und des Seekarkopfes. Nach einer Stunde ziemlich anstrengenden Steigens biegt der Weg, der jetzt auch weniger steil wird, in den Wald und führt uns nach einer weiteren Stunde zur ersten Raststelle, dem Wirthshause Ronach, in welchem man Schmarn oder Omeletten, Kaffee und stets guten Tiroler Wein erhalten kann. Von hier (1460 m ü. M.) wandert man noch eine kurze Strecke bald eben, bald aufwärts, bald wieder abwärts, an der jungen Salzach entlang, verläßt diese schließlich und steigt zur Paßhöhe empor, der sog. Pinzgauer Höhe oder dem Gerlospaß (1500 m). Eine sumpfige Wiese bildet die Wasserscheide zwischen Salzach- und Zillerthal. Durch kleine Waldstrecken, über Sumpfwiesen wandern wir auf Prügelwegen fort, bis wir nach kurzer Zeit ins Gerlosthal hinabsteigen und den Weg treffen, der von Krimmel über die Platte hieher führt.

Dieser letztere ist der häufiger von Touristen begangene, trotzdem man auf demselben eine bedeutendere Höhe zu überwinden hat. Man steigt von Krimmel anfangs durch fünf Viertelstunden ziemlich steil im Walde aufwärts und verläßt denselben bei einer Alphütte. Von hier aus hat man einen prächtigen Blick auf die Krimmler Wasserfälle, verschiedene Eisspitzen des Achenthales und endlich in das Längenthal der Salzach, den Oberpinzgau. Nun überschreitet man die Platte (1661 m), ein Hochplateau zwischen Plattenkogel und Pinzgauer Höhe, in den tieferen Partien theilweise bewaldet und stark versumpft, mit einzelnen kleinen Moorseen und überhaupt ziemlich öde. Ein bescheidenes Wirthshaus bietet Erfrischungen und eventuell sogar Nachtquartier. Vom Wirthshause steigt man abwärts in die Gerlos. Dort, wo der Krimmler und der Ronacher Weg sich vereinigen, hat man einen prächtigen Blick in die Wilde Gerlos und deren eisigen Hintergrund; zu Füßen liegt der Durlaßboden (1330 m), eine weite angeschüttete Ebene, in welcher der Gerlosbach seine Krümmung aus der südnördlichen Richtung in jene nach Westen vollzieht, unmittelbar vor sich sieht man das Thal der Zahmen Gerlos, im Hintergrunde Duxerberge, und zur rechten einzelne Köpfe des nördlichen Stückes des Verbindungskammes zwischen Kitzbichler Alpen und Tauernkette. Beim Hinabsteigen auf den Durlaßboden geht man an einem Pfahl vorüber, welcher die Grenze zwischen Salzburg und Tirol markirt.

Von dieser Stelle abwärts im Gerlosthale wird der Weg etwas einförmig; er führt meist durch Wald aufwärts und abwärts in häufigem Wechsel, bis das Thal sich wieder erweitert, indem von Süden her sich das Schönachthal, ein Parallelthal der Wilden Gerlos, öffnet und seine Gewässer der Gerlos zuführt. Einzelne freundliche und reinliche Gehöfte sind über den weiten Thalboden zerstreut; je weiter wir wandern, desto näher rücken die Häuser zusammen, eine Kirche zeigt sich und natürlich in deren Nähe, wie dies ja überall die Regel ist, auch ein paar, und zwar recht gute Wirthshäuser. Wir befinden uns in dem Dorfe Gerlos (1254 m).

Kaum haben wir das liebliche Dorf verlassen, so verengt sich das Thal wieder, die Wanderung ist meist sehr eintönig, fast immer im Wald; dabei führt die Straße, die übrigens vom Dorfe Gerlos weg in sehr gutem Zustande ist, sich den Terrainverhältnissen anpassend bald auf-, bald abwärts, und nach nahezu dreistündiger Wanderung erreicht man wieder eine Haltestelle, das Oetschenwirthshaus (1024 m) und hat bis hieher vom Dorfe Gerlos ab wenig mehr als 200 m an Höhe eingebüßt. Das Wirthshaus hat eine sehr hübsche Lage und gewährt den directen Blick hinab ins weite Zillerthal, Zell liegt dem Beschauer völlig zu Füßen und so nahe, daß man glaubt, den Ort in wenig Minuten erreichen zu können. Aber er liegt 450 m tiefer, und der Weg hinab ist ein zwar sehr solid gebauter, aber auch ganz entsetzlich steiler Karrenweg, größtentheils aus aufstehenden Steinplatten gebildet, und obwohl wir mit nicht geringer Geschwindigkeit abwärts gingen, brauchten wir mehr als eine Stunde hinab bis Zell.

Der eben skizzirte Weg von Wald oder Krimmel durch das Gerlosthal nach Zell am Ziller zeigt viele reizende Punkte und wird, wie gesagt, von Fremden ziemlich häufig begangen. Nur möchte ich jedermann rathen, die Tour in der beschriebenen und nicht in entgegengesetzter Richtung zu machen; denn es ist ein großer Unterschied,

ob man als Anstiegspunkt einen Ort mit 870 m Meereshöhe, wie Wald, oder gar mit 1057 m, wie Krimmel wählt, und dann auf 573 m, wie Zell am Ziller, hinabsteigt, oder ob man die Sache umgekehrt macht. Zudem wird die Tour noch dadurch sehr erleichtert, daß wir, wie in sichere Aussicht gestellt wird, die Anstiegspunkte Wald oder Krimmel bereits in diesem Sommer durch die neue Pinzgauer Bahn, Zell am See—Krimmel, werden erreichen können.

So bekannt die Wanderung durch das Zahme Gerlosthal ist, so gänzlich unbekannt ist dagegen die Wilde Gerlos, und doch ist dies ein Thal, das außerordentlich viele Schönheiten in sich enthält. Es ist nicht lang, von der Biegung des Baches im Durlaßboden bis zur Gletscherzunge im Hintergrunde desselben beträgt die Luftlinie nur neun Kilometer, und ich lade den geehrten Leser ein, mich in das Thal der Wilden Gerlos zu begleiten. Von der Stelle am Ostgehänge des Durlaßbodens, wo der Weg aus dem Zillerthale, jener von Ronach und der von Krimmel zusammentreffen, und wo uns eine Orientirungstafel zurecht weist, ziehen wir südwärts hinab in das hier weite Thal, welches mit prächtigen Wiesen bedeckt ist, die an verschiedenen Kleearten besonders reich sind. Leider bemerken wir auch die Spuren zahlreicher Verwüstungen, welche sowohl der Gerlosbach selber, als auch gewisse Seitenbäche hier angerichtet haben und alljährlich neuerdings erzeugen. Wir passiren am rechten Bachufer zwei Alphütten, überschreiten dann auf einer Brücke den Bach und betreten auf dem linken Ufer ein Terrain, welches uns die zerstörende und verwüstende Thätigkeit der Wässer zeigt; zahlreiche Furchen durchziehen den Boden, oft sind es nur einzelne schmale Erdschollen, über die der Weg hinführt. Weiterhin ist der Boden wieder vollkommen unversehrt und trägt zwei Alphütten mit prächtigem Weidegrund. Um so trauriger sieht es gegenüber am rechten Ufer aus. Ungefähr dort, wo in der Generalstabskarte (im Maßstab 1 : 75,000) die Berger Alpe verzeichnet ist, zieht sich eine tiefe und weite Rinne über das östliche Thalgehänge herab, das Material gewaltiger Plaiken mit sich führend und am Fuße anhäufend; dort, wo die Berger Alpe war, ist heute ein Trümmerhaufe. Seit wir das linke Ufer betreten, fließt der Bach in ziemlich engen Ufern; nach etwa halbstündiger Wanderung erweitert sich der Thalboden und wir betreten die Finkau (1432 m), an deren oberem Ende die Hofer Alpe steht.

Die Finkau selbst ist eine Insel, indem der Bach sich bei der genannten Alpe gabelt und seine Arme am Fuße der beiderseitigen Gehänge hinfließen, während sie einen an manchen Stellen sehr steinigen, an anderen dagegen wieder recht ergiebigen Weidegrund zwischen sich lassen. Das Gehänge zu beiden Seiten ist steil und vielfältig mit grobem Gemäuer, d. h. mächtigen, abgestürzten Felsblöcken bedeckt. Geradezu schön ist der Anblick des Gemäuers an der rechten Thalseite. Hier sitzt von unten bis auf die Höhe hinauf fast auf jedem Blocke, deren Größe häufig mehrere Kubikmeter beträgt, mindestens eine Zirbe; und das Grau der Steine, sowie das helle Grün dieser jungen Bäume gibt dem Gehänge, besonders in der Abendbeleuchtung, eine herrliche Färbung. Der Hintergrund des Thales ist hier abgeschlossen durch eine Felsstufe, über welche der Bach theils in tiefen Klammen, theils in kurzen Wasserfällen herabschäumt.

Vom Durlaßboden bis zur Hofer Alpe beträgt die Thallänge 4½ Kilometer, die Steigung 33 Meter auf den Kilometer oder 2 Grade.

In der Hofer Alpe findet man freundliche Aufnahme, ja sogar ein Zimmer. Es gibt überhaupt an dem Wege, den ich den geehrten Leser führen will, eine Anzahl Unterkunftspunkte, aber freilich keine Wirthshäuser und keine Betten, wohl aber Alphütten mit freundlichen Bewohnern und gutes Heulager.

Steigen wir die vorhergenannte Terrainstufe empor, so haben wir sogar die Wahl im Wege, einer führt am rechten und einer am linken Ufer aufwärts; die Stufe selbst, steiniger, theilweise mit Baumwuchs bedeckter Boden, ist einen Kilometer lang mit 150 m gleich 9 Grad Steigung.

Haben wir das obere Ende erreicht, so befinden wir uns auf der Triffelalpe; die Alphütte selbst liegt am rechten Ufer etwas auf der Höhe; unmittelbar am Bache dagegen steht eine Hütte mit einem Mühlrad, welche sich seinerzeit ein Drechsler erbaut hatte, um hier aus Zirbenholz Milchschüsseln zu drehen. Auch diese Hütte ist bewohnbar und hat mir durch eine Reihe von Tagen und Nächten zum Aufenthalt gedient.

Eine ziemlich bedeutende Strecke führen Wege an beiden Seiten des engen Thales hin, endlich wird das linke Ufer fast ungangbar, ein Steg führt auf das rechte hinüber und zu einem ebenen Platz, wo die Reste einer früher einmal bestandenen Alphütte sichtbar sind. Durch eine steile Schlucht, die Nebelklamm, führt seitwärts ein Weg in die Höhe. Wir wandern aber im Thale weiter und haben bald die Moränen erreicht, welche den Bach zu beiden Seiten einfassen. Theils längs, theils auf der rechtseitigen Moräne führt der Weg weiter, bis wir uns am Fuße der Seewand befinden, welche das Thal in seiner ganzen Breite absperrt und über welche mehrere Bäche in die Tiefe stürzen, um sich am Fuße zu einem einzigen zu vereinigen.

Von der Drechslerhütte bis zum Fuße der Seewand beträgt die Länge des Thales etwa zwei Kilometer mit 200 m Steigung, gleich 10 Procent oder 6 Grad. Vom Fuße der Wand (1850 m) führt ein theilweise in den Fels gehauener Weg steil aufwärts, immer nahe dem linken Ufer des Baches, welcher an der östlichen Ecke der Wand in die Tiefe tost. Nach etwa anderthalbstündigem Steigen stehen wir am Ufer des herrlichen Wildgerlossees, 2417 m, einige hundert Meter über der Zunge des Wildgerlossgletschers, und zwar zwischen See und Gletscher.

Es ist ein prachtvoller Punkt, an dem wir uns befinden, und eine Wanderung von wenigen Schritten bringt uns auf eine schön abgerundete Felsrippe, welche uns See und Gletscher gleichmäßig übersehen läßt, wo wir einerseits die Eisriesen des Thalhintergrundes, andrerseits das Thalgelände bis hinaus zum Durlaßboden, die Köpfe und Kämme der Kitzbichler Alpen, sowie die Höhen, welche das Thal selbst einschließen, überblicken. Die geringe Anstrengung, welche die Wanderung bis hieher auf stets gebahntem Weg erfordert, wird durch diesen Blick reichlich belohnt.

Man hat mir erzählt, daß eine Alpenvereinssection, welche sich um das benachbarte Krimmler-Achenthal bereits durch Weg- und Hüttenbauten große Verdienste erworben hat, beabsichtige, hier eine Unterkunftshütte zu erbauen. Es wäre dies ein im höchsten Grade dankenswerthes Unternehmen, welches den Besuch dieses reizenden Stückes Erde wesentlich erleichtern würde.

Steigen wir auf der Felsrippe, auf der wir uns gerade befinden, noch etwa 200 m aufwärts, so sehen wir uns auf fast vollkommen kahlem, abgeschliffenem Gneisboden, arm an Vegetation; nur aus einzelnen Spalten hebt irgend ein unscheinbares Pflänzchen sein Köpfchen hervor. Und hier ist es der sonst so seltene Ranunculus pygmaeus *Wahlb.*, der uns mit seinen gelben Sternen entgegenleuchtet und unsre Mühe belohnt, nicht zu reden von dem prächtigen Ranunculus glacialis *L.* und Geum reptans *L.*, welche wir schon auf der halben Höhe der Seewand treffen, sowie

Digitized by Google

den zarten, weißen Blüthen von Cardamine alpina *Willd.* und resedifolia *L.*, Cherleria sedoides *L.*, Arenaria biflora *L.* und Stellaria cerastoides *L.* und den blauen Sternen von Veronica alpina *L.* und bellidioides *L.*, die wir im Sande zwischen den einzelnen Felsrippen mit den röthlichen Köpfchen von Epilobium alpinum *L.* vermischt in reichlicher Menge finden.

Kehren wir zurück zum See. Dieser zieht sich von Nord nach Süd mit einer bogenförmigen Krümmung nach Osten gegen den Hintergrund in einer Länge von fast 700 m und einer durchschnittlichen Breite von 160 m. Das östliche Ufer bildet eine steile Wand von etwa 150 m Höhe, welche direct in den See abfällt, im Süden hängt ein schmaler Streifen eines Schneefeldes herab, an der Westseite reicht ein nicht sehr steiler Felskamm den See entlang hin, welcher gegen Norden zu allmählich niedriger wird und sich bis zum Seeausflusse vollständig verflacht; ein ähnlicher, sich ebenfalls verflachender, aber bedeutend niedrigerer Kamm bildet den Nordrand des Sees.

Der See besitzt die ziemlich bedeutende Tiefe von 40 m. So freundlich und klar er bei ruhigem Wetter vor uns liegt, so wild bewegt kann er sein bei stürmischem Wetter. Ich sah ihn einmal an einem wolkenlosen, aber allerdings sehr stürmischen Tage seine Wellen wohl 20 m weit über das Ufer schleudern.

Steigen wir von der Nordostecke des Sees, aber diesmal ohne Weg an dem mit grobem Schutt und Gemäuer überdeckten Gehänge gegen Osten aufwärts, so erreichen wir, etwa 150 m höher, abermals einen Thalkessel, klein und lieblich, mit einem prächtigen Miniatursee, dem oberen Gerlossee, 2562 m. Dieser ist nahezu kreisrund von beiläufig 160 m Durchmesser; seine größte Tiefe beträgt 6 m. Der Kessel ist gegen Nordwest ganz offen, die Süd- und die Ostseite steigen ziemlich steil empor, an der Westseite zieht sich ein Kamm in die Höhe, auf dem hin man nach etwa einstündigem Steigen die Scharte erreicht, welche auf der Südseite hinabführt ins Roßkar, das linkseitige Gehänge des Rambachthales, eines Seitengrabens des Krimmler Achenthales. Von der Scharte aus genießt man selbstverständlich einen herrlichen Blick auf die Höhen des Wildgerlos- und des Krimmler Achenthales und zu Füßen liegt der tiefdunkel gefärbte Rambachsee.

Kehren wir wieder zurück zum oberen Wildgerlossee und nehmen wir nun den Abstieg gegen Süden über das steile Gemäuer hinab zum Südende des unteren oder großen Wildgerlossees. Hier reicht der Gletscherschutt bis in das Seebecken herab und hat sich eine Sandbank von etwa 30 m Breite abgelagert, durch welche sich die Schmelzwasser des Gletschers in zwei Adern in den See ergießen. An dieser Stelle erwartet wieder den Botaniker eine Freude, denn er findet herrliche Polster von Androsace glacialis *Hoppe* und helvetica *Gaud.* in reicher Menge. Nun umgehen wir den See an seiner Westseite, erfreuen uns unterwegs an dem reichen Vorkommen von Primula minima *L.* und glutinosa *Wulf.*, dem sogen. blauen Speik, und erreichen wieder unsern Ausgangspunkt, den Ausfluß des Sees. Von hier wandern wir nicht den Weg über die Seewand, den wir heraufgekommen, zu Thal, sondern wir überschreiten den ausfließenden Bach und ziehen oben am Gehänge thalauswärts unter dem Hohen Schafelkopf und dem Trisselkopf hin durch das Nebelkar. Auch an diesem Gehänge führt uns der Weg über und zwischen wild und wirr durcheinander geworfene Steintrümmer und Platten hin, zwischen denen sich nur geringe Vegetation angesiedelt hat. An einer Stelle erblicken wir ein aus diesen Trümmern und Platten theils durch die Natur, theils durch Menschenhände errichtetes hüttenähnliches Gebilde, welches seinerzeit — in den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts — durch einen ganzen Sommer hindurch von einem Militärflüchtling als sicheres Versteck benützt und bewohnt wurde.

Noch kurze Zeit können wir auf der Höhe weiter wandern, dann zwingt uns ein Felskamm, der bis an den Abhang herabzieht, ins Thal abzusteigen. Durch die Nebel- oder Grundhüttenklamm führt uns ein Steig abwärts; unterwegs kommen wir an einer Kluft vorüber, welche Amethyste, aber allerdings in durchaus nicht schönen Exemplaren enthält. Bei der verfallenen Alphütte kommen wir wieder ins Thal und wandern hinaus zur Trissel-Alpe.

Hier können wir uns ausruhen und erfrischen, eventuell auch übernachten. Von der Alpe steigen wir dann auf gutem Wege an demselben (rechtseitigen) Gehänge, an dem wir vorher durch die Nebelklamm zu Thal gestiegen waren, ziemlich steil etwa 300 m hoch aufwärts durch lockeren Zirbenbestand und haben damit die Meereshöhe 2000 m erreicht. Auch hier tritt wieder ein Felskamm direct an den Abhang, doch ist daselbst ein Weg gebahnt, der diesen Kamm an der Außenseite umgeht. Es würde wenig Kosten verursachen, auch einen Weg um jenen Felskamm zu bahnen, der nahe der Nebelklamm zu Thal zieht, und dadurch würde dem Touristen auf seinem Wege vom See heraus der Abstieg durch die Nebelklamm und der spätere Aufstieg von der Trisselalpe bis zur Isohypse 2000 erspart.

Haben wir den Felskamm oberhalb der Trisselalpe umgangen, so führt uns der Weg fast horizontal weiter und gewährt uns steten Ausblick auf die linkseitige Thallehne und die Gehänge des Durtaßbodens. Nach einer Wegstrecke von kaum einer halben Stunde erreichen wir die Wildkaralpe.

Diese Alpe kann uns wieder als Ausgangspunkt für eine neue Excursion dienen. Sie liegt am unteren Ende des Wildkars, eines Kars, welches, von hier immer schmäler werdend, gegen Süden in Form eines Dreiecks aufsteigt und im Trissetkopf (in der Generalstabskarte irrthümlich als Hohe Schaffelkopf bezeichnet), 3040 m, ruminirt. Die oberen Partien des Wildkars sind von einem ziemlich bedeutenden Gletscher bedeckt, an dessen Fuß befindet sich 2460 m ein Moränensee. Zu diesem See steigen wir auf einem leidlich gebahnten Weg aufwärts, und je höher wir kommen, desto schöner wird der Ausblick, wenn wir uns nach rückwärts wenden. Nach etwa anderthalb- bis zweistündigem Steigen haben wir den See erreicht. Seine Fläche ist beinahe kreisförmig mit einer Ausbuchtung gegen West, aus welcher er seinen Ausfluß nimmt. Die Länge beträgt 60, die Breite 50, die größte Tiefe 2.8 m. Die Südseite des Ufers ist flach und sandig und weiter rückwärts von einer Moräne umgeben, welche größtentheils aus kleinen Steinen, Sand und Schlick besteht; das nördliche und westliche Ufer dagegen wird von großen Gneisblöcken gebildet, welche sich zu hohen massigen Mauern aufthürmen. Die Farbe des Sees, im Gegensatz zur tiefdunkelblauen Farbe der beiden vorher beschriebenen Wildgerlosseen, ist beinahe milchiaeiß mit einem Stich ins Blaue. Es ist eine eigenthümlich graßartige, wilde Scenerie.

Steigen wir am östlichen Gehänge etwa 30 m höher hinauf, so befinden wir uns abermals am Ufer eines Sees, der den vollen Gegensatz zu dem eben beschriebenen Moränensee bildet. Es ist der Wildkarsee, ein echter Felsensee, in Felsbaden eingebettet, von allen Seiten mit niedrigen Felsbarrieren umgeben, nur seine Ostseite lehnt sich an eine direct aufsteigende Felswand. Seine Länge beträgt 145, die Breite schwankt zwischen 80 und 120 m, die größte Tiefe ist etwas mehr als 10 m. Von seinem Ausfluß im Norden gesehen bietet er einen geradezu prächtigen Anblick: im Vordergrunde der tiefdunkelblaue See, links die steile Felswand,

rechts die kaum 10 m hohe Felsbarriere, mit spärlicher Vegetation bedeckt, im Hintergrunde die beiden nackten steilen Felskämme, welche immer höher emporsteigen und sich in demselben Maße einander nähern, bis sie sich in ihrem Culminationspunkte, dem Trisselkopf, der hoch als steile Pyramide hervorragt, vereinigen; dabei der ganze obere Theil des Kares bedeckt mit dem Gletscher, der durch seinen Neuschnee in heller Weiße glänzt. Dieser großartige, so nah gelegene Hintergrund, der sich prächtig abhebt vom blauen wolkenlosen Firmament — es ist ein Anblick, den man sich durch die kurze Mühe des Aufstieges wahrlich leicht genug verdient hat.

Folgen wir dem Wege, der am östlichen Gehänge aufwärts führt, so haben wir nach 34 m Steigung, also in wenigen Minuten, die Scharte erreicht, eine Einsattelung des Plattenkammes, welcher das Thal der Wilden Gerlos von jenem der Krimmler Ache trennt. Wir sehen hinab nach Krimmel, Wald und Neukirchen, ins Krimmler Achenthal und auf die gegenüberliegenden Höhen, und zu unsren Füßen liegt das Seekar mit dem Seekarsee. Ein Weg führt hinunter zu diesem, dann weiter hinab zur Seekar-Alpe und hinaus nach Krimmel.

Wir aber kehren zurück zur Wildkar-Alpe und setzen von hier unsre Wanderung thalauswärts fort. Unser Weg, und es ist ein wirklicher, gebahnter Weg, führt uns fast fortwährend etwas oberhalb der Isohypse 2000 auswärts. Nach kurzer Strecke befinden wir uns unmittelbar oberhalb der Hofer-Alpe und der Finkau-Insel, und wandern nun fast eine halbe Stunde lang durch einen herrlichen Zirbenwald, der das ganze Gehänge bis hinab ins Thal bedeckt. Rechts erheben sich steile Schrofen, links haben wir den freundlichen Blick ins Thal. Später führt uns der Weg durch Krummholz und Steinschutt, bis wir offenes Terrain und grasigen Boden betreten. Es ist die erste Scharte, die sich uns hier öffnet.

Rechts ladet der schöne, kurzrasige Boden zum Abstieg gegen Krimmel ein. Ich möchte aber jedem Wanderer den wohlgemeinten Rath geben, den Abstieg hier zu unterlassen. Die erste halbe Stunde geht es sich wirklich recht gut hinab, dann aber haben wir links steile Wände, rechts einen durch Schneedruck und Windbruch fast ungangbaren Wald, und zwischendrinnen einen Graben, der in eine alte Moräne eingerissen ist. Bei jedem Schritte im Graben sinkt man mindestens bis über die Knöchel, aber auch tiefer in den Boden. Man kommt hier hinunter, aber Vergnügen ist keines dabei.

Wir lassen also die Scharte und bleiben auf der Höhe und auf dem Wege, lassen auch die nächste grasbewachsene Erhöhung, den Schönbichl, rechts liegen, und erreichen die nächste Scharte, von der ein guter, gebahnter Weg nach Krimmel hinabführt. Da wir uns aber noch immer auf einer Höhe von 1960 m befinden, geben wir dieselbe nicht leichtsinnig auf, sondern steigen noch die wenigen Meter aufwärts, um die Höhe des vor uns liegenden Plattenkogels zu gewinnen. Wir brauchen dazu auch kaum zehn Minuten und haben den nördlichsten Höhenpunkt des Kammes, den Plattenkogel, 2029 m erreicht. Ein hölzernes Monument bezeichnet den Punkt, der uns die beste Aussicht gewährt: es ist ein Blick über den ganzen oberen Pinzgau, die Gebirgsketten zu beiden Seiten des Thales, gegen Norden den Salzachkopf und seine Umgebung sowie die weithin ausgedehnte Platte, gegen Westen die Tirolerberge, und unmittelbar unter uns der freundliche Ort Krimmel mit seinen zerstreuten Gehöften.

Vom Plattenkogel gehen wir zunächst am oberen Rande der steilen Felsabstürze in der Richtung gegen Nordost. Sowie das Terrain freundlicher wird, zweigt ein guter Weg rechts ab, der uns rasch in die Tiefe bringt, während der andere Weg sich allmählich senkt und in den Reitsteig mündet, der von Krimmel über die Platte ins Gerlosthal führt.

Ich wollte mit den vorstehenden Zeilen auf das bisher so arg vernachlässigte Thal der Wilden Gerlos aufmerksam machen; ich wollte zeigen, daß man in zwei Tagen mit aller Bequemlichkeit eine äußerst dankbare Rundtour von Krimmel über die Hofer- und Trissel-Alpe zum großen Wildgerlossee und von da über die Wildkar-Alpe und den Plattenkogel zurück nach Krimmel ausführen kann; und wollte die nichts weniger als schwierigen oder anstrengenden, aber herrlichen Uebergänge vom Hintergrunde des Thales in das Rambachthal, und von der Wildkar-Alpe in das Krimmel-Seekar jenen anempfehlen, welche gerne in den Bergen herumsteigen, um dort die Schönheit der Natur zu genießen, ohne daß sie dabei nöthig haben, sich großartigen Anstrengungen oder halsbrecherischen Kletterübungen zu unterziehen.

Mittheilungen und Nachrichten.

Des Johann Amos Comenius Entwurf der nach dem göttlichen Lichte umgestalteten Naturkunde und dessen beide physikalische Abhandlungen: „Untersuchungen über die Natur der Wärme und der Kälte“ und „Descartes mit seiner Naturphilosophie von den Mechanikern gestürzt.“ Herausgegeben, übersetzt und erläutert von Dr. Joseph Reber, k. Director der höheren weiblichen Bildungsanstalt in Aschaffenburg. Gießen 1896. Verlag von Emil Roth. LXXXIV. 552 S. gr. 8°. — Als der Unterzeichnete vor vier Jahren seine Abhandlung „Comenius als Geograph und Naturforscher“ („Ausland“, 66. Jahrgang) veröffentlichte, welche lediglich einen Beitrag zu den soeben in ganz Deutschland gefeierten Festen der Erinnerung an den großen Pädagogen darstellen sollte und deßhalb Einzelheiten nur streifen konnte, da drängte sich ihm die Ueberzeugung auf, daß es doch sehr wünschenswerth wäre, die naturwissenschaftlichen Anschauungen einer in einzig dastehender Persönlichkeit einmal im Zusammenhange gewürdigt zu sehen. Durch das vorliegende, sehr schön ausgestattete Werk, den ersten Band einer Gesammtausgabe der Schriften Komensky's, ist dieser Wunsch in der Hauptsache erfüllt worden, denn wir finden hier alle selbständigen Arbeiten des Genannten über den in Rede stehenden Gegenstand vereinigt, während zu allerdings an anderen Orten, zumal in der „Pansophie“, noch gar manches einschlägige Material zu finden sein würde. Dieses beizuziehen, wäre aber wieder mit den Zwecken, welche eine solche umfassende Edition verfolgt, nicht gut vereinbar gewesen, und so bleibt eben dem Historiker der exacten Wissenschaften, wenn erst einmal der ganze Comenius zugänglich gemacht sein wird, die dankbare Aufgabe vorbehalten, die einzelnen Bände auf die in ihnen enthaltenen Erörterungen zur Astronomie, Physik, Chemie und physischen Erdkunde zu durchsuchen. Für jetzt freuen wir uns des Gebotenen, in dem wir das Ergebniß hingebenden Fleißes anzuerkennen haben.

Eine ausführliche und gründliche Einleitung geht der Textausgabe voran; in ihr werden die Beziehungen des Comenius zur zeitgenössischen Wissenschaft und die Verhältnisse, welche ihn zur Abfassung der „Synopsis“ hindrängten, an der Hand der Quellen geschildert. Das Buch entstand, kurz nach der „Janua“, in Lissa, wo der Autor unter drückendster Schularbeit eine ganz unglaublich rege schriftstellerische Thätigkeit entfaltete.[1]) Die Beilagen, an

[1]) Nachdem darum die Rede gewesen, daß Comenius seinen Plan, auch einen Lehrbegriff der Astronomie zu publiciren, nicht habe verwirklichen können, bemerkt Hr. Reber (S. XVIII) zum jenem: „Wir ersehen, daß er ein Gegner copernicanischer Anschauungen war, trotzdem er bereits in Heidelberg sich, wie eine Eintragung erwiesen hat, ein Exemplar der Schrift des Copernicus „De revolutionibus orbium coelestium“ als Eigenthum erworben hatte.“ Sogar noch mehr; in seinem Eigenthum befand sich das berühmte, jetzt in Prag aufbewahrte Originalmanuscript des unsterblichen Werkes. In dem oben namhaft gemachten Aufsatze ist ferner dargethan, daß Comenius, worüber die bekannten astronomischen Lehrsprüche keinen Zweifel lassen, ein Anhänger des von Tycho Brahe aufgestellten Weltsystems war und an der Bewegung der Sonne um die Erde festhielt. Daß ihn, den Scharfblickenden, an der Erkenntniß der Wahrheit eine gewisse theologische Befangenheit verhinderte, liegt auf der Hand; er, der der Bibel das entscheidende Urtheil bei physikalischen Streitfragen einräumte, durfte sich nicht in Widerspruch mit der üblichen nordalen Schrifterklärung setzen (s. bei Reber S. LXXXI).

welche er sich in der Naturlehre hielt, lassen sich, wie wir ersahren, durch genaue Untersuchung ermitteln. Es wird nachgewiesen, daß von dem vermutheten Einfluß der Alsted'schen Encyklopädie kaum die Rede sein kann, daß hingegen der Spanier Vives, der Italiener Campanella, der Engländer F. Bacon und der deutsche Atomistiker Sennert die Hauptautoritäten für Comenius waren, der nebenher auch noch aus einer Fülle anderer, auch nichtmystischer Tractate schöpfte. Daneben durfte selbstverständlich der latinisirte Aristoteles nicht fehlen, an den ja die ganze Denk- und Ausdrucksweise der „Synopsis" unausgesetzt erinnert. Ueber das Verhältniß Komensky's zu Campanella berichtet der Herausgeber vieles, und es dürfte dieser Abschnitt für die Gelehrtengeschichte einer Zeit, welche durch die allmähliche Losringung der Naturforschung aus dem Banne der Scholastik gekennzeichnet ist, sehr großes Interesse besitzen. Gegen Kvacsola, dem diese Ausgabe gewidmet ist und dessen hohes Verdienst unumwunden anerkannt wird, weiß der Herausgeber die vielfache Anlehnung des Comenius an die „Instauratio magna" Bacons außer Zweifel zu setzen. Wir erhalten ferner eine detaillirte Uebersicht über ältere Ausgaben der „Naturlehre", und zum Schlusse werden alle Daten zusammengestellt, welche sich in Betreff der beiden kleinen Werkchen, deren das Titelblatt Erwähnung thut, ausfindig machen ließen. Die Studie über die Wärme ist wirklich beachtenswerth und läßt uns mehr noch, als das Lehrbuch, einen Einblick in die selbstständige Gedankenwelt ihres Verfassers thun. Als echter Sohn des Zeitalters entpuppt sich dieser dagegen in seiner Abneigung gegen Cartesius, in welchem die frommen Kreise Hollands — und darthin war ja zuletzt auch unser Held als Verbannter gewandert — einen erbitterten Feind des Christenthums sahen, der er in Wirklichkeit niemals war. Sonderbarerweise vergleicht Comenius den großen Philosophen, den er als Mathematiker übrigens anerkennt und nur als Physiker nicht gelten lassen will, mit jenem neapolitanischen Demagogen Masaniello, der durch die Volksgunst rasch emporgehoben und ebenso rasch wieder gestürzt worden sei. Ganz ähnlich werde auch der rasche Sieg der cartesianischen Philosophie als bloßer Augenblickserfolg sich herausstellen.

Den Text der „Synopsis" läßt der Herausgeber nach sorgfältiger Reinigung wörtlich abdrucken und stellt ihm eine getreue Uebersetzung zur Seite; ebenso wird es mit den beiden Anhängen gehalten. Daß das Eindringen in den Sinn und dessen Uebertragung in unser heutiges Deutsch keine leichte Sache gewesen sein kann, weiß jeder, der mit dem nichts weniger denn vollkommenen Latein des Autodidakten, sowie mit der bei allem Streben nach Wahrheit doch oft recht verwickelten Schreibart desselben persönliche Bekanntschaft hat schließen müssen. Ohne einen fortlaufenden Commentar würde ein Leser, der nicht in den Anschauungen des beginnenden 17. Jahrhunderts einigermaßen zu Hause ist, den Darlegungen nicht lange folgen, und man mag es deßhalb dem Herausgeber Dank wissen, daß er sich der nicht geringen Mühe unterzog, allenthalben erläuternde Anmerkungen unter den Text zu setzen. Auch fehlt nicht ein Index, welcher über die nicht selten vorkommenden Eigennamen orientirt.

Die wissenschaftsgeschichtliche Stellung des Komensky'schen Werkes zutreffend zu bestimmen, kann hier nicht unsre Aufgabe sein. Wer sich dieser unterziehen will, dem hat Hr. Reber die Sache beträchtlich erleichtert, aber freilich darf derselbe daran nicht mit ganz unzulässiger Voreingenommenheit herantreten. In einer geachteten Zeitschrift — der Name thut nichts zur Sache — fertigte unlängst ein Recensent das verdienstliche Unternehmen einer Herausgabe der geographischen Aphorismen von Krause mit ein paar Worten ab: das Buch sei nutzlos, es sei nichts Neues aus demselben zu lernen! Wer die „Naturlehre" zu dem Zwecke studiren wollte, sich naturwissenschaftliche Bildung in des Wortes moderner Bedeutung anzueignen, der fiele allerdings einer argen Täuschung anheim, und es ist gar nicht zu leugnen, daß Comenius selbst nicht einmal mit allen denjenigen Erfahrungsthatsachen vertraut war, welche er vielleicht sich anzueignen vermocht hätte. Allein darauf kommt es ja natürlich nicht an. Wer aber zu erfahren wünscht, welchen Wissensstand ein wißbegieriger Jüngling in den Tagen des dreißigjährigen Krieges von einem hervorragenden Lehrer vorgesetzt erhielt, der wird bei der Lectüre der „Synopsis" seine Rechnung finden. Dazwischen wird er auch auf manchen Geistesblitz, manche unerwartet richtige Auffassung stoßen, so namentlich in den geographisch-naturwissenschaftlichen Abschnitten, wie denn z. B. (S. 220) die Kometen bereits dem Thierreiche zugewiesen werden. Gar mancher einzelne Punkt wird in ungeahnter Weise aufgehellt, so lange die Geschichte der Chirurgie von den ausführlichen Mittheilungen über Rhinoplastik mit Nutzen Act nehmen. Wenn man noch dazu bedenkt, daß Comenius nicht Fachmann sein wollte, daß dieses Werk vielmehr, wie manches andere, nur einem nach Belehrung neigenden Lehrer seine Entstehung verdankt, so wird man dieser zum erstenmale bequem zugänglich gemachten Probe seiner Didaktik volle Achtung nicht versagen — und ebensowenig demjenigen, der uns diesen bequemen Zugang verschafft hat. E. Günther.

-tt.- Ueber Arbeiterverhältnisse, Ausstands- und Aufstandsbewegungen in der Pharaonenzeit (1400—1100 v. Chr.) enthält eine im vergangenen Jahre im Verlag von Karl J. Trübner in Straßburg erschienene Broschüre „Arbeiter und Arbeiterbewegung im Pharaonenreich unter den Ramessiden" von Wilhelm Spiegelberg interessante und fesselnde Darlegungen. In dem Vorwort theilt der Verfasser mit, daß die Skizze an Form und Inhalt nur unwesentlich verändert einem Vortrag entnommen ist, welchen er im August 1894 als Antrittsvorlesung an der Kaiser Wilhelms-Universität in Straßburg gehalten habe. Das Thema sei auch schon von anderer Seite bearbeitet worden. Das hundertthorige Theben, das Rom des alten Orients, ist der Schauplatz der Ereignisse, die uns Spiegelberg schildert. Gegenüber dieser Stadt lag die Nekropolis, in welcher die Thebaner ihre Todten beisetzten. Was wir über das Privatleben der Aegypter wissen, entstammt hauptsächlich den Darstellungen der Gräber jener Todtenstadt, vor allem den Papyris, welche dort ausgefunden und heute in allen Museen zerstreut sind. Aus diesen Quellen sind nun die Daseinsbedingungen der Arbeiter in jener Urzeit, die Streitigkeiten, die unter ihnen herrschten, und ihre Bestrebungen, sich die ihnen vorenthaltenen Rechte zu erringen, in lebendiger Weise geschildert. Es ergibt sich daraus, daß der Hunger und die vorenthaltenen Löhne die Arbeiter zur Revolte veranlaßten. „Es ist eine einzigartige Bewegung, welche ich hier in kurzen Zügen vorgeführt habe. Während sonst der Orientale in alter und neuer Zeit stumpf und dumpf dahinlebt und mit dem bekannten Kismet alles über sich ergehen läßt, begegnen wir hier der uns erfreulichen Erscheinung, daß eine unterdrückte Menschenclasse um ihre Rechte kämpft. Und nicht am wenigsten sympathisch berührt uns die Ruhe und Besonnenheit, mit welcher sich die ägyptische Arbeiterbewegung vollzieht. Wir haben hier eben freie Arbeiter vor uns und keine Sklaven, bei welchen jede Erhebung zu den scheußlichsten Verbrechen führt. So viele Berührungspunkte die ägyptische Arbeiterbewegung mit unsrer modernen bietet, so muß man sich doch hüten, dieselbe mit unsern Strikes zu identificiren. In der ganzen ägyptischen Arbeiterbewegung ist nie von einer Lohnerhöhung oder Arbeitsverminderung die Rede und nirgends tritt uns der ägyptische Arbeiter als contractbrüchig entgegen, sondern er macht dem contractbrüchigen Staat gegenüber sein gutes Recht geltend, indem er die Auszahlung des ausbedungenen Lohnes verlangt." — Der Verfasser bezeichnet seinen Aufsatz als den Vorläufer einer größeren Arbeit über die Geschichte der thebanischen Nekropolis von den ältesten Zeiten bis zur römischen Kaiserzeit, der man nicht bloß in den Fachkreisen mit Interesse entgegensehen wird.

* **Karlsruhe.** Dem Assistenten am chemischen Laboratorium der Technischen Hochschule Dr. Schulz wurde der Charakter als außerordentlicher Professor verliehen.

H. **Aus Baden.** Ein halbvergessenes Dichtergrab soll demnächst mit einem würdigen Denkstein geschmückt werden. Es ist das Grab Annette v. Droste-Hülshoffs, einer der größten Dichterinnen und der edelsten Frauen, die Deutschland hervorgebracht hat. In Meersburg am Bodensee, wo sie mehrere Jahre im alterdgrauen Schlosse ihres Schwagers Joseph v. Laßberg, des trefflichen Sepp von Eppishüsen gewohnt hatte, ist Annette v. Droste-Hülshoff im Jahre 1848 gestorben; dort auf dem stillen weltabgeschiedenen Friedhof ist ihre Ruhestätte, unscheinbar und unbeachtet. Es ist erfreulich, daß man in Meersburg den Gedanken gefaßt hat, durch Errichtung eines Denkmals das Andenken der Dichterin zu ehren und ihre bedeutende Persönlichkeit in die Erinnerung der Lebenden zurückzurufen.

XX **Darmstadt.** Durch die Ernennung des Dr. Friedr. Back von Berlin hat die lang dauernde directorlose Zeit unseres Museums ein Ende erreicht. Dem seither als Directorialassistenten bei den kgl. preußischen Museen beschäftigten neuen hessischen Director geht der Rome eines in seinem Fache tüchtigen Mannes voraus und man erwartet von ihm die volle Ausfüllung der

directorialen Stellung. Er wird um so mehr in der fast beneidenswerthen Lage sein, dieser Ernennung zu entsprechen, als er mit dem von den Ständen genehmigten Neubau der Misere enthoben wird, unter der seither sämmtliche Museumsdirectoren bei uns schmachten mußten. Denn die Unterbringung unserer höchst werthvollen Sammlungen in den Räumen des großherzoglichen Residenzschlosses war ja beklagenswerth unzulänglich. Das wird nun mit dem von Professor Messel (Berlin) nach seinem eigenen Plane auszuführenden Neubau grundsätzlich anders und besser werden. Zu wünschen bleibt dabei nur, daß die Inangriffnahme des Neubaues nicht allzu sehr verzögert werde. Hierüber hat man nur gerüchtweise vernommen, daß mit der Errichtung des betreffenden Baubaccus in Berlin der Anfang gemacht worden sei; eine Thätigkeit auf dem Bauplatz des abgetragenen alten Zeughauses war dagegen noch nicht bemerkbar. Da für das dem verstorbenen Großherzog Ludwig IV. zu errichtende, dem Bildhauer Schaper in Berlin übertragene Denkmal der vor dem Museumbau gelegene Paradeplatz unzweckmäßigerweise bestimmt worden ist, so bleibt nur zu hoffen, daß durch das Denkmal der Ausblick auf die Façade des Museumsbaues nicht beeinträchtigt werde.

* **Gießen.** Am 11. Mai starb hier der Universitätsmusikdirector Gustav Adolf Fechner.

* **Aachen.** Dem Docenten an der Technischen Hochschule Bildhauer Karl Krauß ist das Prädikat „Professor" beigelegt worden.

* **Weimar.** Für die Feier der Einweihung des Schiller-Goethe-Archivs ist das Programm endgültig festgesetzt. Am 28. Juni werden sich in der festlich geschmückten Rotunde des neuen Bauwerks die großherzoglichen Herrschaften und die geladenen Gäste versammeln. Um 12 Uhr beginnt als Einleitung, von unsichtbarem Orchester begleitet, unter Leitung des Capellmeisters Prof. Müllerhartung der Schlußsatz der neunten Symphonie. Dann wird Prof. Dr. Suphan die Festrede halten. Es folgt der Schlußsatz der Faust-Musik von Schumann („Alles Vergängliche ist nur ein Gleichniß" u. s. w.). Daran schließt sich großer Cercle vor den höchsten Herrschaften, ebenfalls von unsichtbar ausgeführter classischer Musik begleitet. Nachmittags findet ein Mahl im Schlosse statt. Für den Abend war ursprünglich als Festaufführung Goethe's Singspiel „Scherz, List und Rache" in Aussicht genommen, mit der Musik von Kayser. Allein da nur der Clavierauszug noch im Theaterarchiv vorhanden ist, die Partitur aber verloren gegangen zu sein scheint, mußte davon abgesehen werden. Statt dessen wird zum erstenmal Goethe's „Erwachen des Epimenides" mit der Musik von Anselm Weber zur Aufführung kommen. Die Anordnungen zur Festfeier sind zum größten Theil von der Großherzogin selbst ausgegangen.

* **Halle.** Am 17. Mai feierte hier Oberconsistorialrath Prof. Dr. Julius Kästlin den 70. Geburtstag. In Stuttgart geboren, als Docent in Göttingen, Breslau und Halle thätig, wo er eben jetzt sein Lehramt niedergelegt, ist er in der Wissenschaft besonders als theologischer Biograph Luthers zu hohem Ansehen gelangt.

* **Leipzig.** Gegenwärtig habilitirt sich an unserer Universität Dr. med. Krückmann. Seine Probevorlesung hielt er über „Pathologie und Pathogenese der Stauungspapille".

* **Dresden.** Der seitherige Docent an der Technischen Hochschule zu Karlsruhe Dr. phil. Johannes Adolf Wislicenus wurde zum Professor an der Forstakademie in Thaerandt ernannt.

* **Berlin.** Nach einer Meldung der „Schles. Ztg." aus Berlin sollte an zuständiger Stelle die Absicht bestehen, entsprechend dem für die Staatsbeamten gültigen Verbote der gewinnbringenden Nebenbeschäftigungen, den besoldeten klinischen Universitätsprofessoren das Halten von Privatkliniken und die directe oder indirecte Betheiligung an solchen zu untersagen. Nach einer von der „Nat.-Ztg." an zuständiger Stelle eingezogenen Erkundigung ist jedoch von einer derartigen Absicht dort nicht das mindeste bekannt und die ganze Meldung nebst den daran geknüpften weiteren Ausführungen absolut unbegründet. — An der Universität werden sich demnächst zwei Privatdocenten der philosophischen Facultät einführen. Für das Fach der neueren Geschichte habilitirt sich der Archivar am Geh. Staatsarchiv Dr. Friedrich Meinecke, Herausgeber der Sybel'schen Zeitschrift, mit einer Antrittsvorlesung über die Staatsanschauung Friedrich Wilhelms IV. Der zweite neue Docent, der Astronom Dr. Hans Buttermann, Beamter an der von Prof. Förster geleiteten Sternwarte, wird in seiner Probevorlesung über die Grundlagen der astronomischen Aberrationslehre sprechen. — Dr. Friedrich Back, Directorialassistent bei den königlichen Museen in Berlin, wurde zum Museums-Inspector in Darmstadt ernannt.

* **Berlin.** Die hiesige Jenner-Feier, von der Berliner Aerztegesellschaft veranstaltet, fand am Abend des 15. in dem festlich geschmückten Festsaal des Rathhauses statt, der von Theilnehmern dicht gefüllt war. Die Staatsregierung war durch den Cultusminister Dr. Bosse vertreten, in dem sehr zahlreich erschienenen Sanitätsofficierscorps bemerkte man den Generalstabsarzt der Armee Dr. v. Coler, die Generalärzte Schaper, Großheim, Gaehtgens u. a. Die medicinische Facultät der Universität war durch den Rector Prof. Adolf Wagner vertreten. Die Stadt Berlin entsandte die Stadträthe Marggraff und Straßmann und den Stadtverordnetenvorsteher Dr. Langerhans. Auch die ärztlichen Standesvereine Berlins hatten officielle Vertreter entsendet. Ein Theil der Gäste hatte seine Damen mitgebracht. Die Feier wurde durch Virchow eröffnet, der darauf hinwies, daß sie einem Wohlthäter der Menschheit gelte. Denn all die Völker, denen die Schutzpockenimpfung unbekannt geblieben ist, oder bei welchen sie keinen Eingang gefunden hat, sind von der Erde verschwunden. Sanitätsrath Hartmann lud zum Besuche der Ausstellung betreffend die Gegenstände des Impfwesens im medicinischen Museenhaus ein, welche eine beredte Sprache für den Werth der Impfung rede. Die eigentliche Festrede hielt Geh. Rath Prof. Dr. Gerhardt. Er entwarf in kurzen Umrissen ein Bild vom Leben und Wirken Jenners und der Geschichte seiner Entdeckung und würdigte dabei auch die Einwürfe der Impfgegner, um sie zu widerlegen. Reichs- und Landtagsabgeordneter Sanitätsrath Dr. Kerse schilderte die Stellung der Gesetzgebung im Deutschen Reiche zur Schutzpockenimpfung, wies auf die häufigen Petitionen der Impfgegner an den Reichstag hin, in denen Socialdemokraten und Antisemiten geschlossen, vom Centrum eine größere Zahl von Mitgliedern und von den Conservativen vereinzelte für die Aufhebung des Impfzwanges seien. Man müsse daher auf der Hut sein, daß die Agitation der Impfgegner durch Aufklärung des Publicums wirkungslos werde. Zum Schluß schilderte Sanitätsrath Dr. Straßmann die Organisation des Berliner Impfwesens.

* **Greifswald.** Vor kurzem starb hier der älteste Candidat der Theologie in Deutschland im Alter von nahezu 70 Jahren. Der Betreffende ist thatsächlich während seines ganzen langen Lebens bei der Greifswalder theologischen Facultät eingeschrieben gewesen, ohne ein Examen zu machen. Dies hatte seinen guten Grund. Ein entfernter Verwandter von ihm, ein reicher Mann, hatte ihm sein Vermögen hinterlassen unter der Bedingung, daß er dessen Zinsen genießen sollte, so lange er studire und ohne Anstellung sei; später solle das Vermögen Stiftungen zufallen. Der Candidat besaß die Ausdauer, bis an sein Lebensende zu „studiren". Auf dem alten Kirchhofe in Greifswald liegt übrigens noch ein Candidat der Theologie begraben, der es wenigstens bis auf 64 Jahre gebracht.

⊕ **Wien.** Dr. Friedr. Dittes, der Organisator und erste Director des Wiener Lehrer-Pädagogiums, ist am 15. d. M. nach langem und schwerem Leiden im 67. Lebensjahre gestorben. Er hat sich die größten Verdienste um die Organisation des Wiener Schulwesens und um die höhere wissenschaftliche Ausbildung des Lehrerstandes erworben. Friedr. Dittes war ein geborener Sachse und hatte sich schon in seiner Heimath den Ruf eines ausgezeichneten Pädagogen erworben. Als der Wiener Gemeinderath 1868 das Pädagogium errichtete, wurde Dittes zu dessen Leitung berufen, die er etwa zehn Jahre lang führte. Er war auch der erste Vertreter der Wiener Gemeinde im Landesschulrath und wurde 1873 auf der Landstraße in den Reichsrath gewählt.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 14. bis 16. Mai folgende Schriften eingegangen:

A. Lange: Führer durch die Gewerbeausstellung in Berlin 1896. (Geibels Reisebücher Bd. 6) Dasselbe, Miniaturausgabe (Bd. 25). Berlin, Albert Goldschmidt 1896. — Von Schreibtisch und Werkstatt; Ausstellungsgedenkbuch. Berlin, Carl Siegismund 1896. — Dr. M. Radwitz: Tagesführer durch Berlin, die Gewerbeausstellung und Potsdam. Berlin, Emil Stangens Reisebureau. — Verkehr nach der Gewerbeausstellung mit der Stadt- und Ringbahn in Berlin. Ebd. — Bayerische Landes-, Industrie-, Gewerbe- und Kunst-Ausstellung in Nürnberg; officieller Katalog, hrsgb. vom bayer. Gewerbemuseum. Nürnberg, C. Schrag.

Jahrgang 1896. München, Dienstag, 19. Mai. Nummer 115.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Veit Ludwig v. Seckendorff als Publicist. Von Ernst Landsberg. — Ein moderner Socialpolitiker. Von Ernst Gagliardi. — Die deutschen Sprachgrenzen in der Schweiz. I. Von M. C. Menghins. — Mittheilungen und Nachrichten.

Veit Ludwig v. Seckendorff als Publicist.

Ueber Veit Ludwig v. Seckendorff als Historiker ist oft und eingehend gehandelt. Sein historischer und apologetischer Commentar über den Lutheranismus oder über die Reformation, verfaßt als Widerlegung einer Maimbourg'schen Schmähschrift, hat wegen der Urkundenschätze, welche er bietet, stets Beachtung finden müssen und wird deßhalb von allen Nachfolgern nach Gebühr gerühmt. Diese Seite der Thätigkeit Seckendorffs soll hier nicht behandelt werden; auch soll nicht umständlich erzählt werden, wie er im Dienst verschiedener sächsischer Fürsten, zuerst im Herzogthum Gotha (seit 1653) als Hof- und Justitienrath, Geheimer Hof- und Kammerrath, Kanzler, sodann im Fürstenthum Sachsen-Zeitz (1664—1681) als Kanzler und vertrautester Rathgeber seines Herrn sich bewährt hat, in der inneren Landesverwaltung wie in der Schlichtung zahlreicher Conflicte mit dem Kurhause. Vielmehr sollen ausschließlich seine Schriften über staatliche und bürgerliche Verhältnisse benutzt werden, um nach ihnen ein kleines Culturbild seiner Zeit zu skizziren, wie es übrigens am klarsten und typischsten gleichzeitig in des Verfassers eigener Persönlichkeit hervortritt. Diese Skizze ist ursprünglich entstanden als Stück einer Geschichte der deutschen Rechtswissenschaft, ist dann aber nach der allgemein culturhistorischen Seite über den Rahmen einer solchen hinausgewachsen. Auch dies sei hier eben erwähnt, weil es wieder einmal beweist, wie nahe verwandt jene beiden Zweige geschichtlichen Studiums sind und wie unrecht man allein schon deßhalb thäte, sich von der Beschäftigung mit unsrer Rechtsgeschichte und mit der Geschichte der Wissenschaft unsres Rechts nach Einführung des neuen Bürgerlichen Gesetzbuches vollends abzuwenden.

Gerade weil Seckendorff zweifellos dasteht als ein Mann von hoher Begabung, trefflicher Schulung, seltenem Fleiße und außerordentlicher Gewissenhaftigkeit in Handlungen und Schriften — gerade deßhalb erscheint er besonders geeignet, uns den unendlichen Fortschritt an Wissen und Bildung vor Augen zu rücken, welchen die Nation in der auf ihn folgenden Generation machen sollte, und den man am kürzesten in den Einen Namen Leibniz zusammenfassen kann. Zeitlich berühren beide Männer einander nahe; liegen doch die Lebensjahre des großen Philosophen von 1646 bis 1716, während unser Staatsmann, am 20. December 1626 zu Herzogenaurach unweit Erlangen geboren, am 18. December 1692 zu Halle gestorben ist. In jeder anderen Beziehung aber — welche Kluft zwischen beiden! Leibniz, seinen Zeitgenossen vorangegangen, ist eben der Repräsentant des frischen, schwung- und hoffnungsvollen geistigen Lebens, wie es sich allgemeinhin in den ersten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts entwickelt; Seckendorff, dessen wissenschaftliche Entwicklung früh abschloß, ist der Vertreter des Geschlechts, das den 30jährigen Krieg noch miterlebt und nun mühsam aus ihm, in tüchtiger, aber bescheidener Arbeit die Ueberbleibsel der Gesittung und Bildung gerettet hatte. Ferne von uns, die Verdienste solcher Männer, wie sie ein Freytag mit so feinem historischen Verständniß hervorgehoben hat, zu unterschätzen; aber darum darf man die Spuren nicht übersehen, welche ihnen stets anhaften vom schweren Druck der schweren Zeit. Selbst wenn sie nicht unter diesen Drangsalen steinhart geworden sind, wie der große Jurist und mitleidslose Criminalist Benedikt Carpzow, selbst wenn sie sich edle Milde der Gesinnung und wohlwollende Menschenfreundlichkeit zu bewahren gewußt haben, wie unser Seckendorff: immer bleiben sie ängstlich gedrückt, ohne freien Blick ins Weite, ohne Lebensfreude und Schöpferkraft.

Seckendorff ist in jeder Beziehung aus den Wirren des großen Krieges hervorgegangen. Sein Vater Joachim Ludwig war schwedischer Reiteroberst und wurde zu Salzwedel enthauptet unter der, wie es scheint, nicht ganz grundlosen Anklage, zu den Kaiserlichen übergehen zu wollen. Gönner des Sohnes waren Torstenson und der schwedische Oberst Mortaigne, der den jungen Mann, aus eigenen trüben Erfahrungen hervor, vom Kriegsdienste abhielt und mit den Mitteln zum Studium versah. Seine Schule als Verwaltungsbeamter machte er durch in der arbeitsam-gewissenhaften Administration des Herzogs Ernst des Frommen von Sachsen-Gotha. Und für sein ganzes Leben ist ihm vorbildlich geblieben dieser Fürst selbst, ein Ideal des christlichen Hausvaters mehr als des Herrschers.

Demgemäß haben sich die Anlagen Seckendorffs ausgestaltet. Beherrscht wird er vor allen Dingen von einer wahrhaft innerlichen Religiosität, welche sein ganzes Leben und jede Einzelheit desselben durchdringt und welche ihn der pietistischen Richtung, deren Anfänge er ja noch erlebte, nicht ganz abgeneigt machte. So fern auch der erfahrene Hofmann und Cameralist der gemüthlich-sensitiven Seite jener Strömung stand, so kam derselben doch seine Frömmigkeit insofern entgegen, als diese bei aller dogmatischen Begründung nicht dogmatisch ängstlich beschränkt erscheint. Aus dieser Gesinnung und Schulung wächst hervor eine ehrenhafte Persönlichkeit von braver und gescheiter Lebensauffassung, schriftstellerisch betriebsam, formal und administrativ gewandt in Geschäften und Verhandlungen, fähig, dem Herrn, dessen treuer Diener er ist, die Wahrheit zu sagen; ein Mann, dessen vielseitige Wirksamkeit bereitwillige Anerkennung bei allen Zeitgenossen findet, da sie den Bedürfnissen und Stimmungen derselben entspringt und entspricht. Ob er freilich mit gleichem Erfolge die Hoffnungen erfüllt haben würde, welche man in Brandenburg-Preußen auf ihn setzte, als man den von den Staatsgeschäften Zurückgezogenen seinem Landgut Meuselwitz entführte und als Kanzler der neu begründeten Universität Halle dorthin am 31. October 1692 überzusiedeln bewog, muß fraglicher erscheinen. Er sollte dort zwischen der alt-

dogmatischen Stadtgeistlichkeit und den jüngst hingezogenen Pietisten Reibungen ausgleichen, die Thätigkeit eines Christian Thomasius überwachen, namentlich auch durch vornehme Repräsentation zum Flor der Universität beitragen. Letzteres hätte er ja wohl geleistet; auch hat er, sofort nach seinem Erscheinen, durch das Gewicht seiner Stellung und Persönlichkeit unterstützt, förderlich im Sinne des kirchlichen Friedens gewirkt; ob aber, wäre nicht sein Tod dazwischengetreten, späterhin, nachdem einmal längere Berührung und Gewohnheit des Umganges den ihn zunächst umfließenden Glanz eines großen Namens geschwächt und den blinden Respect gemildert haben würde, die Dinge so geblieben wären? Ob dann nicht doch die Führer der neuen religiösen Empfindung und die Forscher der neuen rationalistischen Methode bald bemerkt haben würden, daß Seckendorff ihnen fremd und verständnißlos, eine ehrwürdige, aber fossil gewordene Reliquie einer ganz anderen Zeit, gegenüberstand? Statt eine rhetorisch-volltönende Leichenrede von Thomasius zu erhalten, möchte er dann wohl die dem Thomasius vertrautere ironische Schreibart kennen gelernt haben.

Denn es ist doch ein merkwürdig Ding um Seckendorffs 1685 erschienenen „Christenstaat". Viel guter Wille, viele einzelne Einsichten, aber das Ganze läuft doch hinaus auf die glorreiche Plattheit: wenn wir alle fromm und sonder Fehler würden wie die Engel, so würde die Erde ein Paradies. Näher handelt das Werk „von dem Christenthum an sich selbst und von dessen Behauptung wider die Atheisten und dergleichen Leute, von der Verbesserung des Weltlichen und von dem Geistlichen nach dem Zweck des Christenthums"; die herkömmlichsten und flachsten Argumente von der Sicherheit und Ordnung, von der Bekämpfung aller Laster und vom christlichen Leben werden dabei in end- und regelloser Breite durchgeführt, in einem selbst für jene Zeit schwerfälligen, fast- und kraftlosen Deutsch: welch armselige Waffen gegen einen Pufendorf und Thomasius, geschweige denn gegen einen Bayle! Weder von speculativem Geiste, noch von tiefem Gemüth, noch von großartiger Welt- und Menschenkenntniß eine Spur. Alles ist in dem engen Rahmen des deutschen Kleinstaates geblieben, aus dem Seckendorff hervorgegangen ist und wie er der Schilderung von dessen kleinlichen Verhältnissen seinen ersten schriftstellerischen Ruhm verdankt. Sein 1656 erschienener „Deutscher Fürstenstaat" ist insofern, wie er die Sachsen-Gothaer Verwaltung — ohne sie zu nennen — als einen Typus deutscher Staatsverwaltung genau beschreibt, äußerst interessant und verdienstlich. Wir erfahren da genau, wie eine umsichtige Centralstelle sich tabellarische Uebersichten über die Aemter eines Fürstenthums nebst Zubehörungen (Vogteien, Städten, Flecken, Gebirgen, Flüssen u. s. f.) zu beschaffen und dann wieder diese durch Tabellen der Zubehörungen jedes Dorfes, Fleckens u. s. f. (Feuerstätten, Herrschaftsgebäude, Kirchen, Schulen, adelige Sitze, Freihöfe, Mühlen u. s. f.) zu ergänzen hat; wie sodann die Landesregierung eingerichtet ist, über Land- und Amts-Sassen, über geistliche und weltliche Angelegenheiten; wie namentlich verschiedene Räthe mit einem Kanzler, der Kanzleiordnung gemäß, die Geschäfte verwalten, der Fürst mit seinen Ständen sich durch Compromisse, Ueberfordern und Nachgeben verträgt, und schließlich, welches die Hauptaufgaben eines solchen Regiments, sowie die Mittel zu ihrer Durchführung sind. Besonders gründlich werden wir darüber belehrt, wie es um Einkünfte und Ausgaben des Fürsten in diesem noch halb privatrechtlichen Zustande des Staates steht, wie jene hauptsächlich aus dem fürstlichen Vermögen und aus den fürstlichen Regalien fließen, wie diese hauptsächlich für den fürstlichen Aufwand gemacht werden, wobei wir eingehend kennen lernen, wie es in Kammer und Stall, in Küche und Keller der Hofstatt zugeht. Wir erhalten endlich, als Anlage, eine Reihe endloser, alle Pflichten möglichst vollständig aufzuzählen bemühter Formulare für Bestallungen aller Arten von „fürstlichen Bedienten". Man meint, die viel schreibende und sparende, den Kriegsnöthen eben erst entgangene und deßhalb mit den geringsten Erfolgen zufriedene Regierung und die womöglich noch mehr sparende, ordnungsvolle, fromm-kleinbürgerliche Hofhaltung Ernsts des Frommen vor sich zu sehen, wenn man das Buch liest. Das ist des Buches Stärke, wie denn Seckendorff überall da etwas leistet, wo er sich an ihm genau bekannte Thatsachen oder Urkunden anschließt; das ist aber auch seine Schwäche, daß er nie zu größeren Verhältnissen, geschweige denn größeren Anschauungen sich emporschwingen kann. Nach seiner Ansicht ist der ganze Unterschied zwischen größeren Staaten und seinen Ländchen der, daß jene einige Räthe, Hofbeamte und Leibdiener des Fürsten mehr anstellen. Nur aus dieser Auffassung hervor erklärt es sich, daß er seine Copie jener kleinstaatlichen Verhältnisse kurzweg als „deutschen Fürstenstaat" hinstellt, — zugleich freilich aus den damaligen Verhältnissen Deutschlands, unter welchen eine solche Gleichstellung mehr denn je sonst berechtigt sein mochte.

Seckendorffs Werke enthalten, wie aus der bisherigen Inhaltsangabe klar genug hervorgegangen sein wird, kein eigentliches Staatsrecht, sondern nur das rohe Material zu einem solchen. Wir können ihm entnehmen, wie es damals herging, und da wir ihm ferner den Eindruck entnehmen, daß es damals in Seckendorffs Kanzlei so herging, wie es nach Rechten hergehen mußte, so können wir aus diesen Thatsachen die Rechtsregeln z. B. über Regalien, Competenzen der verschiedenen Behörden, persönliche Autorität des Fürsten abstrahiren. Der Verfasser selbst behandelt die Materie lediglich beschreibend, statistisch-ökonomisch, nicht juristisch. Man möchte fast sagen: über allen privatrechtlichen und administrativen Einzelheiten ist ihm nicht einmal der Gedanke an einen staatsrechtlichen Aufbau, an die Möglichkeit einer staatsrechtlichen Begründung gekommen.

Allerdings mit einer großen, bedeutsamen und rühmlichen Ausnahme; denn es läßt sich nicht leugnen, daß durch das ganze Werk durchgeführt ist die von vornherein mit Mark und Nachdruck betonte Anschauung, nach welcher ganz Deutschland von keiner absoluten Herrschaft wisse, von keiner solchen, in welcher ein Herr alles Eigenthum und alle Personen zu seinem einzigen Nutzen, nach seinem einzigen Belieben beherrsche; sondern es sei die Regierung „nichts anders, als die oberste und höchste Botmäßigkeit des ordentlich regierenden Landesfürsten, welche von ihm über die Stände und Unterthanen des Fürstenthums, auch über das Land selbst und dessen zugehörige Sachen, zur Einhaltung und Behauptung des gemeinen Nutzens und Wohlwesens, im geist- und weltlichen Stande und zur Ertheilung des Rechtens gebraucht und versichert wird".[1]) So handelte Ernst von Gotha, so lehrte Seckendorff; es wird in den Zeiten des jetzt einreißenden Absolutismus lange dauern, bis auf Friedrich den Großen von Preußen und den jüngeren Moser, ehe wir wieder eine solche Praxis antreffen, eine solche Sprache hören werden. Bei Leibniz jedenfalls würde man vergeblich derartiges suchen, das wird man denn doch auch, um gerecht zu sein, anerkennen müssen.

Ernst Landsberg.

[1]) Teutschen Fürsten-Staates Anderer Theil, Cap. 1 Nr. 2.

Ein moderner Socialpolitiker.

Bayerns Hauptstadt ist, wie männiglich bekannt, nicht bloß weltberühmt durch seine bedeutenden Künstlergestalten, sondern auch durch den erlesenen, gegen früher leider kleiner gewordenen Kreis von Poeten, der einst zu Zeiten der Tafelrunde des Königs Max II. auf der Höhe seiner Bedeutung stand. Seitdem ist jedoch die Poesie durch die mächtig aufstrebende Münchener Kunst, namentlich die der Malerei, in den Schatten gestellt worden, so daß sie heute nur eine Magd jener königlichen Kunst ist. Von jener frohen Tafelrunde sind aber fast alle bereits zur großen Armee abberufen, nur wenige Bayern von Geburt, wie der greise Sänger der „Völkerwanderung", Hermann Lingg, und Max Haushofer leben noch als die letzten Ritter jener geistigen Heldenschaar. Max Haushofer, der Verfasser des „Ewigen Juden", der „Geschichten zwischen Diesseits und Jenseits" und der „Verbannten", hat sich durch diese größeren Dichtungen einen ansehnlichen Platz in der deutschen Literaturgeschichte des ausgehenden Jahrhunderts gesichert. Von Fach Nationalökonom und Statistiker, lag ihm auch das Gebiet socialer Fragen, von dem hier die Rede sein soll, naturgemäß nahe. Erst in verhältnißmäßig sehr späten Jahren ist er als Dichter wie Socialpolitiker in die Oeffentlichkeit getreten, erst mit 46 Jahren erschien, als erstes größeres Werk, 1886 der „Ewige Jude". Diese Thatsache mag freilich von dem schnellfertigen Geschlecht moderner Epigonen, das kaum gereift seine oft fragwürdige Waare auf den Büchermarkt wirft, belächelt worden sein; sie hat aber das Unschätzbare für sich, daß wir so den höchsten Ansprüchen genügende Productionen Haushofers vor uns haben.

Namentlich ein Socialpolitiker muß einen festen Blick für die Schäden, Krankheiten und Vorurtheile der Volksseele besitzen. Um so werthvoller ist solches Urtheil aber, je objectiver es ist. Frei von den Zwecken der Partei oder Agitation, unbekümmert um den Haß und die Liebe des heut allmächtigen „gebildeten Pöbels" muß gerade sein Urtheil sein, wofern es überhaupt Anspruch auf ernste, wissenschaftliche Würdigung machen will. Solch eine Gestalt ist die Haushofers. Er vereinigt in seiner Person den Gelehrten und den Poeten — gewiß ein durchschnittlich seltener Fall. Was jener als Statistiker, Volks- und Finanzwirthschaftler in langen Jahren still beobachtet und ersonnen, das verstand dieser mit dem Hauche seiner Dichterkraft zu verschönern. So kommt es, daß die Werke Haushofers, die sich mit drängenden socialen Fragen der Gegenwart beschäftigen, ungemein lebensvoll, anschaulich und frei von jenem Gelehrtenzopfstil sind, der die meisten derartigen Werke weiteren Laienkreisen ungenießbar macht. Im besten Sinne ist er so ein volksthümlicher Schriftsteller. Für Arbeiter, Beamte, Fabrikarbeiterinnen und moderne Hausfrauen, Soldaten, Studenten, Aerzte und Kaufleute, kurz für jeden Stand, für jedes Geschlecht sind diese Bücher bestimmt. Da ist zunächst der „Kleine Staatsbürger", ein Wegweiser durchs öffentliche Leben für das deutsche Volk, wo gemeinfaßlich alle die Fragen des Staatslebens besprochen werden, deren Kenntniß für jeden Bürger heutzutage unentbehrlich ist. Dies Heft ist ein richtiger Volkskatechismus über Staatsleben.

Ebenfalls an die weitesten Schichten des Volkes richtet sich der zuerst vor Studenten in hiesiger Universitätsaula gehaltene Vortrag „Die Gefahren des Alkohols und die studirende Jugend", der dann im Druck erschien. Haushofer weist hier mit überzeugender Kraft die Vertheidigungsworte derer zurück, die für die Nothwendigkeit des Alkohols eingetreten sind. Namentlich die Folgen des studentischen Kneipenlebens werden eingehend beleuchtet.

Als dritte hieher gehörige Schrift ist die 1895 erschienene „Ehefrage im Deutschen Reich" zu nennen. Haushofer hat dies etwa 50 Seiten starke Heft für die Sammlung „Der Existenzkampf der modernen Frau" geliefert. Ohne Zweifel wird dieser Kampf einer der merkwürdigsten und bedeutendsten des 20. Jahrhunderts werden. Haushofer behandelt darin die heutige Stellungnahme der Mädchen aller Berufs- und Bildungsclassen zur Ehe. Sehr beherzigenswerthe Winke ertheilt er in seiner ruhigen Objectivität jeder dieser Classen: der Grund der modernen Heirathsunlust, das Hagestolzenthum, manch unbarmherziges Vorurtheil unsrer „Gesellschaft" in Fragen der Liebe, namentlich aber eine wunderbar schöne, von tiefem Gemüth, Liebe und Verständniß fürs Volk zeugende Erörterung über den neuen, jetzt bereits im Entstehen begriffenen Stand des 20. Jahrhunderts, über die „Berufscölibatärin", finden sich in diesem höchst lesenswerthen Hefte.

Ferner ist der vor kurzem in Berlin und München gehaltene, leider bis jetzt noch nicht vollständig gedruckte Vortrag über den „modernen Luxus" hier zu erwähnen. Sein mahnendes Wort richtet Haushofer in diesem Vortrag an die Führer der Nation. Nach einer ausführlichen Darlegung über Geschichte, Wesen und Verbreitung des Luxus übt er im einzelnen glänzende Kritik am Speise- und Trinkluxus, an der Damen- und Herrenmode, Häuser-, Wohnungs-, Dienerschafts- und Reiseluxus. Ueber den Luxus in socialer Hinsicht sagt Haushofer: „In dieser Hinsicht kann der Luxus viel Unheil anrichten, wenn er dazu beiträgt, die Gegensätze zwischen Mangel und Ueberfluß, zwischen Arbeit und Wohlleben zu verschärfen. Diese Gegensätze sind allerdings eine Naturnothwendigkeit und daher nicht völlig zu beseitigen. Es ist aber eine Aufgabe der Civilisation, sie zu mildern. Die wohlhabenden Classen sollten sich daher hüten, ihr Genußleben prahlerisch zur Schau zu tragen, sondern es geschmackvoll und bescheiden auftreten lassen. Dem steht freilich andrerseits die natürliche Erscheinung entgegen, daß der Mangel an persönlichen Vorzügen das Bestreben erzeugt, sich durch erborgte in besseres Licht zu setzen. Hiedurch werden die Menschen zur Prunksucht geführt, die den Repräsentationsluxus erzeugte, der durch die Eitelkeit unterhalten wird, obgleich er vielen Menschen eine schwere Last auferlegt. Gleichwohl ist der Repräsentationsluxus in mancher Hinsicht gerechtfertigt; im besonderen ist er die hohe Schule des Tactes ganzer Berufsclassen geworden. Verderblich ist er, wenn er gewissen Kreisen zur Gewohnheit wird und ihnen Opfer auferlegt, die mit ihrer Aufwandsfähigkeit nicht im Einklang stehen." — Ueber den jeden Münchener namentlich angehenden Trinkluxus sagt Haushofer: „Der Verbrauch darin hat geradezu beängstigende, riesenhafte Dimensionen angenommen; allein in Deutschland werden jährlich $2^1/_2$ Milliarden Mark für geistige Getränke ausgegeben. Es ist das eine geradezu niederschmetternde Ziffer und doch ist sie noch gering im Vergleich zu den idealen Werthen an Arbeits- und anderen sittlichen Kräften, die neben ihr vergeudet werden. Was könnte für diese Riesensumme alljährlich zur Erhöhung von Luxus und Behagen geleistet werden! Das schlimmste ist, daß man den Alkohol nicht für einen Luxus, sondern für eine Nothwendigkeit hält, obgleich dies Vorurtheil längst widerlegt ist. Leider ist kein Luxus demokratischer als der des Trinkens. Der Arbeiter, welcher sich für wenige Pfennig Schnaps kauft, trinkt diesen mit gleichem Behagen, wie der Reiche seinen Heidsieck Monopol. Sogar denkende Menschen konnten die Behauptung aufstellen, die Menschheit bedürfe der Narkose. Aus diesem Grunde spricht aber Feigheit und Willensschwäche; es mag weise sein, zu vergessen, was uns Sorge und Kummer macht, aber kein gebildeter Mensch pflegt sich

über die schwersten Verluste theurer Angehörigee und Freunde hinwegzutrinken. Wenn wir also die härtesten Schicksalsschläge ohne Alkohol überwinden können, so lassen sich die kleinen Nadelstiche des Lebens sichee ohne ihn ertragen. Ganz falsch ist die Ansicht, daß der Alkohol anrege; das Trinken macht nicht klüger, sondern nur urtheilsloser. Der Betrunkene lacht leichter als dee Nüchterne, ihm kommen die einfachsten, albernsten Dinge komisch vor. Mit den höchsten und edelsten Stimmungen des Gemüths hat die Anregung durch den Alkohol nichts zu schaffen."

Vor kurzem ist das neueste Werk Haushofers über den „Modernen Socialismus" bei Weber in Leipzig (Volkskatechismen) erschienen. Nach des Verfassers Worten ist das Buch für einen „sehr großen Leserkreis berechnet, für alle, die ihr bisheriges Verständniß für den modernen, socialistischen Gedanken läutern wollen". Der Kernpunkt des socialdemokratischen Programms, die Verwandlung des Privatcapitals in Gemeineigenthum, die denkbaren Formen der Expropriation und der darauf folgenden socialistischen Betriebsordnung werden in diesem Buche behandelt, vor allem oft an Bebels angeführten Worten eine beißende und vernichtende Kritik des Zukunftsstaates geübt. Einzelne Abschnitte, wie „Arbeiter und Bourgeois", das „wachsende Elend", die „steigende Unzufriedenheit", das „Genußleben" im Bebel'schen Reich und die Schlußbetrachtungen über die „Verbesserung des Menschen", die „Socialdemokratie und die Familie", „geselliges und geistiges Leben in der socialistischen Ordnung", die „Uebervölkerungsfrage", die Socialdemokratie und das Jenseits", sind von der Ueberzeugung der gänzlichen Unmöglichkeit einer socialistischen Staatsordnung durchdrungen und für jeden, der heute sich überhaupt noch Zeit zum Lesen eines Buches nimmt und — der Belehrung zugänglich ist, äußerst anregend. Nicht im socialistischen Wolkenkuckucksheim eines Bebel sieht Haushofer die kommende Rettung, sondern „die unentwegte Volksveredlung muß das Ziel zee Volkssitte werden. Die Zukunft der Kindee und der Enkel: das ist das leitende Gesetz füe die Eltern; und in der Zukunft der Kinder liegt die Zukunft der Nation!" —

So haben wir in Max Haushofer ein an Arbeit und Erfolg reich gekröntes Leben vor uns. Seine schöne Göttin war und ist die Poesie. Aber von ihren Altarstufen ist er, mit Lorbeer geschmückt, hinabgeschritten an das wogende Meer der großen, socialen, weltbewegenden Fragen der Gegenwart. Gerechtigkeit und Humanität sind die beiden gewaltigen Triebkräfte jeder rastlos vorwärtseilenden Civilisation; von ihnen sind alle socialpolitischen Schriften Haushofers durchdrungen. Dem Höchsten und Besten seiner Zeit widmet er sich, und damit dient ee nicht nur dem Wohl unsres eigenen deutschen Vaterlandes, sondern allen Culturvölkern.

Ernst Garleb.

Die deutschen Sprachgrenzen in der Schweiz.

Von M. C. Menghius.

I.

Die Schweiz ist wohl das einzige gemischtsprachige Land Europa's, in dem kein Nationalitätenhader entbrannt ist. Friedlich leben in ihr die verschiedenen Nationalitäten neben einander. In dem Worte „Schweizer" finden alle ihre Sammelnationalität, wenn ich so sagen darf, gleichviel ob die Muttersprache deutsch oder wälsch ist.

Die Schweiz hat bekanntlich officiell vier „Muttersprachen" bei iheer Bevölkerung: das Deutsche (71.4 Proc.), das Französische (21.7 Proc.), das Italienische (5.3 Proc.) und endlich das Romanische (1.3 Proc.). Auf „andere" Muttersprachen entfielen 1888 nur 0.225 Proc.

Der französische Theil der Schweiz umfaßt die Cantone Genf, Waadt und Neuenburg, ferner das Wallis von Siders abwärts, den Canton Freiburg (außee den Bezirken Sense und See) und endlich vom Canton Bern die Jurabezirke: Courtelary, Delsperg, Freybergen, Münster, Neuenstadt und Pruntrut. Der romanische Theil umfaßt von Graubünden die Bezirke Albula, Glenner, im Boden, Inn, Münsterthal, Vorderrhein, ferner die Kreise Domleschg, Schams und Oberengadin. Die italienische Schweiz umfaßt außer dem Canton Tessin von Graubünden die Bezirke Moëśa und Bernina und den Kreis Bergell.

Wenn man also die Landestheile aufzählt, möchte man wohl die Sprachgrenze sich sehr einfach vorstellen. Sie ist aber äußerst complicirt. Speciell in der französischen Schweiz schieben sich an der Grenze größere gemischte Gebiete, und zwar zu ungunsten des Französischen, ein. Aehnlich ist es an der romanisch-deutschen Sprachgrenze. Nur sind hier noch große deutsche Sprachinseln in das Romanische eingeschoben. Im Vorderrheinthale ist die große Gemeinde Obersaxen (Sursaiga tudestga) eine solche; dann folgen die Thäler des Valser-Rheins, das Safien- und Rheinwaldthal, welche im Verein mit Thusis und dessen Umgebung eine große Sprachinsel bilden. Eine dritte Sprachinsel endlich bilden die Thäler von Avers.

Die Sprachgrenze zwischen Deutsch und Französisch betritt, wenn wir auch einmal das Elsaß hier mitnehmen wollen — was wohl nicht uninteressant sein dürfte —, beim Donon[1]) von Deutsch-Lothringen aus das Elsaß. Das oberste Breuschthal ist (von den Ortschaften Natzenbach, Wisch und Ruß [incl.] an) französisch. Die Orte Lützelhausen und Natzweiler[2]) sind gemischt. Südlich an das Breuschthal stößt das obere Thal des Gießens und dessen Verzweigungen. Hier ist der Ort Steige verwälscht. Ebenso ist das obere Gießenthal nichtdeutsch. Französisch sind hier schon: Charbes, Laache, Grube, Sechegoutte und Froidefontaine. Breitenau ist gemischt. Weiter rückwärts liegen aber an der Grenze (um Salm), bezw. am Climont, zwei kleine Sprachinseln, die überwiegend von deutschen Mennoniten bewohnt sind. Treten wie jetzt in das Leberthal ein, so sind dort die Orte Groß-, Klein- und Deutsch-Rumbach größtentheils verwälscht. Bei Leberau ist der Ort deutsch, die zugehörigen Weiler und Gehöfte meist wälsch. St. Kreuz ist deutsch, ebenso das übrige Leberthal mit Ausnahme weniger Gehöfte und Weiler.

Südlich vom Leberthale greift die französische Sprachgrenze abermals auf deutsches Gebiet über. Altweier im Gebiet des Strengbaches ist überwiegend französisch. Ebenso das ganze obere Weiß- und das Béchine-Thal, wenn auch einzelne deutsche Einsprenglinge vorkommen. Von (incl.) Alspach an abwärts ist das Weißthal rein deutsch. Zell = La Baroche ist wälsch.[3])

Südlich vom Weißthal fällt die Sprachgrenze mit dem Vogesenkamm und damit der politischen Grenze zusammen. Erst beim Trou de Belfort tritt das Französische wieder über die Reichsgrenze. Am oberen Traubach sind Welschensteinbach, Baronsweiler und St. Kosman französisch, Bretten es überwiegend. Auch die vorspringende Grenzecke bei Münsterol ist französisch (mit den Orten: Schaffnatt, Alt- und Jung-Münsterol, Gottesthal, Luttern, Willern

---

[1]) Berg nächst den Grenzen Deutsch-Lothringens und Frankreichs gelegen. Alter druidischer Opferplatz.

[2]) Nach C. This ist Natzweiler deutsch. Er schreibt dies dem Umstande zu, daß der Ort, obwohl im Breuschthal gelegen, zum Bisthum Straßburg gehörte. Das übrige Breuschthal gehörte zur Herrschaft Stein.

[3]) Dr. C. This in „Die deutsch-französische Sprachgrenze im Elsaß" führt als deutsche Fremdwörter im Patois des Weißthales u. a. an: Kakelhopf, Baeredrak, bax' und grabla (krabbeln), welche wir der Curiosität halber hier citiren.

und Menglatt). Alt-Münsterol, die Hauptgrenzstation, ist jetzt allerdings durch die vielen Beamten gemischtsprachig.

Endlich ist im Elsaß noch das oberste Largthal mit Ottendorf und Luffendorf fast ganz französisch, nur Oberlarg ist deutsch. Lützel ist jetzt auch ganz deutsch.

Das Elsaß ist also seiner Muttersprache nach, von den genannten kleinen Ausnahmen abgesehen, ein durchaus deutsches Land.

Bei Lützel tritt die Sprachgrenze auf Schweizer Gebiet über. Sie verläuft hier zunächst stets innerhalb oder auf den Grenzen des Cantons Bern. Das Lützelthal mit Ederschwyler und Roggenburg ist deutsch. Der Bezirk Laufen ist ebenfalls ganz deutsch. Im Bezirk Delsperg schiebt sich eine Zunge längs der Birs über Saugeren (55 Proc. deutsch) und Delsperg (58 Proc. deutsch) bis über Courrendlin (39 Proc. deutsch) vor, die als gemischtsprachig zu bezeichnen ist. Das obere Schelltenthal mit Schelten und Seehof ist ganz deutsch. Verlassen wir den Bezirk Delsperg, so finden wir in den Bezirken Münster und Courtelary sofort wieder ein (noch viel ausgedehnteres) gemischtes Gebiet. Es füllt zunächst compact das ganze Birsthal aus und endet, in einzelnen gemischtsprachigen Inseln weiterziehend, erst im Canton Neuenburg.

Als „gemischt" sind zu bezeichnen: 1. im Bezirk Münster: Belprahon (41), Corcelles (40), Court (51), Crémine (44), Eschert (55), Lovereſſe (40), Malleray (42), Monible (66), Münster (45), Perrefitte (43), Reconvillier (41), Roches (44), Saicourt (42), Surbelen (41), Souboz (51), Dachsfelden (41 Proc. deutsch); 2. im Bezirk Courtelary: Corgémont (50), Cortébert (49), Courtelary (39), La Ferrière (43), La Heutte (47), Mont Tramelan (62), Péry (53), Renan (46), Romont (47), Sonceboz und Sombéval (48 Proc. deutsch). Daran schließen mit über 30 Proc. deutscher Muttersprache in 1.: Bévilard, Champoz, Courrendlin, Grandval, Saules, Sornetan; in 2.: St. Immer, Sonvillier und Villeret; im Bezirk Delsperg Vermes. Ueber 20 Proc. Deutsche haben in 1.: Corban und Ponteret, in 2.: Cormoret, Ilfingen und Vauffelin, in Delsperg: Rebeuvilier und Underschwyler. Von den übrigen Gemeinden haben in Delsperg 8 über 10, 3 über 5 und nur 4 weniger als 5 Proc. Einwohner mit deutscher Muttersprache; im Bezirk Münster 3 Gemeinden noch über 10, 2 über und 2 unter 5 Proc. Deutsche. Im Bezirk Courtelary noch 2 über 10, 1 über 5; unter 5 Proc. Deutsche keine Gemeinde.

Es folgen die Bezirke Neuenstadt, Biel, Nidau und Erlach. Neuenstadt ist französisch, und zwar stärker als der westlichere Bezirk Courtelary. Neuenstadt hat 38, Nods 20, die übrigen 3 Gemeinden über 15 Proc. Einwohner mit deutscher Muttersprache. Im Bezirk Biel ist Leubrigen (46 Proc. deutsch) gemischt, Biel hat 22, Vingelz 15 und Bözingen 6 Proc. Franzosen. Die Bezirke Nidau und Erlach sind deutsch. Nur Madretsch hat 22, Nidau 1', Gals 10 und Twann nicht ganz 5 Proc. Wälsche. Dazu kommt Lyß im Bezirk Aarberg mit gleichfalls 5 Proc.

Um das Bild zu vervollständigen, müssen wir auch auf die weiter zurückliegenden Gebiete einen Blick werfen. Nach der französischen Seite auf die Bezirke Pruntrut und Freybergen, nach der deutschen auf den Bezirk Laufen und die Cantone Basel und Solothurn. Im Bezirke Laufen hat nur Burg 6 Proc. Einwohner mit französischer Muttersprache, 6 Gemeinden (bei 12 im ganzen) 1—3 Proc. Im Canton Basel aber finden wir nur in der Stadt Basel und in Kleinhüningen 3, bezw. 2.2 Proc. mit französischer Muttersprache. Diese dürften aber zum größeren Theil auf zugewanderte Elsässer zu setzen, also auch deutscher Abkunft sein. Was den Canton Solothurn betrifft, so hat Nieder-Gerlafingen 10, Kriegstetten, Laugendorf und Grenchen 4.9—6 Proc. französisch Redende.

Ganz anders sieht es auf der französischen Seite aus. Im Bezirk Pruntrut haben von 37 Gemeinden 3 12—16, 7 über 5, 18 über 1 und nur 9 unter 1 Proc. deutsch Redende. Im Bezirke Freybergen von 17 Gemeinden 1 über 10, 6 über 5 und nur 1 unter 1 Proc. Deutsche.

Hinter Neuenstadt treten wir an die Grenze des Cantons Neuenburg. Hier haben wir wieder dasselbe Bild wie im Berner Jura. Ziblsbruck ist überwiegend deutsch (61 Proc.). Dann folgt eine Reihe gemischter Orte, nämlich: Vavre (53), Euges (41), Cornaux (31), Epagnier (37), Neuenburg (31), St. Blaise-Voëns-Malay (33), Boudevilliers (34), Fontaines (35), Les Haut Geneveys (39), Le Pâquier (41), Vallangin (43), La Chaux de Fonds (31 Proc. mit deutscher Muttersprache). Zwischen 20—30 Proc. haben: La Coudre, Cressier, Hauterive, Landeron, Combes, Lignières und Marin im Bezirk Neuenburg; Cernier, Chezard-St. Martin, Coffrane, Dombresson, Fénin-Vilars-Saules, Fontainemelon, Les Geneveys sur Coffrane, Savagnier, Villiers im Bezirk Val de Ruz; Les Eplatures, Les Planchettes, La Sagne im Bezirk La Chaux de Fonds; Les Brenets, Brot-dessus-Plamboz, Le Locle im Bezirk Le Locle; endlich Auvernier, Peseux und Colombier im Bezirk Boudry. Zwischen 10 bis 20 Proc. Einwohner mit deutscher Muttersprache haben im Val de Ruz nur 1, im Bezirk Le Locle 2, im Val Travers 7, im Bezirk Boudry 9 Gemeinden. Zwischen 5 bis 10 Proc. Deutsche haben im ganzen Canton nur 10 Gemeinden (2 in Le Locle, 4 im Val Travers, 4 in Boudry), unter 5 Proc. gar nur 1 Gemeinde (Fresens, Bez. Boudry). Die Zahlen für den ganzen Canton sind 23.6 Proc. Deutsche, 74.7 Proc. Franzosen, 1.3 Proc. Italiener. Für den französischen Berner Jura: 22.6 Deutsche, 76.8 Franzosen, ½ Proc. Italiener.

Im Canton Waadt nimmt der Procentsatz der Einwohner mit deutscher Muttersprache natürlich ab. Es haben aber doch:

Bezirke	20—30	10—20	5—10	1—5	unter 1 Proc. Deutsche
1. Grandson . .	—	4	5	8	3 Gemeinden
2. Yverdon . .	—	4	9	21	5 „
3. Orbe . . .	—	1	4	16	5 „
4. Joux-Thal .	—	—	—	3	— „
5. Cossonay . .	—	1	10	21	1 „
6. Aubonne . .	—	3	1	11	2 „
7. Nyon . . .	—	3	17	11	1 „
8. Rolle . . .	—	3	6	4	— „
9. Moeges . .	—	3	12	17	3 „
10. Lausanne . .	—	1	3	7	1 „
11. Echallens . .	—	—	1	17	10 „
12. Milden . .	—	1	1	27	4 „
13. Peterlingen .	—	3	3	13	1 „
14. Wiflisburg[2] .	33)	4	3	2	— „
15. Oron . . .	—	2	4	12	5 „
16. Rhythal . .	—	—	3	9	— „
17. Vevey . . .	33)	3	4	1	— „
18. Aigle . . .	—	4	5	6	— „
19. Pays d'Enhaut	—	2	1	—	— „
Ganz Waadt.	6	42	92	206	41 Gemeinden

Der Canton Genf liefert folgende Tabelle:

Bezirk	10—20 Proc.	5—10 Proc.	1—5 Proc.	unter 1 Proc. Deutsche
1. Genf, Stadt .	1	—	—	— Gemeinden
2. rechtes Ufer .	1	5	7	— „
3. linkes Ufer .	2	7	22	3 „
Ganzer Canton	4	12	29	3 Gemeinden

[2]) Außerdem Pfauen (Faong) mit 34 Proc. Deutschen.

[2]) Wiflisburg (Avenches) mit 25, Cudrefin mit 22½ und Donatyre mit 27 Proc.

[3]) Le Châtelard mit 20, Les Planches mit 24 und Vivis (Vevey) mit 25 Proc.

Ein etwas anderes Bild liefert der Canton Freiburg. Hier ist's sogar fraglich, ob das Deutschthum vorrückt.

Die Sprachgrenze läuft zwischen Neuenburger- und Murtensee längs der Broye, dann südöstlich auf Freiburg zu, ein schmales gemischtes Gebiet auf der deutschen Seite lassend. Südlich von Freiburg wird die Sprachgrenze schärfer und läuft ohne Mischzone auf die Berra zu. Das obere Jaunthal auf deutscher Seite lassend, geht sie gerade auf die Hochmatt und die Cantonsgrenzen weiter (zwischen Bern einer-, Waadt und Wallis andrerseits). Erst vor dem Gemmipaß verläßt die Sprach- die Cantonsgrenze und schneidet südwärts quer durch das Wallis (das Leuker Thal auf der deutschen, das Einfischthal auf der französischen Seite lassend) zur italienischen Grenze.

Die Bezirke Veveyse, La Gruyère, Glane sind sehr französisch. Ersterer hat eine Gemeinde mit knapp 10, 1 mit 8, 1 mit 4 und 3 mit über 1 Proc. Einwohner mit deutscher Muttersprache (16 Gemeinden im ganzen). Die Gruyère aber weist, abgesehen von der deutschen Gemeinde Jaun (92½ Proc. deutsch) bei 40 französischen Gemeinden nur 2 mit 10—13 und 5 mit 5—10 Proc. Deutschen auf. Im Bezirk Glane haben von 53 Gemeinden 3 11—17 und 9 5—10 Proc. Deutsche.

Starke deutsche Minoritäten hat dagegen der Bezirk Saane mit einer deutschen Gemeinde (Klein Marly 70 Proc.), 6 gemischten Gemeinden (Autafond 41, Granges-Paccot 44, Illens 59, Perfitschid 58, Villars s. Glane-Le Terroir 35, endlich Freiburg selbst 37 Proc. Deutsche). Dann folgen mit 20—30 Proc. Deutschen: Avrys Matran, Bonnefontain, Chésalles, Corminboeuf, Ferpicloz, Givisier, Sales. Endlich noch 13 mit 10—20, 19 mit 5—10, 9 mit 1—5 und 7 mit unter 1 Proc. Deutschen. Der Bezirk Broye ist wieder wälscher; er weist nur Franex (24 Proc.) mit über 20 Proc. Deutschen auf. 8 Gemeinden haben 10—20, 20 1—5 und 11 unter 1 Proc. Deutsche.

Der Bezirk Sense ist deutsch, überwiegend deutsch der Bezirk See. Die deutschen Procentsätze betragen in den französischen Orten des Bezirks See: Corsalettes 14, Chandossel 18, Cormerod 8½, Courtion 9, Griffach bei Murten 21, Courvillens 14, Villarepos 5, Vuilly le Haut 14, Vuilly le bas 7. Gemischt sind die Orte: Wallenried 40, Merlach 56, Courgevaux 46, Courtepin 32, Bärfischen 36 Proc. Deutsche. Die 28 übrigen Gemeinden sind deutsch. Größere französische Procentsätze haben: Cousssiberlé 11½, Groß-Guschelmuth 8, Klein-Guschelmuth 18, Montilier 15, Monterschu 6 und Murten 20½. Fast rein deutsch ist der Bezirk Sense. Größere französische Procentsätze haben nur: St. Ursen 14, Tafers 14, Oberschrot 11, Tentlingen 8½, endlich Düdingen 6½.

Es bleibt an der französisch-deutschen Sprachgrenze nur noch der Canton Wallis abzuwandeln. Der französische Theil hat sehr geringe deutsche Einsprenglinge. Gemischte Gemeinden sind nur drei vorhanden: die Landeshauptstadt Sitten 38 Proc. deutsch, das benachbarte Bremis 54 Proc. und das an der Sprachgrenze liegende Siders 55 Proc. Sonst gibt es nur 1 Gemeinde mit über 10 Proc. (Benthöne Bez. Siders), 5 mit über 5 Proc. (St. Leonard, Veyraz, Challey und Mollens im Bezirk Siders, dann Monthey), 20 mit 1—5 und endlich 45 mit unter 1 Proc. Deutschen. Im deutschen Wallis haben französische Procente Brig 6.8 und Baltschieder 4.6 Proc., dann noch 9 Gemeinden mit 1—5 Proc. Franzosen.

Recapituliren wir nach Bezirken, so haben deutsche Procente: 1. im Berner Jura: die Bezirke Freybergen 4.7, Pruntrut 6½, Delsperg 23.1, Neuenstadt 28.6, Courtelary 36.1, Münster 37.1, Biel 78.3, Nidau 94.7, Erlach 97.9, Laufen 98 Procent.

2. Von Neuenburg: Vals Travers 12.4, Boudry 16.6, Le Locle 17.6, Val de Ruz 28.7, Neuenburg 30½, La Chaux de Fonds 30.6.

3. Von Waadt über 5 Proc.: Cossonay 5, Grandson 6, Aubonne 5½, Morges 8, Nyon 8, Iferten 8½, Rolle 8½, Peterlingen 8, Aigle 8½, Pays d'Enhaut 12½, Lausanne 14½, Vevey 18½, Wiflisburg 20 Procent.

4. Von Freiburg über 5 Proc.: Broye 5, La Gruyère 7½, Saane 22½, See 67.7, Sense 95½ Procent.

5. Von Genf: Stadt Genf 16, rechtes und linkes Ufer je 7 Procent.

6. Von Wälsch-Wallis über 5 Proc.: Siders 12 und Sitten 24 Procent.

Im großen und ganzen gewinnt in der Schweiz die deutsche Sprache der französischen Boden ab. Es ist die Zeit denkbar, wo der größere Theil des Berner Jura und des Cantons Neuenburg deutsch als Muttersprache bezeichnen wird. Aber auch über diese Bezirke hinaus ist die französische Schweiz stark mit Deutschen durchsetzt. Höchstens in Freiburg ist ein Vorrücken des Deutschthums zweifelhaft. Bei der Sprachgrenze im Wallis, die nur im schmalen Rhonethale selbst direct fühlbar wird, ist ein gewisses Stationärbleiben selbstverständlich. In den deutschen Gebieten an der schweizerischen Sprachgrenze sind natürlich französische Einsprenglinge gleichfalls wahrzunehmen. Dieselben sind aber bei weitem nicht so stark und nur im unmittelbaren Grenzgebiete vorhanden. Wir constatiren hiemit diese für das deutsche Volksthum höchst erfreulichen Thatsachen.

Mittheilungen und Nachrichten.

* Ueber das Observatorium auf dem Montblanc enthalten die „Mittheilungen des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins" von dem Gebouet J. Janssen, Mitglied der französischen Akademie, Folgendes: Nach den provisorischen Expeditionen bis zum Schutzhaus auf den Grand Mulets am 12. October 1888 unternahm Dr. Janssen den ersten Aufstieg zum Gipfel des Montblanc am 17. August 1890. Da er nicht in der Lage war, eine Besteigung zu Fuß zu bewirken, so bedurfte er 22 Träger, die ihn theils auf einer Tragbahre, theils auf Schlitten hinaufbefördertem. In der 4500 m hoch gelegenen Cabane des Hrn. Vallot auf den Bosses, welche gleichfalls zu Beobachtungen bestimmt ist, mußte die Expedition des eingetretenen Unwetters wegen drei Tage rasten, erreichte aber am 22. den Aufstieg bis zum Gipfel und kehrte am 23. Augusf noch Chamonnix zurück. 1891 gründete Janssen mit zwei reichen Banquiers in Paris, Heinz Roland Bonaparte und dem bekannten großen Industriellen Eiffel, eine Gesellschaft, welche die Errichtung eines Observatoriums auf dem Montblanc-Gipfel in die Hand nahm. Noch 1891 stellte Ingenieur Imfeld am Gipfel Versuche an zur Ermittlung der Stärke der Eisschicht, welche den Gipfel bedeckt. Lieutenant Duood und drei Führer unterfochten 1892 nochmals die Eisdecke, und in demselben Jahre wurde eine aus Holz construirte Hütte von Paris bis zum Gipfel gebracht. 1893 unternahm Janssen seine zweite Besteigung, wobei er in der unfertigen Hütte auf dem Gipfel trotz Mangels an Lebensmitteln durch Unwetter drei Tage campiren mußte. Die dritte Ersteigung Ende September 1895 war bestimmt zur Beaufsichtigung der Instrumentenmontirung in dem Obergeschoß des Observatoriums, welches 5 m breit, 10 m lang, nach oben pyramidenförmig zugespitzt ist und im unteren Geschoß, zum Theil in die Schneedecke eingesenkt, Wohnräume enthält. Der aufgestellte Meteorograph soll Temperatur, Feuchtigkeit, Windrichtung und Windstärke 8—9 Monate lang automatisch aufzeichnen, weshalb ein großes Uhrwerk in dem Observatorium Aufstellung finden mußte. Dem energischen Förderer dieses Unternehmens war jedoch mehr daran gelegen, physikalische Untersuchungen in dieser reinen Atmosphäre anzustellen, und er glaubt bereits festgestellt zu haben, daß die leuchtende Sonnenatmosphäre Sauerstoff nicht enthalte. Die physikalischen Beobachtungen werden in diesem Sommer fortgesetzt werden, doch dürften auch für die Meteorologie bereits werthvolle Resultate sich ergeben, wenn die Aufzeichnungen des aufgestellten Apparates keine Störung erfahren haben.

R. Die Ausgrabungen der alten Slavengräber in Bielohedo, über die wir in unsrer Beilage Nr. 100 berichteten, haben jüngst, wie aus Essek weiter gemeldet wird, abermals bedeutende Resultate geliefert, indem noch 30 Skelettgräber — darunter 21 mit Beigaben — und 4 Brandgräber — Urnen mit halbverbrannten Menschenknochen — gefunden wurden, wodurch die Gesammtzahl der bisher aufgedeckten Gräber das erste Hundert bereits überschritten hat. Besonders erwähnenswerth ist ein in derselben Schicht gelegenes Kindesgrab, in welchem das Skelett sich nicht in der normalen Lage, sondern — wie es hauptsächlich in der Steinzeit gebräuchlich war — zusammengekrümmt und auf der linken Seite liegend (sogen. liegender Hocker) befand. Oberhalb der Kindesleiche lagen Knochen eines Pferdes, jedenfalls eines Thieropfers, welcher Gebrauch bisher bereits viermal in diesem Gräberfeld constatirt werden konnte. In einem andern Kindergrab befanden sich drei kleine Thongefäße, von denen zwei mit virtiefter, mit weißer Erde ausgelegten, schönen Ornamenten versehen sind. Letztere Technik ist ähnlich dem bei den Slawen zu allgemeiner Anwendung gelangten „Wellenornament" prähistorischen Ursprungs und es dürften dieser die in der kaum drei Kilometer entfernten steinzeitlichen Ansiedlung von Sarvas häufig vorkommenden Gefäßüberreste mit ebenfalls vertieften und mit weißer Erde ausgelegten Ornamenten als Vorbild gedient haben, was als Beweis für die Richtigkeit der Annahme deutscher Forscher, daß die Wiege der slavischen Keramik in der österreichisch-ungarischen Monarchie zu suchen sei, von großer Wichtigkeit sein dürfte. Die übrigen Gräberbeigaben sind den bisher gefundenen sehr ähnlich; erwähnt sei nur, daß außer platten und gewundenen Armreifen aus Kupfer diesmal auch solche schön geflochtene vorkamen, ferner, daß zwei Gräber gelochte, als Anhängsel verwendete römische Münzen enthielten, und zwar einen silbernen Antoninian ($1^1/_2$ Denar) des Kaisers Philippus I. Arabs (244—249 n. Chr.), sowie eine kleine Kupfermünze des Kaisers Constantius II. (335—361 n. Chr.), schließlich, daß ein Grab unter einem Thieropfer ein, gewöhnlich für die Steinzeit charakteristisches, Messer aus Feuerstein barg, ein in einem Gräberfeld beiläufig aus dem achten nachchristlichen Jahrhundert jedenfall merkwürdiges Vorkommen. Von nun an werden die Grabungen im Beisein des Vorstandes der archäologischen Abtheilung des croatischen Nationalmuseums in Agram, Hrn. Dr. Josepp Brunšmid, fortgesetzt.

* **Tübingen.** Am 17. Mai starb hier der bekannte Anatom Prof. Dr. med. et phil. W. v. **Henke**, nachdem er schon vor zwei Jahren, durch einen Schlaganfall betroffen, sein Lehramt niedergelegt. Geboren in Jena 1834, Schüler Henle's in Göttingen, hat er in Rostock und Jena ein Jahrzehnt hindurch docirt, bis er 1875 als Professor nach Tübingen berufen ward. Seine Hauptleistungen lagen auf dem Gebiet der topographischen Anatomie, die er besonders durch meisterhaft ausgeführte Atlanten gefördert hat. Hier bewährte er sein künstlerisch gebildetes Anschauungsvermögen, eine Anlage, die ihn auch zu anatomischen Betrachtungen über Werke der bildenden Kunst, zu theoretischen Erörterungen über Plastik, Mimik und Drama führte. Selbst in poetischen Versuchen brachte er sein ästhetisch lebhaft bewegtes Innenleben an den Tag.

* **Heidelberg.** Im Alter von 71 Jahren starb hier am 18. d. M. Geh. Rath Dr. Rudolf **Heinze**, Professor des Strafrechts, das er an unsrer Hochschule seit 1873 gelehrt. Geborener Thüringer (aus Saalfeld), bewegte er sich zuerst in der Praxis des Justizdienstes in Meiningen und dem Königreich Sachsen, hier als Staatsanwalt, um dann 1865 das Lehramt für Strafrecht an der Leipziger Universität zu übernehmen. Literarisch hat er eine ausgebreitete Thätigkeit entfaltet, wobei er generelle und specielle, theoretische und praktische Fragen aus den Gebieten des Strafrechts und Strafprocesses gleichmäßig behandelte. Ueber sein criminalistisches Fach hinaus griff er in die nationalpolitischen Interessen ein durch die warme Anklageschrift „Hungarica", die er 1882 gegen die magyarischen Unrechtmäßigkeiten gegenüber den Siebenbürger Sachsen richtete.

Fr. W. **Dresden.** Die internationale Gartenbau-Ausstellung. Unter allen Ausstellungen — sie mögen sich mit einer Specialität der menschlichen Erwerbsthätigkeit befassen, mit welcher sie wollen — werden wohl die Blumen- und Pflanzenausstellungen sich immer am meisten der Gunst des Publicums erfreuen. Man müßte kein Auge für Schönheiten, kein Herz für den erquickenden Anblick unsrer bezaubernden Flora haben, wenn man sich nicht an derartigen Schaustellungen erfreuen wollte. Es wird das natürlich um so mehr geschehen, je vollständiger eine solche ausfällt. Auch die Ausstellung in Dresden hat gewiß alles geleistet, was unter gleichen Verhältnissen geleistet werden kann, aber -- da derartige Unternehmungen doch nicht bloß speculative, sondern auch belehrende Zwecke verfolgen, namentlich wenn sie als „Internationale" gekennzeichnet werden, so erscheint es beinahe unerläßlich, jetzt — nachdem der materielle Erfolg nicht mehr in Betracht kommen kann — um der Sache selbst willen eine lediglich objective Uebersicht zu gewinnen.

Wie schon angedeutet, wird es bei einer Gartenbau-Ausstellung aus mehrfachen Gründen schon immer etwas mißlich sein, den internationalen Charakter zu betonen, weil das zu weitgehende Anforderungen stellt, die aus naheliegenden und nicht zu überwindenden Schwierigkeiten nicht erfüllt werden können. Die Betheiligung des einen oder andren belgischen oder holländischen Ausstellers lassen aber den internationalen Gesichtspunkt doch so wenig hervortreten, daß eine an sich hübsch arrangirte Ausstellung doch den Kenner leicht zu zweifelnden Untersuchungen herausfordern kann.

Das ist ganz natürlich, denn kostbare Pflanzenschätze — besonders tropischer und exotischer Art — lassen sich nicht auf längere Zeit und größere Entfernungen transportiren oder im Ausstellungsraume unterhalten, ohne ziemlich sicher zu Grunde zu gehen, und dem Aussteller bedeutende — bisweilen gar nicht wieder zu ersetzende — Verluste einzutragen, während Dresden allein — und wohl auch die meisten andern Gartenbaustädte — lediglich auf Culturen einzelner Handelsartikel, wie z. B. hierorts auf Azaleen und Rhododendren und allenfalls Camellien, beschränkt bleibt. Der Ruf, den die Elbestadt in dieser Beziehung genießt, war schon vor funfzig Jahren sehr verbreitet, jedoch werthvolle Schaupflanzen und botanische Seltenheiten, die in Bezug auf Alter oder Schönheit, Imposantheit oder als Rarität hervorragten, waren entweder gar nicht oder verhältnißmäßig sehr wenig vorhanden, und die königlichen Gärten werden selbstverständlich auch keinen großen Eifer entwickeln, ihre exotischen Pflanzenreichthümer den mit einer Ausstellung verbundenen Wechselfällen auszusetzen. In keinem Falle sind wir in der Lage, in dieser Hinsicht mit den reichen englischen Lords oder russischen Fürsten und Grafen zu concurriren, deren Pflanzenhäuser mitunter ein geradezu fabelhaftes Vermögen repräsentiren, das sich auf Millionen beziffert. Wo irgendwo ein schönes oder seltenes Pflanzenexemplar heranwächst, wandert dasselbe gewöhnlich sehr bald — ähnlich wie unsre literarischen und Kunstschätze — nach England oder noch öfter nach Rußland, und manchmal allerdings auch in die Pflanzenpaläste unsrer Rothschilde und Rabobs, von wo sie nicht — oder nur ganz ausnahmsweise — in die Ausstellungen gelangen. Daß wir mithin nur wenig in einen Wettkampf mit ähnlichen Veranstaltungen in London und besonders in St. Petersburg eintreten können, liegt auf der Hand, in die dortigen Ausstellungen — ohne International zu sein — sowohl in decorativer wie fachwissenschaftlicher Hinsicht so großartig sind, daß wie mit unsern — im Privatbesitze der Handelsgärtnereien befindlichen — Schätzen nicht heranreichen. Bei uns sind Handelsartikel zum Verkauf — also materielle Gesichtspunkte — die Hauptsache, ähnlich wie in Belgien und Holland; in England und Rußland concurrirt weit mehr der Luxus und der Stolz, das Schönste und Außerordentlichste zu besitzen oder zu leisten (ohne Rücksicht auf die Mittel und Unkosten), und der geschäftliche Zweck tritt nur bei den betheiligten Handelsgärtnereien, erst in zweiter Linie und in sehr untergeordnetem Maße, hervor.

Wenn demnach die Dresdener Ausstellung — wie es zu lesen war — die bisher größte in Europa genannt wurde, dann war das sicherlich nur ein fataler Lapsus, der wohl dem Druckfehlerkobold zu gute geschrieben werden muß, da es wahrscheinlich „die größte in Dresden" heißen sollte. Im Ernste konnte das wohl um so weniger gemeint sein, als gerade Dresden als internationale Fremdenstadt so viele ausländische Gäste beherbergt, denen ein Urtheil über den Umfang und inneren Werth einer europäischen Gartenbau-Ausstellung weit geläufiger ist, als unsern meist sehr wenig kosmopolitisch unterrichteten Fachmännern. Viele Fremde werden aber immerhin sehr erstaunt gewesen sein, aus dem erwähnten Druckfehler zu erfahren, daß sie es mit der größten bisher gesehenen europäischen Gartenbau-Ausstellung zu thun hatten, und sich dabei gedacht haben: „allein mir fehlt der Glaube!" Jedenfalls sollte der Corrector derartiger Berichte recht gewissenhaft verfahren, damit auch in der Anerkennung von Verdiensten nicht noch mehr geleistet wird als in der Ausstellung, wobei Uebertreibungen leicht als Unkenntniß aufgefaßt werden können. Ein Besuch der einzelnen Abtheilungen wird das

Obengesagte vollauf bestätigen. Hat man sich an dem Blumenspiegel größerer Flächen und den rühmenswerthen Arrangements ergötzt, um in eine sachliche oder kritische Untersuchung einzugehen, so wird man nach Abstrich der Farbenspiegel keine erheblichen Schwierigkeiten mit der Sichtung des wissenschaftlichen Materials zu überwinden haben. Sehr schnell findet man heraus, daß — was unsern Gartenbau überhaupt charakterisirt, nämlich die Massencultur einzelner Handelspflanzen — auch in der Ausstellung zu Tage tritt, botanische Neuheiten und Raritäten jedoch kaum zu finden sind. Wohin man sich auch wenden mag, ob nach der Haupthalle oder nach den Nebenhallen, so treten uns nur Azaleen- und Rhododendron-Spiegel entgegen. Solche sind es, die beim Eintreten durch ihre Massenwirkung überraschen und Azaleen und Rhododendron — namentlich aber die ersteren — sind es immer wieder, die uns blenden, gleichviel, durch welchen Ausgang wir uns auch entfernen oder durch welchen Eingang wir eintreten, ob wir die Haupthalle verlassen oder eine Nebenhalle besuchen, bis wir so ziemlich am Ende sind.

Selbstverständlich fehlt es auch nicht an exquisiten Cycas und tropischen Gruppen, wie z. B. an einer prächtigen Zusammenstellung von blühendem „Anthurium", das noch vor fünfzehn oder zwanzig Jahren nur in sehr wenigen Exemplaren vorhanden war und unsres Wissens durch Kaiser Maximilian eingeführt wurde und zuerst nach Schönbrunn gelangte, wo sich noch die Mutterpflanze befand und möglicherweise auch befindet. Sie wurde so streng bewacht, daß es nicht leicht war, sie zu sehen, weil Botaniker und kundige Fachleute viel größere Pflanzenfanatiker sind oder doch mindestens ebenso große, wie die Advocaten Wahrheitsfanatiker.

Prächtig ist noch eine unter Glas gehaltene buschförmige „Maranthe", und eine Collection blühender Freiland-Orchideen (Cypripedium), sowie eine Gruppe anderer Orchideen und eine ganze Anzahl verschiedener Collectionen herziger Vertreter der Gartenflora, die uns durch ihre Anmuth fesseln. Auch Geschmack und Talent in dem Entwurf — namentlich einzelner idyllischer Partien — war nicht zu verkennen, und was die decorativen Tafel-Arrangements und andere kleine Miniaturschöpfungen ähnlicher Art betrifft, so dürften diese keine Concurrenz mit dem Auslande scheuen. Dasselbe gilt von der bezaubernden Zusammenstellung von Blumensträußen ꝛc., die so entzückend misfallen, daß Bouquets, die in St. Petersburg zu Hochzeiten bisweilen mit 800 Rubel Silber und höher — also mit ungefähr 2400 M. bezahlt werden (allerdings im Winter) — wohl in Bezug auf Kunst kaum auf gleicher Stufe stehen mögen. Wer aber andere große Ausstellungen besucht hat, und hierzu die riesigen Palmengruppen, die kolossalen Baumfarne (Balantium) und andere durch Größe und hohes Alter oder interessanten Bau hervorragende Monstreexemplare ebenso vergeblich suchen wie jene Raritäten oder Pflanzencuriositäten, die den Laien durch ihre imposante Erscheinung an die Stelle kommen, aber noch andere — oftmals von winziger Kleinheit — die vielleicht nur den Namen eines Thalerstückes auf einer Alpe beanspruchen, aber den Botaniker zu stundenlanger Bewunderung hinreißen, ja — selbst zu lebensgefährlichen Besteigungen anzugänglicher Gebirgskegel veranlassen können, als ob es einen Cabinur zu erobern gälte. Auch die in Ausstellungen immer sehr gern gesehenen fleischfressenden Ungethüme der Pflanzenwelt, die uns Darwin ganz mit Unrecht verdächtigt hat, wie z. B. die durch ihre ungemein graciöse Erscheinung fesselnde „Nepenthes" und andere blutdürstige Vertreter derselben Räuber, wurden nirgends bemerkt. Die Pfarren zu dem Tempel haben sich soeben wieder geschlossen und an Beifall hat es die Residenzstadt nicht fehlen lassen; aber — auf der andern Seite bleibt es auch zu beherzigen, daß einer guten Sache nichts so sehr schadet, als Uebertreibungen in der Reclame.

* **Berlin.** Die hiesige Studentenschaft hielt am 17. d. M. unter zahlreicher Betheiligung hervorragender Docenten, höherer Beamten, darunter zweier Minister (Dr. Bosse und Frhr. v. Berlepsch) und — auf der Galerie — vieler Damen, eine großartige Gedächtnißfeier für Heinrich v. Treitschke ab. Die Festrede, die den Verewigten als großen Geschichtschreiber, Lehrer, Patrioten und Menschen schilderte, hielt der Historiker Professor Max Lenz.

* **Greifswald.** Das Rectorat der Universität ist nun Prof. Victor Schultze auf Pinz. Gewitz übergegangen.

* **Königsberg.** Am 13. d. M. starb im Alter von 56 Jahren der seit einiger Zeit beurlaubte außerordentliche Professor der Landwirthschaft Dr. Gustav Marek. Sein Hauptfach war die Lehre vom Pflanzenbau, aus der er besonders eingehend die Physiologie der Samen behandelte. Auch um die praktische Hebung der Landwirthschaft in der Provinz Preußen hat er sich verdient gemacht.

⊕ **Wien,** 18. Mai. Vor seiner Abreise von Budapest hatte der Kaiser noch der gestrigen Festsitzung der Akademie der Wissenschaften angewohnt. Nach einer Ansprache des Vorsitzenden, Baron Eötvös, wurde eine Abhandlung des Ehrenmitgliedes der Akademie, des Reichsfinanzministers v. Kallay, über „die Arpaden und den ungarischen Staat" durch den Hauptschriftführer Koloman Szity verlesen, da Hr. v. Kallay durch Unwohlsein in Wien zurückgehalten war. Hr. v. Kallay hat trotz seiner unermüdlichen Thätigkeit in der Regierung Bosniens und der Herzegowina nicht die Lust an gründlicher Geschichtsforschung verloren, die er ja auch seinerzeit durch eine treffliche Geschichte Serbiens bethätigt hatte. Daß er trotz seiner langen Wirksamkeit zuerst im diplomatischen und dann im Reichsdienst Ungar durch und durch geblieben ist, verrieth zur Genugthuung seiner Landsleute die Verherrlichung der „nationalen" Könige Ungarns und des ungarischen Volkscharakters, die, wenn dies möglich wäre, das magyarische Selbstgefühl noch steigern könnte. Von unmittelbar politischer Bedeutung ist die Ausführung, das Ungarn der Arpaden sei ein vollständig centralisirter Staat gewesen, der einzige seiner Zeit in ganz Westeuropa, und die Ungarn hätten gleich bei der Bildung des Staates das verwirklicht, was Europa nur um den Preis hundertjähriger Kämpfe erreichen konnte, und sie hätten dies eben erreicht, weil diese Organisation im Einklang mit dem Geist des ungarischen Volks gestanden sei. Nicht minder bedeutsam ist Kallay's Nachweis, es habe nie einer der Arpaden in dem Glauben gewankt, daß die Zukunft Ungarns davon abhängt, ob es der Gemeinschaft der westeuropäischen Nationen treu bleibe. „In tiefe Wurzeln hatte diese Grunde in der Dynastie der Arpaden geschlagen, daß unsre Könige trotz der so oft sich erneuernden Kämpfe mit den westlichen Nachbarn immer zu dem Gedanken des Bundes mit dem Westen zurückkehrten. Als Rudolf von Habsburg und Ottokar von Böhmen sich zum Kampfe rüsteten, bemühte sich jeder von ihnen, den König von Ungarn zu gewinnen. Ladislaus IV. führte sein Heer ins Lager Rudolfs. Nicht Ritterlichkeit bestimmte Ladislaus, den Schwächeren gegen den damals viel Stärkeren zu unterstützen. Er folgte nur der traditionellen Politik seiner großen Vorgänger, seiner Familie. Der Händedruck aber, welchen die beiden siegreichen Fürsten auf dem Marchfelde wechselten, ward im Leben unsrer Nation zum Bindeglied zwischen der Vergangenheit und der Zukunft." Mit brausenden Eljenrufen wurde der Schluß der Abhandlung begrüßt: „Und du Ungar wirst leben, wenn du die hehre Lehre beherzigst, welche die Arpads Blut als theures Vermächtniß hintertassen hat. Vorwärts dahee, kämpfe muthig unentwegt weiter und habe Selbstvertrauen! Damit aber dein Kampf von Erfolg gekrönt werde und dein Vertrauen nimmer wanke, mache es so, wie es deine Vorfahren machten, fasse in dein tägliches Gebet das Flehen: ‚Gott segne den ungarischen König!'" Nach dem Vortrage beglückwünschte der Kaiser herzlich die anwesende Gemahlin und Tochter des Ministers Kallay.

Soeben erschien und wird auf Wunsch gratis und franko versendet:

Katalog Nr. 43:

Grössere Bibliothekswerke, Zeitschriften, Akademieschriften, Sammelwerke nebst Incunabeln, Holzschnittwerken u. einem Pergamentdruck von Peter Schoeffer.

Ellwangen (Württemberg). (5760)

J. Hess, Buch- und Antiquarhandlung.

* * *

Cotta'sche Bibliothek der Weltlitteratur.

Bojardo's Der verliebte Roland.

Aus dem Italienischen übersetzt von **J. D. Gries.**

2 Bände.

Neu herausgegeben, überarbeitet u. eingeleitet von **Ludwig Fränkel.**

Preis elegant gebunden 2 Mark.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

* * *

Die mit so großer Spannung erwarteten **neuen Dichtungen** der ruhmgekrönten Italienerin

Ada Negri

sind in der genialen Uebertragung **Hedwig Jahn's** nunmehr unter dem Titel

„Stürme"

im Verlage von **Alexander Duncker** in Berlin erschienen und zu dem mäßigen Preise von 4 Mark durch alle Buchhandlungen zu beziehen. (5728)

* * *

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1896. München, Mittwoch, 20. Mai. Nummer 116.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Rafael und Donatello. Von Artur Weese. — Edwin Frhr. v. Manteuffel an Leopold v. Ranke. 11—15. — Die deutschen Sprachgrenzen in der Schweiz. II. Von M. C. Menghius. — Mittheilungen und Nachrichten.

Rafael und Donatello.[1])

Unter den Großen in der Kunst ist niemand so schnell bereit gewesen, bei seinen Arbeiten eine bereits vorhandene Lösung zu Rathe zu ziehen, wie Rafael. Mit sicherem Griff entnahm er aus der Fülle der Kunstwerke seiner Zeit, was ihm zusagte. Mochten die Gebiete noch so sehr auseinander liegen, immer fand der Eifer seiner Lehrjahre Anregung, der er sich gern überließ, wenn sein ursprüngliches Wesen auf eine verwandte Richtung stieß. Aber noch nicht überall hin ist die Forschung dem Meister nachgegangen, und immer wieder gelingt es, ihm auf eine neue Spur zu kommen. So zeigt neuerdings Voege, daß Rafael auch in der älteren Plastik des Quattrocento Studien gemacht hatte, und daß diese in den vaticanischen Fresken Verwendung gefunden haben.

In unsrer Besprechung der Voege'schen Schrift über Rafael und Donatello folgen wir dem Verfasser nicht auf dem Wege, den er in seiner Untersuchung eingeschlagen, sondern trennen ihre Resultate, um uns den Blick für jedes einzelne frei zu halten. Für eine ganze Reihe von einzelnen Figuren wie ganzen Gruppen auf der Schule von Athen, der Disputa und Heliodorsvertreibung zeigt Voege die Vorbilder in Donatello's Bronzereliefs für S. Antonio in Padua. Die Entlehnung ist hier so augenscheinlich, daß jeder Zweifel verstummen muß. Zudem ist schon, allerdings mehr ahnend, als erkennend, von R. Vischer eine Beziehung zwischen den beiden Epkien angedeutet worden, ohne daß er jedoch den Finger auf die betreffenden Beweisstücke gelegt hätte. Dagegen hat man mehrfach in Donatello's Marmorrelief mit dem drachenbekämpfenden Georgsritter die anregende Kraft bemerkt, die es auf Rafaels Bildchen des gleichen Gegenstandes in Petersburg ausgeübt hatte; eine Beobachtung, die auf der Hand lag. Es waren also bereits Fäden um die Namen Rafael und Donatello geschlungen worden. Um vieles auffallender wird aber das Verhältniß zwischen den beiden Künstlern durch die feinen Beobachtungen Voege's.

Es würde hier zu weit führen, die einzelnen Fälle der Entlehnung aufzuzählen. Was uns besonders daran interessirt, ist der Umstand, daß Rafael ein plastisches Werk durch seine Wahl ausgezeichnet hat, allerdings eins von echt malerischem Reiz. Gerade diese lebendige Haltung der Reliefs, die über die Technik und das Material der Bronze hinausgreift, fesselte das Auge des Malers. Er stand vor einem Bilde, einem Meisterwerke dramatischer Composition. Es hielt ihn fest und bewog ihn — so wenigstens müssen wir uns den Vorgang denken —, eine Skizze von dem Relief zu nehmen. Der Zusammenhang der entlehnten Motive mit dem Original ist nämlich zu genau, als daß man glauben könnte, die Figuren seien nur einem Erinnerungsbilde entnommen und nicht von dem Relief selbst abgezeichnet. Wenn aber Rafael selbst und nicht etwa sein Schüler Penni, wie auf eine Bestimmung Dollmayrs hin sich combiniren ließe, die Erfindungen Donatello's in die großen Fresken hineingesetzt hat, dann muß wahrscheinlich auch Rafael in eigener Person die paduanischen Reliefs gesehen und copirt haben. Alles deutet darauf hin, daß sich Skizzen nach ihnen in der Rafael'schen Werkstatt befanden. Denn auch in dem Fresco der Constantinschenkung, an dem der Meister nicht den geringsten Antheil mehr hatte, weist Voege ähnliche und sogar um vieles genauere Entlehnungen nach, so daß gerade die Verwendung Donatello'scher Vorbilder in dem Schulwerke weitere Vermuthungen über den Umfang dieser Nachzeichnungen ermöglicht. Erscheinen doch die Figuren im Fresco an derselben Stelle, wie im Relief. Wie dem auch sei, es steht fest, daß Donatello's Bildwerke in den Vaticanischen Wandmalereien Rafaels copirt worden sind.

Zur Aufklärung des Herganges wäre es wichtig, eine jener Skizzen beizubringen, die nach den paduanischen Reliefs gezeichnet sein mochten. Die von Voege herangezogene Handzeichnung in den Uffizien, die die rechte Seite der Herzauffindung wiedergibt, ist nun allerdings schon in der Literatur bekannt gewesen und in ihrem Zusammenhang mit der Schilderung des Antoniuswunders richtig erkannt worden. (Vgl. Max Semrau, Donatello's Kanzeln in S. Lorenzo. p. 104. Anm.) Aber Voege's Verdienst ist es, ihre Bedeutung für die Kunst Rafaels mit klarem Blick erfaßt zu haben. Daß es sich etwa bei diesem Blatte um einen Entwurf Donatello's handeln könne, ist aus zweierlei Gründen ausgeschlossen: einmal durch den unverkennbar rafaelischen Charakter der Zeichnung — sie ist auch unter dem Namen der Rafaelschule in Florenz ausgestellt — und dann durch die nur bei Copien zu beobachtende Uebereinstimmung der Skizze mit dem vollendeten Werke. Das Blatt ist also eine Nachzeichnung. Könnten wir nun bestimmt sagen, Rafael selbst sei der Urheber, so wäre die Kette geschlossen. Für mich sind die Gründe, die Voege für die Autorschaft Rafaels an dieser Skizze geltend macht, überzeugend und durchschlagend, obgleich zu erwarten ist, daß der Widerspruch gerade hier einsetzen wird. Die hohen zeichnerischen Eigenschaften in der Wiedergabe der Frauengruppe, vor allem aber die künstlerisch bedeutsame Auffassung machen auf mich den Eindruck höchster Meisterschaft. Die augenscheinlich nachlässigere Durchführung der linken Scene auf demselben Blatte kann keinen Gegengrund abgeben, da das Hauptinteresse des Madonnenmalers offenbar durch die Gruppe der Mutter mit dem Kinde angezogen wurde. Doch kann man sich zu der Frage der Echtheit dieses Blattes stellen, wie man will, die Hauptsache der Beziehung Rafael-Donatello wird dadurch nicht angetastet.

[1]) Wilhelm Voege. Rafael und Donatello. Ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte der italienischen Kunst. Mit 21 Abb. im Text und 6 Lichtdrucktafeln. Straßburg J. H. Ed. Heitz. 1896. gr. 4°.

Das sind die positiven Resultate der Voege'schen Arbeit. Man möchte sie vielleicht für belanglos halten — denn was will es bedeuten, Rafael eine Entlehnung nachgewiesen zu haben? Das aufgedeckte Verhältniß nöthigt jedoch zu einer Schlußfolgerung, die für die Lebensgeschichte Rafaels ein neues Moment in sich schließt; denn nirgend anderswo als in Padua selbst, unmittelbar vor dem Originale, kann er seine Skizze genommen haben. Da wir bisher nichts von einem paduanischen Aufenthalte Rafaels wußten, gewinnen wir einen neuen Punkt für das Itinerar der Wanderjahre. Voege's Vorschlag, den Aufenthalt in das Jahr 1506 zu setzen, entspricht durchaus der Wahrscheinlichkeit, soweit sie durch unsre übrigen Nachrichten nahegelegt ist. Wir haben demnach auch eine neue Kunststätte für den Entwicklungsproceß des werdenden Meisters in Betracht zu ziehen, nicht bloß auf die fördernden Wirkungen hin, sondern auch auf jene Erscheinungen, an denen er gleichgültig vorüberging.

Abgesehen von diesem Ergebniß für die Lebensgeschichte sind noch Schlüsse zu ziehen, die für die Charakteristik des Meisters und die Kenntniß der allgemeinen Kunstentwicklung großen Werth haben. Allerdings sind es ja nur nebensächliche Dinge, für die die Entlehnung, soweit es Strich um Strich geht, nachgewiesen wird; für die Hauptfiguren, die Träger der Handlung hat Rafael nicht auf Reiseskizzen zurückgegriffen. In anbetracht also der geringen Rolle, die die herübergenommenen Figuren in dem großen Schauspiel einer Versammlung heroischer Geschöpfe spielen, wie in der Schule von Athen, möchte das Aufgebot von Atribie in der Voege'schen Arbeit an einen kleinen Zweck verschwendet erscheinen. Er selbst jedoch hat bereits den Gesichtspunkt aufgestellt, unter dem sein Beitrag an Bedeutung zunimmt. Was Rafael in der Donatello'schen Schöpfung gepackt hat, war die Lösung einer Aufgabe, die ihn offenbar schon bewegte, ehe er noch durch den Auftrag des Papstes vor sie gestellt wurde. Er sah, wie hier ein Meister malerischer Composition das Durcheinander einer Volksscene klar gegliedert zur Darstellung brachte, wie er die „Psychologie der Masse" und das „Wesen historischer Kunst" bewältigte. Rafael stieß auf ein künstlerisches Princip, dessen Ausbildung auf seinem Wege lag. Das ist der springende Punkt für die Beurtheilung der Ergebnisse der vorliegenden Untersuchung. Vollkommen auf dem Boden der Voege'schen Anschauungen fußend, wage ich sogar, noch weiter zu gehen als er.

Ich sehe die realistische Gruppenschilderung und die dramatische Belebung der Scene nicht als das Einzige an, wodurch Rafael sich angezogen fühlte. Vielmehr zeigt uns ein Vergleich der „Herzfindung" und der „Schule von Athen", daß die Composition in beiden Bildern — ich gestatte mir diesen Ausdruck auch für das Relief — auf demselben Gedanken beruht. Es bedarf das einiger weiterer Erklärungen.

Was die Ausnützung der Fläche betrifft, so steht hier wie dort der figürliche untere Theil des Bildes zum architektonischen Obertheil in ungefähr demselben Verhältniß. Der Grundsatz nun, der den ganzen Aufbau in der „Herzfindung" bedingt, ist der der Concentration: alles strömt dem Mittelpunkte zu, wo der Schlüssel zum Verständniß der Schilderung liegt, hier steht der Heilige vor der Leiche des Geizhalses. Vorn sind die Gläubigen in die Kniee gefallen, die Menge dahinter steht aufrecht; so gewinnt es den Anschein, als steige die Bühne nach der Tiefe zu an. Verfolgen wir nun die großen Züge der Gruppirung, so erhebt sich die Linie, die durch die Leiche auf der Bahre und die Häupter der Knieenden gebildet wird, nach beiden Seiten aus ihrem wagerechten Verlauf bis zur durchgehenden Grenze zwischen Architektonischem und Figürlichem. Einzelne Figuren, wie die des Antonius, unterbrechen das System. — Die Gliederung der oberen Fläche durch architektonische Scheingerüste paßt sich der Gruppirung der Masse in der Region des Figürlichen an, ja jene wird durch diese bedingt: die Mittelscene um die Bahre wird von den Vorgängen an den Seiten durch eine Reihe von Kulissen getrennt, die den Eindruck einer offenen Straße mit einem Kirchenportal als Abschluß fingiren. Besonders wichtig für das Auge ist der Rundbogen, der gerade die Hauptscene einrahmt. Es kam Donatello offenbar darauf an, die wagerechte Linienführung des Gebälkes der Hallen rechts und links durch einen lichten Raum in der Mitte zu unterbrechen und diesen durch eine Bogenlinie noch besonders zu betonen. Der Linienzwang leitet das Auge auf die Mitte. —

In der „Schule von Athen" ist derselbe Gedanke durchgeführt. Knieende, kauernde und gebückte Gestalten auf der vorderen Bühne, die Mitte bleibt frei. Anschaulicher und durch ein ungezwungenes Motiv begründet, nämlich durch mehrere zu einer Estrade hinaufführende Stufen, ist die Mittelgruppe zu freierer Wirkung erhoben; sie steht auf einer zweiten höheren Bühne; es bleibt ein Raum übrig für vermittelnde Figuren, wie den Diogenes und den Jüngling, der die Stufen emporsteigt. Vervollständigt wird die Uebereinstimmung mit der „Herzfindung", wenn wir auch hier die Hauptlinien verfolgen: die obere Grenzscheide an dem Uebergang zur Architektur und die ausgebogene Linie von dem Haupte des ägyptischen Arztes rechts über die Köpfe der unteren Gruppe hinweg bis zu dem hereineilenden Jüngling mit den Schriftrollen links. Und nun in der Architektur dasselbe Motiv, das uns nach der Mitte und in die Tiefe zu folgen zwingt: eine rundbogig geschlossene Halle. — Ich will hier nicht weiter ausführen, wie die figürliche Composition durch Auflockerung klarer und übersichtlicher geworden, wie namentlich durch die Raumdarstellung das Grundmotiv gewachsen ist, um wie viel wirkungsvoller und realistischer die Tiefe und Höhe des lichten Raumes in der Mitte gegen die geschlossenen Wände der starken Kuppelpfeiler sich abhebt. Welche Einheit und Klarheit! Aus der ersten Anregung bei Donatello ist die Composition zu so großartiger Entfaltung gelangt, daß ihre genetische Zurückführung auf die Plastik des vorangehenden Jahrhunderts vielleicht Widerspruch finden wird. Allerdings zeigt die Architektur in der „Schule von Athen" deutlich den Geist Bramante's. Was die Formen anbelangt, verbindet sie nichts mit jener kindlichen Zusammenstellung von antiken Giebeln und Pilastern auf dem Donatello'schen Relief. Dennoch sind beide Hintergrunddecorationen Aeste an demselben Stamme. Der innere Grund ihres Aufbaues liegt allein in der künstlerischen Absicht, die figürliche Composition durch den Linienzwang einer architektonischen Umrahmung zu heben. Daher haben wir die Berechtigung, das Scheingerüst Donatello's mit jenem den Innenraum von S. Peter nachahmenden Hallenbau Rafaels in eine Entwicklungsreihe zu stellen, allerdings jenes an den Anfang, diesen an den Abschluß.

Ich bin unabhängig von Voege zu meiner Beobachtung durch eine systematische Betrachtung der Entwicklung der Composition in der italienischen Malerei gelangt. Da sich gerade die Gelegenheit bietet und mein Resultat geeignet scheint, die Voege'schen Ergebnisse zu stützen — wenn es dessen bedürfte — oder zu erweitern, so flechte ich sie in diese Besprechung ein, zumal sie — soweit mir bekannt — noch nicht ausgesprochen ist. Ich will nur noch hinzufügen, daß das Motiv einer rundbogigen Arcade in der Mitte des Bildes schon früh in der Malerei des Quattrocento auftaucht, sogar von Giotto schon angedeutet wird. Nirgends ist es aber mit solch genialer Sicherheit benutzt

worden, wie von Donatello. Namentlich bleibt Ghirlandajo[1]) zurück, den auch Voege gelegentlich der bewegten Gruppenschilderung als einen befangenen und einseitigen Meister nennt.

Sowohl der Voege'schen Beobachtung wie der von mir hinzugesetzten liegt eine Erscheinung zu grunde, die nach der handwerklichen Auslegung der sogenannten Einflußtheorie als ein Abhängigkeitsverhältniß betrachtet wird. Das zeitlich vorangehende Werk ist die beeinflussende Quelle, an der der Spätere geschöpft hat. Voege ist weit davon entfernt, diesen Irrthum zu begehen; er sieht in diesem Vorgang nur das Wiederaufleben einer Idee, das Anschlagen einer Saite, die inzwischen unberührt geblieben war. Wenn sich also die Großen in der Kunst „über die Häupter der Kleinen hinweg die goldenen Schalen zureichen", so trifft Voege mit diesem Bilde den Kernpunkt der Sache: die Entwicklung der Kunst durch das schöpferische Eingreifen der begnadeten Meister. Justi hat (Velasquez I, 122) in unübertrefflicher Klarheit die souveräne Selbständigkeit dieser Männer als eine unumstößliche Maxime festgestellt. Aber angesichts solcher Entdeckungen, wie der Voege's, ist es wohl von Werth, sich wiederum zu vergegenwärtigen, daß der Einfluß nicht von außen, wie eine erdrückende oder treibende Kraft einwirkt, daß vielmehr in der von Haus aus mitgebrachten Summe künstlerischer Triebe die Macht des Genius begründet ist. Seine Initiative ist also die Quelle, die das Feld künstlerischer Entwicklung unter Wasser hält.

Ich bin der Meinung, daß, wenn wie Beobachtungen wie die besprochenen aus dem engen Bezirk der Künstlergeschichte herauslösen und sie in die Entwicklungsgeschichte einreihen, wir dann erst die rechte Würdigung ihres Werthes erhalten. Wir übersehen dann große Zusammenhänge in dem Wachsthum gewisser Formen oder gewisser Grundsätze der Composition und Gruppenschilderung, oder welche Gesichtspunkte wir auch wählen mögen, — immer erhalten wir Zustände oder Stufen der Entwicklung, deren Verhältniß zum Allgemeinen der Künstlername wie eine Marke bezeichnet. Ich glaube, daß bei dieser Betrachtungsweise, die der ästhetischen nahe kommt, das Auge für den stetigen Fortschritt und das innere Leben der Kunst sich schärfen wird, da wir Zusammenhänge und Anregungen erkennen müssen, die sich nicht Strich um Strich beweisen lassen, nicht bloß auf die Formen von Gliedmaßen und Kleiderfalten sich beschränken, sondern künstlerische Grundsätze aufdecken, persönliche Anschauungen und allgemeine Gesetze.

In diesem Sinne ist Voege's Arbeit ein außerordentlich wichtiger Beitrag, den er, wenn wir ihn recht verstehen, noch um eine ganze Reihe zu vermehren gedenkt. Bei dieser Aussicht auf einen weiteren Ausbau seiner Studien sei der Wunsch gestattet, der Verfasser möge den Consequenzen seiner Beobachtungen einen größeren Raum in der Darstellung zuweisen. Es scheint, als habe er sich in dieser ersten Schrift vornehmlich gegen die Angriffe zu wehren gesucht, die er von seiten der Kenner zu erwarten hatte. Doch mögen sie sich dazu verhalten, wie sie wollen, — der Werth seiner Resultate bleibt davon unberührt.

München. Artur Weese.

---

[1]) Vgl. das Fresko Zacharias im Tempel, in S. Maria Novella in Florenz.

Edwin Frhr. v. Manteuffel an Leopold v. Ranke.

11.

Hochverehrter Freund. Nancy, 7. Januar 1873.

In großer Eile 2 Worte, da ich heute einen Artikel in der Kölner Zeitung gefunden habe, der Sie interessiren wird, weil er einen Brief von König Friedrich Wilhelm IV. enthält aus dem September 1848. Ich glaube nur, daß darin ein Irrthum besteht, daß die Beckerath'schen Unterredungen ins Berliner Schloß verlegt werden; der König war damals in Sanssouci und ich besinne mich sehr genau darauf, wie Beckerath dort war und welche Mühe wir uns gaben, daß der König nicht ihm die Bildung des Ministeriums anvertraute. Der jetzige König als Prinz von Preußen empfahl Beckerath. Dagegen ist es sehr leicht möglich, daß der Brief des Königs aus Bellevue datirt ist, weil der König damals oft nach Bellevue des Morgens fuhr und dort arbeitete, Audienzen gab und Conseils abhielt. Also ich schicke Ihnen das Blatt.

Sehr herzlich danke ich für Ihren Brief vom 3. huj., der mich sehr erfreut hat. Die Warnung, die Sie bekommen haben von wegen der Schonung und Weglassung drastischer Ausdrücke, amüsirt mich sast. „Schreckt sie alles gleich, was eine Tiefe hat; ist ihnen nirgend wohl, als wo's recht flach ist." Ich glaube, daß Ihnen die Herausgabe dieses Werks zu großem Ruhm gereichen wird, und gewiß ist es schwer, zu arbeiten und zu urtheilen, wo nicht alle Acten vorliegen; aber das Buch wird immer das ungeheure Verdienst haben, zuerst Licht und Aufklärung von einem andern als dem ganggäbigen Meinungsboden aus über Fr. W. IV. und über eine wichtige Entwicklungsepoche der preußischen und deutschen Geschichte gegeben zu haben und so der objectiven Beurtheilung hierüber Bahn zu brechen. Ich weiß nicht, ob nicht vielleicht in der Vorrede diesem Gedanken — nue klarer gefaßt — Ausdruck gegeben werden sollte, um dadurch von Anfang an Entgegnungen entgegenzutreten, die, belegt mit anderen Briefen, der einen oder andern Auslegung im Text scheinbar Unrecht geben könnten.

Man muß festhalten, daß Fr. W. IV. eben eine sehr eigenthümliche Natur war; er wollte die verschiedenartigsten Persönlichkeiten für seinen Zweck, für sein Endziel benutzen und bearbeitete sie je nach ihrer Individualität; er hatte ferner immer im Auge, einen Rückweg offen zu haben, den er betreten konnte, wenn er nicht durchdrang; er suchte das sich Compromittiren zu vermeiden und war nun einmal nicht angelegt, den Knoten durchzuhauen, sondern immer nur bemüht, ihn zu lösen. Sein Zweck, sein Hauptziel in der deutschen Politik war aber Anbahnung der Herrschaft seines Hauses in Deutschland. Hätte er Oesterreich bei Königingrätz geschlagen gehabt, er hätte nie daran gedacht, dem Habsburgischen Hause die Römisch-deutsche Kaiserkrone zurück zu geben. Aber König Fr. W. IV. hatte Oesterreich nicht geschlagen, und nun gar 1848 war er selbst geschlagen; und wenn Oesterreich auch innerlich zerrüttet war, so wußte er doch, daß Kaiser Nikolaus es protegirte mit seiner Macht und seinem damaligen Nimbus. Wenn Fr. W. IV. in seinen Briefen an Dahlmann, Beckerath, Bunsen und wie sie alle heißen, offen mit seinen Plänen, Hohenzollern an die Stelle Habsburgs zu setzen, hervortrat, so war er Oesterreich und Rußland gegenüber compromittirt — das that er also nicht; aber er arbeitete daran, daß die deutsche Bewegung Fortgang halte, und suchte nur jedenfalls das Wesen für sich und sein Haus festzuhalten. Das war das militärische Commando in Deutschland, wie er es bezeichnete. Wenn er sich dabei in mittelalterlichen Bildern und Benennungen bewegte, so war das seine Individualität. In Wien wußte man ganz genau, was das bedeutete.

In dem Blatt, das ich Ihnen schicke, ist auch von den Papieren Dahlmanns die Rede und wird von „Römisch-deutscher Kaiserkrone und Reichsfeldherrnamt" — die erstere für Habsburg, das letztere für Hohenzollern — gesprochen. Nun, als ich 1854 in Wien verhandelte, ist der Hauptgrund, warum Kaiser Franz Joseph nicht auf die Defensiv-

und Offensivalliance, die Oesterreich und Preußen damals das schiedsrichterliche Amt gegen Rußland und gegen die Westmächte mit Kaiser Franz Joseph als Wortführer geben sollte, einging, der, daß Graf Buol dem Kaiser sagte, er erinnere daran, wie vor einigen Jahren Preußen nach der Herrschaft von Deutschland gestrebt und wie Fr. W. IV. Oesterreich nur mit Redensarten abfinden wolle von Römisch-deutscher Krone, während er selbst aber das Schwert von Deutschland sein wolle, wie der König 100mal versichert, Reichsfeldherr unter dem Kaiser; das seien alles nur Phrasen von Fr. W. IV., um Oesterreich zutraulich zu machen.

Ich kann nicht mehr schreiben; aber Fr. W. IV. ist nicht bloß nach seinen Briefen, sondern nach seinen Handlungen auch aufzufassen — er hat sich factisch nie unter Oesterreich gestellt. Als aber die Kaiserkrone ihm angeboten wurde, nahm er sie nicht an, weil die Fürsten nicht zugestimmt, und sehnte sich doch, daß dies geschähe, konnte es nicht durchsetzen, weil die Führer des Parlaments zu doctrinär. Die bloß demokratische (nicht nationale) Bewegung hat er nicht anerkannt, die von ihr gebrachte Krone verworfen, die Centralgewalt unter österreichischem Erzherzog aber zertrümmert trotz aller Versicherungen, wie er die historische Stellung Habsburgs anerkenne. Gute Nacht.

E. Manteuffel.

12.

Hier, hochverehrter Freund, ist wieder ein Druckbogen, den mir Herr Geibel[1]) heute geschickt hat, und den ich mit sehr großem Interesse gelesen habe. Es wird doch ein bedeutendes Buch.

Fragen kann man sich, warum der König, obgleich er sah, daß Bunsen schon nicht mehr mit ihm einstimmte, ihn doch immer noch zu Vertrauensaufträgen brauchen wollte. Mir fällt ein, was mir der Hochselige König da einmal von dem General Willisen gesagt: er lobte viele Eigenschaften von ihm, auch wie er ihm ergeben sei; „aber", sagte er, „er ist nahe daran, ganz in die Hände der Gott versuchenden modernen Liberalen zu fallen; er schwankt am Rande eines Abgrundes und nur ein Strohhalm schützt ihn vor dem gänzlichen Sturz; der Strohhalm ist sein Gefühl für mich, entziehe ich ihm jetzt mein Vertrauen, suche ich nicht immer wieder durch Aufträge ihn zu mir heran zu ziehen, so schwindet der Strohhalm, der ihn noch im Gleichgewicht hält und er stürzt unrettbar in den Abgrund!" Sollte nicht ein ähnliches Gefühl den König trotz aller Rathschläge von Rauch und Brandenburg und Alvensleben immer wieder verleitet haben, Bunsen in die Geschäfte hineinzuziehen? Ich erinnere mich, General Rauch zu Grf. Alvensleben sagen gehört zu haben: „Ist es wahr, daß der König Bunsen gehen lassen will, wenn du das Ministerium nimmst?" — „Ja." — „Nun, da wirst du doch Minister?" — „Nein." — „Da bist du kein Patriot; ich kann versichern, daß, wenn der König zu mir sagt: Rauch, willst du dich hier an den Baum aufhängen lassen, wenn ich Bunsen den Abschied gebe? — so knöpfe ich selber den Kragen auf und reiche meinen Hals hin. Nimm doch das Ministerium wenigstens auf 24 Stunden, lasse die Ordre von Bunsens Abschied zeichnen und nimm dann selbst wieder deinen eigenen!" Sie glauben gar nicht, welche Kämpfe der König zu bestehen hatte, um Bunsen zu halten.

Meine Frau hat einen sehr lieben Brief von Otto. Mein Sentiment ist: Vermeidung widerstreitender Pflichten in den Zeiten der Krisen! Wir gehen aller Wahrscheinlichkeit nach religiösen Krisen entgegen; ein Mann von Otto's Glaubensfestigkeit und Glaubenseifer darf dann nicht die Fesseln eines Militärgeistlichen haben, wenn er nicht in große Gewissensscrupel oder in häßliche irdische Wirrungen gerathen soll. Am 15. denke ich viel zu Ihnen und Maxa[1]) bin ich wirklich dankbar für die Pathenstelle. In treuer Verehrung

Nancy, 12. Januar 1873. E. Manteuffel.

[1]) Ranke's Tochter Frau v. Kotze.

13.

Hochverehrter Freund.

Sie werden erschrecken vor den vielen Briefen. Ich habe heute nochmals den 13. Druckbogen bekommen und sende ihn nochmals. Pag. 202 in der 4. Zeile von unten muß, glaube ich, etwas gesagt werden, daß sich das Wort „die Märztage machten darin keinen wesentlichen Unterschied" hauptsächlich auf Süddeutschland bezieht; denn in Preußen selbst war einmal der deutsche Gedanke damals noch nicht allgemein, dann war die Entrüstung über die Märztage so groß und der Ingrimm auf den König selbst wegen der Märztage so heftig, daß, wenn jemand den Satz liest, er unter dem Eindruck des Erlebten und Gehörten oder bisher Erlernten ihn für historisch unrichtig hält. Ich glaube, man muß die beiden Sätze vertauschen und den letzten vor den ersten setzen. Also:

„In den oberdeutschen Gebieten, die einst vorzugsweise als das Reich bezeichnet worden waren, sah die große Mehrheit die Rettung Deutschlands in einer Vereinbarung mit Preußen. Die Märztage machten darin keinen wesentlichen Unterschied, da der König in Patenten und Reden eine entgegenkommende Gesinnung kundgegeben hatte." Dann muß aber 203 in der 5. Zeile von oben es auch heißen „des preußischen Staates" anstatt „dieses Staates".

Ich kenne die Schriftstücke in Springers Buch[2]) nicht, aber ich möchte doch immer glauben, daß der König nur gesagt: „Oesterreich erblicher Kaiser", weil er sich nicht zugetraut, das preußische Kaiserthum durchzusetzen. Wie die Dinge lagen und nur, um sich Oesterreich gegenüber rechtfertigen zu können, wenn von seinem Streben nach Herrschaft in Deutschland die Rede war, schrieb und sprach er von Oesterreichs erblichem Kaiserthum. Der König hatte Ambition. Dazu kam auch eine größere Jalousie gegen Kaiser Nikolaus; der König hätte Franz Joseph gern eine äußere Stellung gegeben, die den slavischen Kaiser in den Rang stellte. Das Wesen der Macht in Deutschland wollte er nie fortgeben an Oesterreich. Es ist ausgesprochen 206 und 207, aber ich möchte es noch positiver haben.

Dann pag. 206 Zeile 2 von unten: „man fragt" u. s. w. und pag. 207 auf Zeile 3 von oben ist die Antwort nicht scharf genug hingestellt und durch den Zwischensatz: „obwohl" u. s. w. undeutlich gemacht.

Aber sonst der Bogen ungeheuer interessant. In treuester Verehrung

Nancy, 17. Januar 1873. E. Manteuffel.

[2]) Leben Dahlmanns.

14.

Hochverehrter Freund.

Hier wieder ein Bogen, der mir gestern zugeschickt wurde, den ich aber gestern beim besten Willen nicht lesen konnte, da ich außer niederträchtigem Leibschneiden und laufenden Geschäften mittags ein Diner von 72 Couverts und abends eine Gesellschaft von 200 Personen hatte. Ich sehe aus dem Bogen, daß Ihnen die Kölnische Zeitung schon bekannt war, also hätte ich sie nicht zu schicken brauchen. Aber besser zu viel als zu wenig. Entschuldigen Sie daher die vielen Sendungen.

Ich hoffe, Otto kommt nun bald. Neues von hier weiß ich nicht. Vorgestern habe ich bei einer Denkmals-

[1]) Ranke's Verlegee.

einweihung eine lange Rede gehalten und bin dabei positiv für Bazaine eingetreten, was mir Preußen und Franzosen übel nehmen werden, was aber mir richtig schien, wie ich einmal bin. In sehr, sehr treuer Liebe

Nancy, 21. Januar 1873. E. Manteuffel.

15.

Hochverehrter Freund.

Hier ein Bogen und ad. pag. 228:

Als Heinrich Gagern und Vincke in Potsdam waren, um den König im Frankfurter Sinn zu bearbeiten, gingen beide auch nach Brandenburg, wo unsre Kammer damals tagte, wo ersterer den Ministerpräsident Graf Brandenburg, letzterer den Minister des Innern Hrn. v. Manteuffel zu bereden suchte, ihre Abschiedsgesuche einzureichen, damit der König volksthümlichere Minister nehmen könne. Ich war damals dorthin zu Graf Brandenburg commandirt, und als ich früh 9 Uhr bei ihm war und ihm eben eine Charakteristik von Gagern gegeben hatte, der ihm unbekannt war, ließ sich dieser melden. Er blieb wohl ¾ Stunden beim Grafen, und nachdem er fortgegangen, ging ich wieder zu diesem und Graf Brandenburg erzählte mir seine Unterredung auf frischer That. Herr v. Gagern hatte damit angefangen, die Verdienste des Ministeriums zu loben; sein Eintreten in dem Augenblicke sei eine rettende That gewesen, aber seine Aufgabe sei nach Herstellung der Ordnung erfüllt und jetzt sei der Moment gekommen, wo es abtreten und dem Könige die Möglichkeit gewähren müßte, ein volksthümliches Ministerium zu nehmen, wodurch allein ein gutes Verhältniß mit der Frankfurter Versammlung erhalten werden könne. So sei die Lage, und der Patriotismus mache es dem Grafen Brandenburg zur Pflicht, seine Demission jetzt einzureichen; einmal weil er sich dadurch nur für künftige Zeiten der Noth erhalten könne — und diese könnten sich bei der Aufregung der Geister ja immer wiederholen — und denen könne er nur erfolgreich dann entgegentreten, wenn er mit Eclat und freiwillig thue, was er in kurzem werde thun müssen; er solle sich klar machen, daß weder er noch der Minister Manteuffel bei allen sonstigen Qualitäten das Talent der Rede besäßen, was zur Leitung der Kammern unbedingt nöthig sei, und daß sie daher in sehr kurzer Zeit in Debatten unterliegen und ihre Portefeuilles verlieren würden, dann aber in der Meinung soviel verloren haben würden, daß sie auch für spätere Krisen den Nimbus verlieren und einflußlos bleiben würden. Zweitens aber sei der schleunige Rücktritt der Minister nöthig, weil die Frankfurter Versammlung sich in großer Aufregung befände, den Wunsch ausgesprochen habe, daß der König von Preußen ein volksthümliches Ministerium nehme, und weil, wenn diesem Wunsche nicht nachgekommen würde, die Linke der Versammlung solche Gewalt bekommen und dann zu solchen extremen Werken die Versammlung fortreißen würde, daß die ganze Idee der deutschen Einheit dadurch gefährdet werden könne.

Darauf (es war nämlich der Plan, daß Hr. v. Gagern Ministerpräsident, Hr. v. Vincke Minister des Innern werden sollte) hat der Graf Brandenburg geantwortet: Er danke Herrn v. Gagern für die Anerkennung seines Patriotismus, aber die Ordnung in Preußen sei noch nicht vollkommen hergestellt, deßhalb seine Aufgabe noch nicht gelöst und deßhalb könne er auch seinem Rathe, seine Demission zu geben, nicht folgen. Was die Begründung desselben anbelange, so räume er gern ein, daß er kein Redner sei, und auch, daß Herr v. Vincke mehr Gewandtheit im Sprechen habe als Herr v. Manteuffel; aber darauf käme es gegenwärtig weniger an, denn er und Minister Manteuffel stünden auf dem Boden, daß sie sich nicht abhängig von der Majorität glaubten, und daß, wenn noch so viele Abstimmungen gegen sie ausfielen, sie daraus noch keine Veranlassung nehmen würden, Sr. Majestät ihr Abschiedsgesuch einzureichen. Ebenso sei er fern, sich mit ihm — Gagern — in Betracht der staatsmännischen Befähigung zu vergleichen, aber einen Factor habe er — Gagern — doch übersehen bei Schilderung der Situation, das sei die preußische Armee; er — Brandenburg — habe bereits bei Herstellung der Ordnung in Berlin gezeigt, daß er Blutvergießen vermeide, aber im Hintergrunde müßten die Bajonette doch sein, wie die Verhältnisse einmal wären; nun, da könne er aus voller Ueberzeugung es sagen, daß, wenn Herr v. Gagern im Parlament besser spräche, die preußische Armee mehr Vertrauen zu ihm, Brandenburg, hätte, und das sei gegenwärtig das wichtigste. Was nun aber die Gefahr anbelange, die sein Verbleiben im Amte in der Versammlung in Frankfurt hervorrufen könne, so dürfe er darauf keine Rücksicht nehmen. Er erkenne die Größe der Idee der deutschen Einheit gewiß an; aber wenn es sich um Bestand Preußens, oder um Aufrechthaltung dieser Idee handle, so sei ihm erstetes wichtiger und werde er für dieses eintreten, wenn auch die ganze deutsche Einheit darüber zuschanden ginge.

Sollten diese inneren Kämpfe um den König herum nicht kurz angedeutet werden? Prinz und Prinzeß von Preußen begünstigten Gagern und dessen Pläne — der König hatte für sich Rauch und sein Ministerium. Welchen Eindruck die Wiedererstarkung Oesterreichs auf den König machte und wie sein Ehrgeiz dabei ins Spiel kam und er die Nothwendigkeit der Aufrechthaltung des Gegensatzes zwischen Oesterreich und Preußen erkannte, dafür folgende zwei Aeußerungen des Königs:

Bald nachdem das Ministerium Pfuel seine Aufgabe nicht erfüllt hatte, trat die Unterwerfung Wiens durch Windischgrätz, die Erhebung von Jellachich ein. Als der König dies erfuhr, sagte er beim Spaziergang zu mir: „Jetzt sind die Folgen von Pfuels Schwanken da; Ordnung in Preußen werde ich schon machen, aber Oesterreich hat es früher gethan, und nun gehen die Augen von Deutschland nach Wien und nicht nach Berlin."

Als der König 1849 in Ischl beim Kaiser Franz Joseph war, erfuhr er die Auflösung des Landtags von Kremsier und den ganzen Staatsstreich. Der König tadelte mir gegenüber, daß der Kaiser dies mit Ministern gethan, die bereits auf die Verfassung geschworen gehabt hätten, und fügte dann hinzu: „Jetzt müssen wir die Verfassung behalten, denn niemals dürfen wir nachmachen, was Oesterreich gethan."

Solche unbewachte Aeußerungen sind oft charakteristischer als officielle Aussprüche. Ich habe nur immer Angst, Sie zu fatiguiren, sonst überschüttete ich Sie noch viel mehr mit Details, die mir beim Lesen der Druckbogen einfallen. Otto wird zu heute erwartet, ich freue mich, ihn zu sehen. In herzlicher Liebe und Verehrung

Nancy, 23. Januar 1873. E. Manteuffel.

Die deutschen Sprachgrenzen in der Schweiz.

Von M. C. Menghius.

II.

Anders verhalten sich in der Schweiz die deutsche und die italienische Sprache zu einander. Sie sind meist durch gute Gebirgsgrenzen von einander geschieden und haben daher in der Schweiz stationäre Grenzen.

Aber auch hier decken sich die Sprachgrenzen nicht mit den politischen Grenzen. In früherer Zeit waren die von burgundischem Stamm sich herleitenden Deutsch-Walliser ein

sehr expansives Volk. Bis in die Ostalpen hinein finden wir von „Walsern“ besetzte Thäler. Auch über den Alpenkamm hinüber, sogar über die Gletscherpässe des Monte Rosa drangen sie. Und wenn auch exponirte Posten, wie Ornavasso an der unteren Tosa und ähnliche Orte, in denen noch am Ausgange des vorigen Jahrhunderts von deutschen Resten die Rede ist, längst verwälscht sind, ganz ist das Deutschthum auch am Südfuße der Centralalpen noch nicht ausgestorben. Der Monte Rosa war einmal ein völlig deutscher Berg. Noch jetzt ist das Gressoney (das obere Lys-Thal) am Südfuße dieses majestätischen Berges deutsch. Die Königin Margherita von Italien liebt es, mit diesen ihren deutschen Unterthanen deutsch zu reden. Nur die unterste Gemeinde Issime ist verwälscht (zum französischen Patois des Aosta-Thales). Der Badeort Alagna an der obersten Sesia soll auch noch deutsch sein, ebenso das im Mastallone-Gebiet isolirt liegende Rimella. Dagegen ist das oberste Anzasca-Thal (Macuguaga) so gut wie ganz verwälscht. Die Sprachgrenze deckt sich dann bis zum Ofenhorn mit der politischen. Dann aber schwenkt sie wieder auf das Gebiet des Königreichs Italien hinaus, läßt die beiden Gemeinden des Val Formazza (oberstes Tosa-Thal; hier auch der berühmte Tosa-Wasserfall) auf deutscher Seite und geht sogar ins Tessin hinein und umschließt das in einem Rebenthale des Val di Campo gelegene Bosco.[1]) Weiterhin folgt dann die Sprachgrenze wieder der Landes-, beziehungsweise Cantongrenze (bis zur Ringspitze zwischen St. Gallen und Graubunden). Bosco ist fast rein deutsch (97½ Proc.). Im übrigen sind im Tessin nur wenige fremde Einsprenglinge. Bellenz hatte fast 5 Proc. Deutsche, 25 andere Gemeinden 1—3 Proc. Auch Romanen sind, trotz des nahen Bündens, nur wenig vertreten. Allein Campio im Val Blenio hatte 5 Proc. Romanen.

Von der fluctuirenden italienischen Arbeiterbevölkerung, wie sie in großen Massen, z. B. 1880 bei der Gotthard-, jetzt bei der Simploubahn in Arbeit steht, sehen wir natürlich grundsätzlich ab. Auf einige Jahre beeinflussen dieselben ja die betroffenen Gegenden sehr intensiv, verlaufen sich dann aber rasch, wie die Hochfluth bei einem Gießbach.

Im deutschen Wallis wurden 1880 gezählt: in der Grenzgemeinde Zwischbergen (Gondo) im Val di Vedro 12, in Ferden (Bez. Raron) 8, in Brig 6 Proc., außerdem in 11 Gemeinden über 1 Proc. Italiener.

Auch die zum Po abfließenden Thäler Graubündens sind italienisch. Es sind das die fast bis Bellenz herabreichenden Thäler Misox und Calanca (Bezirk Moësa), das Bergell bei Chiavenna und das Puschlav südlich vom Bernina. Sie zeigen etwas mehr fremde Einsprenglinge als das Tessin. Im Bezirk Moësa finden wir in Misox 4.2, in Soazza 3.7, in Grono und San Vittore fast 3, in Roveredo 1½ Proc. Deutsche, daneben in Grono und Soazza 5, in Misox und Lostallo 2½, in Arvigo 2 Proc. Romanen. Im Bergell haben Castasegna 6.4, Vicosoprano 5.2 und 3 von den übrigen 4 Gemeinden 2½—3½ Proc. mit deutscher Muttersprache. In Stampa sind 7.3, in 3 weiteren Gemeinden 2—4 Proc. Romanen. Im Puschlav haben die beiden Gemeinden 1.3 und 2 Proc. Deutsche. Puschlav auch 1.2 Proc. Romanen.

Die Italiener haben auf die nordwärts der Wasserscheide wohnenden Romanen, trotz der Sprachverwandtschaft, weniger Einwirkung als die Deutschen. Die Romanen werden im Laufe der Zeit also wohl zum größeren Theile germanisirt werden. Aehnlich wie es ihren Brüdern in Tirol erging, wo bis ins Mittelalter, ja bis ins vorige Jahrhundert hinein weitere Gebiete romanisch waren. Allerdings dringt dort jetzt, wenn auch neuerdings weniger merklich, das Italienische vor und wird auf diese Weise mancher Tiroler eigentlich romanischer Abkunft auf dem Umwege über das Deutschthum zum Italiener. Von den jetzigen Tiroler Romanen werden Gröden und auch wohl Enneberg einst deutsch werden, die übrigen[2]) allerdings italienisiren sich bereits jetzt sehr stark, ähnlich wie die verwandten Furlaner in Venetien.

Da wir die italienischen Procentsätze im romanischen Theile Graubündens besser gleich neben die deutschen setzen, weil es so ein klareres Bild der dortigen Sprachverhältnisse gibt, so gehen wir gleich zur romanisch-deutschen Sprachgrenze über. Dieselbe läuft — von den drei bereits zu Anfang erwähnten und näher bezeichneten größeren deutschen Sprachinseln in Graubünden abgesehen — zunächst auf der nördlichen Cantongrenze Bündens. Bei der Ringspitze biegt sie südwärts ab und läßt Tamins auf deutscher Seite: Bis oberhalb Felsbergs ein kurzes Stück am Rhein abwärts und quer hinüber zum Dreibündenstein. Auf der Höhe weiter, dann südlich von Parpan hinüber zum Rothhorn. Von diesem zu dem überwiegend deutschen Filisur. Hierauf die Wasserscheide Sprachgrenze. Nur das in der Nordecke, welche Bünden nach Tirol hinein macht, gelegene Samnaun ist rein deutsch. Noch am reinsten romanisch ist das obere Vorderrheinthal, dann auch Oberhalbstein.

Das Deutschthum ist allerdings auf der ganzen Linie im Vordringen; auch in diese beiden Thäler wird es einziehen. Von den 7 Gemeinden des Bezirks Vorderrhein haben jetzt allerdings nur 4 1—2.3 Proc. Deutsche. Im Kreis Ruis liegt dann die Sprachinsel Obersaxen (88 Proc. deutsch). Waltensburg (Uors la foppa) hat fast 5, drei weitere Gemeinden rund 1.3 Proc. Deutsche. Andest ist noch ganz rein romanisch. Im Kreis Lugnetz haben wir das deutsche Thal des Valser Rheins (Vals hat 99.2, St. Martin 87.3 Proc. Deutsche); Furth, Tersnaus und Peiden haben 5—6 Proc. und von den übrigen 11 Gemeinden haben noch 2 1—2 Proc. Deutsche. Die folgenden Bezirke Ilanz, Im Boden und Heinzenberg sind von allen Seiten der deutschen Einwirkung preisgegeben. Versam (96 Proc.), Vallendas (90 Proc.) und das Safien-Thal (96—98 Proc. deutsch) sind Theile der großen deutschen Sprachinsel. Ilanz ist gemischtsprachig (35.2 Proc. deutsch, 60.8 Proc. romanisch, fast 4 Proc. italienisch), Schnaus hat fast 30 Proc. Deutsche, Schlenis 15, 3 weitere Gemeinden des Kreises Ilanz über 5 Proc., 7 zwischen 1 und 4 Proc. Deutsche und nur eine Gemeinde ist noch rein romanisch (Fellers). Im Bezirke Im Boden sind Tamins (93 Proc. deutsch, 7 Proc. romanisch) und Felsberg (98 Proc. deutsch) bereits deutsch. Bonaduz hat 23, Flims 11.2, Ems 10, Rhäzüns und Trins 3—4 Proc. Deutsche.

Vom Bezirk Heinzenberg gehört ein Theil zu der großen deutschen Sprachinsel, nämlich (außer Safien) Urmein (97), Tschappina (96.2), Thusis (88.5 Proc. deutsch, 3.5 Proc.

---

[1]) Aehnliche kleine Reste von ehemals größeren deutschen Complexen gibt es bekanntlich auch im Nord-Osten des Königreiches Italien. Sauris und Timau sind nach Mittheilungen von J. Pock noch ganz deutsch. Auch Bladen (Sappada) hält sich tapfer. Diese drei bekanntlich im Friaul. In den Veronesischen 13 Gemeinden fand Pock dagegen nur noch in Giazza (Ghiazza) deutsche Reste. Auch in den 7 Gemeinden stirbt das Deutsche aus. Roan (Rain, Roana) und Roz (Rozzo), auch noch Mezzaselva (Mittenwald) u. s. w. sollen noch deutsch sein.

[2]) Ampezzo, Fassa und Buchenstein. Wir glauben nicht, daß das Italienische in Tirol noch viel weitere Gebiete der deutschen Sprache abgewinnen wird. Die südlichen Enclaven (Fersenthal und vor allem Luserna) sind allerdings, mag man sagen, was man will, verlorene Posten. Auch im Etschthal werden vielleicht noch ein paar Orte, so z. B. Salurn, der alte Grenzort zwischen Bayern und Langobarden, verloren gehen. An eine Eroberung von Bozen u. s. w. seitens der Italiener ist dagegen nicht zu denken. Gut wäre es aber, wenn die vier deutschen Gemeinden des Nonsberg, sowie Altrei im Fleimser Thal administrativ zu Deutsch-Tirol kämen. Was das Deutschthum derzeit noch an das Italienische verlieren wird, resp. verlieren kann, wird es zehnfach durch (friedliche!) Germanisirung von Romanen wiedergewinnen.

Digitized by Google

italienisch), Tartar (95), Portein (100), Masein (97), Sils (90), Fürstenau (75.5 Proc. deutsch, 4.2 Proc. italienisch); daran schließen sich, diese Sprachinsel vergrößernd, die gemischten Orte: Katzis (49 Proc. deutsch, 2 Proc. italienisch), Pratval (35.5), Rodels (38), Flerden (36), Sarn (37.5 Proc. deutsch). Ueber 20 Proc. Deutsche haben: Almens (22), Rothenbrunnen (Giuvalta) (29.5), Scharans (29.5), Trans (29.5), über 10 Proc. haben Paspels, Präz, Tanils. Feldis hat 5 Proc. und nur Scheid 2.3 Proc. Deutsche.

Vom Bezirk Hinterrhein ist Avers deutsch (94 Proc.), ebenso die 5 Gemeinden des Rheinwaldthales (95—98 Proc. deutsch); im Kreise Schams sind dagegen 5 Gemeinden (Casti, Clugin, Donath und die beiden Ferrera) noch fast rein romanisch. Rongellen ist rein deutsch, Andeer hat 28.2, Zillis und Mathon 5—6, Patzen, Lohn, Pignieu und Wergenstein 2.5—3.7 Proc. Deutsche.

Vom Bezirke Albula sind Mutten (95.6), Schmitten (96.2) und Wiesen (93.5) bereits fast ganz, Filisur überwiegend deutsch (61.2 Proc.). Stuls hat 27.5, Alvanen 19, Bergün 19.5, Brienz 12 und Conters auch 12 Proc. Deutsche. Zwischen 5—10 Proc. haben Obervaz, Tiefentastels, Latsch; zwischen 1—5 Proc. Alvaschein, Stürvis, Lenz, Marmels, Mühlen, Schweinigen und Tinzen. Unter 1 Proc. Mons und im Oberhalbstein Präsanz, Reams, Rosna, Salux, Stalla (Bivio) und Sur. Die italienischen Beimengungen sind klein: von den 26 Gemeinden des Bezirkes Albula haben nur 8 1—3 Proc. Italiener. Nur das am Fuß des Septimers und Juliers gelegene Stalla (Bivio) wird vielleicht einmal italienisch (jetzt 32.5 Proc. italienisch).

Das Engadin zeigt, theilweise wohl infolge der dortigen Fremdenindustrie, starke deutsche und auch italienische Beimischung zum Romanenthum. Gemischt sind Pontresina (48 Proc. d., 5.5 it.), Samaden (42 d., 11.4 it.) und St. Moritz (32 d., 16 it.). Dann folgen Madalein (29.5 d., 1.5 it.), Ponte-Campovasto (26 d., 2 it.), Silvaplana (22.2 d., 4 it.). Ueber 10 Proc. Deutsche haben: Bevers (18 d., 1.4 it.), Celerina (15 d., 8.2 it.), Scanfs (12.5 d., 1.2 it.), Sils (14.5 d., 17.3 it.), Zuz (15 d.), Lavin (15.5 d., 1 it.), Süs (17 d., 10 it.), Remüs (11 d., 4 it.), Schleims (12 d., 1.2 it.), Schuls (15.5 d., 3 it.). Weiler im Unterengadin Zernez (9 d., 6.5 it.), Feltan (9 d., 1.5 it.), Sins (8¼ d., 3.3 it.), Tarasp (6.5 d., 1.5 it.). Nur Guarda (3.4 d., 1.1 it.) und Steinsberg (3.3 d., 2 it.) haben unter 5 Proc. Deutsche. Starke deutsche Beimengungen weist auch das zum Etschgebiet gehörige Münsterthal auf, italienische dagegen nicht (nur Münster hat nicht ganz 2 Proc. Italiener). Es haben: Valcava 31, Lü 26.5, Fuldera 20, St. Maria i. M. 19, Cierfo 18.2 und Münster 11.5 Proc. Deutsche.

Scheiden wir das romanische Graubünden nach Bezirken (bezw. Kreisen) aus, so haben: Heinzenberg 59.5 (1.1 it.), Hinterrhein 49 (1.7 it.), Im Boden 28.2, Oberengadin 27 (7 it.), Glenner 26, Münsterthal 18, Albula 16 (2 it.), Inn 14.5 (3 it.), Vorderrhein 1.2 Proc. Deutsche.

In Deutsch-Graubünden (Bezirke Plessur, Ober- und Unter-Landquart) haben Chur und Parpan 11, beziehungsweise 10 Proc. Romanen, Malix 8.5, 5 weitere Gemeinden 1—4 Proc. Romanen. Daneben 3 Gemeinden mit 4.5—6 und 11 mit 1—4 Proc. Italienern.

Ziehen wir aus Vorstehendem das Gesammtresultat, so müssen wir den Deutschschweizern in Bezug auf ihr Volksthum eine bedeutende Expansivkraft zuschreiben, die um so angenehmer berührt, wenn wir die deutsche, speciell die ultramontan-deutsche Indolenz oder gar die der eigenen Nation direct feindliche Thätigkeit vieler Deutscher in Tirol und im sonstigen Oesterreich damit vergleichen. In der Schweiz dringt die deutsche Sprache, und zwar friedlich ohne irgend welche amtliche oder kirchliche Beeinflussung vor. Langsam, aber sicher erobert sie von der wälschen Schweiz einen Ort nach dem andern. Die deutschen Gebiete haben hinter dem eigentlichen Grenzgebiete so gut wie keine fremde Beimischung mehr, an der Grenze selber eine verhältnißmäßig schwache. Ueber die Grenze hinaus kommen dagegen überall, und zwar theilweise sehr ausgedehnte gemischte Gebiete. Orte mit mindestens 5 Proc. Deutschen finden wir — von Tessin abgesehen! — fast überall, und zwar meist in größerer Anzahl.

Der größere Theil des Berner Juras und Neuenburgs, dazu fast die ganze romanische Schweiz werden, wie bereits gesagt, in absehbarer Zeit überwiegend oder ganz deutsch sein. Nur der italienische Antheil der Schweiz, der ja auch von der Natur selbst von der übrigen Schweiz schärfer geschieden ist, wie deren sonstige Theile, nimmt hier eine Sonderstellung ein. Vielleicht daß bei längerer Einwirkung die durch die Gotthardbahn so sehr erleichterte Zugänglichkeit zum Tessin hier eine ähnliche Wirkung ausübt?

Hoffen wir, daß der Zeitpunkt nicht mehr fern ist, an dem auch von den übrigen in den Alpen belegenen Grenzen der deutschen Sprache endlich einmal ähnliche günstige Nachrichten zu vermelden sind, wie von denen in der Schweiz! Derzeit möchte man ja dort theilweise fast verzweifeln.

Mittheilungen und Nachrichten.

Ein Stück des hebräischen Jesus Sirach aufgefunden. Mrs. Lewis, die glückliche Entdeckerin der syrischen Evangelienhandschrift vom Sinai, welche mit ihrer Schwester Mrs. Gibson in diesem Frühjahr zum vierten mal im Orient war, ist auch diesmal vom Glück begünstigt gewesen. Unter hebräischen Handschriften, die sie in Jerusalem erwarben, fand sich auch ein Blatt des Sirach. Seit fast 2000 Jahren ist der hebräische Text dieses biblischen Buches bis auf etwa 40 Citate, die man aus dem Talmud gesammelt hat, in der Kirche verloren gewesen. Man besaß nur die griechische Uebersetzung, welche der Enkel des Verfassers im 38. Jahre des Euergetes, d. h. im Jahr 132 vor Christus angefertigt hatte. Unglücklicherweise gehen aber alle unsre Handschriften dieses griechischen Textes, von denen bis jetzt gegen 20 näher bekannt sind, auf ein einziges Original zurück, in welchem in sehr alter Zeit durch irgend einen unglücklichen Zufall zwei Blätter versetzt worden waren. Mit Hülfe der altlateinischen Uebersetzung, welche, vielleicht unter Berücksichtigung des hebräischen Originals, aus einem noch ungestörten Exemplar des griechischen Textes gemacht wurde, hat der Philolog Sauppe dies vor Jahren nachgewiesen. Daneben kannte man seit dem 16. Jahrhundert eine syrische Uebersetzung, und es war lange Streit unter unsern Gelehrten, ob ihr Verfasser noch direct das hebräische Original oder auch schon nur die genannte griechische Uebersetzung zugrunde gelegt habe. Aus diesen zwei, beziehungsweise drei Quellen das verloren gegangene Exemplar herzustellen, ist und war eine äußerst anziehende, keineswegs durchaus leichte Aufgabe für Orientalisten. Dem Prof. Bickell in Wien, früher in Innsbruck, ist dabei die schöne Entdeckung geglückt, zu erkennen, daß im Schlußcapitel des Buchs die Verse nach der Reihenfolge des hebräischen Alphabets geordnet sind. Das neugefundene Stück ist nur ein Papierblatt, ungefähr 7⅛ englische Zoll hoch und breit, in 2 Spalten und scheint nach der ersten kurzen Mittheilung in der „Academy" vom 16. Mai nicht etwa bloß talmudische Citate, sondern einen zusammenhängenden Text zu geben. S. Schechter, Lector des Talmudischen an der Universität Cambridge, hat das Verdienst, den Inhalt des Blattes identificirt zu haben und hofft denselben bald herauszugeben. Zum Beweis, welches Interesse das von den christlichen Theologen in neuester Zeit vielfach vernachlässigte Buch auch für die christliche Theologie hat, seien nur zwei Stellen hier besprochen.

In den gewöhnlichen Ausgaben des N. Testaments liest man Evang. Lucae 18, 29 das Wort Jesu, daß niemand, der um des Reiches Gottes willen etwas opfere, es nicht **vielfältig** wiedee empfahe (griech. *πολλαπλασίονα*, Vulgata: multo plura). Nur eine einzige griechische Handschrift des N. Testaments, der codex Cantabrigiensis Bezae, hat statt des „vielfach": „der es nicht **siebenfach** empfahe", *ἑπταπλασίονα*. Alle Erklärer sind bisher an dem „siebenfach" vorbeigegangen, und doch ist klar, daß das „vielfach" eine griechische Correctur und Verallgemeinerung

für das im Abendland nicht geläufige „siebenfach" der Orientalen ist. Das wird bestätigt durch eine ganze Reihe Stellen von Sirach, in denen die gleiche Anschauung ausgesprochen ist, daß Gott siebenfach vergelte, und wo zum Theil dieselbe Correctur eingedrungen ist. (Eccli 7, 3. 20, 12. 14; lat. septemplices, griech. πολλοί) 35 (32), 13. 40, 8. Noch kein Erklärer des Sirach hat das „siebenfach" des Lucas beigezogen, so wenig wie die Erklärer des Lucas die Stellen aus Sirach.

Ein anderes Wort Jesu, das aus Sirach Licht bekommt, ist das ernste Wort, daß der Mensch für jedes „unnütze Wort" (πᾶν ῥῆμα ἀργόν, omne verbum otiosum) Rechenschaft geben müsse (Ev. Matth. 12, 36). Nach dem Zusammenhang, wo von Lästerung die Rede ist, sollte man erwarten: für jedes „Lästerwort" aber „Schmähwort". Nun lesen wir Eccli 23, 15 (20): Wer sich gewöhnt, zu schmähen (λόγοις ὀνειδισμοῦ, int. verbis improperii) und finden dafür in der syrischen Uebersetzung des Sirach ganz denselben Ausdruck, der in der syrischen Uebersetzung des Matthäus für das „unnütze Wort" steht; also muß letzteres gleich „Schmähwort" sein.

Wie fremd der Sirach vielen Leuten geworden, kann die Thatsache zeigen, daß die altkirchliche Bezeichnung desselben als Eccli, d. h. Ecclesiasticus sc. liber von manchen schon mit der Bezeichnung des Predigers Ecclesiastes (Eccl.) verwechselt worden ist. An dem prachtvollen Sacramentshäuschen des Ulmer Münsters steht ein Spruch aus Sirach ganz richtig mit „Eccli" bezeichnet. Ein moderner Münsterbeschreiber hält es für nöthig, zu bemerken, daß der Spruch nicht im Prediger, sondern im Sirach stehe! Vollends in England sind die Apokryphen durch ihre Abtrennung von den gewöhnlichen Bibelausgaben völlig in Vergessenheit gerathen. Mrs. Gibson, die Schwester und Reisegefährtin von Mrs. Lewis, besitzt wie diese so viel orientalische Sprachkenntnisse, um die hebräischen Bibelstellen in den von ihnen erworbenen Handschriften identificiren zu können. Da die beiden bibelkundigen Damen aber in Schottland aufgewachsen sind, war ihnen Jesus Sirach nicht gleichermaßen geläufig; so bleibt ihnen das Verdienst, die Hds. erworben und nach Europa gebracht, dem schon mehrfach verdienten Lector des Talmudischen, S. Schechter, das, den Inhalt erkannt zu haben.

Ulm, 19. Mai. E. Nestle.

* **Kgl. Sächsische Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig.** Verhandlungen der mathematisch-physischen Classe vom 13. Januar 1896. Das o. M. Hr. Ad. Mayer legte eine Abhandlung vor von Dr. Emil Raetsch in Dresden: „Untersuchungen über die Reduction und Integration nach Pfaff'schen Differentialgleichungen". — Das o. M. Hr. H. Bruns empfahl die Aufnahme einer Abhandlung von F. Hausdorff über „infinitesimale Abbildungen der Optik". — Das ao. M. Hr. Drude trug vor „über die anomale elektrische Dispersion von Flüssigkeiten". — Das o. Mitglied Hr. Sophus Lie wies in einer besonderen, knapp gefaßten Note: „Die infinitesimalen Berührungstransformationen der Optik" auf seine einschlägigen Abhandlungen hin. — Das ao. M. Hr. Herm. Ambronn trug „über Farbenerscheinungen an den Grenzen feinkörniger Objecte im Mikroskop" vor.

⊙ **Freiburg i. Br.**, 19. Mai. Die badischen Hochschulen haben innerhalb zweier Tage den Verlust von zwei bedeutenden Rechtslehrern zu beklagen. Dem gestern in Heidelberg 71jährig verstorbenen Ordinarius des Strafrechts, Strafprocesses und Kirchenrechts Rudolf Heinze folgte heute mit 72 Jahren der Freiburger Professor für französisches Civilrecht, badisches Landrecht, Civil- und Strafproceß, Geh. Hofrath Wilhelm Behaghel. Sein Hauptwerk behandelt das badische bürgerliche Recht mit besonderer Rücksicht auf die Bedürfnisse der Praxis und ist 1892 in dritter Auflage erschienen. Seit 1861 hat der Dahingeschiedene einen wesentlichen Antheil an der Ausbildung der badischen Juristenwelt als Professor gehabt. Der „Jüngling im Eilderthar" war auch weit über sein Vaterland bekannt als verdienstvoller Leiter und Wiederhersteller des badischen Schwarzwaldvereins.

* **Halle.** Die kgl. Leopoldinisch-Carolinische Deutsche Akademie der Naturforscher hat jetzt zum ersten male die aus den Mitteln der Carus-Stiftung gebildete Beihülfe von 1000 Mark für einen wahlbefähigten, tüchtigen, jungen Arbeiter im Fache der vergleichenden Anatomie, der Physiologie oder Psychologie verliehen. Dieselbe ist Hrn. Dr. Max Verworn, Professor der Physiologie in Jena, ertheilt.

* **Luzern.** Das von der wissenschaftlichen Commission erlassene Preisausschreiben zur Erlangung von Entwürfen für die beste Anlage der Jungfraubahn hat unerwarteten Erfolg gehabt. Bis jetzt haben sich 130 Bewerber angemeldet, und noch immer gehen neue Anmeldungen ein. Von den bisher vorhandenen Concurrenten entfallen auf die Schweiz 43, auf Deutschland 42; die übrigen Anmeldungen liefen ein aus Italien, England, Amerika, Frankreich, Oesterreich-Ungarn, Holland, Belgien, Serbien, Rußland, Algier.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 17. bis 19. Mai folgende Schriften eingegangen:

L. v. L.: Rußland am Stillen Ocean; zeitgemäße Studie. Berlin, R. Felix 1896. — *Bulletin Russe de statistique financière et de législation.* 3. année. No. 3 et 4; Mars-Avril 1896. St. Pétersbourg 1896. — Dr. med. Georg Banne: Vorschläge zur Vereinfachung und zum Ausbau unserer heutigen Arbeiterversicherungen. Dresden, Georg Hertz 1896. — Adolf Fick: Die Alkoholfrage; Vortrag. Ebd. 1895. — Karl Helfferich: Zur Geschichte der Goldwährung (Volkswirthschaftliche Zeitfragen, Heft 137). Berlin, Leonhard Simion 1896. — *A bas la commune!* Es lebe die Gemeinde! Social-communale Studie. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht 1896. — Hedwig Dohm: Der Frauen Natur und Recht. 2. Aufl. München, Karl Schüler (Comm.). — Eugen Müller, Pastor zu Rostock: Beleuchtung meiner Amtsentsetzung. Rostock, Selbstverlag. — *Quidam:* Die Intrige Stotion; Briefe aus und über Wörishofen. Nürnberg, Wörlein u. Co. 1896. — Prof. H. Knudt: Antisemitische Anklage für deutsche Kampfspiele. 2. Aufl. Leipzig, R. Voigtländer 1896. — Darstellungen aus der Bayerischen Kriegs- und Heeresgeschichte, hggb. vom K. B. Kriegsarchiv. Heft 5. München, J. Lindauer 1896. — Dr. Richard Ehrenberg: Das Zeitalter der Fugger; Geldcapital und Creditverkehr im 16. Jhdt. 1. Bd. Die Geldmächte des 16. Jhdts. Jena, Gustav Fischer 1896. — Dr. Karl Uhlirz: Nachtrag zu meiner Kritik der „Quellen zur Geschichte der Stadt Wien"; zur Abwehr und Klärung. Wien, Schworella u. Heid 1896. — Anton Springer: Handbuch der Kunstgeschichte (4. Aufl. der „Grundzüge der Kunstgeschichte") III. Die Renaissance in Italien. Mit Abbildungen ꝛc. Leipzig, E. A. Seemann 1896. — Albrecht Dürers Wohnhaus und seine Geschichte, in Wort und Bild dargestellt im Auftrag der Verwaltung der A. D.-Haus-Stiftung. Nürnberg, Selbstverlag 1896. — Die kaiserliche Gemäldegalerie in Wien. Moderne Meister; Text von August Schäffer. Lfg. VIII. Wien, J. Löwy 1896. — Otto Anfleger u. Karl Trautmann: Alt-München in Bild und Wort. Lfg. 12. München, L. Werner. — C. W. Allers u. Hans Kruemer: Unser Bismarck. 2. Aufl. Lfg. 10 u. 11. Stuttgart ꝛc., Union. — Eugen Zabel: Hermann Genée; eine Künstlerstudie. Berlin, Raabe u. Plothow. — Heinrich Erdmann: Deutsche und Hamburger Theaterzustände; 2 Vorträge. Hamburg, Herold 1896. — J. Collin: Goethe's Faust in seiner ältesten Gestalt; Untersuchungen. Frankfurt, Rütten u. Löning 1896. — Dr. D. Saul: Schiller im Dichtermund. Stuttgart, Fr. Frommann 1896. — Saphus Müller: Nordische Alterthumskunde, nach Funden und Denkmälern aus Dänemark und Schleswig. Lfg. 1 u. 2. Straßburg, Karl J. Trübner 1896. — Georg Bühler: Grundriß der indo-arischen Philologie und Alterthumskunde. II. Bd. 8. Heft: Recht u. Sitte, von Julius Jolly. Ebd. — Dr. Carl Stumpf: Tafeln zur Geschichte der Philosophie. Berlin, Speyer u. Peters 1896. — Dr. Johann Pazl: Praktische Philosophie; Hülfsbuch für öffentliche u. private Erziehung. Wien, Selbstverlag 1896. — Dr. Paul Flechsig: Die Grenzen geistiger Gesundheit u. Krankheit; Rede. Leipzig, Veit u. Co. 1896. — Dr. Edmund Bayer: Schwan u. Schwanengesang. Dr. Alois Pollak: Bedeutung u. zweckmäßige Einrichtung der Sommerfrischen. (Sammlung gemeinnütziger Vorträge Nr. 210/211.) Prag. — Mineta Janitschek: Vom Weibe; Charakterzeichnungen. Berlin, S. Fischer 1896. — Charlotte Niese: Geschichten aus Holstein. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow 1896. — Josef Wichert: Im Schneckenhause; Volksroman. 2. Aufl. Wien, Heinrich Kirch 1894. — Lina Freifrau v. Berlepsch: In Ebbe u. Fluth. Eines Weibes Martyrium; Unter Springen. Dem Irrlicht gefolgt. Geheimnißvoll; — amerikanischen Originalen nacherzählt. (u. Berlepsch, Romanbibliothek Bd. 3—6.) Regensburg, J. Habbel. — Wilhelm Jordan: Kaiser Wilhelm I.; Epilog zur Enthüllung seines Standbildes. 2. Aufl. Frankfurt, Selbstverlag.

Jahrgang 1896. München, Donnerstag, 21. Mai. Nummer 117.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Gedanken über den antiken Staat. Von Ludwig Felix. — Edwin Frhr. v. Manteuffel an Leopold v. Ranke. 16—18. — Mittheilungen und Nachrichten.

Gedanken über den antiken Staat.

Wie in der physischen, so auch in der geistigen Welt erblickt man nicht selten die Wirkung der vis inertiae. Anschauungen, die von einzelnen Autoritäten geäußert werden, erhalten bald das Gepräge unbezweifelbarer Authenticität, werden als unantastbare Glaubenssätze weiter überliefert und bleiben auf solche Weise dauernd im Umlauf, ohne daß es irgend jemandem in den Sinn käme, ihre Wahrheit genauer zu prüfen. Zu den Aussprüchen dieser Art gehört der oft vernehmbare Satz, daß der antike Staat im Vergleich mit dem modernen allmächtig gewesen sei, so daß ihm gegenüber das Individuum nur geringe Geltung gehabt habe. Eine nähere Untersuchung wird ergeben, daß diese in Bezug auf Griechenland bereits erschütterte, aber hinsichtlich Roms noch allgemein geltende Ansicht unhaltbar ist.

Seltsam erscheint es, daß sich ihr nicht alsbald die Thatsache des antiken Eudämonismus entgegenstellte, dem selbst die erhabensten Geister anhingen. Platon sagt, es komme bei der Einrichtung der Stadt darauf an, daß jedermann daselbst so glücklich als möglich sei;[1]) die Staatsverfassung solle ein Kunstwerk, dem Drama analog, Nachbildung des schönsten und besten Lebens sein.[2]) Die Gewähr dafür, daß dieses Leben ein würdiges werde, sollte allerdings dadurch geboten werden, daß nur Philosophen den Staat regieren,[3]) was aber bekanntlich ein frommer Wunsch geblieben ist. Dem Aristoteles erscheint ein glückliches und würdiges Dasein als Staatszweck:[4]) der Staat sei ein Verein von Gleichen zum Behufe des glücklichsten Lebens;[5]) unmöglich könne der Staat glücklich sein, wenn es nicht die Einzelnen seien;[6]) die beste Verfassung sei die, nach deren Einrichtung ein jeder Mensch zufrieden und glücklich lebe.[7]) Selbstverständlich sind nach der Auffassung der Alten die Sklaven zu diesen Menschen nicht gerechnet worden.

Der Eudämonismus vermochte nicht die rücksichtsloseste Selbstsucht zu zügeln. Den Alten mußte sich die Erkenntniß der Nothwendigkeit der Staatserhaltung schon infolge des entsetzlichen Kriegsrechts aufdrängen, das die Existenz des Einzelnen mit der des Staates in der Weise unauflöslich verband, daß die vollste Hingebung an diesen als dringendes Gebot der Selbsterhaltung erschien. Und was gewahren wir angesichts dieses zwingendsten Grundes zur eifrigsten Unterstützung und Kräftigung der Staatsgewalt bei den Griechen? Widerliche Habgier, die, vereint mit ausschweifender Genußsucht, zu fortwährenden Veruntreuungen und Beraubungen des Staatsgutes, zu unwürdigster Bestechlichkeit, zu schrankenloser Ausbeutung der treuesten Bundesgenossen, zur Herabsetzung der Justiz zu einem fiskalischen Mittel führte, Thatsachen, die bei aller Bewunderung des Großen und Herrlichen, das die Hellenen schufen, sowie bei aller Würdigung der rühmlichen Ausnahmen, nicht zu beschönigen sind, und die im Laufe der Zeit einen immer häßlicheren Charakter annahmen. Der durch Eubulos hervorgerufene, unwidersprochen gebliebene, schmachvolle Beschluß, wonach der Antrag auf Verwendung von Festgeldern zu Kriegszwecken bei Todesstrafe verboten wurde, steht wohl in den Annalen der Menschheit einzig da.

Wenn ungeachtet dieses „extremen Individualismus“, den Pöhlmann im Anschluß an eine Bemerkung Mommsens als Staat und Recht förmlich verneinend darstellt,[1]) die im Eingang erwähnte Anschauung vielfach fortbesteht, so kann das neben der Solonischen Seisachtheia, die wir im Zusammenhang mit dem römischen Schuldenwesen erörtern werden, vornehmlich durch die Legende von der Lykurgischen Gesetzgebung, sowie durch den athenischen Ostrakismos erklärt werden. Was nun die spartanische Gesetzgebung anbelangt, die in Nachahmung der kretensischen, im vermeintlichen Staatsinteresse, die Familie und die Würde der Frauen in einer unser modernes Gefühl aufs tiefste verletzenden Weise preisgegeben und den Staat gewissermaßen in eine Caserne umgestaltet haben soll, so widerstrebte sie griechischem Genius so sehr, daß Platon, ungeachtet seiner Vorliebe für die aristokratischen Lakedämonier, sie ausdrücklich als unter Griechen wie Nichtgriechen einzig dastehend bezeichnete.[2]) Wie wenig übrigens diese Gesetzgebung, wenn sie in der That verwirklicht worden sein sollte, im stande war, ihren Zweck dauernd zu erreichen, zeigt der schneidende Contrast des angeblichen älteren Sparta mit dem späteren, dessen Bürger an rücksichtsloser Habsucht und unbändiger Genußsucht die der anderen Griechenstaaten sogar überboten. Der Ostrakismos, eine Folge des maßlosen Parteigetriebes, weit entfernt, von der Macht Athens Zeugniß abzulegen, war vielmehr ein Beweis der Schwäche des Staates, der sich auf keine andere Weise als durch eine so ungerechte Maßregel zu helfen wußte. Aristoteles, der den Ostrakismos durch die Bemerkung zu rechtfertigen sucht, daß es für ungewöhnlich hervorragende Menschen kein Gesetz gebe, da sie selbst Gesetz seien,[3]) kann nicht umhin hinzuzufügen, daß es freilich besser gewesen wäre, wenn der Gesetzgeber die Verfassung von vornherein so eingerichtet hätte, daß sie eines so bedenklichen Heilmittels nicht bedürfte.[4])

Zu den hervorragenden Schriftstellern, die auch von den hellenischen Staaten behaupten, ihre Macht sei schrankenlos, das individuelle Recht gegenüber dem Staatswillen nichtig gewesen, gehört Fustel de Coulanges, der in seinem schönen Buche „La cité antique“[5]) diese Ansicht äußert, zu deren Unterstützung er eine Reihe von Gewaltthaten,

[1]) Republ. p. 420. [2]) Legg. p. 817. [3]) Republ. p. 484. [4]) Polit. III 5, 14. [5]) Polit. VII 7, 2. [6]) Polit. II 2, 16; III 4, 3. [7]) Polit. VII 2, 2.

[1]) Geschichte des antiken Communismus und Socialismus. München 1893. I S. 150. [2]) Legg. p. 635. [3]) Polit. III 8, 2. [4]) Polit. III 8, 6. [5]) 14e éd. p. 400—402.

die vom Volke gegen die Reichen verübt wurden, anführt. So die von Aristoteles[1]) geschilderten Vorgänge auf Kos und in Megara, die von Thukydides[2]) erzählten Ereignisse auf Samos, die von Athenäos[3]) (nach Herakleides Pontikos) berichteten Begebenheiten in Milet und die von Plutarch[4]) dargestellte Bodenvertheilung des Dion in Syrakus. Diese Beispiele sind jedoch nicht glücklich ausgewählt; denn die von den erstgenannten drei Gewährsmännern mitgetheilten Thatsachen waren nicht etwa die Folgen geregelter Gesetzgebung, sondern revolutionärer Volkserhebungen, und Aristoteles leitet das vierte Capitel des fünften Buches seiner Politik, das diese Bewegungen darstellt, ausdrücklich mit der Bemerkung ein, daß er das Wesen der Revolutionen nach den verschiedenen Verfassungsformen zu betrachten beabsichtige. Aehnlichen Charakters war auch der von den Athenern unterstützte Aufstand auf Samos, dessen Thukydides erwähnt, und in welchem Grade dasselbe von den Vorfällen in Milet gilt, beweist der Umstand, daß die Aufständigen sogar Kinder auf die entsetzlichste Weise tödteten. Aus solchen Wirkungen der Volkswuth auf die Allmacht der griechischen Staaten schließen zu wollen, ist ebensowenig berechtigt, wie wenn man etwa aus der Proscription der Reichen während der französischen Revolution bei Ausgang des vorigen Jahrhunderts die Allmacht der französischen Staatsgewalt hätte folgern wollen. Und die Anführung des Beispiels von Syrakus erscheint um so unerklärlicher, als Plutarch an der zweiten Stelle, auf die Coulanges selbst hinweist (c. 48), erzählt, Dion habe den früher gefaßten Beschluß wieder aufgehoben.

Bei aller Schärfe der Gegensätze zwischen Griechen und Römern war doch auch der Grundzug des Charakters dieser der entschiedenste Eudämonismus, wenn er auch, der Verschiedenartigkeit des Wesens beider Völker entsprechend, bei jedem von ihnen in anderen Formen sich äußerte. War nach Platon und Aristoteles das schöne und gute Leben der Bürger Staatszweck, so war es für die nüchternen Römer, nach Cicero, die Sicherheit ihres Eigenthums, um derentwillen die Menschen den Staat gründeten,[5]) so daß also auch hier der Schwerpunkt in die einzelnen Bürger gelegt wird. Die römische Staatsgewalt ward aber ferner durch die tiefe Religiosität der Römer eingeschränkt, eine Religiosität, die wenigstens in der „guten alten“ Zeit wirkliche Götterfurcht war, und die, sowohl was die sittlichen, religiösen Vorschriften, als auch was die superstitiösen Gebräuche anbelangt, auch die Staatshandlungen beeinflußte, nicht selten hemmte. Allerdings hinderte diese Religiosität die Römer nicht, ihr Staatsgebäude auf Unterdrückung zu gründen, und eben in diesem Princip lag einer der Keime der Schwäche und des künftigen Untergangs. Denn diese Unterdrückungssucht, im Bunde mit der rastlosen Eroberungslust, rief unaufhörlich innere Unruhen wie auswärtige Kriege hervor und beeinflußte die Richtung der Bürger aufs nachtheiligste: mit dem gewaltsamen Streben des Staates nach Weltherrschaft ging das der Bürger nach individueller Ausbeutung Hand in Hand. Der Staat, durch die endlosen inneren wie äußeren Kriege fortwährend auf die Opferwilligkeit seiner Bürger angewiesen, konnte, bei all seiner Energie, ihren Ausschreitungen auf den verschiedensten Gebieten unmöglich mit Strenge begegnen. Vielmehr wurden den Reichen und Mächtigen der Bauernstand und die Provinzen zur Ausbeutung überantwortet; auch ward der Plünderung des Staatsgutes gegenüber, die uns die römischen Schriftsteller so beredt schildern, die äußerste Nachsicht geübt; namentlich betrügerische Lieferanten, deren Credit der Staat in Kriegszeiten bedurfte, ließ man ruhig gewähren; seit den letzten Decennien der Republik mußte der gute Wille der Soldaten durch Geschenke angespornt, in der Kaiserzeit öfter geradezu erkauft werden. Dies alles, sowie die Sorge für die Befriedigung der müßigen Massen durch Getreide- und andere Spenden und durch Spiele, sind Merkmale der Schwäche, nicht der Macht des Staates. Diese sank in dem Maße, als die durch die Eroberungen bereicherten Bürger in üppigen Sinnengenuß verfielen, die Sitten gelockert und die Gesetze umgangen wurden, wodurch eine bedenkliche Zunahme individueller Einflüsse auf Kosten der Staatsmacht bezeugt wird.

Während der Staat in der angedeuteten Weise den Sonderbestrebungen namentlich seiner einflußreichen Bürger den weitesten Spielraum gewährte und ihrem eigenmächtigen Vorgehen gegenüber blinde Nachsicht walten ließ, kam er seinen Verbindlichkeiten mit der peinlichsten Genauigkeit nach. Ihering weist darauf hin, daß bei Expropriationen von Grund und Boden mit so rücksichtsvoller Schonung vorgegangen wurde, daß man dem Besitzer das ganze Grundstück abkaufte, auch wenn man nur eines Theiles davon bedurfte, und daß kein Fall bekannt sei, in dem der Staat seinen Gläubigern nicht gerecht geworden wäre. Als einzigen Ausnahmefall führt er die während der punischen Kriege wiederholt vorgenommenen Herabsetzungen des Münzfußes an.[1]) Solche Maßregeln wurden bekanntlich nicht nur während des ganzen Mittelalters, sondern auch nachher und sogar noch im vorigen Jahrhundert ergriffen, ohne durch Staatskatastrophen entschuldigt werden zu können. Und daß bei Processen zwischen dem Fiscus und Privatpersonen jener oft unterlag (wobei allerdings von den durch kein Gesetz gehemmten Willkürlichkeiten der despotischen Kaiser abzusehen sein wird) bezeugen mannichfaltige Beispiele.[2])

Angesichts solcher Thatsachen erscheint es schwer begreiflich, daß Rodbertus die, wie gesagt, auch von anderen angesehenen Forschern getheilte in Rede stehende Anschauung in der Schärfe formulirt, der römische Staat sei omnipotent gewesen und seinem Willen gegenüber habe das Privateigenthum, auch der eigenen Bürger, kaum eine selbständige Geltung gehabt.[3]) Dies von dem Staate des Volkes, dem Sicherung des Eigenthums als Staatszweck erschien, und dem, wie keinem andern, Eigenthum absolute Herrschaft war!

Für eine solche Ansicht kann es kaum einen andern Erklärungsgrund geben, als das antike Schuldenwesen, das wir daher zu betrachten haben. Wie allgemein bekannt, war das Schuldenwesen der wunde Punkt nicht nur des classischen, sondern des Alterthums überhaupt. Die Häufigkeit von Krieg und Hungersnoth, die Sklaverei, mit der die unteren Classen den Wettbewerb nicht zu ertragen vermochten, die Unzulänglichkeit der Armenpflege und der Unterstützungsanstalten, die öfteren Feuersbrünste bei völligem Mangel der modernen Versicherungsgesellschaften, die ausbeutende Habsucht und der erbarmungslose Wucher ließen diese Plage allenthalben Verhältnisse annehmen, die wir kaum zu ahnen vermögen und welche die Staatsgewalt zur Abhülfe, soweit solche möglich war, aufs dringendste nöthigten. Die Gesetzgebung des ägyptischen Königs Ramses II. soll für die Solonische Seisachtheia und diese wieder für den zur Zeit des Theognis in Megara erfolgten Zinsenerlaß vorbildlich gewesen sein. Das arge Schuldenwesen Roms hat seit den Zeiten des Königthums fortwährendes Ein-

1) Polit. V 4, 2—3. 2) VIII 21. 3) XII 5. 4) Dion 37, 48. 5) De offic. II 21, 22.

1) Geist des römischen Rechts 4. Aufl., Bd. II S. 72—73.
2) Tacit. Ann. IV 7. Dio Cass. LVII 23. Plin. Paneg. 36. Amm. Marcell. XXV 4.
3) Zur Geschichte der römischen Tributsteuern seit Augustus. In Hildebrands Jahrbuchern für Nationalökonomie und Statistik. Bd. IV S. 346.

schreiten der Regierungen hervorgerufen, und auch jeder Demagog, der die Massen gewinnen wollte, mußte Schuldenerleichterungen in Aussicht stellen. Da die Darlehen meistens aus dringendster Noth aufgenommen wurden und die Gläubiger sehr wohl wußten, welche Gefahr sie nicht nur wegen der zu befürchtenden Zahlungsunfähigkeit der Schuldner, sondern auch infolge der drohenden Dazwischenkunft des Staates liefen, so suchten sie sich durch Zinsen zu entschädigen, von deren schreiender Höhe wir u. a. durch die Erzählung Cicero's aus der Zeit seiner Verwaltung Cyperns einen Begriff bekommen haben. Aus der unabweislichen Staatsintervention bei solcher Ausbeutung des Nothstandes kann man mit ebensowenig Berechtigung auf ungenügende Geltung des Privateigenthums schließen, wie etwa heutzutage aus der gerichtlichen Zurückführung wucherischer Ansprüche auf ihr rechtmäßiges Maß. Die Verordnung Cäsars, daß niemand mehr als sechzigtausend Sesterzien baar besitzen sollte, entsprang nach einer Alternativauffassung von Dio Cassius (41, 38) der Absicht, die Schuldner zur Befriedigung ihrer Gläubiger zu veranlassen. Sie ist wohl, wie auch Mommsen annimmt,[1]) ebensowenig durchgeführt worden, wie eine ähnliche im vorigen Jahrhundert von Law ausgegangene Vorschrift. Und auch derartige Maßregeln verrathen weit eher chronische Schwäche, als daß sie im Sinne der angeblichen Allmacht des Staates gedeutet werden könnten. Ungeachtet der Schuldengesetze, welche die äußerste Noth hervorrief, muß es bezweifelt werden, daß der römische Staat so einschneidende Eingriffe ins Eigenthum, wie sie der moderne Staat durch Grundentlastungen, Commassationen u. s. w. sich gestattet, gewagt hätte. Wirkliche gesetzliche Eingriffe ins Eigenthum wurden erst durch die Diocletianische Staatsordnung bewirkt. Darf man aber die Richtung eines Staates lediglich nach den zur Zeit seines Verfalles zutage tretenden Erscheinungen beurtheilen?

Im Gegensatz zu der herrschenden Anschauung ist es unsre Ueberzeugung, daß der moderne Verfassungsstaat eine viel weiter greifende Macht ausübt, als der antike Staat. Die Wehrverfassung stellt dem heutigen Staate die gesammte Volkskraft zur Verfügung, während im Alterthum der Staat auf die Heeresdienste der Sklaven, also eines sehr ansehnlichen Bevölkerungstheiles, verzichten zu müssen glaubte. Diese Verfügung übt der moderne Staat aus, ohne genöthigt zu sein, durch beträchtliche Geschenke und andere ihn entkräftende Zugeständnisse den guten Willen der Truppen zu erkaufen. Zufolge seiner theils bedeutend ausgedehnten, theils höheren Aufgaben verfügt er ferner über ein Heer von Berufsbeamten, wie sie das Alterthum weder nach Geist, noch nach Umfang kannte. Dadurch, daß auswärtige und noch mehr innere Kriege nicht wie im Alterthum Regel, sondern Ausnahmen sind, bleibt der moderne Staat vor der im Alterthum so häufig eingetretenen Erschöpfung der Kräfte bewahrt. Die wunderbaren Fortschritte auf den mannichfaltigsten Gebieten der Wissenschaft tragen mittelbar wie unmittelbar nicht wenig zu seiner Machterhöhung bei. Und was die Hauptsache ist, der heutige Verfassungsstaat beruht auf sittlichen, auch die Daseinsberechtigung wie überhaupt die Rechte anderer Staaten anerkennenden Grundsätzen. Vermögen wir auch noch nicht, nach der Begriffsbestimmung Hegels, im Staate die Verwirklichung des sittlichen Princips nach allen Richtungen zu erblicken, so dürfen wir doch nicht verkennen, daß der Verfassungsstaat (ungeachtet einzelner zeitweiliger Rückschritte, wie sie jede Entwicklungsgeschichte zeigt) diesem Ziele ernstlich zustrebt. Die sittliche Grundlage des Staates hat die Folge, daß das Gleichgewicht seiner Macht und der individuellen Freiheit in einem ungleich höheren Maße gesichert ist, als es im Alterthum der Fall war. In der Fähigkeit der Vervollkommnung, zu der der heutige Staat neben dem Bewußtsein seines sittlichen Berufes durch den friedlichen Wettbewerb mit anderen Staaten angespornt wird, liegt vielleicht der Hauptunterschied zwischen ihm und dem antiken Staat und der hervorragendste Vorzug vor diesem.

Ludwig Felix.

[1]) Römische Geschichte Bd. III S. 518.

Edwin Frhr. v. Manteuffel an Leopold v. Ranke.

16.

Hochverehrter Freund!

Pag. 262 stehen Worte, die der König geschrieben haben soll.[1]) Ich sollte glauben, diese Worte seien aus den Monaten April, Mai, Juni 1848, nicht aus der Zeit, wo es sich um Annahme oder Ablehnung der Kaiserkrone handelte. Sie erinnern sich, daß Radowitz dem König gerathen hatte, unmittelbar nach dem 18. März 1848, sich zu effaciren, bis der Sturm vorüber sei; es werde sich dann ein geeigneter Moment finden, wo er als König auftreten und mit allem Revolutionären brechen und dieses niederschlagen könne. Sie selbst haben den König durch Ihre Memoires mit zuerst andern Sinnes gemacht und wieder zum Eingreifen in die Dinge bewogen. In diese Epoche möchte ich diese geschriebenen Worte legen, nicht in die des Frühjahrs 1849, wo der König sehr in den Dingen lebte und mit seinem Ministerium in gutem Verhältniß stand.

Sollte nicht p. 267 auch der Schluß der Ablehnungsrede des Königs an die Frankfurter Deputation angeführt werden: „Verkünden Sie in den deutschen Gauen, daß der König von Preußen auch so Schutz und Schirm Deutschlands sein wird"? So ungefähr muß der Sinn gewesen sein. Es stimmt dies mit der Nachschrift im Bunsen'schen Briefe über die beiden Wünsche, die er habe, und dann doch auch mit dem, was später in Sachsen und Baden geschehen. Ich habe dem König ein paar Tage nach der Ablehnung bei einem Spaziergang gesagt, er möge nur sein Programm, das er bei der Ablehnung ausgesprochen, wahr machen und „handeln". Es muß etwas ähnliches in der Antwort des Königs stehen. Sein Unglück war, daß er niemanden hatte, der seine großen Gedanken ins Handeln übersetzte.

Ich muß zu Tisch. Hier der Bogen. Otto ißt heute bei mir und ist wohl. In treuester Verehrung.

Nancy 31. Januar 1873. E. Manteuffel.

17.

Hochverehrter Freund.

Hier zwei heute erhaltene Druckbogen. Ich habe zu pag. 300 und pag. 310 ein paar Bemerkungen geschrieben, die Sie vielleicht lesen, um ein paar Worte einzuschalten oder zu ändern, damit auch einer andern Auffassung Rechnung getragen werden kann und nicht nur der speciell angedeuteten. Ich meine hier hauptsächlich, daß die Entstehung des Krimkrieges weniger mit den Erzählungen von S. H. Seymour in Verbindung gebracht wird, sondern mehr in der Art, wie Sie es pag. 309 aussprechen, daß der Krieg sich Schritt für Schritt entwickelt hat und daß der französische Imperator die Gelegenheit ergriffen, um u. s. w. Seien Sie mir nicht bös, wenn ich so weitläufig geschrieben, aber ich schreibe aus dem Gedächtniß und habe so wenig Zeit, es vorher zurechtzulegen. Otto ist Gott

[1]) An Bunsen: „er habe die preußische Politik in die Hände des Staatsministeriums gelegt, sie sei hinfort nicht mehr die seine." Ranke hielt mit Grund an dem Datum des Briefes — 11. Februar 1849 — fest.

sei Dank wohl, er gibt jetzt Confirmandenunterricht an 16 vereidete Soldaten, die noch nicht eingesegnet sind — auch ein Zeichen der Zustände. In herzlicher Liebe

Nancy, 13. Februar 1873. E. Manteuffel.

Bemerkungen.

ad pag. 300. Ist das hier Gesagte richtig? Ist die Entstehung des Krimkrieges wirklich in den Gesprächen Kaiser Nikolaus' mit Sir H. Seymour zu suchen? Hat deren Veröffentlichung nicht bloß auf die öffentliche Meinung wirken sollen? Hat Anfang 1853 bei Kaiser Nikolaus wirklich die feste Absicht vorgelegen, die orientalische Frage in die Hand zu nehmen? Ich sollte denken: nein!

In Müfflings Memoiren steht am Schluß seine Besprechung mit Kaiser Nikolaus über die Annahme eines türkischen Gesandten in Petersburg. Darin ist des Kaisers Ansicht über die Stellung Rußlands zu der Türkei enthalten, von der er sich nie ganz losgemacht hat, obgleich die Türkei immer mehr mit den andern Mächten in Gleichstellung trat.

Nun hatte 1852 im Herbst, glaube ich, der Kaiser Franz Joseph den Grafen Leiningen, glaube ich, in einer Specialmission nach Constantinopel gesandt und hatte einen diplomatischen Erfolg dadurch gehabt; ebenso hatte Frankreich in der Klosterfrage etwas durchgesetzt. Das alles ärgerte Kaiser Nikolaus; da er eben der Ansicht war, die Türkei müsse anders behandelt werden, als andere Mächte, er auch gern einen ähnlichen eclatanten Erfolg wie Oesterreich dort haben wollte, so schickte er Mentschikow in einer Specialcommission. Weiter ging sein Gedanke damals nicht, als die äußere Stellung Rußlands in Constantinopel, die nach seiner Ansicht durch französische diplomatische Erfolge und durch den Erfolg des österreichischen Specialgesandten gelitten hatte, wieder herzustellen. So hat mir Nesselrode erzählt, der gegen die Sendung gewesen war.

Mentschikow hat sich ungeschickt benommen und hat nicht reussirt. Der Kaiser ist unzufrieden mit ihm gewesen, hat ihm verboten, nach Petersburg zu kommen und ihn nach Sebastopol geschickt, wo er dann, als der Krieg ausbrach, weil er zufällig dort war, das Commando erhalten hat. Der Kaiser hat aber gesagt, der Pforte gegenüber dürfe er Mentschikow nicht desavouiren, sie habe gegen seinen Specialgesandten manquirt, müsse gestraft werden, und er wolle sie einschüchtern und zu einem pater peccavi nöthigen durch die Besetzung der Fürstenthümer. Nesselrode hat hiergegen remonstrirt, als nicht in den Verträgen begründet. Kaiser Nikolaus hat aber gesagt, die Pforte sei nicht zu behandeln wie andere Staaten, und Europa kenne seine Gesinnungen und seine Mäßigung, habe Vertrauen zu seinem Charakter und würde seine Handlung als rein gegen die Pforte gerichtet, um sich eine Satisfaction zu schaffen, ruhig hingehen lassen. Kurz, der Kaiser hat auf seinem Willen bestanden und hat den Einmarsch befohlen.

Die Westmächte — Palmerston schon Einfluß übend auf das Ministerium, das er dann gestürzt, und Louis Napoleon, verletzt durch Kaiser Nikolaus, der ihm nicht die schriftliche Anrede mon frère gegeben — haben aber den diplomatischen Fehler Rußlands benutzt — und so ist es zum Kriege gekommen. Ein Schritt ist immer aus dem andern hervorgegangen und natürlich sind dann, da ja aus dem Schutzanspruch von Glaubensgenossen der ganze Conflict entstanden war, von den Westmächten große Ideen über Schutz der Türkei gegen russische Uebergriffe und doch gleichzeitig Schutz der Christen unter türkischem Regiment aufgestellt worden und ist das zum Vorwand persönlicher Gereiztheit und Interessen von Palmerston, Napoleon und Graf Buol genommen, um die Aufstellung gegen Rußland zu taufen; Rußland hat, um sein Volk zu montiren, dann auch von Glaubensgenossen gesprochen.

Hätte Kaiser Nikolaus den Krieg gewollt, so hätte er sich dazu vorbereitet gehabt; hätte er die orientalische Sache diplomatisch in die Hand nehmen wollen, so hätte er nicht so ungeschickt durch das Eingreifen militärischer Maßregeln selber angefangen. Der Kaiser ist hitzig gewesen und Autokrat auch gegen die Türkei, voilà tout! Der Kaiser hat mir selbst gesagt, in den verschiedenen Stadien sei er, um den Frieden zu erhalten oder ihn wieder zu schließen, bereit gewesen, dem zuzustimmen, was die Westmächte verlangt; aber sobald er dies zu erkennen gegeben, hätten diese es öffentlich und in einer Form verlangt, daß er als Kaiser von Rußland habe ablehnen müssen.

Gar keinen Zusammenhang haben die Seymour'schen Eröffnungen mit dem Kriege selbst. Der Gedanke, daß die Türkei nicht fortbestehen dürfe und könne, daß sie aber, wenn sie zerfalle und unterjocht würde, einen europäischen Krieg herbeiführen müsse, ist seit Jahren ein bei Kaiser Nikolaus feststehender gewesen. Seine Ambition setzte er darein, diesem durch friedliche Theilung der Türkei vorzubeugen. Das, was er hierüber 1852 oder 53 gesagt hat, hat er schon 10 Jahre früher mit Fr. W. IV. und mit Gen. Rauch durchgesprochen, und mit Fürst Metternich und ich weiß nicht wem noch. Meyendorff nannte das Thema das Steckenpferd des Kaisers. Mir erzählte der Kaiser im Winterpalais: „Hier in diesen Zimmern habe ich mit S. H. Seymour wie mit einem Freund gesprochen und wir haben unsre Gedanken ausgetauscht — und nun macht der Mann Depeschen, die die Engländer veröffentlichen, um die Meinung in Europa zu verdrehen und diesen Krieg als von mir herbeigeführt zu schildern." Kaiser Nikolaus hat im Anfang des Jahres 1853 nicht mehr, als im Jahre 1833 und 1843, den Entschluß gefaßt, die orientalische Sache in die Hand zu nehmen. Der Gedanke hierzu hat ihn fortwährend beschäftigt, zum Entschluß über das, was zu thun, ist er nie gekommen. Der Krimkrieg ist durch falsche, aus der Imperator-Auffassung über die Stellung Rußlands entsprungene Schritte des Kaisers Nikolaus gegen die Pforte in einem speciellen Fall entstanden, die von seinen Feinden, die ihm seine europäische Stellung nicht gönnten, benutzt worden sind. Am wenigsten von allen betheiligten Monarchen hat Kaiser Nikolaus selbst den Krieg gewollt. Baron Meyendorff sagte, dieser Krieg habe sich nach und nach aus einem Schritt, der wieder einen andern hervorgerufen, weil er von der andern Seite unrichtig ausgelegt worden sei, entwickelt, so daß er in der Geschichte einst der Krieg der Eventualitäten heißen müsse.

Das ungefähr ist die Ansicht, die sich mir als Resultat meiner Gespräche mit König Fr. W. IV., Kais. Nikolaus, Kaiser Franz Joseph, Nesselrode, Orlow, Meyendorff, Münster (Militärbevollmächtigter), Metternich, Buol, Ficquelmont, Windischgrätz, Heß, Rugent, Wallmoden, Bar. Bruck, Westmoreland, Sir H. Seymour, Herzog von Cambridge, Bourqueney, mit denen allen ich in dieser Angelegenheit Verhandlungen oder Besprechungen hatte, herausgestellt hat.

Ich möchte nicht gern, daß in einem Werke von solcher Bedeutung wie das vorliegende die landläufige Auffassung, die Veranlassung zum Krimkriege liege in den Absichten über die Turkei, die Kaiser Nikolaus dem S. H. Seymour in vertraulichen Besprechungen mitgetheilt habe, Widerhall fände. Die Veranlassung zum Kriege war: Neid gegen die Stellung des Kaisers Nikolaus in allen Cabinetten, den Kaiser Napoleon benutzte, um sich selbst wieder eine Stellung zu geben, dabei ein englisches Interesse, die Macht Rußlands, die ihm schon 1814 u. 15 das Gleichgewicht gehalten, zu schwächen. —

Digitized by Google

ad pag. 310. Könnte hier bei der kurzen Charakteristik über die Politik Fr. W. IV. nicht angeführt werden, daß sie jedenfalls Deutschland damals den Frieden erhalten, daß sie Preußen nach der diplomatischen Schlappe von Olmütz und nach dem ganzen Zusammensturze von 1848 zuerst wieder wirklich europäische Stellung gegeben, so daß die anderen Mächte wieder voll mit ihm rechneten; daß sie den Erfolg gehabt, das Verhältniß mit Rußland für die Zukunft so zu gestalten, daß dieses Preußen 1870/71 in der Campagne die wesentlichsten Dienste durch das Schachhalten gegen Oesterreich geleistet hat? Sie hatten einmal so hübsch ausgesprochen, die orientalische Politik des Königs sei einer der seltenen Fälle in der Politik, wo das Innehalten eines rein moralischen Ganges, das Verfolgen eines reinen Zweckes, zum Erfolg führe; auch hoben Sie einmal so hübsch hervor, wie die Regierung Fr. W. IV. sich gliedere in die Zeit bis zu seinem Zusammenbrechen 1848 und in die seiner Wiederaufrichtung, und wie er hier Virtuosität gezeigt und speciell in der orientalischen Krise groß dastehe.

Ebenso hat Fr. W. IV. von dem Bunde mit den Westmächten nicht bloß der Gedanke abgehalten, weil er nicht mit Louis Napoleon, in dem er den Verbündeten der Revolution und den Feind der Verträge von 1815 gesehen, in Einverständniß habe treten wollen, sondern auch, weil sein Rechts- und sein religiöses Gefühl dagegen war. Ich habe den König sagen hören, mit Rußland gehe er nicht, weil Kaiser Nikolaus Unrecht im Beginn der Streitfrage durch Besetzung der Fürstenthümer habe; gegen Rußland marschire er nicht, weil die Westmächte dadurch ins Unrecht Rußland gegenüber getreten seien, daß, als Kaiser Nikolaus ihre Propositionen angenommen gehabt, die Türkei aber Nachforderungen gemacht, die Westmächte diese Rußland gegenüber unterstützt hätten — von dem Augenblick an datire das Unrecht der Westmächte und das könne er nie unterstützen; außerdem aber werde er nie das Schwert ziehen als Alliirter des Islams gegen eine christliche Macht, der Halbmond gegen das Kreuz könne keine Unterstützung von ihm verlangen.

18.

Hochgeehrter, heißgeliebter, tiefgelehrter Freund!

Ich habe die Grippe und das Denken wird mir schwer, dennoch will ich gleich heute für Ihren lieben Brief vom 16. d. M. danken und einiges darauf erwidern, was die Persönlichkeit des Kaisers Nikolaus betrifft. Ich bleibe bei meiner Auffassung. Ich möchte Sie bitten, das Memoire zu lesen, das Sie schrieben[1]), als ich 1854 nach Petersburg gehen mußte, um Kaiser Nikolaus aufzufordern, die Fürstenthümer zu räumen. Sie erinnern sich, daß Kaiser Nikolaus, als ich ihm dies Memoire vorlas, bei verschiedenen Sätzen und auch am Schluß sagte, das unterschreibe er mit seinem Blute, und daß er mich beauftragte, Sie zu grüßen, obgleich er noch nie etwas von Ihnen gehört; worauf die Kaiserin sagte, er solle sich schämen, Sie seien ja ein berühmter Mann, und der Kaiser dann erwiderte: „Das ist mir ganz egal, ich kenne ihn nicht, aber ich sende ihm meinen Gruß"; drittens, daß er dem Fürsten Gortschakow das Memoire als Instruction nach Wien mitgab, denn darin seien seine Ansichten über die Lösung der Streitfrage enthalten. Von Theilungsprojecten war in dem Memoire nicht die Rede! Irre ich nicht, so sind die Berichte von S. H. Seymour veröffentlicht. Sie werden finden, daß diese vertraulichen Herzensergießungen lange vor der Mentschikow'schen Sendung stattgefunden. Daß der Kaiser Nikolaus schon bei seiner Anwesenheit in London und auch in diesen Besprechungen mit Seymour immer als ersten Satz aufgestellt, daß er die orientalischen Verhältnisse nur im Einverständniß mit England ordnen wolle, steht auch fest. Wie ist es nun zu denken, daß Kaiser Nikolaus plötzlich auf dem brüsquen Wege, durch die Mentschikow'sche Sendung und die Besetzung der Fürstenthümer, die Ordnung der orientalischen Verhältnisse hätte einleiten wollen? Mentschikows Sendung war ein Specialfall, sie mißglückte theils durch Mentschikows Benehmen, theils durch die Gegenwirkung der Gesandten Englands, Frankreichs und Oesterreichs, die sich sagten, daß, wenn sie glücke, Rußland eine zu dominirende Stellung in Constantinopel einnehmen müsse, was sie nicht dulden könnten. Der Kaiser Nikolaus ließ sich dann zur Besetzung der Fürstenthümer hinreißen, ohne die geringsten militärischen Vorbereitungen zu einem Kriege, selbst nicht gegen die Pforte, getroffen zu haben. Diesen falschen Schritt benutzten alle Mächte, um, ich kann's nicht anders nennen, ihr Müthchen an ihm zu kühlen, unter dessen ungeheurer Stellung in Europa sie bis jetzt geseufzt hatten. Ich sage: alle Mächte, denn auch Preußen erließ eine identische Note mit den andern Mächten. Der König war ganz empört gegen den russischen Uebergriff, sein Rechtsgefühl litt. Sie wissen, daß Albert Pourtalès im Herbst 53 und Anfang 54 wieder im Auswärtigen Ministerium arbeitete und Vorträge beim König hatte. Er förderte die Aufregung des Königs gegen Rußland, was in seine ganze politische Richtung paßte. Er hatte dem König auch die Note oder Depesche, die nach Petersburg gehen sollte, vorgetragen; in dieser Note waren Frankreich und England mes alliés genannt. Kaiser Nikolaus gerieth in eine Berserkerwuth und befahl eine Antwort, die wahrscheinlich zum weiteren Bruch geführt hätte. Der preuß. Bevollmächtigte Gf. Münster rieth dem Kaiser, die Note zu ignoriren und dem König eigenhändig zu schreiben, daß er diese Note als ein Mißverständniß ansehe, denn er könne sich nicht denken, daß sein alter Bundesgenosse, der mit ihm nach wie vor auf dem Boden der heiligen Alliance stehe, eine Alliance mit dem Kaiser Napoleon abgeschlossen habe und noch dazu, ohne ihm die geringste Mittheilung davon zu machen. Auf den König machte das einen ungeheuren Eindruck, er behauptete, Graf Pourtalès habe anders geschrieben, als vorgelesen. Pourtalès wurde aus dem Ministerium entfernt, und nun tauchte beim König der Gedanke auf, mit Oesterreich eine schiedsrichterliche Stellung in der Sache einzunehmen. Oesterreich aber traute Preußen nicht und war zu gehässig gegen Rußland; es schürte fortwährend die Westmächte noch an; die Triebfedern bei Minister Buol waren persönlicher Haß gegen Kaiser Nikolaus — dieser hatte ihn wiederholt schlecht behandelt —, die Furcht, Frankreich würde sich mit Italien verbinden und Oesterreich die Lombardei entreißen.

Ich bleibe dabei: Kaiser Nikolaus hat nur die Pforte in altrussischer Auffassung in einem Specialfall behandeln wollen, hat dabei die Verträge nicht eingehalten, und das ist von seinen Gegnern zuerst im allgemeinen und dann im speciellen von Frankreich, England und Oesterreich zur Erreichung selbstsüchtiger Zwecke benutzt worden. Ich führe hier an, was mir der alte Orlow, Vertrauensperson von Kaiser Nikolaus, sagte und was die altrussische Auffassung über die Behandlung der Pforte auch bezeichnet: „Die Kunst des Regierens besteht darin, daß man zur rechten Zeit streichelt, zur rechten Zeit eine Ohrfeige gibt; der Kaiser hat der Pforte zur unrechten Zeit eine Ohrfeige gegeben und sitzt nun in der Patsche." Ich bleibe ferner dabei, daß Kaiser Nikolaus ehrlichen Willen gehabt hat, nachzugeben, daß man es aber, wenn er dies gethan, unter Formen verlangt hat, die verletzend wurden, daß man ihn nicht aus seiner isolirten und ungünstigen Lage herausgelassen hat. Als Beispiel führe ich an: Preußen und Oesterreich hatten sich geeinigt, den Kaiser aufzufordern, einen Termin zu

1) Vgl. Ranke's Werke Bd. 53/54 S. 671 Anm. 1.

setzen, an dem er die Fürstenthümer räumen wolle. Die Westmächte waren damit einverstanden und wollten das Resultat abwarten. Oesterreich schickte eine officielle Aufforderung und ein vertrauliches Schreiben, worin es aussprach, mit welchen Erklärungen Oesterreich und Preußen zufriedengestellt sein würden. Ich wurde mit einem eigenhändigen Briefe des Königs nach Petersburg geschickt, um den Kaiser zu bereden, nachzugeben. Ich war 7—8 Tage dort und habe täglich, Vormittag, Nachmittag, Abends bis gegen 12 Uhr Unterredungen mit dem Kaiser gehabt; ich habe dann in Nesselrode's Cabinet gesessen und er hat seine Antwort mir im Concept vorgelegt, ob sie so Oesterreich und Preußen genügen würde. Der Kaiser hatte mehr zugegeben, als verlangt worden war. Als ich zurückkam, war der König zufrieden, aber Oesterreich hatte sich nicht mit Preußen berathen über dies Genügen der Antwort, sondern mit den Westmächten und erklärte plötzlich, die Antwort werde von diesen und von ihm für ungenügend gefunden. Der König war empört; ich wurde nach Wien geschickt — der Kaiser war kalt, Graf Buol erwiderte mir auf meinen Ausspruch, daß die Antwort ja Wort für Wort seinem vertraulichen Schreiben entspräche: „vertrauliche Schreiben haben in der Diplomatie keine Gültigkeit".

Und nun möchte ich noch einen Punkt berühren. Fürst Metternich sagte mir, seine Hauptstärke habe darin bestanden, daß er die Potentaten und die leitenden Minister so gut gekannt habe. Dadurch sei es ihm möglich gewesen, zwischen den Zeilen zu lesen und zu verstehen, was die eigentliche Absicht dessen, der geschrieben, sei. So fasse England und Graf Buol das Auftreten von Kaiser Nikolaus auf als eine Maßnahme, sich Constantinopels zu bemächtigen oder die Türkei von Rußland allein abhängig zu machen. Der Kaiser Napoleon sei ein aventurier, der nur gewinnen könne, wenn es zu einem Kriege käme, der ihm Alliancen und Frankreich Gloriole verschaffe. Das Ganze aber sei nichts gewesen, als eine der velléités des Kaiser Nikolaus, den das Glück und autokratische Herrschaft verwöhnt habe. Er würde, wenn er noch im Amte sei, sich über den Schritt des Kaisers Nikolaus gefreut haben, weil er den europäischen Cabinetten Gelegenheit gegeben haben würde, ihm auf die Finger zu klopfen und ihm eine kleine Lehre zu geben, daß er noch nicht in Europa regiere. Weiter aber, zu Schritten, die die ganzen alten Bundes-. und Staatsverhältnisse in Europa gefährden mußten, würde er nie gerathen haben, das sei über das Ziel geschossen. Der König habe dieselbe Auffassung und sehe allein richtig. Ein Minister müsse bei seiner Politik einen Ausgangspunkt und einen Endpunkt haben. Graf Buol habe aber nur ersteren — Oesterreich selbständiger gegen Rußland hinzustellen. Aber den Endpunkt seiner Politik, wohin es führen müsse, wenn die nordische Alliance gesprengt würde, den habe er sich nicht klar gemacht. Also Fürst Metternich. Hat Oesterreich Nutzen von seiner Politik gehabt?

Dann, verehrter Freund, Sie glauben nicht an Uebereilungen bedeutender Männer! Ich möchte Sie an eine Conversation erinnern, die neulich recht gescheute und dem Fürsten Bismarck ergebene Leute gehabt haben sollen — sie meinten, das Glück, das Große, das er gethan, habe ihn manchmal schon bis zu einem gewissen Grade von Unzurechnungsfähigkeit gebracht, er sei dann nicht zugänglich, höre nichts, sondern decretire nur, setze Formen selbst gegen Se. Majestät aus den Augen. Haben 10 Jahre Ministerium ungefähr schon solchen Einfluß auf einen sehr bedeutenden Mann gehabt, welchen Einfluß muß unumschränkte Herrschaft auf einen Kaiser von Rußland üben? Die Menschen bleiben eben Menschen. Als ich im Jahre 1847 in Petersburg war, sagte mir ein jetzt sehr hochstehender Mann, der damals schon zur Umgebung des Kaisers gehörte, Glückwünsche dazu, daß wir eine Verfassung bekämen; denn das Volk müsse eine Garantie haben, daß in seinem Interesse regiert werde. Ich fragte ihn nach ihrer Verfassung. „O", erwiderte er, „wir haben seit langem eine, aber die könnt ihr nicht annehmen, dazu seid ihr zu gebildet — es ist der Dolch oder die Strangulation oder das Kloster!" Kurz, wenn ein Kaiser nicht mehr im Interesse Rußlands regiert, so hört er eben auf zu regieren und ebenso muß sein Regiment nicht über 25 Jahre dauern, weil ein so langer Zeitraum unumschränkter Regierung Größenwahnsinn erzeugen muß, wie die menschliche Natur einmal beschaffen ist. Kaiser Nikolaus hatte über 25 Jahre regiert, hatte neben der uneingeschränkten Herrschaft in seinem weiten Reiche die ungeheure Stellung in Europa und hatte ferner große Rücksicht auf den Glauben seines Volkes zu nehmen; sein Bruder Alexander war sein Ideal und sein Ende ihm sehr gegenwärtig. Daß Oesterreich und Frankreich Vortheile für die Katholiken in Constantinopel erstritten, machte Mißmuth bei den Griechischgläubigen. Er fühlte, daß er hier etwas thun müsse, er that es als Imperator, er gerieth dadurch in eine falsche Lage, wollte gern wieder heraus, wurde durch seine Gegner darin festgehalten. Weiß man aber wirklich, welchen Ausgang der Krieg genommen haben würde, wenn Kaiser Nikolaus nicht gestorben wäre? Mir sagte er: „Der Kaiser von Oesterreich und der König von Preußen waren der Revolution erlegen, ich habe mich beiden als treuer Bundesgenosse gezeigt, dem Kaiser von Oesterreich habe ich seinen Thron mit Waffengewalt wieder aufgerichtet, dem König von Preußen habe ich gesagt, meine Armee stünde auch ihm zur Disposition; aber ich meinte es gut genug, um ihm zu rathen, denn er sei stark genug, selbst wieder Ordnung zu machen, und es tauge nie, wenn fremde Bajonette in ein Land gerufen würden; ich würde Gloriole, er und Preußen Nachtheile davon haben. Jetzt überlassen beide Monarchen mich meinen Feinden, die auch ihre sind, denn ich werde gehaßt, weil ich den liberalen Tand als Vorspiel zur Republik betrachte. Ihr König zeigt mir bei alledem Freundschaft und gerade er hätte vielfach Veranlassung, mir persönlich feind zu sein; denn ich habe 1848 sehr hart über ihn geurtheilt. Der Kaiser Franz Joseph aber, den ich wie meinen Sohn geliebt habe — Sie sehen," (es war im Winterpalais im Cabinet des Kaisers) „da hängt sein Bild noch inmitten der Bilder meiner Kinder — der Kaiser von Oesterreich benimmt sich nicht bloß feindselig, sondern auch nicht als Fürst gegen mich. Es ist sogar möglich, daß er sich mit den Westmächten verbindet und gegen mich marschiren läßt. Nun, ich bin gefaßt, daß ich Petersburg verliere — dann gehe ich nach Moskau; und daß ich auch das verliere — dann gehe ich nach Sibirien und Kamtschatka. Frieden schließe ich nicht. Ich aber, oder, wenn nicht ich, mein Sohn, oder, wenn nicht der, mein Enkel kehren wieder zurück nach Petersburg und bleiben auf dem Thron. Was dann aber aus den übrigen Monarchien in Europa geworden sein wird, weiß ich nicht." Er sah in dem Kampfe, der gegen ihn geführt wurde, Liberalismus gegen Monarchie, liberale Ideen gegen conservative. Kaiser Nikolaus ist gestorben — er hat keinen Frieden geschlossen!

Nun ich habe wirklich starke Kopfschmerzen und das Schreiben wurde mir schwer, ich hielt mich aber doch gewissermaßen verpflichtet, Ihnen das Material zur Beurtheilung vorzulegen, was noch in meinem armen Kopfe sitzt. Otto habe ich gestern nicht gesehen, weil ich Abends zu unwohl war, um hinausgehen zu können. Meine Frau und Tochter danken auf das herzlichste für die Grüße und verehren Sie, wie Sie wissen, nicht so wie ich, aber doch sehr.

Nancy, 18. Februar 1873. E. Manteuffel.

Digitized by Google

Mittheilungen und Nachrichten.

P. H. Josef Wichner. „Im Schneckenhause, ein Volksroman" (Wien, H. Kirsch). Wer aus dem Dunst der Großstadt und ihrem lärmenden Getriebe einmal wieder hinausstammt aufs Land, in die reine erfrischende Luft und in die gemüthvolle Stille der Natur, dem wird es so zu Muthe sein, wie dem Leser, der nach langer Beschäftigung mit den Erzeugnissen moderner Literatur das kleine Buch Wichners in die Hand bekommt. Unsre hervorragendsten modernen Autoren wurzeln mit ihren Anschauungen und Empfindungen in dem Leben der Weltstädte, sie gehören dem Zeitalter des elektrischen Lichtes, der socialen Frage, der Nervosität an: hier finden wir einen Schriftsteller, der ferne vom wilden Toben der Zeitströmung in der heiligen Einfachheit des Landes die kindlich reine Seele bewahren und ein liebenswürdiges Talent entwickeln konnte: einen ganzen Menschen aus dem Volke, in welchem die Volksseele in ihren heiteren Naivetäten, ihrer erquickenden Gesundheit, ihrer tiefen Herzinnigkeit voll zu Worte gekommen ist.

Josef Wichner aus Bludenz in Vorarlberg, gegenwärtig Gymnasiallehrer zu Krems in Niederösterreich, hat sich zuerst 1899 durch sein Volksbüchlein „Alraunwurzeln" einen Namen gemacht. Das Buch, welches uns hier vorliegt, erzählt die Geschichte seiner frühesten, in heiliger Armuth verbrachten Jugendjahre, der glücklichen Jahre, in welchen die „Base Eva" seine und seiner Geschwister Erziehung in der von den früh verstorbenen Eltern hinterlassenen kleinen Hütte „Schneckenhäuschen" leitete. Der Form nach ist der Roman also ein Stück Selbstbiographie, er unterscheidet sich aber stark von den meisten Werken dieser Gattung: er ist nichts weniger als ein Product der Eitelkeit, und die Person des Verfassers tritt ganz bescheiden in den Hintergrund; im Mittelpunkt des Ganzen steht vielmehr jene Base Eva, die Schwester der Mutter, das geistig und leiblich urgesunde, glaubens- und thatenstarke, liebereiche und aufopfernde Weib aus dem Volke, dem der Waisenknabe die Pflege und Erziehung in den entscheidendsten Jahren des Lebens schuldet. Das Buch ist eine Verherrlichung der unvergeßlichen Erzieherin, seine Abfassung ein Act der Pietät eines treuen und dankbaren Herzens.

Der fühlende Mensch wird die Tage seiner Kindheit nicht ganz vergessen können, ihr Glanz wird ihm, wenn er einmal in die Gegenwart hereinfällt, wie der eines verlorenen Paradieses erscheinen. Doch nicht jedem ward es gegeben, die Erinnerung an jene Kindertage mit all ihrem Stimmungsreiz lebendig in der Seele zu wahren, und wie wenige erst besitzen die Fähigkeit, sie zu einem schönen Ganzen zusammenzufassen, in einem Kunstwerk dauernd festzuhalten und so auch andere an diesem reinen Glücke derselben theilnehmen zu lassen! Wichner gehört in eminentem Maße zu diesen Auserwählten, bei seiner Erzählung scheinen uns alte Klänge langvergessener frühester Jahre wieder aufzuwachen, die ersten, kräftigsten Eindrücke des erwachenden Bewußtseins, die ersten starken Linien auf dem noch unbeschriebenen Blatte der Seele wieder deutlich hervorzutreten, und so ergreift uns bei seinen Worten ein Gefühl, wie es der Dichter schildert:

„Ihr bringt mit euch die Bilder froher Tage
Und manche liebe Schatten steigen auf;
Gleich einer halbverklungnen alten Sage
Kommt erste Lieb' und Freundschaft mit herauf."

Wem daher das Angedenken an seine frühesten Tage noch heilig ist, wer im Tasten und Hasten des Culturlebens den Sinn für die ungekünstelte Einfalt der heiligen Natur noch nicht verloren hat — und es gibt keinen Grad von Bildung, der dies ausschlösse — der wird durch die Lesung dieses Buches aufs reichlichste belohnt werden und so zu den „günstigen Lesern" gehören, von denen Wichner im Vorwort S. X erhofft, daß sie in der Geschichte seiner Kindheit „das finden, was der Geehrte als typisch" bezeichnet, das Allgemeinmenschliche nämlich, das nicht an Ort und Zeit und, da Kinder immer Kinder sind, kaum an die Unterschiede des Standes und Vermögens gebunden ist, sie werden „in tausend Einzelheiten ihrer eigenen Jugend gedenken und den eigenen Jugendtraum nochmals träumen."

Jedes Leben ist eine Weltgeschichte im kleinen und so hat man man wohl mit Recht die Kindheit das „homerische Zeitalter" des Einzelnen genannt; hier wird alles noch frisch und voll, ohne Grübeln und ohne Zweifel ergriffen, Erde und Himmel bevölkert eine schaffensfreudige Phantasie mit unzähligen Gestalten, eine gesunde und harmlose Sinnlichkeit nimmt die Außenwelt voll in sich auf und verarbeitet sie in einem unbefleckten und starken Gemüthe. So wirkt die Welt auf das Kinderherz, und so, draußen dieser Empfindung, hat Wichner sie wiedergegeben, ein echter Künstler; sein Stil erinnert daher wirklich bisweilen an die Art des alten Papa Homer, an seine naive Naturtreue und Plastik, seine behagliche Breite, seine köstliche Detailmalerei. Man hat ihn übrigens einen neuen „Peter Hebel" genannt, und in der That bestehen gewisse Beziehungen zwischen ihm und dem gemüthlich-schalkischen Hausfreund vom Rhein, besonders in dem kleinbürgerlichen Humor und der volksmäßigen Schreibweise, an der man bei Wichner höchstens den etwas zu starken Gebrauch der Verkleinerungswörter aussetzen möchte. Im übrigen scheint Wichner auch von andern Meistern die eine oder andere Anregung empfangen zu haben, besonders von den Gebrüdern Grimm, von Jean Paul, von Raabe und wohl auch von seinem Landsmann Rosegger.

Die katholische Presse hat Wichner speciell als einen der Ihren in Anspruch genommen; sie darf dies insofern mit Recht, als Wichner den positiven Volksglauben, in welchem er aufgewachsen, in keinem Punkte antastet, sondern sogar mit allen seinen wunderlichen Consequenzen und Aeußerlichkeiten gelten läßt; man würde sich aber sehr irren, wenn man ihn etwa mit einem einseitigen kirchlichen Muckertum identificirte, dem die religiöse Form mit dem sittlichen Gehalte gleichwerthig wäre; dagegen spricht schon seine natürliche und sinnige Auffassung aller menschlichen Verhältnisse, dagegen auch seine warme Verehrung für Goethe, die sich an ein paar Stellen des Buches zeigt, wo der Altmeister ohne zwingenden Anlaß erwähnt wird. Daher kann auch derjenige, welchem alles Dogmatische nur noch historischen Werth hat und jede Frömmelei zuwider ist, die vielen auf kirchliche Dinge bezüglichen Stellen des Buches ohne Unbehagen und mit Interesse lesen, und nur ein Fanatiker der Geistesfreiheit wird es dem treuherzigen Verfasser des „Schneckenhauses" übelnehmen, daß er, seiner conciliianten, anerkennenden, theilnehmenden Natur entsprechend, dem Volke, für das er schreibt, dasjenige voll und ganz lassen will, woran es sich in dem Jammer des Daseins anklammert und sittlich in der Höhe hält.

Der Raum versagt uns ein näheres Eingehen auf das Wichner'sche Buch. Es wäre damit doch nicht viel gewonnen, denn wer das Werkchen nicht selbst lesen will, dem können Ausschnitte hier wenig geben. „Glanzstellen" hat es seiner Natur nach nicht, vielmehr wird jedem Leser nach seiner Individualität und seinen eigenen Erfahrungen das eine oder das andere der Darstellung mehr zu Herzen sprechen. Wer aber durch diese Zeilen, wie es Schreiber ds. wünscht, zur Lectüre des Büchleins angeregt worden ist, dem wollen wir die Freude unmittelbaren Genießens durch Eingehen auf Einzelheiten nicht vorwegnehmen.

fr. In der Literatur zum bürgerlichen Gesetzbuch für das Deutsche Reich ist seit Beginn der Reichstagsberathungen über den Entwurf eine Pause eingetreten; die zurückgehaltene Fluth wird nach der endgültigen Entscheidung wahrscheinlich um so mächtiger losbrechen. Von Endemann und Gareis „Einführung in das Studium des bürgerlichen Gesetzbuches", Berlin, Carl Heymann, ist der zweite, von Gareis bearbeitete Theil herausgekommen, der das Sachenrecht, Familienrecht und Erbrecht, also die vorwiegend auf germanistischer Grundlage ausgearbeiteten Partien des Werkes enthält. Er liegt bereits in zweiter Auflage vor, ein Zeichen, daß die klare systematische Darstellung des Stoffes, wie sie darin geboten wird, einem Bedürfnisse entgegenkam. So sehr auch anzuerkennen ist, daß die neue Fassung des Gesetzestextes gegenüber der des ersten Entwurfs erheblich verbessert, ja im ganzen trefflich gelungen ist, so besteht gleichwohl insbesondere für jene Personen, die das Arbeiten mit Gesetzbüchern nicht gewohnt sind, immer noch erhebliche Schwierigkeit, aus den einzelnen Bestimmungen ein klares Bild des im Entwurf niedergelegten Rechts zu gewinnen. Eine zusammenfassende, die Hauptgrundzüge ohne Eingehen auf entbehrlichen Detail hervorhebende Darstellung, die zur rechten Zeit Vergleiche mit den bestehenden Rechtsinstituten zieht, bietet hiefür eine treffliche Handhabe. — Etwas spät sind das Oberlandesgerichtsrath Dr. J. Meisner in Posen „Kritische Bemerkungen zur Schlußrevision des Entwurfs des deutschen bürgerlichen Gesetzbuchs" (Breslau, Wilhelm Koebner) erschienen. In erfreulichem Gegensatz zu mancher leichtfertigen Arbeit, die zum gleichen Thema auf dem Büchermarkt auftauchte, werden hier Abhandlungen hauptsächlich aus dem allgemeinen Theil des Gesetzbuchs geboten, in denen sich beachtenswerthes juristisches Wissen verbunden mit klarem praktischen Blicke kundgibt. Das gibt der kleinen Schrift eine über den Anlaß, aus dem sie hervorgegangen ist, hinausreichende Bedeutung. Auf die Feststellung des Gesetzestextes wird sie kaum mehr ein-

wirken können, obwohl das in mancher Hinsicht — wie beispielsweise bezüglich des Verlangens eines weitergehenden Schutzes von Treu und Glauben, als derzeit vorgesehen ist — wohl zu wünschen wäre.

kr. Zu dem Reichsgesetze, betreffend die privatrechtlichen Verhältnisse der Binnenschiffahrt und der Flößerei, vom 15. Juni 1895, über dessen Entstehungsgeschichte schon bei anderer Gelegenheit kurz berichtet wurde (Beil. 1896 Nr. 26), ist von dem Secretär des Vereins zur Wahrung der Rheinschiffahrts-Interessen in Frankfurt a. M., Dr. Joseph Landgraf, ein neuer Commentar erschienen (Berlin, Siemenroth u. Troschel). An der Ausarbeitung haben sich mehrere Praktiker auf dem Gebiete der Schiffahrt und Flößerei betheiligt und es darf hieran wohl die Hoffnung geknüpft werden, daß das Buch den Personen, für die es zunächst bestimmt ist, den Kaufleuten, in deren Betrieb der Handel auf den Binnengewässern einschlägt, ein brauchbarer Rathgeber sein werde. Vorwiegend erscheinen die Verhältnisse der Rheinschiffahrt berücksichtigt, was sich aus der beruflichen Stellung des Verfassers erklärt und auch wegen der Bedeutung, die der Rheinschiffahrt zukommt, als berechtigt anerkannt werden muß. Uebrigens wird das mit Bezug hierauf Gesagte sich regelmäßig auch bei der Schiffahrt auf anderen Flüssen als zutreffend erweisen.

* **Münster.** Der Privatdocent der Philosophie Dr. Kappes ist zum außerordentlichen Professor in der philosophischen Facultät der Akademie ernannt worden.

* **Berlin.** Im 53. Lebensjahr verstarb hier am 18. d. M. Regierungsrath Dr. Agathon Wernich, geborener Elbinger, eine zeitlang Lehrer an der medicinischen Akademie zu Tokio, zuletzt Medicinalrath beim hiesigen Polizeipräsidium. Literarisch hat er sich durch maanichfache Studien zur Seuchenkunde und zur Hygiene, sowie als Herausgeber des Preußischen Medicinalkalenders bekannt gemacht. — Privatdocent Dr. Joh. Veit ist als Professor der Gynäkologie nach Leiden berufen worden.

* **Utrecht.** Der Professor der Psychiatrie und Nervenheilkunde, Dr. C. Winkler, der vor kurzem hier wegen unzureichender klinischer Hülfsmittel um seine Entlassung bat, ist zum Nachfolger des Pens. H. Herz in Amsterdam ernannt worden.

* **Brüssel.** Am 16. wurden hier nicht weniger als 6 Damen zu Aerztinnen promovirt, und zwar 5 Engländerinnen und eine Berlinerin; letztere erzielte das beste Zeugniß: „mit größter Auszeichnung bestanden".

* **Gent.** Am 16. d. M. starb 67jährig der Professor der Philologie August Wagener. In Bonn gebildet, bereiste er den hellenistischen Orient und machte sich als Herausgeber von Inschriften verdient. In Gent hat er auch das städtische Schulwesen mit Erfolg geleitet.

* **London.** Die Königin hat an ihrem Geburtstage diesmal eine Reihe von Gelehrten mit Auszeichnungen bedacht. Außer der bereits gemeldeten Ernennung des berühmten Oxforder Professors Max Müller zum Mitglied des Geheimen Rathes verleihen wir die Verleihung der Ritterwürde (mit der Anrede „Sir") an den Aegyptologen Peter le Page Renouf; die des Comthurkreuzes des Bathordens an den Präsidenten der kgl. Geographischen Gesellschaft Clement R. Markham, der, selbst Nordpolfahrer und fruchtbarer geographischer Schriftsteller, im vorigen Sommer mit Erfolg die Londoner Tagung des internationalen geographischen Congresses geleitet hat und gegenwärtig mit Eifer die bevorstehenden Nord- und Südpolforschungen fördert; sowie die des Ritterkreuzes desselben Ordens an den Astronomen David Gill in Capstadt.

* **London.** Eine Anzahl Theologen in England und Amerika beabsichtigt, eine neue Uebersetzung des Alten Testaments herauszugeben. Sie soll, „ohne Furcht und ohne Vorurtheil nur unter Leitung des Lichtes der Wissenschaft" unternommen werden. Die Oberleitung hat Dr. Paul Haupt, Professor der semitischen Philologie an der John Hopkins-Universität in Baltimore. An deutschen Mitarbeitern sind u. A. Prof. Wellhausen in Göttingen und Prof. Delitzsch in Breslau, an jüdischen die Rabbis Montefiore und J. Abrahams in London hinzugezogen worden. — Hier erzielte dieser Tage bei der Versteigerung der berühmten Montagu'schen Münzsammlung ein goldener Penny aus dem 13. Jahrhundert, welcher unter Heinrich III. geprägt worden war, 250 Pfund Sterling = 5000 M. Es soll überhaupt nur drei solche Pennies geben. Im übrigen wurde ein Stephen-Penny für 10 Pfund 10 Sh., ein Stephen- und Matilda-Penny für 33 Pfund, ein Matilda-Oxford-Penny für 36 Pfund, ein William- (Soha Stephens) Chichester-Penny für 36 Pfund und ein Goldnoble von Eduard III. für 66 Pfund 10 Sh. versteigert. Der Gesammterlös betrug am ersten Tage über 1000 Pfund. — Bei der Fortsetzung fanden besonders angelsächsische Kleinmünzen lebhaften Zuspruch. Ein in London unter König Knaut geschlagener Penny brachte 13 Pfd. 10 Sh., ein in Aylesbury unter Hardicnut geschlagener 11 Pfd. 5 Sh. ein. Ein in Chelsea unter Harold II. geschlagener Penny, ein Unicum und die einzige aus dieser Prägestätte bekannte Münze, ging auf 13 Pfd. 13 Sh. Ein Penny aus Bristol, unter König Harold geschlagen, erzielte 10 Pfd. 10 Sh., ein unter Wilhelm dem Eroberer in Bristol geschlagener Penny, auch ein Unicum, 12 Pfd. 15 Sh., ferner ein in Leicester unter Wilhelm dem Rothen geschlagener 10 Pfd., ein unter Heinrich I. in Canterbury geschlagener 11 Pfd. 15 Sh., ein Penny aus St. Edmundsbury, bisher unkatalogisirt, 14 Pfd. 15 Sh., ein Penny aus Carlisle, Unicum, 10 Pfd. 10 Sh., ein Penny aus Wallingford 11 Pfd. 15 Sh. und ein sehr seltener Penny aus Wareham 12 Pfd. 15 Sh.

* **Petersburg.** Am 15. Mai beging der auch im Westen wohlbekannte Criminalist J. J. Foinitzki das 25jährige Jubiläum seiner Thätigkeit als Professor an der hiesigen Universität. Ihm folgt am 24. mit dem 25jährigen Professoren-Jubiläum der ordentliche Professor der hiesigen Universität und Doctor der türkisch-tatarischen Literatur, Wirkl. Staatsrath W. D. Smirnow. — Die Expedition der russischen Astronomischen Gesellschaft zur Beobachtung der Sonnenfinsterniß in Krassnojarsk ist am 14. dss. hier abgereist. An der Spitze der Expedition befindet sich der Astronom Tatschalow von der Petersburger Universität. — In Moskau starb am 11. d. M. der russische Bibliograph Nikolai Wassiljewitsch Huberti. Er besaß eine der reichsten und seltensten Sammlungen altrussischer Münzen, namentlich aus den Zeiten der Theilfürsten und Großfürsten, auch eine ganze Bibliothek von seltenen russischen Büchern, Manuscripten, Drucksachen ꝛc., vornehmlich aus dem 18. Jahrhundert, z. B. einen Taschenkalender des Großfürsten Paul Petrowitsch aus dem Jahre 1761, der nur in diesem einen Exemplar für den Großfürsten gedruckt wurde. Seine Arbeit: „Materialien für die russische Bibliographie. Chronologische Uebersicht der seltenen und bemerkenswerthen Bücher des 18. Jahrhunderts" wurde von der Akademie der Wissenschaften mit der Uwarow-Prämie ausgezeichnet. Dies Werk ist gegenwärtig die einzige Erinnerung an den seltenen Bücherschatz des Verstorbenen. Huberti hatte seine Bibliothek dem Moskauer Kaufmann N. J. Rossow verkauft, bei dem sie im vorigen Jahr fast vollständig verbrannt ist.

* **Athen.** He. Aaeow, der bereits eine Million Drachmen für die Restauration des Studiums gestiftet hat, will auch in Zukunft alljährlich je 500,000 Drachmen opfern, um das Studium ganz mit peatelischem Maemur auszustatten. Die griechische Regierung beabsichtigt, der Kammer ein Gesetz zur Erhaltung der olympischen Spiele in Vorschlag zu bringen. Man scheint also dank der europäischen Vergnügungssucht gute Geschäfte gemacht zu haben. Ließen sich nur auch in pünktlicher Zahlung von Staatsschulden ähnliche altclassische Ermunterungen auftreiben!

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Mit achtzig Jahren.

Lieder und Epigramme von

J. G. Fischer.

Preis geheftet 2 Mark. Elegant gebunden 3 Mark.

Der greise Dichter vereinigt in diesem Bändchen die letzten Gaben seiner Muse. Seine noch immer jugendfrischen Lieder dürfen bei allen Freunden echter Lyrik des lebhaftesten Antheils sicher sein und werden um so größerem Interesse begegnen, als gerade in letzter Zeit wiederholt auch von jüngeren norddeutschen Schriftstellern auf die hervorragende Bedeutung des nun achtzigjährigen schwäbischen Dichters hingewiesen worden ist. (5822)

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Jahrgang 1896. München, Freitag, 22. Mai. Nummer 118.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Das Rechtsstudium der Gegenwart. — Edwin Frhr. v. Manteuffel an Leopold v. Ranke. 19—24. — Mittheilungen und Nachrichten.

Das Rechtsstudium der Gegenwart.

-sz. Der Assessorenparagraph des kürzlich im Abgeordnetenhaus erledigten Entwurfs zu dem neuen preußischen Gesetz über die Richtergehälter hat eine weitergreifende Bewegung hervorgerufen, als ihm nach seinem Inhalt zukam. Die preußische Justizverwaltung erklärte, daß sie unter den Bewerbern um Anstellung im Justizdienst künftig eine strengere Auslese als bisher halten und dem Zeugniß über das Bestehen der großen Staatsprüfung nicht mehr die Bedeutung eines Garantiescheins auf Anstellung zuerkennen wolle. Ein derartiges Vorgehen ist in anderen Bundesstaaten seit geraumer Zeit in Durchführung, ohne daß seine Zulässigkeit gesetzlich festgelegt zu werden brauchte; man erkennt stillschweigend seine Berechtigung an, so hart es den Einzelnen, der nach jahrelanger Arbeit die Thüre zu dem angestrebten Berufe verschlossen sieht, auch treffen mag. Das Angebot ist eben überall größer als der Bedarf; die Folgen daraus ziehen sich nothwendig von selbst. In Bayern ist beispielsweise vom Staatsconcurs 1894, an dem sich 350 Rechtspraktikanten betheiligten, noch keine einzige Anstellung im Staatsdienste erfolgt, und schon drängt der Staatsconcurs von 1895 mit 330 Theilnehmern nach. Wo soll man Brod hernehmen für so viele? Eine Auswahl muß getroffen werden; trifft sie die Justizverwaltung unter den bei ihr sich meldenden Bewerbern nicht nach ihren Bedürfnissen, so vollzieht sie sich nach anderen, den Bedürfnissen der Justizverwaltung vielleicht sehr widerstrebenden Gesichtspunkten: es werden eben die tüchtigeren Kräfte, die in anderen Berufen ein rascheres Unterkommen in Aussicht sehen — ein äußerlich besser lohnendes weisen ja ohnehin alle Berufe auf, die dem Juristen offen sind — sich dorthin wenden und dadurch zwar die Zahl, aber auch das Niveau der Bewerber zum Justizdienst herabgedrückt werden. Ich kann es nicht beurtheilen, wie weit in Preußen dieser Entwicklungsgang sich schon vollzogen hat; neben sehr düster gehaltenen Schilderungen liegen solche von günstigerer Färbung vor. Ein Zugeständniß aber findet sich in allen: daß der preußische Richterstand — den neuen Nachwuchs inbegriffen — nicht mehr auf der Höhe juristischer Tüchtigkeit stehe, die ihn früher auszeichnete, und daß dieser Zustand sich verschlimmern wolle, statt sich zu bessern. Eine Ursache muß dieser betrübende Wechsel haben; worin ist sie zu finden? Die Frage hat über Preußens Grenzen hinaus Bedeutung, ob auch die öffentlich erhobenen Klagen sich bis jetzt ausschließlich auf Preußen beziehen.

Es liegt eine Broschüre vor mir: „Aulus Agerius und Numerius Negidius über die preußische Strafjustiz.“[1]) Aulus Agerius hatte im Juliheste der Preußischen Jahrbücher von 1895 das wachsende Mißtrauen weiter Kreise gegen die preußische Strafjustiz und die fortwährende Zunahme der selbst den Juristen unbegreiflich erscheinenden Strafurtheile — Erscheinungen, welche vom preußischen Justizministerium in der Begründung zur letzten Strafproceßnovelle zugestanden waren — auf den überwuchernden Einfluß der Staatsanwaltschaft, die durch ihr Streberthum und ihren Mangel an Objectivität den directen Gegensatz zum Richterstand bilde, zurückzuführen gesucht. Inwiefern seine Ausführungen zutreffend sind, gehört nicht in den Rahmen dieser Untersuchung. Im Januarhefte von 1896 derselben Zeitschrift erwiderte Numerius Negidius mit einer Vertheidigung der Staatsanwaltschaft, an die sich eine weitere Ausführung über den Bildungsstand des heutigen Juristengeschlechtes anreihte. Franz Riß hat in seiner Besprechung von Otto Bährs gesammelten Aufsätzen (Beilage 1896 Nr. 50) bereits auf deren Inhalt Bezug genommen und sich gleichzeitig in Anknüpfung an einen der Aufsätze von Bähr über diese Frage geäußert. Er findet eine Erklärung für den Rückgang der allgemeinen Bildung unter den Juristen einmal in dem Umfange, den ihr Fachstudium auf der Universität derzeit angenommen hat, indem fortwährend neue Erweiterungen hinzutreten, ohne daß man von dem bisherigen Vortragsstoffe entsprechende Abstriche machen kann und will, und weiter in dem Umstande, daß auch jenen, die daneben noch freie Zeit fänden, die Befassung mit allgemeineren Fächern durch das Bestreben der maßgebenden Stellen verleidet werde, den Entwicklungsgang eingehendst zu regeln, den „Arbeitsplan auf halbe Stunden auszustecken“ und jede Abweichung davon, jede Beschäftigung mit anderer Thätigkeit als Allotria zu behandeln. Numerius Negidius sucht im Gegensatz hiezu die Schuld nicht in den Verhältnissen, in denen die jungen Juristen stehen, sondern in ihnen selbst, in ihrem eigenen Verhalten. „Wo sind die Zeiten hin, in denen es als selbstverständlich galt, daß jeder fähige, vorwärts strebende Student seine Juristerei durch philosophische, historische, volkswirthschaftliche Studien nach Kräften vertiefte, daß er möglichst früh selbst zur Feder griff, um sich irgendwie wissenschaftlich oder publicistisch zu bethätigen! Seitdem sind Jahrzehnte vergangen, in denen auf allen deutschen Universitäten die Studirenden der Rechte einen förmlichen Ehrgeiz darein gesetzt haben, im ruchlosesten Verlottern der Semester es allen anderen Facultäten voranzuthun. Schließt sich an eine derart vergeudete Studienzeit dann ein juristischer Vorbereitungsdienst, überwiegend ausgefüllt durch das Gesellschaftstreiben, geistloses Schreibwerk und stumpfsinnige Examenpaukerei, so darf man sich nicht wundern, wenn die Presse des Assessorexamens ein immer reichlicheres Material geistig unbedeutender Handwerksjuristen in das Richteramt hineindrückt. Wer so ohne Sturm und Drang und Leidenschaft, so flach und schal und unersprießlich die besten Jahre seines Lebens versimpelt hat, wie dies unsre jungen Juristen zumeist gethan, der

[1]) Zwei Aufsätze aus den Preußischen Jahrbüchern. Verlag Hermann Walther, Berlin, 1896.

bleibt Zeit seines Lebens nicht nur im Intellect, auch im Charakter ein geschwächter Mann."

Das sind harte und in ihrer Allgemeinheit ungerechte Worte. Wer Gelegenheit hat, die heranwachsende Juristengeneration in ihrer Thätigkeit zu beobachten, wird finden, daß die Ueberzahl redlich und fleißig arbeitet. Freilich von Sturm und Drang und Leidenschaft tritt dabei wenig zu Tage; man hört die Collegien ab, wie es der Lehrplan der Universität oder das Herkommen vorschreibt; Docenten, bei denen man „ein schönes Scriptum" bekommt, werden dabei bevorzugt; man besucht die vorgeschriebenen Seminarien, Repetitorien, Conversatorien; man bereitet sich in mühseliger Gedächtnißarbeit auf das Examen vor und ist nach bestandenem Examen herzlich froh, einen guten Theil des Zeugs, das man hinuntergewürgt hat, wieder vergessen zu können. Ausnahmen gibt es nach der einen wie nach der anderen Richtung, Leute, die wenig oder gar nichts arbeiten, und Leute, die schon auf der Universität mit Freude und Verständniß ihr Studium pflegen; erstere sind ziemlich zahlreich, letztere wunderselten; Ausnahmen sind sie beide. Die große Menge der Juristen auf den deutschen Universitäten arbeitet, arbeitet mit Fleiß, aber ohne Freude. Viele gehen ohne ausgesprochene Neigung an dieses Studium, weil sie sich eben zu keinem der übrigen Berufe, zu denen der Weg über das Gymnasium und die Universität führt, entschließen können und für sie bei solchem Mangel an Energie der Anschluß an die große Schaar der Juristen als der nächstliegende Ausweg erscheint; dem Juristen steht ja, wie man gern — nur nicht von Juristen selbst — hören kann, die weite Welt offen und er kann wählen, was ihm paßt. Manche werden durch diese Erwägung auch gegen ihren ausgesprochenen Widerwillen in den allgemeinen Zug hineingerissen. Von solchen läßt sich kein Eifer zur Sache erwarten; sie arbeiten, was sie arbeiten müssen; es ist daran nichts zu verwundern und nichts zu ändern. Aber neben ihnen finden sich Leute — wenn sie nicht die Mehrzahl bilden, weit in der Minderzahl sind sie nicht —, die mit Lust und Liebe sich ihrem Berufe zuwandten, ihn als den richtigen nach reiflichem Bedenken wählten und deren Trachten es ist, tüchtige Juristen zu werden; daß auch diese durchgängig die ursprüngliche Freude am Studium rasch verlieren und sich danaussich auf das beschränken, was sie fürs Examen brauchen, muß unvermeidlich Bedenken erregen. Eine solche Erscheinung legt die Frage nahe, ob das derzeitige Rechtsstudium auf den Universitäten auch wirklich so eingerichtet ist, wie es die Bedürfnisse der Gegenwart erheischen. Da nun die bevorstehende Einführung des Bürgerlichen Gesetzbuchs eine Aenderung des juristischen Unterrichts auf den Universitäten nothwendig erscheinen läßt, ist eine gründliche Prüfung doppelt am Platze, ob nicht so mancher veraltete Storren auszuscheiden, so mancher Leitgedanke, sei er noch so schön anzuhören, als überholt und unrichtig aufzugeben ist. Es liegen hierüber die Beschlüsse der Eisenacher Conferenz[1]), ferner aus den Kreisen der Rechtslehrer wie nicht minder der praktischen Juristen zahlreiche Aeußerungen vor. Erstere sind ausschließlich conservativ gehalten; die bisherige Methode wird als gut und entsprechend angesehen und Aenderungen nur so weit zugestanden, als die unbedingte Nothwendigkeit sie verlangt. Was Professor Zitelmann in Bonn im allgemeinen von der Bedeutung des Bürgerlichen Gesetzbuchs für die deutsche Rechtswissenschaft sagte, hat eine Erwähnung hier bereits gefunden (Beilage Nr. 72); ausführlich ist die Antrittsrede des Straßburger Rectors, Professor Lenel, zu dem gleichen Thema wiedergegeben worden (Beilage Nr. 102).

Neuerdings liegt eine kleine Schrift von Rümelin aus Freiburg vor,[1]) die es zugesteht, daß an dem jetzigen Umfang des Materials ruhig ein Theil gestrichen werden könne, ohne daß die wissenschaftliche Ausbildung der Hörer Schaden leide. Seine Worte sind zwar, wie natürlich, sehr vorsichtig; aber es ist schon etwas werth, wenn ein deutscher Rechtslehrer öffentlich anerkennt, daß man ein guter Jurist sein kann, ohne zu wissen, wie ein Latinus Junianus im alten Rom das Bürgerrecht erwerben konnte. Derzeit ist es leider noch überwiegende Anschauung, daß den römischen Antiquitäten gar nicht genug Ehrfurcht entgegengebracht werden könne. Sie werden dem angehenden Juristen zuerst vorgetragen und ihre Kenntniß als conditio sine qua non für juristische Tüchtigkeit eindringlichst empfohlen. Er kommt auf die Universität, sich freuend, die treibenden Kräfte des Lebens, den Gang des täglichen Verkehrs, die maßgebenden Leitfäden der staatlichen Thätigkeit, die Grundgedanken der Politik kennen zu lernen; man begegnet seiner Wißbegierde damit, indem man ihm eröffnet, in welcher Weise ein Sklave in Rom freigelassen werden konnte, welche Pflichten er nach der Freilassung noch hatte, wann ein Hauskind trans Tiberim verkauft werden durfte, kurz, indem man ihm eine Reihe von Instituten, die, vollständig abgestorben, auf die gegenwärtige Rechtsordnung nicht einmal einen Schatten werfend, unmöglich sein Interesse finden können, eingehend vorführt und ihn zwingt, sich genau mit ihnen zu befassen. Das ist die Institutionenvorlesung, wie sie regelmäßig — es gibt rühmliche Ausnahmen — derzeit als Einführung in das Rechtsstudium abgehalten wird. Ihre Wirkung ist unvermeidlich die, auch jenen Juristen, die mit Freude ihr Studium begonnen haben, die Begeisterung rasch zu schwächen. Man gibt ihnen Ste.ne für Brod. Fortgesetzt wird das Werk durch die römische Rechtsgeschichte, vollendet durch die Art und Weise, wie die Pandekten zum Vortrag kommen. Hier soll zum ersten male wirklich bestehendes Recht gelehrt werden; wie nahe scheint es da zu liegen, dogmatisch die geltenden Sätze aufzustellen, sie in den Fällen, da sie ohne Kenntniß der geschichtlichen Entwicklung nicht voll und richtig erkannt werden können, entsprechend zu erläutern und durch ihre systematische Zusammenfassung die innere Einheitlichkeit des Rechts zu documentiren! Thatsache ist aber leider, daß in den Pandektenvorlesungen ein unendlicher Wust veralteten Stoffes mitgeschleppt und als wirkliches Recht vorgetragen wird, so daß der gläubige Adept, wenn er vielleicht einmal seine erwordenen Kenntnisse praktisch anzuwenden sucht und dabei Hohn und Spott erfahren muß, an seiner Wissenschaft nothwendig irre wird. Welchen vernünftigen Grund kann diese unnöthige Belastung haben? Wie läßt es sich rechtfertigen, daß die kostbare Zeit auf Erlernung von Rechtssätzen verwendet werden muß, die nicht mehr gelten? Was kann es beispielsweise nützen, wenn man die Fälle, in denen das senatusconsultum Velleianum nicht zutraf, sich sorgfältig einprägt, wenn doch das ganze Institut durch die moderne Gesetzgebung längst in die Rumpelkammer verwiesen ist? Oder wenn man die Vorschriften über operis novi nuntiatio genauestens kennt, da doch eine praktische Anwendung dieser Einrichtung heutzutage nicht mehr denkbar ist? Das sind ein paar willkürlich gewählte Beispiele; Hunderte ließen sich anführen. An mancher Universität werden diese Materien allerdings etwas zurückgestellt und kürzer behandelt; ganz aufgegeben aber sind sie nicht, und im Universitätsexamen, das doch darthun soll, ob der Candidat die für die Praxis nöthigen Kenntnisse besitzt, kann man sie oft genug noch prüfen hören.

1) Die künftige Gestaltung des deutschen Rechtsstudiums nach den Beschlüssen der Eisenacher Conferenz. Von Emil Friedberg. Leipzig, Veit u. Cie. 1896.

1) Der civilistische Unterricht und das Bürgerliche Gesetzbuch. Von Gustav Rümelin, Professor in Freiburg i. B. Verlag J. C. B. Mohr, Freiburg i. B. und Leipzig, 1896.

Digitized by Google

Die erdrückende Mehrzahl der Hörer des Rechts auf Universitäten soll dereinst in der Rechtsanwendung thätig werden; jene, die sich der Theorie widmen wollen, sind leicht zu zählen. Demgemäß muß das Universitätsstudium in erster Linie darauf angelegt werden, Praktiker auszubilden. Das erscheint so selbstverständlich, daß man sich fast scheuen muß, es besonders auszusprechen. Es ist also erforderlich, bei dem einzelnen vorgetragenen Rechtssatz die praktische Tragweite zu erörtern, gleichwie dem Studenten der Naturwissenschaften die Richtigkeit der These durch das Experiment dargethan wird. Ohne die sofortige Nutzanwendung bleibt der Satz ein blutloser Schemen, der dem Gedächtniß rasch entschwindet. Gleichwohl findet sich eine Art des Vortrags, die diesen Umstand berücksichtigte, äußerst selten; sie wird oft genug direct abgelehnt mit der Begründung, sie passe nicht auf die Universität. Die Theorie fühlt sich über die Praxis erhaben und glaubt, ihr Gebiet streng von den Einflüssen jener rein halten zu müssen; eine verhängnißvolle Scheidung, die nicht, wie man wohl von ihren Vertretern hören kann, ein streng wissenschaftliches, nicht am Buchstaben klebendes Juristengeschlecht bei uns heranziehen hilft, sondern lediglich bewirkt, daß die Praktiker ihrerseits immer weniger auf die graue Theorie achten und deren Folgerungen zum Trotz die eigenen Wege gehen. Und sie sind dabei im Vortheil; denn das Recht ist nun einmal da, im Leben angewendet, nicht lediglich als Grundlage gelehrter Abhandlungen und abstracter Schlüsse verwendet zu werden.

Im Winter 1893 auf 1894 eröffnete Präsident Adolf Stölzel in Berlin an der dortigen Universität einen praktischen Rechtscurs, den er Schulung für die civilistische Praxis nannte. Seine ausgesprochene Absicht war dabei, die jungen Juristen, vor die er trat, mit Erscheinungen der Praxis sofort vertraut zu machen, ihnen daran die Bedeutung und den Sinn der einzelnen Rechtssätze zu erläutern und sie vor allem auf die Fehler hinzuweisen, die regelmäßig bei der Anwendung hervortreten. „Der Anfänger soll aus dem praktischen Leben heraus einfache Rechtssätze in ihrem natürlichen Wachsthum vor sich entstehen sehen, er soll an den bei Anwendung solcher Rechtssätze typischen Fehlern die Kenntniß und das volle, scharfe Verständniß der Rechtssätze in ihrer inneren Bedeutung gewinnen, um für ein richtiges eigenes Studium, für eine natürliche Rechtsauffassung genügend gerüstet zu sein und um zu erkennen, daß die Jurisprudenz in Wahrheit nichts ist, als der Niederschlag des gesunden Menschenverstandes in Dingen des Rechts.“[1]) Der Erfolg war sofort ganz außerordentlich; obwohl der Hörsaal 600 Personen faßte, mußte doch ein großer Theil der Angemeldeten wegen Raummangels zurückgewiesen werden. Ein beredter Ausdruck des Verlangens der jungen Juristen nach praktischer Unterweisung, ein nicht mißzuverstehender Protest gegen die herkömmliche Lehrmethode! Da und dort fühlte man sich auch getroffen, sah sich aber nicht zur Darnachachtung, sondern lediglich zur Polemik gegen den unbequemen Concurrenten bewogen, eine Polemik, die um so weniger am Platze war, als rein uneigennützige Motive den greisen Praktiker zur Besteigung des Katheders veranlaßten. In letzter Zeit haben sich sogenannte Praktica an mehreren Universitäten aufgethan. Es ging nicht ohne Widerspruch der reinen Theoretiker; die Neuerung wurde sogar mit dürren Worten als Unfug bezeichnet. Und doch geschieht in diesen Praktiken der Theorie nicht wehe; sie sind vielmehr — ich muß auch hier einfügen: in der Regel, denn Ausnahmen bestehen — nichts anderes, als Theorie in einem neuen Gewande. Es wird ein Fall zur Besprechung gestellt; aber die Aufgabe ist lediglich, die theoretischen Probleme, welche in denselben einschlagen, zu erörtern. Darum wird nicht mit einfachen Fällen begonnen und deren praktische Verwicklung und Entwicklung gezeigt, wie Stölzel das gethan hat, sondern es erscheint sofort ein sagenannter feiner, mit allen Spitzfindigkeiten ausgestatteter Fall, über dessen einzelne Fragen dann förmliche Abhandlungen geliefert werden. Ich habe selbst ein solches Practicum bei einem berühmten Lehrer des Civilprocesses besucht; wir beschäftigten uns darin mit den schwierigsten Fragen der Rechtsmittellehre; aber wie eine einfache Klageschrift aussehe, konnte sich, als das Practicum zu Ende war, von uns allen keiner vorstellen. Und was wir gelernt hatten, das vergaßen wir rasch; wir hatten die praktische Erscheinung der schweren Fälle nicht erfassen können und die rein theoretischen Erörterungen waren zu abstract, um uns zu haften.

Die Klagen hierüber sind nicht neu; aber sie müssen immer von neuem wiederholt werden und sie brechen von selbst bei jeder Gelegenheit aus. Im Jahre 1883 schrieb der Wiener Anwalt Dr. Julius Ofner in seinen Beiträgen zur exacten Rechtswissenschaft: „Der Jurist wird in der Universität vielleicht ein Docent, aber nie ein Anwalt.... Hier ist eine Besserung nothwendig. Eine gründliche Besserung ist aber nur auf eine Weise möglich: die praktische Jurisprudenz muß den Rang einer Wissenschaft erhalten, sie muß in die Universität gehoben werden.“ Was hier gesagt ist, gilt noch heute. Aus Anlaß des Assessorenparagraphen ist es auch schon mehrfach ausgesprochen worden. Die Kölnische Zeitung brachte im laufenden Jahre (wie ich aus der gleich nachfolgend erwähnten Schrift entnehme) zwei Aufsätze, der eine „Die Ausbildung unsrer Referendare“, der andere „Der Rechtsunterricht auf den deutschen Hochschulen“ überschrieben. Die mir vorliegenden Auszüge lassen erkennen, daß der erstere sich insbesondere gegen die „Unsitte des Festhaltens am Pandektenunterrichte“, der zweite gegen die unpraktische Lehrmethode an den Universitäten wendet und auf das genannte Practicum des Präsidenten Stölzel als zu begrüßenden Anfang einer neuen Entwicklung hinweist. Auf die hierin enthaltenen Vorwürfe ist von einem deutschen Professor in einem beweglichen, inhaltlich aber recht bedeutungslosen Schriftchen erwidert worden.[1]) Man solle doch endlich aufhören, die deutschen Hochschullehrer für die preußischen Juristenzustände verantwortlich zu machen; die Anklage sei gänzlich deplacirt, da die wirklich fleißigen Leute nach wie vor Tüchtiges bei ihnen lernten und ihnen andrerseits auf das die Universitätszeit verbummelnde Gros der Einfluß überhaupt entzogen sei. Eine Verbindung der Theorie mit der Praxis, wie sie in dem Uebungscurs Stölzels bethätigt wurde, sei nicht nothwendig, wenn ihr auch nicht gerade die Berechtigung abzusprechen sei. Verbesserung sei nöthig in doppelter Hinsicht; das Universitätsexamen sei zu erschweren, der daran sich anschließende praktische Vorbereitungsdienst vollständig neu (wie? wird nicht angegeben) zu organisiren. Daß auch diese beiden Punkte einer Discussion werth sind, daß insbesondere das Universitätsexamen vielfach reformbedürftig ist, da der Zufall bei ihm eine außerordentlich große Rolle spielt, steht ja außer Streit. Aber alle Schuld auf diese Umstände zu schieben und die derzeitige Art des Rechtsunterrichts auf den Universitäten als tadellos und zweckentsprechend hinzustellen, steht mit den Thatsachen in schneidendem Widerspruch.

---

[1]) Schulung für die civilistische Praxis. Von Adolf Stölzel. (Präsident der Justizprüfungskommission, vortragender Rath im Justizministerium u. s. w.) Zweite Auflage 1896. Berlin, Franz Vahlen. Die Auflage ist eigentlich die dritte; die erste, wie auch ein Neudruck derselben, waren in zwei Monaten vergriffen.

[1]) Der Assessorenparagraph und die Reform des preußischen Richterthums. Von einem deutschen Rechtsgelehrten. Greifswald. Verlag Julius Abel.

Ungleich mehr berechtigt sind die Ausführungen einer kleinen Schrift, in der sich ein preußischer Praktiker, der zugleich in der Theorie thätig ist, Amtsrichter Dr. Karl Dickel, über die Vorbildung der Juristen ausspricht.[1]) Gemeinsam ist ihr mit der vorgenannten, daß auch sie durch den Assessorenparagraphen veranlaßt worden ist; doch sieht ihr Verfasser die Ablehnung dieses Paragraphen, wie sie inzwischen im preußischen Abgeordnetenhause erfolgt ist, voraus, und bemißt seine Vorschläge nach dieser Eventualität. Er verlangt eine vollständige Umgestaltung des Rechtsunterrichts. Die Vorbildung soll mit einer Beschäftigung der Candidaten in der Praxis während der Dauer eines Jahres beginnen; hier sollen sie von der praktischen Thätigkeit der Justizbehörden und der Technik des Rechtsganges so viel zu sehen und zu hören Gelegenheit finden, daß sie mit praktischer Anschauung in das eigentliche Studium eintreten können. Dieses soll nicht mit den geschichtlichen Fächern, sondern mit Vorlesungen über das geltende Recht beginnen; die geschichtliche Entwicklung soll zunächst nur so weit berücksichtigt werden, als einerseits im Anschluß an die geschichtlichen Studien des Gymnasiums leicht möglich, andrerseits zum Verständniß des geltenden Rechts durchaus erforderlich ist. Umfangreichere geschichtliche Vorlesungen können in späteren Semestern gehalten werden, wobei auch die Geschichte des einschlägigen Particularrechts ihren gebührenden Platz finden soll. Weiten Raum sollen die seminaristischen Uebungen zugewiesen erhalten, in denen wirkliche, dem praktischen Leben entnommene Rechtsfälle in der Art, wie Stölzel es gethan hat, besprochen werden sollen. Im einzelnen mag dann die Vertheilung des Stoffes nach Lage der Sache erfolgen; doch wird es als empfehlenswerth erachtet, die Lehren des öffentlichen Rechts zuerst vorzutragen. Ordentlicher Professor soll nur werden können, wer fünf bis sechs Jahre nach Ableistung der großen Staatsprüfung in der Praxis thätig gewesen ist; es soll ermöglicht werden, daß geeignete Beamte gleichzeitig Richter und Rechtslehrer sein können.

Diese Vorschläge, die sicherlich in den weitesten Kreisen der deutschen Juristen Anerkennung finden werden, sind eingehend und mit überzeugender Klarheit begründet. Sie wollen den Bann brechen, den die jetzige Methode auf das Rechtsstudium gelegt hat. Wer französisch sprechen lernen will, fängt nicht mit Urkunden aus der Zeit Karls des Dicken an; warum soll es dem Juristen unmöglich sein, das geltende Recht zu erfassen, ohne die früheren Zustände, auf denen es nur zum Theile fußt, vollständig zu kennen? Es wäre ein trauriges Armuthszeugniß für die deutsche Jurisprudenz, vermöchte sie wirklich die Rechtsverhältnisse, wie das Leben sie immer neu hervorbringt, nur in der Weise zu Begriffen zu gestalten, daß sie dieselben auf das Prokrustesbett der römischen Terminologie spannt. Keineswegs soll darum verkannt werden, daß für viele Begriffe die Definition des römischen Rechts in ihrer classischen Schärfe die einzig richtige ist und daß, soweit das zutrifft, das römische Recht immer Lehrgegenstand auf unsern Universitäten bleiben muß. Aber nur innerhalb dieser Grenzen hat es Existenzberechtigung. Ausführungen der Quellen, die zum geltenden Rechte keinerlei Bezug mehr haben, sind auszuscheiden, mögen sie auch das Entzücken des eifrigen Romanisten bilden. Der alte Johann Adam Seuffert hat ein praktisches Pandektenrecht geschrieben, das in einem mäßig starken Bande das ganze geltende gemeine Recht darstellt; zudem ist die Aussonderung unpraktischer Materien nicht durchweg erfolgt und nehmen die Anmerkungen, in denen casuistische Ausführungen von hervorragendem praktischen Werthe niedergelegt sind, die aber nicht eigentlich zur Darstellung gehören, den größeren Theil des Buches ein. Aehnlich, wie es hier geschehen ist, kann auch in den Vorlesungen eine Einschränkung erfolgen. Institutionen und Pandekten bieten in einer solchen Einschränkung zusammen dann nur mehr Stoff für eine Vorlesung. Persönliche Interessen dürfen nicht maßgebend sein; der Pandektenlehrer wird sich darein finden müssen, daß er nicht mehr das Haupt der Facultät, sondern ein Glied derselben geworden ist, während an seine Stelle die Lehrer des geltenden Rechts getreten sind. In gleicher Weise müssen alle historischen Fächer zurücktreten. Gewiß ist es äußerst wünschenswerth, daß sie nicht vernachlässigt werden; es ist sogar nothwendig, daß der Jurist die geschichtliche Entwicklung jener Rechtsinstitute kenne, die nur im Zusammenhange mit der Geschichte richtig zu verstehen sind. Aber wichtiger als die Eintheilung der Urkunden in der karolingischen Zeit ist für ihn die Beweiskraft der Urkunden im geltenden Civilproceß; wichtiger als die Kenntniß der Immobiliarsatzung des deutschen Rechts im Mittelalter ist für ihn der Einblick in die gegenwärtige Form der Zwangsvollstreckung in Immobilien. Primum vivere, deinde philosophari. Das geltende Recht sich anzueignen, dazu zwinge man den Rechtscandidaten auf jede Weise; die Vertrautheit mit der geschichtlichen Entwicklung verlange man von ihm, soweit sie zu einer Beherrschung des geltenden Rechts nöthig ist; zu einer gründlicheren Ausbildung gebe man ihm Zeit und Gelegenheit. Zum Erlernen des geltenden Rechts wird ihm der von Dickel vorgeschlagene Weg bestens nützen; er hat zudem den Vortheil, insbesondere da, wo ein philosophisches Jahr vorgeschrieben ist, mit wenig Schwierigkeiten durchführbar zu sein, da die vor dem eigentlichen Studium der juristischen Fächer zu nehmende Gerichtspraxis wohl mit dem philosophischen Studium, das ja nicht die volle Zeit in Anspruch nimmt, verbunden werden kann.[1])

Die Erwähnung von Dickels Schrift hat mich über die Gegenwart, der diese Darstellung allein gelten sollte, hinausgeführt. Es möchte als Folge hievon angezeigt erscheinen, auch die nach den Eisenacher Conferenzbeschlüssen geplante Umformung des Rechtsstudiums zu besprechen. Dessen kann ich mich jedoch entschlagen, nachdem Gustav Pfizer sich darüber hier bereits verbreitet hat (Beil. Nr. 95). Die Beschlüsse haben keine Gewißheit geschaffen, daß die Mängel des Rechtsstudiums, auf die vorstehend hingewiesen wurde, beseitigt werden. Pfizer hat schon hervorgehoben, daß als Vorlesung über die römischrechtlichen Grundlagen des Bürgerlichen Gesetzbuchs verbunden mit der besonders befürworteten Quellenexegese recht wohl die derzeitigen Vorlesungen über das römische Recht in dem vollen hergebrachten Umfang weitergeführt werden können. Die nachdrücklich betonte Nothwendigkeit einer Verlängerung des Rechtsstudiums macht diese Gefahr — um eine solche handelt es sich — sogar sehr wahrscheinlich.

Eine Frage, die noch brennend werden wird, kann ich hier nicht mehr näher berühren: das ist die, wie lange das öffentliche Recht, dessen Stoff in fortwährendem Wachsen begriffen ist, sich die untergeordnete Stellung, die es jetzt im Lehrplan der Universitäten einnimmt, gefallen läßt. Sobald hier einmal das Verlangen einer gleichmäßigen Behandlung unabweisbar hervortritt, wird allerdings die dreijährige Studienzeit sich als zu kurz erweisen. Jetzt lernt man eben hievon auf der Universität nur die Rudimenta und holt den Mangel, so gut und schlecht es geht, in späterer Zeit nach.

[1]) Ueber Beschränkung der Anwärter des höheren Justizdienstes und die Vorbildung der Juristen in Preußen. Von Dr. Karl Dickel, Amtsrichter in Berlin und Lehrer an der Forstakademie in Eberswalde. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht.

[1]) Wie ein hervorragender bayerischer Forstbeamter mir mittheilt, werden die von Dickel ausgesprochenen Maximen insbesondere auch von dem Director der Forstakademie in Eberswalde, Dr. Danckelmann, vertreten. Der Name hat in Juristenkreisen besten Klang.

Digitized by Google

Edwin Frhr. v. Manteuffel an Leopold v. Ranke.

19.

Hochverehrter Freund!

Mir geht es nicht besser. Jedennoch habe ich die heute erhaltenen Bogen gelesen und schicke Ihnen diese letzten mit dem Ausdruck vollster Bewunderung für das Ganze. Ich sollte denken, Sie hätten etwas Meisterhaftes geleistet und nicht nur Fr. W. IV. ein Denkmal gesetzt, sondern auch ein bedeutendes Buch geschrieben. Noch eins: da Sie soviel und gewiß mit Recht Gewicht auf Neuschatel legen, so können Sie am Schluß da vielleicht noch eine Andeutung auf das Verhalten Oesterreichs in der Sache machen. Im Decbr. 1856 war doch schon die Armee formirt, die in die Schweiz einrücken sollte; General Graf Gröben war zum Oberbefehlshaber ernannt. Napoleon hatte sich in einem Schreiben dahin ausgesprochen, daß er neutral bleiben wolle; ähnliches sollte Oesterreich thun. Es hatte dies verweigert, ich wurde zu Kaiser Franz Joseph, der damals seine Reise nach Venedig und Mailand machte, geschickt, sprach in Wien Graf Buol, in Venedig, Mantua, Padua den Kaiser, und der Kaiser wies selbst die dünne Erklärung, die Napoleon gegeben hatte, ab und behauptete, Oesterreichs Interesse erfordere die freie Hand. Da Oesterreich die Erklärung, Preußen in seiner Expedition nach der Schweiz, wenn diese nicht weiter ginge, als die Herstellung seiner Rechte von Neuschatel, nicht hindern zu wollen, verweigerte, da die von Napoleon nicht officiell gegeben war und die Gefahr also vorlag, daß nach dem Einmarsch eine der in unsrer Flanke stehenden Mächte — Frankreich oder Oesterreich — Halt gebot, so unterblieb die ganze Unternehmung und der König mußte nachgeben. Vielleicht paßt in den Schlußpassus eine Allusion darauf, wie tief den König das Verhalten Oesterreichs in dieser ihm so nahe liegenden und nach seiner Auffassung seine fürstliche Ehre betreffenden Frage geschmerzt habe.

Gesehen habe ich Otto nicht, aber wohl ist er.

In herzlichster Herzlichkeit E. Manteuffel.

Der Ausspruch des Königs war: er erkenne gewiß die Pflichten voll und ganz an, die ihm als deutschem Fürsten oblägen, und habe das vielfach bewiesen; aber auch als König von Preußen habe er Pflichten, wenn diese mit seinen Pflichten als deutscher Fürst collidirten, so gingen seine Pflichten als König von Preußen denen des deutschen Fürsten vor, und wenn Oesterreich das nicht anerkenne und nicht die Rücksicht auf die Stellung nehme, die ihm in Deutschland gebühre, so werde er Sr. Kaiserlich Königl. Apostolischen Majestät auf dem weißen Berge begegnen! — Sie sagen, wenn Oesterreichs Verhalten mit der Pflicht collidire, die er als König von Preußen habe, so werde er nicht weichen!!! Ich finde das Gegenüberstellen der Pflichten als deutscher Fürst und der Pflichten als König von Preußen und die Erklärung, daß, wenn beide in Collisionen kämen, die des Königs von Preußen vorgingen, charakteristischer. Das heißt also: in dem deutschen Gefühl halte der König zu Oesterreich; wenn Oesterreich dies aber mißbrauche und dem König von Preußen nicht gebe, was diesem zukomme, so sei er König von Preußen wie seine Vorfahren und kümmere sich den Teufel um Deutschland und Oesterreich und kämpfe mit letzterem um ersteres im Nothfalle!

Ich schrieb dem König damals, das Haus Brandenburg habe lange gezögert, den Platz im protestantischen Deutschland einzunehmen, den das Haus Sachsen eingenommen; die Gewalt der Verhältnisse hätte es gezwungen, dies zu thun; so werde die Gewalt der Verhältnisse das Haus Brandenburg jetzt noch zwingen, den Platz der Habsburger in Deutschland einzunehmen. Der König war nicht unzufrieden mit dem Gedanken. Gute Nacht.

Nancy, 19. Februar 1873. E. M.

20.

Mein hochverehrter Freund!

Daß Ihr Geburtstagsbrief mir der liebste von allen erhaltenen Briefen gewesen ist, brauche ich wohl nicht zu sagen. Ich danke Ihnen aus vollem Herzen für denselben. Ich habe den Tag übrigens nicht gut zugebracht und fühlte mich sehr unwohl. Auch heute geht es mir noch nicht wieder so wohl, und doch muß ich zu einem Diner zu dem hiesigen Generalcommando gehen, vor dem ich mich fürchte, das ich aber der hiesigen Verhältnisse wegen nicht absagen mag. Die Franzosen sind so dankbar, wenn ich sie in Formen nicht fühlen lasse, daß wir Occupationstruppen sind. Alle diese Dinge wirken dann wieder zurück auf das Verhältniß von Soldat und Einwohner und meine Aufgabe ist doch, daß ich die Occupation zu gutem Ende führe. Ist die gelöst, dann sehne ich mich nach Ruhe viel mehr, als Sie glauben.

Apropos, Herr Thiers ist Ihr Freund, und da muß ich Ihnen doch das Telegramm mittheilen, das ich am 25. Februar von ihm bekommen habe. Ich habe den französischen Herren gegenüber natürlich nicht von meinem Geburtstage gesprochen; aber wie das so Brauch ist, hatten eine Menge Regimenter ihre Musiken hergeschickt und waren viele Herren der Armee auch gekommen, um zu gratuliren, so daß Abends eine große Gesellschaft bei uns war. Nun haben die Zeitungsschreiber ja nichts zu thun, kurz am 25. Februar früh brachten die französischen Journale ein Telegramm aus Nancy, mein Geburtstag sei gefeiert worden und die Musiken hätten den ganzen Tag vor dem Palais gespielt. Das hat nun Herr Thiers gelesen und da hat er mir den 25. Februar Nachmittags nachstehendes Telegramm geschickt:

Mon cher Baron de Manteuffel, les Généraux et Officiers Allemands vous ont félicité dans la journée d'hier, anniversaire de votre naissance; ils vous le devaient. Moi, Français, je vous adresse aujonrd'hui les mêmes félicitations en reconnaissance de votre incomparable noblesse et générosité envers notre pays. Recevez donc a cette occasion la nouvelle assurance de ma haute estime et de ma durable affection. Ich finde den Ausspruch im Munde des Herrn Thiers, der doch, man sei sein Feind oder Freund, ein bedeutender Mann ist, hübsch. Aber zeigen Sie das Ding nicht an Fremde, das gibt nur unnütz Gerede, und das möchte ich gern vermeiden.

Das ist ja eine ganz andere Sache, wenn Sie meinen, Kaiser Nikolaus habe durch sein Verhalten, durch ewiges Sprechen (nicht nur mit S. H. Seymour, der nur allein die Gespräche zu einem Berichte zusammengestellt hat) über die Nothwendigkeit, die Türkei zu begraben — er hat mir selbst gesagt, die Türkei müsse noch zu europäischem Kriege führen, er habe seinem Sohn oder Enkel den gern ersparen wollen durch eine friedliche Lösung der Sache, denn seine Stellung sei so in Europa, daß niemand ihn egoistischer Absichten bezichtigen würde — kurz also, daß dieses ewige Sprechen von der orientalischen Frage, daß die Mentschikow'sche Sendung, daß die Besetzung der Fürstenthümer Facta sind, welche die Westmächte und Oesterreich denken machten, das steht gewiß fest. Ich bleibe nur dabei, die Sendung Mentschikows und die Besetzung der Fürstenthümer haben keinen innern Zusammenhang mit den Gesprächen mit Sir H. Seymour. Kaiser Nikolaus ist, wie der Berliner sagt, reingefallen und seine Gegner und Neider (die liberalen Tendenzen haben auch mitgespielt) haben das benützt.

An meinem Geburtstag war Otto wohl, seitdem habe ich ihn noch nicht gesehen, hoffe aber morgen Mittag so auf den Füßen zu sein, daß ich es kann. In treuer Liebe und Verehrung

Nancy, 27. Februar 1873. E. Manteuffel.

21.

Lieber und verehrter und sehr geliebter und sehr verehrter Freund.

Ich und meine Frau, wir kommen noch selbst, um Ihnen unsere Glückwünsche zum heutigen Tage[1]) zu sagen, aber ich sende Ihnen schon am frühen Morgen zwei Geschenke.

1) Reiche ich Ihnen die geborgten Bücher mit herzlichem Danke zurück, und das nenne ich Geschenk, denn selten habe ich verborgte Bücher wieder erlangt.

2) Bitte ich Sie, dem Nachbar des Herzens die Bordeauxstärkung zukommen zu lassen, die ihm, wie meine Frau sagt, gut thun soll.

Der liebe Gott segne Sie und Ihr Haus und erhalte Sie noch lange, lange in Ihrer geistigen Frische. Haben Sie die Artikel in der Revue über Ihren Briefwechsel[2]) gelesen? In herzlichster Herzlichkeit

Berlin, 21. December 1873. E. Manteuffel.

22.

Hochverehrter Freund.

Ich habe gelesen und wieder gelesen, seitdem ich aus dem Berliner Trouble war. Sie sind ja wie Turenne, der in jeder Campagne denkender wird, Sie werden in jedem Buche brillanter. Fürst Bismarck müssen Sie die Sache schicken;[3]) es ist ja von zu großem Interesse, daß er die ganze Frage einmal im Zusammenhange und mit der Wahrheit dargestellt liest, und daß er den politischen Gedanken, der darin liegt und der ja auch Motiv zu seinem Handeln ist, auch klar ausgedrückt liest. Ich bitte Sie himmelhoch, ihm diesen Theil zu schicken, ihm genau zu bezeichnen, von wo an er lesen soll, und ihn darauf aufmerksam zu machen, daß das Concil nur vertagt ist.

Nun herzlich Adio. Kann ich, so komme ich nächsten Sonntag Abend zu Ihnen.

In herzlichster Verehrung und Liebe

Spiegelberg, 12. August 1874. E. Manteuffel.

23.

Hochverehrter Freund.

Hier sende ich Ihnen die Druckstreifen wieder, deren Lesen mich aufs höchste interessirt hat. Das Buch[4]) wird viel Eindruck machen. Zwei Bemerkungen erlaube ich mir:

1) Bei der Einleitung scheint mir der Gegensatz zwischen strategisch-militärischen Gesichtspunkten und gewöhnlicher, sozusagen civiler Betrachtungsweise nicht bezeichnend genug. Mir gefällt die gewöhnliche und die civile Betrachtungsweise nicht. Ich denke mir, das Strategisch-militärische ist das Speciellere, Ihre Auffassung das Allgemeinere. Ich möchte lieber ein Wort, daß in späteren Sätzen steht: Universalhistorisch als Gegensatz zu dem Strategisch-militärischen dort setzen.

2) Sollte bei der Schlacht von Leuthen nicht Leuthen selbst einmal genannt werden?

Sonst habe ich mir erlaubt, einige Anstriche zu machen, wo undeutlicher Druck war, oder wo mir Worte ausgelassen oder falsch verstanden schienen. Ebenso habe ich ein großes NB. gemacht, wo auf dem einen Streifen die Sätze unter einander gedruckt waren.

Nun noch eine Bemerkung. Ich habe immer gelernt, in der Schlacht bei Prag habe ein General Manteuffel dem fallenden Schwerin die Fahne aus der Hand genommen. Ist das richtig, so könnte der Name doch vielleicht bei dieser Gelegenheit populärer gemacht werden?

Ich sitze in Processen und in Arbeiten und bin heute früh ½5 Uhr aufgestanden, um Sie nicht warten zu lassen und doch auch um dem Publicum solch Buch nicht um eine Stunde zu entziehen. Ich sehne mich nach den andern Blättern.

In unwandelbarer Verehrung.

Spiegelberg, 3. August 1875. E. Manteuffel.

24.

Hochverehrter Freund!

Ich habe Sr. Majestät Brief und Buch gegeben und habe aus letzterem dem König den Vergleich Napoleons und Friedrichs II. vorgelesen.[5]) Die Stelle machte großen Eindruck auf Se. Majestät und der König sprach sehr hübsch über Sie.

Um 5 Uhr 5 Minuten muß ich auf der Eisenbahn sein, so daß ich erst um 6 Uhr werde bei Ihnen eintreffen können. Warten Sie daher nicht mit dem Essen, sondern heben Sie höchstens einen Teller Suppe für mich auf, den ich dann in Ihrer Gegenwart verzehre.

In treuer Verehrung.

Berlin, 30. October 1875. E. Manteuffel.

---

1) Ranke's Geburtstag.

2) Friedrich Wilhelms IV. mit Bunsen.

3) Den Schlußband einer neuen Ausgabe seiner „Päpste", dem Ranke damals ein Capitel über die Zeiten Pius' IX., insbesondere über das Vaticanische Concil angehängt hatte.

4) „Ansicht des siebenjährigen Krieges", zur Ergänzung des „Ursprungs" damals für die Werksausgabe verfaßt.

Mittheilungen und Nachrichten.

fr. Das Lehrbuch des deutschen Civilproceßrechts von Julius Wilhelm Planck ist nunmehr vollendet; die zweite Abtheilung des zweiten Bandes, enthaltend die Darstellung des abweichenden Verfahrens in erster Instanz (Versäumnißverfahren, Klagänderung), des Rechtsmittelverfahrens und der Zwangsvollstreckung, ist als Abschluß des umfangreich angelegten Werkes ans kurzer Zeit erschienen (München, C. H. Beck). Eine Empfehlung der Vorzüge dieser echten Gelehrtenarbeit ist überflüssig. Planck gehört zu den seltenen, glücklichen Naturen, die sich die Frische des Geistes bis in das höchste Alter bewahren und an ruhiger Klarheit immer noch fortwährend gewinnen. Dem Fernerstehenden mußte es als Wagniß erscheinen, daß ein Siebzigjähriger es unternahm, die in allen ihren Einzelheiten so schwer zu bändigende Materie des deutschen Civilproceßrechts in vollkommen neigenlose Weise zur systematischen Darstellung zu bringen; konnte doch die hiefür nothwendige Durchdringung des bereits vorhandenen und ununterbrochen sich mehrenden Bestandes an wissenschaftlichen Aeußerungen in Theorie und Praxis allein schon als eine die volle Kraft beanspruchende Arbeit bezeichnet werden. Nur wer die unerschütterliche Rüstigkeit des greisen Gelehrten, die Sicherheit, mit der er sein Wissensgebiet übersah, und die Leichtigkeit, mit der sich, seinem schlichten und einfachen Wesen entsprechend, die Gedanken ihm in die nächstliegende und sofort als richtig zu erkennende Form kleideten, bei seinem akademischen Vortrag zu beobachten und zu bewundern Gelegenheit hatte, vermochte hoffen, daß das Begonnene, sofern nicht Zufälle eintraten, zu gutem Ende geführt würde. In dem gleichen Jahre, in dem Planck seine Lehrthätigkeit einstellte, hat er nun auch sein großes Werk vollendet. Seine Hoffnung, daß dessen Inhalt seinen Schülern ein bleibendes Vermächtniß sein werde, kann ihrer Erfüllung nicht entgehen; der Erfolg wird aber viel weiter gehen, als ihn die Bescheidenheit des Verfassers erhofft: wer immer in wissenschaftlicher Weise mit dem deutschen Civilproceßrecht in Berührung tritt, dem wird Plancks Werk als ein Markstein der Literatur auf diesem Gebiete entgegentreten und für die Vermittelung zwischen

---

5) „Ansicht des siebenjährigen Krieges" S. 366 ff.

Theorie und Praxis, die allerdings hier nicht so getrennte Wege gehen wie auf anderen Gebieten, wird es von großer Bedeutung werden.

* Die Zahl der Papierfabriken der Erde schätzt ein amerikanisches Blatt auf annähernd 4000 mit einer Gesammtproduction von gegen 7900 Millionen Buch per Jahr. Die Hälfte alles erzeugten Papieres verbrauchen die Buchdruckereien, nur 600 Millionen Buch kommen auf die Zeitungen. Das meiste Papier verbrauchen die Engländer mit 12½ Millionen Buch durchschnittlich im Jahr. Nach ihnen kommen die Amerikaner mit 10¼ Millionen und die Deutschen mit 8 Millionen Buch durchschnittlichem Jahresconsum. Es folgen dann Frankreich mit 7½ Millionen, sowie Oesterreich und Italien mit je 3½ Millionen Buch Jahresdurchschnitt. Den Schluß machen noch einige Mittheilungen des Patent- und technischen Bureaus von Richard Lüders in Görlitz. Mexico mit 2 Millionen, Rußland mit 1¾ und Spanien mit 1½ Millionen Buch pro Jahr. Wieviel Ursinn in oben dort auf diesen gedungenen Papiermassen fixirt wird, entzieht sich natürlich auch jeder auch nur annähernden Schätzung.

or. **Heidelberg.** Der außerordentliche Professor Dr. Eduard Heyck, Vertreter der Historie des Mittelalters an unserer Universität, folgt einem Ruf in die Stelle eines Vorstandes der fürstlich Fürstenbergischen Archiv- und Bibliotheksverwaltung zu Donaueschingen, wo vor ihm S. Riezler und F. L. Baumann gewirkt.

* **Bonn.** Dr. Karl Drescher, bisher Privatdocent für deutsche Sprache und Literatur an der Akademie zu Münster, tritt in den Lehrkörper der hiesigen Universität über.

* **Weimar.** Der Vorstand der Goethe-Gesellschaft hat nunmehr die heurige Generalversammlung auf den 30. Juni einberufen. Die Festrede hat Prof. Konrad Burdach (aus Halle) übernommen „über Goethe's westöstlichen Divan". Nach dem Festmahl in der „Erholung" findet im Hoftheater als Festvorstellung eine Aufführung des zweiactigen Goethe'schen Schauspiels „Des Epimenides Erwachen" statt, mit der Musik von Anselm Weber. Die Eröffnung des neuen Goethe- und Schiller-Archivs erfolgt, wie bereits gemeldet, am Sonntag zuvor.

* **Jena.** Dr. G. Frege, außerordentlicher Professor der Mathematik an der Universität, ist zum ordentlichen Honorarprofessor ernannt worden.

* **Göttingen.** Ein hiesiges Seitenstück zu dem lebenslänglichen Studenten in Greifswald wird der „Magd. Ztg." mitgetheilt. In den 70er Jahren war in Göttingen ein dermaleins Haupt Namens Beste, das trotz seiner grauen Haare unermüdlich weiter studirte, und das kam so. Ihm war von einer wohlhabenden Tante ein Stipendium von 400 Thalern jährlich testamentarisch vermacht worden mit der Bedingung, daß dieses Stipendium ihm so lange verbleiben solle, als er mit Nutzen oder Erfolg studire, worüber ein Zeugniß eines Professors beizubringen sei. Beste hatte u. a. auch bei Prof. Klinkerfues belegt, und Klinkerfues erzählte, wie gern er das verlangte Zeugniß in folgender Form ausgestellt habe: „Er ist unter meinen Zuhörern stets der Beste gewesen", denn, fügte Klinkerfues hinzu, er hieß ja Beste. Beste hat denn auch bis an sein Lebensende in Göttingen studirt.

γσ. **Berlin,** 17. Mai. In der gestrigen ordentlichen Monatssitzung der „Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte" legte Geheimrath Virchow einige ihm zugesandte Arbeiten auswärtiger Mitglieder vor, unter denen besonders die von Dr. Döring während der letzten deutschen Togo-Expedition gemachten Messungen an Eingeborenen, wie ein reiches Material über Tätowirungen, dazu eine Abhandlung des Dr. Fischbach (Wiesbaden) über die Ornamentik der Feuersymbole, der Erwähnung werth erscheinen. Der Vorsitzende Geheimrath Waldeyer gab der Gesellschaft Kunde von dem Ableben des eifrigen westfälischen Sammlers Prof. Hosius (Münster), wie von der Gründung einer „Society of Australasia" in Sydney, die sich die Erforschung Australasiens zur Aufgabe gestellt hat. Der Schriftführer Sanitätsrath Bartels legte alsdann neben anderen Arbeiten ein neues Heft der „Chaldäischen Forschungen" des Dr. C. F. Lehmann vor, sowie eine Arbeit von Dr. Treichel über sogenannte Wikingerschiffe. Zugleich machte er Mittheilung von einem bei Czoslau gemachten Funde eines Phallus und zahlreicher Münzen, die bis zum Jahre 1000 n. Chr. zurückgehen. Virchow legte ferner noch einige Schädel vor, die durch plastische therapeutische Einwirkung stark angeätzt waren. — Der Hauptredner des Abends war Dr. Ohnefalsch-Richter, der über seine neuesten Ausgrabungen auf Cypern berichtete, die er im Auftrage des Kaisers und mit Unterstützung aus dessen Dispositionsfonds, sowie im Auftrage und mit Unterstützung der Rudolf Virchow-Stiftung in den Jahren 1894/95 in der Gegend des alten Tamassus und Idalion, in der Mitte der Insel, ausgeführt hatte, und an diese Mittheilungen knüpfte der Vortragende einige Schlüsse, die sich ihm bei seinen Forschungen über den Ursprung der Kupferzeitcultur in den Mittelmeerländern Europa's ergeben haben. Er unterstützte seinen sehr anregenden Vortrag durch die Vorführung zahlreicher Projectionsbilder, wie durch die Vorlegung der wichtigsten sich auf Cypern erstreckenden Publicationen, u. a. Serchi: Origine e diffusione delle stirpe mediterranee, A. J. Evans: Primitive Pictographs and Pre-Phoenician Script from Creta and the Peloponnese, dazu Schriften von Much und Kluge, sowie eigene Publicationen über Cypern, darunter das Werk „Kypros, die Bibel und Homer". Bei seiner Grabung 1894/95 war der Vortragende in der Nähe des altphönikischen Colonien Tamassos und Idalion auf eine bisher noch von niemand gesehene antike Stadt gestoßen, über die er sich nähere Mittheilung vorbehält. Die Insel Cypern besitzt heute wie vor Zeiten mehrere ausgezeichnete Häfen; da sind Larnaka, das alte Kition, und westlich davon Limasol an der Südküste, Famagusta in der östlichen Einbuchtung, nördlich davon das antike Salamis, ferner Carpasia auf der Nordostspitze, während am Südabhange der Nordküste im Inneren Chytroi liegt, gleichfalls eine alte Culturstätte. Die Städte des Westens sind das einst durch Solon gegründete (?) Soloi, wie Neapaphos und Palaepaphos. Westlich und östlich von Limasol liegen die Städte Curium und Amathus, weithin im Alterthum berühmt. Im Inneren das assyrische Idrie, sowie Tamassos und Idalion. Bei Tamassos hat Dr. Ohnefalsch-Richter während der letzten Campagne auf dem sogenannten Lambertshügel 19 Gräber aufgedeckt, während er schon 1889 um Idalion reiche Ausbeute gehabt hatte. Seit der ältesten Zeit hat sich hier die Technik sehr vollständig erhalten, eine Lücke ist noch in dem architektonischen Gebiete vorhanden, die indessen von dem Vortragenden dargestellt worden ist. Es betrifft diese Lösung die Entwicklung des ionischen Capitäls, das Koldewey, als aus drei Voluten mit Schneckenwindungen bestehend, aus der kappadokischen Volute herleitet, wofür er als Unterstützung eine von ihm in Neandria gefundene äolische Palate anführt, die ein Mittelglied darstellen soll. Das Dreieck, das sich auf den alten ionischen Capitälen findet, ist nun nach Ohnefalsch-Richter ein Blüthenblatt des Lotuskelches, wie es sich an dem Artemistum bei Ephesus findet, während Koldewey es unabhängig vom Lotos entstanden auffaßt. An einer aus Idalion stammenden Säule nun ist, wenn man sie mit den bisher bekannten dahin gehörigen Stücken vergleicht, deutlich zu erkennen, wie mit Fortlassung der Palmetten und des Dreiecks der cyprischen Säulen aus der Verticalen die horizontale Volute sich deutlich herausheben, die das rein ionische Capitäl zeigt. Solche bis ins 7. und 8. Jahrhundert hinaufgehende, rein ionische Voluten fand der Vortragende zur Unterstützung seiner These 1894/95 im Aphroditeheiligthum auf der Akropolis von Idalion, das nicht viel jünger ist, als der Tempel dieser Göttin in Paphos. Die Lückenhaftigkeit der Ueberlieferung muß hinsichtlich der Zeitbestimmungen durch die Funde ergänzt werden, und da die Ausgrabungen hierseits auch bisher noch unvollständig geführt worden sind, so kann man oft nicht zu festen Resultaten gelangen und muß sich mit Annäherungsbestimmungen begnügen. Die Ausgrabungen des Vortragenden in Idalion ergaben die Thatsache, daß aus dem 4. Jahrhundert v. Chr. das Aphroditeheiligthum in einem heiligen Haine außerhalb der Stadtbefestigung lag, daß es indessen im Laufe des 4. Jahrhunderts von dem Haine abgegrenzt und in die Festung hineingezogen wurde, wobei man keineswegs pietätvoll mit den zahlreichen im Heiligthum aufgestellten Weihgeschenken umging, sondern sie nur als Bausteine in den Wall der Festung einfügte, soweit sie aus Stein bestanden. Die Festungswerke selbst stellen zwei Quadermauerlinien, zum Theil auf dem anstehenden Gestein, dar, die Lücken sind mit Kalk ausgefüllt, aus der Masse selbst, die eine Durchschnittshöhe von 5 m hat, springen bald halbrunde, bald viereckige Bastionen heraus. Dieser kleinere Bezirk, der also in die Mauer der Befestigung eingeschlossen ist, mißt der Länge nach 120 m, der Breite nach 180 m; trotzdem viele Steine das Aleph, also das phönikische Steinmetzzeichen an sich tragen, sind sie doch in dieser Mauer nicht alt und stammen auch aus dem 5., 4. oder 3. Jahrhundert v. Chr. Schon im Jahre 1890 hatte der Forscher viele Schwierigkeiten zu überwinden, namentlich wegen des Widerstands, den ihm die Inselregierung entgegensetzte, ehe er die Erlaubniß zum Graben erhielt, und die höchsten Behörden, der Reichskanzler Caprivi und

Gladstone, mußten später für die Erlangung dieser Erlaubniß ihren Einfluß geltend machen. Die letzte Ausgrabungscampagne, die der Vortragende gemeinsam mit Prof. Dr. Furtwängler (München) unternahm, mußte im Festjahr 1895 schnell beendet werden, da man sonst, selbst für hohen Lohn, in der Erntezeit keine Arbeiter bekommen hätte. Die Gräberfunde bestehen in Fibeln, wie sie aus der Mykenecultur und aus der Bronzezeit bekannt sind und seit dem Anfang des 6. Jahrhunderts aus den Gräbern verschwinden, dazu kommen Ohrringe, Schmuckperlen, Spinnwirtel aus Stein, gleichfalls aus der Mykeneperiode bekannt, und ähnliche Dinge. Eine cyprische Inschrift auf einem ägyptisch stilisirten Relief, zwei Männer darstellend, konnte bisher nicht gelesen werden. Während der Grabungen hatte sich das Untersuchungsterrain wesentlich erweitert, allein der Mangel an Mitteln machte weiteren Forschungen ein Ende. Aus einer tieferen Brandschicht unterhalb der Mauer wurden 7 große Schleudergeschosse aus Stein und Hunderte von Bronzegeschossen, die der Feind einst in die Stadt geworfen, ans Licht gefördert. Steingeschosse mit metallenem Stachel, sowie bronzene Lanzenspitzen, Spiralen und Münzen aus dem Ende des 4. Jahrhunderts v. Chr. bilden mit 13 in verschiedener Technik gearbeiteten, sehr hohen und sehr dünn gehaltenen Säulenkapitälen die Hauptfunde der Campagne; Sonne, Halbmond und Palmetten finden wir an diesen Capitälen ebenso wie reiche Lotosblüthen-Verzierung. Ueber einer dichten Mauerschicht aus Luftziegeln sind die Bildwerke eingemauert, aus deren Zahl eine Göttin in sitzender Haltung mit einer Sphinx darüber, sowie eine als κουρότροφος angesprechende Göttergestalt und einige Köpfe in archaischem Typus besonders hervorstechen. Unter den in der Brandschicht gefundenen Terracotten, die männliche und weibliche Figuren und Thiergestalten, wie Hühner, Enten, selbst einen Adler darstellen, während die Taube, der Vogel der Aphrodite, fehlt, ist von besonderem Interesse eine schwarz und roth bemalte Statuette eines Schlangenbeschwörers. Die Brandschicht, in der diese Funde lagen, befindet sich bedeutend tiefer, als die Schichte, aus der die Weihgeschenke herausgehoben wurden. Trotz der Funde einiger polirter Steinmeißel ist eine Steinzeitcultur auf Cypern bisher noch nicht entdeckt, dagegen bietet Cypern für die Jahrhunderte vor der Bronzezeit zu datirende Kupferzeitcultur eine ungemein reiche Ausbeute, und von da ab läßt sich durch die Funde auch die Bronzezeit, die mykenische Zeit, die gräcophönikische Zeit bis zur römischen in reichem Maße illustriren. Es erheben sich die Fragen: Ist die Kupfercultur in den Mittelmeerländern autochthon, oder, bei der großen Uebereinstimmung cyprischer Kupferarbeiten mit solchen in Ungarn, Deutschland, Spanien und anderswo, ist sie auf Cypern als auf ihren Ausgangspunkt zurückzuführen, und kann man sie als indogermanisch bezeichnen oder nicht? Virchow hat die Ansicht ausgesprochen, daß bei vorhandener Uebereinstimmung gewisser specifischer Formen stets eine Entlehnung nothwendig anzunehmen ist. Für diese Uebertragung nun spricht das Vorkommen der Doppeläxte mit gleichem Typus in verschiedenen Ländern. Ohnefalsch-Richter bringt diese Kupfercultur, für deren Ausgangspunkt er Cypern erklärt, mit der vormykenischen und der mykenischen Cultur zusammen. Von Cypern hat sich der Gebrauch der Metalle nach seinen Ausführungen nach Griechenland und Italien zur Donau und weiter nordwärts, so selbst nach Palästina und nach Aegypten, durch Handel, wie es scheint, verbreitet. Hiefür scheint ihm beweisend eine Betrachtung aller Reste, der Geräthe, Schmuckgegenstände, der Sitten und besonders der Formen, wie sie Flachmeißel, Beil und Schwert zeigen, die, wie sie in Ungarn und am Sinai in der Zahl von 10 etwa sich fanden, zu Hunderttausenden aus Kupfer hergestellt auf Cypern vorkommen. Auf den Zusammenhang mit der mykenischen Cultur weisen die zu Tausenden auf Cypern aus Thon und Stein gefundenen Spinnwirtel hin, wie man sie auch in Hissarlik zutage gefördert hat. Schleifennadel und Pincette kommen, nach Form, Technik und Größe, genau so in Oesterreich vor, wie sie hundertfach in Cypern vorhanden sind und in noch wachsender Zahl dort ans Licht kommen werden. Für die Entwicklung ungarischer und deutscher Axtformen, für das sogenannte Doppel- oder Tüllenbeil, wie es sich an der Wolga und am Ural findet, ist ihr cyprischer Ursprungstypus völlig deutlich; über Kreta, wohin cyprische Kupfer- und Bronzewaffen, Bajonette, Dolche und die sogenannten vierstrahligen Sterne gelangen, führt der Weg nach Aegypten. Das bei Theben von Flinders Petrie entdeckte Steinzeitvolk hat seine Bronzecultur später aus Cypern empfangen. Auch nach Kadesch (Sendschirli) in Palästina, nach Rhodos und weiter westwärts drang die cyprische Metallcultur, und die Auffindung von Bergwerken in den Mittelmeerländern soll nach Ohnefalsch-Richter der Bedeutung der cyprischen Vorbilder für die Metallbearbeitung keineswegs Eintrag thun, eine Annahme, die doch wohl nicht allseitige Zustimmung finden dürfte. Stammen doch die mykenischen und die sogenannten homerischen Schwerter aus Cypern und werden dort sehr zahlreich heute noch gefunden, auch der kunstvolle Panzer des Agamemnon war cyprische Arbeit. Keilschriftcylinder auf Cypern gehen auf ein Alter von 2000 bis 3800 Jahre vor Chr. zurück. Die Kunstfertigkeit dieses alten Volkes muß wahrhaft staunenswerth gewesen sein, denn wir finden keramische Werke von hoher Vollendung und feiner Kunst in der Ausführung, die ohne Töpferscheibe hergestellt und mit ihrem geometrischen Ornament, das bei manchen keramischen Werken das Chataktéristicum darstellt, in die umliegenden Länder gewandert sind. Diese keramischen Funde auf Cypern umfassen einen Zeitraum, der von 6000 bis zu 1200 a. Chr. reicht. Am Ende der Steinzeit, also zu Beginn der Kupferzeit, hat der Culturcinfluß Cyperns auf die Länder des Mittelmeers begonnen. Mykenisches Gold, Perlen, Elfenbeinrosetten, Scarabäen und Amulette wie in Hissarlik sind auch zahlreich auf Cypern vorhanden. Die arischen Wanderungen sind in ihrem Beginn etwa von 2000 bis 1800 vor Chr. anzusetzen, während die mykenische Cultur schon durchaus als griechisch bezeichnet werden muß. Aus einer alten griechischen Bilderschrift hat sich nach Kluge das cyprische Syllabar entwickelt; aus 64 Bilderzeichen hat dieser Forscher 43 solche herausgehoben, die einen Schriftcharakter tragen, und da diese den Lautwerth des peloponnesischen Griechisch darstellen, so spielt diese peloponnesische, also griechische Sprache, falls sich die Untersuchungen Kluge's als richtig und zutreffend erweisen (?), nach Cypern hinüber und die Bewohner des alten Mykene sind dann Griechen, ihre Cultur ist griechisch und ihre Schrift war dann schon ein Culturgut, lange bevor die Phönikee ihr erstes Aleph erfanden.

* **Zürich.** Hier starb am 18. der 75jährige Professor der Forstwissenschaft Elias Landolt. Er hatte in Deutschland studirt und diente dann seinem Heimathcanton Zürich als Förster und zuletzt als Oberforstmeister. 1855, mit der Gründung des Polytechnikums, trat er als Lehrer in dieses über und wirkte bis 1893, wo Alter und Gebrechlichkeit ihn zum Rücktritt nöthigten. Seine praktische und literarische Thätigkeit war sehr umfassend; auch dem Forstwesen der Eidgenossenschaft hat er wesentliche Dienste geleistet; so z. B. ist es, wie die „Züricher Post" hervorhebt, Landolts Verdienst, daß dem Bunde jetzt die Oberaufsicht über die Hochgebirgswaldungen zusteht.

* **Rom.** Im Vatican hat man eine verschollene Reliquie der Jungfrau von Orleans wieder aufgefunden: ein Stahlhemd, das König Karl VII. von Frankreich der Jungfrau schenkte, als sie nach der Befreiung von Orleans mit ihr in Bourges zusammentraf. Das Rüstungsstück war noch bei Lebzeiten der Jungfrau in den Besitz des Marquis de Couroel übergegangen, der es in seinem Schlosse zu Pinon in gutem Gewahrsam hielt. Später brachte man die Reliquie nach Rom, wo sie im Vatican unter anderen Alterthümern liegen blieb, bis der gegenwärtige Marquis de Couçael Nachforschungen nach dem wertvollen Andenken anstellte und so glücklich war, sein Ziel zu erreichen.

Neue Kataloge: K. F. Koehler, Leipzig: Illustrirter Reisekatalog. Handbücher, Führer, Karten ꝛc. — J. Veh, Ellwangen. Nr. 43: Größere Bibliothekswerke, Zeitschriften, Incunabeln ꝛc. — Mayer u. Müller, Berlin. Nr. 156: Sprachwissenschaft. — Karl W. Hiersemann, Leipzig. Nr. 167: Genealogie, Heraldik, Sphragistik. — Hugo Helbing, München: Antiquitäten, Kunstsachen, Oelgemälde ꝛc. Versteigerung 1. Juni u. ff. Tage.

Verlag der Jos. Kösel'schen Buchhandlung in Kempten.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Baumann, Franz Ludwig, **Die zwölf Artikel der oberschwäbischen Bauern 1525.** 8°. IV u. 172 S. Preis broch. M. 2.40, in Ganzleinwand gebd. M. 3.— (5921)

Vorliegende Schrift bildet einen werthvollen, alle neuesten Quellenveröffentlichungen und Quellenforschungen sorgfältig berücksichtigenden Beitrag zur Vorgeschichte des Bauernkrieges und verdient daher die Beachtung aller Historiker, sowie aller Geschichtsfreunde, welche sich für diesen Zeitabschnitt interessiren.

Jahrgang 1896. München, Samstag, 23. Mai. Nummer 119.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Die Himmelsphotographie und ihre Fortschritte. Von Adolf Hnatek. — Zwei Rothenburger Ramane. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die Himmelsphotographie und ihre Fortschritte.

Von Adolf Hnatek.

Wenn irgendwo die Entdeckung einer neuen Eigenschaft einer Naturkraft, oder überhaupt einer bislang noch nicht bekannt gewesenen Functionsform einer Naturkraft gelungen ist, dann finden sich sehr viele, die sich sofort den besten Hoffnungen und größten Erwartungen hingeben, mag nun auch die neue Erscheinung noch so unvollkommen beobachtet worden sein oder nicht. Es liegt ja auch schon so in der Natur des Menschen, vom Unerwarteten und vollkommen Neuen auch wieder Unerwartetes und Neues zu erhoffen. Aber nur zu häufig erweisen sich dann die Hoffnungen als trügerisch oder, wenn schon nicht gerade das, so doch mindestens als bei weitem überschätzt; wie es denn auch natürlich sein muß, da doch die neu entdeckte Erscheinungsform selbst noch gleichsam unentwickelt in der Wiege schlummert und daher durchaus nicht geeignet ist, in ihrer Unvollkommenheit anderes zu vervollkommnen. Freilich wenn die neue Entdeckung auch sofort vollständig erfaßt ist, wenn man sofort weiß, mit welchen Vorgängen man es dabei zu thun hat, oder wenn sie gar bereits vorausgeahnt oder erwartet wurde, dann kann man einer fruchtbringenden Anwendung auf die Theorie gleich vom Anfang an sicher sein; dann kennt man sie aber auch schon bei ihrer Entdeckung vollständig. So behauptete z. B. Helmholtz auf Grund seiner mathematischen Betrachtungen das Vorhandensein von Summationstönen, noch ehe diese deutlich wahrgenommen worden, und der nachherige Nachweis ihrer Existenz vermittelst des Resonators war nur ein glänzender Beweis für die Richtigkeit seiner Theorie. Dadurch aber, daß er ihr Vorhandensein gleichsam berechnet hatte, waren sie eben ihrem Wesen nach schon vollkommen aufgefaßt und erkannt. Treten dann überdies technische Schwierigkeiten in den Bereich der neuen Errungenschaft, dann braucht es oft ungleich länger, bis es überhaupt möglich wird, sie in der Wissenschaft anzuwenden und in den Dienst derselben zu stellen.

So stand es auch mit Daguerre's Entdeckung der Photographie im Jahre 1838. Sofort hegte man die glänzendsten Hoffnungen bezüglich der Anwendung der neuen Entdeckung auf die Astronomie, ohne erst die Technik der Daguerre'schen Methode zu kennen. Da meinte man sofort, daß jetzt unsre Kenntniß der Außenwelt, des Universums eine ungeahnte Ausbreitung und Vervollkommnung erfahren werde. Diejenigen allerdings, die mit den gesammten Umständen näher vertraut waren, die vielleicht selbst schon auf dem neuen Gebiete operirt hatten, sahen ein, daß da noch lange Zeit werde verstreichen müssen, bevor man die Photographie überhaupt auf die Himmelskunde werde anwenden können. Sind doch die himmlischen Objecte gewöhnlich von so geringer Lichtstärke, daß man bei dem damaligen Stande der Empfindlichkeit der photographischen Platten geraume Zeit braucht, um selbst von helleren Sternen überhaupt einen Lichteindruck zu erhalten. Und während dieser Zeit auf die Bewegung des Sternenhimmels infolge der Umdrehung der Erde, sowie auch noch auf die Eigenbewegung des abzubildenden Himmelskörpers Rücksicht zu nehmen, war fast ein Ding der Unmöglichkeit; ja letzteres wäre auch heutzutage dort, wo eine längere Belichtung nothwendig wäre, mit dem größten Aufwande nur schwer zu erreichen. Man mußte daher Objecte auswählen, die infolge ihrer großen Lichtfülle nur eine sehr geringe Belichtungsdauer erforderten, so daß man wenigstens die Eigenbewegung des Gebildes vernachlässigen konnte. Und da war die Wahl nicht groß.

So war also unsre glänzende Königin des Tages, die Sonne, der erste Himmelskörper, an dem man Daguerre's Entdeckung versuchte. Man mußte sogar die Belichtungszeit sehr herabdrücken, um brauchbare Bilder zu erhalten. Nur ungefähr den sechzigsten Theil einer Secunde durfte die Platte der Einwirkung der durch das Fernrohrobjectiv concentrirten Sonnenstrahlen ausgesetzt bleiben. Während dieser kurzen Zeit brauchte man natürlich weder auf die Rotation der Erde, noch auf ihre Bewegung um die Sonne Rücksicht nehmen. Aber schon beim Monde ergaben sich Schwierigkeiten, die von Fachkennern gleich anfangs befürchtet worden waren. Da ließen die ersten Bilder, die zu Paris aufgenommen wurden, nicht einmal die Phase des Mondes erkennen. Man mußte also vorerst trachten, lichtempfindlichere Platten zu bekommen. Nur allmählich gelang dies; dann aber nahm die Himmelsphotographie einen raschen Aufschwung. Allerdings, mehr zu leisten und mehr zu offenbaren, als das Fernrohr im stande ist, ist ihr auch bis jetzt nicht gelungen und wird ihr wahrscheinlich auch in Hinkunft unmöglich bleiben.

Mit der Verbesserung der photographischen Platten wurden auch die Bilder, die von der Sonne erhalten wurden, zusehends besser, und so versuchte man bereits 1851 die Vorgänge bei der damaligen totalen Sonnenfinsterniß zu fixiren. Aber vergeblich! Die Bilder mißlangen meist vollständig wegen der Unkenntniß der zur Belichtung nöthigen Zeitdauer und überhaupt der ganzen dabei statthabenden Umstände. Das eine halbwegs gelungene Bild von Busch in Königsberg blieb nur durch das Gesehene verständlich. Unterdessen hatte sich Warren de la Rue ganz und gar diesem Theile der astronomischen Praxis gewidmet und sein Verfahren hat sich auch bei der totalen Sonnenfinsterniß von 1860 vortrefflich bewährt. Er hatte das ursprüngliche Daguerre'sche Verfahren gänzlich aufgegeben und bediente sich ausschließlich der empfindlicheren Collodiumplatten. Von den 43 damals während der Sonnenfinsterniß am 18. Juli des genannten Jahres aufgenommenen Bildern waren nur wenige mißlungen, trotzdem sie zur Sicherung des Erfolges etwas länger als nöthig der Belichtung ausgesetzt worden waren. So sprach denn auf Grund seiner

Bilder Warren sofort die Vermuthung aus, daß die Protuberanzen der Sonne angehörige Objecte seien, die erste wissenschaftliche Erkenntniß, die aus der Anwendung der Photographie auf die Himmelskunde geflossen war.

Kurz nachher wurde genau nach dem Muster der Warren'schen Instrumente die Sternwarte in Wilna mit Apparaten ausgerüstet und unter Gussew begann dort eine Reihe von photographischen Sonnenfleckenbeobachtungen, die äußerst werthvoll blieben.

Später gelang es sogar, die Sonnencorona, die dem Auge nur während einer totalen Sonnenfinsterniß sichtbar wird, auch bei vollem Sonnenlichte zu photographiren. Der bekannte Astronom Schuster hatte nämlich beobachtet, daß die Coronastrahlen die größte chemische Einwirkung zwischen den Fraunhofer'schen Linien C und H zeigen, und brachte dadurch Huggins auf den Gedanken, durch Absorption aller übrigen Strahlen nur die Coronastrahlen auf die Platte einwirken zu lassen und so das Bild der Sonnenatmosphäre zu erhalten, was ihm auch thatsächlich durch Anwendung einer Lösung von übermangansaurem Kali theilweise gelang. Lohse in Potsdam setzte 1878 die Versuche fort und benutzte dazu Platten, die nur innerhalb der angeführten Grenzen sensitiv waren. Diese sowie die weiteren Versuche von Abney, Deslandres u. a. waren zwar sehr interessant, blieben aber nichtsdestoweniger mehr oder minder werthlos. Erst in neuester Zeit will wieder David E. Packer in Birmingham dasselbe Ziel durch Anwendung von dünnen Metallstreifen erreicht haben, da letztere die ultravioletten Strahlen durchlassen. Seine Versuche sowie seine Schlüsse daraus auf elektrische Kräfte bedürfen wohl einer genauen Revision, um zu zeigen, was man von ihnen wird zu hoffen haben.

Mit der steigenden Empfindlichkeit der Platten wurde natürlich auch die nöthige Belichtungsdauer derselben immer geringer, so daß sie jetzt nur noch einen unendlich kleinen Bruchtheil einer Secunde beträgt. Gleichzeitig wurden auch die Bilder immer genauer und deutlicher, so daß wir jetzt Photographien besitzen, welche die kleinen Poren, sowie überhaupt die feine Structur der Sonnenoberfläche mit großer Schärfe wiedergeben. Besonders hat sich der französische Astronom Janssen darum verdient gemacht, dem es zuerst gelungen ist, Bilder bis zu den großen Dimensionen von 46 cm in voller Schärfe aufzunehmen. Da auf einer solchen Abbildung dann ein viel größerer Theil der Photosphäre sichtbar ist, als im Fernrohr, so konnte er daraus auch sehr bemerkenswerthe Schlüsse auf das Verhalten dieser Lichthülle ziehen. Neuere Anwendungen der Photographie auf das Sonnenspectrum und die Schlüsse daraus auf die Umdrehungsverhältnisse der Sonne sollen am Schluß bei der Anwendung der Photographie auf die Spectroskopie kurz besprochen werden. Nun zum bleichen Gefährten der Sonne, dem stillen Hüter der Nacht, unserm Monde.

Wie schon erwähnt, ließen die ersten Lichtbilder nicht einmal recht die Phase unsres Mondes erkennen und nur allmählich kam man dazu, geeignetere Aufnahmen zu bekommen. Aber die Belichtungsdauer war noch immer zu lange. Ein Versuch in Kew, am Vollmonde angestellt, ließ auch in der Zeit einer Minute nicht die geringste Einwirkung auf die sensitive Platte erkennen. Spätere Aufnahmen von der Licksternwarte zeigten schon einige Ringgebirge und 1865 war man bereits so weit fortgeschritten, daß ein von Rutherford zu New-York aufgenommenes Bild fast unsern neueren Mondphotographien an die Seite gestellt werden kann und es fast scheinen könnte, als hätten die neueren Bilder keinen Vorzug vor den alten. Aber bei genauerer Betrachtung ergeben sich doch große Vortheile zu gunsten der jetzigen Aufnahmen. Da ist zum Beispiel die ursprüngliche Größe des Bildes, welche bei den alten Aufnahmen zurücksteht, und dann überdies die Tiefe der Lichtcontraste und Töne, welche auf den neueren Bildern deutlicher und schöner, wie auch vielleicht schärfer hervortritt und sie als bessere Aufnahmen kennzeichnet. Auf einem späteren Bilde, einem Glaspositiv, welches Burnham 1888 mit einem Objectiv von 9 cm Durchmesser aufgenommen hatte, konnte der Brüsseler Gelehrte Prinz nach vorhergegangener Vergrößerung bereits Objecte von nur 3600 m Durchmesser erkennen. Das Original zeigte sich unter starker Vergrößerung gestreift, wie mit einem äußerst zarten, feinen Netz überzogen, so daß es einen oberflächlichen Beobachter leicht hätte mit der scheinbaren Fülle des Details täuschen können. Da aber das Netz sowohl über den Schatten der Ringgebirge hinweggeht, wie auch sich über den Rand des Mondbildes überhaupt fortsetzt, so ist klar, daß dasselbe keine reale Existenz auf dem Monde besitzt und nur in Eigenthümlichkeiten der Platte seinen Ursprung hat.

In neuester Zeit haben wieder die Gebrüder Henry in Paris staunenswerthes in der Himmelsphotographie und speciell beim Monde geleistet. Auf einer Aufnahme vom 27. März 1890 sind noch Objecte von nur 2300 m Durchmesser zu erkennen. Freilich wirkten bei dieser Aufnahme alle günstigen Umstände zusammen. Es gelang auch ein an demselben Abend aufgenommenes Bild nicht mehr in dem Maße; auf diesem letzteren sind nur Gegenstände von etwa 3000 m Durchmesser erkennbar, während ein an einem späteren Tage aufgenommenes Photogramm gar nur noch Krater von 3200 m Breite zeigte. So steht es jetzt ungefähr mit den genauesten und am meisten ins Detail gehenden Bildern. Die Photographien der Lickwarte auf Mount Hamilton gehen höchstens bis auf Objecte von 3500 m herab und das ist auf ihnen auch so ziemlich das letzte noch deutlich erkennbare Detail. Dasselbe zeigte sich besonders auch auf einem von Holden und Campbell am 12. October 1891 im Brennpunkt des großen Refractors bei drei Secunden Belichtungszeit aufgenommenen Negativ. Eine Vergrößerung der entwickelten Platte erlaubte Schätzungen bis zu 2800 m.

Vor kurzem haben Löwy und Puiseux die Brüder Paul und Prosper Henry zu erreichen gewußt. Sie arbeiteten am sogenannten „Aequatorealcoudé" mit einer Objectivöffnung von 60 cm und einer Bildgröße von 18 cm. Die Güte sowohl des Instrumentes, wie auch der Platten, muß um so mehr bewundert werden, als trotz der doppelten Reflexion der Lichtstrahlen an den Planspiegeln, welche die Einrichtung des Fernrohrs, das deßhalb „Aequatorealcoudé" heißt, bedingt, die Bilder von der größten Schärfe und Deutlichkeit blieben, so daß man auf ihnen noch ganz gut z. B. das Rillensystem des Triesnecker erkennen kann. Die Expositionszeit betrug nicht einmal ganz eine Secunde. W. Prinz ist eine ungefähr 11malige Vergrößerung gelungen, so daß ein die ganze Mondscheibe umfassendes Bild ungefähr zwei Meter im Durchmesser hätte, also an Größe der großen Mondkarte von Schmidt gleichkäme. Gleichwohl gibt die Karte Schmidts bei weitem mehr Detail. Und es erscheint dies nur um so selbstverständlicher, wenn man erwägt, daß bei der Vergrößerung auch das Korn der Platte mit vergrößert wird und dasselbe überhaupt bei der Abbildung so kleiner Objecte, welche auf der Platte einen Durchmesser von oft nur mehreren Hundertelmillimetern besitzen, sehr hinderlich einwirken muß. Deßhalb hat auch Prinz darüber Untersuchungen angestellt. Er fand, daß ein Korn von einer Größe von nur 8 μ (1 μ = 0.001 mm) der Platte auf dem Monde ein Object von 203 m Durchmesser verdecke. Seine mikroskopischen Untersuchungen ergaben ferner, daß die Silbersalztheilchen der

französischen Platten nur Durchmesser von ungefähr 1.5 bis 3 μ besitzen, während das Korn der amerikanischen Platten zwischen 3—8 μ schwankt. Holden selbst nimmt dafür im Durchschnitt 5 μ an. Ueberdies finden sich aber auf der lichtempfindlichen Schicht der amerikanischen Platten Anhäufungen von Körnern, welche die Größe von 40 μ erreichen, was auf dem Monde bereits einem Gebilde von 1016 m entspricht. Auf diese Flocken und Körner der Platten ist auch das Detail zurückzuführen, das viele auf den Photogrammen entdeckt haben wollen. Wollte man freilich in einer solchen Weise vorgehen, dann wären die photographischen Bilder allerdings den genauen Mondkarten von Schmidt bei weitem überlegen, dann müßte man freilich die „exacte Forschung" über Bord werfen. Obgleich die Bilder von Löwy und Puiseux an Feinheit alles übertreffen, zeigen sie doch jenes Detail nicht, durch das sich so manche haben beirren lassen.

Man kann bis jetzt noch immer behaupten, daß trotz der Güte der Photographien ein guter Vierzöller noch mehr zeigt, als die lichtempfindliche Schicht festzuhalten vermag. Die vielen feinen Krater und Rillen, die Schmidt genau verzeichnet, zeigen die Photogramme überhaupt nicht. Freilich aber haben sie wieder den Vortheil, daß das, was sie enthalten, vollkommen naturgetreu ist und daß durch sie die verwickeltsten Formenverhältnisse der Mondgebirge genauer wiedergegeben werden, als dies je durch Zeichnung nach der Beobachtung möglich sein wird. Und so werden sie auch immer ein werthvoller Behelf und sicherer Prüfstein für die Zeichnungen bleiben. Es wäre auch sehr wünschenswerth, wenn die geplante photographische Mondkarte in Form eines Atlas zu Stande käme. Trotz alledem aber wird es der Photographie nie gelingen, den Refractor zu verdrängen.

Im Jahre 1891 wurden der Himmelsphotographie wieder neue Bahnen eröffnet. Zum ersten male am 22. December des genannten Jahres war Max Wolf auf seiner Privatsternwarte in Heidelberg die Entdeckung eines kleinen Planeten, Brucia, mittelst der Photographie gelungen. Kurze Zeit darnach begannen auch andere Forscher, so insbesondere Charlois in Nizza, auf diese Art ihre Arbeiten fortzusetzen, so daß jetzt die bereits so große Zahl der mit dem Fernrohr entdeckten Planetoiden fortwährend durch neue, mit Hülfe der sensitiven Platte aufgefundene bereichert wird. Bei einer solchen Aufnahme kommt es natürlich hauptsächlich auf die Größe des auf einmal fixirten Himmelsraumes an und es wird daher auch für derlei Aufnahmen eine gewöhnliche Portraitlinse verwendet. Da man es aber mit äußerst lichtschwachen Objecten zu thun hat, muß die Belichtungszeit gehörig verlängert werden und man daher dafür sorgen, daß der Apparat der täglichen Bewegung des Himmels folge. Läßt man ihn also fortwährend nach einer bestimmten aufzunehmenden Himmelsgegend gerichtet, so werden die daselbst befindlichen Sterne und Sternchen ihr Licht in die empfindliche Schichte gleichsam eingraben, und da die Fixsterne während dieser Zeit unbeweglich am Himmel verharren, so werden sie auf dem Bilde als Pünktchen erscheinen, die Planeten aber, welche während derselben Zeit einen merkbaren Bogen am Himmel zurückgelegt haben, eine feine, strichförmige Spur zurücklassen.

Da heißt es denn nun, die Platte nach solchen Strichelchen absuchen und dann, falls eine Auffindung gelungen ist, den entdeckten Planeten weiter im Fernrohr verfolgen. Das ist nun freilich oft sehr schwierig, da seine Bewegung für die nächste Zeit sich nur in äußerst günstigen Fällen aus der Lage und Richtung des Striches angeben läßt. Außerdem verhindert oft ein kleiner Fehler der Platte, ein kleiner Riß in der Salzschicht, eine kleine Unebenheit das Erkennen eines Planeten oder führt zu einer irrigen Beobachtung. Oft erscheint ein Strich gespalten, so daß eine genaue Positionsbestimmung unmöglich wird. So wird es nicht überflüssig, an demselben Abend kurz darauf noch eine Aufnahme derselben Gegend zu machen, das erleichtert dann auch das Absuchen der Platten sehr.

Die Positionsbestimmung des Planetenortes muß auch noch aus einem anderen Grunde in vielen Fällen unsicher bleiben. Nehmen wir z. B. an, daß der Planet bei Beginn der Aufnahme, die meist zwei Stunden dauert, tiefer am Himmel gestanden sei, so wird infolge der größeren Extinction durch unsre Atmosphäre das Planetenstrichelchen an dem einen Ende schwächer und kürzer erscheinen und daher bei der Ausmessung der Mittelpunkt, welcher dem arithmetischen Mittel aus der Expositionszeit entspricht, falsch bestimmt und falsch ausgemessen werden. Dagegen bieten die photographischen Aufnahmen andere Vortheile, so die größere Fläche, welche auf einmal festgehalten werden kann. Während der Aufnahme muß der Himmel zwar klar sein, doch schaden auch ein leichter Dunst oder auch vorüberziehende Wolken nicht. Wind vereitelt in den meisten Fällen die Aufnahmen, solche Platten sind dann ganz nutzlos.

Um das oft recht mühsame Absuchen der Platten nun einigermaßen zu erleichtern, hat man sich verschiedene Methoden zurechtgelegt. Pickering nimmt eine Platte als Spiegelbild, also durch das Plattenglas hindurch auf, Barnard wieder nimmt das eine Bild als Diapositiv und legt dann die Platten aufeinander. Wo Licht hindurchdringt, hat eine Ortsveränderung stattgefunden. Aber sehr oft scheitern diese und andere Methoden an Unregelmäßigkeiten der Platten selbst. Auch die Art der Entwicklung des Bildes ist von großem Einfluß. So hat sich herausgestellt, daß die schwächeren Eindrücke von einem starken Entwickler in kurzer Zeit deutlicher herausgezogen werden, als von einem schwächeren in längerer Zeit. Das gilt natürlich nur von den Planetoiden. Bei der Sonne und dem Monde, wo man eine feine, detailreiche Zeichnung wünscht, wird man mit einem schwächeren Entwickler arbeiten, z. B. nach Gothard mit Pyro-Soda. Im ganzen fordert sowohl die Aufnahme, wie auch das Absuchen viel Uebung und es muß auch nachträglich so bald als möglich die Beobachtung am Fernrohr wiederholt werden, da die Messungen des Planetenortes immer ungenau bleiben und der Himmelskörper, falls man ihm nicht sofort mit dem Fernrohr nachjagen würde, bald wieder verschwunden wäre, da eine Verfolgung mit dem photographischen Apparat äußerst zeitraubend wäre und überdies wegen der Ungenauigkeit der Messungen trotzdem nicht zu einer genauen Bahn führen würde.

Was die Anwendung der Photographie auf die Fixsternkunde, sowie auf die Aufnahme von Nebelflecken betrifft, so läßt sich im allgemeinen davon nichts neues erwarten. Es ist an sich klar, daß man die Platte so lange dem Lichteindruck aussetzen kann, als man Zeit hat, den Apparat immer genau nach seiner Richtung zu controliren. Man kann so das Licht sich förmlich in die Platte eingraben lassen und so Sterne auf dem Bilde erhalten, die man selbst mit den stärksten Fernrohren noch nicht hat erblicken können, und so könnte man die Himmelsphotographie beinahe eine Art „Photographie des Unsichtbaren" nennen. Jedenfalls können Aufnahmen aus verschiedenen Himmelsgegenden wichtige Schlüsse über die Anhäufung der Sterne im Raume erlauben. So hat auch schon eine Aufnahme einer Partie der Milchstraße von E. E. Barnard viele sternarme Canäle und Windungen in derselben gezeigt, die erkennen lassen, wie räthselhaft uns eigentlich noch immer das Milchstraßensystem geblieben ist, da es uns bis jetzt

an einer ungezwungenen Erklärung dieses Details mangelt. Vielleicht wird sich über diesen Sternenring dann etwas genaueres sagen lassen, wenn einmal Bilder aus allen Theilen desselben vorliegen.

Schöne und lehrreiche Photogramme wurden bereits von Nebelflecken, so besonders vom Orionnebel, erhalten, der durch seine große Lichtfülle besonders geeignet erschien. Kurz nach gelungener Construction geeigneter Platten haben sofort Draper, Common, Roberts und andere den schönen Nebel aufgenommen. Aus diesen Bildern glaubt Pickering schließen zu können, daß während der Zwischenzeit eine Aenderung im Aussehen der Nebelmasse nicht eingetreten ist. Vor nicht allzu langer Zeit hat wieder Roberts den Nebel bei dem Stern 15 Monocerotis aufgenommen und dabei eine detailreiche Zeichnung erhalten, die selbst Herschels und Rosse's Riesenreflectoren nicht hatten zeigen können. In solchen Arbeiten scheint also, aus diesem und anderen Bildern zu schließen, die Photographie der directen Beobachtung weit überlegen zu sein, da man ja die Belichtungsdauer vergrößern und daher auch lichtschwache und unscheinbare Objecte in geeigneter Schärfe abbilden kann. Mit der Aufnahme ausgedehnter Nebelmassen in der Umgebung des Systems der Plejaden hat sich erst im Vorjahre Barnard befaßt und ist auf Grund seiner hierauf gerichteten Beobachtungen und Arbeiten zu interessanten Schlüssen bezüglich eines möglichen Zusammenhanges derselben mit den Nebelmassen, die im Orionsystem verstreut sind, gelangt.

Nun möge noch eine Anwendung ihre Erwähnung finden, welche ebenfalls von größtem Nutzen bleiben wird: Photographie der Sternspectren. An einem solchen Spectrogramm kann die Lage der einzelnen Linien müheloser und vielleicht auch genauer bestimmt werden, als dies bei directer Beobachtung möglich wäre. Man braucht zum Beispiel nur am Schluß der Aufnahme das Licht irgend eines bekannten Stoffes, z. B. des Eisens, auf den Spalt des Spectralapparates fallen zu lassen, um nun mit den zugleich aufgenommenen Linien des bereits bekannten Spectrums eine directe Vergleichung anstellen zu können. Da lassen sich dann auch die Verschiebungen der Spectrallinien, aus welchen bekanntlich nach Dopplers Princip ein Schluß auf die Bewegungsverhältnisse des beobachteten Körpers im Visionsradius gezogen werden kann, genau studiren. So hat denn auch Deslandres am 16. April 1893 das Spectrum der Sonnencorona bis zu den ultravioletten Strahlen photographirt und dann durch Juxtaposition der Beobachtungen der beiden Sonnenränder herausgebracht, daß der Sonnencorona dieselbe Rotationszeit zukomme, wie der Photosphäre. Dieses genaue und interessante Verfahren läßt sich natürlich auch auf alle Körper anwenden, bei welchen eine Rotation in Ermangelung irgend welcher Kennzeichen nicht beobachtet werden kann, so auch auf den Saturnring. Hier hat sich in neuester Zeit besonders Belopolsky hervorgethan und es sind ihm in günstigen Fällen sogar Einstellungen auf den äußeren und inneren Rand allein gelungen. Seine Beobachtungen ergaben fast denselben Werth, wie die auf gleichem Wege erlangten Bestimmungen Keelers und ebenso Deslandres'! Die Werthe für die Geschwindigkeit des inneren Randes und des Saturnäquators stimmen fast ganz mit denen überein, die durch Rechnung erhalten wurden. Nur für den äußeren Rand weichen beide Bestimmungen von einander ab, und zwar bei allen drei Beobachtern. Bei Saturn speciell wäre eine directe Beobachtung der Rotation seines Ringes unmöglich, da bis jetzt keinerlei Flecken auf ihm entdeckt werden konnten. Zwar wollte einmal Schrötter zwei helle Punkte auf ihm gesehen haben, welche fast ganz ruhig geblieben sein sollen, aber nicht lange darnach wies ihm Olbers nach, daß dies keineswegs Unregelmäßigkeiten der Ringe bedeutet, sondern nur auf optischen Täuschungen beruht habe. So wurde also durch das Spectroskop in Verbindung mit dem photographischen Apparate die Frage nach der Rotation des Saturnringes beantwortet, nachdem eine solche Rotation schon von mehreren Forschern, so insbesondere von J. F. Schmidt und Schwabe, bestritten worden war.

So scheinen sich erst jetzt nach und nach die großen Erwartungen zu erfüllen, die man anfangs in die Himmelsphotographie gesetzt hatte, wenigstens in einigen Theilen der Sternkunde. Wenn wir auch z. B. mit vollkommener Gewißheit behaupten können, daß die Mondphotographien niemals die Reichhaltigkeit der Mondkarten erreichen werden, daß das auf einem Mondbilde enthaltene Detail immer hinter dem zurückbleiben wird, was mit einem guten 4—5zölligen Refractor gesehen und beobachtet werden kann, so müssen wir doch wieder zugeben, daß uns in der Photographie ein Mittel an die Hand gegeben ist, das uns befähigt, tiefer in die Räume des Fixsternhimmels einzudringen, als dies auch unserm bewaffneten Auge je möglich sein wird. Da sind auch unsre Bilder z. B. von Nebelflecken viel genauer, als unsre selbst aus den größten Fernrohren erhaltenen Zeichnungen. Freilich stört ja auch bei den letzteren das Korn der Platten nicht, da es wohl niemand beifallen wird, das Bild eines Nebelflecks mikroskopisch untersuchen zu wollen. Und was zuletzt die Anwendung auf die Spectralanalyse anbelangt, so haben ja da jetzt schon die Erfolge unsre Erwartungen übertroffen. Ist es doch Deslandres erst im Vorjahre gelungen, durch Verbindung der Photographie mit der Spectralanalyse feststellen zu können, daß wir in Atair einen mindestens dreifachen Stern vor uns haben, sowie daß derselbe mit einer Atmosphäre, ähnlich der unsrer Sonne, umgeben ist. Ob solche Beobachtungen ohne Benutzung der Photographie in absehbarer Zeit gelungen wären, bleibt immer zweifelhaft. Wenn man dann überdies bedenkt, daß die photographische Technik noch fortwährend im Zustande der Verbesserung ist, so wird man wohl noch weitere schöne Aufschlüsse über unser Universum von ihr erwarten dürfen.

Zwei Rothenburger Romane.

-tt. An Rothenburg, die Stadt des Meistertrunkes, die ihr mittelalterliches Gepräge echt und unversehrt aufrecht gehalten hat, knüpft der neue Roman von Adolf Wilbrandt an und der von Johannes Proelß. Ganz verschieden geartete Bücher, denen aber außer der Beziehung zu dem Ausgangsort der Handlung noch eines gemeinsam ist, die optimistische, erwärmende Weltanschauung der Autoren, der hoffnungsfrohe Idealismus, von dem beide erfüllt sind.

Von den Büchern Wilbrandts, mit denen wir uns in den letzten Jahren zu beschäftigen hatten,[1]) hat uns keines so großen Genuß bereitet, wie das jetzt vorliegende.[2]) Der stoffliche Inhalt ist ungemein fesselnd und manche Scenen sind von wunderbarem poetischen Reize. Die Menschen sind von Meisterhand dargestellt, und wir sehen sie in voller Lebendigkeit vor uns, obgleich keine umständliche Beschreibung ihrer Aeußerlichkeiten stattfindet. Das Buch ist die Verherrlichung „eines Mannes, der ‚sich selbst gemacht' hat, dessen Leben ein Stück Wunder ist, der immer seinen Weg ging, eines Meisters der mechanischen Heilkunst, der ein merkwürdiges Geschenk der Natur an die Menschheit ist."

---

[1]) Vgl. Beilage von 1894 Nr. 351 und 1895 Nr. 113.

[2]) Die Rothenburger. Roman von Adolf Wilbrandt. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger. 1895.

Mit der enthusiastischen Schilderung Friedrich Hessings, Begründers des Sanatoriums Göggingen, in der Zeitschrift „Vom Fels zum Meer“, der diese Zeilen entnommen sind, hatte sich Wilbrandt den Eindruck noch nicht von der Seele geschrieben, den er von dem Wundermann empfing; auch zu dem neuen Roman hat dieser ihn angeregt. Richard Tauber, der im Mittelpunkt des Buches „Die Rothenburger“ steht, ist dem Göggingen Heilkunstlee nachgebildet und die Schilderung der in dem Roman nach Nürnberg verlegten Heilanstalt stimmt bis zu den unbedeutendsten Einzelheiten mit dem Wirklichkeitsbilde überein, das sich dem Verfasser in Göggingen einprägte. Auch in den Mittheilungen über die Lebensschicksale Richard Taubers sind manche Episoden enthalten, die dem Leben Hessings entnommen sind.

Wenn sich nun Wilbrandt in seinem Vorworte zu der Bemerkung veranlaßt sieht: „Die hier folgende Geschichte zu erzählen, wäre zweck- und sinnlos, wenn nicht alles, was darin von technischen Thatsachen handelt, auf voller Wirklichkeit beruhte; ebenso ist aber alles Dichtung, was die Erlebnisse der dargestellten Menschen betrifft“, so muß diese Verwahrung bei einem so ausgezeichneten Kenner der Grundprincipien seiner Kunst überraschen. Denn für den Leser des Romans ist es vollständig gleichgültig, ob ein Urbild des Helden und seines Lebenswerkes besteht und ob die technischen Einzelheiten auf Wahrheit beruhen oder nicht. Für ihn ist nur entscheidend, ob die geschilderten Dinge möglich scheinen und das Wahrscheinliche ist wichtiger als das Wahre. Nicht selten klingt ja die getreue Wiedergabe des Wirklichen unglaubwürdig und macht darum unkünstlerischen Eindruck. So mag der Held des Buches, wenn auch reine Begeisterung sie sein Urbild dem Verfasser die Hand führte, doch dem unbefangenen Leser etwas romanhaft erscheinen. Denn dieser Mann, der gleichsam alles kann, der den Heilwillen im Menschen anfacht, der Körper und Seelen erneuert, vereinigt in sich Kraft, Güte und Weisheit in solchem Maße, daß er wie ein überirdisches Wesen erscheint. Dem Besucher seiner Heilanstalt, der staunend erfährt, was dieser eine Mann alles geschaffen, muß wohl die Erinnerung an den Grafen Carrabas im Märchen vom gestiefelten Kater ins Gedächtniß kommen, wenn er die Gartenanlagen, die Bauten, die Einrichtungen für Verköstigung der Kranken, die sinnreichen Vorkehrungen, ihre Lebensfreudigkeit zu erwecken und zu erhöhen, erblickt. Und doch ist dies alles nur die getreue Wiedergabe dessen, was in Göggingen der Initiative Hessings entsprungen ist. Wenn aber Wilbrandt mit Rücksicht auf diejenigen Leser, welche Hessing und dessen Anstalt kennen, die Mittheilung für nöthig hielt, daß die Geschicke der handelnden Personen auf freier Erfindung beruhen, so ist das für die übrigen Leser des Buches völlig unwichtig. Denn diese haben sich nicht mit den thatsächlichen Grundlagen zu beschäftigen, sondern nur mit dem Inhalt, wie er vorliegt, ohne jede Rücksicht auf die Wirklichkeit; sie haben es nur mit Richard Tauber zu thun, nicht mit Friedrich Hessing.

Richard Reidlinger, der Sohn des Stadtkirchners von Rothenburg, hatte schon in früher Jugend ein Lebensziel klar vor Augen, das er in reifem Alter voll zu verwirklichen vermochte. Schon als Knabe beschäftigte er sich viel mit dem Gedanken, wie man verwachsenen Menschen den Gebrauch ihrer Glieder wiedergeben, wie man die Fehler der Schöpfung ausbessern könne, und was er in der Jugend sich wünschte, das wurde ihm im Alter in Fülle zuteil. Die von ihm erfundene Heilmethode erregte weithin Staunen und Bewunderung. Bei Beginn des Buches steht er auf der Höhe seines Lebens und Wirkens. Man hat ihm den Besuch eines Herrn aus Köln gemeldet, der seine verwachsene Tochter in die Anstalt bringen will. Der Name Hochstetter bringt Richard das Bild seines Jugendgenossen, des Rothenburger Bäckersohnes Fritz Hochstetter ins Gedächtniß und zaubert längst entschwundene Bilder in ihm hervor. Er ist wieder „der blitzdumme siebengescheidte Bub'“, er sieht sein liebes altes Heimathsstädtchen Rothenburg mit seinen Erkern und Thürmen, er sieht die anmuthvolle Lene Rothbarth wieder vor sich, die es dem Sechzehnjährigen bei dem ersten Blicke angethan hatte und die er sich zum Weibe erringen wollte. Aufs neue durchlebt er die Aufregungen des Wettkampfes mit Fritz Hochstetter, bei dem er nicht nur den Siegespreis, die Gunst des alten Weinhändlers Gullmann und die ihm selbst zugedacht gewesenen funfzigtausend Gulden, sondern auch seine Jugendliebe an den glücklicheren Rivalen verlor. Er war, als er die Preisaufgabe machen sollte, so ganz von dem Gedanken beherrscht worden, ob Lene ihm auch wirklich gut sei und ihm treu bleiben werde, daß er nicht zum Niederschreiben kam und erst begann, als es zu spät war. Hätte sie ihm damals bei der Begegnung in der kleinen grünen Mulde den Kuß gegeben, um den er sie bat, dann wäre er vielleicht zu voller Arbeitsfreudigkeit angefeuert worden und hätte noch in der verbliebenen letzten Nacht die bessere Arbeit zu stande gebracht. Nun taucht er unter und hört nichts mehr von den Jugendgenossen, so wenig wie diese von ihm. Vierundzwanzig Jahre sind vergangen, Richard Reidlinger hat von der Vaterstadt den Namen Tauber angenommen und ist unter diesem Namen ein weltberühmter Mann geworden. Lene wurde an Hochstetters Seite nicht glücklich und dieser hat sich zu einem gar unfriedsamen Gesellen entwickelt. Von den Kindern des Paares ist nur eines am Leben geblieben, ein kümmerliches, verwachsenes Mädchen, für das die Eltern vergeblich bei den verschiedensten Aerzten Heilung gesucht hatten und das sie jetzt, kaum noch hoffend, in das Sanatorium Taubers bringen. Wie Fritz und Lene den Jugendfreund wiederfinden, wie in Lene die alte Liebe neu erwacht und sie flieht, um brav zu bleiben, das ist mit dichterischer Vollkraft dargestellt. „„... Mir wenigstens den Kuß nun geben, den du mir damals schuldig geblieben bist. Ich glaub', ich hab' um nichts auf der Welt so von ganzem Herzen gebeten, wie um jenen Kuß. Mir war, als hing' mein Leben dran. Du hatt'st ihn mir auch gegeben, ich weiß es.... Da kam er. Nun sind wir wieder allein. Nun wird niemand kommen. Lene! Den Kuß!“

Er war aufgestanden, er stand vor ihr. Sie schien ganz leise zu zittern; dann schüttelte sie aber ruhig den Kopf. Mit einem warmen, aber festen Blick zu ihm aufschauend, die rechte Hand hin und her bewegend, gab sie ihm zur Antwort: „Wenn ich hatt' schlecht werden wollen, so braucht' ich mir auf dich zu warten; es hat mir mehr als einer dazu helfen wollen. — Bitte, setz dich hin!“

„Red' ich denn vom Schlechtwerden? Nur den einen Kuß —.“

Sie fiel ihm ins Wort: „Mit so 'nem Kuß, wie du ihn willst, hört es ja nit auf. Und 's ist schon gar zu märchenhaft, wie wir zwei hier sitzen.... Rühr' mich lieber gar nit an; das ist besser, Richard. Oder — laß mich lieber gehen!““

Hinreißend ist die Schilderung, wie Tauber aus dem Häufchen Unglück eine entzückende Mädchenblume hervorzaubert, wie er seelisch auf das verbitterte Mädchen einwirkt und, ein neuer Pygmalion, sie herrlich neu schafft, wie er mit Schrecken erkennt, daß er sein Herz an sie verloren, und wie sie dann dem Zaghaften die Augen darüber öffnet, daß nicht Dankbarkeit und Verehrung, sondern heiße Liebe für ihn sie erfüllt. Von den einzelnen Scenen sind die Schilderung der unschuldvoll knabenhaften Liebe Richards zu Lene, die Kletterpartie, die er mit ihr das Vorbachthal hinunter machte — denselben Weg stürmt er später mit

Anna hinan, vielleicht liegt in dieser Gegenüberstellung etwas Symbolisches — äußerst fesselnd und lebendig. Auch die Scenerie in Nürnberg und in Rothenburg ist so plastisch dargestellt, daß man sie förmlich vor dem Auge hat. Mit großer Kunst weiß der Verfasser uns in die Jugendzeit des Helden so zu versetzen, daß wir dessen Erinnerungen mit durchleben. Die einzelnen Gestalten treten uns so deutlich gegenüber, daß wir sie zu sehen meinen: Lene als junges Mädchen und als reizvolle reife Frau, Fritz Hochstetter, der praktische, allem Idealen abgekehrte Geschäftsmann, Miß Harriet Bolton, die zu Tauber begeistert aufblickt und so hübsche deutsche Wendungen gebraucht, wie „Gottlob sei Dank", Taubers Schwester Lottchen, der elegante junge Fabricant Zeltner, die liebliche Anna, der Schwan, der sich aus dem häßlichen jungen Entlein entwickelt, und vor allem Tauber selbst, dem der leichte Humor in seinem Wesen sehr gut ansteht und auf den das Wort in dem schönsten Gedichte eines Freundes des Verfassers paßt: „und ob er herrlich sei und riesengroß, er bleibt ein Träumer stets und hängt am Weibe." Ein Buch, das glänzend geschrieben, dabei ungemein unterhaltend ist, sich durch sittliche Reinheit und idealen Schwung auszeichnet, verdient rühmende Hervorhebung, mag auch der unkünstlerische Zug, den die Wiedergabe des Wahren gibt, störend wirken. Während der vorige Roman des Verfassers (Die Osterinsel) in dem wehmüthig resignirten Bekenntniß ausklang, daß der Plan der Veredelung der Menschheit Chimäre bleiben muß, ist hier die freudige Anerkennung und Bewunderung des Genies zu bemerken, dem es gelingt, die Menschen, die von der Natur verpfuscht sind, zu normalen umzugestalten.

An dem Roman „Bilderstürmer"[1]) von Johannes Proelß macht vor allem die Begeisterungsfähigkeit des Autors und seine Freude am Ideal erquickenden Eindruck. Mit einem interessanten und belebten Bilde, der Schilderung der Erinnerungsfeier an die Befreiung Rothenburgs und des Festzuges setzt die Geschichte ein. Dort lernen wir den Helden kennen, Rudolf Karsten, der zur Berichterstattung für eine Zeitung hinkam und zugleich Localstudien für einen Roman aus der Reformationszeit machen will, der in der Rothenburger Gegend spielen soll. „Bilderstürmer!" will er ihn nennen und die Geschichte der Freunde Carlstadts, der Brüder Beham soll darin behandelt werden. Ganz ungezwungen macht es sich, daß Adolf am Tische des Rothenburger Gastfreundes eine Episode des Buches erzählt, wie sie ihm im Geiste vorschwebt, und dadurch wächst das Interesse, das die schöne, üppige Heidi, die Frau des Unternehmers Hinmighoff, an ihm genommen. Später, da sie allein zusammen sind, erzählt er ihr, wie er sich die weitere Entwicklung denkt, und das Schicksal der Margarethe Ridinger, der Geliebten des Mainzer Bischofs, ergreift sie mächtig, zumal sie sich gestehen muß, daß sie selbst in ihrem Wesen gar manche Züge hat, die als Modell für diese Romanfigur dienen könnten.

Wir begleiten nun Karsten auf seinem weiteren Lebenswege, folgen ihm in das Getriebe eines großen Verlagsgeschäftes, wo er Anstellung als Hülfsarbeiter am Conversationslexikon findet, dann in den Journalismus, dem er als Feuilletonredacteur eines großen Blattes dient und zum freien Schriftthum. Aus dem Flirt mit Heidi ist eine heiße Leidenschaft geworden, aber ernst und tief angelegt, wie Karsten ist, will er keine Liebschaft mit ihr haben, sondern sie ganz aus ihren Verhältnissen herausreißen und sie zum Weibe nehmen, bis er erkennt, daß sie seiner nicht würdig ist. Von dem Mädchen, das der Gegenstand seiner ersten innigen Neigung war, Gertrude Heilbrecht, halte das Geschick, hallen Mißverständnisse ihn getrennt, aber schließlich finden sie einander wieder und auch mit dem Vaterhause macht er seinen Frieden. Sein Roman „Bilderstürmer" bleibt ungeschrieben, sein Leben selbst aber gestaltet sich zu einem beständigen Kampfe gegen Bilderstürmer und für die Ideale, die jene niederreißen wollen. In Wort und Schrift, ungebeugt durch Mißerfolge und Enttäuschungen, tritt er mannhaft dafür ein. In diese Gestalt hat der Verfasser der lebensfrohen Gedichte „Trotz alledem" unverkennbar viel aus Eigenem gelegt. Störend wirkt in dem Buche das Ueberwiegen der Reflexion. Die Leute reden nicht, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist, sondern sie dociren, halten Reden. Wohl enthalten die Betrachtungen über manche Zeit- und Streitfragen, über Kunst und Kunstgewerbe, über Arbeiterbewegung und Socialistengesetz, über die Aufgaben der Presse, über zeitgenössische und frühere Autoren manches schöne und gescheite Wort, aber sie sind nicht aus der Situation herausgewachsen, sondern es sind eben Gedanken und Betrachtungen, die dem Verfasser durch den Kopf gingen und die er hier angebracht hat, mochte dies auch nicht gerade immer in ungezwungener Weise möglich gewesen sein. „Der grüne Heinrich", der am Eingang des Buches citirt wird, mag dem Verfasser nicht nur bei der Schilderung der Festfeier in Rothenburg vorgeschwebt haben, sondern auch bei der Darstellung des Getriebes in dem großen Verlagsgeschäft, bei der Behandlung einer Feier der Presse, in der Figur der Jette Liphardt und wohl auch bei den Betrachtungen über allgemeine Fragen. Aus diesen ließe sich manche bemerkenswerthe Aeußerung citiren; so ist es eine gute Beobachtung, wenn es heißt: „was verschlägt es einem Autor, Manuscripte erst von einer oder zwei Redactionen zurückzuerhalten, ehe sie von einer dritten geeignet befunden werden? Das ist Kampf ums Dasein, und in Deutschland wird tagtäglich zehnmal mehr für den Druck geschrieben, als alle die tausend Zeitungen und Zeitschriften im Deutschen Reiche dem Druck überantworten können." Von den Aufgaben und der Bedeutung der Presse heißt es: „Ihm erschien die Presse, wie ihr Wesen ihm in England aufgegangen, als eine wunderbare Offenbarung des mächtigen Ineinandergreifens der geistigen Arbeit einer ganzen Nation, um ein unmittelbares Spiegelbild ihrer selbst zu schaffen, als die großartigste Errungenschaft der modernen Technik auf geistigem Gebiete. Die vom Vater so streng getadelten Schwächen an ihr waren ihm nur ein Beweis, welch scharfer Gradmesser des Bildungslebens sie war. Sie brachte die Schäden, die früher ungehemmt in Heimlichkeit hatten wuchern dürfen, zutage und bot zugleich das Mittel für ihre Bekämpfung." Karsten selbst als Mann der Presse bleibt seinen Idealen treu und hält die Integrität seiner Stellung unentwegt aufrecht. Bei der Zeichnung seiner Gestalten hat der Verfasser offenbar viel nach Modellen gearbeitet. So ist der Verlagsbuchhändler Johann Jakob Müller in Leipzig allem Anschein nach das Portrait eines Verlegers mit ähnlichen Vornamen, der „bekannte Reichstagsabgeordnete und Schriftsteller Krafft", der den Ruf eines humorvollen Weinredners genießt, ist wohl ein Abbild von Karl Braun und eine förmliche Photographie ist auch Fritz Marlow aus Berlin, „den es vor anderthalb Jahrzehnten im Wetteifer mit andern gelungen war, dem geistigen Leben der damals noch stark in der ersten Mauser befindlichen Reichshauptstadt einen Pariser Firniß zu geben. Mit viel äußerem Erfolg hatte er damals begonnen, in Lustspielen und Romanen das ihm zugängliche Neuberlinerthum mit einem Gemisch von Pariser Frivolität und altheimischem Biedersinn zu schildern, wobei er freilich von diesem neuen Berlin ein Bild gab, nach welchem gründungs- und ordensfrohe Com-

[1]) Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger 1896.

mercienräthe, hazardspielende und an Ehrenschulden zu Grunde gehende Lieutenants, Augenblickserfolgen nachjagende Literaten, leichtverführbare Frauen und auch nach der Verführung noch unschuldige Mädchen die tonangebenden Personen in ihm waren. Als geistreicher Plauderer von unzweifelhafter Originalität und unerschöpflicher Frische galt er mit Recht für einen vorzüglichen Gesellschafter, der auch im Gespräch der Frivolität und dem Wortwitz den Reiz des „espritvollen" Einfalls zu wahren wußte, so daß selbst Leute des entgegengesetzten Geschmacks ihn wenigstens „amüsant" fanden." Der Autor, der hier unter dem Namen einer Figur aus einem seiner Dramen sehr kenntlich eingeführt wird, wird sich wohl nicht sonderlich geschmeichelt darüber fühlen, daß er als der Thäter von Witzen, wie die nachstehenden, erscheint: „„Sie sitzen ja mit einem tablehôtlichen Ernst da", hatte er das Witzgeplänkel eröffnet. „Na, das Dessert haben wir auch vorweg bekommen?" — „Wieso?" fragte Heidi lachend. „War ja doch die reine Pattisserie, was uns da eben die kleine Sängerin genießen ließ. Sie wissen doch — alles Schule der Patti."" Die Hauptfiguren tragen indessen kein sonderlich individuelles Aussehen, sowohl Karsten als Heidi unterscheiden sich nicht gar wesentlich von den Helden mancher anderen Romane. Nicht in dem stofflichen Inhalt liegt der Werth des Buches, auch nicht in der Ausführung der Charaktere, aber man wird es doch nicht ohne Gewinn lesen, wie man ja auch aus dem Gespräch mit einem hochgesinnten, klugen und erfahrenen Manne etwas mit nach Hause trägt, mag man manchmal auch den lehrhaften Ton unbehaglich empfinden.

Mittheilungen und Nachrichten.

* **Zur Geschichte des römischen Meßbuches.** Professor **Adalbert Ebner** in Eichstätt, dessen verdienstliche Neubearbeitung von Thalhofers Liturgik in der Beilage vom 29. October 1894 S. 7 gewürdigt wurde, hat einen Theil des wissenschaftlichen Ertrages, den ihm zwei in den Jahren 1890 und 1891 unternommene italienische Reisen geliefert haben, in einem soeben bei Herder in Freiburg i. B. erschienenen Buche niedergelegt, welches das lebhafteste Interesse nicht nur der Liturgiker, sondern auch der Kunsthistoriker beanspruchen darf.[1]) Der stattliche, mit zahlreichen Illustrationen und sorgfältigen Registern ausgestattete Band zerfällt in zwei (bezw. drei) Theile. Im ersten („Quellen" S. 1—356) beschreibt der Verfasser die wichtigeren Sacramentar- und Missalehandschriften nun 39 italienischen Bibliotheken (S. 1—295) und theilt eine Anzahl bisher ungedruckter liturgischer Texte, welche hauptsächlich über die Geschichte des Ordo missae und des kirchlichen Kalenders neues Licht verbreiten, theils vollständig, theils im Auszug mit (S. 296—356), im zweiten („Forschungen" S. 357—454) beginnt er mit der Verwerthung des gesammelten Materials, wobei auch eine Reihe außeritalienischer Handschriften in den Bereich der Untersuchung gezogen wird. Ebner vereinigt 1) die Entwicklung des Sacramentars, d. h. des im wesentlichen nur die vom Celebranten zu sprechenden Gebete (Orationen, Präfationen, Canon) enthaltenden liturgischen Buches, zum Vollmissale (missale plenum), eine Entwicklung, die sich theils durch äußerliche Anfügung des Graduale oder Meßantiphonars (Gesangstheile für den Chor) und des Lectionariums (Lesestücke für Epistel und Evangelium) an das Sacramentar, theils durch organische Verschmelzung dieser Bestandtheile vollzogen hat (die ältesten Vollmissalia stammen aus dem 10. Jahrhundert); bespricht 2) die Stellung des Canons in den römischen Sacramentarien (während er noch im 8. und im beginnenden 9. Jahrhundert am Schlusse des Jahresfestkreises in Verbindung mit den missae quotidianae erscheint, löst sich der Canon zumal seit der Mitte des 9. Jahrhunderts aus dieser Verbindung los und tritt an die Spitze des Sacramentars, um sich vom 11. Jahrhundert an, hauptsächlich wohl aus praktischen Gründen, in die Mitte des Buches zu schieben, wo er sich bekanntlich gegenwärtig befindet); versucht 3) eine Gruppirung der Handschriften römischer Sacramentarien (die Mittheilung der Resultate würde hier zu viel Raum erfordern); liefert 4) interessante Beiträge zur Textgeschichte des Canons und behandelt 5) den künstlerischen Schmuck der Sacramentarien und Missalien (ganz besonders wurden die Anfangsworte der Präfation — vere dignum — und des Canons — te igitur — künstlerisch ausgestattet; seit dem 9. Jahrhundert werden auch andere Bestandtheile des Missale mit Bildern verziert, welche Ebner in historische, liturgische und Dedicationsbilder theilt) nach seiner historischen Entwicklung. Nur um dem Verfasser meinen persönlichen Dank für seine belehrenden Ausführungen zu bekunden, erlaube ich mir, ein paar Detailbemerkungen anzufügen. Der S. 403 aus einer vaticanischen Handschrift mitgetheilte Text enthält einen Fehler. Man wird schwerlich für diejenigen gebetet haben, welche mit ihren milden Gaben die Stätten der Heiligen — „erwähnt" haben (commemoraverunt), ehe für diejenigen, welche sie geschmückt haben (condecorarunt). — Für die S. 406 f. besprochene hohe Verehrung, welche in Gallien den Bischöfen Hilarius von Poitiers und Martinus von Tours gezollt wurde und dazu führte, daß man sie — im Gebiet der gallofränkischen Kirche — den im Canon (hinter dem Memento für die Lebenden) erwähnten Heiligen beigesellte, obwohl die letzteren ausschließlich Martyrer sind, zeugt auch die mit der Liturgie in enger Verbindung stehende Poesie. Der gallische Dichter Venantius Fortunatus (geb. um 530) stellt in einem Distichon seines Gedichts über die Jungfräulichkeit Hilarius und Martinus auf eine Stufe mit einem der gefeiertsten Blutzeugen, dem hl. Laurentius (carm. VIII, 3, 163), und der noch im heutigen Officium des Martinus begegnende Gedanke, daß dieser die Palme des Martyriums nicht verloren habe, obgleich er nicht dem Schwerte der Verfolger zum Opfer gefallen sei, klingt auch im Hymnus des Ennodius (gest. 521) auf den Bischof von Tours an (carm. I, 20, 5 p. 255 der Ausg. von Vogel). S. 453 hätte der Verf. die „Sitte, den Autor an die Spitze eines Werkes zu stellen" (es finden sich nämlich in Sacramentarhandschriften des früheren Mittelalters öfters die Bilder der Päpste Gelasius I. und Gregor I., denen nach der Ueberzeugung des Mittelalters das römische Sacramentar hauptsächlich seine Gestalt verdankt), etwas herzhafter „an antike Uebung" anknüpfen dürfen. Ich verweise ihn auf die Darlegungen von Erich Bethe im Rostocker Lectionsprogramm für den Sommer 1896 p. 6 ff. und auf die hübsche Erklärung von Martini. I, 1, welche Otto Crusius im Rheinischen Museum XLIV, 455 gegeben hat. Möge Ebner Kraft und Zeit finden, seinem „Iter Italicum" bald das geplante „Iter Germanicum" nachfolgen zu lassen! Denn des Beifalls „der Mitarbeiter auf dem weiten Gebiete liturgisch-historischer Forschung", von dessen Gewinnung er die Fortsetzung seiner Publicationen abhängig macht, darf er gewiß sein!

München. Curt Weymann.

* Eine wichtige geographische Ermittelung ist neuerdings gelungen, nämlich die der Quelle des Niger. Die englisch-französische Commission, die die Grenzen zwischen Sierra Leone und dem französischen Sudan feststellen soll, hat die Quelle, deren Lage bereits nun Zweifel und Mouttier 1879 annähernd bestimmt wurde, laut Angabe von „Petermanns Mittheilungen" endgültig ermittelt, nachdem bereits 1895 der französische Capitän Bronet den Ort besucht hatte. Nach dem Bericht des englischen Commissars Colonel J. K. Trotter befindet sich der Quellbach bei dem Dorfe Tembi Kundu unter 9° 5' 20" nördlicher Breite und etwa 10° 50' westlicher Länge von Greenwich, also wesentlich weiter nach Nordwesten als noch Zweifels Bestimmung. Die Höhe beträgt 2800 Fuß (850 Meter).

* **Baden-Baden.** Hier wird am 6. und 7. Juni die 21. Wanderversammlung südwestdeutscher Neuren- und Irrenärzte abgehalten.

* **Straßburg.** Die Frequenz der Universität zeigt die für jeden Sommer gewöhnliche Abnahme. Immatriculirt wurden im ganzen 192 Studirende, davon 20 in der theologischen, 68 in der rechts- und staatswissenschaftlichen, 55 in der medicinischen, 25 in der philosophischen und 24 in der mathematisch-naturwissenschaftlichen Facultät. — Der zu Ende des Wintersemesters begründete naturwissenschaftliche Verein hielt neulich seine erste Sitzung, an der etwa 100 Studenten und ein paar Professoren

[1]) Quellen und Forschungen zur Geschichte und Kunstgeschichte des Missale Romanum im Mittelalter. Iter Italicum. Von Dr. theol. Adalbert Ebner, Domvicar und Professor am bischöflichen Lyceum in Eichstätt. Mit einem Titelbilde und 30 Abbildungen im Texte. Freiburg i. B., Herder, 1896. XI, 487 S. 8°.

theilnahmen. Ein bestimmtes Ziel des Vereins trat in den Reden noch nicht deutlich zu Tage.

* **Göttingen.** Prof. Georg Hassmann in Kiel hat im Namen von Freunden de Lagarde's der hiesigen Gesellschaft der Wissenschaften eine Schenkung von 5100 M. gemacht, um damit eine „Stiftung der Freunde Paul de Lagarde's" in Anlehnung an die schon bestehende Lagarde'sche Stiftung ins Leben zu rufen. Letztere hat beschlossen, eine Anzahl Werke Lagarde's, die im Buchhandel fehlen, neu herauszugeben.

* **Görlitz.** Das Denkmal für Jakob Böhme ist von dem Bildhauer Prof. Joh. Pfuhl im Modell vollendet. Die Kosten werden 10,000 Mark betragen, wovon nahezu die Hälfte durch Sammlungen aufgebracht worden ist.

* **Königsberg.** Dr. H. Kliager, außerordentlicher Professor und stellvertretender Director des chemisch-pharmaceutischen Instituts, ist zum Ordinarius ernannt worden.

* **London.** Dr. Günther (gebürtiger Württemberger), langjähriger Custos der zoologischen Sammlungen des Britischen Museums, hat die Wahl zum Präsidenten der Linné-Gesellschaft angenommen.

* **Paris.** „Kosmopolitische Sitten" schildert Paul Bourget in seinem neuen, trotz des schwebenden Processes bei seinem bisherigen Verleger Lemerre erschienenen Roman „Une idylle tragique". Dadurch hat das neueste Werk mit „Cosmopolis" manches gemein, denn der Unterschied, daß „Cosmopolis" in Rom und das „tragische Idyll" in Cannes spielt, ist in gesellschaftlicher Beziehung nicht groß, da die geschilderten Amerikaner, Engländer, Italiener, Franzosen, Russen und Oesterreicher ebensowenig hier, wie dort zu Hause sind, sondern zu dem vornehmen internationalen Vagabundenthum gehören. Aber Bourget ist ja reich an Gedanken und schöpferischer Phantasie, daß die Aehnlichkeit des Stoffes durchaus keine Wiederholungen erzeugt hat. Was Composition und Handlung anbetrifft, ist das „tragische Idyll" sowohl „Cosmopolis", als dem „gelobten Land", das ihm vorherging, überlegen. Die Helden jener Romane waren gar zu blasse Figuren, da sie nur Helden der Entsagung waren, während Pierre Haulefeuille und die Baronin Ely, die morganatische Gattin eines österreichischen Erzherzogs, die hier im Vordergrund des Interesses stehen, wenigstens genug Leidenschaft besitzen, um nicht zum daraus der den Consequenzen zurückzubeben, und erst eine wirkliche Katastrophe sie trennen kann. Die Baronin, die aus Familienrücksichten an den in der Theorie bis zum Anarchismus freisinnigen und in der Praxis bis zum Verbrechen tyrannischen Erzherzog verheirathet wurde, interessirt sich anfangs nur deshalb für den jungen Franzosen, weil er der intime Freund ihres früheren Verehrers Olivier nu Prat ist, der im Unfrieden von ihr geschieden ist und sich verheirathet hat. Bald aber entdeckt Ely, daß Pierre ihr lange gesuchtes Ideal ist, und es erwidert ihre schwärmerische Neigung. Das Idyll beginnt auf der luxuriösen Yacht eines Amerikaners, der in glänzender Gesellschaft von Cannes einen Ausflug nach Genua macht, und wird durch das Interessen Oliviers in Caaces und die Eifersucht des Erzherzogs zur Tragödie. Pierre, der erst jetzt von dem früheren Verhältniß zwischen Ely und Olivier erfährt, versucht, die Liebe der Freundschaft zu opfern und mit Ely zu brechen, aber die Leidenschaft triumphirt. Er geht noch einmal zu einem Stelldichein mit Ely und wird dabei von Olivier belauert. Aus Verzweiflung opfert dieser sein Leben, indem er sich dem Geschosse des Erzherzogs preisgibt, uns tettet dadurch seinen Freund, aber die Leiche Oliviers trennt das Liebespaar für immer. Neben den Hauptpersonen, von denen der Erzherzog die originellste Figur ist, bewegen sich eine Menge Nebenpersonen, die alle um soviel individuellen Zügen ausgestattet sind, daß sie sich dem Leser dauernd einprägen. Von seiner Familie ist der praktische Provençale Commercy, der auf den romantischen Geschmack einer reichen Venetianerin speculirt und mit ihr in Genua eine geheime Heirath eingeht. Der Amerikaner March ist bei aller Geschäftsmacherei ja sentimental, daß er die Tugend einer unvorsichtigen französischen Marquise beschützt, weil sie seiner verstorbenen Tochter ähnlich sieht. Ein origineller Kauz ist der alte Kunstsammler in Genua und nicht minder der venetianische Edelmann, der englische Kleidung und Sitte nachäfft und andei, wie ein Borgia, mit Gift hantirt uns lebensgefährliche Unfälle auf dem Faberan vorbereitet. — Kurze Zeit vor Bourgets Roman ist bei Ollendorff einer von Theurlet, „Fleur de Nice", erschienen, der ebenfalls in der eleganten Fremdencolonie der Mittelmeerküste spielt und zu den besten literarischen Erscheinungen der letzten Zeit gehört. Theuriet zeigt in seinem Roman die schlimmen Folgen einer Heirath aus Verdruß. Die Heldin, welche den Spitznamen „Fleur de Nice" führt, weil sie in dem Kreis ihrer Bekannten die einzige Eingeborene des Landes ist, heirathet aus Verdruß den jüngeren Bruder, da der ältere ihre Neigung nicht erwidert, und wird dadurch höchst unglücklich. Fast käme es zu einer Familientragödie, wenn sich der ältere Bruder nicht rechtzeitig zurückzöge und halb aus Mitleid, halb aus Liebe eine junge Violinistin heirathete. Die kosmopolitische Welt erscheint bei Theuriet als Mittel der Corruption für die Eingeborenen. Die unglückliche „Fleur de Nice", ihr Gatte, ihr Schwager und dessen Zukünftige leiden darunter und entziehen sich nur mit Mühe dem schlechten Einfluß. Daß du anziehendsten Naturschilderungen die Handlung zeitweise angenehm unterbrechen, ist bei einem Werke Theuriets selbstverständlich.

St. **Neapel.** Die Ausgrabungen in Pompeji werden zur Zeit im Nordosten der Stadt von fast 150 Arbeitern fortgesetzt, unter denen sich etwa 50 Knaben befinden, welche in kleinen Körben den Aschenregen fortzuschaffen haben und deren Lohn nicht mehr als 70 Cent. pro Tag beträgt. Fast täglich sind größere oder kleinere Funde zu verzeichnen und noch in vergangener Woche brachte man eine große Bronzevase und ein wohlerhaltenes krystallenes Trinkservice nus Tageslicht und legte einige Wandgemälde von allerdings kein decorativem Werthe bloß. Das Hauptinteresse des Reisenden aber concentrirt sich seit einigen Monaten auf die casa nuova, das „domus Vettiorum", dessen völlige Wiederherstellung nicht älter ist, als der Besuch der kaiserlichen Prinzen in Pompeji im Beginn des Frühjahrs. Dani der Fürsorge des letzten Unterrichtsministers Bacelli blieb in diesem Hause vornehmer Bürger des alten Pompeji alles an Ort und Stelle, wie man es fand. Diebische Hände haben allerdings auch hier schon im vorigen Jahrhundert darangetragen, was ohne Mühe zu erreichen war; die großen, jetzt zugemauerten Löcher, durch welche mehr als eins der Wandgemälde beschädigt wurde, verrathen nur allzu deutlich ihre Spuren. Vielleicht wurden auch damals erst die mächtigen Bronzetruhen rechts und links im Atrium nicht weit vom Eingang geleert, wenn nicht der Besitzer selber seine Schätze auf der Flucht mit davongetragen hat. Auch vom Mobiliar hat man im Atrium und den anstoßenden Gemächern nichts mehr gefunden, dagegen sind die Wandgemälde noch von einer Frische, als wären sie gestern gemalt, nur mußte man sie hier und dort mit Verhängen verdecken, da die Sonnenstrahlen das glänzende Roth sofort in ein trübes Schwarz verwandelten. Die Decoration und die Anlage des geräumigen Atriums ist reicher, aber nicht wesentlich verschieden von der im Hause des Pansa, des Sallust und anderer; aber einzig in seiner Art ist der Peristyl, welcher von den heimlichen Ausgrabungen früherer Jahrzehnte fast völlig unberührt geblieben zu sein scheint. Man brauchte nur das Dach zwischen Wänden und Säulengang wieder herzustellen, das gestürzte aufzurichten und das verschüttete dem Tageslicht wiederzugeben, und man kann heute den Freunden des Alterthums das Bild eines antiken Hauses vorführen, wie selbst Pompeji bis dahin keines aufzuweisen hatte. Jetzt blühen mit vor 1800 Jahren wieder zahllose Rosen und Frühlingsblumen jener Art in dem wohlgepflegten Gärtchen, und zwischen den Säulengängen erheben sich zierliche Statuetten aus Marmor und Bronze, welche Schwäne und Enten uns schon gefarmte Vasen in den Händen tragen, aus denen sich einst das Wasser in alle die Marmorbassins von verschiedener Form und Farbe ergoß, die noch heute dort stehen, wo ihre Besitzer sie einstmals aufgestellt. Nur das lustige Plätschern des Wassers, das damals aus diesen Gefäßen in eine breite Rinne herabfloß, die um den ganzen Peristyl herumläuft und diesem Garten das Gepräge wunderbar träumerischer Ruhe gegeben haben muß, vermissen wir heute. Aber der Gedanke, mit dem frischen Leben der Natur diese Stätte classischer Erinnerungen neu zu schmücken, war besonders glücklich und das junge Grün erfrischt das trümmermüde Auge des Besuchers, der sich in solcher Umgebung auf einmal ans Italien nach Griechenland versetzt glaubt. Köstliche kleine Wandbilder endlich in einem an den Peristyl anstoßenden Raume, der als Triclinium gedient haben mag, welche lustige Scenen aus dem Leben und Treiben von Putten und Amazonen darstellen, offenbaren mehr als alles bis jetzt Gefundene die schalkhafte Anmuth und die heitere Schönheit der antiken Kunst.

* **Christiania.** Norwegen ist unterm Datum des 13. April d. J. der Uebereinkunft vom 9. September 1886, betreffend die Bildung eines internationalen Verbandes zum Schutz von Werken der Literatur und Kunst, beigetreten.

Jahrgang 1896. München, Dienstag, 26. Mai. Nummer 120.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Das Collegiengeld an den Universitäten. — Edwin Frhr. v. Manteuffel an Leopold v. Ranke. 25—29. — Mittheilungen und Nachrichten.

Das Collegiengeld an den Universitäten.

Eine Erwiderung auf Ausführungen in der Beilage vom 14. April.

L. Als der Unterrichtsminister Graf Thun die Reform des österreichischen Universitätswesens in die Hand nahm, führte er auch die deutsche Einrichtung ein, daß nur ein Theil des Einkommens der Professoren aus einem fixen Gehalte bestehen, ein anderer Theil vom Collegiengeld abhängen solle. Bis dahin waren die österreichischen Universitäten in ihrem ganzen Zuschnitt nicht viel anderes als Gymnasien gewesen; wie bei diesen bestand der ganze Entgelt des Professors in einem festen und zwar recht niedrig bemessenen Gehalt. Da aber bezüglich der Qualität der Leistungen der Universitätsprofessoren eine Controle seitens einer Aufsichtsbehörde weder bestand noch auch möglich war, standen diese Leistungen bei der großen Mehrzahl auf einem recht niedrigen Niveau. Es bleibt das ewige Verdienst des ultramontanen Unterrichtsministers, daß er eifrig bemüht war, nicht nur dieses Niveau zu erhöhen, sondern auch die österreichische Wissenschaft zu größerer Freiheit zu führen. Als ein Mittel hiezu erschien ihm, daß das Einkommen des Universitätslehrers unabhängig gemacht werde von dem Wohl- oder Uebelwollen eines jeweiligen Ministeriums, dagegen abhängig werde von dem Eifer und Geschick, mit dem er seine Berufspflichten erfüllte.

Es ist allgemein anerkannt, daß das wissenschaftliche Leben in Oesterreich seit der Universitätsreform des Grafen Thun einen großen Aufschwung genommen hat. Allein bald regte sich ein Widerspruch gegen die Collegiengelder. Die österreichische Studentenschaft ist im großen und ganzen sehr arm. Alsbald fanden sich Personen, welche gegen die Bereicherung der ohnehin schon vom Staate angeblich genügend besoldeten Professoren auf Kosten armer Studenten Protest erhoben. Welch wirksamer Gegensatz! Auf der einen Seite der Hüter des Heiligthums der Athene, der seinen idealen Beruf pecuniär ausbeutet, auf der anderen der nur von Wissensdurst zu diesem Heiligthume getriebene arme Jüngling, dem der Zugang zu demselben durch jene schnöden Simonisten versperrt und um dessen Talent der Staat so geprellt wird! Nur einer glänzenden Schrift Lorenz v. Steins und einer von Sachkenntniß getragenen, Geist sprühenden Rede des Ministers Unger war es zu danken, daß der erste Sturm wirkungslos verlief.

Allein bald erwuchs dem Collegiengeld ein gefährlicherer Gegner: der Neid. Und keineswegs etwa, daß dieser auf den Bureaukraten beschränkt war, der, schlecht besoldet, ohne Recht einer eigenen Meinung, vielfach überbürdet, es als eine Anomalie ohne gleichen ansah, daß ein Beamter von niedrigerer Rangclasse wie er außer dem Luxus größerer Unabhängigkeit und längerer Ferien vielfach ein größeres Einkommen als er bezog und noch dazu für eine Thätigkeit, die nach seinem Dafürhalten mit dem Vorlesen von feststehenden Heften in wenigen Stunden in jeder Woche erschöpft war. Aus dem Kreise der Professoren selbst erstanden dem Collegiengeld die gleichen Gegner. Der staatliche Professorengehalt, zumal in Oesterreich, ist gänzlich unzureichend, um einem Manne, der noch dazu einen Theil der Productionskosten seiner amtlichen Thätigkeit — Bücher und Studienreisen — aus eigenen Mitteln bestreiten muß, ein Leben zu ermöglichen, wie es der Staat selbst im Interesse der Würde des Amtes von seinen Beamten verlangen muß. Hatten sie nun ein Fach gewählt, dem vermöge des beschränkten Interessenkreises nur wenige Jünger sich zuwandten, so blieb selbst bei den größten Koryphäen jene Ergänzung des unzulänglichen Gehalts durch die aus der Verwaltung des Amts fließenden Einnahmen aus. Es ist begreiflich, daß solche Professoren mit wenig Freude auf das Collegiengeld sehen, um dessentwillen ihr fester Gehalt so niedrig normirt worden ist, das aber trotz eigener vorzüglicher Leistungen nicht ihnen zufließt, dagegen aber einen wissenschaftlich vielleicht tief unter ihnen stehenden Collegen bereichert. Andere Professoren befanden sich an einer Universität, an der aus geographischen oder analog von ihnen unabhängigen Gründen nur eine geringe Zuhörerzahl sich zusammenfand; hier richtete sich der Neid gegen die Collegen an den begünstigten sogen. großen Universitäten. Und als ein Mann, der, trotzdem er selbst zu denen gehört, welche an der Berliner Universität die größten Beträge an Collegiengeldern beziehen, der allzeit für eine „principielle" Behandlung staatswissenschaftlicher Fragen eintretende Nationalökonom Adolph Wagner die Sache dieser Benachtheiligten im Namen der wirthschaftlichen Gerechtigkeit zu der seinen machte, da fanden auch diejenigen Professoren den Muth, gegen die Ungerechtigkeit des Collegiengeldes aufzutreten, deren niedrige Einnahmen weder in dem von ihnen vertretenen Fache noch in dem geringen Umfang der Universität, sondern lediglich in ihren schlechten Leistungen als Lehrer ihre Ursache hatten. So von Angehörigen der Universitätskreise selbst getragen, ist denn die Frage der Collegiengelder heute eine brennende geworden. Schon gehört einiger Muth dazu, gegen die Fehler, welche dem Verlangen nach Abschaffung der Collegiengelder zugrunde liegen, öffentlich aufzutreten.

Da ist es denn ein Glück, daß nunmehr die praktischen Reformvorschläge des Ministers Frhrn. v. Gautsch vorliegen. Braucht man doch, selbst wenn man Professor im Bezug von Collegiengeldern ist, nunmehr nicht die Verdächtigung zu fürchten, daß es lediglich das persönliche Interesse sei, das zum Widerspruch gegen eine angeblich im Interesse des Ganzen gelegene Reform antreibe. Nach diesem Reformplan sollen ja alle dermaligen Professoren, falls sie es nicht wollen, von der geplanten Reform gar nicht berührt werden. Ist so der Rücken gegen jede Verdächtigung gedeckt, so entsteht aber denjenigen, welche durch die Maßregel eine ernste Gefährdung der Universitäten be-

fürchten, eine um so größere Pflicht, ihre Bedenken offen darzulegen.

Was ist es, was als der Hauptfehler in den Angriffen auf das Collegiengeld erscheint? Es ist derselbe Fehler, der so vielen Angriffen auf Einrichtungen der bestehenden Gesellschaftsordnung eigenthümlich ist. Ostensibel gehen sie aus von socialen Gesichtspunkten; in Wirklichkeit aber urtheilen sie, wenn man näher zusieht, nicht vom Standpunkt des Ganzen, sondern von dem der Einzelnen, und indem sie die Gerechtigkeit gegenüber dem Einzelnen in den Vordergrund stellen, reden sie thatsächlich, als ob die gesellschaftlichen Einrichtungen nicht in der Zweckmäßigkeit für das Ganze, sondern in der Gerechtigkeit gegenüber dem Einzelnen ihre Rechtfertigung fänden. Die Art und Weise, wie die verschiedenen Kategorien von Beamten ihre Entlohnung finden, muß aber die sein, die, ohne der Gerechtigkeit Eintrag zu thun, dem Ganzen die benöthigten Dienstleistungen in der wirksamsten Weise sichert.

Aber, so wird der Unkundige erwidern — und zu den Unkundigen gehört in diesem Falle die philosophische Facultät der Universität Innsbruck, ferner das österreichische Unterrichtsministerium, das sich ebenso wie die Vorschläge der letzteren, so auch deren Argumentation angeeignet hat, und ebenso der Artikel in der Beilage der A. Z. vom 14. April —: Collegiengelder sind Sporteln. In allen modernen Staaten ist das Sportelwesen abgeschafft, weil man es als den Interessen des öffentlichen Dienstes widersprechend erkannt hat. Durch Abschüttelung des letzten Restes des Sportelwesens kann das allgemeine Ansehen der Universitäten nur ebenso gehoben werden, wie z. B. das Ansehen aller übrigen Zweige des öffentlichen Dienstes durch Beseitigung der Sporteln gehoben wurde.

So häufig diese Argumentation heute gehört wird, so beruht sie doch auf völliger Verkennung der Ursachen, warum die Sporteln z. B. abgeschafft wurden, sowie der Besonderheiten, welche den Dienst des öffentlichen Lehrs in Wissenschaft und Kunst vom Dienst aller übrigen Beamtenkategorien unterscheiden. Ich will mit der Darlegung der letzteren beginnen. Diese Besonderheiten werden es verständlich machen, warum die Abhängigkeit eines Theils des Einkommens von der Verwaltung des Amtes, die bei allen übrigen Beamtenkategorien beseitigt worden, beim Universitätslehrer noch fortbesteht.

Das, was vom Universitätslehrer verlangt wird, ist ein doppeltes: Er muß sich die Kenntniß der ganzen Wissenschaft seines Fachs verschaffen, ihre Methoden beherrschen und dies bethätigen, indem er sie durch eigene Forschung weiter fördert. Er muß ferner die Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung lehren, und zwar nicht nur ihre Ergebnisse, sondern auch ihre Methoden lehren. Beides, Forschen und Lehren, sind durchaus verschiedene Functionen. Allerdings setzt die wirksame Erfüllung der letzteren die erstere voraus; wollte man auch zugeben, daß auch solche, die sich nicht durch eigene Forschung ausgezeichnet, gute Lehrer der Ergebnisse der Forschung anderer sein können, so erheischt doch die wirksame Lehre wissenschaftlicher Forschungsmethode, daß man sie selbst in eigener Forschung erfolgreich bethätigt habe; dagegen ist die Forschung nicht nothwendig mit einem Lehramt verbunden. Es gibt Männer der Wissenschaft, die kein Lehramt bekleiden; allein um den Aufgaben des letzteren mit der nöthigen Vollkommenheit zu genügen, muß man Meister in der Wissenschaft sein. In welcher Weise wird die Verbindung von beidem gesichert?

Es wird dies offenbar lediglich von zwei Momenten bedingt: 1. davon, daß es gelingt, dem Lehramt die in ihrer Wissenschaft hervorragendsten Kräfte zu sichern; 2. daß es gelingt, diese zur wirksamsten Bethätigung ihrer Kräfte im Dienste des Lehramts zu veranlassen.

Damit das erstere erreicht werde, ist unentbehrlich, daß den Männern, die man dem Lehramt gewinnen will, mindestens so viel geboten werde, als andere im übrigen gleich lockende Stellungen ihnen bieten. Gewiß ist es richtig, daß die Wissenschaft und Kunst in erster Linie nicht nur des Erwerbes, sondern um ihrer selbst willen betrieben werden; die höchste Vollkommenheit der Leistung, nicht die höchste Verwerthung ist ihr Ziel und ihre treibende Kraft. Wer z. B. dem Studium des Sanskrit oder der Aegyptologie sich ergibt, wird dabei ebensowenig wie der Jurist, der Nationalökonom, der Naturforscher, der Mathematiker oder Geschichtsforscher von Gesichtspunkten des Erwerbes geleitet. Das Lehramt dagegen wird aus überwiegend wirthschaftlichen Gründen, um des Lebensunterhalts willen, erstrebt; und wenn Wissenschaft und Kunst in erster Linie auch um ihrer selbst willen erlernt und betrieben werden, so ist doch derjenige, der es zur Meisterschaft darin gebracht hat, nicht bloß auf das Lehramt verwiesen, um dieselbe nutzbar zu machen. Darin liegt eine Besonderheit des Beamten im Dienste von Wissenschaft und Kunst, welche ihn von den meisten übrigen Beamtendiensten fundamental unterscheidet. Für den eigentlichen Beamtendienst gibt es nur eine Nachfrage, die seitens der öffentlichen Wirthschaft, und zwar in vielen Fällen sogar nur seitens eines einzigen Staats. Um den Meister in der Chemie reißen sich hunderte von Betrieben mit Anerbietungen, welche die des Staates weit übertreffen; unter den Einnahmen des großen Mediciners pflegen die aus seiner Universitätsstellung, wenn er eine solche überhaupt bekleidet, nur eine untergeordnete Rolle zu spielen; die Einnahmen wissenschaftlich hervorragender Advocaten oder der Syndici großer Erwerbsgesellschaften übertreffen nicht selten um vieles die der berühmtesten juristischen Professoren; ausgezeichneten Nationalökonomen werden von großen geschäftlichen Unternehmungen heute mitunter Jahresgehalte geboten, die deren zehnjährigem Einkommen aus ihrer Universitätsstellung gleichkommen, und ebenso tritt die große Journalistik heute an den Geschichtschreiber mit glänzender Feder mit Anerbietungen heran, die mehr betragen als irgend welche Einnahmen aus dem Lehramt. Dabei ist eine Anzahl von Zweigen der Wissenschaft ähnlich wie die Kunst der Art, daß nicht bloß eine nationale, sondern eine internationale Nachfrage nach ihren Diensten besteht. Nun ist nichts natürlicher, als daß der Staat, wo immer er mit solcher Concurrenz als Nachfragender zu rechnen hat, das, was er denen, deren Dienste er gewinnen will, bietet, nicht nach dem Einkommen gleichstehender Rangclassen in der Beamtenhierarchie bemißt, sondern nach dem, was sich den zu Gewinnenden in anderen Lebensstellungen bietet. Wollte er anders verfahren, so würden ihm gerade die Ausgezeichnetsten für den öffentlichen Dienst entgehen. So ist es charakteristisch, daß der englische Staat, der darauf hält, daß immer nur die ausgezeichnetsten Juristen die Posten des Lord Chancellor, des Attorney General und Sollicitor General bekleiden, keinen Anstand nimmt, diesen Gehälter zu zahlen, welche den des im Rang über ihnen stehenden Premierministers weit übertreffen, denn ohnedies würde er die gewünschten Kräfte nicht ihrer Advokatenpraxis entziehen. Ganz von derselben Erwägung war der Staat in Deutschland bisher bei der Gewinnung akademischer Lehrkräfte geleitet. Wäre er anders verfahren, so hätte er gerade die ausgezeichnetsten Männer der Wissenschaft nur zu rasch in jene Lebensstellungen gedrängt, die ihnen mehr boten, und es wären ihm für das akademische Lehramt, das eben die ausgezeichnetsten fordert, nur noch untergeordnete Kräfte verblieben. Daher denn auch die Eigenthümlichkeit, daß, während sonst im Staatsdienst für Stellen gleicher Art gleiche Gehälter festgesetzt sind, diese Regel bei der Be-

Digitized by Google

setzung akademischer Lehrstellen eine Ausnahme findet. Hier bedeutet die mit der Stelle verbundene Besoldung nur den Minimalgehalt des Beamten; daneben kommt der Specialcontract vor, dessen Bedingungen eben durch die Aussichten bestimmt werden, welche dem zu Gewinnenden sich in anderen Lebensstellungen bieten. Diese Abweichung geschieht aber nicht im Interesse des Einzelnen, wie man nach den im Namen der Gerechtigkeit darüber erhobenen Klagen meinen möchte, sondern im Interesse des Dienstes, da ohnedies gerade die besten Kräfte diesem verloren gingen. Daher hier ferner große Ungleichheit in den Gehältern, und zwar nothwendig: je nachdem die Besetzung der einen oder anderen Professur für den Staat von größerer Wichtigkeit ist, je nachdem die eine oder andere Person mehr oder minder geeignet erscheint, sie gut zu verwalten, je nach der größeren oder geringeren Gelegenheit derselben, ihre Fähigkeiten anderweit zur Geltung zu bringen, versteht sich der Staat dazu, demjenigen, den er zu gewinnen wünscht, mehr oder weniger zu bieten. Es handelt sich hier nur um eine specielle Erscheinung des allgemeinen Preisgesetzes.

In welcher Weise aber vermag der Staat sich zu sichern, daß die so Gewonnenen ihre Kraft dann auch auf das wirksamste im Lehramt bethätigen? Hier kommen wir zu einem weiteren fundamentalen Unterschied zwischen dem Dienst des akademischen Lehrers und dem eigentlichen Beamtendienst: Der letztere ist controlirbar durch einen Vorgesetzten, nach Qualität wie nach Quantität; bei dem ersteren kann eine solche Controle nicht stattfinden, und wo sie versucht worden ist, war sie der Tod des Lebenselements des Lehramts, der Freiheit der Lehre. Nun ist es allenthalben im Wirthschaftsleben, daß man da, wo es sich um Leistungen handelt, die in Bezug auf Qualität oder Quantität nicht controlirbar sind, die fehlende Controle durch Erweckung des eigenen Interesses des Arbeiters zu ersetzen sucht. Es ist bekanntlich die Function der Stücklöhnung und der verschiedenen Arten der Gewinnbetheiligung, die Arbeiter zum größtmöglichen Arbeitseifer und zur größtmöglichen Sorgfalt anzutreiben, wo es dem Betriebsleiter aus irgend einer Ursache an der Möglichkeit directer Beaufsichtigung fehlt. Diese Function der Stücklöhnung oder Gewinnbetheiligung, die jedem Betriebsunternehmer geläufig ist, erfüllt beim Lehramt das Collegiengeld. Denn nicht, wie seinerzeit die philosophische Facultät der Universität Innsbruck ausgeführt hat und wie in der Beilage vom 14. April wiederholt wird, die Förderung des geistigen Wettbewerbs unter den Docenten ist seine Aufgabe. Dazu wäre es in der That ein völlig ungeeignetes Mittel. Sein Ziel ist weit geringer: es soll nur Sicherheit schaffen, daß jeder Lehrer seine äußerste Kraft im Lehramt einsetzt. Und wenn die Innsbrucker Facultät seinerzeit gegen diese Auffassung als „eine schwere Beleidigung des gesammten Professorenstandes" protestirte, weil danach „nicht die begeisterte Hingabe an die Wissenschaft, nicht der Wunsch, zum Nutzen der Menschheit und zur Ehre des Vaterlandes eine Reihe von tüchtigen Schülern heranzubilden, sondern lediglich die gemeine Habsucht die Triebfeder sei, welche den Professor veranlasse, mit unermüdlicher Anstrengung und unausgesetzter Arbeit fort und fort neue Quellen des Wissens zu erschließen und seinen Schülern die Resultate der eigenen Forschung und die Errungenschaften anderer Gelehrten in möglichst vollendeter Form mitzutheilen", so ist diese Tirade der Facultät für den Kenner der Thatsachen eitel Geschwätz; ganz ebenso, wie ihre Denunciation des Collegiengelds als Rest des Sportelwesens auf auffallendem Verkennen der thatsächlichen Verhältnisse beruht. Denn, um mit dem letzteren zu beginnen, auch die Sporteln hatten die Wirkung, zur Vermehrung der Amtsthätigkeit anzueifern. Aber warum waren sie verwerflich, während das Collegiengeld vortrefflich wirkt? Der Grund ist, daß die Amtsthätigkeiten, welche durch die Sporteln veranlaßt wurden, die Verwicklung der Rechtsverhältnisse, die Vervielfältigung der Proceßhandlungen, die Vermehrung der Processe, dem Interesse des Ganzen geradezu entgegengesetzt waren. Die Abhängigkeit der Höhe des Einkommens des Beamten von der Verwaltung des Amts hatte also hier die Wirkung, daß das Beamteneinkommen der Zweck wurde, um derentwillen die Verwaltung stattfand, während umgekehrt das Collegiengeld verhindern soll, daß das Lehramt zu einer Sinecure werde, zu einer Stelle, die um des Professors willen und nicht um der Schüler willen besteht. Denn wer, der mit Professoren auch nur etwas näher bekannt ist, weiß nicht, daß das Lehren den meisten eine wenig willkommene Aufgabe ist? Mit welcher Sehnsucht werden da die Ferien erwartet! Welche Freude erregt in katholischen Ländern jeder Feiertag! Nicht als ob es Trägheit wäre, welche diese Seelenstimmung veranlaßte. Ganz im Gegentheil: die lehrfreie Zeit gibt die Möglichkeit, sich den eigenen Forschungen ungestört hinzugeben. Welcher Professor ginge nicht lieber seinen eigenen Studien nach, statt ein Collegienheft auszuarbeiten, es fortwährend zu verbessern und sich fortwährend neu vorzubereiten! Das einzige Mittel, das dem Staate die Sicherheit gibt, daß er sein Aeußerstes leiste, um auch als Lehrer seiner Pflicht zu genügen, ist, daß er für einen Theil seines Einkommens abhängig gemacht wird von der Art und Weise, wie er seine Lehraufgabe in Angriff nimmt, und dem Eifer, mit dem er sich ihr hingibt: die Verbindung einer Stücklöhnung mit einem festen Gehalt, das Collegiengeld.

Nun soll nicht geleugnet werden, daß, wie bei allen menschlichen Einrichtungen, so auch bei dieser sich Mißbräuche finden, und es wäre weit besser, wenn die Regierungen statt einem unkritischen Geschrei gegen das Einzige, was ihnen die Pflichterfüllung der Universitätslehrer garantirt, nachzugeben, diese Mißbräuche ins Auge faßten.

Ein solcher Mißbrauch sind vor allem die in Oesterreich (nicht in Deutschland) bestehenden Zwangscollegien. Kein Student wird dort zum Examen zugelassen, ohne daß er den Nachweis führt, daß er gewisse Vorlesungen, und zwar in bestimmter Reihenfolge, belegt hat, einerlei ob er sie gehört hat oder nicht. Nicht durch das Colleggeld an sich, wohl aber durch dieses Bannrecht, sein Wissen aus einer bestimmten Quelle zu schöpfen, wird eine Monopolrente des Kathederinhabers, eine Kathederrente, geschaffen, welche die günstigen Wirkungen des Collegiengeldes auf den Lehreifer wieder völlig aufzuheben geeignet ist. Also fort mit den Zwangscollegien! Es kommt nicht darauf an, wo und wie der Student sein Wissen erwirbt, sondern daß er es erwirbt; und der Zwang zum Belegen gewisser Vorlesungen ist gewiß ein äußerst unvollkommenes Mittel, um den Nachweis des erworbenen Wissens zu sichern.

Nur eine Abart dieses Mißbrauchs ist es ferner, wenn — und dies findet auch in Deutschland statt — gewisse Vorlesungen, die zum Erwerb des Wissens in der That unentbehrlich sind, als Privatissima zu einem den üblichen überschreitenden Satz des Collegiengelds und ohne die den nachgewiesenermaßen armen Studenten zugebilligten Honorarbefreiungen gelesen werden; oder gar wenn das gleiche mit Repetitorien geschieht, die, unter Bedingungen gehalten, welche es völlig ausschließen, daß der Lehrer sich dem einzelnen Theilnehmer widme, nicht mit Unrecht den Namen Examensteuer erhalten haben. Schon seit lange sind aus den Universitätskreisen selbst die Anregungen zur Unterdrückung dieser Mißbräuche ergangen. Warum bestehen sie noch immer fort?

Hier wäre der Anlaß zu einem energischen Einschreiten der Unterrichtsministerien gegeben, und jeder wahre Universitätsfreund würde ein solches mit Freuden begrüßen.

Betrachten wir dagegen die Wirkungen, welche eine Universitätsreform, wie sie der österreichische Unterrichtsminister plant, zur Folge haben würde.

Die Entrichtung von Collegiengeldern seitens der Studenten soll nicht etwa abgeschafft werden; es wird sogar die Möglichkeit seiner Verdoppelung, ja seiner Verdreifachung ins Auge gefaßt. Für den Studenten, in dessen angeblichem Interesse der Ansturm gegen das Collegiengeld anfing, bedeutet die Reform also statt einer Erleichterung eine Erschwerung. Das einzige, was verändert wird, ist, daß das Collegiengeld nicht mehr denen zufließt, die es verdienen, sondern an die Staatscasse zur gleichmäßigen Erhöhung der Professorengehälter abgeführt werden soll. Alle aus der Verwaltung des Lehramts stammende Ungleichheit des Einkommens soll fortan beseitigt werden. Es soll nicht nur ganz gleichgültig sein, welchen Werth die von dem Einzelnen vertretene Disciplin für das Ganze hat und welche Anforderungen die einzelne Professur an die Lehrthätigkeit dessen stellt, der sie bekleidet — der Aegyptolog, der wenige Wochenstunden vor zwei oder drei Zuhörern liest, soll ebenso viel erhalten, wie der Pandektist, der täglich zwei oder drei Stunden vor Hunderten liest. Deßgleichen sollen die erhöhten Gehälter gleich hoch sein für alle Universitäten, von wohl nur unerheblichen Theuerungszulagen abgesehen, damit die bisher thatsächlich bestehende Rangverschiedenheit unter den Universitäten verschwinde. Allein was noch weit wichtiger ist: der gute und der schlechte Docent, der eifrige und der faule, derjenige, der in seinem Lehramt aufgeht, wie derjenige, dem es nur eine Last ist, mit der er sich durch ein Minimalmaß von Leistung abfindet — sie alle sollen das gleiche erhalten; und da die schlechten und trägen Lehrer das dazu nöthige Geld nicht verdienen, soll es den Tüchtigen und Fleißigen genommen werden, um es ihnen zu geben.

Welcher Sturm der Entrüstung ging nicht durch ganz Europa, als Louis Blanc 1840 seine Schrift „Organisation du travail" veröffentlichte, weil sein Project die Gleichheit des Arbeitslohnes trotz der Ungleichheit der gelieferten Arbeit zur Folge habe! Derselbe Entrüstungssturm erhebt sich noch heute, wo immer eine Arbeitskraft gegen die Anwendung des Stücklohnsystems protestirt. Und nun sucht die Regierung eines der aristokratischsten Staaten der Welt auf dem Arbeitsgebiete, das die Nivellirung am allerwenigsten verträgt, jene verpönten Principien zur Durchführung zu bringen! Was wird die Folge sein? Die Verbindung von Wissenschaft und Lehramt, die so alt ist wie die ältesten deutschen Universitäten, wird sich lösen. Die vornehmsten Träger der Wissenschaft werden nicht länger an den Universitäten, sondern in anderen Lebensstellungen zu finden sein; oder wo, wie z. B. in einigen medicinischen oder juristischen Fächern, die Universitätsstellung vielleicht der Reclame wegen nach wie vor gesucht werden wird, wird das Lehramt in die Rolle eines Nebenamts herabsinken, das mit anderen Functionen cumulirt wird; und wo die Natur des Fachs — wie vielleicht in manchen philosophischen Fächern — dies ausschließt, wird es zur Nebenbeschäftigung werden, welche gegenüber der literarischen Thätigkeit zurücktritt.

Geradezu kläglich aber ist es, wenn die Reform, um dem zu steuern, in Aussicht nimmt, eine contingentirte Zahl von hervorragenden ordentlichen Professoren in eine höhere Rangclasse mit dem Titel von Hofräthen und höheren Gehalten zu versetzen. Daß die Unabhängigkeit der Hochschullehrer dadurch beeinträchtigt werden würde, wollen selbst die Befürworter dieser herrlichen Reform nicht bestreiten; aber dafür komme die Hörigkeit der Professoren gegenüber den Studenten in Wegfall, die sich in unsrer Zeit der Interessen- und Racengegensätze leicht in einem pecuniären Nachtheil mißliebiger Professoren fühlbar mache. Nun hat man in Deutschland bisher von solcher Hörigkeit nichts empfunden und ist der Meinung, daß da, wo sie sich fühlbar mache, nicht das wissenschaftliche Verhalten des Lehrers, wohl aber, daß er die der Wissenschaft gezogenen Schranken nicht innehalte, der Grund sei. Dagegen hat man in Deutschland gelegentlich der Berathung der Umsturzvorlage den Antrag Rintelen erlebt, der direct gegen die Lehrfreiheit an den Universitäten gerichtet war. Damals vereinigten sich die Professoren ohne Unterschied der politischen Parteizugehörigkeit empört zur Abwehr des Attentats. Wie harmlos erscheint der Antrag Rintelen gegenüber der hier geplanten Universitätsreform! Was dort plump und ungeschickt versucht wurde, hier wird es unter begeisterter Zustimmung kurzsichtiger Vertreter des Lehramtes selber spielend erreicht.

So dürfte das Endergebniß der österreichischen Universitätsreform, falls sie wirklich so, wie geplant, zustande kommt, dasselbe sein, wie das so vieler angeblich socialer Reformen unsrer Zeit. Sie gehen aus von dem Nothstand irgend einer gesellschaftlichen Classe; hier bildeten die vom Collegiengeld bedrückten Studenten den ersten Ausgangspunkt. Ein den angeblichen Bedrückern feindlicher Factor sucht dann die so entstandene Agitation auszunutzen; hier ist dies die den Universitätslehrern seit lange neidisch gegenüberstehende Bureaukratie. Man gewinnt dann einen Theil der Gesellschaftskreise, die man herabzudrücken wünscht, indem man ihnen die Besserung ihrer Lage auf Kosten derjenigen, die vor allem man zu drücken wünscht, in Aussicht stellt; hier sind dies die Professorenkategorien, deren Einkommen aus dem Verdienst der Bestgestellten erhöht werden soll. Durch diese Anhängerschaar verstärkt, kann dann der Ausgangspunkt der Agitation ganz vernachlässigt werden; hier ist dies die Nothlage der Studenten, deren Collegiengeld als Folge der Reform eventuell verdoppelt, sogar verdreifacht werden soll. Als einziges Ergebniß bleibt dann der Tertius gaudens, hier die Bureaukratie.

Seit langer Zeit schon besteht die Tendenz, die Universitäten auf das Niveau von Gymnasien herabzudrücken, über das in Oesterreich die Universitätsreform des Grafen Thun sie erhoben hat. Die Universitätsreform des Frhrn. v. Gautsch würde dieses Ziel mit Sicherheit erreichen. Daß die Wissenschaft an sich darunter leiden würde, läßt sich absolut wohl nicht sagen; sie wird ihren Hauptsitz anderswo als auf den Universitäten aufschlagen. Das politische Leben wird davon vielleicht sogar Vortheil haben, indem eine große Anzahl geistiger Kräfte, welche heute durch ihr Lehramt an den Universitäten von Parlamenten und Journalistik ferngehalten werden, diesen sich zuwenden würden. Dann dürfte auch die Bureaukratie unwillkommene Früchte ihrer Feindseligkeit gegen unabhängige geistige Kräfte einheimsen. Wer aber sicher den Nachtheil tragen wird, sind die alten Sitze deutscher Wissenschaft: die Universitäten.

Edwin Frhr. v. Manteuffel an Leopold v. Ranke.

25.

Hochverehrter und hochbewunderter Freund!

Es ist zu betrübt, ich habe heute den letzten Druckbogen gelesen und nun fehlt mir die Nahrung. Was haben Sie da wieder für ein Meisterwerk vollbracht![1]) Das ist das Wunderbare, daß bei Ihnen im Alter Elasticität, Frische des Geistes und Gedankenfülle zunimmt, und ebenso, daß, anstatt daß der Stil breiter wird, wie das gebräuchlich,

[1]) Gemeint sind das I. und II. Buch des „Hardenberg".

er bei Ihnen, wenn ich es sagen darf, klarer, bündiger und doch fließender wird. Ich glaube, das Werk wird ungeheures Aufsehen machen und seine Bedeutung ist auch, daß es eine Epoche aufklärt, von der so wenig bekannt ist. Ich habe viel gelernt aus dem Buche und, wie gesagt, ich dürste nach der Fortsetzung. Nebenbei habe ich gleich Nutzen daraus gezogen.

Vor einigen Tagen wurde ich wieder zu einer Erklärung in der Arnim'schen Sache aufgefordert. Ich habe da dem Herrn Minister geschrieben: die Acten wären ja da, die möchten sie einsehen, was da drin stünde, wäre officiell und damit Punktum. Es schiene mir vollkommene Unkenntniß über meine Stellung zu herrschen. Man habe Begriff von dem, was ein Gesandter sei, daß dieser sein Gouvernement repräsentire, man habe Begriff davon, was ein General sei, daß dieser Truppen commandire; man habe aber gar keinen Begriff davon, was der Oberbefehlshaber einer selbständig gestellten Armee außerhalb seines Landes sei, und wisse nicht, daß dieser neben seiner militärischen Stellung immer auch eine politische einnehme. Weder weiland König Fr. W. II. noch seine Minister hätten daran gedacht, die Schreiben, die der Feldmarschall Möllendorf an die Minister gerichtet, während Haugwitz im Haag verhandelt habe, als Privatschreiben anzusehen. Noch weniger Begriff habe man von dem, was der Oberbefehlshaber einer Occupationsarmee sei; dessen Aufgabe sei ja erst recht auch politischer Natur. Als 1815 der Herzog von Wellington die Occupationsarmee in Frankreich commandirt, sei er deßhalb zum Botschafter ernannt worden und habe es aus Paris gethan. Ebenso wenig habe man Begriff von der Stellung, die ich eingenommen gehabt; ich habe die specielle Vollmacht gehabt, über alles die Armee Betreffende direct mit dem französischen Gouvernement zu verhandeln; dazu seien mir zwei preußische Diplomaten in mein Hauptquartier gegeben worden, und dazu sei ein ehemaliger Gesandter, Graf St.-Vallier, mit 2—3 französischen Diplomaten von dem französischen Gouvernement — unter Thiers und unter Mac Mahon — ebenfalls stets in meinem Hauptquartier gewesen, und von Anfang bis zu Ende der Occupation habe ich in directen Beziehungen zu dem französischen Gouvernement und zu dem Auswärtigen Amt in Berlin gestanden. Während der Dauer der Occupation habe es eben nicht bloß eine politische Behörde — die Gesandtschaft oder Botschaft —, sondern noch eine zweite politische Behörde — das Obercommando der Occupationsarmee — in Frankreich gegeben, deren Centralpunkt das Auswärtige Amt in Berlin gewesen sei. Was nun Fürst Bismarck mit den Berichten des Botschafters und mit den Briefen des Oberbefehlshabers gemacht, inwiefern er dem einen Kenntniß von dem gegeben, was der andere geschrieben, sei dessen Sache — mich habe er einigemale gefragt, ob er Grf. Arnim Mittheilung von meinem Schreiben machen dürfe, und habe dann allemal ein Ja von mir zur Antwort erhalten. Aber was ich geschrieben, sei officieller Natur und sei in den Acten, und die könnten sie meinetwegen drucken lassen. — Aber werden sich die Leute nicht über meine Gelehrsamkeit wundern, daß ich so genau Bescheid weiß über die Verhandlungen von 1795 im Haag?

Daß Sie übrigens am Schluß auch meinen Wallenstein mit angeführt haben, freut mich ganz speciell. Aber ist in der Zeit nicht auch eine der Hauptdichtungen von Goethe erschienen, und sollte man sich nicht wundern, wenn Sie erst die beiden Meister der Dichtung und Sprache anführen und dann nur Dichtungen des einen nennen?

Nun habe ich aber ein Peccavi zu sagen. Ich habe den Brief, den mir der Herr bei Uebersendung der Druckbogen geschrieben, ganz besonders aufgehoben und die Folge davon ist natürlich, daß ich ihn jetzt nicht finden kann. Nun bleibt mir nichts übrig, als die Druckbogen Ihnen zu schicken, da ich die Adresse des Herrn nicht weiß, und Sie zu bitten, ihm für die Uebersendung zu danken. Noch eins. Sie wissen, daß ich in strenger Disciplin aufgewachsen. Sie haben mir nicht gesagt, ich sollte, wo Druckfehler sind, es anstreichen. Ich habe es daher nicht gethan, aber einer strengen Correctur bedürfen die Bogen von pag. 240 an, oder vielmehr die Streifen, oder wie der Kunstausdruck heißt. Haben Sie niemanden dazu, so schicken Sie sie wieder und Sie sollen sie schnell mit den Anstrichen wieder haben.

Ich danke Ihnen noch, daß Sie neulich meine Tochter freundlich aufgenommen haben. Wir leben hier still und einsam und wunderbar ist es mir selbst manchmal, daß ich auch gar keine Sentiments empfinde, die mich Berlin mit seinem Getreibe vermissen lassen. Sie fehlen mir und ich möchte, daß Sie es machten, wie es andere große Geister gethan, und aufs Land gingen, um ein Buch zu vollenden. Sie sollten ganz bequem hier wohnen. Alles andere mag in Berlin bleiben und ich fern von ihm. Meine Frau trägt mir die allerherzlichsten Empfehlungen auf und grüßt mit mir Ihre Kinder und ich danke Ihnen nochmals für die Mittheilung der Druckbogen und liebe und verehre Sie mehr, als ich es sonst eigentlich bei einem Mitmenschen thue.

Topper, 17. Februar 1876. E. Manteuffel.

26.

Mein hochgeehrter Freund!

Welch guten, lieben Brief haben Sie mir geschrieben! Ich danke Ihnen aus vollem Herzen für Brief und Glückwunsch zu meinem Geburtstage. Sie haben mich mehr erfreut, als ich es sagen kann. Am 21. März komme ich, so Gott will, nach Berlin und besuche Sie und sehne mich nach dieser Stunde. Daß der Napoleon in ihren Augen steigt, macht mich ordentlich stolz, denn ich habe von Jugend an mich nicht den Leos und Gerlachs und all den Leuten anschließen können in ihrem Urtheil, Napoleon sei der Inbegriff der Gemeinheit, und nur persönliche Ambition sei die Triebfeder zu all seinem Handeln gewesen. Ich habe Ambition, und nicht Ehrgeiz geschrieben, weil in meinem Begriff das Wort Ambition mehr die Bedeutung persönlicher Eitelkeit, des reinen Egoismus in sich schließt, und die Leute den Napoleon nicht einmal des Ehrgeizes, etwas schaffen zu wollen, fähig hielten. Ich bin ganz ungemein gespannt, Ihren Hardenberg weiter zu lesen.

Unter meinen Geburtstagsbriefen ist auch einer, in dem von Ihnen die Rede ist. Ich schreibe Ihnen die Stelle ab: „Ebenso schaffte ich mir auf Ihre Empfehlung Ranke's letztes Werk an. Es fesselte mich dergestalt, daß ich es einigen als das Beste hinstellte, was dieser berühmte Historiker geschrieben. Jetzt werde ich mich an seinen Ursprung und Beginn der französischen Revolution machen!“ Der Brief selbst war von Prinz Friedrich Karl.

Dann habe ich noch zu schreiben, was Sie bei Ihrer Theilnahme für meine Topper'schen Mühen interessiren wird. Zu meinem Geburtstag war mein Vetter, der ehemalige Ministerpräsident, hier; er ist mit mir überall herumgefahren und hat mir gesagt, daß Topper ihm jetzt einen ganz andern Eindruck mache, als zu der Zeit, wo es in meinen Besitz gekommen. Wenn der liebe Gott gnädig weiter hilft, so komme ich doch durch.

Mein ehemaliger Diener Marcus ist in Halle gestorben und mein Koch Herlitz reist nach Halle zum Begräbniß, und da er durch Berlin kommt und meinen Kellerschlüssel hat, habe ich ihm gesagt, er solle 10 Flaschen für Sie herausnehmen, da Sie unmöglich bis 11. März reichen können.

Aber nun denke ich an Ihre Zeit und an Ihre Augen und schließe. Meine Frau ist Ihre große Verehrerin und

Digitized by Google

meine Tochter staunt an Ihnen herauf und sage ich von ihnen die aller, aller, allerherzlichsten Grüße und Empfehlungen. Ich hoffe zu Gott, daß es Ihnen und Ihren Kindern und Enkelkindern, worunter ja mein Pathchen, gut geht. In treuester und dankbarster Liebe und Verehrung.

Topper, 1. März 1876. E. Manteuffel, GFM.

27.

Hochverehrter Freund!

Ich habe gestern die Kreuzzeitung[1]) bekommen. Was soll ich Ihnen sagen? Sie sagen sich selbst, was in solchem Falle gesagt werden kann. Und daß ich mit vollstem Herzensschlage mitfühle, daß Sie Kummer und Schmerz haben und daß Ihr seliger Bruder Ihnen fehlen wird in Herz- und Geistesverkehr — das wissen Sie auch. Und dennoch drängt es mich, mich Ihnen in dieser Trauerzeit zu nahen und Ihnen die Hand zu drücken. Weh thut es mir auch, daß Ihr seliger Herr Bruder Aerger gehabt in den letzten Wochen seines Lebens; aber das Bewußtsein, daß er viel Liebe und viel Anerkennung das ganze Leben hindurch gefunden, und daß er guten Leumund hinterläßt, hat er doch auch gehabt und das ist gar viel werth und ist ein schönes Erbtheil für die Kinder.

Ich hoffe zu Gott, daß es Ihnen persönlich gut geht; ich schwelge jetzt in Ihren Druckbogen. Aber ist Cobentzl wahr, wenn er sagt, Napoleon sei oft betrunken gewesen? Ich glaube das nicht. Roh, rüde — ja, denn einmal soll ihm Erziehung gefehlt haben, dann muß so ein Oberbefehlshaber einer Armee vor dem Feinde der eigenen Truppen wegen oft härter und rüder erscheinen, als er es au fond ist. Aber betrunken, nein, das glaube ich nicht. Dazu war er zu geliebt und respectirt von der Truppe, um sich solcher Schwäche hingegeben haben zu können.

Der liebe Gott segne und schütze und erhalte Sie doch nur gesund auch in dieser Gemüthsbewegung. In treuer, treuester Liebe und Verehrung.

Topper, 1. April 1876. E. Manteuffel.

Meine Frau will Ihnen expreß selbst schreiben.

28.

Topper, 20. Mai 1876.

Mein hochverehrter Freund!

Mit dem herzlichsten Danke sende ich Ihnen die Druckbogen[2]) zurück, die mich wieder ungemein interessirt haben. Dieses Werk wird ungemeines Aufsehen machen und wird von durchgreifendem Nutzen sein. Nun haben Sie mir diesmal aber erlaubt, Ihnen vorzutragen, wenn mir etwas nicht verständlich ist. Demgemäß lenke ich Ihre Aufmerksamkeit auf den Bogen IV Capitel 4—6, wo ich an 3 Stellen drei Kreuze mit blauem Stift gemacht habe und an einer Stelle nachstehendes Zeichen φ in Blaustift. Bei den Kreuzen ist schon bei Schilderung des 13. October erwähnt, daß Franzosen den Paß von Kösen bereits überschritten gehabt, und hinzugefügt, daß man erwarten konnte, daß größere Massen folgten. Bei der Schilderung vom Morgen des 14. ist gesagt, daß die Nachricht unerwartet gekommen, daß die Franzosen mit klingendem Spiele anrückten, als die 3. Division gegen Kösen vorgegangen sei. Ebenso ist die Absicht der Königin, nach Freiburg zu gehen, so in Zusammenhang mit dem zurückgeschlageneu Angriff Rüchels und der Sachsen gebracht, daß man nachdenken muß, ob sie bei Auerstädt oder Jena, ob bei der Armee des Herzogs oder des Fürsten gewesen. Ich glaube, daß die Doppelschlacht in ihren Einzelheiten getrennter gehalten werden könnte, und möchte König und Königin mehr in einem besonderen Absatze behandelt, auch mehr ausgesprochen sehen, was der König gethan hat nach der Verwundung des Herzogs: ob er das Commando übernommen, wem er es übergeben, wann er das Schlachtfeld verlassen, wohin er gegangen, wo er die Königin wieder getroffen hat. Der Preuße will da einmal ein bischen Detail über König und Königin.

Nun aber die Stelle φ. Da fehlt mir die Hervorhebung einer Haupteigenschaft Napoleons; es ist die, von sich herausstellenden Verhältnissen zu profitiren. Sie sagen, daß Napoleon, als er nach Jena zur Ruhe gegangen, noch keine Ahnung von Auerstädt hatte. Gut. Wie aber hat er's benutzt, als er die Nachricht bekam? Hier zeigte sich wieder seine Virtuosität. Nicht bloß, wie Sie sagen, der Rückzug selbst, sondern auch die Art des Verfolgens gehörte dazu, um den Sieg zu vollenden. Das möchte ich hervorgehoben sehen. Wenn Napoleon nach Jena und Auerstädt Zeit verlor im Benutzen des Rückzugs des Geguers, wie er es bei Ligny that, so bekameu die Preußen Zeit, sich zu sammeln. Wie Cäsar es that, wußte Napoleon das Moralische mit in Anschlag zu bringeu. Die geschlagene fridericianische Armee mußte durch das Unerwartete des Geschlagenwordenseins in Confusion über sich selbst gerathen sein. Das benutzte Napoleon durch die Art seiner Verfolgung. Hätte die preußische Armee Haltung bewahrt, so wären die einzelnen weit vorpoussirten Corps Napoleons schlecht weggekommen; jetzt vermehrte diese Benutzung des Gefühls des sich selbst Aufgebens die allgemeine panique. Das große, nie genug auerkannte Verdienst L'Estoque's ist es, zuerst wieder Halt in die preußische Armee-Auflösung gebracht zu habeu.

Ich möchte aber auch noch Einwendungen machen gegen den Ausspruch: durch eine glückliche strategische Combination habe Napoleon das preußische Kriegsheer uiedergeworfen! Seit Erzherzog Karl wird mit dem Wort Strategie Mißbrauch getrieben und nie mehr als gerade in unsrer Zeit. Napoleon selbst würde außer sich sein, wenn man seine Erfolge großen strategischen Combinationen zuschriebe, denn gerade er tritt gegen den Cultus auf, der mit diesem Wort getrieben. Er sagt: der einzige strategische Punkt ist die feindliche Armee, ist die vernichtet, so sind alle anderen strategischen Punkte gewonnen; ist diese nicht geschlagen, so haben diese doch keinen Werth. Sein Verdienst ist gewesen, so lange er jung und noch kräftig und geistig frisch und voller Ambition war: stets die Initiative zu nehmen, seine Truppen in der Hand zu haben und nun die sich ergebenden Verhältnisse zu benutzen. Sein Ausspruch ist: Un plan de campagne doit avoir prévu tout ce que l'ennemi peut faire et contenir en lui-même les moyens de le déjoner. Das hat Napoleon auch 1806 befolgt. Er hat den Feind nicht zur Offensive kommen lassen, ist auf die feindliche Armee losmarschirt, hat einen Theil derselben angegriffen, und durch Zufälle des Krieges ist ein Lieutenant von ihm auf eine zweite, viel stärkere feindliche Armee offensiv vorgegangen, hat durch Nebenumstände — Treffen bei einem Rück- und Flankenmarsch, Verwundnng des Herzogs von Braunschweig und Mangel an Führung — diese zurückgedrängt, was Napoleon selbst mit der anderen preußisch-sächsischen Armee gleichzeitig gelungen war; und Napoleon hat diese Verhältnisse mit wunderbarer Energie und dem glücklichen General erlaubtem großen Leichtsinn benutzt. Das ist so die Summe meiner Auffassung über Auerstädt-Jena.

Ich mache noch ein Zeichen in Blau #. War es nicht Napoleon, der dem Herzog von Weimar zugleich mit unserm König den Befehl gegeben hat, das Commando

---

1) Mit der Anzeige, daß Ferdinand Ranke, Gymnasialdirector in Berlin, gestorben.

2) Aus dem IV. Buche des „Hardenberg", über den Krieg von 1806.

niederzulegen? Ich glaube, es ist in einer Art von Uebereinstimmung geschehen — aber sollte das nicht mit ein paar Worten hervorgehoben werden? Druckfehler habe ich nicht angestrichen, weil Sie das nicht wollten, aber es sind deren viele da.

Beim Lesen der Bogen selbst habe ich Sie mit Turenne verglichen, von dem Napoleon sagt, mit jeder Campagne habe sich mehr Talent in ihm gezeigt. So geht es Ihnen mit jedem Werk. Was macht Ihre Schulter? Ich bin lahm an der rechten Hüfte in Folge einer Parade, die ich machen mußte, als mein Pferd in ein Loch getreten war, und wo ich durch die Anstrengung einen Muskel überschnappt haben muß. Das ist aber lange nicht so schlimm, als die Nachtfröste, die mich um die Ernte zu bringen drohen. Von meiner Frau habe ich G. s. D. gute Nachricht. Sie will morgen Karlsbad verlassen, aber noch 14 Tage nach Naumburg gehen. In treuer Verehrung.

Ed. Mntffl.

29.

Hochverehrter Freund.

Wäre mir Berlin nicht gräßlich, ich wünschte, ich wäre dort, um Sie des Abends besuchen und hören zu können. Das thue ich allerdings gewissermaßen auch hier, denn ich lese Sie, aber es ist doch nicht ganz dasselbe, wenn ich auch die Druckbogen wieder voller Bewunderung anstaune. Ich habe die Capitel 7 u. 8 gelesen und denke, es ist Ihnen lieber, wenn ich dieselben gleich zurückschicke. Ueber einen Punkt in jedem Capitel halte ich Vortrag.

Cap. 7 1—3. pag. 2, wo das † ist. Es heißt da: „Man hat es als einen Fehler gegen alle Regeln der Strategie betrachtet, daß Napoleon, indem er den Russen eine entscheidende Schlacht zu liefern beschloß, zugleich einen Theil seiner Truppen nach Königsberg abgehen ließ; doch hat gerade das wesentlich zu seinem Siege beigetragen" u. s. w.

Es wird ein furchtbarer Mißbrauch mit dem Worte „Strategie" getrieben und niemand hat sich stärker gegen dieses Wort in seiner vieldeutigen Anwendung ausgesprochen als Napoleon; er sagt: „es gibt nur einen wichtigen strategischen Punkt, das ist die feindliche Armee; hat man die geschlagen, so hat man alle übrigen." Deßhalb gilt es als Hauptregel, die wieder niemand so scharf vertreten hat als Napoleon in Praxis und in der Theorie, auf dem Schlachtfelde so stark als möglich zu sein. Wurde Napoleon am 14. Juni geschlagen, so war seine Detachirung nach Königsberg verloren, ebenso wie die Detachirung Vandamme's nach Culm sich rächte, so große Erfolge diese hätte haben können. Unter gewöhnlichen Verhältnissen sind Detachirungen vor der Schlacht, wenn man nicht so stark ist, daß man ungeachtet derselben dem Feinde immer überlegen bleibt, stets ein Fehler; aber es gibt auch Fälle, wo man eine Schlacht braucht und nicht zu ihr gelangt, wenn man dem Gegner nicht einige Chancen gibt zum Siegen, und wenn man damit Manöver verbindet, die für den Fall des eigenen Sieges diesen vervollständigen, so ist dies das volle Handeln als General. Sollte der Fall hier nicht vorgelegen haben? Ich würde in dem angeführten Satz die Worte: „gegen alle Regeln der Strategie" weglassen und nur sagen: „man hat es als einen Fehler betrachtet, daß Napoleon" u. s. w. So gefaßt, besteht der Satz vor jedem militärischen Urtheil.

Cap. 8. 1—3 pag. 2, wo φ ist. Die Opposition gegen die Cabinetsräthe ist sehr klar und deutlich geschildert, und ihr Zusammenhang mit der bereits vor der Campagne sich herausgestellt habenden ist, so viel ich weiß, noch nicht ausgesprochen gewesen. Aber es heißt an der erwähnten Stelle: „Nicht gegen die königliche Autorität waren die Beschwerden gerichtet" u. s. w. Ist das richtig? Müßte es nicht heißen: „Nicht gegen die königliche Autorität sollten die Beschwerden gerichtet sein?" Und müßte dann nicht ausgesprochen werden und zwischen den Zeilen zu lesen sein, daß sie es doch waren, denn in der ganzen Aufrechterhaltung von Beyme kam das Souveränetätsgefühl Fr. W. III. mit ins Spiel. Kann ein König, einer, der es ist, bestehen, wenn er niemanden haben darf, mit dem er unter vier Augen die wichtigsten Fragen berathen darf? In meinem Streite mit den Ministern vertraten Sie auch diesen Standpunkt, und einen Eindruck hat es mir immer gemacht, daß, wo in der heiligen Schrift angegeben wird, wem König David die verschiedenen Aemter des Reichs übertragen gehabt, als Amt auch angeführt wird: der Freund des Königs war der und der. Was war der anders als der Cabinetsrath? Ich sollte denken, in der Darstellung über den Streit der Cabinets- oder Ministerialgewalt müßte der Gedanke, daß in der Aufrechthaltung das Recht des Souverains liegt, durchschimmern. Was war das Ende des Streites? Daß der König einen Cabinetsminister hatte, der Sitz und Stimme im Staatsministerium besaß, unter dem aber ein Cabinetsrath stand, der nach wie vor mit dem König direct arbeitete und so das Staatsministerium dem König näher brachte, ohne daß er genöthigt gewesen wäre, sich dessen Beschlüssen pure zu unterwerfen, weil er immer Zeit gewann, sie mit dem Cabinetsrath vorher und hinterher zu berathen. So behielt der König sein Souveränetätsrecht; aber dadurch, daß der Rath unter dem Minister stand, war jeder Eingriff des Cabinets in die Verwaltung selbst ausgeschlossen, und das ist das Richtige. In treuer Verehrung und Liebe

Topper, 6. Juni 1876. E. Manteuffel.

Mittheilungen und Nachrichten.

a. Die zwölf Artikel der oberschwäbischen Bauern 1525. Von Franz Ludwig Baumann. Kempten, Jos. Kösel. — Verleger und Verfasser (der letztere Reichsarchivassessor und Mitglied der bayerischen Akademie der Wissenschaften), die treu verbündet schon so manches für die Geschichte und Heimathlande Schwabens, insbesondere des grünen Allgäu's, wichtige und hochinteressante Werk der Oeffentlichkeit übergeben haben, lassen eine Erstlingsschrift des Autors, seine vor 25 Jahren erschienene Doctordissertation „Die oberschwäbischen Bauern im März 1525 und die zwölf Artikel" in einer vollkommen neuen Gestalt erscheinen. Da das ursprüngliche Opus längst vergriffen war, aber immer noch Nachfrage danach bestand, wurde bei der Fülle von neuen Quellenerösfnungen und Untersuchungen über die Frühzeit des oberschwäbischen Bauernkriegs oder einzelner Abschnitte desselben, welche seitdem von Vogt, Bossert, Steen, Radlkofer, Lehnert herausgegeben worden sind, statt einer neuen Auflage eine neue selbständige Bearbeitung auf Grund des jetzt zur Verfügung stehenden, ungleich reicheren Materials, deßhalb auch mit einem neuen Titel herausgegeben. Aus seiner „Geschichte des Allgäu's", 3. Band, konnte der Verfasser dabei manches von seiner Schilderung der Anfänge des Allgäuer Bauernkrieges herübernehmen, aber auch diese Stellen hat er sämmtlich nachgeprüft und dabei manche im neuen Zusammenhange anders gefaßt. Die Ergebnisse der jetzigen Bearbeitung sind in kurzem folgende: Die zwölf Artikel, das Hauptprogramm der Bauern 1525 überhaupt, sind an sich das Programm der am 7. März 1525 zu Memmingen entstandenen „Christlichen Vereinigung der drei Haufen Allgäu, Bodensee und Baltringen". Vom Ausschuß wurden sie als solches in Memmingen am 14. März angenommen. In die jetzige Form brachte sie der Memminger Kürschner Lotzer, ein eifriger Verfechter der Reformation und Freund des Memminger Reformators Schappeler, der seit dem 27. Februar beim Baltringer Haufen als Feldschreiber fungirte; dabei diente ihm als Vorlage die ebenso von ihm um den 24. Februar redigirte Eingabe der Memminger Bauern an ihren Stadtrath. Er hat auch den Druck der zwölf Artikel veranlaßt, um dadurch die öffentliche Meinung für die „Christliche Vereinigung" zu gewinnen und damit den Schwäbischen Bund vom Angriffe auf sie abzuhalten. Gedruckt wurden die zwölf Artikel noch vor dem

20. März in Augsburg, und zwar wahrscheinlich von dem Truder Siloan Omar. Schon am 22. März kamen sie in den Handel und verbreiteten sich mit unheimlicher Schnelligkeit über Deutschland, allerorten den Aufstand des Landvolkes entflammend. Am 25. März übergab die „Christliche Vereinigung" die zwölf Artikel durch eine Botschaft dem Rathe des Schwäbischen Bundes in Ulm; es kam jedoch darüber nie zu Verhandlungen zwischen ihr und diesem Rathe, weil der letztere die „Christliche Vereinigung" nur hinhielt, bis die Bauern selbst den Stillstand brachen und sein Heer infolge dessen Anfang April über die Bauern herfiel. — Außer der schönen Ausstattung des Buches ist auch das mit großer Sorgfalt hergestellte alphabetische Register lobend zu erwähnen. Die so lange schwebende Frage nach dem Verfasser der zwölf Artikel hat durch die Schrift ihre Antwort gefunden.

Versammlung nordbayerischer Anthropologen und Prähistoriker in Nürnberg. Tagesordnung: Freitag, 29. Mai 1896, von Abends 7 Uhr an: Gesellige Zusammenkunft in den oberen Räumen der Ausstellungsrestauration. — Samstag, 30. Mai, Morgens 10 Uhr: Feierliche Eröffnung der Ausstellung prähistorischer Funde aus Nordbayern im goldenen Saal des Ausstellungsgebäudes des Bayerischen Gewerbemuseums (Marienthorgraben Nr. 8). Rundgang durch die Ausstellung. 11 Uhr: Erste Sitzung im großen Saale des Gesellschaftshauses „Museum", Königstraße Nr. 1. Wissenschaftliche Vorträge. (Die Dauer eines Vortrages soll 20 Minuten nicht überschreiten.) Mittags 12½ Uhr: Frühstückspause. Nachmittags 1 Uhr: Zweite Sitzung. Wissenschaftliche Vorträge. 3 Uhr: Gemeinschaftliches Mittagessen. Von 6 Uhr Abends an: Gesellige Zusammenkunft in den Räumen der Bierhallen der bayerischen Landesausstellung. — Für Sonntag, 31. Mai, Vormittags, sind die Theilnehmer der Versammlung von dem Directorium des Germanischen Nationalmuseums zum Besuch der Museumssammlungen freundlichst eingeladen worden. Nachmittags ist der Besuch der bayerischen Landesausstellung vorgesehen. — Bereits angemeldete Vorträge: Dr. J. Naue (München): Ueber die Bronze- und Hallstattzeit in Oberbayern und in der Oberpfalz. Bezirksamtmann a. D. Badum (Staffelstein): Vorgeschichtliche Befestigungen und Funde auf den Höhen um Staffelstein. Bezirksarzt Dr. Eidam (Gunzenhausen): Meine neusten Ausgrabungen am Limes. Dr. v. Forster (Nürnberg): 1) Ueber die Funde in der Beckershöhe. 2) Darstellung eines mikrocephalen Kindes. Dr. Rostock (Lichtenfels a. M.): Alterthumsfunde vom Staffelberg in ihrer Bedeutung. Dr. Scheidemandel (Nürnberg): 1) Grabhügelfunde aus der Oberpfalz. 2) Mittheilungen über Schwimmhautbildung mit Demonstrationen. Pfarrer Schirmer (Reßstall): Was haben sich für Sitten und Gebräuche erhalten, um aus denselben einen Schluß auf die älteste nachweisbare Bevölkerung Mittelfrankens zu machen? Dr. Bernett (Nürnberg): 1) Demonstration eines in der Nähe von Nürnberg gefundenen Bronzeschwertes. 2) Ueber die archäologische Grundkarte Bayerns. Hauptmann a. D. Seyler (München): Vorgeschichtliches aus Oberfranken. Apotheker Dr. Schmidt (Wunsiedel): Ueber vorgeschichtliche Zinngewinnung und Glasmacherei im Fichtelgebirge. — Als allgemeines Thema wird die „Einheitliche Benennung der Thongefäßformen" zur Discussion gestellt werden. Die Anmeldung weiterer Vorträge nimmt Dr. Bernett, innere Laufergasse 5, entgegen.

* **Darmstadt.** Dem hiesigen Gymnasiallehrer Prof. Dr. Richard Lebeil ist die venia legendi für Literatur und Geschichte an der Technischen Hochschule ertheilt worden. Diese Fächer vertrat bisher Otto Roquette.

* **Göttingen.** Wie man hört, wird Geheimrath Prof. König, früher Director der hiesigen chirurgischen Klinik, der im vorigen Jahre einem Rufe nach Berlin als Nachfolger Bardeleben's folgte, das Berliner Amt wieder aufgeben, um im Herbst nach Göttingen zurückzukehren. — Prof. v. Buchka, Lehrer der Chemie an unsrer Universität, ist in das Reichspatentamt berufen worden und hat den Ruf angenommen. — Bei der philosophischen Facultät habilitirte sich Dr. Schultze für Geschichte.

* **Berlin.** Der Germanist, Bibliothekar an der königlichen Universitätsbibliothek, Dr. Wilhelm Seelmann wurde zum Oberbibliothekar ernannt. Als Redakteur der Publicationen des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung ist er weiten Kreisen bekannt geworden; man verdankt ihm kritische Ausgaben mehrerer mittelniederdeutscher Dichtungen. Seine „Untersuchungen zur Geschichte der deutschen Volksstämme im Alterthum" (1887) erwiesen die Thatsache und den Umfang einer Besiedelung Norddeutschlands zwischen Harz und Oder durch Herulер, die aus Seeland gekommen waren. Die 1893 erschienenen „Todtentänze des Mittelalters" schufen eine Grundlage für die Geschichte dieser Kunst- und Dichtungsgattung.

* **Breslau.** Die philosophische Facultät der hiesigen Universität hat dem 1895 aus München berufenen ord. Professor der Kunstgeschichte Dr. Richard Muther in einem an denselben gerichteten Schreiben einstimmig ihre Mißbilligung über sein unlauteres Verhalten erklärt und gleichzeitig beschlossen, von diesem Schreiben auch dem akademischen Senat Mittheilung zu machen. Ferner beschloß die philosophische Facultät, nur die Einzelheiten der Debatte und jenes Schreibens, nicht aber die Thatsache jenes Beschlusses selbst als unter das Amtsgeheimniß fallend zu betrachten. Die Veranlassung zu diesem Vorgehen gab nicht nur ein jüngstes Vorkommniß, worüber die Berliner Zeitschrift „Die Kunsthalle" ausführlich berichtete, die Thatsache nämlich, daß Dr. Muther zunächst in der „Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur" im Musiksaal der Universität einen darauf in einem Berliner Blatte als „Original-Aufsatz Muthers" erschienenen öffentlichen Vortrag über „Goethe und sein Verhältniß zur bildenden Kunst" hielt, der nur ein satz- und wortgetreuer Auszug aus einem jüngst erschienenen Buche von Dr. Theodor Volbehr war, ohne in seinem Vortrag dieses Buches nur mit einem Worte Erwähnung zu thun, vielmehr — wie in dem Aufsatz — den Eindruck zu erwecken suchte, als gäbe er die Resultate seiner eigenen geistigen Arbeit, zumal er ohne Manuscript frei sprach, d. h. einen genau memorirten Text hersagte. Ein hervorragendes Mitglied der Breslauer Facultät sprach dem geschädigten Magdeburger Autor die Anerkennung dafür aus, daß er das Plagiat „in männlicher Weise" sofort aufgedeckt, mit dem Zusatz des lebhaftesten Bedauerns, daß nicht auch diejenigen Autoren ebenso gehandelt, die Muther früher in seiner „Deutschen Buchillustration" und in seiner „Geschichte der Malerei im XIX. Jahrhundert" in ähnlicher Weise ausgeschrieben, was leider zur Folge gehabt, „daß die philosophische Facultät der Universität jetzt einen Mann in ihrer Mitte misse, dessen Arbeitsweise ihr zum mindesten nicht zur Ehre gereicht". Gegen Prof. Muther, der auch Reservelieutenant ist, soll übrigens nach einer weiteren Mittheilung der „Kunsthalle" z. Zt. bei einem Officiercorps ebenfalls ein ehrengerichtliches Verfahren schweben.

* **Paris.** In der Académie Française fand am 21. Mai die auf das Betreiben Legouvé's wieder eingeführte Discussion der Ansprüche zur Vorbereitung auf die Wahl des 28. Mai statt. Die Verhandlung beschränkte sich diesmal auf den Austausch zweier Reden von Coppée und Brunetière über die Candidatur Zola. Der Dichter von „Pour la Couronne" soll sie sehr warm vertheidigt, der Director der „Revue des deux Mondes" sie „sehr höflich" bekämpft haben, so daß Coppée eine Replik nicht für nöthig hielt. Man glaubt ziemlich allgemein, daß Zola in acht Tagen Akademiker sein wird.

* **Kopenhagen.** 76jährig starb hier am 21. Mai der bekannte Reisende und Ethnograph v. Irgens-Bergh.

* **Petersburg.** Die Geographische Gesellschaft rüstet in diesem Jahre nachstehende wissenschaftliche Expeditionen aus: 1) zur Sammlung von Volksliedern (Text und Musik) die Herren Istomin und Nekrossow; 2) zur Beobachtung der Sonnenfinsterniß Hrn. Wosnessenski nach Diekmins, Hrn. Sikora nach Lappland, den Secretär der Gesellschaft nach Norwegen, Hrn. Ditza an den unteren Lauf des Amur, Hrn. Pazulewitsch nach Abessynien, Herrn Kalatschew nach dem Altai; an den Ural reist Hr. Rybakow, nach Mittel-Rußland He. Potrowski und nach Bulgarien Hr. Kusnezow. — Außerdem unterstützt die Gesellschaft die Privat-Expeditionen des Berg-Ingenieurs Brussnizyn nach dem Altai und des Ingenieurs Feigin zur Erforschung der Bergkette Sichote-Alin. — Angesichts des hohen wissenschaftlichen und praktischen Interesses, welches die Erforschung der Windströmungen in den höheren Luftregionen besitzt, werden auf ein Gesuch der Geographischen Gesellschaft beim Kriegsministerium die militär-aëronautischen Commandos diese Specialität mit besonderem Nachdruck pflegen. Es ist ihnen dabei vorgeschrieben, sich bei ihren Studien an das Programm des bekannten Specialisten dieses Fachs Obersten M. M. Pomortzew zu halten.

Jahrgang 1896. München, Mittwoch, 27. Mai. Nummer 121.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Beilage-Expedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Das deutsche Kunstgewerbe und die englisch-amerikanische Bewegung. I. Von Richard Streiter. — Neues von Marie Ebner. — Mittheilungen und Nachrichten.

Das deutsche Kunstgewerbe und die englisch-amerikanische Bewegung.

Von Richard Streiter.

I.

Das deutsche Kunstgewerbe befindet sich gegenwärtig in einer Zeit der Krisis. Das kann niemandem zweifelhaft sein, der die letztjährigen Erzeugnisse auf diesem Gebiete mit verständnißvoller Aufmerksamkeit beobachtet hat, der von dem allgemeinen Umschwung des Geschmacks, von den auffallenden Verschiebungen auf dem Weltmarkt, sei es durch eigene Erfahrungen, sei es durch die Berichte der Fachzeitschriften, Kenntniß gewonnen hat. Die Krisis mußte kommen; das war für den Einsichtsvollen seit langem vorauszusehen; das lehrte deutlich genug die Entwicklung in den letzten zwanzig Jahren. Nach dem großen Krieg gegen Frankreich hatte mit der allgemeinen Steigerung der wirthschaftlichen Leistungsfähigkeit, mit dem Erstarken des nationalen Selbstbewußtseins im geeinigten Deutschland auch das Kunstgewerbe einen mächtigen, hocherfreulichen Aufschwung genommen im engen Anschluß an „unsrer Väter Werke“ aus der Blüthezeit des deutschen Bürgerthums. Die Münchener Ausstellung von 1876 hatte den Sieg der deutschen Renaissance entschieden; Münchener Künstler führten die immer weiter sich ausbreitende Bewegung; man sprach mit vollem Recht von einer „Münchener Renaissance“. Die Bewegung war in ihrem Anfang überaus gesund und heilsam. Sie erlöste das deutsche Kunstgewerbe aus der Abhängigkeit vom Ausland, namentlich von Frankreich, sie schulte die einheimischen Kräfte im eindringlichen Studium der Meisterwerke deutschen Kunsthandwerks, sie verbreitete im Publicum künstlerischen Geschmack und Stilgefühl für kunstgewerbliche Dinge, sie erweckte Farben- und Formfreudigkeit, die in der Oede der vierziger und fünfziger Jahre fast verloren gegangen war. Es hieße historisch wie ästhetisch durchaus ungerecht urtheilen, wollte man die hohe erzieherische Bedeutung jener Richtung nicht anerkennen. Dennoch hat der Gang der Entwicklung rasch über die erneuerte deutsche Renaissance hinweggedrängt. Warum wohl? Nun, nachdem man sich einmal daran gewöhnt hatte, mit selbstloser Hingabe in die Stimmung vergangener Kunstepochen sich zu versenken, erstreckte sich dieselbe nachempfindende Liebe naturgemäß auch auf die Schönheiten aller Stilperioden, deren Schätze unsre Museen füllen. Und da man sich bei der Pflege der deutschen Renaissance, wie des Barock und Rococo auf eine möglichst getreue Nachbildung der alten Muster beschränkte, so konnte keiner dieser Stile mit den Lebensbedingungen unsrer Zeit verwachsen. Deutsche Renaissance, Barock, Rococo, Empire-Stil beherrschten der Reihe nach in den letzten 25 Jahren den Geschmack, aber nur äußerlich, als rasch wechselnde Moden. Jetzt, nachdem wir in hastigem Lauf durch die Stilwandlungen des 16., 17. und 18. Jahrhunderts bei der Biedermeierzeit angelangt sind, stutzen wir. Jetzt müssen wir stutzen. Denn nun findet sich auf die Frage: „Was nun?“ nicht mehr so leicht eine Antwort, wie vorher, wo man einfach, um etwas „Neues“ zu bringen, aus einem Stil in den historisch nächstfolgenden überging. Allgemach beginnt da und dort die Erkenntniß aufzudämmern, daß wir trotz dieser Modestile oder Stilmoden eigentlich recht stillos sind, daß wir um so stilloser bleiben, je mehr wir uns bemühen, stilvoll, „echt“ im engsten Anschluß an vergangene Kunstperioden zu sein.

Doch noch immer sind die „stilvollen Einrichtungen“ bei uns beliebt. Sie sind ja so bequem für Leute, die keinen selbständigen Geschmack haben. Man bestellt beim Möbelfabricanten und Decorateur den Salon im Empire-Stil, das Zimmer der Dame in Rococo, das Zimmer des Herrn gothisch oder japanisch, das Speisezimmer in deutscher Renaissance; dann ist man sicher, „künstlerisch“ eingerichtet zu sein und nicht so leicht aus der Mode zu kommen. Daß man in solchen Wohnungen mit den Thürschwellen Jahrhunderte überschreitet, daß sich die „stilvollen“ Möbel in den charakterlosen modernen Miethwohnungen sehr merkwürdig ausnehmen, daß unter die „echten“ Ausstattungsstücke eine Menge sehr wenig stilvoller, aber unvermeidlicher Gegenstände sich drängt, das unangenehm zu empfinden sind die wenigsten feinfühlig genug. Welche Ironie, welche unfreiwillige Komik aber in diesen „stilvollen“ Einrichtungen liegt, zeigen uns drastisch die letzten zwanzig Jahrgänge der „Fliegenden Blätter“, deren Bilder aus dem modernen Gesellschaftsleben von culturgeschichtlicher Bedeutung sind. Wie leicht wird eine „stilvolle Einrichtung“ zur Caricatur! Es bedarf nicht erst der genialen Hand Oberländers, um uns davon zu überzeugen. Man wird einwenden, diese Caricaturen ergäben sich nur bei Leuten, die nicht Geschmack genug besäßen, ihre Wohnung hübsch zusammenzustimmen. Aber wieviele Leute gibt es denn, die diesen Geschmack besitzen und die nöthige kunsthistorische Bildung dazu? Soll das Kunstgewerbe, die Kunstindustrie sich nach einigen hundert Künstlern und Bankiers richten, die das Verständniß oder das Geld haben, sich eine Wohnung, ein Haus wirklich stilvoll einrichten zu können? Aber abgesehen davon: bleibt denn nicht für die in vollendetster Weise im Stil einer vergangenen Zeit eingerichtete Wohnung unter allen Umständen eine schneidende Dissonanz bestehen, die Dissonanz zwischen der Raumausstattung und den Menschen, die sich in dem Raume bewegen? Solange wir modernen Menschen in unsrer modernen Kleidung in Renaissance-, Rococo-, oder Empire-Zimmern herumgehen, solange ist der Gesammteindruck nicht stilvoll. Und selbst wenn wir uns zum Stil der Räume passend costümiren würden, würde jener Zwiespalt nicht aufgehoben; dann würden wir uns erst recht als maskirt vorkommen, wir würden erst recht die Kluft em-

pfinden, die zwischen unserm ganzen Menschen, unserm Denken, Fühlen, Wollen und dem Geist jener Stile besteht, deren Formen uns umgeben. Moderne Wohnungen streng im Stilcharakter einer vergangenen Zeit ausgestattet erscheinen wie Theaterdecorationen, in die die handelnden Personen nicht hineingehören. Solange wir noch, um uns mit künstlerischem Hausrath zu umgeben, den alten Hausrath in den Museen mehr oder minder getreulich copiren, solange thun wir dasselbe, wie wenn wir, um einmal künstlerisch gekleidet zu sein, das Costüm einer vergangenen Zeit anziehen, wie wenn wir für ein Costümfest uns „möglichst echt" maskiren. Es hat ja wohl Zeiten gegeben, wo man in gewissen Kreisen eine Art von fortgesetztem Costümfest feierte, z. B. in der Hofgesellschaft des Rococo. Unser heutiges Leben aber ist gewiß kein Costümfest; es ist ernst, oft bitter ernst, es ist ein Leben rastloser Arbeit auf allen Gebieten, ein Leben voller praktischer Anforderungen, die mit gleicher Unerbittlichkeit fast an jeden herantreten. Diese praktischen Anforderungen verlangen ihr Recht auch in der Kunst; aber sie sind nicht Feinde der Kunst, wie viele glauben. Sie sperren sich nur gegen eine Kunst, die nicht wahrhaftig ist, die nicht in den Lebensbedingungen der Zeit wurzelt.

Es kann hier geltend gemacht werden, daß man von den eigentlich „stilvollen" Einrichtungen in letzter Zeit mehr und mehr abgekommen sei. Man lasse alles nebeneinander sich gefallen, Möbel und Decorationsstücke aus den verschiedensten Stilen, wenn nur das Ganze künstlerisch fein zusammengestimmt sei. Was dies betrifft, so ist zunächst festzustellen, daß die Forderung, ein aus so verschiedenartigen Einzelstücken sich zusammensetzendes Ganze künstlerisch fein zusammenzustimmen, wohl noch mehr Geschmack, noch mehr künstlerische Bildung verlangt, als die Einrichtung einer Wohnung in einem einheitlichen Stil, daß also diese Art der Wohnungsausstattung, wenn sie durchaus befriedigen soll, noch mehr auf wenige Glückliche beschränkt bleibt, die entweder selbst hohe künstlerische Bildung oder die Mittel haben, alles in ihrem Haus durch Künstlerhand herstellen und anordnen zu lassen. Für die große Menge der gut bürgerlichen Wohnungen wird dieses System des malerischen Durcheinanders seine großen Gefahren mit sich bringen und wenig Erfreuliches zu Tage fördern. Uebrigens — ist denn die noch so interessante und geschmackvolle Anordnung eines solchen malerischen Durcheinanders von Einrichtungsgegenständen verschiedener Stile ein idealer Zustand? Erinnern derartig ausgestattete Wohnungen nicht vielmehr an raffinirt aufgestellte Antiquariate? Machen wir nicht, wenn wir so kunstgewerbliche Stücke verschiedener Kunstperioden zusammenstellen, eine neue Mahlzeit aus den Brocken, die von den reichbesetzten Tafeln besserer Zeiten übrig blieben? Müssen wir wirklich von unsrer Zeit so gering denken, daß wir keine Hoffnung mehr hegen könnten, einen selbständigen künstlerischen Ausdruck für unsre jetzigen Lebensverhältnisse, einen modernen Stil uns zu erringen? Sollten wir und unsre Nachkommen auf unabsehbare Zeit hinaus dazu verurtheilt sein, nur nachzuahmen, nachzuempfinden, was unsre Vorfahren in selbstbewußter Schaffensfreudigkeit hervorgebracht haben? Der Gedanke ist ebenso beschämend, wie historisch unwahrscheinlich. Nein! Wir werden eine eigene decorative Kunst, ein eigenes modernes Kunstgewerbe haben, sobald wir das feste Vertrauen hegen, daß wir es haben können, sobald wir den Muth haben, es ernstlich zu wollen. Auch hier gilt das stolze Wort Richard Wagners: „Wollen Sie, so haben Sie eine Kunst!" Aber vor allem müssen die Künstler wollen mit jener sicheren Zuversicht, mit jener lebensfrischen Ueberzeugung vom Rechte der Gegenwart, die sich in folgenden Sätzen Walter Crane's äußert: „Der Unverwüstlichkeit des Kunstinstinctes vertraue ich so sehr, daß ich nicht vor der Behauptung zurückschrecke: daß, wenngleich plötzlich mit einem Schlage alle Zeugnisse und Spuren der gegenwärtigen Kunstepoche von dieser Erdoberfläche verschwinden würden, sich jener doch ganz von selber eine neue Kunst mit durchaus neuen Formen schaffen würde. Wenn ich hin und wieder einmal die vornehmen Quartiere unsrer Großstädte durchwandre und dabei diese Unmasse von Entwürfen, welche allen nur möglichen Stilarten des Erdballes entlehnt sind, betrachte, so muß ich mir immer sagen, daß es gar nicht so übel wäre, wenn plötzlich eine derartige eben angedeutete Katastrophe einträte. Ich für meine Person jedenfalls würde diese mit Gleichmuth hinnehmen; denn dann könnte man sich wenigstens nicht mehr aus assyrischen, chinesischen, mittelalterlichen, griechischen und anderen Motiven alles nur mögliche zusammenstehlen, um sich aus solchen nothdürftig zurecht gestutzten Bettelfetzen ein Gewand zusammenzustoppeln, das man dann stolz als „eigene Idee" auf den Markt wirft. Halten wir an unsrer Anfangsdefinition, daß die Kunst eine Art von Naturtrieb sei, fest, so kann uns auch kein Fachstudium, keine Kunstgeschichte der Welt mit dem Gefühl für Kunst begnaden, denn dann muß dieses eben auch lediglich dem frisch pulsirenden Leben entspringen. Auf realem Boden muß die Kunst fußen, den Erscheinungen des Tages muß sie ihre Motive entlehnen. Ein Spiegelbild muß sie sein des Lebens, das sie umgibt, um dergestalt die Geschichte ihres Volkes, ihrer Zeit bildlich niederzuschreiben."

Ja, ein Spiegelbild des Lebens muß die Kunst, muß noch weit mehr das Kunstgewerbe sein, das ja in innigster Beziehung zum alltäglichen Leben steht. Merkwürdig! In der Kunst, in der Literatur der Neuzeit ist diese Auffassung mehr als genügend zum Durchbruch gelangt; im deutschen Kunstgewerbe aber hat das „Freilicht" noch keinen Eingang gefunden, da herrscht noch die braune Atelierstimmung, das alte „echte" Kostüm, die historische Maskerade. Und doch wird niemand den Satz bestreiten können: unsre kunstgewerblichen Erzeugnisse können nur dann echt sein, wenn sie nicht echt sind im Stile einer vergangenen Zeit. Solange nicht die Stühle, auf denen wir sitzen, zu unsrer Kleidung passen, solange nicht unsre Bücher in Schränken stehen, deren künstlerische Erscheinung der Grundstimmung unsres geistigen Lebens ebenso entspricht, wie die gothischen Folianten den gothischen Schränken, die Renaissance-Literatur den Renaissance-Schränken entsprochen haben, solange nicht die künstlerische Ausgestaltung unsrer modernen Lebensverhältnisse im Einklang steht mit den Bedürfnissen, den Bedingungen, der ganzen geistigen Atmosphäre unsres Lebens, so lange haben wir keinen Stil unsrer Zeit, sondern nur einzelne „stilvolle" Stücke.

Nun haben die Vertreter alterthümelnder Richtungen die Entgegnung bereit: „Wir danken für ein modernes Kunstgewerbe, das mit unsrer modernen Kleidung im Einklang stehen soll; denn diese ist doch die unkünstlerischste, die es jemals gegeben hat." Der Einwurf ist durchaus nicht so schlagend, wie es zunächst scheinen mag. Wir sind heutzutage allzu geneigt, alles Historische für künstlerisch schön zu erklären, alles Moderne mit Mißtrauen und Geringschätzung zu betrachten. Ein Beispiel: die jetzige Damentracht. Wie viele Philister nörgelten über die Bauschärmel! Und doch ist der weite Fattenärmel, wenn er nicht übertrieben wird, schön. Vor den Frauenbildnissen des Rubens und van Dyck zweifelt niemand daran. Aber man vergleiche doch einmal die Dame im weißen Atlaskleid mit dem Violoncell in der Münchener Pinakothek mit der Gesellschaftstoilette einer eleganten Dame unsrer Tage! Dieselben Fattenärmel, derselbe weite, glatte Rock hier wie dort, dieselbe Einfachheit im Aufputz, dieselben großen,

flotten Linien. Erinnert man sich an die Mode von 1870 etwa mit dem kläglichrn Schnitt der Kleider, dem kleinlichen, charakterlosen Kram von Besatz, den stumpfen, schmutzigen Farben, den häßlichen, plumpen Haarfrisuren, so wird man unbedingt zugestehen müssen, daß das moderne Damencostüm einen sehr bedeutenden Fortschritt nach dem Künstlerischen hin aufweist. Namentlich kann man jetzt Stoffe sehen von einer Gediegenheit und Schönheit im Gewebe und in der Farbe, wie sie seit vielen Jahrzehnten bei gewöhnlichen Kleiderstoffrn nicht zu finden waren. Steigern sich die Leistungen der Stoffindustrie in der eingeschlagenen Richtung unter künstlerischer Beihülfe, werden unsre Damen mehr und mehr dazu erzogen, bei Zusammenstellung ihrer Kleidung künstlerische Gesichtspunkte walten zu lassen, so dürfen wir auf ein Damencostüm hoffen, das an künstlerischem Reiz dem Rococo- und Empire-Costüm nicht nachstehen wird. Viele werden pessimistischer hierüber denken. Sind wir doch in Deutschland daran gewöhnt, über das Unkünstlerische der modernen Kleidung zwar zu klagen, aber nichts zu thun, um eine Besserung herbeizuführen. Und doch ist Besserung möglich; das zeigt die jetzige Damentracht, die von England, und zwar von dortigen Künstlern stark beeinflußt ist. Einfachheit im Aufputz bei Gediegenheit der Stoffe bekundet den englischen Geschmack; der weite, malerische Faltenrock ist den Bewegungsspielen im Freien angepaßt, die in England so eifrig gepflegt werden, er steht aber auch in Zusammenhang mit den hochkünstlerischen Serpentintänzen, die von keinem geringeren als von Walter Crane nach dem Vorbild der anmuthig bewegten Mädchengestalten in flatterndrn Gewändern auf griechischen Reliefs erfunden worden sind. Es ist interessant, solchen Dingen nachzuspüren; sie brweisen uns, daß auch unsre moderne Kleidung künstlerisch ausgebildet werden kann, wenn Männer wie Walter Crane sich der Sache annehmen, Männer, die mit feinfühligstem Verständniß für das, was noth thut, unermüdlich an der künstlerischen Veredlung aller Erscheinungen unsres täglichen Lebens arbeiten. Auch für unsre Herrenkleidung dürfen wir nicht alle Hoffnung aufgeben. Vor Jahren erschien in einer illustrirten Zeitung eine Skizze zu einer künstlerisch gestalteten modernen Herrentracht von Rudolf Seitz. Sie bestand aus weiten Kniehosen, Wadenstrümpfen, kurzem jaquetartigen Rock und Rembrandt-Hut und erinnerte etwas an die Niederländertracht des 17. Jahrhunderts. Nun, dieser Skizze ziemlich nahe kommen manche der modernen englischen Sportcostüme, die sich auch bei uns nun allgemein eingebürgert haben und in unsre Herrenkleidung bedeutend mehr Leben, mehr Farbe, mehr Individualität gebracht haben. Solche Beobachtungen müssen uns zu denken geben, umsomehr, als es leider Thatsache ist, daß die Deutschen seit Jahrhunderten in Sachen des Geschmacks, der Mode niemals tonangebend waren. Jetzt sind wir in der Kleidung ganz von den Engländern abhängig, wie wir lange Zeit von Paris abhängig waren, und wir müssen zugestehen, daß wir Deutsche zur Herausbildung des modernen Costüms in praktischer, wie in künstlerischer Hinsicht fast nichts beigetragen haben, daß wir also diese Unselbständigkeit selbst verschuldet haben.

Angesichts dessen und mit Rücksicht auf das alte Erbübel der Deutschrn, Ausländisches höher zu schätzen als das Einheimische, muß die gegenwärtige Lage des Kunstgewerbes, der Kunstindustrie und der decorativen Künste in Deutschland zu ernsten Besorgnissen Anlaß geben. Der feste Halt, den die angewandte Kunst in den letzten Jahrzehnten an den historischen Stilen gefunden, ist durch die unerbittlichen Forderungen der neuzeitlichen Lebensbedingungen ziemlich erschüttert und in diesem Zeitpunkt des Schwankens, des Suchens nach neuen Bahnen dringt rine vom Ausland ausgehende künstlerische Strömung siegreich vor: die englisch-amerikanische Bewegung im Kunstgewerbe. Von Monat zu Monat hören und sehen wir mehr, daß englische und amerikanische Möbel, Tapeten, Stoffe massenhaft bei uns eingeführt und gekauft werden, daß wohlhabende Leute nach englischem Geschmack sich einrichten, kurz, daß so etwas wie eine englisch-amerikanische Mode uns droht, wie früher eine französische Mode uns lange beherrschte. Das muß Bedenken erregen in ideeller Hinsicht, d. h. mit Rücksicht auf unsre mühsam errungene künstlerische Selbständigkeit, und in materieller Hinsicht, d. h. in Anbetracht der Schädigung, die wir auf dem inländischen und ausländischen Markt erleiden. Da ist es wohl an der Zeit, die Dinge zu untersuchen. Ist diese englisch-amerikanische Geschmacksrichtung, die auf dem Weltmarkt fortschreitend sich geltend macht, nur eine Mode, die mehr oder minder rasch vorübergehen wird, oder ist sie eine Erscheinung von tiefer gehender Bedeutung? Aus welchen treibenden Factoren setzt sich diese Bewegung zusammen, und wie hoden wir Deutsche uns dieser Stromung gegenüber zu verhalten?

Urber englisches und amerikanisches Kunstgewerbe wurde und wird in letzter Zeit, namentlich seit der Weltausstellung in Chicago, viel geschrieben, viel gesprochen. Die einen haben überschwänglich gelobt, die andern haben viel getadelt; beide Parteien hatten wohl nicht ganz Recht und nicht ganz Unrecht. Wenn man die einzelnen Erzeugnisse der englischen und amerikanischen Kunstindustrie ins Auge faßt, so gibt es dort zu loben, dort zu tadeln, wie überall, und man kann seine Betrachtnng immer mit der beruhigenden Wendung abschließen, daß überall mit Wasser gekocht wird, daß absolut Vollkommenes sehr selten zu finden ist, wie überall, so auch in England und Amerika. Solche beruhigende Versicherungen werden uns seit Jahren gegeben, namentlich von den officiellen Vertretern des deutschen Kunstgewerbes, wobei denn freilich zu berücksichtigen ist, daß oft nicht nur die patriotische Gesinnung, sondern ein leicht erklärliches persönliches Interesse das Urtheil über die ausländische Concurrenz beeinflußt. Die auffallenden Fortschritte dieser Concurrenz müssen aber gegen solche Beschwichtigungsversuche einiges Mißtrauen erwecken, ja sogar den Verdacht aufkommen lassen, als treibe man da und dort Vogel-Strauß-Politik, als stecke man den Kopf in den Sand, um den andringenden Gegner nicht zu sehen. Wenn einzelne Erzeugnisse der englischen und amerikanischen Kunstindustrie nicht wirklich gewisse Vorzüge vor den unsrigen voraus haben, wie vielfach behauptet wird, weßhalb werden sie dann massenhaft bei uns gekauft? Man spricht von einer Mode. Aber erklärt dies allein die stetig zunehmende Ausbreitung einer Geschmacksrichtung über die ganze europäische Welt? Seitdem auch in Frankreich, in Paris, das sich doch gewiß nicht so leicht seine Vorherrschaft in Fragen des Geschmackes und der Mode entreißen lassen wird, die englisch-amerikanische Strömung stark sich fühlbar macht, muß man doch wohl dirser Bewegung eine gewisse siegreiche Kraft zugestehen, eine tiefliegende innere Berechtigung, die nicht in dem Modewerden gewisser englischer oder amerikanischer Eigenthümlichkeiten zu suchen sein wird, sondern in dem Zusammenwirken von Factoren, die eine allgemeine, internationale Gültigkeit haben, die auf eine selbständige künstlerische Ausgrstaltung unsrer modernen Lebensverhältnisse hinzielen. Zu solcher Erkenntniß lenkt auch die Frage hin: wie kommt es, daß gerade von England und Amerika eine nach den gleichen Zielen gerichtete künstlerische Bewegung ausgeht, daß die kunstgewerblichen Bestrebungen gerade dieser beiden Länder so große Verwandtschaft zeigen? Die Verwandtschaft des Volkscharakters, des Volksthums überhaupt als Grund hiefür zu bezeichnen, mag in gewissem Grade zutreffend sein. Aber es ist noch ein gewichtigerer Grund vorhanden, der Umstand nämlich, daß diejenigen

wirthschaftlichen Mächte, die unsern modernen Lebensverhältnissen ihr eigenartiges Gepräge geben, daß Industrie, Weltverkehr, alle Errungenschaften der modernen Technik im Dienste von Handel und Gewerbe nirgends so durchgreifend, so alles beherrschend sich entwickelt haben, wie in England und Amerika. Deßhalb finden wir, theils als natürliche Folge der neuen Culturbedingungen, theils als bewußte, von hervorragenden, weitblickenden Künstlern geleitete Reaction gegen den nüchternen Industrialismus, die entschiedensten, nachhaltigsten Bestrebungen, für unsre modernen Lebensverhältnisse eine specifisch moderne künstlerische Ausgestaltung zu erringen, in England und Amerika.

Noch vor zehn Jahren hat man bei uns geringschätzig auf die Amerikaner herabgesehen in allem, was Kunst betraf. Man hat es nicht für möglich gehalten, daß die nüchternen, praktischen Yankees, die, wie man glaubte, für nichts anderes Sinn hätten, als für die Jagd nach dem Dollar, auf ihrem jungen, der geschichtlichen Tradition entbehrenden Culturboden eine selbständige, achtunggebietende Kunst entfalten könnten. Die neuesten Ereignisse auf dem künstlerischen Weltmarkt haben uns zu unsrer Ueberraschung gezeigt, daß wir stolzen Europäer mit unserm sicheren Pochen auf unsre alte Cultur uns in mancher Hinsicht getäuscht haben. Wir müssen ernstlich erwägen, ob nicht gerade das, worauf wir uns so viel zu gute gethan, unsre tausendjährige historische Tradition, uns in mancher Beziehung gefährlich wird, ob nicht eben das Fehlen dieser Tradition den Amerikanern eine gewisse Frische und Unbefangenheit gibt, einen kecken, jugendlichen Wagemuth, neue Aufgaben mit freiem Blick zu erfassen und ohne ängstliches Zurückschauen auf die Vergangenheit zeitgemäß und eigenartig zu lösen. Gewiß ist das öfter gebrauchte Gleichniß nicht unzutreffend: Amerika verhält sich zu Europa, wie ein Jüngling zu einem alternden Manne. Die amerikanische Kunst ist jetzt in ihrem Jünglingsalter, sie zeigt alle Vorzüge und alle Nachtheile dieser Entwicklungsstufe. Sie ist von ihrer Kindheit an in die Schule von Europa gegangen, und sie ist dieser Schule noch lange nicht entwachsen. Aber schon bietet sie einzelne selbständige, überraschende Leistungen, die vermuthen lassen, daß der Schüler dem Lehrer in mancher Hinsicht über den Kopf wachsen kann. Nun, ein guter Lehrer hört nicht auf zu lernen; er lernt durch das Lehren, er lernt an seinen Schülern. So wird die europäische Kunst von der amerikanischen manches lernen können. Namentlich das deutsche Kunstgewerbe, das etwas zu lange ausschließlich antiquarischen Neigungen folgte, wird gut thun, nicht in falschem Stolz gegen die Vorzüge amerikanischer Leistungen die Augen zu verschließen; es wird von diesen viel lernen können, wie es vom englischen Kunstgewerbe, von der englischen Kunstindustrie noch manches zu lernen hat. In welcher Richtung? Darüber sollen im folgenden einige Andeutungen versucht werden.

Erinnern wir uns an drei Dinge, die sich lange, bevor eine englisch-amerikanische Bewegung im Kunstgewerbe fühlbar wurde, die Welt erobert haben: an den englischen Schuh mit dem breiten, niederen Absatz, an die englischen Waschschüsseln und an die englischen Wassercloſets. Das sind gewiß sehr einfache Dinge; und doch mußten erst die Engländer diese einfachen Lösungen einfachster Probleme uns vormachen. Wie lange sind wir unter der Herrschaft der Pariser Mode auf hohen spitzen Absätzen mit allen möglichen Beschwerden herumgestiegen, weil wir uns einbildeten, ein Fuß ohne hohe Stöckel sei nicht schön! Die Engländer mußten kommen und uns zeigen, daß man viel sicherer und freier geht, wenn man die Sohle flach auf den Boden setzen kann; so hat sich der niedere englische Absatz überall Eingang verschafft, selbst in Paris, wo man doch so viel auf einen zierlichen Fuß hält. Und die englischen Waschschüsseln! Gibt es etwas einfacheres, als dieses Gefäß, das nur den Zweck zu erfüllen hat, viel Wasser zu fassen und zum Waschen eine breite Oberfläche zu bieten? Und doch mußten erst die Engländer uns die richtige Form für diesen alltäglichsten Gebrauchsgegenstand bringen. Was hatten wir in Deutschland früher für kümmerliche, kleine, unpraktische Waschbecken! Ueber die Vorzüge der Wassercloſets ein Wort zu verlieren, ist überflüssig. Auch mit dieser Wohlthat fortgeschrittener Cultur haben uns die Engländer beglückt. Diese Dinge sind Kleinigkeiten; aber sie sind doch sehr lehrreich. Sie lassen deutlich einen charakteristischen Grundzug in der englischen Lebensführung erkennen, den Sinn für das Sachliche, Zweckdienliche, Behagliche, Gesundheitsförderliche. Dieser Sinn aber, der sich in allem zeigt, was man englischen Comfort nennt, prägt sich auch im englischen Kunsthandwerk aus und verleiht ihm hauptsächlich jene überzeugende Kraft, womit es sich allenthalben Geltung verschafft. Zur vollen Würdigung dieser Vorzüge läßt erst die Kenntniß der Einrichtung des englischen und amerikanischen Familienhauses gelangen. Es muß hier genügen, auf Werke zu verweisen, die diese schildern, so auf Dohme's vorzügliches Buch „Das englische Haus", auf das dreibändige amerikanische Werk „Artistic houses". Wir Deutsche können und sollen viele Eigenthümlichkeiten der englischen und amerikanischen Wohnungen nicht nachahmen, weil sie für unsre Verhältnisse nicht passen, aber wir können doch manches von dorther lernen, vor allem das eine, allgemeinste: die Forderungen der Zweckmäßigkeit, der Sachlichkeit, der Bequemlichkeit, der Hygiene bei unsrer Wohnungsausstattung weitgehender zu berücksichtigen, als dies bisher zu geschehen pflegte. In dieser Richtung wird bei uns noch viel und schwer gesündigt. Wie viele Häuser werden noch gebaut, die dem Aeußeren, den Façaden zuliebe im Inneren unpraktisch eingetheilt sind! Wie viele Zimmer werden noch eingerichtet nur mit Rücksicht auf die Wirkung der Möbel, nicht mit Rücksicht auf die Bequemlichkeit der Bewohner! Wie viele Stühle werden noch gemacht, die „stilvoll" und reich verziert sind, auf denen man aber schlecht sitzt! Wie viele Gefäße gibt es noch, die mit getriebenen, gepreßten, gemalten Ornamenten üppig überzogen sind, deren Größe und Grundform aber ihrer Bestimmung wenig entsprechen, deren Henkel sich unhandlich ansassen u. s. w.! Nun kann man bei uns häufig der Auffassung begegnen, die starke Betonung des Zweckdienlichen, des Sachlichen dränge das künstlerische Element zurück; ja es werden Stimmen laut, die die Befürchtung aussprechen, das deutsche Kunstgewerbe gehe unter englischen Einflüssen durch einseitige Berücksichtigung des Praktischen der Gefahr entgegen, in die Nüchternheit des frühen Classicismus (etwa um 1800) wieder zu verfallen. Dem ist entgegenzuhalten, daß Erfüllung der praktischen Anforderungen durchaus nicht Nüchternheit bedingt, daß die Nüchternheit des frühen Classicismus keineswegs aus der zu starken Betonung des Zweckmäßigen entsprang, sondern aus dem Streben nach „classischer Ruhe", nach jener Pseudo-Monumentalität, die die Leistungen der bürgerlichen Baukunst und des Kunstgewerbes in die kalte Region eines falschen Pathos emporhob und die Rücksichten auf Sachlichkeit, Bequemlichkeit und Behaglichkeit oft völlig beiseite setzte. Wenn manche der modernen englischen Möbel an Empire-Möbel stark anklingen, so erklärt sich dies daraus, daß eben jetzt der Empire-Stil in England ebenso Mode ist, wie in Frankreich und für die elegante Welt auch bei uns in Deutschland. Doch hängt diese Empire-Mode mit den ernsten und tiefgehenden kunstgewerblichen Bestrebungen in England direct gar nicht zusammen. Uebrigens sind doch die Empire-Möbel

nur Nachbildungen des antiken Kunstgewerbes, manche Stuhlformen z. B. sind ziemlich genaue Nachahmungen antiker Stühle. Der Vorwurf der Nüchternheit trifft also eigentlich das antike Kunstgewerbe. In der That war das antike Kunstgewerbe sparsamer mit rein decorativem Beiwerk, es behielt schärfer die Zweckmäßigkeitsforderungen im Auge, als das Kunstgewerbe der Gothik, der deutschen Renaissance, des Barock und Rococo. Aber ist dies ein Nachtheil? Sind die meisten der uns erhaltenen kunsthandwerklichen Gegenstände der Antike nicht trotz ihrer Sachlichkeit und Einfachheit außerordentlich schön? Gerade sie beweisen, daß Sachlichkeit, Zweckdienlichkeit und künstlerische Durchbildung sich nicht ausschließen, sondern daß ihre Vereinigung die wahre Vollendung ausmacht. Von dieser Erkenntniß ist man bei uns in Deutschland noch nicht genügend durchdrungen; beim Publicum, wie bei den ausführenden Kräften gilt noch vielfach der Satz: je mehr an einem Gegenstand Decoratives daran ist, desto künstlerischer ist er. Es wird bei uns noch zu viel decorirt, zu wenig tektonisch gestaltet. Die Engländer und Amerikaner sind deßhalb in manchen Dingen vor uns voraus, weil sie die zu lösenden Aufgaben unbefangener, frischer und in Bezug auf das Praktische gründlicher angepackt haben, ohne deßhalb die künstlerische Seite zu vernachlässigen.

In engem Zusammenhang mit diesen Vorzügen des englischen und amerikanischen Kunstgewerbes steht eine Eigenthümlichkeit desselben, die mehr noch in der Kunstindustrie sehr vortheilhaft sich geltend macht: das ist die Art, wie specifisch moderne Techniken in praktischer und künstlerischer Beziehung ausgenützt werden, wie auch sehr spröden Techniken künstlerische Reize abgewonnen werden. Hier ist vor allem der gewaltigen Umwälzungen zu gedenken, die auf allen Gebieten des Handwerks und der Industrie durch die Ausbreitung der Maschinen verursacht worden sind. Die Maschine ist der Todfeind des Kunstgewerbes, hat man, in gewissem Sinne wohl mit Recht, gesagt. Es ist ja leider nur allzu wahr, daß durch die mittelst der Maschinen ermöglichte Massenproduction billiger Dutzendwaare einestheils dem Kunsthandwerk vielfach der Boden entzogen, anderntheils der Geschmack des Publicums bedenklich verdorben wird. Die Klagen über diese bedauerlichen Folgen der Maschinenfabrication nehmen denn auch in Walter Crane's Buch „Die Forderungen der decorativen Kunst“ einen breiten Raum ein. Doch mit Klagen allein wird nichts gebessert. Walter Crane aber und die ihm gleichstrebenden englischen Künstler haben gezeigt, wie gebessert werden kann. Es gilt vor allem, da, wo es irgendwie möglich ist, die Handarbeit der Maschine gegenüber zu behaupten, das Kunsthandwerk der Maschinenfabrication gegenüber zu vollen Ehren zu bringen. In dieser Richtung haben auch hervorragende deutsche Künstler und Meister des Kunstgewerbes seit Jahrzehnten in erfolgreichster Weise gewirkt, so daß die Schätzung sowohl wie die Leistungsfähigkeit des Kunstgewerbes in der zweiten Hälfte unsres Jahrhunderts in erfreulichster Weise zugenommen hat, daß trotz der Herrschaft der Maschine neuerdings kunsthandwerkliche Techniken wieder aufgenommen und zu hoher Blüthe geführt worden sind, die früher lange Zeit darniederlagen oder ganz in Vergessenheit geriethen waren. Nach dieser Seite kann noch viel geschehen, namentlich in Deutschland, wo die Arbeitskräfte für Handarbeit noch wesentlich billiger sind, als anderswo, etwa als in England und Amerika. Aber mit der Stärkung und Erhaltung des Handwerks im Kampfe mit der Maschine ist's nicht allein gethan. Die Maschine hat sich gewisser Gebiete der kunstgewerblichen Production bemächtigt, aus denen sie nicht mehr zu verdrängen sein wird, sie wird voraussichtlich bei der Herstellung von Gebrauchsgegenständen und Luxusartikeln des täglichen Lebens einen immer größeren Antheil sich erobern. Mit der Maschine, als einem mächtigen Factor in der modernen kunstgewerblichen Production, muß gerechnet werden, aber nicht nur wirthschaftlich, sondern auch künstlerisch. Wo die Maschine dem Handwerker das Werkzeug entrissen hat, da heißt es, aus der Noth eine Tugend machen, den Stier bei den Hörnern packen, der Maschinenarbeit künstlerische Reize abgewinnen, soweit es nur immer möglich ist. Nach diesem Ziele hat die englische und amerikanische Kunstindustrie vielfach die richtigen Wege bereits mit schönem Erfolg eingeschlagen, während man in der deutschen Kunstindustrie theils die Nothwendigkeit, daß jenes Ziel ins Auge gefaßt werden muß, noch nicht klar erkannt hat, theils ganz falsche Bahnen betreten hat, die mehr vom Ziele ab, als zu ihm hinführen. Man denke nur an unsre Bazare mit sogenannten Luxusartikeln, namentlich mit Metallwaaren, die für den Einkauf von Geschenken einer so großen Beliebtheit sich erfreuen: welche Unsumme von Geschmacklosigkeit findet man meistens hier auf kleinem Raume beisammen! Aber liegt denn dieser schlimme Zustand in der Natur der Sache begründet? Müssen denn Gegenstände der Kunstindustrie, Luxuswaaren, falls sie fabrikmäßig hergestellt sind, nothwendigerweise mehr oder minder geschmacklos sein? Nun, viele Erzeugnisse der englischen und amerikanischen Kunstindustrie lassen uns diese Frage verneinen. Sie beweisen uns, daß Gebrauchsgegenstände und Luxuswaaren, die mittelst Maschinen gefertigt sind, dennoch geschmackvoll, bis zu einem gewissen Grad sogar künstlerisch schön sein können. In keinem Lande der Welt herrscht die Maschine so mächtig wie in England und Amerika; trotzdem nehmen die Erzeugnisse der Kunstindustrie dieser Länder eine hervorragende Stellung ein. Natürlich kann nicht behauptet werden, daß wenig Geschmackvolles und ganz Geschmackloses dort nicht ebenso vorkomme wie anderswo; aber ein Vergleich der Durchschnittsleistungen der englischen Kunstindustrie und der deutschen muß doch wohl zu gunsten der ersteren ausfallen. Man wendet hier ein, daß unsre Waaren im allgemeinen bedeutend billiger seien, als die englischen. Muß man sich da nicht an jenes „Billig und schlecht“ erinnern, das seinerzeit der deutschen Industrie zum Vorwurf gemacht worden ist? Uebrigens zeigen doch die zahlreichen „englischen Magazine“ in unsern größeren Städten, daß jene theureren und gediegeneren Sachen bei uns viel verlangt werden. Freilich, das große Publicum kauft lieber für dasselbe Geld weniger gediegene und meist recht geschmacklose Sachen, weil sie „mehr gleichsehen“. Da liegt die Wurzel des Uebels! Das deutsche Publicum wünscht für möglichst wenig Geld etwas, das „nach recht viel aussieht“, gleichviel ob die prunkende Wirkung, der Schein des Reichthums, die „künstlerische Ausstattung“ mit den unsolidesten Mitteln in banalster Ausführung hervorgebracht sind. Leider kommen unsre Fabricanten diesem schlechten Geschmack allzusehr entgegen. Im Gegensatz hiezu zeichnen sich viele Erzeugnisse der englischen Kunstindustrie durch Sparsamkeit im decorativen Beiwerk, dafür durch größere Gediegenheit in Material und Technik, wie durch schlichte Eleganz der Grundform vortheilhaft aus. Besonders aber wird diese vornehmere Wirkung bei Sachen, die mit Maschinen gemacht sind, durch eine sehr charakteristische Eigenschaft bedingt: diese Sachen haben den Stil ihrer Herstellungstechnik, den Stil der Maschinenfabrication. Daß es einen Stil der Maschinenfabrication gibt, wird in der deutschen Kunstindustrie noch vielfach übersehen. Es werden bei uns Gegenstände, die mittelst der Maschine gefertigt werden, in der Regel genau so geformt, genau so decorirt, wie wenn sie für Handarbeit berechnet wären; sie sollen täuschen, sie

sollen den Eindruck echter, kunsthandwerklicher Arbeiten machen. Das aber können sie nicht; deßhalb wirken sie nur wie schlechte Nachahmungen, wie Surrogate. Nicht darum also sind viele unsrer fabrikmäßig hergestellten Luxusgegenstände geschmacklos, weil sie mit Maschinen gemacht sind, sondern deßhalb, weil sie etwas scheinen wollen, was sie nicht sind, weil sie nicht den Stil ihrer Herstellungstechnik offen zur Schau tragen. Worin aber besteht der Stil der Maschinenfabrication? Nun, die Maschine arbeitet mechanisch, individualitätslos, empfindungslos; also fallen bei ihr alle charakteristischen Merkmale der Führung des Werkzeugs durch Künstlerhand, alle Reize, die im Schnitt des Schnitzmessers, im Schlag des Treib- oder Ciselirhammers u. s. w., in kleinen Zufälligkeiten und Unregelmäßigkeiten liegen, fort. Wenn man also Formen und Ornamente, die für eine handwerkliche Technik componirt sind, einfach ohne weiteres in die Maschinenfabrication überträgt, so werden sie leer, kalt, leblos wirken. So wirken in der That viele unsrer kunstindustriellen Erzeugnisse, die nach alten, für Handarbeit berechneten Mustern fabrikmäßig angefertigt sind. Dagegen arbeitet die Maschine außerordentlich regelmäßig, glatt, exact; deßhalb sind für Gegenstände, die mittelst Maschinen hergestellt werden, einfache, glatte, scharfe Formen am Platz, die die Vorzüge der exacten Bearbeitung möglichst zur Geltung bringen. Nach diesem Grundprincip eines „Maschinenstils" sind zahlreiche englische Luxuswaaren gebildet; darum machen sie bei aller Einfachheit einen charaktervollen, eleganten Eindruck. Es sei z. B. an die beliebten englischen Glasgefäße mit glattem, blankem Metallbeschläg erinnert. Man wird vielleicht einwenden, das seien keine Gegenstände der Kunstindustrie, weil kein decoratives Beiwerk daran sei. Aber der Werth, auch der künstlerische, eines Gebrauchsgegenstandes wird doch nicht allein durch die Menge des daran angebrachten Ornaments bestimmt! Wie viele antike Gefäße aus Metall und Thon gibt es, die gar nicht ornamental verziert sind, die nur durch ihre sachgemäße, dabei elegante Grundform und durch ihren Materialstil künstlerisch wirken! Die Trennung zwischen Gewerbe und Kunstgewerbe wird bei uns häufig durch eine falsch gezogene Linie bezeichnet; das Künstlerische wird zu einseitig in dem äußerlichen decorativen Beiwerk erblickt, die Hauptsache, die nach jeder Hinsicht befriedigende praktische Lösung der Aufgabe, die vollkommen zweckdeutliche, dabei elegante Ausbildung der Grundform wird oft nicht genügend gewürdigt. Es wird — nochmals sei es gesagt — zu viel decorirt, zu wenig tektonisch gestaltet.

Neues von Marie Ebner.

∞ Ein ultramontaner Heißsporn hat kürzlich den grotesken Einfall gehabt, Marie v. Ebner-Eschenbach in einem Athem mit der nicht nur um einige Stockwerke tieferstehenden, vielmehr mit unsrer Meisterin ganz unvergleichbaren Bertha v. Suttner den Typus eines gottentfremdeten Culturweibes zu nennen. Ganz absichtslos hat die Ebner solchen Anwürfen zum voraus die rechte Antwort gegeben in einer Wendung ihrer jüngsten Erzählungen[1]): „Unser Talent ist der Ausfluß unsres ureigensten Wesens, ist sein tiefster und höchster Ausdruck." Der Grundzug des Wesens und damit des Talentes unsrer großen deutschen Erzählerin ist aber eine Weiblichkeit im Goethe'schen Sinn; der Kern ihrer Natur deckt sich mit dem Ideal, das Schiller in einem Briefe an seine Braut entwickelt: „Ueberhaupt kommt mir vor — und das mag freilich ein eigennütziger Wunsch unsres Geschlechtes sein — mir kommt vor, daß die Frauenzimmer geschaffen sind, die liebe heitere Sonne auf dieser Menschenwelt nachzuahmen und ihr eigenes und unser Leben durch milde Sonnenblicke zu erheitern. Wir stürmen und regnen und schneyen, Ihr Geschlecht soll die Wolken zerstreuen, die wir auf Gottes Erde zusammengetrieben haben, den Schnee schmelzen und die Welt durch ihren Glanz wieder verjüngen. Sie wissen, was für große Dinge ich von der Sonne halte; das Gleichniß ist also das Schönste, was ich von Ihrem Geschlechte nur habe sagen können und ich habe es auf Unkosten des meinigen gethan." Helfen und heilen, die kranke Mitwelt trösten, ernsthaft und launig über die Noth des Augenblicks hinausheben: das ist das Herzens- und damit das künstlerische Meistergeheimniß unsrer Ebner. Mit und neben ihr rühren sich starke Talente unter den jüngeren: unmittelbar nach den beiden letzten Büchern der Marriot, „Caritas" und „Seine Gottheit", ist uns „Der Rangirbahnhof" von Helene Böhlau vor Augen gekommen: gewiß eine sehr beachtenswerthe Leistung. Was die Arbeiten dieser bedeutenden Frauen trotz aller Kraft und Kunst dennoch von der Ruhe und Reife der Ebner'schen Geschichten scheidet, ist ihre Nervosität, der innerliche Unfriede, die Unfähigkeit, die Schäden der modernen Gesellschaftsordnung zu meistern. Sie walten ihres Amtes, Leiden der Zeit zu diagnostiziren. Die Ebner sieht und erkennt die Modekrankheiten unsrer Tage nicht minder scharf, vielleicht noch schärfer und betrübter, da sie zugleich in Kreise blickt, die den Darstellerinnen unsres städtischen Mittelstandes meist fremd bleiben: sie verfolgt die Wandlungen des hohen Adels und die Bewegungen des Landvolkes. Sie geht mit den hetzerischen Deutschen- und Judenfressern ihrer mährischen Heimath (in Bertram Vogelweid) so streng ins Gericht, wie zuvor in der genialen Skizze „Bei meinen Landsleuten". Die Ebner malt die Narrheiten unsres literarischen Hexensabbaths, die falschen Nietzscheaner, Ibsenianer, wie die echten Pornographen ebenda ebensowenig mit Honigfarben, wie die zahmen und wilden Dilettanten der heute im Zeitalter der allgemeinen Schulpflicht grassirenden Dichterei (littérature aiguë heißt sie in Frankreich). Und um die Wette mit Kellers „Mißbrauchten Liebesbriefen" schildert sie in demselben Zeitbild die Bravos und Stümper, die Gaukler und Modewaarenfabricanten unsrer heutigen Belletristik und Journalistik. Sie denkt über alle diese heillosen Zustände, über die Verderbtheiten und Verkehrtheiten unsrer künstlerischen und socialen Zustände nicht anders, als etwa der Sittenschilderer des Berliner „Lumpengesindels", Ernst v. Wolzogen, oder der Kenner der Wiener literarischen Bohème, Ferdinand v. Saar, in den „Frauenbildern" („Geschichte eines Wiener Kindes"). Nur weiß sie — dank der Dichtersonne ihres Frauengemüthes —, daß wahr und leibhaftig, wie so viel menschliche Niedrigkeit und Gemeinheit, auch menschliche Güte und Seelengröße vorkommt. Und so werden denn die Schicksale eines überarbeiteten Feuilletonisten auf Ferien — Bertram Vogelweid — nach allerhand tragikomischen Irrungen zum besten gelenkt. Sein Heil besiegelt ein schlichtes mährisches Landfraulein, dessen pseudonym eingeschickte Verse er vor Jahr und Tag barsch ablehnte, obgleich das liebe Kind mehr angeborenen Dichtersinn hat, als der federflinke, ausgeschriebene Zwangswitzbold des Weltblattes. Auch das ein ungesuchtes Sinnbild der rechten Erlösung aus allen Nöthen des modernen Literaturschwindels durch Einkehr bei gesundem Fühlen und geradem Denken. Der unreife nietzschetolle Gymnasiast des Kreises schilt zwar diesen Abschluß aller Wirren höhnisch überlegen: „der reine Kotzebue, wir verschimmeln hier": in Wahrheit aber behalten nicht nur in den Geschichten der Ebner ihre mährischen Originale praktischer Lebensführung, unverbildete thatkräftige Landedelleute, Recht wider die politischen Hetzer und die verstiegenen Stutzer der Literatur. Diese letztere Sippschaft zumal kommt schlecht weg in „Bertram Vogelweid": mit

1) Rittmeister Brand. Bertram Vogelweid. Berlin, Paetel, 1896.

mildem Humor führt die Ebner einmal ganze Gruppen sangeslüsterner Blaustrümpfe ab: „Ernstlich prüfen — diese Lyrik? Anker werfen in einem Lavoir? Warum nicht gar!“ Ein andermal setzt sie auf grobe Klötze die rechten Keile: „Ich habe Talent und weiß es“, behauptet ein pornographischer Uebermensch. „Und dann? was weiter?“ lautet die Antwort. „Pferde, Hunde, Ferkel haben Talent. Talent, mein Lieber, ist viel und — nichts“ (ein Wort, das an ein ähnliches von Goethe über Zacharias Werner erinnert). „Was du daraus machst und was dieses „Du“ für ein Ding ist, darauf kommt's an. Zuerst mache du dich, dann wirst du vielleicht etwas machen aus deinem Talent.“

In ganz andere (Soldaten- und Wiener Bürger-)Kreise führt mit gleicher Sicherheit Rittmeister Brand. Oesterreichische Cavalleristen sind nirgends lebendiger, kraftvoller erfaßt, als in den Eingangscapiteln unsrer Erzählung: die Geschichte der Eifersüchteleien zwischen einem bösen Oberst und Subalternen, die zu Selbstmord und Duellen mit tödtlichem Ausgang führt, nur 8 Seiten, pagina 26—34, ist ein Muster männlicher, fast kleistischer Bündigkeit, offenbar unmittelbar dem Leben nacherzählt, daueruder Bewunderung werth. Das tragisch verlaufende Liebesabenteuer des zur Unzeit zaudernden Rittmeisters wirkt nicht durchweg gleicherweise überzeugend, obwohl auch hier unvergeßliche ernste und muntere Einzelheiten aufsteigen und über dem Ganzen der Glanz leuchtender, wärmender Frauensonne liegt. So ist Marie Ebner als Sechzigerin nicht minder frisch und erfrischend, als die Vierzigerin, deren „Božena“ zwei Jahrzehnte brauchte, bis sie 1895 bei Cotta eine zweite Auflage erlebte, der allerdings verdientermaßen nun binnen zwei Monaten die dritte folgte. Es ist nur der Lebenslauf einer plebejischen mährischen Landmagd, freilich eines Geschöpfes, das von demselben Menschenglauben durchglüht ist, wie das „gottentfremdete Culturweib“, die wahrhaft adelige Marie Ebner-Dubsky.

Mittheilungen und Nachrichten.

o. Literarische Begegnungen. Zehn Dichterprofile in Pastellmanier von Alfred Beetschen. Leipzig und Zürich, Th. Schröter 1896. — Der warme Ton, in dem der Verfasser dieser Skizzen von seinen Helden spricht, der jugendliche Enthusiasmus, von dem seine Schilderungen erfüllt sind, hat etwas Herzgewinnendes. Man wird dadurch unwillkürlich mit fortgerissen, so daß man sich gegen die etwas burschikose Art Beetschens nicht auflehnt und über manche Flüchtigkeiten in seiner Darstellung und seinen Urtheilen hinaussieht. Ein wesentliches Verdienst des Büchleins liegt in seiner liebevollen und lenntnißreichen Behandlung der zeitgenössischen schweizerischen Literatur (von den zehn Profilen sind sieben schweizerische), die bei uns lange noch nicht nach Gebühr gewürdigt wird. Wohl haben jetzt viele einen „Hochschein“ davon, daß die kleine Schweiz eine wichtige Provinz im Lande der deutschen Dichtung geworden ist, und die Namen Keller und Meyer „führt jede Wäscherin im Munde“, auch Widmann ist bei uns bekannt und geehrt. Aber wie gering ist die Anzahl derer, die von einer so bedeutenden und mächtigen Erscheinung, wie Carl Spitteler mehr als den Namen wissen, und wie manche, die sonst in der Literatur gut beschlagen sind, haben von Arnold Ott und Meinrad Lienert überhaupt noch nie etwas gehört! Die Skizze über Arnold Ott, den Dichter der „Rosamunde“ und des Dramas „Karl der Kühne“, dann die über Meinrad Lienert, den jugendlichen Dialektdichter, sind die bestgelungenen des Sammlung. Manches geschickte Wort ist in der Studie über Carl Spitteler enthalten, und auch das, was von diesem Autor citiert wird, ist recht interessant; ganz ist Beetschen über dieser Individualität nicht gerecht geworden. In besonders warmen Tönen werden Widmann und Conrad Ferdinand Meyer behandelt. In dem Essay über letzteren heißt es: „Als Autor und Verfasser über seine Werke zeigte er sich äußerst entgegenkommend, ein Gentleman durch und durch — also auch in diesem Punkte der vollendete Gegensatz zu dem polternden Gottfried Keller.“ Was dieser Angriff auf Keller bedeuten soll, ist uns nicht recht klar geworden. Etwas kühler als die anderen Schweizer Dichter wird Joseph Joachim behandelt. Dagegen zeigt sich die Begeisterungsfähigkeit Beetschens auch in dem Berichte über den Besuch, den er bei Lauro Maehelm und ihrem Gatten machte, und in der Skizze über Hermann Lingg. Die darin enthaltene Schulgeschichte gehört aber nicht in eine ernsthafte Arbeit und Seite 93 ist in dem Satze: „Wie ein rechter Waidmann . . .“ der Nominativ falsch angewandt. Wenn man den Accusativ dafür setzt, so wird der Satz unschön, so daß dieser ganze Satz für eine etwaige künftige Auflage umgearbeitet werden sollte. Aus einer solchen müßte auch das über Ferdinand v. Schmid Gesagte wegbleiben. Wenn ein Leichenbegängniß und gar das eines bedeutenden Dichters als ein „humoristisches Intermezzo“ behandelt wird, so muß das verletzenden Eindruck machen. Man könnte über diesen allenfalls hinauskommen, wenn die Erinnerung in irgend einer Weise inhaltreich wäre, aber die ganze Episode „Wie ich Dramoe begraben half“ ist überaus unbedeutend. — Von dem gleichen Autor liegt aus dem gleichen Verlage eine Sammlung von Dichterstimmen vor, die auf die Tonkunst Bezug haben. Das Büchlein „Die Musik im Spiegel zeitgenössischer Dichtung“ ist, wie es in der Vorrede richtig heißt, insofern seiner Anlage nach original, als nicht nur, wie es bei derartigen Anthologien in der Regel der Fall, die Verherrlichung der Musik, sondern auch die Satire und die sarkastische Geißelung ihrer Auswüchse zu Worte kommen. Neben Trägern weitbekannter Namen, die theilweise durch Originalbeiträge vertreten sind, finden wir auch solche, die uns hier zum erstenmale begegneten. Und diese Neuen sind nicht die schlechtesten. Gefreut hat es uns, Gustav Falke und Wilhelm Weigand mit hübschen Versen zu finden, sodann sind Ada Christen, Paul Heyse, Ricarda Huch, Wilhelm Jordan und J. V. Widmann mit schönen Dichtungen vertreten. Eine lustige Schnurre von Peter Cornelius, eine feine Satire auf „das Publicum“ von Otto Eutermeister und die Beiträge des Herausgebers selbst sind noch besonderer Hervorhebung würdig. „Grillparzer, Geibel und Heine“, heißt es in der Vorrede, „mußte ich wider Willen unberücksichtigt lassen, hauptsächlich deßwegen, um mit der Titelbezeichnung „zeitgenössisch“ nicht in Widerspruch zu gerathen.“ Damit sind wir nicht einverstanden. Hamerling, Schack, Scheffel, Strauß und Vischer sind auch nicht mehr Zeitgenossen im strengsten Sinne und Heine, wenn auch früher gestorben, ist heute noch so lebendig wie mancher der genannten Dichter.

F.S. Das im bayerischen Hochland gelegene ehemalige Benedictinerkloster Ettal war ein Menschenalter hindurch (1711—1744) Sitz einer weitberühmten Ritterakademie, auf der junge Adelige aus Bayern, Böhmen, Ungarn, Oesterreich, Polen und anderen Ländern höhere Ausbildung in mancherlei Wissenschaften und ritterlichen Uebungen erhielten. Obwohl diese Bildungsanstalt schon zu wiederholtenmalen Gegenstand historischer Darstellung war, so verdient doch die neueste Behandlung derselben, welche Karl v. Reinhardstöttner in seinen „Forschungen zur Cultur- und Literaturgeschichte Bayerns“ in jüngster Zeit gegeben hat, in ganz höherem Maße Beachtung, da sie durchaus auf eigenen Studien und umfassenden archivalischen Forschungen beruht. Ueber Lehrgegenstände, Unterrichtsmethode, Einrichtungen und Schicksale der Ritterakademie bietet der Verfasser zum großen Theil neues Material, welches sowohl in zusammenhängender historischer Darstellung als auch in besonderen Quellennachweisen dem Leser vor Augen geführt ist. Wer sich für Geschichte der Cultur und Erziehung interessirt, wird die inhaltreiche Abhandlung mit großer Befriedigung lesen. Aber auch der übrige Inhalt der genannten „Forschungen“ Reinhardstöttners, welchen der eben erschienene vierte Band darbietet, ist den hervorragendem historischen Werth. So behandelt Sigmund Günther den bayrischen Geographen und Mathematiker Jakob Ziegler, Friedrich S. Krauß die Bajuwaren im Gudrunliede; Richard Graf du Moulin-Eckart bringt eine Abhandlung über Wien und München, eine Studie zur bayerischen Aufklärungspolitik aus den Jahren 1800—1805; in den „Kleineren Mittheilungen“ ist eine Uebersicht über handschriftliche Münchener und andere lateinische Jesuitendramen der k. Bibliothek zu Petersburg und die Fortsetzung der in alten Reiseschilderungen und fremden Kundgebungen enthaltenen Darstellungen Bayerns und seiner Hauptstadt gegeben. Den Schluß bildet ein Register zum dritten und vierten Buch der „Forschungen zur Cultur- und Literaturgeschichte Bayerns“, welches die Reichhaltigkeit des hier gebotenen Stoffes erkennen läßt. Jedes Freund der bayerischen Geschichte wird dem patriotischen Unternehmen Reinhardstöttners und des Hofbuchhändlers Max Eichinger in Ansbach glücklichen Fortgang wünschen.

* **Klarstellung.** Im Jahr 1883 erschien im Verlag von E. S. Mittler u. Sohn in Berlin die „Geschichte des k. b. 5. Infanterie-Regiments“ 1. Theil 1722 bis 1804, von Premierlieutenant Gerneth dieses Regiments, nunmehr Major und Bataillonscommandeur im k. b. Inf.-Leib-Rgmt., welche sich als ein hervorragendes Quellenwerk die Anerkennung sowohl der Fachkreise, wie aller Geschichtsfreunde in hohem Grade errungen hat. Nachdem die erste Auflage dieses Werkes vergriffen war, unternahm es Hauptmann Kißling des Regiments, eine zweite gekürzte Ausgabe zu veranstalten, welche 1895 im gleichen Verlage erschien. Um das gegenseitige Verhältniß dieser beiden Arbeiten klarzulegen, sei hier nur festgestellt, daß sich diese zweite Ausgabe nicht, wie etwa der Leser aus dem Wortlaute des Titelblattes zu entnehmen geneigt sein könnte, als eine Neubearbeitung oder Umarbeitung auf Grund weiter herangezogenen Quellenmaterials oder sonst innerlich verwandelt darstellt, sondern nur als eine redactionelle Kürzung äußerer Art, veranlaßt durch das Bestreben, den heeresgeschichtlichen Stoff, den Gerneth seiner Regimentsgeschichte mangels einer allgemeinen bayerischen Heeresgeschichte mit voller Berechtigung eingeflochten hatte, fallen zu lassen und den Inhalt der zweiten Auflage auf streng regimentsgeschichtlichen Stoff zu beschränken, um durch die Erzielung eines billigeren Preises die Geschichte des Regiments weiteren Kreisen zugänglich zu machen. Dies waren wohl „die durchschlagenden Zweckmäßigkeitsgründe“, von denen der Verfasser der gekürzten Auflage im Vorworte zu dieser spricht.

* **Göttingen.** Das erwähnte Gerücht, daß Geh. Medicinalrath Prof. König, seiner neuen Berliner Stellung müde, im Herbst hieher zurückzusiedeln beabsichtige, erweist sich als gänzlich unbegründet. Der Vollständige selbst hat die Berliner „Voss. Ztg.“ bereits in diesem Sinne berichtet.

C. H. **Berlin.** Der Congreß deutscher Occultisten, der während der Pfingstfeiertage in Berlin tagte, war von Theilnehmern aus allen Theilen des Reiches, darunter von Delegirten der verschiedensten psychologischen, spiritistischen und ähnlicher Vereine Deutschlands besucht. Es galt vornehmlich der Gründung eines Verbands deutscher Occultisten. Pastor Gubalke (Berlin) führte in seiner Begrüßungsrede aus, daß der Occultismus längst salonfähig, aber noch nicht hochgradfähig sei, obwohl zu seinen Vorkämpfern der Altmeister der modernen Metaphysik Kant (Oho!) gehöre. Der zu begründende Verband habe es sich zur Aufgabe zu machen, bei der Erforschung der als übersinnlich bezeichneten Vorgänge mit durchaus wissenschaftlicher Methode und experimenteller Exactheit zu Werke zu gehen. Nachdem in der Discussion die Gründung eines alle Richtungen umfassenden Verbandes als nothwendig bezeichnet war, wurde zur Durchberathung der Statuten eine Siebenercommission gewählt, deren Vorschläge am zweiten Verhandlungstage zur Abstimmung gelangten. Es constituirte sich der Verband deutscher Occultisten mit folgenden Zielen: 1) Verbindung aller occultistischen Vereine und Einzelpersonen; 2) Deutung der sogenannten occulten Thatsachen in wissenschaftlicher Weise unter Bewrinführung; 3) Offenes Eintreten für eine Weltanschauung auf übersinnlicher Grundlage. Zum ersten Vorsitzenden wurde Pfarrer Gubalke gewählt. Ihren Beitritt zum Verbande erklärten die Breslauer Gesellschaft für psychische Forschungen, die Breslauer theosophische Gesellschaft, die wissenschaftliche Vereinigung Sphinx (Berlin), die spiritualistische Vereinigung in Pforzheim, die spiritualistische Vereinigung Psyche (Karlsruhe) und eine Reihe von Einzelpersonen. Neben Gubalke wurden in den Vorstand gewählt Max Hahn, Leopold Engel, Weinhold und Hauptmann v. Sandrn. Als Versammlungsort für den nächstjährigen Verbandstag wurde Dresden bestimmt. (Ob die Versammlung im Dunkeln „tagte“ und ob auf die Galerien auch Geister der vierten Dimension Zutritt erhielten, ist dem vorstehenden Bericht leider nicht bestimmt zu entnehmen. D. Herausg.)

* **Breslau.** Professor R. Muther wendet sich in einer an mehrere Redactionen gedruckt versandten Zuschrift gegen den „seine schriftstellerische Ehre in verleumderischer Weise angreifenden Artikel der Berliner „Kunsthalle“ (vgl. Beil. Nr. 120); er sei „gegen denselben, wie gegen die falschen Beschuldigungen Theodor Volbehrs energisch vorzugehen genöthigt und hoffe Näheres schon in wenigen Tagen mittheilen zu können“.

⊕ **Wien.** Den Alida hat wieder einmal Recht behalten; auch die Ausübung des ärztlichen Berufs durch Frauen, worüber in unsern Tagen so viel gestritten wird, ist nichts Neues. Sind doch sogar Aerztinnen im griechischen Alterthum die höchsten Auszeichnungen zutheil geworden. Auf dem unabsehbaren, grabentheils von Urwald überwucherten Trümmerfelde der altlykischen Stadt Tlos im südwestlichen Kleinasien fand die österreichische Expedition des Jahres 1892 unter anderem die Statuenbasis einer einheimischen Griechin mit der Inschrift: „Antiochis, die Tochter des Diodotos, aus Tlos, deren ärztliche Empiele von Rath und Gemeinde der Stadt Tlos beglaubigt ist, hat sich das ihr zuerkannte Standbild auf eigene Kosten errichten lassen.“ Das Denkmal, das dem Anfang des zweiten Jahrhunderts unserer Aera angehören dürfte, gewährt Interesse durch die Erwähnung einer Aerztin überhaupt. Weibliche Aerzte kommen in der Ueberlieferung nicht eben häufig vor; sie scheinen sich nach allem, wie es ja auch in der Natur der Sache liegt, auf die Behandlung von Frauen beschränkt zu haben und im allgemeinen nicht viel mehr als Hebammen gewesen zu sein. Galen aber erwähnt einmal in seiner Arzneikunde das Recept einer Antiochis, in welchem ein erweichendes Pflaster gegen Milzleiden, Wassersucht, Ischias und Gicht verordnet war. Die zeitliche Uebereinstimmung erlaubt, diese Nachricht auf die Antiochis der neugefundenen Inschrift zu beziehen, dahingestellt muß freilich bleiben, ob man den Ruhmestitel ärztlicher „Empirie“ soweit urgiren darf, um diese Antiochis unter die Empirikee einzureihen, die neben den Dogmatikern, Eklektikern, Hydrotherapeuten u. a. eine eigene Classe von Aerzten bildeten.

* **Wien.** Der Verein zur Abhaltung akademischer Vorträge für Damen hielt Montag, den 18. d. M., unter dem Vorsitze seines Präsidenten Prof. Alfred Frhrn. v. Berger seine Generalversammlung ab, welcher auch der Curator des Vereins, Sectionschef Wilhelm Ritter v. Hartel, beiwohnte. Der Gedanke, der im vorigen Jahre zur Bildung dieses Vereins führte, hat sich als sehr glücklich erwiesen. Die Anzahl der inscribirten Hörerinnen betrug 342, von denen 61 theils mit vorzüglichem, theils mit befriedigendem Erfolge Colloquien ablegten. Die Vorlesungen umfaßten fast sämmtliche Wissensgebiete. Wir finden Collegien über Psychologie, Ethik, alte und neue Geschichte, deutsche, französische und englische Literatur, Kunstgeschichte, über Nationalökonomie und Staatsverwaltung, ferner über Anatomie und Physiologie des Menschen (nur einer Dame), über Naturgeschichte, Physik, Chemie u. s. w. Die Vorlesungen waren sehr gut besucht, worin auch im Fasching keine erhebliche Veränderung eintrat. Dieser ansgewartet günstige Erfolg des ersten Vereinsjahres ermöglichte es der Vereinsleitung, für das nächste Wintersemester eine Reihe von Maßnahmen zu verfügen, die voraussichtlich den Beifall des Publicums finden dürften. Das Collegiengeld wurde auf die Hälfte herabgesetzt, wodurch es den Hörerinnen leichter sein wird, mehrere Collegien zu belegen. An Stelle des wenig geeigneten Vereinslocales wurden im Kinsky'schen Palais (Kärntnerstraße 53) Localitäten gemiethet, die auch den weitestgehenden Anforderungen entsprechen. Das Programm der Vorträge wurde erweitert und innerlich ausgestaltet und neue bewährte Lehrkräfte für diese Erweiterungen gewonnen.

* **Prag.** Der ordentliche Professor der darstellenden Geometrie an der Technischen Hochschule in Graz Dr. Karl Pelz ward zum ordentlichen Professor dieses Fachs an der böhmischen technischen Hochschule hierselbst ernannt.

* **Freiburg** (Schweiz). Der Professor der Botanik am Lyceum in Freiburg Dr. Westermaier hat einen Ruf an die hiesige katholische Universität erhalten und angenommen.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 20. bis 23. Mai folgende Schriften eingegangen:

Dr. Julius Wolff: Die Arbeitslosigkeit und ihre Bekämpfung; Vortrag. Dresden, Zahn u. Jaensch 1896. — D. Martin v. Nathusius: Was ist christliches Socialismus? Leitende Gesichtspunkte. Berlin, Reuther u. Reichard 1896. — Dr. jur. Paul Krückmann: Zur Reform des Kaufrechtes; Beitrag zur Revision des Handelsgesetzbuches. Berlin, Karl Heymann 1896. — Dr. Josef Berch: Allgemeine Waarenkunde; Handbuch für Kaufleute und Gewerbetreibende. Lfg. 1. Wien, A. Hartleben. — M. Meyer: Das Bankgeschäft; Anleitung bei der Lehrlingen. Berlin, Haade u. Spener 1896. — Translation of *Official report* concerning the *attack* on *the Royal palace* at Seoul (Korea) and the murder of H. M. the queen (8. oct. 1895). Seoul. (Extract.) — J. Fröhlich: Mathematische und naturwissenschaftliche Berichte aus Ungarn. Bd. XIII. 1. Hälfte. Berlin, R. Friedländer u. S.; Budapest, Friedrich Kilian 1896. — Dr. Pfeiffer-Weimar: Zur Jahnerfeier; Medaillen, Porträts und Abbildungen. Tübingen, H. Laupp 1896.

Jahrgang 1896. München, Donnerstag, 28. Mai. Nummer 122.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Rede bei der Weihe des Leopold v. Ranke in Wiehe errichteten Denkmals. Von Theodor Lindner. — Das deutsche Kunstgewerbe und die englisch-amerikanische Bewegung. II. Von Richard Streiter. — Mittheilungen und Nachrichten.

Rede bei der Weihe des Leopold v. Ranke in Wiehe errichteten Denkmals.

Am 27. Mai gehalten von Theodor Lindner.

Wir sind hier versammelt zu der Weihe eines Denkmals, das künftigen Geschlechtern Namen und Ruhm des Mannes, dem es gewidmet ist, verkünden soll. Vielfach haben wir Deutsche in den letzten Jahren ähnliche Festlichkeiten begangen und noch manche werden in der nächsten Zeit folgen. Gelten sie den preiswürdigen Helden, welche den blutigen Streit für die Einheit des Vaterlandes geleitet haben, so ist unser Denkmal geweiht einem Heroen friedlicher Arbeit, der dennoch nicht ohne Antheil ist, wenn jener nationale Kampf möglich wurde und zu herrlichem Erfolge geführt hat.

Ein kleines Städtchen, ein Ort, der für die Welt nichts bedeutet, umschließt den Denkstein, der gesetzt ist einem Gelehrten, dessen Geist die ganze Welt umspannte und dem in allen Theilen der Welt Verehrung und Bewunderung gezollt wird. So verbinden sich hier das Einzelne und das Allgemeine, wie die großen Werke der Geschichtschreibung, welche wir Ranke verdanken, beides innerlich zusammenfassen und vereinen.

Das Denkmal Ranke's erhebt sich an der Stätte seiner Geburt, und sie hat ein Anrecht darauf. Nicht daß gerade sie es gewesen wäre, welche ihren Sohn auf seinen besonderen Beruf hingewiesen hätte. Denn wenn wir hier auch auf historischem Boden weilen und Erinnerungen der Vergangenheit uns in engerem oder weiterem Raum umgeben — Tausende und aber Tausende sind auf diesem lieblichen Erdenfleck einhergewandelt und dennoch keine Geschichtsforscher, am wenigsten von der unendlichen Bedeutung des Meisters, geworden. Erst auf weitem Umwege und fern von der Heimath hat Ranke sich seinen höchsten Lebenszielen zugewandt. Und dennoch hat er seiner Geburtsstätte viel zu danken. Sie bot ihm das glückliche Vaterhaus, an dem der treue Sohn stets mit inniger Liebe hing, und ein solcher Hort ist für das ganze Leben, für das ruhige Gleichmaß des Geistes unschätzbar. Wie oft hat hier der Jüngling, der Mann, der Greis Erholung und Erfrischung gesucht und gefunden; wie viele große Gedanken mögen hier in der Stille ausgereift sein! Hier genoß er immer wieder den beseligenden Odem der Kindheit; mit beglückter Wehmuth schritt er, geleitet von Tochter und Enkelin, den Pfad nach dem Garten entlang, den er mit seinen geliebten Geschwistern so oft dem Vater zur Seite dahergesprungen war. Trotz mancher Veränderung fand er zu seiner Freude stets dieselbe frische Luft wieder, welche ihn als Kind erquickt hatte.

Immer hat Ranke die freie Luft geliebt und sie war ihm Lebensbedürfniß, ein Theil der Natur, deren Schönheit er voll und mit poetischem Sinn empfand. Es widerstrebte ihm, ihre Erscheinungen zu zergliedern, und die zersetzende Thätigkeit der Naturwissenschaften sagte ihm nicht zu. Die Natur war ihm ein Stück Welt, ein Werk Gottes, als dessen Offenbarung er alles, was die Erde trägt und getragen hat, mit fromm-gläubiger Seele erfaßte. Aber die höchste Offenbarung Gottes erblickte er in der Geschichte des Menschengeschlechts, und so war ihm durch das religiöse Empfinden von Anfang an der Zug zu universaler, allgemeiner Betrachtung gegeben.

Es kann an dieser Stelle und vor diesem weiten Kreise nicht meine Aufgabe sein, eine akademische Rede zu halten über die einzelnen Geschichtswerke Ranke's, ihren Ursprung, ihr Werden und ihre Bedeutung. Wie der Verfasser selber bei der Darstellung das schwere und starre Gerüst der mühseligen Forschung abtrug, um den errichteten Bau zur reinen Anschauung zu bringen, so will auch ich auf gelehrte Beithat verzichten. Meine Worte sollen eben auch nur versuchen, das aus dem Einzelnen hervorgehende Gesammtbild zu fassen.

Es ist mir eine hohe Ehre, hier sprechen zu dürfen. Ich verdanke sie der Zugehörigkeit zu der Universität dieser Provinz und weil ich damit betraut bin, die von der Provinz selbst ausgehenden Bestrebungen für die Erforschung der heimischen Geschichte zu leiten. Aber es gereicht mir auch zur hehren Freude, die Weiherede für Ranke's Denkmal zu halten, nicht allein als Fachgenosse und Schüler, wie es im Grunde alle deutschen Historiker sind, sondern als einer, der selbst noch zu Ranke's Füßen gesessen hat und zu den wenigen Jüngeren gehört, denen es noch vergönnt war, ihm persönlich näher zu treten und sich auch über die Studienzeit hinaus seines Wohlwollens zu erfreuen. Lebhaft steht er mir vor Augen, wie ich ihn Anfang der achtziger Jahre zum letztenmale sah, und wie seine Gestalt so vielen der Anwesenden in treuer Erinnerung sein wird. Ein hochbetagter Greis voll feuriger Geisteskraft. Der kleine Leib trug ein mächtiges Haupt, umrahmt von weißlockigem Haar. In dem leicht gerötheten Antlitz leuchteten unter der ausgeformten Denkerstirn die großen, strahlenden blauen Augen ebenso lebhaft, wie die Rede, manchmal stoßweise, schnell dahinfloß. Ihre Eigenart machte es in den Vorlesungen den Hörern nicht leicht, dem aus tiefster Gedankenfülle quellenden Vortrage zu folgen.

Da ist mir ein Tag in unauslöschlicher Erinnerung geblieben. Es war im Sommer 1864, Ranke las englische Geschichte. Er pflegte wohl, wenn er das Katheder bestiegen hatte, auf dem Stuhl zurückgelehnt einige Augenblicke vergehen zu lassen, ehe er zu sprechen begann. Doch diesmal dauerte das vorbereitende Schweigen ungewöhnlich lange. Da brach plötzlich der Redestrom gewaltig hervor. In heftiger Erregung wies Ranke den gegen ihn erhobenen Vorwurf zurück, er schreibe Geschichte zu gunsten der Fürsten und der Höfe. Mit begeisterter Spannung lauschten

wir seinen Worten, als er vor uns seine gesammte historische Auffassung entwickelte und begründete.

Wenn je ein Angriff thöricht und ungerecht geführt worden ist, war es dieser. Nur in dem fortgesetzten Streben nach der Wahrheit wächst die wissenschaftliche Erkenntniß. Aber um der Wahrheit näher zu kommen, muß der Forscher selber wahr sein. Er bedarf dazu vor allem der Fähigkeit und des Willens, die Dinge zu nehmen, wie sie sich ihm zeigen. Weder Partei- noch Schulmeinung darf seinen Blick trüben, er muß sich befreien von jeder blendenden Autorität. Er muß — wie der berühmte Ausspruch Ranke's in der englischen Geschichte sagt — sein Selbst gleichsam auslöschen und nur die Dinge reden, die mächtige Kräfte erscheinen lassen. Das ist ein Wort, das uns die innerste Seele Ranke's, die eigentliche Triebfeder seiner Arbeit erschließt.

Die Objectivität ist ihr Wesen, ihr höchstes Ziel. So konnte es wohl scheinen, als ob er dem geschichtlichen Verlauf, den Völkerschicksalen kalt und theilnahmlos gegenüberstände, er, der mit wahrer Leidenschaft suchte und forschte, der mit brennender Seele den großen Zusammenhängen nachging und sie in seinem Innern wie gegenwärtig vor sich sah. Feurig in der Forschung, begeistert in der Anschauung, ruhig und gemessen im Urtheil und in der Darstellung: so war Ranke.

Es gibt ein altes Sprichwort: „Eines Mannes Rede ist keine Rede, man muß sie hören alle beede." Man kann sagen, von ihm aus ist Ranke zum Geschichtsforscher geworden. Es fiel ihm auf, daß zeitgenössische Geschichtschreiber um das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts über dieselben Ereignisse ganz verschieden erzählten, und so ging er daran, Grund und Ursache dieser Erscheinung und durch sie die Berichte selbst zu prüfen. Wie er begonnen hatte, führte er sein ganzes Leben lang die kritische Sichtung der Ueberlieferung durch. Und was er aus ihr als das Gültige entnahm, gab er mit unverrückbarer Treue in seiner Darstellung wieder. Nur was er in den Quellen fand oder mit redlichster Ueberzeugung zu finden glaubte, hat Ranke in seinen Geschichtswerken zum Ausdruck gebracht.

Um diese Unparteilichkeit zu erreichen, wollte er die Geschichte nur aus erster Hand kennen lernen: er trachtete immer nach den echtesten Quellen der Ueberlieferung. Aus ihnen lockte er die klaren Ströme der Belehrung, die er in seine Werke ergoß. Ganze Jahre hat er mit Forschungen in den Archiven Europa's zugebracht. Wohl empfand er ähnlich, wie Wagner im Faust: „Entrollst du gar ein würdig Pergamen, so steigt der ganze Himmel zu Dir nieder" — aber die verstaubte Schrift hatte für ihn nur Werth, weil sie ein Stück echten Lebens war und er aus ihr Leben las.

Das geistige Leben war es, dem er nachging, das ihn vornehmlich anzog: die materiellen Bethätigungen des menschlichen Daseins übten auf ihn wenig Reiz aus. Die äußerlichen Hergänge müssen zwar gleichfalls erforscht werden und Ranke hat es vortrefflich verstanden, auch sie zu schildern, doch sie sind ihm nicht die eigentliche Geschichte. Er sah in einem Wachsfigurencabinet lebensgetreue Bilder von geschichtlichen Persönlichkeiten, oder in Versailles die Prunkgemälde französischer Heldenthaten: „Das ist wohl auch eine Art von Geschichte," schrieb er, „aber nicht die meine." Die Personen bedeuteten ihm nur, was sie gewirkt hatten, und er war der Ansicht, daß nur große Persönlichkeiten die Welt beeinflussen könnten. Ihre Eigenart zu ergründen und darzulegen, war seine Lust. Daher seine glänzenden Charakteristiken, welche nicht die vorübergehende Hülle, sondern die in der Geschichte bleibende Bedeutung hervorragender Männer zum Vorwurf haben.

Allerdings muß auch bei dem objectivsten Geschichtschreiber immer eine subjective Thätigkeit hinzutreten, die der Ordnung, der Verbindung, der einheitlichen Durchdringung des einzeln Erforschten. Bei ihr ist der Forscher abhängig weniger von seinen persönlichen Ueberzeugungen, als von den Strömungen und Gedankenrichtungen seiner Zeit. Immer treten da die Ideen, welche in der augenblicklichen Gestaltung der Dinge die herrschenden sind, in den Vordergrund. Die frühere Geschichte wird dahin untersucht, wie und wie weit sich in ihr diese Ideen zeigten. Weil sie sich abwandeln, entsteht auch ein fortwährender Wandel in den Forschungsaufgaben der Geschichte. Nachdem erst die theologischen, dann die juristischen Gesichtspunkte das Leitmotiv gegeben hatten, kamen in der neueren Zeit die staatspolitischen, dann die nationalen zur Herrschaft. Heutzutage ist alles bewegt von der socialen Frage, unsre Gedanken sind von ihr erfüllt; kein Wunder, wenn da auch eine Geschichtsanschauung sich einfand, welche in der wirthschaftlichen Entwicklung den Schlüssel aller geschichtlichen Erkenntniß zu finden glaubt. Jede Erweiterung der Gedanken und Wege ist mit Freuden zu begrüßen, aber schon der Wechsel der Richtungen zeigt, daß keine die einzig richtige sein kann. Sache der Wissenschaft ist es vielmehr, alle Momente der Entwicklung nach Möglichkeit zu fassen und zu begreifen, und das hat Ranke für seine Zeit vollauf gethan.

Die Periode, in der Ranke zum Manne heranreifte, brachte es mit sich, daß ihm die staatlich-politische Seite als die vornehmlichste in der Geschichte erschien. Keineswegs, daß er über ihr die anderen Thätigkeiten, wie die literarische und die sociale, ganz beiseite ließ; aber sie sind ihm weniger bewirkende, als begleitende Erscheinungen, oder sie laufen in ihrem Endzweck auch auf staatliche Verhältnisse hinaus. Und dennoch, wie könnte man behaupten, daß nicht alle mächtigen Weltbewegungen und ihre Triebkräfte bei Ranke auf das schärfste und fesselndste hervorträten? Das ist eben das Große an ihm, daß er immer den Blick auf die allgemeinen Verknüpfungen gerichtet hält und den Leser mit sicherer Hand durch den Fluß der Ereignisse führt.

Weil Ranke die Culturmenschheit als ein Ganzes betrachtete, fügt sich ihm alles zum Ganzen, und ist seine Geschichtschreibung eine universale. Er sieht in der Geschichte das Wirken Gottes. Dennoch ist seine Auffassung frei von jeder geheimnißvollen Mystik; sie ist klar und sicher in sich. Nicht trat er mit Voraussetzungen an seinen Stoff heran, noch wollte er aus der Geschichte vorgefaßte Meinungen erweisen, sondern er nahm die Elemente, wie er sie durch Forschung gefunden hatte, setzte sie zusammen und zog aus ihnen seine Folgerungen. So schloß er auf eine göttliche Leitung, aber er maßte sich nicht an, das göttliche Geheimniß zu durchdringen, als Geschichtschreiber baute er selber die Welt auf. Er würde sich unwahr erscheinen, wenn er in der Darlegung des Weltganges ein Wort sagte, das er nicht selber erforscht hat, das er nicht verbürgen kann. Daher ist die jüngst aufgestellte Behauptung, Ranke's „Anschauungen beruhten vor allem auf einem Standpunkt persönlichen Glaubens und erst in zweiter Linie auf einem solchen wissenschaftlicher Forschung", nur einem irrigen Urtheil über seine Werke entsprungen.

Mag auch die Wissenschaft sich erweitern, sie wird nie Ranke's Forschungen entbehren können, und die Deutschen dürfen stolz sein, ihn zu den Ihrigen zu zählen. An dem Aufschwunge, den unsre Nation genommen hat, gebührt auch ihm ein reichlicher Antheil. Er hat gefördert den Sinn für Geschichte, für das Ideale, und nimmer werden künftige Geschlechter gedeihen können, wenn sie nicht ihren Geist von dem Treiben und den Nöthen des Tages auf das Allgemeine, auf die höchsten Ziele des Menschenthums erheben. Ranke hat früher als alle anderen hingewiesen

auf die hohe Bedeutung der Staatsarbeit der Hohenzollern, indem er zu zeigen unternahm, wie aus Brandenburg Preußen wurde.

Nicht nur zu dem großen Geschichtschreiber, sondern auch zu dem edlen Manne dürfen wir verehrungsvoll aufblicken. Ranke's Objectivität entfloß dem ernsten und heiligen Willen, nicht nur wahr, sondern auch gerecht zu sein, und nichts zeugt mehr für seine eigene Lauterkeit, als daß er sich schwer entschloß, bei den historischen Figuren schlechte Beweggründe anzunehmen. Was ihm fern lag, suchte er auch nicht bei anderen. Indem Ranke der Geschichte der Menschheit nachsann, lebte er selber mit der ihn umgebenden Menschheit als vortrefflicher Mensch. Voll warmen Gefühls, hat er seiner Familie, seinen Freunden und Schülern immer Liebe und Freundschaft erwiesen. Wir dürfen auf ihn Worte wenden, die er in Beziehung auf Friedrich den Großen gesagt hat: „Ein Leben, von großen Gedanken getragen, voll von Geisteskampf und Arbeit, unsterblich durch seine Werke, unschätzbar durch das, was er für die deutsche Nation und die Welt begründete."

Ranke's Asche ruht in Berlin an der Stätte seines Wirkens, sein Denkmal steht in dem Herzen Deutschlands, allen Stämmen näher gerückt. Möge sich von ihm aus durch alle Gaue unsres Vaterlandes frische Lebenslust, der Geist versöhnlicher Gesinnung, ernster Prüfung und getreulicher Arbeit für das Ganze ergießen!

Das deutsche Kunstgewerbe und die englisch-amerikanische Bewegung.

Von Richard Streiter.

II.

Außer der sachgemäßen Verwerthung der Maschinentechnik für die Kunstindustrie im allgemeinen kann auch die Ausnützung und künstlerische Verwendung neuer Materialien und Techniken, wie wir sie in England und Amerika finden, dem deutschen Kunstgewerbe manche Anregung bieten. Nur erwähnt seien die von den Japanern herübergenommenen Bast- oder Binsenmatten, womit die Engländer in einfachen Räumen den unteren Theil der Wand an Stelle von Holztäfelungen jetzt gerne verkleiden, dann jene wenig kostspieligen, dabei sehr reizvollen Deckenbildungen mittelst Tapeten und feiner Holzleisten, die bei uns bereits Eingang gefunden haben. Eine schätzbare Bereicherung hat die Möbelindustrie, die Parketbodenfabrication erfahren durch die zahlreichen neuen, theilweise sehr schönen Holzarten, die durch die Ausbeutung der amerikanischen Urwälder gewonnen werden. Eine der beachtenswerthesten Erscheinungen aber in der amerikanischen Kunstindustrie ist unzweifelhaft die hohe Entwicklung der Glasfabrication, die mit ihren mannichfaltigen neuen, sehr reizvollen Glassorten eine Fülle von künstlerischen Verwendungsmöglichkeiten bietet, deren Bedeutung und Ausbildungsfähigkeit bei uns leider noch zu wenig gewürdigt wird. Die eigenartigen, prächtigen Kunstverglasungen der Amerikaner erscheinen so recht geeignet, eine nothwendige Reaction anzubahnen gegen unsre häufig stilwidrigen, weil allzu malerisch componirten und durchgeführten Glasgemälde, die von dem echten, aus dem Princip der Kunstverglasung hervorgegangenen Stil unsrer ältesten Glasfenster leider so weit sich entfernt haben. Was einzelne amerikanische Firmen, in erster Linie Tiffany u. Co. in New-York, an feinen Gefäßen in Glas und glasirtem Thon hervorbringen, steht den besten früheren Leistungen dieser Art um nichts nach.

Während der Weltausstellung in Chicago haben besonders die amerikanischen Beleuchtungskörper für elektrisches Licht die Aufmerksamkeit der europäischen Sachverständigen auf sich gelenkt. Seitdem sind neben hohem Lob auch recht absprechende Urtheile über diesen Zweig der amerikanischen Kunstindustrie laut geworden. Erst kürzlich ist von gewichtiger Seite die Ansicht ausgesprochen worden, der größte Theil der gerühmten amerikanischen Beleuchtungskörper sei nichts anderes, als eine Nachahmung der westgothischen Guarrazar-Kronen. Dies ist denn doch nicht zutreffend. Daß die Amerikaner bei ihren Beleuchtungskörpern ebenso, wie bei ihren Möbeln, wie bei allen ihren kunstgewerblichen Erzeugnissen sich an alte Muster halten, ebenso wie wir, das ist nichts neues. Neu ist nur, daß wir ihnen das zum Vorwurf machen sollen, wir, die wir doch im Anschluß an alte Vorbilder lange Zeit das einzige Heil erblickt haben und noch erblicken. So sehr aber auch die Amerikaner alte Motive verwenden, sie thun es doch freier, selbständiger, als wir; vor allem suchen sie nicht die Grundstimmung der alten Stilperioden „möglichst echt" auf moderne Verhältnisse zu übertragen, sondern suchen durch Verschmelzung alter Formen mit modernen Bildungsprincipien etwas Neues, Eigenartiges zu gewinnen. Das tritt auf das deutlichste bei ihren Beleuchtungskörpern zu Tage. Das elektrische Licht hat eine stärkere Leuchtkraft als frühere Beleuchtungsarten, es gestattet in der Anbringung der Lichtquellen die größte Freiheit. Diese Eigenthümlichkeiten der neuen Beleuchtungsart berücksichtigen die Amerikaner in erster Linie. Sie verzichten häufig auf die bei der früheren Kerzen- oder Gasbeleuchtung nothwendigen tief herabhängenden Kronleuchter, setzen vielmehr, da das intensiv leuchtende elektrische Licht weicher, milder wirkt und den Raum gleichmäßiger durchfluthet, wenn es höher angebracht wird, die Beleuchtungskörper direct in die Decke ein und bilden sie dementsprechend künstlerisch aus wie große Agraffen der Goldschmiedearbeit, in die dann matte und geschliffene Gläser, durch die das Licht herausleuchtet, wie große Edelsteine gefaßt sind. Zu einem andern, sehr reizvollen Typus der amerikanischen Beleuchtungskörper hat das Bestreben geführt, dem Auge das Hineinsehen in die helle, blendende Lichtquelle zu ersparen. Die Bogenlampe oder das Bündel Glühlichter wird demnach durch ein Gehänge von geschliffenen Gläsern und Glasperlen, das an orientalische Laternen erinnert, wie mit einem Schleier verhüllt. Diese Gehänge haben wohl zu jener Behauptung von der Nachahmung der Guarrazar-Kronen geführt. Aber wenn auch wirklich das künstlerische Motiv dorther genommen sein sollte, so ist doch seine Anwendung zu dem angegebenen Zweck etwas principiell Neues, für uns sehr beachtenswerthes. Man begegnet in Deutschland ja auch hin und wieder schon freieren, von den früheren Formen der Beleuchtungskörper abweichenden Anordnungen des elektrischen Lichtes; aber so selbständig, zielbewußt und sachlich durchgebildete, dabei künstlerisch reizvolle Lösungen des modernen Problems, wie sie in Amerika zu finden, haben wir in Deutschland doch wohl nicht aufzuweisen, mit Ausnahme vielleicht des in die Decke eingesetzten korbartig gestalteten Lüstertypus, den Architekt Seeling im Stadttheater zu Halle zum erstenmal angewandt hat, und der nunmehr in fast allen neueren Theatern zur Ausführung gelangt.

Unser besonderes Interesse beanspruchen natürlich die englischen und amerikanischen Möbel, um so mehr, als deren Einführung und Nachahmung bei uns von vielen Seiten empfohlen wird. Da ist zunächst hervorzuheben, daß die Engländer und Amerikaner durchaus nicht nur jene modernen Typen verwenden, die als Modeartikel jetzt in eleganten Geschäften bei uns zu sehen sind, daß sie vielmehr sehr viele Möbel nach alten Mustern machen, ja häufig alte Muster direct copiren. Diese Möbel nach alten Mustern aber werden mit einer gewissen Beschränkung in Gebrauch

genommen, die wohl zu beachten ist: sie werden aufgestellt in den Prunkräumen von Schlössern, von Herrschaftssitzen, von vornehmen Häusern, in der für das englische und amerikanische Familienhaus so charakteristischen Halle, jenem Empfangs- und Repräsentationsraum, der den Mittelpunkt des Verkehrs im Hause bildet, wohl auch in einem oder dem anderen zu Gesellschaftszwecken dienenden Raum, selten aber in den eigentlichen Wohn- und Schlafzimmern. Auch beschränken sich die Möbel alten Stils vorwiegend auf feste Besitzungen, während für Miethwohnungen die modernen Möbeltypen vorgezogen werden. Das ist eine natürliche und auch vom künstlerischen Standpunkt wohlberechtigte Scheidung. Für eigene Besitzungen, die auf Lebensdauer und durch Generationen in festen Händen bleiben, sind auch Einrichtungsgegenstände am Platz, wie sie in früheren Zeiten für stabile Verhältnisse geschaffen worden waren; sie geben mit ihren altehrwürdigen Formen einem derartigen Besitzthum den Charakter des Festgegründeten, Bleibenden. Für Miethwohnungen aber sind Möbel nach alten Mustern wenig geeignet; denn erstlich lassen sie sich schwer mit den charakterlosen Räumen einer solchen Wohnung zu einem einheitlichen Ganzen zusammenstimmen, dann sind diese schweren Schränke, Buffets ꝛc. für Familien von nicht sehr großem Wohlstand zu anspruchsvoll, indem sie alles andere dazu gehörig verlangen, schließlich — und das ist ein wichtiger praktischer Grund — sind doch viele solcher alten Stücke unsern heutigen Anforderungen an Bequemlichkeit und Handlichkeit nicht recht entsprechend. Namentlich mit Rücksicht auf häufige Umzüge von einem Ort zum andern oder nur innerhalb der Stadt ist eine größere Leichtigkeit unsres Mobiliars entschieden wünschenswerth. Wir modernen Menschen sind infolge der riesig gesteigerten Verkehrsverhältnisse viel beweglicher, als die Mehrzahl der Menschen in früheren Jahrhunderten es war; demnach muß auch unser Hausrath leichter beweglich sein. Dieser einschneidende Unterschied zwischen sonst und jetzt begründet allein schon die Nothwendigkeit, daß unsre modernen Möbel im großen Ganzen anders sein müssen, als die Möbel jener Stilperioden, in denen die meisten Familien durch Generationen hindurch an ein und demselben Orte seßhaft blieben. Dem modernen Bedürfniß größerer Leichtigkeit und Beweglichkeit tragen aber eben jene von alten Mustern mehr oder weniger unabhängigen Typen englischer und amerikanischer Möbel Rechnung. Gewiß ist nicht alles, was man von solchen Möbeln zu sehen bekommt, einwandfrei und nachahmenswerth; aber über manchem Absonderlichen darf der gesunde, selbständige Grundzug nicht übersehen werden: das Streben, von der Nachahmung des Historischen frei zu werden, die neuen Erzeugnisse den neuen Lebensverhältnissen, unserm modernen Menschen anzupassen, sie mit möglichster Berücksichtigung der Zweckmäßigkeit und Bequemlichkeit, zugleich mit großter Sachlichkeit und Solidität in konstructiver Hinsicht zu gestalten. Was das letztere betrifft, so ist der Umstand für die neueste englische Richtung sehr heilsam geworden, daß sie aus einer Periode engen Anschlusses an die Gothik hervorgewachsen ist. Die Gothik ist in England durch alle Stilphasen hindurch der eigentlich nationale Stil geblieben, sie hat für nichtkirchliche Zwecke dort ihre weitestgehende Ausbildung gefunden. So haben denn auch die neueren Bestrebungen im englischen Kunstgewerbe eine nationale Basis dadurch zu gewinnen gesucht, daß sie an die Gothik wieder anknüpften. Die neugothische Geschmacksrichtung war für das englische Kunstgewerbe auf der Weltausstellung in Paris von 1878 charakteristisch. Auch jetzt noch sind im englischen Kunstgewerbe trotz der Empire-Mode reichlich gothische Elemente vorhanden: so der Anschluß an die holzgerechte Schreinertechnik der Frühgothik, dann das mit dem modernen Naturalismus sich berührende frische Aufgreifen und freie Verwerthen von einheimischen Pflanzenformen im Ornament, namentlich in der Flächendecoration. Studium des Gothischen hinsichtlich des Constructiven, der lebendigen Natur hinsichtlich des Decorativen: damit ist zum Theil der Weg bezeichnet, auf dem das englische Kunstgewerbe zu seinen schönen Erfolgen gelangt ist. Auf diesen Weg mag das deutsche Kunstgewerbe achten, aber es möge sich hüten, die fertigen Errungenschaften der Engländer einfach zu übernehmen. Als ein erfreuliches Zeichen selbständigen Vorgehens in ähnlicher Richtung verdient die kürzlich veröffentlichte Sammlung von Entwürfen zu deutschen Wohnungsausstattungen von Hermann Werle[1]) volle Beachtung. Verrathen auch die stott gezeichneten Blätter eine manchmal noch übersprudelnde jugendliche Phantasie, und ist auch die Stilmischung da und dort etwas gewaltsam, so sind doch die hier gegebenen Versuche, von einer sehr frei behandelten mit anderen Stilementen durchsetzten Gothik ausgehend zu einer selbständigen modernen Gestaltung von Möbeln und Innenräumen zu gelangen, vielversprechend und großentheils sehr eigenartig und reizvoll.

Am siegreichsten hat sich die moderne englische Bewegung wohl auf dem Gebiete der Flächendecoration erwiesen. Es haben nicht nur englische Tapeten und Stoffe auf dem Weltmarkt sich eine herrschende Stellung erobert und in Deutschland einen für die einheimische Fabrication bedenklich großen Absatz gefunden: es ist auch in der decorativen Kunst feinerer Art, in der Buchillustration, in der Zeichnung von Karten, Vignetten, Diplomen u. s. w., namentlich im Plakatwesen der englische Einfluß schon stark fühlbar. Das hervorstechendste Merkmal dieser modernen englischen Flächendecorationsweise bildet bekanntlich die weitgehende, frische und kecke Verwendung von Naturformen, namentlich von Pflanzen der einheimischen Flora, in einer freien, sozusagen malerischen Stilisirung, die viel von den Feinheiten der japanischen Flächendecoration gelernt hat. Auf die Verwandtschaft dieser in gewissem Sinne „naturalistischen" Richtung mit einem charakteristischen Grundzug der gothischen Ornamentik wurde bereits hingewiesen. Diese Verwandtschaft ist nicht zufällig; sie erklärt sich vielmehr daraus, daß jene englischen Künstler, die in der decorativen Kunst als Führer, als Reorganisatoren aufgetreten sind, dem Kreise der Präraphaeliten angehören, deßhalb in den stilistischen Geist der Gothik und Früh-Renaissance tief eingedrungen sind. Dieser Umstand wird bei uns in Deutschland, wo jetzt ein Kampf über die Frage entbrannt ist, wie weit das Naturstudium an den Kunstgewerbeschulen Platz greifen solle, beim Hinweis auf die englischen Leistungen manchmal übersehen. Daß übrigens noch das eindringliche Studium der Japaner, wie orientalischer Flachmuster, antiker Reliefs und Vasenverzierungen u. s. w. die englischen Künstler vor einem ins Stillose verwilderuden Naturalismus schützt, muß einseitigen Vertretern des Naturstudiums gegenüber entschieden betont werden. Immerhin soll solche Einsicht nicht zu einer übergroßen theoretischen Aengstlichkeit verleiten bei der Anerkennung und Unterstützung von Bestrebungen, die darauf gerichtet sind, den decorativen Künsten verjüngende Säfte aus den ewig frischen Quellen der Natur zuzuführen. Das Lehren und Schaffen von Männern, wie Professor Meurer in Rom und Berlin, Director Seeber in Straßburg, Leistungen, wie die außerordentlich schönen Kunststickereien aus dem Atelier von Hermann Obrist in München, sollten in Deutschland auf das freudigste begrüßt und in ihrer befruchtenden Wirkung dadurch nicht beeinträchtigt werden, daß sie zum

[1]) Das vornehme deutsche Haus. Innenräume, Möbel und Decorationen, entworfen von Architekt Hermann Werle, nebst Vorwort und Illustrationsbeschreibung von Alexander Koch. Darmstadt 1896. Verlag von Alex. Koch.

Austausch pädagogischer Meinungsverschiedenheiten Anlaß geben. Nichts thut dem deutschen Kunstgewerbe jetzt mehr noth, als das erfrischende und belebende, Haltung und Richtung gebende Eingreifen stilistisch feinfühliger und phantasievoller Künstler. Dies ist die allgemeinste Lehre, die wir aus der Entwicklung der englisch-amerikanischen Bewegung im Kunstgewerbe zu ziehen haben.

Die schönen Erfolge der Engländer auf dem Gebiete der decorativen Kunst haben sich nicht leicht, rasch und zufällig eingestellt, sie sind errungen durch die Jahrzehnte hindurch fortgesetzten, rastlosen, aufopfernden, zielbewußten Bemühungen einiger weniger führender Künstler. Die wahrhaft reformatorische Bedeutung der Rossetti, Edward Burne-Jones, William Morris, Walter Crane auf allen Gebieten des Kunstgewerbes und der decorativen Kunst lernt man erst richtig beurtheilen, wenn man Walter Crane's (unlängst in deutscher Uebersetzung[1]) erschienenes) Buch „Claims of decorative art" liest. Viele, die die Zeichnungen dieses Künstlers in unseren Ausstellungen betrachteten, werden vielleicht sich gewundert haben, daß von diesem Manne so gar viel gesprochen und geschrieben wird; sie werden manches in seinen Entwürfen zu weich, zu süß gefunden haben und werden gedacht und gesagt haben: Leute, die so etwas machen können, haben wir in Deutschland auch; wir haben sie schon gehabt zu Zeiten unsrer Romantiker. Nun, das kann wohl nicht bestritten werden, soweit man nur die einzelne malerische Leistung im Auge hat. Gewiß, manche unsrer Romantiker, Moriz v. Schwind an der Spitze, haben auf dem Gebiete der Märchenillustration, der Buchornamentik vieles geschaffen, was Walter Crane's Blättern mindestens ebenbürtig ist, und wir haben unter unsern jetzt lebenden Stilisten Meister der Zeichnung, die weitaus kräftiger, sicherer, tiefer sind. Aber Walter Crane unterscheidet sich doch von diesen unsern Meistern wesentlich dadurch, daß er bewußter und consequenter immer und überall auf das Decorative hinarbeitet, und daß er — was vor allem seinen außerordentlichen Einfluß erklärt — Kunstsocialist ist. Das Ideal, dem der Künstler sein ganzes Leben und Streben geweiht hat, ist eine Volkskunst im weitesten und edelsten Sinn, eine Kunst, die nicht nur ein Luxus für die Reichen, ein theures Reiz- und Genußmittel für die Feinschmecker unter den oberen Zehntausend, sondern eine alles durchwärmende und verklärende Verschönerung unsres täglichen Lebens sein soll. Walter Crane will, wie ein rechter Messias, die erquickenden und befreienden Segnungen der Kunst unter die breiten Schichten des Volkes tragen, unter die Millionen der modernen Sklaven der Arbeit. Deßhalb wird, was die meisten Leser wundern mag, in seinem Buch über die decorative Kunst die sociale Frage so oft berührt und so eingehend behandelt, deßhalb wird immer und immer wieder auf den Zusammenhang der Kunstzustände mit den politischen, socialen und wirthschaftlichen Verhältnissen hingewiesen. Mit einem an Fanatismus grenzenden leidenschaftlichen Eifer verklagt Crane die kunstfeindliche Herrschaft des Capitalismus und Industrialismus, den nur auf den Profit bedachten, nüchternen, geschäftlichen Geist unsrer Zeit; mit radicaler Schärfe und Consequenz geißelt er die jetzigen Kunstzustände mit ihrer Ueberproduction, dabei übertriebenen Schätzung von Staffeleibildern, dem ungesunden Ausstellungswesen, dem Manget an Sinn für die angewandte Kunst, das Decorative. Mit rücksichtsloser, unerbittlicher Logik macht er für den Niedergang der decorativen Kunst den Naturalismus verantwortlich, den einseitigen Hang zur Naturnachahmung, die Vorliebe für möglichst photographisch treue Wiedergabe eines beliebigen Stückchens Natur. Bei dieser schonungslosen Kritik unsrer Kunstzustände bekommt auch die Royal Academy of arts bittere Worte zu hören. Man wird nun leicht herausfinden, daß Walter Crane mit derselben Einseitigkeit, die er dem Naturalismus vorwirft, seinen Standpunkt der Decorative vertritt. Aber man wird nicht verkennen dürfen, daß dieser Standpunkt ein hoher, ein idealer ist, und daß eben in der echten und ehrlichen Ueberzeugung von der Idealität seines Strebens, in der fanatischen Begeisterung für die verfochtene Sache Walter Crane's siegreiche Stärke, seine hingebende Liebe auch für das Kleine, seine aufopferungsfähige Thatkraft wurzeln. Jedenfalls läßt Walter Crane's eigenartiges und geistvolles Buch, das den Künstler auch als gewandten Schriftsteller zeigt, zu der Ueberzeugung gelangen, daß die englische Bewegung in den decorativen Künsten keine Mode ist, daß sie hervorgerufen und zum Siege geführt ist von Männern, die die Lebensfragen der angewandten Kunst bis in die tiefsten Wurzeln hinein untersuchen, die offen und unerschrocken den Kampf aufnehmen mit den feindlichen Mächten, die sich nicht zu hoch dünken, mit allen handwerklichen und industriellen Techniken sich vertraut zu machen, die unermüdlich darauf hinarbeiten, jede Form, jede Aeußerung des alltäglichen Lebens mit einem künstlerischen Hauch zu veredeln. Und wie Walter Crane, der Tafelbilder großen Stils, wie den „Wettlauf der Stunden", „Die Brücke des Lebens", malt, es nicht verschmäht, neben zahlreichen, prächtigen Entwürfen für Tapeten, Friese, Stuccoreliefs, Mosaiken auch die einfachsten Muster für Vorlegepapier zu Bucheinbänden zu zeichnen, so haben seit dreißig Jahren Rossetti, Morris, Burne-Jones und ihre Schüler und Anhänger reformatorisch auf allen Gebieten des Kunstgewerbes eingegriffen, zugleich in unermüdlicher Agitation durch Ausstellungen, Vorträge, Schriften das Publicum für ihre Bestrebungen gewonnen. Wie weitverzweigt und tiefgehend nun die Bewegung fließt, zeigt ihr literarischer Sammelpunkt, die bekannte Zeitschrift „The Studio".

Die Künstler, die diese Bewegung ins Leben gerufen haben, nennen sie selbst ihre „englische Renaissance". In der That, die Factoren, aus denen sich diese moderne künstlerische Richtung zusammensetzt, sind ähnlich den Factoren, aus denen die große Renaissance im 15. Jahrhundert sich bildete. Dort verschmolzen Mittelalterliches, Antikes und frische Natur zu einer neuen Kunst, hier vereinigen sich Mittelalterliches, Antikes, Renaissanceelemente und Neueres, namentlich Japanisches und Orientalisches, mit unmittelbar aus der Natur Geschöpftem zu einem neuen Stil der decorativen Kunst. Dieser Mischung, dieser „modernen Renaissance" wird wohl die Zukunft gehören, denn diese Verschmelzung von künstlerischen Elementen aller Culturepochen mit frei und intim aufgefaßten Naturformen entspricht am meisten der allgemeinen Bildung unsrer Zeit. Unser Zeitalter wird mit Recht als das „wissenschaftliche" bezeichnet. Was das für die Kunst bedeutet, zeigt vor allem die charakteristische Erscheinung, daß jetzt in Folge der beispiellos gesteigerten Verkehrsverhältnisse, der massenhaften Reproductionen durch die Photographie, der umfassenden kunstwissenschaftlichen Forschungen eine Kenntniß aller künstlerischen Leistungen vor uns und um uns sich verbreitet hat, zugleich ein Verständniß, eine gerechte Würdigung aller Stile und Stilschattirungen, wie es früher nicht im entferntesten möglich war. Andrerseits hängt mit dem specifisch naturwissenschaftlichen Charakter der neueren Geistesentwicklung jene tiefgehende naturalistische Strömung innig zusammen, die Literatur und Kunst in den letzten Jahrzehnten so mächtig ergriffen hat. Beides zusammen: das Hereinfluthen neuer Eindrücke aus den wiedergehobenen Schätzen alter Culturperioden und aus neu entdeckten

[1]) Die Forderungen der decorativen Kunst. Von Walter Crane. Autorisirte Uebersetzung von O. Willich. Berlin. 1896, G. Siemens.

Welten, dann ein jugendlich inbrünstiger Anschluß an die Natur, hat einst die große Renaissance hervorgerufen. Sollten wir nicht, da wir in der eigenthümlichen Gährung im Kunstschaffen unsrer Tage dieselben treibenden Kräfte wiederfinden, eine moderne Renaissance erhoffen dürfen? Das Aufblühen der decorativen Künste in England vermag wohl solche Zuversicht zu geben. In der That, es liegt etwas wie Frühlingsstimmung in den neuen englischen Erzeugnissen, den Tapeten, Stoffen, Buchillustrationen und anderem: leichte, graciös geschwungene Linien, lichte, sonnige Farben, viel Blumen, viel Stimmung, viel Lyrik, etwas Weiches, Duftiges, Traumhaftes, das zum Theil auf orientalische Einflüsse zurückzuführen ist, zum Theil auf den Mysticismus und Symbolismus in der jüngsten europäischen Kunst. Man mag über diese symbolistische Richtung in Literatur und Kunst denken, wie man will, man mag viel Affectirtes, viel Ungesundes, viel Gigerlthum darin finden — sie bildet doch einen charakteristischen Zug in der Entwicklung unsres Geisteslebens. Daß aber dieser charakteristische Zug in England in der decorativen Kunst ebenso stark hervortritt, wie in der reinen Kunst, ist entschieden ein günstiges Zeichen; es ist ein Beweis dafür, daß in England Kunst und Kunstgewerbe in enger Fühlung stehen, daß eine einheitliche Grundstimmung in beiden gleich deutlich zum Ausdruck kommt, eine Grundstimmung, die man vielleicht mit allem Recht als Stil unsrer Zeit bezeichnen kann.

Von einer solchen einheitlichen Grundstimmung, die Kunst und Kunstgewerbe zusammenschließt, ist bei uns in Deutschland noch wenig zu spüren. Wie sehr dieser Mangel fühlbar ist, zeigt die bedauerliche Thatsache, daß auf allen Gebieten der decorativen Kunst nun die englische Stimmung hereindringt. Gegen solches Eindringen fremder Stimmung aber müssen wir uns wehren. Wir sind keine Engländer, keine Amerikaner; wir haben unsre besonderen Lebensverhältnisse, unsre eigene Art zu denken, zu träumen, zu fühlen; wir hängen mit einer eigenen alten und hohen Cultur, mit einer eigenen alten und reichen Kunstentwicklung mit tausend Wurzeln innig zusammen. Eines allerdings haben wir mit Engländern und Amerikanern gemein: wir sind moderne Menschen, wie sie, Menschen vom Ausgang des 19. Jahrhunderts. So dürfen wir wohl auch das allgemeinste mit ihnen theilen: uns in allem, auch in Kunst und Kunstgewerbe, ohne sentimentales Zurückträumen in entschwundene Zeitstimmungen als moderne Menschen zu fühlen, uns zu bestreben, für die künstlerische Ausgestaltung unsrer heutigen Lebensverhältnisse einen freien, selbständigen Ausdruck zu gewinnen. Im übrigen hat wohl Deutschland Kräfte genug, seine eigene decorative Kunst, sein eigenes Kunstgewerbe zu machen.

Wenn auch jetzt gerade in den kunstgewerblichen Bestrebungen in Deutschland eine gewisse Stockung eingetreten zu sein scheint, die Hoffnung für die Zukunft darf uns nicht sinken. Wir Deutsche sind in geistigen, in künstlerischen Entwicklungen immer etwas langsamer gewesen, als andere Völker, dafür aber dann um so nachhaltiger, um so gründlicher. Und es darf wohl behauptet werden: die jetzige Stufe in der Kunstentwicklung „liegt", wie man zu sagen pflegt, uns Deutschen nicht besonders. Jene hauptsächlich von Frankreich ausgegangenen coloristischen Experimente in der Malerei, jene launenhaften Picanterien im Technischen, jene künstlichen, oft recht gewaltsamen Versuche, dem derben Naturalismus eine idealistisch-symbolistische Traumwelt entgegenzustellen, sie sind doch wohl nur Erscheinungen einer gährenden Uebergangsperiode, zugleich einer nervösen Blasirtheit, für die es gottlob in Deutschland noch am wenigsten Boden gibt. Jener Zug zum Weichen, traumhaft Verschwommenen, zu zarten, schemenhaften, knochen- und muskellosen Gestalten, wie er in der decorativen Kunst der letzten Jahre vorherrschend geworden, wird wohl bald sich ausgelebt haben, und auch die als Schmuckmittel überall angewandten, malerisch aufgefaßten Blumen werden uns vielleicht bald etwas zu süßlich vorkommen. Es dürfte die Zeit nicht mehr fern sein, wo wir rufen werden: „Blumen, Blumen, nichts als Blumen!", wo wir uns nach kräftigeren, tektonisch strengeren, geistig vertiefteren Formen sehnen. Dann wird die Zeit für uns Deutsche kommen; dann werden wir mit unsrer markigeren, knochigeren, tieferen Kunst einzusetzen haben. Doch darf uns diese Aussicht nicht darüber hinwegtäuschen, daß inzwischen noch viel geschehen muß, um decorative Kunst und Kunstgewerbe in Deutschland zu selbständiger, eigenartiger Entwicklung zu führen. Die beruhigende Gewißheit,' daß wir an künstlerischen Kräften unsern Rivalen nicht nachstehen, genügt hier nicht. Man kann wohl mit Recht darauf hinweisen, daß Keime und Ansätze zu dem, was die englischen Präraphaeliten zur Entfaltung gebracht haben, bei unsern Romantikern, bei Schwind, Steinle, Führich, Eugen Neureuther und anderen, schon reichlich vorhanden waren, daß manches, was seinerzeit von dort ausging, nun auf dem weiten Weg über England wieder zu uns kommt. (Leighton, der auf die englischen Stilisten nicht unerheblich eingewirkt hat, war ein Schüler unsres Steinle!) Aber warum sind jene Keime bei uns nicht zu selbständiger Blüthe gelangt? Nur ein Meister der decorativen Kunst, vielleicht unser vielseitigster und eigenartigster, hat dort bei den deutschen Romantikern angeknüpft: Alexander Linnemann in Frankfurt a. M. Man wird auch gegen die englischen Stilisten unsre jetzt lebenden Deutschen ins Feld führen, die jene an Kraft und Tiefe zum Theil übertreffen. Da wird man aber eines nicht übersehen dürfen, und das ist das Entscheidende: die Kunst unsrer deutschen Stilisten ist zu exclusiv. Was bedeuten Klinger, Thoma, Stuck, Sattler, Greiner für das Kunstgewerbe? Thoma und Stuck liefern wohl manchmal einen Beitrag; aber was ist das im Vergleich mit dem Lebenswerk der Rosetti, Morris, Burne-Joues, Crane? Möchten doch diese Führer der englischen Bewegung unter den jüngeren deutschen Künstlern recht viele Nacheiferer finden; möchten die bitteren Wahrheiten, die Walter Crane über die einseitige Ueberschätzung der Tafelmalerei, über die trostlose Ueberschwemmung des Bildermarktes gesagt, überall beherzigt werden, möchten sie vielen die Augen öffnen, die mit durchaus unberechtigtem Stolz auf das Decorative von oben herabgesehen, möchten sie die Erkenntniß verbreiten, daß der Lohn, der auf dem Felde der angewandten Kunst winkt, nicht gering ist in ideeller und in materieller Hinsicht! Möchten aber auch — der Wunsch darf nicht unterdrückt werden — unsre altbewährten, hochverdienten Meister des Kunstgewerbes sich nicht schroff ablehnend verhalten gegen neuere Strömungen, die vielleicht manche Auswüchse, manche Modecarieaturen mit sich bringen, die aber trotz alledem gesunde treibende Kräfte, frische, jugendliche Unternehmungslust erkennen lassen!

Angesichts des Kampfes, den das deutsche Kunstgewerbe, die deutsche Kunstindustrie mit der ausländischen Concurrenz zu bestehen haben, sollten Sonderinteressen, Streitigkeiten zwischen Parteien und Richtungen möglichst zurücktreten. Schlagworte, wie „die Alten", „die Modernen", wie „Renaissance oder Barock?", „Englisch oder Gothisch?" sollten höheren Gesichtspunkten weichen, etwa den Fragen: Zweckentsprechend oder nicht zweckentsprechend? Materialgerecht oder nicht materialgerecht? Gediegen oder nicht gediegen? Künstlerisch oder nicht künstlerisch? Zeitgemäß oder nicht zeitgemäß? Ist das Ding nur gut, so mag jeder zunächst nach eigener Façon selig werden. Das Gemeinsame,

das für unsre Zeit Charakteristische kommt von selbst, falls nur die Forderungen unsrer modernen Lebensverhältnisse praktisch und künstlerisch in vollem Maße erfüllt werden. Jeder Stil ist aus den jeweiligen Culturbedingungen naturnothwendig herausgewachsen. Hüten wir uns jetzt, dieses Wachsthum zu behindern, indem wir unsern Zeitverhältnissen Gewalt anthun, indem wir künstlerisch reactionär sind! Hüten wir uns aber auch vor dem „Modernen", soweit es unkünstlerisch ist! Das Nebeneinander der verschiedensten Stile, das wir jetzt um uns sehen, ist eine natürliche Folge der Culturbedingungen unsrer Zeit; es läßt sich nicht gewaltsam beseitigen. Was wir thun können und sollen, ist dies: die Berücksichtigung der jeweiligen Lebensbedingungen, der Oertlichkeit, des Materials und der Technik, der Zweckmäßigkeit und Gediegenheit in erste Linie zu stellen. Dann wird sich am sichersten und gefundensten aus der Stilmischung etwas Selbständiges herausentwickeln, was wir als Stil unsrer Zeit sehnlich erhoffen. Diese Entwicklung wird zunächst im Kunstgewerbe vor sich gehen, das sich leichter und rascher den Bedürfnissen der Zeit anschmiegen kann, als die schwerer bewegliche Architektur. Diesem Gedanken hat Gottfried Semper in einem 1854 in London gehaltenen Vortrag folgendermaßen Ausdruck verliehen: „Umwälzungen in den Architekturstilen waren immer vorbereitet durch Neuerungen, welche vorher in der Art der Ausübung des Kunsthandwerks eingeführt worden waren; und die Architektur wird bald ihre Herrschaft über die anderen Künste verlieren, wenn sie, wie gegenwärtig, sich von denselben isolirt. Unsre Architektur ist ohne Originalität und hat ihren Vorrang vor den andern Künsten verloren. Sie wird nur dann wieder aufleben, wenn durch moderne Architekten dem gegenwärtigen Zustand unsrer Kunstindustrie mehr Aufmerksamkeit geschenkt werden wird. Der Impuls zu einer so glücklichen Aenderung wird wiederum vom Kunsthandwerk ausgehen."[1]) Auch Heinrich Wölfflin sagt: „Den Pulsschlag der Zeit muß man anderswo (als in der Architektur) belauschen: in den kleinen decorativen Künsten, in den Linien der Decoration, den Schriftzeichen u. s. f. Hier befriedigt sich das Formengefühl in reinster Weise und hier muß auch die Geburtsstätte eines neuen Stils gesucht werden."[2])

Möge das deutsche Kunstgewerbe bei seiner stilbildenden Mission Glück haben! Möge es auf die Wege achten, die das englische Kunstgewerbe zu seinen Erfolgen geführt hat, aber möge es sich hüten, sich jenem an die Fersen zu heften! Möge es lernen, wo es etwas zu lernen gibt, aber möge es sich wehren gegen eine vom Ausland dictirte Mode! Freilich, an den schaffenden Kräften allein wird es nicht liegen, die Zukunft des deutschen Kunstgewerbes zu bestimmen; ein gut Theil der Verantwortung trägt das Publicum. Sei es drum jedem, dem Sinn und Verständniß für künstlerische Fragen gegeben sind, dringend ans Herz gelegt, nach Kräften dahin mitzuwirken, daß gerade in Bezug auf die Dinge unsrer täglichen Umgebung ein besserer Geschmack in die breiten Schichten des Volkes dringe. Dazu ist vor allem auch der kunstgewerbliche Dilettantismus ins Auge zu fassen, der bei richtiger Pflege ein sehr wichtiges Zwischenglied zwischen Kunst und Publicum bilden kann. Wieviel guter Wille bethätigt sich hier nutzlos, ja schädlich, weil jede Einsicht in das Wesen der Sache fehlt! Hier können erfolgreich die Hebel eingesetzt werden, um den allgemeinen Geschmack zu läutern und zu heben. Je mehr dies geschieht, desto besser wird es um das deutsche Kunstgewerbe, um die deutsche Kunstindustrie bestellt sein.

[1]) Kleine Schriften, hrsg. v. M. u. H. Semper (1884), S. 350.
[2]) Prolegomena zu einer Psychologie der Architektur. (München 1886). S. 50.

Mittheilungen und Nachrichten.

* **Freiburg.** In 3 Immatriculationen sind an der Universität 36 Theologen, 294 Juristen, 193 Mediciner und 83 Angehörige der philosophischen Facultät, zusammen 606 Studirende, neu aufgenommen worden; diese Zahl wird sich nachträglich noch etwas erhöhen, die Gesammtfrequenz ca. 1400 betragen. Im vorigen Sommersemester waren 647 Neuanmeldungen zu verzeichnen. — Als Nachfolger des Prof. Sarrazin ist Dr. Tnasler, ein Oesterreicher, zum Lector für französische Sprache ernannt worden.

* **Jena.** Kirchenrath Prof. Dr. theol. et phil. Adolf Hilgenfeld, der alte „Tübinger", Senior der theologischen Facultät und des akademischen Senats in Jena, feierte am 25. Mai das Fest seines 50jährigen Jubiläums als Doctor der Philosophie. Im nächsten Jahre hofft der ehrwürdige Gelehrte auf eine 50jährige akademische Lehrthätigkeit zurückzublicken, die ausschließlich der Universität Jena gewidmet blieb, wie es auch Hilgenfelds älteren Amtsgenossen an derselben Hochschule: Karl Hase, Wilibald Grimm nnd Stickel, vergönnt war, dasselbe seltene Fest in ungebrochener Kraft zu begehen.

* **Bremen.** Der hier tagende hansische Geschichtsverein setzte die von bremischen Bürgern bewilligten 3000 Mark als Preis aus für eine Abhandlung über die Hanza vom Stralsunder bis zum Utrechter Frieden (1370—1474).

* **Berlin.** Der 25. Congreß der Deutschen Gesellschaft für Chirurgie hat am 27. Mai mit der Festsitzung im Langenbeck-Haase begonnen. Vorher, um 10 Uhr, hatte auf dem Matthäikirchhof ein feierlicher Gedenkact an den Gräbern von v. Langenbeck und v. Bardeleben stattgefunden. Mit kurzen Ansprachen hatten Prof. v. Bergmann für den Congreß, Prof. Ollier für die französischen, Sir Spencer Wells für die englischen Chirurgen, sowie die Vertreter der Berliner medicinischen Gesellschaft kostbare Kränze niedergelegt. Auch aus Schweden und Dänemark wurden Kränze gewidmet. Die Festsitzung selbst nahm einen glänzenden Verlauf. Der Saal war mit der Büste Langenbecks und den Bildern von 15 der berühmtesten Chirurgen geschmückt. Zu beiden Seiten des Vorstandstisches erhoben sich zwei Obelisken, der eine trug die Namen der verstorbenen, der andere die der noch lebenden Mitglieder des ersten Congresses. Als Ehrengäste waren erschienen aus Amerika Prof. Halstedt (Baltimore) und Dr. Lange (New-York), aus Frankreich Prof. Ollier, Prof. Guyon und Dr. Picqué, aus England Vicepräsident Harrison, John Langton und Sir Spencer Wells, aus Italien Prof. d'Antona (Neapel) und Prof. Bottini (Pavia), aus Rußland Prof. Sklifossowski und Wirkl. Staatsrath Ebermann. Die deutschen medicinischen Gesellschaften wurden durch die Professoren v. Leyden, Gerhard, Virchow, Schweigger, Jolly und Waldeyer (Berlin), durch v. Bardeleben (Jena), Schultze (Jena), Zweifel und Veitmann (Leipzig) und Chrobak (Wien) vertreten. Die Stifter, d. h. diejenigen, welche in der ersten Mitgliederliste von 1872 eingetragen sind, versammelten sich im Bibliothekssaal und begaben sich von da in geschlossenem Zuge unter Führung der beiden noch lebenden Mitglieder des ersten Ausschusses, der Geh. Räthe Gurlt und Trendelenburg, in den Saal, wo ihnen Ehrenplätze reservirt waren. Den einleitenden Vortrag hielt der Präsident des Jubelcongresses, Geh. Rath v. Bergmann. In kurzen Zügen gab er ein Bild der Entwicklung der Chirurgen-Congresse. Der Redner erinnerte an die Thatsache, daß 25 Jahre hindurch Geh. Rath Gurlt das Secretariat des Congresses verwaltet; der Congreß ernannte den verdienten Gelehrten zum Ehrenmitglied. Geh. Rath v. Bergmann proclamirte sodann noch die Ernennung des Geh. Raths v. Esmarch zum Ehrenmitglied der Gesellschaft. Endlich verwies der Festredner noch auf den neuen bildnerischen Schmuck des Saales, der die Ehrenmitglieder und die Präsidenten der Gesellschaft, sowie sonstige hervorragende Chirurgen, wie den Generalstabsarzt der Befreiungskriege, Gräfe, darstellt. Die Portraits sind zumeist Stiftungen der Familien der Dargestellten. Außerdem verfügt die Gesellschaft noch über eine aus Anlaß des Jubeltages reich bedachte Sammlung von Kupferstichen und Lithographien berühmter Chirurgen. Von lebhaftem Beifall begrüßt, nahm sodann Minister Dr. Bosse das Wort. Mit Stolz und Freude kann die Gesellschaft, so führte er aus, auf die großen und reichen Erfolge ihrer Wirksamkeit zurückblicken. Mit herzlichen Worten sprach er der Gesellschaft seine Glückwünsche aus, und knüpfte den Wunsch daran, daß sie auch ferner eine fruchtbare und erfolgreiche Wirksamkeit entfalten möge. Der Congreß trat sodann in die wissenschaftliche Tagesordnung ein. Eröffnet wurde dieselbe mit Vorträgen von v. Esmarch (Kiel)

über die Erfolge der künstlichen Bluteere und von Bruns (Tübingen) über die Entwicklung der medicinischen Behandlung des Keapfes, sowie von Kóalg (Berlin) über die Entwicklung der Lehre von den Localtuberculosen in den letzten 25 Jahren.

* **Berlin.** Dem Bibliothekar an der k. Universitätsbibliothek, Dr. Rudolf Weil, ward der Titel Oberbibliothekar beigelegt. — Die in Amerika graduirten Doctoren der Zahnheilkunde waren in den Pfingsttagen hier zu einem Congreß versammelt. Die Veranstaltungen waren theils wissenschaftlicher, theils geselliger Art.

* **Königsberg.** Der bisherige außerordentliche Professor Dr. Heinrich Klinger zu Bonn ward zum ordentlichen Professor der Chemie in der philosophischen Facultät der hiesigen Universität ernannt.

⊕ **Wien,** 27. Mai. Prof. Dr. Robert Zimmermann, der heute sein fünfzigjähriges Doctorjubiläum feiert, wurde vom neuen Bürgermeister von Wien, Strobach, vom Sectionschef im Unterrichtsministerium v. Hartel u. a. beglückwünscht und wird nach Beschluß des akademischen Senats sein erneuertes Doctordiplom am 1. Juni erhalten. Prof. Zimmermann erfreut sich noch einer ganz besonderen Rüstigkeit. — In der Pfingstwoche versammelten sich hier die Vertreter der mit der kgl. Akademie der Wissenschaften im Cartellverbande stehenden Akademien und gelehrten Gesellschaften Deutschlands. Unter dem Vorsitze des Secretärs der Berliner Akademie, H. Diels, tagte die aus den Akademikern Fr. Bücheler (Bonn) und O. Ribbeck (Leipzig), Fr. Leo (Göttingen), Ed. v. Wölfflin (München) und W. v. Hartel (Wien) bestehende Commission, um über die Fertigstellung eines Thesaurus linguae Latinae zu berathen. Die Arbeiten für dieses große Unternehmen sind, wie bekannt, seit drei Jahren in vollem Gange. Ferner sind Oberbergrath W. v. Gümbel (München), Prof. Felix Klein (Göttingen) und Prof. Walther Dyck (München) hier eingetroffen, um mit den Mitgliedern der Wiener Akademie die Herausgabe einer mathematischen Encyklopädie und einen Plan für systematische Messungen der Erdschwere zu besprechen.

—l. **Genf,** 26. Mai. Der 11. Congreß der schweizerischen Gesellschaften für Geographie, welcher anläßlich der schweizerischen Landesausstellung dieses Jahr in unsrer Stadt abgehalten wird, ist gestern in der Aula der Universität eröffnet worden. Im Namen der Genfer Regierung hielt Staatsrath Dunant die Begrüßungs- und Eröffnungsrede. Dann sprach Arthur de Claparède, Präsident des Congresses. Er gedachte der beiden geographischen Congresse, welche bereits in den Jahren 1882 und 1886 in Genf stattgefunden, und der großen Entwicklung, die seitdem die geographischen Wissenschaften erfahren. Er gedachte auch der im vergangenen Jahre durch den Tod abgegangenen Vereinsmitglieder, insbesondere der Genfer Gustave Rachette, Ad. de Maester und Adolphe Gautier. Die Congreßarbeiten beschränkten sich diesmal auf kurze wissenschaftliche Mittheilungen und alle größeren Vorträge waren von dem Programm ausgeschlossen. Diesem Programm gemäß sprach Roland Bonaparte, Vicepräsident des Congresses und Delegirter der Pariser geographischen Gesellschaft, über die periodischen Veränderungen der Gletscher auf französischem Gebiet, sowie über die von ihm vorgenommenen Messungen an Gletschern; er berichtete auch über die Thätigkeit der internationalen Gletschercommission, durch welche z. B. über 200 Gletscher wissenschaftlichen Beobachtungen unterstellt sind. Das Resultat dieser Beobachtungen ist, daß gegenwärtig die meisten Gletscher noch im Abnehmen begriffen sind; nur an einigen Orten wurde eine Zunahme constatirt. Hr. Roland Bonaparte machte auch einige interessante Mittheilungen in Betreff des Montblanc-Observatoriums, das unter seiner Mithülfe errichtet wurde; er sprach dabei die Hoffnung aus, daß in Kürze dieses Observatorium, das höchste der Erde, mit dem europäischen Telegraphennetz werde verbunden werden. — Prof. Forel aus Morges sprach über die periodische Entwicklung und Veränderung der Schweizer Gletscher während des letzten Viertels unsres Jahrhunderts. Eine Periode der Zunahme datirt seit 1875 auf allen Gletschern des Montblanc, auf der Hälfte der Walliser und einem Theil der Bernes und Graubündner Gletscher; die Periode der Abnahme begann plötzlich mit dem Jahre 1893 auf ungefähr 10 Gletschern, welche vorher im Wachsen begriffen waren. — Professor C. Chaix (Genf) gab im Anschluß an die Forschungen u. J. Rafel einige Erklärungen über die Karren und Karstphänomene. — Prof. Rosier (Genf) machte Mittheilungen über Gestalt, Ursprung und Geschichte des Plateaus La Dombes (nicht Les Dombes), das sich zwischen Bourg und Lyon erstreckt und auf drei Seiten von der Rhone, Saône und dem Aire begrenzt wird. — Die Nachmittagssitzung des Congresses war der Kartographie gewidmet. Diese Sitzung fand in der Ausstellung, im Pavillon Paul Pictet, statt. Prof. Paul Chaix, Ehrenpräsident der Geographischen Gesellschaft von Genf, und Vater des Prof. C. Chaix, gab in einer geistvollen Causerie die Geschichte des geographischen Studiums und der Kartographie in den verschiedenen Ländern. Die Congreßmitglieder hatten hiebei Gelegenheit, die jugendliche Frische, Rüstigkeit und Gedächtnißstärke des hohen Greises zu bewundern, der trotz seiner 88 Jahre mit seltener Kenntniß nach das ganze Gebiet seiner Fachwissenschaft beherrscht. Im Anschluß an diese Ausführungen sprach hierauf Prof. Graf aus Bern über die ältesten Kartenwerke der Schweiz, über die Geschichte, Methode und Entwicklung der schweizerischen Kartographie. Er unterscheidet drei Perioden: 1) die alte Kartographie bis zum Jahre 1790, eine 2. Periode bis 1832 und eine 3., die moderne Kartographie, welche mit den Kartenwerken des Generals Dufour beginnt. Ueber denselben Gegenstand machte auch Prof. Hotz-Linder aus Basel interessante Mittheilungen, besonders über zwei von ihm im Museum zu Basel aufgefundene alte Karten des Elsaß und seines benachbarten Gebiets, vom Jahre 1534, und der Schweiz vom Jahre 1513. Diese letztere, welche in Straßburg veröffentlicht wurde und den Titel trägt: Tabula novæ Heremi Helvetiorum, ist vielleicht die älteste gedruckte Karte der Schweiz und nach der Ansicht des Prof. Hotz eine Nachahmung der „Karte der Eidgenossenschaft" von Dr. Konrad Türst aus den Jahren 1495/97. — Oberst Lochmann sprach dann des ausführlichen über die neuere schweizerische Kartographie, insbesondere über die Kartenwerke von Dufour und Siegfried und das Relief der Schweiz von Ch. Perron. Nach diesem äußerst interessanten Vortrag begab sich die Versammlung unter Oberst Lochmanns Führung in die Ausstellung und besichtigte die Gruppen für Kriegs- und Militärwesen, Topographie und Alpenclub, — wobei noch weitere Erklärungen und Erörterungen über die hier ausgestellten Werke stattfanden.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 24. bis 27. Mai folgende Schriften eingegangen:

Heinrich Renner: Durch Bosnien und die Herzegowina kreuz und quer. Mit Abbildungen ꝛc. Berlin, Dietrich Reimer 1896. — Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild. Lfg. 252. Ungarn IV. Bd. Heft 19. Wien, Alfred Hölder. — Prof. Dr. Friedrich Umlauft: Die österr.-ung. Monarchie. 3. Aufl. Lfg. 1. Wien, A. Hartleben. — Gustav Adolf Bibas: Alpenheim; Monatsschrift. 3. Jahrg. Heft 3. St. Johann im Pongau, Selbstverlag. — Prof. A. L. Hickmann: Geographisch-statistischer Taschenatlas des Deutschen Reichs. I. Th. Leipzig u. Wien, G. Freytag u. Berndt. — Ph. Schrimpff: Die Wattfahrt; Studie. Mit Plänen ꝛc. Elberfeld, Baedeker 1896. — Frz. X. Gegenfurtner: Illustrirter Reiseführer für Staenberg und Umgebung. 4. Aufl. Staenberg, Selbstverlag. — Johannes Emmer: Kalender des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins für 1896. 9. Jahrg. München, J. Lindauer 1896. — Bruns Specialkarte vom Isarthal von München bis Tölz, mit Einschluß des Starnberger- und Ammersees. München, Oscar Brunn. — Die Hotels der Schweiz: Führer und Rathgeber für Touristen; hggb. vom Schweizer Hotelierverein. Basel, Selbstverlag 1896. — Blissingen-Queenboro; Sommerfahrplan 1896 der Dampfschiffahrtsgesellschaft „Zeeland". Amsterdam, Joh. G. Stemler u. Co. — B. W. v. König: Handbuch des deutschen Consularwesens. 5. Aufl., hggb. von B. v. König. Berlin, R. v. Decker 1896. — Friedrich v. Thekemann: Das bayerische Gesetz die Viehversicherungsanstalt betreffend, nebst dem Normalstatut hggb. und erläutert. München, C. H. Beck 1896. — Hermann v. Pfaff: Das bayerische Gesetz über das Gebührenwesen in der Textirung vom 1892; mit Einleitung, Erläuterungen ꝛc. 3. Aufl. Ebd. — Dr. jur. Richard Freund: Die Vereinfachung der Arbeiterversicherung. Berlin, Heemann Walther 1896. — Dr. Max Lenz: Heinrich v. Treitschke; Ansprache. Ebd. — Theodor Herzl: Der Judenstaat; Versuch einer modernen Lösung der Judenfrage. 3. Aufl. Leipzig und Wien, M. Breitenstein 1896. — Dr. Richard Weislirchner: Das Cartellwesen vom Standpunkt der christlichen Wirthschaftsauffassung (Vorträge und Abhandlungen hggb. v. d. Leo-Gesellschaft 3.). Wien, Mayer u. Co. 1896. — Georg Schanz: Der Reichshaushalt und das Finanzwesen der Einzelstaaten; Vorschlag zur Regelung. (Sonderabdr. aus dem „Finanzarchiv". Stuttgart, J. G. Cotta Nachf.)

Digitized by Google

Jahrgang 1896. München, Freitag, 29. Mai. Nummer 123.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Karl Ludwig Rütimeyer. Von Prof. Dr. C. Schmidt. — Edwin Frhr. v. Manteuffel an Leopold v. Ranke. 30—35. — Mittheilungen und Nachrichten.

Karl Ludwig Rütimeyer.[1])

Von Prof. Dr. C. Schmidt (Basel).

In der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts wuchs in der Schweiz ein zwar auf nur wenige Namen gestelltes Geschlecht von Naturforschern heran, die in treuer Freundschaft verbunden, jeder auf seine Weise seine besondere Arbeit verfolgend, bald die höchsten Staffeln wissenschaftlichen Ruhms erreicht hatten. Merkwürdigerweise sehen wir mehrere derselben in ähnlichen Familientraditionen heranwachsend, durch ähnliche Jugendeindrücke auf bestimmte Bahnen gewiesen, mit ähnlichen Schwierigkeiten kämpfend ihr hohes Ziel erreichen.

In einem stillen Pfarrhause irgendwo im schönen Schweizerlande stand die Wiege dieser Männer. Ein einsichtsvoller Vater leitete die erste Entwicklung des Knaben und lehrte ihn, die Augen offen zu halten für die Dinge der Natur. Familientradition, wohl auch Mangel an genügenden Geldmitteln, ließ den Studenten auf dem Umwege über Theologie oder Medicin zu seinem Lebensberuf, dem Studium der Naturwissenschaften, zur akademischen Laufbahn gelangen.

Karl Ludwig Rütimeyer, der in Basel am 25. November 1895 im Alter von 70 Jahren und 9 Monaten starb, war wohl der letzte dieser eigenartigen Naturforschergeneration, die so große Erfolge errungen, die den Ruhm schweizerischer Naturwissenschaft in alle Welt getragen. L. Rütimeyer wurde am 26. Februar 1825 in dem Dorfe Biglen im Emmenthal geboren. Sein Vater war Pfarrer und er das fünfte von acht Kindern. Bis zum 13. Jahre war der Vater sein Lehrer, dann bezog er die höheren Schulen von Bern und wurde 1843 Student der Theologie. Sehr bald jedoch vertauschte er die Theologie mit der Medicin. In der That absolvirte er dann auch im Jahre 1850 „endlich" das medicinische Staatsexamen. Allgemeine Naturwissenschaften, Zoologie, Geologie, Botanik hatten aber wohl sein Interesse weit mehr in Anspruch genommen als die praktische Medicin. Die Dissertation, mit welcher er die medicinische Doctorwürde erlangte, war eine heute noch sehr werthvolle, mit Karten und Gebirgszeichnungen reich ausgestattete geologische Studie „Ueber das schweizerische Nummulitenterrain mit besonderer Berücksichtigung des Gebirges zwischen dem Thunersee und der Emme". — Eine ganze Woche lang übte der junge Dr. med. als Hülfsarzt in Interlaken die ärztliche Praxis aus, dann war es ihm möglich, einen längeren Aufenthalt in Paris zu nehmen, wo er hauptsächlich zoologische Studien betrieb, aber doch auch noch medicinische Kliniken besuchte. Im Jahre 1852 war Rütimeyer in England und nach einem kurzen Aufenthalt in Bern bot sich eine neue Gelegenheit zum Reisen, diesmal schon im Banne äußerer Pflichten, indem er mit dem kranken Berner Patricier Herrn v. Effinger als ärztlicher Begleiter nach Neapel und Palermo ging. Durch eine Berufung als außerordentlicher Professor der vergleichenden Anatomie an die Universität Bern (1853) wurde „die ihm stets vorschwebende Wolke, doch noch zur praktischen Ausübung der Medicin genöthigt zu sein, definitiv verscheucht". Schon 1855, kurz nach seiner Verheirathung, erhielt er einen Ruf nach Basel zur Uebernahme der neugegründeten Professur für Zoologie und vergleichende Anatomie.

Trotz mehrfacher verlockender Berufung ist Rütimeyer Basel treu geblieben. Vierzig Jahre lang nannte er Basel seine Heimath, alle diese Zeit lebte er in consequentem, zielbewußtem Arbeiten zur Erfüllung der ihm zukommenden, von ihm selbst aber zur höchsten Intensität gesteigerten äußeren Pflichten, in ununterbrochenem Schaffen im Dienste der Wissenschaft, deren Meister er geworden. Er war Professor der Zoologie und vergleichenden Anatomie geworden, ohne je eine fachwissenschaftliche Arbeit auf diesem Gebiete veröffentlicht zu haben; aber schon seine am 18. Januar 1856 gehaltene Antrittsrede „Ueber Form und Geschichte des Wirbelthierskeletts" zeigt uns, von welch hoher Warte aus Rütimeyer diese Wissenschaften zu durchdringen vermochte. Die tiefgründige Arbeitsweise Rütimeyers ließ ihn das Gebiet seiner Specialforschungen beschränken auf gewisse Themata, die er dann Jahrzehnte hindurch mit eiserner Consequenz verfolgte. Alle seine Arbeiten gehören dem Gebiete der Paläontologie und vergleichenden Osteologie an und beziehen sich mit Ausnahme der Untersuchungen über lebende und fossile Schildkröten sämmtlich auf Säugethiere. Zuerst fanden die vielen Thierreste, welche in den namentlich seit 1850 entdeckten Pfahlbauten der Schweizerseen aufgefunden wurden, in Rütimeyer ihren Bearbeiter. Nachdem in einer ersten Arbeit (1860) das Material der einzelnen Fundorte gesichtet worden war, gab er in einer zweiten, weit größeren Studie (1862) die vollständige Naturgeschichte aller gefundenen Species der wilden und zahmen Thiere. Wir erhalten so ein bis ins kleinste genaues Bild der Gesammtphysiognomie der Fauna jener alten, wenn auch nicht ältesten Etappe menschlicher Geschichte in der Schweiz. Eine gesammte Fauna aus noch entlegeneren Zeiten menschlichen Daseins konnte Rütimeyer erforschen, als erst am Salève, dann aber namentlich bei Thayingen im Canton Schaffhausen, sogar aus einer Zeit, die mit der großen Aus-

[1]) Bis jetzt sind schon mehrere Nekrologe über Rütimeyer erschienen. Folgende sind mir bekannt geworden:
1) R. B. (Prof. Rud. Burckhardt). Allgemeine Schweizer Zeitung, Nr. 281, 282 und 283. 1895.
2) Prof. C. Schmidt. Basler Nachrichten, 3. bis 7. December 1895. — Verhandlungen der schweizerischen naturforschenden Gesellschaft 1895 (mit Verzeichniß der Publicationen Rütimeyers).
3) Prof. C. Keller. Neue Zürcher Zeitung, Nr. 336, 337, 339, 341. 1895.
4) H. G. St. (Dr. Hans G. Stehlin). Correspondenzblatt für Schweizer Aerzte, Nr. 24. 1895.
5) W. His. Anatomischer Anzeiger, XI. Band, Nr. 16. 1896.
6) A. H. B. (A. Hoffmann-Burckhardt). Alpina, Nr. 2. 1896.

dehnung der Gletscher annähernd zusammenfällt, viele Thierüberreste zusammen mit Spuren des Menschen gefunden wurden. Die Untersuchung dieser beiden Faunen ist der Ausgangspunkt geworden für jene Arbeiten Rütimeyers, die als Specialuntersuchungen eine gewaltige Lebensarbeit darstellen, in denen das Hauptgewicht seines überreichen geistigen Vermächtnisses liegt. Indem Rütimeyer die Pfahlbauthiere auf ihre Herkunft prüfte und ihr Verhältniß zu den lebenden Nachkommen feststellte, mußte er dazu kommen, die Geschichte ganzer Thiergruppen, gestützt auf reiches paläontologisches und thiergeographisches Material, aufzudecken. In rascher Folge erschienen in den sechziger, siebziger und Anfang der achtziger Jahre eine Reihe umfangreicher Monographien über die Naturgeschichte der Rinder, Schweine, Pferde und Hirsche. Die letzte große Arbeit des unermüdlichen Forschers war die Monographie der eoränen Fauna von Egerkingen, deren Ueberreste in Form einzelner Knochen und Zähne, seltener Zahnreihen, in Bohnerzthonen eingebettet sich finden. Es gelang Rütimeyer, 90 verschiedene Arten nachzuweisen, d. h. einen Reichthum thierischen Lebens aus jener langen Festlandszeit unsres Landes, die zwischen der Ausdehnung der Kreide- und der Molassemeere liegt, welcher die heutige Thierwelt um vieles überragt. Nur ein charakteristisches Beispiel der Beobachtungs- und Combinationsgabe Rütimeyers möchte ich erwähnen. Rütimeyer hatte nach einer Anzahl von Bruchstücken unter den vielen Schildkröten aus dem Jurakalk von Solothurn auch ein Genus Tropidemys aufgestellt. Erst viel später kam eine ganze Rückenschale zum Vorschein, welche nun mit der zum voraus bestimmten Form genau übereinstimmt.

Wenn nun einerseits die Gründlichkeit und zähe Consequenz, mit der Rütimeyer seine einmal in Angriff genommenen Themata verfolgte, sein Schaffen von selbst in gewisse feste Bahnen lenkte, so war doch bei ihm ein Sichverlieren in den Details der Specialuntersuchung durchaus undenkbar. Aus einer erdrückenden Fülle von Beobachtungen und von literarischem Material wächst ein Reichthum individueller, weitausgreifender Gedanken heraus, die in unabweislicher Folgerichtigkeit zu kühnster Verallgemeinerung hinüberleiten. Bedeutsam ist in dieser Hinsicht Rütimeyers Stellung zur Lehre Darwins: in erster Linie ließ er die Thatsachen sprechen — „die Natur war ihm heilig und Gewaltsamkeit oder Vorwitz ihr gegenüber erschien ihm als Frevel" —; obwohl er die fortlaufend sich vollziehende Umgestaltung der Organismen, die Transmutation der Arl, sehr wohl kannte, so blieb ihm doch die rein mechanische Naturerklärung Darwins, die Annahme eines Fortschrittes zum Höchsten nur durch natürliche Auslese, fremd aus tief innerlicher Ueberzeugung; er verzichtete aber darauf, diese seine persönlichen moralisch-philosophischen Anschauungen, ähnlich wie Oswald Heer es gethan hat, in ein scheinbar wissenschaftliches Gewand zu kleiden.

Die nicht für den Fachgenossen in erster Linie oder für ihn allein geschriebenen Arbeiten Rütimeyers sind meist Gelegenheitsschriften, in denen er die Resultate seiner Forschungen in der Form darlegte, wie sie bedeutungsvoll erscheinen für den Fortschritt unsres Naturerkennens. Classisch sind diese Schriften alle geworden, populär wohl kaum. Einige derselben mögen hier erwähnt werden: Ueber die Aufgabe der Naturgeschichte (1867), Ueber die Herkunft unsrer Thierwelt (1867), Die Grenzen der Thierwelt (1868). Die Veränderung der Thierwelt seu Anwesenheit des Menschen (1875) ꝛc.

Als Maler die Natur nachbilden zu können, war einst der Jugendtraum Rütimeyers und unmerklich ist er vom naiv sinnigen Naturbetrachten der ersten Jugend[illegible] ernsthafte Erforschen der Natur herausgewachsen, [illegible] liche Begeisterung aber für die Schönheit [illegible] ein Grundzug seines Denkens und Empfin[illegible]en sein ganzes Leben lang. Die einzige Erholung von seinem allzu angestrengten Arbeiten waren seine Reisen, die aber wiederum nur eine Aenderung in der Form seiner Arbeit bedeuteten. Es war eben Rütimeyer nicht gegeben, die freie Natur zu sehen allein mit den Augen des tief und weitblickenden Naturfreundes, auch hier verlangte der Gelehrte sein Recht; die Gestaltung der Meeresküste, von Berg und Thal, das waren vorzugsweise die geologischen Probleme, die Rütimeyer mit außergewöhnlicher Meisterschaft in diesen seinen Ferienarbeiten behandelte.

Im Jahre 1854, kurz nach Abschluß seiner Wanderjahre, hielt Rütimeyer in Bern eine Reihe öffentlicher Vorträge: Schilderungen von Bau, Form und Farbe unsres Continents auf einem Durchschnitt von England bis Sicilien. Dies Jugendwerk Rütimeyers „Vom Meer bis zu den Alpen" gehört zu den schönsten Naturschilderungen, die wir überhaupt besitzen, es ist heute noch im höchsten Grade lesenswerth. Die stillen Kräfte, welche die Wanderung der Gesteinmassen, die Gestaltung des Landes bedingen, werden belauscht in ihrer unermüdlichen Thätigkeit am Meere, an den steilen Küsten Englands, an den Dünen Hollands, auf den Gipfeln unsrer Berge und hinab durch unsre Thäler wieder bis zum Meere. Ich habe nirgends eine auch nur annähernd so groß angelegte Schilderung der Physiognomie unsres Landes gefunden, wie in den Capiteln: „Sandsteingebirge, Kalkgebirge und Krystallinische Gebirge" des vorliegenden Buches. Während der Verfasser schon vor 50 Jahren in Beziehung auf alle Fragen der Oberflächenbildung des Landes durchaus moderne Anschauungen vertritt, lebt er in Hinsicht auf das Problem der Gebirgsbildung selbst noch vollständig in den vulcanistischen Theorien seiner Zeit. Der Alpenring um Piemont erinnert ihn an die Mündung des Vesuv.

Ganz und gar aus der Liebe und Begeisterung für die Alpenwelt herausgewachsen ist sein im 1. Bande des Jahrbuches des Schweizer Alpenclubs veröffentlichter Aufsatz über „Die Bevölkerung der Alpen". Damals, im Jahre 1864, hatte er seine Untersuchungen über die Thierreste der Pfahlbauten abgeschlossen; zusammen mit seinem Collegen W. His hatte er die schweizerischen Schädelformen bearbeitet. Mit diesen neuesten wissenschaftlichen Errungenschaften eigenen Schaffens verband Rütimeyer die Erinnerung an botanische Studien, die er privatim eifrigst gepflegt hatte, und so muß denn dieser anspruchslose Aufsatz Rütimeyers als ein Muster naturhistorischer Darlegung gelten. Der Inhalt der Denkweise des Verfassers enthüllt sich am besten aus seinen eigenen Worten: „So betritt unser Fuß in Wirklichkeit bei unsern Alpenwanderungen den Schauplatz des Lebens früherer Generationen, die in den Ebenen längst unter dem Gerölle der Gegenwart, das auch uns aufnehmen wird, begraben liegen; ja man darf sagen, daß wir in um so tiefere Schichten der Vergangenheit dringen, je höher wir uns nach den Zinnen dieser Zufluchtsstätte schwindender Schöpfungen erheben."

Ein Umstand mag hier hervorgehoben werden, der diese älteren populären Darstellungen Rütimeyers besonders anziehend macht. Seine Schreibweise ist hier einfacher, als in den späteren Schriften, die Perioden sind weniger lang, weniger überladen, er gönnt den in reicher Fülle sich ihm aufdrängenden Gedanken und Bildern noch den Raum zu freier Entwicklung; während in den späteren Abhandlungen das Verständniß erschwert wird durch den complicirten Satzbau, welcher sein concentrirtes geistiges Schaffen in Häufung von Wenn und Aber, in einem Luxus immer neu sich aufdrängender Erwägungen und in Einschaltung eigenartigster Bilder spiegelt.

Nach Vollendung seiner Dissertation hat Rütimeyer das Gebiet geologischer Detailforschung verlassen; wie eifrig

Digitized by Google

er aber namentlich denjenigen Zweig geologischer Untersuchungen verfolgte, der in näherer Beziehung stand zu der Art seiner paläontologischen Studien, das zeigt seine im Jahre 1869 dem Basler Rathsherrn Peter Merian gewidmete Schrift „Ueber Thal- und Seebildung", in welcher wir eine Wiederbelebung und Vertiefung von Beobachtungen und Gedanken finden, denen der Verfasser bereits 15 Jahre vorher in seinen Berner Vorträgen „Vom Meer bis zu den Alpen" Raum gegeben. Mit dieser gedankenschweren Schrift hat Rütimeyer, gestützt auf das berühmte Lyell'sche Prinzip von den „Actual causes", die Lehre von der Thal- und Seebildung zuerst in feste wissenschaftliche Bahnen gelenkt und heute noch werden die Probleme der Oberflächengestaltung unsrer Erde an der Hand derselben discutirt.

Die Thäler sind keine bei der Gebirgserhebung gewaltsam aufgerissenen Klüfte, es sind die Rinnen, welche das fließende Wasser allmählich sich selbst gegraben; die Seen, ein naturhistorisches Geheimniß, sind ephemere Erscheinungen, kleine Episoden in der Geschichte rasch wachsender Thäler. Der Entwurf einer Karte über die Geschichte der Flusse und Seen in der Schweiz, die dem in Rede stehenden Werk beigegeben ist, war eine kühne That, die den „Gesichtspunkt" des Autors eher erläutern, als eine „factische Erklärung" des Problems geben sollte. Eine große Summe von Fleiß und Scharfsinn ist seit 1869, wesentlich dank der Anregung durch die Schrift Rütimeyers, zur weitern Lösung dieser Fragen erfolgreich verbraucht worden; ein ähnlicher kartographischer Versuch ist aber nicht mehr gewagt worden, und wenn auch heute da und dort eine Linie anders gezogen werden müßte: das Princip, der Gedanke bliebe derselbe.

Aehnliche Probleme, wie in dem genannten Werk „Ueber Thal- und Seebildung", behandelte Rütimeyer auch später noch in zum Theil populären Schriften, so in „Ueber Pliocän- und Eisperiode auf beiden Seiten der Alpen" (1876), ferner in einer Monographie über den „Rigi" (1877) und in den „Schilderungen aus Natur und Volk der Bretagne" (1882).

Der Wirkungskreis, den Rütimeyer in Basel gefunden, war für die Entfaltung seiner reichen Gaben in hohem Maße günstig. Im akademischen Lehramt war sein Ansehen und Einfluß gewaltig, die Kraft und Tiefe seiner ganzen Persönlichkeit offenbarte sich dem Studenten unmittelbar und überwältigte ihn. Auch außerhalb Hörsaal und Studirstube bethätigte er sich überall, wo er seine thätige Mitwirkung als zweckdienlich erkannte. Großes leistete er für die naturhistorischen Sammlungen Basels, eine in ihrer Art einzig vollständige Sammlung für vergleichende Anatomie der Wirbelthiere ist sein ureigenes Werk. In der naturforschenden Gesellschaft Basels und der Schweiz, ebenso wie im Alpenclub war Rütimeyers Stellung stets dominirend. Daß Rütimeyers Ansehen auch außerhalb seines persönlichen Wirkungskreises groß war, ist selbstverständlich. Er war Mitglied von über vierzig wissenschaftlichen Gesellschaften. Mit fast allen Größen seiner Wissenschaft stand er in persönlichem, freundschaftlichem Verkehr, so namentlich mit K. E. v. Baer und Darwin, der seinen ganzen Einfluß aufbot, um den Earl of Tankerville zu bewegen, einen Schädel jener halbwilden, für das Studium der Verwandtschaftsbeziehungen der Hufthiere so wichtigen Rinderart aus dem Chillingham-Park nach Basel zu senden. — Der modernen, hauptsächlich auf mikroskopischen Untersuchungen fußenden Zoologie, wie sie vornehmlich auf den deutschen Universitätsinstituten gepflegt wird, stand Rütimeyer fern. Er selbst besaß kein Institut und bildete keine Schule heran. Wie ein erratischer Block aus verschwundenen Zeiten, aber nicht von einer Periode starren Eises zeugend, sondern aus einer Zeit stammend, da die Wissenschaft in ihrer Erhabenheit allein den Aristokraten des Geistes gehörte, ragte Rütimeyer herein in unsre jungen Tage, wo gleiche Werthschätzung der Arbeit in jeder Form gefordert wird.

Edwin Frhr. v. Manteuffel an Leopold v. Ranke.

30.

Mehr als hochverehrter Freund!

Hier schicke ich Ihnen die Druckbogen und schreie nach mehr. Ich kann nur immer und immer wieder klagen, daß ich ihren Inhalt und dessen Beleuchtung nicht schon seit 30 Jahren gekannt habe — und dennoch freut es mich mehr, als ich es aussprechen kann, das Buch[1]) noch gelesen zu haben, ehe ich überhaupt aufhöre, hier noch zu lesen. Nun danke ich Ihnen auch für Ihren Brief und sage Ihnen meine recht von Herzen kommende Theilnahme. Ich fühle es warm mit, daß Sie den Kreis derer, mit denen Sie ein reiches Leben durchlebt hatten, und mit denen Sie, des Verständnisses gewiß, sprechen konnten, immer kleiner werden sehen. Auch ich erlebe schon ähnliches — es ist doch nothwendige Consequenz des eigenen Altwerdens, und so muß es ertragen werden. Aber solche Betrachtungen machen mich immer mehr wünschen, daß Sie uns in Topper besuchen, und doch habe ich meine Gewissensscrupel bekommen, Sie darum zu bitten, von dem Augenblicke an, wo Sie sagen, daß Mara Sie erwartet — die Tochter geht vor, denn diese zehrt später in der Erinnerung viel länger an dem Besuche des Vaters, als jeder und jede, die nicht das eigene Kind sind. Ich hatte geglaubt, Mara reise in ein Bad und sie käme nicht in Frage. Also, wenn dies ist, trete ich mit meinen und meiner Frau Ansprüchen zurück. Aber möglich ist es ja doch, daß Mara noch verreist, und für den Fall melde ich, daß ich erst, wenn die Heuschrecken mir überhaupt erlauben, hinzugehen, Ende September nach Gastein zu reisen gedenke, so daß ich den 15. October dann wieder in Topper bin. Ob der König befiehlt, daß ich den Manövern beiwohne, weiß ich noch nicht; wenn das ist, so ist mein Aufenthalt von Ende August an hier unsicher. Aber von jetzt bis in die 2. Hälfte des August bin ich, so Gott will, mit Frau und Kind hier in Topper, habe aber meine beiden Schwestern, und vom 20. Juli ab auch Fräulein Agnes v. Gerlach hier, so daß Sie in eine Art Damencirkel fallen, was jedoch Ihr ungestörtes Sein und, wo Sie es wünschen, unser Zusammensein nicht stören soll. Eine Wohnung parterre und so, daß Ihre Haushälterin in Ihrer unmittelbaren Nähe schläft, und Platz für Ihren Bedienten reservire ich Ihnen jedenfalls, so daß Sie nur tags zuvor zu schreiben brauchen: „ich komme morgen", um meine Frau und mich wirklich zu erfreuen. Meine Frau trägt mir das Herzlichste für Sie auf. In unwandelbarer Liebe und Verehrung

Topper, 7. Juli 1876. E. Manteuffel.

31.

Hochverehrter junger Freund!

Nur eine halbe Seite habe ich gelesen[2]) und ich lege das Blatt fort, um Ihnen zum Jung geblieben sein — „es ist der Geist, der sich den Körper baut", sagt mein Wallenstein — zu gratuliren. Was ist in der bloßen Einleitung wieder für eine Geistesfrische und Geistesuniversalität! Doch genug, ich will weiter lesen und Ihnen nur noch von Herzen danken, daß Sie mir die Druckbogen geschickt haben. Nur 3 Punkte:

---

1) Den „Hardenberg".

2) Von dem Artikel „Friedrich Wilhelm IV.", den Ranke für die Allg. Deutsche Biographie verfaßte.

1) Bedauern, daß Sie nicht schon im Juli hier sind, und Hoffnung, daß Sie im August kommen — vom 10. August an ist das Haus schon frei — nur 1. bis 10. August sind alle Consequenzen unvermeidlich.

2) Ich finde Druckfehler. Soll ich die anstreichen?

3) Ich sende der Sicherheit wegen Rothwein von hier, da ich in nächster Zeit nicht nach Berlin komme.

Große Freude macht uns die Nachricht von Maxa und mit Gottes Hülfe geht es auch Ihrem Herrn Bruder besser. 1000 Herzliches von mir für die Tochter.

Topper, 21. Juli 1877. E. Manteuffel.

32.

Hoch und innig verehrter Freund!

Der Eindruck, den das Lesen der Einleitung auf mich machte und den ich Ihnen zu schildern versuchte, ist durch das Lesen des Ganzen womöglich noch gesteigert. Ich bin doch froh, daß Reumont die Biographie nicht übernommen hat; er hätte das nicht leisten können und meinem alten König wäre nicht solch Denkmal gesetzt worden. Ich habe nun, da Sie es nicht verboten, beim wiederhollen Lesen doch die Druckfehler angestrichen; dann habe ich an einzelnen Stellen Fragezeichen gemacht, wo mir ein Name falsch geschrieben, ein Wort ausgelassen schien; wo ich glaube, daß in der Construction ein Versehen sei. Vielleicht lassen Sie sich die Stellen mit Fragezeichen vorlesen, um zu prüfen, ob ich es richtig aufgefaßt habe. Ich sende daher die Druckbogen in der Anlage zurück. Dann sende ich Ihnen in der Anlage einen Bogen mit Bemerkungen, wie sie sich mir beim Lesen aufgedrängt haben. Es ist nichts Verarbeitetes, sondern es sind nur der Reihe nach hingeschriebene Sätze, die ich Ihnen vorgetragen hätte, wenn ich die Druckbogen in Ihrer Gegenwart hätte lesen können. Zugleich schicke ich Ihnen einen Brief von Müffling mit, um dessen Zurückgabe ich aber bitte, und einen Brief von dem Regiments-Commandeur des 1. Garde-Regts. z. F., den ich nicht zurückzuerhalten brauche. Jetzt will ich den angekündigten Bogen Bemerkungen möglichst deutlich aus meinen Notizen zusammenstellen und dann diesen Brief schließen. —

1) Pag. 1 steht, bei der Geburt Friedrich Wilhelms IV. seien 72 Kanonenschüsse abgefeuert worden. Ist das bestimmt richtig? So viel ich weiß, werden bei der Geburt eines Prinzen 101 Kanonenschüsse gelöst. Aber es kann sein, daß es früher anders war.

2) Pag. 5 darf es nicht heißen: so werde ein Andrer Kronprinz sein! sondern: so ist Wilhelm Kronprinz! Einmal hat der damalige Kronprinz wörtlich gesagt: so ist Wilhelm Kronprinz! Und dann liegt es ganz in seiner Auffassung vom Erbrecht. Nicht ein beliebig Anderer kann ihn, den Kronprinzen, ersetzen, sondern, da er keine Kinder hat, nur der nächste Agnat, das ist sein ältester Bruder.

3) Pag. 3. Ist es richtig, daß der Kronprinz 1815 ins Blücher'sche Hauptquartier commandirt gewesen ist? Ich habe immer als etwas König Fr. W. III. bei uns sehr populär machendes erzählen hören, der König habe gesagt, es sei dem Kronprinzen nützlicher, die Campagne in der Truppe, als als Galoppin mitzumachen, und er habe ihm daher 1815 die Führung eines Bataillons gegeben. Ich habe deßhalb an den Commandeur des 1. Garde-Regts. z. F. geschrieben. Hier dessen Antwort, wonach der Kronprinz bis an den Rhein das 1. Bat. geführt hat und erst am 26. Juni 1815 in das Bülow'sche Hauptquartier abgegangen ist. In der Anlage erfolgt der Brief des Regts.-Commandeurs.

4) Pag. 5 und pag. 6 sind die Sätze, wo gesagt wird, daß die große Allianz noch einmal über die revolutionäre Bewegung triumphirt habe, und wo von der Combination die Rede ist, auf welcher die Friedensschlüsse von 1814 und 15 beruht haben, für den Laien nicht eingeleitet genug und glaube ich es gut, wenn durch Hinzufügung von ein oder zwei Zeilen die Fassung deutlicher gemacht wird. — Pag. 6. In einem deutschen Werke hat das Monsieur vor dem Namen Thiers etwas Wegwerfendes; ich sollte glauben, es wäre besser, wenn es einfach hieße: Herr Thiers.

5) Pag. 7. Lag das langsame Vorgehen wirklich nur in den allgemeinen Verhältnissen? Es lag doch wohl viel in der Individualität des Königs, den Sie so richtig charakterisiren, wenn Sie sagen, bei aller Flexibilität im Einzelnen habe er seinen Gedanken festgehalten — ich habe im Augenblick Ihre Worte nicht im Gedächtniß, aber der Sinn ist es. Friedrich der Große schaffte die Folter durch einen Federstrich ab, Friedrich der Große wäre in die Verfassungsfrage gesprungen, wenn er ihr Ergreifen für nothwendig erachtet hätte. Und wie anders wäre es gekommen, wenn Fr. W. IV. seine Verfassung 5—6 Jahre früher gegeben hätte, wo er noch im Besitz der angeerbten Vollautorität des Königthums war, während im Jahre 1847 diese schon geschwächt war! Es lag ferner in dem Umstand, dessen Sie auch Erwähnung thun, daß die Beamten nicht mehr gehorchten. Das fing bei den Ministern an. Es ist nicht mehr Pflichtauffassung, den Gedanken des Königs zu adoptiren und die eigenen Geistesgaben zu dessen Durchführung zu verwenden; sondern die Minister construiren sich ihr eigenes Gebäude und streben nur danach, den König zu benutzen, um dessen Nimbus oder moralische Autorität für sich ins Gefecht zu führen. Alle die damaligen Minister waren gegen den Verfassungsgedanken des Königs; sie sagten ihm aber nicht: König, auf dem Wege können wir Dir nicht folgen! sondern sie thaten, als wenn sie auf den Gedanken des Königs eingingen, und hatten die arrière-pensée, den König nach und nach von ihm abzubringen; sie speculirten auf die Schwäche des Königs und übersahen, daß der Herr doch bei aller Schwäche seinen Gedanken festhielt. Der König aber sah vollständig ein, daß seine Organe nicht mit ihm einverstanden waren, gefiel sich aber im Disputiren und seine geistige Ueberlegenheit ließ ihn hoffen, die Minister zu überführen, und das schmeichelte ihm und so ging die kostbare Zeit verloren. Ja, da fällt mir ein: ich glaube, ich habe ein Fragezeichen bei der Stelle gemacht, wo Sie Betrachtungen anstellen, ob das Verfassungswerk des Königs würde durchführbar gewesen sein. Den Nachsatz zu dem Schlusse, daß die Frage nie sich würde entscheiden lassen, beginnen Sie mit: „Inzwischen"! Ich glaube, es müßte ein „denn" oder „weil" dem Sinne nach erfolgen.

6. Pag. 11. Ist Müfflings Erklärung wirklich so positiv gewesen, wie Sie sagen, ist nicht die Fragestellung beschränkter, mehr in einem aut aut Sinne gestellt gewesen? Ich habe mit großer Mühe einen Brief Mufflings hervorgesucht, dessen ich mich erinnerte. Ich schicke ihn Ihnen, bitte aber, wie gesagt, um seine Rückgabe. Müffling spricht in dem Briefe positiv aus, daß er gegen Erlassung einer Constitution gewesen sei. Auch der Brief zeigt, wie Sie es erwähnen, daß die Maßnahmen des Königs nicht in seinem Sinn verstanden, sondern nur in modern constitutioneller Auffassung acceptirt wurden. Der Brief ist auch insofern interessant, als selbst Müffling in dem Wahn stand, daß Prokesch und Meyendorff Manch und Gerlach und wohl auch mich beeinflußten, während wir mit ihnen umgingen, um sie zu beeinflussen. Es interessirt Sie vielleicht, eine wörtliche Aeußerung des Königs über diese Frage, die, ob er die Verfassung halten müsse, zu lesen. Sie ist vom 28. August 1849 aus einem eigenhändigen Briefe des Königs an einen seiner Freunde, der auch unter dem Eindruck ihm geschrieben hatte, daß die sogenannte

Camarilla nur Gedanken des Verfassungsumsturzes hätte; die Stelle heißt wörtlich: „Ich gehe nicht damit um, die Verfassung zu brechen, und kein Mensch, keine Partei räth mir dazu. Zeigt sie sich aber praktisch völlig unausführbar, soll ich dann gegen den Menschenverstand, gegen klare Einsicht — und freventlich wegsupponirend: „ich habe die Krone nicht von Gottes Gnaden und all die Pflichten, die Gott mir mit ihr auferlegt, seien abgethan mit dem 5. December"— das gewisse Verderben dulden, nur um meines nie und nirgend gegebenen Wortes willen? — !!!!!! Mein königlicher Vater hatte ein solches Wort nach Ihrer Façon am 22. April 1815 gegeben. Als der Zustand Deutschlands und die Absichten verrätherischen Treibens klar wurden, welches durch die Verfassung als Handhabe den Staat aus den Angeln heben wollte, hütete er sich, eine Thorheit zu begehen. Und Gott segnete ihn dafür. Auf dem Wege der Thorheit wissentlich verharren und Gott dann bitten, den Lohn der Thorheit von Land und Haupt zu wenden, ist entweder Albernheit oder Gott versuchen." Liegt in diesem Ausspruche nicht schon der Vorbehalt, den der König bei dem Eide auf die Verfassung machte? Ich habe die Ueberzeugung, daß, wenn der König gesund blieb, er die Verfassung wieder aufgehoben oder bedeutend modificirt hätte. Diese Frage, wie wohl der König dazu stünde, hat die Gemüther vielfach bewegt. Sollte nicht ein kurzes Wort hierüber zu sagen sein?

7) Pag. 18 sprechen Sie von dem Untergang des patriarchalen Systems und von der Folge hiervon, von einer Verfassung auf gegenseitigem Rechtsverhältnisse. Irre ich nicht, so heben Sie in dem Briefwechsel Fr. W. IV. und Bunsens es als besonderes Verdienst des ersteren hervor, daß der König seinen Kampf durchgeführt habe, ohne je das Princip der Volkssouveränetät anzuerkennen. Auch hier wird ähnliches angedeutet, aber die Sache ist nicht so positiv ausgesprochen und doch wäre das wohl richtig und den König charakterisirend.

8) Pag. 20 sprechen Sie über das, was der König Ihnen über den 18. März gesagt habe. Warum führen Sie nicht an, was Sie 1848 aussprachen, nachdem Sie den König zum erstenmale wiedergesehen hatten nach dem 18. März? Sie sagten: der König sei Ihnen vorgekommen wie ein geist- und kenntnißreicher Mann, der durch eine Zufälligkeit durchs Examen gefallen sei. Die Stimmung des Königs über die Märztage bezeichnet auch die Stelle aus einem eigenhändigen Briefe, den er unter dem 27. Juli 1848 auch an einen Freund schrieb, welcher ihm einen verzweiflungsvollen Brief über den Einfluß geschrieben hatte, welchen die allgemeinen Verhältnisse auf seine persönlichen übten. Die Stelle lautet wörtlich: „Mein Theuerster! Wie können Sie mit so viel Glauben an den HErrn so muthlos, so demoralisirt sein? Bei mir ist unter einer dicken Kruste von Traurigkeit, schwarzer Selbsterkenntniß und Reue ein Kern von ungebrochener Hoffnung und Zuversicht auf Ihn, den König der Könige, den allmächtig treuen Gott derer, die Ihn bekennen vor den Menschen. Sie sind hoffnungslos und gebrochen in den Dingen dieser Welt. Ich glaube an das Heil Gottes in den Dingen dieser Welt und der zukünftigen." Mir sagte der König nach dem Zeughaussturm und dem Stein'schen Antrag, und als die Nationaloersammlung immer üppiger und die Begriffe immer oerwirrter wurden: „Ziemlich so schlimm stehen die Dinge als unter Ludwig XVI.; der Unterschied besteht nur darin, daß Ludwig XVI. Schuhe und Strümpfe trug, ich aber Stiefeln und Sporen." Ist es nicht charakterisirend, daß der König sich in den Sommermonaten des Jahres 1848 die Geschichte der französischen Revolution oorlesen ließ? Am 10. Nooember 1848 schrieb er an einen seiner Freunde: „Gestern ist der erste Schlag geschehen, der dem Volke sagt: Der König ist aufgewacht! Heute geschieht der zweite. Bitten Sie den HErrn mit mir, daß die Schritte sicher zum Ziele führen, segengewährende seien, und daß der König ganz erwacht sei!" Sie sprachen es einmal aus: die Regierungszeit des Königs zerfalle in zwei Theile; die erste Periode gehe bis 1848, da habe er in idealer Welt gelebt und vielfach experimentirt, und habe dabei die große Schlacht verloren und machtlos auf dem Boden gelegen. Vom März 1848 an habe der König mit realen Verhältnissen rechnen müssen, und da sei die Virtuosität zu bewundern, mit der er den Thron wieder aufgerichtet und Preußen wieder zu seiner Machtstellung verholfen habe. Das Gleichniß hat mir damals so großen Eindruck gemacht. Könnten Sie da, wo Sie schreiben, der König habe gesagt, sie hätten alle auf dem Bauche gelegen, nicht noch etwas hinzufügen, wie die Wiedererhebung von ihm allein ausgegangen sei, wie seine Lage noch dadurch so erschwert wurde, daß der König nicht nur das allgemeine Vertrauen verloren hatte, sondern auch das seiner Minister und nächsten Umgebungen? Ich rechne es mir zum Ruhme an, daß ich in den schlimmsten Zeiten festgehalten habe, ich sei dem Fleisch und Blut vereidigt, wie der liebe Gott den König geschaffen hätte, daß ich mich deßhalb bestrebte, den inneren Gedankengang des Königs aufzufassen, und daß mein Vertrauen zu dem Herrn unerschüttert geblieben ist.

9) Pag. 22 sprechen Sie über den orientalischen Krieg. Sie sagten nach dessen Beendigung, es sei wohl das erste mal in der Geschichte, daß eine Politik, deren Basis allein ein reiner und moralischer Boden gewesen sei, solchen Triumph erreicht habe, wie den des Königs. Es waren andere Worte, die Sie anführten, aber die Politik des Königs war in wenig Worten so sehr hübsch und dem inneren Wesen des Königs entsprechend charakterisirt. Aber um Gottes willen kein Wort ändern in dem, was Sie sagen — nur kurzer Zusatz!

10) Pag. 22 sprechen Sie von der Ausbildung des Militärwesens unter Fr. W. IV. Nicht nur die „Zündnadel" hat er eingeführt, er hat auch die Landwehr dem stehenden Heere näher gestellt und hat, was wichtig, die dreijährige Dienstzeit durch die ganze Armee wieder in Kraft gesetzt. Aber fast noch wichtiger sind die Instructionen, die er in Bezug auf Schießen und Felddienst gegeben hat. Unter Fr. W. III. war zuletzt alles in ein pedantisches Linienexerciren und mechanisches Betreiben der Schieß- und Waffenübungen übergegangen. Fr. W. IV. ließ durch Krauseneck (Chef des Generalstabs) die bekannte Instruction über Exerciren und Manöoriren entwerfen, die die Basis der späteren Kriegsausbildung der Armee wurde. Aber den Satz: „Den militärischen Uebungen widmete er alle seine volle Aufmerksamkeit", versteht die heutige Armee nicht, obgleich er wahr ist. Der König ritt in den letzten Jahren, oder ich möchte sagen, fast während seiner ganzen Regierung vielfach theilnahmlos bei den Uebungen herum, und doch lag er ihnen mit großer Treue ob. Aber der Eindruck in der Armee ist, daß die Uebungen den König ennuyirten, und so glaube ich, daß ein paar erläuternde Worte gesagt werden müssen. Ich werde schreiben, was ich weiß, und Sie werden da schon die Quintessenz in einer Zeile auszudrücken oerstehen. Der König war als Kronprinz bekannt wegen seiner Passion im Manöoriren und hat den größten Eifer und das größte Verständniß dabei gezeigt. In diesem Eifer konnte er meist hitzig werden, und noch als er commandirender General des zweiten Armeecorps war, konnte der Herr in diesem Eifer so hitzig werden, daß die Generale sich wiederholt über ihn beschwerten. Ich erinnere mich, daß erzählt wurde, bei einer solchen Veranlassung habe Fr. W. III. gesagt: „Das

Digitized by Google

ist wieder Fritz; ein halb Jahr läßt er sie die Beine krumm und auseinander haben, und dann auf einmal sollen sie gerade und zusammen sein!“ Im Jahre 1838 bei dem Herbstmanöver des Garde-Corps war General Müffling oberster Schiedsrichter, und ich erinnere mich, daß der Kronprinz mit flammendem Gesicht auf ihn losgeritten kam und sagte: „Daß 30,000 Thaler hier verknallt werden, ist kein Verlust; daß aber 30,000 falsche Begriffe in die Armee kommen, ist nicht zu dulden!“ Bei der Krönungsreise 1840 sah der König das erste Armeecorps und das zweite Armeecorps und hielt Kritiken unmittelbar nach den Manövern und auch an den Ruhetagen, wo er sämmtliche Stabsofficiere hierzu bestellte. Jedes Wort, was der Herr sagte, war Geist und militärisches Urtheil. Schon bei dem nächsten Manöver des Garde-Corps wurden die Kritiken schwächer und allgemeiner, und bald darauf ließ er die Manöver enden, ohne eine eingehende Kritik an Ort und Stelle zu geben. Als ich Flügeladjutant war, fragte ich den König einmal hierüber. Die Antwort war: „Wollen Sie mich ganz mit Wilhelm überwerfen? Ich überlasse ihm dies Feld, werde aber zur rechten Zeit der Armee zeigen, daß ich sie im Auge behalte.“ Im August 1857 hatte mir Dr. Moedl gesagt, wenn der König die Herbstmanöver bei Halle mitmache, so habe er sechs Chancen: zwei, daß er todt vom Pferde fiele, zwei, daß er körperlicher, zwei, daß er geistiger Krüppel werde. Ueber diesen Ausspruch wurde Dr. Schönlein gehört. Er erklärte, Moedl irre sich und der König könne zum Manöver gehen. Nun trug ich dem König selbst den Ausspruch von Moedl vor und bat ihn, nicht zum Manöver zu gehen. Der König sagte: die Truppenübungen selbst abzuhalten, sei Pflicht des Königs von Preußen; und auf meine Vorstellung, daß dieser doch noch Wichtigeres zu thun habe, sagte er: Pflichterfüllung sei das erste und die Folgen liegen in Gottes Hand. Der Herr ging zum Manöver und in Halle beim Diner verlor der König, als er den Toast ausbrachte, die Worte und im October rührte ihn der Schlag. — Ich möchte, daß nicht nur die Zündnadel angeführt würde, sondern daß auch ein Hinweis auf seine Instruction geschähe, die die Grundlage der Ausbildung der Armee für Felddienst und Schießausbildung geworden, und wünschte, daß nur gesagt würde, daß der König mit großer Strenge auf das Innehalten der Truppenausbildung und der Truppenübungen gehalten und in dem Pflichtgefühl, den Manövern persönlich beizuwohnen, seine Gesundheit in dem Corpsmanöver bei Halle 1857 eingesetzt habe.

Noch zwei Bemerkungen. Sie sagen, Prinz Wilhelm und Prinz Friedrich sei mit dem Kronprinzen zusammen erzogen; Delbrück habe dagegen remonstrirt, aber vergeblich. Doch glaube ich, daß Luck nur beim Kronprinzen Gouverneur war. Ist nicht in späterer Zeit eine Trennung in der Erziehung der drei Prinzen eingetreten, von der der Termin angeführt werden sollte?

Der König sagt in seiner Huldigungsrede: sein Regiment werde ein Regiment des Friedens sein. Der Regent sagt in seiner Ansprache 1858, er werde die Ehre Preußens hoch halten. Gehört der erstere Satz nicht in die Stelle, wo Sie von der Huldigung reden? —

Nun habe ich doch drei Bogen geschrieben. Seien Sie nicht bös; es ist mein Schreiben länger geworden, als ich beabsichtigte, aber alle Welt kann nicht so kurz und prägnant schreiben als L. Ranke. In herzlicher Liebe und Verehrung

Topper, 27. Juli 1877. E. Manteuffel.

33.

Hochgeehrter Freund.

Mein seliger Vater hat mir mehr wie einmal gesagt, wichtige Briefe nie abzusenden, ohne eine Nacht vergehen zu lassen. Das habe ich denn heute wieder einmal vergessen. Kaum war mein Brief an Sie fort, so fiel mir ein, daß ich nicht angeführt habe bei dem, was weiland Fr. W. IV. für die Armee that, „seine Fürsorge für die Bekleidung, Ernährung und Behandlung der Soldaten“. Die ganze heutige Uniformirung datirt von ihm, sie ist geschmackvoller, bequemer und gesunder, als es die alte war. Auch hier brach er Bahn. Er selbst hat bei den Versuchen des Gepäcks den Tornister getragen, um die Schwere des Gepäcks auszuprobiren. Die Abschaffung der breiten, die Brust einschnürenden Riemen ist von ihm. Kurz, er hat in jeder Hinsicht Bahn gebrochen; aber er verstand es nicht, mit den Generalen und Officieren zu sprechen, verwechselte ihre Namen, ließ sie stehen und vertiefte sich in ein Gespräch mit einem auch gegenwärtig seienden Minister oder Gelehrten. Das that ihm Schaden in den Augen der Armee.

Topper, 27. Juli 1877. E. Manteuffel.

Friedrich Wilhelm IV. erhöhte das Gehalt der Unterofficiere und Gefreiten, er gab die Ordre, daß schlechte Behandlung von seiten der Officiere auch als Ungehorsam gegen den Befehl des Königs bestraft werden solle.

34.

Mein hochverehrter Freund.

Also Thiers todt! Ich habe ein paar Worte an Barthélemy St.-Hilaire geschrieben und sehr freundliche Antwort von ihm erhalten. Ihnen schreibe ich aber heute, weil vorgestern bei Tisch die Rede zufällig auf die Königsberger Zeit kam und der Kaiser auf meine Frage dann sagte, er sei nur bis 1808 mit seinem ältesten Bruder zusammen erzogen worden, dann nur noch mit Prinz Friedrich der Niederlande; der Kronprinz habe 1808 schon seinen Militärgouverneur bekommen, und er ebenfalls den Major Pirch. Der Kronprinz habe seinen Civillehrer damals behalten, er den von Prinz Friedrich mit erhalten. Ich glaube doch, es ist gut, Sie lassen sich noch einmal die Lebensbeschreibung des Kaisers von Louis Schneider vorlegen, weil da vieles über die Jugendzeit des Kaisers steht, woraus Rückschlüsse auf den Kronprinzen zu machen sind. Diese Daten hat nämlich der Kaiser selbst gegeben und die Correcturbogen durchgesehen.

Ich habe häßlichen Husten und Schnupfen bekommen und schreibe daher nicht mehr, wollte Ihnen aber doch diese Notiz aus dem Munde des Kaisers geben. Von meiner Frau habe ich die letzten Nachrichten aus Karlsbad vom 6., sie war Gott sei Dank zufrieden. In herzlicher Verehrung

Brühl, 9. Sept. 1877. E. Manteuffel.

35.

Topper, 31. Decbr. 1877.

Hochverehrter und innig geliebter Freund.

Ich kann morgen noch nicht nach Berlin kommen und rufe Ihnen mein Prosit Neujahr nur schriftlich zu. Daß es aus warmem Herzen kommt, wissen Sie, daß es warme Wünsche für Sie und Ihr Haus enthält, wissen Sie auch. Noch herzlichen Dank für Ihre Weihnachtsgabe,[1]) die ich mit Freuden wieder lese. Im Jahre 1832 machte Karl Radowitz mir Vorwürfe, daß ich die Fürsten und Völker und die Päpste nicht kannte. Seitdem habe ich Ranke kennen und er ihn verkennen gelernt. Das hängt alles mit der Politik zusammen und auch mich beschäftigt diese heute viel. Ich ersehe nur aus den Zeitungen, was ge-

1) „Fürsten und Völker von Südeuropa“ (Osmanen und spanische Monarchie), neue Ausgabe für die Werke. In der folgenden Erinnerung irrt Manteuffel zum Theil: 1832 war von den „Päpsten“ noch nichts erschienen.

schieht, aber das hat mich doch alles denken machen, und das Resultat meines Denkens ist, daß ich strebe, mich gesund zu machen, und ich hoffe zu Gott, daß mir dies gelingen wird.

In treuer Liebe und Verehrung E. Manteuffel.

Mittheilungen und Nachrichten.

Ein Stück der ältesten Polyglottenbibel wiedergefunden. Eine biblische Entdeckung folgt der anderen. Kaum sonnte in diesen Blättern berichtet werden, daß ein Stück des hebräischen Sirach gefunden worden sei, so kommt die fast noch wichtigere Nachricht, daß ein Stück der Hexapla des Origenes entdeckt wurde. Bei den Disputationen, welche in der ersten Zeit der christlichen Kirche zwischen Juden und Christen stattfanden, kam es öfter vor, daß griechische Christen, die sich auf das in ihren Händen befindliche Alte Testament beriefen, von ihren jüdischen Gegnern hören mußten, im hebräischen Originol laute diese aber jene Stelle ganz anders als in der den Christen allein bekannten griechischen Uebersetzung. Dies brachte den wissenschaftlichsten Mann der alten Kirche, den großen ägyptischen Theologen Origenes, im Anfang des dritten Jahrhunderts auf den Gedanken, eine Polyglottenbibel herzustellen, in welcher er den Urtext des Alten Testaments mit allen zu seiner Zeit bekannten griechischen Uebersetzungen vereinigte. Weil das Werk größtentheils aus 6 Spalten bestand, nannte man es die Hexapla; für einzelne Bücher, namentlich die poetischen, insbesondere den Psalter, soll es sogar 8 und 9 Spalten enthalten haben. In die erste stellte er den hebräischen Text mit hebräischen Buchstaben, in die zweite denselben in griechischer Transcription, in die dritte eine ganz buchstäblich wörtliche Uebersetzung, die ein Jude Namens Aquila (Adler) zur Zeit des Kaisers Hadrian angefertigt hatte, in die vierte die eines Samaritaners, Namens Symmachus, in die fünfte die bei den Christen gebrauchte, die sogenannte Septuaginta, so genannt, weil sie angeblich von 70 Juden auf Wunsch und Kosten des Königs Ptolemäus Philadelphus für die alexandrinische Bibliothek angefertigt worden war; endlich kam dazu die Uebersetzung eines Theodotion, und für einzelne Bücher noch die eine oder andere, welche Origenes aufgefunden hatte. Man kann sich denken, welch riesiges Unternehmen das war. Ein reicher Gönner Ambrosius stellte ihm die Mittel zur Verfügung, daß er 7 Schnellschreiber und 7 schönschreibende Mädchen beschäftigen konnte. Unablässig arbeitete Origenes, selbst über Tisch, dabei er den Beinamen Chalkenteros, der Mann mit den ehernen Eingeweiden, bekam. In des Origenes Bibliothek zu Cäsarea hat Hieronymus, der Urheber der lateinischen Vulgata, 150 Jahre später das Werk noch benützt. Man nahm bisher an, daß das Werk dort durch die Araber vernichtet und daß es, seiner Kostbarkeit wegen, vorher nie ganz vervielfältigt worden sei. Schon Origenes selbst hatte eine kleinere Ausgabe veranstaltet, die sogenannte Tetrapla, aus die genannten vier griechischen Uebersetzungen ohne die zwei hebräischen Spalten enthaltend. Gewöhnlich begnügte man sich mit einer Abschrift der fünften Spalte, also mit der in der Kirche üblichen Uebersetzung, in welcher Origenes auch die von den Homer-Kritikern entlehnten kritischen Zeichen des Sternes und Spießes (Asteriskus und Obelos) ihre Abweichungen vom hebräischen Text bezeichnet hatte. Höchstens fügte man auf den Rand zu wichtigen Stellen einzelne Lesarten aus den anderen Spalten. Der Franzose Montfaucon vor 200 Jahren und der Engländer Field in unserm Jahrhundert verdanken ihre Berühmtheit unter anderem der Arbeit, die sie auf die Sammlung dieser vereinzelten Bemerkungen verwendet haben. Kein auf diesem Gebiete Arbeitender hätte sich der Hoffnung hingegeben, daß man je noch ein Stück des ursprünglichen Werkes finden würde. Das große, von Holland ausgehende Unternehmen, die wichtigsten Handschriften unserer europäischen Bibliotheken photographisch zu vervielfältigen, soll in der nächsten Zeit damit eröffnet werden, daß eine in Paris, Leipzig und Petersburg befindliche Abschrift eines Theiles dieser 5. Spalte (der codex Sarravianus) so reproducirt wird. So viel Werth legt man schon auf diesen einen Text. Nun kommt plötzlich die Nachricht, daß in Mailand in einem griechischen Palimpsest ein Stück der Hexapla entdeckt wurde. Der Geistliche Giovanni Mercati, der 1893 über die Zeit eines dieser Bibelübersetzer, des Symmachus, Untersuchungen anstellte, hatte das Glück, es entdeckt zu haben. Mit wenig Lücken erstreckt es sich über 11 Psalmen. Die erste Spalte (hebräisch mit hebräischer Schrift) fehlt, aber, was viel wichtiger, die zweite (hebräisch in griechischer Transcription) ist da (benissimo conservate), in der drittra — abweichend von den bisher bekannten Beschreibungen der Kirchenväter, welchen die obige Aufzählung folgt — steht Symmachus, dann Aquila, dann die Septuaginta, dann Theodotion, dann noch Variaten. Der gerade auch um diese Studien so verdiente Vorstand der ambrosianischen Bibliothek, Ceriani, hat soeben in den Rendiconti dell'Istituto Lombardo Ser. II Vol. XXIX. 1896 als Probe Psalm 45 (hebr. 1846) Vers 1—4 veröffentlicht. Die voestehende Mittheilung ruht noch auf der Nachricht, welche die neugegründete Rivista Bibliografica Italiana in Nr. 6 vom 25. Mai enthält. Von Dr. Mercati dürfen wir bald die Ausgabe des Ganzen erwarten. Die Wichtigkeit dieses Fundes kann schon eine kleine Bemerkung anschaulich machen. Das Hebräische wurde, wie die übrigen semitischen Sprachen, anfangs ohne Vocale geschrieben. Die Vocalzeichen, welche unsre jetzige Aussprache regeln, entstammen erst dem sechsten nachchristlichen Jahrhundert, als die hebräische Sprache längst ausgestorben war. Schon an den wenigen Ueberresten der griechischen Transscription, welche bisher bekannt waren, fielen einzelne Abweichungen von der so geregelten Aussprache des Hebräischen auf. Um so besser läßt sich nun studiren, wie die alexandrinischen und palästinischen Juden zur Zeit des Origenes ihr Hebräisch sprachen und transcribirten. Dazu kommt, daß man eben jetzt mit erneutem Eifer die alexandrinische Ueberlieferung des Alten Testaments studirt. Durch dieses Stück, das unzweifelhaft auf Origenes zurückgeht, läßt sich nun mit aller Sicherheit nachweisen, welche von den mehr als hundert griechischen Psalmen-Handschriften derselben Classe angehören. Nicht minder interessant ist endlich der Umstand, daß dieser Mailänder Palimpsest erst im 10. Jahrhundert geschrieben und im 13. oder 14. zum zweiten mal verwerthet wurde. Das läßt hoffen, daß am Ende noch weitere Stücke zutage kommen.

Ulm. C. Nestle.

* Die unter Leitung des verstorbenen Hamann bei Priene (Klein-Asien) begonnenen Ausgrabungen des Berliner Museums werden jetzt von Dr. Wiegand, einem jungen Berliner Gelehrten, der schon im vorigen Herbst fast selbständig in Priene gearbeitet hat, fortgesetzt. In den heißen Sommermonaten werden die Arbeiten unterbrochen, im Spätherbst wieder aufgenommen werden.

* Dr. Swen Hedin, der schwedische Forschungsreisende, der seit drei Jahren in Centralasien weilt und im vorigen Jahre bei dem Versuch, die Takla-Makanwüste zu durchqueren, fast seine gesammte Karawane und Ausrüstung verlor, hat in diesem Frühling von Kaschgar aus eine neue Wüstenreise unternommen, die glücklich verlief und ihn über Yarkand, Kargalik und Khotan bis zur kleinen Stadt Schah-jar am Tarim-Flusse führte. Seine Karawane legte in 41 Tagen, davon einen großen Theil im Wüstensande, über 600 Kilometer zurück. Die Wüste Takla-Makan wurde an der breitesten Stelle durchquert. In der schwierigsten Sandwüste zwischen Keria und Schah-jar entdeckte Hedin Ruinen von zwei uralten Städten, von denen sich die eine als von gewaltiger Ausdehnung erwies. Beide Städte zeigten deutlich, daß sie von Buddhisten bewohnt gewesen sind. Inzwischen hat Hedin den Weitermarsch durch die Urwälder des Tarim-Gebiets nach Kuela und zum Lob-Nor angetreten. Dann geht es durch das eigentliche China und Sibirien heimwärts.

* **Frankfurt.** Karl Vogts nachgelassene Bibliothek, eine der reichhaltigsten Privatsammlungen der zoologischen Literatur, geht, nachdem Verhandlungen mit der rumänischen Regierung zu keinem Ergebniß geführt haben, in den Besitz der Senckenbergischen naturforschenden Gesellschaft über. Freiwillige Sammlungen ermöglichten die kostbare Erwerbung für Frankfurt.

* **Bonn.** Dr. phil. Eduard Firmenich-Richartz hat sich in der philosophischen Facultät als Privatdocent für Kunstgeschichte habilitirt.

* **Halle.** Der Professor des Strafrechts Dr. Franz v. Liszt hat einen Ruf nach Straßburg als Nachfolger Adolf Merkels erhalten.

* **Hamburg.** Der Director des hiesigen Johanneums (Realgymnasiums), Prof. Dr. Konrad Friedländer, ist am 25. d. M., auf einer Schweizer Reise begriffen, auf der Tellsplatte plötzlich gestorben. Geboren er Ostpreuße, anfangs Lehrer in Elbing, dann Director in Leipzig, seit 1872 in Hamburg, hat er sich theoretisch und praktisch als Pädagog und Realschulmann von historischer Fachbildung einen angesehenen Namen erworben.

* **Hamburg.** Der 7. allgemeine deutsche Neuphilologentag, der neben der Lehrerversammlung hier tagt, ist am 26. unter dem Vorsitz des Professors Wendt (Hamburg) eröffnet worden. Auch aus Wien waren im Auftrage des österreichischen Cultusministeriums Theilnehmer erschienen. Den ersten Vortrag hielt Gehrimrath Dr. Münch (Coblenz) über das Thema: „Welche Ausrüstung für das neusprachliche Lehramt ist vom Standpunkte der Schule aus wünschenswerth?", den zweiten Dr. Hengesbach (Mersetz) über „die Reform im Lichte der preußischen Directoren-Conferenz". Ein Antrag des Prof. Dr. Müller (Heidelberg) auf Feststellung des neusprachlichen Lectürecanons durch Einsetzung einer Commission von 17 Mitgliedern wurde angenommen und die Wahl der Commissionsmitglieder sofort vollzogen. Nachmittags sprachen Prof. Schessler (Dresden) über „Technische Hochschule und neuere Philologie", Dr. Mühlefeld (Osterode) über „Bedeutungsverwandtschaft", Prof. Viktor (Marburg) über die Frage „Was ist im Auslande zur praktischen Förderung der Neuphilologie in letzter Zeit geschehen?", Gotthelf des Gouttes (Kiel) in französischer Sprache über „die zeitgenössische französische Literatur und Schule".

y. **Dorpat**, 23. Mai. Gestern hat sich hier ein in den Annalen der Universität bisher nicht vorgekommenes Ereigniß zugetragen. In der Prüfung der juristischen Facultät versetzte ein Student polnischer Herkunft, der wegen Betheiligung an einer politischen Demonstration vor einiger Zeit von Warschau nach Dorpat verwiesen war, dem Professor des Strafrechts Pastarafftjew eine Ohrfeige, angeblich weil dieser als Delan der juristischen Facultät sich weigerte, dem Studenten vor Beendigung des begonnenen und schlecht bestandenen Examens einen erbetenen Urlaub zu gewähren. Prof. P. fühlte sich durch das rohe Betragen des Studirenden in seiner Ehre als Professor und Beamter der Universität so tief verletzt, daß er, kaum nach Hause zurückgekehrt, durch einen Revolverschuß in die Brust sich das Leben zu nehmen versuchte. Trotz der schweren Verwundung ist noch Hoffnung vorhanden, das Leben P's. zu retten. Der Studirende soll heimlich die Stadt verlassen haben. — Auf Anordnung des Curators des Lehrbezirks ist der hiesige pharmaceutische Verein, der seit 1872 bestand und hauptsächlich aus den aus den Ostsee-Provinzen stammenden, hier studirenden Pharmaceuten gebildet wurde, aufgelöst. Die Verordnung wird mit den neulich gemeldeten Unruhen im Collig des Prof. der Pharmacie Kondakow in Verbindung gebracht.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 27. bis 28. Mai folgende Schriften eingegangen:

Annali di Statistica; Statistica industriale, Fascic. LX. Notizie sulle condizioni industriali della provincia di Girgenti. Roma, G. Bertero 1896. — G. Vengerr: Rumänien, ein Land der Zukunft. Mit Abbildungen ꝛc. Stuttgart, J. Engelhorn 1896. — Konstantin Höhlbaum: Kölner Inventar. I. Bd. 1531—1571, bearbeitet unter Mitwirkung von Hermann Keussen. Mit Actennachtrag. (Inventare hansischer Archive des 16. Jhdts., hggb. vom Verein für hansische Geschichte. I. Bd.) Leipzig, Duncker u. Humblot 1896. — Paul Barras, Memoiren: hggb. von George Duruy. Autoris. Uebersetzung. Bd. 3 u. 4. Stuttgart ꝛc., Deutsche Verlagsanstalt 1896. — Anton Bettelheim: Biographische Blätter; Zeitschrift für lebensgeschichtliche Kunst und Forschung. Bd. II. Heft 3. Berlin, Ernst Hofmann u. Co. 1896. — Dr. Wilhelm Bacher: Die Agada der palästinensischen Amoräer. II. Bd. Die Schüler Jochanans. Strasburg, Karl J. Trübner 1896. — Dr. G. Cloß: Untersuchungen zur Phänomenologie und Ontologie des menschlichen Geistes. Leipzig, A. Deichert 1896. — Lenz: Was ist Gott? Was ist unser Seele? Wo leben wir weiter? Systematische Erklärung auf mathematischer Grundlage. Stahsborg, Fritz Schlesier 1896. — Exsui: Psychische Kraftübertragung. Stuttgart, Fr. Frommann 1896. — Wilhelm Leinung: Ist eine Schulbibel wünschenswerth? Magdeburg, Schulbuch u. Wollbrück 1896. — Rudolf Hildebrand: Tagebuchblätter eines Sonntagsphilosophen; gesammelte Grenzbotenaufsätze. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow 1896. — L. Schnregans: Ueber die orthographische Anarchie im Schriftthum des Elsaßburger Dialekts; Vorschlag zur Abhülfe. Strasburg, J. H. Ed. Heitz 1896. — Otto Schröder: Vom papiernen Stil. 4. Aufl. Berlin, Hermann Walther 1896. — Dr. Robert F. Arnold: Karl Immermann; Ordensrede. Wien, Moriz Perles 1896. — Dr. Friedrich Hefty: Albrecht Goerth, Johanna Ambrosius; Gegenkritik. Pressburg, Carl Angermayer 1896. — Prof. Dr. Gustav Lonbe: Baltisthümliche Ueberlieferungen aus Teplitz und Umgebung. (Adolf Hauffen, Beiträge zur deutsch-böhmischen Volkskunde. I. Bd. 2. Heft.) Prag, J. G. Calve 1896. — Martin Wagner: Soldatenlieder aus dem deutsch-französischen Kriege von 1870/71. Dr. E. Roth: Die Verbreitungsmittel der Pflanzen (Virchow-Wattenbach, Sammlung gemeinverständlicher Vorträge. Heft 241, 242). Hamburg, Verlagsanstalt A.-G. 1896. — Julius Erich Kloß: Zwanzig Jahre „Vorurtheil". Berlin, Schuster u. Loeffler 1896.

Neuer Verlag von Otto Wigand in Leipzig.

Bilanz des Jahrhunderts.

Von

D. Norden.

Groß-Oktav. Preis 2 Mark. (6184)

Das ansprechende, gedrängte und doch reichhaltige, durch seinen freimüthigen und dabei gemäßigten Ton gleich fesselnde Buch wird nicht verfehlen, allgemeines Interesse zu erregen; es sei Allen empfohlen, die eine klare Einsicht in die socialen Verhältnisse gewinnen wollen.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

(6186)

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Die Rothenburger.

Roman von

Adolf Wilbrandt.

Dritte Auflage.

Preis geheftet 3 Mark. Elegant gebunden 4 Mark.

Diese neueste Schöpfung des gefeierten Autors, die Geschichte eines modernen Pygmalion, fesselt nicht nur durch Stoff und künstlerische Behandlung, durch Wärme des Gefühls und Höhe der Gesinnung, sondern ist auch durch einen ungemein liebenswürdigen Zug von Volkstümlichkeit ausgezeichnet, der nicht remongeln wird, dem Dichter zahlreiche neue Verehrer zuzuführen. (6192)

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Krit in München.

Jahrgang 1896. München, Samstag, 30. Mai. Nummer 124.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Zur Geschichte des ländlichen „Tschinsch" in West-Rußland. Von Dr. Paul Apostol. — Edwin Frhr. v. Manteuffel an Leopold v. Ranke. 30—52. (Schluß.) — Mittheilungen und Nachrichten.

Zur Geschichte des ländlichen „Tschinsch" in West-Rußland.

Von Dr. Paul Apostol.

Das russische Wort „Tschinsch" ist deutschen Ursprungs, es ist aus dem Worte „Zins" entstanden. Unter dem Institut des Tschinsch ist die Erbpacht, eventuell die Zinspacht zu verstehen, welche in den süd- und nordwestlichen Gegenden des russischen Reichs, in Lithauen und der Ukraina weit verbreitet ist. Statistische Daten, aus denen sich die Ausdehnung dieses Instituts genauer darlegen ließe, sind spärlich vorhanden, immerhin genügen die vorhandenen, um ein ziemlich klares Bild von der hohen Bedeutung desselben für Westrußland zu gewinnen. Es ist z. B. bekannt, daß es allein in den drei südwestlichen Gouvernements Kiew, Podolien und Wolhynien gegen 250,000 ländliche „Tschinschewiki" = Erbpächter gibt[1]); in einigen Kreisen des Gouvernements Wolhynien bilden sie 25 Procent der gesammten Bevölkerung[2]).

Die Erbpacht entstammt nicht der eigentlich russischen Rechtsentwicklung. Sie erscheint vielmehr in Rußland erst im Laufe des 17.—18. Jahrhunderts, nach der Ausnahme der Ukraina und Lithauens ins russische Reich. Was ihren Ursprung in diesen Landschaften betrifft, so stimmt derselbe völlig überein mit dem Entstehen der Einrichtung in Westeuropa. In einigen Fällen war es der Gutsbesitzer, der seine Leibeigenen zu Erbpächtern erhob, um eine intensivere Bodencultur herbeizuführen; in anderen Fällen überließen die Landbesitzer einen Theil ihrer Bodenfläche anderen, landlosen Freien zur Benutzung; außerdem aber geschah es auch, daß in jenen fehdelustigen und rechtlosen Zeiten kleinere Landeigenthümer, um ihren Besitz zu vertheidigen, ihr Gut benachbarten Großgrundbesitzern zu eigen überließen, um es alsdann in Form von Erbpacht zurückzuempfangen.

Die Hauptursache für die Entstehung des Tschinschrechtes in Polen und Lithauen bildeten jedoch nicht jene drei erwähnten Fälle, sondern sie lag in der Colonisation unbenutzter Ländereien durch Uebersiedler aus Deutschland. Unbenutzter, jungfräulicher Boden war in Polen und Lithauen in Fülle vorhanden. Die polnischen und lithauischen Herrscher empfingen mit offenen Armen deutsche Colonisten, wie sie besonders in den unruhigen Zeiten nach dem Ausgang der Stauser schaarenweis in die östlichen Nachbarlande einströmten. Diese Colonisten erhielten nun Land zu erblicher Benutzung auf Grundlage des deutschen Rechtes, des Jus Magdeburgense, Jus Novi fori, Jus Culmense.[1]) Sie bedangen sich Selbstverwaltung aus und ließen sich die persönliche Freiheit zusichern. Der blühende Zustand, in welchem sich bald die neuen Ansiedlungen befanden, die in die Augen fallenden Vortheile der freien Arbeit wirkten dahin ein, daß auch die einheimische Bevölkerung häufig aus dem Zustande der Leibeigenschaft in den der Erbpacht auf Grundlage des deutschen Rechts übergeführt wurde.

Wie die Landesherrscher, so suchten auch die Großgrundbesitzer in gleicher Weise vorzugehen. Es geschah dies auf folgende Weise. Irgend ein gewandter und kluger Unternehmer, der die „Deutschen Rechte" kannte, übernahm es, in einer verlassenen oder waldbewachsenen Gegend eine neue Ansiedlung anzulegen. Er kaufte vom Gutsbesitzer den Stand eines „Soltiz" — Aeltesten — und erhielt ein Privileg, in welchem die Größe der überlassenen Grundfläche, die Rechte und Pflichten des Soltiz und der neuen Ansiedler verzeichnet standen. Das für die neue Ansiedlung bestimmte Land wurde in einzelne Stücke vermessen, von denen ein nicht sehr großer Theil dem Soltiz, sowie der Kirche überlassen, das übrige unter die Ansiedler vertheilt ward. Die erste Zeit hindurch wurde von diesen kein „Tschinsch" gezahlt, denn der Boden war da noch sehr schwer zu bearbeiten und die Ansiedler mußten sich selber Häuser bauen. Nach Ablauf einer bestimmten Frist jedoch bezahlten sie einen immer gleichbleibenden Tschinsch. Die Ansiedlungen erhielten das Recht der Selbstverwaltung. Zu kleineren Streitsachen entschied der Soltiz nebst gewählten Dorfvertretern.

Unter den Wohlthaten des Magdeburgischen Rechtes kamen so die Ansiedlungen alsbald in einen blühenden Zustand und breiteten sich im Laufe des 12. bis 15. Jahrhunderts weithin aus. Allein seit dem 16. Jahrhundert veränderte sich die Sachlage vollständig. Bedrängt durch Mediatisirungsgelüste von oben, wie durch eigene Verarmung, beginnt in Polen der kleinere Landadel, die Schlachta, den Kampf gegen die Erbpächter. Die Tendenz dieses Kampfes geht auf die Vernichtung der Tschinschewiki; man will ihnen die persönliche Freiheit nehmen und sie zu Leibeigenen herabdrücken. Der energischere Theil der so bedrohten bäuerlichen Bevölkerung zog in Massen fort von den Ländereien des Adels und wandte sich in die Ukraina, um daselbst ins freie Kosakenthum aufzugehen. Das Kosakenthum bildete damals eine Macht, welche auch dem polnisch-lithauischen Adel bis zu einem gewissen Grade Respect einflößte und ihn davon abhielt, seine eigenen Bauern bis zum äußersten zu treiben, damit diese nicht zu den freien Kosaken entliefen.

Die erbitterten Fehden aber gegen die Kosaken entvölkerten gleichzeitig die umstrittenen Gebiete. Das Resultat

---

[1]) A. Rembowsky. Geschichte und Bedeutung des Tschinschbesitzes in Westrußland. Petersb. 1886. S. 8. — (?). Zur Frage der Regelung der Tschinschverhältnisse. Kiew, 1882, S. 4.

[2]) D. Pichno. Der Tschinschbesitz. Zeitschrift für Civ.- und Crim.-Recht, 1887, B. V S. 179.

[1]) Polnische Umarbeitungen des Sachsenspiegels. Die verbreitetsten waren die von Nikolaus Jaskier, Bartosch Groicky und Paul Tscherbusch.

war: neue Ansiedlungen auf Grundlage des deutschen Rechtes — darauf wiederum Unterdrückungen der neuen Ansiedler, Flucht der Bauern, oder auch Bauernkriege, so namentlich der berühmte Bauernaufstand von 1768. Als Lithauen und die Ukraina im Laufe des 17. bis 18. Jahrhunderts an Rußland fielen, war die Anzahl der Tschinschewiki, die ihre alte Unabhängigkeit behalten hatten, immer noch recht groß. Das Tschinschinstitut hatte in der Bevölkerung starke Wurzeln gefaßt und breitete sich fortdauernd aus, indem es als die gewöhnliche Pachtform auftrat. Die Gesetzgebung gebot der Entwicklung dieses Instituts keinen Einhalt, denn die russischen Gesetze, welche keine Erbpacht kennen [1]), wurden bis 1840 nicht auf das Westgebiet ausgedehnt.

Seit 1840 tritt eine Aenderung ein. Am 25. Juni des gedachten Jahres erschien ein Allerhöchster Ukas, zufolge dessen die russischen Gesetze sich auch auf das Westgebiet erstrecken sollten. Dieser Ukas hatte zwar natürlich keine rückwirkende Kraft, doch war mit seiner Veröffentlichung eine Scheidewand gegen die Entstehung neuer Tschinschverhältnisse aufgerichtet, was indessen den Abschluß neuer Tschinschcontracte thatsächlich nicht ganz ausschloß. Dieses Institut war einmal die gewohnheitsmäßig begründete Pachtform und daher durch einen einfachen Gesetzesparagraphen nicht auszurotten. Nach dem directen Wortsinne des Gesetzes freilich sollten nach 1840 geschlossene Tschinschcontracte für gesetzlich ungültig erklärt, respective cassirt werden. Die Ungerechtigkeit einer derartigen Cassation sprang jedoch so sehr in die Augen, daß die Gerichte sich auf jegliche Weise bemühten, das Gesetz zu umgehen. Auch die höchste Gerichtsinstanz des russischen Reiches — der Senat — sprach in Bezug auf das Tschinschinstitut sehr unklare und einander widersprechende Meinungen aus. Das Resultat war: völlige Rechtsunsicherheit der Erbpächter, unendliche Streitigkeiten mit den Gutsbesitzern und Exmissionen der Tschinschewiki mit Aufwand von Militärmacht.

Die Regelung der Tschinschverhältnisse wurde somit zur brennendsten Tagesfrage. Diese Regelung war aber sehr schwer durchzuführen, einerseits wegen der ungeheuer großen Menge der Tschinschewiki, andrerseits infolge der äußerst verschärften Beziehungen derselben zu den Gutsbesitzern, was die Klarstellung der Verhältnisse sehr erschwerte. Man konnte dabei zwei Wege einschagen: entweder konnte man die Erbpacht reguliren und sie den neuen Lebensverhältnissen anpassen, oder die Erbpacht in Eigenthum verwandeln. Die Commission, welche durch den Staat zur Regelung eingesetzt wurde, schloß ihre Sitzungen 1886 und veröffentlichte ein neues Tschinschreglement. Kurz gefaßt sind die Principien dieses Reglements folgende:

1. Die Erbpacht der Tschinschewiki, welche ihre Rechte nachweisen können, wird in Eigenthum verwandelt. Die Tschinschewiki dagegen, welche ihre Rechte nicht beweisen, werden als Zeitpächter betrachtet.

2. Die Tschinschewiki, die ihre Contracte vor 1840 geschlossen haben, können ihre Rechte sowohl durch Documente, als durch Zeugenaussagen beweisen, alle anderen nur durch Documente. [2])

3. Der Tschinsch (ev. Kanon) wird mit dem Laudemium und allen anderen Abgaben zusammen berechnet und capitalisirt. Der Tschinschewik muß das so ausgerechnete Capital dem Gutsbesitzer auszahlen, wozu er vom Staate einen Vorschuß bekommt.

Schon a priori konnte man muthmaßen, daß das Gericht in einer Menge von Fällen den Tschinschewiki die Anerkennung ihrer Rechte versagen werde. Die Bevölkerung war ja meist nicht gewöhnt, sich in schriftlichen Contractformen zu bewegen. Und in der That, als ich im Sommer des vorigen Jahres bei der Behörde für die Tschinschangelegenheiten des Gouvernements Kiew Einsicht in die Verhältnisse erhielt, ersah ich aus dort vorhandenen statistischen Materialien, daß von 41,387 Tschinschewiki dieses Gouvernements, die um Anerkennung ihrer Rechte gebeten, 23,469 diese Anerkennung versagt worden war.

Die Bauern, deren Rechte nicht anerkannt worden sind, werden dorfweise auf einfachen Wunsch des Gutsbesitzers exmittirt. Die Erzählungen von Augenzeugen dieser Exmissionen spotten jeder Beschreibung und erinnern an die Tatarenverwüstungen. [1]) Am Tage vom Gerichtsvollzieher und mit Aufwand von Militärkraft aus ihren Häusern herausgejagt, kehren die Bauern zur Nachtzeit wieder in ihre halbverwüsteten Wohnstätten und heulen und weinen, da sie nicht im stande sind, sich von ihrem Heimathsort zu trennen. Dann werden sie von der Polizei entdeckt und es beginnt eine neue, viel strengere Exmission, nach der die armseligen Tschinschewiki oft wegen ihres wenngleich passiven Widerstandes gegen die Behörde in die Arrestantenabtheilungen verschickt werden.

Aber auch die Lage der Tschinschewiki, deren „Rechte" anerkannt sind, ist keineswegs beneidenswerth. Die meisten haben schon vor 1886 ihre Aecker in den Processen mit den Gutsbesitzern verloren. Aber auch das Haus mit kleinem Stück Wiese und Gemüsegarten, wie es die Tschinschewiki jetzt zum Eigenthum bekommen, wird bei der ersten Versäumniß der Procentzahlungen für die Vorschüsse subhastirt.

Daß die Lösung der Tschinschfrage dergestalt mißlungen ist, läßt sich folgendermaßen erklären: erstens hatten die Gutsbesitzer einen Einfluß auf die Commission, welche die Tschinschverordnung von 1886 verfaßt hat; zweitens fürchtete die Commission, daß bei einer Erleichterung der Beweisführung eine Menge von Zeitpächtern, mit denen die Gutsbesitzer keinen schriftlichen Contract geschlossen, sich zu Tschinschewiki ertiären würden.

* * *

(Von der Literatur der Tschinschfrage geben wir folgende Uebersicht: Gantower: Ursprung und Wesen des Tschinsches. Petersburg 1884. W. Spassowitsch: Die Quellen des Tschinschrechtes. Petersburg 1885. A. Rembowsky: Geschichte und Bedeutung des Tschinschbesitzes. Petersburg 1886. (Anonym): Zur Frage der Regelung der Tschinschverhältnisse. Kiew 1882. Schimanowsky: Die Tschinschrechtverhältnisse. Odessa 1886. Pr. Nesabitowsky: Bemerkungen über den Tschinschbesitz. Sämmtl. Werke. Kiew 1884. Pr. Lewitsky: Die Tschinschfrage. Russkaja Misl. Moskau, Bd. VIII, 1886. Pr. Pichno: Der Tschinschbesitz. Zeitschrift für Civ.- und Strafrecht Bd. V, 1877. Abramoff: Einige Eigenthümlichkeiten unsrer ländlichen Verhältnisse. Otetschestwennie Zapiski. 1883 Nr. 11. Malewsky: Zur Tschinschfrage. Zeitschr. für Civ.- und Strafrecht Bd. II, 1882. Pr. Pobedonoszeff: Das Civilrecht. Petersburg 1873. Bd. I. Besobrasoff: Die Tschinschverordnung. Petersburg 1892.)

---

1) Nach russischem Gesetz kann der Pachtcontract nicht auf länger als 12 Jahre geschlossen werden. Es gibt aber von dieser Regel einige Ausnahmen für einzelne Gebiete und für einige besondere Arten von Ländereien. So kann z. B. in der Krim der Pachtcontract sogar auf 90 Jahre geschlossen werden (Swod Zakonow. B. XI T. 1 § 1691.)

2) Schon früher hatte der Senat alle nach 1876 geschlossenen Tschinschcontracte für ungültig erklärt. Das wurde auch von der Commission angenommen.

1) S. z. B. „Russkaja Beseda" 1895. Bd. X.

Edwin Frhr. v. Manteuffel an Leopold v. Ranke.

36.

Mein hochverehrter Freund!

Wie lange wollte ich Ihnen schreiben, wie gern möchte ich Ihnen schreiben! Ich kam nicht dazu und komme auch heute nicht dazu, denn es ist jetzt Mitternacht und ich muß morgen wieder früh am Arbeitstisch sitzen. Daher nur 2 Worte. Wollen Sie meine innere Stimmung wissen, so lassen Sie sich den Wallenstein holen und lassen Sie sich die Stelle vorlesen, wo Wallenstein über den Verlust spricht, den er durch den Tod des Max erlitten. Ich weiß, welche Gewalt die Zeit übt, ich entsage dem Wirken im Leben noch nicht, aber kalt und farblos sehe ich dieses vor mir liegen. Nun hat meine selige Frau von Ihrer seligen Frau ein Armband bekommen, das ihr lieb gewesen ist und das sie im Andenken an diese gern und oft getragen hat, sie hat mir und Isabellchen[1]) wiederholt gesagt, nach ihrem Tode solle Maxa das Armband ihrer Mutter bekommen. Soll ich es Maxa direct schicken, oder wollen Sie es Maxa geben?

Gestern wurde mir ein Auszug aus der Augsburger Zeitung geschickt und heute steht der Aufsatz über meine selige Frau in einem hiesigen Journale. Ich finde ihn mit Haltung geschrieben und mein ältester Sohn räth, er sei von dem Generalconsul Bamberg in Messina, der in meinem Hauptquartier in Nancy war. Ich schicke ihn Ihnen und Sie lassen ihn sich vielleicht vorlesen. Dann erhalte ich in diesen Tagen den Druck der Reden, die der Pfarrer Steinwender hier am offenen Sarge und der Hofprediger Kögel in Topper beim Begräbniß gehalten hat. Sie sind so freundschaftlich gesinnt gegen meine Frau gewesen und diese hat Sie so hoch gestellt und Sie so lieb gehabt, daß ich denke, Sie lassen sich auch diese beiden Reden in Ihrer Theilnahme vorlesen. Einen Zug möchte ich Ihnen noch erzählen, der mir tiefen Eindruck gemacht hat. Meine Frau und ich halten oft davon gesprochen, daß wir uns unter den alten Eichen auf dem Kirchhofe in Topper begraben lassen wollten. Am Montag Mittag, 5—6 Stunden vor ihrem Tode, sagte mir meine Frau erneut, sie wolle dort begraben sein, aber die Bäume seien alt, ein Sturm könne sie umreißen, und ich müsse daher genau untersuchen lassen, wie weit die Wurzeln gingen, damit ihr Grab, wenn die Bäume fielen, durch diese nicht zerwühlt werden könne. Ich hatte hieran nie gedacht!

Nun danke ich Ihnen herzlich für Ihre Grüße durch Herrn v. Sybel[2]) und habe mich gefreut, von ihm zu hören, wie wohl und geistig frisch er Sie gefunden; aber er hat mir nicht sagen können, was Sie jetzt arbeitelen. Von mir schreibe ich nichts, denn da müßte ich zu viel schreiben, meine Stellung ist schwer. Gestern besuchte ich Herrn v. Möller, der hier eine Cur braucht an seinem Fuße; er sagte mir, die Organisationsgesetze machten ihm den Eindruck, als ob sie auf meinen Ruin berechnet und entworfen seien. An den Gedanken glaube ich nicht, thatsächlich steht meine Stellung aber wirklich in der Luft und was ich bin, kann ich nur durch Persönlichkeit sein. Nun, so Gott will, komme ich im Januar nach Berlin und sehe und spreche Sie viel und freue mich darauf und will neue Nahrung für mein geistig Leben bei Ihnen holen. Meine Kinder sind gut und meine Schwester ist auch noch bei mir. In treuer Liebe und Verehrung

Straßburg, 8. Decbr. 1879. E. Manteuffel.

1) Manteuffels Tochter.

2) Jüngerer Bruder des Historikers.

37.

Mein hochverehrter Freund!

Liegt es darin, daß ich den Schmerz empfinde, den Sie vor Jahren empfunden haben, oder darin, daß ich die Gefühle, die meine selige Frau für Sie hatte, mit vertrete — meine Glückwünsche zu Ihrem morgenden Geburtstage sind womöglich noch inniger, noch verehrungsvoller als früher. Der liebe Gott segne Sie in Ihren Kindern und erhalte Sie noch lange in Ihrer seltenen geistigen Kraft. Ich danke Ihnen herzlich für Ihren Brief, aber er gibt mir Veranlassung zur Bitte um ein Weihnachtsgeschenk. Bitte, bitte, schicken Sie mir zum Fest, was Sie am Begräbnißtag meiner seligen Frau aufgeschrieben oder vielmehr dictirt haben und was Sie dann, als Sybel bei Ihnen gewesen, für mich dictirt haben.[1])

In treuer Verehrung und bilte Ihre Kinder morgen zu grüßen.

Straßburg, 20. Decbr. 1879. E. Manteuffel.

38.

Hoch und innig verehrter Freund!

Der liebe Gott segne Sie und Ihre Kinder und Enkelkinder im neuen Jahre und erhalte Sie noch lange in der geistigen Frische und Kraft, die so viel Bewunderung erregt hat, erregt und in künftigen Geschlechtern erregen wird. Wie danke ich Ihnen für die Zusendung des Dictats und wie hat mich dies interessirt! Aber eins ändern Sie: Herr v. Sybel hat Ihnen von 5 Tagen gesprochen, die ich aufgebraucht, um mich nach dem Tode meiner Frau wieder den Geschäften zu widmen. So hat mich der liebe Gott einmal nicht geschaffen. Ich habe an dem Todestage selbst und die darauf folgenden Tage meine Vorträge entgegengenommen und die Geschäfte getrieben und nur einen Militärvortrag habe ich aufgeschoben auf den andern Tag und habe mir nur die wichtigeren Sachen zuschicken lassen, weil dieser gerade auf die Stunde fiel, wo die Leiche in den Sarg gelegt wurde, und ich sie doch gern selbst tragen wollte. Sonst hat der Dienst keine Störung erlitten und als meine Frau mich zum letzten male angesehen hatte und ihr dann das Auge brach und ich in dieses brechende Auge hineinblickte, habe ich nicht anders gefühlt, als ich heute fühle. Wollte ich den Schmerz mitsprechen lassen im Dienst, dann hätte ich nicht bloß 5 Tage die Geschäfte ruhen lassen, dann ruhten sie heute noch und wohl so lange, als mich der liebe Gott hier auf Erden läßt.

Also der liebe Gott gebe Ihnen ein gutes Jahr! In tiefer und wahrer und fast über Verehrung gehender Verehrung

Straßburg, 31. Decbr. 1879. E. Manteuffel.

39.

Hochverehrter Freund!

Ein Brief von Ihnen zu heute hätte mir gefehlt. Heute Abend ist er eingetroffen. Ich danke Ihnen herzlich. Wie es mir schwer geworden, Sie neulich in Berlin nicht nochmals haben sehen zu können, bedarf keiner Worte; ich wurde beide Abende, die ich dort war, erst um 11 Uhr frei und da durfte ich nicht mehr zu Ihnen gehen. Schreiben kann ich heute auch nicht, denn vor 3 Tagen habe ich ein plötzliches Erbrechen gehabt, wie vor 2½ Jahren in Carlsruh, das mich so matt gemacht hat, daß ich nur mit Anstrengung die Vorträge habe entgegennehmen können. Sonst sitze ich jetzt im Sattel und habe die volle Leitung der Geschäfte.

In herzlicher Liebe und treuer Verehrung

Straßburg, 24. Februar 1880. E. Manteuffel.

1) Ranke's Werke Bd. 53/54. S. 633—638.

40.

Hochverehrter Freund!

Ich kann nicht schreiben, aber ich muß Ihnen danken für die Weltgeschichte, die ich heute empfangen. Es war vor dem Gehen zum Diner, aber ich habe meine Gäste warten lassen, um wenigstens die Vorrede zu verschlingen. Herzlichen, herzlichen Dank!

In treuer Liebe und Verehrung

Straßburg, 17. Decbr. 1880. E. Manteuffel.

41.

Hochverehrter und sehr lieber Freund!

Wenig Tage nimmt der Tag zu, seitdem ich Ihnen Wünsche aussprach. Aber ich denke, wenn sie so recht herzlich gemeint sind, kann die Wiederholung nichts schaden und so wünsche ich Ihnen so recht aus Herzensgrunde Glück zum neuen Jahre. Ihre Weltgeschichte ist seit langen Jahren das erste Buch, das ich nicht direct aus Ihrer Hand, sondern nur in Ihrem Auftrage zugeschickt bekomme. Das war ein Gefühl, das beim Lesen mich öfters ergriff — ich bin einmal ein sentimentales Geschöpf — und dann war ein anderes Gefühl, das mich unangenehm berührte: es wurde mir wieder so recht klar, wie wenig ich gelernt habe. Aber das wurde alles verscheucht durch den Eindruck, welchen das Lesen des Buches selbst auf mich machte. Welche Summe von Wissen — doch darüber mögen Gelehrte sprechen; über den Reichthum der Gedanken, über das Großartige der ganzen Auffassung, über die Festhaltung derselben in Allem und Jedem, da spreche ich mit. Habe ich Sie bewundert, so bewundere ich Sie heute noch mehr. Der liebe Gott erhalte Sie in Kraft, daß Sie das angefangene Werk vollenden — das ist mein Gebet für Sie — und segne Sie in Kindern und Kindeskindern.

In treuer Liebe und Verehrung

Straßburg, 30. Decbr. 1880. E. Manteuffel.

42.

Gastein, 4. Septbr. 1881.

Hochverehrter und tiefgelehrter Freund!

Ich komme wieder mit einer Bitte. Aber zuerst: seit gestern bin ich mit Isabellchen hier, muß aber auf einer Chaiselongue liegen, wie ich seit fast 4 Wochen wegen entzündeter Venen thue, doch geht es besser und mache ich schon wieder Gehversuche und hoffe, daß Gastein mir weiter helfen wird. Habe ich nun alle die Zeit fern von Ihnen gelebt, so habe ich doch in Ihnen gelebt und viel Ihre Werke erneut gelesen. Die Behandlung der religiösen Verhältnisse in der französischen Geschichte ist mir da lehrreich gewesen. Nun denken Sie aber, wie es mir geht. Hierher will ich mir Ihre Geschichte der Reformation mitnehmen. Ich habe 3 Exemplare, ein älteres, eines, das Sie meiner seligen Frau geschenkt, und das der sämmtlichen Werke. Bei allen dreien fehlt wie durch ein Wunder der erste Theil, alle andern sind da. Wahrscheinlich hat jemand den 1. Theil geborgt und ihn nicht wiedergegeben oder bei den vielen Reisen ist er verloren gegangen oder noch irgendwo verpackt. Kurz mir fehlt hier der 1. Theil der deutschen Geschichte bei den sämmtlichen Werken und da ich gar zu gern meine freie Zeit benutzen wollte, um diese Geschichte, die mir bei unsern Wirren nützlich, zu studiren, so appellire ich wieder an Ihre Güte und bitte, mir einen ersten Theil hierherzuschicken. Glauben Sie nicht, hochverehrter Freund, daß hier Geiz mitspricht; nein, außer den 4 Exemplaren für die Schleswiger Gymnasien habe ich jetzt für meinen Pfarrer in Topper ein Exemplar Ihrer deutschen Geschichte gekauft und ihm zum Geschenk gemacht; hier spricht nur mein Sentiment, ich will Ihre Werke nur in von Ihnen mir geschenkten Exemplaren lesen. Nun kann ich nicht mehr schreiben, hoffe zu Gott, daß es Ihnen gut geht, grüße Ihre Kinder und bin und bleibe in Verehrung

Ihr E. Manteuffel.

43.

Gastein, 9. Septbr. 1881.

Hochverehrter Freund!

Ich kann mir nicht helfen, ich quäle Sie schon wiedee mit einem Brief. In Erwartung des 1. Theiles der deutschen Geschichte, der heute angekommen und für dessen Zusendung ich herzlich danke, habe ich Ihren Wallenstein wieder gelesen. Ich hatte es seit Jahren nicht gethan, aber ich muß Ihnen, was ich nach dem ersten Lesen that, wieder meine Bewunderung aussprechen. Was ist das für ein Buch, welche Kritik und Menschenkenntniß, welche Gabe, die Hauptsachen von den Nebendingen zu sondern und klar hinzustellen — was möchte ich noch alles hervorheben, ich kann nur in die Höhe sehen, wenn ich Sie lese. Eine Betrachtung habe ich aber doch gemacht. Mir geht's besser, mein Kopf ist frei, aber ich muß noch auf der Chaiselongue liegend schreiben. Da fühle ich seit Wochen so recht den Unterschied zwischen Gesundsein und körperlich gefesselt sein. — Wäre Wallenstein ermordet worden, wenn er kein Podagra gehabt, wenn er nicht sich hätte tragen lassen, sondern zu Pferde hätte steigen und sich den Truppen hätte zeigen, mit ihnen hätte marschiren können? Ich kann nicht mehr schreiben. In treuer Liebe und Verehrung.

E. Manteuffel.

44.

Straßburg, 28. Octoher 1881.

Hochverehrter Freund.

Ich komme nochmals auf Wallensteins Krankheit in der Zeit seines Falles zurück. Sie interessirten sich für die hiesigen Wahlen; sie fallen alle zu gunsten der Opposition aus. Daß nun dies geschehen wäre, wenn ich in dem letzten halben Jahre nicht über $3^1/_2$ Monate abwesend und außerdem hier im Lande über 4 Wochen krank ins Zimmer gebannt gewesen wäre, glaube ich nicht, ergo...

Ich hoffe zu Gott, daß es Ihnen gut geht.

Ihre Reformationsgeschichte ist doch auch wunderbar schön und klar. Ich möchte, alle evangelischen Geistlichen müßten vor der Weihe den Beweis liefern, sie gelesen und verstanden zu haben. Ich fange an, mich wieder zu erholen. Ist Maxa in Berlin, so grüße ich sie, den Mann, mein Pathchen und bin und bleibe in Liebe und Verehrung

E. Manteuffel.

45.

Hoch hochverehrter Freund!

Wie habe ich mich über Ihren Brief vom gestrigen Tage gefreut, welchen Werth lege ich auf Ihr Urtheil, wie bin ich gespannt auf den zweiten Band!

Ich habe aber gestern schon wieder eine Rede halten müssen. Außer dem Landesausschuß trat jetzt auch das Consistorium unsrer Kirche zusammen und ich gab diesem und den ersten Geistlichen der hiesigen Kirchen und der theologischen Facultät der Universität ein großes Diner. Das Mißtrauen der Geistlichkeit über die Hetten'sche Frage hatte sich noch gesteigert und der Glaube, daß ich in katholischen Händen sei und ein amtlicher Pietist, griff immer mehr um sich. Hätte ich nun der protestantischen Geistlichkeit nichts gesagt, nachdem ich Tags zuvor den Landesausschuß angeredet, so hätte das verletzt. Dazu kam, daß wenige Tage zuvor der Rector der Universität und eine Anzahl Professoren Resolutionen beschlossen, Unterschriften dazu gesammelt und in die Zeitungen hatten setzen lassen.

Fast alle Professoren mit Ausnahme von Laband und Schmoller und Kraus hatten sie unterschrieben. Der größte Theil der Herren war was man sagt hineingefallen, aber au fond war die Sache gegen meine Person gerichtet und weder dem Curator, noch einem der Herren des Ministeriums, noch mir, der ich fast täglich 1—2 Professoren an meinem Tisch sehe, war von dieser Absicht, Resolutionen zu erlassen, gesprochen worden. Das ärgerte mich und bestärkte mich, Front gegen diese fortwährenden Agitationen zu machen.

Ich sende Ihnen nun zuvörderst das Blatt, in dem die Resolutionen stehen; vielleicht interessirt es Sie, auch die Namen der betreffenden Professoren zu lesen. Ich bezeichne es mit Nr. I. Dann schicke ich Ihnen das Blatt, in dem meine Rede steht. Daß ich ein bischen aus Ihrer Geschichte der Reformation gestohlen, nehmen Sie nicht übel; es bleibt nur fraglich, ob ich sie richtig verstanden und richtig angewandt habe.

Lebe ich, so bekommen Sie diesen Monat noch einen Brief von mir, und erscheint Ihr zweiter Band wirklich vor Weihnachten, dann noch einen zweiten.

Sagen Sie doch Otto, seine Empfehlung, Roack, hätte auch mit unterschrieben. In herzlich treuer Liebe und Verehrung.

Straßburg, 8. Decbr. 1881. E. Manteuffel.

46.

Hochverehrter und hochbewunderter Freund!

Ich habe das Jahr 1881 nicht vorübergehen lassen, ohne den zweiten Band fertig gelesen zu haben und so wird mein Wunsch zum neuen Jahre, daß Gott Sie noch lange, lange in geistiger Kraft erhalte, immer mehr nicht bloß persönlicher, aus Liebe zu Ihnen hervorgehender Wunsch, sondern auch solcher, der aus, wie soll ich sagen, Weltgefühlen hervorgeht. Sie sind noch nothwendig, um Ihr Werk zu vollenden. Was hat mich fast am meisten interessirt? Der Vergleich zwischen dem Nichtreussiren des Alcibiades und dem Reussiren des Augustus. Ich sehe meine instinctartige Politik während unsrer Revolutions- und Conflictszeiten darin bestätigt: die Armee stark aufstellen! Ich kann nicht mehr schreiben; daß ich in meinen Glückwunsch Ihre Kinder und Enkel einschließe, bedarf nicht der Worte. Isabellchen hat die Masern.

In Treue und Liebe.

Straßburg, 30. Decbr. 1881. E. Manteuffel, GFM.

47.

Hochverehrter Freund.

Wie gern drückte ich Ihnen am morgenden Tage die Hand und sagte Ihnen meine Glückwünsche zur neuen Jubiläumsfeier[1]) persönlich! So muß ich es schriftlich thun, aber ich thue es aus warmem Sie liebenden und verehrenden Herzen. Der liebe Gott erhalte Sie noch lange in voller Geisteskraft und lasse seinen Segen auch auf Ihren Kindern und Kindeskindern ruhen. Wie bin ich gespannt, wie sehne ich mich nach dem nächsten Theil Ihrer Weltgeschichte. Was Sie mir von dem ersten Capitel desselben sagten, ist ja von unendlicher Wichtigkeit für unsre Kirche. Der ganze Rationalismus beruht auf der Behauptung, daß die Evangelien erst in späteren Jahrhunderten künstlich fabricirt sind. Wird wissenschaftlich nachgewiesen, daß sie echt, dann werden die Menschen auch wieder an das Wort glauben: Wer mich verleugnet vor der Welt, den werde ich auch verleugnen! Der liebe Gott hat da viel in Ihre Hand gelegt. Wie leid es mir gethan hat bei meinem jüngsten Aufenthalt in Berlin, den letzten Abend nicht haben zu Ihnen kommen zu können, kann ich nicht sagen, aber meine Verwandten blieben bis gegen 11 Uhr, und da war es zu spät.

Hier geht es, wenn man es aus dem Großen betrachtet und über Details hinwegsieht, gut. Die Opposition des Landesausschusses gegen das Sprachengesetz ist bedeutend und influirt auf viele Fragen, aber in dieser Opposition entwickelt sich das Gefühl der Selbständigkeit des Landes und, ohne es zu wissen, wird dadurch der frühere Zusammenhang mit Frankreich gestört. Sind die Leute in ihrem Ideengang erst von diesem Zusammenhange los, so findet sich das Weitere. In der Landbevölkerung ist aber die Stimmung nach wie vor gut.

Es wird Sie auch interessiren, daß Professor Baumgarten mir sein neuestes Buch: „Vor der Bartholomäusnacht", geschickt hat. Erst vorgestern war Isabellchen nach der Augenschonungsquarantäne so weit, daß ich ihr einzelne Briefe geben konnte, darunter auch Ihren Kalender, der sie sehr glücklich und stolz machte.

Und nun will ich zu meinen Acten zurück und sage Ihnen Adio. In treuer und großer Liebe und Verehrung

Straßburg, 12. Februar 1882. E. Manteuffel.

48.

Straßburg den 16. Februar 1882.

Hochverehrter Freund.

Gratulirt habe ich Ihnen nicht, als ich in der Zeitung las, welche Auszeichnung Ihnen geworden[1]); aber gefreut habe ich mich recht aus Herzensgrund Ihretwegen, Ihrer Kinder wegen, die glücklich sind, wenn der Vater geehrt wird, des Königs wegen und Fürst Bismarcks wegen, denn es spricht für beide, wenn sie Sie auszeichnen und dadurch die Anerkennung des Werthes der Wissenschaft kundgeben. Der Kaiser hat mehr Ruhm von der Sache als Sie selbst. Nun also, ich habe mich gefreut und gratulire Ew. Excellenz recht aus Herzensgrunde. Wirklich dankbar bin ich Ihnen für Ihre Relation; Sie wissen, wie mich jede Sie betreffende Kleinigkeit interessirt und daher gewiß auch das Detail dieses Tages; aber von Ihren Kindern sagen Sie nichts, ob diese bei dem Empfang der Gratulirenden dabei waren. Die Anrede des Professor Mommsen, soweit die Zeitungen sie brachten, hat mir auch guten Eindruck gemacht. Aber welch ein Gegensatz: Ihnen schreibt F. Bismarck den wirklich hübschen Brief und den Sie ebenfalls beglückwünschenden Professor Mommsen stellt er vor Gericht! Dieser Professor sollte aber auch lieber von der Tagespolitik fern bleiben. Daß Sie den Brief von Fürst Bismarck haben veröffentlichen lassen und ebenso Stellen aus dem Briefe des Kaisers mitgetheilt, finde ich den Verhältnissen entsprechend; beide lesen sich außerdem gern gedruckt.

Ich werde unterbrochen, daher nur noch, daß mein Landesausschuß heute geschlossen, daß er den Haushaltsetat und die Vorlagen mit einem nicht wesentlichen Amendement genehmigt, daß alles im ganzen gut abgelaufen und daß bei dem gestrigen Diner, das ich ihnen gebe, meine Gesundheit ausgebracht wurde, was bei dem Austrittsdiner nicht geschehen war, und daß sie das Hoch lauter als je schrieen. Und nun herzlich Adio.

E. Manteuffel.

49.

Straßburg, 1. Decbr. 1882.

Mehr als hochverehrter Freund.

Wie danke ich Ihnen für die guten Worte, die Sie mir über meinen Vetter[2]) schreiben. Sie thaten mir um so

[1]) 50 Jahr Mitglied der Berliner Akademie.

[1]) Verleihung des Titels Excellenz; vgl. Werke Bd. 53/54. S. 549 f.

[2]) Den eben verstorbenen ehemaligen Ministerpräsidenten Otto v. M.

wohler, als ich viele böse Zeitungsartikel hatte lesen müssen. Und nun herzlichen Dank für den 3. Band, den ich lese trotz aller Parlamente und Landesausschüsse der Reichslande. Aber ich sage Ihnen offen, ich habe mit pag. 150 begonnen,[1]) und da ich dann bis zum Verschwinden Pauli gelesen, gehe ich mit voller Lust und Liebe an das ganze Werk. Isabellchen empfiehlt sich auf das herzlich verehrendste, und ich bin und bleibe Ihr

Edwin Manteuffel.

50.

Geliebter hochverehrter Freund.

Welch Buch haben Sie geschrieben, welche Gelehrsamkeit, welche Kenntniß der Details, welche Virtuosität in Wegwerfung desselben, wo es der Festhaltung des Gedankens nachtheilig, welche Einschaltung desselben, wo es zum Verständniß des Gedankens erforderlich! Der liebe Gott wird Ihnen Kraft geben, das Werk zu vollenden. Ich raffte meine Kraft zusammen, um Ihnen zum Geburtstag zu gratuliren und schreibe Gefühle über das Buch. Nun, ich gratulire von ganzem Herzen und Gott erhalte Sie noch lange, jedenfalls länger als mich, denn ich möchte den Schmerz nicht noch erleben, und segne Sie in Kindern und Kindeskindern. Ich danke Ihnen auch, daß Sie die Liebe uns erweisen, eine Pathenstelle bei meiner Enkeltochter zu übernehmen. Sie soll morgen getauft werden. Ich fürchte, ich werde der Taufe nicht beiwohnen können. Ich bin sehr schwach.

In treuer Liebe und Verehrung

Straßburg, 20. Decbr. 1882. E. Manteuffel.

51.

Straßburg, 1. Januar 1883.

Hochverehrter und herzlich geliebter Freund.

Der erste Brief, den ich in diesem Jahre schreibe, sagt Ihnen, Ihren Kindern und Enkeln meinen Neujahrsglückwunsch. Daß er herzlich ist und viel in sich enthält, wissen Sie, ohne daß ich Ihnen viel schreibe, was mich doch noch sehr angreift. Sehr habe ich mich gefreut über die Briefe des Kaisers und der Kaiserin an Sie. Ich habe jetzt auch den Constantin beendet, der noch größer dasteht, als ich glaubte, und bin jetzt in den Anaiekten, die mich fast ebenso interessiren, als das Geschichtswerk selbst, wenn sie mich auch immer wieder fühlen lassen, wie wenig ich gelernt habe.

Und nun nochmals herzlich Prosit Neujahr.

E. Manteuffel.

52.

Straßburg, 19. Mai 1883.

Hochverehrter Freund.

Seit wie langer Zeit will ich Ihnen schreiben! Ich habe Ihnen zu viel zu sagen, und deßhalb komme ich gar nicht zum Schreiben. So Gott will, sehe ich Sie Ende Juni in Berlin. Auch heute schreibe ich nicht, nur bitte Sie heute um ein paar Keulenschläge, um meinen mir sonst ganz lieben Professor Holtzmann niederzuschmettern, weil er sich unterfängt, Sie öffentlich anzugreifen. Ich schicke Ihnen, aber unter Bitte der Rückgabe, da das Journal dem Ministerium gehört, die Deutsche Revue, in welcher der Holtzmann'sche Artikel steht. Ich sollte denken, daß Sie noch eine andre Autorität sind als Zeller und Hausrath, und daß das, was Sie haben drucken lassen, auch wissenschaftlich begründet ist und der Gegner leicht von Ihnen widerlegt werden kann. Es ist eben der Nationalismus, der gegen den Glauben auftritt, und ich bin ja weit entfernt, Sie in theologische Streitigkeiten zu verwickeln, und sehe ein, daß Sie der in Ihrem Werke gegebenen Erklärung treu bleiben und die Stellung des Geschichtschreibers consequent festhalten. Aber Holtzmann greift ja den Geschichtschreiber an. Die Anführung von Galater 2, 8—9 finde ich geradezu Wortklauberei, und der Widerspruch, in den er Matthäus, Marcus und Lucas mit Johannes setzen will, ist rationalistische Auslegerei. Nun, ich schicke Ihnen den Artikel, weil ich mich geärgert habe, glaube nun zwar nicht, daß Sie in Ihrer Autoritätsstellung einen Gegenartikel schreiben werden, denke aber, daß Sie im nächsten Bande in irgend einer Anmerkung Veranlassung nehmen werden, Herrn Holtzmann ad absurdum zu führen. Hier geht es im ganzen gut.

In treuer Liebe und Verehrung

E. Manteuffel.

[1]) Cap. 5. Ursprung des Christenthums.

Mittheilungen und Nachrichten.

* Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Sitzungen vom 9. April. Physikalisch-mathematische Classe. (Vorsitzender Secretär: Hr. Auwers.) 1. Hr. Schwarz trug einen von Hrn. Weierstraß herrührenden rein geometrischen Beweis des Fundamentalsatzes der projectivischen Geometeie vor. Derselbe wird in dem im Druck befindlichen III. Band der „Gesammelten Werke" des Hrn. Weierstraß mitgetheilt. 2. Hr. du Bois-Reymond legte eine Mittheilung des Professors an der Universität Marburg Dr. A. Kossel vor über die basischen Stoffe des Zellkerns, als Ergebniß der mit Unterstützung der Akademie von dem Verfasser ausgeführten Untersuchungen. 3. He. Dames überreichte eine Mittheilung des Directors des kgl. Geodätischen Instituts Geh. Reg.-Raths Prof. Helmert in Potsdam: Ergebnisse der Messungen der Intensität der Schwerkraft auf der Linie Colberg-Schneekoppe. Es ergibt sich, daß auf der bezeichneten Linie von Colberg über Arnswalde, Grödzberg, Seanau, Giersdorf zur Schneekoppe erhebliche Schwerestörungen and Lothabweichungen vorhanden sind. Die Schwerestörungen zeigen sich bald als zu große (+), bald als zu geeinge (—) Schwere im Vergleich mit einem regelmäßigen Verlauf desselben, und man kann die zu große Schwere an einem Punkte zurückführen auf die Anziehung einer naterirdischen, dichteren Masse, die zu geeinge Schwere auf unterirdische Massendefecte. Die Dicke dieser Störungsschicht kann man nater Annahmen für die Dichte, wie Prof. Helmert gezeigt hat, berechnen. Hienach findet dieselbe für die Dicke der Schicht, die auf der pommer'schen Seenplatte die Schwere vergrößert, 210 Meter, vom Kiellsberge bis zum Thale der Netze ist ein unterirdischer Massendefect von 100 Meter Dicke anzunehmen. Von Bomst unter dem Oder-Thal weg bis 20 Kilometer nördlich vom Grödzberg ist, trotz des sandigen Bodens an der Oberfläche, eine schwere unterirdische Schicht von über 300 Meter Dicke vorhanden. Andrerseits verhindert der schwere Basalt des Grödzberges und der ebenso schwere silurische Thonschiefer in Ludwigsdorf nicht eine allmähliche Abnahme der Dicke dieser Störungsschicht bis auf Null. Weiterhin zeigt sich ein unterirdischer Massendefect von durchschnittlich 200 Meter Dicke bis unter der Schneekoppe, und auch hier ist eine Beziehung zu der Beschaffenheit des Bodens an der Erdoberfläche nicht zu erkennen. Man könnte hieraus, bemerkt Prof. Helmert, wie aus dem theilweise ziemlich raschen Wechsel des Betrages für die Dicke der unterirdischen störenden Schicht schließen, daß die wirklichen Störungsmassen zwar nicht nahe an der Oberfläche, aber auch nicht tiefer als vielleicht 20 oder 30 Kilometer lägen. Da indessen die Thatsachen durch sehr viele verschiedene Annahmen über die wirklichen Störungsmassen erklärbar sind, so müsse man mit solchen Deutungen sehr vorsichtig sein. Nichtsdestoweniger können dieselben nützlich werden, wenn von anderer Seite her noch wissenschaftliche Beobachtungen oder Hypothesen hinzutreten. Was die Lothablenkungen anbelangt, so macht sich in der Nähe des Gebirges dessen Anziehung sehr deutlich geltend. Der größte Betrag, um welchen das Bleiloth aus der Senkrechten abgelenkt erscheint, fand sich in 917 Meter Höhe auf der Station Alter Bruch am Hange der Schneekoppe, er beträgt 18.1" in der Meridianrichtung. Auf der Koppe selbst ist die Ablenkung geringer, da hier die südlich gelegenen Massen einwirken. — Philosophisch-historische Classe. (Vorsitzender Secretär: He. Diels.) Hr. Weinhold las: „Zur Geschichte des heidnischen Ritus". — Gesammtsitzung vom 16. April.

(Vorsitzender Secretär: Hr. Auwers.) 1. Hr. Hirschfeld las eine Abhandlung: „Aquitanien in der Römerzeit". Die Verhältnisse dieser am seltensten unter allen genannten Provinz wurden aus den Inschriften beleuchtet und besonders die Zusammensetzung der Bevölkerung untersucht, wobei sich neben iberischem und keltischen Bezirken ein unerwartet starker ligurischer Bestandtheil herausstellt. 2. Hr. Diels legte im Auftrage des correspondirenden Mitgliedes Hrn. Weil die Publication des vierten von der französischen Expedition in Delphi gefundenen Hymnus vor: „Un Péan delphique à Dionysos" (Extrait du Bulletin de corresp. hellénique XIX), und knüpfte einige Bemerkungen (Emendationen) unter dem Titel: „Zum delphischen Paian des Philadamos" daran. 3. Hr. Dümmler überreichte den Jahresbericht über die Herausgabe der Monumenta Germaniae historica für das Jahr 1895. 4. Die philosophisch-historische Classe hat Hrn. Weber zur Herausgabe des 18. Bandes seiner „Indischen Studien" 720 M. und dem Gymnasialdirector a. D. Geh. Reg.-Rath W. Schmitz in Köln zur Herausgabe eines in tironischen Noten geschriebenen Abschnitts des Cod. Vatic. Christinae 846 saec. IX 550 M. bewilligt. — Sitzungen vom 23. April. Philosophisch-historische Classe. (Vorsitzender Secretär: Hr. Diels.) Hr. Stumpf las „Ueber die musikalische Section der Aristotelischen Probleme". — Physikalisch-mathematische Classe. (Vorsitzender Secretär: Hr. Auwers.) 1. Der Vorsitzende las „Ueber die mittleren Eigenbewegungen in den drei Größenclassen der teleskopischen Fixsterne". 2. Hr. Warburg legte eine aus dem physikalischen Institut der hiesigen Universität hervorgegangene Arbeit des Hrn. Otto Dunne aus Cambridge, Mass. vor: „Ueber eine dämpfende Wirkung des magnetischen Feldes auf rotirende Isolatoren." — Gesammtsitzung vom 30. April. (Vorsitzender Secretär: Hr. Auwers.) 1. Hr. Virchow las „Ueber Anlage und Variation." Er erörterte dabei einige Grundbegriffe der Physiologie und vornehmlich der Pathologie und verband damit eine Kritik neuerer Hypothesen in der Zellentheorie. 2. Hr. Erman legte einen vom Reg.-Baumeister Borchardt unterm 28. März d. J. eingesandten nachträglichen Bericht über den baulichen Zustand der Tempelbauten auf Philae vor. Die Akademie wird diesen Bericht dem Minister der öffentlichen Arbeiten zur eventuellen Veröffentlichung mittheilen. 3. Hr. Schwarz legte eine Arbeit des Hrn. F. Busse, stud. math. der Berliner Universität, vor: „Ueber diejenige punktweise eindeutige Beziehung zweier Flächenstücke auf einander, bei welcher jeder geodätischen Linie des einen eine Linie constanter geodätischer Krümmung des andern entspricht." 4. Dr. H. Buhlinger, Prof. der Philosophie an der Universität Halle, überreicht der Akademie das erste Heft einer unter dem Titel „Kantstudien" erscheinenden philosophischen Zeitschrift, welche sich zur Aufgabe stellt, die von der Akademie unternommene neue Kantausgabe vorzubereiten und zu unterstützen.

* Nietzsche's „So sprach Zarathustra" wird demnächst in englischer Uebersetzung von Dr. A. Tille, dem Herausgeber der gesammelten Werke Nietzsche's, bei Henry u. Co. in London erscheinen. Möchte der Abfluß dieser Ideen ins Ausland ihre Versiegen im Vaterland herbeiführen helfen!

* Die rings wiederbelebte Erinnerung an Lessing führt uns auch dessen leider nicht allgemein bekannte Grabschrift (auf dem Sophienkirchhof zu Berlin) ins Gedächtniß zurück:

„Deutsch war sein Lied und deutsch sein Leid,
Sein Leben Kampf mit Noth und Neid;
Das Land flieht diesen Friedensort,
Der Kampf ist aus — sein Lied tön' fort."

Wer ist der Verfasser dieser meisterhaften, durch die Fülle an einsilbigen Sinnworten so ungemein männlich wirkenden Trostverse?

wms. München. In der ordentlichen Sitzung der anthropologischen Gesellschaft am 18. Mai sprach Prof. Dr. S. Günther über den gegenwärtigen Stand unseres Wissens über die Eskimo-Race. Die Eskimo sind ein amerikanisches Volk, d. h. sie reichen von den aleutischen Inseln bis nach Ostgrönland; in Asien hausen sie in keiner Menge um die Anadyrbay. Eine genauere Eintheilung der Eskima ist nicht möglich, weil die Grenzen der einzelnen Stämme sich verwischen; doch lassen sich Gruppen je nach dem Wohnort unterscheiden, so die Eskimo auf den Aleuten, im Beringarchipel, an der Mackenziebay, Hudsonsbay, in Labrador und in Grönland. Sie sprechen alle dieselbe Sprache, wenngleich mit starken dialektischen Unterschieden; sie beruht auf dem polysynthetischen System. Die Eskimo selbst nennen sich Innit (Pl. = Menschen) in einer gewissen Selbstüberschätzung, ähnlich wie die Bantu (= Mensch) in Afrika, und wie die alten Griechen alle Fremden Barbaren nannten. Das Wort Eskimo stammt aus der Sprache der Chippewai-Indianer und soll Rohfleischesser bedeuten. Bezüglich der ursprünglichen Heimath der Eskimo gibt es drei Theorien. Die erste läßt sie aus Europa stammen und nach Amerika auswandern, erblickt also in ihnen die Nachkommen des europäischen paläolithischen Menschen. Nun ist die zweifellos vorhandene trockene Verbindung zwischen Europa und Amerika schon in die Tertiärzeit zu setzen, für welche aber die Existenz des Menschen noch nicht überzeugend nachgewiesen ist. Diese „paläolithische Theorie beruht eben auf der falschen Erklärung der Thatsache, daß gleiche Umstände gleiche Lebensverhältnisse hervorrufen; denn der Eskimo lebt etwa wie der paläolithische Mensch. Die zweite Theorie stellt eine amerikanische Abstammung der Eskima auf. Nun sind die Indianer und Eskimo nur graduell, nicht principiell unterschieden und die verschiedene Lebensweise erklärt sich daraus, daß die Südgrenze der Eskimo mit der Nordgrenze des Waldes zusammenfällt. Nial hält Alaska, Boas die großen 5 Seen für den ursprünglichen Stammsitz. Die Alaskaeskimo haben eine große Fülle fremder Wörter in ihre Sprache aufgenommen und haben mit den Indianern ein ausgedehntes Connubium, während sonst diese beiden Stämme die erbittertsten Feinde sind. Für einen nordasiatischen Ursprung sprechen die somatischen Merkmale, wie geschlitzte Augen, vorstehende Backenknochen, gelbe Haut, welche den Eskima als mongoloides Volk erklären, ähnlich den Tschaktschen und Korjäken. Eine Ueberschreitung der Beringstraße ist nicht unmöglich, da die Distanzen zwischen den einzelnen Inseln nicht so bedeutend sind. Die Emigration am Anadyr würden somit die ältesten Stammsitze einnehmen und je weiter die Eskimo nach Osten vorgerückt, desto reiner müßten sie sich erhalten haben. Starke Nachschübe bedurfte es nicht, um die östlichen Wanderungen zu veranlassen, da die Vorräthe jener Länder bald erschöpft sind. Thatsächlich finden sich Eskimorninen (kreisrunde Steinsetzungen als Reste der Sommerzelte) auch dort, wo die Eskima selbst heute nicht mehr anzutreffen sind. An der Hudsonsbay kamen die Eskimo mit Wallfischjägern in Berührung, wodurch sie keine reine Cultur mehr zeigen; die Labradorstämme besitzen dagegen weit ursprünglichere Eigenschaften, da sie in ein menschenleeres Land einzogen. Den Weg nach Grönland nahmen sie nicht über die Bassinsbay, sondern zogen nach Norden zum Grinnellland und dort über den Kennedycanal. In Nordgrönland am Smithcanal sind dann als die nördlichst wohnenden Menschen (fast unter dem 80° n. Br.) die Itaher, welche den Stamm am reinsten erhalten zeigen, aber auch eine Rückbildung, bedingt durch die Lebensweise. Von da zogen die Eskimo mit Umgehung der Melvillebay südlich nach Upernivik und bis zur Südspitze Grönlands, von wo aus erst dann die Ostküste besiedelt wurde. Hier kamen sie erst um die Mitte des 14. Jahrhunderts an und hatten mit den da ansässigen Normanen heftige, aber siegreiche Kämpfe zu bestehen. Heute haben sie dieselben vollständig aufgesogen, wie auch die mit Egede um 1720—80 gekommenen Dänen ganz mit den Eskimo verschmolzen sind. — Prof. Kuhn hält das polysynthetische System der Eskimosprache für kein besonderes Kriterium, da dasselbe z. B. auch der baskischen Sprache eigen ist. Die Abstammung aus Asien ist wohl möglich, da diese auch für die malayisch-polynesische Race wahrscheinlich geworden ist, nachdem in Hinterindien im südlichen Annam die Tjamstämme eine der malayischen ähnliche Sprache besitzen. Die Annahme der Rückbildung von Völkern war bis vor kurzem wenig beliebt. So wurden die Weddas auf Ceylon bisher immer als die primitivsten Menschen hingestellt. Sie sind auch ganz uncultivirt, sprechen aber ein Idiom ähnlich dem altsingalesischen Dialekt; daraus geht hervor, daß sie einen arischen Einfluß erlitten, aber auch eine Rückbildung ähnlich der mancher Eskimastämme durchgemacht haben. — Privatdocent Dr. Röse sprach kurz über seine Untersuchungen an Zähnen Lebender, die er an etwa 14,000 Schulkindern vorgenommen hat. Kalkhaltiges Wasser bringt guten, kalkfreies Wasser schlechten Zahnbau mit sich, ebenso der Genuß von derbem Schwarz-, bezw. Weißbrod. Zur Feststellung des Einflusses der Gesichtsform auf den Zahnbau untersuchte der Vortragende 5000 Recruten einer Jahresclasse aus den bayerischen Bezirksämtern München, Freising, Freyung, Wolfstein, Viechtach, Berchtesgaden und Rosenheim und fand, daß fast durchweg die Langgesichter schlechtere Zähne haben als die Breitgesichter, wohl weil bei ersteren die Kieferbogen stärker sind, die Zähne sich eher übereinanderschieben, auch die Kaumuskulatur unentwickelter ist. — Prof. Kuhn sprach über das Lebendigbegraben der Katzen.

Prüft man die wirklich bezeugten Fälle, so gehen sie alle mit einer einzigen Ausnahme auf ein Individuum zurück, einen Jogi aus Lahore, der in den Jahren 1828—37 im ganzen Radjputana herumreiste und sich gegen Geld lebendig begraben ließ. Vorher war kein Fall bekannt geworden und selbst neuerliche Berichte sind zum Theil nur Abschriften von alten Berichten über jenen Jogi. Der Vorgang selbst beruht wesentlich auf der Herbeiführung eines kataleptischen Zustandes, wozu jedenfalls auch Narkotika mithelfen müssen, besonders der Hachisch. Dieses Hanfpräparat ist am wirksamsten mit Butter vermischt und mit Zucker versetzt. — Prof. Rüdinger weist jeden mystischen Zug bei dergleichen Proceduren absolut zurück. Bei dem in München seinerzeit untersuchten Falir war das Einstoßen von Nadeln ꝛc. in Zunge und Wangen ohne Blutung leicht möglich, da an beiden Stellen durchgehende überhäutete Canäle sich vorfanden. Ob beim Lebendigbegraben ein kataleptischer Zustand vorliegt, und nicht bloß eine Narkose von bestimmter Dauer, muß erst noch genau untersucht werden. Jedenfalls findet, ähnlich wie beim Winterschlaf der Thiere, eine bedeutende Herabminderung der Respiration und Blutcirculation statt. Für das erstere dient wohl das Rückwärtsverschieben der Zunge; ein „Verschlucken" ist das aber sicher nicht, da dieses den absolut nöthigen Athmungsprozeß beenden würde, auch physiologisch unmöglich ist. Daß es Mittel gibt, den Herzschlag willkürlich zu verlangsamen, beweisen Untersuchungen von Regierungsärzten in Rußland, wo Jahre lang Recruten bei der Aushebung durch eine gewisse Procedur ein schweres Herzleiden zu simuliren wußten.

□ **Würzburg**, 29. Mai. Einen besonderen Kunstgenuß bot uns im Laufe dieser Woche die k. Universitätsbibliothek. Zu Ehren der Zusammenkunft deutscher Archäologen hat sie in den Hallen des sog. „alten Saales" der Bibliothek, der auch das herrliche Jubiläumsgeschenk König Ludwigs II. an die Universität (kostbarer Tafelaufsatz) birgt, eine Sammlung ihrer seltensten Handschriften und Druckwerke vom 5.—16. Jahrhundert in äußerst geschickter Gruppirung mit sachdienlichen Erläuterungen ausgestellt. Das Publicum sowohl wie Sachverständige waren erstaunt über die Schätze, die unsere Universitätsbibliothek enthält. Herrliche Elfenbeinschnitzereien aus dem 10.—11. Jahrhundert, Bilder, Handschriften von unvergleichlicher Schönheit, aus den verschiedensten Zeiten und von höhem kulturhistorischen und kunstgeschichtlichen Interesse, Druckwerke wie z. B. die erste lateinische Bibel, Schriften aus der Reformationszeit u. s. w. erschienen da neben einander. In die dankbare Anerkennung mischte sich der lebhafte Wunsch, die ausgestellten Schätze doch öftere ähnliche Vorführungen auch weiteren gebildeten Kreisen anschaulich nahegebracht zu sehen.

* **Wiehe.** Das am 27. Mai in unserm Städtchen enthüllte Runtedenkmal (vgl. Th. Lindners Weiherede, Beil. Nr. 122) hat in nächster Nähe des Geburtshauses, auf dem kleinen, mit schlichten niedrigen Wohnhäusern besetzten Rathhausplatz seine Stätte gefunden. Es besteht in einer, aus der Bildgießerei vorm. H. Gladenbeck u. S. in Friedrichshagen hervorgegangenen, gegossenen 1.20 Meter hohen Bronzebüste des Gelehrten, die, nach der bekannten kleinen Drake'schen Büste von Schimmelpfennig modellirt, die hervorragendsten Eigenschaften des gefeierten Mannes, seinen scharfen, tiefen psychologischen Blick und seinen fein gebildeten ästhetischen Sinn, in glücklicher Weise veranschaulicht. Als Postament dient der Büste ein von Schrney (Rostock) gelieferter, 2.30 Meter hoher, mit hübschem Eisengitter umfriedigter Granitsockel, der in goldenen Lettern Namen, Geburtstag (21. December 1795) und Geburtsort nennt.

n. **Klopstock**, 28. Mai. Nach längerem Leiden starb heute im 63. Lebensjahre der ordentliche Professor der Philosophie Dr. Heinrich Ludwig Wilhelm v. Stein, der seit Mai 1870 dem hiesigen akademischen Lehrkörper angehört hatte. Vor seiner Berufung war er Gouverneur des Herzogs Johann Albrecht von Mecklenburg. Prof. v. Stein hat u. a. „Sieben Bücher zur Geschichte des Platonismus" veröffentlicht. — Die Ackerbauschule in Dargun wird zum 1. October verstaatlicht, die Verwaltung dem Ministerium des Innern unterstellt werden.

* **Berlin.** Die diesjährige Hauptversammlung der sog. Comenius-Gesellschaft fand hier am 26. d. M. statt. Nach Erstattung des Jahresberichts sprach Prof. W. Rein (Jena) über „Volksbildung mit Beziehung auf die dänischen Hochschulen" und Dr. Rärenberg (Kiel) über „Volksbibliotheken". Prof. Rein legte dar, daß die Einführung des geheimen directen Wahlrechts den Staat zur Fürsorge für eine erhöhte Volksbildung verpflichte, und daß diese Volksbildung durch den 8jährigen Volksschulunterricht vom 6. bis 14. Lebensjahre, sowie durch die später einsetzende Fachbildung nicht hinreichend gewährleistet sei. Gerade die allgemeine Bildung leide oft Noth, und namentlich wären es deutsche Geschichte, Volkswirthschaftslehre und Verfassungskunde, deutsche Sprache und Literatur, die nicht genügend gepflegt würden. Dänemark besitze in seinen etwa 50 Jahre bestehenden Volkshochschulen ein außerordentlich wichtiges Bildungsmittel, das freiwillig benutzt werde und vielfach günstigen Einfluß merken lasse, so z. B. in den Erfolgen der Landwirthschaft, die sich dort aus ihrer Nothlage ohne staatliche Zwangsmaßregeln wieder emporgearbeitet habe. Die Comenius-Gesellschaft werde jetzt alle Hebel in Bewegung setzen, um auch in Deutschland die Gründung von Volkshochschulen zu fördern, namentlich durch Sammlung des erforderlichen Capitals. Privatdocent Dr. Emil Reich als Delegirter der Wiener Universität machte zum Schluß interessante Angaben über die populären Wiener Universitätscurse.

* **Paris**, 28. Mai. In der französischen Akademie fand am Donnerstag eine doppelte Wahl statt. Es handelte sich um die Sitze von Pasteur und Alexandre Dumas, während die Nachfolge von Léon Say noch nicht in Betracht kam. Der Sessel Pasteurs gelangte schon im ersten Wahlgang in den Besitz von Gaston Paris, dem hervorragendsten Vertreter der romanischen Philologie im heutigen Frankreich. Er erhielt 28 Stimmen und seine beiden Gegner, der romanische Philolog Godefroy 2, und der anekdotische Historiker Imbert de Saint-Amand 3 Stimmen. Der am 9. August 1839 geborene Gaston Paris, der seit 1872 Professor am Collège de France und seit 1876 Mitglied der Akademie der Inschriften ist, hätte schon längst verdient, neben dem classischen Philologen Boissier und dem Pädagogen Gréard in der französischen Akademie zu sitzen, denn er ist nicht nur der bedeutendste Gelehrte seines Fachs, sondern, wie er in der „französischen Literatur des Mittelalters" (1888) und anderen Werken bewiesen hat, auch ein Meister des Stils. Im letzten Jahr beschäftigte sich Gaston Paris auch mit der modernen Literatur, indem er die Tristan-Sage, wie sie Richard Wagner gestaltet hat, mit den mittelalterlichen Quellen verglich und eine Studie über den Dichter Sully-Prudhomme in der „Revue de Paris" veröffentlichte. Diese Abschweifung auf actuelle Gegenstände scheint endlich die Aufmerksamkeit der Akademiker erregt zu haben, und nachdem sich Gaston Paris entschlossen hatte, seine Candidatur aufzustellen, fand sie nicht den geringsten Widerspruch, obschon sich einwenden ließ, daß die wissenschaftliche Thätigkeit von Pasteur und Gaston Paris so weit auseinander lief, daß der letztere Mühe haben wird, eine competente Lobrede auf seinen Vorgänger zu verfassen. Ein heftiger Kampf, der nach acht Wahlgängen unentschieden blieb, wogte um die Nachfolge von Dumas. Emile Zola ist auch diesmal nicht gewählt worden, hat aber immerhin mehr Stimmen erreicht, als bei seinen früheren Versuchen. Sein meistbegünstigter Nebenbuhler war der berühmte Advocat Henri Barboux. Im ersten Wahlgang hatte Zola 10 Stimmen, die im fünften zu 14 anwuchsen und dann wieder auf 8 herabsanken. Die Stimmen Barboux' wuchsen in den acht Wahlgängen von 6 bis 16, und da 33 Abstimmende vorhanden waren, fehlte ihm nur eine Stimme zum Sieg. Da die Akademie in Rosse bereits einen hervorragenden Vertreter des Advocatenstandes besitzt, so schien es wenig Berechtigung zu haben, Barboux vor Zola aufzunehmen. Nur geringen Erfolg hatten die beiden Literaten, welche sich mit Zola und Barboux maßen. Der Provençale Ricard, der jüngst ein sehr schwaches „Leben Jesu" gereimt hat, brachte es bis auf 9, der von dem Kritiker Brunetière protegirte Dramatiker Becque nur auf 3 Stimmen.

* **Christiania.** Am 24. Mai starb hier 65jährig der Reichsarchivar Michael Birkeland, der sich durch historische Mittheilungen aus dem seit 1875 von ihm verwalteten Archiv, durch Abhandlungen zur Geschichte Norwegens und Dänemarks, wie auch als Stifter und Vorsitzender des „Norwegischen historischen Vereins" Verdienst und Namen erworben hatte.

Historisch-politische Blätter.

Jubegang 1896. 117. Band. Erstes Heft.

Inhalt: Die kirchlichen Martyrologien. (Schlußartikel.) — Ranke. (Schluß.) — Ungarns Millennium. Ein historischer Rückblick. — Die Schussenrieder Hauschronik und ihr Verfasser. — Zeitläufe. Die geächteten Pastoren aus der preußisch-conservativen Partei. — Ueber Cardinal Manning. — Fra Angelico da Fiesole. (6236)

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1896. München, Montag, 1. Juni. Nummer 125.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Kirchenpolitische Briefe. XII. Von Spectator. — Mittheilungen und Nachrichten.

Kirchenpolitische Briefe.[1]

XII.

„Haec tempestas insignem aliquem artificem desiderat, qui negotii cursum moderetur, ut nec fluctibus obruatur, nec illidatur vadoso littori, et ita, quod ajunt, devitet Scyllam, ne rapiatur in Charybdim.“ (*Erasm.* Cent. VIII, Epist. 70.)

Berlin, 20. Mai. Das Resultat der in unserm letzten Briefe geschilderten Entwicklung war das italienische Garantiegesetz vom 13. Mai 1871. Die Bestimmungen desselben, insoweit sie die römische Frage betreffen, fassen sich im wesentlichen in folgenden Paragraphen zusammen.

1. Die Person des Papstes wird für unverletzlich (sacra ed inviolabile) erklärt; Attentate gegen dieselbe, die Aufforderung, solche zu begehen, Beleidigungen und Schmähungen gegen ihn unterliegen denselben Strafen, wie solche Acte, wenn sie gegen die Person des Königs gerichtet sind. Die italienische Regierung erweist dem Papste die einem Souverän zukommenden Ehren und bewahrt ihm den von den katholischen Souveränen zuerkannten Vorrang (Art. 1, 2, 3).

2. Die Gesandten, welche der Papst an fremde Regierungen schickt oder empfängt, genießen dieselben Prärogative und Immunitäten, wie alle anderen diplomatischen Agenten (Art. 11).

3. Zu gunsten des hl. Stuhles wird in dem großen Schuldbuch des Staates in Form einer immerwährenden und unveräußerlichen Rente eine steuerfreie Dotation von 3,225,000 Frcs. eingetragen, die auch unvermindert bleiben soll, falls der Staat die Sorge für die Museen und die Bibliothek, die dem Papste unterstehen, übernehmen sollte (Art. 2).

4. Außer dieser Dotation verfügt der Papst über die apostolischen Paläste des Vaticans und Laterans, wie über die Villa von Castel Gandolfo mit ihren Dependenzen, ebenfalls steuerfrei.

5. Diese Paläste, sowie die gewöhnliche oder vorübergehende Residenz des Papstes sind immun (immuni da qualsiasi atto della pubblica autorità o della forza pubblica (Art. 7).

6. Der Papst ist in der Ausübung seines geistlichen Amtes vollkommen frei und kann seine Verfügungen an den Thüren der römischen Basiliken bekannt machen (Art. 9).

7. Der Papst verkehrt frei mit dem Episkopat und der ganzen katholischen Welt; die Telegramme desselben sind taxfrei und werden denen des Staates gleich behandelt (Art. 12).

8. Die in Rom und den suburbicarischen Sitzen für die Erziehung des Klerus gegründeten Institute hängen ausschließlich vom hl. Stuhle ab (Art. 13).

9. Derselbe Schutz erstreckt sich auf die ökumenischen Concilien und die Conclaven (Art. 6, 7); die kirchlichen Uffizien und Congregationen in Rom genießen des staatlichen Schutzes (Art. 9, 10), die in Rom in kirchlichen Stellungen angestellten Geistlichen erfreuen sich der persönlichen Garantien jedes italienischen Bürgers, wie die Uebertragung der kirchlichen Beneficien in Rom und den suburbicarischen Diöcesen auch an Nichtitaliener statthaft ist (Art. 15). Die Art. 14, 15, 16, 17 beziehen sich auf die Beseitigung der den freien Verkehr des Oberhauptes der Kirche mit dem Klerus hindernden Bestimmungen, auf Aufhebung des Exequatur und Placet u. s. f.

Am 19. Februar 1878 unterbreitete der Minister des Innern dem Staatsrath die Frage, ob das Gesetz vom 13. Mai 1871 zu den Grundgesetzen (leggi fondamentali) des Staates zu zählen sei, welche Frage mit Rücksicht auf das vorausgehende Gesetz vom 7. October 1870 bejaht wurde.

Dagegen hat man in Italien das Garantiegesetz niemals als eine internationale Vereinbarung angesehen; es ist ein internes Gesetz, obgleich die Depeschen Visconti-Venosta's, die Reden Lanza's und die dem hl. Stuhl seitens Italiens gemachten vertraulichen Eröffnungen die Erhaltung der Unabhängigkeit und Freiheit des Papstes nicht nur als eine moralische Verpflichtung gegen die katholischen Mächte anerkannten, sondern die italienische Regierung den internationalen Charakter der römischen Frage auch durch die der Occupation Roms vorausgehenden diplomatischen Schritte bei Oesterreich, Preußen, Frankreich wenigstens indirect bestätigte.[1])

Das Garantiegesetz vom 13. Mai 1871 ist insofern eine Lex imperfecta geblieben, als es seitens des hl. Stuhles nie angenommen wurde. Pius IX. erklärte sofort in der Encyklica vom 15. Mai 1871, er werde weder „jene von der subalpinischen Regierung ersonnenen Bürgschaften und Garantien, wie immer sie geartet sein mögen, noch irgend welche andere derselben Art, und auf was immer für eine Weise sanctionirte, jemals zulassen oder annehmen“. Die theoretische Begründung, welche diesem Proteste beigefügt

[1]) Erscheinen in der ersten Beilage jedes Monats; vergl. Nr. 101 vom 1. Mai d. J. Der Abdruck dieser Briefe wird von den Herren Einsendern freigestellt. — Vermuthungen über die Herkunft der Briefe, wie sie jüngst auch in die Presse Eingang gefunden, bewegen sich auf dem Felde willkürlicher Combination.
D. Herausg.

[1]) Die zahlreiche Literatur über das Garantiegesetz ist am vollständigsten bei Geffcken und Edelmann (s. u.) verzeichnet. Hervorzuheben sind aus derselben: v. Holtzendorff, Völkerrechtliche Erläuterungen zum italienischen Garantiegesetz (Jhrg. IV des Jhrb. für Gesetzgebung u. s. w. des Deutschen Reichs); Bluntschli, Die rechtliche Unverantwortlichkeit und Verantwortlichkeit des römischen Papstes. 1876. — H. Geffcken, Die völkerrechtliche Stellung des Papstes (S.-A. a. d. Handbuch des Völkerrechts). Berlin 1885. — *Scaduto*, Guarantigie pontificie e relazioni tra stato e chiesa, Tor. 1884. — *Tiepolo*, Leggi eccl., Tor. 1878—1881. — F. Geigel, Das ital. Staatskirchenrecht. 2. A. Mz. 1886.

wurde, ging dahin: es sei der Papst nicht mehr frei, sobald er nicht mehr selbst wirklich mit der obersten Gewalt in der politischen Ordnung bekleidet sei; ihm, dem Oberhaupt der Kirche, sei von Gott die Autorität verliehen, Gesetze zu geben, welche die moralische und religiöse Ordnung betreffen; er, der Papst, sei zum Ausleger des natürlichen und göttlichen Rechtes in der ganzen Welt bestellt, und mit dieser Einrichtung sei es unvereinbar, von dem Willen der Laienwelt Bürgschaften zu empfangen oder sich Gesetze octroyiren zu lassen. Die zur Leitung der Kirche nothwendigen Prärogative habe der Papst unmittelbar in der Person Petri von Gott empfangen, diese Rechte, sowie die Freiheit der Kirche seien mit dem Blute Christi erkauft und der Papst würde sich schlecht um dieses göttliche Blut verdient machen, wenn er diese Rechte, namentlich so gemindert und geschändet, wie man sie dem hl. Stuhl jetzt anbiete, von den Fürsten dieser Erde annehmen würde, welche nicht Herren, sondern Söhne der Kirche seien.

Auch Leo XIII. hat von Anfang seines Pontificates an im wesentlichen hinsichtlich des Temporale die nämliche Haltung wie sein Vorgänger bewahrt. Wer daran zweifeln wollte, braucht nur die Zusammenstellung seiner betreffenden „Atti" nachzuschlagen, welche, wahrscheinlich im Auftrage Sr. Heiligkeit, im Jahre 1889 von dem vielfach als Vertrauensmann benutzten Jesuiten Salvatore M. Brandi ausgegangen ist.[1]) Die Serie der einschlägigen Kundgebungen beginnt schon mit der Allocution vom 28. März 1878; zu den bemerkenswerthesten Documenten der Art zählen die Rede an das Sacro Collegio vom 23. December 1880 (... Noi, lunghi dall' acquietarci in quanto fu fatto in Nostro danno, Noi non cesseremo mai dal richiamarcene e dal chiedere quella libertà ed independenza di cui fu spogliata la S. Sede colla usurpazione violenta del suo civil principato), die Allocution vom 4. August 1881, die Anrede an die italienischen Pilger vom 16. October 1881, der Brief an den Staatssecretär Rampolla vom 15. Juni 1881; die Anreden an das Sacro Collegio vom 24. October 1888 und 2. März 1889. Auf das Schreiben an Rampolla vom October 1895 werden wir wieder zurückkommen.

So entschieden im Princip die ablehnende Haltung des Vaticans dem Garantiegesetze gegenüber war, so hat er thatsächlich doch von allen Vortheilen desselben Gebrauch gemacht. Die Dotation freilich hat er nicht angenommen; in dem Umstand, daß dieselbe, obgleich als dauernd erklärt, doch jährlich (gerade so gut, wie die Civilliste des Königs) mit dem Budget von den Kammern bewilligt werden muß, lag nach den vorliegenden Kundgebungen ein für den Papst besonders empfindliches Moment, und es ist längst auch von Freunden des Staates empfunden worden, daß der von Cavour gebilligte Vorschlag Pantaleoni's den Vorzug vor dieser Zuerkennung einer Rente verdient hätte. Pantaleoni hatte die Ansicht vertreten, man solle aus der Masse der säcularisirten Kirchengüter einen Gütercomplex ausscheiden, den man dem Vatican zur Verfügung stellte und dessen Einkünfte zur Bestreitung seiner Bedürfnisse ausreichten. Indessen hätte der Papst auch dieses Anerbieten sicher abgelehnt. Dagegen hat er sich der von dem Gesetze zugestandenen Post- und Telegraphenvergünstigung und anderer Punkte bedient, und in dem Vierteljahrhundert, welches seit Erlaß des Garantiegesetzes verflossen ist, hat er nicht umhin gekonnt, thatsächlich in vielen Angelegenheiten die Regierung als de facto bestehend anzuerkennen. Officiell ignorirt der Papst, daß es ein Königreich Italien gibt; die vaticanischen Kundgebungen reden nur von einem „subalpinischen Königreich", und die Blätter des Vaticans kennen nur die Sovrani di Savoja. Das hinderte nicht, daß insgeheim häufig mit dieser Regierung und selbst mit dem Hofe verhandelt wurde, und wir könnten darüber mancherlei seltsame Geschichten erzählen, hätten wir nicht die Namen der Vertrauens- und Mittelspersonen zu schonen.

Die Frage, ob und in wie weit sich das Garantiegesetz im ganzen bewährt habe, wird natürlich je nach dem Standpunkt der Parteien sehr verschieden beurtheilt. Die italienische Regierung glaubte noch am 20. September 1895 durch den Mund Crispi's es als Thatsache proclamiren zu dürfen daß unter der Herrschaft dieses Gesetzes das Papstthum freier und unbehinderter war, als jemals unter einem anderen Regime. Aber auch von Seiten, welche Italien freundlich gesinnt sind, wurden starke Bedenken gegen diese Behauptung laut. Schon vor elf Jahren konnte Geffcken in seiner Untersuchung über die Bewährung des Garantiegesetzes (a. a. O. S. 32) betonen, daß die cynischen Angriffe, denen die Person des Papstes trotz der Art. 1—3 in der italienischen Presse ausgesetzt sei, daß die thätliche Beschimpfung der Leiche Pius' IX. in der Nacht vom 13. Juli 1881 und die Ignorirung des Art. 519 des Strafgesetzbuchs durch den Gerichtshof bedenkliche Illustrationen der dem Papste zugestandenen Rechte seien und daß die Erkenntnisse der römischen Gerichte in dem Proceß Theoduli-Martinucci (1879—1882), das Erkenntniß des Cassationshofes vom 29. Januar 1884, betreffend die Einziehung und Convertirung der Güter der Propaganda, dem Vatican Anlaß geben mußten, über Eingriffe in seine geistliche Wirksamkeit zu klagen. Die letzterwähnten bedauernswerthen Vorgänge zeigten jedenfalls, daß das Garantiegesetz hinsichtlich der Frage der Zuständigkeit der Behörden und des kirchlichen Vermögens Lücken bietet und daß die Unabhängigkeit der kirchlichen Verwaltung durch die also bedingte Unsicherheit der Rechtsprechung allerdings auf mehr als einem Punkte bedroht erachtet werden muß.

Die depossedirten Dynastien von Neapel, Toscana, Modena haben der italienischen Regierung seit 1859 verhältnißmäßig wenig Sorgen und Schwierigkeiten gemacht. Sie konnten sich, abgesehen von Toscana, weder auf die Güte ihrer Institutionen, noch auf die Sympathien der Bevölkerungen berufen. Hätte der Vatican nur diese beiden Argumente zur Verfügung gehabt, so spräche längst niemand mehr von einer „römischen Frage". Ihm stehen aber theoretische und geistliche Machtmittel zu Gebote, deren sich keine andere gestürzte Regierung je zu erfreuen hatte, und er konnte der Logik der Thatsachen einen Widerstand anderer Ordnung entgegenstellen, der seine Wirkung bis auf den heutigen Tag nicht versagt hat und der allem Anschein nach noch lange vorhalten, vielleicht uns alle weit überleben wird.

Theoretisch geht die gesammte Action des Vaticans hinsichtlich des Temporale auf die oben angeführten, in der Encyklika vom 15. Mai 1871 geltend gemachten Gründe zurück. Da die Kirche von ihrem Gründer als societas perfecta construirt ist, müssen ihr, bezw. dem Papst, alle zur Leitung der Kirche nothwendigen Prärogative und Rechte übergeben sein; der höchste Promulgator und Ausleger aller Gesetze kann keinem andern Gesetzgeber theoretisch oder thatsächlich unterstehen (wie sich Liberatore ausdrückt); daraus ergibt sich die Nothwendigkeit des Temporale, welche bereits Bellarmin (De Romano Pontifice V, 9) mit den Worten behauptet hat: „nam etsi absolute forte praestaret, Pontifices tractare solum spiritualia et reges temporalia, tamen propter malitiam temporum experientia clamat, non solum utiliter, sed etiam necessario et ex singulari Dei providentia donatos fuisse Pontifici ... temporales aliquot principatus." Gegenüber den Bewegungen der Neuzeit empfand man das Bedürfniß, diese

[1]) Leone XIII e il Potere temporale dei papi. Prato 1889 (anonym geht.).

Anschauungen der Gegenwart wieder näher zu bringen, und zwar auf die denkbar autoritativste Weise. Die Einleitung dazu sollte durch das Schema constitutionis dogmaticae de Ecclesia Christi auf dem Vaticanischen Concil gemacht werden; aber dies Schema konnte wegen der Unterbrechung des Concils nicht durchberathen werden und der betr. Beschluß desselben ist daher einstweilen noch nicht zustande gekommen. Es ist aber immerhin sehr wichtig, von dem, was hier beabsichtigt war, Kenntniß zu nehmen, um so mehr, als das Concil noch nicht abgeschlossen ist. Das c. 12 dieses Schemas definirte also: als häretisch sei die Lehre zu verdammen, die Vereinigung der geistlichen mit weltlicher Macht widerspreche dem göttlichen Rechte (was nach den Franciscaner-Spiritualen Wyclef und Hus behauptet hatten), und: es stehe der Kirche nicht zu, die Beziehungen der weltlichen Herrschaft zu den Interessen der ganzen Christenheit zu regeln, und die Katholiken könnten daher über diesen Gegenstand verschiedener Ansicht sein.[1]) Letztere Censur wendete sich gegen Passaglia's Behauptung, wenn in den Kundgebungen des Vaticans von politischen Dingen und dem Temporale gesprochen werde, so habe man es mit der Stimme des Grafen Giovanni Mastai und nicht mit derjenigen des h. Petrus zu thun.

Um den „wissenschaftlichen" Unterbau dieser Anschauungen haben sich seinerzeit namentlich die Jesuiten Tarquini und Liberatore (letzterer in seinen Werken „La Chiesa e lo Stato", Nap. 1872, und „Diritto pubblico eccl." Prato 1887) verdient gemacht. Den Jesuiten gebührt auch die Anerkennung, daß sie am eifrigsten und entschiedensten diese Thesen in der Literatur der letzten 25 Jahre verfochten haben, nicht bloß in ihren Zeitschriften, wie der „Civiltà cattolica" und den „Stimmen aus Maria Laach", sondern auch in zahlreichen Gelegenheitsschriften. Auf höhere Anordnung hatten u. a. die PP. v. Hammerstein, v. Hoensbroech, Brandi der Reihe nach den Satz zu vertheidigen, daß die weltliche Herrschaft wenigstens ein Annex des Dogmas oder sozusagen selbst ein Dogma sei, und daß man die Nothwendigkeit und Nützlichkeit derselben nicht bestreiten könne, ohne den Boden des katholischen Bekenntnisses zu verlassen.

Die Jesuiten hatten seit 1878 sehr bald die Beobachtung gemacht, daß Leo's XIII. Verhältniß zu ihnen sich ganz danach richte, wie gut es ihm ging. In den ersten Jahren dieses Pontificates vertrockneten die Quellen des Petrespfennigs. Man sorgte dafür, daß es dem Vatican schlecht ging, um den Papst zu sich zu nöthigen. War Leo XIII. noch im Sommer 1878, wie er sich damals selbst einem der Redacteure der „Civiltà cattolica" gegenüber ausdrückte, bereit, den Kampf mit dem Jesuitenorden, falls er ihm aufgedrungen werde, aufzunehmen, so entfiel ihm nach dem raschen Tode Franchi's sehr bald dazu die Neigung und Kraft. Das Einstehen der Jesuiten für die weltliche Herrschaft bewirkte das Uebrige.

Unter diesen Umständen wird es niemanden überraschen dürfen, wenn wir demnächst der Wiederaufnahme der 1870 abgebrochenen conciliarischen Verhandlung über die weltliche Herrschaft und eine Dogmatisirung der vom Vatican vertretenen Anschauungen anzuwohnen haben. Man sagt, daß die Jesuiten den Papst dazu drängen, diese Dogmatisirung noch vor seinem Ende vorzunehmen; man sagt auch, der hl. Vater sei geneigt, in einer derartigen Feier den schönsten Abschluß seines Pontificates zu erblicken. In welcher Richtung sich eine derartige Definition bewegen würde, zeigt das erwähnte Schema von 1870, und es dürfte noch klarer aus dem „Codex Sanctae Catholicae Romanae Ecclesiae" hervorgehen, wie er in Rom in dem vaticanischen Seminar, bezw. an der Gregorianischen Universität, vorgetragen wird. In diesem Werke hat Pezzani die als unzweifelhaft geltenden Sätze des Kirchenrechts als „Canones" zusammengestellt; der 44. derselben lautet: „Ne autem ipsa Mater Ecclesia, in congregatione et pastura fidelium, temporalibus careat auxiliis, quia potius, ipsis adjuta, spiritualibus proficeret incrementis, non absque miraculo factum esse concipitur, ut dominium etiam temporale, potissimum in Ipsa Urbe, Romano Pontifici tribueretur".[1])

Die Ausführungen, welche diesem Satze in den Anmerkungen folgen, sind in hohem Grade belehrend für denjenigen, welcher die Argumentationsweise dieser Schule studiren will. Uns interessirt hier namentlich S. 129, wo die Frage erörtert wird, ob die eben vorgetragene Lehre über die weltliche Herrschaft dogmatisirt, also zum Glaubensartikel erhoben werden könne. („An doctrina circa civilem Romani Pontificis principatum exposita in solemnibus R. R. Pontificum et Episcoporum documentis et declarationibus elevari possit ad dogma?") Die Antwort darauf lautet: speculativ ja, insofern die Erlaubtheit des Temporale definirt werden könne („circa liceitatem civilis principatus, doctrina ad dogmatis dignitatem elevari potest: agitur enim de doctrina speculativa, quaeque refertur ad jus possidendi Ecclesiae essentiale, utpote societati perfectae et visibili.") Die Legitimität, Nützlichkeit, Nothwendigkeit einer weltlichen Herrschaft, ihr größerer oder geringerer Umfang falle nicht unter den Begriff des Dogmas, sondern sei durch Zeit und örtliche Umstände bedingt („circa legitimitatem, utilitatem et necessitatem civilis R. Pontificis principatus, et circa majorem vel minorem eius magnitudinem, doctrinae ad dogmatis dignitatem elevari nequit, quia repugnaret materia, quae circumstantiis temporum vel locorum subest"). Gleichwohl hätten die diesen Gegenstand betreffenden Declarationen der Kirche, d. h. des Papstes und der Bischöfe, durchaus den Charakter der Gewißheit und Unfehlbarkeit, und es sei nicht anzunehmen, daß in dieser so wichtigen Sache Gott seine Kirche in einen Irrthum verfallen lasse („habemus tamen, licet non dogmaticam, solemnem circa ea omnia Ecclesiae declarationem, quae, cum de re, non solum disciplinari in bonum totius Ecclesiae, sed etiam quatenus actus illicitos et culpabiles respicit, satis superque retinenda est firma et auctoritativa, ut moralem certitudinem ac infallibilitatem prae se ferat. In re enim tam gravi, Romani Pontificis Oraculum, una cum adsensu unanimi totius catholici Episcopatus infallibile ex divina adsistentia censeri debet, neque a Dei providentia error permitti potest. Hinc non immerito civilem R. Pontificis principatum usurpantes majoribus ecclesiasticis poenis plectuntur"). Interessant ist dann noch die weitere Erklärung, daß der Papst seiner weltlichen Herrschaft nicht entsagen könne („obtinendi ac retinendi civilem principatum juri Romanus Pontifex, etiam ex suprema sua potestate, renuntiare nequit. Independentiae enim ac libertati suae in Ecclesiae destructionem abdicare non potest"). Dies gelte allgemein, in statu normali Ecclesiae. In statu Ecclesiae anormali könne er wohl auf einen

[1]) ... „Damnamus atque proscribimus tum eorum doctrinam qui affirment, repugnare juri divino, ut cum spirituali potestate in Romanis Pontificibus civilis conjungatur, tum perversam eorum sententiam, qui contendunt, Ecclesiae non esse, de hujus principatus civilis ad generale christianae reipublicae bonum relatione quidpiam cum auctoritate constituere, adeoque licere catholicis hominibus, ab illius decisionibus hac de re editis recedere aliterque sentire" (abgedr. bei Friedrich, Docum. ad ill. Conc. Vatic. II, 94, und in der *Coll. Lacensis*, VII, 572).

[1]) Codex Sanctae Catholicae Romanae Ecclesiae, quem, adnotationibus illustratum, exponit in Pontificio Seminario Vaticano *D. D. Henr. Maria Pezzani* etc. Romae 1893—95. I—II. Der Passus conc. p. 119 sq.

Theil des Kirchenstootes, nie aber ouf das Ganze desselben Verzicht leisten.

Demgemäß wäre die Erloubtheit des Temporale eine geoffenbarte Glaubenswahrheit, die Nothwendigkeit und Nützlichkeit desselben zwor nicht ein geoffenbartes Dogmo, aber doch eine durch das untrügliche Lehramt der Kirche gewährleistete Wohrheit. Wir haben hier die schon öfters von anderen hervorgehobene Distinction von Dogmen erster und zweiter Classe, oder wenn man so sogen will, von Dogmen, die Dogmen, und Dogmen, die keine Dogmen sind. Diese Unterscheidung ist eine der größten und bewunderungswürdigsten Leistungen der jesuitischen Theologie. An dem guten Willen derselben, der armen Christenheit dieses neueste Kreuz aufzubürden, zweifeln wir keinen Augenblick.

Den oben vorgelegten Kundgebungen des Voticons entsprechen die Weisungen, welche seit 1871 den italienischen Katholiken gegeben wurden. Hier galt als unabänderliche Maxime, daß dieselben sich weder octiv noch passiv on den politischen Wahlen betheiligen und durch den Eintritt ins Parlament dos sacrilegische Königthum onerkennen dürften. Gegen diese Formel „nè elettori nè eletti“ haben sich nun freilich unter den Katholiken Italiens viele aufgelehnt, und die Congregation der Inquisition hot es selbst für räthlich gefunden, am 10. Juli 1886 ouf die Anfroge mehrerer Bischöfe hin, ob die Betheiligung an der Abgeordnetenwahl eine schwere Sünde sei und kirchliche Censuren noch sich ziehe, eine überaus diplomatische Antwort zu geben („sese habebit in casibus particularibus juxta suam conscientiam et prudentiam, omnibus perpensis adjunctis“).[1]) Aber so oft auch Anstrengungen gemocht wurden, den Vatican zum Ausgeben des „non expedit“ zu bestimmen, sie sind bis jetzt stets gescheitert. Der letzte Versuch dieser Art ist gerodezu verhängnißvoll geworden. Im Jahr 1894 stonden die Dinge so, daß eine Annäherung zwischen Quirinol und Vatican zu hoffen war. Letzterer schien geneigt, die politischen Wahlen zu gestatten, als wiederum der fronzösische Botschafter dazwischen trot und die Verständigung scheitern machte. Dieser bisher unbekannte Vorgang, für dessen Authenticität wir glauben einstehen zu können, erbitterte notürlich von neuem; der Beschluß, sich an der Feier des 20. September zu betheiligen, und die geharnischte Rede Crispi's bei diesem Anloß, waren die Antwort der Regierung.

In der Publicistik wurde der Standpunkt der Curie, abgesehen von den extremen Flugschriften der erwähnten jesuitischen Schriftsteller, in gemäßigter Weise nomentlich durch die, wie mon behauptete, inspirirte Broschüre des Bischofs Rotelli von Montefiascone („Il Papa e l'Italia“, Rom 1881) und diejenige des Grafen Conestobile in Perugia („La situation du Pape et le dernier mot sur la question Romaine“, Paris, Nov. 1889) vertheidigt. Der Schwerpunkt beider Publicationen liegt in dem Bestreben, die „römische Froge“ ols eine wesentlich religiöse, nicht politische, dorzustellen. Wenn, wie man annehmen darf, diese Darlegung der Sache ouf die Eingebung Leo's XIII. zurückgeht, so ist ersichtlich, daß der gegenwärtige Popst wenigstens 1881 in der Beurtheilung des wohren Charakters der Frage einen wesentlich anderen Standpunkt einnohm, als der Cardinol Antonelli, der in seiner früher berührten Erklärung an Baron Blanc die Froge des Temporale nur nach der politischen Seite angefaßt sehen wollte. Auf die Broschüren Rotelli's und Conestabile's hat seinerzeit R. Bonghi geontwortet („Leone XIII e il Governo Italiano“, Roma 1882). Er gab zu, daß das von ihm selbst redigirte Garantiegesetz seine Unvollkommenheiten hobe, doß die Ausführung desselben und das Verhalten der mehr und mehr radicalen Regierung Italiens Anlaß zu Klagen gebe. Aber er hielt die Behauptung aufrecht, daß jede von der vaticanischen Seite vorgeschlogene Lösung unannehmbar und unousführbar sei, daß dem Katholicismus eine viel größere Gefahr als seitens Italiens von dem Verfall des religiösen Lebens in seinem Schoße her („di questo deperimento della vita religiosa dentro di esso stesso“) drohe und daß, „wenn das Papstthum einmal von Rom weggegangen, es den Rückweg dohin schwer finden dürfte und jedenfalls nur in ein Italien zurückkehren würde, in welchem ihm das Leben noch schwerer als vorher sollen würde“. Der Vatican ließ auf diese Expectorationen des berühmten Publicisten durch den bekannten Jesuiten P. Cornoldi antworten (1882), dessen Flugschrift zu dem Ergebniß kam, die Froge könne ohne fremdes Dazwischentreten in Italien selbst — in famiglia, tra figli e padre — entschieden werden, und zwar durch eine innere Umgestaltung Italiens.

Auch in außeritolienischen Kreisen fanden in jenen Johren die gemäßigteren vaticanischen Anschauungen Vertheidigung. Eine der merkwürdigsten Aeußerungen noch dieser Richtung war diejenige Emil Oliviers („Le Pape est-il libre à Rome“? Paris 1882), in welcher sich die im Munde oder unter der Feder dieses Mannes sich gewiß recht merkwürdig ausnehmende Behauptung findet, „es sei doch Dogma, daß der Papst durch göttliche Einsetzung das Recht der Exemption von jeder weltlichen Jurisdiction erhalten habe“. Das ist nicht der einzige Fall, wo die ultramontanen Vorstellungen ihren Einfluß bis tief in die liberalen Kreise hin fühlbar machen. Hot doch selbst Taine (Orig. de la Rév. franç. I, 230) die Gleichstellung der Souveränetät der Kirche mit derjenigen des Stoates als etwas Selbstverständliches hingenommen!

Solche Liebeserklärungen fronzösischer Dilettonten auf dem politischen Gebiete (Hr. Olivier ist in der That nie etwos anderes als ein politischer Dilettant gewesen — Toine hot der praktischen Potitik ganz fern gestanden) konnten indessen der Curie nur einen geringen Trost spenden für den schweren Schaden, welchen ihr der Abfall einer Reihe ihrer besten Führer ous dem eigenen Lager bereitete. Die Nomen der Passaglio, Liverani, Curci, Savarese drängen sich hier auf. Msgr. Liverani, bekonnt ols fleißiger Gelehrter auf dem patristischen und archäologischen Gebiete, hatte mit seiner Schrift „Il Papato, l'Impero e il Regno d'Italia“ (1861) großes Aufsehen gemacht und durch sein Eintreten zu gunsten der itolienischen Sache sich die höchste Ungnode des Vaticans zugezogen. Aber viel empfindlicher war der Schlog, welcher der Curie durch dos Austreten des Podre Passaglia versetzt wurde. Carlo Passaglia, über dessen hohe Abstommung einst geheimnißvolle Andeutungen umgingen, galt lange Zeit als der größte Theolog des heutigen Jesuitenordens. Er war beauftragt, die Definition der unbefleckten Empfängniß wissenschoftlich zu rechtfertigen, und das Werk, welches er ouf Geheiß Pius' IX. schrieb, verschoffte ihm des Papstes höchste Gunst und jenen Ehrenplotz ouf dem großen Wandgemälde, mit welchem Francesco Podesti den dritten Saol der Galeria Pia — dicht in der erdrückenden Nachborschoft der Stanzen Rosaels — zu schmücken verurtheilt wor. Passaglia hatte dann mit dem deutschen Jesuiten Schrader, einem der Redactoren des Syllabus und der dem Voticanum vorgelegten Schemata, die Neuherausgabe von Petavius' großem Werke „de theologicis dogmatibus“ unternommen. Aber mitten in dieser Arbeit wandte sich der kühne und bewegliche Geist dieses Monnes den politischen Problemen der Gegenwart zu, welche die Ereignisse von 1859 von neuem ongeregt hatten. Er überwarf sich mit seinem Orden, trat mit päpstlicher Ge-

1) Vgl. Acta Sanctae Sedis 1886—87. Vol. XIX. Vgl. dazu das Schreiben an die Bischöfe von 1874, und die Encyclica Spientiae Christianae vom 10. Jan. 1890.

nehmigung aus demselben aus, überwarf sich aber auch mit dem Papst, als er in einer vielgelesenen Flugschrift Partei für Italien ergriff. Die von ihm begründete Zeitschrift „Il Mediatore" (Tor. 1861 f., 10 Bde.) suchte der Aussöhnung der Kirche und Italiens zu dienen. Sie ist, sehr selten geworden, noch jetzt eine der wichtigsten Quellen für die kirchenpolitische Bewegung der sechziger Jahre. Die Regierung belohnte Passaglia für seinen Uebertritt zur „Causa Italiana" mit einer Professur der Philosophie an der Universität zu Turin. Dort sahen wir ihn noch kurz vor seinem Tode. Carlo Passaglia war ein zweifellos genial angelegter Geist; ein wundervolles, nach oben gerichtetes Auge gab seinem edlen Angesicht ein ideales Gepräge; von seinen Lippen floß das schönste Italienisch, das wir jemals vernommen.

Die Gesellschaft Jesu hat in unsrer Zeit das eigenthümliche Mißgeschick gehabt, daß eine Anzahl ihrer bedeutendsten Männer, ja geradezu diejenigen, welche als Feldherren die Schlachten des Ordens zu schlagen hatten, in ihren späteren Lebensjahren ihr oder wenigstens ihren Tendenzen den Rücken gekehrt haben. Nicht alle sind mit dem Orden zerfallen oder ausgetreten. Im Orden verblieb die größte Zierde desselben, der P. X. de Ravignan, Lacordaire's glorreicher Nachfolger in den Conferenzen von Notre-Dame. Er, der in den vierziger Jahren mit seiner berühmten Schrift „De l'Existence et de l'Institut des Jésuites" die beste Apologie der Gesellschaft geliefert hatte, sah gegen Ende seines Lebens vollkommen den Schaden ein, welchen die von der Civiltà cattolica vertretene Richtung dem Orden und der Kirche brachte; und das letzte Wort, welches von ihm zu citiren ist, ist jenes, das er, zu der Generalcongregation des Ordens nach Rom berufen, kurz vor seinem Hingange aussprach: „je me traînerai encore en mourant à Rome, ne serait ce que pour protester contre la Civiltà cattolica." Ein anderer ausgezeichneter Geist und großer Gelehrter des Ordens war der edle P. Victor de Buck, langjähriger Chef des Bollandisteuwerkes in Brüssel. Auch er sah in dem Vorgehen der Civiltà nur ein unsägliches Unglück. Verdächtigt und verfolgt, ist er frühzeitig ins Grab gesunken. Von dem Mißgeschick, welches den Jesuiten mit ihrem P. v. Hoensbroech begegnet ist, will ich hier nicht reden. Ich beklage das Verhalten dieses Mannes meinerseits und bin weit entfernt, an den seltsamen Ueberraschungen Gefallen zu finden, an welche uns dieser ehemalige Fahnenträger der jesuitischen Theorien gewöhnt hat. In Italien ist auch der einem alten und großen Geschlecht angehörende Padre Centurione seinem Orden und der Kirche bis an den Tod getreu geblieben. Aber man hat aus seinem Nachlaß (in der „Rassegna nazionale") einen umfangreichen Aufsatz abgedruckt, in welchem die jesuitische Auffassung der römischen Frage aufs schärfste verurtheilt wird. Den größten Schmerz mußten indessen dem Orden der Austritt und die publicistische Thätigkeit des P. Curci bereiten. C. M. Curci war gleich nach der Revolution von 1848 als einer der Begründer der Civiltà cattolica aufgetreten, an deren Herausgabe und Redaction er dreißig Jahre lang in erster Linie betheiligt war. Es ist noch heute nicht aufgeklärt, wann und wie sich Curci innerlich von den Tendenzen, welche er so lange und so energisch vertheidigt hatte, losgesagt hat. Sein Austritt aus dem Orden, seine Schrift über den Conflict Italiens und der Kirche („Il moderno Dissidio tra la Chiesa e l'Italia", Fir. 1879) erregte das größte Aufsehen. Noch verschärft erscheint seine Opposition gegen den Orden wie gegen den Vatican in den vielberufenen Schriften „La Nuova Italia ed i vecchi zelanti" (Fir. 1881) und „Il Vaticano Regio, tarlo superstite della Chiesa cattolica" (Fir.-Roma 1883). Suspendirt, ging Curci nach Florenz, in dessen Nähe, zu Carreggi, er die letzten Jahre seines Lebens verbrachte. Da sahen wir ihn, auch nicht lange vor seinem Ende. Man hatte ihm die Erlaubniß zurückgegeben, Messe zu lesen, und Leo XIII. soll ihn auch insgeheim mit Geld unterstützt haben. Das hinderte nicht, daß er in bittere Armuth versank. Milde Menschen, die in der Nähe von Lorenzo il Magnifico's wundervoller Villa leben, hatten ihn aufgenommen; der reiche Orden, dem er wie wenig andere Macht und Einfluß zugeführt, ließ ihn am Hungertuche nagen. Curci erzählte uns die Geschichte seines Lebens. Sein Urtheil, auch über seinen Orden, war milde und nachsichtig, der Anblick des kleinen, kranken Greises, dessen Haupt voll innerer Widersprüche war, während das Herz unverwandt die Richtung auf Christus und seine Kirche bewahrt hatte, stimmte überaus wehmüthig. Es war ein Zeichen der Zeit, ein Document unsrer inneren Auflösung, weit entfernt von der Freiheit und Schärfe des Geistes, mit der Passaglia den Dingen ins Gesicht sah. Ihm geistig verwandt ist jener einsame, verstoßene Priester in Venedig, der in unsern Tagen, in seinem „Adauctus" („I Dominatori della Chiesa", Ven. 1891) dem Jesuitenorden ein neues Menetekel an die Wand geschrieben, während Savarese, irren wir nicht, dem kirchlichen Standpunkt mehr und mehr den Rücken gekehrt hat.

Neben diesen Führern einer entschiedenen, in Inhalt und Form oft äußerst scharfen Opposition, machte sich seit 1870 in Italien eine mildere, vermittelnde Richtung geltend, welche unter strenger Festhaltung des kirchlich-dogmatischen Standpunktes und unter Bewährung einer dem Vatican im wesentlichen wohlwollenden, prineipiell keineswegs feindlichen Gesinnung der Verständigung Italiens und des hl. Stuhls das Wort redete. In der Presse hat diese Richtung vornehmlich in den verschiedenen Zeitschriften Giac. Cassani's („Rinnovamento cattolico" 1871—76; „Riforma disciplinare della Chiesa", 1879—1881 „Chiesa e Stato"), dann in der noch heute in Florenz blühenden, vortrefflichen „Rassegna nazionale" ihre Vertretung gefunden. Der Versuch Masino's u. a., ihr in den Kammern zum Ausdruck zu verhelfen, ist gänzlich mißglückt. Um so reicher aber war die Zahl von Gelegenheitsschriften, welche immer von neuem den Gegenstand aufnahmen, und die schon durch ihre Anzahl und den Widerhall, welchen sie fanden, den Beweis lieferten, wie stark in der Nation das Verlangen nach einem Ausgleich zwischen Vatican und Quirinal fortlebte. Im ganzen knüpfte diese Literatur an die Anschauungen der Balbo, Capponi, d'Azeglio an. Ihr stand trotz einer sehr viel freieren religiösen Auffassung auch Bonghi nicht gar zu fern, welcher sich mit einer Reihe von Schriften an den Debatten über die römische Frage betheiligte.[1]) Aus dem Kreise italienischer Staatsmänner widmeten die Senatoren Canonico, Lampertico und Jacini der Sache gediegene und verständige Besprechungen[2]), während der treffliche Graf Nerio Malvezzi in Bologna die Hinneigung des Vaticans zu Frankreich und die Folgen eines eventuellen Auszuges des Papstes von Rom der Betrachtung unterzog.[3]) Die Annäherung, welche sich gelegentlich einiger öffentlichen Feste (wie der Enthüllung der Domfaçade zu Florenz am 12. Juli 1887) zwischen dem Königthum und einzelnen Bischöfen vollzog, die entgegenkommende Haltung, welche der Interpellation Bovio's

---

1) *R. Bonghi* Leone XIII. 1882. Il Vaticano Regio 1884. — La Conciliazione, Saggi di *R. Bonghi* e *S. Jacini*. Roma 1887. — Bonghi's Brief an den Papst Leo XIII. (Nuova Antologia 1892, Dec.) — Il Programma di un Partito. Fir. 1892 (Rass. naz.)

2) *Canonico Tuner*, La Questione religiosa e l'Italia. Rom. 1879. — *Frd. Lampertico* L'Italia e la Chiesa. Fir. 1890. — *Jacini* Quest. del Papato e l'Ital., Roma 1888. —

3) *Malvezzi, Nerio*, L'Indepeudenza del Papa e la Francia in rispetto alla Politica Italiana, Fir. 1890 („Rass. naz."). — Deff. Il Caso della Partenza del Papa da Roma. Bologna 1890. 2a ed.

gegenüber die Minister Zanardelli und Crispi in der Sitzung der Abgeordnetenkammer vom 10. Juni 1887 beobachteten, die Allocution des Papstes vom 23. Mai d. J. — alles das waren Dinge, welche die Hoffnung erwecken konnten, daß man beiderseits auf dem Wege zu einer Verständigung sei. Zwar goß der Brief Sr. Heiligkeit an den neuernannten Staatssecretär Rampolla (15. Juni) und Rampolla's Note an die Nuntien vom 22. Juni 1887 sehr bald kaltes Wasser auf diese heißblütigen Erwartungen. Das hinderte aber nicht, daß nun doch auch wieder aus dem Schoße des höheren Klerus sich Stimmen erhoben, welche, immer in treuester Unterwerfung unter die kirchliche Autorität, doch der Versöhnung sehr entschieden das Wort redeten und es auch nicht an einer unabhängigen Kritik des Verhaltens der Curie fehlen ließen. Die beiden merkwürdigsten Zeugen dieser Stimmung in der höheren Geistlichkeit Italiens sind die Broschüren Tosti's und Bonomelli's. Der Padre Luigi Tosti ist eines der berühmtesten Mitglieder der Abtei Montecassino, in ganz Europa durch seine historischen Schriften bekannt, durch seine liberalen Gesinnungen seit Jahrzehnten an der Curie mißliebig. Seine unleugbaren literarischen Verdienste und der Glanz, den sein Name dem alten Ruhme von Montecassino hinzufügte, vermochten diese üble Stimmung nicht zu besiegen. Man hatte ihm einen Ehrenposten, der nichts bedeutet, als Vice-Archivista der vaticanischen Archive gegeben, aber den Purpur stets verweigert, den er sicher wie wenig andere verdient hätte. Tosti's liebenswürdige und noble Seele war immer enthusiastischen Vorstellungen geneigt. Man hatte ihn, gleich dem Abte Papalettere, mehrfach zu jenen geheimen Verhandlungen über geschäftliche Dinge gebraucht, von denen oben die Rede war: so tauchte in ihm gleich der Traum eines unmittelbar vor der Thüre stehenden Ausgleiches auf und sein Don Pacifico rief sofort Leo XIII. sein Ave, princeps pacis! entgegen.[1]) Neue Ungnade des Vaticans war die Antwort, und P. Tosti lebt seither in der Verbannung zu Neapel.

Das heutige Italien ist nicht reich an Bischöfen, welche sich über das Niveau der Mittelmäßigkeit erheben. Freie Bischofswahlen im Sinne des alten kanonischen Rechts gibt es nicht mehr, und da der Einfluß der Jesuiten allmächtig ist, wird dafür gesorgt, daß Männer von Talent und Charakter den bischöflichen Sitzen fern bleiben. Unter den 264 Bischöfen des jetzigen Königreiches sind im Grunde nur zwei, deren Namen im ganzen Lande Notorietät und allgemeine Verehrung genießen. Das sind die Bischöfe von Piacenza, Msgr. Scalabrini, und von Cremona, Msgr. Bonomelli, beide hervorgegangen aus jener von Rosmini's Geist berührten und getragenen Schicht des oberitalienischen Klerus, der seit funfzig Jahren die Crême der italienischen Geistlichkeit darstellt. Scalabrini war noch kürzlich aus Anlaß des Auftretens des unglücklichen Priesters Miraglia der Gegenstand einer aus dem Herzen des Volkes hervorgehenden Ovation, wie sie selten einem Bischof in unsern Tagen zu theil wird. Bonomelli, als vorzüglicher Prediger und praktisch-theologischer Schriftsteller bekannt, hat in dem Märzhefte der „Rassegna nazionale“ 1889 einen auch separat abgedruckten Aufsatz erscheinen lassen,[2]) der anfangs anonym ausgegeben wurde, zu dem sich der Bischof aber sofort bekannte. Diese Schrift ist das Bedeutendste, was in Italien von theologischer Seite über die römische Frage gesagt wurde.

Der „italienische Prälat“ geht zunächst auf die Entstehung und geschichtliche Entwicklung des Kirchenstaates ein und verräth dabei eine historische Bildung, welche jenseit der Alpen in den Reihen des Klerus selten genug getroffen wird. Er zeigt, daß das Temporale eine von Fürsten und Völkern dem Papste freiwillig eingeräumte Herrschaft war; diese Herrschaft war seiner Ansicht nach in der Gesellschaft des frühen Mittelalters und gegenüber barbarischen Völkern eine Nothwendigkeit, und der Instinct der eigenen Erhaltung mußte die Kirche auf die Annahme derselben hinweisen. Sobald die Nationen aber aufhörten, Kinder zu sein, und anfingen, sich der Zügel ihrer Regierungen selber zu bemächtigen, mußte diese Nothwendigkeit allmählich verschwinden. Nehmen wir, sagt er, einmal den unmöglichen Fall an, daß uns heute der ganze Cumulus von Privilegien, materiellen Vortheilen, Immunitäten angeboten würde, der damals als für die freie Ausübung des Priesterthums nothwendig erachtet wurde — wir alle würden einstimmig dafür danken und bitten, damit verschont zu bleiben. Sollte man im Vatican etwa glauben, dies sei nicht die Meinung der immensen Mehrheit der Christenheit, so gäbe man sich dort einer gewaltigen Täuschung über die Stimmung der Geister hin. Die heutige Gesellschaft hat kein Verständniß mehr für die Vorstellung, als könne irdische Herrschaft etwas der Idee des Priesterthums Inhärentes sein, und wehe dem Priester, der die Augen nicht öffnen will, um diese Dinge so zu sehen, wie sie eben sind. Daß die absolute Freiheit des hl. Stuhles nicht nothwendig den Begriff der weltlichen Herrschaft in sich schließe, ist ebenfalls heutzutage unleugbar. In den Jahrhunderten, in welchen der Papst weltliche Souveränetät besessen hat, ist er oft sehr wenig frei und fast immer gebieterischen Einflüssen unterworfen gewesen. Der Besitz dieser Souveränetät war also keine absolute Bürgschaft für die Freiheit, ihr Verlust kann daher auch nicht ohne weiteres als gleichbedeutend mit der Einbuße der letzteren erachtet werden.

Bonomelli hat dann die Frage untersucht, ob eine Restitution der ehemaligen Provinzen des Kirchenstaats möglich sei. Das Gemälde, welches er von der päpstlichen Verwaltung in diesen Provinzen entwirft, ist nichts weniger als schmeichelhaft. Diese Regierung wieder aufzurichten, ist nicht möglich. Wer nicht sehen will, daß die Einheit Italiens sich definitiv constituirt hat und daß die Theile desselben nicht mehr auseinandergehen wollen, der hat keine Augen, um zu sehen, kein Herz, um zu fühlen, keinen Verstand, um ruhig zu überlegen.

Eine Wiederherstellung des Temporale gegen den Willen Italiens ist einfach unmöglich, und wäre sie doch möglich, so wäre sie ein unermeßliches Unglück, in erster Linie für das Papstthum selber. Unvernünftig wäre es, auf eine allgemeine Katastrophe zu rechnen, aus der so etwas wie ein Kirchenstaat wieder zusammengerafft werden könnte. Der Kranke würde an dieser Medicin sterben, kein vernünftiger Mensch kann dem Papst solchen Rath ertheilen. Bonomelli kommt hiemit zu dem Ergebniß, der Vatican solle sich in den Verlust des Temporale ergeben, nicht mehr davon sprechen und, ohne seine historisch begründeten Rechte ausdrücklich aufzugeben, sich auf ein würdevolles Schweigen zurückziehen, seiner ihm nächstliegenden geistlichen Aufgabe gedenken und des quaerite primo regnum Dei sich erinnern. Alsdann könne und müsse sich ein modus vivendi finden, und Italien, als der siegreiche und stärkere Theil, habe dann dem Vatican entgegenzukommen. Der Bischof glaubt, es könne und solle demselben in diesem Falle ein kleines Territorium, z. B. den Borgo mit einem Streifen Landes von Frascati bis Civitavecchia überlassen. Die Abreise des Papstes von Rom würde die Sache nur noch schlimmer machen. Der Papst hätte überall, wo er sich hinwenden wollte, vielen

---

1) *L. Tosti*: La Conciliazione, 3a ed. Roma 1887.

2) Roma e l'Italia e la Realtà delle cose. Pensieri d'un Prelato Italiano con la risposta d'un Cattolico Italiano alle critiche d'alcuni periodici. 4a ed. Firenze 1889.

Schwierigkeiten zu begegnen und er wäre nirgend so frei, als er es gegenwärtig in Rom ist. In der Restitution eines geringfügigen Patrimoniums würde Bonomelli weit mehr eine Sache der Höflichkeit, einen Ausdruck der Reverenz gegen den hl. Stuhl, als eine Garantie der Freiheit desselben erblicken. Die wahre Garantie der Freiheit des Papstes findet er in der heute völlig veränderten Lage der Geister, die es gänzlich unmöglich macht, dem Oberhaupte der Kirche die Freiheit des gesprochenen oder geschriebenen Wortes zu verkümmern.

Diese Ausführungen wurden in derselben „Rassegna nazionale" von „Sincerus" in einem Aufsatz, der gleichfalls vielfaches Aufsehen machte („La Germania e la Questione Romana", Fir. 1889) besprochen. Es wurden da die Schwierigkeiten eingehend erörtert, welche dem erstrebten modus vivendi seitens der Curie, seitens Frankreichs und seitens Italiens entgegenstehen. Wie sehr der unbekannte Verfasser dieses Artikels ins Schwarze getroffen, zeigte die Erwiderung der „Civiltà cattolica" (1889, Quad. 938, 199), welche eine selbst diesem Organ seltene wilde Aufregung und den ganzen Haß der Schule gegen die „Gemäßigten" offenbarte.[1]) Viel bedeutungsvoller als dieser Zornausbruch war der Brief, welchen Se. Heiligkeit an den Bischof von Cremona schrieb, der natürlich in tiefe Ungnade gefallen und nahe daran war, sein Episkopat aufgeben zu müssen. Dem Bischof von Cremona wurde die Lection ertheilt, daß weder er noch überhaupt ein anderer als das Oberhaupt der Kirche selbst über diesen Gegenstand zu urtheilen in der Lage und zu der Christenheit zu sprechen berechtigt sei. Der Eindruck dieses päpstlichen Schreibens war leider nicht der gewünschte. Statt es in demüthiger Unterwerfung anzunehmen, antwortete man darauf in Italien vielfach mit Erbitterung.

Es ist seither innerhalb der italienischen Kirche hinsichtlich des Temporale sehr still geblieben. Den idealen Träumen Tosti's und Bonomelli's ist Kirchhofstille gefolgt. Man hat der Versöhnung günstige Aeußerungen einzelner Prälaten, wie des verstorbenen Cardinals Schiaffino, citirt. Der vielbesprochene P. Agostino hat in seiner Abschiedspredigt in S. Carlo in Corso (23. April 1892) gewagt, den Segen auf den König und seine Rathgeber, auf das Heer und das Vaterland herabzurufen — das erstemal, daß ein katholischer Priester es wagte, in Rom öffentlich für Staat und König zu beten. Die Männer jubelten ihm zu, die Frauen weinten, als er die Kanzel verließ, erschollen stürmische Hochrufe. Aber ein paar Schwalben machen noch keinen Frühling. Die Haltung des hl. Stuhles und seine um jene Zeit vollzogene Abschwenkung zur Allianz mit Frankreich und zur Freundschaft mit der Demokratie mußte unterdessen ganz andere Folgen haben. Eine der ersten derselben betraf die römische Frage. Und hier berühren wir eine Episode, welche bis jetzt nie bekannt geworden ist.

Das enge Verhältniß, in welches Italien durch den Dreibund zu Deutschland und Oesterreich getreten ist, mußte in maßgebenden Kreisen auch diesseits der Alpen den Wunsch nahe legen, das Verhältniß zwischen dem italienischen Königreich und dem Vatican geregelt und einen Conflict aus dem Wege geräumt zu sehen, der für das junge Königreich eine Quelle der Schwächung, für uns eine Quelle fortdauernder Agitation und unaufhörlicher Beunruhigung der Gemüther darstellte. Es erhob sich die Frage, wie dieser Conflict zu beseitigen sei. Sie wurde von einsichtsvollen und der Kirche wie dem Königreich wohlwollenden hochstehenden Personen unter Beiziehung sachverständiger Berather vielfach besprochen. Es lagen Anzeichen vor, daß sowohl der König Umberto I. als selbst Crispi die Hand dazu reichen würden, dem Zwiste ein Ende zu machen und dem Vatican weitgehende Zugeständnisse, selbst im Sinn einer Gebietsabtretung, so wie sie der Bischof von Cremona vorschlug, zu machen. Dieser Ausweg schien damals in der Luft zu liegen. Sogar der Prinz Napoleon war ihm zugeneigt, wie der im „Figaro" kurz nach seinem Tode veröffentlichte Aufsatz „Der letzte Traum des Prinzen Napoleon" beweist und wie wir aus anderen Quellen es wissen. In Deutschland war ein Programm ausgearbeitet worden, um als Basis einer Vereinbarung zu dienen, und man hatte in gewissen vom Vatican gegebenen Erklärungen Grund anzunehmen, daß der hl. Stuhl mit dem Dargebotenen sich zufrieden stellen werde.

Damals ist Frankreich dazwischen getreten. Es hat dem hl. Stuhl keinen Zweifel darüber gelassen, daß eine Aussöhnung mit Italien den Bruch mit „der ältesten Tochter der Kirche" bedeute. Der Vatican, unterrichtet, daß weder Oesterreich noch Deutschland daran dächten, ihm Rom selbst wieder zu verschaffen, wandte sich von der Tripelallianz ab und suchte sein Ziel in dem Bündniß mit der französischen Republik. Die vaticanischen Blätter verkündeten den Bund mit der Demokratie als die Zukunft der Kirche; es war die selbstverständliche Folge dieser Entwicklung der Dinge, daß die erwähnten, auf die Aussöhnung des hl. Stuhls mit Italien ausgehenden Bestrebungen und Unternehmungen in Deutschland sofort zerfielen.

Dem hl. Stuhl erging es mit dem Kirchenstaat ein wenig, aber viel übler, wie Tarquinius mit den sibyllinischen Büchern. 1862, zur Zeit der Thouvenel'schen Verhandlungen, hätte er noch das ganze Patrimonium Petri mit Ausschluß der von Italien annectirten Marken und der Romagna retten können, wollte er Napoleons Anerbieten annehmen; 1887 konnte er wenigstens noch den Borgo mit Castel-Gandolfo und einem Streifen Landes bis zur See haben; die Gelegenheit, zuzugreifen, wurde versäumt; als er im Jahre 1894 durch eine letzte, bisher gänzlich vorenthaltene und äußerst geheimgehaltene Demarche wenigstens ein Minimum von Territorium mit effectiver Souveränetät, und wäre es auch nur der vaticanische Garten gewesen, von Italien verlangte — da war die Stunde vorbei, wo auch diese Concession gewährt werden konnte. Ein Flecken päpstlicher Souveränetät auf italienischer Erde bedeutete Italien jetzt den Feind, d. i. Frankreich, im Lande, bedeutete die Auslieferung der Festung an den bittersten Gegner der Nation. So kamen wir zur neuesten Gegenwart, welche in dem die eben angedeutete Episode abschließenden Schreiben Sr. Heiligkeit an den Cardinal Rampolla vom 8. October 1895 ihren Ausdruck gefunden hat. Wir werden demnächst untersuchen, welchen Widerhall diese Ereignisse in der neuesten Publicistik gefunden haben und wie sich nach den geheimen Verhandlungen der Jahre 1894 und 1895 die Sachlage herausstellt.

SPECTATOR.

---

[1]) Ueber diese Replik der „Civ. catt." schrieb damals eine hervorragende kirchliche Persönlichkeit: „On ne pouvait attendre autre chose de le part de la ‚Civiltà'. Mais comme j'ai toujours gardé un certain teodre à l'égard des Jésuites, je me permettrais volontiers de donner un conseil à ces bons Pères. Dans des occasions pareilles ils devraient faire monter à cheval quelqu'un qui sait mieux sa rhétorique. En général, les Jésuites savent si bien jouer la comédie. Comment se fait-il qu'ils oublient en pareille circonstance, que même sur les planches on doit observer un modus in rebus? L'article de la ‚Civiltà' aurait pû obtenir, chez certains gens, une espèce de succès; mais son auteur, entrant dans une rage absolument invraisemblable et ridicule, a complètement gâté la soirée."

Mittheilungen und Nachrichten.

α. ρ. Die volksthümliche Pflanzennamen in Tirol und Vorarlberg nebst volkloristischen Bemerkungen zur Flora des Landes. Gesammelt von Prof. Dr. K. W. v. Dalla Torre. Innsbruck 1895. A. Edingers Verlag. — Referent hat mit großem Vergnügen von dem kleinen, anspruchslos auftretenden Werkchen Kenntniß genommen. In seiner compendiösen Form findet der Forscher und sinnige Liebhaber der Volkssitte und -Gewohnheit zahlreiche interessante Notizen über Volksnahrungsmittel und -Heilmittel und damit zusammenhängende Sagen und Gebräuche. Der nach Prof. Andr. Meister als Curiosum angedeutete Verwendung der entkörnten Maiskolben erinnert Referent sich gleichfalls wiederholt im Zillerthal und Oberinnthal an verschiedenen Orten begegnet zu sein; freilich ist es schon etwas lange her.

* Die ständige Deputation des Deutschen Juristentages, die ihre diesjährige Sitzung am 25. Mai in Weimar abhielt, hat, wie bereits gemeldet, beschlossen, in diesem Jahre keinen Juristentag zu berufen. Dagegen soll noch der „Deutsch. Juristen-Zeitung" 1897 ein solcher stattfinden. In erster Reihe ist hiefür Graz in Aussicht genommen, eventuell auch Freiburg i. Br. Zu den wichtigsten Verhandlungsgegenständen wurden bestimmt: a. Aus dem Civilrecht: Heimstättengesetzgebung, die Rechtsverhältnisse der Versicherungsgesellschaften auf Gegenseitigkeit. b. Aus dem Handelsrecht: Die Beseitigung der objectiven Handelsgeschäfte, die Haftung des Frachtführers. c. Aus dem Strafrecht: Dolus eventualis, Fragen der Deportation und der bedingten Begnadigung (für den Auswanderungsfall). Einen weiteren Gegenstand der Tagesordnung soll die Reform des Rechtsstudiums mit Rücksicht auf das Bürgerliche Gesetzbuch bilden.

λ. **München**, 30. Mai. Historische Commission bei der k. Akademie der Wissenschaften. Gestern und heute fand hier die 37. Plenarversammlung der historischen Commission statt, zu welcher von auswärtigen Mitgliedern die Geh. Regierungsräthe Dr. Dümmler und Dr. Wattenbach, sowie Prof. Dr. Lenz aus Berlin, Frhr. v. Liliencron aus Schleswig, Hofrath Dr. v. Sickel aus Rom, Geh. Rath Dr. v. Hegel und Prof. Dr. v. Bezold aus Erlangen, Prof. Dr. Meyer v. Knonau aus Zürich und Prof. Dr. Alfons Huber aus Wien, Dr. Wrede (außerord. Mitglied) aus Göttingen; von den hiesigen der Secretär Geh. Rath Dr. Cornelius als Vorsitzender, die Prof. Dr. Heigel und Dr. Stieve, Oberbibliothekar Dr. Riezler, Geh. Rath Dr. v. Maurer, Prof. Dr. Lossen und Prof. Dr. Quidde (a.-o. Mitglied) theilnahmen. Ueber das Ergebniß der Berathungen wird demnächst der Bericht des Secretariats veröffentlicht werden.

* **Heidelberg.** Die Studentenzahl an unsrer Universität — 1164 nebst 145 Hörberechtigten — zeigt gegen den Sommer 1895 einen Abgang von 119 Köpfen. Die theologische Facultät zählt 63 Studirende, die juristische 444, die medicinische 227, die philosophische 162, die naturwissenschaftlich-mathematische 268. Unter den Studirenden befinden sich 349 Badenser, 815 Nichtbadenser; aus Preußen stammen 370, aus dem Deutschen Reich überhaupt 977, aus dem Ausland 187, darunter 33 aus Nordamerika, 18 aus Großbritannien, 33 aus Rußland, 37 aus der Schweiz, 6 aus Frankreich.

* **Karlsruhe.** Hofrath Prof. Dr. Hans Bunte ist zum Rector der Technischen Hochschule für das Studienjahr 1896/97 gewählt worden.

* **Gießen.** Der Besuch der hiesigen Universität zeigt im heurigen Sommersemester die bis jetzt höchste Zahl von 630 Hörern. Der nächsthöchste Stand, 617 Studenten, war im Sommersemester 1887 zu verzeichnen.

* **Wiesbaden.** Die Absicht, Gustav Freytag hier ein größeres Denkmal zu errichten, ist verständigerweise aufgegeben worden. Leipzig, wo der Dichter und Journalist die besten Mannesjahre verbracht und die Mehrzahl seiner Hauptschriften verfaßt hat, während er in Wiesbaden nur beschaulich einen friedlichen Lebensabend genaß, ist mit Recht als würdigere Stätte ausersehen worden. Für ein Leipziger Denkmal Freytags hat dessen Verleger Hirzel bereits als erstes 5000 M. gezeichnet. Auch die Büchersammlung des Verstorbenen geht nach auswärts, ebenfalls mit Recht. Ihre Stärke besteht in Zeitschriften zur deutschen Culturgeschichte, wie sie Freytag mit emsiger Hülfe des alten Salomon Hirzel für die „Bilder aus der deutschen Vergangenheit" gesammelt. Sie gehören in eine unsrer größten Bibliotheken.

⊕ **Wien**, 30. Mai. Im Wiener Alterthumsverein berichtete gestern Custos Dr. Zimmermann über die Herausgabe des Wiener Geschichtswerkes. Der erste Band, der die Geschichte Wiens bis 1282 behandelt, ist bereits in Arbeit. Unter den Karten, die dem Werke beigefügt werden, befindet sich eine geologische Karte Wiens von Professor Sueß, eine Karte des römischen Wien mit der Einzeichnung der archäologischen Funde und der muthmaßlichen Bauten und Straßenzüge von Director Dr. Kenner, zwei Karten der räumlichen Entwicklung Wiens im Mittelalter von Dr. Müller, sowie Karten der militärischen Befestigungen und Annäherungsstraßen und der nach Wien führenden Handelsstraßen von Custos Böheim. Eine Erweiterung über den ursprünglichen Plan hinaus wird das Werk durch eine Geschichte des Wiener Sanitätswesens erhalten, deren Abfassung Professor Puschmann übernommen hat. — An der Universität wurden Dr. Gustav Lott und Dr. Franz Mracek aus Titular-Extraordinarien in wirkliche verwandelt, der erstere für Geburtshülfe und Gynäkologie, der andere für Dermatologie und Syphilis.

* **Amsterdam.** 67jährig starb am 28. Mai Dr. Allard Pierson, Professor der Aesthetik an der städtischen Universität.

* **London.** Am 29. Mai starb hier Sir Russell Reynolds, Präsident des Royal College of Physicians.

* **Oxford.** Wie wir aus bester Quelle erfahren, wird Dr. Murray's „Neues Englisches Wörterbuch auf historischer Grundlage" — entgegengesetzten Behauptungen zutrotz — auch künftig noch dem ursprünglich von dem Beauftragten der „Clarendon Preß" festgesetzten Plane fortgeführt werden.

* **Paris.** Der berühmte Geolog Daubrée ist hier nach langer Krankheit am 29. Mai gestorben. Am 25. Juni 1814 in Metz geboren, besuchte er die Ecole Polytechnique, wurde 1839 Professor der Geologie in Straßburg, 1862 an der Ecole des Mines in Paris angestellt. Seit 1861 gehörte er der Akademie der Wissenschaften an. — In der hiesigen medicinischen Facultät wurde die peinliche Entdeckung gemacht, daß ein Laboratoriumsdiener insgeheim das Serum gegen das Kindbettfieber in ungenügender Weise nachahmte und verkaufte. Da er diesen Handel nicht hätte treiben können, wenn der das Laboratorium leitende Dr. Roger genügend aufgepaßt hätte, so verlor auch dieser seine Stelle. Eine unglückliche Folge scheint die Nachahmung nicht gehabt zu haben, da die Firma pharmaceutischer Producte, für die der Laboratoriumsdiener arbeitete, nichts von dem Serum absetzte und die Fabrication schon vor der Entdeckung eingestellt hatte. Die Stelle des Dr. Roger erhielt Dr. Carnot, ein Neffe des verstorbenen Präsidenten der Republik.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 29. bis 31. Mai folgende Schriften eingegangen:

Das Museum: Anleitung zum Genuß der Werke bildender Kunst; hgg. unter Mitwirkung von Wilhelm Bode ꝛc. 5. Lfg. Berlin und Stuttgart, W. Spemann. — C. W. Allers und Hans Kraemer: Unser Bismarck. 2. Aufl. Lfg. 12—14. Stuttgart ꝛc., Union. — *E. P. Evans:* Animal symbolism in ecclesiastical architecture. With illustrations etc. London, William Heinemann; New-York, Henry Holt a. Co. 1896. — *Virgile Josz* et *Luis Dumur:* Rembrandt; drame. Paris, société du Mercure de France 1896. — Wassily Vereschtschagin: Selbstbiographien unbedeutender Leute; Skizzen aus dem russischen Volksleben; autoris. Uebersetzung von Dr. Alexis Markow. Berlin, Karl Siegismund 1896. — Adolf Richter: Kreuz und quer; Streifzüge. Leipzig, Georg Heinrich Meyer 1896. — Hartl Mitios: Durchs Standesamt; lustige Geschichte aus den Bergen (Rud. Heinr. Grenz, Humoristische Bibliothek 11). Leipzig, H. Haessel 1896. — Th. v. Wolter: Der Mönch von Arnolfi; seltsame Geschichte. Braunschweig, C. A. Schwetschke u. S. 1896. — Hans v. Kahlenberg: Die Jungen; Roman aus dem Jubiläumsjahr. Dresden u. Leipzig, Carl Reißner 1896. — Gustav Schmorzkopf: Recepte; Satiren. Edd. — Dr. Max Blankenhorn: Entstehung u. Geschichte des Todten Meeres; Beitrag zur Geologie Palästina's. (Sonderdr.) Leipzig, K. Baedeker (Comm.) 1896. — Otto Hermann: Ethnographische Elemente der Millenniumsausstellung Ungarns; Vortrag. Mit Illustrationen. Wien, Anthropolog. Gesellschaft 1896. — Heinrich Glücksmann: Ungarns Millennium und Millenniumsausstellung. Mit Illustrationen. Wien und Leipzig, M. Breitenstein 1896. — 80 Ausflüge von München auf eines halben bis drei Tage. Mit Karte. 10. Aufl. München, J. Lindauer 1896. — Ernst Possart: Ueber die Neueinstudirung und Neuscenirung des Mozart'schen Don Giovanni auf dem k. Residenztheater zu München. München, A. Bruckmann 1896.

Jahrgang 1896. München, Dienstag, 2. Juni. Nummer 126.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.80, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Aus den Briefen des Grafen Prokesch von Osten. — Die Definition der Psychologie. Nach einem Vortrag von Prof. Lipps. — Mittheilungen und Nachrichten.

Aus den Briefen des Grafen Prokesch von Osten. [1])

O. L-z. Schon 1877, kurze Zeit nach dem Tode des Grafen Prokesch-Osten hat der Sohn desselben, Graf Anton v. Prokesch, damit begonnen, die mannichfaltigen Aufzeichnungen und Correspondenzen des unermüdlichen diplomatischen Geschäftsträgers und fleißigen Schriftstellers militärischer und historischer Ereignisse, dem Wunsche seines Vaters entsprechend, der Nachwelt zugänglich zu machen. Er hat sich dadurch ein nicht genug anzuerkennendes Verdienst erworben, denn mit Recht konnte er von seinem Vater sagen: „Außergewöhnlichen Bahnen folgend, ist sein Leben eine Kette von außergewöhnlichen Verhältnissen, von außergewöhnlichen Beziehungen gewesen; durch ein halbes Jahrhundert hat er an der Entwicklung des europäischen Staatenlebens thätig theilgenommen, hat er mit allen Persönlichkeiten verkehrt, deren Namen an dieselbe geknüpft sind oder auf anderen Gebieten geglänzt haben; er selbst ist ein Stück Geschichte — was wir von ihm überkommen, ein Beitrag zur wahrheitsgetreuen Darstellung seiner Zeit."

So erhielten die von Prokesch noch bei seinem Leben veröffentlichten Werke erwünschte Ergänzungen und Vervollständigungen. In dem Vorwort zu seiner Geschichte des Abfalls der Griechen sagte der kenntnißreiche, trefflich unterrichtete, durch zahlreiche Schriften bekannte und anerkannte Verfasser ein wahres, bescheidenes und ihn sehr bezeichnendes Wort: „Ich schreibe nicht, um gelobt zu werden. Ich schreibe aus Gewohnheit der Arbeit, aus Lust zur Forschung und Wahrheit. Ich schreibe, wie der Biber baut und der Baum Blätter treibt." In noch höherem Grade, als von den schriftstellerischen Versuchen, gilt dieser Satz von den Correspondenzen und Tagebuchaufzeichnungen des Grafen Prokesch, die nach und nach von seinem pietätvollen Erben veröffentlicht worden sind. Ihnen reiht sich die neueste, höchst interessante Publication des Briefwechsels aus den Jahren 1849—55 würdig an. Es sind, abgesehen von vielen herzlich erfreulichen Familienbriefen, besonders die Schreiben des Gesandten von Berlin und Frankfurt an seine beiden Chefs, den Fürsten Felix Schwarzenberg und den Grafen Buol, welche ein größeres geschichtliches Interesse durchaus beanspruchen. Sie halten gewissermaßen die Mitte zwischen vertrauten Privatbriefen und amtlichen Schriftstücken. Fürst Schwarzenberg hat bei der Uebernahme seines Postens unter den Diplomaten eine Auslese halten zu müssen geglaubt unter denen, von denen er meinte, daß sie allzu sehr im alten Metternich'schen Fahrwasser steckten, und denen, die er einer neuen Zeit und neuen Aufgaben mehr gewachsen erachtete. Er war mit Prokesch seit längerer Zeit befreundet, und obwohl man kaum behaupten dürfte, daß es gerade Schriftstellerei und Gelehrsamkeit gewesen wäre, was dem Fürsten Felix besonderen Respect einflößte, so konnten doch die Arbeiten von Prokesch über den alten Führer der verbündeten Armeen in den französischen Kriegen die Beziehungen gewiß nur vertiefen, welche die beiden Diplomaten mit einander verknüpften. Das Schreiben, durch welches der neue Minister der auswärtigen Angelegenheiten nunmehr Prokesch aus Athen nach Wien zur Uebernahme eines neuen, wichtigeren Gesandtschaftspostens berief, athmete ein unbedingtes, großes Vertrauen, so daß dieser wohl geahnt haben mochte, es werde sich um sehr schwierige Aufgaben für ihn handeln, während nach den Dienstgewohnheiten des Auswärtigen Amtes auf eine Versetzung des griechischen Gesandten nach Madrid oder Brüssel etwa zu rathen gewesen wäre. Aber Prokesch wurde nach Berlin bestimmt, in diesem Augenblicke wohl der weitaus wichtigste und schwierigste Posten, den die österreichische Diplomatie aufzuweisen hatte. „Mir schaudert eigentlich vor dieser Sendung," wiederholt Prokesch immer wieder, und wenn er bemerkt: „Unser schwierigster Punkt ist ohne Zweifel Berlin", so trifft er das richtige in der Bezeichnung der eigenen und allgemeinen Lage.

Es läßt sich übrigens nicht verkennen, daß der neue Gesandte seine üblen Befürchtungen in Bezug auf persönliche Umstände sehr vielfach zu rectificiren gleich in der ersten Zeit Grund findet und dem Berlinerthum wenigstens in einigen hervorragenden Exemplaren mehr Gerechtigkeit widerfahren zu lassen bemüht ist. Freilich konnte alles dies über die harten Gegensätze nicht täuschen, die das Dasein eines österreichischen Gesandten in den verhängnißvollen Jahren 1849 und 50 in Berlin zu einem wahren Martyrium zu machen geeignet waren. Hiefür geben die jetzt veröffentlichten Briefe nicht nur zuweilen die überraschendsten Belege, sondern dieselben bieten auch allerlei Aufklärungen von unzweifelhaft historischem Werthe. Sollte man den Eindruck kurz bezeichnen, den man durch die Mittheilungen von Prokesch in diesen leidenschaftlichen Streitigkeiten der beiden deutschen Regierungen über die ins Rollen gekommene deutsche Frage gewinnen muß, so ist es der einer doch viel größeren Täuschung der preußischen Staatsmänner, als man gewöhnlich anzunehmen liebt. Denn darüber lassen die Briefe von Prokesch keinen Zweifel, daß in Berlin eigentlich alles, vom Philister aufwärts bis zum Könige, sich in dem Wahne wiegte, das alte Oesterreich werde seine reelle Machtstellung in Deutschland um ein Butterbrod, aus Rücksicht für die schönen Redensarten des Königs oder aus Furcht vor der Frankfurter Volksstimmung aufgeben. Niemand dachte eigentlich daran, daß sich in Oesterreich eine so starke Regung, ein so gewaltiger Widerstand finden werde, der endlich zu einem Kampf auf Leben und Tod führen könnte. Daß diese Unterschätzung des österreichischen Willens in der deutschen Frage dem Grafen Prokesch vielfach den Eindruck

[1]) Aus den Briefen des Grafen Prokesch von Osten, k. u. k. österr. Botschafters und Feldzeugmeisters 1849—1855. Wien, Gerolds Sohn 1896.

machte, als sei es in Berlin auf Eroberungen abgesehen, hinter denen doch nur Worte standen, sollte ihm eigentlich nicht verdacht worden sein. Indessen werden alle neuen Quellen in Betreff dieser Lage wohl das Urtheil und die Auffassung der Personen und Stimmungen beeinflussen, aber kaum mehr die Erkenntniß der einfachen Thatsachen verändern.

Von größtem Interesse sind in der Correspondenz von Prokesch immer solche Schilderungen, in denen seine eigensten Beobachtungen zur Geltung kommen. Was er noch in späteren Jahren über die Personen und persönlichen Erfahrungen in Berlin aufgeschrieben hat, sind Beiträge, die gewissermaßen über allen Mißverständnissen des Tages sich als wahre Charakteristiken Berlins in jenen Zeiten der Kämpfe bezeichnen lassen. In reizender Zeichnung werden die Kreise der höheren Gesellschaft vorgeführt, und so viel Feindseliges Prokesch amtlich und persönlich, insbesondere in der Presse, zu erfahren hatte, so gab es doch eine ganze Anzahl der bedeutendsten Leute, mit denen er sehr freundliche Beziehungen für das Leben anknüpfen konnte. So war der Umgang mit Humboldt, Ritter und Schelling für den geistvollen österreichischen Geschäftsträger stets eine Quelle der reinsten Freude und Erholung von den Strapazen einer arg verfahrenen politischen Lage. So konnte sich auch noch in späteren Jahren Prokesch des Philologen Boeckh wie seines Lehrers erinnern, und mit Gerhard und anderen Archäologen verknüpften ihn gemeinsame wissenschaftliche Interessen und Studien. Aber auch seinen politischen Gegnern stand Prokesch vermöge seiner überwältigend vornehmen Denkungsart persönlich freundlich gegenüber, und es ist ein edel gezeichnetes Bild, welches von Radowitz entworfen wird, und worin die guten Seiten dieses merkwürdigen und hart beurtheilten Mannes fast überschwänglich hervortreten. Daß die Künstlerkreise dem österreichischen Gesandten durch den ihm besonders lieben Bildhauer Rauch sich eröffneten, gereichte ihm noch in der Erinnerung an diese vergangenen Zeiten zu besonderer Freude.

Eine historisch werthvolle und köstliche Charakteristik gibt Prokesch von dem König Friedrich Wilhelm IV.: „Die geistreichste und durch ihre Natürlichkeit liebenswürdigste Persönlichkeit war ohne Zweifel der König, den ich viel sah und der trotz des politischen Zerwürfnisses und des hochmüthigen Hasses, womit mich der übrige Hof beehrte, mir immer freundlich blieb. Wir hatten einen gemeinsamen Boden, auf dem wir uns selbst in den schlimmsten Zeiten heiter und fröhlich begegneten: die griechische Kunst, Aegypten, der Orient und Italien. Gerade in der Zeit der höchsten Spannung zwischen beiden Cabinetten erlaubte er mir, von einer Handzeichnung Raphaels, die er wie seinen Augapfel hütete, eine Copie nehmen zu lassen, und sandte er mir die ersten Blätter von Lepsius' großem Werke über das alte Aegypten, von dem er gewissenhaft mir alle die folgenden zukommen ließ, als ich Berlin schon längst verlassen hatte. Er hatte oft die seltsamsten Einfälle. Auf einem Balle im Weißen Saale ging er, sowie er mich gewahr wurde, durch die Menge gerade auf mich los und stellte mir ohne Einleitung die Frage: „An was werden Sie sich am dankbarsten erinnern, wenn Sie auf dem Todtenbette liegen? — Die Frau nehme ich aus", setzte er bei, „denn das versteht sich von selbst." — „An etwas," versetzte ich, „das Euere Majestät am wenigsten erwarten, noch begreifen; an die beschwichtigende Kraft einer guten türkischen Pfeife." Darüber brach er in so lautes Gelächter aus, daß der ganze Saal davon erscholl und ich mußte meine barocke Antwort so lange erklären und rechtfertigen, daß die Welt um uns, die nicht wissen konnte, um was es sich handelte, das ernsteste politische Gespräch voraussetzte und meine Gegner, denen diese Vertraulichkeit unliebsam war, ein paar Tage in Besorgniß lagen. Humboldt, dem der König das Geschichtchen erzählt hatte, beruhigte sie endlich. — An stillen Abenden in Sanssouci liebte er es, während des Gesprächs mit der Königin, mit Humboldt, mit Generallieutenant v. Gerloch und anderen — auch ich wohnte ein paar mal solchen Abenden bei — auf jedem ihm in die Hände fallenden Fleckchen Papier zu zeichnen, meist gothische Kirchen und Architektur. Seine Phantasie darin war reich und seine Hand gewandt. Das gab dann wieder zu Bemerkungen und Gesprächen Anlaß, die er mit Heiterkeit führte."

Trotz aller erfreulichen persönlichen Beziehungen, die Prokesch in Berlin zutheil geworden sind, waren die politischen Gegensätze jener Jahre indessen doch zu stark, als daß einem gewissenhaften österreichischen Beamten der Abschied von dort hätte allzu schwer fallen können. Das Jahr 1852 führte den österreichischen Gesandten nach Frankfurt, wo er das Präsidium des wiedererstandenen Bundestags übernehmen sollte: in der That nur ein neues Martyrium, denn der Mann, welcher als preußischer College dem Oesterreicher zur Seite gesetzt worden war, — gleichsam nur zu dem Zwecke, um die Unnützlichkeit und Verkehrtheit der alten Bundeseinrichtungen zu demonstriren, — war kein anderer, als Herr v. Bismarck. Prokesch hatte sich keine rechte Vorstellung davon zu machen gewußt, daß es einen Weg geben könne, der die wiedererstandene Bundesfreundlichkeit der deutschen Staaten auf rein friedlichem Wege ad absurdum führen werde, und während er vermöge der damals als unzweifelhaft angenommenen conservativen Gesinnungen des neuen preußischen Gesandten einen Gesinnungsgenossen erwartete, mußte er allmählich die Erfahrung machen, daß der deutsche Bundestag niemals einen schlimmeren Feind an seinem großmütterlichen Busen genährt hat. Die österreichische Regierung irrte sich in zwei Punkten, wie man aus der werthvollen Correspondenz von Prokesch deutlich ersehen kann, über die Haltbarkeit der Zustände. Sie hatte angenommen, daß Preußen in den Dresdener Verhandlungen gegenüber den Reformvorschlägen wirklich an den alten Bundeseinrichtungen festhalten wolle, und sie hatte gemeint, an den Mittelstaaten eine Unterstützung finden zu können. Die bitteren Enttäuschungen, die auf diese Weise erfolgen mußten, fielen tropfenweise in den Kelch des Leidens, den Graf Prokesch in Frankfurt zu leeren hatte. Das schlimmste für ihn war aber, daß diese trostlosen Lehren, die man sich in Frankfurt besonders in den Jahren des Krimkrieges holte, trotz aller Correspondenzen und Prophezeiungen an einem Manne, wie dem Grafen Buol, ziemlich spurlos vorbeigingen. In späteren Jahren hat Prokesch ja ohne Zweifel das Spiel der preußischen Politik, auch schon lange bevor die Acten von „Bismarck im Bundestage" gedruckt worden waren, richtig erkannt, wenn er in seinen Erinnerungen sagte: „Bismarck war der Mann für den Umguß Deutschlands in die neue Form." Aber im Drange der Geschäfte der fünfziger Jahre wurde doch auch dem klugen und vornehm denkenden Prokesch lediglich die negative Seite der preußischen Politik klar. Daß es auf eine stete Behinderung einer vollen Wirksamkeit des Bundes abgesehen war, konnte er gewiß nicht verkennen, daß aber etwas positives im Hintergrunde der Gedanken Bismarcks steckte, dies war es, was nur wenige Menschen, und vielleicht die eigene Regierung des preußischen Gesandten auch nicht ahnte. Die österreichische Politik jener Jahre dürfte aber nur dafür verantwortlich gemacht werden können, daß sie seit Schwarzenbergs Führung, doch sehr im Gegensatz zu Metternichs Schule, geglaubt hat, es ließe sich ein so todtes Staatsverhältniß, wie das des deutschen Bundes, auch wider den

Digitized by Google

Willen der einzigen wirklich deutschen Macht, die darin saß, aufrecht halten. An Prokesch hatte es übrigens nicht gelegen, wie die zahlreichen officiellen und privaten Schreiben beweisen, die hier veröffentlicht sind, wenn man in Wien die Weisheit der Zauberflöte nicht bedachte: „Zur Liebe kann ich dich nicht zwingen", und glaubte, sich eben bloß an den zweiten Theil des Verses halten zu müssen: „doch geb' ich dir die Freiheit nicht". Preußen hatte sich dann freilich mit der Politik des Fürsten Bismarck eine Freiheit genommen, der weder Graf Prokesch noch irgend ein anderer gewachsen war.

Einer kleinen Episode soll hier zum Schlusse aber noch gedacht werden, welche sich auf eine Unterredung von Prokesch mit dem Kaiser Napoleon bezieht und die als ein werthvolles Bild der Lage am Ende des Krimkrieges für die Abwendung Napoleons von Oesterreich sehr lehrreich und bezeichnend war. Am 23. September 1855 war Prokesch von Napoleon in einer Privataudienz empfangen worden, und es ist erstaunlich, mit welcher Offenheit der Kaiser dem österreichischen Gesandten seine Wendung voraussagte. Er könne sich nur halten, versicherte er auf alle Weise, wenn er die öffentliche Meinung in Europa und besonders in Frankreich für sich habe, und diese gewinne man nur durch materielle Erfolge im internationalen Staatsleben: „Meine Lage ist nicht die des Kaisers von Oesterreich. Setzen wir voraus, daß er zwanzig Mißgriffe begehe — er legt sich Abends ruhig zu Bett und ist am nächsten Morgen das, was er Abends war."

„Wir waren" — erzählt Prokesch weiter — „unterdessen von unsern Sesseln aufgestanden und gingen im Zimmer auf und nieder. Durch das Fenster sah man im Hofe einige Leute zusammenstehen. ‚Wissen Sie,' sagte der Kaiser lächelnd, ‚was sie unten reden? Sie schimpfen über mich. Aber das ist gefahrlos, solange die öffentliche Meinung mich trägt. Es fragt sich für mich aber nicht, ob in einer der großen Tagesfragen die öffentliche Meinung vernünftig oder unvernünftig ist, sondern ob sie ist. Darüber darf ich mich nicht täuschen, darf nicht Illusionen nachhängen, sonst gehe ich zu Grunde.'"

Die ganze classische Unterredung, für deren vollständige Mittheilung hier der Raum nicht ausreicht, zeigt uns den Kaiser Napoleon in der oft an ihm wahrgenommenen Mischung von Aufrichtigkeit und Fatalismus, von politischem Spürsinn und Ideenarmuth, und wird von der wahrheitsliebenden Geschichtschreibung als eine wahre Bereicherung unsrer Kenntniß angesehen werden. Was aber das Werk betrifft, dem wir alle diese charakteristischen Mittheilungen verdanken, so haben wir nur den einen Wunsch hinzuzufügen, daß der Herausgeber recht bald mit Fortsetzungen in der Oeffentlichkeit erscheinen möge, getreu seinem von uns eingangs erwähnten Versprechen, den Nachlaß seines Vaters immer mehr der historischen Forschung zugänglich machen zu wollen.

Die Definition der Psychologie.

Ueber dieses Thema hielt kürzlich Professor Dr. Lipps im „Psychologischen Verein" zu München einen Vortrag, der uns das Interesse weiterer Kreise zu verdienen scheint. Derselbe sucht im Anschluß an die Abhandlung Wundts: „Ueber die Definition der Psychologie" (Psychologische Studien 12. Band, 1. Heft S. 1—66) die Aufgabe der Psychologie bestimmt abzugrenzen. Leider ist man sich über diese Frage auch an sonst maßgebender Stelle noch nicht immer völlig klar.

Die Definition einer Wissenschaft, so führte der Vortragende aus, ist niemals gleichgültig. Indem sie das Gebiet der Wissenschaft abgrenzt, weist sie der Forschung ihre Wege. Wundt definirt die Psychologie als die Wissenschaft der unmittelbaren Erfahrung. Wir müssen deßhalb auch ihre Erklärungsgründe einzig aus der unmittelbaren Erfahrung entnehmen. Wir dürfen nicht statuiren eine psychische Substanz, ein Seelending, Seelenwesen, dürfen nicht operiren mit dem Begriff des Unbewußten. Alle metaphysischen Voraussetzungen müssen aus der Psychologie ausgeschlossen bleiben. Lassen sich diese Behauptungen und Forderungen Wundts mit einander vereinigen? Oder heben sie sich wechselseitig auf, so daß eine solche Psychologie gar nicht existiren kann? Die „Psychologie" Wundts besteht nicht, hat nie bestanden, kann nicht gedacht werden. Seine Definition steht im Widerspruch mit sich selbst.

Auf die Frage, was Psychologie sei, würde der gesunde Menschenverstand etwa antworten: Die Psychologie ist die Wissenschaft von den psychischen Thatsachen. Er würde weiter erklären: die psychischen Thatsachen sind die Empfindungen, Vorstellungen, Gedanken, Gefühle, Willensacte u. s. w. Auf die Frage: warum werden Empfindungen, Vorstellungen ꝛc. als psychologische Thatsachen bezeichnet? würde er antworten: weil es Thatsachen sind, die in der Psyche, in der Seele des Menschen vorkommen. Er würde auf eindringliches Zureden auch gestehen, daß dies „in der Seele" nicht räumlich zu denken sei, würde sich also corrigiren und sagen: die Empfindungen ꝛc. sind psychische Thatsachen in dem Sinne, daß in ihnen die Psyche, das geistige Wesen, jenes nicht weiter definirbare Etwas sich bethätigt oder auswirkt. Eine psychophysiologische oder physiologische Anschauung würde einwenden: Ja, diese Seele existirt nicht! Ein besonderes seelisches Wesen, ein empfindendes, vorstellendes Etwas gibt es nicht! Wir Physiologen wissen das genau! Darauf würde der gesunde Menschenverstand erwidern: Ob ein besonderes seelisches Wesen existirt, das ist hier gleichgültig. Eine Behauptung dieses Inhalts habe ich nicht aufgestellt. Mag die Seele mit dem Gehirn oder sonst etwas identisch sein — daß die Seele existirt als dasjenige, was empfindet, vorstellt, denkt, bleibt doch bestehen, es bleibt bestehen die seelische Substanz, das seelische Wesen. Solche Versicherungen des gesunden Menschenverstandes klängen trivial. Dennoch wären sie der Wahrheit näher, als die Aufstellungen Wundts. Wir treten für jene ein, weil wir überzeugt sind, daß damit ungefähr das Richtige getroffen ist.

Wundt sagt, die Psychologie sei die Wissenschaft von der unmittelbaren Erfahrung. Das klingt gut. Aber es stecken in dieser Behauptung — an sich; ich sage nicht, so wie Wundt sie meint — genau so viel Zweideutigkeiten, als darin Begriffsworte enthalten sind, also drei. Es ist bei Definitionen genau zu achten auf die Begriffe. Diese müssen bestimmt, unzweideutig sein. Unmittelbare Erfahrung: darunter versteht Wundt die unmittelbare Wahrnehmung, die sinnliche Wahrnehmung nicht ausschließlich, aber dieselbe ist doch mit inbegriffen. Sind nun unter der unmittelbaren Wahrnehmung zu verstehen die unmittelbaren Wahrnehmungsobjecte, das unmittelbar Wahrgenommene, das die Namen trägt Farbe, Ton, Geruch, Geschmack? Hat es die Psychologie mit Farbe, Ton ꝛc. zu thun? Gewiß. Es gibt eine psychologische Optik ꝛc. Aber Wundt will die Psychologie insbesondere gegenüber der Naturwissenschaft abgrenzen. Das ist im höchsten Maße werthvoll. Die Psychologie ist in der That nicht neuerdings eine Naturwissenschaft geworden, wie einige sich vorzustellen scheinen. Es fragt sich nur, ob Wundt diese Abgrenzung gelingt. Hat es die Naturwissenschaft nicht auch mit der unmittelbaren Erfahrung, mit Farbe, Ton, Geruch ꝛc. zu thun? Es gibt auch eine physikalische Optik. Aber diese Wahrnehmungsinhalte, sagt man, kommen für die Psychologie unmittelbar in Betracht, für die Physik nicht. Diese betrachtet sie nur als Zeichen, sie beschäftigt nicht der Ton, die Farbe, sondern das, worauf der Ton, die Farbe hinweist, die Schallwellen, Aetherschwingungen. Es gibt aber noch andere Wahrnehmungsinhalte: die räumlichen und zeitlichen Bestimmungen, Raum- und Zeitgrößen, die räumliche und zeitliche Veränderung, die Bewegung. Diese werden ebenso unmittelbar wahrgenommen wie Farbe und Ton und sind gleichfalls Gegenstände der Psychologie so gut wie der Physik. Kommen nun auch diese Wahrnehmungsobjecte für die Physik nur als „Zeichen" in Betracht? Sind Raum, Zeit und Bewegung dem Physiker Zeichen für etwas anderes? So wenig, daß daraus vielmehr die Physik ihre ganze Welt aufbaut.

Einstweilen also ist die Scheidung zwischen Psychologie und Naturwissenschaft nicht vollzogen. Dazu kommt: Psychologie gibt es nur im Geiste des Psychologen; der Psycholog aber hat zu Objecten niemals bloß die Vorgänge in seinem

eigenen Geiſte, es intereſſiren ihn auch die pſychiſchen Vaegänge in andern Geiſtern. Sind nun dieſe Vorgänge Gegenſtände unmittelbaeer Erfahrung? Sicher nicht. Wir uehmen gewiſſe Lebensäußerungen wahr, Warte, Geſtikulatianen, Bewegnagen. Dieſe ſind „Zeichen", die den Pſychalagen hinweiſen auf etwas anderes, auf die pſychiſchen Eeſcheinungen feemder Peeſönlichkeiten. Alſa eiaerſeits aimmt die Phyſik gewiſſe Inhalte unmittelbarer Erfahrung, wie ſie ſind, nicht als Zeichen, anderſeits nimmt die Pſychalogie einiges nur als Zeichen.

Außer an die Wahrnehmungen denkt Wundt, wenn er die Pſychalogie als Wiſſenſchaft der unmittelbaeen Erfahrung bezeichnet, natürlich auch aa die eeyraductiven Vorſtellungen, die Eeinnerungen und Phantaſiegebilde, weiteehin an die Gefühle und Willensacte. Die Phyſik hat es nun mik den Gefuhlen und Willensacten, ebenſa den Gebildea der Phantaſie nicht zu thun, wahl aber ait den Gebilden aber Inhalten der Erinnerung, nämlich der Erinneeung an vaeausgegangene ſtanliche Wahenehmungen. Dieſe bedeuten füe den Phyſiker ſaviel wie das, was er jetzt wahenimmt; und das eaumzeitliche Daſein, deſſea er ſich eeinnert, wird wiedee als phyſikaliſche Thatſache betrachtet und zum Bau der Welt der phyſikalaſchen Erkeuntniß benützt. Indeſſen, ſo iſt die Sache bei Wundt nicht gemeint. Dann iſt zu bedauern, daß er, was er nicht meint, dach ſagt. Er ſpricht gelegentlich ausdrücklich davon, daß die „Inhalte" der unmittelbaren Eeſahrung der Gegenſtand der Pſychalogie im Unteeſchied van der Natuewiſſenſchaft ſeien. Das iſt thatſächlich nicht der Fall.

Wenden wir uns aber zu weitern Wundt'ſchen Beſtimmungen, die den Mangel, den wir im bisherigen zu finden meinten, gut machen könuten. Jeder verſteht untee den pychiſchen Thatbeſtäaden Acte. Das, was den Gegenſtand dee Pſychalagie ausmacht, iſt aicht das Wahrgeaammene, ſandern der Act dee Wahenehmung. Gewiß. Nue iſt hier eine genauere Beſtimmung des Wootes „Act" nöthig. Was iſt Act? „Act wud genauer beſtimmt als Vaegang, Ereigniß, Geſchehen", mit Vaegängen hat es die Pſychalogie zu thun. Damit iſt zunächſt aichts geſagt, dena auch die Phyſik hat es mit Vorgängea zu thun. Ausdrücklich wied van Wundt dee „Act" entgegengeſtellt dem „ruhenden Sein". Ban einem ruhenden Sein weiß aber auch die Naturwiſſenſchaft nichts, alles erſcheint ihr in Fluß. Man könnte auf die Atame veeweiſen und ſagen, dieſe bezeichnen ein ruhendes Daſein. Aber mit den Atamen iſt es eine eigenthümliche Sache. Genauer beſehen zerrinnen ſie, löſen ſich auf in Aete, in Weiſen des Geſchehens. Sie ſind an ſich nicht farbig, ſie tönen nicht, haben keinen Geruch, keinen Geſchmack, alle ſinnlichen Qualitäten fehlen ihnen, an deren Stelle ſind geteeten die Kräfte, etwa der Anziehung und Abſtaßung. Was ſind nun Keafte? An ſich betrachtet nichts als Möglichkeuen, die aue unter Umſtänden zu Wirklichkeiten werden können, bezw. müſſen. Etwas hat Kraft, d. h. es gehen van ihm untee beſtimmten Varausſetzungen Wirkungen aus. Nue durch ſalche Wirkungen ſind die Atame beſtimmbar. Sie ſind Ausgangs- und Zielpuakte für Geſchehniſſe, für räumliche Vargänge, Bewegungen. Abgeſehen von dieſen eäumlichen Vargängen iſt das Atam nichts als der Ort odee räumliche Punkt, und zwae ein Punkt, dee nicht etwa immer ein und derſelbe Punkt iſt, nicht ſeine Stelle im Raume behauptet, ſaadern ſie beſtändig wechſelt, alſo ein beſtändig ſich veräabernder Punkt — mehr iſt das Atom nicht. Was an ihm iegend faßbar adee Gegenſtand der Erkenntniß iſt, das iſt dieſes wechſelnde eäumliche Daſein, ein eines Abſtractum und außerdem die Geſetzmäßigkeit dee eäumlichen Vargänge, die an dieſen Raumpunkt gebunden ſind, d. h. die auf den Raumpunkt abzielen aber van ihm ausgehen. Alſa keiue Rede davan, daß die Naturwiſſenſchaft ein ruhendes Sein kennt, ſie kenal nur Bewegung und Geſetzmäßigkeit dee Bewegung.

Die Geſetzmäßigkeit allem iſt das abſalut Ruhende. Iſt die Subſtanz das Ruhende, dann iſt die Subſtanz das Geſetz. Wa iſt das Geſetz? Es iſt im menſchlichen Geiſt als die allgemeine Einſicht, die die Wiſſenſchaft aus Thatſachen gewannen hat, die ſie feſthält gegenüber neuen Thatſachen, der ſie die Thatſachen unterordnet. Der abſolut feſte Punkt in der Natue findet ſich demnach nue im menſchlichen Geiſte. Hier haben wie aber wiederum keine Unterſcheidung zwiſchen Pſychalagie und Naturwiſſenſchaft gewaanen. Es iſt aicht ſa, daß die Pſychalogie es zu thun hätte mit Acten und die Naturwiſſenſchaft ait dem euhenden Sein. Das einzige „ruhende" Sein, das es gibt, d. h. das Geſetz, beſteht füe die Pſychalagie auch, aber es ſallte für ſie beſtehen, widrigenfalls die Pſychalogie keine Wiſſenſchaft iſt.

Schließlich nähert ſich übeigens Wundt mit ſeiner Definition doch der gewöhnlichen Anſchauung. Er gebraucht Ausdrücke, die im Veegleich zu den vaeher gebrauchten auch „teiaial" klingen und dann jedermann einleuchtend ſcheinen. Dia Natuetaiſſenſchaft, ſa erfahren wir, habe es zu thun mit dee abjectiven Wirklichkeit, die Pſychologie nicht, die Naturwiſſenſchaft abſtrahire bei den Objecten der Erfahrung vam Subject, die Pſychalagie hebe dieſe Abſteactian wieder auf. Dieſe letzte Behauptung iſt nicht genau. „Die Natuetaiſſenſchaft ſieht vam Subject ab", heißt dies: ſie will ſich um das Subject gedanklich nichts kümmern, will es dahingeſtellt laſſen, wie ſich die Gegenſtände der Eefahrung zum Subject verhalten? Der Mann der Naturwiſſenſchaft läßt dies aber in der That nicht dohingeſtellt. Das objeetiv Wirkliche, mit dem er es nach Wundts wit aach unſrer Meinung zu thun hat, iſt das, was unabhängig vom Subject beſteht.

Die Naturwiſſenſchaft apeeirt unter anderem mit Objecten der Erinnerung; Objeete der Erinneruag ſind Thatſachen, die zu verwenden ſie ſich berechtigt glaubt. Wodurch nun unterſcheiden ſich die Objecte der Phantaſie von denen der Erinnerung? Dadurch, daß die Objecte dee Erinaerung ſich uns aufdrängen, uns als ein Fremdes gegenübertreten. Dagegen erſcheinen die Objecte der Phantaſie als duich uns gegeben, nicht unabhängig van uns varhanden. Wenn ich abee das Bewußtſein habe, etwas ſei unabhängig van mie varhanden, ſa abſtrahire ich dach nicht vom Subject, ſandern weiſe ihm eine beſtimmte Beziehung zu demſelben zu. Und ebenſa ſetzt die Pſychalogie, indem ſie die Objecte als zugehörig zum Subjecte abee als „ſubjeetia" betrachtet, dieſelben in eine Beziehung, nur eben in eine andeee. Iſt nun etwa das Bewußtſein, etwas ſei unabhängig vam Subject, Inhalt einer mittelbareren Erfahrung als das Bewußtſein, es ſei aan ihm abhängig? Nach Wundt kbnnte es ſo ſcheinen. Nach ihm müßten die Gegenſtände, in ihrer Abhängigkeit van mie, der Erfahrung unmittelbarer ſich darſtellen, als in iheer Unabhängigkeit van mir. Das findet nicht ſtatt. Der Menſch, dee ſeine Augen affen hat uad die Dinge ſieht, gewinnt unmittelbar ein Bewußtſein iheer Realität, iheer Unabhängigkeit van ihm. Und ebeaſo erfährt der Menſch, der Vaeſtellungen frei vollzieht, d. h. ſeinen Phantaſiegebilden nachgeht, unmittelbae die Abhängigkeit derſelben aon ihm. Dieſe beiden Erfaheuagen ſtehen vollſtändig ceardinirt neben einander. Daben brauchen gar nicht dieſe beiden Erfahrungea verſchiedene Objecte zum Inhalt zu haben. Ein Phantaſiegebilde kann genau denſelben Inhalt haben wie eine Eeianerung. Was ſie unterſcheidet, iſt ein zu ihaen Hinzukommendes: Wie erleben in uns Verſchiedenes angeüchts der Objecte der Phantaſie und der Objecte der Erianerung. Und je aach dieſem Eeledniß, d. h. je nachdem iar inne werden, daß Objecte ſich van uns unabhängig zeigen aber uns, d. h. unſerm Willen gehaechen, auf Grund unſees Willens ins Daſein treten aber daeaus verſchwinden, ſagen wir van den Objecten, ſie ſeien abjectiv wirklich aber ſubjertiv.

Aber dies genügt nicht; die Phyſik hat es zu thun mit dee abjectiven Wirklichkeit. Nue nebenbei ſei demerkt, daß es eine abjective Wirklichkeit in verſchiedenem Sinne, aber eine abjective Wieklichkeit verſchiedener Stufen gibt. Was Wundt meint, iſt die abjective Wirklichkeit im Sinne der Unabhängigkeit vom Subjert überhaupt. Die phyſikaliſchen Thatſachen, ſo nehmen wie an, wären da, auch wenn kein denkendes Subject da wäee. Wenn es nun die Naturwiſſenſchaft mit dieſer abjectiven Wirklichkeit zu thun hat, dann hat die Pſycholagie es zu thun mit dem, was irgendwie ſein Daſein dem Subject veedankt. Aber mit dieſee Eeklärung beginnt erſt die Arbeit. Was iſt das „Subject"? Es wuede eben gelegentlich dem „Willen" gleichgeſetzt. Aber die Definition der Pſychalogie wie dee Phyſik fordert einen darüber hinausgehenden Begriff des Subjects. Wundt iſt ein Bahnbrecher der Pſychalagie. Darum iſt es dappelt unverſtändlich, wie er ia einer wiſſeaſchaftlichen Adhaadlung ean Wart wie Subject gebrauchen kann, ahne völlig genau zu ſagen, taas er daruntee aerſteht. Das Subjert, van dem wir die phyſiſchen Thatſachen unabhängig, die pſychiſchen abhängig wiſſen, iſt in der That zunächſt der Wille. Wahrnehmungsobjecte er-

Digitized by Google

scheinen uns im Gegensatz zu bloßen Phantasiegebilden als von unserm Willen unabhängig. Ob wir wollen oder nicht, sie kommen und verschwinden. Ueber Wahrnehmungsobjecte haben wir keine Gewalt, oder nicht die Gewalt, die wir über Objecte unsrer Phantasie haben. Und diese Erfahrungsthatsache ist zunächst von uns gemeint, wenn wir sagen, etwas sei unabhängig von „uns". Auch sonst bezeichnet die Unabhängigkeit von uns oder die Zugehörigkeit zu uns nichts anderes. Mein Körper ist „mein", weil ich Macht über ihn habe, nicht über sein Dasein, aber über seine Veränderung. So sind auch meine Phantasievorstellungen „mein" wegen meiner Macht über sie. Nur sind die letzteren noch in einem anderen Sinne mein, sie verändern sich nicht bloß, wenn ich will, sondern treten auch ins Dasein, und verschwinden, wenn ich will.

Aber an die Stelle dieser Abhängigkeit und Unabhängigkeit von „uns" tritt im Fortgang unsrer Erkenntniß eine andere, nämlich die Abhängigkeit oder Unabhängigkeit vom vorstellenden Wesen. Wundt schließt aus der Psychologie den Begriff eines denkenden Wesens, einer Seele aus. Wir fragen zunächst: was heißt denn das, wenn wir im gewöhnlichen Leben sagen, etwas gehört mir zu; was meinen wir, wenn wir sagen: ich denke, ich stelle vor ꝛc.? Was ist mit dem „Ich" gemeint, wenn nicht darunter verstanden ist ein Wesen, das empfindet, denkt ꝛc.? Dem tritt Wundt entgegen. Für ihn ist das „Ich" der Psychologie nichts anderes als der Zusammenhang der psychischen Vorgänge, Acte, nicht etwas diesen psychischen Vorgängen zu Grunde liegendes, nicht etwas, das in ihnen sich bethätigt.

Hier ist das zu Definirende vorausgesetzt. Die Zugehörigkeit zu den „psychischen Vorgängen" ist ein leeres Wort, wenn wir nicht vorher deutlich gemacht haben, was „psychische" Vorgänge seien. Sagt man, es sind diejenigen Vorgänge, die in der Psyche stattfinden oder in denen sich die Psyche äußert, so fragt es sich: was ist die Psyche? Darauf antwortet Wundt, die Psyche ist der Zusammenhang der psychischen Vorgänge. Aber was sind „psychische" Vorgänge? So drehen wir uns endlos im Kreise. Da Wundt verbietet, von einem vorstellenden Wesen zu reden, so muß er die psychischen Vorgänge abgesehen von einem vorstellenden Wesen definiren. Wenn aber die psychischen Vorgänge nicht definirt werden als etwas, in dem sich ein seelisches Etwas bethätigt, dann bleibt nur noch die eine Definition übrig: psychische Vorgänge sind solche, die uns zum Bewußtsein kommen als von unserm Willen abhängig, als in unsrer Macht stehend.

Reden wir genauer: Es gibt ein doppeltes Bewußtsein der Zugehörigkeit zu mir und der Unabhängigkeit von mir. Die eine Art dieses Bewußtseins, das „unmittelbare" Bewußtsein davon habe ich, wenn ich unmittelbar erlebe, daß ein Object meinem Willen gehorcht, beziehungsweise nicht gehorcht. Dieses Bewußtsein ist das empirisch gegebene Bewußtsein der Zugehörigkeit, bezw. Unabhängigkeit von mir. Die andere Art des Bewußtseins der Zugehörigkeit zu mir und der Unabhängigkeit von mir ist das Bewußtsein der Zugehörigkeit zu dem realen Ich, der Psyche, dem seelischen Wesen, beziehungsweise das Bewußtsein der Unabhängigkeit davon. Es ist das erschlossene gedankliche, begriffliche Bewußtsein der Zugehörigkeit, bezw. Unabhängigkeit von mir.

Nun hat nach Wundt das letztere Bewußtsein in der Psychologie kein Daseinsrecht; es löst sich auf in den Zusammenhang der psychischen Vorgänge. Dann bleibt bloß das erstere, das empirische Bewußtsein bestehen. „Etwas ist subjectiv", das kann für Wundt nur heißen, es ist nach Aussage der unmittelbaren Erfahrung abhängig vom Wollen. Und dann gerathen wir in einen Widerspruch. Hallucinationen sind nach Aussage unmittelbarer Erfahrung vom Wollen durchaus unabhängig und dennoch für Wundt psychische Thatbestände. Traumgebilde erscheinen vom Willen gleichfalls unabhängig, werden daher leicht als Dinge außerhalb des träumenden Geistes angesehen. Für die psychologische Wissenschaft sind sie rein subjectiv, Inhalte der Psyche, psychische Thatbestände. Wie kommen sie zu diesem Namen? Wie kann es der Psycholog rechtfertigen, hier von subjectiven Thatbeständen zu sprechen? Wundt wird hierauf vermuthlich antworten, psychisch heiße zunächst allerdings das, was sich der unmittelbaren Erfahrung als psychisch, d. h. was sich als in seinem Dasein vom Willen abhängig erweise; dann aber auch dasjenige, was, ohne selbst sich in solcher Weise unmittelbar als psychisch zu erweisen, doch dem Zusammenhang jenes unmittelbar Psychischen, oder, wir wir kurz sagen könnten, jenes Psychischen erster Ordnung angehöre. Dann fragt es sich: Was ist unter diesem Zusammenhang verstanden? Er ist nicht als räumlicher, auch nicht als bloß zeitlicher, sondern als causaler Zusammenhang gemeint. Dem psychischen Zusammenhang angehörig kann dann nur heißen: aus dem, was im Bewußtsein unmittelbar gegeben ist und unmittelbar als „uns angehörig" — im obigen Sinne dieses Ausdrucks — erscheint, unmittelbar hervorgehend und darauf wirkend. Aber erkennen wir Hallucinationen und Traumgebilde als aus irgendwelchen gleichzeitigen oder vorangehenden Bewußtseinsvorgängen hervorgehend? Treten sie nicht vielmehr wie etwas Selbständiges, das seinen eigenen Daseinsgrund hat, in uns auf? Oder wenn wir von solchen abnormen oder wenigstens nicht in jedem Sinne normalen psychischen Vorgängen absehen, wie steht es in dieser Hinsicht mit den Wahrnehmungen, die wir doch auch, eben als Wahrnehmungen, psychisch oder subjectiv nennen? Ich wiederhole: Wie kann der Psycholog hier von subjectiven Thatbeständen reden? Darauf antworten wir: Wie jeder, so ist auch der Psycholog im Laufe des Lebens dazu gekommen, nicht auf Grund einer Laune, sondern eines ganz bestimmten Denktriebes, den Begriff des Subjects im Sinne eines realen Etwas, das unsern Empfindungen zu Grunde liegt, auszubilden. Und wenn der Psycholog sagt — insbesondere im wissenschaftlichen Zusammenhang —, Hallucinationen ꝛc. sind subjectiv, gehören dem Subjecte an, so kann er damit nichts anderes sagen wollen als dies: Hallucinationen haben dies reale Etwas zur Daseinsbedingung, das auch die normalen Vorstellungen aus sich erzeugt oder in ihnen sich bethätigt. Und wenn wir sagen: Traumgebilde sind subjectiv, so kann dieses nur heißen, daß auch die Träume hervorgehen aus diesem Etwas, der Seele.

Damit ist nicht gesagt, daß wir dieses Etwas als eine Substanz neben dem Gehirn auffassen. Die Identification von Gehirn und Seele bleibt von der Psychologie unbestritten, wird aber freilich auch nicht von ihr behauptet, ganz in Uebereinstimmung mit der Forderung Wundts, daß wir alle metaphysischen Voraussetzungen von der Psychologie fernhalten sollen. Jene Identität ist eine metaphysische Annahme, die als solche in das Gebiet der metaphysischen Speculation gehört. Es könnte sein, daß einerseits das Gehirn da wäre, andrerseits mit demselben etwas aus einer andern Welt in Beziehung stünde, das Geist oder Seele zu heißen verdiente. Wundt fordert, daß wir von solchen Voraussetzungen uns frei halten. Mit Recht. Er verbietet zugleich, von einer Seele zu reden. Dieses Verbot ist nicht durchführbar. Er selbst setzt, sobald er von Träumen als psychischen Vorgängen redet, unweigerlich dieses von ihm abgewiesene Seelenwesen voraus. Die Definition der Psychologie auf Grund der „Actualitätstheorie" ist unmöglich.

Kehren wir zurück zum „psychischen Zusammenhang". Die Physik hat ihre Thatsachen nicht bloß zu statuiren, sondern sie auch in einen lückenlosen, gesetzmäßigen Zusammenhang von Thatsachen einzuordnen. Dasselbe hat auch die Psychologie zu thun. Sie hat die psychischen Vorgänge, d. h. zunächst diejenigen Daten unsres Bewußtseins, die und soferen sie als nicht vom Wollen unabhängig, also, in jenem primären Sinn, als dem „Subject" zugehörig erscheinen, nicht bloß zu statuiren, sondern aus ihnen einen lückenlosen gesetzmäßigen Zusammenhang herzustellen, sie in denselben einzuordnen, soweit immer es gelingt.

Es gibt nun Psychologen, die meinen, Bewußtseinsthatsachen seien, für sich genommen, das Zusammenhangsloseste, was es gibt; sie seien wie zerstreute Punkte; wenn man zwischen ihnen einen causalen Zusammenhang stiften wolle, müsse man überall anderes hinzunehmen, was nicht unmittelbar Bewußtseinsthatsache sei. Dies andere nennen sie, eben weil es nicht unmittelbar Bewußtseinsthatsache ist, ein Unbewußtes. Auch wir sind dieser Meinung. Wir müssen in der Psychologie überall Unbewußtes zu Hülfe nehmen. Auch Wundt gesteht zu und hat nie geleugnet, daß der Causalzusammenhang der Bewußtseinsthatsachen als solchee Lücken zeige. Womit nun sollen nach ihm diese Lücken ausgefüllt werden? Wundt sagt uns merkwürdigerwe se, hier müsse die Physiologie mit herangezogen werden, physiologische Thatsachen mußten die Lücke ausfüllen. Merkwürdig! Wundt hat erklärt, jede metaphysische Voraus-

setzung müsse aus der Psychologie verbannt bleiben. Nun kann ich, wenn ich eine Lücke in Zusammenhang der Bewußtseinsthatsachen bemerke, immer nur sagen: da fehlt etwas, das so und so beschaffen sein, d. h. zu dieser oder jener psychischen oder Bewußtseinswirkung befähigt sein und unter diesen oder jenen Umständen sich thatsächlich so oder so psychisch oder im Bewußtsein wirksam erweisen muß; aber niemals kann ich sagen: das muß physiologisch sein. Meine Bewußtseinsthatsachen weisen nirgends auf physiologische Eigenschaften dieses Etwas. Meine psychische Erfahrung weiß nichts von Gehirnzellen, Associationsfasern 2c. Wundt verweist das Unbewußte in die Physiologie, erklärt es also ohne weiteres für materiell. Damit tritt er in Widerspruch mit der Grundforderung, die er an die Psychologie stellt. Könnte es denn nicht zwischen psychischen oder Bewußtseinsvorgängen einerseits und den materiellen Gehirnvorgängen andrerseits ein Mittleres geben? Wir haben oben die Frage offen gelassen, ob nicht mit unserm Gehirn in Beziehung stehe ein Wesen, einer andern Welt angehörig. Hier leugnet Wundt diesen Gedanken. Diese Leugnung nenne ich eine metaphysische Voraussetzung. Wundt ist also hier Metaphysiker, nachdem er eben vorher in eindringlicher Weise jeden derartigen Gedanken abgewiesen hat. Wir sind etwas vorsichtiger, wenn wir einen Grundsatz aufgestellt haben, wenn wir gesagt haben: wir entscheiden nicht, was wir nicht wissen und als Psychologen nicht wissen können. Das „Unbewußte" ist der Ausdruck dieser Vorsicht und Consequenz. Weil das, was wie in die Lücken der Bewußtseinsvorgänge einfügen, nicht Bewußtseinsthatsache ist, darum nennen wir es unbewußt; und sofern es den uns eingeschoben ist in den Zusammenhang der Bewußtseinsthatsachen, nennen wir es ein unbewußtes Psychisches.

Wundt versichert, ein solches Unbewußtes könne nur dazu dienen, metaphysische Voraussetzungen zu bestätigen. Für uns ist das Unbewußte der Ausdruck für den bewußten Verzicht auf die Metaphysik. Metaphysisch ist der Widerspruch gegen diesen Verzicht. Schließlich kennt aber freilich Wundt das unbewußt Psychische ja gut wie wir. Das zur Hauptthüre herausgeworfene Unbewußte kehrt bei ihm, wie bei allen, die es abweisen, durch eine Nebenthüre zurück. Und mit dem Unbewußten kehrt auch die „Seele" wieder. Psychische Dispositionen erkennt Wundt an. Diese Dispositionen sind keine Bewußtseinsvorgänge, also sind sie doch wohl ein Unbewußtes. Wundt entschuldigt sie freilich; sie seien ein völlig unbestimmter Begriff. Das sind sie an sich betrachtet gewiß. Sie können nur bestimmt werden durch das, was sie im Bewußtsein wirken, genau so, wie die Atomkräfte und Atome an sich ein völlig unbestimmter Begriff sind und ihre Bestimmung nur gewinnen können aus dem, was sie in der objektiv wirklichen Welt und schließlich in der Welt der sinnlichen Wahrnehmung wirken. An sich unbestimmt zu sein ist die selbstverständliche Pflicht einer psychischen Disposition, sie wie alles unbewußt Psychische durch ihre Wirkungen im Bewußtsein nach Möglichkeit zu bestimmen, die selbstverständliche Pflicht des Psychologen.

Mit diesen Dispositionen haben wir nun zugleich die verjagte Seele wieder. Wir können das ganze seelische Wesen unter diesen Begriff bringen. Alles kann Disposition heißen, unsre Anlagen, unsre bleibenden oder vorübergehenden Verfassungen und Stimmungen, geistigen Neigungen und Richtungen, unser ganzer Schatz von Erfahrungen, unser Wissensbesitz, unsre Einsichten und Vorurtheile, sittliche und praktische Grundsätze, Tugenden und Laster, Fähigkeiten und Fertigkeiten, Stärken und Schwächen, kurz alles, was wir haben, ohne es jetzt im Bewußtsein zu haben oder zu erleben. Alles dies zusammen constituirt das Individuum, die Persönlichkeit, das reale Ich, das geistige Wesen oder — die Seele. Kein geistiger Act kann sich in uns vollziehen, ohne daß in größerem oder geringerem Umfang diese „Persönlichkeit" dabei mitbetheiligt wäre. Ist dies zugestanden, dann ist der Streit um den Substanzbegriff schließlich Wortstreit. Die Seele ist aber in jedem Fall Substanz, wenn man die Substanztheorie der Actualitätstheorie entgegenstellt. Denn alle jene Seiten der Persönlichkeit sind nicht Acte, sondern ein „ruhendes" Sein, ruhender als das der Atome. Sie sind nur bestimmbar durch Acte. Aber das gleiche gilt von den Atomen. Nach dem „An sich" zu fragen, hat beiden gegenüber keinen Sinn. Seele und Atome sind gleicherweise „begriffliche" aber reale, d. h. durch Thatsachen uns aufgezwungene Einheitspunkte von Acten.

Nennt man Substanz das absolut Ruhende, dann ist die Gesetzmäßigkeit des geistigen Geschehens die einzige geistige Substanz, von der wir wissen, ebenso wie die Gesetzmäßigkeit des materiellen Geschehens die einzige materielle Substanz.

Keine Psychologie und keine Definition derselben ist möglich ohne die Anerkennung der Seele und damit des Unbewußten, aber des Unbewußten und damit der Seele.

Mittheilungen und Nachrichten.

Z. **Deutsche Personennamen.** Der jüngst in Folge eines Herzschlags so früh aus dem Leben geschiedene Gymnasiallehrer Karl Joachim in München war vorzugsweise auf dem Gebiete der Germanistik thätig. Wohl hatte sich noch selbst Luciandialogues Onosandreae, handschriftliche Untersuchungen über den Platoniker und Kriegstaktiker Onosander aus Nero's Zeit, in altphilologischem Gebiete bewegt, doch mit dem patriotischen Sinn, mit dem er von Jugend auf für alles Deutschthum schwärmte, hatte er sich mit großen Opfern nicht nur eine ungewöhnlich reichhaltige germanistische Fachbibliothek gesammelt, sondern war auch eifrig bestrebt, bis in seine letzten Lebenstage, in denen er seine Bemerkungen zu Mosch rosch, dem unbarmherzigen Geißler alles Fremdländischen aus der Sprachverwilderung des dreißigjährigen Krieges, veröffentlichte, den Spuren unsrer Personennamen bis ins höchste Alter unsrer Sprache liebevoll nachzuforschen. Die Wichtigkeit der deutschen Namenforschung ist ja heute allgemein anerkannt. Man hat sich wieder daran gewöhnt, in einem Namen mehr als bloßen Schall zu sehen. Auch ist die Lust zum Namendeuten in weiteren Kreisen unverkennbar vorhanden, das zeigt die tägliche Erfahrung. Aber es ist mehr ein Herumirren im Nebel; gar wenige wissen auch heutigestags nur in den bekanntesten und einfachsten Namen Bescheid. Solche Erwägungen veranlaßten Joachim, in einem anspruchslosen Landshuter Programm 1892 die Landshuter Geschlechtsnamen etymologisch zu deuten, und was er fand, reichte weit über den Burgfrieden der Transnitz in deutsche Lande hinaus. Freilich stand er mit seinen Forschungen nicht allein. Wilmar, Otto Abel und der liebenswürdige Steub, vor allem Grimm und Schmeller, hatten ihm die Wege gewiesen, die Mitarbeiter des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins, Rhull, Kapff, Bucks und Heinze, mächtig vorgearbeitet. So konnte er eine alphabetisch geordnete Uebersicht über mehr als 300 altdeutsche Personennamen geben, die in ihrem modernen Gewande noch leicht erkenn- und nachweisbar erschienen. Nach Stand, Beruf und Gewerbe ordnete er eine ebenso ersprießliche Zahl von anderen Namen und in den Erläuterungen führte er sie sämmtlich auf ihre Stämme zurück. Die altdeutschen Personennamen sind mit geringen Ausnahmen Vollnamen, d. h. sie bestehen aus zwei Stämmen und auch bei den wenigen einstämmigen ist es vielleicht nur Zufall, daß uns kein mit dem betreffenden Namen zusammengesetzter Vollname mehr erhalten ist. Die namenbildenden Stämme sind dem Gedankenkreise unsrer Ahnen entnommen. So dreschen also besonders die Stämme vor, die sich auf ihre Hauptbeschäftigungen beziehen, auf Jagd und Krieg, auf Schlacht und Sieg, auf die Waffen, auf die kriegerischen Tugenden des Muths und der Stärke, auf Besitz und Gut, Ruhm und äußere Pracht, die durch all das gewonnen werden. Aber auch die Tugenden des Friedens kommen nicht zu kurz und der fromme Götterglaube. Wie lehrreich sind ferner die Stander- und Berufsnamen! Der Name Aschenbrenner legt noch in der Gegenwart Zeugniß ab von der verschwenderischen Waldwirthschaft unsrer Vorfahren. Wie deutlich und fein schieden sich die Namen Bauer, Baumann, Hofmann, Hueber, Lechner, Seldner und Häusler! Maier aus lateinisch maior, eigentlich Aufseher, Verwalter eines Landgutes, dann Pächter, später überhaupt jeder Bauer ist der häufigste deutsche Geschlechtsname, der zugleich auch die meisten Zusammensetzungen aufweist; das Landshuter Adreßbuch wies 1892 deren über 130, das Münchener 1307 Personen des Namens Maier in seinen verschiedenen Schreibarten auf. Die Hauptmaierstadt ist aber nicht einmal München, sondern Hannover. Müller vom lateinischen molitor, daraus zunächst Mollier. Die Wassermühlen kamen erst ums Jahr 1100 nach Deutschland; daher ist das Wort vor dieser Zeit sehr selten. Vorher waren Handmühlen nach Art der alten ägyptischen, in Pompeji gefundenen, im Gebrauch. Ihr Name ist altbochdeutsch quirn, mittelhochdeutsch kürn, noch erhalten in einer Reihe von Ortsnamen in Bayern, z. B. Kirnbach, Kirnberg, Kirnhorn, Kirnstätt, Kirnstein, Kürn, Kürnach, Kern, Kernberg, Kernhof, Kernmühl, Kerapoint (ringe-

bogtes Stück Land), Quirn, Quirnbach, Queenbach, Quienheim und in den Geschlechtsnamen Kirner, Küener, Körner, Kerner. Freimüller, ein nicht günstigee Müller, Kumpfmüller, Besitzer einer oberschlächtigen Mühle, deren Schöpfrad Kumpie (Schöpfeimee dan gumpen, kumpfen = schöpfen) trägt. In Altbayern gibt es ein Dorf, einen Weiler und 24 Einöden, die den Namen Kumpfmühle tragen. Höchst anziehend sind die Ausführungen über den Weinbau in Südbayern bei den Namen Weinzierl, Winzer; doch mögen diese Stichproben statt huadert anderer genügen. Satznamen wie Bleibeinhaue, Schlageaxl, Fahrübet, Fleischaus (Fliege aus), Hollweck, Kützwein (Wirth), Lernbecher (Trinker), Scheuchenpflug (Hassenpflug) u. n. a. bergen ebenso viel Moral wie Humor in sich. Schwerer zu deutende Namen bringt der Anhang, Achleitner, Abhang am Bache (Ache), Eierläufer entstellt aus Auerkäufer, Hastreiter (Hasenreuter), Arthalb (Artistiel), Bierfack (Birnbad), Schurnagel (Schindel), Zwicknagel (= Nagel), Pleaagl (Liebäugel), Hirneis (Harnisse), Schöllhorn (Scheich, Riesenhirsch) u. a. m.

Statistisches aus Guatemala. In Guatemala wird seit einiger Zeit Statistik eifrig getrieben und veröffentlicht. Nachdem vor kurzem ein sehr eingehendes Verschaftenerzeichniß erschienen war, hat die Generaldirection der Statistik kürzlich in einem stattlichen Bande eine „Memoria de Estadistica de la Republica de Guatemala, 1893“ verösfentlicht. Diese Jahrespublication vereinigt alle Arbeiten des statistischen Amts von Guatemala, welche sich auf das Jahr 1893 beziehen, mit Ausnahme jener, welche mit der Volkszählung von 1893 zusammenhängen, über deren Ergebnisse in einer gesonderten Publication berichtet wird. Beigesetzt sind außerdem die vielfach mit statistischem Material ausgestatteten, der Nationalversammlung unterbreiteten Verwaltungsberichte der einzelnen Staatssecretäre für das genannte Jahr. Die vorliegende Publication geht sowohl durch die Beifügung dieser Verwaltungsberichte, als auch die sorgsame Berücksichtigung des geographischen Details über den Rahmen der in den statistischen Jahrbüchern üblichen Darstellung hinaus, während die behandelten Materien selbst nicht so reichhaltig wie in den europäischen Jahrbüchern sind. Außer der Bevölkerungsstatistik (mit Einschluß der Wanderungen) verdienten besondere Beachtung die Nachweise über Criminalität und Wohlthätigkeit, sodann die eingehende innen- und socialwirthschaftliche Statistik.

Handelt es sich auch nur um ein kleines Land, so sind doch diese aus ganz anderem Himmelsstrich herrührenden Nachweise namentlich für die demographischen Probleme, bei welchen Rassemomente in Frage kommen, von besonderem Interesse. Ich erwähne in dieser Hinsicht z. B. die interessante Frage des Geschlechtsverhältnisses der Geborenen. Dieses stellt sich für 1893 in Guatemala auf 111 Knaben gegen 100 Mädchen, also ungewöhnlich hoch. Die Racenunterscheidung ergibt für die lateinische Bevölkerung (Ladinos) eine Verhältnißzahl von 110 Knaben, für die indianische Bevölkerung dagegen von 112 Knaben. Hienach läge nicht nur bei den Indianern, sondern auch bei der Bevölkerung europäischer Abstammung ein ungewöhnlich hoher Knabenüberschuß der Geborenen vor. Entspricht hier die statistische Verzeichnung der Wirklichkeit, aber werden die Mädchengeburten ungenauer registrirt, als die Knabengeburten? Die amtliche Statistik von Guatemala wird dieser Frage weiterhin besondere Beachtung zu schenken haben.

Eine andere Frage, zu welcher die vorliegende Statistik einen interessanten Beitrag bringt, ist die, ob auf eine ungewöhnliche Sterblichkeit eine sprungweise Vermehrung der Geburten folgt. Das vorliegende Material ist hiezu sehr geeignet; denn die Sterblichkeit unterliegt in Guatemala sehr starken Schwankungen. So sind z. B. in den Jahren 1883 und 1884 gestorben 53,072, bezw. 53,591 Personen, in den drei darauf folgenden Jahren nur 25,747, 24,482, 23,401 Personen. Im Jahre 1890 starben 69,589, im Jahre 1893 nur 27,119 Personen. Die Reihe der Jahresgeburten zeigt geringere, aber doch immerhin auch recht beachtenswerthe Schwankungen, und zwar folgen den mit Sterbefällen am schwersten belasteten Jahren die geburtenreichsten nach. Die Maxima der Geburten traben 1885 mit 63,687 und 1891 mit 70,219 Geborenen. Die Verhältnisse in Guatemala sprechen also für die Annahme einer durch epidemische Sterblichkeit provocirten Steigerung der natürlichen Bevölkerungsvermehrung.

Auf weiteres einzugehen, muß ich mir hier versagen. Nur eines möchte ich noch hervorheben, nämlich die erfreuliche Thatsache, daß die wichtigeren bevölkerungsstatistischen Nachweise im vollen geographischen Detail, nämlich nach Gemeinden, veröffentlicht sind. Als Vater der bald nach meinem Ausscheiden aus dem bayerischen statistischen Bureau noch in der ersten Jugendblüthe dahingegangenen „Jahresberichte“ über die Bewegung der Bevölkerung, in denen das geographische Detail zu seinem Rechte gekommen war, habe ich einen gewissen Anspruch darauf, nicht ohne Wehmuth hervorzuheben, daß es doch noch Länder gibt, und lägen sie auch in Centralamerika, in denen man ein Interesse daran hat, eine sährliche statistische Rechenschaftsablage über die wichtigste Massenbewegung, die es gibt, nämlich jene der menschlichen Individuen, in erschöpfender Weise, namentlich unter Wahrung des vollen geographischen Details, zu veröffentlichen.

Georg v. Mayr.

* Die Vorbereitungen zu Andrée's Nordpol-Expedition im Luftballon sind nun, wie der „Köln. Ztg.“ geschrieben wird, in allen wesentlichen Theilen abgeschlossen, nur noch wenig bleibt zu thun übrig, und die Expedition wird, wie geplant, am 7. Juni mit dem Schiffe „Virgo“ von Gothenburg aus nach Spitzbergen übergeführt werden. Die Ankunft daselbst ist zum 18. oder 19. Juni zu erwarten, einen Monat später ist der Luftballon eine zur Abreise. Der von Lachambre in Paris angefertigte Ballon bildete in diesen Tagen die große Sehenswürdigkeit der französischen Hauptstadt. In der Galerie neben dem Centralcome des Ausstellungspalastes auf dem Marsfelde reichte der Koloß in aufgeblasenem Zustande, obwohl er auf die Seite lag, bis zum Dache, und ein neben ihm hängender gewöhnlicher Ballon für zwei Personen mochte einen geradezu liliputanischen Eindruck. Dafür hat der Polarballon aber auch außer den drei Theilnehmern der Expedition ein gewaltiges Gewicht zu tragen, denn die Ausrüstung ist erstaunlich reichhaltig und die Schleppline wiegen allein 1000 Kilogramm. Er ist aus Tausenden von rechteckigen Stücken chinesischer Seide zusammengenäht und diese sind von solcher Dauerhaftigkeit, daß es unmöglich ist, mit Handkraft auch nur den kleinsten Riß hervorzubringen. Der Korb bildet eine geschlossene Kajüte, die mit kleinen Glasfenstern versehen und in der ein kleiner Theil als Schlafraum für zwei Personen eingerichtet ist. Einer der drei Theilnehmer muß stets Wache halten. Vor kurzem hat eine Probe mit dem vom Ingenieur Ek construirten Wasserstoff-Apparat stattgefunden, wobei der Apparat in derselben Weise arbeitete, wie er es auf Spitzbergen thun soll. Die Gasentwicklung dauerte ununterbrochen über zwei Stunden, wobei mit beiden Behältern durchschnittlich 67 cbm Gas in der Stunde gewonnen wurde, ein Ergebniß, das den Voranschlag um 10 Proc. übertrifft. Die Ballonhalle, die dem Ballon auf Spitzbergen während der Füllung und des Abwartens günstigen Windes zum Schutze dient, wurde jetzt bei Gothenburg im Bau vollendet. Diese riesige Halle gehört zu den eigenthümlichsten Bauten, die aufgeführt worden, und die Schwierigkeiten, die der Constructeur zu überwinden hatte, waren nicht gering. Das Gebäude mit einer Höhe von 20 m und einem Durchmesser von 24 m durfte an der inneren Wand nicht ein einziges Hinderniß haben und das Dach mußte freitragend sein. Bei Eintritt günstigen Windes muß die eine Hälfte der Halle in zwei Stunden entfernt werden können, während die andere Hälfte fest und sicher stehen muß. Ferner muß das Gebäude auf Spitzbergen auf einem Boden aufgestellt werden können, wo weder Sprengen oder Graben möglich ist, und alle einzelnen Bestandtheile müssen leicht zu verladen und dabei von solchem Material sein, daß sie im Wasser nicht untergehen, im Fall ein Stück beim Verladen ins Wasser fällt. Als Abgangsort des Luftballons ist eine der norwegischen Inseln der Nordwestecke von Spitzbergen ausersehen. Sollte das Schiff Eises halber nicht bis dahin vordringen können, ist die südlicher gelegene Amsterdam-Insel in Aussicht genommen. Da der Andrée'schen Expedition gleichzeitig eine geologische, eine hydrographische und eine zoologische Expedition folgt, werden Andrée und seine Begleiter im Verein mit jenen eine nutzbringende Thätigkeit auf Spitzbergen ausüben können, sofern der Ballon-Expedition schon auf Spitzbergen ein ernstlicher Unfall zustoßen sollte.

* Gegenüber der kürzlich durch die Presse gegangenen Nachricht, daß die deutsche wissenschaftliche Expedition des Hrn. Meyer aus Leipzig in Brasilien von Indianern überfallen und Hr. Meyer selbst verwundet worden sei, erzählt der „Westf. Merkur“ in einem Briefe aus Florianopolis, welche Bewandtniß es mit diesem Urberfall hatte. Meyer und sein Begleiter hatten einen in Brasilien ansässigen Deutschen und mehrere Brasilianer gegen eine tägliche Vergütung von 10 Milreis à Person engagirt, um sie von Minas aus in den Urwald zu führen, wo noch heute Indianer hausen. Für den Fall, daß ihnen Indianer zu Gesicht kämen,

Digitized by Google

sollte jeder 300 Milreis Extrabelohnung erhalten. Nachdem man mehrere Tage vergeblich den Urwald durchstreift hatte, kehrte die Expedition nach „Abinas“ zurück, wo mittlerweile von dem Vater eines der brasilianischen Begleiter ein Brief angekommen war, welcher die Mittheilung machte, daß in der Nähe von Palmeiras (bei Peiras Grandes) allnächtlich Indianer sich hören ließen. Unsre begierigen Deutschen eilen natürlich sofort nach Palmeiras, quartieren sich in einer Waldhütte ein, die Gewehre schußbereit, und richtig! — mitten in der Nacht erhebt sich ein schreckliches Geheul rings um die Hütte herum. Steine werden gegen die Thüre geschleudert, bis diese aufspringt, und herein schwirrt ein Indianerpfeil, glücklicherweise ohne jemanden zu treffen. Die erschreckten Forscher sehen allerlei dunkle Gestalten im Mondschein umherhuschen, sie greifen zu den Gewehren, schießen — und wie weggeweht sind die muthigen Indianer. Unsre Expedition bewahrt den Pfeil als Trophäe und telegraphirt ihr Abenteuer nach Deutschland. Die ausbedungenen 300 Milreis werden gern ausbezahlt an die schwanzelnden Brasilianer. Nun gibt es aber in Palmeiras weit und breit keine Indianer mehr, da diese Gegend längst angebaut und bevölkert ist. Und wer waren denn die nächtlichen Unholde? Die Bewohner von Palmeiras selbst, welche ihren Verwandten auf diese Weise die versprochenen 300 Milreis zu verschaffen wußten. „Wenn die Expedition des Hrn. Meyer“ — schließt der Briefschreiber ironisch — „auf ihren weiteren Forschungen im Innern Brasiliens noch mehr derartige Entdeckungen macht, dann wird das ein schöner Gewinn für die „deutsche Wissenschaft“ sein!“

* **Tübingen.** Der Historiker Prof. Dietrich Schäfer hat einen Ruf nach Heidelberg auf den Lehrstuhl Eduard Winkelmanns erhalten, dem er voraussichtlich folgen wird.

* **Bonn.** In den Räumen des Zoologischen und vergleichend-anatomischen Instituts der Universität begann am 28. Mai die diesjährige Tagung der Deutschen zoologischen Gesellschaft. Prof. Butschli (Heidelberg) eröffnete die erste Sitzung durch eine Ansprache, in der er die bedenklich sich steigernde Neigung zu speculativer Behandlung biologischer Probleme einer kritischen Beleuchtung unterzog. Von seiten der Universität begrüßte der Curator Dr. v. Rottenburg die Versammlung, indem er auf den Zusammenhang der biologischen Naturwissenschaften, insbesondere der Zoologie, mit socialen Fragen hinwies. Nachdem dann Prof. Ludwig die Gesellschaft in dem ihm unterstellten Institut willkommen geheißen, erstattete Geh.-Rath Schulze (Berlin) den Bericht über den dermaligen Stand des großen, von der Gesellschaft beabsichtigten Sammelwerkes „Das Thierreich“. Es folgten längere Vorträge der HH. Dr. Seeliger (Berlin) „Ueber die Natur und allgemeine Auffassung der Knospenentwickelung der Metazoen“ und Prof. Blochmann (Rostock) „Die Epithelfrage bei Cestoden und Trematoden“. Der Nachmittag brachte Demonstrationen, zum Theil von kurzen erläuternden Vorträgen begleitet. Von den annähernd 200 Mitgliedern, die die Gesellschaft jetzt zählt, waren über 40 anwesend. Als nächstjähriger Versammlungsort wurde Kiel in Aussicht genommen.

* **Zürich.** Die Schweizerische Naturforscher-Gesellschaft hält vom 2. bis 5. August hier ihre 79. Jahresversammlung ab. Gleichzeitig feiert die „Naturforschende Gesellschaft in Zürich“ ihren 150jährigen Bestand, und auch die geologische, die botanische und die entomologische Gesellschaft der Schweiz haben ihre Sitzungen auf die nämliche Zeit hieher anberaumt. Aus dem allgemeinen, auch an Lustbarkeiten reichen Programm erwähnen wir einige Vorträge: Geh. Rath Kölliker (Würzburg): „Ueber die Verrichtungen der mikroskopischen Elementartheile der Hirnrinde“; Prof. Bamberger (Zürich): „Die chemische Energie“; Geh. Rath Ziegler (Freiburg): „Die Zweckmäßigkeit pathologischer Lebensvorgänge“; Prof. Henri Dufour (Lausanne): „L'étude de la radiation solaire en Suisse“; Prof. Geiser (Zürich): „Bundesrath Scheul“; Prof. Schröter (Zürich): „Die Flora der Seen“.

* **Paris.** Emile Zola bekundet die Absicht, immer und immer wieder seine Candidatur für die französische Akademie aufzustellen. Er fühle sich durch diesen Kampf ganz verjüngt, sagt er. Der Verjüngungsproceß hat aber, wie die Freunde wissen, für Zola nur einer glücklichen Schwangerschaft begonnen, die ihn in stand setzte, die Strapazen seiner ewigen Candidatur auszuhalten. — Neben Zola's „Rome“ und Bourgets „Idylle Tragique“ ist heute Georges Ohnets „Inutile Richesse“ der gelesenste Roman in Frankreich. Man hat mit Unrecht in diesem Buche, welches auffallend an den bekannten „Serge Panine“ des gleichen Verfassers erinnert, eine Anspielung auf die Unglücksgeschichte Max Lebaudy's gesucht. Der Held Ohnets, für welchen der kolossale Reichthum seiner Adoptivmutter zum Verhängniß wird, ist ein echter Neistakrat, dessen Modell eher in Feuillets „Monsieur de Camors“ als in der Wirklichkeit zu suchen ist. Er gewinnt das Herz der elsässischen Wittwe Mößler, deren Mann in Südafrika ein ungeheures Vermögen erworben, dadurch, daß er ihr noch als Kinde erklärt, er verzichte lieber auf ihr Geld, als daß er darein willige, den noblen Namen Chef de Contens gegen die bürgerliche Benennung Mößler einzutauschen. Die alte Dame ist trotz ihrer eigenen steengen Grundsätze blind gegenüber den Ausschweifungen ihres Schützlings, der seine eigene Frau unglücklich macht, die Schwiegertochter des ältesten Freundes der Frau Mößler verführt und schließlich in einer Winkelstraße von Montmartre von einem Arbeiter erstochen wird, dessen Geliebte er entführen wollte. Für eine der besten Scenen des Romans dürfte immerhin der Militärdienst des Millionärs Lebaudy als Ausgangspunkt gedient haben. Der reiche Aristokrat verführt da zum Spaße einen Kameraden aus bäuerlichem Stande zum Spiel, läßt ihn in einer Nacht 20,000 Francs gewinnen und in der nächsten wieder verlieren. Er sucht den Betrogenen durch eine kleinere Summe abzufinden, aber dieser hat in Folge des Glückswechsels den Kopf verloren und erkrankt sich. Wie alle brillanten Aristokraten, welche die spießbürgerliche Phantasie Ohnets ins Leben gerufen, so hat auch sein Valentin de Chef de Contras die Manie, sein Wappen an den unmöglichsten Orten anzubringen. Er trägt es sogar auf der Brust seines Radfahreranzugs. Bemerkenswerth ist, daß Ohnet in diesem Roman den deutschen Namen der Elsässerin Mößler durchweg in deutscher Form, d. h. mit ö-Zeichen schreibt, und nicht Moeßler, wie das französische Uebung ist.

* **Moskau.** Am 27. Mai starb hier der Professor emer. der Moskauer Universität Alexander Grigorjewitsch Stoletow, einer der hervorragendsten russischen Specialisten auf den Gebieten der Mathematik, Physik und Meteorologie. Geboren 1839 in Wladimir, bot er in Heidelberg und Göttingen den Unterricht Gustav Kirchhofs und Wilhelm Webers genossen und später in Schrift und Lehre eine reiche Wirksamkeit entfaltet.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Vor kurzem erschien in 2. Auflage:

Bilderstürmer!

Roman aus der Gegenwart

von

Johannes Proelß.

Preis geheftet 4 Mark. Elegant gebunden 5 Mark.

Die zeitgeschichtliche Bedeutung dieses Romans ist von der Kritik mit seltener Einmüthigkeit anerkannt worden. Zur Charakteristik derselben lassen wir einige Sätze aus verschiedenen Besprechungen hier folgen:

„... Die Gegenwart bringt wenig Romane von dieser Bedeutung hervor; es ist ein Werk, das uns durch seine Gedankentiefe und seine künstlerische Reife entzückt, das geschrieben wurde aus heiligem innerem Drang.“ ... „... Was in dem Buche seltsam anziehend wirkt, ist bei aller realistischen Schärfe in der Betrachtung der Gegenwartszustände der warme Idealismus und die ungekünstelte Begeisterung für das Gute und Schöne. ... Seine Personen sind alle moderne Menschen, die mit uns in unsrer Zeit leben, denken, hassen und — lieben.“ ... „... So gestaltet sich der Roman zu einem großen Sittenbilde unserer Zeit, zu einem Bilde, das die wichtigsten Fragen umfaßt, die die Geister der Gegenwart bewegen; aber er wächst sich auch aus zu einer scharfen Kritik der modernen „Bilderstürmer“ auf dem Gebiete der Dichtung, der Kunst und der Philosophie, wie Jener, der kein Verständniß für das haben, was an diesen Forderungen gesund und berechtigt ist.“ ... „... Er ist, im schönsten Sinne, ein Hohelied des praktischen Idealismus, so recht ein Buch für Deutsche und aus deutschem Geiste. Ich glaube, daß dieser Roman eine Erquickung für Viele sein wird.“ ... „... Uebrigens schaut neben dem Ernst auch überall ein kräftiger, herzerfreuender Humor aus dem Buche.“ ... (6193)

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1896. München, Mittwoch, 3. Juni. Nummer 127.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.
Eine Geschichte der christlich religiösen Kunst. Von P. Weber. — Ein Polyhistor unserer Tage. — Mittheilungen und Nachrichten.

Eine Geschichte der christlich religiösen Kunst.

Wenn man den deutschen Büchermarkt von heute überschaut, so drängt sich die Beobachtung auf, das Interesse für Kunstgeschichte müsse in außerordentlich schnellem Wachsthum begriffen sein, denn die Zahl der kunstwissenschaftlichen Werke, sowohl der Einzelstudien als der Handbücher, Grundrisse und sonstigen zusammenfassenden Bearbeitungen, nimmt beständig in beinahe beängstigender Weise zu. Rechnet man dazu noch die nachgerade unübersehbar werdende Reihe der Publicationen kunstgeschichtlicher Denkmäler — von den großen Prachtausgaben der Gemäldegalerien und Museen und der Handzeichnungen-Sammlungen bis hinab zu den billigen Bilderfolgen fürs Haus, dem classischen Bilderschatz, Hirths Formenschatz und dem neugegründeten „Museum" —, nimmt man dazu endlich noch die Fluth von kleineren kunstgeschichtlichen Aufsätzen in belletristischen und künstlerischen Zeitschriften und Tagesblättern, die sich zuweilen ganz sachwissenschaftlich gebärden und dann mit Vorliebe in hübsch ausgestatteten Sonderabdrücken als selbständige Werkchen wieder auf dem Markt erscheinen und dem Laien die Wahl aus der Hochfluth des Dargebotenen erschweren helfen, so erscheint die Annahme, all diese Hervorbringungen könnten im Grunde doch nur auf einen bestimmt abgegrenzten Kreis von Sachverständigen rechnen, durchaus hinfällig. Es muß wirklich in weiten Kreisen heutzutage ein mehr als nur oberflächliches, etwa nur von einer Modeströmung hervorgerufenes Interesse für unsre Forschung vorhanden sein. Und das ist gewiß für beide Theile erfreulich, sowohl für das große gebildete Publicum, denn lange genug ist die künstlerische Erziehung des deutschen Volkes vernachlässigt und gegenüber der einseitig wissenschaftlichen zurückgesetzt worden, und zwar sehr zum Schaden unsres Volksthums, — andrerseits erfreulich für die Fachwissenschaft als solche. Denn sicher ist, daß eine Wissenschaft auf die Dauer ohne die tiefere Antheilnahme der „gebildeten" Kreise im weitesten Sinne nicht leben kann. Oder wäre der Siegeslauf der naturwissenschaftlichen Fächer in unserm Jahrhundert möglich gewesen, wenn ihre Entwicklung nicht Jahrzehnte hindurch von der begeisterten Antheilnahme der weitesten Volksschichten getragen gewesen wäre, wie sie es, wenn auch in vermindertem Grade, heute noch ist? Möge nur der Himmel geben, daß diese freundliche Antheilnahme weiterer Kreise der Vertiefung der kunstgeschichtlichen Forschung nicht hinderlich, sondern förderlich sei. Die Popularisirung der Wissenschaft ist doch nicht so leicht, wie manche zu glauben scheinen, und wird ein gefährlich Ding, sobald sich Unberufene zu dem Amte des Zwischenhändlers drängen, um das schwere Gold der Forschung in die leichte Courantmünze für den allgemeinen Verkehr umzuprägen. Diese Zwischenhändler vermögen nur allzu leicht die Wissenschaft als solche zu schädigen, namentlich wenn es ihnen bei ihrer Thätigkeit in erster Linie um äußeren Gewinn zu thun sein sollte. Sollte es nicht mehr als bisher als eine Pflicht der strengeren Fachleute betrachtet werden, die Ummünzung für das Publicum nicht nur sorgfältiger zu überwachen, sondern so viel als möglich auch eigenhändig zu besorgen? Sollte denn „allgemein verständlich" und „streng wissenschaftlich" schreiben wirklich so unvereinbar sein?

Es ist mit großer Freude und aufrichtiger Dankbarkeit zu begrüßen, wenn ein Gelehrter von dem Rufe eines F. X. Kraus es sich vornimmt, die Ergebnisse der reichen Forscherthätigkeit seines Lebens dem größeren Kreise der Gebildeten in einer zusammenfassenden Darstellung zugänglich zu machen. Die Art des Themas war dazu besonders geeignet. Denn was er in dem vorliegenden Werke,[1]) dessen erster Band jetzt abgeschlossen vorliegt, zu geben beabsichtigt, soll kein Grundriß oder Handbuch der Kunstgeschichte neben so vielen anderen jetzt schon bestehenden und erscheinenden sein: das Werk will „etwas von den bisherigen Leistungen durchaus verschiedenes", nämlich eine Schilderung der Kunst nur der christlichen Völker und auch diese nur nach ihrer religiösen Seite hin, weßhalb der Hauptnachdruck nicht wie in anderen Handbüchern „auf die Ausbildung und das Verständniß der Kunstformen", sondern auf den „Inhalt der Kunstvorstellungen" gelegt wird. Darum wäre auch unsres Erachtens der Titel „Geschichte der christlich religiösen Kunst" bezeichnender gewesen, als „Geschichte der christlichen Kunst", ein Titel, der immerhin Irrthümer für den oberflächlichen Beschauer nicht ausschließt.

„Das Verhältniß der christlichen Religion zur Kunst zu erforschen und die Existenzberechtigung einer christlichen Kunst, ja deren volle Ebendürtigkeit mit der antiken historisch zu entwickeln und festzustellen, das Auf- und Niedersteigen des künstlerischen Schaffungsgeistes in seinem Zusammenhange mit dem Auf- und Niedersteigen des religiösen Volksgeistes aufzuweisen", — das ist in der That ein Thema, das für jeden Gebildeten, der zur Religion und zur Kunst ein inneres Verhältniß hat, reizvoll genug ist, ja das auch den, der bisher der einen oder der anderen von beiden ferner stand, mit Interesse für den Gegenstand zu erfüllen vermöchte, namentlich wenn ihm Gelegenheit geboten ist, an der Hand eines so erfahrenen Cicerone die Jahrhunderte zu durchwandern und den allmählichen Wandlungen der Ideale in den verschiedenen Zeitaltern zu lauschen.

Was bisher auf diesem Felde geleistet worden ist — am bekanntesten sind wohl die Briefe Schnaase's „Ueber das Verhältniß der Kunst zum Christenthum" (Berlin 1862) —, geht doch im wesentlichen nicht über kurze Essays theoreti-

[1]) Franz Xaver Kraus, Geschichte der christlichen Kunst. 1. Band: Die hellenistisch-römische Kunst der alten Christen. Die byzantinische Kunst. Anfänge der Kunst bei den Völkern des Nordens. (In 2 Halbbänden à 8 M. oder zusammengebunden 21 M.) Freiburg i. B., Herder'sche Verlagsbuchhandlung 1896 fg. gr. 8°. VIII und 621 S.

firender und ästhetisirender Art hinaus. Eine systematische Durchwanderung aller Jahrhunderte konnte erst in unsrer Zeit vorgenommen werden, wo das literarische und Denkmäler-Material ganz anders gesichtet und veröffentlicht vorliegt, als noch vor einem Menschenalter, und wo das letztere mit Hülfe unsrer billigen Vervielfältigungsverfahren im weitesten Maße zur Stützung und Erläuterung der Ausführungen beigezogen werden kann.

Von seiten unsrer Fachwissenschaft ist ein solches Unternehmen darum mit besonderer Freude zu begrüßen, weil die Kunstgeschichte neuerdings, namentlich seit Morelli, einen vielleicht allzugroßen Werth auf die äußere Entwicklung der Kunsterscheinungen legt, in stilkritischen Untersuchungen, in der minutiösen Behandlung einzelner Meister, in der „Methode" das Heil erblickt, während es doch immer die vornehmste Aufgabe der kunstgeschichtlichen Forschung bleiben muß, den Antheil der künstlerischen Entwicklung an der allgemeinen Culturthätigkeit der Menschheit aufzuweisen. Je mehr die Kunstgeschichte sich mit allgemeiner Culturgeschichte durchtränkt, desto mehr wird ihr dies zum Heile gereichen. Zu diesem Zwecke muß aber der Inhalt mehr betont werden, als das jetzt vielfach geschieht, so wichtig auch die Form für die Charakteristik des einzelnen Meisters und der einzelnen Schulen unbestreitbar ist. Und zwar gilt das durchaus nicht etwa bloß von der altchristlichen und der mittelalterlichen Kunst, wir erlauben uns in aller Bescheidenheit, diese Behauptung auch für die Renaissance und die späteren Jahrhunderte aufrecht zu erhalten. Mag dies vielleicht auch noch zur Zeit auf manchen Seiten als eine Ketzerei angesehen werden, der naturgemäße Lauf der Entwicklung wird sicher dem Inhalt und den treibenden In der Zeit wurzelnden Ursachen des Kunstwerks zu einer Gleichberechtigung mit der Form — für manche Epochen sogar zu einem Siege über die Form — verhelfen, will anders die kunstgeschichtliche Forschung ihren Wirkungsbereich im lebendigen Strome der historischen und ästhetischen Wissenschaften nicht einbüßen.

Es war also ein hochzuschätzendes Verdienst um die Fachwissenschaft, wenn der Verfasser sich entschloß, die christliche Kunstepoche einmal unter einem solchen Gesichtspunkte aufzufassen und darzustellen und daher „der religions- und culturgeschichtlichen Betrachtung eine weit größere Stellung, als sie bisher genossen", anzuweisen. Dieses Ziel ist entschieden erreicht und das macht das Werk zu einer dankbarst zu begrüßenden Gabe für den Fachmann.

Anders aber steht es, wie wir billigerweise nicht verschweigen dürfen, mit der Erreichung der zweiten Absicht des Werkes, der Popularisirung des hier dargebotenen Stoffes, die wir eingangs so freudig begrüßten. Auf der ersten Zeile des Vorwortes spricht der Verfasser aus, daß er dies Buch „der deutschen Lesewelt" biete. Aber schon wenige Zeilen darauf beschränkt er den Leserkreis auf die „Freunde von Kunst und Alterthum, vorab auch in erster Linie die theologischen Kreise". Auf der zweiten Seite bestimmt er dann den Zweck des Werkes näher wie folgt: „Meine Geschichte der christlichen Kunst verfolgt zunächst einen wissenschaftlichen Zweck. Sie will den Verlauf der christlichen Kunstentwicklung durchaus im Zusammenhang der neuesten Forschung darlegen; sie sucht eine streng wissenschaftliche Verständigung über alle hier in Betracht kommenden Controversen, sie geht mit Vorliebe den Fragen nach, welche die Gesammtanschauung bestimmen und von deren Beantwortung unsre ganze Anschauung der kunstgeschichtlichen Entwicklung abhängt."

Es ist klar, daß ein so streng wissenschaftliches Programm nicht ohne Herbeiziehung eines umfänglichen kritischen Materials durchzuführen war. Und da der Verfasser außerdem noch einen dritten Zweck verfolgte, nämlich „die theologischen Kreise wieder in volle Fühlung mit dem Gegenstande zu bringen", weßhalb die Darstellung „fortwährend auf die praktischen Bedürfnisse und Absichten des Geistlichen und die spezifisch liturgisch-kirchliche Kunst ausdrücklich Rücksicht nimmt", — so geht schon aus diesen Sätzen des Vorworts hervor, daß der Verfasser bei der Abfassung des Werkes doch die kunstwissenschaftlichen und die katholisch-theologischen Kreise in so besonderem Maße im Auge hatte, daß eine „entscheidende Einwirkung dieses Buches auf weite Kreise" wohl nur indirect erhofft werden kann, und daß „die große Masse des gebildeten Publicums" doch kaum den Nutzen und Genuß von den mit allem schweren Rüstzeug der Gelehrsamkeit beladenen Ausführungen haben wird, den sich der Verfasser erhofft hat und der im Interesse des Publicums wegen des reichen und tiefen hier gebotenen Wissens und der Wichtigkeit und Schönheit des Gegenstandes so wünschenswerth gewesen wäre. Man kann dies beklagen oder nicht, dem Werthe des Werkes als solchen geschieht dadurch kein Abbruch. Namentlich wird es in den Kreisen, für die es in erster Linie berechnet ist, sicher eine ganz hervorragende Schätzung finden, viel gute Dienste leisten und wegen der umfangreichen Verarbeitung der ganzen bisherigen Literatur, der Klarheit und Wärme der Darstellung, der Fülle des neuen hier gebotenen Wissens auf lange hinaus wirksam bleiben.

Wenden wir uns nun zu der Betrachtung des Werkes im einzelnen. Bis jetzt liegt nur die erste Hälfte des Ganzen in zwei Halbbändeu vor, die mit 484 Abbildungen im Text und einer Reihe von Tafeln in Licht- und Farbendruck illustrirt sind. Ueberhaupt ist das Werk in Druck, Papier und jeder anderen Beziehung vortrefflich ausgestattet und kann den Vergleich mit den besten derartigen Veröffentlichungen aufnehmen. Unter den Abbildungen befinden sich viele schon bekannte und in früheren Arbeiten des Verfassers oder in denen anderer Autoren bereits verwendete, aber auch sehr viele und gute neue.

Als Einleitung zu dem ganzen Werke dient das erste „Buch", in welchem der Verfasser sich in allgemeinen Betrachtungen über die Kunstgeschichte, ihren Begriff, ihre Eintheilung, Methode und Quellen ergeht, um daran eine Geschichte der Kunstgeschichtschreibung von ihren ersten Anfängen bis auf die Gegenwart anzuschließen, ein außerordentlich dankenswerthes Unternehmen, da uns bisher noch jeder Versuch einer solchen Geschichte fehlte. Der Satz, daß „das wissenschaftliche Interesse an der Kunstgeschichte sich überhaupt erst erhebt, seit die Kunst selbst von ihrer Höhe herabzusteigen beginnt (Mitte des 16. Jahrhunderts)", dürfte wohl nicht ohne Widerspruch bleiben mit Rücksicht auf die italienischen kunstgeschichtlichen Niederschriften aus dem 15. und der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, namentlich aber auch durch einen Hinweis auf die lebhafte kunstgeschichtliche Schriftstellerei im Zeitalter unsrer großen vlämischen und holländischen Meister, die allerdings nach der Auffassung des Verfassers sämmtlich mit zur „Verfallzeit" zu rechnen sind. (Wir kommen auf diese Frage gleich noch ausführlicher zu sprechen.)

Höchst interessant ist die darauf folgende Zusammenstellung der Kunsturtheile in den verschiedenen Jahrhunderten und die Schilderung des Einflusses Winckelmanns und der Romantiker auf die archäologische Forschung. Darauf wird der Antheil der einzelnen Länder und besonders scharf der Antheil der einzelnen Confessionen an dem Ausbau der Kunstgeschichte begrenzt, und endlich eine interessante Uebersicht über die Geschichte der Werthschätzung der christlichen Kunst, erst der mittelalterlichen, dann in neuerer Zeit auch der altchristlichen, gegeben, überall mit Beifügung der wichtigsten Literatur.

Es folgt darauf die eigentliche Abhandlung, Buch 2 bis 10. Diese 9 Bücher umfassen nur die Zeit vor dem

Digitized by Google

eigentlichen Mittelalter, d. h. die altchriſtliche Kunſt, die byzantiniſche Kunſt (dieſe bis zum Ende des oſtrömiſchen Reiches), die Anfänge der Kunſt bei den nordiſchen Völkern. Der 2. Band, deſſen Druck noch in dieſem Jahre begonnen werden ſoll, hat demnach den ganzen übrigen Zeitraum, alſo das eigentliche Mittelalter, die Renaiſſance, Barock, Rococo, Empire und die Kunſt des 19. Jahrhunderts bis zum Ausklingen der Nazarenerſchule zu bewältigen. (Die moderne Kunſt ſoll von der Beteachtnng ausgeſchloſſen bleiben.) Die Zuſammendrängung dieſer koloſſalen Stoffmenge in einen Band erklärt ſich aus des Verfaſſers individueller Auffaſſung der chriſtlichen Kunſtgeſchichte, deren wir oben ſchon Erwähnung thaten.

Er legt nämlich ſeinee Stoffeintheilung ein ganz neues, von allen bisheeigen Syſtemen völlig abweichendes Schema zu Grunde, das gewiß manchen überraſchen wird; und zwar conſtruirt er einen großen Wendepunkt in der Entwicklung der chriſtlichen Kunſt „im Ausgang des 13. und Beginn des 14. Jahrhunderts". „Bis dahin war der Betrieb der Kunſt mehe handwerklicher Natur, dem Inhalt nach war ſie an überlieferte Typen und Teaditionen, an einen objectiv gegebenen Stoff gebunden." „Dieſem erſten Zeitraum gehören die römiſch-altchriſtliche, die byzantiniſche, die karolingiſch-ottoniſche, die romaniſche und zum großen Theil die gothiſche Kunſt an. Mit Dante und Giotto vollzieht ſich in Poeſie und Malerei die Entdeckung der Natur der Seele. Von jetzt an will innerlich Erlebtes dargeſtellt werden." (Zweiter Zeitranm.) Der dritte Zeitraum, die Früh- und Hochrenaiſſance, die „die äußere Natur nnd die Schönheit des menſchlichen Leibes entdecken", (Lionardo, Michelangelo, Raſael, Dürer), bezeichnet „die höchſten Leiſtungen des cheiſtlichen und modernen Kunſtlebens" und zugleich deren Abſchluß. „Mit dem Vorwalten der dritten Nichtung über die ältere, mit der vorzugsweiſen oder ausſchließlichen Betonung der Schönheit irdiſchee Erſcheinungswelt und dem Zurücktreten der bisher feſtgehaltenen Ideale beginnt dee vierte Zeitraum, der Verfall der chriſtlichen und das Vorwalten der profanen Kunſt (Giulio Romano, Holbein, Rembeandt). Die Spätrenaiſſance und Barocco gliedern ſich dieſem vierten Zeitranm ein." „Der fünfte Zeitraum zeigt den völligen Zerfall der religiöſen Kunſt; er läuft in dem Vandalismus dee Revolution und dee den Ueberlieferungen der chriſtlichen Jahrhunderte völlig fremden Kunſt des Empire aus." „Dee ſechste Zeitraum charakteriſirt ſich durch das Auftreten der Romantik in Frankreich, wie namentlich in Deutſchland; es vollzieht ſich eine Repriſtination chriſtlicher Kunſt in dee Schule der Nazarenee: was ſie darſtellt und will, iſt wohl indioidnell, aber nicht von dem ganzen Geſchlecht durchlebt, und es ſtirbt daher die Schule bald dahin (19. Jahrhundert)."

Dee Verfaſſer ſagt ſelbſt, daß er nicht beabſichtige, ſeinen Stoff genau nach dieſem Schema gegliedert vorzutragen, ihn vielmehr „nach dem Beiſpiel der claſſiſchen Franzoſen in zwanglos abgerundeten Büchern" vorlegen wolle, aber die ſoeben in wenig gekürztem Auszuge wiedergegebene Auffaſſung iſt die Grundlage für den inneren Aufbau des ganzen Buches und durfte daher hiee nicht unerwähnt bleiben. Es wäre unziemlich, in einem mit aller ſchuldigen Ehrerbietnng vor dem Altmeiſter dee altchriſtlichen Forſchung in Deutſchland abgefaßten Referat ſich auf eine ausführliche Kritik dieſer Fragen einzulaſſen. Zweifellos erheiſcht eine ſolche Anſicht, vorgetragen als Quinteſſenz ſeiner wiſſenſchaftlichen Lebensarbeit von einem Forſcher wie F. X. Kraus, die ernſte Beachtuug aller intereſſirten Kreiſe. Auch wird manchem die Scheidnng der Geiſtesrichtnng um die Wende des 13. Jahrhunderts ohne weiteres als ſehe beſtechende Eintheilungsmethode erſcheinen. Wichtiger aber als dieſee Punkt, in welchem Referent abweichender Meinung zu ſein ſich erlaubt, iſt die principielle Frage der Beurtheilung des 16. bis 19. Jahrhunderts. Ob die Bezeichnung dee geſammten Kunſt nach Raſael und Dürer als „fortlaufender Verfall" außerhalb ganz beſtimmtee Kreiſe Beifall finden wieb, darüber muß die Zeit ihr Urtheil fällen. Wir möchten nur darauf hinweiſen, daß ſelbſt auf gut katholiſcher Seite dieſe Auffaſſung der chriſtlichen Kunſtentwicklung neuerer Zeit, namentlich des Barock, in welchem doch die katholiſche Gegenreformation bekanntermaßen ihre Haupttriumphe gefeiert hat, den lebhafteſten Widerſpruch hervorgerufen hat.[1])

Wie geſagt, macht dieſe Grundauffaſſung dee chriſtlichen Kunſtentwicklung erklärlich, warum faſt die ganze erſte Hälfte des Werkes ausſchließlich der altchriſtlichen Kunſt gewidmet iſt, während der zweite Band dann ganze Jahrhunderte ſicher nur ſummariſch wird behandeln können. Die altchriſtliche Kunſt iſt das Lieblingsgebiet des Autors, und ſchon aus dieſem Grunde iſt ihm eine ſo ganz beſonders ausführliche Behandlung zutheil geworden, daß ſogar das engere Progeamm des Werkes ihm zuliebe in etwas durchbrochen worden iſt, indem z. B. auch das häusliche Leben der älteſten Chriſten, ihr Hausgeräth und ihre Schmuckgegenſtände eine ausführliche Schilderung erfahren haben, obgleich dieſe doch zu der religiöſen Kunſt nur ſehr mittelbae in Beziehung ſtehen. Dennoch wird man dem Verfaſſer dafür nur dankbar ſein, daß ee ſich bei dee Schilderung der altchriſtlichen Epoche — ſie umfaßt das 2. bis 8. Buch und zuſammen über 500 Seiten — nicht darauf beſchränkt hat, „aus der Fülle dieſes Stoffes nur das Charakteriſtiſche vorzulegen" und „auf die detaillirte Darſtellung ganzer Partien zu verzichten", „nur die großen Linien der Entwicklung ins Auge zu faſſen" und „das für den großen Gang der Ereigniſſe nicht maßgebende Kleinwerk beiſeite zu laſſen", wie er dies in dem Vorwort als Programm aufſtellt und wohl namentlich für die ſpätere Epoche anzuwenden beabſichtigt; denn dieſe Darſtellung des altchriſtlichen Kunſtzeitalters iſt die eingehendſte und feſſelndſte, die unſre Literatur überhaupt bis jetzt beſitzt, und viele Partien darin ſind mit einer ſo hinreißenden Wärme und mit einer ſolchen Fülle feinſinnigee Bemerkungen und Ausblicke auf das Verhältuiß zur antiken Kunſt geſchrieben (vgl. namentlich S. 406 unten, S. 446 nnten ꝛc.), daß die Begeiſterung des Verfaſſers für den Gegenſtand unwillkürlich auch den Leſer packt. Einzelne Entwicklungsfragen, wie die des Cheiſtustypus, der Orantinnen, dee Jungfrau Maria, der Kreuzigung, die ſchon eine reiche Literatur gezeitigt haben, werden ganz ausführelich und zum Theil wohl in abſchließender Weiſe behandelt, überhaupt der ganze Bilderkreis der altchriſtlichen Kunſt ſorgfältigſt zuſammengeſtellt, zuerſt in der Zuſammenſetzung in der Zeit voe Conſtantin d. Gr., wo das Chriſtenthum noch unter Verfolgungen und ſeine Darſtellungen untee den Schwierigkeiten einer ſtaatlich nicht anerkannten Religion zu leiden hatten, und dann in ſeiner Erweiterung und Ausbreitung in nachconſtantiniſchee Zeit. Und zwar umfaßt dieſe Zuſammenſtellung den Bilderkreis in ſolcher Vollſtändigkeit, daß ſogae die Thier- und Pflanzendarſtellungen mit einbezogen und eingehend beſpeochen ſind. Merkwürdigerweiſe findet ſich dieſe Zuſammenſtellung unter dee Ueberſchrift „Altchriſtliche Malerei", obgleich doch die Darſtellungen dee Plaſtik und Kleinkünſte mit hereingezogen ſind, wie dies ja auch bei den gleichen Darſtellungsſtoffen der veeſchiedenen Kunſtarten gar nicht zu vermeiden war. Dafür iſt dann allerdings im 4. Buche, das die altchriſtliche Plaſtik behandelt, weniger auf deren Inhalt, als auf ihre Form, Technik und die Verbreitung ihree Denkmäler eingegangen worden. Die äſthetiſche

[1]) Vgl. Friedrich Schneider im „Katholik", Mainz 1896, S. 281 fg.

Werthung der altchristlichen Malerei und Plastik ist, den leitenden Gesichtspunkten entsprechend, nur kurz gehalten, ausführlicher dagegen die der altchristlichen Baukunst, der das 5. Buch gewidmet ist. Hier waren eine Reihe vielumstrittener Fragen zu erledigen, vor allem der nach dem Ursprung der Basilika, und naturgemäß steht hier auch das rein Kunstgeschichtliche mehr im Vordergrund, das Religiöse tritt mehr zurück.

Das 6. Buch behandelt die Bildercyklen des 4., 5. und 6. Jahrhunderts und die altchristliche Mosaik- und Buchmalerei. Nur im Vorbeigehen seien aus der Fülle des neuen hier dargebotenen Stoffes hervorgehoben: die Ausführungen über den didaktischen Charakter der altchristlichen Materei, über den Zusammenhang der Predigt, Liturgie und geistlichen Dichtung mit der darstellenden Kunst, und dann namentlich die ausführliche Behandlung der wichtigen Frage nach dem Ursprung und Charakter der ältesten christlichen Bilderbibeln. Hier werden die Theorien de Rossi's, die ins einzelne auszuführen und zu begründen jenem leider nicht mehr vergönnt gewesen ist, ganz im Sinne des zu früh der Wissenschaft entrissenen weiter- und zu Ende geführt. Ausführlich werden dann alle erhaltenen altchristlichen Mosaiken aufgezählt und beschrieben und der ravennatischen Gruppe eine besondere Abhandlung gewidmet, als deren Ergebniß sich die noch nie mit solcher Schärfe hervorgehobene Ansicht ergibt, daß die Kunst Ravenna's ein von Byzanz ganz unabhängiges, in sich abgeschlossenes Ganzes sei und daß der Aufschwung in der Mosaicirungskunst Roms und Ravenna's seit Constantin d. Gr. nicht auf Befruchtung aus dem Osten, sondern auf den belebenden Anhauch des christlichen Geistes zurückzuführen sei, daß dieser Geist also die hocherfreuliche Nachblüthe griechisch-römischer Kunst erzeugt habe.

Neu ist auch der Nachweis für die ungemein wichtige Stellung, welche Alexandria im 4. Jahrhundert auf die Ausgestaltung des christlichen Bilderkreises gehabt haben muß. Doch ein Referat über ein so breit angelegtes Werk darf sich nicht auf Einzelheiten einlassen, und es sei deßhalb nur in Kürze mitgetheilt, daß das 7. Buch die „technischen und Kleinkünste" behandelt, d. h. die altchristlichen Goldgläser, Terracotten, Metallarbeiten, Holz und Elfenbeinsculpturen, das 8. Buch die „Geräthe und die liturgische Kleidung" bis herab zu den Amuletten, Fächern und Löffeln. Damit ist die Schilderung der altchristlichen Kunst des Abendlandes abgeschlossen und das 9. Buch führt uns nunmehr nach dem Orient, nach Byzanz, wo ja die hellenistische Kunst der alten Christen noch lange nachlebte, als sie im Abendlande unter den Streichen der eindringenden Barbarenstämme bereits erlegen war.

Zunächst wird die byzantinische Frage, die „seit langer Zeit wie eine dunkle Wolke über unsrer Kunstwissenschaft liegt", mit aller Ausführlichkeit behandelt, die Ansichten Rumohrs, Kondakows, Labarte's, Bayets, Springers, Wickhoffs und die neue Theorie Strzygowsky's eingehend besprochen und gewürdigt. Da des letzteren große Veröffentlichung über byzantinische Kunst noch nicht erschienen ist, die den Beweis für die Richtigkeit seiner neuen Theorie über den Verlauf der Kunstentwicklung im oströmischen Reiche erbringen soll, so enthält sich Kraus einer eingehenderen Polemik hiegegen, deutet aber bereits an, in welchen Punkten er abweichender Ansicht ist. Aus dem gleichen Grunde bezeichnet er auch die nun folgende Schilderung der byzantinischen Kunstentwicklung als nur provisorisch und faßt dieselbe auf 40 Seiten knapp zusammen, nicht ohne einen kurzen Ausblick auf die asiatisch-byzantinische und die russische Kunst gegeben zu haben. Hervorgehoben seien aus diesem Buche die interessanten Beiträge zur Charakteristik des Malerbuches vom Berge Athos (S. 582 fg.).

Im 10. Buche, dem letzten des ersten Bandes, werden auf 30 Seiten die ersten Ansätze der Kunst bei den nordischen Völkern betrachtet (S. 591—621), nämlich zuerst die Erzeugnisse christlicher Kunst aus der Völkerwanderungszeit, dann die langobardische Kunst in Italien, der neuerdings von verschiedenen Seiten ein besonderes Interesse zugewandt worden ist, die gallofränkische Kunst, die Anfänge der christlichen Kunst in Deutschland, von der allerdings bedauerlich wenig sich bis auf unsre Zeit gerettet hat — dies alles nur sehr kurz; ausführlicher dann die Kunst des frühbekehrten Irland, die so originelle Werke hinterlassen hat. Besonders wird auf die in der deutschen Literatur noch so wenig beachteten irischen Hochkreuze verwiesen. Das Ganze klingt aus in einen Lobgesang auf den Orden der Benedictiner, der nach Verdrängung der irischen Missionare die der römischen Kirche gewonnenen germanischen Stämme auch künstlerisch zu erziehen beginnt. Seit der siegreichen Wirksamkeit seines thätigsten Apostels, des Bonifatius, „trägt der Benedictinerorden die ganze Cultur Europa's ein halbes Jahrtausend hindurch auf seinen Schultern." „Es ist nicht jedem gegönnt", — so schließt der Verfasser — „ihm anzugehören; aber kein ehrlicher Geist kann die Geschichte des Mittelalters und seiner Kunst studirt haben, ohne für dies glorreiche und große Institut eine tiefe, pietätvolle Bewunderung im Herzen zu tragen."

Der Verfasser hat, wie er selbst im Vorwort sagt, „lange Jahre an der Vorbereitung dieses Werkes gearbeitet"; „die Niederschrift des Textes ist schließlich in eine Zeit schweren körperlichen Leidens gefallen", und er hofft, daß die Darstellung die Spuren dieses Leidens nicht zu sehr verrathe. Jeder, der das Buch systematisch durcharbeitet, wird vielmehr erstaunt sein über die jugendliche Frische und Elasticität, mit der der verehrte Autor den Riesenstoff bewältigt und in so scharf umrissene übersichtliche Formen gebracht hat. Und dies gibt der Hoffnung neue Nahrung, daß es ihm vergönnt sein möge, dieses Werk, das er seinen Freunden und allen denen, welchen die Kunst nach Dante's Wort als „Gottes Enkelin" gilt, „als ein Denkmal seiner Gesinnung" darzubringen wünscht, auch zu einem glücklichen Ende zu führen.

P. Weber.

Ein Polykrates unserer Tage.

B. Mit Unrecht wenig gekannt und genannt sind die reizenden Inseln des griechischen Archipels, einst Stätten hoher Cultur und mit Städten besetzt, die zu den berühmtesten des Alterthums zählten. Heutzutage sind durch den Handelsverkehr nur wenige unter ihnen weiteren Kreisen bekannt. Auf einer von diesen, dem altberühmten Samos, hat das Handelshaus Paul Milberg in Smyrna eine Filiale errichtet, um Wein und Muscattrauben gleich an Ort und Stelle verarbeiten zu können. Von einem griechischen Freunde auf Samos erhalten wir einen kleinen Aufsatz über den jetzigen Fürsten der Insel, Georg Wérowitsch, mit der Bitte, ihn möglichst wortgetreu ins Deutsche zu übersetzen. Wenngleich der angewendete Stil uns Abendländern etwas ungewohnt vorkommt und man bei uns vielleicht Bedenken tragen könnte, einen solchen Panegyrikus zu veröffentlichen, so möge er doch als Probestück eines solchen hier Platz finden. Vorausgeschickt sei, daß 1838 von den Türken den Samioten, die damals Aufnahme in den Verband des Königreichs Griechenland gehofft hatten, zugestanden wurde, daß ihr Kaimakám aus der Zahl der christlichen Notabeln des türkischen Reichs ernannt werde und den Titel „Fürst" führen solle. Eine türkische Besatzung und ein kleines Kriegsschiff sorgen für die zuweilen gestörte Sicherheit der türkischen Interessen. Der Aufsatz lautet:

Digitized by Google

„Der vor einem Jahre ernannte Fürst von Samos, Georg Wérowitsch, ist griechisch-orthodoxer Confession. Er stammt aus Skódra in Albanien und ist Abkömmling einer dort hochangesehenen Familie. Nachdem er seine Studien in Europa, vornehmlich in Belgien, vollendet hatte, wurde er von der orthodoxen Bevölkerung des Bezirks Skódra auserwählt, in den Hofdienst in der Eigenschaft eines Ehrenleibwächters des Sultans Abdul Asis einzutreten, der eine Cavaliergarde aus Abkömmlingen aller Stämme seines Reiches begründen wollte. Nachdem er in dieser Stellung einige Zeit zugebracht hatte, wobei er das Wohlwollen des Herrschers genoß, wurde er hierauf zum Untergouverneur von Kreta ernannt. Dort zeigte er großes Geschick in der Verwaltung und Festigkeit in ganz ungewöhnlichen und schwierigen Verhältnissen.

Hernach wurde er zum Gouverneur von Dedeagátsch und von da weg 1890 wieder zum Generalrath der Insel Kreta ernannt. Im December 1894 wurde er Fürst von Samos. Ueberall hinterließ er den besten Eindruck. Die Kreter waren über seinen Verlust untröstlich. Er hat den Titel Paschá und Bellerbei und ist mit dem Osmanié- und Medschidié-Orden, sowie mit der goldenen Medaille ausgezeichnet. Er ist französisch erzogen und besitzt große Sprachkenntnisse. Auf Grund einer wissenschaftlichen Arbeit hat ihn die belgische Akademie zum Mitglied ernannt und ihn 1894 mit einem Preis ausgezeichnet.

Ein Freund aus Samos schreibt über ihn folgendes: ‚Energisch, ernsthaft, gerecht, unbestechlich, allen zugänglich, ist Georg Wérowitsch Gegenstand unser aller Verehrung geworden. Für ihn gibt es weder reich, noch arm, weder vornehm, noch gering. Alle fürchten und alle verehren ihn. Wenn nicht ein neidischer Dämon ihn uns entführt, wird Samos in kurzer Zeit aufblühen und so emporstreben, daß es im Kleinen die Schweiz von Kleinasien sein wird. Da die Insel von Natur fruchtbar, an Rebstöcken und Bäumen reich, mit Obst aller Art gesegnet, wasserreich und mit unübertrefflichen Naturreizen ausgestattet ist, bedurfte das Regierungsschifflein von Samos, dessen Loos bisher unwürdig gewesen war, eines solchen Steuermanns, der es in einen sicheren und gefahrlosen Hafen bringt. Und siehe, zum erstenmal befindet sich das Steuerruder in der kräftigen Hand eines sehr erfahrenen Lenkers. Mit scharfem Blick und hellsehendem Geist erforschte und studirte er alle Zweige der Verwaltung und veranlaßte sogleich die geeignete Abhülfe und Besserung. Alle fragt er, alle prüft er, eines jeden Meinung hört er und mit überlegter Raschheit gemäß seinem Grundsatz chi va piano, va sano bildet er sich eine eigene feste Ansicht und geht dann ehrlich an deren Verwirklichung. Da sollen die Leute in Athen nur kommen, um in Verwaltung, Bildung und schönen Künsten zu lernen!

Seine erste Sorge galt der Hebung des Unterrichts; er setzte eine Aufsichtsbehörde ein, vervollständigte das Lehrpersonal des Pythagoreischen Gymnasiums und der Volksschulen der ganzen Insel und führte das Türkische, das für uns wegen des starken Verkehrs mit Kleinasien sehr wichtig ist, als obligaten Unterrichtsgegenstand ein und gestattete überhaupt den mittleren und niederen Unterricht um. Die Vervollständigung des Gymnasiums zog alsogleich die Aufmerksamkeit der Bewohner der umliegenden Inseln und des benachbarten Kleinasiens auf sich, die insgesammt anfingen, ihre Kinder nach Samos zu schicken. Heuer kamen von auswärts gegen 60 Schüler. So etwas verschafft unsrer Insel Ansehen und einigen materiellen Gewinn. Wir hegen die Hoffnung, daß in Zukunft viel mehr fremde Schüler zuströmen, weil auch ein Pensionat für sie in Aussicht genommen ist, das unter der unmittelbaren Aufsicht der Regierung stehen soll. Der Fürst hat der Centraltöchterschule der Hauptstadt eine Classe hinzugefügt und Professoren aufgestellt, mit der Absicht, später andere Classen als zur Vervollständigung zu einem Gymnasium hinzuzufügen. Er läßt in den Volksschulen der Insel Unterricht in der Landwirthschaft ertheilen nach dem System und den Lehrbüchern, wie sie in den Volksschulen der ackerbautreibenden Provinzen Frankreichs eingeführt sind, und beabsichtigt, nach dem Muster der griechischen Landwirthschaftsstationen eine solche in einem Kloster des weinreichsten Bezirks der Insel einzurichten.

Er hat beim Pythagoreischen Gymnasium eine stattliche Turnschule einrichten lassen, die den Vergleich mit den besten in Europa aushält.

Gleich nach seiner Ankunft auf der Insel legte er durch einen fürstlichen Erlaß den Grund zu einem Museum, in dem alle samischen Reste aus dem Alterthum gesammelt werden sollen, die bis dahin da und dort zerstreut waren, oft zugrunde gingen und zerstört wurden. In sehr kurzer Zeit brachte man hundertmal mehr antike Ueberreste aller Art zusammen — theilweise Geschenke hochherziger Privatleute, theils aufgelesen in verschiedenen Theilen der Insel, die jetzt alle im Museum aufbewahrt werden —, als seit 1855 gesammelt worden sind, da man zuerst auf Samos Miene machte, die Alterthümer aufzubewahren. Nach dem Schluß der Sitzungen des Verwaltungsausschusses wurde (Nov. 1895) die Eröffnungsfeier mit einer großartigen Einweihung durch den Metropoliten in Anwesenheit der Vertreter der Kammer und der übrigen Urwähler von Samos begangen, bei der zuerst Se. Hoheit der Fürst das Wort ergriff. Nach ihm sprach der Vorstand der Kammer Miltiadis Anesinis und hierauf viele andere Urwähler, deren Reden in den beiden samischen Zeitungen veröffentlicht sind. Hierauf nahm der Fürst die Schlüssel zum Museum vom Vorsitzenden der Aufsichtscommission, Aristomenis Stergiogiidis, öffnete eigenhändig die Thore zur unaussprechlichen Freude und Befriedigung und unter lebhaften allgemeinen Hochrufen auf das Vaterland und den Fürsten, wobei die philharmonische Capelle verschiedene Hymnen, darunter auch den samiotischen des verstorbenen samischen Componisten Kleanthis spielte. Die Feier fand auf dem Turnplatz statt, der mit unzähligen Flaggen, darunter auch mit der kostbaren des Pythagoreischen Gymnasiums, geschmückt war. Diese Fahne zeigt auf der einen Seite das Bild des Pythagoras, auf der andern das fürstliche Wappen, das die alten Wappenbilder von Samos, das Rind, den Pfau und den Löwenkopf, zeigt. Es wird die Veranstaltung einer Lotterie ins Auge gefaßt, um ein geräumigeres und sichereres Museumsgebäude herzustellen, das zugleich die Bibliothek des Gymnasiums aufnehmen soll. Bereits haben fremde Archäologen und hervorragende Persönlichkeiten das kleine Museum ihres Besuches gewürdigt.

Doch genug hievon. Was alles hat nicht der rastlos thätige Mann in der so kurzen Zeit eines Jahres zustande gebracht! Er fand den wirthschaftlichen Zustand der Insel ganz herabgekommen, alle Zweige der Verwaltung etwas im argen, die wilden Schößlinge üppig herangewachsen, so daß sie das bedauernswerthe Land schonungslos überwucherten. Er hob nichtsdestoweniger die wirthschaftlichen Verhältnisse, indem er die möglichen Verbesserungen im Steuersystem und im Zollwesen veranlaßte und den verschiedenen Mißbräuchen durch Aufstellung von Controlbeamten und Aufsehern aus der Mitte erfahrener und unbescholtener Männer kräftig Einhalt that. Er erleichterte die Lasten des ackerbautreibenden Volks, das die Mehrzahl der Bevölkerung der Insel bildet, durch Beseitigung der Syndicate, indem er dadurch bewirkte, daß der Ackerbauer seine Producte um mehr als das Dreifache des vorherigen Preises verkauft. Er erhöhte die Gehälter sämmtlicher Beamten, insbesondere das der höheren, das zuletzt sehr niedrig

und ganz unzureichend gewesen war, pragmatisirte ihre Stellung und machte sie unabhängig und unbeeinflußt von den Parteien, verbot ihnen gleichzeitig durch strengen fürstlichen Erlaß, sich in die Politik zu mischen. Er bestellte Epaminondas Franlülis zum rechtsgelehrten Beirath des Fürstenthums, Pelopidas Lekätis zum Präsidenten sämmtlicher Gerichtshöfe der Insel. Beide sind gewiegte Rechtsgelehrte. [1])

Den Lesern möge es nicht sonderbar und unglaublich vorkommen, daß es auf Samos heutzutage keine Parteien gibt. Es gibt in Wahrheit für uns nur eine Partei, unsern geliebten Fürsten Georg Wérowitsch, den wir alle außerordentlich verehren und ins Herz geschlossen haben, wie geliebte Kinder ihren lieben Vater und den uns als Heiland die göttliche Vorsehung aus Erbarmen mit unserm Vaterland, das Unwürdiges zu erdulden hatte, obwohl es besseren Looses würdig war, gesendet hat. Das schicksalreiche Krela, in dem er viele Jahre als Rath der Centralregierung und in andern hohen Stellungen wirkte, war für ihn eine ausreichende Schule der Erfahrung, aber außerdem unterstützt ihn in hohem Grade seine Anlage, sein Charakter, eine Mitgift seiner vornehmen Abstammung. Verständig und mit scharfer Auffassung begabt, energisch, ein enthusiastischer Parteimann des Guten und Rechten, schreitet er zur Ausführung seiner Entschlüsse nach reiflicher Ueberlegung, offenherzig und entschieden. Alle Beamte stehen unter seiner Oberleitung und nur unter dieser. Jeder wird auf seine Rechtschaffenheit und seine genaue Pflichterfüllung sogleich geprüft. Aber auf den Uebertreter fällt die Strafe unerbittlich und allsogleich.

Freilich ist die große Aufgabe des Hrn. Wérowitsch noch nicht ganz erfüllt. Aber der Anfang ist unter günstigen Vorzeichen gemacht und wir hegen die zuversichtlichste Hoffnung, daß sie ganz durchgeführt wird. Das Material ist vorhanden, es fehlte der Baumeister, der mit kundiger Hand das Gebäude aufriß und zurichtete. Wir flehen aus tiefem Herzen zu dem Höchsten, daß er uns den Mann gesund erhalten möge, damit er seine weitausschauenden, menschenfreundlichen Pläne zur Wohlfahrt der Insel verwirklichen kann. Das einzige verflossene Jahr (1895) genügt, seinen Namen in den Herzen der Samier unsterblich zu machen.

Wahrhaftig, das alles kann ein einziger Mann mit guten und edlen Absichten und festem Wollen durchsetzen. Wir alle befanden uns im Zustande der Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung und beweinten uns und des armen Vaterlandes Geschick, aber nunmehr sehen wir uns gerettet und blicken hoffnungsvoll in die Zukunft.“

Mittheilungen und Nachrichten.

* **Das verlorene Paradies.** Roman von **Anton Frhr. v. Perfall.** Berlin, Hugo Steinitz. — Es ist einer der wichtigsten technischen Fortschritte des modernen Romans, daß er gelernt hat, sich räumlich zu beschränken. Die schwerfälligen drei-, vier- und mehrbändigen Romanfregatten der ältesten Schule sind nahe daran, auszusterben; desto zahlreicher tummeln sich die schlank gebauten einmastigen Yachten auf dem Bücherocean herum, die in rascher gerader Fahrt ihr Ziel zu erreichen streben und dem Rheder, der sie vom Stapel läßt, bessere Aussicht auf Gewinn versprechen. Nur die Besitzer unserer segenspendenden Leihbibliotheken, dieser Pfandhäuser des modernen Schriftstellerthums, schwören weiter auf die gute alte Zeit und hassen die modische Knappheit der Autoren, die ihnen täglich so manchen halben und ganzen Nickel entzieht. Wie nun allmählich das französische Vorbild der Dreifrancsfünfzig-Bände und die wachsende Abneigung der deutschen Verleger gegen mehr als einbändige Werke auf die ganze Technik unseres modernen Romans einschränkend und reformirend gewirkt hat, ist nicht uninteressant zu verfolgen und verdient gelegentlich eine besondere Studie. Als ein augenfälliges Beispiel für diese Einwirkung darf A. v. Perfalls neues Buch betrachtet werden, da es mit einem Raumaufwand von kaum mehr als dreihundert kleinen Druckseiten eine Stoffmenge überwindet, die vor fünfzehn und zwanzig Jahren sicher das dreifachen Quantums zu ihrer Entfaltung bedurft hätte. Perfall besitzt das selten anzutreffende Geschick, in der Führung seiner Erzählung alles Nebensächliche zu umgehen und nur solche Situationen und Auftritte aneinanderzureihen, die für die logische Entwicklung der Vorgänge und Charaktere zugleich bezeichnend und unentbehrlich sind. Er läßt die warmblütige Heldin seines Romans, die Comtesse Kitty Seefeld, von Anfang bis zu Ende nicht den kleinsten Augenblick von der Scene verschwinden, und indem er so die Continuirlichkeit des Ganzen sichert, gibt er von ihrem Lebensschicksal nur gerade diejenigen Ausschnitte, die wirklich ein fortschreitendes oder psychologisch entscheidendes Moment enthalten. So zeigt er sie zuerst inmitten der Jagdgesellschaft ihres väterlichen Hauses, noch Feuer und Flamme für den Sport und das edle Waidwerk, wie ihr Vetter, der junge Majoratsherr, Georg Peechting, der ihr zum Gatten bestimmt ist; dann im Kohlenschacht der ihrem Vater gehörigen Grube Schwarzacker, wo die Neigung zu ihrem Jugendfreunde, Franz Prechtag, Georgs jüngerem Bruder, ihr warm zum Bewußtsein kommt, doch ohne daß sie sich dahin überwinden kann, sein ernstes Arbeitsleben mit ihm zu theilen. Dann tritt auf einer Abendgesellschaft in der Stadt der genial-verrückte Maler Makowsky in ihren Gesichtskreis und seine nervös überreizte, phosphorescirende Persönlichkeit übt gleich vom ersten Begegnen an auf ihre gesundheitskräftige, unberührt frische Natur einen seltsam magischen Zauber aus, dem sie vollends bedingungslos verfällt, als sie ihn in des Vaters Begleitung in seinem sinnverwirrend inscenirten Atelier besucht. Dem Widerstand des Vaters gegen ihre unsinnige Leidenschaft trotzt sie durch Flucht und heimliche Trauung: sie wird Makowsky's Frau und theilt sein regelloses und bald auch mit Daseinssorgen vergiftetes Leben. Aber früher noch als sie, die ihrem Wahne treu bleibt, empfindet er selbst die Enttäuschung; seiner Schaffenskraft hat die Ehe die Flügel gelähmt. Monatelang quält er sich und Kitty mit dem grotesken Entwurf eines Riesengemäldes „Das verlorene Paradies“, das ihrer beider Schicksal verbildlichen soll, und reibt sich in dem krankhaften Suchen nach wilden und kühnen Farbengedanken derart auf, daß er schließlich im Wahnsinn Hand an sein Werk und an sich selber legt. Kitty aber findet im väterlichen Hause, wo inzwischen der rüstige Vetter Franz ihre Stelle bei dem alten Grafen vertreten hat, Vergessenheit und Ruhe nach diesem schweren Fieberttraum ihres Lebens und wird zuletzt inne, daß die treue Neigung des Jugendfreundes das Paradies ist, das sie erst verschmäht, zum Glück aber nicht verloren hat. — Dieser melodramatische Schluß steht nicht mehr auf der Höhe des übrigen Werkes: er wirkt etwas zu arrangirt und ganz als Concession an das weiche Herz der schönen Leserin. Auch die romantische Flucht mit dem Maler und dessen schauerliches Ende empfindet man als geschminkte Stellen in der sonst so wirklichkeitsgetreuen Handlung. Aber der echt weiblich widerspruchsvolle Charakter der Hauptfigur ist plastisch klar herausgestaltet und die Oekonomie der Erzählung musterhaft. Elegante und flüssige Darstellung und ein ungekünstelt lebhafter Dialog zeichnen auch diese Arbeit Perfalls wohlthuend aus. Bedauerlich ist nur die typographische Marotte, bei der directen Rede auf alle Anführungszeichen zu verzichten, eine Laune, die dem äußeren Eindruck der Lectüre direct zum Nachtheil gereicht und manchmal Zweifel aufkommen läßt, wo eine Rede aufhört und die Gegenrede beginnt.

Joseph Ettinger. (Berlin.)

* Auf die in Beil. Nr. 124 aufgeworfene Frage nach dem **Verfasser der Gedichte Lorbings** erhalten wir den freundlichen Bescheid, daß in der „Vossischen Zeitung“ vom 22. December 1887 als Autor der Schauspieler, Componist und Schriftsteller **Philipp Düringer** festgestellt wurde, Freund und Biograph Lorbings. Am 23. Juli 1807 zu Mannheim geboren, bezog Philipp Johann Düringer 1824 als Student der Medicin die Universität Heidelberg, ging jedoch schon im folgenden Jahr

---

[1]) Anm. des Uebersetzers: Auf Samos gelten in Civilsachen noch heute die Bestimmungen des bayerischen Landrechts, das die Samioten nach den griechischen Freiheitskämpfen eingeführt hatten, da sie der sicheren Hoffnung waren, ihre Insel würde ein Theil des Königreichs Griechenland. In der von der Pforte bewilligten Verfassung des autonomen Fürst Samos wurde den Samioten die Gesetzgebung überlassen. In Strafsachen gelten seit 1843 Vorschriften des modificirten code Napoléon. Wenn also einmal das bayerische Landrecht bei uns nicht mehr gehandhabt wird, ist es, solange die Samioten nicht reformiren, im Osten unsterblich.

Digitized by Google

zur Bühne und wurde nach längerem Wanderleben 1835 Regisseur am Stadttheater zu Leipzig. Nach Berlin berufen, wurde er 1861 zum technischen und artistischen Director des kgl. Schauspielhauses ernannt und trat 1869 in den Ruhestand. Düringer starb am 12. Mai 1870 in Coburg. Von seinen Liedern mit Clavierbegleitung ist namentlich „Des Mädchens Klage" bekannt geworden. Der Einsender der erwähnten Notiz in der „Voss. Ztg." befand sich im Besitz des mit Bleistift geschriebenen Entwurfs zur Grabschrift von Düringers eigener Hand. Hier lauten die Verse:

„Sein Lied war deutsch und deutsch sein Leid,
Sein Leben Kampf mit Noth und Neid: —
Das Leid flieht diesen Friedensort —
Der Kampf ist aus — sein Lied tönt fort! —"

Unsre Variante zu Anfang: „Deutsch war sein Lied" u. s. w. mag auf Irrthum beruhen; wir citirten aus dem Gedächtniß, was wir vor dreißig Jahren auf der damals halb überwachsenen, zum Theil beschädigten Porzellanplatte des Grabes gelesen.

w. m. a. **München.** Anthropologische Gesellschaft. Sitzung am 29. Mai 1896. Prof. Selenka hielt einen Vortrag über die Sprache des menschlichen Antlitzes, fußend auf Untersuchungen von Darwin, Duchenne u. a. und auf eigene Beobachtungen, sowie unterstützt durch eine Reihe trefflicher typischer Abbildungen. Es gibt eigentlich vier Verständigungsmittel zwischen den Menschen: 1. die Tastsprache, welche hauptsächlich nur bei Abwehr und beim Kosen Anwendung findet; 2. die Gebärdensprache, deren Formen rein conventionell sind, was auch z. Thl. für die Lautsprache gilt, während 4. der mimischen Sprache feste, für alle Völker gleiche Gesetze zu grunde liegen, da gleiche Empfindungen stets gleiche Gesichtsausdrücke hervorrufen. Letztere werden wesentlich bestimmt durch Falten der Haut, die durch Contractionen der darunter liegenden Muskeln entstehen. Trifft z. B. ein unerwartetes Bild plötzlich unsre Augen, so öffnen wir dieselben weit durch Zusammenziehung der Stirnmuskeln, wobei horizontale Stirnfalten entstehen; letzteres ist der mimische Zug der Ueberraschung, Verwunderung und aufmerksamen Beobachtung. Er wird verstärkt durch den offen stehenden Mund; wir vergessen eben, durch Anspannung unsres Kaumuskels das Eigengewicht der Unterkinnlade aufzuheben. Bei weiterer Steigerung wird auch noch die Unterlippe herabgezogen. (Redner wies auf den borghesischen Fechter und die Garnwinderin von Gerard Dou als Beispiele hin.) Bei Kindern und Wilden ist dieser mimische Zug sehr deutlich, bei blasirten Culturmenschen schwächer; durch Gewohnheit wird er physiognomisch; er tritt auch nur bei angenehmen seelischen Erregungen. Treten wir aus dem Dunkel ins helle Licht, so verkleinern wir den Augenspalt, desgleichen bei traurigen Gedanken. Im Wald zerbeißt man gleichsam einen harten Gegenstand, kurz — immer ist seelische Mimik identisch mit der sinnlichen. Unsre Gefühle und Gedanken drücken sich aber nur dem Antlitz aus, weil wir in Worten denken, d. h. alle Vorstellungen vergegenständlichen und sie durch sinnliche Mimik unterstützen, verlieren. Letztere ist also wie die Lautsprache eine Bildersprache, nur eine plastische. Aber aus dem Gesichtszug allein kann man noch nicht erkennen, ob er sich auf sinnliche oder seelische Eindrücke bezieht. Die Mimik dient auch als Verständigungsmittel besonders nervöser Personen, zumal Frauen; sie unterstützt die Lautsprache, von der sie aber gewaltig unterschieden ist: die Worte der letzteren sind freie Erfindung, die Worte der mimischen Sprache aber von Natur gegeben. Daher muß die Mimik bei allen Völkerracen die gleiche sein. Gewöhnlich wird sie unbewußt angewendet; man kann sie ja selbst nicht direct contrahiren. Darum ist sie auch meist aufrichtig; nur der Schauspieler kann eine natürliche Mimik künstlich zuwege bringen. — Der mimische Zug des Abhaltens des Lichtes vom Auge — senkrechte Stirnfalten — ist zugleich der der Unlust. Eine süße Geschmacksempfindung deckt sich in der Mimik des Mundes mit angenehmen Gedanken, eine bittere mit unangenehmen Gefühlen. Die Augen- resp. Stirnmimik kann hier noch verstärkend wirken durch den Ausdruck des Behagens oder der Unlust (Beispiel: bl. Anna von Murillo; Franz Hals beobachtet hier weit besser als Jan Steen und Teniers). Der prüfende Mundzug findet sich physiognomisch bei Feinschmeckern und hochmüthigen Wichtigthuern. Der verbissene Zug bedeutet große Kraftanstrengung oder besondere Vorsicht (antiker Brutuskopf, Schrader's Caesar VII. in der Verdammung, sagenhafter Napoleon). Lachen und Weinen sind complicirte Erscheinungen. Neben den Zügen von Lust und Unlust beruht ihre Mimik hauptsächlich darauf, daß beim Lachen die Lust bei gehobenen Mundwinkeln ruckweise ausgestoßen, beim Weinen bei gesenkten Mundwinkeln ruckweise eingezogen wird. Alle mimischen Züge wirken mit der Zeit physiognomisch, wozu wesentlich das Temperament beiträgt. Nach Helmholtz' Beobachtungen kann ein regsamer Geist in einer Secunde 8—10 Beobachtungen anstellen, ein phlegmatischer nur 2—3. Der 70jährige Phlegmatiker hat also etwa die gleiche Summe von Lebensmomenten wie ein 30jähriger Regsamer und des letzteren Mimik wird naturgemäß viel lebendiger sein, aber auch leichter physiognomisch werden. Bei nichteuropäischen Racen sind durch besondere Formen von Nase, Augenbrauen, Backenknochen gewisse mimische Züge typisch vertreten, aber nur scheinbar; in besonderem Affect mimen auch sie wie die Europäer. Und da die Mimik die plastische Sprache des Gemüthes ist, bedarf es, um den Charakter einer Person zu erkennen, einer verständnißvollen Ausfeile der wesentlichen Züge des menschlichen Gesichts, wie das der denkende Künstler thut. — Der Vorsitzende Prof. J. Ranke weist darauf hin, daß man eigentlich mit dem ganzen Körper mimt, besonders auch mit der Hand. Hierin beruht die Lösung des Räthsels des sogenannten Gedankenlesens. Oberstabsarzt Seggi macht noch darauf aufmerksam, daß auch Farbe und Glanz des Auges, die Richtung des Blickes von wesentlicher mimischer Bedeutung sind. — Prof. E. Kahn verliest eine längere Mittheilung des Prof. A. v. Török in Budapest, an den sich die Münchener anthropologische Gesellschaft mit dem Ersuchen um Beobachtung des dort „lebendig begrabenen" zwei Fakire oder Yogi gewendet hatte. Nun derselben geht hervor, daß die Production lediglich eine durch lange Uebung gewonnene Fähigkeit, sich leicht in den hypnotischen Zustand zu versetzen und in demselben längere Zeit ohne üble Nachfolgen zu verharren, beweist. Anästhesie und Analgesie sind natürlich dabei vorhanden, aber Respiration und Circulation sind in keinem Moment unterbrochen. Bei dem 8 Tage „begrabenen" Bhimsen Pratap zeigten sich folgende Reductionen: Körpertemperatur 37.6°—36.4° C.; Puls 74—60; Athmung 18—10; Körpergewicht 64—58 kg. Einer streng wissenschaftlichen Controle unterliegen die Productionen nicht. Weiterhin hält Prof. E. Kuhn seine Behauptung, daß der neueste Bericht in der „Sphinx" über einen begrabenen Fakir nur eine Abschrift aus dem bekannten Buche des Dr. Honigberger vom Jahre 1851 ist, vollkommen aufrecht und weist jenem Berichterstatter noch ein weiteres Plagiat nach. Auch Prof. Rüdinger wiederholt die Erklärung seines bezüglich gekennzeichneten Standpunktes gegenüber den Versuchen, in den besprochenen Zuständen irgend welche mystische Functionen der Seele zu erblicken. — Ein der Gesellschaft vorliegendes polyedrisches Bronzegewicht (aus Kleinasien, auf jedes der 6 Flächen das hebräische Wort zahab „Gold", 2.84 gr schwer, wahrscheinlich $^1/_3$ Sekel der leichten Goldmine königl. Gewichts zu 427.5 gr) veranlaßt Prof. Dr. Hommel, unter Anknüpfung an die Untersuchungen C. F. Lehmanns, nach denen Babylonien die Heimath aller metrologischen Systeme, auch des altägyptischen, wäre, einige neu bekannt gewordene altbabylonische Gewichtssteine zu besprechen: ein Gewicht aus Hämatit, 85.5 gr schwer, Aufschrift „zehn Sekel Goldstandard des kgl. Sachwalters", aus Nippur, Zeit ca. 2400 v. Chr.; da die Goldmine nur 60 (nicht 60) Sekel hat, so liegt hier eine solche von 427.5 gr vor, sich deckend also mit der von Lehmann postulirten leichten Goldmine königlicher Norm von 426.4—427.8 gr. Ein anderes Steingewicht ergibt sich als halbe Mine, von Dungi, König von Ur, König der vier Weltgegenden zu Ehren des Mondgottes festgesetzt; Inschrift in sumerischer Sprache, Zeit ca. 2600 v. Chr., Gewicht 248 gr, also 496 gr für die ganze Mine. Das ist die leichte Gewichtsmine, von Lehmann im Durchschnitt auf 491.2 gr berechnet. Prof. Hommel machte noch darauf aufmerksam, daß das ägyptische sogenannte Lotḥ, ked (zu 9,09 gr) genau dem babylonischen Silbersekel = $^1/_{60}$ der leichten Silbermine gemeiner Norm von 545.8 gr entspricht und daß das ägyptische ked einfach von der Aussprache kuddu des babylonischen Schriftzeichens für Sekel entlehnt ist, weiter daß das hebräische Hohlmaß kor (arabisch karr, griechisch kóros) 180 kab enthält, genau wie das babylonische Hohlmaß gur 180 ka, woraus er den wichtigen Schluß zog, daß beides loentische, in Babylonien entstandene Maßbezeichnungen sind.

* **Erlangen.** Der Professor der Geschichte an der hiesigen Universität Dr. Friedrich v. Bezold hat einen Ruf an die Berliner Universität an Stelle des verstorbenen Professors Heinrich v. Treitschke erhalten. (Anm. des Herausg.: Es ergibt sich daraus die Folgerung, daß Prof. Max Lenz in Berlin, der das gleiche Fach wie Bezold, das der Reformationsgeschichte, beherrscht, als Nachfolger Kaisers für Bonn bestimmt sei.)

* **Heidelberg.** Nach dem hiesigen „Tagblatt" hat Professor Dietrich Schäfer in Tübingen, der ausgezeichnete Geschichtschreiber der Hansa, den Ruf bisher als Nachfolger Winkelmanns bereits angenommen. Unklar bleibt daneben die Angabe des „Westf. Merk.", Professor Georg v. Below in Münster, bekannt durch seine scharfsinnigen Arbeiten zur Verfassungsgeschichte der Städte und Landschaften, werde ebenfalls demnächst einem Ruf an die Stelle Winkelmanns folgen. — Als Nachfolger Heinze's kommt hierher der Professor des Strafrechts in Marburg Dr. Karl v. Lilienthal; inzwischen versorgt für den Sommer das Fach Dr. jur. Mitteemaier hier, der sich nächstens förmlich habilitiren wird.

* **Dresden.** Die Technische Hochschule zählt 659 Studirende, 497 Deutsche, 162 Ausländer (56 Russen, 32 Norweger, 28 Oesterreicher und Ungarn, 17 Schweizer, 8 Rumänen, 7 Bulgaren, 4 Nordamerikaner u. s. w.).

* **Halle.** Wie die „Saalezig." berichtet, hat Geh. Regierungsrath Prof. Dr. Franz v. Liszt den an ihn ergangenen Ruf nach Straßburg abgelehnt, nachdem ihm von dem preußischen Cultusminister die bestimmte Aussicht eröffnet worden ist, seinerzeit als Berners Nachfolger nach Berlin versetzt zu werden. (Anm. d. Herausg.: In der Mittheilung dieses Motivs erblicken wir eine starke Tactlosigkeit. Abgesehen dieser Art sind natürlich jederzeit vorgekommen, ihre Veröffentlichung stößt die doch mindestens mit betheiligte Facultät vor den Kopf und verletzt unzart den noch wirkenden Vorgänger.)

* **Wien.** Wie die „Neue Freie Presse" mittheilt, ist der Director des kk. Haus-, Hof- und Staatsarchivs und Präsident der Akademie der Wissenschaften, Geh.-Rath Dr. Alfred Ritter v. Arneth, am 30. Mai in München einstimmig zum Vorstande der historischen Commission bei der kgl. bayerischen Akademie der Wissenschaften gewählt worden, an die Stelle Sybels, der darin seinerseits der Nachfolger Ranke's war. (Anmerkung des Herausgebers: Diese Nachricht enthält insofern einen formalen Irrthum, als die Commission nach ihrem Statut kein Wahlrecht besitzt, sondern nur ein bloßes Vorschlagsrecht. Man hätte also besser gethan, mit der Meldung zurückzuhalten, bis Se. kgl. Hoheit der Prinz-Regent von Bayern den Vorschlag gutgeheißen. Der Vorschlag selbst ist mit lebhafter Freude zu begrüßen. Deutsche Wissenschaft bleibt immerdar großdeutsch, wie sie König Max bei seiner Stiftung gedacht. In diesem weiteren Umkreis aber des fortlebenden alten Reichs deutschen Geistes kann sich kein Lebender mit dem Geschichtschreiber Maria Theresia's, dem ersten Oeffner moderner Archive, an Verdienst um die historischen Studien entfernt vergleichen.)

* **Krakau.** Dr. Michael Rostworowski wird als Privatdocent für Völkerrecht mit Einschluß des internationalen Privatrechts bei der rechts- und staatswissenschaftlichen Facultät zugelassen.

* **Paris.** Der neunte und letzte Band des „Journal des Goncourt", der von 1892 bis Ende 1895 reicht, ist bei Charpentier erschienen. Goncourt wird zwar weiter schreiben wie bisher, aber was er seinem Tagebuche nach anvertraut, soll erst nach seinem Tode der Oeffentlichkeit übergeben werden. Für die Leser ist das zu bedauern, da man aus diesen „Memoiren des literarischen Lebens" neben manchem Ueberflüssigen des Interessanten sehr viel erfährt; aber für Goncourt ist es besser, wenn er seine Aufzeichnungen im Pult behält, denn je näher er darin der Gegenwart kommt, um so mehr Leuten tritt er dabei auf die Zehen und um so bittrere Feindschaften zieht er sich dadurch zu. Einen Augenblick schien es sogar, daß die intime Freundschaft mit Daudet, die dem greisen Goncourt fast zu einem Ersatz für den nach immer tiefbetrauerten Bruder Jules geworden, über dem „Tagebuch" in die Brüche gehen sollte. Die Familie Daudet hat sich nämlich darüber geärgert, daß Goncourt fortfuhr, seine Indiscretionen über ihr Haus im Feuilleton des „Echo de Paris" auszubreiten, nachdem ihr Saha Léon in diesem Blatte sehr derb cariirt worden war und von dem Herausgeber des Blattes keine Satisfaction durch die Waffen hat erlangen können. Vater und Mutter Daudet hatten erwartet, daß Goncourt die Mitarbeiterschaft an dem Blatte aufgebe, das mit Léon so ungalimpflich umgegangen war, und da er es nicht that, schrieb ihm Frau Daudet einen etwas spitzen Brief, welcher der dreißigjährigen Freundschaft ein Ende zu machen drohte. Das feierliche Versprechen des Gevatters, fortan das verhängnißvolle Tagebuch nicht mehr zu veröffentlichen, beendigte glücklicherweise den Zwist. Herbe Urtheile gegen andere und große Empfindlichkeit über jede Kritik gegen die eigenen Werke kennzeichnen Goncourts Tagebuch der letzten vier Jahre. Da wird z. B. Maupassant in Bausch und Bogen abgethan und ihm die Eigenschaft des Stilisten und des großen Schriftstellers abgesprochen. Der Goncourt der besten Zeit findet sich wieder in den Erinnerungen an seine Mutter und an seine Tante de Caumont, welche als Modell für die religiöse Schwärmerin „Madame Gervaisais" diente, jenen in Rom spielenden Roman, von dem Zola, bevor er selbst nach Rom ging, zu Goncourt sagte, er begreife nicht, daß dieses Werk nicht einen sehr großen Erfolg gehabt habe. Goncourts unglückliche Theaterversuche spielen auch diesmal wieder eine große Rolle im Tagebuch. Ganz naiv gesteht er selbst, daß das aus dem Roman „Charles Demailly" gezogene Stück eigentlich erst im dritten Acte beginne, ohne zu merken, daß er sich damit selbst verdammt. Nachher fällt er dann über den Kritiker Sarcey, der das Stück schlecht fand, in einer Weise her, daß das „Echo de Paris" die Stelle in seinem Feuilleton nicht zu geben wagte. Wenig erbaut dürfte Zola darüber sein, daß Goncourt eine seiner Schwächen ausplaudert, seine Angst vor Blitz und Donner. Beim Gewitter läßt Zola die Fensterladen schließen, zündet Lichter an und verbindet sich sogar die Augen mit einem Tuche. Dagegen wird Sarah Bernhardt sich ungemein geschmeichelt fühlen durch die Versicherung Goncourts, sie besitze als Fünfzigjährige, ohne Schminke und Puder gesehen, den rosigen Teint eines ganz jungen Mädchens. Zum Datum der Russenfeste schreibt Goncourt: „Frankreich hat nicht mehr die Besonnenheit einer gesunden Nation. Es ist in seinen Sympathien wie ein Verrückter, dessen Neigung die demüthige Unterwürfigkeit einer verliebten Buhlerin hat." Der Band schließt mit einer Ausführung über die gemeinsame Arbeit der Brüder Goncourt, danach war Edmond das treibende und construirende Element und setzte der verstorbene Jules die Lichter auf und feilte den Stil. Wie verträgt sich das aber mit der Thatsache, daß die Romane der Brüder Goncourt durchweg besser und interessanter sind, als die, welche Edmond nach Jules' Tod allein verfaßt hat? Die Lösung dieses Problems bleibt künftigen Literaturhistorikern vorbehalten.

* **Paris,** 2. Juni. Die Académie des médecins wählte Professor Dr. Schmiedeberg in Straßburg zum correspondirenden Mitgliede.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 31. Mai bis 2. Juni folgende Schriften eingegangen:

Zeitschrift des Historischen Vereins für Schwaben u. Neuburg. XXII. Jahrg. Augsburg, J. A. Schlosser 1895. — Anzeiger des Germanischen Nationalmuseums, 1896. Nr. 2. März u. April. Nürnberg, Selbstverlag 1896. — Paul Göhre: Die evangelisch-sociale Bewegung, ihre Geschichte und ihre Ziele. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow 1896. — Jul. Bachem u. Herm. Roeren: Das Gesetz zur Bekämpfung des unlauteren Wettbewerbes vom 1. Juli 1896, erläutert. Leipzig, Duncker u. Humblot 1896. — Dr. Hermann Staub: Commentar zur Allg. Deutschen Wechselordnung. 2. Aufl. Berlin, J. J. Heine 1896. — Archiv für Seerecht, begründet durch Dr. Goldammer, fortgesetzt von Mewes, Valcke und Magoan. 43. Jahrg. 5. u. 6. Heft. Berlin, A. v. Decker 1895. — Dr. Emil Dangelmaier: Philosophie des Militärrechts. Wien u. Leipzig, Wilhelm Braumüller 1896. — Die staatliche Viehversicherung nach dem Gesetze vom 11. Mai 1896; gemeinverständliche Abhandlung. München, Carl Gerber 1896. — Dr. Paul v. Salvisberg: Das Duell und die akademische Jugend. München, Akademischer Verlag 1896. — Jahresbericht der Großherzogl. Handelskammer zu Offenbach a. M. für das Jahr 1895. Offenbach, Seibold 1896. — Aus dem Archiv der deutschen Seewarte. 18. Jahrg. 1895. Hggb. von der Direction. Hamburg 1896. — Dr. Antonius v. Steichele: Das Bisthum Augsburg historisch und statistisch beschrieben; fortgesetzt von Dr. Alfred Schröder. 42. Heft. Augsburg, B. Schmid 1896. — Joh. Nep. Sepp: Görres (Anton Bettelheim, Geisteshelden. Bd. 23). Berlin, Ernst Hofmann u. Co. 1896. — Dr. Wilhelm Bode: Kurze Geschichte der Trinksitten und Mäßigkeitsbestrebungen in Deutschland. München, J. F. Lehmann 1896. — Prof. Dr. J. Sepp: Deutschland einst und jetzt; Mahnruf. Ebd. — Adn Negri: Stürme; Gedichte, übertragen von Hedwig Hahn. Berlin, Alexander Duncker 1896. — Wilhelm Raabe: Gesammelte Erzählungen. Bd. 2. Berlin, Otto Janke 1896. — E. Juncker: Lebensräthsel; Roman. 3. Aufl. Ebd. — Dr. phil. A. Lincke: Die neuesten Rübezahlforschungen; Vortrag. Dresden, v. Zahn u. Jänsch 1896. — Hugo Keußner: Das Recht am eigenen Bilde. Berlin, J. Guttentag 1896.

Jahrgang 1896. München, Freitag, 5. Juni. Nummer 128.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.80, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Franz Freiherr von Kuhn. — Von der Universität Jurjew. — Mittheilungen und Nachrichten.

Franz Freiherr von Kuhn.

In den Niederlagen von 1859 und 1866 verblich für eine Zeit lang der Glanz, der seit den Siegen von 1813 und 1848 auf der österreichischen Armee und ihren Führern ruhte. Auf den Schlachtfeldern von Magenta, Solferino und Königgrätz litten die meisten Generäle Schiffbruch, welche, weil sie der Schule Radetzky's angehörten, das Vertrauen der Armee besaßen. Doch gingen aus jener Feuerprobe eine Reihe von Namen fleckenlos hervor, oder sie wurden doch trotz der Ungunst der Verhältnisse ehrenvoll in das Buch der Kriegsgeschichte eingeschrieben. Nach allem Unheil dieser Kriege blieben Erzherzog Albrecht, John, sein Generalstabschef bei Custozza, Tegetthoff, der das Adriatische Meer von der italienischen Flotte säuberte, Gablenz, der bei Trautenau den preußischen Waffen trotz Zündnadelgewehr und überlegener Taktik eine Niederlage beibrachte — endlich Feldzeugmeister Frhr. v. Kuhn Generale von hohem Ansehen. Der Reihe nach sind sie alle in das Reich der Schatten eingegangen — als letzter Franz Kuhn, der am 25. Mai auf seinem Landgut Strassoldo bei Görz achtzigjährig einem Herzleiden erlag. Eine neue Generation ist an die Spitze des österreichischen Heeres getreten, aber begreiflich, daß ihm, dem Organisator der Armee nach 1866, die Trauer seiner Landsleute ins Grab folgt.

Franz Kuhn, 1816 als Sohn eines Hauptmanns geboren, war eine Vollblutnatur. Sein geistvolles, kühnes Auge, sein mehr als lebhaftes Temperament, sein Muth im Gefechte wie im Rathe, wo er mit nie versagendem Freimuth jedem, auch dem Monarchen gegenüber, seine Ueberzeugung vertrat, der Reichthum an Ideen, die sich in seinem Kopfe fast überschnell jagten, seine die meisten Gebiete menschlichen Wissens umfassende Bildung stempelten ihn zu einer in ihrer Art einzigen Gestalt in der österreichischen Armee. Er war nicht bloß ein gründlicher Kenner der Kriegswissenschaft, auch ein tüchtiger Mathematiker und Physiker, gründlich belesen in den alten Sprachen, so daß Cäsar und Plutarch bis an sein Ende seine Lieblingslectüre waren; in seinen Mußestunden widmete er sich der Malerei, deren Früchte die Wände seines Arbeitszimmers schmückten. Seine fast überschäumende Lebenskraft hatte für die Männer der Routine etwas beängstigendes. Mehr als einmal wurde ihm sein genialisches Wesen übel vermerkt; denn er setzte sich über manche Formen rücksichtslos hinweg und nahm sich heraus, als commandirender General in Graz mit einem Regenschirm bewaffnet und den Tacitus in der Hand sich auf einsamen Spaziergängen zu bewegen. Aber er lachte der Neider und Nörgler, selbst wenn sie noch so hoch standen, und sein trotziges Selbstbewußtsein trat ihnen schroff entgegen, wenn sie sich an ihn herauwagten. Die hohe Meinung, die er von sich hatte und die er auch rückhaltlos äußerte, war auch in den Augen derer, die ihn würdigten, eine wirkliche Schwäche. Er hegte die Ueberzeugung, daß er allein sich zum Führer der Heere Oesterreichs geeignet hätte, wenn dem Reiche noch ein Krieg beschieden worden wäre, und seine scharfsinnige, oft gallige Kritik verschonte auch die Thätigkeit der hervorragendsten Strategen nicht, die seine Zeitgenossen waren. Aber wenn dies gleich Anstoß erregte, so war er auch strenge gegen sich, vertrug Kritik und verhüllte nichts von den Fehlern, die ihm auf seinen Feldzügen nachzurechnen waren. Als Kriegsminister war er Veranlassung, daß die beiden trefflichen Werke des österreichischen Generalstabs über den Krieg von 1859 und 1866 veröffentlicht wurden. Als er das erstgenannte Werk vor seiner Drucklegung las, stieß er auf Befehle, die er als Chef des Generalstabs Gyulay's gegeben hatte und die keineswegs einwandfrei waren. „Das kann ich nicht verfügt haben!" rief er aus; als man ihm aber die Ordre und seine eigene Unterschrift brachte und fragte, was nun zu geschehen habe, sagte er in seiner lebhaften Manier: „Drucken lassen, unbedingt drucken lassen!" In diesem Geiste wurden auch diese Geschichtswerke geschrieben, welche einen hohen Rang in der militärischen Literatur einnehmen.

In der Wiener-Neustädter Akademie erzogen, lernte Kuhn den Krieg unter den Fahnen Radetzky's kennen. Er war 1848 als Hauptmann der Generalstabsofficier der Brigade Strassoldo. Gleich bei den ersten Zusammenstößen begründete er seinen Ruf als kaltblütiger und entschlossener Krieger. Radetzky verschanzte sich nach der Räumung Mailands bei Verona, sich zuerst defensiv verhaltend, um Verstärkungen aus dem Innern Oesterreichs an sich zu ziehen. König Karl Albert versuchte den Angriff und wollte die Oesterreicher aus ihrer Stellung vor der Festung hinauswerfen. Anfangs lächelte ihm das Kriegsglück, aber im Kampfe um S. Lucia brach sich die Offensive der Italiener an dem kalten Muth der nordischen Soldaten. S. Lucia wurde von der Brigade Strassoldo vertheidigt, Kuhn war stets an der gefährlichsten Stelle, ermuthigte die Soldaten, führte Kanonen auf bedrohte Punkte; er commandirte eigentlich die Brigade, und als die Truppen König Karl Alberts Abends mit blutigen Köpfen zurückhinken und Radetzky dem General Strassoldo seine Anerkennung aussprach, trat dieser bescheiden zurück: nicht ihm, sondern Kuhn gebühre das Verdienst. Von da an galt Kuhn, der den Maria-Theresien-Orden erhielt und während beider Feldzüge unter Radetzky Rühmliches leistete, als einer der zukunftigen Führer der Armee. Wo er erschien, begrüßten ihn die Truppen mit Zurufen; seine feurige Beredsamkeit, seine reiche Bildung verschafften ihm Geltung auch bei den Spitzen der Armee. Rasch stieg er die nächsten Grade empor, und so erhielt er, als der Krieg von 1859 ausbrach, die ehrenvolle Aufgabe, als Chef des Generalstabs der Armee in Italien zu wirken.

Befehlshaber der Armee wurde in Folge seiner mächtigen Verbindungen am Hofe Graf Gyulai, obwohl Feldzeugmeister Hess, der Waffengefährte Radetzky's, nach Ansicht

aller Kundigen sich am besten zu dieser Stelle geeignet hätte. Gyulai war nicht ohne Begabung, aber hochfahrend im Verkehr und deßhalb unbeliebt bei Generalen und Officieren, dabei, wie sich gleich beim Kriegsbeginn herausstellte, kleinmüthig in seinen Entwürfen, von Pessimismus erfüllt. Kuhn dagegen drängte zur Offensive, und so gab es von vornherein zwischen den beiden Männern Reibungen und Uneinigkeiten. Mit unzureichenden Kräften, 100,000 Mann stark, brachen die Oesterreicher in Piemont ein, aber Kuhn rieth, das italienische Heer, das eine feste Stellung bei Alessandria inne hatte, auseinanderzusprengen, bevor die Armee Napoleons III. zur Stelle wäre. Vergeblich sein Drängen, Gyulai fürchtete, sein Heer im Angriff aufzureiben. Endlich erschien die französische Armee, in einem Flankenmarsch rückte sie an den Oesterreichern vorbei an den Tessin, die ehemalige Grenze der Monarchie. Noch waren aber die Divisionen der Franzosen auf dem Marsche auseinandergezogen, als ins österreichische Hauptquartier die Kunde von dem Versuch der Umgehung kam. Gyulai erschrak und wollte sofort hinter den Tessin zurück, Kuhn aber vertrat kräftig den Gedanken, mit gesammten Kräften gegen die noch im langen Zuge vorbeimarschirenden Franzosen vorzubringen und sie in ihrer Zersplitterung zu schlagen. Zwei Tage lang, am 2. und 3. Juni, rang er mit der Unentschlossenheit Gyulai's; er wagte es sogar, die bereits erflossenen Befehle des Armeecommandanten zum Rückzug auf eigene Faust zu widerrufen, weil er ihn noch zu überzeugen hoffte, aber Gyulai bestand auf dem Rückzug, und so wurde das Heer hinter den Tessin zurückgeführt, um diese Linie in der Schlacht bei Magenta, 4. Juni, zu vertheidigen. Man weiß, daß dieser Kampf nur auf dem rechten österreichischen Flügel, wo Mar Mahon den General Clam Gallas schlug, unglücklich für die Oesterreicher ausfiel; daß aber zwei Drittel ihres Heeres dem feindlichen Angriff standhielten. Wieder rieth Kuhn, die Schlacht am nächsten Morgen fortzusetzen oder am Po stehen zu bleiben und die Franzosen auf dem Marsch nach Mailand nochmals von der Flanke her zur Schlacht zu zwingen. Aber all diese Offensivpläne wurden verworfen und da die Welt durch lange Zeit nichts von diesen Meinungsverschiedenheiten wußte, trug Kuhn mit Gyulai vor der Oeffentlichkeit die Verantwortung für die erlittene Niederlage. Krank, verstimmt legt er sein Amt nieder: der erlittene Mißerfolg schien seiner militärischen Laufbahn ein frühes Ende zu bereiten.

So trat er nach dem ersten Aufleuchten seines Namens im Jahre 1848 vorerst in den Hintergrund. Im Kriege von 1866 wurde ihm kein Commando auf den beiden Hauptkriegschauplätzen anvertraut; er wurde Befehlshaber der Truppen in Tirol und es hatte nicht den Anschein, als ob hier viel Lorbeeren zu holen wären. Weder 1848 noch 1859 kam es an den Grenzen dieses Landes zu mehr als leichten Scharmützeln. Hätten König Victor Emanuel und La Marmora den Rath Moltke's befolgt und die Freischaaren unter Garibaldi einschiffen und an der dalmatinischen Küste landen lassen, so wäre Kuhn ein bloßer Zuschauer des Krieges geworden. Auch Garibaldi glühte, wie seine Memoiren beweisen, von Begierde, mit den Rothhemden den Aufstand in die unzufriedenen österreichischen und, wenn es sein mußte, auch türkischen Provinzen zu tragen. Moltke's Warnungen aber blieben ungehört: La Marmora setzte sich in den Kopf, gegen das Festungsviereck und die Gebirgswälle Tirols anzurennen. Gegen 33,000 Freiwillige schaarten sich um Garibaldi, der die Aufgabe erhielt, Südtirol von der österreichischen Herrschaft zu befreien. Nur 13,000 Soldaten, darunter freilich die Kerntruppen der Kaiserjäger und die trefflichen Tiroler Landesschützen, standen Kuhn zur Verfügung. Zuerst unterstützte er Erzherzog Albrecht durch eine Art Ausfall aus seiner Tiroler Gebirgsfestung und brachte Garibaldi am Monte Suello am 3. Juli eine Schlappe bei. Als aber die österreichische Südarmee an die Donau abzog, um Wien zu vertheidigen, mußte Kuhn bereit sein, daß Garibaldi von Südwesten ins Land dringe, während reguläre italienische Truppen von Venetien her Trient bedrohten. Und so geschah es. Er erhielt wohl 7000 Mann Verstärkung; aber auch so mußte er fürchten, erdrückt zu werden, wenn er die concentrisch vordringenden Feinde ins Land ließe. Sein Plan war ebenso einfach als kühn. Durch kleine Abtheilungen ließ er alle Grenzen und Päße bewachen, seine Hauptmacht hielt er vereinigt im Etschthal. Von hier aus warf er seine Reserve zu kräftigen Offensivstößen auf den bedrohten Punkt, schlug den Feind aus dem Land und warf mit blitzähnlicher Schnelligkeit seine Truppen immer gegen den neu vordringenden Gegner. Gewaltige Marschleistungen muthete er auf diese Weise seiner Streitreserve zu, unaufhörlichen Wachdienst der dünnen Kette der Wachtposten auf den Päßen. Seine Wachsamkeit vereitelte alle Anstrengungen Garibaldi's. Zuerst wollte dieser durch Giudicarien gegen Trient vordringen, wurde aber bei Condino und Cimego am 16. Juli aus Tirol hinausgeworfen. Als der Freischaarenführer dann die südlichere Straße durch das Val di Ledro zu forciren und den Gardasee zu erreichen suchte, sah er sich abermals angegriffen und erlitt bei Bezecca am 21. Juli eine so schwere Schlappe, daß er wiederum Halt machte. Immer ging Kuhn angriffsweise vor, nie ließ er sich auf lange Vertheidigungsgefechte ein. Unterdessen war aber General Medici von Osten her durch das Val Sugana gegen Trient vorgedrungen und nur durch Nachtmärsche konnte Kuhn die im Westen siegreichen Truppen rasch vor Trient versammeln, um jetzt wieder mit Medici abzurechnen. Er rechnete darauf, daß Garibaldi, durch seine Niederlagen gewarnt, ihm einige Tage Zeit lassen werde, um die Arbeit im Val Sugana vollenden zu können. Vollständig gerüstet stand er Medici gegenüber, als der Waffenstillstand seine ruhmvollen Anstrengungen abschloß: wenn irgend jemandem, so verdankt Oesterreich Kuhn und seinen klugen Maßregeln die Erhaltung Südtirols.

In den Niederlagen auf den böhmischen Schlachtfeldern brach die alte Organisation der österreichischen Armee zusammen. John entwarf als Kriegsminister das neue Wehrgesetz; aber Kuhn, sein Nachfolger, der 1867—1874 an der Spitze der Heeresverwaltung stand, leitetete das gewaltige Werk der Neuschaffung des Heeres. Für organisatorische Aufgaben war er wie geboren; denn sein Geist umfaßte alle Gebiete des edlen Kriegshandwerks, das Detail überließ er vertrauensvoll seinen Untergebenen. Eine unerschütterliche Festigkeit gab ihm die Kraft, Widerstände zu besiegen. Die allgemeine Wehrpflicht wurde eingeführt, Infanterie und Cavallerie mit dem Hinterlader bewaffnet, ein neues Avancementgesetz erlassen, die militärischen Bildungsanstalten umgeschaffen — dies alles, während sich im Reiche die dualistische Verfassung erst einleben mußte. Die Schwierigkeit lag darin, die guten alten Traditionen in der Armee zu erhalten und den Strom von Bildung in sie einzuleiten, gegen den sich ihre Führer früher abgeschlossen hatten. Ueberall gab es Reibungen, denn Kuhn wollte als verantwortlicher Kriegsminister auch volle Gewalt üben. Die aristokratischen Inhaber der Regimenter, denen er die aus Wallensteins Zeiten überkommenen Rechte abnahm, Officiere zu befördern und einzureihen, die Generaladjutanten des Kaisers, welche ihren Einfluß beschränkt sahen, die Volksvertretung, die unbarmherzige Striche im Kriegsbudget vornahm, — alles hemmte ihn in seinen Arbeiten. Am schlimmsten aber war, daß Erzherzog Albrecht, der General-Inspector der Armee, sich von dem unentbehrlichen Kuhn

Digitized by Google

zurückgedrängt fühlte und manchen seiner Reformen hindernd in den Weg trat. Auf die Dauer vermochte er den zahlreichen Gegnern nicht zu widerstehen. Am besten setzte er sich noch mit den Vertretungskörpern auseinander, da seine militärische Offenheit, wenn sie auch in Derbheit umschlug, die Gemüther gewann; auch gab er ohne Bedenken seine Ueberzeugung als liberaler deutscher Centralist kund und fand dadurch in der verfassungstreuen Mehrheit des Reichsrathes seine Stütze. Aber der Gegensatz zu Erzherzog Albrecht wurde immer schärfer, da Kuhn unnachgiebig war im großen wie im kleinen und schroff jeden Versuch abwies, sich seinen Wirkungskreis beschränken zu lassen. Er ging darin so weit, daß er die Vollmachten des Generalstabschefs einengte und diesem Corps eine untergeordnete Stelle unter dem allmächtigen Kriegsminister anwies. So erlag er 1874 seinen Gegnern, das Bewußtsein mit sich nehmend, daß die Arbeit in der Hauptsache gethan sei. Sein Werk blieb im ganzen bestehen, nur wurde nach seinem Rücktritt dem Generalstab derselbe Wirkungskreis eingeräumt wie in Preußen, und Feldzeugmeister John gab ihm als Chef die von Kuhn lange angefochtene Organisation.

In den Jahren 1874—1888 wirkte Kuhn als commandirender General in Graz, ohne Einfluß zwar auf die Leitung der Armee, aber gewissermaßen in einer Reservestellung, da er für den Fall eines Krieges zu einer großen Aufgabe bestimmt zu sein schien. Unermüdlich gab er sich dem Studium der Kriegswissenschaften hin. Sein bestes Buch ist das über den Gebirgskrieg, in dem er, anknüpfend an die Vertheidigung Tirols, eine Theorie der Vertheidigung von Gebirgsländern entwirft. Doch auch seine Schrift über den Krieg von 1866 und seine scharfe Kritik der deutschen Operationen 1870 enthalten manches beachtenswerthe. Unermüdlich mit der Ausbildung der ihm untergeordneten Truppen beschäftigt, erwarb er sich die begeisterte Anhänglichkeit seiner Officiere, trat aber in immer bestimmtere Opposition gegen die Grundsätze, welche nach ihm in der Leitung der Armee zum Ausdruck kamen. Dieser Gesinnung gab er unverhohlen Ausdruck, und so kam es, daß er 1888 seiner Stellung enthoben wurde; jedoch behielt sich der Kaiser, wie er in seinem schmeichelhaften Schreiben erklärte, die Verwendung Kuhns in einem anderen Wirkungskreise vor.

Schwer zu beschreiben ist das Aufsehen, welches die Verabschiedung des geistig und körperlich vollkommen rüstigen Generals hervorrief. Er trug den Schlag mit dem ihm eigenen Stolze, aber in der Armee gab sich eine Opposition kund, wie sie bei deren festgefügter Disciplin unerhört war. Die Generale und und Officiere seines großen Commandobezirks brachten ihm in Graz einen Fackelzug, hoben ihn zum Schlusse auf ihre Schultern und trugen ihn buchstäblich auf ihren Händen in den Saal, in dem das ihm zu Ehren veranstaltete Festbankett gegeben wurde. Gleiche Scenen wiederholten sich nach seiner Rede, in der er seine Officiere aufforderte, den Geist kühner Offensive zu pflegen, den er nach Kräften in die Armee gepflanzt hatte. Allgemein faßte man diese Vorgänge als einen Protest wider Gegner am Hofe und im Ministerium auf: durch ihre Ränke sei der neben Erzherzog Albrecht hervorragendste General der Armee allzufrüh aus ihren Reihen gedrängt worden. Deutlich wurde aber auch sichtbar, welche Gewalt der Feldzeugmeister auf alle übte, welche mit ihm in Verkehr standen, wie er sie durch sein markiges Wesen zu gewinnen und hinzureißen wußte. Ganz ebenso hatten ihn, den jungen Generalstabshauptmann, am Abende nach dem Gefechte von Santa Lucia die Grenadiere der Brigade Strassoldo triumphirend auf ihren Schultern herumgetragen. Zu Wien empfand man die „Scene aus Wallensteins Lager", wie man seinen Abschied von der Armee nannte, höchst unangenehm, sein Nachfolger im Commando versammelte die Generale der Garnison und sprach ihnen im Namen des Kaisers dessen Mißbilligung aus. Es waren nicht bloß Brauseköpfe, sondern auch weißbärtige Generale gewesen, welche sich betheiligt hatten. Acht Jahre lang überlebte Frhr. v. Kuhn seinen Abschied, unaufhörlich geistig thätig, erst in der letzten Zeit durch schweres Leiden gepeinigt. Seine Bedeutung lag vor allem in seiner kräftigen Persönlichkeit, welche den Durchschnitt mächtig überragte. Er gehörte zu denjenigen Menschen, welche den anderen von Jugend auf die Ueberzeugung einflößen, sie seien zu großem Wirken berufen. Nur zu leicht verwischt sich in Oesterreich der Charakter eines Mannes, wenn er sich in leitender Stellung erhalten, wenn er zwischen den herrschenden Gegensätzen klug durchsteuern will. Das war nicht die Sache Kuhns. Er blieb stets dem Kern seines Wesens treu und er opferte Macht und Stellung, um sich nicht beugen und unterwerfen zu müssen. Wenn er darin mitunter zu weit ging, so ehrt dies die Festigkeit seines Charakters, dessen Geradheit und Lauterkeit seine Gegner beschämte. Sein Beispiel wird hoffentlich in der österreichischen Armee noch lange nachwirken; denn auch dem Feinde gegenüber wird nur derjenige Kriegsmann die volle Freiheit des Geistes, die ungeschwächte Entschlußkraft bewahren, dessen Haupt sich niemals höflingsartig vor den Gewaltigen dieser Erde beugte. —g.

Von der Universität Jurjew.

Das Bestreben der russischen Universitätsverwaltung ist seit einer Reihe von Jahren bekanntlich darauf gerichtet, die frühere Universität Dorpat auf das Niveau der übrigen russischen Universitäten zu — erheben. Um dies gleich äußerlich deutlich zu kennzeichnen, wurde Dorpat zunächst in Jurjew umgetauft, wobei es übrigens gar nicht so sicher ist, ob die ehemalige Feste des Großfürsten Jaroslaw auch wirklich auf der Stelle des heutigen Jurjew gestanden hat. Höchst auffälligerweise besitzt die Haupt- und Residenzstadt St. Petersburg noch eine „Dörptsche Gasse" (Derptski Pereülok), doch ist die dortige Stadtverwaltung zum Glück von gesinnungstüchtiger Seite schon auf das Unzeitgemäße dieser Bezeichnung und die Nothwendigkeit, sie in „Jurjew'sche Gasse" umzuändern, aufmerksam gemacht worden; allerdings ist die wichtige Angelegenheit in der Duma, dem Stadthause, bisher noch nicht zur Berathung gekommen.

Wir wollen nun gleich von vornherein den Russen ein gewisses Recht zu ihren Russificirungsmaßregeln in den Ostseeprovinzen zugestehen, ohne die viel behandelte Frage, wie es leider so hat kommen müssen, hier wieder zu berühren. Wenn aber gebildete, patriotische Russen selbst mit dem Vorgehen ihrer Landsleute dort nicht einverstanden sind, so gibt das doch zu denken.

Als ein Vorzug rein demokratisch regierter Staaten wird es gepriesen, daß alle Aemter jedem offen stehen. Im modernen Frankreich kann ein gelehrter Chemiker Minister des Auswärtigen werden, wie im alten Athen ein Gerber den Oberbefehl über eine Armee im Kriege erhalten konnte. Diesen republicanischen Grundsatz, der im autokratischen Rußland auch sonst in Geltung ist — nämlich wenn man Connexionen hat — bringt man nun ebenfalls in der Gelehrtenrepublik Jurjew zur Anwendung, während im alten Dorpat andere Gesichtspunkte maßgebend waren. Ein früherer Chemiker wird jetzt zum Professor der Pharmaceutik ernannt, dem Redacteur einer medicinischen Zeitschrift wird die innere Klinik anvertraut, der Gynäkolog braucht bis zu seiner Berufung nach Jurjew nicht Specialist in seinem Fache gewesen zu sein. Ein frisch ernannter Jurjew'scher Professor studirte, wie in Petersburg constatirt wurde, in einer dortigen Bibliothek fleißig — im Conversationslexikon, ehe

er in seinen neuen Wirkungskreis übersiedelte. Die Folgen solchen Vorgehens blieben nicht aus: die Hörsäle wie die Anstalten der neuen Docenten leerten sich zusehends. Nun verfiel man ganz natürlicherweise auf den Gedanken, Studenten zuzuführen, die weniger hohe Ansprüche stellten als die bisherigen, welche unter dem früheren Regime etwas gelernt hatten. Es wurde daher Jurjew Studenten zugänglich gemacht, die überall anderwärts relegirt waren und froh sein mußten, daß ihnen überhaupt noch eine Möglichkeit gelassen wurde, weiter zu studiren. Die häßlichen, meist so abgetragenen Studentenuniformen tauchten in Dorpat auf, dessen Hörerschaft bis dahin ein Ton der Vornehmheit gekennzeichnet hatte. Die akademische Freiheit wurde in jeder Weise beschränkt. Was das alte Dorpat „trotz" ihrer als alma mater der studirenden Jugend geleistet hat, kann man aus seinem „Album academicum" und dem aus diesem geschöpften Buche „Von den 14,000 Immatriculirten Dorpats" (von 1802—1889) von G. Otto und A. Hasselblatt, Dorpat 1891, sehen: es hat Rußland Tausende tüchtiger, vielfach geradezu hervorragender Männer auf allen Gebieten geschenkt.

Trotz allem nahm die Zahl der Studirenden immer mehr ab. Wie sicher man sich aber bereits fühlt, zeigt der folgende Vorgang. Der Professor der Pharmaceutik veröffentlichte in der russischen medicinischen Zeitschrift „Medicina", einem an sich sehr unbedeutenden Blatte, einen Artikel, in welchem er seinen Vorgänger Prof. Dragendorff, einen anerkannten Gelehrten von Weltruf, auf das heftigste angriff und zugleich die gesammte deutsche Pharmaceutik schmähte. Als Einspruch dagegen erhoben wurde, weil die Mittheilungen unwahr und verleumderisch seien, ignorirte die vorgesetzte Behörde dies vollständig. Vielleicht sah sie sich hierzu durch den Umstand veranlaßt, daß der Artikel zunächst in Jurjew nicht zu haben war, da in den wenigen dorthin bezogenen Exemplaren des Journals die betreffenden Seiten bereits bei ihrer Ankunft herausgerissen waren. In der Studentenschaft war man jedoch nicht gewillt, die Beleidigungen des einstigen hochverehrten Lehrers, der lange Jahre in Dorpat mit größtem Erfolge gewirkt hatte, unerwidert zu lassen. Es kam schließlich zu einer Demonstration in der Vorlesung ihres Urhebers, und da dieser selbst nicht vom Katheder wich, so verließen die sämmtlichen Hörer das Auditorium. In der nächsten Vorlesung wurde von Amtswegen festgestellt, daß keine Studenten erschienen waren, und diese blieben auch weiterhin weg. Eine Untersuchung wurde eingeleitet, deren Resultat die Relegirung von 96 Pharmacenten und 7 Medicinern gewesen ist — im übrigen ist alles beim alten geblieben.

Ein anderes Bild! Die botanische Hauptvorlesung war seit Jahren täglich stets zu der bestimmten gleichen Stunde gehalten worden. Da legt der neue pharmaceutische Professor plötzlich ein Specialcolleg über pharmaceutische Chemie in dieselbe Zeit. Als die Studenten über dieses Zusammenfallen zweier wichtiger Vorlesungen Vorstellungen erheben, erhalten sie vom Dekan (!) den Bescheid, sie könnten ja nun einen Tag Botanik, den andern pharmaceutische Chemie hören. Bezahlen sollten sie natürlich beides voll. Die in diesem salomonischen Bescheide sich zeigende rührende Naivetät, welche es geradezu selbstverständlich findet, daß der Student zunächst zum Zahlen des Collegiengeldes da ist — ob er daneben etwas lernen kann, geht die Universität nichts an — verleugnet sich auch sonst nicht. Einem deutschen Docenten wird auf Beschluß seiner Facultät durch Stimmenmehrheit der Russen, natürlich vorbehaltlich der Einwilligung des Ministers, eine seiner Vorlesungen gestrichen, die er bisher höchst erfolgreich Jahre lang gehalten hat. Um den pecuniären Ausfall zu decken, stellt man ihm anheim, eine andere sechsstündige nunmehr zwölfstündig zu lesen. Die mit 6 Stunden schon reichlich bedienten geduldigen Zuhörer können ja ebenso gut 12 bezahlen!

Das Niveau, auf das man Jurjew möglichst rasch erheben will, kennzeichnet auch Folgendes. Man verlangt von einem Docenten die Angabe des, womöglich russischen, Buches, nach welchem er seine Vorlesung halte. Die Erklärung, er trage nach dem neuesten Stande seiner Wissenschaft vor, nicht nach einem Buche, stellt man als Ausflucht hin.

Nun darf man jedoch beileibe nicht glauben, daß das russische Universitätswesen überhaupt auf einer Stufe stehe, wie sie sich in den angeführten Fällen kennzeichnet. Seiner ganzen Entwicklung nach hat es allerdings einen durchaus anderen Charakter als das deutsche, aber es wird doch auf den russischen Universitäten ebenfalls etwas gelernt und geleistet. Die Hochschulen des weiten Reiches des Zaren weisen zahlreiche Gelehrte allerersten Ranges auf, ebenso wie diejenigen anderer Länder. Die Jurjew'schen Vorgänge werden vielmehr von einsichtigen, hochgebildeten Russen selbst auf das entschiedenste gemißbilligt, Männer wie Fürst Uchtomski verurtheilen sie als aus dem Rahmen der sonstigen Gepflogenheiten herausfallend scharf und sprechen dies öffentlich aus. Man kann es ja vielleicht bei einem russischen Patrioten verständlich finden, wenn er verlangt, daß in Jurjew nun auch das Russische an die Spitze und in den Vordergrund trete, da die Ostseeprovinzen nun einmal russisches Land seien. Aber das bisherige Vorgehen gegen Dorpat ist im Grunde nichts als das Verwüsten eines wohlgepflegten Gartens, und das hat das gebildete Rußland selbst nicht gewollt. Wäre man maßvoller mit den Russificirungsbestrebungen vorgegangen, so würde die Oeffentlichkeit kaum berührt worden sein, es wäre vielleicht alles in ziemlicher Stille verlaufen.

Ob allerdings das einstige Dorpat, selbst bei einem weitgehenden Umschwunge der öffentlichen Meinung, auf Besserung oder theilweise Herstellung des Früheren jetzt noch hoffen kann, scheint sehr zweifelhaft. Die russischen Professoren wird man nicht wieder abberufen, wo sollte man sie auch anderwärts plötzlich unterbringen? Und selbst wenn man die unbrauchbaren unter ihnen durch tüchtigere Kräfte ersetzen wollte, so würde man vorläufig kaum Männer finden, die nach Jurjew überzusiedeln Lust hätten; denn die Universität ist in Rußland auch unter den Russen stark in Verruf gekommen. Tüchtige russische Gelehrte gehen lieber nach Tomsk, Kiew, selbst Jaroslaw, als nach Jurjew. Dazu kommt noch das Folgende.

Alles, was jetzt in Jurjew, wie überhaupt irgendwo im russischen Reiche, geschieht, geschieht durchweg im Namen des Kaisers, auch wenn dieser persönlich gar nicht über das Einzelne unterrichtet sein kann. Ein kaiserlicher Ukas kann aber nicht so leicht aufgehoben oder durch einen gegentheilig lautenden ersetzt werden, und des gegenwärtig regierenden Kaisers außerordentliche Pietät gegen alle Willensäußerungen seines verstorbenen Vaters, unter dem die Russificirung Dorpats begann, ist bekannt. Daß er über die Dorpater Verhältnisse recht unterrichtet sei, nimmt man auf baltisch-deutscher Seite nicht an, man hofft viel von der Krönung, nach welcher der Zar eigentlich erst voll als Zar gilt. Nun, die Zukunft wird es lehren, ob eine Dorpat günstige Vorstellung zu dem Ohre des Monarchen zu dringen vermag.

Seit die blühenden Gymnasien der baltischen Ritterschaft in Reval, Fellin und Birkenruh von seiten der Regierung aufgehoben worden sind, ist auch den reichsdeutschen Professoren in Jurjew die Möglichkeit genommen, ihre Söhne deutsch erziehen zu lassen, sie müssen dieselben schon in frühen Jahren nach Deutschland in Pension schicken. Der kürzlich unternommene Versuch, wenigstens das von

Birkenruh wieder hergestellt zu sehen, ist trotz einer persönlichen Audienz des Adelsmarschalls beim Kaiser gescheitert.

Gegenwärtig sind noch 11 reichsdeutsche Docenten in Jurjew. Russisch hat von ihnen noch keiner gelesen, noch auch sich dazu verpflichtet, es später einmal zu thun. Die Angabe der „Minerva", daß alle Professoren mit Ausnahme der Theologie in russischer Sprache ihre Vorlesungen halten müßten, ist durchaus falsch. Nur in der juristischen Facultät hat sich schon durch die äußeren Verhältnisse ein solcher Zustand herausgebildet: der einzige jetzt emeritirte Docent deutschen Namens (ein Balte) ist Vertreter des russischen Privatrechts und Civilprocesses, alle seine Collegen sind Russen. Die Balten als russische Unterthanen müssen natürlich auf Verlangen ihrer vorgesetzten Behörde sich für ihre Vorlesungen der russischen Sprache bedienen, und somit ist in der juristischen Facultät ein einheitlicher Zustand durchgeführt, der dann auch durch Ukas festgelegt worden ist. Die Theologen können selbstverständlich nicht russisch lesen, da die Sprache wie der ganze Charakter der Kirche vollständig deutsch sind, und in den übrigen Facultäten sind überall noch Reichsdeutsche vorhanden. Nach Lage der Dinge ist allerdings der Zeitpunkt nicht mehr fern, wo in den nicht theologischen Collegien das letzte deutsche Wort vom Katheder fallen wird.

Auf Grund der für die Juristen erlassenen Vorschrift, russisch zu lesen, ist in sehr geschickter Weise auch ein deutsches Mitglied der philosophischen Facultät, so zu sagen, kalt gestellt worden. Der Vertreter der Statistik war es gewesen, der die bekannte Affaire des neuen russischen Rectors (Verwendung von Universitätsholz zum Privatgebrauch) so weit verfolgt hatte, bis dieser einen Verweis erhielt, dem allerdings bald darauf — eine Gehaltserhöhung und ein den erblichen Adel verleihender Orden folgten. Auf Betreiben des Rectors wurde nun die Statistik aus der philosophischen Facultät in die juristische übergeführt, und damit mußte ihr bisheriger Docent russisch lesen. Da er dies nicht konnte, so blieb ihm nichts anderes übrig, als wohl oder übel seine Thätigkeit gänzlich einzustellen. Sein Gehalt bezieht er natürlich weiter, ohne dafür etwas leisten zu können, den Ausfall der Collegiengelder ersetzt ihm niemand.

Aber die deutschen Professoren bekommen ja ebenso gut Orden und Titel wie die russischen, sie werden also hinter diesen nicht zurückgesetzt und finden volle Anerkennung für die Dienste, welche sie dem russischen Staate leisten! Das wurde kürzlich gerade in einem deutschen Blatte hervorgehoben, das speciell ein Organ für Universitätsangelegenheiten sein will. Nun, zunächst können auch Titel und Orden Verhältnisse wie die geschilderten, die wie Tag und Nacht von unsern Begriffen akademischer Lehrthätigkeit verschieden sind, kaum angenehmer machen. Sodann ist es aber in Rußland überhaupt unmöglich, daß ein Tschinownik (Beamter) der höheren Ränge, und das sind ja die Universitätsprofessoren, ohne sie bliebe. Ein wirklicher Staatsrath, was jeder Professor nach 25jähriger Dienstzeit wird, ist Excellenz und hat den Rang eines Generals, seine Brust zieren breite Bänder und Sterne, und dabei ist sein Name außerhalb seiner Universität vielleicht kaum bekannt geworden. Solche Aeußerlichkeiten als Gradmesser für die Werthschätzung der deutschen Gelehrten Jurjews von seiten der russischen Regierung hinzustellen, ist durchaus verfehlt und verräth eine starke Unkenntniß der Verhältnisse. Daß man russischerseits keinem der scheidenden reichsdeutschen Docenten eine Thräne nachweint, ist bei der Lage der Dinge geradezu selbstverständlich; wenn einer geht, man also „einen los wird", schiebt man an seine Stelle sogleich einen Russen ein.

Die „Neue Dörptsche Zeitung" druckte unlängst in ihrem Feuilleton „Briefe aus alter Zeit" ab, welche der im Jahre 1828 aus Jena auf den Lehrstuhl der Chemie nach Dorpat berufene Professor Dr. Friedemann Goebel damals an seine zunächst in Deutschland zurückgebliebene Frau geschrieben hatte. In diesen Schilderungen der ersten Eindrücke aus dem neuen Wirkungskreise kommen Sätze wie die folgenden vor: „Alle Professoren sind Deutsche; der Lector der russischen Sprache ist der einzige Russe", oder: „man verlangt hier in Dorpat Leute, die nicht nur schon etwas geleistet haben, sondern auch einen streng moralischen, guten Charakter haben", oder: „man weiß sich das Leben hier angenehm zu machen, und keiner der hiesigen Professoren sehnt sich weg". Auf Jurjew passen diese Sätze nicht mehr.

Mit der Universität haben in Dorpat von jeher zwei gelehrte Gesellschaften in engem Zusammenhange gestanden: die gelehrte estnische und die naturforschende Gesellschaft. Die erstere, die vor 57 Jahren gegründet worden ist, steht gegenwärtig im 27. Jahre unter dem Präsidium des verdienten Nestors der philosophischen Facultät, Prof. Leo Meyer, die letztere wirkt in den Traditionen des großen Dorpater Naturforschers K. Ernst v. Baer noch heute weiter. Was mit der Universität geschieht, möchte man nun gern auch auf diese zwei Gesellschaften ausgedehnt sehen. So war unlängst ein Artikel in russische Zeitungen hinein lancirt worden, der ein allmähliches Absterben beider constatirte und darauf hinwies, daß es an der Zeit sei, an Stelle der sich überlebt habenden deutschen Vereinigungen neue, lebenskräftigere russische zu gründen. Wahrscheinlich wären diese letzteren nicht abgeneigt, das Vermögen und die reichen Sammlungen der Vorgänger zu erben. Nun, jedenfalls sind beide vorläufig noch am Leben und können auch einer etwaigen russischen Concurrenz ohne Sorge entgegensehen. Die gelehrte estnische Gesellschaft wird speciell in diesem Jahre noch Gelegenheit haben, öffentlich zu zeigen, was sie allein in den letzten Jahren an Resultaten für die Erforschung der älteren Geschichte des Landes geleistet hat: ihre auf dem Rigaer archäologischen Congreß auszustellenden Gräberfunde werden an Reichhaltigkeit kaum anderweit übertroffen werden.

Es sind übrigens in den Ostseeprovinzen nicht allein die Deutschen, die von den Russificirungsmaßregeln betroffen werden, sondern auch die eingeborene lettisch-estnische Bevölkerung hat unter ihnen zu leiden. So hatten die Esten einen großen Fonds, an 100,000 Rubel, zur Gründung einer höheren nationalen Schule gesammelt. Das gesammte Volk hatte sich betheiligt, kopekenweise hatten auch die ärmsten Wittwen beigesteuert. Als das Bauwerk der Vollendung nahe war, nahm es die Regierung in Beschlag und richtete darin eine landwirthschaftliche Schule mit russischer Unterrichtssprache ein. Die Zahl der Analphabeten hat dazu in den letzten Jahren unter den Esten und Letten zugenommen. Zwar hat die baltische Ritterschaft für die Germanisirung dieser ihr stammfremden Völkerschaften auf dem Lande nichts gethan, man hat sich seinerzeit damit begnügt, sie zu Lutheranern zu machen, aber für Unterricht in ihren einheimischen Sprachen hat sie immer gesorgt. Jetzt wird dagegen Estnisch und Lettisch durch das Russische in den Hintergrund gedrängt.

Einen unfreiwilligen Antheil an dem Umschwung der Dinge tragen entschieden die Balten selbst. Die ihnen so lange unbestritten gebliebene geistige Oberherrschaft in Rußland hatte sie zu sicher gemacht. Als die ersten Russificirungsbestrebungen auftauchten, glaubten sie diesen mit Geringschätzung begegnen zu können. Hätten sie damals die diplomatische Klugheit besessen, in den ersten Aeußerlichkeiten nachzugeben, und sich gefügt, auch vielleicht nicht

grundsätzlich gegen eine theilweise Einführung der russischen Sprache opponirt, so würden sie die Leitung ihrer Universität gewiß selbst in der Hand behalten haben und jedenfalls Herren der Situation geblieben sein. In Rußland wird vieles verfügt, was nachher nicht ausgeführt wird; offener Widerspruch gegen kaiserliche Befehle kann aber in einem so autokratischen Staate, der die Macht zur Durchführung seines Willens hat, auf die Dauer nicht geduldet werden. In Finnland macht die Russification nur geringe Fortschritte. Man gibt dort in Aeußerlichkeiten, wie in der Annahme der russischen Briefmarken mit fast unmerklich eingefügtem Sonderabzeichen, nach, dafür bleibt aber im wesentlichen alles finnisch. Die Balten setzten sich dazu in Gegensatz zu denjenigen, die ihre nächsten natürlichen Bundesgenossen hätten sein sollen, nämlich den Reichsdeutschen, und so waren sie in dem hereinbrechenden Kampfe um ihre Universität isolirt. Auf Letten und Esten konnten sie nicht rechnen, da sie diesen immer nur als die hoch über ihnen stehenden Herren entgegengetreten waren, eine Interessengemeinschaft mit ihnen hat sich somit nie entwickeln können. Die Anschauungen in Pantenius' Roman „Die von Kelles" waren für diese Verhältnisse geradezu typisch geblieben; jüngere baltische Edelleute wissen heute noch aus der Familientradition zu erzählen, wie die Großmutter eines alten Geschlechtes sich nicht genirt habe, in einem dringenden Falle den Bericht eines eingeborenen Verwalters im Bade sitzend entgegenzunehmen: derselbe stand so unendlich tief unter ihr, daß ein Gedanke der Unschicklichkeit hier überhaupt gar nicht in Betracht kommen konnte. Jetzt rächt dieses stolze Sichabschließen von der Landbevölkerung sich bitter: statt mit einander verbündet zu sein, stehen beide Theile nun dem übermächtigen Gegner einzeln gegenüber. Wie wird der ungleiche Kampf ausgehen?

Mittheilungen und Nachrichten.

M. N-r. Geschichte der deutschen Literatur in der Gegenwart von Eugen Wolff. Leipzig, Verlag von S. Hirzel 1896. — Gegen dieses Buch, das im großen und ganzen nicht unverdienstlich ist, sind in Einzelheiten und in Peincipien so viele Bedenken und Einwendungen zu erheben, daß uns eine Zustimmung dazu nicht möglich ist. Wolff verspricht mehr, als er halten kann und gehalten hat. Er erscheint von der Ueberzeugung getragen, etwas Epoche machendes geschaffen zu haben, und er leistete doch nur eine Arbeit, die noch gar sehr der Vollendung bedarf. Dieser Zwiespalt zwischen seinen Ansprüchen und seiner wirklichen Leistung, den er selbst uns immerfort in Erinnerung bringt, ist es, der uns verstimmt. — Vor allem ist der Titel des Buches nicht zutreffend. Einmal darum nicht, weil man nur von einer Vergangenheit, nicht aber von einer Gegenwart Geschichte schreiben kann; das wäre indeß Nebensache. Sodann aber, was viel wichtiger ist, weil Wolff in der That keine Geschichte, noch viel weniger „Entwicklungsgeschichte", die er so gern im Munde führt, geboten hat. Denn eine zusammenfassende kritische Schilderung der Dichter, die in einem bestimmten Zeitraum geschaffen haben, ist wohl, wenn sie gut geschrieben ist, eine fesselnde Uebersicht der literarischen Leistungen, aber darum noch lange nicht eine historische Darstellung, eine Entwicklungsgeschichte der Literatur. Mit der Erklärung der Thatsachen, mit dem Versuche wenigstens, die innere Nothwendigkeit des zu der gegebenen Zeit herrschenden Geschmackes nachzuweisen, hat sich Eugen Wolff nicht viel abgegeben. Wenn er z. B. gelegentlich der Musterung der neueren Lyrik zurückgreift bis auf die Minnesänger, so ist das vielleicht recht lehrreich für denjenigen, der nichts davon weiß, ist aber doch trotzdem keine Entwicklungsgeschichte der modernen Lyrik. Beschreiben und erzählen heißt noch nicht erklären, und nur im Erklären liegt eigentliche Wissenschaft. Ein wirklicher Entwicklungshistoriker würde sich auch beispielsweise niemals des Ausdrucks bedienen: „Den Reigen der Lyriker des achtzehnten Jahrhunderts eröffnet Christian Günther" ... (S. 267). Das war die Art jener Literarhistoriker, die die poetischen Werke nicht im Zusammenhange mit Ort und Zeit ihrer Geburt betrachteten, sondern nur so, als wenn sie geschaffen wären, damit die Herren Stoff zum leitsätzen und rubriciren hätten. Auch entspricht es, meines Erachtens, nicht dem Geiste der evolutionistischen Methode, wenn Eugen Wolff Literaturgeschichte wesentlich zu dem Zwecke schreibt und geschrieben wissen will, um den schöpferischen Dichtern die Richtung anzugeben, in der sie sich fürderhin bewegen sollen. Gelegentlich der Erwähnung der kritischen Thätigkeit der Brüder Schlegel sagt Wolff: „Nur zu wenig von ihrer wahrhaft großen Auffassung, von ihrem Gesetzgebergeist ruht auf der heutigen Literaturgeschichtschreibung!" (S. 357.) Und er selber schreibt daher mit gesetzgeberischer Tendenz. Diese Absicht bleibe ihm unverkümmert; aber evolutionistische Geschichtschreibung ist das nicht. Denn diese will gar nicht normativ sein, so wenig wie die evolutionistische Aesthetik es will, sondern streng empirisch, erklärend, aber nicht fordernd. Diese Unklarheit Eugen Wolffs in der Methode hervorzuheben, ist darum von Wichtigkeit, weil er mit seinem Buche die Absicht verfolgt, das deutsche Publicum der Gegenwart von der Autorität der Tageskritik zu befreien. „Alles in allem", sagt er in der Schlußbetrachtung, „gibt es eine Emancipation des Publicums wie der Schriftsteller von dem Gängelband der Kritik. Daß sich eine Wandlung vorbereitet, erhellt aus dem Gang der Literatur selbst. Richtet sich doch gegen die von der Tageskritik begünstigte literarische Modewaare und so auch gegen die Tageskritik selbst eigentlich in erster Linie die neue literarische Bewegung — wenigstens soweit ihr Berechtigung innewohnt." (S. 381.) Mit anderen Worten: die Wahrheit, die wirkliche, reine, lautere, wahrhaftige, lehrreiche Wahrheit findet man nicht bei den Recensenten von Beruf, die für Zeitungen schreiben, sondern nur in der Literaturgeschichte der Gegenwart von Eugen Wolff. Das Publicum und die Schriftsteller sollen vom „Gängelband der Kritik" befreit werden. Ist es wirklich anzunehmen, daß in einer literarischen Nation jemals der Bedarf an Kritiken aufhören wird? Sind die Kritiken nicht die ersten Lebensäußerungen des literarischen Lebens? Und wenn einem jene Kritik nicht recht ist, die gerade besteht: was kann er besseres thun, als eben eine andere, bessere Kritik zu schaffen? Wolff ist einer jener Gelehrten, die sich gebeerden, als wenn die Dichtungen nicht zur Lust und zum Genuß, sondern nur dazu geschrieben werden, damit sie Stoff für Literaturgeschichten geben. Für die Wirklichkeit des geistigen Lebens der Nation, die sich im Stimmengewirr der Meinungsäußerungen und im Kampfe um die Anerkennung neuer Werthe, neuer Kunstrichtungen darstellt, hat er so wenig Verständniß, wie ein Schulmeister, der sich nur auf seine gehorsamen oder ungehorsamen kleinen Buben versteht. Wie billig und abgeschmackt ist sein Eifer gegen die „Anarchie" in unsrer literarischen Welt! Als ob nicht gerade in dieser Mannichfaltigkeit der Leidenschaften und Parteien und Meinungen ein gutes Zeichen für die Regsamkeit des literarischen Interesses läge! Die „Anarchie" hat es durchaus nicht verhindert, daß die wirklich bedeutenden Dichter allgemein jene Anerkennung genießen, die sie zu fordern berechtigt sind. Ja, wenn Eugen Wolff auch nur die kleinste Entdeckung eines Unrechts gemacht hätte, wenn er einen einzigen Dichter von Bedeutung gezeigt hätte, der nicht jenen Ruhm genießt, dessen er würdig ist: dann allerdings, aber auch nur dann allein hätte er eine Berechtigung zu der Moralpredigt, die er über unsre kritischen Zustände ertönen läßt. Aber von Entdeckungen und neuen Ideen ist im ganzen Buche nicht die geringste Spur zu finden! Im Gegentheil: über manchen lebenden Dichter, dem Wolff mit seiner „wissenschaftlichen" Autorität wohl hätte beispringen können, wobei er sich noch ein großes Verdienst erworben hätte — ich will nur einen herrlichen Mann nennen, dessen eigensinnige, aber gemüthreiche Muse von der deutschen Gegenwart nicht nach Gebühr gewürdigt wird: Wilhelm Raabe — über den geht Wolff mit einigen billigen Redensarten hinweg, doch offenbar nur, weil er die Arbeit des eigenen Studiums der Raabe'schen Werke, die ja schon zahlreich sind, scheut! Ja wohl, Wolff mied die Arbeit, und die Partie über Raabe ist nicht die einzige Flüchtigkeit, die man in dieser Zeitungskritik dem gelehrten Literarhistoriker zum Vorwurfe machen kann. Bei der Kritik Marie Ebners verräth er durch die besondere Hervorhebung von „Unsühnbar", des schwächsten ihrer größeren Bücher — und es gehören dazu die „Božena" und „Glaubenslos?" außer dem von Wolff noch citirten „Gemeindekind" —, daß er die große Dichterin nur flüchtig kennt, denn sonst hätte er doch wenigstens den Titel dieser Bücher genannt. Man kann auch von Fontane nicht sprechen, ohne seine schönsten und merkwürdigsten Bücher „Kriegsgefangen" und „Meine Kinderjahre" doch wenigstens zu stellen; man darf in einer Literaturgeschichte der Gegenwart über Spielhagen ganz gewiß nicht mit

einer kleinen Seite hinweggehen und die ganze Novellistik Paul Heyse's überhaupt unbeachtet lassen, hingegen über Fritz Mauthners sehr schwächliche Romane zwei Seiten schreiben. Man darf auch nicht über Vischers „Auch Einer" mit wohlgezählten zwei Zeilen und über Scheffels „Ekkehard" mit einigen Worten hinweggehen; man darf Hans Hopfens Existenz nicht verschweigen, und wenn er auch nur den „Alten Practicanten" geschrieben hätte, und Wilbrandts Romane nicht und sogar Jensen nicht mit dem Schweigen der Verachtung übergehen. Von Hans Hoffmann, den Wolff auch würdigt, hebt er gerade sein schwächstes Buch „Iwan der Schreckliche" hervor, nicht aber das für Hoffmann bezeichnende „Von Frühling zu Frühling". Er kennt ihn also auch nur flüchtig! Wenn Wolff in die Literaturgeschichte der Gegenwart auch Heinrich Heine aufnimmt (was ich nicht tadeln will), dann soll er aber doch auch nicht des großen Meisters Eduard Mörike und des Stilkünstlers Heinrich Leuthold gänzlich vergessen. Der Historiker muß doch wohl auch gerecht sein? Und wenn er vom deutschen Epos der Gegenwart spricht und (wiederum in Folge der gewissenlosen Tagesrecensenten) die helle Grazie mit ihrem ungeschlachten „Robespierre" lobt, dann sollte er doch nach so gerecht sein, ihren eigenen Meister Robert Hamerling mit seinen immerhin bedeutenden Epen „Ahasver" und „König von Sion" nicht ganz zu verschweigen! Kurzum (denn es muß auch in der Aufzählung nun Mängeln Maß gehalten werden): Eugen Wolff, der sich als den Schulmeister und Moralprediger der gegenwärtigen deutschen Tagescritik aufspielt, hat ein Buch geschrieben, das in den entscheidenden Stellen zu subjectiv und willkürlich ist, als daß seine That nicht in lächerlichem Gegensatz zu seiner Lehre stünde. Wie sehr Wolff Moral für andere, nicht aber für sich predigt, mag ein anderes Exempel belegen. In der Kritik der Kritik bemerkt er: „Wohl war die kritische Mißstimmung gegen das starke Auftragen der Abscheulichkeiten [der Naturalisten] berechtigt; nur hätte man nicht die künstlerische Verarbeitung dreister Probleme überhaupt mit einem moralischen Makel behaften sollen" (S. 374). Sehr gut. Nun lese man aber, mit welch sittlicher Entrüstung derselbe Eugen Wolff über Sudermanns Dramen herfällt. „Wer aber diesen letzten Rest von Scham und Menschlichkeit abgestreift hat, steht unter dem Horizont der Kunst", heißt es gelegentlich des Malers Janitow in „Sodoms Ende". Später: „Wir möchten der Zigeunermoral, welche die Sängerin Magda in der „Heimath" verkündet, denn doch das Recht bestreiten, sich als moderne Weltanschauung zu geben" — was, beiläufig bemerkt, weder Magda, noch Sudermann eingefallen ist. Wir empfehlen Eugen Wolff die Lectüre des schönen Essays von Dr. Ernst Gnad (keinem Tagesrecensenten, sondern einem gewesenen Professor) über Sudermann in den „Neuen Essays". Kurzum: Eugen Wolff, der mit solcher Verachtung von der Kritik spricht und ihr den Literarhistoriker als den einzig Berufenen entgegenstellt, ist in seinem Buche zwar kein richtiger Historiker, aber auch kein guter Kritiker. Er ist darin die Heerstraße gewandelt, welche die Tageskritik dem zukünftigen Geschichtschreiber geebnet hat; wo jene nichts geleistet hat, leistete auch Eugen Wolff nichts. Sein einziges Verdienst — das durchaus nicht verkannt werden soll — besteht eben darin, daß er sich die Leistungen der vielgeschmähten Recensenten zunutze machte und daher in seiner zusammenfassenden Uebersicht über die Literatur der Gegenwart das aussprechen konnte, wozu in den Tageskritiken sich keine Gelegenheit bietet, was wir aber alle eh' schon wissen, viele jedoch zuweilen vergessen: daß nämlich die deutsche Literatur ihren autochthonen Realismus hat und keine Anleihen in der Fremde zu machen braucht. Hübsch ist's, daß Wolff, was wahrscheinlich auf den Einfluß des ihm befreundeten Fritz Mauthner, eines Oesterreichers, zurückzuführen ist, mit großer Wärme unsre süße Otto Ludwig (den doch gewiß nicht Wolff entdeckte), auch noch für Anzengruber eintritt und ihn (was Ludwig Speidel auch schon längst im Buche der Zeit Wien 1848—1888 gethan) als den größten deutschen Dramatiker der Gegenwart feiert, dem nur leider der Dialekt im Wege steht, um überall gleich unmittelbar, wie in seiner Heimath, verstanden zu werden. Aber für diese gute That entschädigt sich Wolff durch allerlei andere Parteilichkeiten, gegen die gar nichts einzuwenden wäre, wenn er nicht mit dem hochmüthigen Anspruch aufträte, nun endlich der literarischen „Anarchie" das Gesetz gegeben zu haben.

* **Heinrich v. Treitschke's Vorlesungen über Politik.** Freunde und frühere Schüler Treitschke's, welche seine „Vorlesungen über Politik" in stenographischer Nachschrift besitzen, werden höflichst gebeten, bezügliche Mittheilungen an die Verlagsbuchhandlung von S. Hirzel in Leipzig (Königsstraße 2) gelangen zu lassen.

* **Erlangen.** Prof. Dr. Friedrich v. Bezold hat nicht nach Berlin an die Stelle Treitschke's, sondern nach Bonn, wo der protestantische Lehrstuhl der Geschichte seit Kosers Abgang zur Archivdirection leersteht, einen Ruf erhalten, über dessen Annahme er indeß noch schwankt. (Auf die Unwahrscheinlichkeit der früheren Nachricht hatten wir in Beilage Nr. 127 leise hingedeutet. Das Specialfach der Reformationsgeschichte, in dem sich Bezold vor allen anderen ausgezeichnet, ist in Berlin bereits durch Prof. Max Lenz gut besetzt. Ein wirklicher Ersatz für Treitschke, dessen Bedeutung in seiner unvergleichlichen Persönlichkeit beruhte, ist überhaupt nicht zu beschaffen. D. Red.)

* **Bonn.** Am 2. Juni starb 64jährig auf seinem Gut in Rüngsdorf bei Godesberg der Afrikareisende Gerhard Rohlfs. Geboren am 14. April 1832 in Vegesack, kämpfte er 1849 in Schleswig-Holstein und wurde nach der Schlacht von Idstedt zum Officier ernannt. Dann studirte er Medicin und ging 1855 nach Algier, wo er als Arzt der Fremdenlegion den Feldzug gegen die Kabylen mitmachte und Arabisch lernte. Von dort aus durchwanderte er, als Mohammedaner verkleidet, 1862 die marokkanische Sahara von Westen nach Osten bis zum Wadi Draa, wo er von seinen Führern ausgeplündert und verwundet wurde, drang 1864 über das Schneegebirge des Atlas bis zur Oase Tuat vor, von der er die erste Beschreibung lieferte und kehrte über Ghadames und Tripolis auf kurze Zeit nach Deutschland zurück. Eine neue Reise führte ihn 1865 nach Murzuk, wo er während eines längeren Aufenthalts eine handschriftliche Geschichte Fezzans übersetzte und eine umfassende Beschreibung des Landes und der benachbarten Landschaft Tibesti gab. 1866 zog er über Bilma nach Bornu und lieferte von diesem Wege die erste vollständige Skizze. Von dort wandte er sich nach Westen, gelangte durch damals noch gänzlich unbekannte Gegenden zum Binue und fuhr diesen Fluß bis zur englischen Niederlassung Lokodja an seiner Einmündung in den Nigee hinab. Im April fuhr er den Niger aufwärts bis Rabba und drang durch die Urwälder von Joruba bis zur Küste von Lagos, wo er sich 1867 nach England einschiffte. 1868 begleitete Rohlfs die englische Armee auf ihrer Expedition nach Abessynien und übernahm 1869 den Auftrag, die Geschenke des Königs von Preußen an den Sultan von Bornu zu überbringen. In Tripolis übergab er die Geschenke dem De. Nachtigal zur Weiterbeförderung, während er selbst seine Reise nach Kyrenaika und der Oase des Jupiter Ammon unternahm. Nach seiner Rückkehr 1870 nahm er seinen ständigen Wohnsitz in Weimar. Einer Aufforderung des Chedive folgend, führte er 1873 eine aus zehn Deutschen (darunter Zittel, Jordan, Ascherson u. a.) bestehende Expedition in die Libysche Wüste und erreichte mit dieser nach 36tägigem Marsche durch gänzlich wasserlose Gegenden die Oase Siwah (Jupiter Ammon). 1875 ging Rohlfs nach Nordamerika und durchreiste den Continent von einem Ocean zum anderen. Die geographischen Gesellschaften von London und Paris verliehen ihm ihre goldene Medaille. Seit 1876 wieder in Weimar, führte er 1878 eine neue Expedition nach Innerafrika mit Stecker als Naturforscher, zu welcher die deutsche Regierung 30,000 Mark beisteuerte; gleichzeitig sollte Rohlfs Geschenke des Deutschen Kaisers dem Sultan von Wadai überbringen. Schon hatten sie glücklich die noch von keinem Europäer betretene Oase Kufra erreicht, als sie von Suya-Arabern überfallen wurden und sich nur mit Lebensgefahr und großen materiellen Opfern retten konnten. Im September 1880 übernahm er einen neuen Auftrag Kaiser Wilhelms I., ein Schreiben desselben an den Negus von Abessynien zu überbringen. 1885 wurde Rohlfs zum deutschen Generalconsul in Sansibar ernannt, kehrte aber nach kurzem Aufenthalt krankheitshalber nach Deutschland zurück. Außer zahlreichen Aufsätzen und Berichten in Fachzeitschriften veröffentlichte Rohlfs „Reise durch Marokko", „Reise durch Nordafrika", „Land und Volk in Afrika", „Von Tripolis nach Alexandrien", „Quer durch Afrika", „Drei Monate in der Libyschen Wüste", „Beiträge zur Entdeckung und Erforschung Afrika's", „Reise nach der Oase Kufra", „Angra Pequena", „Quid novi ex Africa?" Unter die streng wissenschaftlichen Forschungsreisenden ist er nicht zu zählen, aber er besaß Unternehmungsgeist und Spannkraft. Su langer Wegestrecken, wie er durch den größten (nördlichen) Theil Afrika's zurückgelegt, können selbst Livingstone und Stanley sich nicht rühmen. Schneidig und elegant von Natur und im Auftreten, gewann er auch lebhaften Beifall auf zahlreichen Vortragsreisen im Vaterlande. Seit einem Jahre war er von Lähmungserscheinungen, den Vorboten seines Todes, heimgesucht.

Digitized by Google

a. **Rostock.** Die Landesuniversität wird im Sommersemester 1896 von 502 Studirenden und 23 Hörern besucht. In diesem Jahrhundert ward diese Frequenzziffer noch nicht erreicht. Von den Studirenden entfallen 47 auf die theologische, 123 auf die juristische, 215 auf die philosophische und 117 auf die medicinische Facultät. Unter den Studirenden befinden sich 262 Mecklenburger, 6 Bayern, 11 Ausländer ꝛc. Das Rectorat übernimmt am 1. Juli d. J. bis dahin 1897 Professor Dr. Stieda.

⊕ **Wien**, 3. Juni. Die kaiserl. Akademie der Wissenschaften ist heute in ihr fünfzigstes Jahr getreten. Bekanntlich war unter Kaiser Karl VI. der Versuch des Philosophen Leibniz, wie in Berlin so in der Kaiserstadt an der Donau eine Akademie zu gründen, trotz der Bereitwilligkeit der gelehrten Kreise, trotz der Fürsprache des Prinzen Eugen und trotz des guten Willens des Kaisers am Widerstande der Jesuiten gescheitert, die dem Protestanten mißtrauten. Nachdem der Jesuitenorden von Papst Clemens XIV. aufgehoben worden war, lieh Maria Theresia den Plan einer Akademie in bescheideneren Verhältnissen wieder aufnehmen, mußte ihn aber namentlich wegen Geldschwierigkeiten wieder fallen lassen. Erst Kaiser Ferdinand I. kam in die Lage (am 14. Mai 1847), die Urkunde zu bestätigen, durch die die Akademie der Wissenschaften in Wien gegründet wurde. Ihr Sitz war zuerst im Polytechnikum und befindet sich seit 1857 in der Aula der alten Universität am — Jesuitenplatz.

Der heutigen feierlichen Sitzung der Akademie ging gestern eine außerordentliche Gesammtsitzung voraus, in der die Wahlen vollzogen wurden. Für die mathematisch-naturwissenschaftliche Classe wurden gewählt: zu wirklichen Mitgliedern die seitherigen correspondirenden Mitglieder Dr. Zdenko H. Strnad, Professor der Chemie an der Universität Graz, und Dr. Franz Exner, Professor der Physik an der Universität Wien; zu correspondirenden Mitgliedern im Inlande Dr. Berthold Hatschek, Prof. der Zoologie an der deutschen Universität in Prag, Dr. Joseph v. Hepperger, Prof. der Astronomie an der Universität in Graz, und Dr. Joseph Pernter, Prof. der kosmischen Physik an der Universität Innsbruck; zu Ehrenmitgliedern im Auslande die seitherigen correspondirenden Mitglieder Dr. Ewald Hering, Geh. Medicinalrath und Prof. der Physiologie an der Universität Leipzig, und Dr. G. G. Stokes, Prof. der Mathematik an der Universität Cambridge; zu correspondirenden Mitgliedern im Auslande Dr. H. van 't Hoff, Prof. der Chemie an der Universität Berlin, und C. L. Griesbach, Director des Geological Survey of India in Calcutta. — Für die philosophisch-historische Classe wurden gewählt: zum correspondirenden Mitgliede im Inlande Dr. Johann Loserth, Prof. der Geschichte an der Universität Graz; zu Ehrenmitgliedern im Auslande die seitherigen correspondirenden Mitglieder Dr. Albrecht Weber, Prof. des Sanskrit an der Universität Berlin, und Graziadio Ascoli, Prof. der Sprachwissenschaft an der Accademia letteraria in Mailand; zu correspondirenden Mitgliedern im Auslande Dr. John P. Mahaffy, Prof. der griechischen Sprache an der Universität Dublin, Alexander Szilagyi, Director der Universitätsbibliothek in Budapest, und Domenico Comparetti, emer. Prof. der Philologie des Istituto di Studii superiori in Florenz.

An Stelle des Curators, Erzherzog Rainer, eröffnete dessen Stellvertreter Dr. K. v. Steempyr die Sitzung mit einer Ansprache, in der er zunächst des Hinscheidens Erzherzog Karl Ludwigs gedachte und sich dann über die Aufgaben der Akademien verbreitete, dem Einzelnen den Zusammenhang mit den großen Ideen des fortschreitenden Geistes zu sichern und gemeinsam zur Lösung von Aufgaben zu wirken, die die Kräfte einzelner Gelehrten, zu des Staates Überschreiten. Sodann erstattete der Generalsecretär Prof. Dr. Alfons Huber den Bericht über die Wirksamkeit der Gesammtakademie und der philosophisch-historischen Classe im abgelaufenen Jahre. Demselben ist namentlich die erfreuliche Thatsache zu entnehmen, daß die Erbschaft, die der Akademie durch das Vermächtniß des im vorigen Jahre verstorbenen Wiener Bürgers Jos. Treitl zufällt, nicht weniger als 1,323,608 fl. beträgt. Die prähistorische Commission ließ auf der Insel Veglia und in Untertrain größere Untersuchungen ausführen. Das Ehrenmitglied der Gesammtakademie, Fürst Joh. Liechtenstein, verlängerte seine Stiftung zu archäologischen Forschungen in Kleinasien auf weitere drei Jahre. Hofrath Benndorf nahm im Vorjahre in Ephesus mit dem inzwischen verewigten Karl Humann Versuchsgrabungen vor, für welche Hr. Karl Ferdinand Mautner v. Markhof Mittel zur Verfügung gestellt hatte. Namhafte weitere Widmungen des genannten, um diese Forschungen hochverdienten Wiener Kunstfreundes haben es mit Unterstützung des Unterrichtsministeriums im laufenden Jahre ermöglicht, jene Grabungen in größerem Umfang wieder aufzunehmen und das zwischen dem alten Hafen und den umgebenden Bergen gelegene Ruinengebiet der inneren Stadt Ephesus zu diesem Behuf käuflich zu erwerben. Am 15. Januar d. J. hat die Classe, welcher das Protectorat über die Grillparzer-Stiftung übertragen ist, das Urtheil des Preisgerichts verkündet, welches den Preis von 2400 fl. ö. W. dem Drama „Hannele" von Gerhart Hauptmann zuerkannt hat.

Nachdem dann der Secretär der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe, Hofrath Dr. Jul. Hann, über die Thätigkeit in dieser Classe berichtet, verkündete Präsident Ritter v. Arneth, daß der freiherrl. Baumgartner'sche Preis „für das im Laufe der Preisausschreibung erschienene, die Physik am meisten fördernde Werk" zwischen den Professoren Lenard in Aachen und Röntgen in Würzburg für ihre Arbeiten über die Kathodenstrahlen und die damit zusammenhängenden Erscheinungen getheilt werde. Die neue Preisaufgabe lautet: „Die Ausdehnung unsrer Kenntniß über das Verhalten der äußersten ultravioletten Strahlung". Zum Schlusse hielt Prof. Dr. Jul. Schipper einen Vortrag unter dem Titel „Gedenkrede auf Robert Burns" (geb. 1759, gest. 1796). Später vereinigten sich die Akademiker zu einem Festmahle, zu dem sie Präsident Ritter v. Arneth eingeladen hatte.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 2. bis 4. Juni folgende Schriften eingegangen:

Dr. Hermann Stulp: Verfall u. Reform des Genossenschaftswesens und Eigenthumsrechts auf dem Gebiete der Landwirthschaft, des Wohnungswesens u. des Gewerbebetriebs. Charlottenburg, Herm. Simon 1896. — D. Rueden: Bilanz des Jahrhunderts. Leipzig, Otto Wigand 1896. — Ihr. Rochussen: Währung, Banken u. Handel. Berlin, Haude u. Spener 1896. — Monatliche Nachweise über den auswärtigen Handel des deutschen Zollgebiets, bggb. vom kgl. Statistischen Amt. April 1896. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht 1896. — Uebersichtliche Zusammenstellung der wichtigsten Angaben der Deutschen Eisenbahnstatistik, bearbeitet im Reichseisenbahnamt. Bd. XIV. Betriebsjahr 1894/95. Berlin, E. S. Mittler u. S. 1896. — Gemeinfaßliche Darstellung des Eisenhüttenwesens; bggb. vom Verein deutscher Eisenhüttenleute in Düsseldorf. 3. Aufl. Düsseldorf, A. Bagel (Comm.). — Dr. med. C. Westerfield: Die Heilung der Syphilis. Wiesbaden, H. Lützenkirchen 1896. — H. Kunz: Zu Hönigs Volkskrieg an der Loire. Bd. 3 u. 4. Berlin, R. Eisenschmidt 1896. — Historische Zeitschrift, begr. durch H. v. Sybel, bggb. von H. v. Treitschke u. Friedrich Meinecke. Bd. 77 (N. F. 41) Heft 1. München u. Leipzig, R. Oldenbourg 1896. — Kuno Fischer: Shakespeare's Hamlet (Kleine Schriften 5). Heidelberg, Karl Winter 1896. — Otto v. Leixner: Aus meinem Zettelkasten; Sprüche. 8.—10. Tausend. Berlin, Schall u. Grund.

Paul Moedebeck, Verlag. Berlin W. 30, Motzstr. 7.
Soeben erschien:
Geistige Grössen der Gegenwart von **M. A. Lange.**
Zehn Essays über: Carducci, Mendelejew, Ibsen, Ascoli, Dumas fils, Sophie Kowalewsky, Lombroso, Berthelot, Julius Schwarcz, Castelar. Preis Mark 1.50. (6602)

Tauchnitz Edition.
June 3, 1896.
Briseis.
By (6616)
William Black,
Author of „A Daughter of Heth".
In 2 vols.
Sold by all booksellers — no orders of private purchasers executed by the publisher.

Verlag von Wilhelm Hertz (Bessersche Buchhandlung) in Berlin.
Soeben erschien:
Grundriß der Geschichte d. Philosophie
von
Johann Eduard Erdmann.
Vierte Auflage.
Bearbeitet v. Benno Erdmann.
2 Bände. Geheftet 24 M.; in Halbfranz gebunden 27 M. (6661)

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Reit in München.

Jahrgang 1896. München, Samstag, 6. Juni. Nummer 129.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.50, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Die evangelisch-sociale Bewegung. — Boyen. Von Bruno Gebhardt. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die evangelisch-sociale Bewegung.[1])

S. Die meisten unter uns werden sich noch entsinnen, welches Aufsehen seinerzeit die Göhre'sche Schrift „Drei Monate Fabrikarbeiter und Handwerksbursche" in vielen Kreisen gemacht hat. Wer es nicht verschmäht, selbst einmal die Arbeiterbluse anzuziehen und mit den Arbeitern zusammen zu schaffen, zu essen und zu schlafen, der kann bei offenem Blick in kurzer Zeit gar vieles lernen. Was noch höher zu schätzen ist: Göhre hat in den Fabrikräumen eine aufrichtige Zuneigung, eine warme Liebe zu dem Arbeitervolk überkommen und diese wirkt so mächtig in ihm nach, daß er seinen Lebensberuf darein setzt, den kleinen Leuten zu helfen, wo und wie er nur irgend kann. Auch das vorliegende Buch ist aus diesem Bestreben hervorgegangen. Göhre ist der Ueberzeugung, daß das schwierige Problem der socialen Frage nur durch Schaffung einer christlichen Socialreformpartei gelöst werden kann. Beseelt von lauterstem Wollen, ausgestattet mit Kraft und Ursprünglichkeit, unterstützt von glatt hinfließender Aussprache seiner Meinungen, der man es abfühlt: das sind keine Phrasen, da ist Mann und Wort eins! versteht es Göhre meisterhaft, den Leser gefangenzunehmen und also mit sich fortzureißen, daß man das Buch erst dann aus der Hand legt, wenn man am Ende ist. Wer die christlich-sociale Bewegung von Anfang an verfolgt oder gar mit durchgelebt hat, der stößt ja im Buche auf viel Bekanntes. Aber die Auffassung und die Verwerthung der bekanntesten Zeiterscheinungen seitens des Verfassers bringt so viel Originelles und Bedeutsames, daß eine Ermüdung niemals aufkommen kann. Sein Blick ist ungemein scharf, seine Kritik treffend und maßvoll. Wenn wir gleichwohl, was die letzten Ziele anlangt, von Göhre's Anschauungen abweichen, so liegt dies daran, daß wir weder seinen Optimismus theilen, noch seine Verquickung von Christenthum und Nationalökonomie billigen können. Aber das hält uns nicht ab, sein Buch als ein hervorragendes Werk zu bezeichnen, welches wir allen Gebildeten, vornehmlich den Gegnern der christlich-socialen Sache, recht warm empfehlen möchten. Wer eine wahrheitsgetreue Geschichte der evangelisch-socialen Bewegung von ihren ersten Anfängen bis in unsre Tage hinein lesen will, der findet hier, was er braucht. Göhre ist der erste, der diese Bewegung historisch verfolgt hat. Es ist ihm vorzüglich gelungen, aus der Fluth der Broschüren- und Zeitungsliteratur das Bleibende und Richtige herauszuholen und geistvoll zu verarbeiten. Es lohnt der Mühe, seinen Gedanken im einzelnen nachzugehen.

Die evangelisch-sociale Bewegung will den sittlichen Gehalt und die religiöse Kraft des evangelischen Christenthums einsetzen zum besten der Menschenmassen, die durch Schuld unsrer socialen Verhältnisse unsichere Existenz, ungesunde Wohnungen, ungenügende Ernährung, zu wenig Arbeit, zu geringen Lohn, zu lange Arbeitszeit, unzureichende Arbeitsstätten haben und dadurch auch an ihrer ganzen geistigen und sittlichen Entwicklung dauernden Schaden leiden. Um dieses Ziel zu erreichen, versucht sie, alle Gebildeten und Besitzenden, welche noch Christen sind, von der Wahrheit und dem Recht ihrer Bestrebungen zu überzeugen und deren Wissen und Geld, Einfluß und Unabhängigkeit in den Dienst ihrer Sache zu stellen. Andrerseits sucht sie die nothleidenden Massen selbst, soweit sie noch christlich sind, für dieses Ziel zu begeistern, die Gewonnenen zu organisiren und zu schulen, daß sie, gefördert und getragen von der Unterstützung jener anderen Christengruppe, eins mit ihr in der Liebe und im Leben, sich selbst helfen, sich die öffentliche Meinung unterthan machen und schließlich auch den Staat zwingen, ihre Ziele zu verwirklichen. Folgende Stadien der Bewegung lassen sich sondern.

I. Wichern und die Innere Mission.

Das tolle Jahr 1848 zeigt, daß der ganze sociale und sittliche Boden unsres Volkslebens sumpfig, ungesund und unsicher geworden war, so daß in ihm die Unzufriedenheit, die Gewaltthat, die revolutionäre Gesinnung nur zu gut Wurzel schlagen konnte. Darum verlangt Wichern die Erneuerung und Festigung des wirthschaftlichen Lebens unsres Volkes und die Durchdringung aller socialen Verhältnisse mit den sittlichen Kräften des evangelischen Christenthums. Wichern ist der Vater des Grundgedankens der evangelisch-socialen Bewegung; er hat ihn zuerst proclamirt. Aber er brachte es in seiner „Inneren Mission" nur zur Wohlthätigkeit, nicht zur eigentlichen socialen Thätigkeit; er hat keine sociale Bewegung geschaffen, die den Gedanken durch sociale Reform in die That umsetzen, ins Leben einführen möchte. Er hat den Späteren vorgearbeitet und die Bahn geebnet. Innere Mission und evangelisch-sociale Bewegung verhalten sich zu einander wie die erwachsene reife Schwester zu ihrem jungen, aufstrebenden, kraftvoll in den Kampf hinausdrängenden Bruder. Der Vater der beiden ist Wichern, der Held der christlichen Liebe.

II. Victor Aimé Huber.

Dieser hat das gleiche Ziel wie Wichern. Aber ihm ist die Genossenschaft sans phrase das Rettungsmittel für alle und für alles. Genossenschaftsbildungen in jeder Form, in jedem Umfang, an jedem Ort, für Berufe und wirthschaftliche Unternehmungen jeglicher Art: davon verspricht sich Huber das beste. Damit war der erste Schritt der Entwicklung des evangelisch-socialen Gedankens über Wichern hinaus gemacht. In Hubers genossenschaftlichem Programm liegt das erste eigentlich evangelisch-sociale Programm vor. Allein da er jede politische Genossenschaft bekämpfte, fand er nie rechten Anhang noch politische Vertretung.

[1]) Die evangelisch-sociale Bewegung, ihre Geschichte und ihre Ziele. Von Paul Göhre. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow 1896.

III. Rudolf Todt und sein Centralverein.

Die Bewegung wurde um ein großes Stück vorwärts gebracht durch Todts Buch: „Der radicale deutsche Socialismus und die christliche Gesellschaft". Nach ihm sind fast alle Anklagen der Socialdemokratie gegen die heutige Gesellschaftsordnung berechtigt. Außer dem Atheismus widerspricht kein einziger ihrer Grundgedanken und keine einzige ihrer Forderungen dem Inhalt des Evangeliums. Nur die Art und Weise, wie die socialdemokratische Partei sie verwirklichen will, ist unevangelisch, zwecklos und unmöglich. Darum ist dem atheistischen ein christlicher Socialismus gegenüberzustellen, welcher nicht durch Classenkampf, sondern durch Reformen verwirklicht werden muß. Nur der Staatssocialismus auf christlicher Grundlage ist das wirthschaftliche Princip, das die Rettung bringt. Todt hat sich so blind in die socialdemokratische Gedankenwelt hineinverbissen, daß er, wie von ihr hypnotisirt, vielfach alle Kraft verliert, sich kritisch über und neben sie zu stellen. Aber das schmälert seine mannichfachen Verdienste nicht; denn er hat bewirkt, daß seitdem eine gründlichere Würdigung und ein tieferes, objectiveres Verständniß der Socialdemokratie platzgreift. Auch hat er erreicht, daß man die hl. Schrift als Grundlage und Ausgangspunkt aller evangelisch-socialen Reformarbeit von da an systematisch betont hat. Weiter hat Todt der ganzen Bewegung die Richtung aufs Politische gegeben, sodann zum ersten mal über die sociale Thätigkeit der evangelischen Kirche und ihrer Geistlichen principielle Gedanken entwickelt, ohne daß es ihm eingefallen wäre, die Pfarrer aus der stillen, social versöhnenden Arbeit ihrer Gemeinden herausreißen und in den lauten Parteikampf hineinstellen zu wollen. Endlich gründete Todt mit seinen Gesinnungsgenossen (5. Dec. 1877) den Centralverein für Socialreform auf religiöser und constitutionell-monarchischer Grundlage und machte so den Anfang zu einer Organisation der Anhänger des evangelisch-socialen Gedankens.

IV. Adolf Stöcker und seine Christlich-socialen.

Nach Todt trat Stöcker auf den Plan, der Gründer der ersten christlich-socialen Partei. Wer da weiß, wie Stöcker von den einen in den Himmel erhoben, von den anderen in die unterste Hölle verdammt zu werden pflegt, dem thut es ordentlich wohl, bei Göhre auf eine durchaus maßvolle und gerechte Kritik dieses Mannes und seines Wirkens zu stoßen.

a. 1878: Der Geburtstag der christlich-socialen Arbeiterpartei ist der 3. Januar 1878 und die Gründungsstätte der bekannte Eiskeller in Berlin. Mit Stöcker zusammen hat Professor Adolf Wagner die Berliner Bewegung geleitet. Die Theorie, wonach die Kirche nicht den Beruf hat, wirthschaftliche Programme im einzelnen aufzustellen, vermissen wir auch bei Stöcker nicht. Aber er versäumt es je und je, die rechte praktische Consequenz daraus zu ziehen. Es ist ein unmöglicher Ausweg, den Politiker vom Geistlichen zu trennen, wenn es sich um ein und dieselbe Person handelt. Sein Programm von 1878 ist ein durchaus arbeiterparteiliches, es vertritt und verfolgt ausschließlich die Interessen des kleinen Mannes; es enthält den ernstlichen Versuch einer selbständigen Partei des großindustriellen Arbeiters auf christlicher Grundlage, eine Verwirklichung der proletarischen Tendenz, welche Todt vordem derselben Bewegung als Hauptbestandtheil eingeimpft hatte.

b. 1878—1884: Auf die proletarische Pflanze pfropfte Stöcker ein conservativ-reactionäres Reis, und ein Zwittergewächs ohne selbständige Lebenskraft war die Folge. Der Arbeiter trat jetzt zurück, seine Stelle füllten Berliner Handwerker, kleine Kaufleute und kleine Beamte aus. Der eigentliche Feind war jetzt nicht mehr die Socialdemokratie, sondern das Manchesterthum. Da war nur noch ein Schritt zum Antisemiten. Die Kämpfer tummeln sich jetzt auf dem religiösen Gebiet. War man auf gegnerischer Seite bis zur Verhöhnung der religiösen Ueberzeugungen Stöckers gegangen, so schonte nun auch dieser den Angreifer in keiner Weise. Seine Tonart wird scharf und schneidig, seine ganze Rede eher geeignet, das Gewitter herbeizuziehen als zu bannen. Durch glänzende Formulirungen und dialektische Combinationen erweitert er einzelne Thatsachen zu allgemeinen Grundsätzen und erhebt sie zu allgemein geltenden Principien, auf die er dann seine Politik aufbaut. Das alte Programm ward stillschweigend beibehalten, in Wirklichkeit aber beiseite geschoben. Der alte christliche Socialismus war nur noch Nebensache und der neue Antisemitismus die Hauptsache. Die Berliner Bewegung war von ihren Anfängen an conservativ und wurde es je länger desto mehr. Seit 1882 bedeutet christlich-social nicht nur antisemitisch, sondern zugleich auch conservativ. Das zweite Princip der evangelisch-socialen Bewegung, das Todt ihr einst als Keim eingeimpft hatte, das conservative, war jetzt zur Entfaltung und Verwirklichung gebracht.

c. 1884—1896: Stöcker hat das Verdienst, die evangelisch-sociale Bewegung in weitesten Kreisen bekannt und zu einer öffentlichen Angelegenheit ganz Deutschlands gemacht zu haben. Aber diese Sache innerlich, principiell weiter zu fördern, ist ihm nicht geglückt. Die großen Dienste werden durch den gleich großen Schaden aufgewogen. Stöcker wollte die ganze conservative Partei christlich-social machen und so eine große politisch leistungsfähige Partei schaffen; aber das umgekehrte war die Folge: die christlich-soziale Sache wurde conservativ, die conservative Partei aber nicht christlich-social.

V. Die evangelischen Arbeitervereine.

a. 1882—1888. Dieselben sind nicht künstlich von oben her gemacht, sondern freiwillig, selbständig aus Kreisen von Arbeitern heraus entstanden. Sie haben mit Erfolg an der sittlichen Hebung und allgemeinen Bildung ihrer Mitglieder gearbeitet, in ihnen die fromme evangelische Gesinnung geschärft, das Bewußtsein von dem Adel jeder in Treue und Fleiß vollbrachten Arbeit genährt und Familiensinn sowie edle Charakterbildung gefördert. So haben sie social und versöhnend gewirkt, sie sind wirklich sociale Vereine gewesen, aber keine socialpolitischen. Als Anhängsel der conservativen Partei wurden sie von selbst gleichsam Zufluchts- und Bewahrungsstätten für alle, denen es mitten in dem Gewoge der wirthschaftlichen und geistigen Kämpfe unsrer Zeit angst und bange war, und die vor ihnen Schutz und Sicherheit suchten.

b. 1888—1896. In diesem Zeitraum wachsen sie von 20,000 bis zu 80,000 Mitgliedern. Die confessionell-religiösen Tendenzen wandeln sich in evangelisch-sociale. Sie machen sich das conservative Princip der evangelisch-socialen Strömung zu eigen; zugleich wachen in den mittelrheinischen, württembergischen und badischen Verbänden die proletarischen Neigungen der christlich-socialen Arbeiterpartei von 1878 ganz von selbst wieder auf und bilden die letzte Triebkraft für die Arbeit und Weiterentwicklung der Vereine. Das proletarische Princip steht um 1890 von neuem, eigenkräftig, eigenartig, immer erstarkend, wieder auf. Allein eine Vereinigung beider Strömungen ist undenkbar; beide erheben den Anspruch auf alleinige Gültigkeit. Die „Alten" werden von Lic. Weber, die „Jungen" von Pfarrer Naumann geführt. Auch das Compromißprogramm vom Jahr 1893 konnte zu keiner gründlichen Klärung des Gegensatzes führen. So endet die hoffnungsreiche Bewegung der evangelischen Arbeitervereine in der Gegenwart mit einem

Digitized by Google

klaffenden Riß. Ihre Zukunft fängt an, gefährdet zu werden. Das gleiche Bild zeigt sich bei dem

VI. Evangelisch-socialen Congreß (seit 1890).

Dieser hat die Aufgabe, die socialen Zustände unsres Volkes vorurtheilslos zu untersuchen, sie an dem Maßstab der sittlichen und religiösen Forderungen des Evangeliums zu messen und diese selbst für das heutige Wirthschaftsleben fruchtbarer und wirksamer zu machen als bisher. Nur schade, daß die kurze Geschichte des Evangelisch-socialen Congresses wiederum mit demselben inneren Widerspruch endet, nämlich mit dem schweren, verhängnißvollen Gegensatz des conservativ-patriarchalischen Princips hier, des proletarischen Princips da. Auch auf diesem Boden drängt alles immer ungestümer auf eine Klärung. Somit bedeutet:

VII. die gegenwärtige Lage

der fraglichen Bewegung eine Krisis, wie sie sie bisher noch nicht erlebt hat. Wohin man blickt, sieht man die verhängnißvollen Spuren des Gespenstes des widerspruchsvollen Doppelprincips. Dazu sind in allen politischen Parteien die Freunde zu Feinden geworden. „Volk" und „Hülfe", Compromiß und Arbeitervereine sind allzu sorial, sie wollen sociale Reform. Das macht sie verhaßt. Auch die kirchlichen Behörden sprechen offen ihre Abneigung aus und drohen mit Strafen. Wie wird, wie kann nun

VIII. die Zukunft

sein? Wenn die Bewegung aus ihrer kritischen Lage zur Klarheit gelangen soll, so muß vor allem der Unterschied zwischen der social-ethischen und social-politischen Richtung scharf ins Auge gefaßt werden. Jene hat die rein kirchliche, diese die rein politische Arbeit zu verrichten. Mit aller Macht ist darum zu fordern, daß die beiden aus ihrer unglücklichen Vermischung herauskommen; jede von ihnen muß selbständig werden. Aus der politischen evangelisch-socialen Richtung muß eine christlich gerichtete Reformpartei aller kleinen Leute werden, welche die Sache aller unverschuldet Nothleidenden führt, besser, mächtiger und erfolgreicher als die Socialdemokratie, die sie abzulösen berufen ist. Und aus der kirchlichen evangelisch-socialen Richtung muß die freie, aber zielbewußte Organisation aller evangelisch-sorialen Bestrebungen im engeren nnd eigentlichen Sinne des Wortes werden, der Evangelisch-sociale Congreß der Zukunft, kirchlich, social-ethisch, social versöhnend gerichtet, vorwiegend für die Geistlichen und die evangelischen Gemeinden bestimmt, eine ähnliche Organisation wie der Evangelische Bund, der Gustav-Adolf-Verein, die Heidenmissionsgesellschaften und der Congreß für Innere Mission, in ähnlichem Verhältniß zur officiellen Kirche stehend wie diese alle.

Was zunächst die sociale Reformpartei aller kleinen Leute betrifft, so war niemals eine Zeit für die evangelisch-sociale Sache günstiger als die jetzige. Die Gegenwart verlangt schon längst laut und dringlich eine social-politische Partei. Die politischen Absichten müssen zu politischen Thaten, die bloße politische Richtung muß zu einer politischen Partei werden. Unser ganzes öffentliches socialpolitisches Leben wird im Grunde durch zwei große, wirthschaftlich mächtige Gruppen bestimmt, von denen jede Millionen von Stimmen und Gesinnungsgenossen hinter sich hat. Die eine ist die Gruppe der Besitzenden: der Großgrundbesitzer, der Industriellen und Kaufleute, der Börsenleute. Dieser großen Macht steht die staatsfeindliche Gruppe der Socialdemokraten gegenüber. Weder die eine noch die andere ist das Heil; nur eine große reformerische Masse kann helfen. Diese also muß geschaffen werden. Diese Reformpartei muß sich die Aufgabe stellen, den gesammten sittlichen und religiösen Inhalt des Evangeliums auch im wirthschaftlichen und socialpolitischen Getriebe unsres Volkes rücksichtslos zur Geltung und zur Anwendung zu bringen, damit in Bälde allen Menschen an allen Gütern der Cultur Antheil gegeben werde. Die neuere deutsche Nationalökonomie ist die beste Helfershelferin. Industrie- und Landarbeiter, die kleinen Beamten und viele andere Leute werden sich schnell als Anhänger der neuen Partei sammeln.

Im Schlußabschnitt, in welchem Göhre von dem künftigen evangelisch-socialen Congreß und dessen Aufgaben handelt, weist er die Unmöglichkeit nach, zugleich Geistlicher und Parteiführer zu sein. Seine Betrachtungen enden mit den Sätzen: Nur wenn die evangelisch-soriale Bewegung die oben skizzirte Doppelentwicklung nimmt und letztere zur Wirklichkeit wird, hat die Bewegung überhaupt eine Zukunft. Sonst nie. Sonst wird sie nur noch zerfahrener, zersplitterter, unschlüssiger werden als bisher, immer mehr nur eine große Kraftvergeudung und schließlich nichts als eine einzige Discreditirung des evangelischen Christenthums.

Soweit Göhre. Man wird es dem Verfasser nachrühmen dürfen, daß seine Darlegungen von tiefem Ernst durchweht werden. Eine aufrichtige Liebe zum Volk, zu den kleinen Leuten beseelt ihn, führt seine Feder und erweckt seine Helfergedanken. Und doch sind weder die Mittel, die er empfiehlt, noch die Ziele, denen er zustrebt, einwandfrei. Fern sei es, mit jenem Reichsparteimitglied im Reichstag behaupten zu wollen, daß die Christlich-sorialen schlimmer seien als die Sorialdemokraten. Ebensowenig billigen wir die Verfolgungen, denen dieselben von allen möglichen Seiten ausgesetzt sind. Eine Bewegung, welcher Männer wie Delbrück und Wagner, Sohm und Harnack sympathisch gegenüberstehen, darf nicht von vornherein und um jeden Preis über die Achsel angesehen oder gar verurtheilt werden.

Allein schon der Grundgedanke, welchen Todt eingeführt hat, daß alles direct Evangelisch-soriale die Richtung auf das Volkswirthschaftliche, auf die wirthschaftlichen Verhältnisse, nicht auf die in ihnen lebenden Menschen haben muß (S. 155), hat für uns einen bedenklichen Klang. Göhre wirft Stöcker vor, daß er Christenthum und Politik nicht genügend auseinander halte. Aber fällt Göhre nicht in denselben Fehler? Er weiß es, daß von der Sphäre des Sittlich-religiösen keine directe Brücke zu dem Gebiet des Wirthschaftlichen führt, weil sich nie sittliche Gedanken unmittelbar in ihnen entsprechende wirthschaftliche Gebilde umsetzen lassen (S. 132); und doch verlangt er die Ueberführung des christlichen Geistes in das volkswirthschaftliche Leben auf dem Wege politischer Arbeit, durch Formulirung eigener socialpolitischer und rein politischer Forderungen, durch Wahlbetheiligung, Fractionspolitik und Bildung einer eigenen Partei (S. 159).

Welcher Utopie vertraut er, wenn er glaubt, daß Fabrik- und Landarbeiter, Beamte und Handwerker in großen Schaaren aus dem socialdemokratischen Lager in das seinige übergehen werden! Wie anfechtbar ist endlich sein Verlangen, daß die Anhänger der neuen Partei sich ganz auf die Seite der kleinen Leute zu stellen haben, nur deren Ziele, Wohl und wirthschaftliche Besserung erstreben sollen und für sie allein denken, handeln und kämpfen müssen! Gesetzt, es ließe sich das durchführen, würde die Kehrseite der Medaille, da die Menschen eben noch nirgends Engel sind, uns nicht ein Bild zeigen, das gar viele Flecken hätte?

Man könnte meinen, es sei von seiten des Staates für die kleinen Leute noch gar nichts geschehen, und doch lehrt der flüchtigste Blick in die Errungenschaften des letzten Jahrzehnts etwas ganz anderes. Man könnte glauben, die Schattenseiten, wie selbstsüchtige Ausbeutung des Capitals, Mißbrauch des Reichthums, Mammonismus und Profitwuth, fänden sich nur bei den Vertretern des Manchesterthums; als ob nicht revolutionäres Gelüste, Neid und Begehrlichkeit,

Digitized by Google

Murren und Unzufriedenheit in Hülle und Fülle bei den kleinen Leuten um sich griffe!

Was nützt eine höhere Wirthschaftsordnung, wenn nicht das Volk, das damit beglückt werden soll, zuvor eine höhere sittliche Stufe erreicht hat? Welche Illusion ist es, zu wähnen, daß mit der Beseitigung des Capitalismus auch die Selbstsucht schwinden und an ihre Stelle der Gemeinsinn und die Gerechtigkeit, Freiheit und Frieden treten würden! Wir haben nichts dagegen, daß man den großen Prediger vom See Genezareth in die Fabrikstätten unsrer Zeit verpflanzt. Aber man soll keinen Socialistenführer aus ihm machen. Den Samen des Christenthums in den Naturboden der unteren Volksstände streuen, den Sauerteig des Lebenswortes in die gährende Volksmasse mengen, die Armen aus der nüchternen Prosa reißen und ihr Herz mit ernster Sehnsucht nach etwas Idealem füllen: das alles darf und soll geschehen. Aber wirthschaftliche Ziele innerhalb einer religiös-sittlichen Bewegung verfolgen, wirthschaftliche Forderungen im Namen des Christenthums aufstellen, das ist unstatthaft. Es ist und bleibt hochbedenklich, das Christenthum mit solchen Forderungen zu verbinden, es mit ökonomischen Experimenten zu verquicken und es damit in Ebbe und Fluth des wirthschaftlichen Lebens herabzuziehen. Nur zu schnell wird das wirthschaftliche Interesse Oberwasser gewinnen und das religiöse in Vergessenheit gerathen. Vollends, wenn der christliche Socialismus eine politische Partei gründen will, dann wird jeder ernst Religiöse gegen eine Vertretung des Christenthums durch eine solche Partei energisch protestiren müssen.

Ob es noch einmal zu einer Wirthschaftsgemeinschaft in unserm Volke kommen wird, die nicht bloß Interessengemeinschaft, sondern Gemeinschaft dienender Liebe ist, das kann heute keiner vorausbestimmen. Wir vertrauen zu dem Kern der Nation, daß er so viel Gehalt hat, um auch die gegenwärtige Krisis zu überwinden. Das Programm Göhre's hat viel bestrickendes, zumal für religiöse Naturen. Aber wir vermögen es nur zum Theil uns anzueignen. Das beste gewollt zu haben, dies Verdienst wird niemand einem Göhre rauben wollen. Er hat schon mehr als eine Probe dafür abgelegt und er verdient den Dank aller Vaterlandsfreunde.

Boyen.

Der Generalfeldmarschall Hermann v. Boyen hat sich in seinen „Erinnerungen" selbst ein so schönes und charaktervolles Denkmal gesetzt, daß dem Kenner derselben sein Bild wohl unverrückt im Gedächtniß geblieben ist. Wenn Meinecke[1]) trotzdem auch noch die Lebensgeschichte des trefflichen Mannes zu erzählen unternimmt, so schafft er damit — das bedarf keines Beweises — gewiß kein unnützes Werk. Abgesehen davon, daß die Erinnerungen nur bis October 1813 reichen, also seine Hauptthätigkeit nicht berühren, daß sie im einzelnen von manchen Gedächtnißfehlern nicht frei sind, so ist vor allem der principielle Standpunkt des Selbstbiographen und des Biographen stets so verschieden, daß die Thätigkeit des ersteren der des letzteren wohl eine überaus dankenswerthe Vorarbeit und Grundlage bietet, sie zu ersetzen aber nie vermag. Und am wenigsten, wenn sich der Biograph das Ziel so hoch steckt, den Helden im Rahmen seiner Zeit darzustellen, den Einfluß der geistigen Strömungen auf dessen Entwicklung nachzuweisen und seine Absichten und Zwecke, Bestrebungen und Thaten in Zusammenhang mit den gesammten in der Nation lebenden und nach Erfüllung ringenden Tendenzen zu schildern.

[1]) Das Leben des Generalfeldmarschalls Hermann v. Boyen von Friedrich Meinecke. I. Band 1771—1814. Stuttgart 1896. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf.

Boyen war Soldat mit Leib und Seele, aber seine Biographie ist keine militärische; und wäre er nur Soldat, so hätte sich Meinecke wohl schwerlich entschlossen, die von Sybel angeregte Aufgabe zu übernehmen. Was den Autor fesselte, was einen Anklang in seiner eigenen Seele fand, das ist die sittliche Energie, die geistige Bedeutung und die nationale Kraft, die in ihrer Vereinigung Boyen zu dem Manne machten, der zu den besten seiner Zeitgenossen gehörte und bei den Nachlebenden vorbildlich zu wirken vermag. Deßhalb sind auch nicht die Abschnitte des Buches die wichtigsten, wie der Frühjahrsfeldzug und Waffenstillstand von Großbeeren bis Leipzig und der Winterfeldzug in Holland, Belgien und Frankreich, zumal Boyen nicht in leitender Stellung thätig war, sondern die Capitel, die seine persönliche Entwicklung schildern und seine politischen und militärischen Anschauungen darlegen. Es liegt nahe, Meinecke's Buch mit den Werken von Delbrück und Lehmann zusammenzustellen; wie die Lebenswege Gneisenau's, Scharnhorsts und Boyens sich nahe berührten, so muß ja auch die Erzählung ihrer Thätigkeit mehrfach zusammentreffen. Aber jedes dieser drei Werke trägt doch einen eigenartigen, stark ausgeprägten Charakter. Delbrück legt den Nachdruck auf die strategische Seite, Lehmann auf die organisatorische und politische, Meinecke auf die psychologische. In der kräftigen Herausarbeitung dieser Besonderheiten liegt auch der Werth der drei Bücher, die so einander ergänzen, nicht hemmend im Wege stehen. Darin liegt auch zugleich begründet, daß bei Meinecke die persönlichen Erlebnisse, das private Dasein seines Helden stärker als bei den beiden anderen zur Geltung kommen, wozu um so mehr Gelegenheit war, da Boyens historische Wirksamkeit bis 1813 nicht groß war. Aber Meinecke schreibt nicht bloß eine Biographie, sondern so zu sagen eine historische Biographie. Er sucht auch die rein persönlichen Momente, die individuelle Erscheinung aus gegebenen allgemeinen Faetoren heraus zu erklären; er sucht zu scheiden, was typisch und was individuell ist; er sucht zu verstehen, was in dem werdenden und gewordenen Menschen der Einfluß der geistigen Zeitströmungen und die aus dem eigenen Ich erwachsenden Tendenzen gewirkt haben. Gewiß ist ein solches Unternehmen überaus schwer, und ein letzter Grund bleibt immer unerforschbar; ich glaube nicht, daß es jemals der Psychologie gelingen wird — wozu Dilthey ja eben einen Anlauf nahm — dem Biographen und Historiker eine so exacte Methode zu schaffen, daß er damit nach der Analogie des Naturforschers wird operiren können. Ich glaube auch nicht, daß es dem Darsteller von Menschenleid und Menschenglück jemals so leicht werden wird, wie den Erforschern von wirthschaftlichen Vorgängen, die sich auf ein statistisches Durchschnittsmaß zurückführen lassen, und für die das Typische das eigentlich Werthvolle und Beweiskräftige ist. Denn es bleibt wahr, was der Dichter von „Huttens letzten Tagen" sagt:

„Ich bin kein ausgeklügelt Buch,
Ich bin ein Mensch mit seinem Widerspruch."

Aber bei umfassendem Material und mit philosophischer Bildung versehen, wird auch der Biograph sehr tief in das Innere seines Helden vorzudringen vermögen. Beides besitzt Meinecke, und nicht bloß für Boyen, sondern auch für große Mitlebende seines Helden hat er psychologisch tiefgründige Charakteristiken geliefert. Allerdings entging er nicht immer der Gefahr, aus einem zweifellos treffenden Punkt heraus alles oder wenigstens zu viel deuten und erklären zu wollen, so daß das Charakterbild etwas formell einseitiges enthält. Gewiß, dem König Friedrich Wilhelm fehlte die „innere Bewegung des Geistes", gewiß, „Hardenberg beherrschen die allmächtigen Stunden", und zweifellos sehr fein entwickelt Meinecke aus diesen Formeln das Verhalten der Persönlichkeiten gewissen Ereignissen und Fragen gegenüber; aber zu

Digitized by Google

diesen Zügen treten doch noch Erfahrungen, Erlebnisse, Eindrücke, Erwägungen, die nicht außer Acht zu lassen sind. Auch einen zweiten Einwand möchten wir bald erledigen. So schön und treffend nachgewiesen ist, wie die gesammte militärische Reform aus den geistigen Strömungen und ethischen Auffassungen, die seit Kant und der Revolution platzgegriffen hatten, herausfloß, so ist der Versuch, jede Einzelheit, die sich ungezwungen aus Zweckmäßigkeitsgründen erklärt, in diese hohe ideale Anschauung hineinzurücken, nicht ohne Gefahr. Wenn Meinecke, um nur ein Beispiel anzuführen, die Abschaffung der Brodwagen und die Einführung der Mäntel statt der Zelte erwähnt und fortfährt: „Es waltet, wenn man genauer hinsieht, immer nur wieder der Grundsatz dabei, die moralische Potenz des Offiziers wie des Soldaten schärfer als bisher anzuspannen, ihn unabhängiger zu machen von der Materie und ihn mehr auf sich selbst zu concentriren", so scheint er in der philosophischen Durchdringung des Stoffes etwas zu weit gegangen. Ueberhaupt ist Meinecke vielleicht zu stark philosophisch beanlagt für die Biographie eines Mannes, dessen Thätigkeit bei allem Idealismus doch immer in erster Reihe auf praktische Dinge gerichtet war; vielleicht eignete er sich mehr zum Lebensschilderer eines Geisteshelden als eines Kriegshelden. Man hat bei der Lectüre des Buches immer das Gefühl, der Verfasser habe die umfassendsten und eindringendsten Studien, besonders der geistigen Zeitströmungen gemacht, habe aber in diesem Werke nicht immer die richtige Verwendung dafür. Daher kommt es, daß er Probleme aufwirft und löst, Fragen streift, geistige Richtungen schildert — alles an sich sehr interessant und werthvoll, aber doch nur in mehr oder weniger losem Zusammenhange mit der Hauptsache. Auch rein äußerlich erhält das Werk dadurch etwas aphoristisches, auseinanderfallendes, so klar und vornehm auch sonst die Darstellungsweise des Verfassers ist.

Es kann sich nun hier nicht darum handeln, auf Grund von Meinecke's Buch Entwicklung und Lebensschicksale Boyens nachzuerzählen; nur auf einige Punkte, die für das Werk charakteristisch sind, sei es gestattet hinzuweisen. Meinecke theilt einige Briefe von Boyens Vater an den Knaben mit und glaubt in ihnen typische Momente für die religiöse Auffassung im Heere Friedrichs des Großen zu sehen, eine Auffassung, die, entfernt von Rationalismus und Pietismus, in einem kindlich gläubigen Vertrauen auf Gott und sittlicher Durchdringung des Lebenswandels beruht. Steht eine solche Auffassung im Gegensatz zu den eigenen Anschauungen des Königs, so wirkten diese doch nicht in dem Maße zersetzend, weil im Heere jenes schlichte, kräftige, sittlich religiöse Leben, ein Erbtheil der Reformation, pulsirt habe. Es ist schwer, für die Richtigkeit einer solchen allgemeinen Behauptung einen unzweifelhaften Beweis zu führen — ebenso schwer wie den Nachweis des Gegentheils aufzustellen —, immerhin glaube ich, daß die Ansicht für eine ganze Reihe von Officieren des fridericianischen Heeres richtig sein mag, für den gemeinen Mann gewiß in beschränkterem Maßstab oder gar nicht aufrecht zu erhalten ist. Weit besser als über religiöse und sittliche Strömungen in diesen Kreisen sind wir über den Bildungszustand, die gesellschaftliche Stellung und die Wünsche und Bestrebungen des Officiercorps in der Zeit von Friedrichs Ableben unterrichtet, und deutlich treten da die Auffassungen der alten und der neuen Generation auseinander, aus deren Kampf ja schließlich die gesammte militärische Reform hervorging. Wie vortrefflich wäre es übrigens bestellt gewesen, wenn das preußische Heer damals viele höhere Officiere wie General Günther und subalterne wie Boyen besessen hätte! Das Charakterbild Günthers hat Meinecke vortrefflich herausgearbeitet, wobei ihm allerdings die Erinnerungen Boyens einen dankenswerthen Grund boten. Wie kraftvoll und doch zarteren Regungen nicht unzugänglich, wie einfach-tüchtig und doch durchglüht von edler Leidenschaft, ein ganzer Mann steht er vor den Augen des Lesers! Aber solche Persönlichkeiten waren zu allen Zeiten selten, und das Durchschnittsmaß des damaligen Officiercorps stand gewiß weit unter dieser Höhe. Denn auch Boyen selbst muß unter die Ausnahmen gerechnet werden; oder sollte es damals wirklich viele unter seinen Kameraden gegeben haben, die mit solchem Ernst an sich arbeiteten, mit solchem Eifer Kenntnisse nicht bloß ihres Berufskreises, sondern allgemeiner Art sammelten, die auch nur den Versuch machten, in die Tiefen der Kant'schen Philosophie einzudringen? Den Einfluß dieser auf Boyen und Clausewitz hat man schon früher beachtet;[1]) wie weit er wirksam war, hat nun Meinecke eingehend nachgewiesen. Boyen schöpfte weder aus erster Hand, noch wurde ihm im Grunde der Kernpunkt der Kant'schen Lehren klar und vieles darin widerstrebte ihm; aber die Energie der Kant'schen Ethik traf auf verwandte Töne in seinem Innern und schuf ein Band zwischen ihm und dem großen Denker. So in steter Arbeit an sich selbst, von der die mitgetheilten Selbstbekenntnisse ein rührendes und achtunggebietendes Zeugniß ablegen, bereitete sich Boyen für die Thätigkeit in einem größeren Wirkungskreise vor. Es lag, wie Meinecke sein entwickelt, in seinem individuellen Werdegang etwas analoges zu der späteren Reformthätigkeit im Staate. Auch in ihm kämpfte Altes und Neues. „Immer vertheidigt er das Alte in seinen Grundlagen, aber das Eigene und Persönliche, was er hineinlegt, ist neu", und so vollzieht sich in ihm die Aussöhnung zwischen alten und neuen Anschauungen, ohne heftige Conflicte, ohne tödtlichen Bruch, ein Vorgang, der besonders in den militärischen Reformen segensreich wirkte. Schon in seinen Gumbinner und Bartensteiner Stillleben beschäftigten ihn zahlreiche Pläne zu Aenderungen und Verbesserungen und sie erwuchsen alle auf der Basis der Achtung vor der sittlichen Persönlichkeit auch im gemeinen Soldaten; dazu kam sein Wunsch nach Entwicklung der geistigen Anlagen des Officiers und dessen Theilnahme an dem geistigen Leben seiner Zeit, nach Annäherung von Heer und Volk und Gleichheit der Pflichten für alle. In diesen Tendenzen begegneten sich die Männer der Reform, auf diesen Grundlagen wurde sie errichtet. Entsprechend der secundären Stellung Boyens in dem Kreise dieser Männer, die Meinecke gerechterweise auch nicht überschätzt, beschränkt sich die Darstellung auf Hervorhebung der wichtigsten Neuschöpfungen unter stetem Festhalten des Zusammenhanges mit den allgemeinen Ideen. Und nun kamen die Zeiten, in denen sie sich bewähren sollten, und dann die, in denen sie sich wirklich bewährten.

Die preußische Politik im Jahre 1811 ist gerade wie die im Jahre 1809 ein viel umstrittenes Problem und für die geschichtliche Beurtheilung des Königs, aber auch Hardenbergs und anderer maßgebender Persönlichkeiten von fast ausschlaggebender Bedeutung. Die Fragestellung für 1811 lautet: Konnte oder mußte gar Preußen angesichts des drohenden russisch-französischen Conflicts den Anschluß an das Petersburger Cabinet vollziehen? Oder war als vorläufiges Aushülfemittel — denn als mehr galt es niemandem — der Abschluß des französischen Bündnisses berechtigt? Das urkundliche Material zur Beantwortung der Frage liegt jetzt wohl vollständig vor, trotzdem weichen die Historiker, die sich damit beschäftigt haben, nicht unwesentlich von einander ab. Duncker, der als erster die Urkunden des Berliner Staatsarchivs benutzte, erklärt den Anschluß an Frankreich für nothwendig, weil die Zurückhaltung Alexanders und sein rein defensiver Kriegsplan, dessen wesentliche

[1]) So Cohen: Von Kants Einfluß auf die deutsche Cultur (1883).

Digitized by Google

Aenderung auch Scharnhorsts Petersburger Mission nicht bewirkte, eine andere Haltung unmöglich machte. Treitschke hat wohl in den verschiedenen Auflagen seines ersten Bandes Aenderungen vorgenommen, blieb aber im ganzen doch der Duncker'schen Auffassung treu. Er faßte auch die hauptsächlichsten Gründe dafür zusammen: die ungenügende Hülfe Rußlands, das Fernbleiben Oesterreichs und die mangelnde Unterstützung Englands. Ob Preußen militärisch damals dennoch stark genug war, um den Kampf mit Frankreich zu wagen in der Hoffnung, die Ereignisse würden Rußland zu stärkerer Anspannung und größerer Unterstützung fortreißen, untersucht er nicht. Treitschke ließ sich auch durch Lehmann nicht wesentlich beeinflussen, der in lebhafter Weise die Ansicht verficht, daß Preußen sich damals an Rußland hätte anschließen müssen, daß es politisch richtig, militärisch erlaubt war, — und so fällt alles Licht auf Scharnhorst und seine Freunde, aller Schatten auf den unentschlossenen König und den schwankenden Hardenberg. Eine Reaction gegen diese scharf ausgeprägte Ansicht bedeutet schon Delbrücks Darlegung in der 2. Auflage seines „Gneisenau", der zwar durch Berechnungen der französischen und preußischen Heeresstärke die militärische Möglichkeit eines zeitweisen Widerstandes gegen Frankreich zu erweisen sucht, aber die Unzuverlässigkeit der russischen Hülfe nicht leugnet und mit Recht Hardenbergs Entscheidung und zum Theil auch die des Königs als dadurch beeinflußt gerechter beurtheilt als Lehmann.[1]) Meinecke sucht die Gegensätze in der Auffassung der damaligen politischen Lage, wie sie durch den König, durch Hardenberg, durch Scharnhorst repräsentirt wurden, aus psychologischen Voraussetzungen zu erklären, zieht für die ersten beiden noch neues, wichtiges Material heran, schiebt zwar die militärischen und politischen Chancen nicht beiseite — so weist er gegen Delbrück nach, daß die Patrioten doch Preußens damalige Streitmittel etwas überschätzt haben —, meint aber, der Grundzug des Gegensatzes läge in der verschiedenen Ansicht über Napoleon. Der König und Hardenberg trauten diesem gar viel Böses zu, hielten es aber doch für möglich, daß politische Combinationen ihn zur Schonung Preußens veranlassen könnten. Die Patrioten aber erkannten seine dämonische Natur richtig, die ihn zur Vernichtung Preußens hindrängte. Dazu kamen beim König und seinem Kanzler ausschließlich politische Berechnungen, bei den Patrioten ausschließlich sittliche Motive zur Wirksamkeit. „Wenn der König und Hardenberg meinten, die Existenz des Staates noch nicht sobald auf das Spiel setzen zu dürfen, lieber sich zu ducken, um vom Sturm nicht niedergerissen zu werden, so handelten sie nach gewissenhaftester Ueberzeugung, aber diese entsprang, wie wir sahen, seelischen Impulsen von niedererem Werthe als die der Freunde Scharnhorsts." Das mag wahr sein, aber ohne den Werth sittlicher Motive zu unterschätzen, wird der Realpolitiker ihnen doch immerhin nur einen beschränkten Einfluß auf seine Entschlüsse einräumen dürfen. Für die Lenkung des Staatsschiffes in so sturmvoller Zeit war es gewiß von Vortheil, daß der gewandte, kühler denkende Hardenberg die Hand am Steuer hatte, und nicht der kraftvolle, aber leidenschaftliche Gneisenau. Diese stärkere Betonung gerade der staatsmännischen Vorsicht Hardenbergs gegenüber der ausschließlicher militärischen, kampfesfrohen, enthusiastischen Auffassung der Patrioten glaubte ich, als ich als letzter diese Frage zu streifen hatte, hervorheben zu dürfen. In jedem Falle scheint das Ergebniß der Erörterung, die von so verschiedenen Gesichtspunkten aus unternommen wurde, sich von der Lehmann'schen Ansicht zu entfernen und der Duncker'schen sich zu nähern.

Wir verfolgen die Ereignisse der folgenden Jahre, die dem Verfasser noch zu mancher dankenswerthen Aufklärung Gelegenheit geben, und den Lebensgang Boyens, bei dessen Darstellung Meinecke immer den leitenden Faden der sittlich-geistigen Motivirung festhält, nicht weiter und verweisen nur noch auf das wichtige Schlußcapitel „Kriegsministerium und Wehrgesetz". Außer anderen wichtigen Reformen wird darin die Neuregelung der Wehrpflicht geschildert; mit Tact, Umsicht und Besonnenheit führte Boyen die Scharnhorst'schen Ideen ins Leben und durch vorsichtiges Maßhalten brach er zuerst jeden Widerstand. Aber diese größte That seines Lebens, in der alle seine militärischen Reformbestrebungen wie in einem Brennpunkt zusammenliefen, sollte noch zu vielen Kämpfen Anlaß geben, die zu schildern die Aufgabe des II. Bandes von Meinecke's Werk sein wird.

Berlin. Bruno Gebhardt.

[1]) Vgl. Ranke's Tagebuchblatt vom 19. Januar 1840 (S. W. Bd. 53/54 S. 578): „Fr. W.'s Urtheil leuchtet ein, wenn man betrachtet, daß er 1811 sich nicht für Rußland erklärte, wohl aber 1813. Damals ward alles gerettet, früher wäre alles zugrunde gegangen. Dieselben Leute empfahlen beides." (Anm. d. Herausg.)

Mittheilungen und Nachrichten.

* F. Ottmee: Das Adoptivkind und andere Novellen. Berlin, Concordia, Deutsche Verlagsanstalt. 1896. Zu wiederholten malen habe ich an dieser Stelle und anderwärts von novellistischen und dichterischen Erstlingswerken gesprochen. Dem Literarhistoriker, der sich zumeist mit dem Gewordenen zu beschäftigen hat, bietet es einen besonderen Reiz, das Werdende zu belauschen. Wird er sich auch niemals anmaßen, den Propheten zu spielen, und kann er es auch ebenso wenig als seine Aufgabe betrachten, dem sich nach innerer Nothwendigkeit Entwickelnden Gesetze vorzuschreiben, so wird er gern seine Eindrücke festzuhalten suchen und sie mit der Entfaltung, wie sie die Wirklichkeit bietet, vergleichen. F. Ottmee — Pseudonym für eine Frau, die durch Geist und Anmuth in der Berliner Gesellschaft eine hervorragende Rolle spielt, Gattin eines unserer ersten Schriftsteller, besitzt ein entschiedenes Talent. Sie vereinigt Reflexion mit scharfer Beobachtung und folgerichtigem Denken. Sie hat nichts Weibisches an sich, schrickt also nicht vor einem schwierigen Problem zurück und überschreitet nicht die Grenzen der Weiblichkeit. Gerade in diesem Aufsuchen von Problemen liegt die Stärke der Schriftstellerin. Die Probleme beider in dem Bande vereinigten Novellen sind interessant. (Das dritte Stück unsres Bandes, „Die Bliode", ist eine sehr gut beobachtete, fein ausgeführte Skizze nach dem Leben, deren Wiederabdruck um so froher zu begrüßen ist, da der erste Druck in der Zeitschrift „Die Frau" stark verstümmelt war.) Das Problem der kürzeren Novelle: „Eine Mutter" ist für eine Frau vielleicht gewagt, aber ebenso gut gefaßt, wie ausgeführt. Das Problem läßt sich so ausdrücken: Was hat eine Mutter zu thun, die durch eigene Schuld ihrem (unehelichen) Kinde die Zukunft verdirbt? Die Antwort ist die strenge, aber gerechte, aus Corneille's Horace: Qu'elle mourût. Sie ist in diesem Falle um so strenger, bleibt aber nicht minder gerecht, als die schöne geistreiche Wittwe, die in großer Leidenschaft sich einem Mann ergeben und ihm ein Kind geboren hat, gerade in dem Moment aus dem Leben scheidet, als der Mann, der viele Jahre an eine blödsinnige Frau gekettet war, durch den Tod dieser Frau frei geworden ist. Es ist ein Zeugniß der hohen Auffassung der Schriftstellerin, daß sie hier, wo das Leben einen guten Ausgang ermöglichte, den tragischen von Schuld und Sühne eintreten läßt. Die Erzählung ist schlicht, die Seelenschilderung der Frau, die unmittelbar nach der Geburt des Kindes in einem wahren Glücksrausch sich befindet, erst bei der Taufe durch die schellenden Prophezeiungen eines fanatischen katholischen Priesters das ihrem Kinde drohende Geschick erkennt und sich nach schweren Kämpfen zu dem Entschlusse durchringt, durch ihre freiwillige Entfernung aus dem Leben dem Kinde die Zukunft zu erleichtern, um dadurch ihre Mutterpflicht in erhabenster Weise zu erfüllen, ist außerordentlich schön und ergreifend. Das Hauptstück des Bandes, das dem Ganzen seinen Titel geliefert, gibt sein Problem schon durch die Ueberschrift an: „Das Adoptivkind." Ein kinderloses Ehepaar, Gustav und Luise Euler, nimmt ein Mädchen an Kindesstatt an. Der Mann hat sich erst nach langem Widerstreben entschlossen, den Herzenswunsch der Frau zu erfüllen, erst dann, als der Arzt ihm mitgetheilt, daß die Verweigerung dieses innigen Wunsches der Frau den Tod bereiten

würde. Aber mit dem Kinde zieht kein Glück ins Haus. Weder für den Mann, der dem Kinde liebelos und eifersüchtig entgegentritt und, da das Kind das Herz der Frau ganz einnimmt, seine alten Junggesellenfreuden wieder aufsucht und sich allmählich der Frau und dem Hause ganz entfremdet. Noch für die Frau, die sich, gerade durch die Kälte des Mannes abgestoßen, immer mehr zu dem Kinde flüchtet, es grenzenlos verzieht, aber doch nicht in ihre Sphäre zu ziehen und mit ihren Charaktereigenschaften zu erfüllen vermag. Noch für das Kind, das als Proletarierkind seine gemeinen Gewohnheiten und als Kind einer unsittlichen Frau die ihm der Mutter ererbten Instincte nicht loswerden kann und will. Und so muß auch hier die Lösung eine tragische sein. Tragisch nicht etwa durch den Tod einer der Hauptpersonen, sondern durch das Verderben der einen und durch das traurige Geschick, das dadurch den anderen zutheil wird. Das Adoptivkind nämlich, Mimi Magenzeller, geht, nachdem durch die von Euler gegebenen Aufklärungen ihre Verheirathung mit einem Baron Meiregg gescheitert ist, mit einem übrigens verheiratheten Spanier durch, um dann immer tiefer zu sinken, und treibt durch ihr Verschwinden, Johnnie, den Neffen Eulers und Erben des großväterlichen Geschäfts und Vermögens, in den Tod. Durch Mimi's Verschwinden und Johnnie's Tod sind die Gatten zwar äußerlich geeint, aber seelisch und körperlich gebrochen, schleppen sie ein ödes Dasein fort. Die Sprache in dieser Novelle ist sehr gut, Erfindung und Ausführung spannend, die Erzählungsweise ohne Sentimentalität und Effecthascherei. Die Charakteristik der zwei weiblichen Hauptpersonen befriedigt nicht ganz: Gattie und Adoptivkind sind etwas farblos, sie kommen zu kampflos in ihre Stellung, beiden fehlt zu sehr das echt weibliche Verlangen und Vermögen, Widerstrebendes durch stets erneute Liebenswürdigkeit und Sanftmuth zu glätten, zu kämpfen, die einen wider den aufkommenden Zorn, die andere gegen die perversen Neigungen. Dagegen ist der Mann eine vortreffliche Charakterfigur. Ganz ausgezeichnet sind zwei weibliche Nebenfiguren, in deren Ausgestaltung wohl auch lebenden Mustern das Herz der Verfasserin mitgearbeitet hat: Frau Amélie, Johnnie's Mutter, die selbst bei ihrem furchtbaren Verlust die Kraft besitzt, andere zu trösten und Frau Dr. Braun, eine gute Schwäbin, bei der Mund und Herz auf dem rechten Fleck sitzen, die thätige Güte, die rastlos Schaffende, die, von einer rührenden Selbstlosigkeit erfüllt, nur für andere arbeitet und sich niemals genug thut. Die Verfasserin berechtigt zu schönen Erwartungen. Ihre feine Bildung, ihr scharfer Blick, ihre reine Lebensauffassung, ihre poetische Empfindung, Gestaltungskraft und Beherrschung der Sprache werden ihr sichere Führerinnen sein. Die schönen Widmungsverse an ihren früh verstorbenen Bruder, die diesem Buche voranstehen, zeugen von tiefem und innigem Gefühl.

Ludwig Geiger.

* **Bretten** in Baden. Der Großherzog hat das Protectorat des Vereins für das Melanchthon-Gedächtnißhaus, dessen Grundstein am 16. Febr. 1897 gelegt werden soll, übernommen und es wird nun in die Sammlung eingetreten, die in erster Reihe für Baukosten, innere Ausstattung und Museum bestimmt ist, mit ihren Ueberschüssen einer Stiftung dienen soll, deren Zinsen zur Unterstützung der Pastorationen für kleinere Diaspora-Gemeinden des Auslandes Verwendung finden werden. Der demnächst erscheinende Aufruf trägt gegen 450 Unterschriften aus allen Ländern.

* **Frankfurt a. M.** Das Programm für die vom 21. bis 26. Sept. hier tagende Naturforscher-Versammlung ist nunmehr in den Hauptzügen festgesetzt. Sonntag, den 20., Abends, findet eine zwanglose Begrüßung der Gäste im Saalbau statt. Montag Vormittag erfolgt ebendaselbst die feierliche Eröffnung der Versammlung, an die sich zwei Vorträge in allgemeiner Sitzung anschließen werden. Montag Nachmittag constituiren sich die Abtheilungen. Am Abend werden Vorstellungen in den Theatern zu ermäßigten Preisen veranstaltet. Dienstag, Mittwoch und Donnerstag sind für die Arbeiten der Abtheilungen bestimmt, der Mittwoch im besonderen für die Veranstaltung gemeinsamer Sitzungen verschiedener Abtheilungen. Dienstag Nachmittag findet ein Festessen im Restaurant des Zoologischen Gartens statt; am Mittwoch Abend gibt die Stadt der Versammlung einen Commers, für den in anbetracht der zu erwartenden großen Theilnehmerzahl die Landwirthschaftliche Halle in Aussicht genommen ist. Donnerstag Abend ist Ball im Palmengarten. Freitag früh findet die Geschäftssitzung der Gesellschaft statt; an diese schließt sich die zweite allgemeine Sitzung mit drei Vorträgen und dann der officielle Schluß der Versammlung. Freitag Nachmittag werden einige Ausflüge in die nähere Umgebung zur Besichtigung wissenschaftlicher oder ärztlicher Institute unternommen werden, nach Darmstadt, Höchst, Soden, Wiesbaden, Falkenstein, Rupprechtshain u. a.; am Abend soll den Gästen noch ein Concert im Saalbau geboten werden. Für den Samstag endlich hat die Stadt Homburg die Versammlung zu einem Besuch des Bades nebst Abstecher auf die Saalburg eingeladen. Auch von Gießen und Marburg liegen noch Einladungen vor. Außer den genannten sind noch besondere Veranstaltungen für die Damen der Gäste seitens eines Damenausschusses in Vorbereitung. Für die Vorträge in den beiden allgemeinen Sitzungen sind die HH. Dr. Below (Berlin), Prof. H. Buchner (München), Prof. van't Hoff (Berlin), Geh. Hofrath Prof. Leyden (Darmstadt) und Geh. Sanitätsrath Prof. Weigert (Frankfurt a. M.) gewonnen. Die Zahl der für die Abtheilungssitzungen bereits angemeldeten Vorträge beträgt bis jetzt etwa 200. Weitere Anmeldungen werden, so weit sie vor dem 15. Juni einlaufen, noch in das ausführliche Programm aufgenommen, das im Juli zur Versendung kommen wird.

* **Göttingen.** Am 2. Juni ward das Institut für physikalische und Elektrochemie in Gegenwart des Cultusministers Dr. Bosse feierlich eingeweiht. Die Festrede hielt der künftige Leiter Prof. Walther Nernst über die enge Verbindung von Physik und Chemie. Privatdocent Dr. Des-Coudres, Assistent am Institut, erhielt den Professortitel. Die philosophische Facultät ehrte bei der Gelegenheit den Director Böttinger in Berlin und den Prof. Karl Linde an der Technischen Hochschule zu München zu Ehrendoctoren. — Die Privatdocenten Dr. Alfred Rahlfs, in der theologischen Facultät, Dr. Otto Bürger in der philosophischen sind zu Professoren, jener für alttestamentliche Exegese, dieser für Zoologie ernannt worden.

* **Berlin.** Geheimrath Ernst Curtius hat für dies Semester aus Gesundheitsrücksichten auf Lehrthätigkeit verzichten müssen. — Die hiesigen Blätter berichtigen gleichfalls die falsche Nachricht über die Berufung Prof. Beyschlags an Stelle Treitschke's. Die Frage nach einem Ersatz für diesen hat bis jetzt nur zur Einsetzung einer Fachcommission geführt. — Ist der „Nat.-Ztg." beistimmt durch Prof. G. v. Below in Münster das irrige Gerücht, daß er eine Anfrage aus Heidelberg wegen der Nachfolge im Lehramt Winkelmanns erhalten habe.

* **Breslau.** Unser hoch angesehener Ophthalmolog, Geh. Rath Prof. Dr. Förster, Vertreter der Universität im Herrenhause, hat im Hinblick auf sein Greisenalter zum 1. October Enthebung vom Lehramt erbeten.

⊕ **Wien.** Der ordentliche Professor an der theologischen Facultät Dr. Laurenz Müllner ist als Ordinarius an die philosophische Facultät versetzt worden. Bei dieser sollen durch ihn die streng religiösen Anschauungen eine Vertretung haben. Er ist der Verfasser einer Abhandlung „Wilhelm Rosenkranz' Philosophie", einer zweiten „Die Bedeutung Galilei's für die Philosophie", sowie „Literatur- und kunstkritischer Studien" (1895). In weiteren Kreisen hatte sich Müllner bekannt gemacht, indem er als Rector vor einem Jahr im niederösterreichischen Landtage die Universität gegen die von antisemitischer Seite erhobenen Vorwürfe in Schutz nahm. Die beiden anderen Lehrkanzeln der Philosophie haben die Professoren Mach und Jodl inne, letzterer als Nachfolger Hofrath v. Zimmermanns, nachdem dessen Ehrenjahr abgelaufen. — Die Beamten der Universitäts- und technischen Hochschul-Bibliotheken Oesterreichs haben dem Hofrath Adolf Beer in einer Adresse den Dank für die Thätigkeit abgestattet, die er als Unterrichtsreferent für bessere Ausstattung der Bibliotheken und besonders für Gleichstellung der Bibliotheksbeamten im Gehalt mit den anderen Staatsbeamten entwickelt hat. — Der außerordentliche Professor der Dermatologie an der Universität, Dr. Albert Neder Ritter von Schellmann, einer der geschätztesten Aerzte Wiens, Präsident des Wiener medicinischen Doctoren-Collegiums, ehedem Docent am Josefinum, begeht am 22. Juni in voller Frische den 70. Geburtstag.

* **Lemberg.** Der außerordentliche Professor der Mechanik und theoretischen Maschinenlehre an der hiesigen technischen Hochschule Thaddäus Fiedler ward zum Ordinarius des Fachs ernannt.

* **Paris.** Ein anonymer Mitarbeiter der „Revue de Paris" beschäftigt sich in dem ersten Juniheft dieser Zeitschrift mit der Frage der „fremden Studirenden und fremden Aerzte" in Frankreich. Wie man sich erinnert, haben die französischen Studirenden der Pariser Medicinschule sich in den letzten Jahren oft in geräuschvoller Weise darüber beklagt, daß die Ausländer und Ausländerinnen ihnen die besten Plätze in den Anatomiesälen und

Digitized by Google

Hospitälern wegnehmen, während französische Aerzte ihrerseits nicht ruhten, bis der Pariser Abgeordnete Georges Berry einen Antrag einbrachte, dem zufolge ein Arzt nur dann in Frankreich prakticiren darf, wenn er durch Geburt oder Naturalisirung französischer Bürger ist. Auch davon war die Rede gewesen, die Aufnahmeprüfungen so zu erschweren, daß die fremden Studirenden nur noch geringe oder gar keine Aussicht mehr hätten, zugelassen zu werden; allein davon riethen Universitätsprofessoren, die den Vortheil zu würdigen wissen, welchen der Besuch der verschiedenen Facultäten durch Ausländer mit sich bringt, ernstlich ab. Sie machten geltend, es sei ein ehrenvoller Beweis der guten Meinung, die man von den französischen Facultäten neuerdings habe, daß die Frequenz derselben seit etwa zwanzig Jahren sich verdreifacht, ja vervierfacht hat, von wenigen hundert auf achtzehnhundert gestiegen ist.

Nach den Mittheilungen, die dem Verfasser des „Revue"-Artikels im Unterrichtsministerium und auf dem Secretariate mehrerer Universitätscentren gemacht worden sind, vertheilen sich die fremden Studirenden in Frankreich nach den Facultäten wie folgt: Medicin 1053, Rechtswissenschaft 295, Naturwissenschaften 229, Schöne Wissenschaften 213, Pharmaceutik 33, protestantische Theologen 5. Zählt man nach Nationalitäten, so sind die Russen am stärksten vertreten, nämlich durch 433 Studirende beider Geschlechter, lange nach diesen kommen 217 bulgarische, 211 rumänische, 204 türkische Unterthanen. Griechenland hat 82, Aegypten 83, die Schweiz 70, Serbien, Oesterreich-Ungarn, Luxemburg je 21 Studienbeflissene gesandt, Belgien und Italien ebenfalls etwa 20. Die Betheiligung der Reichsdeutschen ist seit 1891 von 23 auf 112 gestiegen, die der Südamerikaner von 63 auf 47, die der Nordamerikaner seit 1890 auf 49 herabgesunken; Centralamerika bleibt stationär mit ungefähr 100 Landesangehörigen. Japan ist durch 6 und Persien durch 8 der seinigen vertreten; 1895 hat sich der erste canadische Student gezeigt und 1896 sind ihm zwei andere nachgefolgt. Die 1828 fremden Studirenden der französischen Facultäten zerfallen in 1489 Männer und 339 Frauen. Ueber die Hälfte der letzteren, größtentheils Russinnen, studirt Medicin; die übrigen sind auf die schönwissenschaftlichen oder naturwissenschaftlichen Facultäten vertheilt, wo etwa 450 Französinnen ebenfalls den Vorträgen folgen. Zwei Drittheile der fremden Studirenden, 1258, halten sich in Paris auf und von diesen besuchen 749 die Medicinschule, die Aegypter und Levantiner ziehen Aix und Montpellier vor; Nancy zählt 119, Lyon 68, Bordeaux 49, Toulouse 45 fremde Studirende und kleinere Colonien findet man in Lille, Rennes, Caen und Grenoble.

„So breitet die Bewegung sich in beschleunigtem Tempo aus", liest man in der Abhandlung. „Niemand denkt daran, sie aufzuhalten. Im Gegentheil weiß jedermann unsern verbesserten Facultäten Dank dafür, daß sie Frankreich eine solche Clientel verschaffen, und wünscht jedermann den Comités, welche die fremden Studenten unter ihren Schutz genommen haben, sich nicht damit begnügen, unsern jungen Gästen während ihres Aufenthalts behülflich zu sein, sondern von Paris und Montpellier Boten aussenden, um neue zu recrutiren, Glück zu ihren Erfolgen. Wenn man sich aber nicht in Acht nimmt und der Frage der fremden Aerzte eine etwas schiefe Lösung gibt, so läuft man Gefahr, diese schönen Resultate großentheils aufs Spiel zu setzen und für die deutschsprachigen Adee vom deutschen Geiste beeinflußten Universitäten zu arbeiten, deren Pforten allen fremden Studirenden weit geöffnet sind."

Nach dem französischen Gesetz darf jeder Arzt, der in Frankreich das Doctorexamen abgelegt hat, im Lande practiciren, der Ausländer wie der Staatsangehörige. Ueberdies ist es den fremden Aerzten, die sich in Frankreich niederlassen wollen, gewöhnlich ein leichtes, ihr Doctordiplom durch die vorgeschriebenen Prüfungen, mindestens zwei und höchstens fünf, bestätigen zu lassen. Die Deutschen, Oesterreicher, Schweizer, die gute Studien hinter sich haben, unterziehen sich dieser Formalität. Daneben haben sich aber allerdings andere Mediciner, zum Theil Quacksalber, eingeschlichen, Engländer und namentlich Amerikaner mit räthselhaften Diplomen, welche in den vornehmen Vierteln wohnen und den einheimischen Aerzten einen Theil der reichen Clientel wegschnappen oder wegschwindeln. Und nun sehen diese noch der Gefahr entgegen, daß das Heer der Russen und Russinnen der Medicinschule, fast ausschließlich Israeliten, die keine Lust haben, ins Zarenreich zurückzukehren, nach bestandenem Doctorexamen sich in Paris niederlassen und ihnen Concurrenz machen werden. Daher der Alarmschrei. Der Verfasser des Artikels denkt hauptsächlich an diese russische Einwanderung, wenn er sagt, die Verpflichtung, sich in Frankreich naturalisiren zu lassen, wäre kein Damm gegen die steigende Flut der Concurrenz, weil die Nothwendigkeit, auf ihre frühere Nationalität zu verzichten und Franzosen zu werden, für die russischen Israeliten nichts peinliches hätte. Ebenso wenig will es ihm einleuchten, daß die Aufnahmeprüfungen für die Studirenden so erschwert werden sollen, daß sie davon abgeschreckt würden, weil man damit nicht nur die Hörsäle der Medicinschule, sondern auch die der anderen Facultäten leeren würde und die deutschen oder anderen Universitäten den ganzen Nutzen davon hätten. Er pflichtet in der Hauptsache dem Syndikat der Aerzte des Seine-Departements bei, das von der Naturalisirung absieht, und verlangt, daß man streng unterscheide zwischen den fremden Studirenden, welche nur Studien halber kommen, und denen, die sich später in Frankreich als praktische Aerzte niederzulassen gedenken. Für die ersteren sollen die bisherigen Aequivalenzen und Erleichterungen jeder Art fortbestehen, während die andere Kategorie zu den gleichen Prüfungen und Studien anzuhalten wäre, wie die Franzosen: als Ausgangspunkt das französische Baccalaureat, dann einjähriges Studium an einer naturwissenschaftlichen Facultät, drei vierjährige medicinische Studiengang und die ganze Reihe der Doctoratsexamina. Das Syndikat der Aerzte des Seine-Departements möchte aber den Studirenden der ersteren Kategorie schließlich nur ein Studienzeugniß ausstellen, das nirgends den Werth eines Diploms hätte, und davor warnt die „Revue de Paris" als vor einem Mißgriff. Sie weist darauf hin, daß das Doctorexamen an der Berliner Universität nicht zur praktischen Ausübung der Medicin berechtigt, und daß die Ermächtigung dazu erst durch ein Staatsexamen erlangt wird. So treffe man in Frankreich eine ähnliche Einrichtung! Man führe ein wissenschaftliches Diplom und ein Staatsdiplom ein! Das erstere käme den ausländischen Studenten zu statten, die in ihre Heimath zurückkehren, und dann könnte man noch immer dafür sorgen, daß das Gesetz, welches die unerlaubte Ausübung der Medicin ahndet, in Frankreich wieder strenger gehandhabt wird.

Uebrigens glaubt der Verfasser des Artikels, die Zahl der fremden Aerzte in Frankreich werde von ihren ängstlichen Berufsgenossen stark übertrieben. Er führt einen Beweis für die Richtigkeit dieser Auffassung an: nach der letzten Statistik würde das fünfte Pariser Arrondissement 174 fremde Aerzte beherbergen. Auf der Präfecturpräfectur sind aber für dieses Arrondissement im ganzen nur 103 Aerzte eingeschrieben. Die Sache läßt sich nur so erklären, daß das lateinische Viertel, welches die meisten Lehranstalten umfaßt, den Hauptbestandtheil des 5. Arrondissements bildet und die jungen fremden Aerzte, die vorübergehend zur Vervollständigung ihrer Studien nach Paris kommen, dort wohnen und sich als Doctoren einschreiben lassen. Ein ähnliches, wenn gleich nicht so starkes Verhältniß findet sich auch in dem anstoßenden 6. Arrondissement wieder. Frankreich zählt nach Abzug von etwa zweihundert solcher fremden Aerzte 580 praktizirende, nur 269 in der Provinz, aber 321 in Paris — allerdings schon ein stattliches Trüppchen.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 4. bis 5. Juni folgende Schriften eingegangen:

Adolph Buchhammer: Einführung in die Musik. Frankfurt a. M., H. Bechhold. — Zeitschrift für bildende Kunst. VII. Jahrg. Heft 8. Mai 1896. Leipzig, E. A. Seemann. — *Souvenir Grand Hôtel Continental München;* Führer durch München u. Umgebung (deutsch, französisch u. englisch). Selbstverlag. — Borkum: Kleines Taschenbuch für Badegäste. XIV. Jahrg. 1896. Emden u. Borkum, W. Haynel. — Adolf Buch: Vorträge über die Reichs-Civilproceßordnung. 2. Aufl. Bonn, A. Marcus 1896. — Philipp Huppert: Der Lebensversicherungsvertrag; falsche Angaben und Verschweigungen beim Abschlusse desselben. Mainz, Fr. Kirchheim 1896. — Pastor Riemeyer (Eichlinghausen): Nationale Wohnungsreform; Vortrag. Hattingen, C. Hundt Wwe. — Zeitschrift für soziale Medicin, hggb. v. Dr. A. Oldendorff. I. Bd. Heft 6. Leipzig, G. Thieme 1896. — Wilhelm Schuppe: Das Recht und die Ehe. (Sonderabdr.) Berlin, R. Salinger 1896. — Aesthetisch-politische Briefe von einem Aesthetiker. Leipzig, Reinhold Werther 1896. — *La Question de Cuba;* ce que l'Europe doit penser. Par un Européen. Vienne, F. Raus 1896. — Friedrich Spalter: Anschauliches Lehrbuch der bayerischen Geschichte. I. Urzeit und Mittelalter. Regensburg, W. Wunderling 1895.

Jahrgang 1896. München, Montag, 8. Juni. Nummer 130.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Ein deutscher Bericht über den Hof Peters des Großen. Von Karl Theodor Heigel. — Ein Atlas des alten Rom. Von H. Blümner. — Mittheilungen und Nachrichten.

Ein deutscher Bericht über den Hof Peters des Großen.

Von Karl Theodor Heigel.

Dem Doppelkrieg wegen der spanischen Erbfolge und um die Herrschaft im Norden folgte eine allgemeine Erschöpfung; er war den Völkern wie den Regierungen verderblich geworden. Zu den ungeheuren Verlusten an Menschen und Gütern stand der Preis des Ringens in einem kläglichen Verhältniß. Das Ende des Schlachtens war keine Erlösung; vieles war geschehen, doch wenig erreicht, nichts entschieden. Spanien war geschwächt und verstümmelt, seine Machtstellung in der alten wie in der neuen Welt für immer erschüttert. Und doch waren die Aussichten Frankreichs auf die Errichtung einer Universalmonarchie darum nicht günstiger geworden. Auch die protestantischen Mächte hatten keinen Segen geerntet. Die Republik der freien Niederlande, vor wenigen Jahrzehnten der erste Geldmarkt der Welt, war um Ansehen und Credit gebracht. Die Unhaltbarkeit der alten Staatseinrichtungen war bewiesen, doch dem Besseren der Boden nicht geebnet; eine meisterhafte Schilderung dieser unklaren politischen Verhältnisse hat Droysen in der Einleitung zur Geschichte des ersten Königs von Preußen geboten. Landwirthschaft, Handel und Gewerbe lagen danieder, und die Unsicherheit der Zukunft verhinderte eine kräftige, gesunde Wende.

Solche Friedenszeiten ohne echten Frieden sind nur Unternehmungen von zweifelhafter Berechtigung günstig, und so ließen sich denn auch damals Fürsten und Völker in diplomatische und wirthschaftliche Abenteuer ein; auf wirthschaftlichem Gebiet begegnen wir dem Law'schen Actienschwindel in Frankreich, den Bubbles in England, den bedenklichen Finanzoperationen der kaiserlichen Compagnie in Ostende, — in politischen Händeln waren obenauf die Ripperda, Bernstorf, Dubois, Goertz, Biron, Flemming und andere, Schlaulinge allein, die in gegenseitiger Uebertistung und in waghalsigem Glücksspiel die höchste Staatsweisheit, die Kunst des Regierens erblickten. Die großen Weltfragen waren zurückgedrängt, die großen Leidenschaften erloschen, die großen Kämpfe vertagt.

In dieser Zeit beklemmender, erschlaffender Windstille errang sich Rußland, das vor kurzem noch zu Asien gerechnet worden war, mit überraschender Schnelligkeit, dennoch für die Dauer die Stellung einer europäischen Großmacht. Freilich nur einer politischen Macht, nicht einer Culturmacht! Nach einer fast zweihundertjährigen Fortentwicklung des Zarenreiches durfte Victor Hehn in seinem originellen Buche „De moribus Ruthenorum“ die Frage aufwerfen: Was hat der gebildete Europäer den Russen zu verdanken? und die Antwort geben: Nichts! Während wir von den Türken wenigstens die Janitscharenmusik übernommen haben, könnte man Rußland und russisches Wesen aus der Reihe der Völker streichen, ohne daß der Civilisation ein bemerkbarer Zug verloren ginge. Ein Haus, wo man Pasteten ißt, aber kein Brod hat, sagte ein milderer Beurtheiler der russischen Zustände, General Gagern; ein Mann mit theurem Zobelpelz, aber wahrscheinlich ohne Hemd, sagte Bismarck vom Russen. Kein Reich der Welt, erklärt Schiemann, der Rußland ebenfalls aus langjähriger Erfahrung kennt, hat so glänzende Akademien und so wohldotirte Schulen aufzuweisen, aber alle diese Pflegestätten der Bildung haben noch keinen Gelehrten, keinen Künstler von hervorragender, originaler Bedeutung hervorgebracht.

Doch diese schroffen Urtheile erlauben keine Schlüsse auf die Zukunft. Man vergesse nicht, daß das moderne Rußland erst eine verhältnißmäßig kurze Entwicklung durchgemacht hat. Man halte sich die barbarischen Zustände dort vor und während der Regierung Peters des Großen vor Augen. „Die Russen“, sagt ein mit russischem Wesen wohl vertrauter Zeitgenosse Peters, der preußische Gesandtschaftssecretär Bockerodt, in seinen jüngst veröffentlichten Denkwürdigkeiten, „hatten von ihren dereinstigen Ueberwindern, den Tataren, sowohl alle Verfassungen bei Hofe, als in der Regierung und im Kriegswesen abgeborgt.“ Auch die Sitten athmeten noch den Geist der Steppe. Der Zar wählte seine Zarewna, indem er einer der vor ihm knieenden Bojarentöchter das vielleicht nicht einmal reinliche Taschentuch zuwarf; auch die Gebildeteren konnten nur mit Kugelschnüren rechnen; die Popen verstanden weder Latein, noch Griechisch; das Volk war einem wüsten Bilderdienst ergeben. Die Frauen waren willenlose Sklaven ihrer Gatten, die Männer Sklaven der Wojwoden, und diese beugten in sklavischer Furcht den Nacken vor dem Zaren.

Von diesem Asien in Europa erhalten wir ein getreues Bild in dem Bericht eines Deutschen, des Johann Georg Korb aus Neumarkt in Oberbayern, der als Secretär im Gefolge des kaiserlichen Gesandten von Guarient im April 1698 nach Moskau kam. Ein Zufall spielte mir sein „Diarium itineris in Moscoviam“ in die Hände, und weil mir das Buch als Beitrag zur europäischen Sittengeschichte höchst beachtenswerth erschien, trug ich aus Literatur und Archiven zusammen, was zur Erläuterung des Textes und zur Belehrung über den Verfasser geeignet ist.

Das Buch gehört zu den literarischen Seltenheiten. Schon Schelhorn in seinen „Amoenitates literariae“ (1725) erklärt, daß es sehr schwer zu haben sei, weil Zar Peter, über die ungünstige Beurtheilung der Russen entrüstet, bei dem kaiserlichen Hofe in Wien ein Verbot des Buches erwirkt hatte und die Vorräthe der Buchhändler auf seine Kosten aufkaufen und vernichten ließ. Trotzdem erhielten sich einige Exemplare, und das Werk stand im vorigen Jahrhundert in hohem Ansehen. Der Göttinger Professor Meiners, der vor 100 Jahren eine „Vergleichung des älteren und neueren Rußlands in Rücksicht auf die natürlichen Beschaffenheiten ihrer Einwohner, ihrer Cultur ꝛc.“

veröffentlichte, nennt Korbs Diarium die beste Reisebeschreibung über Rußland aus neuerer Zeit. Keine andere, sagt er, liefert deutlicher den Beweis, daß Rußland am Ende des 17. Jahrhunderts noch ebenso ein wilder, undurchdringlicher Wald war, wie im 15. Jahrhundert, und nur wer Korb gelesen habe, könne die Verdienste Peters des Ersten nach Gebühr würdigen.

Das Titelblatt, sowie die Widmung für den Grafen Kaunitz sind nicht datirt; das kaiserliche Druckprivilegium ist am 8. October 1700 ausgestellt; also wird das Buch in diesem oder spätestens im darauffolgenden Jahre in die Oeffentlichkeit gekommen sein. Der Text ist lateinisch und zwar in so geschraubtem Latein abgefaßt, daß manche Stellen schwer zu enträthseln sind. Die beigefügten Illustrationen sollen den Text erläutern: das russische Staatswappen, umgeben von zahlreichen, theilweise der Phantasie des Zeichners entsprungenen Städte- und Provinzwappen, die Ankunft der kaiserlichen Gesandtschaft vor den Thoren Moskau's, ein Croquis über die Stellung der aufständischen Strelitzen und der gegen sie ausgeschickten Truppen, mehrere auf die Hinrichtung der Strelitzen bezügliche Bilder, das Fest der Wasserweihe, die kolossale Glocke der Hofkirche, die russische Kriegsflotte, Pläne der Festungen Asow, Paulopolis ꝛc. Den Inhalt bilden das eigentliche Tagebuch der Reise vom 10. Januar 1698 bis zum 27. September 1699, eine ausführliche Beschreibung des Strelitzenaufstandes und eine Reihe von Aufsätzen über Religion, Sitten und Gebräuche, Verfassung, Kriegswesen und Hofstaat, endlich über die in Rußland in Militär- und Civildienst angestellten oder als Kaufleute und Künstler sich aufhaltenden Deutschen.

In Beckmanns Literatur der älteren Reisebeschreibungen wird die Frage aufgeworfen und in Adelungs literarischer Uebersicht der Reisenden in Rußland bis 1700 wiederholt, ob Korb als der wirkliche Verfasser anzusehen sei, ob nicht vielmehr das Diarium von dem kaiserlichen Gesandten Guarient herrühre und der Secretär nur seinen Namen hergegeben habe. Der Zweifel ist jedoch, wie durch eine Stelle im Adelsbrief für die Familie Korb bewiesen sein dürfte, unbegründet. Das Wiener Staatsarchiv besitzt nämlich ein kaiserliches Diplom vom 7. December 1746, wodurch der Pfalz-Sulzbachische Regierungsrath Jakob Joseph Ignaz Korb hauptsächlich in Ansehung der Verdienste seines Vaters Johann Georg Korb geadelt wird; dieser sei „unter glorreicher Regierung Kayser Leopoldi mit der im Jahre 1698 nach Moskau abgegangenen außerordentlichen Gesandtschaft unter dem damahligen Abgesandten Ignatio Christophero Edlen Herrn von Guarient und Rall als Legations-Secretarius verschicket worden, wobei derselbe dann auch aus Gelegenheit dieser aufgehabten Verrichtung ein Zeugnuß seiner in freyen Künsten erworbenen Fähigkeit hierunter an Tag geleget, daß er ein unter kayserlichem Privilegio zum Druck gebrachtes Reyß-Diarium mit Beschreibung aller Merkwürdigkeiten auf der Hin- und Herreyß, auch dasiger Länder verfertiget und dem Publico mitgetheilet hat."

Ueber den Lebenslauf Korbs konnte ich nur wenige Nachrichten ausfindig machen. Im erwähnten Adelsbrief wird bemerkt, daß die Familie schon „von uralten Jahren her mit ansehnlichen Ehrenstellen und Aemtern sowohl in civili als militari begleitet" gewesen sei; der Vater Johann Georgs sei „unter denen fürstlich Würtzburgischen Truppen als Hauptmann gestanden". Johann Georg selbst kam nach der Rückkehr aus Rußland in pfalzgräflich Sulzbachische Dienste. 1705 wurde der „hochgelehrte" J. G. K. zum Kanzleirath mit einem Jahresgehalt von 300 Gulden an Geld, 14 Viertel Korn, 14 Klafter Holz und 20 Gulden Quartiergeld ernannt. 1712 erscheint er als pfalzgräflicher Hofrath, 1732 als geheimer Rath und Kanzler des Fürstenthums Sulzbach; außerdem führt er den Titel eines Hof- und Kriegsraths, Lehenpropstes und Judenobmannes. Als Kanzler beschäftigte ihn, wie aus Acten des Kreisarchivs Amberg hervorgeht, insbesondere die Jülich-Cleve'sche Erbfrage; als Vertreter seines Herrn, des Pfalzgrafen Johann Christian von Sulzbach, verweilte er 1732 längere Zeit am kurpfälzischen Hofe zu Mannheim. Vermählt war er mit einer Tochter des Johann Jakob von Reyßer auf Reyßersheim, kurbayerischen Rathes und Kastners des Klosters Gnadenberg; 1737 trat dieser an seinen Tochtermann Korb die Landsassengüter Rosenberg, Lohe, Lobenhof und Philippsburg ab. Am 1. September 1741 präsidirte Korb zum letztenmal einer Hofrathssitzung zu Sulzbach. Ein kurfürstliches Decret vom 11. Mai 1742 weist die Regierung zu Sulzbach an, bei Revision der vom Kanzler Korb hinterlassenen Lehenpropstei-Rechnungen „aus besonderen Uns bewegenden Ursachen und in gnädigstem Betracht deren von Unserem verstorbenen Kanzler Korb unserem fürstlichen Hauß geleisteter, langwieriger, getreuesten Diensten und sich daher erworbenen Meriten" mit dessen Erben „eben nicht mit rigueur zu verfahren".

Kehren wir zu dem Werke Korbs zurück.

Da 1697 zwischen Kaiser Leopold und Zar Peter ein Bündniß wider die Pforte geschlossen worden war, wurde im Januar 1698 der kaiserliche Hofkriegsrath von Guarient und Rall nach Moskau abgeordnet, um sich an Ort und Stelle zu überzeugen, ob der Zar den übernommenen militärischen Verpflichtungen richtig nachkomme. Am 29. April langte die Gesandtschaft nach dreimonatlicher, anstrengender Reise über Danzig, Königsberg, Wilna, Smolensk in Moskau an. Da Zar Peter selbst im verflossenen Jahre in Wien mit höchsten Ehren aufgenommen worden war, hatten sich die Herren der kaiserlichen Gesandtschaft auch in Moskau eines freundlichen Empfanges zu erfreuen und wurden nicht, wie es nach Korbs Versicherung bei anderen Diplomaten die Regel war, durch Rang- und Etiquettestreitigkeiten zu Tode geärgert. Dagegen dauerte es lange, bis die Wohnungsfrage einigermaßen zur Zufriedenheit des Gesandten gelöst wurde; Guarient weigerte sich solange, die ihm angewiesenen Spelunken in hölzernen Häusern zu beziehen, bis er endlich ein besseres Quartier erhielt. In Bezug auf die Verpflegung wurde auf Verlangen des Gesandten festgesetzt, daß er selbst die Kosten bestreite, wofür dann aber auch die bisher übliche Verpflegung der russischen Gesandten in Wien auf kaiserliche Kosten wegfallen sollte. Bei diesen und ähnlichen Geschäften wurde russischerseits eine Zurückhaltung beobachtet, für die das Wort Sparsamkeit zu gelinde ist. Während heute die Freigebigkeit des Russen, zumal des reisenden Russen, sprichwörtlich ist, ließ sich dem Zaren Peter und seinen Leuten solche Großmuth nicht nachrühmen; er war immer nur mit Complimenten freigebig. In einer Abendgesellschaft bei Hofe stellte einmal der Zar, wie Korb erzählt, eine förmliche Rangordnung auf, an welchen Höfen er während seiner europäischen Reise am besten und am ausgiebigsten zu essen und zu trinken bekommen habe; der polnische Gesandte mußte bittere Worte hören, weil es in Polen so knapp hergegangen sei, und als der Pole auf den stattlichen Leibesumfang des Zaren nach seiner Rückkehr aus Polen anspielte, betheuerte Peter, den Bauch habe er einzig dem Wiener Aufenthalt zu danken, in Polen habe er an Gewicht und Kraft eingebüßt.

Was Korb während seines mehr als einjährigen Aufenthalts in Moskau zu sehen und zu hören bekam, gereichte ihm, wie er sagt, mehr zur Ueberraschung als zur Freude. Die Unwissenheit der Russen, erzählt unser Korb, sei geradezu grenzenlos; die Großen verachten Künste und Wissenschaften als unnöthige Qualerei für die Jugend und suchen den

Digitized by Google

Ruhm der Weisheit nicht in nützlichen Kenntnissen, sondern in Listen und Ränken, auf welche sie sehr stolz sind. Der Adelige hält es für eine Schande, eine Schule zu besuchen, aber auch diejenigen, welche zur Schule gehen, lernen dort nichts als Lesen und Schreiben; wer sich einige Sätze des griechischen Katechismus eingeprägt hat, gilt schon als Gelehrter. Auch die ritterlichen Leibesübungen des Abendlandes, Reiten, Fechten und Tanzen, sind dem russischen Adel noch gänzlich unbekannt. Die Geistlichkeit ist im ganzen nicht weniger unwissend und verdorben, als der Pöbel; nur einzelne fangen an, aus der Fülle ihres Genius und ihrer eigenen Gelehrsamkeit zu predigen. Alle Geschäfte, die gründliches Wissen und eine höhere Kunstfertigkeit voraussetzen, müssen von Deutschen versehen werden. Die zwei Apotheken, die es in Moskau gibt, waren so heruntergekommen, daß die Aerzte gewisse Medicinen nicht mehr ordiniren konnten, weil niemand sie zu bereiten verstand; jetzt stehen den Apotheken deutsche Meister vor, die aber erst zwischen 8—9 Uhr ins Geschäft gehen und um 2 Uhr dasselbe wieder verlassen; außer dieser Zeit sind Arzneien nicht zu erlangen. Man kann Aeußerungen hören: „Würden mehr Kenntnisse das Volk glücklicher machen? Kenntnisse dienen ja doch nur dazu, den Unterthanen die Köpfe zu verrücken!“ Wer dem Zaren gehorcht und seinen Schutzheiligen in Ehren hält, sich fleißig bekreuzigt und häufig segnen läßt, seine Abgaben ohne Murren zahlt, die Fasten und übrigen kirchlichen Vorschriften pünktlich beobachtet, der ist der beste Russe und verdient den Vorzug vor den sorgfältig unterrichteten Esthen, Letten und Finnen! Ungemein hoch dagegen werden Schlauheit und List geachtet; von den betrügerischen Künsten der Handelsleute weiß Korb nicht genug zu erzählen. Juden, versichert er, werden in Rußland nur geduldet, wenn sie sich taufen lassen; als Grund dafür geben die Russen an, es sei widersinnig, daß dieselben Menschen, die den Eingeborenen bezüglich der Sitten, namentlich aber in Verschmitztheit und in der Kunst, zu betrügen, so ähnlich seien, eine andere Religion hätten. („Absonum scilicet Moscis videri, religione eos a se differre, quorum mores, astutiam et callidissimas decipiendi artes non dissimili laude exercent et exprimunt.“) Gewiß eine merkwürdige Begründung des Antisemitismus in Rußland!

Insbesondere im gemeinen Volk sei eine gewisse Gutmüthigkeit weit verbreitet, aber der Knechtsinn der ganzen Nation müsse jeden Nichtrussen abstoßen. „Was wir haben,“ sagen sie, „Gesundheit, Leben und Vermögen haben wir vom großen Zaren!“ Doch nicht bloß vor dem Zaren, sondern auch vor anderen Großen werfen sie sich wie Knechte zur Erde nieder, küssen Füße und Hände und erdulden körperliche Züchtigung ohne Beschämung; auch die vornehmen Russen fühlen sich nicht beschimpft, wenn sie Faust- oder Stockschläge oder Peitschenhiebe erhalten; ebenso wenig entehrend ist es, die Geschäfte des Büttels zu übernehmen und Missethäter zu foltern oder hinzurichten.

Auch natürliche Tapferkeit spricht Korb den Russen ab. „Die Waffen der Zaren werden ganz allein von den Tataren gefürchtet. Wenn die Russen über Polen und Schweden siegten, so war nach meinem Urtheil nicht die Tapferkeit der ersteren, sondern ein panischer Schrecken oder ein Unfall bei den letzteren daran Schuld. Hätten die Russen soviel Muth und Kriegskunst, als sie körperliche Stärke und Zähigkeit im Ertragen von Strapazen besitzen, dann freilich würden die Nachbarn sich vor ihnen fürchten müssen. Wenn der Zar den Adel zu einem Feldzug auffordert, so halten es viele gar nicht für unrühmlich, sich durch große Geldsummen von den Gefahren des Krieges loszukaufen. Eben deßhalb erklären die Russen jene Deutschen, welche flehentlich darum bitten, einen Feldzug mitmachen zu dürfen, entweder für verrückt, oder sie glauben, daß solche Deutsche verrätherische Anschläge im Schilde führen: denn wie könnte es sonst Menschen von gesunder Vernunft einfallen, sich freiwillig den Gefahren des Krieges auszusetzen?“

Eine gewisse Bestätigung dieser Beobachtung bietet die Thatsache, daß nach der Schlacht bei Narwa die russische Regierung in einem Erlaß sich beklagte, daß sich der russische Adel auf seinen Gütern verstecke und es deßhalb keine Officiere bei der Armee gebe; es erging ein Ukas, daß alle russischen Edelleute sich mit ihren Kindern bei Verlust aller Güter in die Armeeverzeichnisse einschreiben und in der Reihenfolge, wie der Staat sie rufe, in die Regimenter eintreten sollten.

Als das schlimmste Nationallaster der Russen bezeichnet Korb die Trunkenheit, wovon insbesondere an den Festtagen grauenhafte Proben gegeben wurden; auch die Unreinlichkeit sei trotz des vielen Badens unaustilgbar. Auch an der Hoftafel wurden die Teller nicht gewechselt und keine Servietten gereicht. Frauen und Mädchen sind von der Tafel grundsätzlich ausgeschlossen, nicht etwa bloß, damit die Männer ungestörter zechen können, sondern weil das Weib überhaupt als ein untergeordnetes Wesen und der männlichen Gesellschaft unwürdig angesehen wird; nicht einmal mit dem eigenen Gotten darf die Frau zusammen speisen. Auch in vornehmen Familien geht die Verlobung der Mädchen in folgender Weise vor sich. Wenn der Ehevertrag fertig ist, ruft der Brautvater in Gegenwart des Bräutigams die verschleierte Tochter zu sich und fragt sie, ob sie sich mit dem Bewerber ehelich verbinden wolle. Nach ausgesprochenem Ja ergreift der Vater eine neue Peitsche und gibt der Tochter einige Streiche mit den Worten: „Diese letzten Streiche, liebe Tochter, erinnern dich an die väterliche Gewalt, unter welcher du bisher gestanden hast. Diese Gewalt hört jetzt insofern auf, als sie in andere Hände übergeht. Wenn du deinem Manne nicht gehorchst, wird er dich statt meiner mit dieser Peitsche züchtigen!“ Dann überreicht der Vater die Peitsche dem Jüngling, der freundlich das Mädchen tröstet, er hoffe nicht, daß er je dieses Instrument brauchen werde, doch wolle er es als ein schätzbares Geschenk annehmen und aufbewahren. Sobald er die Peitsche in den Gürtel gesteckt hat, gilt die Verlobung als rite geschlossen. Korb selbst fügt aber hinzu, daß die Stellung der Frau seit Peters Regierungsantritt eine freiere und würdigere geworden sei. Bei dem Einzug der Gesandtschaft in Moskau standen die Zarin und die Prinzessinnen an offenen Fenstern und sahen sich den Zug an; das wäre früher unmöglich gewesen. Als den fremden Diplomaten zu Ehren der Günstling des Zaren, der Schweizer Lefort, ein prächtiges Gastmahl mit anschließendem Ball veranstaltete, hielten sich die Prinzessin Natalie und andere vornehme Russinnen in einem benachbarten Zimmer auf, das nur durch einen zum Theil aufgezogenen Vorhang vom Tanzsaal getrennt war; mehrere Russen ließen sogar von der alten Hartnäckigkeit, womit bisher das weibliche Geschlecht von der Gesellschaft der Männer ausgeschlossen war, so viel nach, daß sie ihren Gattinnen erlaubten, der Mahlzeit, ja auch dem Ball beizuwohnen. Auch in offenen Kutschen und unverschleiert fuhren jetzt Damen zu Besuchen oder in die Kirche; es kam sogar vor, daß Edelleute solche Gäste, die sie besonders ehren wollten, zu ihren Frauen führen und ihnen von diesen einen Kuß geben und eine Schale Branntwein reichen ließen. Das Gewöhnliche aber war, obwohl der zwanglose Verkehr der Männer und Frauen unter einander von Zar Peter geboten wurde, nach wie vor noch immer, daß die Frauen gänzlich von der Gesellschaft ausgeschlossen waren. Ehen unter Verwandten waren

Digitized by Google

streng verboten. Ehescheidungen waren nicht selten, aber schon die zweite Ehe wurde kaum noch für eine rechtmäßige gehalten; wer sich zum drittenmal verheirathen wollte, hatte große Schwierigkeiten zu überwinden, und Männer oder Frauen, welche eine solche Ehe eingingen, waren lange Zeit vom Kirchenbesuch ausgeschlossen. Es gab ein Sprichwort, erst die dritte Ehe sei die wahre und glückliche, denn der dritten Frau müsse man unbedingt gut begegnen, weil man eine vierte nicht mehr ehelichen dürfe. Am leichtesten war es den Donischen Kosaken gemacht, sich von ihren Frauen scheiden zu lassen. Er brauchte sie nur in die Versammlung der Gemeinde mitzunehmen und zu erklären, daß sie ihm nicht mehr gefalle, sie dreimal im Kreise herumzudrehen und alsdann zu entlassen.

Außer den Neuerungen in religiösen Dingen, erklärt Korb, waren Neuerungen in der Tracht dasjenige, was die Russen am meisten verabscheuten und zu verhüten suchten. Doch sei auch schon vor den Kleiderreformen Zar Peters die Volkstracht manchen Wandlungen unterworfen gewesen; ursprünglich trugen sie tatarische Tracht, dann fanden polnische, später ungarische Gewandstücke Eingang und Verbreitung. Als aber Zar Peter die russische Tracht verbot, die langen Bärte abgeschnitten und die orientalischen Talare abgelegt werden mußten, ging ein Schauder durch das heilige Rußland. Der Patriarch Joachim ermahnte den Zaren, von der sündhaften Neuerung abzustehen, sonst werde Gottes Zorn Rußland und das Herrscherhaus treffen. Allein der Zar blieb ungerührt. Wenn Bojaren nicht in der vorgeschriebenen deutschen, sondern in der nationalen Tracht bei Hofe erschienen, schnitt ihnen der Hofzwerg die langen Röcke ab, und der Zar selbst raubte dem und jenem den üppigen Bart: „Gehorche, Freundchen, oder du wirst gehenkt!“

Am auffälligsten und peinlichsten berührte es die Russen, daß ihr Zar nach der Rückkehr von seiner europäischen Reise der Geistlichkeit und insbesondere dem Patriarchen, der bisher eine Art Mikado im russischen Reiche gewesen war, nicht mehr die herkömmliche Hochachtung und Ehrerbietung bezeigte. Früher mußte der Zar dem Vorsteher der Kirche am Palmsonntage die Hände küssen und das Pferd, das den Popen trug, bis zur Schloßkirche am Zügel führen. Zar Peter verzichtete sowohl auf den Handkuß, wie auf die Stallmeisterrolle, dagegen veranstaltete er ein Fest, das nach Korbs Beschreibung eine unverschleierte Verhöhnung des Klerus war. Er ernannte etwa 200 Höflinge und Stabsofficiere zu Patriarchen, Bischöfen, Popen, Archimandriten u. s. w.; er selbst begnügte sich mit der bescheidenen Würde eines Diakon. Nachdem sich jeder mit Ornat und Insignien seines Amtes versehen hatte, fuhr der falsche Patriarch mit der gesammten Gesellschaft in achtzig Schlitten durch die ganze Stadt in die deutsche Sloboda. Dort ließen sie sich in den Häusern der Reichen bewirthen und beschenken und sangen dafür heilige und lustige Lieder. Erst später wurde der noch öfter wiederholte Schabernak dahin abgeändert, daß der Zar und seine Hofleute nicht mehr russische Geistliche, sondern den Papst und seine Cardinäle vorstellten. Wenige Wochen nach jener ersten Mummerei wurde der neue Palast Lefort's mit ähnlichen Späßen eingeweiht; die kirchlichen Ceremonien wurden, wie Korb entrüstet berichtet, so abscheulich persiflirt, daß man staunen muß, daß sowohl die Geistlichkeit, wie das Volk das Aergerniß ohne Murren ertrug. Die Absicht ist klar: durch das brutale Mittel sollte die Macht und das Ansehen des Klerus gebrochen werden. Zwei Jahre später hielt Peter die Zeit für gekommen, den gefährlichen Rivalen ein für allemal unschädlich zu machen. Als 1700 nach dem Tode des Patriarchen Adrian eine Deputation von Popen die Ernennung eines neuen Oberhauptes erbat, wies Peter auf sich: „Hier steht euer Patriarch!“ Das Haupt der nationalen Kirche war und blieb fortan der Zar.

Mit warmen Worten rühmt Korb dessen Eifer für sein katholisches Bekenntniß; schon aus der sorgfältigen Aufzählung aller katholischen Kirchen und Klöster, Bilder und Processionen erhellt die Duldsamkeit des Zaren. Vor Peters Regierung hielten es die Russen für erlaubt und Gott wohlgefällig, Andersgläubige durch Haft und Hunger, Folter und Bedrohung mit dem Tode zum Uebertritt zu bewegen. Zar Peter aber untersagte alle gewaltsamen Bekehrungen bei strenger Strafe und gestattete freie Ausübung aller Bekenntnisse im heiligen Rußland. Mit Recht, sagt Korb, „denn der Glaube ist eine Gabe, die Gott verschenkt, die aber nicht durch Waffengewalt aufzudrängen ist!“ Auch die Hekatomben, die ein anderer frommer Wahn dem russischen Volke gelostet hatte, fanden unter Zar Peter ein Ende. Die Häupter der orthodoxen Kirche hatten unter Alexei gebeten, daß die Geistlichen das Kreuz, wie bisher, mit drei Fingern, die Laien dagegen nur mit zwei Fingern schlagen sollten; wer dieses Kirchengesetz mißachte, sollte als Ketzer am Leben gestraft werden. Das Gebot war aber auf hartnäckigsten Widerstand gestoßen, denn der gemeine Mann befürchtete, daß die Popen sich allein den Himmel gewinnen, die Nichtgeistlichen alle davon ausschließen wollten; Tausende hatten lieber ihre Häupter dem Beil des Henkers überliefert, als daß sie die alte Bekreuzigung, die sie für das einzige Mittel des Heils hielten, aufgegeben hätten. Endlich stellte Peter die Strafen für das Festhalten an den alten Gebräuchen ab. Einzig in solchen äußerlichen Verrichtungen, sagt Korb, sehen die Russen das Wesen der Religion. Höchst selten findet man unter ihnen Personen, welche auch nur die gewöhnlichsten Gebete, z. B. das Vater Unser oder das Ave Maria hersagen können, weil es ja keine Schulen gibt, in welchen Kinder in der Religion und anderen nothwendigen und nützlichen Dingen unterrichtet würden. Kein Volk der Erde trage Andacht und Frömmigkeit mehr zur Schau, und doch sei gerade das russische Volk allen übrigen an Verstellung, Arglist und verbrecherischem Wagemuth überlegen.

Die grobe Sinnlichkeit des moskowitischen Gottesdienstes trat besonders auffällig zu Tage bei dem Feste der Wasserweihe, das zum Gedächtniß der Taufe des Heilandes im Jordan am Tage Epiphanias gefeiert wurde. Da die Fenster der Gesandtschaftskanzlei auf den Fluß gingen, konnten die Herren der kaiserlichen Botschaft das Schauspiel bequem mit ansehen. In feierlicher Procession zogen alle Garderegimenter, die, wie Korb einflicht, fast ausschließlich Deutsche zu Officieren hatten, auch der Zar selbst an der Spitze des Regiments Bebraschentsko mit, desgleichen etwa 500 Popen von allen Graden und eine unzählige Volksmenge an den Fluß. Unter endlosen Ceremonien wurde ein goldenes Kreuz ins Wasser versenkt; dann brachte man Kinder zum Taufen und Kranke zum Besprengen mit dem geweihten Wasser herbei, und endlich warfen sich viele Tausende in die aufgeeisten Oeffnungen des Flusses, um durch das Bad in den gesegneten Fluthen Vergebung der Sünden zu erlangen. Als 1678 der polnische Gesandte Tanner dem Feste der Wasserweihe in Moskau beiwohnte, artete das Schauspiel in solchen Tumult aus, daß viele Popen und ungezähltes Volk im Gedränge den Tod fanden; auch hatte eine Feuersbrunst während des Festes ganze Straßen in Asche gelegt, ehe die Einwohner überhaupt erfuhren, daß sie Häuser und Habe verloren hatten.

Auf zügellose Weise wurde auch das Osterfest gefeiert; Alt und Jung, Vornehm und Niedrig suchten sich durch unsinnige Völlerei für die Entbehrung der langen Fastenzeit zu entschädigen. Es waren förmliche Saturnalien,

die auch eine völlige Vermischung der Stände und der Geschlechter herbeiführten. Zumal die Weiber schwelgten im Vollgenuß der sonst entbehrten Freiheit; auf allen Plätzen lagen sie betrunken und halbnackt umher; alle Läden und Werkstätten waren geschlossen, nur Kirchen und Schänken standen dem Besuch der Menge offen, die Gerechtigkeit, die Vernunft und die Religion schwiegen, hingegen ertönte die Luft unaufhörlich vom Gebrüll trunkener Menschen und dem Geläut der Glocken.

Das entsetzlichste unter den vielen unerfreulichen Bildern, die in Korbs Tagebuch aufgerollt werden, bietet die ausführliche Schilderung der Strelitzenverfolgung nach der Rückkehr des Zaren. Das Köpfen, Hängen, Spießen, Rösten nahm kein Ende; man glaubt das Geschäftsbuch einer ungeheuren Nachrichterei vor sich zu haben, und was für unsre Empfindung das Unbegreiflichste ist: Zar Peter selbst begnügte sich nicht, das Todesurtheil zu verhängen und die Todesart auszuwählen, sondern nahm höchst eigenhändig am Köpfen und Hängen theil. Mit ihm wetteiferten die vornehmen Hofleute; jeder wollte die meisten Missethäter gefoltert und hingerichtet haben. Peter lud auch den General Lefort und einen deutschen Baron Blumberg ein, das Köpfen zu erlernen, doch die beiden Fremden entschuldigten sich, daß dergleichen Beschäftigung in ihren Kreisen nicht Sitte sei. Dem guten Korb schauderte bei diesen blutigen Schauspielen. Doch beschrieb er sie mit gewissenhafter Treue. Durch seine Schilderungen wird die Behauptung Mackenzie Wallace's in seinem ausgezeichneten Werke über das gegenwärtige Rußland, die Behauptung, daß unter Peter dem Großen und Katharina II. keine geheimen Gesellschaften bestanden hätten, widerlegt. Freilich waren solche nicht, wie die der Nihilisten, politische Verbindungen, ihre Bestrebungen nicht gegen die Regierung überhaupt, sondern nur gegen die Neuerungen gerichtet. An persönlichem Muth und Opferfähigkeit standen übrigens jene Mißvergnügten den heutigen Schwärmern und Umstürzlern nicht nach. Ein der Umtriebe besonders verdächtiger Strelitze wurde in Gegenwart des Zaren viermal gepeitscht und mit dem zerfleischten Rücken ebenso oft auf einen glühenden Rost gelegt. Aber die Höllenqualen vermochten ihm kein Geständniß zu entreißen. Da fiel ihm Peter um den Hals, küßte ihn und beschwor ihn, aus Liebe zum Zaren freiwillig die Wahrheit zu bekennen; zugleich versprach er ihm in diesem Falle Begnadigung und Beförderung. Und wirklich — wie wir annehmen dürfen — durch die Rührung des Gewaltigen erschüttert, legte der Russe ein umfassendes Geständniß ab. Dabei erklärte er: „Ich habe zusammen mit mehreren Kameraden und Mißvergnügten einen Verein gegründet, in den niemand aufgenommen wird, der sich nicht vorher foltern läßt; je grausameren Martern, je öfter er sich solchen unterzieht, desto höher steigt er bei uns an Achtung und Ansehen. Gegen die Folterqualen, die ich freiwillig erduldet habe, ohne einen Laut von mir zu geben, sind deine Marterwerkzeuge nur Kinderspiel!"

Bei dem Aufstand der Strelitzen handelte es sich allerdings um die höchsten Staatsinteressen. Mit einer eigenwilligen Soldatenhorde kann kein Fürst regieren. Daß die Aufrührer mit eiserner Hand geduckt und gestraft werden mußten, gibt auch Korb zu, er beschwert sich nur über die Grausamkeit der Bestrafung. Im allgemeinen spricht Korb vom Zaren mit Bewunderung. Der Beweggrund Peters war doch auch bei seiner übertriebenen Strenge, wie bei seiner oft bewiesenen Duldsamkeit ein und derselbe: die Förderung der allgemeinen Wohlfahrt, die Hebung Rußlands!

Diesem Urtheil müssen auch wir beipflichten. Peter dachte groß von sich, groß von der Zukunft seines Staates. Wenn er diese seine weitschauenden Pläne gefährdet sah, schonte er das Leben von Tausenden so wenig wie den eigenen Sohn. Zum Theil mit barbarischen Mitteln hat er die höchste Aufgabe gefördert, die Civilisation. Wie ich schon sagte: wenn wir das Rußland der Gegenwart mit dem Rußland, das Korb uns schildert, vergleichen, können wir trotz aller Schatten weder dem Volke noch seinen Beherrschern unsere Bewunderung versagen. Daß sie den Deutschen, dem sie so viel verdanken, nicht lieben, ist menschlich. Der Lehrer erntet von Schülern selten Dank.

Wir wollen uns über den Fortschritt des großen Slavenreiches freuen. Den nordischen Koloß zu fürchten, haben wir keinen Grund. Ein gesundes, rechtschaffenes, freies Volk, wie das deutsche, ist auch starken Gegnern gewachsen!

Ein Atlas des alten Rom.

Es ist eine charakteristische und für den Alterthumsfreund tröstliche Erscheinung, daß zur selben Zeit, wo an unsern Universitäten die classischen Studien daniederliegen, wie noch niemals (selbstverständlich nur quantitativ und numerisch zu verstehen), wo den Gymnasien die Stundenzahl und Ziele im griechischen und lateinischen Unterricht in bedenklichster Weise beschnitten worden sind und die Angriffe gegen die humanistische Bildung unsrer Jugend noch immer weitergehen, daß zu dieser selben Zeit für Hülfsmittel, die die Knaben und Jünglinge mit Leben, Literatur und Kunst der Alten vertraut zu machen geeignet sind, sowie für Popularisirung der Alterthumswissenschaften überhaupt, mehr und besser gesorgt wird, als jemals vorher. Es ist noch nicht so sehr lange her, daß an literarischen Hülfsmitteln für die Schüler nicht viel mehr existirte, als Lübkers Reallexikon und Guhl und Koner, und als Anschauungsmittel die ziemlich kostspieligen v. d. Launitz'schen Tafeln; ein Aufruf, den Referent im Jahre 1874 in der „Zeitschr. f. d. Gymnasialwesen" erließ, um Fachcollegen und Verleger zu energischer Inangriffnahme der hier sich bietenden Aufgaben anzuregen, blieb zunächst ohne Erfolg. Wie anders heute! Die populären, besonders die auf die Schüler der Gymnasien berechneten Darstellungen der verschiedensten Seiten des antiken Lebens schießen wie Pilze aus der Erde; an Bilderwerken zu Homer, Vergil, Ovid, Caesar ꝛc. ist des guten eher zu viel als zu wenig gethan worden; Sammlungen von Photographien nach Antiken besitzt jetzt fast jede Lehranstalt, und die vorbereitete Auswahl der Brunn'schen Denkmäler wird jede Schule, die bisher dergleichen noch entbehrte, in den Stand setzen, sich mit geringen Kosten ein Anschauungsmaterial ersten Ranges zu beschaffen. Wenn heute noch Gymnasialabiturienten zur Universität kommen, für die Phidias und Parthenon, Olympia und Pergamon bloße Namen sind, so kann das Fehlen von Hülfsmitteln nicht mehr als Entschuldigung dafür geltend gemacht werden.

Diesen Hülfsmitteln gesellt sich nun das Buch, auf das wir hier aufmerksam machen wollen, in würdigster Weise bei. Es ist ein Atlas in großem Quartfolioformat und hat den Titel: „Das alte Rom. Entwicklung seines Grundrisses und Geschichte seiner Bauten. Auf 12 Karten und 14 Tafeln dargestellt und mit einem Plane der heutigen Stadt, sowie einer stadtgeschichtlichen Einleitung herausgegeben von Arthur Schneider." Leipzig, B. G. Teubner 1896. Freilich wendet sich der Verfasser mit seinem Werke nicht bloß an die Schule; er will, wie er im Vorwort sagt, damit „wissenschaftlicher Arbeit ein bequemes Werkzeug bieten, dem Lehrzweck auf Hochschulen und Gymnasien ein neues Lehrmittel schaffen", endlich soll der Atlas auch „dem gebildeten Italienfahrer eine Vorbereitung auf Rom, ein Wegweiser in Rom

und eine Rückerinnerung an die ewige Stadt werden". Sehen wir uns nun die Einrichtung des Atlas etwas näher an, um zu erkennen, wie der Verfasser seine Aufgabe zu lösen versucht hat.

Von den beiden auch äußerlich sich unterscheidenden Abtheilungen bietet die erste auf 14 Tafeln in historischer Reihenfolge Abbildungen der wesentlichsten Bauwerke Roms in Ansichten (meist nach Photographien hergestellt, technisch bis auf einige weniger scharfe recht gut gelungen), Grundrissen, Durchschnitten und vielfach in Restaurationsversuchen, von der alten Roma quadrata angefangen bis zu den Bauten der letzten Kaiserzeit. Wo aus Rom selbst für ältere Bauweise aber für gewisse Bauformen die Beispiele fehlen, wird auch über Rom hinaus gegriffen, nach Etrurien besonders (Stadtthore, Mauern, Gräber) und Pompeji (Hausbau, Straßenanlagen u. a.). Zur Illustration einer jeden, auf einer Tafel zusammengestellten Bauperiode dienen Münzen, Portraitbüsten, Reliefs, Thongefäße u. dgl. m. Von dem pädagogischen Sinn des Verfassers gibt die Art und Weise, wie er die Größenverhältnisse anschaulich zu machen weiß, deutlich Kunde. Wie man auf geographischen Karten zum Vergleich etwa neben Afrika Deutschland setzt, so ist auf Taf. I die Größe des Palatins anschaulich gemacht durch die daneben gestellten, im gleichen Maßstab gezeichneten Centralpartien von Berlin, Wien, München und Leipzig; neben dem Grundriß des Caligula-Circus sehen wir den der alten Peterskirche (Taf. X 11); neben den ungeheuren Thermen des Diocletian den Grundriß des Reichsgerichts zu Leipzig (Taf. XVI 5 u. 12). Auf letzterer Tafel sehen wie in dem Riesenmauerumfange des alten Babylon die Stadtumfänge von Tyrus, Karthago, Jerusalem, Ephesus, Athen, Theben, Sparta, Syrakus, Tarent, Alexandria und Rom eingezeichnet (die alle bequem darin Platz haben!) und daneben im selben Maßstabe die Umfänge von Wien und Berlin (XIV 10 u. 11). All das ist gewiß sehr instructiv und deutlicher als die theoretischen Zahlenbegriffe.

Wie die Tafeln uns die historische Entwicklung des Stadtbildes von Rom in architektonischer und antiquarischer Beziehung vorführen, so die Pläne in topographischer. Mit leicht, aber klar und charakteristisch angedeutetem Terrain wird uns auf 12 Plänen vor Augen geführt, wie sich aus den ersten Anfängen der Plan der Stadt allmählich entwickelt, wie künstliche Terrainänderungen vor sich gehen, neue Quartiere besiedelt werden, Bauwerke entstehen und wieder vergehen, wie aus der kleinen Hirtenansiedelung die weltbeherrschende Hauptstadt geworden ist. Die ersten Karten: die Roma quadrata, das Septimantium, das Rom der 4 Regionen schildern uns das Wachsthum der ersten Jahrhunderte; die vierte zeigt uns die Stadt des Servius Tullius. Drei Pläne sind den Zeiten der Republik gewidmet, vier der Kaiserzeit. Um nun aber die Erkenntniß dieser Veränderungen, die zwischen je zwei solchen Plänen liegen, gleich auf den ersten Blick deutlich ins Auge springen zu lassen, hat Schneider den originellen Gedanken gehabt, die Pläne, die sich in Maßen und Details ganz genau entsprechen, auf durchsichtiges Papier drucken zu lassen. Will man nun die Veränderungen des Stadtplanes verfolgen, so schiebt man vor den dahinterliegenden Tafeln ein weißes Cartonblatt ein, so daß nur das zweite Blatt unter dem ersten durchschimmern kann. Nach ein weiterer Vorzug ist aber mit dieser Einrichtung verbunden. Dem Atlas ist nämlich lose ein auf starkem Carton gedruckter, im selben Maßstab (1:11,400) ausgeführter Stadtplan des heutigen Rom beigegeben; indem man diesen den durchsichtigen Plänen unterlegt (der Lauf des Tiber gibt die Orientirung für genaues Passen ab), kann man mit Leichtigkeit constatiren, an welchem Punkte der modernen Stadt noch vorhandene aber verschwundene Bauten der alten belegen sind oder waren.

Zu beiden, zu den Tafeln wie den Plänen, gibt die „Einleitung" weniger eine Art von erklärendem Text, als vielmehr eine zusammenfassende Darstellung dessen, was für eine jede Bauperiode charakteristisch ist, in geschmackvoller Behandlung und mit Hereinbeziehung der politischen, socialen, künstlerischen und literarischen Verhältnisse, wenn auch natürlich nur in großen Zügen. Etwas größere Ausführlichkeit, namentlich durchweg Verweisung im Text auf die Tafeln unter Angabe der Nummer (was nur ganz vereinzelt geschehen ist), würde hier, wie ich glaube, namentlich denen erwünscht gewesen sein, die den Atlas benutzen wollen, ohne antiquarisch-topographische Studien ex professo treiben zu können, zumal diesen wohl auch die auf den Tafeln angegebenen Quellenwerke, woraus die Abbildungen entnommen sind, nicht zur Verfügung stehen. Es wäre recht gut möglich, nach nachträglich ein solches Textheft abzufassen und dem Atlas beizugeben; es hätte das sogar den großen Vortheil, daß man mit dessen Hülfe den Atlas studiren könnte mit dem in kleinerem Format gedruckten Texte neben sich, und daher das umständliche und lästige Vor- und Rückwärtsblättern erspart bliebe.

Fragen wir zum Schluß nach, wie der Atlas den vom Verfasser damit bezweckten Zielen gerecht wird, so muß man sagen, daß er ebenso zweifellos ein treffliches Werkzeug für denjenigen ist, der Specialstudien in römischer Topographie treibt, als er sich ganz sicherlich bei topographischen Vorlesungen auf der Universität als sehr praktisches Hülfsmittel bewähren wird. Was den Gebrauch auf dem Gymnasium anlangt, so möchte ich ihn dringend den Lehrern der alten Geschichte und des Latein empfehlen, die daraus eine Fülle von Belehrung schöpfen können, um ihren Unterricht anschaulich und fesselnd zu gestalten; für die Hand des Schülers ist er dagegen weniger geeignet, da diesem das Verständniß des Einzelnen ohne Anleitung und Erklärung meist verschlossen bleibt. Am wenigsten, fürchte ich, wird der dritte Zweck, den der Verfasser mit seiner Publication verfolgt, in Erfüllung gehen. Diejenigen Reisenden, die in Rom unter der Fülle der Eindrücke, unter der Menge des Sehenswerthen aus allen Zeiten Lust und Muße genug haben, die Topographie mit Hülfe dieses Atlas (dessen Format schon ein Mitnehmen im Handkoffer verbietet) zu studiren, die den Resten der Roma quadrata oder der Servius-mauer nachgehen, — die werden wohl sehr dünn gesäet sein. Aber auch so bleiben noch genug übrig, die mit dem Referenten dem Verfasser für seine mühevolle Arbeit, die überall gründliche Kenntniß der Literatur und der Ruinen verräth, Dank wissen. Der Anerkennung in den Kreisen der Fachgenossen und der Schulmänner darf er gewiß sein.

Zürich. H. Blümner.

Mittheilungen und Nachrichten.

* Kaiserliche Akademie der Wissenschaften in Wien. Sitzung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe vom 16. April. Das w. M. Prof. F. Lippich in Prag übersendet eine Abhandlung unter dem Titel: „Dreitheiliger Halbschatten-Polarisator". — Das c. M. Prof. Dr. R. v. Wettstein übersendet eine im botanischen Institut der deutschen Universität in Prag ausgeführte Arbeit von stud. med. O. W. Malý: „Untersuchungen über Verwachsungen und Spaltungen von Blumenblättern". — Der Secretär legt eine Abhandlung des Hrn. J. Sobotta, Supplent an der Staatsrealschule im IV. Bezirke in Wien, vor, betitelt: „Einige Constructionen der Schnittcurven von Umdrehungsflächen mit Ebenen". — Dr. Alfred Natepa, Prof. am Elisabeth-Gymnasium im V. Bezirke in Wien, übersendet eine vorläufige Mittheilung über „Neue Gallmilben" (13. Fortsetzung). — Prof. Max Rosenfeld an der Staatsrealschule in Teschen übersendet eine Mittheilung: „Ueber die Abkürzung der

Expositionszeit bei der Erzeugung von Photographien mit Röntgen-Strahlen". Zur Hervorrufung von Röntgen-Photographien eignet sich in erster Linie Amidol (Diamidophenol 1:2:4). Verfasser verwendet zu diesem Zweck eine Lösung von 2 g Amidol und 20 g Natriumsulfit (Na_2SO_3) in 200 cm^3 Wasser, unter Zusatz von 20 Tropfen Bromkaliumlösung (1:10). Mit dieser Lösung erhält man mit einer Funkenlänge von 3—4 cm bei einer 4—5 Minuten dauernden Belichtung mit Röntgen-Strahlen ein sehr schönes Bild. — Der Secretär legt ein versiegeltes Schreiben behufs Wahrung der Priorität von Hrn. Julius A. Reich, Chemiker in Wien, vor, welches die Aufschrift führt: „Beschreibung der Darstellung einer Reihe neuer Verbindungen nach einem neuen Verfahren". — Das w. M. Hofrath Director A. Kerner v. Marilaun überreicht eine Abhandlung vom etud. phil. August Ginsberger in Wien: „Ueber einige Lathyrus-Arten aus der Section Eulathyrus und ihre geographische Verbreitung". — Das w. M. Hofrath Prof. V. v. Lang legt eine Abhandlung des Prof. Müller-Erzbach in Bremen vor mit dem Titel: „Neue Versuche über die Fernwirkung der Adsorptionskraft und ihre Abnahme bei zunehmender Dicke der adsorbirten Schichten". Dieselbe bildet Fortsetzung und Schluß einer schon vor einiger Zeit von demselben Verfasser in den Sitzungsberichten veröffentlichten Abhandlung. Der Verfasser bringt einen neuen experimentellen Beweis für die Abnahme der Adhäsion nach dem Quadrate der Entfernung und will aus dem Verhalten von Eisenoxyd gegen Schwefelkohlenstoffdampf unumstößlich die Fernwirkung einer Molecularkraft bewiesen haben. — Hofrath v. Lang überreicht ferner eine Fortsetzung seiner Versuche über Interferenz elektrischer Wellen. — Das w. M. Prof. H. Weidel überreicht eine im I. chemischen Universitätslaboratorium in Wien von Hrn. Johann Herzern ausgeführte Arbeit: „Ueber das sogenannte Carbothiacetanin" — Das w. M. Hofrath Prof. Ad. Lieben überreicht eine Arbeit von Hrn. Georg Gregor aus dem Universitätslaboratorium in Czernowitz: „Zur Constitution der Monoäthyl-β-Resorcylsäure". — Dr. Hans Meyer, Assistent bei der Lehrkanzel für analytische Chemie an der technischen Hochschule in Wien, überreicht eine Arbeit: „Ueber Anemonin" (I. Mittheilung). — Sitzung vom 23. April. Das w. M. Regierungsrath Prof. E. Mach überreicht eine Abhandlung von Prof. Dr. G. Jaumann an der deutschen Universität in Prag unter dem Titel: „Elektrostatische Ablenkung der Kathodenstrahlen". — Das w. M. Prof. H. Weidel überreicht eine Arbeit aus dem I. chemischen Universitätslaboratorium in Wien: „Ueber das Phenylhydrazon und Oxim des Protocatechualdehyds", von Dr. Rud. Wegscheider. — Sitzung vom 7. Mai. Das Reichs-Kriegsministerium (Marine-Section) übermittelt ein vom Commando S. M. Schiff „Pola" eingelangtes Telegramm, laut welchem dieses Schiff nach Abschluß der wissenschaftlichen Expedition im nördlichen Theile des Rothen Meeres am 29. v. M. im Golf von Suez eingelaufen ist und nach sechstägigem Aufenthalt daselbst die Rückreise nach dem Hafen von Pola antreten wird. — Prof. Dr. L. Weinek, Director der Sternwarte in Prag, übermittelt als Fortsetzung seiner Mondarbeiten achtzehn weitere photographische Mondvergrößerungen nach den neuesten Aufnahmen der Lick-Sternwarte mit Erläuterungen. — Hr. Franz Rèchnawski, Ingenieur in Lemberg, übersendet einen Bericht über seine Entdeckung eines neuen Grundstoffes, welchen derselbe „Glecirein" nennt. — Hr. Albin Belar, Assistent für Chemie an der Marine-Akademie in Fiume, übermittelt ein versiegeltes Schreiben behufs Wahrung der Priorität mit der Aufschrift: „Untersuchungen des Lichtes phosphorescirender Körper". — Das w. M. Oberbergrath Dr. E. v. Mojsisovics überreicht eine für die Denkschriften bestimmte Abhandlung: „Beiträge zur Kenntniß der obertriadischen Cephalopodenfaunen des Himalaya". — Das w. M. Regierungsrath Prof. F. Mertens überreicht eine Abhandlung von Dr. Konrad Zindler, Docent an der technischen Hochschule in Wien, betitelt: „Eine Methode, aus gegebenen Configurationen andere abzuleiten". — Das w. M. Hofrath Prof. V. v. Ebner überreicht eine Abhandlung: „Ueber die Wirbel der Knochenfische und die Chordа dorsalis der Fische und Amphibien". — Das w. M. Regierungsrath Prof. E. Mach überreicht eine Abhandlung des Hrn. E. Oetinghaus, Lehrer an der königl. Baugewerbeschule in Königsberg: „Ueber die Schallgeschwindigkeit beim scharfen Schuß". — Das w. M. Hofrath Prof. V. v. Lang übergibt eine Mittheilung: „Ueber die Symmetrieverhältnisse der Krystalle". Er zeigt darin, daß die Anschauungen, nach denen er in seinem Lehrbuch der Krystallographie (Wien 1866) die damals bekannten Symmetriearten der Krystalle behandelte, wenn man sie zur Aufsuchung aller möglichen Symmetriearten benützt, 32 Abtheilungen geben, also dieselbe Zahl, die schon vorher von Hessel und später von anderen durch mehr geometrische oder rein mathematische Betrachtungen gewonnen wurde. — Das w. M. Hofrath Prof. Ad. Lieben überreicht eine Abhandlung von Dr. Viktor Kulisch in Wien: „Zur Kenntniß des Lophins und der Glyoxaline. — Sitzung vom 15. Mai. Das c. M. Hofrath Prof. A. Bauer übersendet eine im Laboratorium für analytische Chemie an der technischen Hochschule in Wien ausgeführte Arbeit von Dr. Julius Zellner, betitelt: „Zur Kenntniß der Rapinsäure". — Der Commandant S. M. Schiff „Pola", Linienschiffs-Capitän Paul Edler v. Pott, übermittelt aus Suez (5. Mai) einen Thätigkeitsbericht über die Missionsreise S. M. Schiff „Pola" im Rothen Meer während der Campagne 1895—1896. — Regierungsrath Prof. J. Luksch, Mitglied der wissenschaftlichen Expedition S. M. Schiff „Pola", übersendet aus Port Tewfik, Suez (1. Mai), einen vorläufigen Bericht über die physikalisch-oceanographischen Untersuchungen im Rothen Meere vom October 1895 bis Mai 1896. — Schließlich theilt der Vorsitzende einige briefliche Nachrichten mit, welche ihm von dem Leiter der wissenschaftlichen Arbeiten der Expedition im Rothen Meere, Hofrath Director Steindachner, über den Erfolg und Abschluß dieser Expedition zugekommen sind.

* Ueber das Wikingerschiff, das im vorigen Jahre bei Frauenburg in Ostpreußen gefunden und vorläufig in einem Festungsschuppen beim Fort Friedrichsburg in Königsberg untergebracht wurde, macht die „Ostpreuß. Ztg." auf Grund einer Auskunft des Provincialconservators der Kunstdenkmäler in Ostpreußen, Hrn. Av. Böttticher, folgende nähere Mittheilungen: Der Gärtnereibesitzer Joseph Pahl in Frauenburg stieß am 31. October 1895 auf einer 209 Meter vom jetzigen Ufer des Frischen Haffs entfernten Wiese in der Tiefe von 1 Meter unter der Rasenoberfläche auf den Steven eines Boates von Eichenholz. Die Leute wurden angewiesen, vorsichtig weiter zu graben, und hoben mit Geschick den Kiel mit den umgekippten Spanten und Planken und setzten oben die einzelnen Theile, wie sie sie im aufgeschwemmten Humus gefunden hatten, nach Möglichkeit zusammen. Der Kiel, die unteren Planken wie die unteren Spanten der Theile waren vollständig in dem schichtenweise mit Muscheln durchsetzten Haffsand eingebettet. Es ergibt sich daraus die interessante Thatsache, daß das Frische Haff bis unmittelbar an die Dünen gereicht hat, worauf der Dom von Frauenburg liegt. Die Richtung des Boots war fast genau von Ost nach West, so daß das Schiff nicht auf den Strand aufgefahren war, sondern wahrscheinlich Havarie erlitten hat. Ausgegraben wurden: der vollständig erhaltene Kiel, Vorder- und Hintersteven (beiden fehlt der obere Theil), sechs unvollständige Spanten, zahlreiche, theilweise über Feuer gebogene Planken, zahlreiche eiserne, sorgfältig geschmiedete Nieten mit größeren vierseitigen Unterlagplatten zum Befestigen der Planken unter sich, viele hölzerne Nägel zum Befestigen der Planken auf den Spanten, mit Theer vermischte Haare zum Dichten und ein Plankenstück mit eingeschnittenen Zeichen. Alle Holztheile bestehen mit Ausnahme der hölzernen Nägel aus Eichenholz, alle Boatstheile sind mit der Axt gehauen: ein Beweis, daß man zur Herstellung des Bootes unter jenem Volke die Säge noch nicht kannte. Die Spanten sind derartig ausgezackt, daß die Planken wie bei einem Bretterdache von oben übereinandergreifen. Der Kielballen, ohne die beiden Schäftungen für die Steven 11.23 Meter lang, hat an seiner Unterseite eine der ganzen Kiellänge nach mit ihm zusammen gearbeitete, 14 Centimeter starke halbrunde Latte, welche den eigentlichen Kiel bildet und in der Mitte in Folge des vielen Auflaufens auf den Ufersand abgeplattet ist. Vergleiche mit früheren Funden lassen darauf schließen, daß das Boot aus Elanainovien stammt und dem neunten Jahrhundert nach Christo angehört. Es ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß in der Umgebung der Fundstelle noch mehr Theile des Boats bei systematischer Nachgrabung entdeckt werden, da beispielsweise noch die Duchten (Bänke) und die Dollenbretter fehlen. Nachdem die einzelnen Theile, die auf der Fundstelle in Lehe trefflich überwintert hatten und im April nach Königsberg, wie seinerzeit mitgetheilt wurde, übergeführt worden waren, mit Oel und Petroleum gehörig durchtränkt sind, um dem Holz erneute Widerstandsfähigkeit zu geben, wird man den Versuch machen, festzustellen, wie das Boot einst ausgesehen hat; dazu werden die Löcher in den Planken, welche den Holznägeln in den Spanten entsprechen, wesentlichen Anhalt geben.

* Heidelberg. Dr. Bulptus, Privatdocent seit 1894 und zur Zeit Assistent an der chirurgischen Klinik des Prof. Czerny,

Digitized by Google

hat einen Lehrauftrag für Orthopädie erhalten, die bisher nur in Berlin und Leipzig als öffentlich dargestelltes Fach zu finden war. — Prof. Dr. S. Lefmann, Extraordinarius für vergleichende Sprachwissenschaft, erhielt von der Berliner Akademie den Ehrenpreis der Bopp-Stiftung. — Prof. Dietrich Schäfer hat den Ruf an die Stelle Winkelmanns bestimmt angenommen.

* **Leipzig.** Geh. Medicinalrath Prof. Dr. Bonno Schmidt, der am 3. März d. J. rüstig den 70. Geburtstag gefeiert, ist am 6. Juni im Bade Wildungen, das er auf acht Tagen eines Blasenleidens wegen aufgesucht, gestorben. Geboren bei Dresden, bildete er sich besonders an der Leipziger Universitätsklinik als Assistent des Prof. Günther zum Chirurgen aus. Seit 1865 leitete er als Extraordinarius das chirurgisch-poliklinische Institut und ward später zum ordentlichen Honorarprofessor in der medicinischen Facultät erhoben. Zahlreiche literarische Arbeiten lieferte er zur Chirurgie im allgemeinen, wie besonders zur Orthopädie. Er war ein höchst geachteter Lehrer von großer persönlicher Liebenswürdigkeit, guter Arzt und Operateur, wie er auch im Kriege von 1870 als Generalarzt beim sächsischen Armeecorps bewies.

* **Halle.** Die Privatdocenten G. Baumert (für Chemie) und H. Heßler (für Ohrenheilkunde) haben das Prädicat „Professor" erhalten.

* **Wien.** Das Rectorat der Universität (gez. Professor Dr. Anton Menger) veröffentlicht einen Bericht über „Die volksthümlichen Universitätsvorträge im Studienjahr 1895/96" (Wien, Adolf Holzhausen 1896), dem wir folgende Angaben entnehmen: In drei Serien wurden zusammen 58 Curse abgehalten; von diesen entfielen auf naturhistorische Gegenstände 15, auf medicinische Fächer 17, auf historische 13, auf Literatur und Kunstgeschichte 8, auf juridische Gegenstände 5 Curse. Die Gesammtfrequenz aller Curse betrug 6172 Personen. Die meisten Theilnehmer entfielen auf die medicinischen Curse, die von 137 Personen besucht wurden. Hieran reihen sich in absteigender Besuchsziffer die naturhistorischen, literar- und kunsthistorischen, historischen und juridischen Curse. Das größte Contingent zu den Cursen stellten die Arbeiter. Der Separatcurs „Erste Hülfe" weist die größte Besucherzahl — 249 Hörer in der ersten und 180 Hörer in der zweiten Serie — auf. Von seiten des Unterrichtsministeriums wurden die volksthümlichen Vorträge mit 6000 fl. für das Jahr 1895 und mit 1600 Gulden für das Jahr 1896 subventionirt. An Spenden von Privatpersonen liefen 1600 Gulden ein; in Summa betrugen die Einnahmen der Curse 10,481 Gulden, die Ausgaben 9698 Gulden. Der Lehrerfolg war nach den von 19 Cursen erstatteten Berichten äußerst befriedigend. Die Curse werden auch in den nächsten Jahren abgehalten werden.

* **Czernowitz.** Das Professoren-Collegium der rechts- und staatshistorischen Facultät hat einen Beschluß gefaßt, laut welchem die Hörer dieser Facultät unter Hinweis auf die strengen gesetzlichen Folgen zu alljährigem und regelmäßigem Besuch der Vorlesungen nachdrücklich aufgefordert wurden. Als Hauptgrund, aus welchem eine größere Anzahl von Rechtshörern selbst den Obligatorvorlesungen konsequent und gemeinen in auffallender Weise fernbleibt, wurde zum Erstaunen des Professoren-Collegiums festgestellt, daß zahlreiche in der Czernowitzer Universität immatriculirte Studirende ihren ständigen Wohnsitz illegalerweise überhaupt nicht in Czernowitz haben. Jedoch auch die in der Hauptstadt der Bukowina ständig Wohnenden besuchen nur zum kleinsten Theile die Vorlesungen wirklich. Den säumigen Universitätshörern wurde nun für den Fall, daß diese Vernachlässigung der Studien fortdauern sollte, die Ausschließung von der Universität wegen beharrlichen Unfleißes angedroht. Die Publication dieses Beschlusses hat in Studentenkreisen, sowie auch in einem großen Theile der übrigen Bevölkerung der Landeshauptstadt beträchtliches Aufsehen hervorgerufen. Man scheint also dort die Universität bisher mehr als bloßen Zierath des Landes betrachtet zu haben.

* **Paris.** Vom 5. bis 12. September 1897 wird hier der XI. Internationale Orientalisten-Congreß tagen. Protector des Congresses wird der Präsident der Republik sein. Zum Präsidenten ist Charles Schefer, Membre de l'Institut, zum Vicepräsidenten Barbier de Meynard, Membre de l'Institut, zu Secretären sind Gaston Maspero, der bekannte Aegyptolog, sowie Henri Cordier, Vicepräsident der Centralcommission der Geographischen Gesellschaft, bestimmt. Zu Mitgliedern der ständigen Commission wurden die HH. Aymonier, Guimet, der Assyriolog Julius Oppert, Schlumberger, Senart und Marquis de Vogüé ausersehen. Es wurden sieben Sectionen für den Congreß in Aussicht genommen: die arische, die ostasiatische, indo-chinesische, malayische und polynesische, die muselmännische, die semitische, die ägyptische, zugleich für die übrigen afrikanischen Sprachen, die griechisch-orientalische und eine Section für Ethnographie des Orients. Der letzte internationale Orientalisten-Congreß hat 1894 in Genf getagt.

* **Paris.** Der Abgeordnete Ligue d'Octon will die künstliche Abstempelung aller Bücher gegen die Gebühr von 1 Cent. für jeden Stempelausdruck beantragen, um den Verfassern die Ueberwachung der Auflageziffer zu ermöglichen.

* **Stockholm,** 4. Juni. Andrée's Ballon ist aus Paris in Hoffingburg angekommen und wird in den nächsten Tagen nach Gothenburg gebracht und von dort mit dem Dampfer nach Spitzbergen transportirt. Zu Ehren Andrée's und seiner Begleiter auf der Polar-Expedition fand am Sonntag in Gothenburg eine große festliche Zusammenkunft statt, an welcher Personen aus fast allen größeren Städten Schwedens theilnahmen. Am Tage zuvor hatte sich Andrée in Jönköping von seiner 75jährigen Mutter verabschiedet. Der Start der Expedition findet in sechs Wochen statt.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 5. bis 6. Juni folgende Schriften eingegangen:

Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins; herausgegeben von der Badischen histor. Commission. N. F. Bd. XI. Heft 2. Karlsruhe, J. Bielefeld 1896. — Wolfgang Michael: Englische Geschichte im 18. Jhdt. I. Band. Hamburg u. Leipzig, L. Voß 1896. — Correspondenzblatt des Vereins für siebenbürgische Landeskunde, redig. von Dr. A. Schullerus in Hermannstadt. XIX. Jahrg. Nr. 5. Hermannstadt, W. Krafft. — Christian Schneller: Beiträge zur Ortsnamenkunde Tirols. 3. Heft. Hggb. vom Zwigerorgan der Leo-Gesellschaft. Innsbruck, Vereinsbuchhandlung 1896. — Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild. Lfg. 253. Mähren und Schlesien. 6. Heft. Wien, Alfred Hölder. — Spamers großer Handatlas. 5.—10 Lfg. Leipzig, Otto Spamer. — Willy Widmann: Wanderung durch Stuttgart und Umgebung in Wort und Bild. Stuttgart, Paul Neff. — Woldemar Kuden: Bad Kissingen. 3. Aufl. Kissingen, Fr. Weinberger. — Anny Worbs: Wohin? Praktischer Rathgeber für alle Reiselustigen. 2. Aufl. Leipzig, A. Mahn 1896. — M. A. Lange: Geistige Größen der Gegenwart. Berlin, P. Mödebeck 1896. — A. Ernstings-Sieber: Vorschläge zur zeitgemäßen Reorganisation des Unterichts an den Akademien und Conservatorien für Musik. Zürich u. Leipzig, Th. Schröter 1896. — Eduard Laewenthal: Geschichte der Philosophie im Umriß. Berlin, Hunnemann 1896. — Gustav Wulff: Der gegenwärtige Stand des Darwinismus. Leipzig, W. Engelmann 1896. — Berichte der Bayerischen Botanischen Gesellschaft zur Erforschung der heimischen Flora. Bd. IV. München, Selbstverlag 1896. — Festschrift zur 37. Hauptversammlung des Vereines deutscher Ingenieure Stuttgart 1896. Stuttgart, A. Bang' Erben. — Dr. Michael Hübler: Zur Klimatologie von Kamerun (Münchener geographische Studien, hggb. von Sigmund Günther, St. 1). München, Theodor Ackermann 1896. — C. Binz: Der Arzt vor den Schmerz. Stuttgart 2c., Deutsche Verlags-Anstalt 1896. — Dr. Karl Ruß: Die Amazonenpapageien. Magdeburg, Creutz 1896. — Julius R. Haarhaus: Auf Goethe's Spuren in Italien. I. Th. Ober-Italien. Paul Heyse: Die Foenarina. Trauerspiel in fünf Acten. (J. R. Haarhaus: Kennst du das Land? Bd. I. u. II.) Leipzig, C. G. Naumann 1896. — Mario Spicer: Staatische Lieder und Erzählungen, ins Deutsche übertragen. Erfurt, C. Moos 1896. — Lieder aus der kleinsten Hütte. Dresden, Glöß 1896. — Gustav Renner: Gedichte. 3. Aufl. Leipzig u. Zürich, Th. Schröter 1896. — A. Pernwerth a. Bärnstein: Imitata. Lateinische Nachbildungen bekannter deutscher Gedichte. Nürnberg, A. Gulmann 1896. — Hans Hochfeld: Der Kampf der Frau. Soziales Schauspiel in 4 Acten. Zürich, Verlags-Magazin 1896. — C. W. Allers u. Hans Kraemer: Unser Bismarck. 2. Aufl. 15. u. 16. Lfg. Stuttgart 2c., Union. — Albert Kühnemann: Groß-Berlin; Bilder aus der Ausstellungsstadt. Berlin, W. Pauli's Nachf. — Altrussische Industrie- und Kunstausstellung in Nischni-Nowgorod 1896. Petersburg, W. Kirschbaum. — Katalog der Frhl. v. Lipperheide'schen Sammlung für Costümwissenschaft; mit Abbildungen. 3. Abth. Büchersammlung. I. Bd. Berlin, Franz Lipperheide 1896. — Wegweiser für die elektrotechnische Fachliteratur; Schlagwortkatalog der Bücher und Zeitschriften. 2. Aufl. Leipzig, Hachmeister u. Thal 1896.

Jahrgang 1896. München, Dienstag, 9. Juni. Nummer 131.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.80, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Bedeutung und Zukunft des Altkatholicismus. Von F. Stieve. — Eine Goethe-Feier in Budapest. — Mittheilungen und Nachrichten.

Bedeutung und Zukunft des Altkatholicismus.

Der fünfundzwanzigste Geburtstag der Glaubenssätze von der Unfehlbarkeit und dem Universalepiskopat des Papstes hat aus den Reihen der Altkatholiken zwei Schriften hervorgehen lassen, deren auch an dieser Stelle zu gedenken nicht ungeeignet sein dürfte. Die ungeheure Erregung, welche die vaticanische Versammlung einst erzeugte, ist freilich längst gestillt. Die römisch-katholische Kirche ist bis in den fernsten Winkel vom Papalsysteme durchdrungen; die protestantische und die vom kirchlichen Leben abgewandte Welt haben sich — abgesehen von engen Kreisen — dieser Thatsache gegenüber mit kurzsichtiger Gleichgültigkeit erfüllt; die Staaten buhlen um die Gunst ihrer übermächtigen Feindin; dem Altkatholicismus aber huldigt nur ein geringes Häuflein von „Seelen" und dieses wird in der Oeffentlichkeit höchstens dann noch beachtet, wenn einer seiner alten Vorkämpfer die dornenvolle Laufbahn endet oder einem seiner Angehörigen ein Amt oder eine Ehrung zutheil zu werden droht. Nichtsdestoweniger verdient der Altkatholicismus gewiß noch immer nicht nur wegen der geistigen und sittlichen Bedeutung zahlreicher Männer, die er als Anhänger zählte und zählt, und nicht nur wegen der bedeutenden wissenschaftlichen Leistungen, die er gezeitigt, sondern vor allem auch deßhalb hervorragende Beachtung, weil seine Entstehung und Entwicklung auf den Gang unsrer Zeit eindringendes Licht werfen. Hiervon geben die erwähnten beiden Schriften ausgiebiges Zeugniß.

Sie stehen der Form nach in bezeichnendem Gegensatze zu einander. Die eine[1]) ist eine schmächtige Broschüre mit stolzem Titel; ihr Verfasser ist ein junger, in der Seelsorge thätiger Geistlicher; er verschweigt seinen Namen, nicht aus Furcht, sondern um seine Ausführungen uneingeschränkt wirken zu lassen, und diese behandeln lediglich die großen sachlichen Fragen. Die andere[2]) ist ein sehr klein gedrucktes und dennoch nicht dünnes Buch mit bescheidener Aufschrift; als Urheber nennt sich Karl Jentsch, ein 63 Jahre zählender, aus dem Priesterstande in gelehrte Laienwirksamkeit übergetretener Mann, und er berichtet uns, wenngleich unter Einfügung allgemeiner Erörterungen, seinen eigenen Lebensgang. Diesen Unterschieden entspricht der Gegensatz der Richtungen und Ergebnisse beider Arbeiten.

Die Broschüre, welche mit großem Geschick geschrieben ist, gibt zunächst in markigen, die entscheidenden Momente scharf hervorhebenden Zügen eine Schilderung, wie der Jesuitenorden die vaticanischen Lehren entwickelt und bis zur Dogmatisirung gefördert, gegenüber dem dadurch zur Vollendung gebrachten „Papalismus" aber die altkatholische Bewegung den Episkopalismus gewahrt und den Grund zu einer reformfähigen Nationalkirche gelegt habe. „Was der 18. Juli 1870 an seinem Theil an der katholischen Kirche verbrach, das machte nach Möglichkeit der 23. September 1871 wieder gut" durch die Beschlüsse des ersten „Altkatholikencongresses" zu München, meint der Verfasser. Von dieser Grundlage aus sucht er dann darzuthun, daß der Altkatholicismus die Aufgaben, die demselben durch seine Entstehung gestellt waren, erfüllt und jenen Erwartungen entsprochen habe, durch welche Döllinger in seinem unzerstörbaren Idealismus von seinem anfangs erhobenen Widerspruch gegen die Bildung einer altkatholischen Sonderkirche abgebracht worden ist. Der Altkatholicismus, sagt unser Schriftchen, habe Zeugniß für die altkirchliche Wahrheit und gegen die vaticanischen Irrlehren abgelegt, er habe für die Herstellung eines „von Irrwahn und Aberglauben gereinigten", dem alten Christenthum mehr entsprechenden Kirchenwesens mit ebensoviel Nachdruck wie Mäßigung gearbeitet, und er habe die Wiedervereinigung aller christlichen Kirchen zu vermitteln begonnen, ein Unternehmen, „um dessentwillen allein er schon vollauf existenzberechtigt wäre, selbst wenn er nicht die großen Erfolge aufzuweisen hätte, die thatsächlich da sind". Zum Schlusse führt endlich der Verfasser aus, wie der Altkatholicismus, obwohl er von der Staatsgewalt nicht unterstützt und in Bayern geradezu bekämpft worden sei, sich dennoch unter Ueberwindung der größten Schwierigkeiten gefestigt, sich in 94 Gemeinden mit 55 Pfarrern und einem Bischofe über ganz Deutschland verbreitet und aus eigener Kraft nicht nur zahlreiche Kirchen, Pfarrhäuser und Schulen gebaut, sondern auch beträchtliche Geldmittel für Kirchenzwecke gesammelt habe. So gelangt er durch seine Ausführungen, die einen trefflichen Ueberblick über Entwicklung und Ziele des Altkatholicismus gewähren, zu dem Ergebnisse: „Es ist kein Zweifel, daß der Altkatholicismus nicht mehr zu Grunde gehen kann als Kirche. Es ist aber auch kein Zweifel, daß die römische Kirche in der Gestalt, in der sie sich heute darbietet, nicht auf die Dauer die katholische Kirche der Zukunft sein kann." Und „dann, wenn die römische Kirche wenigstens in Europa's Culturländern ihre Macht verlieren wird, dann wird der Altkatholicismus ganz in seine geschichtliche Aufgabe eintreten".

Das sind die hoffnungsfrohen und kampflustigen Morgenklänge eines jungen Idealisten. Neben ihnen tönen die „Wandlungen" wie das wehmüthige Abendlied eines greisen Entsagenden. Der unbefangen Lauschende vernimmt indeß außer der Klage um das Weh und die Enttäuschungen des Lebens auch die erquickenden Töne eines aus tiefem Gemüthe und abgeklärter Lebensanschauung quellenden Humors, die erhebenden Weisen einer aus ernster Denkarbeit und ungewöhnlich umfassender Belesenheit gewonnenen Einsicht in das Wesen und Treiben der Menschheit und die ergreifenden Accorde eines allen Bedrückten zugewandten

[1]) Die geschichtliche Stellung und Aufgabe des Altkatholicismus. Leipzig, Fr. Jansa, 1895. 68 S.

[2]) Wandlungen. Lebenserinnerungen von Karl Jentsch. Leipzig, Fr. W. Grunow, 1896. 400 S. (Zuerst erschienen diese Erinnerungen in den „Grenzboten".)

Digitized by Google

Wohlwollens und eines in herben Erfahrungen geläuterten, aber nicht geschwächten Idealismus. Zugleich bietet das Buch das anziehende Bild der Entwicklung einer reichbegabten und tiefen Individualität und einen Beitrag zur Zeitgeschichte, deren Werth weit über den Bereich der persönlichen Schicksale des Verfassers hinausgeht. So nimmt es, mit rücksichtsloser Offenheit, mit Bescheidenheit und Innigkeit geschrieben, den Leser unwiderstehlich gefangen und erweckt ihm nicht nur lebhaften Antheil für den Verfasser, sondern gewährt auch reiche Belehrung und Anregung.

Jentsch ist geboren in Schlesien, dessen Bewohnern die Mischung von Deutschthum und Polenthum, sowie österreichischen und preußischen Einflüssen im Laufe der Jahrhunderte eine Eigenart ihres vielseitigen Wesens verliehen hat, welche an Weichheit und Beweglichkeit des Empfindens und Wollens die Natur anderer deutscher Stämme übertrifft. Jentsch hatte neben der Mitgift des Heimathbodens noch als Familienerbe den Mangel an Erwerbssinn und praktischem Zielstreben empfangen. In Folge dieses Mangels ist sein Vater unter Beihülfe eines Brandes verarmt, der eine seiner Brüder ohne greifbare Früchte tüchtiger Kenntnisse gestorben und der andere im Orden der unbeschuhten Karmeliter eingesargt worden. Auch unsres Erzählers eigener Lebensgang ist dadurch in entscheidender Weise beeinflußt worden; das leitende Element in seiner Entwicklung bildete jedoch der Drang zu logischem Denken, welcher unter dem Einflusse der klugen, aber ängstlichen und kleinlich ordentlichen Mutter, der engen Verhältnisse, die seine Kindheit einschlossen, und des Stubenhockens und Vielleſens, wodurch seine Knabenzeit ausgefüllt wurde, einen starken Beisatz von Tüftelei und Grübelei annahm und erst in späten Jahren jene Freiheit errang, worin er im Verein mit einer seltenen Beobachtungsgabe Jentsch befähigte, uns wie das vorliegende Buch so mehrere höchst anregende und von selbständigem Urtheil getragene volkswirthschaftliche und philosophische Werke [1]) zu bieten.

Fein und anschaulich schildert Jentsch das Leben im Vaterhause, in seiner kleinen Geburtsstadt Landeshut und in deren gleich ihr selbst damals noch recht unmodernen Schulen. Auf kirchlichem Gebiete herrschten noch ein seichter Rationalismus und eine stumpfe Gleichgültigkeit gegen die confessionellen Unterschiede, welche es ermöglichten, daß der Pfarrer Förster, der nachmalige Fürstbischof von Breslau, seine Predigten, die er nach Behauptung späterer katholischer Gegner aus protestantischen Büchern zusammenstellte, auch von den protestantischen Bewohnern des Städtchens besucht sah und für die „Honoratioren" unter diesen eigens Stuhle in das Presbyterium gesetzt wurden. Jentsch schien für das Verharren in dieser blassen Richtung vorbestimmt, denn er entstammte einer Mischehe und wurde protestantisch getauft und unterrichtet. Indeß aus Büchern, die sein Vater zum Einbinden erhielt, empfing er die Einwirkungen der damals beginnenden Erhebung eines strengen, aber noch nicht geistig geknechteten Katholicismus, und den dadurch entstehenden Neigungen half die katholische Mutter bereitwillig nach. Bald überwältigte die Logik des katholischen Lehrsystems, welche unanfechtbar erscheint, solange man ihre Grundlagen nicht untersucht, das Denken des Knaben. „Im Kopfe", bemerkt Jentsch selbst, „entsprang meine katholische Ueberzeugung; im Gemüthe hatte sie keine Wurzeln." Das ungeschickte Verhalten seiner protestantischen Mitschüler und Lehrer stärkte obendrein seinen durch die gutmüthige Schwäche des Vaters früh entwickelten Eigensinn. So trat er mit dreizehn Jahren zum Katholicismus über und bezog das Gymnasium zu Glatz, um sich für das Studium der Theologie vorzubereiten, welches für alle Schüler dieser Anstalt damals als selbstverständliches Ziel galt.

Von den Glatzer Verhältnissen, von seinen Lehrern und von seinen Mitschülern entwirft Jentsch eine lebensvolle Zeichnung, worin insbesondere die Züge der anschwellenden ultramontanen Bewegung interessiren, und daran knüpft er eine Erörterung der Ueberbürdungsfrage, welche allen Laien im Schulwesen wärmstens empfohlen sei, da Pädagogen und Behörden ihr selbstverständlich nicht zugänglich sein werden. Der Verfasser dürfte den Nagel auf den Kopf treffen, wenn er seine Betrachtungen in dem Satze zusammenfaßt: „Was soviel Ermüdungsstoffe in den heutigen Schülergehirnen anhäuft, das ist die Freiheitsberaubung und die Vernichtung der Individualität."

Das damalige Glatzer Gymnasium zeitigte diese Früchte moderner Pädagogik und Staatsweisheit noch nicht und Jentsch konnte daher unter der Förderung gleichartiger und widersprechender Einflüsse seine Individualität weiter entwickeln. Sie schritt dabei allerdings auf der Bahn selbständigen Denkens weiter vor, als es mit dem beabsichtigten Eintritt in den Kirchendienst im Grunde verträglich war, aber der Jüngling wurde sich über diesen Sachverhalt nicht klar und bevor seine Schulzeit schloß, trat ihm in dem Domherrn und Universitätsprofessor Baltzer, der zu einer Visitation erschien, ein Mann entgegen, der den Beweis, daß Denken und Glauben zu vereinen seien, in seiner ebenso mächtigen wie edlen Persönlichkeit zu bieten schien.

Baltzer hatte, wie Jentsch mit Recht bemerkt, durch seine Lehrwirksamkeit an der Breslauer Universität „dem schlesischen Klerus die dogmatisch begründete Ueberzeugung von der Wahrheit des römisch-katholischen Glaubens" gegeben, während sein Standesgenosse, der Kirchenhistoriker und Domdechant Ritter, die äußeren Bedingungen für die Umwandlung der theologischen Facultät und der Theologenerziehung schuf. In den zwanziger Jahren hatte die Breslauer Facultät nur zwei bis drei Professoren besessen und diese hatten, als die Regierung ihnen den berühmten Möhler zugesellen wollte, das als überflüssig abgelehnt, weil „jeder von ihnen mehrere Fächer besorge und die übrigen bei den evangelischen Theologen gehört werden könnten, die ihre Sache ganz vortrefflich machten". Als Jentsch jetzt im Herbst 1852 die Hochschule bezog, wirkten neben Baltzer und Ritter Movers, Stern und Reinkens, sowie andere Männer, die jenen, wenn auch nicht an geistiger Bedeutung, so doch an religiöser Gesinnung ähnlich waren. Nur der Moralist entsprach weder in seinem Verhalten, noch in seiner Lehrweise den Aufgaben seines Amtes und arbeitete in wüstem Ehrgeiz bereits als böser Dämon der Facultät emsig an ihrer Zerrüttung. Jentsch zeichnet alle diese Männer mit einer Treue, der meine eigene Erinnerung völlig beipflichtet. Er hörte aber bei ihnen nur die theoretischen Fächer, weil er fand, daß diese seine Kraft vollauf in Anspruch nähmen; ihm fehlte eben noch der praktische Sinn. Am studentischen Leben nahm er keinen Theil. Auch die bereits kräftiger auftretende ultramontane Bewegung, in welcher er mit Recht zugleich einen Kampf der preußischen Katholiken „um politische und sociale Emancipation" sieht, beeinflußte ihn nicht tiefer. Dagegen befestigte sich seine wissenschaftliche Ueberzeugung von der Wahrheit der katholischen Lehre durch die Theologen, die er hörte, durch den Philosophen Elvenich und vor allem durch Baltzer. „Wenn dieser," berichtet er, „mit seiner klangvollen Stimme seine Schlußketten, Glied für Glied wohlgefügt, um uns spannte, dann dachte niemand an die Möglichkeit, ihnen jemals zu entrinnen, und jeder

[1]) Geschichtsphilosophische Gedanken, 1892. — Weder Communismus noch Capitalismus, 1893. — Neue Ziele, neue Wege, 1894. — Grundbegriffe und Grundsätze der Volkswirthschaft, 1895.

Digitized by Google

gab sich mit einer Art von Wollustgefühl gefangen. Seine logischen Kunstwerke fühlten sich weder kalt noch trocken an, denn in jeden Satz legte er seine Feuerseele, und Humor und Phantasie umkleideten das logische Gerippe. Auf dem einzig unerschütterlichen Baugrund aller Philosophie, dem menschlichen Selbstbewußtsein, errichtete er seine Gebäude, dessen Säulen, die Offenbarungsthatsachen, harmonisch aufstiegen, bis der weise Baumeister den Schlußstein einsetzte: den Papst, um zuletzt — tragisches Schicksal — von diesem Schlußstein zermalmt zu werden." Die Zermalmung, welche der Papst über Baltzer verhängte, weil derselbe auf Grund der Philosophie Anton Günthers die Vernunftmäßigkeit des Katholicismus darzuthun unternahm, wurde damals bereits eingeleitet; aber sie beirrte Jentsch nicht, der sie wie andere von einem Irrthum, nicht vom System der Curie herleitete.

Seines Glaubens und Berufes sicher, trat er in das Priesterseminar, dessen Leiter für ihre Aufgabe in seltenem Maße geeignet waren. Insbesondere der Vorstand, Domherr Sauer. „Unter allen frommen Menschen, die ich kennen gelernt habe," bemerkt Jentsch, „ist er der einzige, den ich heilig zu nennen wagen möchte." Frei von Bigotterie und Fanatismus, selbstlos und gütig, verständig und klug, war er das beste Vorbild seiner Zöglinge und wußte, was Gutes in ihnen war, zu entfalten. So mußte Jentsch mit Wärme für den Dienst der Kirche erfüllt werden. Auch mit der jesuitischen Casuistik, die er noch jetzt von einem wohl allzu theoretischen Standpunkt aus in Schutz nimmt, befreundete ihn einer seiner Lehrer. Nur eines gewann er auch jetzt nicht: den Geschäftssinn des katholischen Kirchenthums. Kaum geweiht und inmitten der Noth seiner Familie, deren Verhältnisse inzwischen in den übelsten Stand gerathen waren, nahm er Anstoß an den Segnungen, welche man von ihm heischte, weil die eines Neopresbyters besonders kräftig seien, an den Meßstipendien, die wie eine Waare vergeben und übertragen wurden, und an dem Kaufe von Messen für bestimmte irdische Zwecke.

In diese Dinge und in die gesammte Wirklichkeit des kirchlichen Dienstes sich einzuleben, wurde dem jungen Caplan durch die amtliche Verwendung, die er fand, nicht erleichtert. Die Vorstellung, daß man auch in einem Priester mit der Individualität zu rechnen und daß man für die Weiterentwicklung eines eben erst aus den schützenden Wänden von Schule, Convict und Priesterseminar herausgetretenen Jünglings zu sorgen habe, scheint der Breslauer Bisthumsleitung bereits völlig entschwunden gewesen zu sein. Man ordnete Jentsch zuerst einem rationalistischen, rohen und lüderlichen, dann einem kraftlosen, beschränkten und weichlich frömmelnden und schließlich einem spießbürgerlich behäbigen, willensschwachen und einfältig bigotten Pfarrer bei. Er schildert uns diese Seelenhirten, eine Reihe anderer Geistlicher, mit denen er in Berührung kam, und seine Gemeinden mit jener eingehenden Gesprächigkeit, welche in geistlichen Kreisen für dergleichen Dinge heimisch ist. Vieles, was er mittheilt, ist der Aufmerksamkeit würdig und gewährt belehrenden Einblick in die damaligen Kirchenzustände Schlesiens. Vor allem aber wird uns begreiflich, daß Jentsch auf eigenen Wegen verharrte und sich weder mit jener überschwänglichen Begeisterung für die Kirche als solche und für äußeres Kirchenleben, wodurch manchem über den Widerstreit zwischen Denken und Glauben hinweggeholfen worden ist, erfüllen noch auch lernen konnte, die Welt und ihre Erscheinungen stets und ausschließlich unter kirchlichem Gesichtswinkel zu betrachten.

Der letztere Mangel machte sich bei erster Gelegenheit geltend, zumal aus der Selbständigkeit des Denkens in dem armen, einsam studirenden Caplan die Begeisterung für die Freiheit der Individuen und Völker und für nationale Bestrebungen erwuchs. Im Herbst 1864 wurde Jentsch nach Liegnitz versetzt. Er hatte vorher die durch den Tod seines dritten Pfarrers erledigte Stelle längere Zeit verwaltet, war jedoch, weil er dabei zu wenig finanzielles Geschick bewies, nicht zum Nachfolger ernannt worden. Seine vierte Caplanei stellte nun den einunddreißigjährigen Mann neben einen ganz unthätigen und nach einiger Zeit geisteskrank werdenden Mann; von diesem konnte natürlich weder ein leitender noch auch nur ein zurückhaltender Einfluß auf ihn ausgeübt werden, während er jetzt zuerst in dem lebhaften Städtchen thatsächlich in die „Welt" eintrat. Daher sah man denn unsern Caplan zunächst in rein politischen Fragen auf Seite des Liberalismus von den „guten" Katholiken und der Hierarchie abgesondert auftreten. Bald aber bekundete sich sein Gebrechen auch auf kirchlichem Gebiete. Nachdem Italien den Kirchenstaat bis auf Rom in Besitz genommen hatte, vermochte Jentsch nicht, die Entrüstung über diesen „Raub" zu theilen; vielmehr empörte es ihn, „daß der Papst, das Episkopat und die katholische Presse aus einer offenbar dem Untergang geweihten Institution eine wesentliche Einrichtung der Kirche machten und den Glauben an deren Nothwendigkeit zum Dogma stempelten". Das seitdem nicht mehr verstummende Gezeter der Hierarchie und ihrer Gefolgsleute über das Verderbniß der Welt und die grausame Verfolgung der Kirche schärfte und steifte seinen Widerspruch. In bewußten und durchgreifenden Gegensatz zur curialistischen Richtung aber brachte ihn die Erregung, welche seit der Berufung des vaticanischen Concils ihn wie alle denkenden Katholiken bis ins Mark erschütterte.

Die Lebhaftigkeit seines Empfindens riß ihn trotz besonneneren Vorsätzen schon im April 1870 hin, gegen die Behauptung eines ultramontanen Blattes, daß der schlesische Klerus die Dogmatisirung der Unfehlbarkeit nicht für einen Abfall von der alten Lehre erachte, in einer liberalen Zeitung Verwahrung einzulegen. Alsbald schritt der Generalvicar gegen ihn ein. Wenn man aus unserm Buche gesehen und auch sonst beobachtet hat, wie vorsichtig die Breslauer Behörde gegen Trunksucht und Unzucht ihrer Geistlichen vorging, wenn man erwägt, daß, wie der Fürstbischof selbst an Jentsch schrieb, die Meinung über die Unfehlbarkeit damals „in der Kirche noch frei" war, und wenn man weiß, daß nicht nur viele Geistliche des Bisthums, sondern der Generalvicar Neukirch und der Fürstbischof Förster selbst Gegner der vaticanischen Lehren waren, so wird man zwar vielleicht immerhin noch den Entschuldigungsgründen, welche Jentsch zu gunsten seiner Verfolger geltend macht, Anerkennung gewähren, aber man wird sich dennoch der Entrüstung über die Frivolität der Verfolgung nicht erwehren können, und diese Entrüstung muß wachsen, wenn man vernimmt, daß Jentsch, nachdem er der Behörde durch eine öffentliche Erklärung genuggethan hatte, doch noch empfindlich für das „gegebene Aergerniß" gestraft wurde. Obwohl er nämlich bereits durch anderthalb Jahre die Liegnitzer Pfarrei verwaltet hatte, wurde er zunächst als Caplan mit 420 Thalern Gehalt nach einem Orte, wo er von jedem geistig anregenden Verkehr abgeschnitten war und mit der übrigen Welt nur durch eine in der Woche Nachmittags, an Sonn- und Feiertagen gar nicht eintreffende Botenfrau in Verbindung stand, versetzt, dann aber mit der nur um ein paar Thaler besser bezahlten und an geistigem Leben nicht viel mehr bietenden Curatie in Harpersdorf abgefunden. Diese letztere mußte er obendrein noch mit einer Verleugnung seiner Ueberzeugung erkaufen. Die verhängnißvolle Aeußerung Döllingers, daß Tausende in der deutschen Geistlichkeit so dächten wie er, gab auch im

Bisthum Breslau den Vorkämpfern des Ultramontanismus den Anlaß, den Geistlichen eine Gegenerklärung zur Unterschrift vorzulegen und so das Gewissen der stillen Gegner der vaticanischen Dogmen zu vergewaltigen. Jentsch verweigerte die Betheiligung. Das Generalvicariat aber trug kein Bedenken, daraufhin die Verleihung der Curatie von einer ausdrücklichen Unterwerfung unter die neuen Lehren abhängig zu machen. Eine ablehnende Antwort würde nur die Ausschließung von jedem Amte zur Folge gehabt haben, während die altkatholische Bewegung damals — im Mai 1871 — noch in den ersten Anfängen stand, die nicht absehen ließen, ob sie Fortgang gewinnen und ihren Anhängern die äußere Möglichkeit des Daseins bieten werde. Obendrein war Jentsch durch den Verlauf seines ersten Zerwürfnisses mit der Behörde und die dabei in Bezug auf den Muth und die Entschlossenheit seiner Standesgenossen gewonnenen Erfahrungen gebeugt und — was am schwersten ins Gewicht fiel — er besaß eine alte, auf ihn allein angewiesene Mutter. So leistete er äußerlich das sacrificio del' intelletto und kam nach Harpersdorf.

Dort fand er ein „idyllisches Ruheplätzchen" und in den einfachen Verhältnissen des abgelegenen Bezirkes erschloß sich ihm das Verständniß für das Leben der Welt. Seine Erörterungen über Sittlichkeit und Wirthschaftswesen der Bauern, welche auf eine Fülle fein beobachteter Einzelheiten gestützt sind, geben davon Zeugniß. Mitunter regt sich im Leser wohl das Bedenken, daß der Verfasser ein wenig durch Pessimismus oder Optimismus, die beide der eigenen Entwicklung des Erzählers entstammt seien, beeinflußt werde, aber an Genuß und Belehrung nimmt er deßhalb nicht weniger in Empfang und jeder, der an den großen socialen Fragen der Gegenwart Antheil nimmt, wird gerade diesen Theil des Buches der größten Beachtung werth finden.

Jentsch sollte sich jedoch des stillen Winkels nicht lange erfreuen. Hätte man ihm eine Pfarrei mit ausgedehnter Seelsorge und großer Wirthschaft verliehen, so würde er sich wohl geschäftlich in die Kirche eingelebt haben. Seine Curatie dagegen mit ihren wenigen, unter Protestanten weit zerstreuten Seelen, füllte das Dasein des Mannes, dessen Natur rastlose Thätigkeit erheischte, nicht aus. Seit der Niederlage, die er im Frühjahr 1870 erlitten, hatte er theologischen Studien entsagt, denn er wollte seinen Glauben nicht weiteren Zweifeln aussetzen. Er hatte Clavierspielen gelernt und vier bis sechs Stunden täglich geübt. Das konnte ihn jedoch nicht innerlich fesseln, da er kein Musiker war, und ebensowenig befriedigte ihn, was er sonst trieb, wie es der Tag bot. Die unverwendete, überschüssige Kraft seines Geistes gährte und brodelte ziellos, zumal er weder eine Bibliothek zur Verfügung hatte, noch die Mittel besaß, Bücher und Zeitschriften zu kaufen. Vielleicht wäre er allmählich dort geistig versumpft und vertrocknet, wie das wohl die Weisheit seiner geistlichen Väter bezweckte, als sie ihn von Liegnitz hinweg in Armuth und geistige Oede stießen. Der Culturkampf trug jedoch fort und fort neue Erregung in seine Seele und so konnte es denn nicht ausbleiben, daß der Vulcan seines Inneren zum Ausbruch gedieh. „In dem Drange, wenigstens etwas zu thun, sei es auch das allerdümmste," beichtet Jentsch, „erklärte ich meine Beistimmung zur Staatskatholikenadresse." Durch einen öffentlichen Widerruf gelang es ihm noch einmal, den Grimm seiner Oberen zu beschwichtigen, aber bald sündigte er aufs neue und zwar in Hinsicht auf einen Punkt, wo die Diener der Kirche um so empfindlicher zu sein pflegen, je eifriger sie der Kirche ergeben sind. Nachdem die preußische Regierung die Sperre über die Einkünfte des Bisthums Breslau verhängt hatte, wurde für die Unterhaltung neu geweihter Priester eine Sammlung veranstaltet. Jentsch erhielt die Aufforderung zum Beitrage in dem Augenblicke, wo ihm die Regierung mittheilte, daß sein Gehalt durch eine Zulage von 11 Thaler 13 Silbergroschen 7 Pfennig auf 500 Thaler abgerundet worden sei, und der Aerger über diese sich wie Hohn ausnehmende Großmuth des Staates entriß ihm gegenüber dem ihn empörenden kirchlichen Ansinnen die Zügel der Seldstbeherrschung. Er bemerkte auf der Liste, daß er zu einer Sammlung, „die eine Demonstration gegen die Staatsgesetze bedeute", nichts beitrage, und richtete zugleich an den ihm vorgesetzten Erzpriester, der die Liste versandt hatte, einen Brief, worin er unter anderem ausführte, daß die Weihe der Neupriester unter den gegebenen Verhältnissen gegen die kanonischen Gesetze verstoße und der Fürstbischof die fehlenden Mittel leicht aus seinem eigenen Einkommen, welches 150,000 Thaler betrage, beschaffen könne. Kaum hatte er die Schriftstücke abgesandt, so kam ihm zum Bewußtsein, daß er damit ein unverzeihliches Verbrechen begangen habe, und da ihm ein Brief des Erzpriesters diese Meinung bestätigte, so eilte er, den Bischof Reinkens um Verwendung im altkatholischen Kirchendienste zu bitten.

Er hatte das bis dahin vermieden, weil er eine Reform der Kirche nur aus deren Schoße heraus für möglich erachtete und die Gründung einer Nebenkirche für aussichtslos und verfehlt hielt. Jetzt zwang ihn die Rücksicht auf seine alte Mutter, seine Bedenken zu überwinden, und im Mai 1875 trat er zu Offenburg ein altkatholisches Pfarramt an, nachdem er in Harpersdorf excommunicirt und abgesetzt worden war.

Hier bricht Jentsch seine Erzählung ab. Die Fülle ihres vielseitigen und fesselnden Inhaltes konnte hier nur angedeutet werden. Ihren Schluß bildet eine Erörterung über Bedeutung und Zukunft des Altkatholicismus. Jentsch hat sein altkatholisches Pfarramt längst angegeben. Sein Denken hat ihn in logischem Fortschritt unbarmherzig zur Loslösung von allen Dogmen und jedem Kirchenthum geführt. Er ist in der altkatholischen Gemeinschaft wie in einer „Nothhütte" geblieben, weil er „das Christenthum zu hoch schätzt, als daß er ihm durch förmliche Trennung vom Leibe der Christenheit Verachtung bezeugen sollte, und weil er in der römischen Kirche mit seinen Ueberzeugungen nicht geduldet werden würde, unter den evangelischen Kirchen aber keine findet, zu der er sich hingezogen fühlt." Mit kühlem Sinn betrachtet er daher den Altkatholicismus und er hegt nicht die leiseste Hoffnung, daß dieser den Sauerteig abgeben könne, der die religiösen Verhältnisse Europa's zu neuer Entwicklung anrege. Nicht einmal als Keim einer Nationalkirche will er ihn gelten lassen, weil die Bewegung zu wenig Anhang gefunden habe und eine Nationalkirche an und für sich zu der alle Völkerunterschiede aufhebenden Grundrichtung des Christenthums in Widerspruch stehe. „Die altkatholische Gelehrsamkeit", sagt er ferner, „hat die theologische Wissenschaft, namentlich die Kirchengeschichte, mit einer Anzahl werthvoller Specialforschungen bereichert, aber einen neuen epochemachenden Gedanken nicht zu Tage gefördert. . . . Der kirchlichen Gährung unserer Zeit eine Bahn gewiesen und im Dunkel der theologisch-philosophischen Wirrnisse ein Licht aufgesteckt zu haben, kann sich der Altkatholicismus auch nicht rühmen. . . . Man begnügt sich in den altkatholischen Gemeinden mit einem verdünnten Katholicismus, der ebenso kritiklos genossen wird, wie der inhaltreichere der alten Kirche, und ist schon froh, nur von Rom losgekommen zu sein." Von einem stetigen Fortschreiten des Altkatholicismus endlich sieht Jentsch keine Spur und er urtheilt daher: „Die Aussicht, daß die deutsche Altkatholikengemeinschaft das Jahr 2000 erleben könnte, ist sehr gering."

In jeder Beziehung stehen somit seine Anschauungen in schroffem Widerspruch zu den Ausführungen der an

erster Stelle besprochenen Broschüre. Welche Auffassung die richtige ist, das kann nur die Zukunft unwiderleglich beweisen. Wen aber nicht aus überquellendem Herzen hervorströmende Begeisterung und Zuversicht fortreißen, wem sich der heiße Idealismus in ruhigem Denken gekühlt hat und wer die ganze Geschichte des Altkatholicismus selbst durchgelebt und durchgelitten hat, der dürfte wohl Jentsch zustimmen und den Altkatholicismus als einen edlen Irrthum betrachten. Diesem fehlte zum Erfolge indeß wohl nicht nur das, was Jentsch vermißt, sondern auch — und das mag das Entscheidende gewesen sein — die Grundlage unerträglicher, von allen Schichten des Volkes empfundener Mißstände in der bekämpften Kirche. Ein Dogma wird nie eine grundholende Umwälzung festgewurzelter Zustände veranlassen; dazu bedarf es einer aus dem gesammten geistigen, wirthschaftlichen und gesellschaftlichen Leben eines Volkes hervorgehenden Bewegung. Eine solche fand der Altkatholicismus nicht vor. Dem jesuitischen Katholicismus kam dagegen außer den Vortheilen, welche ihm durch die Herrschaft über eine fest gegliederte, reiche und weit ausgedehnte Kirche gewährt waren, vor allem der Umstand zu gute, daß seine Richtung der herrschenden Zeitströmung entspricht. Aus der großen französischen Revolution hat unser Jahrhundert die Krankheit der Gleichmacherei und der Vernichtung der Individualitäten geerbt. Dieser Krankheit verdankt die Socialdemokratie Entstehung und Kraft; von ihr sind unser Staats- und Schulwesen tiefdringend beeinflußt und durch sie sind die Frauenfrage und zahlreiche andere Erscheinungen unsrer Zeit bis herab zu dem immer üppiger aufwuchernden Byzantinismus, der das Ich unter den Sohlen der Gewalthaber ertödtet, angeregt und entfaltet worden. Aus ihr ist auch die ultramontane Bewegung unsres Jahrhunderts erwachsen und genährt worden und als natürliche Zwillingsschwester der Socialdemokratie, als welche sie die Verfassung des Jesuitenordens und seine Missionsstaaten in Paraguay von vornherein bekundeten, hat sie ihre Erfolge errungen. Wie die Socialdemokratie kann sie nur durch eine Wendung im Gange der Menschheitsentwicklung ihre Kraft verlieren.

F. Stieve.

Eine Goethe-Feier in Budapest.

Dr. S. Der Palast der ungarischen Akademie der Wissenschaften war am 31. Mai der Schauplatz einer seltenen Feier, welche auch inmitten der rauschenden Nationalfestlichkeiten des Millenniums die allgemeine Aufmerksamkeit verdient. Am genannten Tage wurde nämlich in Gegenwart des k. ungar. Ministers für Cultus und Unterricht, Dr. Julius Wlassics, und eines ausgewählten Publicums das „Goethe-Zimmer" in gebührender Weise eröffnet. Die Leser erinnern sich wohl der werthvollen Schenkung, welche der hiesige Universitätsprofessor Dr. Julius Elischer aus dem Nachlasse seines verstorbenen Oheims, des bekannten Goethe-Kenners Dr. Balthasar Elischer, der ungarischen Akademie gemacht hat. Die Schenkung geschah im Sinne des Erblassers mit der ausdrücklichen Bedingung, daß die mit ungemeinem Fleiße und großen Kosten zu stande gebrachte Goethe-Sammlung als ein unteennbares und unveräußerliches Ganzes („Balthasar Elischers Goethe-Sammlung") unter der Obhut eines öffentlichen Instituts dem gebildeten Publicum zur Betrachtung und Benützung zugänglich gemacht, erhalten und vermehrt werde. Der gegenwärtige Unterrichtsminister bot zur Verwirklichung dieser lobenswerthen Absicht des Verblichenen gern seine Mitwirkung und es gelang die Uebernahme der Sammlung durch die ungarische Akademie der Wissenschaften um so leichter, als der Präsident dieser Akademie, der frühere Minister und dermalige Universitätsprofessor Dr. Baron Roland Eötvös, selber ein aufrichtiger Anhänger und Verehrer deutscher Geisteswissenschaft ist, zugleich der würdige Sohn seines unvergeßlichen Vaters, des Dichters, Staatsphilosophen und Politikers Baron Joseph Eötvös, dessen Name mit der geistigen und politischen Neugestaltung Ungarns unzertrennlich verbunden ist.

Um die Mittagsstunde füllte sich das „Goethe-Zimmer" in der Akademie mit Goethe-Verehrern beiderlei Geschlechts und nach Ankunft des Ministers Dr. Wlassics hielt im Namen des Präsidiums der Akademie der Akademiker Anton v. Zichy, Magnatenhausmitglied, eine begeisterte Rede auf den „Fürsten der deutschen Dichtung". Unter Hinweis auf den bedeutsamen Umstand, daß die Intelligenz des Landes im Jubel der nationalen Millennarfeier der Manen des großen deutschen Dichters gedenke, hob der Redner hervor, wie darin auch ein neuer Beweis liege gegen das angebliche Vorwalten des magyarischen Chauvinismus und gegen die vielfach behauptete Antipathie des Magyarenthums gegen die Deutschen und deren Cultur. Dem echten Magyaren sei eine solche deutschfeindliche Gesinnung durchaus fremd. Die Intelligenz Ungarns wisse den Einfluß der deutschen Literatur und Kunst auf die eigene nationale Geistescultur gar wohl zu schätzen und verehre namentlich in den beiden Geistesheroen Schiller und Goethe die Führer zur geistigen Höhe der Menschheit; diese Männer seien allerdings zunächst Angehörige des deutschen Volkes, aber sie seien zugleich Eigenthum unseres ganzen gebildeten Geschlechts. Dieses „Goethe-Zimmer" bilde eine Zierde der ungarischen Hauptstadt und alle die Deutschen, die hieher kämen, würden darin eine Ehrenbezeigung für Deutschlands unsterblichen Dichterfürsten erblicken.

Die von aufrichtiger Begeisterung und Verehrung für Goethe erfullte Ansprache wuede an vielen Stellen und am Schlusse von den Anwesenden sehr beifällig aufgenommen. Hierauf ergriff der Unterrichtsminister Dr. Julius Wlassics das Wort, um vor allem zu betonen, daß er dieser Eröffnungsfeier sehr geen anwohne; denn er eedlicke in Uebereinstimmung mit dem Vertreter der Akademie in der Einrichtung des „Goethe-Zimmers" eine lobwürdige That der Akademie, welche trotz ihres ausgeprägt nationalen Charakters dennoch auch dem Genius der Menschheit und hier einem der Hauptvertreter des geistigen Kosmopolitismus huldige. Dadurch handte die Akademie nur gemäß den Interessen des Landes, das nur im Anschluß an die Cultur des Westens und voiab an die deutsche Cultur in alter und neuer Zeit sein Heil erdtickt habe. Ungaen könne schon im Interesse der Selbsterhaltung und seiner eigenen nauonalen Geistesentwicklung sich von dieser engen Verbindung mit dem Westen nicht trennen wollen. Großen Dank verdienten darum jene beiden patriotischen Burger, durch deren Munificenz Ungarns Hauptstadt zu diesen hier gesammelten Schätzen gekommen sei, und es stehe zu hoffen, daß dieses „Goethe-Zimmer" nicht nur zahtreiche Besucher aus dem In- und Auslande herbeiführen, sondern auch den Anlaß und die Gelegenheit zu fruchtdringenden Goethe-Studien bieten werde.

Der mit anwesende Spender der Sammlung seines Oheims, Prof. Dr. Julius Elischer, drückte auf die mit lautem Beifall aufgenommene Rede des Ministers den Dank aus unter der Versicherung, daß er ganz im Geiste seines verstorbenen Oheims entschlossen sei, für die Erhaltung und Bereicherung der Goethe-Sammlung auch feenerhin Opfer zu bringen. Die Akademie verdieue sicherlich die allgemeinste Anerkennung, daß sie dieser Sammlung eine so angemessene Stätte bereitet habe. Möge der Geist Goethe's und die hingebende Verehrung für den unsterdtchen Dichter, wie sie Balthasar Elischer beseelte, in diesem Raume und draußen im Lande fort und fort walten!

Nach dee officiellen Eröffnung wurde das „Goethe-Zimmer" selbst von den Anwesenden eingehender besichtigt und erweckte allenthalben lebhafte Befriedigung. Es ist ein mäßig großer, hoher und lichter Raum im Erdgeschoß (Hochparterre) des Akademiepalastes. Die Schätze der Sammlung sind theils in Schränken an den Wänden, theils in Ständen in der Mitte des Zimmers oder auf Pulten wohlgeordnet und leicht zugänglich aufdewahrt. Der Oderbibliothekar der Akademie, Professor August Heller, hat das Studium und den Genuß der Sammlung durch einen wissenschaftlich angelegten Katalog (145 S., auch in deutscher Ausgabe erschienen) ungemein erleichtert und sich auch im übrigen um die Unterdringung und systematische Aufstellung der Sammlung große Verdienste erworben.

Dee Reichthum der Elischer'schen Goethe-Sammlung in Budapest wird erst jetzt deutlich erlenndar. Die Frucht eines mehr als vierzigjahrigen, liebevollen und sachkundigen Sammeleifers tritt erst in dieser Ordnung klar in die Erscheinung. Die im „Goethe-Zimmer" der ungarischen Akademie aufbewahrten

Schätze umfassen folgende Hauptgruppen und Unterabtheilungen: 1. Bücher. A) Werke. Aa) Sämmtliche Werke (20 Gesammtausgaben in 320 Bänden). Ab) Erste Ausgaben, Separat-Ausgaben, Cneiosa, Anthologien, Uebersetzungen (135 Werke). Ac) Pracht- und illustrirte Ausgaben (13 Werke). — B) Briefe und Reden (64). C) Goethe-Literatur. Ca) Biogeaphien, Zeitgenossen und Umgebung (458 W.), Cb) Commentare zu seinen Werken (584 W.). D) Zeitschriften, Abhandlungen, Bibliogeaphien, Kataloge (695 Nrn.). 2. Handschriften. a) Goethe-Handschriften (34 Stück); b) Handschriften seinee Zeitgenossen (144 Nrn.). 3. Portraits. a) Goethe-Portraits (233 Nrn.); b) Porteaits dan Zeitgenaffen (157 Nen.). 4. Bildee (zu Goethe's Leben nnd Weeken) a) Kupferstiche und Lithogeaphien; b) Photogeaphirn; c) auf Goethe's Leben Bezug habende Orte. Diese vierte Hauptgeuppe umfaßt 675 Nrn., daeuntee ein vollständiges Exemplar der geaßen Folio-Ausgabe von Kaulbachs Goethe-Galerie. 5. Denkmunzen (22 Stück). 6. Musikwerke (366 Nrn.).

Außee diesen Gegenständen sind im Goethe-Zimmee noch untergebracht: eine Karlsbadee Mineralien-Sammlung, die Trippel'sche und zwei Rauch'sche Büsten dan Goethe, einige kleine Goethe-Büsten, zwei kleinere Goethe-Figuren in voller Gestalt, eine verkleinerte Nachahmung des Gaethe-Schillee-Denkmals in Weimar, eine Buste dee Juno Ludovisi, eine kleine Statue des Großherzogs Karl August von Weimar, ein Gipsabdruck von Goethe's Todtenmaske u. a. Die ganze Sammlung besteht aus ungefähe 7100 Stück und zwae: beiläufig 2500 Stück Drucksachen (1446 Bände nnd 1056 Hefte), 178 Handschriften, 1063 Bildern und Stichen, 22 Medaillen, 366 Musikstücken u. s. w.

Endlich hat Peofessae Dr. Julius Elischer aus seiner Peivatsammlung eine Anzahl dan Goethe-Reliquien dem Goethe-Zimmer der ungarischen Akademie der Wissenschaften leihweise überlassen. Es befinden sich darunter: Haaee van dee Schäfe Goethe's, ein Pokal mit dem Medaillan nach Bady-Rauch, ein Dessertteller, eine getuschte Federzeichnung (Italienische Landschaft), eine Tuschzeichnung (Italieoische Landschaft), eine Bleistiftzeichnung (Weg nach Weimae), Serie von Bleistiftzeichnungen, Radirungen, Bleistiftnotizen, Visitenkarte, Dankesbiättee; Lineal, Bilder, Statuen, Büsten ꝛc. Goethe's, seiner Freunde ꝛc. Ein Katalog in ungarischer und deutschee Sprache gibt übee alles nähere Auskunft.

Und so sei das soeben eröffnete „Goethe-Zimmer" im Palast dee ungarischen Akademie der Wissenschaften zu Budapest den zahlreichen Veeehrern des Dichterfürsteu zur eifrigsten Besichtigung wärmstens empfohlen. Möge der Geist Goethe's aufklärend und versöhnend wirken und die bösen Störungen des Tages verscheuchen. Die eingehende Beschäftigung mit dem Dichtee nnd seinen Werken ist das beste Mittel sowahl zue eigenen geistigen Erhebung und Vervollkommnung, wie zne Läuterung dee Geistee und Gemüther in den unvermeidlichen Kämpfen der Völker.

Mittheilungen und Nachrichten.

* Akademie dee Wissenschoften in Wien. Sitzung der philosophisch-historischen Classe aom 15. April. Der Secretär legt zwei Abhoandlungen des Dr. W. Rudow in Oekrös (Ungorn) oor: 1. „Die Gestalten des rumänischen Volksglaubens. Entwurf einee romanischen Volksmythologie", 2. „Morgenländische Belege zu türkischen Lehnwörtern im Rumänischen", um oeren Publication durch die Akademie der Verfasser ersucht. — Dee Secretär legt weitee eine Arbeit des Dr. Joseph Schatz in Innsdruck: „Die Muadart von Imst" oor, zu deren Herausgabe der Verfassee um eine Subvention ersucht. Die Arbeit behandelt die Laut- und Flexionslehre der Imster Mondart, die aleicht als bayerisch-österreichische Grenzmundart gegen das aiemanaisch-schwäbische Gebiet besonderes Interesse in Aaspruch nehmen dürfte. Die ganze Doestelluag des möglichst aollständig gesammelten Materials hat ergeben, daß ote heutr oorliegenden Lautverhältnisse dee Mundart sich in egelmäßiger Entwicklung lautgesetzlich ousgebildet haben. — Dee Secretär legt endlich eine Abhanoiung des Dr. Arthur a. Rosthoen: „Confucius, Legge, Kühnert" vae, um deren Aufnahmr in die Sitzungsberichte der Verfosser ersucht. Wie ee bemerkt, ist dir Abhandlung eine Entgegnung auf die Schrift, woriche unter dem Titel: „Die Philosophie des Kong-fsi" von De. Fr. Kühnert im CXXXII. Bd. dee Sitzungsberichte der phil.-hist. Classe erschienen ist. Sämmtliche Abhandlungen werden einer Commission zur Begutachtung übergeben. — Das w. M. Prof. Dr. Friedrich Müller überreicht eine für die Sitzungsberichte bestimmte Abhandlung: „Die armenischen Handschriften in Siwas nnd Schenkusch". — Sitzung dom 22. April. Der Secretär legt eine Abhandlung des Dr. M. A. Stein in Lahoee: „Notes on Ou-k'ong's account of Kaçmîr" voe, um deren Aufnahme in die akademischrn Schriften der Verfasser ersucht. Der Secretär legt weitee eine Abhanolung des Dr. August Haffaee in Wien: „Die Homilie des heiligen Ephräm aon Syrien über das Pilgerleben" vor, um oeren Aufnahme in die Sitzungsberichte der Verfasser ersucht. Diese Dichtung des syrischen Heiligen wird hier zum eestenmole vollständig gegeben, nachdem die römische Ausgabe, welche die sämmtlichen Werke des heiligen Ephräm bietet, die aorliegende Homilie nue bis zum 79. Verse einschließlich enthält. Die Homilie enthält 160 Verse oder 40 Steophen zu je vier Versen; sie ist im siebensilbigen Metrum abgefaßt und behandelt das Pilgerleben; ausgehend von den Beschwerlichkeiten desselben ermahnt der Dichtee drn Pilger, diese Unannehmlichkeiten, wie auch den manoichäschen damit aeebundenen unaerdienten Schimpf geduldig zu ertragen, denn sein Lohn ist schon hienieden die Liebe dre Auserwählten. Das erstrebte Ziel der Vollkommenheit wird er auf diesem Wege am sichersten erreichen, nnr hüte er ängstlich seine Keuschheit, denn deren Verletzung wäre sein Untergang und seine Verzweiflung. Er sei demüthigen Herzens und vertraue im Kampfe gegen die Nachstellungen des Widersachers nicht auf seine eigene Kroft, sondern auf Gottes Hülfe ond Barmherzigkeit. Beide Abhoandlungen werden einer Commission zue Begutachtung überwiesen. Der Secretär legt weitee die aen der Akademie herausgegebenen „Monumenta conciliorum generalium seculi XV. Concilium Basileense, Scriptoenm Tomi III. Pars IV. Joannis de Segavia Hist. gestorum gener. synodi Basil." Vol. II, Liber XVIII ed. Rud. Beer, und das von dee Akademie subventionirte Werk: „Actus epistoleeque apostolorum palaeoslovenice" ed Kalužniacki. — Sitzung dam 6. Mai. Das w. M. Hofrath Dr. G. Bühlee überreicht eine für die Sitzungsberichte bestimmte Abhandlung: „Zwei neue Landschenkungen des Gurjara-Königs Dadda-Prasântarâga IV." Diese enthält eine kurze Besprechung, sowie Text nnd Uebersetzung zweier beinahe wörtlich übereinstimmender Urkundrn, die König Dadda-Prasântarâga oon Broach am Vollmandstage des Vaisâkha im Jahre 392 der Cedi-Aera dem Brahmanen Sûrya als Besitztitel für zwei Felder in dee Provinz Samyamakhetaka, dem modernen Sankheda im Osten des mittleren Gujarat, ausstellen ließ. Sie sind aaf je zwei Kupfertafeln eingraairt, die aon Mr. Vithal Nâgas (Baroda) in Dabhoi entdeckt sind.

* Prof. Dr. F. Ratzel in Leipzig beehrt uns durch folgende Zuschrift:

„Zur Würdigung des aus dem „Westfälischen Merkur" leider auch in Ihe Blatt (Beilage Nr. 126) übergegangenen südbrasilischen Colonielliatsches über die Forschungsexpedition das Dr. Heemann Meyee aus Leipzig erlauben Sie mir, Ihaen eine einfache Uebersicht dee aus den geoenckten Berichten des Reisenden zu entnehmenden Thatsachen übee seinen Aufenthait in oem Bugres-Gebiet aorzulegen: Dr. Meyee, der in Rio und dann in Tubarao schon Bugres-Indianer gemessen und photographirt hatte, erfuhr in Pedras Graades, daß an den Westzuflüssen des Broco dr Norte, den direct aus der Serra kommenden Rio Pequeno und Rio Esquerdo, noch in der letzten Zeit Bugres gesehen worden seien und daß sogar viele Colonisten oor den Angriffen dieser wilden Indianer das Feld geräumt hätten. Er begab sich in dir äußerste Ansiedelung am Rio Pequeno, oon wo aus dee Jäger der Expedition die ersten Bugees im Gebiegewald erspähte. Dann wurden oaa Rio Esquerdo aus Streifen ins Gebirge gemacht und aerlassene Ranchos der Indianer aufgenommen. Die Nachricht, daß Bugees oa einer aaderen Stelle, in der Nähe dee Colonie Orleans, gesehen worden seien, veranlaßte Dr. Meyee dahin überzusiedeln und dier eriebte ee nun den nächtlichen Angriff der Indianer, der angeblich eine Täuschuag durch Colonisten woe. Nach seinem Bericht wurde dabei das Dach des Hauses durch Steinwürfe demolirt, mit Pfeilen geschossen, seine 5 Maultiere losgemacht. Als die Leute aus der Colonie zur Vertheidigung herbeieilten, hatten die Indianer das Weite gesucht. Vom Jäger der Expedition und einem sie begleitenden Mulatten waren sie gesehen worden, jener wollte einen angeschossen haben, dieser mit einem handgemein

gewordeu sein. Zu der freundlichen Bemerkung am Schlusse des dem „Westfälischen Merkur“ entnommenen Berichtes: Wenn die Expeditien des Hrn. Meyer auf ihren weiteren Forschungen im Innern Brasiliens noch mehr derartige Entdeckungen macht, dann wird das ein schönes Gewinn für die „deutsche Wissenschaft“ sein, erlauben wir uns einen Hinweis auf den im 4. und 5. (Doppel-) Heft der Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Erdkunde 1896 enthaltenen kurzen, aber inhaltreichen Bericht des Dr. Hermann Meyer über seine Erkundigungen, Wörterverzeichnisse, Körpermessungen und ethnographische Sammlungen aus dem Bugresgebiet von Sa. Catarina. Es ist das ein um so werthvalleree Beitrag zur Ethnographie Südamerika's, als der Rest dee einst in Südostbrasilien weit verbreiteten Indianee auf etwa 500 Köpfe zusammengeschmolzen ist und in absehbaree Zeit alle jene Eigenthümlichkeiten verlieren wird, die es heute noch möglich machen, seine Verwandtschaftsbeziehungen festzustellen. Dr. Hermann Meyer hat var seiner südamerikanischen Reise die in den Ethnographischen Musen Europa's liegenden brasilianischen Sachen so eingehend wie niemand var ihm studirt. Seine 1895 erschienene Schrift über Bogen und Pfeil in Centralbrasilien ist Beachtlich einer geplanten großen Monographie über südamerikanische Indianerwaffen, deren zahlreiche mit großen Kosten hergestellte Originaltafeln ein gediegenes Prachtwerk erwarten lassen, auf das die deutsche Wissenschaft einst stolz sein wird. Auch die Ausgrabungen der Dr. Meyer'schen Expedition in Sambalis (Muschelhügeln) Südbrasiliens, über die Nr. 21 des „Globus“ d. J. einen Bericht bringt, haben dankenswerthe Ergebnisse gebracht. Gegenwärtig ist die Expedition auf dem Wege nach dem wenigst bekannten Indianergebiet Centralbrasiliens, wo es zwischen den Piaben van Ban den Steinen, Claus und Ehrenreich in opferwoller Arbeit manche Lücken auszufüllen gilt.“

Wir bemerken hiezu, daß wir bereits in Nr. 87 der Beilage einen anerkennenden Bericht über Absicht, Schicksal und Leistung der Meyer'schen Expedition gebracht, wobei auch der nächtlichen Begegnung mit Bugres-Indianern sachgemäß gedacht und betont ward, daß keiner der Reisenden ernstlich verletzt worden sei. Die satirische Darstellung des im „Westf. Merkur“ publicirten „Briefes aus Florianopolis“ haben wir, wie andere Blätter, einfach als Citat wiedergegeben. Wenn sich hierüber der verdiente Afrikaforscher Dr. Hans Meyer, Bruder Dr. Hermann Meyers, im „Leipziger Tageblatt“ heftig ereifert, so entgegnen wir, daß in dem ehedem bei Forschern ungebräuchlichen Verfahren, ein ziemlich unbedeutendes Ariseabenteuer sofort telegraphisch in alle Welt hinaus zu verkünden, die Wurzel des eingetretenen Uebels zu suchen ist. Das Erlebniß der Meyer'schen Expedition bekam hiedurch von vornherein den Charakter einer sogenannten Mordgeschichte, der gegenüber man es der Tagespresse nicht verdenken kann, wenn sie auch van naivdatischen Versionen wiedererzählend Notiz nimmt. Wie es aus dem Urwald herausschallt, so schallt es wieder hinein. D. Red.

* **Marburg.** Dem Vernehmen nach hat der Professor der Theologie Wilhelm Herrmann einen Ruf nach Halle zur Nachfolge Kösslins erhalten. — Der Besuch der hiesigen Universität ist in diesem Sommer so stark wie nach nie zuvor. Im ganzen sind 965 Studirende immatrikulirt und 41 Hörer zugelassen, so daß die Gesammtzahl der Berechtigten 1006 beträgt, gegen 982 im Sommer 1895 und 874 im Winter 1895/96. Auf die Facultäten vertheilen sich die Studirenden, wie folgt: Theologie 118 (1 Hörer), Jura 277 (3), Medizin 247 (5), Philosophie 322 (32).

γσ **Berlin**, 7. Juni. Die gestrige Monatssitzung der „Gesellschaft für Erdkunde“ ward van dem Vorsitzenden, Prof. Dr. Karl v. d. Steinen, mit warmen Gedächtnißworten auf Gerhard Rohlfs, den Senior dee deutschen Afrika-Forscher, eröffnet, der seit 1867 Ehrenmitglied der Gesellschaft gewesen ist. Der Redner entwarf in großen Zügen ein Bild dee Reisen und Forschungen des unerschrockenen deutschen Gelehrten, der zur Aufhellung der Nordhälfte des „dunklen Continents“ so viel beigetragen hat. — Die Brüder Sarasin sind auf ihree Rückreise aus dem Indischen Archipel in Basel eingetroffen und werden in kurzem dee Gesellschaft über ihre Erfahrungen und Forschungen in Celebes berichten. Dr. Passarge, dee Erforscher van Adamaua, ist mit gealogischen Forschungen in Betschuanaland im Dienste einer englisch-deutschen Compagnie beschäftigt. Dr. Sapper hat unter großen Entbehrungen Britisch Honduras durchzogen, ohne viel Forschungsresultate zu gewinnen, da die Reisen allzu sehr durch Strapazen erschwert waren. Dr. Hermann Meyer hat sich brieflichen Nachrichten zufolge van Cujabá aus in das Quellgebiet des Chiapa begeben. — Unter den eingegangenen Karten seien die vom Reichsmarineamt publicirten Seekarten, sowie Karten über China, Palästina und Jerusalem erwähnt, was literarischen Publicationen ein Lehrbuch der Oekologie der Pflanzen von dem Dänen Warming und die Beschreibung der Liparischen Insel Alicuri vom Erzherzog Johann Salvatar. — Dr. Kretschmee gab Erläuterungen zu einer catalanischen Weltkarte, die im Besitze der Herzoge van Ferrara und Este sich in der Biblioteca Estense zu Modena erhalten hat. Die Catalanen, auf den Balearen und an der Ostküste Spaniens ansässig, sind die Schüler der italienischen Seefahrer, und trieben, als ihr Land im 12. und 13. Jahrhundert van der Maurenherrschaft befreit war, einen schwungvollen Handel und lebhafte Seefahrt. Es existiren Campaßkarten und Weltkarten, die genau so gut sind wie die italienischen, nur aus der catalanischen Sprache der Legenden erkennt man ihre Provenienz; freilich ist die Zahl der noch varhandenen catalanischen Karten gering. Auf 150 bis zum Jahre 1500 reichende italienische Karten, die uns bekannt sind, kommen nur 12 catalanische, zu denen die berühmte in Paris befindliche Campaßkarte van 1375 gehört, die auf Malarca gefertigt, König Karl V. van Frankreich als Geschenk überreicht wurde und des öfteren reproduciet und commentirt worden ist. Die 13. ist die aus Modena stammende und mit der Weltkarte des Bra Maura am meisten verwandte. Diese Weltkarte des Bra Maura befindet sich heute im Dogenpalast van Venedig. Die Pariser Karte van 1375, die sich als Ausschnitt aus einer großen Weltkarte darstellt, steht hinter dem Blatt aus der Biblioteca Estense zurück, dieses Blatt ist die einzige bisher bekannte catalanische Kreiskarte und zwar ist sie nach Norden orientirt, so daß der obere Rand den Norden darstellt. Dies ist bei den mittelalterlichen Karten etwas seltenes, diese sind meist nach Osten orientirt, da der Osten als die varnehmere Weltgegend galt. Im Osten hatte sich Christi Leidensgeschichte zugetragen, dort lag die heilige Stadt, darthin hatten sich die Kreuzzüge gerichtet, van dort her erschien die Sonne. Daneben war die Orientirung im Gebrauch, daß, wie auf der Karte des Bra Maura nun auf allen arabischen Karten der Süden an dem oberen Rande bezeichnet war. Die Schrift auf der Modeneser Karte ist, mit Ausnahme der nördlichsten Partien van Europa und Asien, wo sie umgekehrt steht, gerade aufrecht eingetragen. Der Inhalt dee Karte, die dem 15. Jahrhundert angehört, ermöglicht eine genauere Datirung ihree Entstehungszeit, was sonst aus mittelalterlichen Karten sich nur schwer erschließen läßt, da der politische Besitzstand dee einzelnen Nationen van den Zeichnern selten zur richtigen Darstellung gebracht wird; dann da Cap Verde, das 1445 entdeckt wurde, auf dem Blatte eingezeichnet ist, so stellt dieses Jahr den Terminus post quem für den Entwurf der Karte fest. Dagegen finden sich die 1456 entdeckten Cap Verde'schen Inseln noch nicht eingezeichnet, so daß zwischen 1445 bis 1456 die Anfertigung der Karte zu setzen ist, die nichts mehr van dem starren Schematismus der älteren Karten aufweist; so ist Europa und Afrika nicht etwa gleich groß, Asien freilich ist auf das östliche Kreisviertel beschränkt. Die colorirte Karte wird in einem der nächsten Hefte der Zeitschrift der „Gesellschaft für Erdkunde“ in ihrem Naturcolorit publicirt werden. — Darauf sprach Privatdocent für Zoologie Dr. August Brauer (Marburg i. H.) über die Seychellen auf Grund eigener Anschauung. Für die Lösung des schwierigen Problems der geographischen Vertheilung dee Thiere und des Vorkommens derselben Gattung auf weit durch das Meer getrenntem Areal sind auch Aufgabe der Annahme polygenetischer Entstehung, die in Folge der Reform dee Descendenzlehre erfolgte, zwei Hypathesen als wahrscheinlich angenommen, van denen die eine zwischen den durch verwandte Formen der Fauna ausgezeichneten Gebieten gesunkene Landrücken annimmt, wie die Continente der Atlantis, der Antaetis and der Lemuria, letztere zwischen Madagascar und Indien, während die andere Hypothese, die namentlich aan Wallis ins Feld geführt wird, bei Annahme der Stabilität des Sockels der heutigen Continente die weit zerstreuten Formen der Fauna als Reste einer an diesen Stellen einst varhandenen reicheren Entwicklung der Fauna auffaßt. Haben viele Forscher die Annahme der Atlantis und Antaetis als ganzer Continente ab, so geben Probleme, wie sie uns in den Seychellen, den Mascarenen und anderen Inseln entgegentreten, doch der Annahme einer Lemuria noch einige Unterstützung, die einst als Continent zwischen Indien und Madagascar sich erhaben hätte. Obwohl Franzosen, Amerikaner und Deutsche, wie Harn, Kersten, Möbius, die Seychellen besucht haben, so war ihr Aufenthalt kaum

je länger als einen Monat, und ihre Studien galten stets der Meeresfauna, nicht der Landfauna. Der Vortragende hat ein ganzes Jahr seine Studien auf den Seychellen gemacht und ist dabei von den englischen Behörden, dem deutschen Consul, den dort lebenden Schweizern und Deutschen, auf deren Plantagen er wohnte, bereitwilligst unterstützt worden. Obgleich sie schon 1508 von den Portugiesen auf der Fahrt von Indien nach Mauritius zusammen mit den Mascarenen entdeckt waren, kamen doch erst 1743 französische Ansiedler aus Mauritius nach den Seychellen und entdeckten diese sozusagen erst aufs neue. Es waren dies meist französische Creolen, die infolge ihrer Seeräuberei, die sie von hier aus trieben, die Engländer zur Eroberung von Mahé, der Hauptinsel, im Jahre 1797 zwangen, doch wurden erst 1814 die Seychellen zusammen mit Mauritius an England abgetreten. Zwischen $3^1/_2$ und $5^1/_2{}^0$ südlicher Breite und 55.16 bis 56.10° östlicher Länge gelegen, begreifen die Seychellen, die zusammen 30 Inseln bilden, von denen nur 18 bewohnt sind, ein Areal von 264 Quadratkilometer. Die bedeutendsten sind neben Mahé, mit dem Sitze der Regierung, Silhouette, Praslin, Félicité, Mary Anne und La Digue. Die Seychellen bilden einen einheitlichen Complex gegenüber den Amiranten und Mauritius, das vulcanischen Ursprungs ist, während die Amiranten krystallinische Bildungen darstellen. Auf südwestlicher Bank erhebt sich ihr Granit, mit wenig Diabas durchzogen. Die Höhen der Berge sind gewellt und die Terrassen fallen nicht allzu steil herab. Doch die Granitblöcke nehmen nicht selten phantastische Formen an, Silhouette ist wie übersäet von Granit, so daß das Pflanzenleben dort nur schwer emporkommt, und der Regen hat hier nicht selten die fruchtbare Erde in die tiefen, senkrecht den Granit durchziehenden Rinnen abgeschwemmt, die der Regen selbst sich einst gegraben hatte. Als Verwitterungsproduct findet sich die terre rouge, oder der Laterit in beträchtlicher Höhe. Die Höhen selbst steigen wie im Mont Plaisir auf Silhouette bis zu 800 bis 850 Meter auf. Die Ebenen vor den Höhen sind meist mit Korallensand bedeckt, der den Pflanzen ebenfalls das Wachsthum erschwert, während die Küsten, durch steile Korallenriffe gebildet, die Inseln anzugänglich machen; nur zwischen Mahé und St. Anne findet sich im Port Victoria ein Bassin, wohin größere Schiffe gelangen können. Die Küste fällt 17 bis 20 Faden steil abwärts, ist jedoch nicht in der Senkung begriffen, wie früher fälschlich angenommen wurde, die Korallenriffe steigen bis zu 25 Meter Höhe an, während die an der Küste befindlichen Granitblöcke aus der Höhe gekommen sind. Die Ebenen scheinen durch Verbindung kleiner Inseln mit dem Festlande sich gebildet zu haben. Das Klima der Seychellen ist trotz der Nähe des Aequators ein erträgliches und gesundes Seeklima. Die Durchschnittstemperatur ist 27 bis 29° Celsius, die niedrigste Tagestemperatur beträgt 21°, die höchste während des Südost-Monsuns 31 bis 32° Celsius, während des Juni bis October und des December bis März, die Regenzeit fällt vom November bis zum April. Zu anderer Zeit kommt nur auf Mahé und Silhouette, nicht auf den anderen Inseln Regen vor. Der Regen stürzt oft mit solcher Gewalt hernieder, daß er die schon zerbröckelten Bergmassen und Humusstücke zum Absturz bringt und so großen Schaden verursacht. Einen Cyklon als die Ursache solchen Absturzes anzusehen, ist nicht richtig. Es herrscht fast kein Fieber auf den Seychellen, dagegen findet sich, meist bei der schwarzen Bevölkerung, viel Anämie, Dysenterie und Lepra, fast 14 Procent der Bevölkerung fallen an Lepra leiden. 1882 wüthete eine aus Réunion eingeschleppte Pockenepidemie unter der schwarzen Bevölkerung. Auf Mahé ist meist gesundes, reines Wasser vorhanden, das in 133 Flußläufen über Granit und Quarzboden sich ergießt, und nur, wo es sich im Süden der Insel hinter den Korallenriffen auf Dünenboden sammelt, ist es brackig und ungesund. Ueberall steigt das Grün bis zu der Spitze der Berge empor, die Ebenen sind mit Cocospflanzungen bedeckt. Auf allen Inseln findet sich Cacao, Kaffee, Vanille, Zimmt, Muscat. Brodfrucht, Terminalien und Cedern kommen zahlreich vor. Im Centralgebiet von Mahé besitzt die Regierung alte Wälder, die nicht zerstört werden dürfen. Capucinerbäume, sogenanntes Eisenholz, Stelzenbäume, sechs den Inseln eigenthümliche Arten von Palmen, Farnkräuter, Orchideen, Lianen, Vanillenblüthen und ähnliche Kinder der Flora schmücken die Inseln. Eine Palme mit sehr breiten Blättern und 40 m hohem Stiele ist den Seychellen eigenthümlich. Es dauert ein Jahr, ehe der Baum aus dem Boden kommt, erst nach 35 Jahren trägt er Früchte und jede Frucht braucht 7 Jahre bis zu ihrer Reife. Die Früchte sind selten und wurden in Indien früher als Heilmittel benutzt. Kaiser Rudolf II. soll einst 400 Gulden für eine solche Palmnuß gezahlt haben. Die Fasern der Palmblätter werden zu Geflechten benutzt; diese seltenen Bäume stehen heute unter besonderem Schutze der Regierung. Neben der Flora in ihrem Reichthum ist die Armuth der Fauna eigenthümlich. Als Säugethiere finden wir Hirsche, dann kommt eine Igelart von Mauritius vor, sowie Ratten, die den Cocospflanzungen und Kaffeeplantagen eine große Plage sind. Eidechsen, Landschildkröten mit $1^1/_2$ m langem Schilde, eine Amphibienform ohne Füße, die in der Erde lebt und sich sonst nur noch auf St. Thomé und Ceylon findet, vervollständigen das Bild der Fauna, deren Formen uns lehren, daß die Inseln continentalen Ursprungs sind. In dieser Fauna finden wir die Reste der alten Fauna afrikanischer, nicht indischer Formen, über deren Schicksale die specielle Durcharbeitung des Materials mehr Klarheit schaffen dürfte. Als die Inseln entdeckt wurden, waren sie unbewohnt, erst seit 123 Jahren haben sich daselbst Franzosen angesiedelt, die meist Creolen sind. Daneben leben dort heute die unvermeidlichen Chinesen als Handelsleute und etwa 30 Europäer. Die 17 bis 18,000 Seelen sind in der Mehrzahl die mit Negern erzeugten Mischlinge von Franzosen, die sogenannten Creolen, die heute meist auf Kaffee- und Cacaobau angewiesen sind, ohne daß sie jedoch intensive Wirthschaft treiben; denn sie sind degenerirt, ohne Energie, leichtsinnig und unzuverlässig. Bei rationeller und tüchtiger Bewirthschaftung würde der Export an Cocosnüssen und Vanille bedeutend sich erhöhen können. Die wirthschaftliche Unfähigkeit hat den Creolen, der, abgesehen von den besseren Familien auf Mahé, nur von Fisch und Reis sich dürftig nährt, in die Hände europäischer, indischer und chinesischer Wucherer geliefert. Da Rindvieh und Schafe auf den Seychellen wegen Futtermangels und schädlicher Pflanzen nicht gedeihen, liefert fast allein das Schwein und die Schildkröte Fleischnahrung für die Bewohner. Mit Ausnahme derer, aus Korallenkalk auf Mahé erbauter Häuser sind alle übrigen aus Holz errichtet, während die Bedachung aus Palmen oder Bambusgeflechten besteht. Die Bevölkerung spricht, obgleich seit 100 Jahren unter englischer Herrschaft, heute noch französisch und Creol, ein verdorbenes Französisch mit Elementen der Negersprachen gemischt. England hatte s. Z. die Geltung des Code Napoléon und der französischen Sprache garantirt. Die Dampferverbindung, die bis zum Februar dieses Jahres durch die Messageries maritimes von Aden nach Mahé unterhalten wurde, ist nunmehr eingestellt, und nur noch nach Bombay und dem vier Tagereisen von Mahé entfernten Sansibar findet regelmäßiger Verkehr statt. In jüngster Zeit hat man die Seychellen als Gesundheitsstation von Sansibar oder Mauritius aus mit Erfolg für Fieberkranke benutzt, doch hat sich der Plan, dort eine dauernde Station zu gründen, bisher leider nicht verwirklichen lassen, trotz der prächtigen Naturbilder, die diese Felseninseln im blauen Meere dem Auge des Beschauers darbieten, und ihres gesunden Klimas. An der Trägheit der Bevölkerung mußte ein solcher Plan scheitern.

* **London**, 6. Juni. Die Geographische Gesellschaft hat ihre Denkmünzen vergeben. Die Gründer-Denkmünze erhielt Sir William Macgregor wegen seiner Forschungen in Neu-Guinea, die Patronen-Denkmünze St. George R. Littledale wegen seiner Reisen in Afrika, die Murchison-Prämie Yusuf Sharif Khan Bahadoor, indischer Ingenieur, wegen seines Buches über das persische Beludschistan, die Gill'sche Belohnung A. R. Low, canadischer Ingenieur, wegen seiner Forschungen in Labrador, die Back'sche Zuwendung J. B. Tyrrel wegen seiner Reisen in Nordost-Canada, die Cuthbert Peek'sche Zuwendung A. Sharpe wegen seiner Reisen in Mittelafrika. — Am 4. Juni starb hier der Professor der Medicin am King's College, Sir George Johnson. Der Verstorbene hat am meisten auf dem Gebiet der Nierenkrankheiten geleistet. Den Ritteritel erhielt er 1892. Er war außerordentlicher Leibarzt der Königin.

Neue Kataloge: Theodor Ackermann, München. Nr. 412: Französische Belletristik. — K. W. Hiersemann, Leipzig. Nr. 168: Napoleon I. u. s. Zeit. — Rudolph Lepke, Berlin: Galerie Heckscher, Wien; Versteigerung 9. Juni. Oelgemälde, Wiener Sammlung; Versteigerung 10. Juni. Sammlung Prof. Zur Straßen, Leipzig; Auction 11. Juni. — Officieller Katalog der K. bayer. Landes-Industrie-, Gewerbe- und Kunstausstellung in Nürnberg 1896. II. Abth. Bildende Kunst. 2. Aufl. Nürnberg, C. Schrag. — Hugo Helbing, München: Sammlung Dr. A. Walter, Neapel. Oelgemälde. Versteigerung 8. Juni. — Breitkopf u. Härtel, Leipzig: Musikalischer Monatsbericht 1896, Mai-Juni.

Jahrgang 1896. München, Mittwoch, 10. Juni. Nummer 132.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4. 50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7. 50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6. 80, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Heinrich v. Treitschke als akademischer Lehrer. Von Felix Krueger. — Die Schwefelgruben Siciliens. Von O. Planck. — Mittheilungen und Nachrichten.

Heinrich v. Treitschke als akademischer Lehrer.

Von Felix Krueger.*)

Der Frühling, der jetzt zu Ende geht, hat uns ein köstliches Leben zerstört. Im Mai ist Heinrich v. Treitschke von uns gegangen. Um ihn trauert unser deutsches Volk, dessen wechselreiche Geschichte er sein Leben lang aufzuhellen gestrebt, dessen Glück und Leid er durch alle Jahrhunderte nachempfunden. Nun gehört er selber der Geschichte an. Mit dem Jahrhundert, dem er seine Arbeit vorzugsweise gewidmet hat, wird sein Name verbunden bleiben, solange man deutsche Geschichte schreiben wird; denn er hat, wie wenige, auch das vielgestaltige Leben der Gegenwart verstehend und handelnd mitgelebt. Ein streitbarer Held in dem großen Kampfe der Geister, hat er mancherlei Ehre und auszeichnenden Beifall gefunden, daneben aber viel erbitterte Feindschaft geerntet, wie sie keinem erspart bleibt, der kraftvoll für die Zukunft und deßhalb auf die Gegenwart zu wirken sich bemüht. Als Politiker und auch als Gelehrter wird Treitschke wohl noch lange Zeit dem Hader der Parteien und der wissenschaftlichen Polemik ausgesetzt bleiben. Aber auch vom akademischen Katheder herab hat er im Laufe vieler Jahre auf Tausende gewirkt; und unter seinen Schülern war wohl keiner, der von der vornehmen Größe dieser Persönlichkeit nicht zum mindesten einen Hauch verspürt hätte. Viele aber schätzen sich noch heute glücklich, daß sie zu den Füßen eines solchen Lehrers haben sitzen dürfen, viele danken ihm eine unverlierbare Bereicherung und Vertiefung ihres Denkens und ihres ganzen geistigen Wesens.

Wer irgend für Schönheit der Rede, für den Reichthum insbesondere unsrer deutschen Sprache Sinn und Verständniß hatte, der pflegte zunächst die Form zu bewundern, in die Treitschke alles, was er sagte, zu kleiden wußte. Seine Beredsamkeit war nicht von der Art, die, wie ein loses Gewand, bloß schmückend, den mitzutheilenden Gedanken umgibt; sie war grundverschieden von der hohlen Feierlichkeit der gelehrten Phrase. Auf gewisse rhetorische Kunstmittel mehr äußerlicher Art, auf melodische Modulation, effectvolle Pausenbildung u. dergl. mußte er sogar, wenigstens in den letzten Jahren seines Lebens, wegen seines traurigen Gehörleidens fast völlig verzichten. Man mußte sich an diese bald stockende, bald sich überstürzende Redeweise erst gewöhnen. Aber wie schnell gelang das dem aufmerksamen Hörer; wie überreichlich wurde er für die kleine Mühe entschädigt durch die wahrhaft künstlerische Form dieser Reden, abgesehen noch von ihrem rein gedanklichen Inhalt! Allerdings konnte man hier zwischen Form und Inhalt überhaupt nicht scharf unterscheiden. Wer nach der Vorlesung einiges von dem, was er gehört hatte, sinnend noch einmal überdachte und nun den einen oder den anderen Gedanken in anderen, eigenen Worten wiederzugeben sich bemühte, der bemerkte wohl, wie es bei der freien, prosaischen Reproduction eines poetischen Kunstwerks zu geschehen pflegt, daß auf diese Weise gerade das Werthvollste verloren ging.

Wenn eines solchen Redners Mund durch den Tod für immer geschlossen wird, dann ist damit für sein Volk eine reiche Quelle des Schönen plötzlich versiegt. Treitschke's literarische Hinterlassenschaft mit all den stilistischen Perlen, die sie enthält, kann uns die unvergleichliche Kunst seiner Rede nicht ersetzen. Er stellte es als selbstverständliche Forderung hin, daß das gesprochene Wort vom geschriebenen sich unterscheiden solle, und geißelte scharf die Barbarei, die den papiernen Stil des Schreibtischs auf die Rednerbühne oder das Katheder überträgt. Durch eine Fülle von Beispielen aus dem Leben, aus der Natur und aus den Literaturen der verschiedensten Zeiten und Völker, durch Vergleiche selbst mit Werken der bildenden Kunst liebte er seine Gedanken zu illustriren. Da war alles lebendig, alles voll plastischer Anschaulichkeit. Mit offenen, scharf blickenden Augen hatte er fast alle die Länder und Völker geschaut, von denen er seinen Schülern berichtete. In Deutschland besonders war er so viel und so verständnißvoll gereist, daß er von sich rühmen konnte, keiner unter den jetzt lebenden Deutschen kenne wohl sein Vaterland genauer und aus unmittelbarerer Anschauung als er. So bekamen seine Schilderungen jenes lebensvolle Colorit, dem gegenüber die genaueste, gewissenhafteste Abhandlung eines anderen über denselben Gegenstand meist todt und farblos erschien.

Wie muß dieser Historiker auch seine papiernen Quellen studirt, wie muß er da zwischen den Zeilen gelesen haben! „Männer machen die Geschichte", so sagte er oft, wenn er sich einem jener Geister zuwandte, die im Guten oder im Schlimmen Führer und zugleich typische Vertreter ihrer Zeit gewesen sind. Mit liebender Sorgfalt, Zug um Zug, zeichnete er uns seine Helden. Galt es, einen der großen Neuerer oder Vollender zu schildern, Luther etwa oder den großen Friedrich, Stein oder Blücher, oder den eisernen Kanzler — dann fand er hinreißende Worte der Begeisterung, die zu Herzen gingen wie ergreifende, markige Gedichte. Zuweilen konnte er nur mit Mühe seiner Rührung Herr werden, wenn z. B. die ehrwürdige Gestalt des ersten Hohenzollernkaisers vor seine Seele trat. Leidenschaftlich, wie in seiner Verehrung, war er auch im Zorn oder Hasse. Ja, er konnte hassen mit der ganzen Gluth eines heißen Künstlerherzens, wo er etwa hohle Köpfe und schwache Herzen Unheil stiftend an führender Stelle fand, oder wo er einen mächtigen Feind dem politischen und geistigen Wachsthum Deutschlands entgegenarbeiten sah.

Aber immer suchte er die Menschen aus ihrer Zeit heraus zu verstehen und die Motive ihres Thuns bis ins kleinste aufzudecken. Wie nahe waren ihm z. B. alle die

*) Zuhörer aus den letzten Jahren.

Digitized by Google

Helden der Reformationszeit vertraut: Ulrich v. Hutten, der „volksbeliebte Junker, dessen Muse der Zorn war", oder der „rationalistische Republicaner" Zwingli, oder der „aristokratisch angelegte Calvin mit seinem harten, freudlosen Fanatismus"; — und auf der anderen Seite: Kaiser Karl, der „zugeknöpfte Spanier von unbezähmbarem Ehrgeiz", „schwunglos und im Innersten irreligiös", daneben sein „philisterhafter" Bruder Ferdinand, oder Moriz von Sachsen, diese „geschwinde meißnische Katze", zugleich aber „das einzige politische Talent unter den deutschen Fürsten jener Zeit"; — endlich, alle Mitlebenden überragend, Luther selbst, der „tiefsinnige Mystiker", der „Mann des deutschen Gewissens", gemüthvoller und milder als Calvin, „unduldsam" wiederum im Vergleich zu dem „aufgeklärteren" Zwingli, weniger politisch als beide, im ganzen aber doch der „freieste Geist des Jahrhunderts"! In die Heldenseele des großen Reformators hat Treitschke so wunderbar sich einzufühlen verstanden, daß es einem fast wie etwas selbstverständliches erschien, als er einmal, halb scherzend, erklärte, in seinen eigenen Adern fließe von mütterlicher Seite her ein Tröpflein Lutherblut.

Kleinere wußte Treitschke mit einem kurzen Satze, oft mit einem einzigen treffenden Worte unnachahmlich zu charakterisiren. Dummheit oder aufgeblasene Nichtigkeit wurde wohl mit einem drastischen Witzwort, wenn nicht mit grimmigem, beißendem Hohne bedacht. Aber niemals hatte man den Eindruck, daß dabei der äußerliche Effect beabsichtigt sei. Trat einmal unerwartet eine komische Wirkung hervor und äußerte sich das gar zu laut und anhaltend in studentischer Weise, dann fuhr wohl das glänzende, dunkle Auge des Redners unwillig über das Auditorium hin, zum Zeichen, daß es ihm bittrer Ernst sei, auch wo er satirische Peitschenhiebe glaube austheilen zu müssen.

Nicht nur einzelne besonders hervortretende Persönlichkeiten wußte er dem Hörer lebendig vor die Seele zu stellen: auch ganze Völker und sociale Gruppen, berathende Versammlungen, leidenschaftlich erregte Massen schilderte er mit der Meisterschaft eines feinfühlenden Künstlers. So malte er in seine „Geschichte des Zeitalters der Reformation" ein farbenprächtiges Bild hinein von dem buntbewegten, rohen und doch so poetischen Leben und Treiben der frumben Landsknechte. So zeichnete er mit wenigen sicheren Strichen die Physiognomie der fridericianischen Armee oder des Volksheeres von 1813, der aufständischen Bauern im 16. Jahrhundert, oder des Berliner Straßenkampfs von 1848, des Wiener Congresses oder des Frankfurter Parlaments.

Was in Treitschke's Vorlesungen einem jungen Studenten besonders imponiren mußte, das war seine souveräne Beherrschung des schier unübersehbaren Materials, sein staunenswerther Reichthum an selbsterarbeitetem positiven Wissen. Er verlangte von allen Lehrern, sie sollten selbst ungleich mehr wissen, als sie dem Schüler mitzutheilen hätten. Und fürwahr, er genügte dieser Forderung! Selten nannte er ein Buch oder sonst eine wissenschaftliche Quelle, Daten und Jahreszahlen traten in seinen Vorträgen völlig zurück; aber immer hatte der Hörer jenes beruhigende Gefühl der Sicherheit, wie es nur die Ausführungen eines tief gelehrten, überzeugten und sozusagen über seinem Stoffe stehenden Forschers zu erzeugen fähig sind. Ein rein „notizenmäßiges" Wissen schätzte Treitschke überaus gering; mit Verachtung sprach er von dem bloßen Chronisten oder dem „wandelnden Conversationslexikon" unter den Gelehrten. Und er durfte das; denn der reiche Schatz des Wissens, den er in einem Leben voll rastloser Arbeit sich erworben hatte, war ohne Rest in sein eigenstes, vielumfassendes Denken eingegangen und trug auch im einzelnen den Herrschaftsstempel seiner machtvollen Persönlichkeit. Dabei war er wie wenige Gelehrte der Grenzen des menschlichen Erkennens sich bewußt. „Die Logik ist nicht das höchste Gesetz der Weltgeschichte; die Theorie soll sich nicht überheben", — das waren Sätze, auf die er in vornehmer Selbstbescheidung immer wieder zurückkam. In der Tiefe der menschlichen Persönlichkeit fand er einen irrationalen Rest, der auch der eindringendsten gedanklichen Bemühung unzugänglich bleibe; gerade in den Aeußerungen des genialen Geistes, so meinte er, werde der rückblickende Historiker immer vieles finden, was zunächst als Widerspruch erscheine: „nur ein Flachkopf kann immer dasselbe sagen."

Gern citirte er den Satz Iherings, daß alles historische Berichten zugleich ein Richten sei, und vertheidigte damit die vielbefochtene „Subjectivität" seiner Geschichtschreibung; aber die bloßen Moralisten unter den Historikern waren ihm durchaus unsympathisch: in erster Linie gelte es, die Weltgeschichte zu begreifen, nicht sie moralisirend zu meistern oder gar unmännlich zu bejammern. An allem kraftvollen, zielstrebenden, lebenfördernden Handeln hatte er seine herzliche Freude, auch wo einmal conventionelle Moralvorschriften dadurch beiseite geschoben waren. Die schönen staatsphilosophischen Gedanken, die er überall durchblühen ließ und in den politischen Vorlesungen systematisch geordnet vortrug, erinnerten oft lebhaft an die kühne Lehre Machiavelli's vom Wesen und Ziel des Staates. In der That, lieber als die „Sonntagnachmittagsprediger in der Politik" war ihm dieser unerschrockene Denker, in dem er den eigentlichen Begründer moderner Staatswissenschaft verehrte.

Aber gerade in der Kritik Machiavelli's erwies sich Treitschke als völlig selbständiger Politiker und Moralphilosoph. Er bewunderte an diesem großen Menschen der Renaissance die consequente Durchführung der Machtidee, den neuen Gedanken der vollen Souveränetät des Staates und seiner Unabhängigkeit insbesondere von der Kirche. Aber, so führte er mehr als einmal aus, weil Machiavelli eine von der Kirche unabhängige Sittlichkeit nicht kennt, reißt er den Staat nicht bloß vom Papste, sondern auch von der Sittlichkeit los, vergißt er, daß der Staat, dessen Wesen allerdings „Macht" ist, in erster Linie sittliche Macht sein muß. Der Staat „kann nur stützen, was widerstehen kann", und umgekehrt: „nur die Mächte der Dauer und des Widerstandes, d. h. die Kräfte des Gemüths und des sittlichen Willens" sind wahrhaft staaterhaltend. „Das Leben ist zu ernst und zu hart für philanthropische Phrasen; aber der ist kein Realist, der die Wirklichkeit der sittlichen Kräfte verkennt." Mit solchen Ueberzeugungen lehrte Treitschke Politik und politische Moral. Es gab kaum ein Gebiet des politischen und gesellschaftlichen Lebens, das er dabei nicht berührt und in eigenartige Beleuchtung gerückt hätte. Ueber Staatsformen und Classengliederung, über Beamten- und Heeresorganisation, über Finanzpolitik und Unterrichtswesen, über kirchenpolitische und völkerrechtliche Fragen sprach er mit der gleichen Detailkenntniß und mit der gleichen Kraft der Ueberzeugung. Er hat über der Beschäftigung mit dem Vergangenen niemals die Gegenwart und ihre Bedürfnisse vergessen. Mit leidenschaftlichem Pathos bekämpfte er, was ihm als Schwäche unsrer Zeit und als Gefahr für die Zukunft erschien: das Ueberwiegen der socialen über die politischen Interessen, die „dämonische Macht des Geldes", die Ueberschätzung des todten Wissens. Mit Entschiedenheit, in immer neuer Fassung, verkündete er die alte Wahrheit, daß man die Menschen ebensowenig nach dem Geldbeutel, als nach der bloßen Intelligenz zu werthen habe, daß es vielmehr im Leben auf die Geschlossenheit und auf das Ganze der Persönlichkeit, in erster Linie aber auf die Stärke des Charakters und die Tiefe des

Digitized by Google

Gemüths ankomme. Im Jugendunterricht, so bemerkte er einmal in seiner aphoristischen Weise, sollte der Intellect immer nur als Mittel, nie als Endzweck betrachtet werden.

Auch Treitschke war trotz aller Gegenversicherungen übelwollender oder schlecht unterrichteter Gegner überzeugt, daß die Völker im allgemeinen „von unten her" sich verjüngen, und daß innerhalb eines Volkes alle gesetzlichen Bestimmungen oder wirthschaftlichen Zustände zu bekämpfen seien, die dem Aufsteigen der niederen Classen unübersteigliche Hindernisse in den Weg stellen. Nur begründete er solche Forderungen nicht mit liberalen Phrasen von der allgemeinen Gleichheit und der ursprünglichen Gleichberechtigung aller, sondern mit dem Hinweis darauf, daß die Kräfte des Gemüths und des Willens in den unteren Schichten der Gesellschaft ungebrochener und lebendiger zu sein pflegen, als in den oberen, als namentlich in alt gewordenen Aristokratien.

Mochte er unter dem Einfluß seiner eigensten Erfahrungen aus einer großen und politisch eminent bewegten Zeit, mochte er bei seiner tiefen Verehrung und seinem feinen Verständniß für alles Geistige und Schöpferisch-Geniale zuweilen die rein socialen, besonders die materiellen Fragen und Bedürfnisse des Tages und der großen Masse zu sehr in den Hintergrund stellen, mochte manchem unter der jungen Schaar seiner Schüler hie und da die Ueberzeugung sich aufdrängen, daß Treitschke von vorgefaßten Anschauungen nationaler, politischer und ästhetischer Art das Urtheil über rein wirthschaftliche Probleme, namentlich aber über die gewaltige socialistische Bewegung der neueren Zeit sich trüben lasse: solche „Einseitigkeit" konnte vielen nur ein heilsames Gegengewicht sein gegenüber jenem flach kosmopolitischen Geist und jener Ueberschätzung der bloßen Zahl, wie auch der rein materiellen Bedürfnisse, die heutzutage dem Studenten außerhalb des Hörsaals auf Schritt und Tritt einflußreich entgegentreten. Und, wo er im Irrthum war, wo er die Kritik herausforderte, da gab Treitschke dem aufmerksamen Hörer selbst die Mittel in die Hand, im einzelnen ihn zu corrigiren: durch die immer wiederkehrende Einschränkung, daß keine Theorie der reichen Vielgestaltigkeit des Lebens bis ins Kleinste gerecht zu werden vermöge, daß insbesondere das Genie des Geistes, wie auch das des Willens alle Regeln breche. Die höchste Instanz war und blieb ihm überall der Richterstuhl des sittlichen Bewußtseins. Was die Probleme des Wirthschaftslebens betrifft, so war er mit Gustav Schmoller, seinem ohne Zweifel bedeutendsten literarischen Gegner, gerade darin einig, daß es rein ökonomische Fragen (im engeren Sinne des Wortes) für ein Culturvolk nicht gebe, daß das wirthschaftliche Leben ganz wesentlich von geistigen und sittlichen Factoren beeinflußt werde, und das um so mehr, je höher es sich selbst entwickle.

Eindringende Studien, eine pietätvolle Verarbeitung seiner großen Hinterlassenschaft würden nöthig sein, um die ganze Tiefe, den ganzen Reichthum dieses bewundernswerthen Geistes zu erfassen. Jedem aber, der ihn als akademischen Lehrer recht gehört hat, wird Heinrich v. Treitschke unvergeßlich sein, als ein Redner von hinreißender Beredsamkeit, als ein Gelehrter von wahrhaft universalem, lebendigem Wissen, als ein muthvoller Bekenner einer glühenden Vaterlandsliebe und einer selbst errungenen, im edelsten Sinne aristokratischen, d. h. sittlichen Weltanschauung. Er hat, was bei großer Gelehrsamkeit nicht häufig ist, ein begeisterungsfähiges Herz und ein wunderbar tiefes Gemüth sich bewahrt bis ans Ende; vor allem: er war eine fest umschriebene, immer aufrechtstehende, willensmächtige Persönlichkeit. Ritterlich und treu, hat er seinen Idealen und dadurch für alle Zukunft dem Leben gedient.

Die Schwefelgruben Siciliens.

Um das sociale Problem in seiner furchtbarsten, überwältigendsten Gestalt sich vor Augen zu stellen, muß man nach Sicilien gehen. Nicht auf die Küsten darf man sich beschränken, wo allerdings auch unsägliches Elend zu finden wäre, aber doch untermischt mit weniger beklagenswerthen Zuständen, sondern man muß es im Innern der Insel suchen. Hier darf man indessen nicht das erbärmliche Leben des Feldarbeiters, der von früh bis spät bei tropischem Sonnenbrande in stundenweiter Entfernung von seinem Wohnorte das Feld seines Herrn bestellt, für das bejammernswürdigste erklären wollen. Beneidenswerth ist es vielmehr gegen das der Arbeiter in den Schwefelgruben.

Der Schwefel macht neben dem Ackerbau den Hauptreichthum der Insel aus. Mehr als 33,000 Menschen arbeiten in und bei den Gruben, aber man kann nicht einmal annähernd bestimmen, wie viele sonst noch davon leben, mittel- und unmittelbar: die Besitzer, die Verwalter, die Pächter, die Arbeiter und ihre Familien, die Kärrner und Eseltreiber, die Händler, die Schiffer, die Bahnen. Sicilien producirt mehr Schwefel, als alle anderen Staaten, die Schwefelminen besitzen, zusammengenommen. 1892 waren es 378,359 Tonnen von den 460,785, die im ganzen gewonnen wurden. Im Südosten der Insel, namentlich in den Provinzen Girgenti und Caltanisetta, sind die größten Schwefellager, und hier bietet der Abbau dieses Minerals das einzige Mittel zum Lebensunterhalt für die Bewohner dieser Landstriche.

Eigenthümlich an sich sind die Verhältnisse durch die ungeheure Verschiedenheit der Vertheilung des Grund und Bodens. Es herrscht hier ganz besonders das System der „Latifondi", die das Land entvölkern und wüstliegend machen, indem sie die Bevölkerung zwingen, in den weit auseinander gelegenen Ortschaften zu wohnen. Die Schwefelgruben sind im Besitz von Privaten auf ihrem eigenen, beschränkteren Landgut, oder in den Händen von Gesellschaften, die auf dem weiten Terrain (latifondo) eines Großgrundbesitzers mit diesem associirt sind — in beiden Fällen gibt der Landeigenthümer schwerlich Raum her, um Wohnstätten darauf auszuführen; daher kommt es, daß namentlich die Gruben der Gesellschaften oft ganz einsam auf freiem Felde liegen, denn auf den meilenweiten Strecken der „Latifondi", wo der Besitzer meist Ackerbau und Viehzucht treibt oder das Land zum Theil verpachtet hat, wenn er es nicht wüst liegen läßt, kann sich auch nicht das kleinste Gemeinwesen bilden. Dieser unnatürliche Zustand drückt gleicherweise auf die Land- und auf die Grubenarbeiter. Durch die entfernte Lage ihres Arbeitsfeldes sind sie gezwungen, die Woche über dort zu bleiben; sie kehren erst am Samstag spät nach Hause zurück, wo sie am nächsten Tage sich einmal ausruhen und etwas warme Speise in Gestalt von in Salzwasser gekochten Nudeln genießen können, wogegen sie in der Woche drei Tage lang von dem mitgenommenen Brode leben und die anderen drei von dem, was ihre Angehörigen ihnen dann zutragen, oder sie sich mit Preisgabe der halben Nachtruhe von ihrem Hause holten. Zu diesem bald ausgedörrten Brod essen sie einige rohe Zwiebeln und dergleichen und trinken, wenn sie es sich, oft von weither, verschaffen können, etwas Wasser — aber was für Wasser — abgestanden, übelriechend, ekelerregend, schwefelhaltig!

Die ganze männliche Bevölkerung, selbst Knaben vom achten Lebensjahre an, arbeitet in den Gruben. Allerdings ist es untersagt, Knaben unter zwölf Jahren dort zu beschäftigen, aber sie selbst suchen dies Verbot zu umgehen, denn sie wissen, daß sie verdienen müssen, um auch ein wenig zum Erwerb beizutragen. Aus übergroßer Armuth haben die Eltern sie zudem zu der furchtbaren Arbeit verhandelt, verkauft um eine kleine Summe, die sie gerade

Digitized by Google

dringend brauchten, und die sich sonst zu beschaffen ihnen unmöglich war, — als Pfand gegeben für eine Schuld, die sie nie werden bezahlen können! — Das kommt daher, daß die Pächter oder die Verwalter der Gruben auch meist die einzigen Geschäftsleute im Ort sind, und wer nur etwas zu kaufen hat, seien es Lebensmittel oder andere Waare, auf sie angewiesen ist. So sind die armen Leute ganz in den Händen solch gewissenloser Händler, die mit größter Bereitwilligkeit bis zu einem gewissen Punkte anschreiben, aber ihre schlechte Waare zu einem übermäßigen Preise berechnen. In seiner Eigenschaft als Grubenverwalter zieht so ein Halbabschneider dann bei der Auszahlung dem Hausvater die der Frau gemachten Vorschüsse ab, oder er bezahlt, wenn noch etwas zugute bleibt, mit muffigem Mehl oder sonstigen verdorbenen Sachen. Kann aber die Schuld bei der Abrechnung nicht ausgeglichen werden, so bringt so ein armes Weib eben ihren Jungen, dessen Arbeit die Verpflichtungen decken soll — und nie deckt, denn das Anschreiben geht fort, da ja jeder Tag neue Anforderungen macht.

Leidenschaftslos soll in Nachfolgendem durch Wort und Zahl das Leben jener unglücklichen Troglodyten der Neuzeit beleuchtet werden; es soll nicht mit dem Zorn gesprochen werden, der den menschlich Fühlenden ergreift, der sie in die schauerliche Nacht der Gruben hinabsteigen sieht und nicht weiß, wen er doch verantwortlich machen soll für das entsetzliche Schauspiel. Wer sich nie selbst in solchen Höllenschlund versenkt hat, — wer nie gesehen hat, wie in jenem Gewirr von dunklen Schlängelwegen so viele menschliche Geschöpfe in einem schrecklichen Zustande leben — oder vielmehr leiden, wie sie eine Luft athmen, die sie langsam vergiftet, wenn sie sie nicht auf einen Stoß tödtet, — wie sie unter Gewölben, die jeden Augenblick einstürzen können, mit den Füßen in schlammigem Wasser kauern, — nackt, — keuchend, — bei jedem Pickenhiebe, den sie in das Gestein thun, den Tod zur Seite — — wer das nicht selbst gesehen hat, der könnte versucht sein, jene Thatsachen — und leider sind es nur zu unbestrittene Thatsachen! — für poetische Lügen, für falsche Romantik eines überreizten Gehirns zu halten, und die Schauder der Gruben der pessimistischen Geistesrichtung des Berichtenden zuschreiben.

Es gibt in Sicilien ca. 400 kleinere Gruben, die weniger als 2000 Tonnen Schwefel im Jahr fördern. Dort ist die Arbeit am mühseligsten, gefährlichsten, da durchaus keine Sicherheitsmaßregeln vorhanden sind. Ein Gesetz, welches die Grubenbesitzer für solche Versäumniß bestraft, gibt es noch nicht; allerdings gibt es eins, das genügende Oeffnungen und Ventilationen vorschreibt, das verordnet, Medicamente stets bereit zu halten, einen Arzt zur Hand zu haben — aber das ist alles nur todter Buchstabe! Eine immer drohende Gefahr besteht in der Natur des Materials und des Terrains, welches hinunterführt; häufig sind daher Grubenbrände und Erdrutsche, in Folge dessen Verschüttungen. So wurden 1886 in der Grube „Mietina“ 142 Pickeniere und Carusi verschüttet. Sonnino besuchte eine Grube, welche brannte; da der Brand abgegrenzt war, konnte trotzdem darin gearbeitet werden, aber bei 38° R.!

Wenn man von der üppigen, lachenden Nordküste Siciliens sich nach dem Innern wendet und die Bergkette der Monti Madonna überschritten hat, sieht man sich plötzlich in einer ganz veränderten Landschaft. Verschwunden sind die Oliven- und Weingärten, verschwunden die Orangenhaine und die kleinen Ortschaften und einzelnen Landhäuser inmitten von Obstgärten und Kornfeldern! Ueber wild zerklüftete, kahle Berge steigt man in ein hügliges, wasserarmes Gelände hinab, wo oft weder Baum noch Strauch, weder Haus noch Hüttchen weit und breit zu sehen ist, wo auf sonnenverbranntem, klaffendem Boden Disteln und Gestrüpp, alles in gleich goldigbrauner Farbe, die einzige Spur von Vegetation bieten, höchstens noch an felsichten Abhängen die phantastischen Formen der graugrünen indischen Feige sich erheben. In weiter Ferne entdeckt man vielleicht eine Ortschaft, auch sie in der Localfarbe, die mit den umgebenden Felsen in eine Masse verschmilzt. Ueber die weite Landschaft spannt sich ein lieblauer, wolkenloser Himmel, von dem eine Tropensonne erbarmungslos auf die schattenlose Gegend niederbrennt. Die Saharal fühlt man sich versucht, zu rufen. Hier und da, in großen Abständen von einander, bemerkt man einen übelfarbenen Rauch schwer und unbeweglich über einer Stelle schweben — dort sind die Schwefelgruben. Wir wollen eine derselben aufsuchen (in Wirklichkeit ein kaum ausführbares Unternehmen) und folgen dem beschwerlichen, kaum gangbaren steinichten Weg, den gerade eine Reihe Kärrner und Eseltreiber mit schwer beladenem Karren oder Thier uns entgegen ziehen. Je näher wir der Rauchwolke kommen, desto unerträglicher wird die Hitze, desto mühsamer das Athmen der Luft, die von einem scharfen Schwefelgeruch gesättigt ist, desto dichter ist der Erdboden mit einem gelbgrauen Pulver überstreut. Noch eine Biegung um eine Bodenerhebung, und wir sind am Ziel. Wir sehen einige niedrige, langgestreckte Schuppen, die den Arbeitern in ihrer freien Zeit als Aufenthaltsort und als Schlafstellen — soweit der Platz reicht — dienen, davor in einer Bodenvertiefung die Schmelzöfen, an einer andern Stelle die Knelerei und circa 50 Meter weiterhin einige Nischen in Mauerwerk — der Eingang zu den Schächten. Rings um den Platz liegen große, für den Transport fertige Schwefelquadern von circa 66 Kilogramm Gewicht. An den Schmelzöfen stehen die halbnackten Arbeiter, die ihre Arbeit in der Sonne machen müssen — sie ist fürchterlich. Schwefeldämpfe entsteigen der Stelle, und jeder Schaufelschlag ist von einem Hustenanfall begleitet. Kinder tragen das Rohmaterial zu, welches, nachdem es geschmolzen, von den Knelern angefangen und geknetet, dann vom Former in die Form gebracht wird, in der es in den Handel kommt. Aber beneidenswerth ist das schwere Tageswerk dieser Arbeiter immer noch im Vergleich zu dem der Tausende, die im Innern der Erde arbeiten und das Rohmaterial heraufschaffen. Da sind die „Pickeniere“ (= Hauer) und die „Carusi“ (Caruso ist das sicilianische Wort für „Junge“) — erstere brechen den Schwefel aus den Gängen und laden ihn den Carusi auf, die ihn auf die Oberfläche tragen. Hier stehen wir vor den bejammernswerthesten unter allen menschlichen Wesen, vor allem ist die Noth der Kinder herzzerreißend.

Wir haben uns einer der schwarz gähnenden Oeffnungen genähert; eine pestilenzialische Grabesluft haucht uns daraus entgegen. Wir versuchen hinunterzublicken und entdecken in der Tiefe einen Lichtpunkt. Derselbe kommt näher und ihm folgen andere; aber jetzt dringen auch Klagelaute, verzweifeltes Schluchzen, Aechzen, Stöhnen, Seufzen an unser Ohr, dann sehen wir mit schnellen Schritten einen nackten Knaben auftauchen, dem andere folgen. Welch ein Anblick! Auf blutrünstiger oder verschwielter Schulter tragen sie Körbe oder Säcke voll Rohmaterial, im Arm noch ein großes Stück — im ganzen je nach Alter 25—80 Kilogramm — am Kopf haben sie ein Grubenlämpchen. Gebeugt unter ihrer furchtbaren Last, mit gekrümmtem Rücken, eingeknickten Beinen, schweißtriefend treten sie in die freie Luft, wo oft ein scharfer Gebirgswind weht; sie eilen mit wankenden Knieen 40—50 Meter weit bis zum Abladeplatz, entledigen sich schnell ihrer Last und verschwinden, wie sie gekommen sind, in dem finstern Schlunde. Wollen wir ihnen folgen? In Wirklichkeit könnten wir das nie thun, wir würden ja nicht einmal bis zu dieser Stelle gedrungen sein, aber die wenigen Menschenfreunde, die es

Digitized by Google

durchgesetzt haben, wußten von den Gräueln da unten zu erzählen, daß es einen kalt überrieseln muß. Ein enger Schacht von 50—80 Grad Steigung führt auf unregelmäßigen, 20—40 Centimeter hohen Stufen, die nur 15 bis 20 Centimeter breit sind, so daß der Fuß kaum darauf eine Stütze finden kann, hinab. Oft geht es auf eine so halsbrechende Weise 75 Meter fast senkrecht hinunter. Unten zweigen sich nach allen Richtungen Tunnel, „Gallerien" ab, die oft an 100 Meter und darüber lang sind, dazu gewunden und gekrümmt, denn man mußte den launenhaften Zügen der Schwefeladern folgen. Diese Gänge sind 1,30—1,80 Meter hoch, 1—1,20 breit, bisweilen aber auch nur 0,80. Die Kinder, die mit Blitzesschnelle unten angekommen sind, vertheilen sich eilends in den Gängen. Sie suchen ihren Pickenier auf, der während ihres Aufstiegs neues Material zum Heraufbefördern geschafft hat — wehe den armen Jungen, wenn sie sich haben erwarten lassen! Die Pickeniere sind für 8—10 Stunden an diesen höllischen Aufenthaltsort gebannt. Furchtbar ist ihre Arbeit. Im dürftigen Schein eines Grubenlichtes liegen, knien oder hocken sie auf dem scharfkantigen Boden und picken, klopfen, brechen los; die entsetzlichste Luft, oft noch mehr verdorben durch sich entwickelndes Schwefelwasserstoffgas oder andere, das Athmen erschwerende Gase, an Orten, die zudem schlecht oder gar nicht ventilirt sind, stellt ihnen ein langes Siechthum und sicheren Tod in Aussicht. Ohne Ruhepause müssen sie arbeiten, denn ihre „Carusi", von denen jeder zwei bis drei hat, dürfen nicht warten, sonst bekommen sie die vorgeschriebene Anzahl von Aufstiegen nicht heraus. Gewöhnlich ist der Caruso gehorsam und willig, nur manchmal, wenn er zu unmenschlich behandelt wird, lehnt er sich auf und läuft weg — dann kommen Scenen vor, die in „Onkel Toms Hütte" zu gehören scheinen: der nackte Knabe flieht über das sonnenverbrannte steinige Feld, der wüthende Pickenier hinterdrein; man kann ihn nicht hindern, den Knaben, den er bald genug eingeholt hat, zu bestrafen, wie es ihm gefällt. Derselbe ist ganz in seiner Gewalt, denn er hat sich ihn gekauft für eine elende Summe, die die Eltern für ihn forderten. Stockschläge, Fußtritte, Mißhandlungen jeder Art sind so wie so an der Tagesordnung, und wenn ein armes Kind davon stirbt, so heißt es doch nur, daß es eines natürlichen Todes gestorben sei, und weder Arzt noch Gericht stellt je eine Untersuchung an. Aber auch der Pickenier ist schlimm daran. Auch er hat den Leidensweg als Caruso durchgemacht und war mit 17 oder 18 Jahren Pickenier geworden. Auch er hat sich von neuem wie zum Sklaven verkauft, denn er hat von seinem Vorgesetzten zur Anschaffung der Werkzeuge Vorschüsse erhalten, die er nie zurückzahlen kann.

Wenn man nun fragt, wieviel diese Parias des Menschengeschlechts bei ihrer todbringenden Arbeit verdienen, so kann man nur sagen: einen Hungerlohn. Von seinem Tagelohn, der 2—3 Lire (1 Lira = 80 Pf.) beträgt, hat jeder das Oel für die Lampen, das Pulver für die Minen, das Schleifen seiner Werkzeuge vorweg zu nehmen; von dem Rest nimmt er die eine Hälfte für sich und vertheilt die andere zwischen seinen Carusi. Nun wird ihm aber, wie schon erwähnt, sein Lohn nicht ganz in baar ausgezahlt, sondern oft in Waaren, namentlich minderwerthigem Mehl u. dgl., und er gibt dann seinerseits den Carusi dasselbe. Wenn die Abrechnung gemacht wird, so behält außerdem der Verwalter von allen Arbeitern 2 Procent für die Madonna, (!) 2 für Wasser, 2 für den Schmied, 2 für den Wächter und 1 für das Auswechseln zurück, denn er muß in kleiner Münze bezahlen. Nach diesem kann man verstehen, daß alle: Pickeniere und Carusi, Pumpenmacher, Ausbesserer, Kneter und Brenner, Fuhrleute und Eseltreiber schlecht, sehr schlecht bezahlt werden, und daß es eine himmelschreiende Grausamkeit wäre, wenn die Ausbeuter der Gruben, durch die niedrigen Marktpreise gedrückt, sich an ihren Arbeitern schadlos halten wollten. Ist es doch für diese eine Lebensfrage, die einzige Möglichkeit, sich vor dem Verhungern zu schützen. Arbeiten doch selbst, von der Noth getrieben, Wittwen oder von ihren Männern verlassene Frauen auf den Schmelz- und Knetplätzen, ja Mädchen von 9—16 Jahren drängen sich manchmal hinzu, um „den Caruso zu machen". Trotzdem verboten ist, Mädchen unterirdisch zu beschäftigen, so nimmt man sie doch an, wenn die Arbeit drängt. Für einen Lohn von 40—60 Cts. arbeiten sie außerhalb 10—12 Stunden, unterhalb 7—8, indem sie 35 kgr auf dem Kopf tragen, d. i. 10 kgr mehr, als in Erythräa ein abessynischer Lastträger! Und man dürfte nicht darauf dringen, daß jenes Verbot streng durchgeführt werde. Man würde dadurch viele unglückliche Geschöpfe, meistens Waisen, ins tiefste Hungerelend stürzen, denn sie fänden in ihrem armseligen Wohnort durchaus keinen anderen Verdienst, und fortgehen, anderswo einen Dienst suchen, ist unmöglich! Niemand würde aus jenen, wegen ihrer Lasterhaftigkeit und Roheit verrufenen Orten eine Magd annehmen.

Es ist nicht zu verwundern, daß die ganze Bevölkerung der Schwefelbezirke durch die anhaltend ungenügende Ernährung, verbunden mit den übermäßigen Anstrengungen, immer zwischen einem Zustand fieberhafter Erregung und krankhafter Erschöpfung wechselt, daß die Sterblichkeit sehr groß ist, und daß es dort keine alten Leute gibt. Daß der ganze Organismus auch der jungen Männer schon ruinirt ist, beweist die Thatsache, wonach von 3872 Militärpflichtigen nur 202 für den Dienst tauglich gefunden wurden. — Natürlich ist keine Spur von Elementarunterricht vorhanden. Nach den statistischen Feststellungen weist die Provinz Girgenti 68.47% Analphabeten unter Brautleuten auf, die Provinz Caltanisetta sogar 75%. Es ist ein trauriges Zeugniß für die Machtlosigkeit der italienischen Regierung, daß sie den allgemeinen Procentsatz der Analphabeten, der i. J. 1871 in der Provinz Caltanisetta 91.60 betrug, in zehn Jahren nur bis auf 86.50 herunterzusetzen konnte. — Auf gleicher Stufe mit dem Elementarunterricht steht der religiöse. Freilich besuchen die Schwefelarbeiter des Sonntags regelmäßig die Messe, machen auch, ehe sie einfahren, das Zeichen des Kreuzes; das ist aber nur leere Form, kann nur eine solche sein, denn nie sind sie in den Lehren des Christenthums unterwiesen worden, und sie fragen auch durchaus nichts darnach. Aber was an Unsittlichkeit und schandbaren Verbrechen an einem Herd lasterhafter, verderbter und brutaler Leidenschaften von geistig und physisch verkommenen, verthierten, verwilderten Leuten verübt werden kann, das ist bei ihnen an der Tagesordnung, wie das bei Menschen, die auf der alleruntersten Stufe der Gesittung stehen, nicht anders zu erwarten ist. Schon die Flüche und Verwünschungen, durch die sie ihrem Schmerz und Ungemach Luft machen, sind bezeichnend. „Verflucht sei meine Mutter, die mich geboren hat! — Mir wäre besser, daß ich als Schwein auf die Welt gekommen wäre, dann hätte man mich doch wenigstens nach einem Jahr geschlachtet, und es wäre zu Ende mit mir gewesen!" — Selbst ihre dürftige Speise verfluchen sie: „Geh'! Verdirb meine Leber! Vergifte mich!" — — — Der Sonntag ist der einzige Tag, an dem diese Ausgestoßenen einmal aufathmen können und sich ihres Daseins auf ihre Weise freuen. Sie halten diesen Tag darum sehr hoch, machen sich so schmuck, wie sie können; es gibt Musik und Tanz, und wenn sie Geld haben, verjubeln sie es. Sie zeigen sich dann auch sehr von sich eingenommen und von einer ausgelassenen Lustigkeit bei ihren Vergnügungen. Schon seit Jahren sind aber die

Zeiten sehr schlecht, die Löhne werden niedriger und es ist schwer, fortlaufende Arbeit zu haben. Da vergeht ihnen das Schlemmen und das Sparen; doch auch in besseren Zeiten haben sie nie die Gelegenheit benutzt, etwas in die Sparcasse einzulegen. Wozu auch? Ein früher Tod ist ihnen ja gewiß, und für ihre Familie einen Sparpfennig zu hinterlassen, liegt ihnen fern! — Die Schwefelarbeiter heirathen sehr früh; ein achtzehnjähriger Ehemann und eine vierzehnjährige Frau sind keine Seltenheit. Leidenschaftlich und gewaltthätig sind sie in ihrer Liebe und in ihrem Haß, zu rasender Eifersucht geneigt und oft von entsetzlicher Roheit gegen Weib und Kinder.

Die Regierung steht dem furchtbaren Nothstande, in dem eine ganze Bevölkerung schmachtet, nicht gleichgültig gegenüber; aber alle ihre Maßregeln, Verordnungen und Verbote sind doch nur Schläge ins Wasser. Wollte sie die Kinderarbeit in den Gruben verbieten, so würde sie alle Betheiligten zum Hungertode verurtheilen und die Gruben müßten verlassen werden, denn die Kinder sind nothwendig, da ihre kleinen, schmalen Körper allein durch die oft niedrigen und engen Gänge mit Lasten auf Kopf oder Schultern sich unbehindert fortbewegen können, nur sie mit flinken Füßen hinauf und hinab steigen. Wenn alle Gruben, wie es in der That schon einige haben, Rollbahn und Aufzug hätten, so würden die Carusi noch nicht überflüssig sein, der schwerste Theil ihrer Aufgabe bliebe ihnen aber erspart — sollten aber die kleinen Grubenbesitzer, die sich bei den niedrigen Schwefelpreisen kaum über Wasser halten können, zu jenen kostspieligen Anschaffungen gezwungen werden, so würde das ihr Ruin sein, und sie sähen sich veranlaßt, lieber die Grube ganz zu schließen — und dann wäre mit der allgemeinen Arbeitslosigkeit das Unglück ja erst recht groß! — — — Man hat im Auge, die Kinder nur halbtägig arbeiten zu lassen, um dann für ihre körperliche und intellectuelle Entwicklung etwas thun zu können, — die Grubenverwaltung selbst sollte für den regelmäßigen Schulbesuch der Kinder verantwortlich gemacht werden; man hofft auf Besserung, wenn Bezahlungen regelmäßig und baar gemacht werden müssen und dem Grubenverwalter der Handelsbetrieb im Ort untersagt wird; man hat manchen vernünftigen, praktischen Vorschlag gemacht. Aber alles dieses würde nur wenig wirksam sein und sich immer nur als Flickwerk ausweisen, solange in der Bevölkerung kein „Nährstand" ist, kein die eigene Scholle bebauender, seßhafter Stand, der in jenen Gegenden durchaus fehlt. Und die Hauptursache der vielerlei Uebel, die jene Gegend bedrücken, ist offenbar die ungeheure Verschiedenheit in der Vertheilung des Eigenthums. Hier ist jedoch der heikle Punkt, dessen Erwähnung schon den Ohren der Großgrundbesitzer, die, wie der Ministerpräsident Rudini, Latifondi von meilenweiter Ausdehnung ihr eigen nennen, sehr mißtönend klingt; es ist offenbar, daß ihr guter Wille, den im wahren Sinne Enterbten zu helfen, aufhört, wo das persönliche Interesse anfängt.

O. Planck.

Mittheilungen und Nachrichten.

Kantstudien. Philosophische Zeitschrift unter Mitwirkung von C. Abicht, E. Boutroux, Edw. Caird, C. Cantoni, J. E. Creighton, W. Dilthey, B. Erdmann, K. Fischer, M. Heinze, R. Reicke, A. Riehl, W. Windelband und anderen Fachgenossen herausgegeben von Dr. Hans Vaihinger, o. ö. Professor der Philosophie an der Universität Halle a. S. Hamburg u. Leipzig, Leopold Voß. Bd. I, Heft 1, April 1896. — Unter dem obigen Titel erscheint seit April dieses Jahres eine neue philosophische, Kant und seiner Philosophie gewidmete Zeitschrift, welche diese Zeilen der wohlwollenden Beachtung weiterer Kreise empfehlen möchten, soweit ein derartiges Unternehmen angesichts der über das engere Gebiet der Philosophie anerkanntermaßen weit hinausreichenden Bedeutung Kants einer besonderen Empfehlung überhaupt noch bedarf. Diese auch von den schärfsten Gegnern seiner Philosophie nicht zu leugnende thatsächliche Bedeutung Kants einerseits, der mit der Erkenntniß dieser Bedeutung stetig gewachsene, von Jahr zu Jahr mehr anschwellende Umfang der ihn behandelnden Publicationen andererseits, sowie endlich der schier endlose Streit der Meinungen über Sinn und Werth der Kantischen Gedanken machten es wünschenswerth, ein Centralorgan zu schaffen, welches — ähnlich wie bei Goethe, Shakespeare u. a. — für die Kantliteratur des In- und Auslandes einen einigenden Mittelpunkt bilden könne. Ein solches Centralorgan wollen die „Kantstudien" sein. Sie bezwecken in erster Linie, sich in den Dienst der Kantforschung selbst zu stellen und sie durch Originalbeiträge unmittelbar zu fördern, und zwar sowohl in historischer als in systematischer Hinsicht. In ersterer Hinsicht wollen sie sowohl die historische Kenntniß der Kantischen Philosophie durch Publication noch ungedruckter Kantiana — in einer besonderen Abtheilung Inedita Kantiana — bereichern, als auch die historische Erkenntniß derselben durch entwicklungsgeschichtliche und psychologische Erklärung der Entstehung und Ausbildung ihrer grundlegenden Gedanken vertiefen und fördern. Um diese Aufgabe gründlich zu lösen, soll auch der gesammte historische Untergrund, in welchem die Probleme und Aufgaben der Kantischen Philosophie wurzeln, also die Philosophie des 18., ja auch die des 17. Jahrhunderts bis zurück zu Descartes und Bacon mit in das Arbeitsgebiet der „Kantstudien" hineingezogen werden. Endlich soll auch die Einwirkung des Kantischen Denkens auf die Philosophie, die Literatur und die Wissenschaften des 18. (Schiller) und des 19. Jahrhunderts, sowohl in Deutschland als im Auslande, zur Erörterung gelangen. — Die historische Erforschung der Entwicklung der Kantischen Philosophie bildet aber zugleich die unentbehrliche Voraussetzung für die Lösung der ersten Aufgabe, welche die „Kantstudien" sich in systematischer Hinsicht stellen und welche ihr Herausgeber in seinem „Commentar zu Kants Kritik der reinen Vernunft" bereits so erfolgreich in Angriff genommen hat: die Anbahnung einer richtigen und wissenschaftlich gesicherten Auffassung der Kantischen Philosophie im ganzen und im einzelnen. Diesem Zweck dienen auch die „Exegetischen und textkritischen Miscellen", welche sich die Interpretation schwieriger und dunkler Einzelstellen, an denen Kants Werke ja so reich sind, zur Aufgabe machen. Das richtige Verständniß des Sinnes der Kantischen Philosophie bildet wiederum die unentbehrliche Grundlage für die weitere Aufgabe, welcher die „Kantstudien" in systematischer Hinsicht dienen wollen: eine Verständigung über den Werth und die Richtigkeit der Kantischen Gedanken, eine wahrhaft wissenschaftliche Beurtheilung der Kantischen Philosophie herbeizuführen. Um diesem Ziele nach Möglichkeit nähere zu kommen, sollen alle Parteien zum Wort kommen und der Polemik wie der Apologetik gleiche Rechte eingeräumt werden.

Neben der intensiven originalen Mitarbeit an der Kantforschung selbst, welcher der bisher besprochene Theil des Arbeitsprogrammes dient, verfolgen aber die „Kantstudien" noch den weiteren, kaum minder wichtigen Zweck, ihre Leser über den Stand der gesammten Kantforschung des In- und Auslandes fortlaufend zu unterrichten. Dies geschieht durch Recensionen, welche zugleich eine sachliche Förderung der behandelten Probleme anstreben sollen, kurze Selbstanzeigen der Verfasser neuer Kantschriften über den Inhalt derselben und Literaturberichte, welche im Interesse möglichster Vollständigkeit auch alle nicht über Kant speciell handelnden, aber direct oder indirect auf ihn Bezug nehmenden Publicationen berücksichtigen sollen. Eine Anzahl hervorragender Gelehrter des Auslandes wird über die außerdeutsche Kantliteratur in regelmäßigen Jahresberichten Bericht erstatten, und zwar in deutscher, englischer, französischer und italienischer Sprache, wie denn auch, der Universalität der Kantischen Philosophie entsprechend, Originalbeiträge in diesen vier Hauptculturssprachen Aufnahme finden werden. Eine Abtheilung: „Varia" wird alle sonstigen auf Kant bezüglichen und in den übrigen Abtheilungen nicht unterzubringenden Mittheilungen, Anzeigen (z. B. in Vorbereitung befindlicher Schriften über Kant), Anfragen ꝛc. enthalten.

Eine besondere Bedeutung erhalten die „Kantstudien" noch durch ihre Verbindung mit der von der kgl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin geplanten neuen großen Kantausgabe. Indem sie sich die Veröffentlichung der für die Herstellung dieser Ausgabe nöthigen Vorstudien angelegen sein lassen, stellen sich die „Kantstudien" direct in den Dienst dieses großen Unternehmens, über dessen Fortschreiten sie hiebuch, sowie durch authentische Berichte — der geistige Leiter des ganzen Unternehmens, Prof. Dilthey, und

Digitized by Google

seine hervorragendsten Mitarbeiter sind in die Redaction der „Kantstudien" eingetreten — die beste und zuverlässigste Auskunft geben.

Man sieht, es ist ein umfassendes und schwieriges Programm, welches die „Kantstudien" vertreten zu wollen versprechen. Der Name des Herausgebers und seiner Mitarbeiter bürgt aber dafür, daß es in dem Sinne, in dem es geplant wurde, auch zur Ausführung gelangen wird. Der Inhalt des vorliegenden ersten Heftes — die „Kantstudien" erscheinen in zwanglosen Heften, die zu Bänden von ca. 30 Bogen (Preis des Bandes 12 Mark) zusammengefaßt werden — rechtfertigt denn auch durchaus die Erwartungen, die man von einem von so hervorragenden Kräften geleiteten Unternehmen hegen durfte. Außer einem Einführungsartikel des Herausgebers, der das Programm der Zeitschrift entwickelt, enthält es vier Originalbeiträge, von denen Adickes' Abhandlung über „die bewegenden Kräfte in Kants philosophischer Entwicklung und die beiden Pole seines Systems I." in historischer wie systematischer Hinsicht eine ganz besondere Bedeutung in Anspruch nehmen darf, eine Anzahl Recensionen, Selbstanzeigen, einen Literaturbericht, Inedita Kantiana, exegetische Miscellen, wichtige Mittheilungen über die neue Kantausgabe und eine Reihe sehr interessanter Varia, u. a. ein Verzeichniß der Kant betreffenden Vorlesungen im Wintersemester 1895/96, Preisaufgaben über Kants Philosophie, Kants Wappen ꝛc. ꝛc. Für die folgenden Hefte haben eine ganze Reihe hervorragender Forscher eine große Anzahl werthvoller Beiträge zugesagt. Möchte denn die Hoffnung des um die Kantforschung hochverdienten Herausgebers der „Kantstudien", auf die thätige Förderung und Theilnahme aller philosophisch Interessirten im In- und Auslande rechnen zu können, sich im erhöhten Maße erfüllen und die neue Zeitschrift dadurch in den Stand gesetzt werden, uns eine authentische und gewisse Erkenntniß des Wesens der Kantischen Philosophie und damit eine sichere Grundlage für eine wahre und endgültige Beurtheilung derselben zu verschaffen, sich selbst aber dadurch ein unschätzbares Verdienst nicht nur um die Kantische, sondern um die Philosophie überhaupt zu erwerben.

Marburg. 2. Busse.

* **Volkszählung in Mexico.** Der statistische Dienst ist in Mexico durch ein umfassendes Grundlagengesetz („Ley de Estadistica") vom 10. Juni 1883 geregelt, welches u. a. Bestimmungen über das Volkszählungswesen enthält. (Man vergleiche mein „Allgem. Statistisches Archiv", III. Jahrgang, S. 466, Tübingen, 1893.) Die erste auf dieser Grundlage vorgenommene allgemeine Volkszählung in der mexicanischen Republik hat nun am 20. October 1895 stattgefunden. Soeben erhalte ich eins vom 21. Februar 1896 datirte und vom Generaldirector der Statistik, Antonio Penafiel, gezeichnete Uebersicht der Hauptergebnisse dieser Volkszählung für das Gesammtgebiet der Republik und die 27 einzelnen Staaten, bezw. die 3 Districte und das 1 Territorium, aus welchen die Republik besteht. Die gesammte ortsanwesende Bevölkerung (poblacion de hecho) der Republik Mexico beläuft sich hiernach auf 12,570,195 Personen. In den periodischen Veröffentlichungen der Generaldirection war die Bevölkerung im Jahre 1892 auf etwas über 11½ Millionen geschätzt. Nach der jüngsten Zählung vom 20. October 1895 haben zwei Staaten mehr als 1 Million Einwohner, nämlich Guanajuato (1,047,238) und Jalisco (1,107,863). Der „Staat" Mexico hat 838,737 Einwohner, wovon 339,935 auf die Stadt Mexico treffen. Die beiden nächstgrößten Städte, welche jedoch den immer üblicher werdenden Normalsatz für eine Großstadt (100,000 Einwohner) nicht erreichen, sind Puebla mit 91,917 und Guadalajara mit 83,870 Einwohnern (ortsanwesende Bevölkerung).

Straßburg, 8. Juni 1896. Georg v. Mayr.

* **Ueber die wissenschaftlichen Aussichten der Andrée'schen Ballon-Polarexpedition**, die nunmehr Gothenburg verlassen hat, um sich zunächst nach Spitzbergen zu begeben, läßt sich ein Sachkundiger in der „Voss. Allg. Ztg." folgendermaßen vernehmen: „Wo es sich um die Durchquerung eines gänzlich unbekannten Gebietes handelt, ist die geographische Orientirung das wichtigste Problem. Der Luftschiffer pflegt sonst seine Route nach den Punkten zu zeichnen, die er auf der Erde erkennt. Wo, wie in diesem Falle, keine derartigen Anhaltspunkte vorliegen, ist er auf eine ähnliche Art der Orientirung angewiesen wie der Schiffer auf offenem Meere, nämlich auf die Messung der magnetischen Richtung mit dem Compaß und auf die Messung von Sonnenhöhen mit dem Sextanten. Was den ersten Fall betrifft, so hat bekanntlich die magnetische Richtung eine mit dem Orte wechselnde Abweichung von der wahren Nordrichtung, welche der Schiffer kennen muß, wenn er sich nach dem Compaß orientiren will. Diese Abweichung ist für die unbekannten Polargebiete unbekannt; man weiß nur, daß sie bedeutend ist und sich rasch verändert. Von vornherein bietet also der Compaß kein Mittel, sich in dem unbekannten Gebiete zu orientiren. Man kann ihn trotzdem dazu gebrauchen, wenn man seine Abweichung von Zeit zu Zeit nach der Sonne bestimmt. Will die Expedition also vom Compaß Nutzen ziehen, müßte sie seine Stellung durch Messung von Sonnenhöhen controliren. — Diese an sich geben, wie erwähnt, dem Schiffer das zweite Mittel zur Orientirung direct an die Hand. Er mißt die Höhe der Sonne über dem Meereshorizont oder auf festem Lande über einem künstlichen Quecksilberhorizont. Mit dem Meereshorizont kann die Expedition nicht rechnen, weil sie sich in beträchtlicher Höhe über dem Meere befindet und das Meer außerdem vom Eis belegt sein wird. Um den Quecksilberhorizont zu benutzen, braucht man unbedingt eine feste Unterlage, weil sonst die Resultate zu fehlerhaft werden. Auch diese fehlt dem Luftschiffer, weil der Ballon sich bewegt. Andrée hat einen Quecksilberhorizont in Gebrauch genommen, welcher durch eine darin schwimmende Glasplatte besonders träge gemacht ist und den Bewegungen des Ballons nicht nachgeben soll. Wir hoffen, daß er sich bewähren möge, denn auf ihm beruht schließlich für die Expedition die Möglichkeit, sich zu orientiren. Die Orientirung ist aber nicht allein für die Führung des Ballons von ausschlaggebendem Werthe, sondern auch für die Fundirung der Beobachtungen. Falls die Orientirung nicht möglich ist, würden Mittheilungen über Land- und Wasservertheilung in der Luft schweben, und man hätte wohl meteorologische Resultate über Luftverhältnisse, Winde, Temperaturen ꝛc. zu erwarten, aber wenige geographische, die doch das dringendste Problem in der Polarforschung sind. Eine anhaltend gespannte Aufmerksamkeit auf die Route, selbstthätige photographische Apparate, wie sie die Expedition mitführt, stete Verfolgung des Weges durch Zeichnung können und werden ja bis zu gewissem Grade die sonstigen Schwierigkeiten der Orientirung überwinden helfen. Wir hoffen, daß die Kräfte der Expedition, die auch sonst bis aufs äußerste angespannt sein werden, dazu ausreichen mögen. Das Unternehmen ist eine Kraftprobe ersten Ranges; möchte das Glück ihm hold sein! Es wird immer ein großes Verdienst bleiben, zur Lösung des Polarproblems zum erstenmale einen neuen Weg kühn betreten zu haben."

Im Laufe des Sommers wird auf Spitzbergen überhaupt eine vielseitige wissenschaftliche Forschungsthätigkeit entwickelt werden; gleichzeitig mit Andrée gehen dorthin bekanntlich zwei schwedische Expeditionen und ebenso eine englische ab. Eine der schwedischen Expeditionen, eine geologische, wird unter Führung des Frhrn. De Geer Fjord- und Gletscherstudien machen, insbesondere am Eisfjord an der Westküste Spitzbergens; die andere, eine zoologische und hydrographische, durchforscht unter Grönbergs Leitung die Gegend, in der Andrée mit seinem Polarballon aufsteigt. Dem Plane nach ist dies eine der norwegischen Inseln an der Nordwestecke von Spitzbergen, doch ist für den Fall, daß Eisverhältnisse und andere Hindernisse die Erreichung einer Insel unmöglich machen, die Amsterdam-Insel als Abgangsstelle in Aussicht genommen. Die Kosten der geologischen Expedition sind von König Oskar und Frhrn. Dickson in Gothenburg aufgebracht worden, und beide leisteten auch große Beiträge für die Andrée'sche Expedition selbst; die Mittel für die zoologische Expedition lieferten andere reiche Gönner. Die englische Expedition, fünf Männer unter Führung Sir Martin Conway's, gedenkt Mitte Juni in der Advenibay an der Westküste zu landen, die unter dem Einfluß des Golfstromes am frühesten eisfrei wird. Ihre Aufgabe besteht darin, die Insel in den verschiedenen Richtungen zu durchqueren, eine geographische Karte der Insel zu entwerfen, deren geologischen Charakter zu untersuchen und eine Beschreibung ihrer Thier- und Pflanzenwelt zu liefern. Die Forscher beabsichtigen, sich niemals länger als zwei Wochen von dem Ausgangspunkt zu entfernen, sind aber sonst bei der Unkenntniß des Landes ganz ohne eingehenden Plan über die Ausdehnung der Expedition und über die Art ihrer Ausführung.

Endlich gedenkt eine norwegische Gesellschaft, von Hammerfest im Sommer jede Woche einen Dampfer zum Eisfjord abgehen zu lassen. Bei jenem Fjord soll auch auf Veranstaltung der Gesellschaft ein Gasthaus mit etwa 30 Zimmern errichtet werden, zudem wird wahrscheinlich im Eisfjord während der „Saison" ein kleines

Digitized by Google

Dampfer stationirt, der gleichzeitig als Gastschiff dienen kann. Hiemit wärr denn auch für bloße Schlachtenbummler der Polarforschung freundlich gesorgt.

* **Bonn.** Die Universität wird in diesem Semester von 1863 immatriculirten Studirenden besucht, von denen 230 katholische, 83 evangelische Theologen, 451 Juristen, 314 Mediciner, 785 Angehörige der philosophischen Facultät sind. Die Zahl der Hörer beträgt 76. Aus Preußen stammen 1704 Studirende, aus den anderen Bundesstaaten 106, aus dem Auslande 53.

* **Berlin.** Von Prof. Adolf Bastian, der noch kurz vor der Vollendung seines siebzigsten Jahres im März eine größere Forschungsreise unternommen, ist jetzt die erste Nachricht eingetroffen, die einen Schluß auf das bisher unbekannte Ziel dieser Reise erlaubt. Er hat sich Empfehlungsbriefe von Hamburg für Tonkin nach Java bestellt. Man vermuthet daher, Bastian wolle seinen Lieblingsplan ausführen und sich zu den Miaotses im Innern China's begeben, von denen das von ihm geleitete Museum für Völkerkunde keine Ethnographika besitzt und von wo auch nie ein Reisender lebend zurückgekehrt ist. Bastian erfuchte im vorigen Jahr den für das Museum thätigen, keine Gefahr scheuenden Reisenden Vaughan Stevens, dorthin zu reisen; der Plan zerschlug sich indeß, da Stevens bereits seine Reise nach Nord-Borneo angetreten hatte. — Geh. Rath Prof. v. Richthofen, Director des Geographischen Instituts, hat die durch eine Blinddarmentzündung erforderte Operation glücklich überstanden und ist in der Besserung, so daß er hoffentlich mit dem Wintersemester seine Lehrthätigkeit wieder aufnehmen kann.

* **Berlin.** Das Antiquarium des königlichen Museums hat in letzter Zeit durch das Entgegenkommen des Hrn. Habicht in Kassel die Möglichkeit gehabt, wieder zwei altgriechische bemalte Thonsarkophage aus Klazomenae zu erwerben, so daß diese für die Geschichte der archaischen Malerei außerordentlich wichtige Denkmälergattung jetzt hier im ganzen in sechs Exemplaren, also reicher als in jeder anderen Sammlung, vertreten ist. Die neu erworbenen Sarkophage sind in der künstlerischen Ausführung der Malereien den übrigen bisher bekannten Exemplaren überlegen; der eine ist dadurch noch besonders werthvoll, daß bei ihm die Malereien an den hervorragendsten Stellen, nämlich auf der Kopfleiste und in den oberen Eckfeldern der Längsstreifen, nicht, wie gewöhnlich, mit dunkler Farbe ausgesetzt, sondern ausgespart sind, so daß die Figuren in gelb-weißem Ton auf dunklem Grunde stehen. Es ist daher an diesen Stellen eine der rothfigurigen attischen Vasenmalerei entsprechende Technik zur Anwendung gebracht, deren Kenntniß hiedurch als bereits der altjonischen Kunst geläufig erwiesen wird.

* **Wien.** Der Professor der Philosophie Hofrath Dr. Robert v. Zimmermann gedenkt nach im laufenden Semester absolvirtem „Ehrenjahr" seine Lehrthätigkeit an der Universität, allerdings nicht in der Eigenschaft als Ordinarius, auch in der Folge fortzusetzen. Er will von dem auch emeritirten Professoren gesetzlich gewährleisteten Rechte der Abhaltung von Vorlesungen Gebrauch machen.

* **Einladung an Volksforscher.** Die Redaction der unter dem Protectorat und der Mitwirkung des Erzherzogs Joseph erscheinenden illustrirten Monatsschrift „Ethnologische Mittheilungen aus Ungarn" beehrt sich, die Volksforscher des Auslandes zum Besuch der zur Feier des tausendjährigen Bestandes des ungarischen Reiches in Budapest veranstalteten, für Volkskunde ungemein wichtigen Landesausstellung ergebenst einzuladen, erlaubt sich in collegialer Freundlichkeit den geehrten Fachgenossen während der Ausstellung (Mai bis October 1896) zu ein- bis zweiwöchigem Aufenthalt abwechselnd für je vier bis sechs Personen in den Redactionsappartements freie Wohnung u. s. w. anzubieten, und ist gern bereit, ihnen in der Ausstellung, eventuell auch bei Studienausflügen in die Provinz als Führer zu dienen, auch sonst schriftlich und mündlich alle Auskunft über die Ausstellung u. dgl. zu ertheilen. Gefällige Anfragen und Anmeldungen sind an den Redacteur, Prof. Dr. Anton Herrmann in Budapest I, Festung, Szentgyörgy-utcza 2, 1. Stock, Thür 7 und 8, zu richten.

Aufruf.

„Am 28. April hat der gewaltige Schriftsteller, der begeisterte begeisternde Lehrer, der große Mensch Heinrich v. Treitschke die leuchtenden Augen für immer geschlossen. Eh' er das Werk seines Lebens vollendete, riß der Tod ihm die classische Feder aus der treuen unermüdlichen Hand. Von solchem Verluste tief gebeugt, wollen wir, die unterzeichneten Freunde, Schüler und Verehrer, alles, was deutsch fühlt und denkt, aufbieten, zu einem des Geschiedenen würdigen Denkmal nach Kräften beizusteuern. Die kleinste Gabe wird wie die größte willkommen sein. Aber wer je in vergangenen Tagen stürmischer Noth, da das Elend der Kleinstaaterei uns umwogte und Kaiser und Reich noch verpönte Gedanken waren, zu seinem lichtsprühenden Haupte des Lieds gesungen Mannes aufsah, das wie ein Leuchtthurm die ganze Trostlosigkeit nationaler Sehnsucht durchblitzte, wer je zu Füßen dieses Lehrers und Redners sinnend das zündende Wort der Reichseinheit in seine Brust aufnahm, wer je in seine herrlichen Schriften vertieft die Freude am Vaterlande sich mehren fühlte, der trage sein Scherflein bei zur Ehrung, die unser Volk diesem unvergleichlichen Sohne schuldet. Hoch und niedrig, arm und reich, wer lesen gelernt hat, steuere bei, damit das Denkmal seine wahre Weihe empfange mit der richtigen Widmung: Ihrem Geschichtschreiber die Nation. Wir bitten, wo immer Deutsche wohnen, Sammelstellen zu errichten, sich unserem Aufrufe anzuschließen und für das schöne Werk sich zu rühren. Alle Unterzeichneten, sowie das Bankhaus Delbrück Leo u. Co., Berlin W., Mauerstraße 61/62, sind bereit, Beiträge anzunehmen und zu verrechnen. Möge reicher Erfolg Zeugniß dafür geben, daß Deutschland hoher Geisteskraft, die sich in seinem Dienste verzehrt hat, zu danken weiß.

Fürst v. Bismarck. Prof. Dr. Aegidi, Geh. Legationsrath z. D. Dr. Althoff, Geh. Oberregierungsrath. Dr. Auwers, Secretär der Akademie der Wissenschaften. Dr. Baillen, Geh. Staatsarchivar und Archivrath. Beseler, Oberstlieutenant. v. Brauchitsch, General der Cavallerie z. D. Prof. Branconetter. Prof. Dr. Brunner, Geh. Justizrath. Prof. Dr. a. Cany, Geh. Justizrath. Prof. Dr. Ed., Geh. Justizrath. Ernst v. Eyoern. Prof. Gesellschap. Prof. Dr. Gierke, Geh. Justizrath. D. Febr. v. d. Goltz, Wirkl. Oberconsistorialrath. Prof. Dr. Herman Grimm, Geh. Regierungsrath. Dr. Fr. Hommacher. Prof. Dr. Adolf Harnack. Verlagsbuchhändler Wilhelm Herz. Dr. Hans v. Hopfen. Humbert, Unterstaatssecretär im Staatsministerium. Prof. D. Dr. Kahl, Geh. Justizrath. Prof. Dr. Kekule a. Stradonitz, Geh. Regierungsrath. Dr. Koser, Director der Staatsarchive. Prof. Dr. Lenz. Dr. Liesegang, Privatdocent. Litzmann, Oberst. Prof. Dr. v. Marquardsen. Meckel, Generalmajor und Oberquartiermeister. Archivar Dr. Meinecke. Prof. Dr. A. Meitzen, Geh. Regierungsrath u. D. Dr. Miquel, Staats- und Finanzminister. Prof. Dr. Moebius, Geh. Regierungsrath. Verlagsbuchhändler Dr. Parey. Prof. Dr. Pernice, Geh. Justizrath. Dr. Rösing, Wirkl. Geh. Oberregierungsrath. Prof. Dr. Sachau, Geh. Regierungsrath. Prof. Dr. Scheffer-Boichorst. Prof. Dr. Schiemann. Dr. Schmidtlein, Arzt. Prof. Dr. Schmoller. General-Director Dr. Schöne, Wirkl. Geh. Oberregierungsrath. Prof. Dr. Sohm, Geh. Regierungsrath, Secretär der Akademie der Wissenschaften. Prof. Dr. Wagner, Geh. Regierungsrath, zur Zeit Rector der Universität. Prof. Dr. Wattenbach, Geh. Regierungsrath. Dr. Max Weber, Stadtrath a. D. Dr. Wehrenpfennig, Geh. Oberregierungsrath. Prof. Dr. Weinhold, Geh. Regierungsrath. Ernst v. Wildenbruch, Legationsrath. Dr. Ernst Zimmermann. Brückner, stud. med., Normannine, für den Berliner S.C. Eberhard, stud. jur., Sprecher der Burschenschaft Arminia, für den Berliner D.C. Gößler, stud. phil., Vorsitzender des Akadem. Turnvereins Borussia. Klostermann, stud. jur., für den Verband wissenschaftlicher Vereine. Naumann, stud. phil., Vorsitzender des Akadem.-Historischen Vereins. v. Noël, stud. jur., Vorsitzender des Vereins Deutscher Studenten. Rausch, stud. phil., zweiter Vorsitzender des akadem. Turnvereins Arminia."

In G. HIRTH's Kunstverlag in München und Leipzig erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen: (8764)

Die Muther-Hetze.

Ein Beitrag zur Psychologie des Neides u. der Verläumdung.

Von Richard Muther. — 32 Seiten 8°, Preis 50 Pfg.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Reiß in München.

Jahrgang 1896. München, Donnerstag, 11. Juni. Nummer 133.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Siedelung und Agrarwesen der Germanen. Von Eduard Hugo Meyer. — Müntz' Geschichte der Renaissancekunst in Italien. Von C. v. Fabricyy. — Mittheilungen und Nachrichten.

Siedelung und Agrarwesen der Germanen.

Die verdienstlichen Forschungen, die August Meitzen in zahlreichen Schriften über deutsche Landwirthschaft und das deutsche Bauernhaus niedergelegt hatte, sind von ihm gesammelt und zu umfassenderen Ergebnissen geführt worden in einem großen vierbändigen Werke, das man geneigt sein möchte als die schöne volle Krönung seiner wissenschaftlichen Arbeit zu betrachten.[1]) Aber zu unserm freudigen Erstaunen erkennen wir, daß dieses vierbändige Buch „Siedelung und Agrarwesen der Westgermanen und Ostgermanen, der Kelten, Römer, Finnen und Slaven“ nur die erste Abtheilung eines größeren, auf zwei Abtheilungen berechneten Ganzen, betitelt „Wanderungen, Anbau und Agrarrecht der Völker Europa's nördlich der Alpen“, bildet, also nur die eine Hälfte der Krönung. Zum ersten Titel ist zu bemerken, daß der Verfasser nach der neueren germanistischen Terminologie unter den Westgermanen die Süd- und unter den Ostgermanen die Nordgermanen Skandinaviens, sowie die gothisch-vandilischen Stämme versteht. Auch gibt dieser Titel nicht bestimmt genug den Inhalt der ersten Abtheilung wieder, die im wesentlichen die Geschichte der bis zum Ausgang des Mittelalters überwiegenden bäuerlichen Kleinwirthschaft von ihrem Ursprung an verfolgt, während die zweite die Geschichte des fabrikähnlichen Großbetriebs, der mit der seit etwa 1500 erstarkenden Monarchie und den rasch sich entwickelnden Hülfsmitteln des modernen Staats hochkommt und die Colonisation des Ostens darstellen soll.

Meitzens Untersuchung ruht zunächst auf seiner langjährigen amtlichen Erfahrung, die er als Commissar für gutsherrlich-bäuerliche Auseinandersetzungen gewonnen hat, auf dem eingehendsten Studium der Karten und Acten der Generalcommission für Schlesien und der Urkunden des dortigen Provincialarchivs. Seit mehr als einem Vierteljahrhundert hat er dann mehr als 10,000 Flur- und Katasterkarten aus dem übrigen Deutschland und anderen Staaten herangezogen, sich mit den germanischen Geschichtsquellen und dem keltischen, römischen, finnischen und slavischen Agrarwesen vertraut gemacht, die historischen und etwa auch die sprachlichen Ergebnisse namentlich der großen germanistischen Ethnographen, wie Zeuß, Waitz und insbesondere Müllenhoff, verwerthet. Selbstverständlich verfügt er über die ganze agrarhistorische Literatur, die mit Justus Möser beginnt und sich in dem Dänen Olufsen, den Deutschen Hanssen, W. Roscher u. a. bis K. Lamprecht fortsetzt.

Ein entscheidendes Urtheil über das vorliegende Werk steht nur den Agrarhistorikern zu und diese möchten wahrscheinlich schließlich darin übereinstimmen, daß es durch unmittelbar aus der Praxis geschöpfte Beobachtung, durch Fülle des Materials, namentlich auch des so wichtigen Kartenmaterials, und an Weite und Schärfe des historischen Blicks alle Vorgänger übertrifft. Es wird ohne Zweifel weithin Anerkennung finden, aber auch viele Einwände und Anfechtungen erfahren. Und beides mit Recht. Denn eine so tief zurückgreifende Untersuchung kann vielfacher, auch unsicherer Hypothesen nicht entrathen und wird doch außerdem an manchen Stellen zeigen, daß der Verfasser auf den so verschiedenartigen weiten Gebieten seiner Forschung nicht gleichmäßig zu Hause ist. Wie er aber dafür gesorgt hat, dem Leser die Nachforschung auf all diesen Gebieten zu erleichtern, das bezeugt die reiche Ausstattung mit Karten und Bildern. Die beiden ersten Bände begleiten die eigentliche Darstellung mit zusammen 90 Abbildungen, der dritte Anlagenband ist mit 39 Karten und 140 Figuren und in einem besonderen Bande mit einem Atlas von 125 Karten und Zeichnungen versehen.

Ein so eigenartig vielseitiges Buch richtig zu würdigen, wird nur wenigen vergönnt sein und vollends der Unterzeichnete vermag es nur unter dem germanistischen Gesichtswinkel zu betrachten. Insbesondere scheint es da ergiebig für die deutsche Volkskunde. Denn wenn diese auch, wie von mir, wesentlich psychologisch gefaßt wird, so wirft ja die höchst auffällige Siedelungs-, sowie auch die Wohnweise nicht nur rückwärts Licht auf die inneren Eigenschaften der Leute, die sie geschaffen haben, sondern sie haben im weiteren Verlauf vieler Jahrhunderte den Volkscharakter, die einzelnen Stammcharaktere mannichfach beeinflußt. Darum fassen wir fast ausschließlich die Dorfanlagen, die Flureintheilungen und den Hausbau der deutschen Stämme ins Auge, übrigens den Kern unsres Buches.

Im Anschluß an Müllenhoff'sche Ansichten setzt Meitzen das älteste Deutschland der Westgermanen, der Herminonen, in der um den Zusammenfluß der Elbe und der Saale gelagerten Landschaft an, in deren Mitte etwa das jetzige Halle liegt. Aus diesem Gebiet wandern nicht nur, wie allgemein angenommen, die Semnonen und Hermunduren nach Süden und Westen aus, sondern nach Meitzen auch alle späteren Ingvaeonen und Istwaeonen, insbesondere auch die Friesen, Warner und Angeln, weil wir deren Namen im Mittelalter in den dortigen Gauen Frisonofeld, Warenofeld und Engili erhalten fänden. Er nimmt eine alte, etwa um 400 v. Chr. unternommene Wanderung dieser Stämme von Süd nach Nord an, da doch die umgekehrte Richtung ihres Zuges den Zeugnissen des Tacitus, Ptolemäus und späterer Historiker, sowie der großen durch die Jahrhunderte hin von Nord nach Süd verfolgbaren Bewegung der jenen Stämmen verwandten Sachsen viel besser entspricht. In diesem Sinne hat sich auch Seelmann im 12. Band des Jahrbuchs des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung darüber ausgesprochen.

[1]) August Meitzen: Siedelung und Agrarwesen der Westgermanen und Ostgermanen, der Kelten, Römer, Finnen und Slaven. Bd. I—III nebst Atlas. Berlin, Wilhelm Hertz 1895.

Doch ist diese Frage hier von geringerem Belang, und weit wichtiger ist Meitzens Umgrenzung des deutschen Volkslandes, d. h. desjenigen Theils von Germanien, der nachweisbar weder früher von Kelten oder Römern, noch später von Slaven besetzt worden ist. Die Westgrenze läuft von der Mündung der Weser den Fluß bis zum Osning aufwärts, über das Rothhaargebirge, den Westerwald und Taunus, die Südgrenze über die das nördliche Mainufer überhöhenden Gebirge bis zum Fichtelgebirge, die Ostgrenze von da ab die Saale und die Elbe abwärts, soweit nicht diese Linie an einzelnen Stellen von Slaven überschritten wurde, über das Lauenburgische etwa nach Kiel hinüber, die Nordgrenze bildet die Nordsee und das Nordgermanenthum in Schleswig. In diesem nur schmalen Gebiet, dem aber wohl noch immer zu viel Breite gegeben worden ist, findet Meitzen unter den alten Dörfern die höchst eigenthümliche Form des Haufendorfs und die der Gewann- und Huseneintheilung der Flur vorherrschend, die beiden Leitsterne seiner weiteren Untersuchung. Denn „alle die bedeutenderen Agrarhistoriker stimmen darin überein, daß wir in den Hauptlinien der heutigen Ortslage und Grundstücksvertheilung innerhalb der Dorfschaften hinreichend sichere Anhaltspunkte für deren ursprünglichen Charakter besitzen. Jedes Dorf bildet einen lebenden Organismus, der zwar zunächst der Gegenwart genügen muß, der aber, ähnlich wie die Sprache, seine Grundlagen unter frühen, sehr ursprünglichen Beziehungen gewonnen hat und bemerkenswerthe Züge dieses Ursprungs in sich bewahrt, für deren leichtes Verständniß es nur darauf ankommt, unser Auge zu schärfen. In der That wandeln wir in jedem Dorfe gewissermaßen in den Ruinen der Vorzeit, und zwar in Ruinen, die an Alter die romantischen Trümmer der mittelalterlichen Burgen und Stadtmauern weit hinter sich lassen. Bei jedem Schritt, überall, in Hof und Feld, können wir Spuren der ältesten Anlage begegnen und das Kartenbild der Besitzungen ist eine eigenartige Schrift, die uns Ideen und Zwecke der Begründer wie in Hieroglyphen lesbar übermittelt". Das altgermanische Haufendorf bestand aus einer mäßigen Zahl von Wohnstätten, die nicht dicht und regelmäßig aneinander lagen, aber nachbarlich zu einer ziemlich eng geschlossenen Gruppe unregelmäßig zusammengebaut waren. Sie wurde durchzogen von einem Netz von krummen und winklichten Gassen und Zugängen und war nach außen umzäunt. Das Culturland eines solchen Dorfes schwankte zwischen 300 und 400 Hektar und war für die Pflugarbeit in streifenförmige Besitzstücke zerschnitten. Diese Besitzungen lassen sich auf etwa 10 bis 30 Hufen zurückführen, d. h. gleiche ideelle Antheile an dem Dorfgebiet, deren Landfläche und Nutzungsrechte für den Unterhalt eines bäuerlichen Haushalts hinreichend gedacht sind und durch dessen Arbeitskräfte bewirthschaftet werden können. Die Gleichheit der Hufen ist dadurch hergestellt, daß die Flur in zahlreiche Gewanne, d. h. fest begrenzte Abschnitte von gleicher Bodenbeschaffenheit, Güte und Lage zerlegt ist, die einzelne Hufe aber in jedem Gewann einen gleich großen Antheil von etwa einem Morgen nach Loosfolge zugewiesen erhalten hat. Die Bewirthschaftung fand überall im Flurzwange statt, jeder Schlag von Gewannen mußte mit gleicher Frucht bestellt und zu gleichen festgesetzten Zeiten beackert, besäet und abgeerntet werden. Um das jedesmalige Ackerfeld wurde jährlich ein Zaun errichtet, alles nicht bestellte Land aber, die Almende, auch Brachen und Stoppeln standen den gemeinsam weidenden Viehheerden der Dorfgenossen offen. Zwischen den besiedelten Dorfgemarkungen, welche die Ackerflur und die Almende umfaßten, lagen die oft sehr ausgedehnten Forste, Weidegründe, Heiden und Moore der gemeinen oder Holzmarken, an denen die Dorfgenossen gewisse Nutzungsrechte hatten. Die Dorfbewohner, ursprünglich wohl einer Sippe angehörig, bildeten eine wirthschaftliche Genossenschaft mit gleichen Mitgliederrechten. Jedoch, soweit wir zurücksehen, hatte der Vornehme bereits auf mehrere, der Freie auf eine, der Halbfreie auf eine halbe Hufe Anspruch, und aus dem ursprünglichen Gemeindeeigenthum entwickelte sich vermittelst der Sondernutzung desselben schon früh das Sondereigenthum, was aber die Dorfform und die Gemenglage der Grundstücke nicht tiefer berührte.

Diese die Deutschen von den anderen Völkern unterscheidenden Einrichtungen haben sie dann als siegreiche Eroberer über ganz Oberdeutschland, das rheinische Mitteldeutschland und Mittelfrankreich ausgebreitet, namentlich in fruchtbaren Thälern und Ebenen. Doch tritt hier daneben, namentlich auf den rauheren Plateaus des Frankenlandes und an den alemannischen Gebirgsrändern, eine andere Siedelungsform, die der Weiler, auf. In solchen ist die Zahl der Gehöfte geringer, sie liegen weiter auseinander und jedes ist von einem zusammenhängenden Grundstück block- oder kampartig umgeben. Ein begüterter Landbesitzer scheint sie an unbegüterte Leute gegen Zins ausgethan zu haben.

Zu unsrer Ueberraschung ist nun die altgermanische Siedelungsform von den erobernden norddeutschen Stämmen über jene Westgrenze des Volkslandes, das linke Weserufer, von Ausnahmen abgesehen, nicht hinausgetragen worden. In Westhannover, Oldenburg, Westfalen, Holland und einem Theil Belgiens herrschen nach Meitzen die von ihren geschlossenen Kämpen umgebenen Einzelhöfe, nicht die Haufendörfer vor. Und da noch zu Cäsars Zeit am rechten Ufer des Niederrheins die keltischen Menapier saßen und nach seinem Bericht es auch vorkam, daß erobernde Germanen in deren Häusern sich niederließen, und da in anderen keltischen Ländern, wie dem westlichen England, dem nördlichen und südlichen Frankreich sich ebenfalls diese Einzelhöfe als vorherrschende Siedelungsform erhalten haben, so schließt Meitzen daraus, daß in diesem nordwestlichen Deutschland und in Holland die vordringenden Germanen eine fremde Form übernommen hätten. Diese schon früher ausgesprochene Ansicht hat manche guten Gründe für sich und hat deßwegen auch viel Beifall gefunden. Als ganz sicher darf sie dennoch nicht gelten. Auch Haufendorfbewohner mögen sich in solchen Einzelhöfen allmählich ins offene Land gegen den Feind vorgeschoben haben, um später einem Haufendorf Anschluß zu gewähren, wie es denn auch in diesem ganzen nordwestdeutschen Gebiet an zahlreichen Haufendörfern nicht fehlt, oder um, etwa in Folge der Bodenbeschaffenheit, dauernd isolirt weiter zu wirthschaften. Jedenfalls darf eine gewisse Aehnlichkeit des irischen Stammhauses mit dem niedersächsischen Bauernhaus, auf die Meitzen großes Gewicht legt, nicht zur Verstärkung jener Ansicht ins Feld geführt werden; denn die Aehnlichkeit wird sich alsbald als oberflächlich erweisen.

Unter die besprochenen drei älteren Hauptformen der Siedelung mischt sich dann das Reihendorf des Mittelalters und der Neuzeit, dessen Höfe, an einem Deich, einer Straße, einem Canal in langer Reihe neben einander liegend, hinter sich in schmalen, sehr langen Streifen das Marsch-, Moor- oder Waldland cultivirt haben. Die Marschendörfer breiten sich längs der Nordsee von der Schelde bis nach Ditmarschen aus und dringen im Rheindelta, an der Unterweser und Unterelbe tiefer landeinwärts; die Walddörfer bedecken das östliche Thüringen, das Erzgebirge und die Sudeten, sind aber auch im Spessart, Oden- und Schwarzwald angelegt. Endlich hat der deutsche Nordosten viele Runddörfer, deren Häuser um einen sackförmigen, nur mit einem Zugange versehenen Platz geordnet sind, und Straßendörfer, die an einer langen, breiten, geraden Straße zwei Reihen Häuser

Digitized by Google

bilden, von den Slaven überkommen. Beide Arten sind z. B. in der Umgebung der Stadt Halle deutlich durch die Saale von den deutschen Hufendörfern geschieden.

Wenn die ältesten Dorfanlagen aus der ersten Zeit fester Siedelungen, die der Bildung der großen Stammverbände der Franken, Alemannen und Sachsen vorangung, zu erklären sind, so scheinen die verschiedenen Gestalten des Bauernhauses erst nach diesem maßgebenden Ereigniß zwar nicht begründet, aber von den verschiedenen Stämmen verschieden ausgebildet worden zu sein. Meitzen setzt drei Haupttypen an, den niedersächsischen, den oberdeutschen oder alemannisch-fränkischen und den rhätisch-alpinen oder bayerischen. In dem von Justus Moeser zuerst verherrlichten dreischiffigen Hallenhaus der Niedersachsen erkennt er wie in dem Einzelhof ein keltisches Gebilde. Ich meine, mit Unrecht. Das irische Stammhaus, das er vergleicht, bestand allerdings nach den Brehon laws auch aus einer dreischiffigen Halle, die auf sechs Säulen ruhte, wie nach den Funden von Bibracte auch das gallische Haus. Aber dieses Keltenhaus war quadratisch, während das niederdeutsche immer ein längliches Rechteck bildet und keine Spur von der Sechszahl der Säulen zeigt. Das keltische Mittelschiff diente nicht zur Tenne wie das niederdeutsche, sondern gleich der altnordischen Stofa oder Halle zum Wohn- und Speisezimmer, das durch eine oder verschiedene Feuerstellen erwärmt wurde. In den Seitenschiffen schliefen die dem Oberhaupt dienenden Familien, während darin in Niederdeutschland das Vieh seine Stallung hat. Auch barg das irische Stammhaus keine Erntevorräthe, war also weder Stall-, noch Vorraths-, noch Wirthschaftshaus, sondern bloßes Wohnhaus und den wirthschaftlichen Zwecken wurden besondere Gebäude zugewiesen. Aber gerade in der so naiven und energischen Vereinigung dieser Zwecke mit dem Wohnzweck liegt die tiefe und gewiß auch die ursprüngliche Bedeutung des niedersächsischen Bauernhauses. Den wichtigsten Theil desselben, die große bedeckte Tenne, sehen wir schon von Pytheas bezeugt, der gerade nichtkeltischen, also germanischen Bewohnern der Nordseeküste große Tennengebäude zuschreibt, und so war und ist noch heute dieses Tennenhaus nicht nur über das einst keltische Land der linken Weserseite, sondern ebenso dicht über das altdeutsche Rechtsweserland bis zur Elbe und Eider hin verbreitet, von wo es dann später die Niedersachsen bis nach Hinterpommern brachten. Auch das darf für seinen deutschen Ursprung in Anschlag gebracht werden, daß es doch mit dem auch von Meitzen für echt deutsch gehaltenen oberdeutschen Einhaus, das bei den reinen Alemannen Südbadens und der Schweiz überwiegt und deßhalb vielleicht bestimmter das alemannische genannt würde, innerlich verwandt ist. Jene verschiedenartigen Pflichten des niedersächsischen Hauses vereinigt auch das alemannische in seinem Rechteck, aber es stellt den Wohnzweck, der im Norden dem wirthschaftlichen untergeordnet ist, als gleichberechtigt neben denselben, d. h. der Wohnraum wird streng vom Wirthschaftsgebäude getrennt, und Tenne und Stall werden meistens, zum Theil wohl in Folge der abschüssigen Berglage, hinter einander gelegt, statt neben einander, wie in Norddeutschland. Die Grundzüge der beiden Anlagen sind die gleichen. Das verbreitetste Haus dagegen, das namentlich bei den Franken überwiegt, durch ganz Mitteldeutschland, in einen großen Theil Süddeutschlands und des östlichen Norddeutschland gedrungen ist, hat die Scheidung des Einhauses fortgesetzt und für jeden der oben angeführten Zwecke sich Nebenhäuser geschaffen. Schon aus den Paragraphen der Lex Salica kann man sich diese verschiedenen Gebäude eines altfränkischen umzäunten Hofes zusammenlesen. Wenn ich in diesen Bemerkungen über das deutsche Haus meine Auffassung stärker als die Meitzens betont habe, so nehme ich andrerseits vorläufig seine Beurtheilung des rhätisch-alpinen Typus, der vom oberen Lech bis nach dem Böhmerwald reicht, unbedingt an. Dieser bayerische mehrstöckige Steinbau ist nach ihm ein altromanisches Gebilde der rhätischen Alpen.

Für die Untersuchung der Wanderungen und Siedelungen der Stämme verwendet Meitzen oft mit Glück die Ortsnamen, aber vielleicht nicht ausreichend. Doch würde eine Mehrforderung gegenüber der erstaunlichen Vielseitigkeit des Verfassers höchst unbillig sein, und nur von einem Sprachforscher wird man erwarten dürfen, daß er mit den bezüglichen Ergebnissen des Agrarhistorikers diejenigen der jetzt durch Wenker auf neue Grundlagen gestellten Mundartenkunde vergleiche. Wie nach dieser Seite, wird das großgedachte und ausgeführte Werk auch nach anderen Seiten hin reiche Anregung tragen und einen weiten Forscherkreis noch lange zu aufrichtigem Danke verpflichten.

Freiburg i. Br. Clard Hugo Meyer.

Müntz' Geschichte der Renaissancekunst in Italien.[1])

Nach Verlauf von kaum drei Jahren ist den beiden ersten Bänden des obigen Buches, die wir seinerzeit an dieser Stelle besprachen (Beil. Nr. 75 vom 29. März 1892), der dritte gefolgt, und es hat damit der Italien gewidmete Theil des ganzen Werkes seinen Abschluß gefunden. Unserm dazumal ausgesprochenen Wunsche, bezw. Versprechen, auch ihn den kunstliebenden Kreisen hier vorzuführen, möchten wir nunmehr im Folgenden nachkommen, wobei wir uns aus mannichfachen, im Verlauf unsrer Besprechung hervortretenden Gründen viel kürzer werden fassen können.

Mußten wir dem Verfasser unbedingtes Lob spenden für die geist- und lebensvolle Art, in der er in den zwei ersten Bänden den Genius einer großen Zeit zu fassen und namentlich in seinen künstlerischen Offenbarungen vor die Augen der Leser zu stellen vermochte, so ist dies dem dritten gegenüber womöglich in noch höherem Maße insofern der Fall, als er sich hier einem viel spröderen Stoffe gegenüber befand. Denn — täuschen wir uns nicht — es ist eine Periode allgemeinen, nicht allein künstlerischen Auslebens, ja geradezu Niederganges, die der Verfasser uns zu vergegenwärtigen unternommen hat. Auf die jugendfrohe Begeisterung der Frühzeit, auf die reife Pracht und Vollkommenheit der Hochrenaissance folgt in unsrer Epoche die allgemeine Abspannung, dabei aber doch das krankhafte Streben, begleitet von all seinen Verirrungen, immer noch neues Großes schaffen zu wollen. Ueber die Blüthen einer Cultur, die in vieler Hinsicht Höhen erreicht hatte, wie sie vorher der Entwicklung des Menschengeistes zu erklimmen nicht gewährt war, rauscht wie ein alles Leben versengender Samum die Reaction im weitesten Umfang des Begriffes. Und es ändert nichts daran, wenn wir — um auf dem Gebiete der Kunst, als demjenigen des uns hier zugewiesenen Bezirkes, zu bleiben — trotzdem noch Giganten wie Michelangelo und Tizian in solcher Zeit begegnen; denn in der That heben sie sich nur wie einsame Berggipfel aus der sie weit umfließenden Niederung eines allgemeinen künstlerischen Verfalls empor.

Die Ziele und Zwecke des Münz'schen Werkes, und wie er ihnen in dessen beiden ersten Bänden entsprochen, haben wir in unsrer Besprechung der letzteren ausführlich dargelegt, und können uns betreffs des vorliegenden Schlußbandes auf das dort Gesagte berufen. In der Gliederung

[1]) Histoire de l'Art pendant la Renaissance par *Eugène Müntz*, Membre de l'Institut, Conservateur des Collections de l'École nationale des Beaux-Arts. Tome III Italie, La Fin de la Renaissance. 757 S. in Imp.-8 mit 32 Tafeln und 476 Textillustrationen. Paris, Hachette u. Cie. 1896. Preis 35 Francs.

des Stoffes ist der Verfasser auch bei diesem der dort bewährten Disposition treu geblieben. Wieder sind es drei Haupttheile, in denen er das weit ausgedehnte Thema in seinen verschiedenen Richtungen bewältigt. Der erste ist einerseits der Darlegung der ethischen Elemente gewidmet, auf denen sich die Kunstentwicklung in der Spätrenaissance aufbaut; andrerseits umfaßt er dasjenige, was über die geänderten Einflüsse der beiden Hauptfactoren, die ihre Entfaltung in den vorhergehenden Stadien bestimmt hatten, der Tradition und des Realismus, vorzubringen ist, und schließt mit einer Präcision der ästhetischen Grundlagen dieser Epoche, wie sie uns durch die Kunstkritik, erst eine Tochter dieser Zeit des Niederganges, überliefert, und wie sie in dem hervorragendsten gleichzeitigen Erzeugniß der geschichtlichen Betrachtung der Entwicklung der Kunst, den Biographien Vasari's, niedergelegt sind. In einem besonderen Capitel sind hier auch die Daten gesammelt, die auf die Persönlichkeit des Künstlers, seine Herandildung, die Bedingungen seiner Berufsübung in der fraglichen Kunstepoche Bezug haben. Wir erhalten Nachrichten über die an Zahl immer mehr zunehmenden Literatenkünstler, die Encyllopädiler und Dilettanten, unter denen namentlich auch das weibliche Element sich mehr und mehr bemerkbar macht, über die Cumulirung der Künste und Aufträge, über die Conrurse, die Aemter, die Künstlern übertragen, und wie sie dafür, sowie für ihre Schöpfungen honorirt werden, über die ersten Akademien, über den Wetteifer, die Eifersucht, den Neid, endlich über die Plagiate im heutigen Sinne des Wortes, die die Künstler damals viel häufiger als jetzt, aber durchaus bona fide an einander ausübten.

Das zunehmende Schwinden des Patriotismus, des Sinnes für nationale Größe, die an dessen Stelle tretende immer mehr überhand nehmende kosmopolitische Gesinnung, die dann doch wieder mit der hartnäckigsten Verfechtung der unbedeutendsten Kirchthurminteressen Hand in Hand zu gehen vermag, sind ebenso sehr die Anzeichen reißenden politischen Verfalls, wie sie ihre unheilvolle Wirkung auf das Leben der Kunst üben. Diesem kann selbst der Aufschwung der religiösen Gesinnung nicht wieder aufhelfen, wie er sich der ganzen Nation im Gefolge der kirchlichen Bewegung, die man mit dem Namen der Gegenreformation bezeichnet, bemächtigt. Denn die Fesseln, die diese der freien Bethätigung anlegt, widerstreben so sehr den Bedingungen und Gesetzen einer gesunden Kunstentwicklung, daß selbst auf dem immerhin engen Gebiete der religiösen Malerei nur ihre nachtheiligen Folgen zur Geltung gelangen. Was soll man übrigens von dem sittlichen Fonds einer Gesellschaft denken, die trotz jener Umkehr zum Besseren einen Pietro Aretino nicht bloß hervorbringt, sondern ihm jene Macht über sich gestattet, die wir aus den Briefen dieses Prototyps aller Verworfenheit nur zu wohl kennen?

Wir haben den wachsenden Einfluß der Tradition der Antike auf die Kunst der Renaissance in ihrem vorhergehenden Stadium kennen gelernt; in ihrem gegenwärtigen sinkt er zu serviler Nachahmung im vollsten Sinne des Begriffs herab. Freilich nur in materieller und stofflicher Hinsicht; — ihrem Geiste nach ist keine Kunst der Antike so disparat, wie die der sinkenden Renaissance. Beweis dessen das unmäßige Wuchern der Allegorie in ihr einerseits, andrerseits das absolute Unvermögen der Erschaffung neuer Typen. Daß bei solchem Stande der Dinge der Realismus immer mehr an Boden verliert, ist selbstverständlich, und zwar ist dies gleicherweise sowohl dem Stoffgebiete nach, als in der Interpretation des Gegenstandes, als auch endlich bezüglich der künstlerischen Ausführung der Fall. Was die letztere anlangt, so werden ihre technisch-wissenschaftlichen Hülfsmittel, die Perspective, die Anatomie, das lebende Modell nicht als solche, sondern um ihrer selbst willen gepflegt und führen zu so crassen Verirrungen, wie der Statue des geschundenen Bartholomäus von Marco Agrate, dem von seiner Zeit als Wunderwerk angestaunten Erzeugniß gänzlicher Kunstverirrung.

Der zweite Haupttheil gibt eine geschichtlich-topographische Uebersicht des künstlerischen Schaffens zur Zeit der Spätrenaissance. Mehr noch wie in den Tagen des goldenen Zeitalters sind es einzelne Brennpunkte, in denen jenes gedeiht, und zwar ist es viel mehr, als das hohe Niveau der Cultur im allgemeinen, die politische Macht und Bedeutung des Milieus, die die Künstler anzieht und ihnen die letzten Blüthen der Renaissance entlockt. So ist es mit Florenz, wo uns die Figur Herzog Cosimo's I. als Prototyp des Mäcens dieser Epoche entgegentritt: die Kunst ist ihm nicht wie seinen Vorfahren großen Namens die unentbehrliche Freundin, berufen, die Intimität des täglichen Lebens zu verschönern, sondern ein wirkungsvoller Factor im Leben des Staates, eine Helferin politischer Machtentfaltung. Aehnliche Wege sind es, die die Kunst am päpstlichen Hofe wandelt. Nur tritt hier die fürchterliche Katastrophe der Plünderung Roms im Jahre 1527 als gewaltsamer Bruch der künstlerischen Traditionen dazwischen. Nach ihr war selbst eine Feuerseele wie Paul III. nicht im stande, den Niedergang der Künste zu hemmen. Sein Nachfolger Julius III. läßt in seiner berühmten Villa vor dem flaminischen Thor die letzte im unverfälschten Geist der Renaissance empfundene Schöpfung erstehen. Was die folgenden Päpste bis auf Sixtus V. herab für das monumentale Rom thun, trägt entweder den Stempel der bloßen baulichen Nützlichkeit, oder es entsteht, wie die ungeheuren prunkvollen Kirchen- und Palastbauten des mächtig emporstrebenden Jesuitenordens, als unmittelbarer Ausfluß der Zwecke der Gegenreformation, also mit Absichten und unter Bedingungen, die der „Kunst um ihrer selbst willen" nicht förderlich sein konnten. Das einzige Milieu, wo diese letztere eine Zufluchtsstätte findet, ist Venedig. Obwohl durch die stets wachsende Macht des Islam und die Entdeckung der neuen Seewege und Amerika's in ihrem innersten Lebensnerv getroffen, ist es die einst unumschränkte Gebieterin der Meere, die selbst noch in dieser Zeit ihres Verfalls der Kunst zu einer späten üppigen Blüthe den geeigneten Nährboden zu bieten vermag. Es genügt, an die herrlichen Bauten Sansovino's, Sammicheli's und Palladio's zu erinnern, von den Wunderschöpfungen der venezianischen Malerschule ganz zu schweigen, die sich mit ihren beiden späten Ausläufern Paolo Veronese und Jacopo Tintoretto über die Grenzen der Spätrenaissance zeitlich bis in die Epoche des Barocco verlängert. — Nicht in der Concentration der Kunstübung, der Menge des Geschaffenen, wohl aber darin können es mit den genannten drei Hauptcentren noch einige andere Kunststätten zweiten Ranges, deren Ruhm schon von den Zeiten der Frührenaissance datirt, aufnehmen, daß sie theils auch in unsrer Spätzeit noch einen oder den andern bedeutenden Künstler hervorbringen und dessen Werken in ihren Kirchen und Palästen Zuflucht gewähren, theils aber auch dadurch, daß ihre Herrscher auch jetzt noch ihres schönen Vorrechts eingedenk bleiben, die Traditionen glänzenderer vergangener Tage als Mäcene einheimischer oder von auswärts berufener Künstler zu pflegen. Und in beiden Richtungen ist denn das wohl eng beschränkte Bild, das diese Centren bieten, selbst ein harmonischeres, als es uns — mit Ausnahme Venedigs — an jenen drei Hauptpunkten begegnet. In ersterer Richtung erinneen wir vor allem an Parma, das einem der berückendsten Maler, nicht nur der Spätrenaissance, sondern aller Zeiten, Correggio, und seiner Schule den

Digitized by Google

Boden zur Entfaltung seines Genies an bedeutenden Aufgaben der Monumentalkunst bietet; an Mailand, wo das liebenswürdige Talent Luini's Werke vollendetster Harmonie schafft, neben ihm aber auch seine Schüler, dann die heimischen Bildner Busti und Solari und die von auswärts berufenen Architekten Alessi und Pellegrini vortreffliches leisten; endlich an Brescia, dessen Kirchen durch die Schöpfungen seiner drei hochbegabten Söhne Savoldo, Romanino und Moretto zu wahren Sanctuarien der Malerei umgewandelt wurden. Für die zweite Richtung bietet vor allem Mantua ein glänzendes Beispiel, das die kunstsinnige Familie seiner Herrscher auch jetzt noch mit den unsterblichen Gebilden eines Tizian, Correggio, Giulio Romano schmückt; dann auch Ferrara, wo unter der Aegide der Este sich sowohl die späte Blüthe der heimischen Malerei (Garofalo, Gir. da Carpi, die Dossi) entfaltet, als auch die größten der auswärtigen Künstler (Michelangelo, Tizian, Sansovino, G. Romano) herangezogen werden; endlich Genua, das — nachdem einer seiner berühmtesten Söhne, Andrea Doria, in der Schöpfung und Ausschmückung seines grandiosen Palastes den Anstoß gegeben — unter den Händen der Architekten Castello, Lurago, Bianco, namentlich aber Galeazzo Alessi's zu der Stadt der Paläste ersteht, als welche sie noch heute unsre Bewunderung erregt. — Dagegen treten auch wieder viele andere, ja die meisten Stätten früherer blühender Kunstübung in völliges Dunkel zurück, und zwar sind es gerade die kleineren Orte, die Residenzen zweiten und dritten Ranges, die das bunte und vielseitige Gemälde der Frührenaissance bestimmend gegliedert hatten, daneben aber auch bedeutende Mittelpunkte künstlerischer Production aus früherer Epoche, wie Neapel, Bologna, Modena, Urbino, Perugia, die sich völlig ausgelebt zu haben scheinen und nichts hervorbringen, was auch nur entfernt an die Bedeutung vergangener Tage hinanreichen würde.

Im dritten Haupttheil endlich ist je ein besonderes Buch der detaillirten Geschichte der drei Hauptzweige der bildenden Kunst, sowie ein Schlußcapitel dem Ueberblick über die vervielfältigenden und sogen. decorativen Künste gewidmet. Leider haben die letzteren wegen Raummangels ebenso wenig wie in den beiden ersten Bänden eine ihrer Bedeutung entsprechende Behandlung erfahren können. Den biographischen und beschreibenden Capiteln hat der Verfasser auch hier die Erörterung der jeden besonderen Kunstzweig betreffenden ästhetischen und allgemein historischen Fragen vorausgeschickt, soweit sie nicht schon im ersten Haupttheil ihre Erledigung gefunden hatten. Im Mittelpunkt der Darstellung steht für alle drei Künste die providentielle Gestalt Michelangelo's, des Riesen, der wie den Stolz so auch das Verhängniß der Kunst dieser und noch mehr der Folgezeit verkörpert. Bemerkenswerth ist, daß wir gerade für diejenige Kunst — die Architektur —, in deren Entwicklung das Machtgebot seines Genies verhältnißmäßig am wenigsten wirksam eingreift, den größten Fortschritt über das Stadium hinaus zu verzeichnen haben, zu dem sie das goldene Zeitalter geführt hatte. (Selbstverständlich ist dabei von den gigantischen Leistungen des Meisters selbst in der Sculptur und monumentalen Malerei, wie auch von der — wir möchten behaupten — ihrem Charakter nach außerhalb des Rahmens der Spätrenaissance liegenden Entfaltung der venezianischen Schule abzusehen.) Denn erst mit dem Ausgang der Renaissance sehen wir jene Baukünstler auftauchen, deren Energie binnen weniger Lustren ganze Stadtviertel erstehen läßt und die stark genug ist, den Stempel ihres Stils — oft auch ihrer Manier — nicht etwa bloß einem einzelnen Gebäude, sondern solchen ganzen ausgedehnten Anlagen aufzuprägen. Wie frei und ungebunden schalten selbst im Vergleich zu Bramante, dem Gipfelpunkt der Baukunst der Hochrenaissance, dessen Nachfolger mit den Maßen, welchen Reichthum an Mitteln entwickeln sie zur Hervorbringung von Contrastwirkungen, welche Finessen in der Durchbildung der Pläne, im Benutzen oder Ueberwinden von Schwierigkeiten der Situation, ja in ihrem gewollten Erschaffen! Alles das geht freilich auf Kosten des freien Spiels der schaffenden Phantasie, der Inspiration, der genialen Intuition, kurz aller der Factoren, die den Gebilden der Frührenaissance ihren nie versiegenden Reiz verliehen. In der Erfindung und Ausgestaltung ist der Verstand an Stelle der Phantasie, die Wissenschaft an die der Intuition getreten. Schöpfungen wie Palazzo Farnese in Rom, Schloß Caprarola, die neue Sacristei von San Lorenzo, die Uffizien und der Hof des Palazzo Pitti in Florenz, Palladio's vicentiner Basilica und Sansovino's Bibliothekbau versinnbildlichen die Vorzüge und Schwächen der Baukunst dieser Epoche. Aber ihr Kind ist auch die Peterskuppel, die weder früher noch später erreichte Offenbarung höchster architektonischer Vollkommenheit! Steht ihr Schöpfer eben als solcher in der Baukunst als „primus inter pares" da, so erhebt er sich dagegen in der Sculptur als Riese über alle seine Zeitgenossen; im Grunde genommen sind sie alle mehr oder weniger nichts weiter als seine Nachahmer. Ja sie waren zu dieser Rolle geradezu verdammt, nachdem Michelangelo alle wesentlichen Probleme der Bildnerei vorweggenommen und mit souveränem Genie gelöst hatte. Daher die geistige Armuth und Leere ihrer Schöpfungen — das verhängnißvolle Erbe jeder Nachahmung —, daher ihr formaler Schwulst, ihre Unwahrheit und Manier — die ebenso unvermeidliche Folge jener. Der dominirenden Stellung Michelangelo's in der Sculptur entsprechend, nimmt das ihm gewidmete Capitel naturgemäß den größten Raum in dem sie behandelnden Buche ein. Wir stehen nicht an, es für eine der gelungensten Partien des Müntz'schen Werkes zu erklären: namentlich den künstlerischen Anfängen des Meisters, dem Nachweis der Einflüsse, die seine ersten Schritte bestimmten, ist der Verfasser in so fein empfindender und eindringender Weise nachgegangen, wie kaum einer seiner Vorgänger. Nicht weniger vollständig dem Stoff nach und treffend in der Charakteristik ist, was Müntz über die einzelnen Arbeiten des großen Florentiners vorbringt — eine Leistung, die umso mehr Anerkennung verdient, als ihm dazu bloß der für den überquellenden Stoff so knappe Rahmen von nicht einmal vierzig Seiten zur Verfügung stand. (Warum beharrt der Verfasser für die abozzirte Jünglingsstatue des Museo nazionale in Florenz bei der dafür von Vasari fälschlich aufgebrachten Benennung eines Apollo, da doch das allerdings kaum aus dem Rohen gehauene Haupt Goliaths zu ihren Füßen und die Schleuder in ihren Händen deutlich auf einen David weisen, als welchen sie übrigens schon das Inventar der Kunstkammer Herzogs Cosimo I. verzeichnet?)

Farbenreicher gestaltet sich das Bild, das uns der Verfasser in dem nächsten Buche von den verschiedenen Schulen und Richtungen der Malerei zur Zeit des Ausgangs der Renaissance vorführt. Hier steht Michelangelo nicht als alleiniger Herrscher da; überdies macht sich sein Einfluß als Maler eigentlich erst in den nächsten Generationen in durchschlagendem Maße geltend. Doch fällt die Betrachtung der sogen. Manieristen, die den zweifelhaften Ruhm seiner Vaterschaft für sich in Anspruch nehmen, schon außerhalb des Rahmens des Müntz'schen Werkes. Dagegen bietet das Ausleben der Schulen, die der Zeit der Hochrenaissance ihren höchsten Glanz verliehen hatten, noch immer eine bedeutende Reihe interessanter Künstlercharaktere. Da ist es in der florentinischen der bestrickende Farbenzauber Andrea del Sarto's, mit dem großen Schwarm seiner Schüler und von ihm abhängigen Genossen, von

Franciabigio und Pontormo bis auf Bronzino und Salviati herab; in der sanesischen der ebenso geniale als flatterhafte Sodoma, der der Malerei in Siena auf ein Jahrhundert ihre Richtung vorzeichnet, ohne ihr viel von seinen Fähigkeiten mittheilen zu können; in der umbrischen der von der Mystik und Glaubensgluth seiner spanischen Heimath angehauchte Spagna; in der römischen die lange Reihe der so reich begabten Rafaelschüler und ihrer Adepten, Giulio Romano an der Spitze; in der ferraresischen die unwiderstehlich fesselnde Gestalt Dosso Dossi's, des „Romantikers auf eigene Gefahr", die sich auf der Folie seiner um soviel zahmeren Zeit- und Schulgenossen in unheimlicher Gluth abhebt; in der mailändischen der so abgeklärte, innerlich durchaus wahre Bernardo Luini und der kraftvolle, farbenfreudige Gaudenzio Ferrari; da ist endlich — scheinbar außerhalb jeder Entwicklungsreihe stehend — das blendende Meteor des Begründers der Schule von Parma: Correggio, der Maler der Grazie, der Magier des Helldunkels und Souverän der perspectivischen Verkürzung. Doch über all diesen glänzenden Einzelerscheinungen steht als imposantes Gesammtbild, sowohl was die Folgerichtigkeit der Entfaltung als die absolute Höhe der erreichten Stufe und die Vollkommenheit ihrer führenden Meister betrifft, die Schule Venedigs, mit ihrem Ausläufer in Brescia (Savoldo, Romanino, Moretto). Müntz hat ihr in eingehender Darstellung drei der brillantesten Capitel seines Buches gewidmet, worin in gleicher Weise und gegen einander wohl abgewogen sowohl die bellinesken Anfänge ihrer Entwicklung, als die großen Gestalten, die ihren Gipfelpunkt bezeichnen — Giorgione und Tizian —, als auch die das Maß gewöhnlichen Epigonenthums so weit überragenden Meister — Veronese und Tintoretto —, die mit dem Silberglanz ihrer Palette selbst noch die über die Schule hereinbrechende Dämmerung magisch zu beleuchten vermögen, allseitige Würdigung finden.

Unter dem so durchaus günstigen Eindruck dieser in der That musterhaften Leistung populär-kunstgeschichtlicher Literatur schließen auch wir unsre Besprechung, die sich nothwendigerweise bloß auf der Oberfläche des überaus reichen Stoffes bewegen mußte, voll Dank für die mannichfache Anregung, die wir aus ihrer Lectüre schöpften, und den Verfasser aus vollem Herzen beglückwünschend, daß es ihm vergönnt war, seine Aufgabe zu so befriedigendem Ende zu führen!

C. v. Fabriczy.

Mittheilungen und Nachrichten.

* Die Erlanger Burschenschaft 1816—1833. Ein Beitrag zur innren Geschichte der Restaurationszeit von Friedrich Reuter. Erlangen 1896. Max Mencke. 415 S. — In zwei Aussprüchen bedeutender Männer ist die Bedeutung der deutschen Burschenschaft festgelegt. Als Fürst Bismarck am 31. Juli 1892, umjubelt von der akademischen Jugend, am Burgkeller in Jena hielt, wünschte er der Burschenschaft ein fröhliches Gedeihen: „Sie hat eine Vorahnung gehabt, doch zu früh, schließlich hat sie doch Recht bekommen"; und bei Heinrich v. Sybel finden wir in dem Werke „Die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I." über jene Zeit: „Niemals ist einem großen, mit frischem Siegeslorbeer gekrönten Volke eine kümmerlichere Unterfassung auferlegt worden, als es dem deutschen durch die Bundesacte geschah. Es war kein Wunder, daß in weiten Kreisen ein erbitterter Widerspruch erscholl." — Wie die Burschenschafter den einen Grundgedanken der Befreiungszeit, die deutsche Einheit, so haben die süddeutschen Kammern den andren, Theilnahme des Volkes an dem öffentlichen Wesen trotz alles Druckes und aller Niederlagen im Bewußtsein der Nation ein volles Menschenalter hindurch lebendig gehalten, und wir müssen ihnen ein ehrendes Andenken bewahren, wenn wir heute uns dieser hohen Güter in vollem Umfang erfreuen.

Eine Geschichte der Erlanger Burschenschaft wurde 1877 von Wiegand in Bremen herausgegeben, eine vortreffliche Arbeit, in welcher zum erstenmal der historische Stoff vereint, und die Erzählung bis auf die Gegenwart heraufgeführt wurde. Reuter in Altona, ein geborener Franke, unternahm, als die Auflage vergriffen war, den Zeitraum von 1816—1833 auf neuer Grundlage zu bearbeiten, und fabte sein Thema als einen „Beitrag zur inneren Geschichte der Restaurationszeit". Durch den hohen Gesichtspunkt, durch Vereinigung eines erstaunlich reichen Materials, durch Eindringen in die Psychologie jener Zeit der schärfsten Gegensätze und durch die Gerechtigkeit des Urtheils ragt dieses Buch über eine Verbindungsgeschichte, die nur engeren Kreisen gewidmet ist, hinaus und führt uns zu einer intimen Erkenntniß der geistigen und politischen Geschichte Deutschlands im ersten Drittel dieses Jahrhunderts.

Wir lernen zunächst Erlangen und seine Studentenverbindungen vor den Freiheitskriegen kennen und beobachten dann in Jena das Entstehen der Burschenschaft und ihre Glanzzeit bis zur Auflösung durch die Karlsbader Beschlüsse. Darauf kehren wir nach Erlangen zurück, wo uns die Stiftung der Burschenschaft und ihre durch politischen und anderen Mißthau erst spät getriebene Blüthe erfreuen wird, um schließlich die Jahre der Spaltung und den Untergang der Germania geschildert zu sehen.

Wer heute noch darüber sich klar zu werden hat, warum trotz aller Fehler Preußens dennoch Preußen es war, auf das sich die Blicke der Patrioten als den Kernpunkt der Wiedergewinnung eines deutschen Vaterlandes richteten, der lese in dem Buche Reuters, wie Metternich, der führende Staatsmann, sich mit allen Dunkelmännern zur Bekämpfung des Feindes verbunden, der ihnen der gefährlichste schien, der freie protestantische Zug der deutschen Universitäten. Und diesen konnte Preußen nie verleugnen, wenn es sich nicht selbst umbringen wollte. Der Vertraute Metternichs äußert sich in einem Briefe vom Jahre 1819: „Der Protestantismus ist die erste, wahre und einzige Quelle aller ungeheuren Uebel, unter welchen wir heute erliegen. . . . . Wenn Luther reformiren, d. h. seine Kirche gegen die allgemeine aufstellen durfte, warum sollen Ruhr und Hornthal nicht gleiches Recht gegen den König von Bayern und seine Minister haben? Wer A gesagt hat, muß B sagen."

Wer nach dem Grundsatze: „An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen", sagt, ob das Ideal der Burschenschaft, „daß jeder seine besten Kräfte ausbilde in deutscher Weise und zum Heil des Ganzen", sich im Leben des deutschen Volkes bemerkbar gemacht habe, der lese im vierten Buch die Lebensabrisse einer Reihe von Persönlichkeiten, die zwischen 1816 und 1833 der Erlanger Burschenschaft angehört haben; nebenbei gesagt, ein Abschnitt, in dem eine Unsumme schwer zu beschaffenden Materials in geistvoller und liebenswürdiger Weise verarbeitet ist.

Wir nennen in der Reihenfolge, wie Reuter sie gibt: Gallitzin v. Tucher, den Erforscher des Kirchengesangs; Christoph Elsperger, den Ansbacher Rector; K. Lochner, den Nürnberger Historiker; G. F. Puchta, den Pandektisten; Zuccarini, den Botaniker, und seinen Bruder, den Griechenfreund; die zwei Brüder Feuerbach, Anselm und Friedrich; Hans v. Aufseß, den Begründer des germanischen Museums. Es folgen die Brüder Hermann und Julius v. Rotenhan; Graf Platen; Ferdinand, nachmals Ignaz Herbst, Convertit und katholischer Pfarrer; Wilhelm Redenbacher, der tapfere Kämpfer in der Kniebeugungsfrage; Wilhelm Dittmar, der Patron von Bayreuth und Freund Richard Wagners; Julius Stahl, der Berliner Rechtsphilosoph; Hofrath Dietz von Nürnberg; Karl Friedrich Nägelsbach, der Erlanger Philolog; Karl Vogel von Bayreuth; Christian Frisch, der Herausgeber von Keppiers Werken; Ad. v. Zerzog, der Abgeordnete zum Frankfurter Parlament; K. Hasmann, der Erlanger Theolog. A. Schricker.

* Neueste Karte der Isarthalbahn und Umgebung ꝛc. Kaum ist die Brunn'sche Karte erschienen, so liegt uns auch schon eine durch das Topographische Bureau des kgl. bayer. Generalstabes herausgegebene Karte der Isarthalbahn vor. Diese Karte reicht von Gaeching-Jsmanning über München bis Tölz-Krankenheil, hat den Maßstab von 1:100,000 der natürlichen Länge und ist aus der Gradabtheilungskarte zusammengesetzt. Die Zahlen geben die Höhen über Normal-Null in Metern an. Depot Theodor Riedels Buchhandlung, München, Prannerstraße 13. Preis 1 M. 20 Pf. — Wir benützen diesen Anlaß, gleich zu melden, daß von der Karte des Deutschen Reiches, 1:100,000, Antheil Bayerns, nunmehr erschienen sind die Blätter: 624, Freising; 639, Wasserburg; 651, Tölz und 664, Laufen. Fischer.

Zu den Quellen von Anzengrubers „Pfarrer von Kirchfeld". Felix Stieve's Anzeige der Lebenserinnerungen von Carl Jentsch: „Wanderungen" (Beilage Nr. 131 vom 9. Juni) kommt mir fast in demselben Augenblick zu, in dem ich unter dem starken Eindruck der ersten Lectüre dieses bedeutenden Buches auf merkwürdige Analogien in den Schicksalen von Anzengrubers „Pfarrer von Kirchfeld" und den Erlebnissen des Liegnitzer Caplans Jentsch hinweisen wollte. Die erste Anregung zu seinem Volksstück hat Anzengruber sicher nicht aus der in der „Schlesischen Zeitung" Ende April 1870 veröffentlichten Erklärung von Carl Jentsch über die Nothwendigkeit einer „frei und offen innerhalb der Kirche hervortretenden Opposition" und den bei diesem Anlaß im Kierus und in der Presse laut gewordenen Aeußerungen geschöpft (Jentsch, l. c.: das Jahr 1870, S. 245—259). Die Keimzelle des „Pfarrers von Kirchfeld" stammt meines Erachtens vielmehr aus der ersten Hälfte der sechziger Jahre. Der Dichter war damals als kleiner Schauspieler bei Director Radler engagirt. In Marburg a. d. Drau hat ihm, wie schon a. O.[1]) berichtet wurde, Domkapitular Klang näher: ein Schauspieler, der, ursprünglich zum Theologen bestimmt, geradewegs vom Seminar zum Theater gekommen war. Mit ihm unterhielt sich Anzengruber wiederholt über die Einrichtung und Leitung dieser geistlichen Lehranstalten; er konnte gar nicht begreifen, daß Klang geradaus von dieser heiligen Stätte zur Bühne gegangen sei. Mutter Anzengruber aber meinte, „Na er wär' halt ein verliebter Pfarrer worden", eine Bemerkung, die den Sohn einen Augenblick betreffen machte, dann aber zu dem wie von Klang verbürgten Ausruf veranlaßte: „Wär kein schlechtes Stück." Niedergeschrieben wurde das Volksstück nach der eigenhändigen, am 7. Januar 1884 für mich aufgezeichneten Chronologie der Werke Anzengrubers im Jahre 1869, daß einem entscheidenden Impuls seiner Mutter. („Bis zum Fertigwerden. Nachgeholte Tagebücherei." Werke I. S. LX.) Die erste Aufführung fand im Theater an der Wien am 5. November 1870 statt. Wann die Komödie bei der Direction eingereicht wurde, konnte ich weder im Secretariat des Theaters, noch durch Anzengrubers Jugendfreund und nachmaligen Schwager Franz Lipka erfahren, welch letzterer das Manuscript im Auftrag des pseudonymen Autors in der Kanzlei zu übergeben hatte. Es läßt sich damit auch nicht feststellen, ob wenigstens einzelne Aenderungen in den Reden des Pfarrers Hell durch die Protesterklärungen von Carl Jentsch beeinflußt werden konnten. Außer Frage steht, daß der „Pfarrer von Kirchfeld" ein Jahr vor dem ersten Zusammenstoß des Liegnitzer Caplans mit seinen Oberen, mehrere Jahre vor der Excommunication von Jentsch vollendet war. Lägen diese Angaben nicht unanfechtbar vor, so wäre die Vermuthung kaum abzuweisen, daß die Erlebnisse des schlesischen Priesters dem Dichter bei der Conception seines Werkes nicht ganz unbekannt waren. Eine praktische Mahnung nicht vor gegen vorwitzige Motivenjagd; eine Warnung auch für behutsame Forscher, Entlehnungen oder Anlehnungen nur dann als bewiesen anzunehmen, wenn sie wirklich bewiesbar sind. Das scheint mir aber der Fall zu sein bei einer der berühmtesten Scenen des „Pfarrers von Kirchfeld": beim Gang des Wurzlsepp ins Pfarrhaus. Der Darsteller will Hell bewegen, seiner hysterischen Mutter, die durch Selbstmord geendet, ein ehrliches Begräbniß nicht zu verweigern. Dieser mächtige Auftritt scheint mir über eine allerdings sehr selbständige Um- und Fortbildung von Luziaas „Gang ins Pfarrhaus" in Berthold Auerbachs „Lucifer". („Schwarzwälder Dorfgeschichten", 1871, Band III, S. 248—253.)

Wien, 10. Juni 1896. Anton Bettelheim.

* Ueber die Ausführung der seinerzeit angekündigten archäologischen Studienreisen, die unter Leitung des I. Secretärs des kais. Archäologischen Instituts in Athen, Hrn. Dörpfeld, auch in diesem Frühjahr veranstaltet worden, berichtet der „Reichs-Anzeiger": Die erste, mit etwa 40 Theilnehmern, ging nach dem Peloponnes und nach Delphi und währte vom 14. bis 29. April. Ueber Korinth, wo die Ausgrabungen der amerikanischen Schule besichtigt wurden, ging man in die Argolis zu den Ruinen von Tiryns und Mykenai und zu dem Plane der nunmehr abgeschlossenen Ausgrabungen der amerikanischen Schule am Heraion. Der Besuch des Heiligthums von Epidauros, der von Argos, von Tripolis mit Tegea und Mantinea und von Megalopolis wurde vom Wetter etwas gestört, das sonst der Reise sehr günstig war. Der Vergart Lykaiara bot der Betrachtung die Ergebnisse der letzten griechischen Ausgrabungen. Sodann erreichte man über Phigalia Olympia, wo drei und ein halber Tag der Führung in den Ruinen und im Museum gewidmet wurden. Am vierzehnten Tage setzte die Reisegesellschaft von Patrae nach Itea, dem Hafen von Delphi, über. Dort wurden die durch die vorjährigen Arbeiten der französischen Schule am Theater und Reste der Knidier-Halle vermehrten Ruinen besichtigt und man hatte das Glück, dem Funde der einen unteren Hälfte einer lebensgroßen Bronzestatue beizuwohnen, welche inzwischen durch den Fund auch der oberen Hälfte vervollständigt ist. Von Delphi erfolgte die Rückkehr nach dem Piräus zu Schiff. — Die zweite Reise ging an Bord eines dazu gemietheten Dampfers nach mehreren Inseln und Küstenplätzen, an ihr betheiligten sich 62 Personen verschiedener Nationen. Am 6. Mai fuhr man vom Piräus ab, besuchte den Athenatempel auf Aigina und das Poseidon-Heiligthum von Kalauria und fuhr Nachts bis Delos. Dort wurde ein ganzer Tag der Besichtigung der in langjährigen Arbeiten durch die französische Schule freigelegten Bauten, der Abend noch den nach dem benachbarten Mykonos gebrachten Einzelfunden gewidmet. Von Delos kehrte das Schiff nach Attika zurück. Sunion, Tharikos, Marathon und Oropos wurden besichtigt, weiter Eretria. Durch die euböische Meerenge erreichte man am Strande der Thermopylen her das nördliche Meer und richtete den Curs an Skiathos vorüber nach Samothrake. Starker Nordwind erlaubte an der offenen Küste nicht, an der passendsten Stelle zu landen, doch erreichte man die alte Stadt und die Ruinen der Heiligthümer. Anderen Tages warf man am Hellespont vor Kumkaleh Anker; inzwischen wurde von den Ortsbehörden die Landung nicht an dieser Stelle, sondern erst in der Besika-Bucht gestattet. Bunarbaschi und Hissarlik wurden von dort aus besucht, und Hr. Dörpfeld erläuterte an dem letztgenannten Platze die Ruinen von Ilion. Hierauf wurde die Rückfahrt nach dem Piräus angetreten, mit einer Landung zur Besichtigung eines antiken Wachtthurmes auf Andros. Am 16. Mai war man wieder in Athen.

* Die Halskette eines barbarischen Königs, welche zugleich mit der früher beschriebenen Tiara des Saitapharnes in einem deren Fundorte benachbarten Grabe in der Krim gefunden und dank der freigebigen Subvention der HH. Correyer und Th. Reinach von den Museen des Louvre erworben worden ist, aber einer etwa um mehrhalb Jahrhunderte späteren Zeit als jene ihre Entstehung verdankt, zeigt, wie der „Frankf. Ztg." berichtet wird, überall dieselbe Feinheit und Schönheit der Ausführung und bei aller Verschiedenheit der Ornamente die gleiche Originalität in der Erfindung. Sie besteht aus einer Menge verschiedenartiger Zierathe, die zu Filigranarbeit von gleichem Geschmack wie die rein decorativen Theile der Tiara herausgearbeitet sind. In gewissen gleichen Zwischenräumen fassen bedeutender hervortretende viereckige aber runde Ornamente die massiveren Theile ein, die ihrerseits aus Granaten und größeren oder kleineren Stücken von Glaspaste bestehen, die das lange Liegen unter der Erde stark regenbogenartig gefärbt hat. An der Halskette sind zweier mehrere Centimeter lange Gehänge befestigt, die theils in Ornamenten kanischer Form, theils in Frauen-, Widder- oder Greifenköpfen, theils endlich in keulenartigen Griffen mit kreis- oder länglich runden Stücken farbigen Glases enden. Diese Gehänge sind von verschiedener Länge, je nachdem sie sich vom Mittelpunkt des Ganzen entfernen oder ihm nähern; ungefähr 15 Centimeter von denselben verschwinden sie ganz. Die Kette endet auf jeder Seite in einer goldenen Platte von der Größe und Gestalt eines silbernen Fünffrankenstückes. Jede dieser Platten zeigt, von einem dreifachen Gürtel von Laubwerk aus Goldvraht eingefaßt, ein gleichartiges, auf das feinste gearbeitetes Flachrelief, den Kampf zwischen Thetis und Peleus darstellend.

* **Freiburg.** Geh. Hofrath Eucken, Professor der Philosophie in Jena, erhielt einen Ruf an die hiesige Universität als Nachfolger des Professors Riehl. — Das neue Verzeichniß unserer Universität weist eine Gesammtzahl von 1453 Personen auf, die an den Vorlesungen theilnehmen, 1379 Immatriculirte Studenten und 74 Hospitanten; im Sommer 1895 und 1894 waren es 1504 (1412 + 92) und 1571 (1477 + 94). Die theologische Facultät zählt diesmal 226 (233, 243), die juristische 457 (448, 456), die medicinische 458 (512, 558) und die philosophische 238 (219, 220) Mitglieder. Der Landesangehörigkeit nach entfallen auf das Deutsche Reich 1277 Studenten, darunter 629 Preußen (617, 638), 419 Badener (442, 486), 70 Sachsen (79, 89), 29 Bayern (24, 23), 27 Elsaß-Lothringer (17, 16), 15 Württemberger (20, 26) u. s. w.; unter den Auslandern sind die Russen und Schweizer mit je 23 am stärksten vertreten, die

[1]) Bettelheim, Ludwig Anzengruber, 1891, S. 56.

Digitized by Google

Zahl der letzteren, 9 und 7 in den vorangegangenen Jahren, hat beträchtlich zugenommen. Gegen 1894, mit der bisher höchsten Frequenz, ist eine nicht unbeträchtliche Abnahme der badischen Studenten und der Medicinер festzustellen.

* **Marburg.** Prof. Herrmann hat den an ihn ergangenen Ruf an die Universität Halle zur Nachfolge Köstlins abgelehnt. — Dr. Finck aus Crefeld hat sich für vergleichende Sprachwissenschaft habilitirt. Seine Habilitationsschrift ist ein Wörterbuch der auf den Aran-Inseln gesprochenen west-irischen Mundart; seine Antrittsvorlesung behandelt die „Entstehung des grammatischen Geschlechts".

* **Berlin.** Die Akademie der Wissenschaften hat in ihrer letzten Gesammtsitzung folgende Beihülfen für wissenschaftliche Arbeiten bewilligt. Die philosophisch-historische Classe bewilligte ihren Mitgliedern Prof. A. Kirchhoff zur Fortsetzung der Arbeiten für Sammlung der griechischen Inschriften 4000 M., Prof. Diels zur Fortsetzung der Arbeiten für die Herausgabe der griechischen Commentatoren des Aristoteles 7200 M. und Prof. Schmoller zur Fortführung der Arbeiten für Herausgabe der politischen Correspondenz Friedrichs II. 6000 M. Ferner erhielten Hr. Imhoof-Blumer für die Fortführung der Sammlung nordgriechischer Münzen 1000 M., Prof. Dilthey für die Arbeiten an der Kant-Ausgabe 2000 M., der Custos an der Universitätsbibliothek zu Jena Dr. Georg Steinhausen zur Herausgabe von Privatbriefen des 14. und 15. Jahrhunderts 600 M. — Die physikalisch-mathematische Classe hat dem Prof. Weierstraß zur Fortsetzung der Herausgabe seiner gesammelten Werke 2000 M., dem Prof. Klein zu Reparaturen an Apparaten zu krystallographischen Untersuchungen 118.75 M., sodann dem Privatdocenten an der Universität Göttingen Dr. O. Bürger zur Ausführung einer zoologischen Forschungsreise in den Andes von Columbia 3000 M., dem Dr. L. Wulff in Schwerin zur Fortsetzung seiner Versuche über Krystallzüchtung 1500 M. bewilligt. Ferner erhielten: Professor Dr. Futterer an der Technischen Hochschule zu Karlsruhe zur Fortsetzung seiner geologischen Studien in den Südostalpen 1000 M., der Director der psychiatrischen Klinik zu Breslau Prof. Dr. Wernicke zur Herstellung eines photographischen Atlas von Schnitten durch das Gehirn 2000 M., Oberbibliothekar Dr. G. Valentin zu Berlin zur Bearbeitung einer allgemeinen mathematischen Bibliographie 2500 M., Dr. K. Verhoeff zu Bonn zur Fortsetzung seiner Studien über Myriopoden, Isopoden und Opilioniden 600 M., der Privatdocent an der Universität Straßburg Dr. A. Tornquist zu einer geologischen Untersuchung der Gebirge von Recoaro und Rhio in der Provinz Vicenza 1500 M. und der Privatdocent an der Universität Heidelberg Dr. A. Bethe zu einer Reise nach Neapel behufs Fortsetzung seiner physiologischen Untersuchung des Centralnervensystems von Carcinus maenas 500 M.

* **Berlin.** Von der Universität ist als Nachfolger des Prof. Friedrich Michaelis Hr. Franz Stolze in Charlottenburg zum Lector für Stenographie berufen worden. — Die Universität wird in diesem Sommerhalbjahr von 4649 Studirenden besucht; das sind 631 mehr als im letzten Sommer. Außer den immatriculirten Studenten sind 3664 Personen, darunter 35 Frauen, zum Hören der Vorlesungen berechtigt. Unter den vier Facultäten steht der Frequenz nach die philosophische obenan, sie zählt 1759 Studirende; dann folgen die juristische mit 1396, die medicinische mit 1118, die theologische mit 376. Der Herkunft nach sind von den 4649 Immatriculirten 3402 aus Preußen, 571 aus den übrigen Reichsländern. Von den auswärtigen europäischen Staaten haben entsandt: Rußland 199, die Schweiz 81, Oesterreich 61, Ungarn 29, England 24, Schweden und Belgien je 6, Italien 15, Frankreich 12, Niederlande 9, Luxemburg, Rumänien und die Türkei je 7, Belgien 4, Dänemark 3, Griechenland und Spanien je 2, Serbien 1 Studirenden. Von den anderen Erdtheilen sind Amerika durch 163, Asien durch 18 Studenten vertreten.

* **Innsbruck.** Der außerordentliche Professor Dr. Rudolf v. Scala ist zum Ordinarius der alten Geschichte, Privatdocent Dr. Karl Ipsen zum außerordentlichen Professor der gerichtlichen Medicin an der Universität ernannt worden.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 6. bis 9. Juni folgende Schriften eingegangen:

Vierteljahrshefte zur Statistik des Deutschen Reiches. Hggb. vom Kaiserl. Statistischen Amt. Jahrg. 1896. 2. Hft. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht 1896. — Jahresberichte der Kgl. Sächsischen Gewerbe-Inspectoren für 1895. Zusammengestellt im kgl. sächs. Ministerium d. Innern. Dresden, F. Lommatzsch 1896. — Heinrich v. Treitschke: Reden im deutschen Reichstage 1871—1884. Hggb. von Dr. Otto Mittelstädt. Leipzig, S. Hirzel 1896. — Bismarck-Jahrbuch, hggb. von Hoest Kohl. III. Bd. 2. Lfg. Berlin, O. Häring 1896. — Ecks und Feilund: Das deutsche Reichsheer und die Kaiserliche Marine. VII. Jahrg. Kassel, M. Brunnemann 1896. — Dr. Gladečet: Zur Lehre der Preßdelicte. Sonderabdruck a. d. Archiv f. Strafrecht. Berlin, R. L. Prager 1896. — *Pierre de la Gorce:* Histoire du Second Empire. Tome III. Paris, Plon, Nourrit et Cie. 1896. — Dr. Richard Wülker: Geschichte der englischen Literatur. 2.—6. Heft. Leipzig u. Wien, Bibliogr. Institut 1896. — Bericht über die volksthümlichen Universitätsvorträge im Studienjahre 1895/96. Wien, A. Holzhausen 1896. — D. Friedrich Zimmer: Der Evangelische Diakonenverein. 3. Aufl. Herborn, Diakonenverein 1896. — Fr. Aug. Heinrich: Homöopath Dr. med. Volbeding und die Seinen. Leipzig, E. O. Jahn 1896. — Dr. Karl Reiser: Sagen, Gebräuche und Sprichwörter des Allgäus. 6. Heft. Kempten, Jos. Kösel. — Dr. Joesten: Mein Herz ist am Rheine. Gedenkbuch a. d. Errichtung des Wolfgang Müller-Denkmals zu Königswinter. Köln, Kölner Verlagsanstalt 1896. — Karl Henckell: Ado Negri; Vortrag. Zürich u. Leipzig, K. Henckell u. Co. 1896. — Das k. württembergische Landes-Gewerbe-Museum in Stuttgart. Stuttgart 1896. — Ferdinand Luthmer: Werkbuch des Decorateurs. 1. Lfg. Stuttgart rc., Union. — L. Schultze-Steelitz: Ueber Gesangunterricht und Gesangmethoden. Leipzig, Karl Fritzsche 1896. — Fr. Arnefeldt: Löwenseide. (L. v. Glümer: Alteneichen. (Goldschmidts Biblioth. f. Haus u. Reise, Bd. 40 u. 41.) Berlin, A. Goldschmidt 1896. — Lucy Hesch: Sie haben keine Ehre! Berlin, R. Eckstein Nachf. — Leopold Jacobi: Cunila. Gedicht aus Indien. Zürich u. Leipzig, K. Henckell u. Co. 1896. — *Léon Riotor:* Le sage Empereur. Poème légendaire. Paris, Mercure de France 1896. — Verzeichniß der Behörden, Lehrer, Anstalten, Beamten und Studirenden der Universität Freiburg. Sommersemester 1896. Freiburg i. B., Chr. Lehmann 1896. — Leo Woerl: Führer durch Tirol. (Woerls Reisehandbücher.) Mit Specialkarten. Würzburg u. Leipzig, Woerl.

Herder'sche Verlagshandlung, Freiburg im Breisgau.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Devas, Ch. S., Grundsätze der Volkswirtschaftslehre.

Uebersetzt und bearbeitet von Dr. W. Kämpfe. gr. 8°. (XXIV u. 522 S.) M. 7.—; geb. in Halbfranz M. 8.80.

Das Werk des angesehenen englischen Autors dürfte in der den deutschen Verhältnissen angepaßten Bearbeitung Dr. Kämpfes auch bei uns allseitige Beachtung finden, da es sich nicht nur durch Klarheit der Begriffe, durch Kürze und Bündigkeit, sondern besonders durch die entschiedene Betonung der ethischen Seite der Volkswirtschaftslehre vortheilhaft auszeichnet. (6900)

Jos. Baer & Co., Buchhändler und Antiquare,

Frankfurt a. M., Rossmarkt 18,

versenden auf Wunsch gratis und franko ihre letzterschienenen Kataloge:

Nr.	
371.	Numismatik des klassischen Altertums und des Orients.
370.	Lessing, Goethe, Schiller.
368.	Geschichte und Geographie von Vorderasien (enth. u. a. folgende bes. umfangreiche Abteilungen: Topographie von, ältere u. neuere Reisen in Palästina — Geschichte der Juden bis zum Talmudabschlusse).
367.	Antores graeci.
366.	Semitica und Hamitica.
Nr.	
365.	Moguntiaca.
364.	Nationalökonomie. (Weiter. Supplement zu den Hauptkatalogen 328 u. 329 und der. Supplem. Nr. 338, 354.)
363.	Deutsche Städtegeschichte.
362.	Niedersachsen.
361.	Geschicht. Grossbritanniens.
360.	Botanik.

Antiquar. Fach-Anzeiger:

Nr.	
449.	Musik.
447.	Bibliographie. (6931)

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1896. München, Freitag, 12. Juni. Nummer 134.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Ibsen in seiner letzten Periode. I. Von Hubert Rötteken. — Die Philosophie und die Wissenschaften. Von Dr. Rudolf Eisler. — Mittheilungen und Nachrichten.

Ibsen in seiner letzten Periode.

Von Hubert Rötteken.

I.

Der Name Ibsen bezeichnet in Deutschland ein actuelles Thema erst, seit des Dichters Puppenheim bekannt wurde. Die rücksichtslose Energie, mit der hier alten, fest eingewurzelten Anschauungen widersprochen wurde, erregte die allgemeine Aufmerksamkeit und verursachte eine stürmische Discussion; und Gegenstand einer solchen Discussion ist seitdem jedes neue Werk des Dichters geworden. Diese späteren Werke sind es denn auch, die im größeren Publicum bekannt zu sein pflegen; aus der vorhergehenden Zeit kommt nur noch der unmittelbare Vorgänger des „Puppenheims“, die „Stützen der Gesellschaft“, dazu. Dichtungen wie „Brand“ oder „Peer Gynt“ werden in kleineren Kreisen genossen und bewundert: populär, soweit er es überhaupt ist, ist Ibsen nur durch die Arbeiten seiner letzten Periode. Von ihnen soll denn auch im folgenden ausschließlich die Rede sein. Aber nicht jedes für sich sollen sie durchgesprochen werden, sondern ich versuche, die einzelnen Züge zusammenzufassen zu einem Gesammtbilde des Verfassers.

Eine wichtige Frage ist immer die nach den sittlichen Anschauungen eines Dichters. Wo freilich der Dichter einfach mit der Majorität geht oder auf seine Abweichungen wenig Nachdruck legt, da kann diese Frage mit wenigen Worten erledigt werden; bei Ibsen muß sie ausführlich erörtert werden. Denn er ist in dieser Beziehung ein straffer Oppositionsmann und die ethische Tendenz seiner Dramen ist ihm selbst außerordentlich wichtig; ja es läßt sich sehr wahrscheinlich machen, daß sie zunächst es ist, die ihm einen Stoff überhaupt sympathisch macht, die ihn antreibt, sich den Stoff zu erfinden. Es ergibt sich das namentlich aus dem inneren Zusammenhang, in dem seine Stoffe gerade in dieser Richtung stehen. Wenn z. B. im „Volksfeind“ die unerschütterliche Wahrhaftigkeit gefeiert, im nächsten Drama, der „Wildente“, aber die Frage aufgeworfen wird, ob denn die Wahrhaftigkeit nicht auch unter Umständen schaden könne, ob nicht auch die Lüge unter Umständen ihren Werth habe, so ist es klar, daß hier zuerst in der Seele des Dichters das nackte ethische Problem vorhanden war, das dann erst später mit einem Stoff umkleidet wurde.

Ibsen urtheilt äußerst hart über die moderne Gesellschaft. Stützen der Gesellschaft — so heißen in dem gleichnamigen Stück mit bitterer Ironie einige Männer, die sich mit schönen Redensarten von Gemeinnützigkeit und Frömmigkeit drapiren und unter dem Schutze dieses Deckmantels lediglich ihrem eigenen Interesse nachjagen, unbedenklich bis zur Gewissenlosigkeit. Und so hat Ibsen das immer wieder gezeichnet. Den Schein bewahren, ist die Hauptsache — um es zu können, scheut man vor keiner Lüge und Heuchelei zurück. Alles, was im geheimen geschieht, scheint erlaubt, unbedingt vermieden werden muß nur, gegen die conventionellen Ansichten und Vorurtheile der Gesellschaft zu verstoßen, und das größte Unglück ist der Scandal; um ihm zu entfliehen, schießt sich Hedda Gabler, ein echtes Kind dieser Gesellschaft, eine Kugel durch den Kopf. Wohl am schärfsten gezeichnet ist die allgemeine Unehrlichkeit und der allgemeine Egoismus in dem Drama „Der Volksfeind“. Der Volksfeind ist ein Arzt in einem Badeort, der entdeckt hat, daß das Bade- und Trinkwasser durch die Abflüsse der großen Gerbereien oben im Thale inficirt ist, und der diese Entdeckung natürlich zur Kenntniß des Vorsitzenden der Actiengesellschaft bringt und auch sonst mittheilt. Anfänglich scheint sein Verlangen auf Abhülfe Zustimmung zu finden: die Zeitung will seinen Aufsatz abdrucken, der Verein der Hausbesitzer will ihn unterstützen. Aber diesen Leuten ist es gar nicht um die Sache zu thun: Vorsitzender der Actiengesellschaft ist der Bürgermeister, und so wollen sie die Gelegenheit benützen, ihm und überhaupt den leitenden Kreisen Opposition zu machen. Und der Bürgermeister selbst denkt gar nicht daran, die Wasserleitung umlegen zu lassen, die doch nun einmal unter seiner Leitung gebaut ist: er wäre ja blamirt, wenn er zugeben müßte, daß die Sache falsch gemacht war. So verlangt er von dem Arzt, er solle widerrufen, nach nochmaliger Untersuchung eingestehen, daß er sich geirrt habe; als der Arzt darauf nicht eingeht, erhält er sofort seine Entlassung. Die Zeitung aber und die kleinen Leute bringt der Bürgermeister sehr einfach auf seine Seite, indem er auseinandersetzt, die Actiengesellschaft könne die große Ausgabe nicht leisten, die Stadt müsse zuschießen, übrigens müßte das Bad auf zwei Jahre geschlossen werden. Bei diesem drohenden Verlust glaubt alles der Versicherung des Bürgermeisters, er habe die Ueberzeugung, daß die Sache nicht so schlimm sei, und als der Arzt sich damit nicht beruhigt und droht, den Thatbestand in fremden Zeitungen zu veröffentlichen, da erklärt man ihn für einen Volksfeind, der die Stadt ruiniren wolle. Ibsen schrieb das Stück als Antwort auf die Vorwürfe, die man ihm gemacht hatte, weil er in den „Gespenstern“ so unerquickliche Dinge berührt hätte, und das Schicksal des Badearztes soll nur ein Beispiel sein für das Schicksal aller der Männer, die eine wunde, faule Stelle des öffentlichen Lebens aufdecken, damit sie gebessert werden kann; statt ihnen zu danken, heißt die Gesellschaft sie schweigen und erklärt sie für Volksfeinde und wirft ihnen die Fenster ein.

Ibsen deutet mehrfach an, wie der Einzelne von der Gesellschaft in engen Banden gehalten wird. Die Gesellschaft ist eine strenge Herrin, sie gestattet nicht die geringste Abweichung von den herrschenden Ansichten. Die Stützen der Gesellschaft, das sind in Wahrheit nur ihre Werkzeuge: auch die angesehensten würden sofort ihr Ansehen verlieren, wenn sie der Stimmung, die just an der Tagesordnung

Digitized by Google

ist, auch nur um einen Schritt vorauseilen wollten. Und noch mehr zieht die Gesellschaft den Einzelnen in ihren Dunstkreis durch die Erziehung. Auf den äußeren Schein werden schon die Kinder dressirt und Ibsen gibt in der Figur der Hedda Gabler ein drastisches Beispiel von den Resultaten äußerlich vornehmer Mädchenerziehung. Allerlei conventionelle Ansichten, wie sie in der Gesellschaft umlaufen, werden den Kindern als Dogma eingeschärft und sind auch für die selbständig Denkenden schwer los zu werden: solch alte todte Ansichten gehen dann in dem Menschen um wie Gespenster. Es lebt nicht in uns, sagt Frau Alving, aber es steckt in uns und wir können es nicht los werden.

Ich habe das Bild der Gesellschaft hier einfach reproducirt, wie Ibsen es gibt, in all der düstern Beleuchtung, in der er es gibt. Es ist natürlich zunächst die norwegische Gesellschaft und in einzelnen Zügen weicht der Zustand dieser Gesellschaft gewiß von dem der unsern ab; im allgemeinen aber haben wir keine Veranlassung, die norwegische Gesellschaft ohne weiteres für schlechter als die unsre zu halten, und so ist denn auch für uns die Frage recht brennend, ob denn das Bild, das Ibsen gibt, richtig ist, ob es denn wirklich so böse aussieht. Die Antwort auf diese Frage wird verschieden ausfallen je nach der individuellen Erfahrung und Stimmung des Antwortenden. Mir persönlich will scheinen, daß vieles in dem Bilde richtig ist und recht wohl geeignet, uns zu ernstem Nachdenken zu veranlassen, daß aber im allgemeinen Ibsen doch etwas carrikirt; er sieht eben die Gesellschaft nicht mit unbefangenem Blick an, sondern mit einem entschiedenen Gefühl der Abneigung, mit deutlich satirischer Stimmung, und von hier aus verzerren sich ihm die Linien ein wenig. Und ganz gewiß beurtheilt er manche Seiten ungerecht und rechnet der Gesellschaft auch solche Dinge als Verbrechen an, die doch, wenn überhaupt Menschen zusammen leben und arbeiten sollen, nicht ganz sich vermeiden lassen. Beides, die Abneigung und das falsche Urtheil, hängt zusammen und es beruht vor allem auf der Thatsache, daß Ibsen die Gesellschaft überhaupt kaum vom Standpunkt des Zusammenlebens und Zusammenwirkens betrachtet, sondern daß er immer an den einzelnen Menschen denkt, der in der Gesellschaft lebt. Ibsen ist als Ethiker durchaus Individualist: er hat ein bestimmtes Ideal vom einzelnen Menschen und der Gesellschaft tritt er mit der Frage entgegen, wie weit in ihr der Einzelne dieses Ideal verwirklichen könne und müsse. Ganz charakteristisch für diesen Individualismus ist eine Stelle des „Puppenheims“. Als Nora ihren Gatten verlassen will, da erinnert dieser sie an ihre heiligste Pflicht, nämlich die gegen Gatten und Kinder; aber Nora antwortet, sie habe andere ebenso heilige Pflichten, die gegen sich selbst; und als ihr entgegnet wird, vor allem sei sie Gattin und Mutter, da heißt es: „Ich glaube, vor allem bin ich ein menschliches Wesen.“ Und um den Pflichten gegen sich selbst genügen zu können, verläßt sie Gatten und Kinder, offenbar mit dem Beifall des Dichters.

Als die höchste Forderung dieser Individualethik erscheint im Puppenheim die Selbständigkeit. Wenn die Gesellschaft conventionelle Ansichten pflegt, der Einzelne soll sich von ihnen frei machen: er soll nicht auf Autorität hin etwas glauben, sondern er soll selbst denken. Für Nora verlieren am Schlusse des Dramas alle die Sätze, die sie bisher andern nachgesprochen hat, ihre Glaubwürdigkeit. „Ich weiß wohl, daß die meisten Menschen dir Recht geben und daß dergleichen in den Büchern steht. Aber ich kann mich nicht mehr damit begnügen, was die Mehrzahl der Menschen sagt und was in den Büchern steht. Ich muß selbst über die Dinge nachsinnen.“ „Ich weiß ja gar nicht einmal so recht, was Religion ist; ich weiß nur das, was Pastor Hansen sagte, als ich zum Confirmationsunterricht ging. Er erzählte, dies und das sei Religion.“ Auch darüber will Nora nachdenken, ob das, was Pastor Hansen sagte, richtig ist, oder vielmehr, ob es für sie richtig ist. Dies letzte ist das schärfste, was gesagt werden kann: es gibt keine allgemein gültigen Fassungen der Wahrheit, sondern jeder muß sich eine suchen, die speciell für seine Natur paßt.

Die zweite wichtige Forderung Ibsens ist die der Wahrhaftigkeit. Durch die Lüge schädigt der Mensch den Kern seines Wesens. Der Held der Stützen der Gesellschaft hat seine ganze Existenz auf eine Lüge gebaut. Zwar keiner wird ihn deswegen zur Rechenschaft ziehen von den wenigen, die es wissen, insofern könnte er ganz sicher sein; „aber,“ fragt ihn eine Dame, die in dem Stück Ibsens Ansicht vertritt: „schau in dein Inneres und sage mir, ob du keinen Schaden dabei genommen!“ Solch eine Lüge, die ja, um sie aufrecht zu erhalten, immer wieder neue Lügen nöthig macht, untergräbt und vergiftet den ganzen Charakter und muß unter allen Umständen ausgerottet werden, auch auf die Gefahr hin, daß der Enthüllung ernste Unannehmlichkeiten folgen. Den Volksfeind veranlassen mehrere Motive dazu, seine Entdeckung allgemein bekannt zu machen: einmal gewiß die Rücksicht auf die Patienten, dann aber auch die Furcht und der Abscheu vor der Lüge, der er ja selbst verfallen würde, wenn er verschwiege, was er weiß; und so groß ist dieser Abscheu, daß er auch seine Mitbürger unter allen Umständen vor der Lüge bewahren will: „Ich liebe meine Vaterstadt so sehr, daß ich sie lieber ruiniren will, als sie auf einer Lüge emporblühen sehen.“ Noch eindeutiger zeigt sich die Tendenz, auch andere Menschen von dem Makel und dem demoralisirenden Einfluß der Lüge zu befreien, in einer Person des Puppenheims. Auch Nora hat ein Geheimniß vor ihrem Gatten, das sie zu beständigen Verheimlichungen zwingt; das Geheimniß droht bekannt zu werden, sie möchte das um alles verhindern — aber ihre Freundin, die klare und edle Christine Linde, die es verhindern könnte, läßt den Dingen freien Lauf: „Denn,“ sagt sie, „dieses unglückselige Geheimniß muß an den Tag, es muß zu einer offenen Erklärung zwischen den beiden kommen, es kann unmöglich so fortgehen mit diesen Vertuschungen und Ausflüchten.“ Also nicht nur Nora hätte die Pflicht, Aufklärung zu geben auf jede Gefahr hin, sondern auch einer Fremden, die die Sache eigentlich gar nichts angeht, weist Ibsen das Recht zu, die Lüge zu enthüllen und den Schaden aus der Welt zu schaffen.

Es müssen qualvolle Stunden gewesen sein, als dem Wahrheitsfanatiker Ibsen die Zweifelfrage kam, ob denn wirklich in allen Fällen die Wahrheit das allein seligmachende sei, ob nicht unter Umständen auch die Lüge ihren Werth habe. Wir verdanken diesem Zweifel ein sehr interessantes Stück, die Wildente. Das Drama führt uns eine Reihe gebrochener Existenzen vor. Der alte Ekdal war früher Compagnon des Großhändlers Werle; da hat dieser den wenig Umsichtigen bei einem gesetzwidrigen Geschäft vorgeschoben, und während Werle selbst sich zu salviren weiß, wird Ekdal abgesetzt und verliert Vermögen und Ehre. Ekdals Sohn ist Photograph geworden und hat sich mit Unterstützung des Werle etablirt; Werle hat ihn auch noch mit einem Mädchen verheirathet, zu dem er selbst in den intimsten Beziehungen gestanden hat, und es wird im Stück nicht völlig klar, ob die Tochter der übrigens gutmüthigen und tüchtigen Frau, ob die 14jährige Hedwig ein Kind Werle's oder des Photographen ist. Von den früheren Beziehungen seiner Frau zu Werle weiß der Photograph übrigens nichts. Dann ist da noch ein verbummelter Theolog, Mollwich, der trinkt, und ein Arzt.

Digitized by Google

Und dieser Arzt ist der Ansicht, daß solche im Kern geknickte Existenzen nur zu erhalten sind, wenn sie sich eine Lebenslüge schaffen, oder wenn man ihnen diese Lebenslüge einimpft. Dem trinkenden Theologen hat er versichert, er sei dämonisch, ein Wort, mit dem dieser die Vorstellung verbindet, daß er dann ja für sein Trinken wohl nichts könne, — und diese Vorstellung rettet ihn vor der Selbstverachtung. So hat er dem Photographen eingegeben, er müsse und werde eine große Erfindung auf dem Gebiete der Photographie machen, und der Photograph acceptirt das: er thut zwar eigentlich nichts, hat auch in Wirklichkeit keine Vorstellung von dem Wege, auf dem er zu seiner Erfindung gelangen könnte, aber an dem Gedanken, daß er sie machen und dadurch sich und die Seinen plötzlich in bessere Verhältnisse bringen werde, hält er fest und tröstet sich damit. Und der alte Ekdal hat sich selbst so eine Fiction zurechtgemacht. Er, der früher ein leidenschaftlicher Jäger war, hat sich in einer Bodenkammer eine Art Thierpark eingerichtet: da stehen vier oder fünf vertrocknete Weihnachtsbäume und da sind ein paar Kaninchen und Tauben und Hühner und sogar eine Wildente — und diese Bodenkammer ersetzt ihm den Hochwald und er geht darin spazieren und geht mit seiner alten Pistole auf die Jagd. Und alle sind ganz glücklich und fühlen sich ganz wohl. Aber in diesen Kreis tritt Gregor Werle, der Sohn des Großhändlers, der Spielgefährte des Photographen; mit Entsetzen sieht er, daß hier alles die Sumpfluft der Lüge athmet, und beschließt, den Freund daraus zu befreien. Vor allem enthüllt er ihm das frühere Verhältniß der Frau zum Großhändler Werle, in der Meinung, daß der Photograph nun seiner Frau verzeihen und dann auf dem Grunde der Wahrheit mit ihr ein neues Leben beginnen soll. Aber er hat den Photographen überschätzt: der ist ein Phrasenheld und Komödiant und spielt jetzt den Gekränkten, Getäuschten. Die kleine, süße Hedwig stößt er von sich als eine Fremde, und sie, die mit innigster Liebe an ihm hängt, erträgt das nicht und erschießt sich mit der alten Pistole. Noch hofft Gregor, daß wenigstens dieses Ereigniß den Freund aufrütteln wird, aber der Arzt wendet ihm ein, in $^3/_4$ Jahren werde die kleine Hedwig für den Vater nichts sein, als ein schönes Declamationsthema und Gregor dämmert die Erkenntniß, daß es wirklich wohl so sein werde. Er verläßt die Bühne mit der Andeutung, daß auch er sterben wolle; denn wenn das Leben so sei, sei es nicht des Lebens werth. Das Drama ist furchtbar deprimirend, man fühlt ihm ganz die verzweiflungsvolle Stimmung an, aus der es geschaffen wurde. Die Menschen, die Ibsen da zeichnet, sind in der That nicht fähig, die Wahrheit zu ertragen, sie können nicht leben ohne die Lüge; und wenn man sagen möchte, daß an einem solchen Hinschleppen gebrochener Existenzen nichts gelegen sei, so opponirt gegen diesen Gedanken doch die Gestalt der kleinen Hedwig, die mit diesen Menschen zusammenhängt und die als Opfer fällt, schon beim ersten Schritt zur Ausrottung der Lüge. Und Hedwig wahrlich verdiente zu leben.

Mußte hier der Dichter ein Zugeständniß machen, das ihm bitter schwer fiel, so sah er sich auch noch in anderer Beziehung genöthigt, sein Ideal wenigstens schärfer zu bestimmen. Die Frage nach dem Werthe der Selbständigkeit, des eigenen, freien Denkens wird in „Rosmersholm“ aufgegriffen. Im Kampf politischer Parteien stehen sich da gegenüber der unbedingte Vertreter der Autorität, Rector Kroll, der dem Einzelnen gar keine Freiheit des Denkens gestatten will, und der Redacteur Mortensgard, der Freisinnige, der nun aber auch die bekannten moralischen Consequenzen zieht: er sieht nicht ein, warum ein frei gewordener Mann unterlassen solle, das Leben soviel zu genießen, wie möglich. Aber Mortensgard ist noch harmlos im Vergleich zu einem andern, von dem wir nur hören, dem verstorbenen Doctor West. Der ist mit all seinem freien Denken nur dahin gelangt, ein complettes moralisches Scheusal zu werden: eine Frau hat er verführt, dann seine uneheliche Tochter zu sich genommen, sie in seinen Ideen erzogen und später gleichfalls verführt. Wenn Ibsen bisher immer die Selbständigkeit, das Herausarbeiten der eigenen Persönlichkeit als Ideal hingestellt hatte, so sehr, daß Nora sagen konnte: „ich will sehen, ob dieses oder jenes für mich wahr ist“, — nun, als das Resultat eines solchen freien Herausarbeitens der Persönlichkeit konnte auch ein Mortensgard oder ein Doctor West entstehen. Darauf hatte Ibsen bisher nicht geachtet; wurde es ihm eindringlich, so ergab sich für ihn die Nothwendigkeit, seine bisherigen Aufstellungen zu modificiren. Die bloße Autorität weist er in der Gestalt des Rectors Kroll ebenso zurück, wie früher; aber der Held des Stückes, Johannes Rosmer, der auch sich gelöst hat von allem Autoritativen, der wird durch seine edle Anlage behütet vor dem ethischen Nihilismus und der stellt nun ein neues Ideal auf. Adelsmenschen will Rosmer schaffen, so heißt das Schlagwort; und das sollen Menschen sein, die nicht nur einen freien Geist, sondern auch einen geläuterten Willen haben. Die Sinnlichkeit der Menschen soll nicht unterdrückt, sondern sie soll geadelt werden; und das Mittel zu dieser Adelung soll die Freude sein. Ja, die Freude! Man sollte es dem düstern, ernsten Ibsen gar nicht zutrauen, daß für ihn die Freude etwas so wichtiges ist, und doch ist dem so. Schon in den Gespenstern spielt die Lebensfreudigkeit eine Rolle; es wird darüber geklagt, daß sie in engen Verhältnissen verdorben werde und in Sinnengenuß ausarte. In Rosmersholm tritt der Begriff ganz in den Vordergrund: für Rosmer ist die Freude ganz unentbehrlich und er hält es auch für seine Pflicht, ein wenig Licht und Freude um sich her zu schaffen. Getragen werden soll diese Freude durch ein Gefühl, das das Leben so köstlich schön macht: das Gefühl der stillen, freudigen Schuldlosigkeit. Also ein Ideal guten Menschenthums, das sich auf Grund seiner Güte frei und blühend entfalten könnte — ein schönes Ideal, wenn man nur den Weg dahin wüßte.

Das persönliche Ideal hat nun aber auch gewisse Consequenzen für das Zusammenleben der Menschen. Rosmer ist empört über die wüsten Parteikämpfe, über die Waffen der Verleumdung und persönlichen Verunglimpfung: so werden seine Adelsmenschen sich nicht gegenüberstehen. Rosmer selbst möchte für sein Ideal wirken. Und wenn der Volksfeind wesentlich deßhalb kämpft, weil ihm die Lüge an sich widerwärtig ist, so spielt bei Rosmer die Theilnahme für andere Menschen eine weit größere Rolle. Das sociale Element macht sich mehr geltend als sonst bei Ibsen und es spitzt sich einmal zu zu dem Satze: das Glück aller durch alle geschaffen! Mit diesem Satz ist Ibsen so weit gekommen, wie man vom Standpunkt der individualistischen Ethik überhaupt kommen kann. So viel Nachdruck, wie auf dem individualistischen Moment, liegt aber auf dem socialen nie bei Ibsen, und es ist charakteristisch, daß das Verhältniß des Einzelnen zum Staate in keinem der Dramen erörtert wird.

Dagegen hat Ibsen sich vielfach beschäftigt mit einer socialen Einrichtung, bei der zwei Individuen sich eng an einander anschließen und die Frage nach der Selbständigkeit des einzelnen Individuums also brennend wird: mit der Ehe. Das Eheproblem steht im Mittelpunkt des „Puppenheims“, der „Gespenster“, der „Frau vom Meere“, es spielt eine große Rolle in der „Hedda Gabler“ und anders gewandt wird es aufgegriffen in „Klein Eyolf“. Das Puppenheim und Hedda Gabler beschäftigen sich auch mit der modernen

Mädchenerziehung. In dieser Beziehung stellt Ibsen auch ein positives Ideal auf in Petra, der Tochter des Volksfeindes. Sie ist ganz gewiß nicht das, was man im gewöhnlichen Sinn des Wortes emancipirt nennt. Aber sie nimmt Theil an den Fragen, die das Leben bewegen, namentlich an der Arbeit des Vaters, sie denkt selbst und hat den Muth ihrer Meinung und sie ist auch insofern auf sich selbst gestellt, als sie ihren Unterhalt selbst verdient durch Stundengeben an einer Schule. Ganz anders ist Nora erzogen. Ihr Vater liebte sie, aber er nannte sie sein Püppchen und spielte mit ihr; eigene Meinungen durfte sie nicht haben. Sie hat sich darein gefunden, sie hat mit sich spielen lassen und sich um nichts gekümmert. So heirathet sie Helmer und Helmer macht es mit ihr wie der Vater. Er liebt sie, aber er liebt sie nur als Object ästhetischen und sinnlichen Genusses: sie ist sein Eichkätzchen, sein Singvögelchen und sie lebt davon, daß sie ihm Kunststücke vormacht, wie sie sich später ausdrückt. Niemals aber hat er das Bedürfniß, ihr sein Inneres aufzuschließen oder in ihre Seele zu sehen. Sie ist es nicht besser gewöhnt und lacht sich und spielt sich durchs Leben; nur ganz im innersten Herzen trägt sie ein Gefühl mit sich herum, als müßte es einmal irgendwie anders werden, als dürfte es nicht immer so bleiben. Ibsen hebt das ausdrücklich hervor, um uns einzuschärfen, daß sie innerlich doch noch etwas anderes ist als ein bloßes Singvögelchen. Da eines Tages klärt ein plötzliches Ereigniß sie auf über den Egoismus ihres Gatten. Sie hat vor Jahren, als Helmer einer Erholungsreise dringend bedurfte, zur Erhaltung seines Lebens bedurfte, das nöthige Geld beschafft; Helmer hat sie gesagt, es sei von ihrem Vater, in Wirklichkeit hat sie es geliehen und da der Darleiher die Unterschrift ihres Vaters verlangte, dieser aber auf dem Todtenbette lag, hat sie die Unterschrift gefälscht. Sie hat sich nichts böses dabei gedacht, sie ist eben in Folge ihrer oberflächlichen Erziehung ganz unklar über die moralischen Begriffe; naiv meint sie, wo das Leben ihres Gatten auf dem Spiele stehe, könne sie gegen den Fremden alle Mittel anwenden. Der Gläubiger nun, der die Fälschung inzwischen erkannt hat, will von Helmer etwas erreichen und er theilt ihm den Thatbestand mit und droht mit Veröffentlichung. Und Helmer überschüttet seine Frau mit Vorwürfen und ihre Bemerkung, so sehr habe sie ihn geliebt, nennt er eine alberne Ausflucht. Man muß der Erregung des Mannes, der plötzlich so etwas erfährt, vieles nachsehen und ich finde seinen Zornesausbruch an sich ganz begreiflich; aber die specielle Färbung ist es, die hier entscheidet. Nur an sich denkt er: „Ich bin verloren," heißt es; ja als sie die Absicht ausspricht, ihn durch ihren Tod frei zu machen, da betrachtet er auch die Eventualität ihres Todes nur von seinem egoistischen Standpunkt: „Was kann es mir nützen? Er kann die Sache trotzdem bekannt machen." Nun kommt ein Brief des Gläubigers, der aus einem hier gleichgültigen Motiv den Schuldschein zurückschickt; da heißt es wieder vorerst: „Ich bin gerettet!" Und nun, nachdem die Gefahr beseitigt ist, sieht auch er die mildernden Umstände: daß sie es aus Liebe that, daß sie nur die Mittel nicht zu beurtheilen wußte. Er ist bereit, zu verzeihen; aber er fühlt beim Verzeihen vor allem das Beglückende, das für ihn im Verzeihen liegt, das Uebergewicht, das ihm dieses Verzeihen gibt. Noch mehr als früher wird Nora die Seine sein, sein Singvögelchen, sein Eichkätzchen. Alles soll sein wie früher; Nora nun, nachdem die Folgen ihrer Unkenntniß so klar geworden sind, zu selbständiger Erkenntniß der Welt anzuleiten, fällt ihm nicht ein. Er will sie nur schärfer beaufsichtigen, damit sie in Zukunft keine Dummheiten macht: er will ihr Wille und ihr Gewissen sein. Und Nora geht von ihm und von den Kindern. Es ist schwer, zu diesem Schluß Stellung zu nehmen. Zwar daß sie Helmer verläßt, wird man ohne weiteres billigen; aber die Existenz der Kinder zwingt uns doch zu der Frage, ob es denn für Nora unmöglich wäre, in Helmers Hause zu bleiben und sich dort ihr Recht zu ertrotzen, die Pflicht gegen sich selbst zu erfüllen. Daß es unmöglich wäre, hat Ibsen wohl nicht erwiesen, aber freilich ginge es nur unter schweren Kämpfen mit Helmer, ginge es überhaupt schwerer als draußen, und das schon ist für Ibsens Individualismus entscheidend. Er denkt wenig an die Kinder, die für uns eine maßgebende Rolle in der Frage spielen. Erst wenn wir uns klar machen, daß das Mißverhältniß zwischen den Eltern den Kindern auf die Dauer nicht verborgen bleiben könnte und daß der Anblick dieses Mißverhältnisses ihnen ebenso viel schaden, als Nora's Mutterliebe nützen würde, vermögen wir es, auch von unserm Standpunkt dem Dichter Recht zu geben.

Nora wurde viel getadelt; Ibsen schickte ihr sofort die „Gespenster" nach, in denen er die Frage nach der Stellung der Frau und nach der Löslichkeit der Ehe wieder aufnahm. Er wich ein paar Schritte zurück, um die so gewonnene Position um so sicherer zu vertheidigen. Frau Alving hat dem Kammerherrn Alving die Hand gereicht ohne Liebe; er war eine reiche Partie und Mutter und Tanten bewiesen ihr, daß es reiner Wahnsinn wäre, nein zu sagen. Schon dieses Verkaufen des Mädchens, wie Ibsen es nennt, charakterisirt er als Schuld. Aber er will die Schuld der Frau selbst deutlich hervortreten lassen und so erdichtet er folgendes. Frau Alving gewinnt im ersten Jahre ihrer Ehe die Ueberzeugung, daß ihr Gatte bei allerlei äußerlich anziehenden Eigenschaften ein vollkommener Wüstling und Trunkenbold ist. Sie flieht zu dem Geliebten ihrer Jugend, dem Pastor Manders; aber dieser erklärt es für ihre Pflicht, zu dem Gatten zurückzukehren, und sie thut es. Nun wird etwa ein oder zwei Jahre später ein Sohn geboren; der Gatte lebt noch 18 Jahre ebenso ruchlos nach dem Ausdruck des Hausarztes wie früher, die Frau kann ihn nicht hatten, sie hat nur die Hölle an seiner Seite, und der Sohn, um es kurz zu sagen, hat den Keim des Wahnsinns von dem körperlich ruinirten Mann ererbt und der unheilbare Wahnsinn bricht aus. Der äußeren Legalität ist Genüge geschehen: ordnungsmäßig ist Frau Alving verheirathet worden, ordnungsmäßig ist sie zu ihrem Gatten zurückgekehrt; aber diese äußere Legalität wird erkauft durch zwei verpfuschte Menschenleben, und hier jedenfalls wird man Ibsen Recht geben müssen, daß es im Sinne höherer Pflicht gewesen wäre, dieser Legalität ins Gesicht zu schlagen.

Das Puppenheim zeigte am Schluß eine getrennte Ehe, die Gespenster eine solche, die zum Unheil nicht getrennt wurde; in der „Frau vom Meere" gibt Ibsen einen Fall, wo aus einem falschen Verhältniß eine echte Ehe wird. Doctor Wangel hat Ellida geheirathet ungefähr wie Helmer Nora und er behandelt sie auch ähnlich: „Ich hätte mein Bestes thun sollen, ihr Gedankenleben zu entwickeln und zu klären. Aber daraus ist leider nie etwas geworden. Sehen Sie, dazu besaß ich nicht den rechten Eifer; denn am liebsten wollte ich sie, wie sie war." Ellida hatte vorher einem fremden Steuermann das Versprechen der Treue gegeben; aber der Mann besaß sie nur, solange er gegenwärtig war: als er abgereist ist, schreibt sie ihm sofort, es sei alles aus. Mit Wangel hat sie sich verbunden ohne Liebe, um versorgt zu sein: die älteste Tochter aus Wangels erster Ehe führt den Haushalt, und so steht Ellida eigentlich ganz lose in Wangels Haus, wie ein bloßer Gast. Den Fremden hat sie lange Zeit vergessen gehabt; dann plötzlich vor der Geburt ihres Kindes taucht sein Bild in ihrer Phantasie auf und läßt sie nicht mehr los: sie meint, sie sei doch eigentlich durch jenes erste Versprechen an den Fremden gebunden. Und da erscheint dieser plötzlich selbst und

Digitized by Google

fordert, sie solle mit ihm gehen. Es graut ihr vor dem fremden Manne, aber es lockt sie auch; die ganze Macht des Fremden wacht wieder auf und sie sieht Wangel an, ihr die Freiheit zu schenken. Wangel will sie natürlich verhindern, in ihr offenbares Unheil zu gehen, schließlich aber gibt er nach und stellt ihr anheim, zu wählen, in voller Freiheit und unter eigener Verantwortlichkeit. Und sowie er ihr das zugesteht, also aufhört, sie zu bevormunden, verliert der Fremde die Macht über sie; sie bleibt und die Ehe zwischen Wangel und ihr wird nun eine echte Ehe sein.

Ibsen hat das Problem nicht rein herausgestellt. Ellida ist entschieden anormal und auch vom Dichter so gemeint: wir hören von einer wahnsinnigen Mutter, und die ganze Art, wie sie sich dem Fremden gegenüber benimmt, zeugt von einer psychischen Bestimmbarkeit, die weit über das Normale hinausgeht. Es wäre also wohl zu fragen, ob Wangel diesem Wesen gerade in dieser Sache die freie Wahl gestatten darf; und zweifelhaft ist es mir, ob bei ihrem Zustand das Einräumen der freien Wahl wirklich die Macht des Fremden zu brechen vermöchte. Uebersetzen wir uns die Sache in normale Verhältnisse, so würde etwa herauskommen: einmal wieder, daß kein Mann eine Frau heirathen soll, nur um sie zu küssen, und keine Frau ihren Mann, um versorgt zu sein, und ferner, daß in der Ehe die Frau nicht gehalten werden soll durch einen Zwang, wie ihn unser Gesetz und unsre Gesellschaft ausübt, gewissermaßen als Eigenthum des Mannes, sondern daß sie die Freiheit haben soll, zu gehen, wenn sie es für nöthig findet. Die Ehe als gesetzliche Einrichtung würde damit also überhaupt wegfallen. Ibsen meint offenbar, daß gerade das Gefühl der Freiheit und Verantwortlichkeit die Eheleute umsomehr nähern und sie beieinander halten würde. Bei vielen mag das auch eintreffen; bei nicht wenigen würde die eigene Verantwortlichkeit aber nicht hindern können, daß sie wegen einer augenblicklichen Verstimmung auseinander liefen. Ibsen schweben, wenn er die Gesetze seiner individualistischen Ethik aufstellt, unwillkürlich immer tüchtige, starke Individuen vor, an die Schwächeren denkt er zunächst nicht. In Bezug auf den Werth der Lüge waren ihm die Schwächeren eingefallen, und er hatte sein Ideal eingeschränkt; ebenso hatte er gegenüber dem Princip von dem freien Herausarbeiten der Persönlichkeit in Rosmersholm nähere Bestimmung gemacht, freilich nur so, daß er die Bedingung der edlen, tüchtigen Anlage ausdrücklich in das Ideal aufgenommen hatte; dieselbe Einschränkung oder nähere Bestimmung mußte er hier machen, um zu verhüten, daß die Consequenzen seiner individualistischen Ethik dem socialen Gedanken allzusehr ins Gesicht schlügen. Mir scheint also, daß Ibsen viel zu weit geht. Der Zwang, wie ihn heute Gesetz und Gesellschaft gegen die Tendenz zur Lösung einer verunglückten Ehe ausüben, scheint mir allerdings zu stark; allein so stark muß er sein, um ein leichtfertiges Auseinanderlaufen zu verhüten. Aber die sociale Bedeutung der Ehe zu erwägen, lag Ibsen eben ferner, und er würde sich, wenn man ihn auf die eben gemeinten Schwächeren aufmerksam machte, zunächst wenigstens wahrscheinlich damit begnügen, unwirsch zu antworten, daß solche Menschen überhaupt keine echte Ehe schließen könnten.

Die sociale Bedeutung der Ehe tritt hervor, sowie man die Aufmerksamkeit auf die Kinder richtet. Es ist interessant zu sehen, daß Ibsen in seinem letzten Werk, in „Klein Eyolf", auf diesem Wege ist. Dieses Drama vertritt das Recht des Kindes gegen die Eltern, die nur für einander leben und es vernachlässigen.

Die Philosophie und die Wissenschaften.

Von Dr. Rudolf Eisler.

Verfolgt man in gedrängter Kürze den Gang der Entwicklung, den das menschliche Forschen genommen hat, so findet man ihn folgendermaßen beschaffen. In den allerersten historischen Zeiten besteht keinerlei Scheidung zwischen Philosophie und Wissenschaft. Auf den Occident uns beschränkend, sehen wir, daß die griechischen Denker vor Aristoteles, die nach einer Periode des Ueberwiegens der Phantasie (Kosmogonien) auftraten, ein Thales, Anaximenes, Heraklit, Parmenides, Demokrit, Pythagoras u. s. w. gleich daran gehen, die tiefsten Probleme der Erkenntniß in Angriff zu nehmen, indem sie die Frage nach dem Urgrunde des Seins und des Werdens zu ihrer Hauptbeschäftigung machen und nur nebenbei auch dem Einzelnen ihr Augenmerk zuwenden. Dieses Vermengtsein von Philosophie und Einzelforschung erreicht bei Aristateles seine Höhe. Ihm ist die „Philosophie" eins mit der Wissenschaft überhaupt; innerhalb derselben wird als tonangebend für das übrige die „erste Philosophie" oder „Theologie" (später bekanntlich Metaphysik genannt) den Einzelwissenschaften gegenübergestellt. Während diese je ein besonderes Gebiet des Seienden, Thiere, Himmel u. s. w. zu ihrem Gegenstande haben, ist die „erste Philosophie" die allgemeine Wissenschaft vom Seienden als solchem, wie es in allen Einzelgestaltungen vorliegt, von den obersten, ersten Gründen des Geschehens. Von nun an beginnt mit großer Langsamkeit die allmähliche Ablösung der einzelnen Disciplinen von dem gemeinsamen Stamm. Schon zur Blüthezeit Alexandriens bilden Grammatik, Rhetorik, Astronomie, Mathematik und Geographie ziemlich selbständige Wissenszweige, während die Philosophie in schroffem Gegensatze zu aller nüchternen Denkoperation sich in Mystik und Theosophie ergeht. Das Mittelalter wiederum zeigt das eigenthümliche Schauspiel einer Fesselung aller Gemüther durch die Religion. Zuerst arbeitet die Philosophie, insoweit sie von den Alten übernommen wird, an der vernunftmäßigen Ausgestaltung des Glaubensinhaltes zu festen Dogmen. Die Philosophie der Scholastik ist die „Magd der Theologie", zu deren Stütze und Rechtfertigung vor dem Forum des Verstandes sie dient. Aber sie erscheint nicht bloß als eine demüthige Dienerin, denn im Bunde mit der Theologie macht sie sich die Wissenschaft dienstbar, zwängt sie die Forschung nicht nur in das System unerschütterlicher Glaubenssätze, sondern auch in die starren Fesseln spitzfindigster, die Erfahrung souverän verachtender Begriffstüftelei. Und nicht bloß die Bibel, das Evangelium, die Dogmen der Kirchenlehrer gelten als zu respectirende Autoritäten, auch der Heide Aristoteles wird, nachdem einmal die Verwandtschaft mancher seiner Lehren mit denen der christlichen Theologie von der Kirche herausgefunden ist, als „praecursor Christi in naturalibus", als unfehlbarer Kenner der Natur aufgestellt. Gegen den Glaubenszwang der Scholastik erhebt sich nun das Zeitalter der Renaissance und Reformation. Die Philosophie gewinnt mehr Freiheit und entfernt sich von der Theologie, um einen stark ausgeprägt pantheistischen Charakter zu gewinnen. Die bislang so verachtete Natur wird jetzt vergöttlicht, wie dies ganz besonders bei Giordano Bruno zutage tritt. Aber noch immer stehen die naturwissenschaftlichen Forschungen im Banne der Philosophie, es wird mit Vorliebe nach den inneren, lebendig gedachten Kräften der Dinge gefahndet, kurz wir haben den ausgeprägten Typus einer Naturphilosophie vor uns. Wir brauchen nur auf Paracelsus zu verweisen. Aber schon tritt die Emancipation der Naturwissenschaften freier auf, der Einfluß der Mathematik macht sich bemerkbar und Astronomie und Physik feiern in

Digitized by Google

Kopernikus, Kepler, Galilei ihre höchsten Triumphe: der theo- und anthropocentrische Standpunkt wird aufgegeben. Von nun an sehen wir den Entwicklungsgang der Einzelwissenschaften in ruhigeren Bahnen verlaufen, zumal nachdem Francis Bacon die Erfahrung, die Beobachtung und das Experiment methodologisch in ihre Rechte eingesetzt. Zugleich gibt die englische Philosophie einen großen Theil der althergebrachten metaphysischen Dogmen auf, um sich einer grundlegenden Analyse der Erkenntniß zuzuwenden. Der deutsche Rationalismus dagegen, von Descartes eingeleitet, bewahrt sich zwar eine verhältnißmäßig unbefangene Auffassungsweise der Thatsachen, berücksichtigt diese aber noch nicht als Fundament für das philosophische Denken, sondern richtet sein Bestreben mehr darauf, die Thatsachen den begrifflich gewonnenen Lehren anzupassen. Doch herrscht überall das Bemühen, die Methode der Wissenschaft für die Philosophie fruchtbar zu machen, freilich mit noch geringem Geschick. Und Descartes, besonders aber Spinoza, begehen bei diesem Bemühen einen schweren Fehler, indem sie die mathematische Methode, den „mos geometricus", mit ihren Definitionen und Axiomen zur philosophischen Methode erheben, wobei sie vergessen, daß die Klarheit und Deutlichkeit des in der Mathematik auf diese Art Erkannten auf der Anschaulichkeit ihrer Gebilde beruht, ein Vorzug, der den philosophischen Begriffen abgeht. Kant endlich macht der noch bestehenden Unentschiedenheit ein für allemal ein Ende. Theologie und Philosophie werden auf ihre Gebiete zurückgeführt, philosophische und empirische Erkenntniß der Form nach unterschieden, so daß der Inhalt der Einzelwissenschaften von der Philosophie nicht beeinflußt wird. Die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts zeigt die Einzelwissenschaften in immer mehr sich steigerndem Bewußtsein ihres Forschungsweges, wobei die Biologie noch stark naturphilosophisch durchsetzt ist, den Stempel der Schelling'schen Philosophie trägt. Hegel wiederum erhebt in der Philosophie wie in der Wissenschaft das rein begriffliche Verfahren auf seine höchste Höhe, die „aprioristische Begriffsconstruction" glaubt aus sich selbst heraus, unabhängig von aller Erfahrung, ein unerschütterliches Erkenntnißgebäude aufrichten zu können. Die Reaction war unausbleiblich, und sie bestand einerseits in dem vollständigen Lostrennen der Einzelforschung von aller Philosophie, andrerseits in dem Aufkommen des Materialismus und einer Abneigung gegen jedwede Metaphysik. Was nicht „wissenschaftlich", d. h. naturwissenschaftlich ist, gilt nun als Erdichtung, Spielerei, die Sammlung von Thatsachen als der höchste Zweck der Erkenntniß. Wenige Jahre sind vergangen, das Bild hat sich wieder verändert. Zwar geht auch noch heute die Wissenschaft darauf aus, in jeden Winkel des Seienden ein Licht zu werfen, aber eine gewisse Ruhe ist doch eingetreten, die sich in der Verarbeitung des gesammelten Materials zu fruchtbaren Theorien äußert. Und was von ganz besonderer Wichtigkeit ist: neben den Naturwissenschaften werden nun auch die Geisteswissenschaften, Geschichte, Gesellschaftswissenschaft, Aesthetik u. s. w. in ihrem Werthe berücksichtigt und selbständig ausgebildet. Wir leben in einer Uebergangszeit, in der vor allem die Psychologie sich immer mehr von der Philosophie ablöst, und mit ihr auch Aesthetik und Ethik; sie alle sind damit beschäftigt, eigene Methoden auszubilden und unabhängig von metaphysischen Voraussetzungen ihre Gegenstände zu behandeln. Der Materialismus, der doch nur in den breiteren Schichten des Publicums und höchstens noch in medicinischen Kreisen Anhang gewonnen hatte, befindet sich in dem Stadium der Selbstzersetzung, abgelöst von einem traurigen Nachfolger, dem Mysticismus und der Theosophie im Bunde mit dem Aberglauben, dem Spiritismus. Les extrêmes se touchent.

Wie steht es nun um die Philosophie? Eins hat sie gelernt: daß man nicht ungestraft den breiten Boden der Wissenschaft unter sich lassen darf, um in stolzen Luftgebäuden einen nur allzu unfesten Wohnsitz zu nehmen. Damit ist aber durchaus nicht gesagt, daß die Philosophie selbst bloßer Empirismus sein soll. Von verschiedenen Seiten, nicht zum wenigsten von der des Materialismus her, wird der Ruf erhoben, die Philosophie müsse nach naturwissenschaftlicher Methode behandelt, müsse selbst Naturwissenschaft sein. Das ist theilweise unrichtig und diese Forderung nur insoweit berechtigt, als unbedingt zugegeben werden muß, daß die Ergebnisse der Naturwissenschaften in vollstem Maße für den Aufbau der philosophischen Erkenntnisse zu berücksichtigen sind. Ferner läßt sich die analytisch-inductorische Methode der Naturforschung auch in der Philosophie recht gut verwerthen. Man kann aber weder verlangen, die Philosophie solle nicht über das empirische Material der Naturwissenschaften hinausgehen, noch, sie müsse auch die Hypothesen dieser auf Treu und Glauben hinnehmen. Letzterer Umstand hängt mit dem kritischen Verfahren der Philosophie unmittelbar zusammen, ersterer wird durch die Erwägung ins rechte Licht gestellt, daß in gebührendem Maße auch die Resultate der Geisteswissenschaften, bis zu einer gewissen Grenze auch psychologisch tief begründete menschliche Gefühle in Rücksicht kommen müssen, soll jede Einseitigkeit vermieden werden. Denn was ist, was will die Philosophie? Während der einzelne Mensch von seinem beschränkten Standpunkte aus mit seinen Irrthümern und Vorurtheilen sich eine beschränkte Weltansicht aufbaut, während die Einzelwissenschaften Stück für Stück des Seienden in Betrachtung ziehen, macht die moderne Philosophie es sich zur Aufgabe, auf Grund aller ihr überlieferten Daten eine umfassende, einheitliche und widerspruchslose Weltanschauung aufzustellen. Sie will uns von den engen Thälern hinaufführen auf die freie Hochfläche, damit wir von da aus, mit einem Blick die Mannichfaltigkeit der Dinge überschauend, diese in ihrem Zusammenhange und damit nach ihren Gründen und Zwecken erkennen. So tritt die Philosophie auf als die allgemeine Wissenschaft, wie Aristoteles sie sich dachte, als die Quintessenz des gesammten menschlichen Wissens. Ihre Basis bilden die Einzelwissenschaften, denen sie also nicht gegenübertritt, sondern als deren Einheit sie erscheint. Aber sie ist nicht bloß receptio, sie wirkt ihrerseits auf die Einzelforschung befruchtend zurück. Denn einen wesentlichen Bestandtheil der Philosophie bildet die Erkenntnißkritik und Logik, welche als Methodenlehre das wissenschaftliche Verfahren der besonderen Disciplinen regelt und begründet. Ist es doch überhaupt eine Eigenthümlichkeit der Philosophie, daß sie das, was nur schwach bewußt in den Köpfen dämmert, zu vollem, klarem Bewußtsein erhebt. Die Philosophie gleicht einem Spiegel, der die aufgefangenen Strahlen verstärkt zurücksendet.

Es ist einleuchtend, daß nicht jede der einzelnen Disciplinen in gleichem Maße als Grundlage der philosophischen Weltanschauung dienen kann. Unter ihnen ist es die Psychologie, welche ganz besondere Berücksichtigung erfahren muß, schon deßhalb, weil die Kritik der Erkenntniß in den Bewußtseinsvorgängen nicht bloße Erscheinungen, sondern wirkliches Geschehen findet. Es wird vielleicht die Zeit kommen, wo nicht bloß der Mensch, sondern das Weltgeschehen selbst seinem tiefsten Wesen nach nur psychologisch wird erklärt werden können. Leibniz' Ausspruch: „la source de la mécanique est dans la métaphysique", hat mehr Sinn und Berechtigung, als man auf den ersten Blick glauben möchte. Freilich muß man sich davor hüten, die mechanistische Auffassung des Geschehens seitens der Naturwissenschaft durch metaphysische Einmischungen zu verwirren.

Digitized by Google

Beide, die naturwissenschaftliche (mechanische) und philosophische (psychologische) Weltanschauung müssen die zwei Seiten einer Auffassung bilden, die von dem einen Standpunkt die Dinge ihrem äußeren, materiellen, von dem anderen Standpunkt ihrem inneren, geistigen Sein nach betrachtet. Bei diesem Verfahren thut die Philosophie nichts anderes, als das begrifflich Getrennte wieder zur harmonischen Einheit zurückzuführen. Vor allem hat sie sich vor einer willkürlichen, auf unvollständigen Abstractionen beruhenden Systembildung zu hüten, sie darf nicht in „Begriffsdichtung" ausarten. Gewiß sind die Grenzen der Philosophie ausgedehnter als die der Einzelforschung, sie kann und muß sich in höherem Maße als die letztere der Analogie und des das Gegebene ergänzenden Schlußverfahrens bedienen. Dazu kommt noch das ästhetische, künstlerische Element, das jeder Metaphysik eigen ist, das geniale Schauen des Weltinhaltes, das von der Individualität des Philosophen mehr oder weniger abhängig ist. Aber das Aufbauen des Geschauten und Erfahrenen in fest gegliederten Begriffen darf seinen Ursprung von der Anschauung her nicht schroff verleugnen, und so müssen auch die abstractesten philosophischen Begriffe mit der Wahrnehmung im Zusammenhange stehen. Wenn der Philosoph über das Gebiet des Empirischen zum Abschlusse — nicht zur Eröffnung — seiner Weltanschauung hinausgeht, so kann die ideale Construction nur soweit Anspruch auf ein fest begründetes „Glauben" erheben, als die abschließenden Bausteine sich wirklich unmittelbar, ohne klaffende Lücke, auf dem realen Unterbau erheben und ihn krönen. So sind Philosophie und Wissenschaft in ihre Rechte eingesetzt und beide zu gleich wichtigen Factoren der menschlichen Cultur erhoben. Statt der vielen philosophischen Systeme werden wir nur eine Philosophie haben, d. h. eine Weltanschauung, in der trotz aller Verschiedenheiten im einzelnen die Grundbegriffe befestigt sind. Sache der einzelnen Philosophen wird es sein, an dem Ausbau dieser Weltanschauung, der „wissenschaftlichen Weltansicht" im besten Sinne des Wortes, mitzuarbeiten und sie selbständig darzustellen. Es ist gewiß nicht Parteilichkeit, wenn wir in Wilhelm Wundts „System der Philosophie" den ersten umfassenden Versuch in dieser Richtung des wahrhaften Philosophirens erblicken.

Mittheilungen und Nachrichten.

A. W. Anton Springer: Handbuch der Kunstgeschichte. Vierte Auflage der Grundzüge der Kunstgeschichte. Theil III. Die Renaissance in Italien. Leipzig, E. A. Seemann 1896. Mit 319 Abbildungen und einem Farbendruck. — Springers Grundzüge der Kunstgeschichte sind in vierter Auflage erschienen. Mit Befriedigung begrüßen wir dies Zeichen für die Lebenskraft des eigenartigen Buches. Die Bewältigung des ungeheuren Stoffes in jener knappen Form und klaren Uebersichtlichkeit — das Resultat lebenslänglicher Lehrthätigkeit — erscheint auch der jüngeren Generation als bewundernswerthe Leistung. Wenn nun der Verlag Miene macht, mit der schnellen Entwicklung der Reproductionstechnik Schritt zu halten, und die neue illustrirte Ausgabe numerisch sehr reich ausstattet, so verdient das Anerkennung. Doch was zu den oft abgedruckten Holzschnitten der „Kunsthistorischen Bilderbogen" an neuen Abbildungen hinzugekommen ist, zeigt ein geringes Verständniß für die Ansprüche, die an Reproductionen in kunsthistorischen Werken, und seien es auch nur Handbücher, gestellt werden müssen. Hier sind die Illustrationen keine gefällige Nebensache, sondern sollen ein brauchbares Studien- und Anschauungsmaterial geben, daher Klarheit und Schärfe als Hauptziel erstreben. Leider stehen jedoch die neuen Zuthaten, die man dem Buche Springers auf den Weg mitgegeben hat, nicht auf der Höhe.

r. Unter dem Titel: „Ludwig und Friederike Robert" (Karlsruhe, G. Braun'sche Hofbuchhandlung) hat Geheimer Regierungsrath Wilhelm Haapr, der großherzoglich Amtsvorstand in Baden-Baden, einen dankenswerthen Beitrag zu der deutschen Literaturgeschichte der ersten Jahrzehnte unsres Jahrhunderts erscheinen lassen. Ludwig Robert (1778—1832), heute von den meisten vergessen, galt seinen Zeitgenossen nicht mit Unrecht als ein hervorragendes Talent auf dem Gebiete des Dramas und der Lyrik. Sein bedeutendstes Bühnenwerk, das bürgerliche Trauerspiel: „Die Macht der Verhältnisse", erregte bei seinem Erscheinen 1819 berechtigtes Aufsehen. Aber auch seine patriotischen, unter dem gewaltigen Eindruck der Befreiungskriege entstandenen Dichtungen, seine humoristischen und satirischen Arbeiten lassen eine reiche Begabung erkennen. Er war der Bruder der berühmten Rahel, der späteren Gattin von Varnhagen von Ense. Manche interessante und bedeutende Persönlichkeit aus den Gebieten der Litteratur, der Kunst und der Politik wird den Lesern der Haape'schen Schrift wieder vor die Seele gerückt. Denn Robert stand zu Ludwig Tieck, Willibald Alexis, dem jungen Heinrich Heine, Raupach und anderen hervorragenden Schriftstellern in vielfachen persönlichen Beziehungen und seine Gattin ist als vielgepriesene Schönheit von Holtei und Heine (in seinen „Sonetten an Friederike") besungen, von Justinus Kerner als eine Salumalu gefeiert worden. Es gereicht der Schrift zum Vorzuge, daß sie zum erstenmal eine lebendige und getreue Schilderung der ausgezeichneten Frau gibt, die dem Dichter Robert in dem letzten Jahrzehnte seines Lebens mit hingebender Liebe zur Seite stand. Hervorgegangen aus einem Vortrage, den Geh. Reg.-Rath Haapr zu Anfang vorigen Jahres im Conversationshause zu Baden-Baden hielt, beruht die Schrift auf umfassendem Quellenstudium und vielfältigen persönlichen Nachforschungen; auf dem Wege der letzteren hat der Verfasser nach manche interessante Spur verfolgen können, die vielleicht schon in wenigen Jahren verwerthet sein würde. Wilhelm Haape's feine und anziehende Darstellungsart ist den Lesern der Beilage zur Allgemeinen Zeitung aus früheren Arbeiten des Verfassers, namentlich aus seiner sehr verdienstvollen Würdigung des französischen Romanschriftstellers Maxime du Camp bekannt. Er schreibt warm, aber die Sympathie für den Gegenstand seiner Darstellung trübt nie die Unbefangenheit und Klarheit seines kritischen Urtheils. Er schildert sehr anschaulich und weiß alle charakteristischen Züge einer Persönlichkeit zu einem lebensvollen und zuverlässigen litterarischen Portrait zusammenzufügen. So gibt er uns in seiner gegenwärtigen Schrift die Lebens- und Charakterbilder eines edlen, bedeutenden Menschenpaares, das es sicher werth war, vor aller Vergessenheit bewahrt zu werden.

* **Bonn.** Der greise Geheimrath Professor Dr. Jürgen Bona Meyer, der vor längerer Zeit von einem Schlaganfall betroffen wurde, von dem er sich langsam wieder erholte, hat neuerdings einen Rückfall erlitten. — Vom 27. bis 29. Juni findet hier die IV. Hauptversammlung des Verbandes für vereinfachte Stenographie — System Schrey — statt, welches System zur Zeit, noch kaum achtjährigem Bestehen, bereits durch gegen 400 deutsche Vereine vertreten ist. Mit diesem Verbandstag ist eine Feier verbunden zum Andenken an den Bahnbrecher der deutschen Kurzschrift, Friedrich Mosengeil, Consistorialrath, der vor gerade hundert Jahren sein System veröffentlichte. Amtsrichter Dr. Johnen (Viersen) sowie Pfarrer Frey (Obergimpern) werden die Festvorträge halten. Außerdem stehen noch eine Anzahl weiterer Vorträge über stenographische Fragen auf der Tagesordnung. Zum Andenken an die Festfeier wird ein Festbuch erscheinen mit werthvollen Beiträgen bedeutender Gelehrter und hervorragender Stenographen. Dem Ehrencomité für den Verbandstag sind hervorragende Bürger der Stadt Bonn, sowie Spitzen der dortigen Universität beigetreten. Durch eine Dampferexcursfahrt, Gartenfest u. s. w. ist auch für Unterhaltung gesorgt.

or. **Innsbruck.** Prof. Pastor wurde in Anerkennung der Verdienste, welche er sich durch die im III. Bande seiner „Geschichte der Päpste" niedergelegten Forschungen über Rosael und Michelangelo erworben hat (vgl. Beil. Nr. 42 vom 20. Febr. d. J.), zum correspondirenden Mitglied der Académie d'Archéologie de Belgique ernannt.

* **Krakau.** Zum Rector der jagellonischen Universität für das Studienjahr 1896/97 wurde der Professor der Mineralogie Dr. Felix Kreutz gewählt.

* **Zürich.** Die Universität zählt diesen Sommer 672 Studirende, gegen 668 im Winter, und zwar 26 in der theologischen, 79 in der juristischen, 303 in der medicinischen und 264 in der philosophischen Facultät. Der Nationalität nach sind 335, also knapp die Hälfte, Schweizer. Von den 337 Ausländern kommen 118 aus dem Deutschen Reich, 115 aus Rußland, 35 aus Oesterreich-Ungarn, 14 aus Amerika, 18 aus Rumänien. Fast der vierte Theil der ganzen Studentenzahl sind Frauen: 141, darunter 129

Ausländerinnen; bei den Medicinern sind nicht weniger als 85 Damen unter den 143 Ausländern der Facultät. Unter den Deutschen sind 36, unter den russischen Studirenden 71 Damen.

-i- **Genf**, 10. Juni. Prof. J. M. Cougnard †. Gestern starb in seinem 75. Lebensjahre Jean-Marc Cougnard, Doktor der theologischen Facultät der Universität zu Genf. Noch vor wenigen Wochen hatte der Verstorbene im Kreise vertrauter Freunde sein dreißigjähriges Amtsjubiläum als Professor der Theologie gefeiert, und bei dieser Veranlassung war ihm von der französischen Regierung, in Anerkennung seiner Verdienste um die protestantische Theologie in Frankreich, das Kreuz der Ehrenlegion verliehen worden. Prof. Cougnard hat sich nicht nur als Universitätslehrer der Homiletik ausgezeichnet, sondern er war auch selbst ein ganz bedeutender Kanzelredner. Als solcher war er auserwählt worden, zur Eröffnung der Schweizerischen Landesausstellung die Festpredigt zu halten, er mußte aber schon damals aus Gesundheitsrücksichten das ehrende Anerbieten ablehnen. Mit Prof. Cougnard verliert unsre Stadt einen ihrer wirksamsten Prediger der liberalen Richtung. Seine Redegabe war außerordentlich bedeutend und reichhaltig. Wenige der zeitgenössischen Prediger haben eine so zahlreiche Zuhörerschaft in die Kirchen von Genf angezogen, wie Cougnard. Akademiker und Volksredner zugleich, wußte er die gelehrte Anordnung und den künstlerischen Aufbau der Rede mit der kraftvollen Ausdrucksweise zu verbinden. In hohem Grade verstand er es, für alles, was er sagen wollte, das richtige Wort zu finden, das Wort, welches die Zuhörer packt und die Menge mit fortreißt. Unvergeßlich ist in Genf die Predigt, die er an zwei auf einander folgenden Sonntagen in St. Pierre und in St. Gervais hielt, als 1880 die conservativ-klerikale Mehrheit des Großen Raths die Trennung der Kirche vom Staat beschlossen hatte. Als Vertheidiger der in ihrer Existenz bedrohten Genfer Nationalkirche sprach damals Prof. Cougnard über Micha 6, 3: „Mein Volk, was habe ich dir gethan? Und womit habe ich dich beleidigt? Antworte mir!" Die Antwort, welche das Genfer Volk in der kurz darauf folgenden Abstimmung gab, war, daß das betreffende Gesetz mit 9000 gegen 4000 Stimmen verworfen wurde. — Jean-Marc Cougnard, gewöhnlich John Cougnard genannt, war 1823 zu Vernier im Canton Genf geboren. Seine Familie gehörte zu den ältesten der Rhone-Republik und viele ihrer Glieder haben sich im Dienste des Staates und der Kirche rühmlich hervorgethan. Den ersten Unterricht empfing er in dem Knabeninstitut des Pfarrers Marc Naville, des Vaters des bekannten Philosophen Ernest Naville; er absolvirte die herkömmlichen classischen Stadien auf dem Collège und studirte 4 Jahre lang Theologie auf der Akademie zu Genf. 1853 wurde er zum Pfarrer an der Genfer Nationalkirche erwählt und als im Jahre 1865, nach dem Rücktritt Diodati's, an der theologischen Facultät der Lehrstuhl für Homiletik frei wurde, erhielt Cougnard diese Professur. Wie bereits gesagt, gehörte der Verstorbene der freisinnigen theologischen Richtung an; er war lange Zeit der Hauptvertreter des protestantischen Liberalismus in Genf und zugleich der geistige Führer des Cultusvereins und der Nationalkirche unsres Freistaates. Er stand an der Spitze der religiösen Bewegung, welche Ende der sechziger Jahre begann, ihren Höhepunkt während der siebziger Jahre erreichte und 1883 ihren Abschluß fand. Während dieses ganzen Zeitraums spielte Cougnard die Führerrolle in den Sitzungen der Consistorien und that sich auch zugleich als politischer Mitstreiter Carterets hervor. Die protestantische Zeitschrift „L'Alliance libérale" zählte Prof. Cougnard zu ihren Hauptmitarbeitern. Von seinen Schriften, welche vornehmlich aus Sammlungen von Vorträgen und Predigten bestehen, nennen wir Considérations sur l'apologétique (1860), La Science et l'Église (1865), L'Évangile ou la religion du bien (1869). Als Professor der Homiletik endlich wußte J. M. Cougnard auf meisterhafte Weise seine Schüler in der Kunst der Beredsamkeit zu unterrichten und sie mit allen Mitteln eines wirksamen Stiles vertraut zu machen. — Die kirchlichen Streitigkeiten, an denen sich der Verstorbene mit ganzer Kraft betheiligte, liegen der heutigen Generation schon zu fern und sie hat Mühe, die heftige Kampfesweise jener Männer und das leidenschaftliche Interesse, welches das Publicum der Laien an diesen Streitigkeiten nahm, zu begreifen und demgemäß richtig zu würdigen. Jedenfalls wird nun dem Polemiker Cougnard die Anerkennung nicht versagen können, daß er aus voller Ueberzeugung und ohne irgendwelche Nebenabsichten für das, was er für wahr hielt, gekämpft hat. Cougnard hat heftige Gegner in seinem Leben gehabt, aber keiner hat je seine Redlichkeit, seine Aufrichtigkeit in Zweifel gezogen. Mit ihm verliert die alte Rhone-Republik einen ihrer trefflichsten Bürger, die Genfer Universität einen hochangesehenen und sehr geschätzten Professor und die Genfer Nationalkirche den größten Kanzelredner, den sie während der letzten dreißig Jahre gehabt hat.

* **London**, 10. Juni. Die Dampfyacht „Windward" hat am Montag Nachmittag von Leith aus nie Fahrt nach dem Franz Josephs-Land angetreten. Capitän James Brown, dem eine mehr als dreißigjährige Erfahrung in den arktischen Gewässern zur Seite steht, befehligt das Schiff. Die gesammte Besatzung besteht aus 22 Officieren und Mannschaften. Der „Windward" soll die Mitglieder der Harmsworth-Jackson'schen Nordpol-Expedition aufsuchen und ihnen neue Zufuhren bringen. — Der größte englische Physiker, Lord Kelvin (Sir William Thompson), wird am 15. d. M. sein 50jähriges Jubiläum als Professor der Physik an der Universität Glasgow feiern. Als junger Mann von 22 Jahren hatte er die Professur erhalten.

* **Paris**. Die vor einiger Zeit angekündigte internationale Ausstellung des modernen Buchs ist am 9. d. M. in der Rue de Provence eröffnet worden. Man kann hier die Geschichte des Buches Schritt für Schritt verfolgen. Zunächst werden uns Manuscripte vorgestellt, unter denen das Autograph der Marseillaise von Rouget de Lisle, das von Hrn. Legouvé zur Verfügung gestellt worden ist, besonders die Aufmerksamkeit der Beschauer erregt. Außerdem sind da Manuscripte von Baudelaire, Verlaine, Sully-Prudhomme, Alfred de Musset u. s. w. zu bewundern, die in der Poeten-Ecke zusammenlagern, während in der Abtheilung der Dramatiker Handschriften von Dumas, Gondinet, Labiche und Scribe aufliegen. In dem Glasschranke der Philosophen sind alle Schulen, Izoulet neben Jean Groos, Ernest Renan neben dem Fürsten Kropotkin vertreten. Von Renan findet sich hier ein interessantes Jugendtagebuch, das er im Seminar von Issy 1842—43 verfaßte. Es hat drei hebräische Charaktere zum Titel, die bedeuten „Mein Leben". Man liest darin folgende bemerkenswerthen Worte: „Man legt sich eine philosophische Richtung an; der Wille thut dabei fast alles. Nun sagt sich: ich werde Dogmatiker, ich werde Skeptiker sein u. s. w., und man wirft sich aus Laune, aus Reaction vorzüglich darauf, denn im Grunde fühlt man wohl, daß es ebenso viele Gründe für als wider gibt." Außerdem ist so ziemlich alles vertreten, was in den letzten 30 bis 40 Jahren einen Namen in der französischen Literatur und Wissenschaft aufzuweisen hatte. Im ersten Stockwerk sind dann Ausgaben aller Art, von den einfachsten bis zu den prächtigsten, zu bewundern, ferner Aquarelle, Stahlstiche u. s. w., die ja Buchillustrationen dienen. Besonders reich sind hier Deutschland, England, die Vereinigten Staaten und Japan vertreten.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 9. bis 10. Juni folgende Schriften eingegangen:

Jahresbericht der Handelskammer zu Bonn für 1895. Bonn, J. F. Carthaus 1896. — Dr. Otto Lenel: Das Bürgerliche Gesetzbuch und das Studium des Römischen Rechts. Rede. Straßburg, Heitz u. Mündel 1896. — Dr. W. Beumer: Das Schulberechtigungswesen vom socialen Standpunkt aus. (Sonderabdr.) Berlin, A. W. Schade 1896. — Die land- und forstwirthschaftlichen Lehranstalten in Oesterreich nach dem Stande zu Ende März 1896; zusammengestellt im k. k. Ackerbauministerium. (Separatabdr.) Wien, A. Hölder 1896. — Dr. R. Gersuny: Arzt und Patient. Winke für Beide. 3. Aufl. Stuttgart, F. Enke 1896. — Julius Grosse: Fortunat. Volksschauspiel in 5 Aufzügen. Wien, Deutsches Dichterheim 1896. — Paul Fleischer: Ordensbarneveit. Geschichtliches Trauerspiel. Altenberg i. S. 1896. — Carl Fürst von ...: Das Geheimniß des Ceremonienmeisters; Hofromen. Zürich, C. Schmidt 1896. — Dr. Max Herzt: Wettstreit der acht Kreise Bayerns; vaterländisches Festspiel. München, E. Franke 1896. — Dr. P. J. Rée: Officieller Führer durch die Bayerische Landes-Industrie-, Gewerbe- u. Kunst-Ausstellung 1896. Nürnberg, C. Schrag 1896. — Vierteljahrshefte des Vereins bildender Künstler Dresdens. 1. bis 3. Heft. Dresden, E. Arnold 1895/96. — Leo Woerl: Führer durch Homburg u. Umgebung. VIII. Aufl. Führer durch Budapest u. Umgebung. IV. Aufl. Führer durch Bremen u. Umgebung. X. Aufl. Würzburg u. Leipzig, Woerls Reisebücherverlag. — Führer durch Norderney. 38. Jahrg. Norden u. Norderney, H. Braams. — Kataloge: E. Freieleben Nachf. in Straßburg: Nachgelassene Bibliothek des Redactor A. Fürcher in Bern. Versteigerung 22.—24. Juni 1896. — Max Harrwitz, Berlin: Allerley gar rare und kuriöse Bücher.

Jahrgang 1896. München, Samstag, 13. Juni. Nummer 135.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Die slavische Bevölkerung des italienischen Königreichs. Von Prof. H. Kruse kopf. — Ibsen in seiner letzten Periode. II. Von Hubert Rötteken. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die slavische Bevölkerung des italienischen Königreichs.

Auf dem zweiten italienischen Geographencongreß, der vom 22.—27. Sept. 1895 in Rom tagte, hielt Dr. Franz Musoni, Professor der Geographie am kgl. technischen Institut zu Udine, einen höchst lehrreichen Vortrag über die ökonomischen, socialen und politischen Verhältnisse der Slaven (Slovenen) in Italien. Der Vortrag, welcher später im Druck erschien,[1]) ist um so interessanter, als er sich auf eigene Anschauungen des Gelehrten, der in dem Centrum der slavischen Bevölkerung, dem rein slavischen S. Pietro al Natisone (Prov. Udine), eine hervorragende Stellung in der Verwaltung einnimmt, gründet.

Daß in Italien auch eine „slavische Frage" existirt, ist nicht zu verwundern. Es ist zur Genüge bekannt, daß das slavische Element in dem meist von Italienern bewohnten südlichen Theil Oesterreichs, dem Küstenland (Litorale), alle möglichen Versuche macht, die Oberhand zu gewinnen. Fast täglich lesen wir in den italienischen Zeitungen der „Italia Irredenta" von Repressalien der Slaven gegen die italienische Bevölkerung, die von der österreichischen Regierung aus politischen Gründen oft absichtlich übersehen, ja, man sollte glauben, fast unterstützt werden. Die Wehrufe einer Bevölkerung, die mit jeder Faser an dem Lande hängt, wo, wie Dante sagt, das süße si erschallt, die an allen glücklichen und unglücklichen Ereignissen, welche dasselbe betreffen, den lebhaftesten Antheil nimmt, finden ihr Echo natürlicherweise in allen Schichten des italienischen Königreichs. Nicht selten ist in der Presse und im Publicum die Frage aufgeworfen worden, ob wohl die slavische Bevölkerung Italiens, weniger vielleicht durch ihre numerische Stärke, als wegen der stetigen Berührung mit den Slaven jenseits der Grenze und wegen ihrer Tendenz zur Ausbreitung und politischen Selbständigkeit, nicht eine große Gefahr repräsentire.

Das Vorhandensein dieser Gefahr verneint Dr. Musoni auf Grund seiner Forschungen, wie wir gleich von vornherein bemerken wollen.

Die slovenische Bevölkerung hat nur im Osten Italiens, in der Landschaft Feiaul (Prov. Udine), Fuß gefaßt. Sie vertheilt sich auf die vier Districte Cividale, Tarcento, Moggio und S. Pietro al Natisone; der letztere ist ausschließlich slavisch, während die Slaven in den übrigen drei Districten mit friaulischer (italienischer) Bevölkerung gemischt sind. Die vier Districte zerfallen wieder in 16 Gemeindeverwaltungen. In ganz Friaul zählen wir gegen 40,000 Slaven, die sich in engen und im allgemeinen nicht sehr tief eingeschnittenen Thälern, sowie auf den Abhängen und Jochen der julischen Alpen angebaut haben.

[1]) *Francesco Musoni:* Sulle condizioni economiche, sociali e politiche degli Slavi in Italia. Roma, Stab. Tip. G. Civelli, 1895.

Musoni schildert die slavische Bevölkerung als einfach, sanften und fast furchtsamen Charakters, ohne den stark ausgeprägten Willen und den energischen, entschiedenen Charakter, der sonst Leuten eigen ist, die im Schweiße ihres Angesichts den Boden bebauen. Ohne große Bedürfnisse, ohne den ausgesprochenen Wunsch, ihre Lage zu verbessern, führen die Slaven Italiens ein stilles, fast patriarchalisches Leben, das nicht, wie außerhalb des Königreichs, von politischen Stürmen und Kämpfen getrübt wird. Im allgemeinen sind sie stattliche Leute, von hohem Wuchs und elastisch, wenngleich durch mühsame Arbeit etwas heruntergekommen. Ihr rosiges Colorit, ihre grauen oder blauen Augen, ihr ganzer Typus lassen vermuthen, daß sie aus dem Norden stammen; doch weist ihre Sprache sie der jugo-slavischen Familie zu. Nur in einer Gemeinde, in Resia, ist der Typus verschieden: das tief schwarze Haar, die stark behaarte Haut, das lebhafte, kohlschwarze Auge, das olivenfarbige, längliche Gesicht, endlich die Adlernase deuten auf eine Mischrace, vielleicht auf turanischen Einfluß, wie die Sprache in ihrer Phonetik Eigenthümlichkeiten aufweist, welche die Glossologie auf ural-altaischen Einfluß zurückzuführen geneigt ist.

Man kann sagen, daß unter den Slovenen Friauls nur eine sociale Classe, nämlich die der Ackerbauer, existirt. Dies kommt wohl daher, daß der Acker in viele kleine Theile zersplittert ist. Fast alle besitzen ein kleines Stück Land, das sie bebauen, und haben daher weder das dringende Bedürfniß, noch die Mittel, sich anderen Beschäftigungen zuzuwenden. So kommt es, daß es in diesem Theil Friauls auf der einen Seite keine reichen Grundbesitzer, auf der anderen aber auch keine Proletarier gibt. Der kleine Besitzer ist zugleich Arbeiter und umgekehrt. Alles ist fast gleich bei dieser Bevölkerung: Erziehung, Bildungsgrad, Lebensanschauungen, Sitten und Gewohnheiten. Die sogenannte Classe der „Bourgeoisie" ist unter den hiesigen Slaven noch gänzlich unbekannt und damit auch materieller und geistiger Fortschritt. Dies erhellt aus den primitiven, empirischen Methoden, mit denen der Ackerbau hierorts noch betrieben wird; das erhellt ferner aus manchen veralteten Gewohnheiten und schädlichen Vorurtheilen. Die Dörfer, welche von den Slaven bewohnt werden, fallen sofort auf durch den Mangel an comfortablen Häusern, an Villen und Gärten, die man sonst in Friaul überall findet; und während andere Landstriche, die vielleicht den von den Slaven bewohnten an landschaftlicher Schönheit nachstehen, von den Touristen im Sommer gern besucht werden, ist dieser slavische Theil Friauls so gut wie unbekannt.

Trotz der irrationalen Methoden, nach welchen der Boden bebaut wird, bringt derselbe doch reichlich Mais, Weizen, Gerste, Roggen und Kartoffeln hervor. Gemüse und Früchte (besonders zahme Kastonien) gibt es in Hülle und Fülle, so daß sie ausgeführt werden können. Der Wein wächst ziemlich gut, ist aber nicht sehr feurig. Rindvieh ist in genügender Anzahl vorhanden; doch mangelt das

Kleinvieh. Handel wird mit Butter und Käse, mit Heu, Holz und Bausteinen getrieben; hie und da finden wir eine Ziegelei oder eine Werkstätte, in der man Ackergeräthschaften verfertigt. In den Thälern gedeiht die Zucht der Seidenraupe recht gut. Fast sämmtliche Arbeiten werden noch mit der Hand ausgeführt, Lasten auf den Schultern getragen: den Luxus von Saumthieren gestattet man sich noch nicht.

In Speise und Trank sind die Slaven mäßig; ihre Hauptnahrung besteht in Kartoffeln, Mais, Gemüsen und Früchten. Bezeichnend ist die Thatsache, daß die fürchterliche Pellagra (oder mailändische Rose), die unter den Bauern eines großen Theils von Friaul so verheerend auftritt, unter den Slaven fast ganz unbekannt ist.

Nach dem Geschilderten sollte man annehmen, daß die ökonomischen Verhältnisse der Slovenen in Italien günstig seien. Dies ist jedoch nicht der Fall, wofür Dr. Musoni verschiedene Gründe anführt. Die Umgebung zwingt die Slaven nach und nach, von ihrer früheren Einfachheit abzuweichen, das Leben gestaltet sich somit für sie immer theurer. Auf der anderen Seite erwächst dem Kleinbesitz durch die großen Besitzer eine empfindliche Concurrenz. Die kleinen Bauern, die all ihre Einnahmequellen aus dem Boden ziehen, den sie bebauen, leiden besonders dadurch, daß die Preise für Früchte, Holz, Seide, Wein, Heu u. a. m. heruntergegangen sind, während die Steuerlasten jeder Art beständig im Wachsen begriffen und die Arbeitslöhne hoch sind. So kommt es, daß die Slovenen Friauls nicht genug Geld verdienen, um ihren Verpflichtungen nachkommen zu können, was die Steuerregister beweisen, und Schulden machen müssen. Nachweislich gibt es unter ihnen sehr wenige unverschuldete Familien. Den Slovenen ist ferner die Proceßsucht eigenthümlich: um jede Kleinigkeit rufen sie die Gerichte an, was ihre Lage nur noch prekärer macht. Auswanderungen nach Oesterreich, der Balkanhalbinsel, zuweilen auch nach Rußland, Kaukasien, Sibirien und Amerika sind die Folge einer Lage, die immer drückender zu werden droht.[1]) Die Emigranten suchen als Tagelöhner, herumziehende Trödler, Verkäufer von Heiligenbildern, oder als Maurer und Steinmetzen ihr Leben zu fristen. Daß auch einzelne Gemeinden stark verschuldet sind, ist leicht begreiflich. Die Commune S. Pietro hat z. B. bei 3625 Einwohnern eine Schuldenlast von 61,700 Lire.

Ueber den Bildungsgrad der Slovenen in Friaul zu sprechen, ist nicht leicht, da die Statistik der Analphabeten, abgesehen von dem District S. Pietro al Natisone, auch die nicht slavische Bevölkerung berücksichtigt. In dem genannten District, der, wie schon gesagt, ausschließlich von Slaven bewohnt wird, können etwa 79½ Procent aller Bewohner nicht lesen und schreiben. Nach der Volkszählung vom Jahre 1881 gab es in der ganzen Provinz Udine 62.45 Procent Analphabeten.[2]) Die neuen Generationen versprechen jedoch mehr, da das Gesetz über den Schulzwang ziemlich streng gehandhabt wird und alle Gemeinden wenigstens scuole inferiori (1. bis 3. Schuljahr) aufweisen. Vielleicht in Folge unrichtiger Methode lernen die Slaven trotz des Unterrichts nur sehr mangelhaft italienisch lesen und schreiben, wohl aber lernen sie es außerhalb der Schule, im Handel, als Soldaten u. s. w. ziemlich gut sprechen.

Ueber die politischen Verhältnisse der italienischen Slaven ist in den Zeitungen viel Unrichtiges geschrieben worden. Manche Journalisten wollen in den friedliebenden Bergbewohnern Friauls geradezu eine Gefahr für die Einheit des Königreichs erblicken. Dieselben werden aber einestheils durch blinden Haß gegen die Slaven im allgemeinen zu diesem Urtheil verleitet, anderntheils begehen sie den groben Fehler, die in unsrer Einleitung geschilderten italienisch-slavischen Beziehungen im österreichischen Küstenlande auf das Gebiet der Venezia Giulia zu übertragen. Für diese Leute ist die geringste Regung des slavischen Volksgeistes ein Zeichen staatsfeindlicher Wühlerei: unschuldige Localfestlichkeiten werden zu politischen Demonstrationen aufgebauscht, Unkenntniß der italienischen Sprache als Haß gegen dieselbe hingestellt, kirchliche oder symbolische Fähnchen, die wohl zuweilen von dem Kirchthurm eines slavischen Dörfchens wehen, zu Wahrzeichen anti-italienischen Geistes gestempelt. Hiergegen erhoben sich Stimmen, die das Unrichtige dieser Behauptungen nachwiesen, aber ohne großen Erfolg, denn man ist immer noch geneigt, eher Schlechtes als Gutes von den Slovenen Friauls zu glauben.

Vielleicht trägt hierzu auch der Umstand bei, daß die Slaven seit einiger Zeit mehr Interesse für ihre Muttersprache zeigen, daß nicht wenige in slovenischer Sprache geschriebene Zeitungen und Bücher die italienische Grenze passiren. Dr. Musoni erklärt das auf höchst einfache Weise: Die Slovenen sind von Natur sehr neu- und wißbegierig und lesen gern. Wie oben ausgeführt wurde, trägt jedoch der italienische Unterricht in der Schule keine guten Früchte und den meisten Slaven bleibt die italienische Schriftsprache ein Buch mit sieben Siegeln, weßhalb italienische Bücher und Zeitungen nur selten bei ihnen Eingang finden. Anders ist es mit dem Slovenischen. Die Schriftsprache, welche nur wenig von der Umgangssprache verschieden ist, wird viel leichter erlernt, um so leichter, als der rührige Klerus aus der Kanzel einen wahren Lehrstuhl des Slovenischen gemacht hat. Es ist daher kein Wunder, daß eine einzige Gesellschaft, die S. Ermacora (Druzba svetiga Mohora) in Klagenfurt jährlich circa 1200 slovenische Schriften nach Friaul einführt. Mit dieser Gesellschaft, welche 1860 mit Genehmigung des Papstes Pius IX. gegründet wurde, hat sich mehrmals die Presse beschäftigt, da sie wohl befürchtete, daß in ihren Publicationen offen oder versteckt slovenische oder gar panslavistische Propaganda gemacht würde. Nach dem Statut sind die Ziele, die sich die S. Ermacora mit der Verbreitung ihrer Schriften gesteckt hat, ausschließlich religiöser Natur. In Wirklichkeit aber behandelt sie auch landwirthschaftliche, geschichtliche und volkswissenschaftliche Fragen, und eben in letzter Zeit betritt sie, vielleicht im Gefühl ihrer Stärke, auch das politische Gebiet. Anklänge an die national-slovenische Idee finden wir in den zuletzt veröffentlichten Schriften fast auf jeder Zeile. Diese Bücher sind jedoch nicht absichtlich zu politischem Zwecke geschrieben worden und auch nicht allein an die Slovenen Venetiens, sondern an die Allgemeinheit gerichtet. Auf der andern Seite denken die Slaven Friauls gar nicht daran, die Bücher wegen der in ihnen enthaltenen politischen Anklänge zu kaufen.

Es steht ferner fest, daß in Friaul kein Verein existirt, der sich die Aufgabe gestellt hätte, die national-slovenische Idee zu verbreiten.

Von einiger Wichtigkeit könnte jedoch die Thatsache erscheinen, daß zu verschiedenen Zeiten in den Zeitungen von Laibach und Görz Artikel abgedruckt wurden, welche sich mit der angeblichen traurigen politischen Lage der Slovenen in Italien befassen, die, von ihren Brüdern getrennt, gezwungen seien, eine andere Sprache als die ihrige zu erlernen, und daß einige Poesien mit ausgesprochen panslavistischer Tendenz verbreitet wurden, die recht wohl in Friaul entstanden sein können. Es gibt ja überall Unzufriedene, denen die Lage der Dinge nicht gefällt, doch es wäre ungerecht, eine ganze Bevölkerung für die Expectorationen einzelner Individuen verantwortlich zu machen.

[1]) Im Jahre 1894 wanderten 2276 Slaven aus.

[2]) 67.26% ist das Mittel im italienischen Königreich.

Digitized by Google

Ebensowenig ist es gerechtfertigt, den Slaven in Friaul zur Last zu legen, daß ihre Stammesgenossen in Oesterreich sie als einen integrirenden Theil der „slovenischen Nation" hinstellen, oder daß sich einigemal slavische Gelehrte in Friaul aufgehalten haben, angeblich, um dort politische Verbindungen anzuknüpfen und das heilige Feuer der „slavofilia" zu schüren, in Wirklichkeit aber, um geschichtliche, geographische oder ethnographische Studien zu machen.

Dr. Musoni hat sich von einer ausgedehnten politischen Propaganda, sei es durch Schriften, sei es durch Agenten, nicht überzeugen können; er hält alle Angaben darüber mindestens für sehr übertrieben. Der Gelehrte constatirt, daß in der slavischen Bevölkerung Friauls noch immer die alte Hingebung an Italien rege ist: dies ergibt sich aus dem gänzlichen Fehlen von politisch slavischen Parteien, die etwa bei Gelegenheit der administrativen und Parlamentswahlen ihren Einfluß geltend machen könnten, das ergibt sich ferner daraus, daß nie der Versuch gemacht worden ist, slavische Schulen zu gründen, oder auch nur die slavische Sprache als Unterrichtsgegenstand einzuführen. Wer in die slavischen Gegenden kommt, hört nur Gutes von dem italienischen Vaterlande reden.

Doch ist dies noch nicht alles. Kann man eine Bevölkerung staatsfeindlich nennen, welche in ihrer Gesammtheit offen gegen die Insinuationen einer feindlichen Presse protestirt, wie dies bei Gelegenheit eines öffentlichen Banketts am 1. Januar d. J. geschehen ist, oder die zur Feier des 25. Gedenktages der Befreiung Roms aus allen Gemeinden Vertreter nach der Metropole sendet, um an der allgemeinen Freude über die Einigung des Vaterlandes theilzunehmen? Wohl kaum.

Wir haben also eine Bevölkerung vor uns, welche wie jede andere italienisch gesinnt ist. Was muß nun die Regierung thun, um feindliche Einflüsse von jenseits der Grenze fernzuhalten? Sie sollte versuchen, sich die Slaven als Freunde zu erhalten, sie gegen beleidigende An- und Uebergriffe schützen und vor allem sollte sie den Unterricht in den slavischen Gegenden besser gestalten. Bei einiger Toleranz würden sich die slovenischen Unterthanen in Friaul nach und nach assimiliren, und es würde schließlich nichts übrig bleiben als die anthropologischen Merkmale des Volkes und die Localnamen, wie dies in manchen Gegenden Deutschlands, Griechenlands und anderer Länder der Fall gewesen ist.

Prof. H. Kruſekopf.

Ibſen in ſeiner letzten Periode.

Von Hubert Rötteken.

II.

In den bisherigen Betrachtungen habe ich Ibſens Moral in den Grundzügen ſkizzirt. Ich kann keines der Probleme, die er aufwirft, ohne weiteres abweiſen, es ſind Probleme, ſeine Angriffe gelten wirklich verbeſſerungsbedürftigen Stellen unſrer Cultur; aber er überſpannt die Forderungen ſeiner individualiſtiſchen Ethik, und es gelingt ihm öfters nicht, für ſeine Probleme überzeugende Löſungen zu finden. Zur Gewiſſensſchärfung, zur Anregung des Nachdenkens iſt das ja nun ganz gut; den äſthetiſchen Genuß ſchädigt es aber, wenn der Dichter uns den Boden unter den Füßen wegzieht und uns doch keinen anderen zeigt, zu deſſen Feſtigkeit wir Vertrauen haben können. Und es kommt noch etwas anderes dazu. Ich habe bisher mit möglichſter Vorſicht zuſammengeſucht, was ſich mit einiger Sicherheit als Ibſens Ueberzeugungen bezeichnen läßt; daneben aber fallen z. B. von den Lippen der Frau Alving ethiſche Paradoxien, bei denen der Dichter es unterläßt, uns deutlich zu machen, ob ſie nur ſubjective Aeußerungen der Redenden ſein ſollen, oder ob er geneigt wäre, ſie ſich auf ſein Conto ſetzen zu laſſen. Dieſe Unſicherheit, dieſe Möglichkeit, daß auch hier Anſichten des Dichters zugrunde liegen, gibt dieſen Sätzen eine weit größere Bedeutung, als ſie haben würden, wenn ſie deutlich als nur ſubjective Aeußerungen der Perſonen charakteriſirt wären; wir ſind gezwungen, uns ganz ernſtlich auch mit ihnen auseinanderzuſetzen, und wenn wir zu einer Vereinigung gelangen, ſo verurſacht uns der Zweifel, ob wir mit unſren Gedanken gegen den Dichter gerungen haben, mit dem zu ringen uns lohnt, oder ob wir unſere Arbeit gegen eine bloße Phantaſiegeſtalt verſchwendet haben, die vom Dichter rein pſychologiſch aufgefaßt iſt und auch von uns ſo aufgefaßt werden ſollte, ein ſtarkes Unbehagen. Ja man kommt ſchließlich auf den Verdacht, daß Ibſen dieſen weitgehenden Conſequenzen gegenüber ſelbſt zu keiner Entſcheidung gelangt ſei. Alles das zuſammen bildet eine der Quellen, aus denen die unerquickliche Wirkung mancher Ibſen'ſcher Dramen fließt.

Betrachten wir nun, welches Schickſal Ibſen ſeinen Perſonen zuertheilt. Mehrere ſeiner Dramen ſchließen damit, daß das Unheil über die Menſchen hereinbricht in einer Form, die uns keinerlei Erhebung bietet. Düſterſtes Grau herrſcht am Schluß der Wildente und der Geſpenſter. Beide Dramen haben die Aehnlichkeit, daß hier Ibſen zwei Figuren, allerdings Nebenfiguren, aber doch in breiter Ausführung hinſtellt, die ganz unbetheiligt ſind an dem Cauſalzuſammenhang, der das Unheil herbeiführt, die gewiſſermaßen zufällig getroffen und vernichtet werden: in der Wildente die arme Hedwig, die von ihrem Vater ſo bitter gekränkt wird, in den Geſpenſtern noch deutlicher Oswald, der den Keim des Wahnſinns mit auf die Welt bekommen hat und ihm ſchließlich eben erliegt. Dieſer Anblick aber, wie ſo eigentlich ganz Unbetheiligte zu Tode gequält werden, iſt entſetzlich. Und weiter haben wir in den Geſpenſtern den namenloſen Jammer der Mutter, in der Wildente gar die Verzweiflung des Dichters an dem Siege der Wahrheit. Hedda Gabler endet durch Selbſtmord aus Furcht vor dem Scandal, ein Motiv, das nichts verſöhnendes hat; Baumeiſter Solneß fällt vom Thurmgerüſt zu Tode, und erſt wenn man ſich in den ganzen allegoriſch hingeheimnißten Gehalt des Stücks vertieft, kann man in dieſem Fall eine Bedeutung finden, die ihn uns als gerechtfertigt erſcheinen läßt. Das Puppenheim endet mit einem ſchrillen Mißklang. Verſöhnender iſt der Ausgang in Klein Eyolf und wahrhaft erhebend iſt er in Rosmersholm. Rebekka Weſt, die Tochter jenes gewiſſenloſen Doctor Weſt und die Erbin ſeiner Geſinnungen hat ſich in Rosmers Hauſe eingeniſtet, von einem wilden Begehren nach Johannes Rosmer erfaßt, und hat die gemüthskranke Frau Rosmers durch allerlei Einflüſterungen, ſie ſtehe dem Glück des Gatten im Wege u. ſ. w., zum Selbſtmord bewogen; Rosmer hat unwiſſentlich die Wirkung dieſer Einflüſterungen inſofern unterſtützt, als er viel mit Rebbekka verkehrt hat. Aber in dieſem Verkehr, der auch nach dem Tode der Frau fortgeſetzt wird, legt Rebbekka allmählich ihre alten Geſinnungen ab und bekehrt ſich zu Rosmers Ethik; und als Rosmer ſie nach Jahr und Tag bittet, die Seine zu werden, da ſagt ſie nein und geſteht ihm alles. Rosmer fühlt ſich ſchuldig, und damit verliert er das Vertrauen zu ſeiner Kraft, die Menſchen zu adeln. Vergebens erinnert ihn Rebbekka daran, daß er ja ſchon einen veredelt habe, nämlich ſie ſelbſt; er kann ihr nicht mehr glauben nach allem, was er von ihr gehört hat. Und da, um ihm den Glauben wiederzugeben, will Rebbekka den Weg gehen, den die verſtorbene Frau ging; wenn ſie ihn nun geht und er ſie begleitet, um auch ſeine Schuld gegen die Todte zu ſühnen,

Digitized by Google

dann allerdings drängt sich dem Leser der erhebende Gedanke auf: diese Menschen haben innerlich gesiegt. Und einen solchen innerlichen Sieg gewinnt oder vielmehr behauptet deutlicher noch der Volksfeind: er ist nicht gebrochen am Schlusse des Stückes, er will auch nicht auswandern, sondern er will dableiben als Armenarzt und Leiter einer Armenschule und will seinen Gegnern trotzen. Einen völlig glücklichen Ausgang haben die Stützen der Gesellschaft und die Frau vom Meere.

Eine Figur wie der Volksfeind mit seiner hellen Kampfesfreude und seinem unbeugsamen Muthe ist eine Ausnahme unter Ibsens späteren Helden; sonst zeigen die Personen, die im Mittelpunkt seiner Dramen in dieser Periode stehen, keine so aufsprudelnde Energie. Ihr Wollen ist kein leidenschaftlich anstürmendes, sondern ein ruhiges; und bisweilen ist es mit dem Wollen überhaupt vorbei, und die Personen stehen von vorne herein unter dem Banne einer Vergangenheit, die ihrem Willen gar keinen Spielraum mehr gestattet. Ich komme hierauf noch zurück. Hier will ich nur bemerken, daß auch in dieser Passivität Ibsens Figuren eine charakteristische Eigenschaft zeigen: sie wüthen nicht gegen ihr Schicksal, sie lassen sich einfach zermalmen. So wird Rosmer gebrochen durch Rebbekka's Mittheilung, und als ein gebrochener Mann geht er durch die zweite Hälfte des Stückes; so herrscht der Ton dumpfer Verzweiflung in den Gespenstern. Auch dieses Verhalten der Personen ist wichtig für die Wirkung. Wenn der Held auf der Bühne gegen das Unheil ankämpft und im Kampfe erliegt — der Anblick des Kampfes stählt auch uns gegen den Eindruck des Unheils; und ist dieses unbekämpfbar, wenn der Held dann wenigstens noch Kraft hat zu einem kräftigen Fluch, so löst er uns für einen Moment die Brust. Wenn er sich aber einfach zu Boden drücken läßt, so werden auch wir unterliegen unter dem Eindruck des rein passiven Leidens.

Im übrigen sind Ibsens Personen vortrefflich charakterisirt: hier zeigt er sich als vollendeter Meister. Nur ungern widerstehe ich der Versuchung, hier den einen oder andern Charakter genauer zu analysiren; es würde das den Umfang dieses Aufsatzes zu weit ausdehnen. So sei nur als auf einige Beispiele hingewiesen auf die Phantasten in der Wildente, auf Helmer im Puppenheim, auf Pastor Manders in den Gespenstern, auf Hedda Gabler. Die edelste Figur, die Ibsen geschaffen hat, ist wohl Johannes Rosmer; psychologisch ist sie indessen weniger interessant als die genannten.

Auch anormales Seelenleben hat Ibsen geschildert. Der Oswald in den Gespenstern leidet an einer Gehirnkrankheit, die der Arzt als eine Art Weichheit im Gehirn bezeichnet hat; gemeint ist wohl progressive Paralyse. Wie weit sie richtig geschildert ist, kann ich nicht beurtheilen; Forel hat sich einmal gelegentlich sehr unwirsch über diese Darstellung ausgesprochen. Oswald verdankt die Krankheit dem liederlichen Leben seines Vaters, der bereits ein zerrütteter Mann war, bevor Oswald geboren wurde. Von Geburt an war Oswald wurmstichig, vermoulu nach dem Ausdruck des französischen Arztes; niemals hat er ein stürmisches Leben geführt, wie er ernstlich versichert, und doch ist die Krankheit gekommen. Wie mir Psychiater versichern, ist die Annahme dieser Aetiologie für Paralyse falsch; es könnte sich höchstens um Vererbung einer gewissen andern Grundkrankheit handeln, die zur Paralyse disponirt. Doch ist nirgends angedeutet, daß Ibsen diese Vermittlung angenommen hat und ihre Annahme wäre auch aus manchen Gründen für seine Zwecke wenig brauchbar. Die Frage, ob Ibsens Aetiologie richtig ist, ist in dem Falle der Gespenster recht wichtig: ist sie falsch, so bedeutet das, daß in Wirklichkeit aus der Ehe der Frau Alving ein solches Unheil nicht entstanden wäre, d. h. Ibsens Argument gegen diese Ehe ist ungültig. Doch ist es ungültig nur in der speciellen Form; denn das wird man im allgemeinen zugeben müssen, daß Kinder von gesunden Vätern mehr Aussicht auf ein gesundes und kräftiges Leben haben als solche von Vätern, deren Lebenskraft zerrüttet ist.

Schon hingewiesen habe ich auf die Frau vom Meere. Die Figur ist zu complicirt, um sie hier ganz zu erörtern; einzelnes aber sieht aus, als wäre es auf Grund von Schriften über Hypnotismus construirt. Ganz ist Ellida in der Gewalt des Fremden, so lange er da ist; später taucht sein Bild plötzlich in ihrer Phantasie wieder auf und beherrscht sie. Ganz unversehens sieht sie seine Gestalt vor sich stehen und am deutlichsten ist ihr seine Busennadel mit einer großen blauweißen Perle; die Perle gleicht einem todten Fischauge. Und das starrt sie gleichsam an. Später, als der Fremde wiederkommt, da sind es seine Augen, vor denen ihr graut. Es liegt offenbar eine übergroße Empfänglichkeit für diese Dinge zu Grunde. Es ist das recht übel für die Tendenz des Stückes, ich habe darüber gesprochen; es ist aber auch vom Uebel für die bloße Wirkung des Dramas. Der Kernfigur einer Dichtung, von deren Seelenregungen alles andere abhängt, müssen wir diese Seelenregungen unmittelbar nachfühlen können, und das ist uns bei Ellida kaum möglich. Ich muß hier überhaupt ein kleines Aber hinzufügen zu dem Lobe, das ich Ibsens Charakteristik eben gezollt habe. In den letzten Werken hat man zuweilen den Eindruck, als ob Ibsen diese oder jene Einzelheit auch seiner normal gemeinten Menschen nicht aus der genialen Intuition geschaffen, sondern daß er die Resultate theoretischer, psychologischer Grübeleien gewissermaßen von außen bei seinen Charaktereu eingebracht hat. Die Personen zeigen dann Seltsamkeiten, die uns eben auch ein inneres Nacherleben unmöglich machen. So hat schon Litzmann auf eine eigenthümliche Aeußerung der Frau Solneß hingewiesen. Ihr altes Heim ist vor Jahren niedergebrannt mit ihren Kindern und mit ihren Puppen, die sie noch immer hatte und mit denen sie zu spielen pflegte. Im Drama nun äußert sie sich über diesen Verlust einmal: daß die Kinder starben, ist eine göttliche Fügung und sie haben es gut — davon will sie gar nicht mehr sprechen. Aber die neun wunderschönen Puppen kann sie nicht verwinden und von ihnen spricht sie mit thränenerstickter Stimme. Zur Motivirung wird hinzugefügt: es sind die kleinen Verluste im Leben, die einem wehe thun bis in die Seele hinein. Aus diesem theoretischen Satze heraus hat Ibsen wohl den Fall construirt; aber wenn in dem Satze immerhin etwas wahres steckt, so ist das Princip in dem speciellen Fall doch so übertrieben, daß man mit diesem Fall auch nur durch theoretisches Ueberlegen fertig wird. Man gibt wohl zu, daß so etwas vorkommen könne, aber ein unmittelbares Verständniß wird unmöglich und unsre Theilnahme, unser Mitleid wird nicht geweckt. Denn wir schenken unser Mitleiden keinem Menschen, der über etwas klagt, wovon wir nicht allenfalls begreifen, daß es auch uns unangenehm wäre.

Zu diesen psychologischen Seltsamkeiten kommen andere, die schlimmer sind. In der Frau vom Meere taucht das Bild des bereits vergessenen Fremden wieder beherrschend in Ellida's Phantasie auf, genau zu der Zeit, wo der Fremde selbst wieder nach Norwegen kommt, von ihrer Heirath erfährt und beschließt, sie trotz ihrer Heirath zu holen. Es wird nun zwar bemerkt, das Auftauchen des Bildes damals lasse sich durch Ellida's augenblicklichen Zustand vor der Geburt des Kindes erklären; aber wozu dann der merkwürdige Zufall, daß gerade damals der Fremde wieder in die Nähe kommt? Ein solches zeitliches Zusammentreffen erdichten und betonen, das heißt doch dem Leser die

Annahme eines Causalzusammenhangs nahelegen. Und recht deutlich widersprochen wird dieser Annahme im Stücke keineswegs. Dieses Verfahren aber halte ich für durchaus tadelnswerth. Operirt der Dichter mit solchen Dingen, so muß er volle Klarheit geben, ob er selber daran glaubt oder nicht; mit diesen Vorstellungen spannend zu spielen und sich dabei ein Hinterthürchen offen zu halten, daß ja alles sich natürlich erklären lasse, ist eine künstlerische Unehrlichkeit, die Ibsen geringeren Männern überlassen sollte.

Ich knüpfe hier etwas lose einen andern Punkt an. Ist es factisch nicht herauszubringen, wie Ibsen über psychische Fernwirkungen denkt, wird es, wie ich oben angegeben habe und woran ich hier flüchtig erinnern möchte, öfters nicht klar, wie er sich zu den ethischen Behauptungen seiner Personen stellt, so ist es überhaupt oft recht schwer, den Dichter zu verstehen. Dazu trägt schon seine Vorliebe für symbolisch-allegorische Darstellung bei. Etwas Symbolisches findet sich bei Ibsen fast immer. So ist die Wildente, die, durch einen Schuß verwundet und gefangen, nun ihrem echten, freien Element entrissen in der dumpfen Bodenkammer dick und fett wird, ein Symbol für die Menschen des Stücks, die auch im Kern ihres Lebens geknickt in der dumpfen Luft der Lüge ihr Leben hinbringen. Hier ist die Symbolik noch leicht zu verstehen; aber im Baumeister Solneß haben wir ein krauses Gewirr von Allegorien, das schwer zu durchdringen und zu deuten ist. Ich habe wegen dieser Unklarheit das Stück oben gar nicht zu verwerthen gewagt.

Aber auch die Momente der Handlung selbst werden oft nicht in genügend helles Licht gerückt. Ibsen zeichnet nicht mit starken Strichen, wie mit dem Silberstift sind oft die Umrisse gezogen; allerlei Andeutungen, halbverstreckte Winke treten an die Stelle deutlicher Angaben. Peinlich genau muß man aufpassen, um nichts zu übersehen, um genau zu verfolgen, was der Dichter eigentlich meint und will. Als Beispiel mag ein Fall dienen, wo ein Ereigniß der Vergangenheit dem Publicum mitgetheilt werden soll. Oswald ist 1 bis 2 Jahre geboren, nachdem seine Mutter ihren Gatten verlassen hatte. Das steht aber nicht etwa irgendwo ausdrücklich zu lesen, sondern man muß es sich combiniren aus 4 über 8 Reclamseiten verstreuten Angaben. Einmal erfahren wir, daß Frau Alving nach kaum einjähriger Ehe ihren Gatten verließ; auf derselben Seite steht, daß morgen der zehnjährige Todestag des Mannes ist. Einige Seiten später wird uns mitgetheilt, daß die Ehe im ganzen 19 Jahre gedauert hat. Darnach läßt sich also berechnen, daß die Hochzeit vor 29 Jahren stattfand und daß Frau Aloing vor 28 Jahren das Haus ihres Gatten verlassen hat. Und wieder nun an einer ganz andern Stelle hören wir, daß Oswald 26—27 Jahre alt ist. Bei der Aufführung wird keiner diese verschiedenen Angaben combiniren, und auch bei der bloßen Lectüre nicht; man muß ganz speciell darauf achten. Und doch handelt es sich dabei um eine für die Bedeutung des Dramas äußerst wichtige Sache. Diese ganze Manier schadet der Wirkung: Ibsen muthet dem Genießenden bisweilen eine Last intellectueller Arbeit zu, die den Genuß beeinträchtigt.

Vergangenes mitzutheilen, hat Ibsen oft Gelegenheit. Spielhagen hat einmal nachgewiesen, daß der Stoff des Puppenheims sich viel besser der Form des Romans fügen würde als der des Dramas; und das gilt von mehreren Ibsen'schen Stoffen. Es sind Stoffe, deren Entwicklung sich über eine ganze Reihe von Jahren erstreckt und wirklich wiederzugeben nur wäre durch eine Schritt für Schritt vorgehende, mit vielem Detail ausgestattete Darstellung, wie sie nur die Erzählung und schon viel weniger gut die freie, von den Anforderungen der Bühne emancipirte, dramatische Form gestattet. Nicht alle Stoffe Ibsens sind derart, aber doch mehrere; vor allem die der beiden größten Dichtungen, der Gespenster und des Dramas Rosmersholm. Ibsen brauchte diese Stoffe zum Ausdruck seiner ethischen Ideen. Nun ist er aber zunächst nur Dramatiker; ferner will er speciell in der Zeit, die uns hier beschäftigt, Bühnendramen schaffen und sein Ideal des Dramas verlangt möglichste Concentration: alle die angegebenen Stücke spielen sich in wenigen Tagen ab. Da bleibt dann nichts anderes übrig, als einen Theil der Stoffe als Vorgeschichte auszusondern und nicht eigentlich darzustellen, sondern dem Publicum nur als eine Reihe nackter Thatsachen mitzutheilen. Ibsen besitzt eine große Virtuosität darin, das zwanglos zu thun: ganz natürlich spinnt sich der Dialog bis zu einem Punkte hin, wo einer oder der andere zwingende Veranlassung hat, einen Punkt der Vergangenheit zu erwähnen oder ausführlicher zu erzählen; und auch dafür weiß Ibsen zu sorgen, daß wir solche Erzählungen mit dem größten Interesse entgegennehmen. Wir hören gleich am Anfang des Stücks irgend welche Aeußerungen, die uns ahnen lassen, daß da irgend etwas in der Vergangenheit vorliegt, und gespannt harren wir der Enthüllung; und die Enthüllung selbst wird nicht auf einmal gegeben, sondern wir erfahren zunächst nur ein Stück, merken aber wohl, daß das nicht alles ist, daß da noch etwas anderes, schlimmeres, wichtigeres verborgen sein muß. Dazu kommt, daß diese Enthüllungen auf die Zuhörer im Stück stark wirken; wir fühlen diese Wirkung mit oder ahnen sie voraus und begleiten die Enthüllung der Vergangenheit mit einer wahren Angst. Ganz virtuos weiß Ibsen das zu machen. Aber so glänzend die technischen Schwierigkeiten auch überwunden sind, ihre Nachtheile hat diese ganze Methode doch. Ich habe oben erwähnt, daß Ibsen in den Gespenstern und der Wildente zwei Personen leiden läßt, die gar nicht betheiligt sind an dem Causalzusammenhang, der das Schicksal heraufbeschwört. Bei Ibsens Hauptpersonen ist das sorgfältig vermieden: sie bauen sich selbst ihr Schicksal. Aber wie sie es sich bauen, die folgenreichen Handlungen, die sehen wir nicht auf der Bühne, die werden uns nur berichtet. Was uns aber im Theater nur erzählt wird, wird uns nie so eindringlich, als was wir selbst sehen. Sehen wir bei einem Drama zuerst die folgenreichen Handlungen, so bleibt auch später, wenn die Person leidet, uns der Zusammenhang dieses Leidens mit jenen Handlungen gegenwärtig und der Anblick eines solchen festen Causalzusammenhangs hat etwas beruhigendes. Der Zusammenhang ist auch bei Ibsen da; aber indem wir seine ersten Glieder nicht selbst sehen, indem wir beim ersten Aufgehen des Vorhangs bereits Personen vor Augen haben, die einem Schicksal rettungslos verfallen sind, wird es uns nicht eindringlich, daß hier ein solcher Zusammenhang vorliegt, und es entsteht der Eindruck, daß auch diese Menschen hinterrücks vom Schicksal überfallen werden. Frau Aloing in den Gespenstern kann thun, was sie will, es ist alles völlig gleichgültig, ihr Sohn wird zur gegebenen Zeit wahnsinnig. Und wenn ich nun den extremsten Fall weiter schildern darf, wie er in den Gespenstern vorliegt: indem uns der Dichter nicht mehr die wollenden, handelnden, auf ein Ziel losgehenden Menschen zeigt, sondern schon die, die unter den Folgen ihrer That leiden, macht er die Wirkung einförmiger. Vom ersten Augenblick an den ganzen Theaterabend hindurch haben wir immer dasselbe, die Angst vor dem feststehenden Unheil. Und wie schon oben gesagt, die Menschen, die sich gegen das Unheil nicht wehren können, sie reagiren auch nicht einmal mit einem kräftigen Fluch. Alles das vereinigt sich, um eine Wirkung hervorzubringen, die ich nur mit der eines Alptraums vergleichen kann.

Die Gespenster bezeichnen, wie gesagt, das Extremste in dieser Richtung. Eine Rolle spielt die Vergangenheit aber

fast in allen Dramen, nur der Volksfeind ist ganz von diesem Element frei.

Ibsen ist ein großer Künstler. Er vermag lebensvolle Charaktere hinzustellen, er verfügt über alle Mittel, das Menschenherz im Tiefsten aufzuwühlen. Aber die Art der Wirkung ist bisweilen so quälend, daß man sich bei aller Bewunderung doch von ihm abwendet.

Mittheilungen und Nachrichten.

μ Die „Deutschen Alpen", das treffliche vreidändige Reise- und Touristenbuch, das in der Sammlung „Meyers Reisebücher" (Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut) erschienen ist, rüstet sich zu einer neuen, fünften, Auflage. Der erste Theil, der das Bayerische Hochland, Algäu, Vorarlberg, Nordtirol, Brennerbahn und Theile von Südtirol umfaßt, liegt bereits in der bekannten Ausstattung vor. Die neue Auflage ist durch neue Specialkarten der Adamello-Presanella-Gruppe und der weiteren Umgebung von Bozen, sowie durch einen neuen Plan von Innsbruck vermehrt worden. Dafür ist der anzeichnende Stern bei den Gasthöfen fortgefallen; wie das Vorwort sagt, weil diese Empfehlungen bei den Reisebücheen so sehr überhand genommen haben, daß sie eben keine Auszeichnung mehr sind. Im übrigen bedarf das in der Touristenwelt bestens eingeführte Werk keiner neuen Empfehlung.

* Jahresbericht über die Thätigkeit des kgl. Deutschen archäologischen Instituts; der Akademie der Wissenschaften zu Berlin erstattet von Alexander Conze.

Im Rechnungsjahre 1895/96 fand die jährliche ordentliche Gesammtsitzung der Centraldirection am 17. bis 20. April 1895 statt. Es nahmen an ihr theil die HH. Conze, Hirschfeld, Kekule v. Stradonitz, Kiepert, Kirchhoff, Loeschcke, Michaelis, Schöne; verhindert waren die HH. Curtius, Krüger und Overbeck. In dieser Versammlung wurden dem Statute gemäß vornehmlich die Stipendienbewerbungen erledigt, die Berichte des Generalsecretärs und der Secretariate in Rom und Athen, sowie die der Leitee wissenschaftlicher Unternehmungen des Instituts entgegengenommen, die Wahl von Mitgliedern vollzogen und der Finanzplan für das Jahr festgestellt. Als Mitglied der Centraldirection wurde an Stelle des verstorbenen Hrn. v. Brunn Hr. v. Christ in München gewählt, als dieser aber auf telegraphische Mittheilung ablehnte, anstatt seiner Hr. Jungemeister in Heidelberg, welcher die Wahl angenommen hat. Zu Ehrenmitgliedern des Instituts wurden gewählt die HH. Humbert in Berlin und Fürst v. Radolin in Petersburg, zu ordentlichen Mitgliedern die HH. Duchesne in Rom, Erman, Hiller v. Gärtringen, Kalkmann in Berlin, Julius Lange in Kopenhagen, Erich Pernice in Berlin, Flinders Petrie in London, Winnefeld, damals in Berlin, jetzt in Münster, ferner zu correspondirenden Mitgliedern die HH. Amelung in Rom, Aetitis in Chalki, Cantarelli in Rom, Cart in Lausanne, Gafilli in Rhodus, Cumont in Gent, Diffard in Lyon, Führer in München, Halil Edhem Effendi in Konstantinopel, Helleaux in Lyon, Kalinka in Konstantinopel, Alfred Köte, damals in Konstantinopel, jetzt in Bonn, Manolakakis in Karpathos, Mariani in Rom, Noack in Darmstadt, Pathon in Graadhame, Aberdeenshire, Patroni in Syrakus, Sartakis in Rhodus, Savignoni in Rom, Spagnuolo in Verona, Vaglieri in Rom und Wide in Lund. — Das Auswärtige Amt verlieh entsprechend den in der Gesammtsitzung beschlossenen Vorschlägen der Centraldirection die Stipendien für 1895/96 den HH. Dragendorff, Fredrich, Schrader und Wiegand, sowie das für christliche Archäologie Hrn. Carl Schmidt. — Am 4. Februar d. J. beglückwünschte die Centraldirection ihr Mitglied Hrn. Kirchhoff zur Feier seines fünfzigjährigen Doctorjubiläums. — Durch den Tod verlor das Institut zwei langjährige Mitglieder der Centraldirection, die HH. Krüger († 17. Januar 1896) und Overbeck († 8. November 1895), das letzte Ehrenmitglied der Centraldirection Hrn. Fiorelli († 29. Januar 1896), das Ehrenmitglied Frhrn. v. Norpurgo († 9. März 1896), die ordentlichen Mitglieder HH. Geffroy († 14. August 1895), Gustav Hirschfeld († 20. April 1895), G. Jatta († 24. December 1895), Regri († 18. Februar 1896) und Sir George Scharf († 19. April 1895), die correspondirenden Mitglieder HH. Duca S. Castromediano († 26. August 1895), Ernst Eichler, welcher lange Jahre hindurch seine künstlerische Kraft in den Dienst der Institutsunternehmungen gestellt hatte († 7. December 1895), Girbal († 19. Februar 1896), Keller († 28. April 1895), D. Kekiole († 6. März 1896), G. Müller-Turin († 13. Juli 1895), Pascale († 8. October 1895) und Radowsky († 27. October 1895). —

Die in Berlin erscheinenden periodischen Schriften wurden auch in diesem Jahre vom Generalsecretär unter Beistand des Hrn. Koepp herausgegeben. Zu einem neuen Hefte der „Antiken Denkmäler", dem dritten des zweiten Bandes, wurde der Anfang gemacht mit Herstellung einer Chromolithographie nach einer Lichtdruck nach neuen klazomenischen bemalten Thonsarkophagen in den königlichen Museen hier und mit der Fortführung von Zeichnungen korinthischer Piakes ebenfalls in den königlichen Museen. Der 10. Band des „Jahrbuchs" mit dem „Anzeiger" erschien, ihm wie auch den römischen und athenischen „Mittheilungen" beigegeben das alle fünf Jahr neu herzustellende Verzeichniß der Institutsmitglieder. Ein viertes „Ergänzungsheft" der Jahrbücher wurde in der Drucklegung begonnen, eine gemeinsame Arbeit der HH. Cichorius, Humann, Judeich, Winter über „Hierapolis Phrygine". Karl Humanns Antheil ist die letzte gedruckte Arbeit, welche er noch selbst erledigt hat. Er sollte das Jahr, über welches hier berichtet wird, nicht lange überleben.

Der zweite Theil der „Architektonischen Studien" von Sergius Iwanoff, Pompejanisches enthaltend, ist mit einem Texte von Hrn. Mau erschienen. Das dritte Heft, welches Aufnahmen und Restaurationen der Caracalla-Thermen bringt, das letzte der Reihe, ist in der Herstellung der Tafeln bereits weit vorgeschritten. Mit ihm wird das Institut die ihm testamentarisch aufgegebenen Publicationsverpflichtungen erfüllt haben.

Mit Genehmigung und mit Unterstützung der Generalverwaltung der kgl. Museen ist ein vollständiges Exemplar aller beim Institute ausgeführten und käuflichen photographischen Aufnahmen in der Bibliothek der Museen zur Aufstellung und damit zur Benutzung hier arbeitender Fachgenossen gebracht.

Hr. Robert hat die Ausarbeitung des Textes zu Band III, 1 der „Antiken Sarkophage" so weit gefördert, daß der erste Theil des Manuscriptes im Januar der Verlagshandlung übergeben werden konnte und daß der Rest im Sommer d. J. wird geliefert werden können. Wir dürfen daher dem Erscheinen des Theilbandes, dessen Tafeln fertig sind, im laufenden Jahr entgegensehen. Zu Revisionen hat Hr. Robert auf der kgl. Bibliothek in Berlin gearbeitet und am Schlusse des Rechnungsjahres eine Reise nach Rom angetreten. Zur Vermehrung des Apparats haben die HH. Amelung und Bulle beigetragen; manchen Ertrag verspricht ferner ein in Halle in Privatbesitz von Hrn. Robert aufgefundenes Skizzenbuch aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts.

Die Arbeiten für die Sammlung und Herausgabe der „Antiken Terracotten" sind unter Leitung des Hrn. Kekule v. Stradonitz auf die Fertigstellung des Typenkatalogs und des die römischen Thonreliefs enthaltenden Theiles gerichtet gewesen. Den Typenkatalog hat Hr. Winter zu etwa einem Drittel druckfertig hergestellt, 204 Seiten, welche jedesmal zusammengehörige Abbildungen und zugehörigen Text enthalten. Die Gesammtzahl der Seiten des Ganzen wird aermuthlich geringer ausfallen als im vorigen Jahresberichte, bevor man hinreichend weit mit den Zusammenstellungen vorgeschritten war, vermuthlich warden ist. Der Druck des Textes zu dem von Hrn. v. Rhoden besorgten Reliefiheile hat wider Verhoffen noch nicht beginnen können, die Tafelauflagen liegen zu zwei Bänden, von 76 und 69 Tafeln, geordnet vor.

Der Druck des Textes des Hrn. G. Körte zu dem in seinen Tafeln längst fertigen Bande II, 2 der „Etruskischen Urnen" ist so weit vorgeschritten, daß der Halbband binnen kurzem wird erscheinen können.

Die vorläufige Vollendung der mit Unterstützung der kgl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin erscheinenden Fortsetzung der Gerhard'schen Sammlung „Etruskischee Spiegel" hat Hr. G. Körte nicht so schnell erreichen können, wie nach dem vorjährigen Jahresberichte zu erwarten war. Heft 14 wird aber binnen kurzem ausgegeben werden können, und die zwei dann noch übrig bleibenden Hefte ist Hr. Körte bestrebt im laufenden Jahre erscheinen zu lassen.

Hr. Loeschcke war durch seine Betheiligung an den Arbeiten der Reichs-Limes-Commission das Jahr hindurch derart in Anspruch genommen, daß die von ihm unternommene Sammlung der „Chalkidischen Vasen" nur durch Vermehrung des Materials aus Berlin, Brüssel und Oxford einen Fortschritt hat machen können.

Für die Neuausgabe der Statue antiche von Altrevanol hat die Centraldirection sich mit Hrn. Schreiber über eine Beschränkung der dazu noch erforderlichen Vorarbeiten geeinigt. Deren Erledigung wird Hr. Schreiber aber nicht vor dem Ende des laufenden Jahres näher treten können.

Digitized by Google

Hr. v. Domaszewski war an einer erheblichen Förderung der vom Institut unterstützten Sammlung von römischen Reliefs mit militärischen Darstellungen durch seine Betheiligung an der Aufnahme und Bearbeitung der Reliefs der Marcus-Säule gehindert.

Die Arbeiten für die unter Leitung der HH. Curtius und Kaupert mit Unterstützung des kgl. preuß. Unterrichts-Ministeriums und des großen Generalstabes erscheinenden „Karten von Attika" waren auf Herstellung der Generalkarte im Maßstabe 1:100,000 gerichtet. Es wird beabsichtigt, im Herbst d. J. eine erste Lieferung von vier Theilblättern herauszugeben.

Von dem im Auftrage der kgl. Akademie der Wissenschaften zu Wien und mit Unterstützung des Instituts erscheinenden „Attischen Grabreliefs" der HH. Conze, Michaelis, Postolakkas, vom Schneider, Löwy und Brückner ist die siebente Lieferung, wie immer 25 Tafeln mit Text umfassend, erschienen. Die achte ist der Vollendung im Drucke nahe, die neunte und zehnte sind im Manuscript und in den Tafeln erheblich gefördert. Zu dem, was erreicht wurde, hat die äußerst dankenswerthe Mitwirkung des Hrn. Walters und jüngerer Institutsgenossen in Athen wiederum sehr erheblich beigetragen.

Hr. Kieseritzky hat die Arbeiten zur Herausgabe der „Südrussisch-griechischen Grabreliefs" gegen amtliche Verpflichtungen zurückstellen müssen, welche ihm erst im laufenden Jahre gestatten dürften, an die Fertigstellung des Manuscripts Hand zu legen.

Der seit längerer Zeit unterbrochene Druck des 8. Bandes der „Ephemeris epigraphica" ist wieder aufgenommen worden. Ein umfangreicher Nachtrag des Hrn. Hübner zu dem Supplementbande der spanischen Inschriften und der Index werden den Band abschließen. —

Bei der römischen Abtheilung des Instituts nahmen die Publicationen ihren Fortgang mit Erscheinen des 10. Bandes der „Mittheilungen", ebenso die Sitzungen, an welchen sich bei längerem Aufenthalte in Rom Hr. Mommsen mehrfach auch mit Vorträgen betheiligte. Auch die Führungen und Vorträge beider HH. Secretäre fanden so, wie üblich, statt, und Hr. Mau wiederholte seinen Cursus in Pompeji im Juli. Gemeinsame Studienausflüge wurden gemacht nach der Hadrians-Villa bei Tivoli, nach Ostia und nach dem durch die Ausgrabung seines Tempels bekannt gewordenen Orte Lanca (Sutrium).

Zum fünftenmal und wieder mit wesentlich gleichem Programm widmeten sich ferner die HH. Secretäre Petersen und Hülsen, für Neapel und Pompeji auch Hr. Mau, einem Cursus für deutsche Gymnasiallehrer, der vom 12. October bis 7. November stattfand. Es waren von deutschen Staaten vertreten Preußen mit fünf, Bayern, Sachsen und Württemberg mit je zwei Theilnehmern und Baden, Hessen, Mecklenburg-Schwerin, Oldenburg, Braunschweig, Sachsen-Altenburg, Anhalt, Reuß ä. L., Hamburg und Elsaß-Lothringen mit je einem Theilnehmer.

Die Thätigkeit des ersten Secretärs war fast das ganze Jahr hindurch in erster Linie in Anspruch genommen durch das bereits im vorigen Jahresbericht seinem Beginn nach und in seinem Verhältniß zum Institut erwähnte Unternehmen der Aufnahme und Herausgabe der Reliefs der Marcus-Säule. Die kgl. italienische Regierung ließ im April v. J. mit der Herstellung des Gerüstes beginnen, wodurch sie wie durch Betheiligung des Hrn. Calderini und sonst in jeder nur zu wünschenden Weise das Unternehmen unterstützte. Sobald das Wetter es erlaubte, folgten die Aufnahmen der Photographien durch Hrn. Anderson, gleichzeitig mit ihnen die Revisionen der Reliefs durch die HH. Petersen und v. Domaszewski. Ausgewählte Theile der Reliefs wurden nachgegipst und mit Beginn des September war die ganze Arbeit an der Säule selbst beendet. Es schlossen sich sofort die Schritte zur Herausgabe an, für welche Hr. Petersen den beschreibenden Theil übernommen hat, während Hr. Mommsen eine historische Einleitung, Hr. Calderini die Aufnahme und Erläuterung der Architektur der Säule, Hr. v. Domaszewski die historische Erklärung der Reliefs beitragen wird und die Tafeln in der vormals Fr. Bruckmann'schen Verlagsanstalt in München ausgeführt werden. Das Werk soll im laufenden Jahre erscheinen.

Bei einer derart ungewöhnlich starken Inanspruchnahme des ersten Secretärs hätte die Beschreibung vaticanischer Sculpturen kaum fortschreiten können ohne das dankenswerthe Eintreten des Hrn. Amelung, welcher sich dieser Aufgabe freiwillig widmete.

Der zweite Secretär, Hr. Hülsen, arbeitete ebenfalls neben seiner laufenden amtlichen Thätigkeit für die Grabe, stets dem Institut wie eine eigene angesehene Unternehmung der kgl. Akademie der Wissenschaften in Berlin, das Corpus inscriptionum latinarum, insbesondere für die Nachträge zu dem die Stadtrömischen Inschriften enthaltenden Bande VI.

Die Anschaffungen für die römische Instituts-Bibliothek waren durch die Lage des Bibliotheksfonds gehemmt, aber Schenkungen warden uns auch diesmal zutheil, so daß im ganzen ein Zuwachs von 201 Nummern zu verzeichnen ist, darunter allerdings sehr viel nur kleine Schriften und Sonderabdrücke. Umfangreiche Zuwendungen werden verdankt der kgl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin, der Centraldirection der Monumenta Germaniae, der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu Wien, der kgl. Akademie der Wissenschaften zu Budapest, dem kgl. italienischen und dem französischen Unterrichtsministerium, ferner den HH. Busiri-Vici und Wilpert in Rom, Crespellani in Modena und Nicolas Dumba in Wien.

Für die Herstellung des Realkatalogs der römischen Bibliothek war Hr. Mau fortgesetzt thätig, indem er die systematische Ordnung der Zettel weiterführte, für einzelne Abschnitte beendete. —

Das Secretariat in Athen gab von seinen „Mittheilungen" Band 20 heraus und ließ die Herstellung der fünfjährigen Register zu dieser Zeitschrift beginnen. Die Herausgabe der Funde vom thebanischen Kabirenheiligthume stockte anderen Obliegenheiten gegenüber, welche aber im laufenden Jahre der Fortführung der Arbeit nicht mehr im Wege sein dürften. In die „Mittheilungen" hat der Bericht unsrer schwedischen Fachgenossen, der HH. Wide und Kjellberg über ihre Ausgrabungsuntersuchung in Knlauria Aufnahme finden können, wobei wir den Herren für das dem Institut erwiesene Entgegenkommen zu Dank verpflichtet bleiben.

Die Sitzungen fanden unter Leitung der Secretäre, der HH. Dörpfeld und Walters, mit reger Betheiligung von Besuchern verschiedener Nationen statt; insbesondere hat uns die Arbeitsgemeinschaft mit der kaiserl. und kgl. österreichisch-ungarischen Station, welche He. Wilhelm vertrat, zum Besten der Sache gefördert. Auch die Vorträge der Secretäre vor den Banten und in den Museen nahmen ihren Fortgang, die des zweiten Secretärs in dreifacher Weise, indem einmal eine etwa vierzehntägige Periegese für den weiteren Kreis von Alterthumsforschern und Freunden stattfand, sodann Vorträge für einen engeren Kreis und Uebungen nur für die Stipendiaten abgehalten wurden.

Im April und Mai haben wieder die Studienreisen in den Peloponnes mit Hinzunahme von Delphi und die Insel- und Küstenreise, welche diesesmal bis Troja ausgedehnt wurde, stattgefunden. Die Führung hatte beidemale Hr. Dörpfeld, aber Hr. Walters nahm auch an der einen Hälfte der Inselreise theil. Außerdem benutzte Hr. Walters einen Theil seines Urlaubs im Juli und August zu einem Studienaufenthalt in Italien.

Unter den wissenschaftlichen Unternehmungen des athenischen Secretariats standen auch in diesem Jahre die von Hrn. Dörpfeld fortgesetzte Ausgrabung in Athen und die von Hrn. Walters geleitete Bearbeitung der auf der Akropolis gefundenen Vasen im Vordergrunde.

Die Geldmittel zu der Ausgrabung, für welche das Institut über entsprechende Fonds nicht verfügt, verdanken wir wiederum der Liberalität diesesmal folgender deutscher Gönner: Der Hr. Reichskanzler, Hr. Dr. Bamberger in Berlin, Frl. Dahis in London, HH. Delbrück, Lea u. Co. in Berlin, Hr. Geh. Commercienrath Krupp in Essen, Hr. Commercienrath Lehmann in Halle, Hr. Franz Frhr. v. Lipperheide in Berlin, He. Prof. Martius in Bonn, He. Geh. Commercienrath C. v. Mendelssohn, HH. Franz und Robert v. Mendelssohn in Berlin, He. Geh. Commercienrath u. Mevissen in Köln, He. R. Mosse in Berlin, He. Geh. Commercienrath v. Pflaum in Stuttgart, Hr. Prof. Preuner in Greifswald, Hr. Prof. Schulze in Bonn, Hr. Geh. Commercienrath Siegle in Stuttgart, die Weidmann'sche Buchhandlung in Berlin, Hr. Oberpräsident v. Wilamowitz-Möllendorff in Posen, He. Consul Zunz in Bonn. Hiezu kam ein schon im vorigen Jahresbericht erwähnter, damals noch unverwendet gebliebener Beitrag, welchen die englische Archäologin Miß Jane Harrison unausgesetzert geleistet hatte. Es standen im ganzen 18,500 Mark zur Verfügung, welche bei der Legationscasse eingezahlt sind und dort verrechnet werden. Die Arbeiten begannen am 1. November mit der Aufdeckung des Westabhangs des Areopags, sie wandten sich dann weiter nach Süden zu gründlicher bleibender Freilegung der in den vorigen Jahren aufgedeckten antiken Straße und der Wasserleitung, sie wurden auch, aber bei dort gründlicher Zerstörung der antiken Reste ohne besonderen Erfolg, gegen die Höhe der Pnyx

hinaufgeführt, kehrten dann noch einmal an den Westabhang des Areopags zurück und wurden endlich in die Einsenkung zwischen der Höhe des sogenannten Theseustempels und dem Areopag, in die heutige Poseidonstraße, gerichtet, wo Hr. Dörpfeld die Hallen am alten Stadtmarkt ansetzen zu dürfen und dafür durch die Ausgrabung auf zwei Grundstücken einen Anhalt gefunden zu haben glaubt. Die eingehenden Berichte des Hrn. Dörpfeld selbst erscheinen in den athenischen Mittheilungen des Instituts. So verschieden auch bei der Unklarheit, welche über Hauptpunkte der antiken Stadt-Topographie Athens herrscht, die Ansichten über die bisherigen Funde des Hrn. Dörpfeld noch ausfallen, darüber ist nur eine Stimme, daß dieser erste energische Versuch, durch Ausgrabung neue Aufklärung zu schaffen, äußerst zweckmäßig und seine Fortsetzung dringend zu wünschen ist. Hiefür möchten wir auf Fortdauer der uns bisher erwiesenen Unterstützung und auch auf das fördernde Entgegenkommen von griechischer Seite rechnen dürfen.

Die Bearbeitung der Akropolisvasen hoffte Hr. Wolters durch vollständige Herstellung aller Abbildungen um einen wesentlichen Schritt der Publication näher bringen zu können. Durch die Mitwirkung des Hrn. Hartwig und die zeichnerische Thätigkeit des Hrn. Gilliéron und eines jüngeren Künstlers gelang das auch mit den mehr oder weniger umfangreichen Resten von etwa 70 Vasen. Weiter zu kommen muß im laufenden Jahre versucht werden.

Eine kleine Ausgrabung der Reste einer Villa unweit Phaleron wurde durch Hrn. Wiegand ausgeführt, welcher sonst die Untersuchung der vorperserischen Architekturreste auf der Akropolis mit Erfolg fortsetzen durfte, wofür der griechischen Generalephorie auch an dieser Stelle zu danken ist.

Die zweijährigen Studien des Hrn. Alfred Körte im nördlichen Kleinasien, welche auf Anregung des athenischen Secretariats durch dankenswertheste Bewilligung der Direction der anatolischen Eisenbahn-Gesellschaft ermöglicht wurden, sind mit dem 1. October v. J. abgeschlossen. Wir richten unsern Dank auch hier an den Vorsitzenden der Direction, Hrn. v. Kühlmann in Konstantinopel. Die Veröffentlichung der wissenschaftlichen Ergebnisse seiner Reisen und Forschungen hat Hr. Körte in den athenischen Mittheilungen des Instituts begonnen, die Sammlung aller von ihm aufgenommenen Photographien aber dem athenischen Secretariat übergeben.

Der Zuwachs der Bibliothek in Athen belief sich auf rund 200 Nummern, erheblich weniger als im Vorjahre. Die zur Verfügung stehenden Mittel erweisen sich bei der stets wachsenden Benützung der Bibliothek durch deutsche und fremde Gelehrte immer mehr als unzureichend; um so mehr ist das Institut zu Danke verpflichtet für Schenkungen, namentlich größere, wie sie eingingen vom Reichsamte des Innern, dem kgl. preußischen Unterrichtsministerium und der Generalverwaltung der kgl. Museen zu Berlin, von der kgl. Akademie der Wissenschaften in Berlin, der École Française, der American und British School in Athen, der archäologischen Gesellschaft dort, der Association pour l'encouragement des études grecques in Paris, der archäologischen Gesellschaft in Berlin, der kais. Universität zu St. Petersburg, dem kais. ottomanischen Museum in Konstantinopel und von Privatgönnern Miß Harrison, HH. Benndorf, Latyschew, Tocilesco, Thur u. a. Eine besondere werthvolle Zuwendung fiel durch Frau Buresch zu, welche den für unsere Bibliothek wünschenswerthen Theil der philologischen Bücher ihres am 2. März d. Js. in Athen verstorbenen Gemahls schenkte. Die Sammlung der photographischen Negative, von welchen Copien abgegeben werden, hat sich wieder erheblich vermehrt.

Der Generalsecretär beendete im ersten Laufe des Rechnungsjahres seine im vorigen Jahresberichte erwähnte Reise nach Griechenland und besuchte im September v. J. die Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zu Köln, wo die Besprechungen über die Beziehungen der Archäologie zum Gymnasialunterricht, wie sie in Görlitz, München und Wien stattgefunden hatten, noch einmal fortgesetzt wurden. Die Mehrzahl der deutschen Regierungen hatte ihr Interesse an diesen auch vom Institut auch wie vor verfolgten Bestrebungen durch Abordnung von Vertretern nach Köln bekundet. Es waren zugegen von seiten Preußens Hr. Deiters, von Bayern Hr. Arnold, von Württemberg Hr. v. Schwabe, von Sachsen Hr. Peters, von Baden Hr. Wagner, von Mecklenburg Hr. Kühne, von Hessen Hr. Soldan, von Sachsen-Weimar Hr. Weniger, von Sachsen-Coburg-Gotha Hr. Rauch, von Braunschweig Hr. Dauber, von Anhalt Hr. Krüger, von Schwarzburg-Sondershausen Hr. Feitsch, von Bremen Hr. Saaber. Aus Oesterreich war als Vertreter des k. k. Unterrichtsministeriums Hr. v. Hartel anwesend, als Theilnehmer an den Besprechungen namentlich die HH. Hoppe und Scheindler aus Wien. Vom Institute wurde hierbei ein in der vormals Bruckmann'schen Anstalt in München hergestellter Probedruck der bereits im vorigen Jahresberichte erwähnten Wandtafel (Grabstele der Hegeso vom Dipylon in Athen) vorgezeigt und so zweckentsprechend gefunden, daß inzwischen bereits mehr als 300 Bestellungen darauf aus deutschen und österreichischen Anstalten eingelaufen sind.

Auch diesesmal schließen wir mit unserm Danke an den Verwaltungsrath der Dampfschiffahrts-Gesellschaft des österreichischen Lloyd für die Erleichterungen, welche er den Reisen der Beamten und Stipendiaten des Instituts hat zu theil werden lassen.

* Noch einmal Dr. Hermann Meyer (vgl. Nr. 131). — Prof. Kugel theilt uns ferner freundlich mit, daß das dem Reuter-Telegramm, durch welches seinerzeit die Welt in lächerlich übertriebenem Ton auf das kleine Abenteuer der Expedition Dr. Hermann Meyers aufmerksam gemacht wurde, weder dieser, noch ein anderes Mitglied der Expedition etwas gewußt habe. Dr. Meyer erfuhr von dem Telegramm erst, als seine Angehörigen beim deutschen Consul in Smyrna anfragten, was es mit der Nachricht auf sich habe; er selbst war nicht wenig erstaunt, ja hören, daß jemand die Geschichte nach Europa telegraphirt hätte. Den Colonisten in Bosilien fällt somit die Schuld, wie an der jüngsten Verspottung, so an der seltsamen Uebertreibung des verhältnißmäßig harmlosen Ereignisses zu; nach beiden Seiten hin haben sie den Namen eines „ebenso beschwerlichen, wie fleißigen und charaktervollen Mannes" — wie ihn Prof. Kugel rühmt — mißbraucht und vorübergehend geschädigt.

* **Berlin.** Die von der Staatsregierung angeregte einheitliche Organisirung der Denkmalpflege ist nunmehr von sämmtlichen Provincialverbänden angenommen und in allen Theilen der Monarchie, mit Ausnahme des Regierungsbezirks Wiesbaden, durchgeführt. Es sind Provincial-, bezw. Bezirkscommissionen zur Erforschung und zum Schutz der Denkmäler gebildet, denen der betreffende Oberpräsident und zumeist der Landesdirector, Delegirte des Kreisausschusses, des Consistoriums, der bischöflichen Organe, sowie Mitglieder der größeren Geschichts- und Alterthumsvereine angehören und welchen als sachverständiger Beirath und zugleich als staatlicher Delegirter der Provincial-, bezw. Bezirksconservator zur Seite steht. Letzterer fungirt, ebenso wie die Mitglieder der Denkmälercommissionen, im Ehrenamt. Zu Provincial-, bezw. Bezirksconservatoren sind ernannt: für Ostpreußen Architekt Adolf Bötticher zu Königsberg, Westpreußen Landesbau-Inspector Heise in Danzig, Brandenburg Landesbaurath Geh. Baurath Bluth in Berlin, Pommern Gymnasialdirector Prof. Lemcke in Stettin, Posen Landesbibliothekar und Director des Provincialmuseums Dr. Schwartz in Posen, Schlesien Landbauinspector Lutsch in Breslau, Sachsen Archivassistent Dr. Theuner in Magdeburg, Schleswig-Holstein Gymnasialoberlehrer Prof. Dr. Haupt in Schleswig, Hannover Director des Provincialmuseums Dr. Reimers in Hannover, Westfalen Provincialbauinspector Ludorff in Münster, Regierungsbezirk Kassel Dr. Bickell in Marburg, Rheinprovinz Privatdocent Dr. Paul Clemen in Bonn, Hohenzollern'sche Lande Architekt Wilhelm Friedrich Laur in Sigmaringen. Da die Genannten für ihren Amtsbezirk in jeder Hinsicht den Conservator der Kunstdenkmäler in Berlin vertreten, so sind an sie auch alle bezüglichen Anzeigen und Anträge zu richten.

* **Leipzig.** Privatdocent Dr. Friedrich Küster ist als Ordinarius für Augen- und Ohrenheilkunde nach Leiden berufen worden.

* **Prag.** So gewöhnlich es ist, daß Studenten einem Professor, der einen Ruf nach auswärts ausgeschlagen, eine Ovation dort Huldigung darbringen, so selten dürfte eine solche dafür sein, daß der Professor gar keinen Ruf erhalten hat. So geschah es am 11. Juni dem hiesigen „Deutschen Abendblatt" zufolge dem Professor Dr. Anton Marty an der deutschen philosophischen Facultät zu Beginn seiner Vorlesung über Metaphysik. Das Auditorium begrüßte ihn mit lebhaftem „Prosit" und der Candidat der Philosophie Bondy hielt eine Rede, in der es hieß: „Schon geraume Zeit mußten wir uns darauf gefaßt machen, unsern geliebten Meister zu verlieren, jeden Tag glaubten wie von seiner Berufung an die Lehrkanzel in der Reichshauptstadt lesen zu müssen. . . . Sie blieben uns Gott sei Dank erhalten!"

Jahrgang 1896. München, Montag, 15. Juni. Nummer 136.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.50, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber i. V.: Alfred Frhr. v. Mensi in München.

Uebersicht.

Wie man zum Magyaren wird. — „Selbstgerecht“ von Spielhagen. — Mittheilungen und Nachrichten.

Wie man zum Magyaren wird.

S. Vor kurzem erschien in einer Budapester Verlagsbuchhandlung ein Buch, das wohl kaum seinesgleichen haben dürfte, auch nur in Ungarn verfaßt und herausgegeben werden konnte, weil eben der Stoff zu diesem literarischen Producte nur hier vorhanden war. Schon um dieses Umstandes willen verdient das Buch auch weitern Kreisen bekannt gemacht zu werden. Dasselbe besitzt aber noch in mancher andern Richtung großes Interesse; es eröffnet insbesondere einen Einblick in die Psychologie des ungarischen Staats- und Gesellschaftslebens, wie er lehrreicher sonst kaum geboten wird. Das in ungarischer Sprache und in netter Ausstattung veröffentlichte Buch führt den Titel: „Die Namensveränderungen unsres Jahrhunderts“[1]) und gibt sich als eine „Sammlung der vom Jahre 1800 bis 1893 mit behördlicher und ministerieller Erlaubniß abgeänderten Namen“, „auf Grund der Originalacten von einem Mitgliede des Directionsausschusses der Ungarischen heraldischen und genealogischen Gesellschaft zusammengestellt.“ Der Band umfaßt 253 Octavseiten mit compressem Druck auf schönem Papier.

Wenden wir nun unsre Aufmerksamkeit dem Inhalte zu. Dieser betrifft eine Thatsache, welcher man in einem andern Culturstaat nicht wieder begegnet. Wir meinen die massenhaften Aenderungen der Familiennamen mit obrigkeitlicher Erlaubniß. Solche Namensänderungen findet man in seltenen Einzelerscheinungen allerdings auch in andern Ländern; allein es sind das zu jeder Zeit nur Ausnahmefälle, durch ganz besondere Gründe, wie z. B. Adoption, veranlaßt und gerechtfertigt. Oder ein Name wurde durch seinen Träger derart geschändet und in Verruf gebracht, daß es die Ehre oder das berechtigte Interesse der übrigen Besitzer dieses Familiennamens erforderte, den befleckten Namen mit einem andern zu vertauschen. Und selbst in solchen Fällen gestattet man nur mit Vorsicht und Zurückhaltung den Wechsel des Namens, weil ja mit diesem Wechsel eine Reihe bedeutsamer Veränderungen intimer Familienbeziehungen, Rechtsansprüche, Personalidentitätsfragen u. s. w. verbunden ist, welche leicht große Störungen, Incorrectheiten, Rechtskränkungen oder hinterlistige Täuschungen zur Folge haben können. Der Familienname bildet ferner nicht bloß das Eigenthum seines einzelnen Trägers, sondern er ist zugleich das rechtmäßige Besitzthum der gesammten Familie, welcher das betreffende Individuum entstammt und angehört. Der Name wird zum Bestandtheil des eigenen Ichs der Einzelrersönlichkeit wie zum Gemeingut der Familie. Wer ihn ablegt oder verändert, der entäußert sich eines Theils seiner eigenen angestammten Wesenheit; aber er schädigt und beeinträchtigt zugleich die Familie, der er von Geburt an angehört, der er ein Glied oder eine Anzahl von Mitgliedern entzieht, die er verleugnet und damit das eigene Fleisch und Blut verschmäht, die Eltern verunehrt und in Pietätlosigkeit von sich stößt, oder ihr Andenken mißachtet.

Außer diesen privaten Seiten hat jedoch der Namenswechsel in der Regel noch eine andere, eine öffentliche, politische Bedeutung. Die Familie bildet die Grundlage der Gesellschaft, der Nation, des Staates. Mit der Loslösung von der Familie ergibt sich als Consequenz auch die Trennung von dem Stamm oder Volke, dem die Familie angehört und weiter von jener Nation oder Nationalität, welche diesen Stamm, dieses Volk als politische Individualität repräsentirt. Ja, in der Regel ist diese Lösung von der angestammten Nationalität und der Anschluß an ein anderes Volksthum die eigentliche Triebfeder zum Ablegen des bisherigen Familiennamens und zur Annahme eines neuen Namens, der dem neugewählten Volksthum entnommen ist. Der Namenswechsel bezeichnet damit zugleich den Uebertritt zu einer andern nationalen und politischen Gemeinschaft. Je nach der Auffassung wird dieser Abfall von dem angestammten Volksthum und der Anschluß an eine andere Nationalität, der man genetisch nicht zugehört, als häßliches Renegatenthum getadelt, oder als „patriotische Selbstverleugnung und Tugend“ gepriesen. Dieser Namens- und Nationswechsel aus politischen Motiven ist in Ungarn ganz besonders häufig, und er wird hier auf verschiedene Weise begünstigt und gefördert.

In einem polyglotten Lande, wie es Ungarn von jeher gewesen, ist der Ausscheidungs- und Amalgamirungsproceß unter den neben und unter einander lebenden Volksstämmen seit Jahrhunderten im Gange. Die Magyaren waren nach den Zeugnissen der Geschichte und Sprache schon bei ihrer Einwanderung und Niederlassung in ihrem heutigen Vaterlande ein Mischvolk, in welchem auf türkischer Grundlage finno-ugrische und slavische Elemente ein neues Volksthum gebildet hatten. Hier im Lande ging diese Aufsaugung und Verschmelzung fremder Volkselemente weiter vor sich. Slaven, Deutsche, Chazaren, Petschenegen, Kumanen u. a. Völkerschaften wurden vom Magyarenthum absorbirt, gingen ihrer Eigenart verlustig, ließen aber dennoch Spuren ihres Wesens in dem magyarischen Volksthum zurück. Diese Absorbirungsfähigkeit des Magyarischen ist eine der Hauptursachen seines nationalen Fortbestandes und seines Wachsthums, das in alter und neuer Zeit weniger durch natürliche Vermehrung, als durch fortgesetzte Angliederung und Einverleibung anderer Volkselemente stattgefunden hat.

Aber auch die übrigen in Ungarn vorhandenen Völkerschaften wirkten abstoßend und anziehend aufeinander. Von den starken Nachbarn wurden jene fremden Bruchtheile aufgesogen, die als abgesprengte, verlorene Posten in die andern Volksmassen gerathen waren. Auf diesem Wege mischte sich allmählich viel deutsches, slavisches und rumänisches Blut mit magyarischem, oder es machten die Slo-

[1]) Im Original: „Századunk névváltoztatásai“. Budapest, 1895, gr. 8. 253 S.

Digitized by Google

vaken im Norden Ungarns erfolgreiche Angliederungen bei den Zipser Sachsen, bei den Deutschen in den ober- und niederungarischen Bergstädten, bei den Magyaren und den Ruthenen, oder es eroberten die Rumänen Siebenbürgens sächsisches und magyarisches Element, oder es ward durch die Schwaben im Banat dem rumänischen und dem serbischen Volksstamm Abbruch gethan. Ein derartiger „Krieg im Kleinen" geht seit Jahrhunderten zwischen den Völkern Ungarns einher, allein es war ein „friedlicher" Kampf, niemand fühlte sich irgendwie verletzt, niemand geschädigt oder gekränkt in seinem volksthümlichen Wesen; denn es vollzog sich hier ein natürlicher Proceß. Erst die Leidenschaft, der Egoismus und die Herrschsucht der Menschen hat den ruhigen Gang der Dinge auch darin seit mehr als einem halben Jahrhundert gewaltsam aufgerüttelt und dadurch einerseits den unseligen Streit und Hader der Nationalitäten angefacht, andererseits den Entnationalisirungsproceß künstlich gesteigert.

Die Innergeschichte Ungarns lehrt, daß bei diesem Processe das deutsche Volkselement die mindeste Widerstandsfähigkeit bekundet. In den früheren Jahrhunderten war dies allerdings anders. Der lange und harte Kampf, welchen die Deutschbürger in den Städten Ungarns gegen das Eindringen der magyarischen Edelleute führten, sowie die glückliche Erhaltung der Siebenbürger Sachsenzunge zeigen, daß diesen Deutschen nationales Selbstbewußtsein und getreue Anhänglichkeit an das angestammte Volksthum innewohnt. Anders gestalteten sich die Dinge seit den Tagen der Türkenherrschaft, der Gegenreformation und der häufigen und blutigen inneren Wirren. Da wurde das Deutschthum in den ungarischen Städten in seinem Mark getroffen und die einzelnen deutschen Colonien durch anderes Volkselement zersetzt, zerstört, aufgesogen. Der Stadtrichter der ehedem deutschen, damals aber bereits slovakisch-polnischen Zipser Stadt Gniesen, namens J. Laczkó, alias Spinner, schrieb im Jahre 1724 in der Chronik seiner Vaterstadt über diese: „Vor etlich Jahren wahrstu wie eine schöne und wohlgezogene Jungfrau, jetzt bistu wie ein armes Spitalweib, welche umb Almosen bittet."

„In der That", bemerkt zutreffend der österreichische Historiker Fr. R. v. Krones, „solch armen Spitalweibern glichen in diesen Tagen die meisten deutschen Freiorte des oberen Ungarlandes. Das Elend endloser Bürgerkriege machte ihren Wohlstand welker, brach ihr politisches Selbstgefühl, unterwühlte und zersetzte die deutsche Gesinnung. Schwere Unterlassungssünden, arge Mißgriffe ließ sich in dieser Richtung die österreichische Herrschaft zu schulden kommen; freilich war sie in den meisten Fällen bei den bezüglichen Maßregeln von den vollziehenden Gewalten und Persönlichkeiten schlecht bedient. Restaurationen der Magistrate magyarisirten die tonangebende Bürgerschaft; mit der materiellen Noth drängt sich das Slaventhum, äußerst fruchtbar in der Familienbildung, anstellig und genügsam, in den Schoß der Städte. In nicht wenigen derselben war mit dem völligen Ruin des Handels und Gewerbes ein Proletarierthum heimisch geworden, das den würdigen Gehalt vergangenen Lebens bis zur Unkenntlichkeit verwischte."

Und die deutschen Zuwanderer des 18. Jahrhunderts „aus dem Reiche", die Schwaben, Franken, Hessen, Breisgauer und Rheinländer — welches nationalpolitische Selbstbewußtsein brachten sie aus der alten Heimath in das neue Vaterland mit? Und was für Anhänglichkeit an ihr Deutschthum konnten diese eingewanderten Deutschen hegen und pflegen unter dem freiheitswidrigen Regierungssystem Metternichs? Dazu gesellte sich der von Natur aus dem Deutschen eigene Indifferentismus gegenüber dem angestammten Volksthum. Der kosmopolitische Zug im Charakter des Deutschen offenbart sich in Ungarn häufig in jenem charakterlosen Allerweltssinn, der nur dem persönlichen Vortheil nachgeht und dabei das nationale Selbstbewußtsein, die nationale Selbstachtung nicht bloß verleugnet, sondern auch gänzlich einbüßt, ja zum entschiedenen Gegner und Feinde des Deutschthums entartet. Das Renegatenthum gedeiht nirgends so üppig als bei den Deutschen in Ungarn. Davon liefert die vorliegende Sammlung der „Namensveränderungen unsres Jahrhunderts" die vollgültigen Beweise. Diese abgefallenen Deutschen und sonstigen Renegaten sind aber auch die Hauptvertreter und Verbreiter des unduldsamen Chauvinismus, die Hauptapostel des absorbirenden Magyarismus. Der wirkliche Magyar zeichnet sich in der Regel durch Toleranz und Wohlwollen gegen andere Nationalitäten aus, höchstens bedauert er den Fremden, daß ihm nicht das Glück zu theil geworden, ein Magyar zu sein. Ernste Männer unter den Magyaren haben den Chauvinismus und die Magyarisirungswuth stets verurtheilt und bekämpft.

Der anonyme Herausgeber unsrer Vorlage sieht freilich in den Namensmagyarisirungen den fortschreitenden Triumph des endlich erwachten magyarischen nationalen Selbstgefühls und freut sich der Erschlaffung, des Niederganges, der Abnahme der nichtmagyarischen Volkselemente im Lande. Er spendet dabei der ungarischen Regierung ein warmes Lob, weil sie von Anbeginn an bestrebt war, diesen nationalen Geist zu wecken, zu pflegen und zu verbreiten. Eines der wirksamsten Mittel zur Erleichterung der Assimilirung sei der Namenswechsel. „Ganz natürlich; denn ein „Herr Trachenfels" mag ein noch so gelehrter Fachmann sein, so wird er doch niemals jenen Einfluß und jene Popularität erreichen, als wenn er seinen Namen auf „Szilláy" verändert. Der erstere erhält fortwährend die Entfremdung, das Mißtrauen, dagegen ruft die (magyarisirte) Abänderung des Namens sofort das Gegentheil hervor." Der frühere, bereits verstorbene ungarische Minister Gabriel Baross zögerte einst mit der Unterschreibung eines Enqueteprotokolls, indem er erklärte: „In Wien schreibe ich meinen Namen mit Stolz unter deutsche Namen; hier zu Hause aber nur mit Ekel" ...

Mit welchen Augen die Anhänger der Magyarisirungstendenz diese Namensveränderungen betrachten, ersieht man aus den weiteren Aeußerungen unsres Anonymus: „Was den Namenswechsel anbelangt", sagt er, „verdienen diejenigen vor dem ganzen Lande unsre größte Hochachtung, die so viel moralische Selbstüberwindung besaßen, diesen Wechsel an sich selbst zu verwirklichen." Wer also Vater, Mutter, Familie und Volksthum verleugnet und sich fremdem Volksthum angliedert, ja häufig zum ärgsten Gegner seiner früheren Volks- und Namensgenossen wird: dem soll man die größte Hochachtung bezeigen. Allerdings gilt das nur von den Nichtmagyaren; denn für den Magyaren selber gereicht es zu höchstem Lob und Ruhm, sobald er auch in der Fremde seiner angestammten Nationalität getreu geblieben ist. Wie wird der getreue Mann und Patriot dann gepriesen und geehrt! Zur Erhaltung der Magyaren im Auslande, namentlich in Oesterreich (Bukowina) und in Rumänien, bestehen in Ungarn besondere Vereine und werden jährlich große Geldmittel hiefür aufgebracht. Daß aber die Deutschen „im Reiche" für ihre Namensgenossen in der Fremde die gleiche Sorgfalt bekunden wollen, betrachtet man als ein Attentat auf die „Staatlichkeit Ungarns", oder einen unstatthaften Eingriff in die inneren Angelegenheiten dieses Landes und ist sehr entrüstet darüber, wenn die Nichtmagyaren die Hülfe und Unterstützung ihrer Brüder annehmen. Was bei den Magyaren mit Recht als ehrenhaft und heilig hoch gehalten wird, das soll der Nichtmagyar pietätlos von sich werfen und darin auch eine

Digitized by Google

That patriotischer Tugend, ja patriotischer Pflicht erblicken. Wer erklärt diesen Widerspruch?

Die ungarischen leitenden Kreise handeln seit Decennien diesem Widerspruch gemäß. Anderen Ansichten folgten in dieser Beziehung die früheren Regierungen in Ungarn. Der Gebrauch der Zu- oder Familiennamen reicht auch hier nicht über das 13. Jahrhundert zurück. Damals begannen die Edelleute ihre Namen nach ihren Burgen oder Besitzungen anzunehmen. Bei den Bürgern und den Unterthanen begegnet man den Familiennamen erst gegen das Ende des 14. Jahrhunderts. Wie die Comitatsregister bezeugen, war der Gebrauch von Zunamen im 16. Jahrhundert in Ungarn allgemein geboten, nur die Juden hielten an ihren Traditionen fest und weigerten sich, einen ständigen Familiennamen anzunehmen. Sie entzogen sich dadurch zugleich dem Militärdienst und der Steuerpflicht. Da erließ Kaiser Joseph II. unter dem 23. Juli 1787 ein Patent, worin „zur Vermeidung aller Unordnungen, die bei einer Classe Menschen im politischen oder gerichtlichen Verfahren und in ihrem Privatleben entstehen müssen, wenn die Familien keinen bestimmten Geschlechtsnamen und die einzelnen Personen keinen sonst bekannten Vornamen haben, für gesammte Erbländer allgemein verordnet wird", daß die Judenschaft zu verhalten sei, es müsse „ein jeder Hausvater für seine Familie, der Vormund für seine Waisen, und eine jede ledige, weder in der väterlichen Gewalt noch unter einer Vormundschaft oder Curatel stehende Mannsperson vom 1. Jänner 1788 einen bestimmten Geschlechtsnamen führen, das weibliche Geschlecht im ledigen Stande den Geschlechtsnamen ihres Vaters, verheirathet jenen ihres Mannes annehmen, jede einzelne Person aber ohne Ausnahme einen deutschen Vornamen sich beilegen und solchen zeitlebens nicht abändern." Alle bisher in jüdischer Sprache üblich gewesenen Benennungen haben gänzlich aufzuhören. Die Anzeige des gewählten bestimmten Vor- und Geschlechtsnamens hat bis Ende Nov. 1787 bei der betreffenden Ortsbehörde zu erfolgen und es dürfen vom 1. Jänner 1788 an in die nur in deutscher Sprache geführten Beschneidungs- und Geburtsbücher, sowie in die Todten- und Trauungsbücher nur diese Geschlechtsnamen eingetragen werden. Zuwiderhandelnde werden mit Geldstrafen bis zu 50 fl., ja sogar mit Ausweisung „aus allen unsren Staaten" bedroht.

Aber nicht nur die Annahme bestimmter Familiennamen ist ein Erforderniß zur Aufrechthaltung der öffentlichen und der privaten Rechtsordnung, sondern auch die Festhaltung des einmal angenommenen Namens, der ohne Genehmigung der competenten Behörde nicht aufgelassen oder abgeändert werden darf. Die Neigung zu Namensänderungen zeigt sich in Ungarn schon zu Ende des 16. Jahrhunderts, da zahlreiche reich gewordene Familien ihre Namen nach ihren Besitzungen abänderten, andere ihre Geschlechtsnamen nach ihrer slavischen oder deutschen Umgebung umgestalteten, wieder andere den Namen so aussprachen und schrieben, wie derselbe im Volksmunde lebte. Im Laufe der Zeiten trat hierin eine arge Verwirrung ein, so daß Kaiser und König Franz unter dem 8. October 1814 an die ungarische Hofkanzlei ein Rescript richtete mit der Anfrage, ob in Sachen der Namensänderungen bestimmte Verordnungen vorhanden seien. Sollte das nicht der Fall sein, so möge man ihm schleunigst eine Vorlage machen; denn im Königreich Ungarn käme es häufig vor, daß die Eigennamen durch Zusätze abgeändert oder durch andere Willkür umgestaltet würden.

Die ungarische Hofkanzlei antwortete unter dem 14. Oct. 1814, daß hinsichtlich der Adeligen besondere Verfügungen nicht nothwendig erschienen, da diese bei Aenderung ihrer Namen nach den Gesetzen des Landes und gemäß der üblichen Praxis verpflichtet seien, hiefür die a. h. Erlaubniß anzusuchen. Es sei auch kaum anzunehmen, daß ein Edelmann seinen Namen willkürlich abändern werde, da er sich ja einer großen Gefahr aussetzen würde wegen der Schwierigkeiten, welche bei Nachweisung seiner Abstammung und Verwandtschaft ihm daraus erwachsen könnten. Besitz und Adel seien dadurch bedroht, wie dies die Adelsnachweisprocesse bezeugten. Bei den Nichtadeligen komme die Aenderung des Geschlechtsnamens allerdings häufig vor, und im Hinblick auf diesen Umstand und die daraus entspringenden mannichfachen Verwirrungen und schädlichen Folgen erachtet die Hofkanzlei strenge Verordnungen für geboten, worin vorgeschrieben werde, daß die Familiennamen nur mit Erlaubniß der Obrigkeit und nur aus wichtigen Gründen abgeändert werden dürften.

Kaiser Franz genehmigte diesen Antrag und verordnete, daß Uebertretungen in der Namensfrage strenge zu bestrafen seien. Er selber widmete diesem Gegenstand seine besondere Aufmerksamkeit, wie aus einem Handschreiben vom 13. April 1815 an den ungarischen Hofkanzler zu ersehen ist. Der Kaiser führt darin an, daß „in Betreff der eigenmächtigen Namensveränderungen in Ungarn" trotz der erlassenen Weisungen „der Unfug noch immer fortdauern soll", und er trägt dem Hofkanzler nicht bloß wiederholt auf, „diesem Unfug wirksam zu steuern", sondern er hat auch selbst eine Uebersicht über die Art der Namensveränderungen angefertigt. Darnach geschieht die Veränderung der Namen auf verschiedene Art, „theils nämlich durch Uebersetzung des ganzen Namens in das Hungarische, theils durch Beisetzung oder Hinwegtassung einiger Sylben oder Buchstaben, theils durch Aufsetzung einer Apostrophe auf den Buchstaben, damit der auszusprechende Name hungarisch klinge". Doch der Kaiser begnügte sich mit diesen allgemeinen Hinweisungen nicht, sondern auf Grund des „erst kürzlich herausgekommenen hungarischen Staats-Schematismus" führt er der Hofkanzlei eine Reihe von Einzelfällen solcher Namensveränderungen an. Zur Charakteristik dieser Vorgänge, welche im wesentlichen bis heute sich wiederholen, sowie als Beleg für die Regierungsweise des Kaisers Franz, der selber sein bester Hofrath war, führen wir diese Uebersicht hier im Wortlaut an. Der Kaiser schreibt:

„Solche Veränderungen bemerke ich in dem heurigen erst kürzlich herausgekommenen hungarischen Staats-Schematismus und finde: „Pag. 111. den k. hung. Hofkanzlei-Registranten Franz Xaver Andor, der sich vorher als hiesiger österr. Statthalterei-Ingrossist Andorth nannte. Pag. 128 den Statthatterei-Rechnungs-Officialen Stephan Dömötör, der sich vorher Demeter schrieb. Pag. 172 den hungarischen Hofkammer-Ingrossisten Joseph Nyilassy, der noch im Jahre 1813 Langenpolg hieß und unter diesem Namen angestellt und in Eidespflicht genommen worden ist. Pag. 175 den hung. Hofkammer-Expeditor Joseph Hollóbér, der nach seinem echten deutschen Namen Hollober heißt. Pag. 137 u. 178 den Statthatterei- und Hofkammer-Agenten Joseph Hinka, dessen verstorbener Vater sich Anton Hink schrieb. Pag. 162 u. 186 den Preßburger Schloß- und Bau-Inspector Joseph Hoffmányi, der eigentlich Hoffmann heißt und unter diesem Namen bei der Hofkammer-Kanzlei angestellt wurde. Pag. 227 den herrschaftlichen Cameral-Provisor zu Lykara Franz Zemány, dessen wahrer Name Seemann ist. Pag. 379 den Dreißiger zu Marchegg Johann Paydly, der eigentlich Paidl heißt. Pag. 389 den Salzwäger zu Mohács Johann Buzády, den man vorher in Füstkirchen Buzady nannte; endlich Pag. 391 den Preßburger Salzamtsschreiber Joseph Király, dessen wahrer Name König ist und der zugleich jetzt das adelige Sigill des verstorbenen Cameral-Buchhalters Michael Király usurpirt."

In Folge dieses a. h. Handschreibens und der Beilage zu demselben wurde unter dem 9. Mai 1815 an sämmtliche Behörden eine neue Verordnung erlassen, worin auch mit Bezug auf die bereits erfolgten Namensänderungen streng untersagt wird, den Familiennamen willkürlich ganz oder durch Hinzufügung oder Weglassen von Silben, Buchstaben oder Apostrophen zu verändern. Trotzdem fielen noch mancherlei Unzukömmlichkeiten mit den Geschlechtsnamen vor, insbesondere auch bei den griechisch-nichtunirten Serben, bei denen die Söhne sich zumeist nach dem Taufnamen des Vaters unter Zufügung der Silbe „ich" oder „ics" oder „vics" nannten. So hießen die Söhne des Peter „Petrovics", d. i. Petrssohn; die des Paul „Paolovics", des Rado „Radics" u. s. w. Zwei Verordnungen aus den Jahren 1815 und 1817 befehlen den Serben, daß sie fernerhin sich dauernder Familiennamen bedienen sollen. Wenn nun einzelne Gesuche um Namensveränderungen bei der k. ungarischen Statthalterei oder bei der k. ungarischen Hofkanzlei einliefen, dann wurde vor Bewilligung solcher Veränderungen der Nachweis gefordert, daß der gewünschte neue Name nicht etwa schon der Name einer vorhandenen Familie sei; denn, bemerkt unser Anonymus ganz richtig, „der Name bildet ebenso wie das Vermögen das unbeschränkte Eigenthum der betreffenden Familie, und gleichwie in jedem geordneten Staate das Eigenthum und die Person eines jeden Staatsbürgers geschützt wird, ebenso sollte man ihn auch gegen die unberechtigte Usurpirung seines Familiennamens in Schutz nehmen". Und darauf wurde vor dem Jahre 1848 ebenfalls streng gesehen.

Im Jahre 1848 änderte sich mit einemmale die Haltung der Regierung gegen die Veränderung der Familiennamen. Die künstliche Magyarisirung war ja schon seit einigen Jahren eine der Hauptbestrebungen der herrschenden Kossuth-Partei gewesen; nun kam die Portei selber aus Staatsruder und sofort traten auch die Namensmagyarisirungen massenhaft auf. Nach einem officiellen Ausweis vom 9. September 1849 wurden vom Monat März bis Ende December 1848 mit Genehmigung des ungarischen Ministeriums 532 und vom 5. Juni 1849 „bis zum Abzug der Rebellenregierung von Ofen" 149, also zusammen 681 Familiennamen magyarisirt.

Als dann die kaiserliche Regierung in Ungarn eingesetzt ward, da erfolgte auch hinsichtlich dieser amtlichen Zulassung von Namensveränderungen ein völliger Umschwung: Eine Verordnung des „bevollmächtigten kaiserlichen Civilcommissars für Ungarn" vom Jahre 1850 constatirt zunächst die interessante Erscheinung, daß „sich die Zahl der Gesuche um Bewilligung zur Namensveränderung täglich vermehre". Deßhalb befiehlt der Commissar, „nur jene Gesuche um Bewilligung zur Namensveränderung zur weiteren Verfügung ihm vorzulegen, welche vorläufig im Wege der betreffenden politischen Behörde geprüft und mit der Angabe versehen sind, ob der Bittsteller von adeliger oder unadeliger Abkunft ist, ob nicht eine Familie denselben Namen bereits führt, der neu gewählt werden will, und ob sie dagegen keine Einsprache erhebt; endlich ob überhaupt zu einer Namensveränderung ein hinreichender Grund vorhanden ist. Alle Gesuche, denen diese Behelfe fehlen, sind unmittelbar abweislich zu erledigen".

Sonderbar! Der anonyme Herausgeber der vorliegenden Sammlung belobt diese Verordnung des absolutistischen kaiserlichen Commissars und beklagt es, daß sie nur auf dem Papier noch vorhanden sei; dieselbe sollte erneuert werden. Denn man brauche nur die Geschäftsfirmen in der ungarischen Hauptstadt zu lesen, um zu finden, wie zahlreiche Familiennamen usurpirt worden sind. Nichtsdestoweniger ist der ungenannte Mann ein leidenschaftlicher Fürsprecher der Namensmagyarisirungen und lobt die ungarische Regierung, daß sie durch die Herabsetzung des Gesuchstempels zur Namensveränderung von 5 fl. auf 50 kr. diesen „patriotischen" Namenswechsel ungemein erleichtert habe. Seitdem haben die Nomensmagyarisirungen ungemeine Dimensionen angenommen und beschäftigen ein ganzes Bureau im k. ungarischen Ministerium des Innern. Die Agitation zur Beförderung dieser Namensveränderungen wird lebhaft betrieben. Es bestehen hiefür eigene Vereine im Lande, welche den Betreffenden mit Rath und That zur Hand sind, damit sie ja rascher sich ihrer angestammten Familiennamen entledigen und diese gegen die „schönsten" magyarischen Namen eintauschen können; ja diese Vereine decken auch die allerdings nur geringen Kosten für die Magyarisirung.

Die Gesellschaft, die Tagespresse, aber selbst die Staatsbehörden begünstigen diese Bewegung in oft auffälliger Weise. So hat der ehemalige Landesvertheidigungsminister Béla v. Szinde (die Familie hieß früher „Frummer") dem Vereine zur Magyarisirung der Familiennamen im October 1881 die Zusage gemacht, dahin wirken zu wollen, daß die Magyarisirung in der (ungarischen) Landwehr sich immer mehr verbreite, wie er denn selbst viele solcher Namensänderungen auf eigene Kosten habe vornehmen lassen nnd dieses auch fernerhin thun werde; er sprach zugleich sein Bedauern darüber aus, daß in dem Schematismus der Honved-Officiere sich noch so viel mit deutschem Namen befänden. Ganz in demselben Geiste war auch die oben mitgetheilte Aeußerung des einstigen ungarischen Ministers Gabriel v. Baross. Der königl. ungar. Forstdirector in Klausenburg, Girsik (also tschechischer Abkunft!), erließ unter dem 16. December 1881 an seine untergeordneten Beamten und Diener ein Circular, worin er es als „bedauerlich" bezeichnet, „daß es in Ungarn kaum eine Corporation gebe, in welcher wir so vielen Namen fremden Klanges begegnen, als gerade bei dem Forstpersonal." Darum fordert er seine Untergebenen „als ihr wohlwollender Vorgesetzter" „zur Namensmagyarisirung" auf und eifert in dieser Richtung „zu massenhafter Bewegung" um so mehr an, als damit „unter gleichen Umständen auch einiger Vortheil für die Betreffenden verbunden sei".[1]) „Diese Bewegung solle auch unter die Forstwärter verpflanzt werden." Die Modalität bei der Namensmagyarisirung sei ja nun schon insoweit erleichtert worden, „daß bloß ein mit einer Stempelmarke von 50 Kreuzern versehenes Gesuch, instruirt mit den Taufscheinen der Kinder und mit der Dienstlabelle, einfach dem Comitats-Vicegespan einzuhändigen ist."

Unter solchen Pressionen und Beeinflussungen, wobei nicht selten die häßlichsten Triebe des Egoismus, des Geschäftsgewinnes, der Kriecherei, der Herrschbegierde sich geltend zu machen suchen, wird diese Immoralität der Verleugnung der Eltern, der Familie, der Muttersprache und des angestammten Volksthums schwunghaft ausgeübt, ja als potriotische Tugend belobt. Wer aber den „patriotischen" Anregungen nicht Folge leistet, sondern bei seinem Volksthum ausharrt, der mocht sich mindestens eines geringeren Patriotismus verdächtig, wenn ihm nicht noch schlimmeres zur Last gelegt wird. Das vorliegende Buch bezeugt dies auf überraschende Weise. Nach Beseitigung des absolutistischen Regierungssystems im Jahre 1860 begannen die Namensmagyarisirungen erst langsam und verschämt, nahmen jedoch bald in raschem Tempo zu, so daß sie von 1880 her im Jahre auf 2000—3000 Fälle stiegen, und heute erscheint kaum eine Nummer des ungarischen Amtsblattes

[1]) Im 17. Jahrhundert ging in Deutschland ein Sprichwort: „Geldhunger, aus wem machst du nicht einen Unger?" Das gleiche Motiv ist auch heutigen Tags noch überaus wirksam.

Digitized by Google

ohne eine Liste solcher behördlich genehmigter Namensveränderungen.[1])

Das vorliegende Buch enthält die seit 1800 bis Ende 1893 amtlich bestätigten Veränderungen von Familiennamen in alphabetischer Ordnung. Es sind der Zahl nach (ohne jene aus den Jahren 1848/49) 14,215, mit den Namensveränderungen von 1848/49 macht die Summe 14,896 aus. Trotzdem der ungenannte Herausgeber dieser Sammlung nach den amtlichen Originalacten gearbeitet hat, enthält seine Publication im einzelnen irrthümliche Angaben, auch ist sie keineswegs vollständig. Wir haben eine Unzahl uns bekannter Namensmagyarisirungen in dem Buche vergeblich gesucht. Der weit überwiegenden Mehrzahl nach sind die Träger dieser geänderten Familiennamen Männer, und zwar in der Regel Familienväter, mit denen zugleich die Namen der minorennen Kinder abgeändert werden. Vereinzelt kommen auch alleinstehende Mädchen und Wittwen (oft mit ihren Kindern) unter den Verleugnern ihrer angeerbten Familiennamen vor. Dabei beobachtet man noch manch andere seltsame Erscheinung: „Um den Kindern eine mehr gesicherte Zukunft zu schaffen", lassen Eltern ihren minderjährigen Kindern neue magyarische Namen geben, während sie selber, oft aus Rücksicht auf den geschäftlichen Credit, den alten Namen beibehalten. Auch kommt es vor, daß der speculative Geschäftsmann für die Gesellschaft seinen Namen magyarisirt, für seine Kunden und Gläubiger aber die alte Firma fortführt. Zur baldigen Zerreißung der Familienbande muß es führen, wenn demnach Vater und Sohn verschiedene Geschlechtsnamen tragen, ja wenn (wie es der Fall ist) die Söhne einzeln ungleiche Namen wählen und nur der Vater seiner Familie getreu bleibt. Der aus Bayern stammende Karpf z. B. hatte zwei Söhne, von denen der eine den Familiennamen auf Karffy, der andere auf Karvassy veränderte. Solcher Beispiele gibt es nicht wenige.

Unter den nahezu 15,000 veränderten Familiennamen bedeutet die weit überwiegende Mehrzahl die Magyarisirung des Namens, nur eine sehr bescheidene Zahl von Namensveränderungen bezieht sich auf Annahme nichtmagyarischer Namen. In der neuesten Zeit wird ein solcher Wechsel auf einen nichtmagyarischen Namen nur schwer oder gar nicht erlaubt, namentlich wenn ein magyarischer Name eine solche Umgestaltung erfahren soll. Daß die Namensmagyarisirung zugleich die Lossagung von dem bisherigen Volksthum und den Anschluß an das Magyarenthum zur Absicht und Folge hat, ist bereits gesagt worden. Mit besonderer Vorliebe wählen die Neuegaten magyarische Namen von historischem Klange oder von namhafter socialer Bedeutung. Man findet da Andrási, Apor, Balassa, Bánffy, Bátori, Berczenyi, Bethlen, Csáki, Deák, Fehérvary, Forgács, Gara, Héderváry, Hunyadi, Josika, Kállai, Rákóczi, Sennyei, Széchenyi u. v. a. Eine Einsprache gegen diese Usurpirung bestehender Familiennamen wurde von Einzelnen allerdings erhoben, fand aber keine ernste Beachtung; der Unfug dauert fort, höchstens verbietet man den Neu-Magyaren die alte Schreibart ihrer angenommenen Namen, insbesondere die Setzung des „y" am Ende des Namens, weil das angeblich nur den adeligen Namen eigenthümlich sein soll. Diese Anschauung entspricht indessen der Wahrheit nicht.

Untersucht man die Liste der veränderten Namen nach ihrer früheren Gestalt, so ergibt sich das betrübende, bereits charakterisirte Factum, daß die große Majorität der Magyarisirten früher deutsch klingende Namen getragen hat. Unter diesen Trägern deutscher Namen bilden allerdings wieder die überwiegende Mehrzahl die Juden; über 60 Procent der Magyarisirten gehören dem Judenthum an. Während die Juden in Ungarn früher fast ausschließlich als Deutsche sich bekannt haben, bekennen sie sich heute größtentheils zu dem magyarischen Volksthum. Hiebei wirkt nationalpolitische Ueberzeugung wohl auch mit; allein das meiste ist doch eine Folge der Berechnung, ist Gelegenheitsmacherei oder auch Nachwirkung der antisemitischen Hetzen in Oesterreich und Deutschland. Daß bei diesem massenhaften Umtausch der Namen nicht nur die angebliche Antipathie gegen die unter Kaiser Joseph II. den Juden aufoctroyirten deutschen Namen das treibende Motiv bildet, lehrt die auch sonst bezeichnende Thatsache, daß unter den magyarisirten Judennamen der relativ zahlreichste Name eben der echt jüdische Name „Kohn" ist. Nahezu bei allen Buchstaben des Alphabets begegnet man dem umgewandelten „Kohn" aus dem einstens so hochgehaltenen Stamme Levi; am häufigsten erscheint er allerdings bei „K"; das empfiehlt schon die Rücksicht auf die Initialen beim Siegel und in der Wäschmärke. Dasselbe ökonomische Moment übt auch sonst bei der Namenswahl seinen Einfluß aus. Die Abeles, Adler, Aigner, Ausländer, Austerlitz ꝛc. bleiben beim Buchstaben „A", die Bauer, Berger, Blau, Blaustein, Braun u. s. w. halten am „B" fest, die Grünwald, Großmann, Gold, Goldspitzer, Günsberger u. s. w. lassen nicht vom „G", die Schlesinger, Schwarz, Silberstein, Schoßberger, Stern, Sternfeld ꝛc. stehen auch im Magyarischen gern unter dem „S" u. s. w.

Die Magyarisirung hat übrigens auch in Hinsicht auf Geschmack und sprachliche Correctheit im Laufe der Jahre erhebliche Fortschritte gemacht. Die primitiven Formen, deren auch Kaiser Franz Joseph II. erwähnt, daß man nämlich dem deutschen Buchstaben einen Accent aufsetzte (z. B. Lang — Láng) oder dem deutschen Namen einen magyarischen Zusatz anheftete (z. B. Hoffmann — Hofmánffy) oder den ganzen Namen mit magyarischer Orthographie schrieb (z. B. Seemann — Zemány), wurden später aufgelassen und geraume Zeit hindurch pflegte man bei der Magyarisirung der deutschen oder slawischen Namen einfach ins Magyarische zu übersetzen (z. B. Weiß — Fehér, Schwarz — Fekete, Müller — Molnár, Groß — Nagy, Klein — Kis u. dgl.), wobei allerdings oft wahre Wortungeheuer geschaffen wurden. Allein diese einfache Uebertragung des ursprünglichen Namens war zu durchsichtig, verhüllte zu wenig die Herkunft; der Mann wurde zu früh erkannt und nun griff man zu den schon vorhandenen historischen Namen oder wählte ganz unverfänglich klingende, unter dem magyarischen Volke selbst häufig vorkommende Namen, welche die Vergangenheit und ehemalige nationale Zugehörigkeit ganz verdecken sollten. Daß bei solcher Manipulation in zahlreichen Fällen der Patriotismus keineswegs die erste Rolle spielte, sondern daß hiebei Geschäftsrücksichten den Ausschlag gaben, lehrt die Erfahrung und wurde bereits erwähnt.

Ueberhaupt recrutirt sich die Majorität der Magyarisirten aus der Classe der Abhängigen und der Geschäftsleute. Oeffentliche Beamte, Professoren, Lehrer, Aerzte, Advocaten, Journalisten, Schriftsteller, Künstler, Geistliche, Kaufleute, Gewerbtreibende, Officiere, Amtsdiener u. dgl. liefern für die Magyarisirung das Hauptcontingent. Der Bauer wird davon fast gar nicht berührt; der Adel hält mit Bewußtsein an seinen ererbten Namen und Titeln fest. Die Grafen Berchtold, Bissingen, Blankenstein, Breurer, Brunszwick, Degenfeld-Schomburg, Khuen, Lamberg, Leiningen-Westerburg, Rogendorf, Schönborn, Stubenberg, Waldstein, Wenckheim u. a.; die Freiherren Feilitzsch, Rauch, Riedl, Rosner u. a. legen ihre deutschen Namen ebenso wenig ab, als die Grafen Chotek, Ciekonics, Draskowics, Festetits, Keglevich, Pejacsevich, Sumssich u. a. ihre slavisch

[1]) Im Jahre 1880 haben nur 121 Namensänderungen stattgefunden; im Jahre 1881 stieg deren Zahl bereits auf 1266 mit 2661 Personen.

klingenden Familiennamen aber als die von romanischem Ursprunge stammenden Bolza, Odescalchi, Pallavicini, Migazzi u. a. Und niemand wagt es, den Trägern dieser „fremden" aristokratischen Familiennamen die Zumuthung zu stellen, daß sie ihre angestammten Namen magyarisiren sollen; niemand wagt es, sie wegen des löblichen Festhaltens an diesen ihren Familiennamen als „schlechte Patrioten" zu tadeln. Diese Zumuthung und diesen Tadel legt man nur dem bürgerlichen Pack auf; das soll weniger Familiensinn, geringere Pietät gegen die eigenen Eltern und gegen das angestammte Volksthum besitzen. Und dann prunkt man in Ungarn mit der „demokratischen" Gesinnung!

Daß ein solches Buch, wie diese Sammlung der „Namensveränderungen unsres Jahrhunderts" möglich war, gereicht unsres Erachtens dem Freiheitslande Ungarn nicht zur Ehre; am allerwenigsten ehrenwerth ist aber die Tendenz, welche dadurch bekundet und gefördert werden soll. Die massenhafte Magyarisirung der Familiennamen unter behördlicher und socialer Begünstigung bildet einen dunkeln Punkt in Ungarns Gegenwart; es ist der Ausdruck des verfolgungssüchtigen Chauvinismus und der Geringschätzung, ja Mißachtung jedes andern Volksthums. Bei solchem Vorgehen kommt es unter den verschiedenen Nationalitäten zu keinem Frieden; die Beunruhigung, das Mißtrauen, der Krieg bleiben hier in Permanenz und verhindern jede gesunde, dauernde Consolidirung des Landes und die Sicherung seiner Zukunft.

„Selbstgerecht" von Spielhagen.

tt. Friedrich Spielhagen entwickelt seit Jahren ungemein große Fruchtbarkeit, aber die Wirkung seiner ersten Bücher hat er in seinen späteren nicht mehr zu erreichen vermocht. Mehr oder minder haben wir wohl alle einmal für die „Problematischen Naturen", für die schöne Melitta und den romantischen Baron Oldenburg geschwärmt, und noch heute würden wir das Buch, wenn uns auch manches darin conventionell und abgestanden anmuthen mag, nicht ohne Interesse durchblättern. Auch die feine, stimmungsvolle Novelle „Auf der Düne" ist wohl kaum von irgend einer seiner späteren Erzählungen übertroffen worden. Spielhagen selbst, dessen theoretische Erörterungen über seine Kunst manch tüchtiges Wort enthalten, hat vor etwa dreißig Jahren in einer Vorlesung über Thackeray das Schicksal seiner eigenen Bücher prophetisch vorausgesagt: „Mit den einzelnen Werken eines Romanschriftstellers ist es wie mit den Ringen, welche ein ins Wasser geworfener Stein auf der Oberfläche bildet. Die ersten Ringe, die dem Mittelpunkte, von dem die Kraft ausging, zunächst auftauchen, sind die energischsten; dann kommen andere, glattere, umfangreichere, weniger kräftige, und so zittern sie weiter und weiter, bis sie den Rand des Teiches erreichen, oder die Kraft, die sie hervorrief, erlöschen ist." Wie waren sie noch stark, die Ringe in den „Problematischen Naturen", denen „von Hahenstein", „Hammer und Amboß" und wie sind sie dann schwächer und schwächer geworden! Beim großen Publicum aber ist Spielhagen ein beliebter Autor und seine Bücher bringen es gewöhnlich auf mehrere Auflagen.

Der uns jetzt vorliegende Roman „Selbstgerecht"[1]) fesselt durch das Problem, das er behandelt, und ist auch in seiner knappen, geschlossenen Fassung besser gediehen, als manches, was der Verfasser in den letzten Jahren veröffentlicht hat. Seine These hat Spielhagen freilich nicht mit der resoluten Schärfe durchgeführt, wie es etwa in dem Mauthner'schen Romane „Kraft" geschehen ist, der gewisse Berührungspunkte mit „Selbstgerecht" zeigt. (Vgl. Beil. von 1894 Nr. 232.) Ist der Mensch berechtigt, das eigene Gewissen als den allein gültigen Richterstuhl anzusehen? „Ich lebe doch mein eigenes Leben, nicht das eines anderen. Wie es in dem anderen aussieht, ich kann es nicht wissen; er nicht, wie es mit mir steht. Ich muß mich vielleicht verurtheilen, wo er mich freispricht, mich freisprechen, wo er mich verurtheilt. Und so umgekehrt. Die Welt freilich, die Gemeinschaft der Menschen, richtet nach einem anderen Gesetz und muß es. Muß gut heißen, was ihr frommt, verdammen, was ihr schädlich ist. Darüber läßt sich im einzelnen streiten; im großen und ganzen kann man sich wohl darüber verständigen. Läuft es doch, alles in allem, auf den christlich-socialen Grundsatz hinaus: Was du nicht willst, daß dir die Leute thun, das thue ihnen auch nicht! So fällt es dem Verständigen nicht schwer, der Welt gegenüber ein gerechter Mann zu sein. Man ist es eben, sozusagen, in Bausch und Bogen; selbstgerecht, vor sich selbst gerecht zu sein — ja, das ist etwas unsagbar viel andres, unsagbar viel schwereres. Im Grunde kann es keiner von sich behaupten. Aber sich selber Richter sein, das kann jeder und soll jeder."

Nach dieser Theorie hat der Oberförster Raimund Busch in der schwierigsten Lage seines Lebens gehandelt. Er hat den Baron Fritz Kardaw, der ihn selbst bedroht hatte, niedergeschossen, er hat die Welt von einem schönen, gefährlichen Raubthiere befreit und sein Gewissen spricht ihn unmittelbar nach der That von jedem Vorwurfe frei, weil er nur aus Nothwehr gehandelt, den Tod abgewehrt hat, der ihm selbst drohte, so nah als möglich drohte. Wenn er den Gerichten mittheilen würde, wie es zugegangen, dann würde er seine eigene Frau in böses Gerede bringen, und der Baronin, sowie ihrem kleinen Sohne schweres Leid zufügen. So verschließt er das Geheimniß in seiner eigenen Brust, was ihm um so leichter gemacht wird, als niemand vom Gerichte darauf kommt, eine Frage zu stellen, die auf die Spur der Wahrheit bringen könnte. — Und der Baronin, die er erst nach dem Tode des Unwürdigen, an den sie gefesselt war, ganz kennen, bewundern und lieben lernt, verspricht er später, bei dem letzten Abschied, über ihren Sohn zu wachen, ihn zum tüchtigen Mann zu erziehen und ihm namentlich verborgen zu halten, welch ein Verworfener sein Vater gewesen. Darüber sind achtzehn Jahre vergangen. Hans ist nach der Mutter geartet zu einem trefflichen, liebenswerthen Menschen herangewachsen. Er liebt Käthe, die einzige Tochter Buschs, bei deren Geburt ihre Mutter gestorben war. Noch einmal durchlebt der Oberförster die düstere Vergangenheit, er durchliest die Tagebuchaufzeichnungen, die er sich damals gemacht und hält aufs neue Selbstgericht. Er kann die Liebenden nicht trennen, denn über das einzige, was sie auseinanderreißen würde, hatte er der Baronin Schweigen gelobt. So werden beide ein Paar. Der Oberförster, beglückt in dem Glücke seines Kindes und des Sohnes der geliebten Frau, hofft nun mit freier Stirn und heitrer Brust, frei von düsterer Vergrämtheit und trüber Selbstquälerei leben zu können — da erhebt sich das Gespenst der Vergangenheit.

Der Schuß in der Waldschneise hatte einen Zeugen gehabt, der auch anderes schlechte von dem Baron weiß. Busch kauft dem Erpresser seine Beweisstücke ab und erkauft von ihm zugleich das Versprechen, daß er nach Amerika zurückkehren wolle. Und gerade nachdem er erfahren hatte, daß jener einzige Zeuge durchaus nicht gesonnen sei, das Abkommen zu halten, trifft er den schwer betrunkenen Mann im Walde. Wortwechsel, Thätlichkeiten; da stolpert der Betrunkene und fällt quer über die Schienen. Der Zug braust heran und der Oberförster brauchte den gefährlichen Feind nur liegen zu lassen, dann wäre er für

[1]) Stuttgart, J. Engelhorn, 1896.

Digitized by Google

immer befreit. Aber mit Gedankenschnelle zieht er den Elenden in die Höhe und schleudert ihn in den Schnee der Böschung. Am andern Morgen wird Karl Dreek erfroren im Schnee am Abhang des Bahngeleises gefunden. Niemand kann ahnen, daß der Oberförster mit ihm zusammengetroffen, aber diesen selbst verurtheilt jetzt das eigene Gewissen. „Als er den Betrunkenen, von dem Fall auf die Schienen überdies Betäubten in den fußhohen Schnee der Böschung schleuderte, wußte er, daß er von selbst nicht wieder in die Höhe kommen würde; auf seinem kalten Lager in der eisigen Nacht dem Tode zum Opfer fallen mußte. Er wußte es und wünschte es."

Und nun kommt ihm zum Bewußtsein, daß seine ganze Rechnung falsch gewesen. „Der Fehler hatte sich eingeschlichen in dem Augenblicke, als er beschloß, vor der Welt geheim zu halten, wie Baron Fritz gestorben war. Wir leben nicht in den Hinterwäldern, wo man das Recht von sich selbst nimmt, weil man die Sache vor den ordentlichen Richter nicht bringen kann, und die Störenfriede seines Jagdgebietes abschießt, mögen es nun weiße Trapper oder rothe Indianer oder braune Bären sein. Die civilisirte Welt kann und muß verlangen, zu erfahren, wie eines ihrer Mitglieder, es sei, welches es sei, und wäre es der letzte verkommene Vagabund, sein Leben verloren hat. Andernfalls wäre dem Mord freie Bahn gegeben."

Gewiß läßt sich gegen dieses Plaidoyer nichts einwenden, aber wozu der Lärm, um zu beweisen, was selbstverständlich ist? Wir wollen ja im Roman keine allgemeinen Theorien kennen lernen, vielmehr müßte der Verfasser den besonderen Fall derart behandeln, daß wir seine Menschen unter dem Einflusse einer unerbittlichen Nothwendigkeit sehen und fühlen, daß sie so und nur so handeln konnten. Aber unser Oberförster hat unmittelbar nach der Erschießung des Barons ganz scharfsinnige Raisonnements bei der Hand, mit denen er sich Recht gibt. Und nicht minder treffend sind später diejenigen, mit welchen er sein Thun verurtheilt. Er zahlt seine Schuld mit dem Leben und hinterläßt die Seinen in dem Glauben, daß er das Opfer eines Unfalles geworden.

Oft stoßen wir auf Reminiscenzen an frühere Spielhagen'sche Bücher, so in der Charakteristik des Helden, des Mannes mit dem Freiheitssinn der 48er Zeit, in der Gegenüberstellung des Adels und des Bürgerthums, in der heimlichen Liebe der adeligen Frau und des bürgerlichen Mannes. Die Charakteristik ist lose, auch die Schilderung der Oertlichkeiten zeigt nicht die einstige Kraft Spielhagens. Trotz aller Einwendungen aber, zu denen das Buch Anlaß gibt, wird man es mit Interesse lesen und sich dabei zu mannigfachem Nachdenken angeregt fühlen.

Mittheilungen und Nachrichten.

M. N-r. **Anne-Marie.** Ein Berliner Idyll von Ludwig Jacobowski. Breslau. Verlag von S. Schottländer. — Diese hübsch und warm geschriebene Geschichte nehmen wir als eines der werthvolleren Symptome allmählicher Gesundung, die in der Literatur der modernen Jugend doch schließlich Platz greift. Der Proceß muß ja von innen heraus geschehen: die jungen Dichter müssen von innen heraus zur Erkenntniß kommen, daß man mit der Gestaltung der haltlosen Männer und verletzten Weiber nur langweilt und schließlich anekelt. Jacobowski hat diesen Schritt gemacht, und das ist der besondere Werth dieses seines Berliner Idylls. Sein Held in dieser Ich-Geschichte ist erst 24 Jahre alt und er trägt alle Spuren moderner Sentimentalität an sich. Auch er schwelgt noch in der Zergliederung von Gefühlen, ohne so poesiereich und gemüthvoll und tief wie ein Werther zu sein. Auch sein weiblicher Horizont kennt nur zwei Typen: die Schwester, die heilig ist, und die vogelfreie, arme Person aus dem Volke, die um ein Haar zur Diene werden kann. Aber dieser Erich Günther kennt doch noch etwas anderes, was den meisten Helden der modernen Romane mangelt, er kennt die Selbstachtung. (Beiläufig bemerkt, ist die Selbstachtung der Centralgedanke von Paul Heyse's Poesie, und von Eduard Zeller ist sie in einer tiefsinnigen Abhandlung als die Wurzel aller Sittlichkeit überhaupt bezeichnet worden.) Dieser Erich muß seinem Vorsatz treu bleiben, das Mädchen zu schonen, das sich in seiner Gewalt befindet; er hat den Trieb für sich selbst und für das von der Leidenschaft ergriffene Mädchen, vernünftig zu bleiben, und mit dieser sittlichen Kraft, die übrigens Jacobowski oder sein Held in echt moderner Weise nicht pathetisch als „sittlich", sondern nur als „Trotz" bezeichnet, erhebt sich der Mann über die zahllosen Collegen in den anderen Berliner Romanen, die wollüstig in der Selbstverachtung schwelgen. Das ist ein großer Fortschritt, der verzeichnet werden muß. Im übrigen verdient die klare und gut componirte Darstellung, insbesondere in den kräftigen, leidenschaftlichen Partien, alles Lob; sie ist wahr und einfach ohne Mätzchen; in der Charakteristik, zumal des Mädchens, kommt Jacobowski über's rein Typische seelisch nicht hinaus, und die Gefühlsergüsse am Schlusse hätten wohl kürzer sein können. Interessant ist auch, daß dieser Berliner Dichter seiner Liebe zum Wiener Meister Nasengeber in liebenswürdiger Form Ausdruck gibt; seinen Helden, der am Busen der Natur gesundet, läßt er in der Erzählung dieses Vorganges an die berühmten Worte des Steinklopferhans in den „Kreuzelschreibern" anknüpfen: „Es kann Dir nix gschehg'n!" und es nimmt sich sehr gut aus.

⊕ **XIII. und XIV. Jahresbericht** (1894 u. 1895) des **Württembergischen Vereins für Handelsgeographie** und Förderung deutscher Interessen im Ausland. Stuttgart, Commissionsverlag von W. Kohlhammer. — Diese Veröffentlichung hat auch für weitere wissenschaftliche Kreise Werth durch den mehr oder weniger ausführlichen Bericht über die Vorträge, die in diesem unter der Führung seines Vorsitzenden, Grafen Karl v. Linden, unermüdlichen Verein von Woche zu Woche gehalten wurden, durch Buchbesprechungen, die das gesammte Gebiet der Erdkunde umfassen und durch Verlage einzelner Vorträge und Aufsätze, die theils die Leistungen einzelner Pioniere der Wissenschaft, theils die Schilderung von Gebieten zum Gegenstand haben, denen in unsern Tagen die allgemeine Aufmerksamkeit sich zugewendet hat. Von den letzteren nennen wir nur Oberregierungsrath Mosthaf's „Culturbilder aus Japan", E. Mayers „Die Auswanderung nach Südostafrika". Dr. H. G. Schlichter (in London) theilt Neues über Karl Mauchs Forschungen in Südostafrika mit, indem er den wesentlichen Inhalt der lange verschollenen Tagebücher des schwäbischen Afrikaforschers, dessen Verdienste denen eines Nachtigal nahekommen, mit ihren genauen geographischen und astronomischen Ortsbestimmungen vorlegt. Wie Mauchs Ruhm gegenüber fremder Anmaßung und Verkleinerung hier gesichert ist, so ist Dr. A. Mälbergers Aufsatz über seinen Landsmann Robert Mayer geeignet, das Lebensbild des Entdeckers des Gesetzes von der Erhaltung der Kraft wieder in voller Reinheit vor uns erscheinen zu lassen.

* **Weimar**, im Juni. Die diesjährige **Generalversammlung der Goethe-Gesellschaft** findet Dienstag, den 30. Juni, Vormittags, im Saale der „Erholungs-Gesellschaft" (Karlsplatz) hier statt. Die Tagesordnung ist festgesetzt wie folgt: Erstattung des Jahresberichts; Festvortrag des Hrn. Prof. K. Burdach in Halle über „Goethe's Westöstlichen Divan"; Ablegung der Jahresrechnung (Commercienrath Dr. Moritz); Bericht über Goethe-Bibliothek und Goethe- und Schiller-Archiv (Hofrath Prof. Dr. Suphan); Bericht über das Goethe-Nationalmuseum (Geh. Hofrath Dr. C. Ruland); Anträge. Die Vorstandssitzung findet Montag, den 29. Juni, Vormittags 10½ Uhr, im Witthums-Palais statt. Dienstag um 3½ Uhr finden sich die Theilnehmer an der Versammlung zu einem gemeinschaftlichen Mittagessen im großen Saale der „Erholung" zusammen. Dienstag um 7½ Uhr Vorstellung im großherzogl. Hoftheater („Des Epimenides Erwachen" mit der Musik von B. A. Weber). Montag, den 29., und Dienstag, den 30., nach dem Theater zwanglose Vereinigung in der Veranda von „Werthers Garten", gegenüber dem Theater. Da die Einweihung des von J. königl. Hoheit der Frau Großherzogin errichteten Goethe- und Schiller-Archivs für Sonntag, den 28. Juni, in Aussicht genommen ist, wird es den Mitgliedern der Goethe-Gesellschaft mit Allerhöchster Genehmigung gestattet sein, das Gebäude und die Ausstellung der Handschriften gegen Vorzeigung ihrer Mitgliedskarten zu besichtigen, und zwar Montag, den 29. Juni, in den Stunden von 10 bis 1 und 2 bis 4, und Dienstag, den

30. Juni, in den Stunden von 8 bis 10 and 2 bis 3. Ferner ist, wie früher, Montag und Dienstag, die Besichtigung des Goethe-Nationalmuseums, den großherzogl. Museums, sowie der Dichterzimmer im Schlosse, und Dienstag der Besuch der Dichtergeäder, aber nur gegen Vorzeigung der Mitgliedskarte für das Jahr 1896, unentgeltlich gestattet. — Das Goethe-Jahrbuch für 1896 kann erst am 1. Juli ausgegeben und versandt werden.

* **Jena.** Unser Geograph Prof. Dr. Fritz Regel tritt im Juli eine Forschungsreise nach Columbia in Südamerika an. Er gedenkt im nächsten Frühjahr zurückzukehren. — Die thüringische Universität zählt in diesem Semester 812 Besucher. Einen so hohen Stand hat sie in diesem Jahrhundert noch nicht erreicht. Gegen das Wintersemester, das eine starke Frequenz aufwies, ist noch ein Mehr von fast 100 Besuchern zu verzeichnen. Die Zahl der immatriculirten Studirenden beträgt 761, die der Hörer 51. In der theologischen Facultät sind 58 Studirende eingeschrieben — diese Facultät zeigt einen erheblichen Rückgang — in der juristischen 208, in der medicinischen 211, in der philosophischen 284. Aus den an der Universität betheiligten Staaten stammen 247 Studirende, aus den übrigen deutschen Staaten 423 (263 aus Preußen), aus dem Auslande 91, von diesen 22 aus Bulgarien, 13 aus Rußland, 16 aus Oesterreich, 15 aus Amerika. — Das bisher in gemietheten Räumen untergebrachte Thüringer Schulmuseum wird ein dauerndes sicheres Heim erhalten. Eine Versammlung des Vereins hat beschlossen, den gesammten Inhalt des Museums dem „Pädagogischen Universitätsseminar" zu Jena zu überweisen, für das demnächst ein selbständiges Gebäude errichtet werden wird. — Geh. Hofrath Professor Eucken hat den an ihn ergangenen Ruf nach Freiburg i. B. abgelehnt. — In der philosophischen Facultät der Universität habilitirt sich Dr. Weber aus Schwelm für Kunstgeschichte.

⊙ **Freiburg i. B.** Als Nachfolger des auf die katholische Geschichtprofessur in Breslau berufenen Professor Alois Schulte werden die Namen Schultze in Freiburg (Schweiz), Finke in Münster und Baumann, früher fürstenbergischer Archivar in Donaueschingen, genannt. Seit der Cultusminister Nokk auf Drängen des Centrums in der badischen Kammer erklärt hat, „daß er einen Mann von der Richtung des Hrn. Schulte vorschlagen werde", in daß „die Herren nach der Lage der Sache zufrieden sein" würden, tritt der Name Pastors, des Biographen und Fortsetzers Janssens, immer mehr in den Vordergrund. In der Ergänzung der schon gedachten Mittheilung, daß für die ordentliche Professur der Philosophie, die schon seit Ostern durch Weggang Riehls verwaist ist, Professor Eucken in Jena berufen sei (derselbe hat inzwischen abgelehnt, s. u. D. R.), verdient erwähnt zu werden, daß bereits an zweiter Stelle eine sehr junge Kraft genannt wird, der a. o. Prof. Rickert hier, der Sohn des bekannten norddeutschen Abgeordneten. Außer diesen zwei Lehrstühlen sind oder werden mit Ende des Sommerhalbjahrs frei die Professur für badisches Landrecht, erledigt durch den Tod des Geh. Hofraths Behaghel, die außerordentliche Professur für Apologetik, welche erst im April auf Antrag des Centrums in der Kammer etatsmäßig gemacht wurde, erledigt durch den Tod des Consistorialdirectors Schill. Der Professur für klassische Archäologie Studniczka folgt im Herbst dem Rufe nach Leipzig.

* **Wien.** Die fünf Akademien bezw. Gesellschaften der Wissenschaften zu Berlin, Wien, Leipzig, München und Göttingen, die sich zu gelehrten wissenschaftlichen Unternehmungen vereinigt haben, hielten in der Pfingstwoche hier ihre Jahresconferenz ab. Das erste Unternehmen dieser Art ist die Herausgabe eines Thesaurus Latinitatis. Die ständigen Vertreter desselben, Fr. Buecheler (Bonn), H. Diels (Berlin), W. v. Hartel (Wien), Fr. Leo (Göttingen), O. Ribbeck (Leipzig), E. Woelfflin (München), konnten constatiren, daß die angefangenen Arbeiten einen ungestörten Beginn genommen haben und im nächsten Jahre bereits eine Reihe von Special-Lexika gelehrter Benutzung zur Verfügung stehen werde. Zahlreiche Gelehrte Deutschlands und mehr als 30 aus Oesterreich haben sich bereitwillig in den Dienst der Gesellschaft gestellt. Ferner wurde die typographische Einrichtung des Thesaurus berathen und erledigt. Da der Delegirte der Berliner Akademie, Prof. H. Diels, der bisher die oberste Leitung des Thesaurus innehatte, seine Stelle niederlegte, wurde der Vertreter der Wiener Akademie, Wilh. v. Hartel, zum Präsidenten der Commission gewählt. Ebenso erfolgreich erledigten sich die Arbeiten der mathematisch-naturwissenschaftlichen Gruppe, an welchen außer den Vertretern der Akademie und ihrem correspondirenden Mitgliede, Oberst v. Steenel, Oberbergrath v. Gümbel und Professor Dyck (München), sowie Prof. Klein (Göttingen) theilnahmen. Die Herausgabe einer „Encyklopädie der mathematischen Wissenschaften" mit Unterstützung der Akademien von Göttingen, München und Wien wurde endgültig festgestellt und der Vertrag mit der Verlagsbuchhandlung von Teubner (Leipzig) abgeschlossen. Für die Organisirung des Besuchs des von der holländischen Regierung zu Buitenzorg (Java) errichtetrn botanischen Instituts durch europäische Forscher wurden Vorschläge gemacht. Ferner wurde die Einrichtung planmäßiger Pendelbeobachtungen zur Ermittelung der örtlichen Abweichungen der Schwere des Erdkörpers in Berathung gezogen. Endlich wurde die Beschickung des bibliographischen Congresses beantragt, welchen die Royal Society in London für den 14. Juli einberufen hat, um über die Feststellung eines wissenschaftlichen Systems für die naturwissenschaftliche Literatur und die Publication des Generalkatalogs dieser Disciplinen zu berathen. Die Akademie in Wien hat die sämmtlichen ihr von ihren Vertretern im Cartell vorgelegten Berichte und Anträge einstimmig gutgeheißen.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 10. bis 13. Juni folgende Schriften eingegangen:

Dr. Alexander Meyer: Reichsgesetz zur Bekämpfung des unlauteren Wettbewerbes vom 27. Mai 1896. Nebst dem Gesetz zum Schutz der Waarenbezeichnungen. Berlin, Fr. Vahlen 1896. — Dr. Hermann Ortloff: Beruf und Stellung der deutschen Staatsanwaltschaft im Rechtsstaate. Wien, A. Hölder 1896. — Jahresbericht der Handels- und Gewerbekammer in Stuttgart für das Jahr 1895. Stuttgart, C. Grüninger 1896. — Werner Rosenberg: Die staatsrechtliche Stellung von Elsaß-Lothringen. Metz, G. Scriba 1896. — Statistik des Hamburgischen Staates. Hggb. vom Statistischen Bureau der Steuerdeputation. Heft XVIII. Abthlg. VI. Hamburg, Otto Meißner 1896. — Mittheilungen der Gesellschaft für vergleichende Rechts- u. Staatswissenschaft zu Berlin. Hggb. von R. Benele u. St. Kekule von Stradonitz. 1. Jahrg. 3. und 4. Heft. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht 1896. — A. Röder: Ein neues Reichstagswahlrecht. Ebd. 1896. — *Gabriel Prevost:* L'Angoisse du nos temps. Paris, A. Charles 1896. — *P. de Coubertin:* L'évolution française sous la troisième république. Paris, Plon, Nourrit et Cie. 1896. — Karl Bleibtreu: Kritische Beiträge zur Geschichte des Krieges 1870—71. Jena, H. Costenoble 1896. — W. v. Scherff: Kriegslehren in kriegsgeschichtlichen Beispielen der Neuzeit 4. Heft: Die Cernirung von Metz und die Schlacht von Noisseville. Berlin, E. S. Mittler u. S. 1896. — J. v. Verdy du Vernois: Studien über den Krieg. 2. Theil: Operationspläne. 1. Heft. Studien über Feldbienst. 3. (Schluß-)Heft. Ebd. 1896. — Hundert Jahre sächsischee Kämpfe. Zehn Vorträge aus der Geschichte der Siebenbürger Sachsen im letzten Jahrhundert. Hermannstadt, W. Krafft 1896. — Julius Schanecz: Neue Briefe an Prof. Dr. Paul Neerlich über die Literatur der Griechen. Leipzig, C. L. Hirschfeld 1896. — Richard Semon: Im australischen Busch und an den Küsten des Korallenmeeres. Reiseerlebnisse. Leipzig, W. Engelmann 1896. — Dr. Philipp Paulitschke: Ethnographie Nordost-Afrika's. Die geistige Cultur der Danâkil, Galla und Saaâl. Berlin, D. Reimer 1896. — H. J. Holtzmann: Lehrbuch der Neutestamentlichen Theologie. Subscriptionsausgabe, 3. u. 4. Lfg. (Sammlung theologischer Lehrbücher.) Freiburg i. B. u. Leipzig 1896. — Dr. Immanuel Schmidt: Miltons Jugendjahre und Jugendwerke. Dr. O. Heremann: Glacialerscheinungen in der geologischen Vergangenheit. (Virchow-Wattenbach, Vorträge, Heft 243/244.) Hamburg, Verlagsanstalt A.-G. 1896. — Franz Blunckmeister: Das Reich muß uns doch bleiben. Vorträge. Leipzig, Fr. Richter 1896. — „Er ist verrückt!" Enthüllungen aus dem Leben eines ehemaligen Geistlichen. Zürich und Leipzig, Th. Schröter 1896. — Richard Muther: Die Muther-Hetze. München u. Leipzig, G. Hirth 1896. — H. C. Steinhagen: Nicht Christenthum, sondern Menschenthum oder die ethische Selbständigkeit der Menschen. Leipzig, O. Wigand 1896. — Georg Braades: William Shakespeare. Paris rc., A. Langen 1896. — Briefe von und an Georg Herwegh: hggb. von Marcel Herwegh. 1848. Erstes Tausend. Ebd. 1896. — A. Hulitscher: Weiße Liebe. Roman. Ebd. 1896. — Marcel Prévost: Kameraden. Aus dem Französischen übersetzt. Ebd. 1896. — Gustav Freytag: Gesammelte Werke. 1. Lfg. Leipzig, S. Hirzel 1896.

Digitized by Google

Jahrgang 1896. München, Dienstag, 16. Juni. Nummer 137.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30. Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber i. V.: Alfred Frhr. v. Mensi in München.

Uebersicht.

Beiträge zur Lehre von der Kaufkraft des Geldes. Von Walther Loy. — Gehirn und Seele. Von Dr. L. Heine. — Mittheilungen und Nachrichten.

Beiträge zur Lehre von der Kaufkraft des Geldes.

Von Walther Loy.

Die volkswirthschaftlichen Theoretiker haben sich vielfach mit der Frage beschäftigt, ob denn der Werth des Geldes schwanken könne und ob man gegebenenfalls die Schwankungen des Geldwerths messen könne. Die Ausführungen, welche seit Adam Smith in den meisten Lehrbüchern vorgetragen werden, sind folgende:

Das Geld ist zwar in einem gegebenen Augenblick in einem bestimmten Lande das beste Maß, um den Werth der Güter festzustellen und zu vergleichen. Anders aber sei es, wenn die Waarenpreise verschiedener Zeiten und verschiedener Länder verglichen werden sollen. Der Schwierigkeiten, welche durch die Verschiedenheiten der Münzsysteme, sowie der Gewichte und Maße entstehen, könne man allerdings durch Umrechnungen Herr werden. Aber eine viel größere Schwierigkeit bleibe nach solchen Umrechnungen noch zu bewältigen. Dürfen wir annehmen, daß der Werthmesser, mit dem wir operiren, von Werthveränderungen verschont geblieben ist? Hat wirklich ein Pfund Silber stets die gleiche Kaufkraft besessen, die es heute hat; ist die Kaufkraft eines Pfundes Gold mindestens von 1500 bis 1896 in Deutschland etwa die gleiche geblieben?

Wer diese letzten beiden Fragen bejahen wollte, der würde sofort mit dem Hinweis widerlegt sein, daß nicht einmal das Silber gegenüber dem Golde von 1500 bis heute die gleiche Kaufkraft besessen hat. Man konnte ums Jahr 1500 ungefähr mit $10^3/_4$ Pfund Silber ein Pfund Gold kaufen: heute ist ein Pfund Gold kaum für 30 Pfund Silber zu erwerben. Wenn also das Gold seine Kaufkraft seit 1500 bewahrt hätte, so wäre das Silber ein ungetreuer Werthmesser. Wenn das Silber seine Kaufkraft bewährt hätte, so wäre die Kaufkraft des Goldes eine andere geworden. Es ist aber auch denkbar, daß beider Metalle Kaufkraft gegenüber den Waaren sich seit 1500 verschoben hat: dann ist keines der Edelmetalle ein getreuer Werthmesser, um Werthveränderungen der Waaren nachzuweisen. Seit Bodinus und William Stafford[1]) ist dies Thema reichlich erörtert worden, so namentlich in der älteren Literatur von Ad. Smith und Helferich.

Es tauchte die Frage auf, was denn nun eigentlich ein zuverlässigerer Werthmesser sei als Silber und Gold. Die einen empfahlen als solchen wissenschaftlich zuverlässigen Maßstab den Werth eines Arbeitstages; aber jeder, der die verschiedene Intensität der Arbeitsleistung in verschiedenen Ländern und Zeitläuften und die Verschiedenheit des Arbeitserfolges bei verschiedener Technik kennt, sieht ohne weiteres ein, daß der Werth eines Arbeitstages nicht der gesuchte brauchbare Werthmaßstab von universeller Beständigkeit sein kann. Andere empfahlen das Getreide als Werthmesser; aber die Bedenken, die sich hiegegen geltend machen lassen, sind so zahlreich und so ernster Natur, daß man heute ziemlich einig darüber ist, hierin sei auch nicht das brauchbare Werthmaß enthalten. Der Scharfsinn der Theoretiker hat sich mit diesen entmuthigenden Versuchen noch nicht zufrieden gegeben: man hat noch zwei andere Methoden empfohlen. Einige schlagen vor, man solle aus der Veränderung der Großhandelspreise der verschiedensten wichtigen Waaren eine Art allgemeines Preisniveau berechnen und mittelst Durchschnittsrechnung feststellen, ob Silber, bezw. Gold, gegenüber der Gesammtheit der Waaren in quantitativ faßbarer Weise seine Kaufkraft verändert habe. Diesen Gedanken verfolgen insbesondere diejenigen englischen Statistiker, welche aus verschiedenen in Gold notirten Waarenpreisen eine „Generalindexziffer“ berechnen und damit entscheiden wollen, ob Gold an Kaufkraft gewonnen oder verloren habe. Andere sagen: unter Veränderung der Kaufkraft des Geldes kann man überhaupt bloß Veränderung der Kosten der Lebenshaltung bestimmter socialer Schichten verstehen. Diese Autoren sammeln Haushaltungsbudgets und suchen festzustellen, ob man beispielsweise 1896 noch mit dem jährlichen Aufwand von 1 Pfund Gold (d. i. 1395 Reichsmark) sich einen ebenso großen Antheil an den Gütern der materiellen Cultur verschaffen kann, wie in irgend einem früheren Zeitpunkt.

Zunächst sind rein akademisch diese Probleme bei drei verschiedenen Gelegenheiten erörtert worden: man hat untersucht, ob die Steigerung der Waarenpreise, über die im 16. Jahrhundert geklagt wurde, im Zusammenhang stehe mit einer Verringerung der Kaufkraft der Edelmetalle, deren Vorrath seit der Entdeckung Amerika's sich beträchtlich vermehrt hat. Man hat zweitens untersucht, ob die Steigerung der Preise wichtiger Waaren zwischen 1850 und 1873 mit der Vermehrung des Edelmetallvorraths seit den californischen und australischen Goldfunden sich in Zusammenhang bringen lasse. Man hat drittens, als die Preise zahlreicher Waaren nach 1873 nicht mehr stiegen, sondern in Goldwährungsländern fielen, die Frage aufgeworfen, ob diese Erscheinung nicht auf einer gesteigerten Kaufkraft des Goldes beruhe.

All diese akademischen Betrachtungen interessirten zunächst nur einen kleinen Kreis scharfsinniger Theoretiker: die Sache war ein wissenschaftlicher Leckerbissen für besondere Feinschmecker, welchen die leichter verdauliche Kost der praktischen nationalökonomischen Probleme nicht behagte. Da kommt plötzlich die bimetallistische Agitation auf. In Broschüren und in dicken Büchern, in Bauernversammlungen und auf internationalen Congressen, in den Parlamenten und in den Zeitungen wird nun auf einmal das Schlagwort von der angeblich gesteigerten Kaufkraft des Goldes mit bewundernswerther Ausdauer wiederholt: die Landwirthschaft

[1]) Vgl. William Staffords drei Gespräche über die in der Bevölkerung verbreiteten Klagen. Herausgeg. von E. Leser. (Nr. 5 von Brentano und Lesers Sammlung. 1895 Leipzig. S. 125, 191.)

Digitized by Google

klagt über niedrige Getreidepreise, an diesem Preisstand sei die gesteigerte Kaufkraft des Goldes schuld; hätten wir als Werthmesser ein Geld, welches weniger kaufkräftig ist, würden wir nicht bloß goldene, sondern auch silberne Währungsmünzen emsig prägen, dann bekämen wir höhere Getreidepreise. Wer dem Bauern diese gönnen will, der gestehe nur zu, daß die Kaufkraft des Goldes seit 1873 sich enorm gesteigert hat und daß dadurch die Getreidepreise ungerechterweise herabgedrückt worden sind: ist ein Gelehrter bereit, dies zuzugestehen, so wird er von den zeitgenössischen Agrariern als wissenschaftliche Autorität ersten Ranges sehr geräuschvoll gefeiert. Wehe aber, wenn der Gelehrte zu der Meinung kommen sollte, daß die Lehre von der möglichen Veränderung der Kaufkraft der Edelmetalle in der Wissenschaft überhaupt nicht genügend klargestellt sei, so daß sie nicht für die Forderung nach Umsturz unsrer Währung irgendwie verwerthet werden dürfe! Dann vergleichen ihn die Bimetallisten mit den halsstarrigen Gegnern des Kopernikus und Galilei.

Wir wollen nunmehr untersuchen, ob denn die neueste Literatur Klarheit für die Lösung des Problems bringt. —

Die neuesten Veröffentlichungen über die Frage der Veränderung der Kaufkraft der Edelmetalle sind: erstens ein Aufsatz des Amerikaners Wesley C. Mitchell,[1]) welcher im wesentlichen deductiv die sogenannte Quantitätstheorie prüft; ferner eine sehr fleißige, gelehrte Arbeit des Deutschen Georg Wiebe,[2]) welche statistisches Material über die Preisbewegung in den zwei Jahrhunderten nach der Entdeckung Amerika's enthält; endlich ein ausgezeichnet geschriebenes Werk des Deutsch-Amerikaners J. Schoenhof,[3]) welches den Zusammenhang zwischen Preisbewegung und Geldwesen vom 13. Jahrhundert bis zur Gegenwart erörtert.

Herr Mitchell geht von drei Voraussetzungen aus, die sämmtlich bestreitbar sind: erstens nämlich, daß Ricardo zuerst die Quantitätstheorie formulirt habe, zweitens daß sie in England zu Ricardo's Zeit richtig gewesen sei, drittens daß es ein Fundamentalpreisgesetz, das Gesetz von Angebot und Nachfrage, gebe. Die Quantitätstheorie besteht darin, daß eine gegebene Menge Waaren und eine gegebene Menge Geld als gegenüberstehend vorgestellt werden und dann behauptet wird, jede Geldvermehrung bei gleichbleibendem Waarenvorrath müsse ein allgemeines Steigen, jede Geldverminderung ein allgemeines Sinken der Waarenpreise verursachen. Weit entfernt, daß Ricardo diesen Satz zuerst formulirt hat, gibt es sogar wenige englische Schriftsteller des 18. Jahrhunderts, bei denen die Quantitätstheorie uns nicht begegnet.[4]) Daß die Quantitätstheorie in der Zeit, als Ricardo von ihr Gebrauch machte, nicht durchaus correct war, muß man nach den scharfsinnigen Ausführungen von F. W. Bain wohl zugeben, auch wenn man den sonstigen Ausführungen dieses englischen Autors nicht zustimmt. Daß endlich mit den Worten Angebot und Nachfrage nicht ein befriedigendes Preisgesetz zu formuliren ist, sollte seit F. B. W. v. Hermanns und F. Jul. Neumanns Veröffentlichungen eigentlich nicht mehr unbekannt sein.

Vielleicht kommt es aber Hrn. Mitchell nicht in erster Linie darauf an, ob die drei erwähnten Sätze an sich richtig seien. Es scheint vielmehr seine Absicht in erster Linie zu sein, daß dem bekannten amerikanischen Nationalökonomen F. A. Walker ein Widerspruch nachgewiesen werde, in welchen er sich selbst verwickelte, da er die Quantitätstheorie als nothwendige Folgerung des angeblichen Gesetzes von Nachfrage und Angebot erklärte. Der Nachweis dieses Widerspruchs ist von Hrn. Mitchell erfolgreich geführt. Das Ergebniß ist allerdings nicht neu, denn schon Hermann hat bewiesen, daß der Geldwerth nur einer von vielen Preisbestimmungsgründen ist.

Die eigentliche Bedeutung des Aufsatzes des Hrn. Mitchell liegt in den positiven Mittheilungen, die er nach Erledigung der deductiven Ausführungen bringt. Er macht mit Recht darauf aufmerksam, daß thatsächlich diejenige Geldverfassung, bei welcher angeblich die Quantitätstheorie am besten bestätigt werden soll, die Papiergeldwirthschaft, in ihrer Beweiskraft im Stiche läßt, sofern man die Schwankungen des Goldagios in den Vereinigten Staaten zwischen 1862 und 1878 verfolgt. Er macht weitens darauf aufmerksam, in welchem Maße in den Vereinigten Staaten der Münzbedarf durch die Entwicklung des Abrechnungsverkehrs und des Checkwesens heute verringert worden ist. Er theilt mit, daß für 1. October 1894 Professor Laughlin den Umlauf an Geldsurrogaten in den Vereinigten Staaten auf 2963, dagegen den Münzumlauf auf 1660 Millionen Dollars geschätzt habe. Auch für Deutschland bin ich zu dem Ergebnisse gekommen, daß 1894 der Umlauf an Creditzahlungsmitteln größer war, als der Münzumlauf, daß ersterer mindestens 3739, letzterer 3320.5 Millionen Mark betragen hat.[1]) Unter Berücksichtigung dieser münzersparenden Technik des modernen Zahlungsverkehrs, wie andrerseits unter Verwerthung der preisstatistischen Untersuchungen der Amerikanerin Frl. S. Mc Lean Hardy erklärt Mitchell recht glaubhaft gegenüber den Anhängern der Quantitätstheorie die Thatsache, daß in den Vereinigten Staaten 1860 bis 1891 der Geldumlauf um 243.9 Procent vermehrt worden sei, während die Preise durchschnittlich nicht gestiegen, sondern um 7.8 Procent gefallen sind. Mitchell widerlegt schließlich erfolgreich die Versuche der orthodoxen Quantitätstheoretiker, ihre Doctrin mit diesen Thatsachen durch den Hinweis auf die stattgehabte Bevölkerungszunahme zu versöhnen. Mitchell ist überzeugend, soweit er nachweist, daß weder deductiv noch inductiv bewiesen werden kann, daß in erster Linie die Münzmenge den Stand der Waarenpreise bei der modernen Entwicklung des Zahlungsverkehrs bestimme.

Einen anderen werthvollen Beitrag zur Erschütterung der herkömmlichen Lehre von dem Zusammenhange zwischen Waarenpreisen und Geldmenge liefern die preisgeschichtlichen Untersuchungen von Wiebe und Schoenhof. Beide Autoren behandeln dasselbe Thema, soweit es sich um die Untersuchung des Zusammenhanges der Preisrevolution des 16. und 17. Jahrhunderts mit der Edelmetallzufuhr aus der neuen Welt handelt. Beide Autoren prüfen ferner kritisch die Methode, durch Generalindexziffern die Veränderungen des Geldwerthes berechnen zu wollen. Außerdem behandelt aber Schoenhof noch die Preisgeschichte vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart und die Zeit vom Ende der Kreuzzüge bis zur Entdeckung Amerika's.

Die Kritik der Methode der Generalindexziffern ist einer der lehrreichsten Abschnitte des Schoenhof'schen Buches.[2]) Schoenhof erhebt insbesondere folgende Einwendungen:

---

1) Vgl. *Wesley E. Mitchell*, Quantity theory of the value of money. In „The Journal of political Economy" 1896, S. 139 ff. Chicago, Ill.

2) Vgl. Dr. Georg Wiebe, Zur Geschichte der Preisrevolution des 16. und 17. Jahrhunderts. (Bd. II, Heft 2 der von A. v. Miaskowski herausgegebenen „Staats- und socialwissenschaftlichen Beiträge".) Leipzig 1895, bei Duncker u. Humblot. 419 S.

3) Vgl. *J. Schoenhof*, A history of money and prices being an inquiry into their relations from the thirteenth century to the present time". 1896. New-York u. London, bei G. P. Putnam's Sons. 352 S.

4) Vgl. z. B. die Literaturübersicht bei Moriz Julius Bonn, Spaniens Niedergang während der Preisrevolution des 16. Jahrhunderts. Ein inductiver Versuch zur Geschichte der Quantitätstheorie. Stuttgart 1896 (12. Stück d. Münch. Volksw. Studien) bei J. G. Cotta's Nachfolger, S. 12 ff.

1) Vgl. meinen Aufsatz: „Die Ergebnisse der deutschen Silberenquete" in Schmollers Jahrbuch 1895, insbesondere auf S. 1302.

2) Vgl. a. a. O. S. 8 ff.

1) Die Methode, aus 22 Güterpreisen eine Totalziffer zu berechnen, läßt sich ad absurdum führen, wenn man feststellt, daß

im Durchschnitt 1845—1850	die Totalziffer	2200	bei	60½	d.	Silberpreis
„ Jahre 1879	„	2202	„	49⅝	„	„
„ „ 1884	„	2221	„	51	„	„
„ „ 1888	„	2230	„	44⅛	„	„

betragen hat. Also in den vier erwähnten Zeitpunkten nahezu übereinstimmende in Gold berechnete Generalindexziffern, zunächst völlig unabhängig vom jeweiligen Silberpreis. Aber ferner nahezu übereinstimmende Generalindexziffern, während von 1845—1850 bis 1888 sich Weizen um 42 Proc., Zucker um 51 Proc., Baumwolle um 10 Proc., Eisen um 33 Proc. verbilligt, Zinn aber um 73 Proc., Kaffee um 66 Proc., Indigo um 29 Proc. vertheuert hat. Schoenhof bemerkt hiezu: „Das Irrige allgemeiner Durchschnittsrechnungen ist vollkommen augenscheinlich, wenn so heftige Preisveränderungen in den 22 Waaren sowohl im Verhalten zu einander als im Verhalten jeder einzelnen in den Vergleichsrubriken dargethan werden können, während sie ein nahezu gleiches Gesammtergebniß mit dem Normaldurchschnitt der Einheiten für 1845—1850 aufweisen."

2) Bei der bimetallistischen Argumentation, daß seit 1873 zusammenhängend mit der Degradirung des Silbers zum Scheidemünzmetall der allgemeine Preisfall eingetreten sei, wird eine Periode der höchsten Preise dieses Jahrhunderts willkürlich mit der Gegenwart verglichen, während beispielsweise das mittelst Indexziffern berechnete allgemeine Preisniveau 1876/1885 sogar noch etwas höher ist als das von 1843/1852 (nach Sauerbeck 85 gegen 82).

3) Vor allem aber sind bei allen Generalindexziffern die Aenderungen der Productionskosten der beliebig vermehrbaren Güter, welche in veränderter Technik und Fracht begründet sind, vernachlässigt,[1]) ferner sind nur die Großhandelswaaren, nicht aber die Arbeitslöhne und Kleinhandelspreise in Betracht gezogen. Wie ungenügend die Grundlagen der üblichen Indexberechnung sind, solange die Technik ignorirt wird, zeigt Schoenhof, der ein hervorragender Kenner der Baumwollindustrie ist, äußerst anschaulich an dem Beispiel der Entwicklung der Preise der Baumwolle und der Baumwollfabrikate:

	1854	1889
	s. d.	s. d.
Rohbaumwolle kostete per Centner	53.7	53.0
Baumwollgarn „ „ „	112.0	103.0
Baumwollzeug (unbedruckt) kostete per 100 Ellen	25.0	19.0
„ (bedruckt) „ „ „ „	34.0	25.0

Wer aus diesen Ziffern Schlüsse in Bezug auf die Veränderung der Kaufkraft des Geldes ohne Rücksicht auf die Technik ziehen wollte, würde für 1889 eine heftige Preisverringerung feststellen können. Baumwolle ist zwar 1854 und 1889 fast gleich theuer gewesen, der Tagesverdienst der Arbeiter ist sehr erheblich gestiegen, aber die Halbfabrikate und Ganzfabrikate haben sich beträchtlich verbilligt, und zwar um so mehr, je mehr Arbeit in den Producten dem Werth der Rohbaumwolle zugesetzt ist. Thatsächlich sind gesondert die Preise von Rohbaumwolle, Garn und Baumwollzeug ohne Rücksicht auf die technische Umwälzung von den Statistikern zur Berechnung der Veränderungen der Generalindexziffern verwendet worden. Daß damit zwar ziffermäßiges Material, aber nicht wissenschaftliche Wahrheit zu Tage gefördert wurde, beweist Schoenhofs Tabelle überzeugend.

[1]) Für die Metalle speciell hat die in den Waaren selbst und sicher nicht in Veränderungen der Kaufkraft des Geldes liegenden Ursachen der Verbilligung S. C. Lindsay zu berechnen gesucht; für andere Artikel fehlt es an solchen Untersuchungen.

Wiebe hat die Methode der Generalindexziffern nicht so energisch verurtheilt, wie es Schoenhof und früher ähnlich Professor Lexis gethan haben. Er scheut sich sogar nicht, seine preisstatistischen Zusammenstellungen zu Tabellen zu verarbeiten, welche dem Gedanken der Generalindexziffern nahe kommen. Er hebt aber hervor, daß diese von ihm berechneten Ziffern infolge mangelhaften Materials und der Vernachlässigung der Größe der Umsätze in den einzelnen Waaren nur sehr bedingt richtig seien, und er betont ausdrücklich, daß aus Waarenpreisen berechnete Generalindexziffern, bei denen die Löhne mangelhaft berücksichtigt seien, bestenfalls die Veränderungen des Waarenpreisniveaus, nicht aber auch die Aenderungen der Kaufkraft des Geldes klarlegen können.[1])

Stimmen immerhin Schoenhof und Wiebe in dem wesentlichen Ergebniß überein, daß durch Durchschnittsrechnungen aus den Notirungen der Waarenpreise eine Veränderung der Kaufkraft des Geldes — auf deren Feststellung von einflußreichen Gegnern der Goldwährung so viel Werth gelegt wird — wissenschaftlich befriedigend nicht nachgewiesen werden kann, so zeigen sich zwischen beiden Autoren im einzelnen mehr Verschiedenheiten, soweit sie die thatsächlich im 16. und 17. Jahrhundert eingetretene Preisrevolution und deren Ursachen untersuchen. Wiebe verfügt hier über viel reichhaltigeres preisgeschichtliches Material aus Deutschland als Schoenhof und verdient das Lob, dieses Material kritischer als Schoenhof verarbeitet zu haben. Dagegen stand ihm für das Studium der französischen Preisgeschichte nur ein Auszug aus dem damals noch nicht publicirten großen Quellenwerk des Vicomte d'Avenel zur Verfügung, während das später erschienene Buch Schoenhofs das Werk des französischen Forschers voll verwerthet. Ebensowohl Schoenhof wie Wiebe stützen ihre Beobachtungen über die englische Preisbewegung im wesentlichen auf die Forschungen von Rogers. In der Beurtheilung der Angaben von Rogers nehmen aber beide Autoren einen grundsätzlich verschiedenen Standpunkt ein, der gerade für die Würdigung der Preisrevolution des 16. Jahrhunderts ausschlaggebend ist. Rogers und mit ihm Schaenhof nehmen an, daß bis zur Zeit Heinrichs VIII. die Engländer die Münzen nicht nach der Stückzahl, sondern nach der Gewichtsmenge Silbers, die sie enthielten, taxirt haben. Die Preisnotirungen am Anfang des 16. Jahrhunderts sind von diesem Standpunkte aus ganz anders zu deuten, als wenn man diese Hypathese für falsch hält und — wie Wiebe es thut — unter einem Pfund Sterling zwanzig leichte Silbermünzen statt eines Pfundes Silbers versteht.[2]) Vom Standpunkt Wiebe's ist im 16. Jahrhundert in England eine jähe Steigerung der Preise nachzuweisen, vom Standpunkt der Herren Rogers und Schoenhof stellt sich die Veränderung der englischen Waarenpreise bis 1582 als so wenig heftig heraus, daß sie aus Gründen, die in den Waaren selbst liegen, ohne Rücksicht auf das Einströmen der Edelmetalle bequem erklärt werden kann. Ja auch für die Preisbewegung, die sich in England nach 1582 vollzog, glaubt Schaenhof die Entbehrlichkeit der Quantitätstheorie als Erklärungsmoment nachweisen zu können, während Wiebe annimmt, daß eine Verringerung der Kaufkraft des Silbers für England nach 1550 nachzuweisen sei,[3]) wenn sie dort auch später als anderwärts sich geltend gemacht und mehr allmählich ge-

[1]) Vgl. Wiebe a. a. O. S. 168, 169, ferner die nicht uninteressanten Ausführungen S. 169 ff. über die Soetbeer'sche Methode der Ermittlung der Kaufkraft des Geldes durch Feststellung der Kosten der normalen Lebenshaltung, welche auch von Amerikanern verwerthet worden ist.

[2]) Vgl. Schoenhof a. a. O. S. 113 ff., ferner S. 134 ff. und andererseits Wiebe S. 60 ff.

[3]) Vgl. Wiebe a. a. O. S. 317, 321.

wirkt habe. Ich halte es nicht für möglich, ohne sehr eingehende Durchprüfung des gesammten Rogers'schen Materials endgültig zu der Streitfrage, die zwischen Wiebe und Schoenhof, bezw. Rogers besteht und die deren abweichende Meinungen beeinflußt, Stellung zu nehmen. So viel muß zugestanden werden, daß Wiebe's Ausführungen[1]) sehr viel überzeugendes haben, wenigstens so weit er nachzuweisen sucht, daß im Kleinverkehr in England schon lange vor 1560 die Preise in gezählten Münzstücken und nicht in gewogenem Silber ausgedrückt wurden. Für die Preisnotirungen des Großhandels kann man auch trotz Wiebe's Ausführungen vielleicht noch der Hypothese von Rogers zustimmen.

Sehen wir von England ab, so findet sich das wichtigste preisstatistische Material — und zwar in kritischer Verarbeitung mit richtiger localer Beschränkung des Untersuchungskreises auf übersehbare Gebiete, die beim Stande der damaligen Verkehrsmittel ja nicht zu groß gewählt werden dürfen, — in Wiebe's Mittheilungen über die deutsche Entwicklung im 16. und 17. Jahrhundert.

Zunächst ist um 1520 eine vorübergehende heftige Preissteigerung speciell in Gewürzen und Spezereiwaaren festzustellen, die ganz zutreffend von Wiebe auf Veränderungen in der Handelstechnik, d. h. sowohl auf Veränderungen im Welthandel wie auf speculative Manöver von Großcapitalisten zurückgeführt wird und nichts mit der vielbesprochenen „allgemeinen Preisrevolution" des 16. und 17. Jahrhunderts zu thun hat.[2])

Die lebhafteste Preissteigerung vollzieht sich in den von Wiebe untersuchten deutschen Territorien im 16. Jahrhundert im Getreide, und zwar nicht gleichmäßig in Hafer und Gerste, wie in Weizen und Roggen. Diese Preissteigerung hebt im Elsaß und im Münsterischen etwa um 1525 an, während in Sachsen die Getreidevertheuerung schon mit Anfang des 16. Jahrhunderts beginnt. Die Roggenpreise sind gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts im Elsaß dreieinhalbmal so hoch als im Durchschnitt 1451—1500; in Sachsen beträgt gar 1591—1599 der Roggenpreis 495 gegen 100 Einheiten des Preisdurchschnitts 1467—1500; im Münsterischen ist der Roggenpreis zunächst 1501—1510 um 21 Procent niedriger wie in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, hat sich aber 1551—1560 schon gegen das vorausgegangene Jahrhundert verdoppelt. Durchaus nicht alle landwirthschaftlichen Producte vertheuern sich in den gedachten Zeiträumen im selben Maße wie die Brodfrucht, insbesondere weisen die Rindvieh- und Fleischpreise durchgehends eine geringere Steigerung als Getreide auf. Im Gegensatz zu den landwirthschaftlichen zeigen die allerdings nicht zahlreichen gewerblichen und bergmännischen Producte, deren Preisentwicklung bei Wiebe[3]) verfolgt werden kann, im 16. Jahrhundert eine viel geringere Preissteigerung: Papier, Leinwand, ordinäres Tuch sind sogar Ende des 16. Jahrhunderts im Elsaß wohlfeiler als in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Bei weitem das überraschendste ist aber die Entwicklung der Löhne. So weit die Löhne unbeköstigter Arbeiter in Deutschland im 16. Jahrhundert überhaupt gestiegen sind, war die Steigerung viel geringer als die Steigerung der Getreidepreise, überhaupt der Kosten der Hauptlebensbedürfnisse. In vielen Fällen sind sogar die Löhne während der Preisrevolution im 16. Jahrhundert überhaupt nicht erhöht, sondern herabgesetzt worden. Ein Zimmermann, der sich selbst beköstigte, empfing im Elsaß 1576—1600 an Sommerlohn 10 Proc. weniger Silber, als er im Durchschnitt 1451—1500 empfangen hätte; der Sommerlohn der sich selbst beköstigenden Maurer hatte während der Preisrevolution sich ebenfalls um 10 Proc. bis Ende des 16. Jahrhunderts verschlechtert, der der Handlanger vollends um 15 Proc., während in der gleichen Zeit der Roggen im Elsaß 3½ mal so theuer geworden war als im Durchschnitt 1451—1500.

Das sind sehr auffällige Feststellungen. Wiebe, dem vor allem die Frage der Erforschung der Veränderungen der Kaufkraft des Geldes am Herzen liegt, verfolgt die gleichzeitige Preisentwicklung in Spanien,[1]) Frankreich, Oberitalien und vergleicht sie mit der deutschen und englischen, um fleißig zu untersuchen, ob sich nicht ein großer Theil der Preisveränderung von 1525 bis 1620 aus den Kriegswirren,[2]) der Bevölkerungsbewegung und den landwirthschaftlichen Productionsverhältnissen erklären lasse. Nachdem er mit löblichem Eifer, aber in Anbetracht der enormen technischen Schwierigkeiten des Problems nicht überall befriedigend, die auf Seite der einzelnen Waaren maßgebenden Preisbestimmungsgründe betrachtet hat, kommt er zu dem Ergebniß, daß vielleicht bereits die Zunahme des sächsischen Silberbergbaus um 1520[3]), höchst wahrscheinlich aber zwischen 1560 und 1620 die enorm gestiegene Zufuhr von Edelmetallen aus der neuen Welt die Preisrevolution mit beeinflußt haben, allerdings quantitativ weniger erheblich, als von vielen bisher angenommen wurde. Das Schlußcapitel, in welchem anschaulich gemacht werden soll, wie die durch das Einströmen des amerikanischen Silbers bewirkte Geldverbilligung sich in den einzelnen Ländern vollzogen haben dürfte, steht nicht auf der Höhe von Wiebe's sonstigen Darlegungen. Zeichnen sich die übrigen Ausführungen des Verfassers im allgemeinen durch peinliche Sorgfalt und das ernste Streben, unbewiesene Behauptungen zu vermeiden, sowie durch größte Ernsthaftigkeit aus, so läßt Wiebe am Schluß etwas sehr der Phantasie die Zügel schießen; denn ein Reconstruiren der Elemente der Zahlungsbilanz der einzelnen Nationen im 16. und 17. Jahrhundert kann nichts anderes als eine Arbeit der freien Phantasie sein.

Für Schoenhof ist die Frage nach den Ursachen der Preisrevolution des 16. und 17. Jahrhunderts nur von nebensächlichem Interesse, er betrachtet einen viel ausgedehnteren Zeitraum, und zwar von den mannichfaltigsten Gesichtspunkten aus. Manches in seinem Buche wird von den zünftigen deutschen Gelehrten im einzelnen berichtigt werden, in vielen und den meisten Dingen ist er aber viel unterrichteter und anregender als ein Büchergelehrter: erstens durch seine unmittelbare Anschauung von den technischen Vorgängen und dem praktischen modernen Wirthschaftsverkehr, andrerseits durch die Vielseitigkeit der Gesichtspunkte, die er dem trockenen Thema der Geschichte des Geldes und der Preise abzugewinnen versteht. Es wäre unangebracht, das Schoenhof'sche Buch in seinen Einzelheiten hier zu referiren; denn dies Buch gehört zu denen, die man lesen muß und nicht bloß aus Referaten kennen lernen soll. Aber ein Ergebniß

---

[1]) Das draftischste Argument Wiebe's lautet: „Wenn die Münzen nicht die eigentliche Valuta bildeten, sondern jene imaginären Gewichtsmengen von Standardsilber, was hätten dann — die Veränderungen der Münze für einen Grund gehabt?"

[2]) Vgl. Wiebe a. a. O. S. 203 ff., ferner auch Schoenhof S. 71 ff.

[3]) Vgl. Wiebe a. a. O., S. 203 ff., ferner auch Schoenhof, S. 71 ff.

[1]) Wiebe's sowie seines Gewährsmannes Häbler Anschauung, daß die Preissteigerung in Spanien in erster Linie mit Hülfe der Quantitätstheorie zu erklären sei, ist inzwischen als nicht haltbar durch M. J. Bonn zurückgewiesen worden. Vgl. die bereits oben citirte, als 12. Stück der Münchener volkswirthschaftlichen Studien veröffentlichte Schrift Bonns.

[2]) Auffälligerweise geht Wiebe weder auf die socialen Folgen des Bauernkriegs noch des systematischen Bauernlegens im Osten Deutschlands noch auch auf die Bedeutung dieser Ereignisse für die Getreideversorgung irgendwie tiefer ein.

[3]) Vgl. Wiebe, a. a. O., S. 274. Das Werk von Cl. Neuburg über den Silberbergbau von Goslar scheint dem Verfasser entgangen zu sein, so erschöpfend sonst auch seine Literaturstudien sind.

sei zum Schlusse hervorgehoben, welches mir in unsrer Zeit, wo man bald durch Währungsexperimente, bald durch andere Maßregeln die Getreidepreise willkürlich steigern will, das praktisch wichtigste zu sein scheint: Auch bei Schoenhof begegnen wir in der mehr als sechshundertjährigen Geschichtsübersicht, die er gibt — gerade wie in der Statistik von Wiebe für das 16. und 17. Jahrhundert — nirgends einem Fall, wo bisher in der Welt bei steigenden Getreidepreisen der Geldlohn der Arbeiter völlig entsprechend der Lebensvertheuerung erhöht worden wäre. Die Frage, wie wissenschaftlich die Veränderungen der Kaufkraft der Edelmetalle ganz exact zu messen seien, bleibt somit allerdings auch nach der neuesten Literatur ein strittiges Problem; aber für die praktisch wichtige sociale Streitfrage, ob eine Erhöhung der Getreidepreise die Einkommensvertheilung zu ungunsten der Arbeiter verschlechtere, ist gelegentlich der Forschungen über die Kaufkraft des Geldes eine ernste Wahrheit von neuem klargelegt worden, so daß wir ruhig sagen können: Die Mühe, welche auf diese Forschungen verwendet wurde, ist schon um dieses Ergebnisses willen nicht als umsonst aufgewendet zu betrachten, sofern es in Deutschland Staatsmänner gibt, die aus der Geschichte zu lernen bereit sind.

Gehirn und Seele.

In zwei früheren Aufsätzen (Nr. 58 und 89 dieser Beilage) habe ich einige Mittheilungen gemacht über die allgemeine und specielle Mechanik der Gedanken. Die folgenden Erörterungen liegen gewissermaßen in der Verlängerung der dort ausgeführten Gedankenreihen. „Gehirn und Seele“ habe ich diese Zeilen überschrieben, um anzuzeigen, daß sie Gedankenreihen enthalten, welche durch die Lectüre von Flechsigs „Gehirn und Seele“ angeregt wurden, und um dadurch das Studium dieses Buches zu empfehlen. In der That verdient dieses Buch[1]) weit über die besonders interessirten Fachkreise hinaus bekannt zu werden, wenn auch, wie der Verfasser selbst sagt, dem Laien vieles unverständlich, dem Fachmann manches überflüssig erscheinen wird.

Was das Buch uns bringt, war ursprünglich der Inhalt einer Rectoratsrede. Auf vielseitiges Verlangen gab der Verfasser dann eine zweite Auflage heraus, welche durch sehr umfangreiche Anmerkungen und fünf vorzüglich ausgeführte Tafeln zu einem inhaltreichen Bande wurde. Auch Gedanken einer anderen Rede desselben Verfassers „Ueber die Grenzen geistiger Gesundheit und Krankheit“ (Leipzig, Veit u. Co., 1896, 48 S.) werden in die Darstellung mit einfließen.

In meinen früheren Ausführungen habe ich besonders zwei Systeme einander gegenübergestellt, das der Apperception und das der Association. Die Psychologen der letzteren Richtung nehmen, wie wir sahen, eine Anzahl gleichwerthiger — wenn auch nicht gleichwichtiger — Wahrnehmungscentren an, deren Erregungszustände, ausgelöst durch die zugeleiteten Reize der Hör-, Riech-, Schmeck-, Seh- und Empfindungsnerven einen steten Kampf ums Dasein führen; die Resultante aller dieser Kräfte erscheint uns schließlich als gesuchter und glücklich gefundener Gedanke, und die reflectorisch erzeugte Bewegung dünkt uns willkürlich hervorgebracht.

Demgegenüber fordern die Anhänger der Apperceptionslehre ein diesen Wahrnehmungscentren übergeordnetes Centrum, welches unter den anstürmenden Impulsen eine Auswahl zu treffen im Stande ist und aus sich heraus einerseits diesem oder jenem Gedanken — sei es eine Laut- oder eine Bildvorstellung — sich zuwenden kann, andrerseits auch die eine reflectorisch angeregte Bewegung unterdrücken, eine andere Bewegung aber willkürlich veranlassen kann. Wir sahen, welch bedenkliche Consequenzen sich aus der Associationspsychologie für die Sittenlehre ergeben und wie wenig sich diese fatalistische Anschauung mit der Selbstbeobachtung zu vertragen scheint; wir sahen aber auch, wie wenig naturwissenschaftliche, d. h. anatomisch-physiologische Stützen wir für die Annahme eines Apperceptionscentrums zu erbringen vermögen.

In dieser Nothlage geht uns durch die fleißige Arbeit des Leipziger Forschers ein neues Licht auf. Auf Grund seiner mühevollen, über Jahrzehnte ausgedehnten anatomischen Untersuchungen kommt Flechsig zu dem Schlusse, daß es in der Rinde des ausgebildeten menschlichen Gehirns Bezirke von gänzlich verschiedenem Werthe gibt. Er unterscheidet zwei große Gruppen: 1) Sinnessphären, 2) Associationscentren. Unter 1) führt er auf: a. die Körperfühlsphäre, b. die Riechsphäre, c. die Sehsphäre, d. die Hörsphäre — unter 2) a. das hintere große, b. das mittlere, c. das vordere Associationscentrum. Die oben aufgezählten Sinnessphären entsprechen völlig dem, was wir früher oberste Wahrnehmungscentren oder Rindencentren der passiven Apperception genannt haben. Was uns hier interessirt, sind vor allem die Associationscentren.

Der Name könnte zu der falschen Vorstellung führen, als ob damit der Associationspsychologie gedient sein sollte; ganz das Gegentheil ist der Fall. Die anatomische Grundlage der Associationspsychologie liegt in den unter 1) aufgeführten Sinnessphären, wobei es principiell gleichgültig ist, ob man deren 4 oder 20 kennt, sie sind doch gleichwerthig wie die Tasten eines Claviers. Anders die Associationscentren Flechsigs. Sie sind es, die man für eine active Apperception im weitesten Sinne verantwortlich machen kann. Der andere von Flechsig für sie gebrauchte Name „Coagitationscentren“ (s. u.) ist deßhalb vielleicht bezeichnender. Nach Flechsigs Darstellung lassen diese Centren mikroskopisch einen besonderen charakteristischen Bau von einheitlichem Gepräge erkennen, welcher sie als Denkorgane von den ganz anders angeordneten inneren Sinnen (den Sinnessphären) unterscheiden läßt. Sie liegen 1) im Schläfen- und Hinterhauptslappen, 2) in der Insel, 3) im Stirnhirn.

„Noch einen Monat nach der Geburt sind die geistigen Centren unreif, gänzlich bar des Nervenmarks, während die Sinnescentren schon vorher, ein jedes für sich, völlig unabhängig von dem andern, herangereift sind. Erst wenn der innere Ausbau der Sinnescentren zum Abschluß gelangt ist, beginnt es sich allmählich in den geistigen Centren zu regen, und man gewahrt nun, wie von den Sinnescentren her sich zahllose Markfasern in die geistigen Gebiete vorschieben und wie innerhalb eines jeden der letzteren Leitungen, die von verschiedenen Sinnescentren ausgehen, mit einander in Verbindung treten, indem sie dicht neben einander in der Hirnrinde endigen.[1]) Die geistigen Centren sind also Apparate, welche die Thätigkeit mehrerer innerer

---

[1]) Gehirn und Seele, Rede geh. a. 31. Oct. i. d. Univ.-Kirche zu Leipzig von Dr. Paul Flechsig. II. verb., mit Anmerkungen u. 5 Tafeln versehene Aufl. 112 S. Leipzig, Veit u. Co., 1896.

[1]) Diese Ausführungen setzen die Kenntniß eines von Flechsig eingehend studirten Gesetzes voraus, wonach die langen Ausläufer der Nervenzellen, die ursprünglich grauen Fasern, sich zu verschiedener Zeit mit weißem Mark umgeben und dann erst reif und leitungsfähig werden. Nach Weigerts Methode kann man nun das Mark isolirt färben und aus den Bildern, welche Gehirnschnitte der verschiedensten Entwicklungsstadien geben, schließen, welche Systeme von Fasern zuerst heranreifen, welche zusammengehören und welche Functionen diesen oder jenen zukommen, wenn man mit dem Entwicklungsstadium der Markscheiden die Fähigkeiten des sich entwickelnden Organismus vergleicht. Diese Methode hat sich für Flechsig als die fruchtbarste erwiesen, den verwickelten Bau des Gehirns zu entwirren.

(und somit auch äußerer) Sinnesorgane zusammenfassen zu höheren Einheiten. Sie sind Centren der Association von Sinneseindrücken verschiedener Qualität, von Gesichts-, Gehörs-, Tasteindrücken u. s. w.; und sie erscheinen insofern auch als Träger einer „Coagitation",[1]) wie die lateinische Sprache prophetisch das Denken bezeichnet hat; sie können also specieller auch Associations- oder Coagitationscentren heißen."

„Diese aus dem anatomischen Bau sich unmittelbar ergebende, sich geradezu aufzwingende Hypothese könnte so lange für unzureichend begründet gelten, als sie nicht die Probe der klinischen Erfahrung bestanden hat; diese aber ergibt thatsächlich zahllose Beweise für ihre Richtigkeit."

„Die Erkrankung der Associationscentren ist es vornehmlich, was geisteskrank macht; sie sind das eigentliche Object der Psychiatrie. Sie finden wir verändert bei denjenigen Geisteskrankheiten, deren Natur uns am klarsten ist, weil das Mikroskop Zelle für Zelle, Faser für Faser deutlich die zu Grunde liegenden Veränderungen erkennen läßt; und so können wir direct nachweisen, welche Folgen es für das geistige Leben hat, wenn sie zu mehreren oder zu vielen, oder gar sämmtlich desorganisirt sind. In ein wirres Durcheinander gerathen die Gedanken, neue fremdartige Gebilde erzeugt der Geist, wenn sie krankhaft geneigt sind, und völlig verloren geht die Fähigkeit, die Vergangenheit zu nützen, die Folgen der Handlungen vorauszusehen, wenn sie vernichtet werden. Sie sind die Hauptträger von dem, was wir Erfahrung, Wissen und Erkenntniß, was wir Grundsätze und höhere Gefühle nennen, zum Theil auch der Sprache; und so wird alles dieses Können mit einem Schlage hinweggefegt, wenn z. B. Gifte (Alkohol, Morphium) die geistigen Centren ihrer Erregbarkeit berauben."

„Geistig völlig gleichwerthig sind diese Centren keinesfalls; bringt doch schon ihre verschiedene relative Lage zu den einzelnen Sinnescentren Besonderheiten mit sich; die klinische Beobachtung aber ergibt, daß bei Läsionen des hinteren großen Associationscentrums u. a. die Fähigkeit schwindet, gesehene oder getastete äußere Objecte richtig zu benennen, eventuell auch (bei doppelseitigen Störungen) richtig zu deuten und so richtige Gesammtvorstellungen von der umgebenden Außenwelt zu bilden, während die Erscheinungen bei doppelseitiger Erkrankung des vorderen Associationscentrums darin übereinkommen, daß die Vorstellung der eigenen Person als eines handlungsfähigen Wesens und die persönliche Antheilnahme an äußeren und inneren Geschehnissen irgendwie verändert werden, ja eventuell gänzlich verloren gehen." — Diese Centren sind es, deren Erkrankung den Menschen geisteskrank macht, während die Erkrankung der Sinnessphären die „gewöhnlichen" Gehirnkrankheiten, so z. B. verschiedene Formen der Sprachlosigkeit (Aphasie), der halbseitigen Blindheit, Lähmung u. dergl. bedingt. Die uralte Unterscheidung von Sinnlichkeit und Verstand gibt demselben Gedanken Ausdruck wie die Trennung eigentlicher Geisteskrankheit von „gewöhnlicher" Gehirnkrankheit und wie nun die von Flechsig gefundene natürliche Sonderung der Sinnes- und Associationscentren.

Von höchstem Interesse sind die weiteren Ausführungen Flechsigs über die pathologisch-anatomische Grundlage der einzelnen Geistesstörungen, z. B. der einzelnen Formen der progressiven Paralyse, des Größenwahns, der Ideenflucht, der systematisirten Verrücktheit (Paranoia), der hallucinatorischen Verwirrtheit u. s. w. Reiche Belehrung für Laien (besonders Juristen und Pädagogen) und Aerzte geben ferner die Darstellungen der moralischen Insanitas, dann — in den „Grenzen geistiger Gesundheit und Krankheit" — die Gedanken über Genie, Charakter, den Intellect des Künstlers und den des Gelehrten, sowie die scharfe Stellungnahme gegen Lombroso's Lehre vom „gebornen Verbrecher" als einem atavistischen Rückfall (!). Nicht als Bewohner des Grenzgebiets geistiger Gesundheit und Krankheit (wie jener italienische Forscher), sondern als die Besten seines Volkes betrachtet Flechsig die genial Veranlagten, die Aristokraten des Geistes.

Wie sich der Verfasser das Verhältniß seiner Wissenschaft zu den Fragen der Sittenlehre und überhaupt der moralischen Wissenschaften denkt, ersehen wir aus folgenden Schlußsätzen seines „Gehirn und Seele": „Fast möchte es wie eine Selbstanklage erscheinen, wenn ich schließlich auch darauf hinweise, daß, sowenig klares Wissen allein Tugend verbürgt, sowenig auch irgend welches sichere Wissen die Sittlichkeit gefährdet — und daß dies ganz besonders gilt von der Zurückführung der seelischen Erscheinungen auf materielle Vorgänge. Nicht zu dem Grundsatz gelangt die Gehirnforschung, daß alles begreifen gleichbedeutend ist mit alles verzeihen, im Gegentheil zu der festen Ueberzeugung, daß vieles besser sein könnte und daß der Mensch oder wenigstens die gesittete menschliche Gesellschaft in weitem Maße und mehr, als man gemeinhin denkt, die Fähigkeit besitzt, sich die Vorbedingungen für ein sittliches Handeln selbst zu schaffen. Nichts kann eindringlicher auf die Selbstverantwortlichkeit des einzelnen hinweisen, als die naturwissenschaftliche Seelenlehre, indem sie zeigt, durch welche körperlichen Einflüsse der Mensch sittlich sinken muß."

Dr. L. Heine.

---

[1]) cogito = cogito, zusammentreiben, verknüpfen, denken.

Mittheilungen und Nachrichten.

λ **München**, 15. Juni. K. Akademie der Wissenschaften. (Juni-Sitzungen.) I. In der philosophisch-philologischen Classe überreichte Professor Dr. v. Wölfflin das erste Heft des zehnten Bandes des von ihm herausgegebenen „Archivs für lateinische Lexikographie und Grammatik" und knüpfte daran Mittheilungen über die in der Pfingstwoche zu Wien abgehaltene Sitzung der Thesaurus-Commission (Comm. für Herausgabe eines latein. Wörterbuchs). Prof. Dr. E. Kuhn berichtete über einen von dem corresp. Mitglied Prof. Dr. Wilhelm Geiger in Erlangen eingesandten Bericht über seine mit Unterstützung unserer Akademie zum Zweck des Studiums der singhalesischen Sprache unternommene sechsmonatige Reise nach Ceylon. Der Bericht wird in den Sitzungsberichten der Classe gedruckt werden. Weiter referirte Prof. Kuhn über eine von dem corr. Mitglied Regierungsrath Dr. Emil Schlagintweit in Zweibrücken vorgelegte Abhandlung: „Die Berechnung der Lehre, eine Streitschrift zur Berichtigung der buddhistischen Chronologie, verfaßt im Jahre 1591 von Sureçamatibhadra, aus dem Tibetischen übersetzt und erläutert." Die Uebersetzung sammt dem Urtext soll in der Denkschrift der Classe in Quart veröffentlicht werden. Prof. Dr. Neumayer hielt einen für die Sitzungsberichte bestimmten Vortrag über die byzantinische Dichterin „Kassia". II. In der mathematisch-physikalischen Classe theilte der Classensecretär mit, daß die Akademie zur Feier des fünfzigjährigen Professorenjubiläums unsres auswärtigen Mitgliedes Lord Kelvin in Glasgow (William Thomson, des berühmten Physikers) am 15. Juni eine von ihm, neben dem Präsidenten der Akademie zu unterzeichnende Glückwunschadresse absenden wolle. Die Classe stimmt zu und ersucht ihr Mitglied Prof. Dr. v. Lommel, die Adresse zu entwerfen. Prof. Dr. Robert Hartig hielt einen anderwärts zu veröffentlichenden Vortrag „über den Einfluß des Rauches auf die Gesundheit der Nadelhölzer" und „über eine neue Tannenminirmotte (Argyresthia frondella)". Ebenso soll der von Prof. Dr. Jak. Rückert gehaltene Vortrag „über die Entwicklung des Spiraldarms bei Selachiern" an anderer Stelle publicirt werden. Prof. Dr. v. Lommel überreichte eine für die Sitzungsberichte bestimmte Mittheilung des Hrn. Dr. L. Fomm, Assistenten am physikalischen Institut der Universität München, über „die Wellenlänge der Röntgen-Strahlen". Prof. Dr. Dyck berichtete über die in der Pfingstwoche zu Wien gehaltene Versammlung von Vertretern der verbundenen wissenschaftlichen Körperschaften, an welcher für unsre Akademie, insbe-

sondere für die mathematisch-physikalische Classe, er selbst und Geh. Rath Dr. v. Gömbel theilgenommen haben. Die Wiener Versammlung hat sich insbesondere mit folgenden Gegenständen beschäftigt: 1) Mit der durch die Akademien zu Wien und München und die Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen geplanten gemeinsamen Herausgabe eines Lexikons der Mathematik. Die Classe stimmte den hierüber in Wien getroffenen Vereinbarungen ihrerseits bei. 2) Mit der Frage der Organisation gemeinsamer Untersuchungen über das Problem der Erdschwere; die Verständigung über ein Zusammenwirken der gelehrten Körperschaften mit der Commission für internationale Erdmessung bleibt weiteren Verhandlungen vorbehalten. 3) Der Entsendung junger Gelehrter an den botanischen Garten zu Buitenzorg auf Java; dem Wiener Beschluß, jedes Jahr mindestens einen Botaniker nach Buitenzorg zu senden, kann die Classe, bezw. unsre Akademie nur mit Vorbehalt zustimmen, da uns zur Zeit keine Mittel zu Gebote stehen, um alle vier oder fünf Jahre die Kosten einer solchen Sendung auf uns zu nehmen. 4) Dem Vorschlag der Royal Society in London, zur Herausgabe eines Katalogs naturwissenschaftlicher Schriften eine internationale Vereinigung zu bilden und Mitte Juli einen Congreß deßhalb in London abzuhalten, hat die Wiener Versammlung beigestimmt und die einzelnen wissenschaftlichen Körperschaften dringend ersucht, ihrerseits einen oder mehrere Vertreter abzuordnen; die Classe beschließt, das Präsidium zu ersuchen, ihr Mitglied Prof. Dr. Dyck als Vertreter unsrer Akademie nach London abzuordnen, und bestellt eine Commission zur weiteren Berathung der Angelegenheit. III. In der historischen Classe hielt Custos Dr. Simonsfeld einen für die Sitzungsberichte bestimmten Vortrag „Beiträge zur bayerischen und Münchener Geschichte". — In den drei Classen lagen Exemplare der jüngst vollendeten Bodensee-Karte zur Ansicht auf; diese Karte ist nach den Beschlüssen der internationalen Commission der fünf Bodensee-Uferstaaten durch das eidgenössische topographische Bureau in zwei Blättern im Maßstabe 1:50,000 ausgeführt worden; für den bayerischen Staat hat sich an den Vorarbeiten unsre Akademie betheiligt, welcher demnach auch die entsprechende Anzahl von Exemplaren der Karte zugewiesen wurde. Diese Exemplare sind zum größten Theile staatlichen Behörden und Instituten, höheren und mittleren Schulen, sowie wissenschaftlichen Vereinen als Geschenk überreicht worden; ein kleiner Rest wurde Theodor Riedels Buchhandlung, als dem Depot der kgl. bayerischen und württembergischen Generalstabskarten, zum Verkauf in Commission übertragen. — Als Vertreter der Gesammtakademie bei dem am 1. Juli stattfindenden 50jährigen Stiftungsfest der kgl. Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften wird sich Prof. Dr. E. Kuhn nach Leipzig begeben.

* **Freiburg**, 14. Juni. Der Professor für deutsches Recht an der hiesigen Universität Dr. Konr. Cosack hat einen ehrenvollen Ruf nach Bonn erhalten; es soll jedoch Aussicht bestehen, daß diese tüchtige Lehrkraft unsrer Hochschule erhalten bleibt.

γσ **Berlin**, 14. Juni. In der gestrigen außerordentlichen Sitzung der „Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte" berichtete der stellvertretende Vorsitzende Geheimrath Virchow über die von Vaughan Stevens eingesandten Berichte betreffend den Stamm der Jakuns, deren Herkunft und Entwicklungsgeschichte noch in tiefes Dunkel gehüllt ist. Der Reisende selbst, der soweit hergestellt ist, daß er sich nach Tasmanien hat begeben können, hat Schädel und Skelettheile aus dem Indischen Archipel eingesandt. Dr. Reinke legt eine Arbeit über barbarische und griechische Spiegel vor. Geheimrath Virchow gibt Aufschluß über die Zusammensetzung eines siebenbürgischen Metallfundes, der in der Nähe großer alter Idole sich fand und bei chemischer Analyse 7—8 Proc. Zink, 11 Proc. Blei und 1 Proc. Eisen aufwies, woraus der Finder, Dr. Heim (Danzig) den Schluß zog, in Siebenbürgen sei Zink zuerst in prähistorischer Zeit gefunden, dies stimme mit den von Strabon mitgetheilten Nachrichten überein, wonach sich bei Andeira in der Troas ein „Gestein finde, das beim Brennen sich in Eisen verwandle" und das er als ψευδάργυρος bezeichnet, das dem Zink entsprechen würde. Nach der Analyse durch Geheimrath Landolt nun handelt es sich bei diesem Metallfunde um keine Legirung, sondern es sind aufeinander gelegte Metallplatten, aus denen das Stück besteht, es ist also hier kein ψευδάργυρος. Auch ist Strabon, ein der Kaiserzeit angehörender Autor, für die prähistorischen Dinge kein bündiger Zeuge, da zu seiner Zeit schon Zink zur Legirung der Münzmetalle in Anwendung kam. — Danach führte Dr. Ohnefalsch-Richter in vorzüglichen Projectionsbildern die von ihm bei seinen neuesten Ausgrabungen auf Cypern gemachten Funde der Gesellschaft vor. Diese Ausgrabungen, die zu Schlüssen über den Ursprung der Kupferzeitcultur der Mittelmeerländer Europa's führen (vergl. Beilage Nr. 118, vom 22. Mai dieses Jahres), sind im Auftrage Sr. Majestät des Kaisers und der Rudolf Virchow-Stiftung ausgeführt worden. Die ersten Bilder stellten Idole dar in drei-Aestra-Form des Bietidols, dabei eine Figur eines Klageweibes, Idole mit Vogelkopf, die der Bronzezeit und der Mykenezeit angehörigen, Astarte-Aphroditefiguren, aus

Lusignan, wie Sanct Hilarion, 2000 Fuß über dem Meere gelegen; an die Zeit der Herrschaft Venedigs auf der Insel erinnern die Markuslöwen über dem Hafenthore, des von den Engländern noch immer nicht gereinigten herrlichen Hafens von Famagosta, wie das Stammkloster der Pagania von Romeni. Ueberwältigend wirkt auf den Beschauer ein mit wenig Zugängen und Oberlicht versehener, von Gefangenen angelegter antiker Steinbruch, in dem zu arbeiten das Loos Elender gewesen ist, — eine Arbeit, wie sie heute kaum unter ähnlichen Umständen sich ausführen ließe. Der Muschelkalk des Tafelberges birtet dem Geologen die mannichfachsten Species und hat zur Feststellung einiger bisher nicht bekannter Spielarten geführt. Die cyprischen Webestühle haben, trotz des Einflusses, den der heute auf ihnen gewebte Crêpe auf die englischen Moden seit der Colonial Exhibition in London ausübt, heute noch die gleiche Form wie im Alterthum; sie hängen an zwei Nägeln, die man oft, aus Silber oder aus Gold verfertigt, in Frauengräbern findet, wohin sie als Beigabe der Weberin mitgegeben waren. Selbst die Verfertigung keramischer Waaren ohne Töpferscheibe hat sich in den Bergdörfern bis zum heutigen Tage erhalten und wird meist von Frauen ausgeführt. Die vom Volke heute hergestellten Waaren zeigen noch vielfach die uralte Form und Technik, so die Fußvasen mit Brustwarzen, die Gefäße mit Ochsenkopf und seltsamem Ausguß, ein Beweis der conservativen Art dieses Inselvolkes, dessen Landschaft zu den schönsten gehört und Oliven wie Caruben oder Johannisbrod gedeihen läßt. — Es folgten die Mittheilungen des indischen Forschers und Reisenden, Professor Dr. Oppert, über die Völkerstämme der Todas und Kotas auf den Nilagiri im südwestlichen Vorderindien, die gleichfalls durch zahlreiche Projectionsbilder der Landschaft, wie der Völkertypen auf das beste illustrirt wurden. Auf dem 11. Grad nördlicher Breite und zwischen dem 76. und 79. Grad östlicher Länge von Greenwich lebt auf den Bergen des Nilagiri das eingewanderte friedliche Volk der Todas, das heute, obgleich es keine Waffen besitzt, doch als Eigenthümer des Grundes und Bodens angesehen wird. Ob die vorhandenen Alterthümer diesem Volke angehören, ist zweifelhaft; vielleicht gehören die in Gräbern gefundenen Lanzen und Ackerbaugeräthe den Kurumba an, oder die Todas, heute Hirten, sind ehemals Ackerbauer gewesen, wie sie auch noch heute bei Leichenverbrennungen Pfeil und Bogen verbrennen, was auf eine kriegerische Vergangenheit vielleicht Bezug haben mag. Sie galten früher wohl für Semiten, sind indessen als Dravidier zu betrachten. Sie verehren den Jägergott Bedakan und behaupten Sänftenträger des Rabana gewesen zu sein, auch verehren sie die Schwester des Rabana, die Göttin Schupanaka, in Tempeln. Toda bedeutet Gebirgsbewohner, und wegen ihrer Behaarung nannte man sie wohl früher Kohnn-Affen; da k und t in den dravidischen Sprachen häufig wechseln, hat der Volksname diese Laute vertauscht, vielleicht stammt er auch von dem Namen des Landes Kodanat, dem alten Wohnsitz der Todas, mit Vertauschung des ersten consonantischen Lauts. Sie hatten ursprünglich Menschenopfer, dann Büffelopfer ihrem Gott dargebracht, heute opfern sie am Neujahrstag nur Milch und Blut von Thieren. Bei den Todas haben die Frauen volle Freiheit, sie haben die Polyandrie, die Eheform der dravidischen Völkerschaften, nach theilen sich in fünf Kasten, deren zwei erste, die der Paiki und der Varjo, Priesterkasten sind. Die Leichen werden bei ihnen vor der Verbrennung mit dem Haupt zur Erde gewandt. Ihre Zahl soll nach dem jüngsten Census nur noch 736 betragen, die Polyandrie vermuthlich und sicherlich der Branntwein richten sie zu Grunde. Die Kotas, ebenfalls Dravidier, sind heute auf allen Straßen Südindiens als Handwerker, Ackerbauer, Musikanten und als Träger zu treffen, sie leben ohne Kasten, in je einem Tempel verehren sie den Gott Kamatarajn und die Göttin Kamassima. Aus je einem Schweißtropfen des Gottes, so erzählen sie, seien die Kurumba, die Todas und sie selbst entstanden, den Kurumba habe der Gott Kalbfleisch zu essen gestattet, den Todas Milch zu trinken, ihnen selbst alles, selbst Rindstrich zu essen, das den Hindus ein Gräuel ist. Auch der Name der Kotas bedeutet Bergbewohner. Der Vortragende zeigte eine reiche Sammlung südindischer Gebirgslandschaften zur Belebung seiner Darstellung, Landschaften von Utakamand, Potagri, dann Berge Drug; überall finden wir den Eucalyptus in reichlicher Zahl und als Charakteristikum der Landschaft. Die Todas sind von den Kotas und Bntaga durch ihre starke Behaarung wie dadurch unterschieden, daß sie stets bauthäuptig sind. Ihre Tempel stellen sich als kirchthurmartige, runde Bastgeflechte dar, auf deren Spitze ein Stein sitzt. Die Bataga bemalen ihre Tempelbauten mit Thieren und verehren als den höchsten Gott den Riana, dessen hoch zu Roß ragende Gestalt man oft in Südindien findet. Das aus Mörtel gefertigte Götterbild, dessen Pferd die Vorderfüße auf die Häupter zweier Diener stützt, ist stets begleitet von einem zweiten, den Teufel darstellenden Idol. Riano, der als ein „wilder Jäger" aufgefaßt wird, reitet nächtlicher Weile durch die Dorfschaften, und jeder ihm begegnende Mensch, der ihn sieht, ist des Todes. Dieses solchem eigenthümlichen Glauben hingegebene Volk treibt indessen auf den Märkten Südindiens lebhaften Handel und entbehrt keineswegs eines gewissen Grades von Intelligenz.

* **Wien**, 15. Juni. Morgen feiert der Paläontologe und Botaniker Regierungsrath Professor Dr. Constantin Frhr. v. Ettingshausen in Graz seinen 70. Geburtstag. Der Jubilar stammt aus einer um Oesterreich hochverdienten Familie. Sein Großvater war General Constantin v. Ettingshausen, der letzte Reichs-Flügeladjutant des hl. römischen Reiches, einer der tapfersten und trefflichsten Mitkämpfer des Erzherzogs Karl. Dessen Sohn Andreas, der berühmte Mathematiker und Physiker, war der Vater des Jubilars. Constantin, geboren am 16. Juni 1826 in Wien, widmete sich zunächst medicinischen Studien. Doch zog ihn früh die Botanik an. Die Physio-Paläontologie war hier seine besonders gepflegte Specialität. Als promovirter Doctor der Medicin wurde Ettingshausen Assistent bei dem Botaniker Endlicher, später Custosadjunct an der geologischen Reichsanstalt, dann Professor der Zoologie, Botanik und Mineralogie an der militärischen Josephs-Akademie, 1871 aber an der Universität in Graz, wo er ein hervorragendes paläontologisches Institut geschaffen hat. Besonderes Gewicht legte Ettingshausen auf das Studium der Tertiärflora; aus allen Theilen der Welt wurde ihm wissenschaftliches Material zur Bearbeitung übersendet. Im Wiener k. k. naturhistorischen Hofmuseum, wo Ettingshausen an der Neuaufstellung hervorragend thätig war, sieht man eine von ihm angelegte Sammlung; im Grazer Landesmuseum stellt er eben eine durch das Land aus ihm erworbene Sammlung von Pflanzen-Fossilien auf. Die zahlreichen Freunde und Verehrer des bescheidenen Gelehrten werden es sich nicht nehmen lassen, seinen morgigen Ehrentag nach Gebühr zu feiern. — Der Privatdocent Dr. Adalbert Graf Dzieduszycki wurde zum außerordentlichen Professor der Aesthetik an der Universität in Lemberg ernannt.

* **London**, 13. Juni. Dr. Middleton, der Director des Museums von Süd-Kensington, ist am 10. Juni plötzlich gestorben. Er war eine Autorität auf dem Gebiete der Kunst- und Alterthumswissenschaft.

* **Washington**, 12. Juni. Präsident Cleveland hat eine wissenschaftliche Commission eingesetzt, um das Leben der Robben im nordpacifischen Ocean und im Behringsmeer zu untersuchen. Zu Commissären sind ernannt: Professor Jordan von der Universität Stamford, Majorlieutenant Moser, die Custoden Stejneger und Lucas vom Nationalmuseum und der Fischermeister Townsend.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 13. bis 15. Juni folgende Schriften eingegangen:

Hans Land: Um das Weib. Roman. Berlin, S. Fischer 1896. — Hedwig Dohm: Sibilla Dolmar. Roman. Ebd. 1896. — Felix Holländer: Pension Fratelli. Roman. 2. Aufl. Ebd. 1896. — George Egerton: Discrepanzen. Uebersetzt von Dora Landé. Ebd. 1896. — Peter Nansen: Aus dem ersten Universitätsjahre. Roman. Ebd. 1896. — Th. Groll: Jakobe von Baden. Roman. Barmen, D. B. Wiemann. — J. B. Widmann: Spaziergänge in den Alpen. Wanderstudien und Plaudereien. 3. Aufl. Frauenfeld, J. Huber 1896. — F. Kliack-Lötetsburg: Die Herren von Dummin. Roman. Berlin, O. Janke 1896. — Marie Stahl: Frauenehre. Roman. Ebd. 1896. — Ernst Lemdach: Auf der Sonnenseite. Geschichten. Leipzig, C. Reils Nachf. — R. Zoozmann: Ausgewählte Gedichte. Leipzig, P. Friesenhahn 1896. — Calibau: Herunter mit der Maske! Flora Gaß ein Gretchen für die Siècle in ihrer eigenen Beleuchtung. Leipzig, R. Kahle. — J. Rodl: Abbazia als Wintercurort und Seebad. Mit Illustrationen. Zürich, O. Füßli 1896. — Prachtalbum der Berliner Gewerbe-Ausstellung 1896. Text von P. Lindenberg. 1. Theil. Berlin, the Werner Company. — R. Freisanff v. Neudegg: Das Salzkammergut, Tirol und Oberbayern. 20. Aufl. Mit Karten ꝛc. Georg Marin: Neuester Plan und Wegweiser von München. 21. Aufl. (Griebens Reisebücher.) Berlin, A. Goldschmiot 1896.

Jahrgang 1896. München, Mittwoch, 17. Juni. Nummer 138.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.50, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Beilagexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber i. V.: Alfred Frhr. v. Menfi in München.

Uebersicht.

Der Cultus des Wassers und seine abergläubischen Gebräuche. I. Von Gräfin Ersilia Caetani-Lovatelli. — Die althistorische Lützelburg. Von Dr. Franz Bock. — Mittheilungen und Nachrichten.

Der Cultus des Wassers und seine abergläubischen Gebräuche.

Aus dem Italienischen der Gräfin Ersilia Caetani-Lovatelli.

I.

„Das Beste ist das Wasser“, rief Pindar, und das ganze Alterthum widmete dem Wasser einen besonderen Cult und ehrte es in seinen vielfachen verschiedenen Wirkungen.

Die Philosophie schrieb noch, als sie sich bereits von der religiösen Idee und ihren Symbolen gesondert hatte, dem Wasser gewissermaßen göttliche Bedeutung und Eigenschaften zu. Es galt bei den Griechen wie bei den anderen alten Völkern als das eigentlich zeugende Element und somit als der Ursprung nicht nur des Denkens, sondern geradezu des Seins, als Werkzeug und Dolmetscher der Offenbarung.

Die ersten und ältesten Dichter nannten Oceanus und Tethys die Schöpfer des Universums und ließen die Götter bei den Wellen des Styx schwören. Homer erklärte den Oceanus für den Vater der Götter, und Thales, der seine Kosmogonie auf ähnliche Vorstellungen gründete, stellte die Welt als die Entwickelung und Fortbildung eines Keimes dar, dessen Grundbestandtheil das Wasser bildete, während Hippo der Meinung war, daß selbst die Seele diesem Element entstamme. Somit kann es nicht wundernehmen, daß man seinen symbolischen Verkörperungen die Seherkraft beilegte, die ja selbst nichts Anderes ist als die von der Zeit und dem Raume befreite Intelligenz. Deßhalb schrieb man allen Wassergottheiten, sowohl denen, welche die süßen Gewässer sanft dahingleiten lassen, wie den Kindern des Pontus, welche die bitteren Meereswellen erregen, prophetischen Charakter zu. Trotzdem begegnen wir in der langen Liste der Orakel keinem Namen, der auf die unzählbare Schaar der Meergötter zu beziehen wäre; denn obschon die Sirenen den Vorüberfahrenden, welche auf sie stießen, vielerlei Dinge, darunter die Kunst, in die Zukunft zu schauen, versprachen, so können doch jene Wesen nicht als weissagend angesehen werden.

Nach einigen sollen die ersten Verse der Bibel die Welt im Beginn als flüssig hinstellen; im Buch der Propheten wird deutlich auf eine symbolische Quelle hingedeutet, die für das Haus Davids und alle Bürger des neuen Jerusalem sich ergoß, und deren erneuernde Gewässer die Kraft haben sollten, die Sünden abzuwaschen und die inneren Gebrechen und Befleckungen fortzunehmen.

In Aegypten war das feuchte Chaos der Stoff, aus welchem Rha, der höchste Gott und die die Welt erleuchtende Urvernunft, hervorging. Es ist allbekannt, daß die Aegypter außer der Verehrung, welche sie für das Wasser als Element unter der Gestalt des Gottes Kanopus hegten, dem Nilstrome einen abergläubischen Cultus erwiesen mit besonderen Opfern und Festen, den sogenannten „Niloa“, die beim Anschwellen des Flusses gefeiert wurden und an denen die Priester theilnahmen, indem sie ehrerbietig Gaben und Münzen in den Strom warfen. Weil das Nilwasser als heilig erachtet wurde, findet man in einigen Grabinschriften den frommen Aufruf an den Todten gerichtet: „Möge Osiris ihm das frische Wasser reichen“, d. h. das kühlende Wasser des Nils, indem Osiris und der Nil oft als eins betrachtet wurden. Mit Gaben und Opfern ehrten die Phönicier den Dagon, eine Gottheit, die halb Mann halb Fisch war, und die Syrer die Derketo, ein Wesen halb Weib halb Fisch. Die babylonische Religion entnahm dem Meeresschooße ihre Fischorakel. Man sagt, daß die ursprünglichste babylonische Cultur dem Oannes zu verdanken sei, einem Ungeheuer halb Mann halb Fisch, das jeden Morgen dem Meere entstieg und Abends wieder in dasselbe hinabtauchte, wozu ich beiläufig bemerken möchte, daß auch die Fische im Brunnen des Apollo Surius in Lycien, welche durch anhaltende Flötentöne an die Oberfläche des Wassers gelockt wurden, gute oder böse Zeichen gaben, je nachdem sie das ihnen zugeworfene Fleisch fraßen oder verschmähten.

Bei den Ariern findet man den Glauben, daß das Wasser der Urgrund und die Allmutter des Lebendigen sei; diesen Glauben besaßen sie schon in der Zeit der Veden, lange bevor in der Kosmogonie, die das Buch des Manu einleitet, die Gewässer als die erste Schöpfung Brahma's geschildert werden, welcher dort „der sich im Wasser bewegende“ genannt wird. Das Wasser wurde auch deßhalb angerufen, weil es vom Himmel kommt und gegen Krankheiten und Uebel hilft.

Die Fluthen des Ganges, des heiligen Stroms Indiens, werden noch heute als reinigend angesehen; daher der Brauch, die Kranken hineinzutauchen und die Leichname hineinzuwerfen. Viele ertränken sich freiwillig darin in der Hoffnung, so zur ewigen Seligkeit einzugehen. Gangeswasser pflegt man in kleinen Fläschchen aufzubewahren; die Reichen sorgen dafür, daß ihre Leichen verbrannt und die sorgfältig gesammelten Reste in den Ganges gestreut werden. Der brahmanische Gott Wischnu kommt aus dem Wasser, lebt in ihm und durch dasselbe; nur im Wasser ist er mächtig. Das Wasser der großen indischen Fluth, von der die Sagen der Veden und der Epen reden, wäscht die Sünden der Welt ab. Durch Wasser können viele leichtere Sünden abgewaschen werden; da aber nicht alle nach den heiligen Flüssen oder nach den von den Buddhisten verehrten Bergen Tibets pilgern können, so gibt es in Indien zahlreiche öffentliche heilige Brunnen, „ta thah“ genannt, deren Wasser man nur zu berühren braucht, um an Leib und Seele gereinigt zu sein. Diese Abwaschung muß jedoch, wenn sie wirksam sein soll, von besonderen Gebeten und Opfern an Speise, nicht selten auch an Gold, Silber oder Edelsteinen begleitet sein, welche dem den

Digitized by Google

ta thah bewachenden Einsiedler eingehändigt werden. Wenn die Inder in diese heiligen Brunnen steigen, so tragen sie stets Sorge, das Gesicht gegen Osten oder Norden zu wenden. Die Scythen weihten der Donau einen besonderen Cult, wie die Gallier und Germanen den Gewässern des Rheins.

Um endlich zu den Griechen und Römern zu kommen, von denen ich hauptsächlich handeln will, so hielten sie gleich den übrigen Völkern des Alterthums das Wasser in hoher Verehrung. Da es als befruchtendes und erneuerndes Element, möge es aus den Wolken des Himmels herabströmen oder dem Schooße der Erde entspringen, in allen arischen Mythologien als Uebertragungsmittel nicht allein der Kraft, sondern auch des Gedankens der Gottheit erscheint, so wurden, wie schon früher bemerkt, alle dem nassen Elemente angehörenden Gottheiten als prophetisch und poetisch begabt angesehen. Der Quell Aganippe auf dem Helikon soll zahlreiche Visionen in der Seele der Dichter erregt haben, und das Wasser des kastalischen Quells war nothwendig zu prophetischer Begeisterung und dichterischem Schwung. In der Höhle des Trophonius begünstigte und erleichterte das Murmeln des Wassers die Visionen.

Die Musen waren anfänglich nur Verkörperungen der Quellen, deren Gewässer zugleich mit dem dichterischen Wahnsinn die Gabe der Weissagung verliehen; die Nymphen, Gottheiten der Quellen und Brunnen, welche in thauigen Grotten und unter dem grünen Laubdache blumiger Haine wohnten, genossen hohe Verehrung, namentlich die, welche den als heilkräftig geltenden Gewässern vorstanden. Auf diese allgemeine Anschauung sind ohne Zweifel die Marmordenkmäler zurückzuführen, auf welchen man liest: „Nymphis salutiferis", „Nymphis pro salute", sowie das ihnen geweihte capitolinische Relief, auf dem man die drei Grazien neben Aesculap abgebildet sieht, lauter Votivdenkmäler und Zeichen der Dankbarkeit der Kranken für die Nymphen, die selbst zuweilen „Aquae ferventes" genannt werden. „Stunde der Nymphen" hieß bei den Griechen die fünfte Stunde des Tages, welche die Badezeit war.

Man glaubte überdies, daß, wer immer dem Blicke einer jener göttlichen Jungfrauen begegnet sei, sofort von einer Art ekstatischen Wahnsinns erfaßt werde, der die Kraft verleihe, zukünftige Dinge zu errathen; die, welchen solches begegnete, wurden von den Griechen nympholeptoi, von den Lateinern lymphatici oder lympdati, d. h. „von den Nymphen Ergriffene", genannt. Als solchen erklärt sich Sokrates halb im Ernst, halb ironisch, als er es im Schatten der Platanen am Ufer des Ilissos unternimmt, über die Schönheit zu sprechen.

Es war allgemeine Ansicht, daß die Nymphen eine Art übernatürlicher Erregung in der menschlichen Seele hervorbrächten, die alle möglichen Formen annahm: vom Liebestaumel, der den schönen Hylas in die Wassertiefe hinabzog, bis zur dichterischen Begeisterung, durch welche die Musen ihren Günstlingen die Gabe verliehen, Vergangenheit wie Zukunft zu besingen. Die Nymphen des Kithäron, Sphragitiden genannt, waren so freigebig mit dieser Gabe, daß ihre Grotte als ein Orakel angesehen werden konnte. So nennen sie Plutarch und Pausanias thatsächlich, obschon beide davon als von einem längst verschwundenen Orakel sprechen, von dem in ihrer Zeit nur noch eine unbestimmte Erinnerung vorhanden war.

Das Wasser einiger Quellen und die Dämpfe, die aus gewissen unter dem Schutze der Nymphen stehenden Grotten aufstiegen, versetzten, wie man glaubte, in Raserei; in den ihnen geheiligten Höhlen legte man sich zuweilen zum Schlafe nieder, in der Hoffnung, sie im Traume erscheinen zu sehen.

In Delphi war die Quelle Kassotis den Musen geweiht, die über die prophetischen Kräfte jener Gewässer geboten und deßhalb ein Heiligthum bei denselben besaßen. Sie tauchten sich gern in die Wellen des Flüßchens Permessos, in die des Olmeios und in die Quelle Aganippe, tanzten und tummelten sich um dieselbe und um die Wahrsagegrotten, während die Thäler und Hügel vom Echo ihrer melodischen Gesänge widerhallten. Der pimplejische Quell auf dem Olympus und die Hippokrene auf dem Helikon, welche unter dem Hufschlag des Pegasus entsprungen war, waren beide den Musen geweiht, welche die ewige Jugendlichkeit ihrer göttlichen Angesichter oft darin erneuerten. In dem Quell Klepsydra bei Ithome sollten, wie es hieß, die Nymphen den Jupiter als Kind gebadet haben, weßhalb sein heiliggehaltenes Wasser alltäglich in den Tempel des Jupiter von Ithome gebracht ward. —

Den Römern war vor allem der Tiber heilig — „caelo gratissimus amnis". Ihm zu Ehren begingen in der Kaiserzeit die Fischer mit festlichen Spielen die Portunalia oder Tiberinalia, die in Rom in der Nähe des pons Aemilius und in Ostia, wo der Strom ins Meer fließt, stattfanden. Aber der merkwürdigste und älteste Beweis dieser Verehrung des „Pater Tiberinus", unter welchem Namen er in den öffentlichen Gebeten angerufen wurde, ist zweifellos die enge Verbindung zwischen den Functionen der Priester und der Herstellung der Brücken, woraus geradezu die Bezeichnung pontifices („a ponte faciendo") hervorging. Der ganz aus Holz gebaute Pons Sublicius, die angeblich vom König Ancus Marcius erbaute älteste Brücke Roms, wurde, wenn sie in irgend einem Theile schadhaft war, von den Priestern ausgebessert, welche bei dieser Gelegenheit gewisse Opfer darzubringen hatten. Einen anderen Beweis für diesen Cultus besitzen wir in den Argeerprocessionen im Monat Mai, bei denen die Priester, die Vestalinnen und Prätoren, von der gesammten Bürgerschaft begleitet, sich auf jene Brücke begaben, von welcher dann die Vestalinnen einem alten Brauch zufolge und nach Darbringung eines besonderen Opfers 24 Schilfpüppchen in den Fluß warfen. Die Römer verehrten deßgleichen Fontus, den guten Genius der Quellen, und während der „Fontinalien", der ihm geheiligten Feste, die in den October fielen, warf man Kränze in die Quellen und bekränzte die Brunnen. Er besaß Altäre und Heiligthümer an verschiedenen Stellen der Stadt und einen besonderen Altar, Ara Fonti genannt, unweit des Grabes des Numa; endlich wurde auch ein Thor der servianischen Mauer auf dem Quirinal das fontinische genannt.

Die Quelle der Egeria vor dem capenischen Thore ist in der Geschichte Roms durch die geheimen Berathungen berühmt, welche König Numa daselbst vorgeblich mit der Nymphe dieses Namens hatte. Sie stand unter der besonderen Obhut der Vestalinnen, welche aus ihr das Wasser zum Besprengen des Tempels schöpften. Nicht minder berühmt war der Quell der Juturna (Fons Juturnae) neben dem Tempel des Castor und Pollux auf dem römischen Forum, wo nach einer alten Tradition die göttlichen Zwillinge in der Gestalt schöner Jünglinge auf weißen Rossen erschienen waren, um dem Volk den Sieg zu verkünden, den der Dictator Aulus Postumius in der letzten Schlacht gegen die Tarquinier am See Regillus erfochten hatte. Der Vorfall ist auf dem Revers einer Münze dargestellt, welche Aulus Albinus zur Erinnerung an den von seinem berühmten Ahnen gewonnenen Sieg prägen ließ. Man sieht die Dioskuren, auf ihre Lanzen gestützt, neben ihren Pferden, welche an einem Brunnen stehen, ohne Zweifel dem der Juturna, deren Cultus nicht allein von Frontinus, Propertius und Varro, sondern auch durch Denkmäler bestätigt wird. Professor Tomassetti entdeckte vor einigen Jahren in der Inschriftengalerie des Vaticans ein Weihbecken aus Travertin, das von Tiberius Julius

Digitized by Google

Staphilus und Nymphius, Vater und Sohn, der Juturna geweiht war. Sowohl die Gestalt dieses Monuments wie sein Gebrauch nöthigen uns, es mit dem Brunnen beim Castor- und Polluxtempel in Verbindung zu bringen.

Ein anderer Brunnen oder Quell der Juturna befand sich in der Nähe des Flusses Numicius in Latium, dessen Wasser für die Reinigungsopfer nach Rom gebracht wurde. Da man demselben eine wunderbar geheimnißvolle Heilkraft zuschrieb, so pflegte man es an die Kranken abzugeben. Echt römische Feste, die sogenannten Jutuenalien, wurden zu Ehren Juturna's von allen Vereinen der Gewerbtreibenden gefeiert, welche zur Ausübung ihres Gewerbes des Wassers bedurften. Der Bach Almo vor der Porta Capena, der „lubricus, cursu brevissimus Almo" des Ovid, der heutige „Acquataccio", ist wohlbekannt durch die jährliche Feier, welche die Cybelepriester daselbst begingen, indem sie in dem Wässerchen das Bild der Göttin und die ihr geheiligten Geräthe wuschen. (Et lotam parvo revocant Almone Cybeben.)

Die „Aqua Mercurii", den Lupercalquell, den Brunnen des Picus am Aventin und viele andere übergehe ich, die, obgleich vielleicht nicht so wichtig, sämmtlich unter dem Schutz von Göttern und wohlthätigen Genien standen.

Daß man überhaupt dem Wasser eine läuternde Wirkung zuschrieb, unterliegt keinem Zweifel; man braucht sich nur doron zu erinnern, doß es ständiger Gebrauch war, nicht allein vor einer Opferhandlung, sondern auch nach dem Betreten eines Hauses, in dem sich ein Todter befand, die Hände zu waschen. Zu diesem Zwecke setzte man sowohl an die Thüre eines solchen Houses wie auch vor die Tempeleingänge ein Gefäß, welches die Griechen perirrhanterion, die Römer aquiminale nonnten, mit dessen reinigendem Wasser Jeder beim Hinein- und Hinausgehen sich zu besprengen hotte. Mit solcher Idee der Reinigung steht auch die Ceremonie im Zusammenhange, welche die Neuvermählten in Griechenland am ersten Tage ihrer Ehe vornahmen, indem sie sich im Wasser einer bestimmten Quelle bodeten, das ihnen ein „lutrophoros" genannter Knabe brachte. Daraus entstand auch der Gebrauch, auf dem Grabe derer, welche unvermählt starben, die Gestalt eines lutrophoros als Sinnbildes der Ehelosigkeit anzubringen. In Athen war das Wasser der Quelle Kallirrhos diesem Gebrauch geweiht.

Das Wasser bildete auch im Alterthum eines der gewöhnlichsten Wahrsagungsmittel. Die Kunst, vermittelst desselben zu weissagen, hieß Wasserdeuterei, Hydromantie oder Pegomantie. Sie wurde ausgeführt, indem man entweder eine gewisse Anzahl Steine hineinwarf, oder Glasgefäße hineinlauchte und aufmerksam die durch den Foll der ersteren verursachten kleinen Kreise oder den Andrang des Wassers in die letzteren beobachtete, um daraus alles zu entnehmen, was man wissen wollte.

Außerdem gab es die Lekanomantie, d. h. die Kunst, vermittelst gewisser Zaubereien über einem Gefäß voll Wasser oder einer anderen Flüssigkeit die Schatten der Verstorbenen zu beschwören und verborgene Dinge zu enthüllen. Wenn man einige Gold- oder Silberplättchen, oder mit eingeritzten Zeichen versehene Edelsteine hineingeworfen hatte, erfolgte aus dem Grunde des Beckens die ersehnte Antwort. Dieser Brauch scheint sich bis in die letzten Zeiten des Heidenthums erhalten zu haben, wie folgende Erzählung beweisen dürfte: Ein gewisser Latinus, der Christ war und die Circusspiele eifrig besuchte und beharrlich im Spiele verlor, befragte deßhold einen in großem Rufe stehenden Mönch, nomens Hilarion, nach der Ursache seines anhaltenden Mißgeschicks. Der Mönch ließ auf einem mit Wasser gefüllten Becken die Pferde und Wagen des Circus erscheinen und zeigte ihm, daß seine Faction behext sei. Darauf lobte er Gott, führte dos Kreuzeszeichen aus und machte die Beherung unverweilt zunichte.

Dieser uralten und abergläubischen Art der Weissagung hat bekanntlich in unsrer Zeit noch der erste deutsche Dichter, Goethe, gehuldigt, als er, im Zweifel, ob er sich der Malerei oder der Dichtkunst ergeben solle, nach altgermonischem Brauch sein Messer in das Wasser der Lahn warf, wie seine Altvordern gethan hatten, die am Rhein der Lekanomantie huldigten.

Doch kehren wir zu den Alten zurück. Am Tage des Jnofestes warf man beim Orakel von Epidaurus Limera gebackene Fladen in einen Brunnen; gingen sie unter, so war es ein gutes Zeichen, andernfalls ein böses. Ein ganz ähnliches Wasserorakel war der Aphrodite geheiligt; es befond sich in Aphaka, zwischen Byblus und Heliopolis, wo alle die, welche behufs Verehrung der Göttin hinkamen, Gaben von Gold, Silber oder sonstigen Kostbarkeiten in ein wunderthätiges Gewässer beim Tempel warfen. Waren die Gaben der Göttin nicht genehm, so kamen sie wieder auf die Oberfläche, so sehr dies auch in Anbetracht ihrer Schwere unmöglich erscheinen mußte. Constantin hob den Cultus der Aphrodite von Aphaka, dessen Gebräuche allzu ausgelassen waren, auf und beseitigte dos Orakel.

In Paträ (in Achaja) hatte Gäa im Verein mit Demeter und Persephone ein Orakel, das ausschließlich ärztlichen Consultationen gewidmet war. Dieselben wurden bewerkstelligt, indem man einen runden Spiegel an einem dünnen Bindfaden in den Quell hinabließ, so doß er nur die Oberfläche berührte. Unter Anrufung der Göttin und Verbrennung duftenden Weihrauchs schaute man dann in den Spiegel. Sollte der Kranke genesen, so erblickte mou ihn frisch und gesund, im entgegengesetzten Falle als Leiche. — Das Orakel des Apollo Thyrxeus zu Cyaneä in Lycien ertheilte seine Antworten, indem es im Wosser eines Quells alles erscheinen ließ, was man zu wissen wünschte. Wer es aber wagte, einen anderen, demselben Gott bei Colophon geheiligten Quell zu befragen, der hatte, wie mon glaubte, nicht lange mehr zu leben.

Italien besaß außer den berühmten Quellen, von denen wir einige schon erwähnt haben, auch weissagende und wunderkräftige Gewässer, wie z. B. die am Fuße des Aetna neben dem Tempel der Paliken, der Dioskuren Siciliens, wo sich zwei kleine Seen mit kochendem, schwefelhaltigem Wasser befanden, die das Volk als die Wiege jener Gottheiten ansoh und zu denen es wallte, um die heiligsten und furchtbarsten Eide abzulegen. Die zum Eide Geladenen mußten sich zuerst reinigen; dann setzten sie Kränze auf, entgürteten sich und sprachen, bloß mit der Tunika bekleidet, unter Anrufung der Ortsgötter die Eidformel nach, die auf einer Tafel geschrieben war und von demjenigen, der sie zum Schwure geladen hatte, vorgelesen wurde. Dann wurde die Tafel in einen der beiden Seen geworfen; war der Eid aufrichtig, so blieb sie auf der Oberfläche; war er falsch, so ging sie unter, und der Meineidige erblindete oder starb eines plötzlichen Todes; deßhalb hieß es, keiner wage es mehr, dort falsch zu schwören. Dieses Heiligthum wurde auch das Asyl der armen Sklaven, die, von gewaltthätigen Herren bedrückt, sich hierher flüchteten und von niemandem gewaltsom entfernt werden durften, bevor sie das eidliche Versprechen einer besseren Behandlung erlangt hatten.

Ein überaus berühmter Quell war ohne Zweifel die Aponyne, deren Namen man mit „schmerzlos" übersetzen kann. Sie lag in der Nähe von Padua und hatte nicht allein heilkräftige Eigenschaften, sondern war auch ein Loosorakel nach den Anschauungen der Pelasger, welche im Wasser stets und aller Orten eine Kundgebung der Gottheit erblicklen. Dieses Orakel, das unter einem Localgott, dem

Digitized by Google

Jupiter Aponos oder Apenninus, auch Jupiter Consulens, stand, ertheilte seine Aussprüche durch Würfel, indem die größere oder geringere Anzahl von Punkten günstiges oder ungünstiges für die Zukunft verhieß.

Das Orakel scheint bis auf Augustus in großem Ansehen gestanden zu haben; denn Sueton erzählt, daß Tiberius, im Begriff nach Illyrien zu gehen und begierig, sein künftiges Schicksal zu erfahren, dort Halt machte, um die wunderthätige Gottheit des Quells zu befragen. Die goldenen Würfel, die er in das Wasser warf, zeigten ihm die höchstmögliche Anzahl der Punkte, woraus er große Hoffnungen für seine Thronbesteigung schöpfte. Sueton fügt hinzu, man habe noch zu seiner Zeit auf dem Grunde jener Quelle die von Tiberius hineingeworfenen Würfel gesehen; und beiläufig später behauptete der lateinische Dichter Claudianus, auf dem krystallhellen Grunde schimmerten noch die alten fürstlichen Gaben. Endlich ließ Theodorich als König von Italien die Stelle des wunderbaren Quells wegen seiner großen Berühmtheit — ob loci celebritatem — mit Mauern umziehen.

Die heißen Gewässer und Quellen, denen man ebenfalls einen abergläubischen Cultus weihte, waren dem Herkules unterstellt, den man als rettenden und heilenden Gott ansah, und man glaubte, in ihnen wohnten Genien und Dämonen. So erzählt man, der Philosoph Porphyrius habe einen derselben aus dem Wasser verjagt, in dem er sich badete und dessen eigenartige Heilkraft nur auf ihn zurückzuführen war.

Die Apollinariswasser, an deren Stelle sich heute die Bäder von Vicarello am Braccianersee befinden, waren seit den Zeiten der Etrusker hoch berühmt, wenn wir nach den vielen Metallgegenständen urtheilen sollen, die daselbst gefunden worden sind und zweifellos von den nach und nach den Localgöttern dargebrachten Spenden der Badenden herrühren. Unter ihnen sind besonders bemerkenswerth die vier silbernen Becher nach Art der Meilenzeiger mit Angabe des Reiseweges von Cadix nach Rom, ein Beweis des Rufes, den diese Bäder in der Kaiserzeit erlangt hatten. Er mußte sicher sehr groß sein, um die Kranken aus so fernen Ländern herbeizuziehen. Die Reisenden, welche die Becher von Cadix nach Rom und von Rom nach den Apollinarisbädern mitbrachten, werden sie nach erlangter Genesung den Schutzgöttern der Thermen geweiht haben, in deren Nähe sich auch ein Tempel befand, in welchem die Kranken, außer dem dem Wassee dargebrachten Tribut, Geschenke niederlegten und dem Apollo, welchem sie den Hauptantheil an der Gewährung der ersehnten Gesundheit zuschrieben, Gelübde darbrachten.

Auch in den Velino wurde der heilige Zoll geworfen; denn eine alte Inschrift berichtet uns, daß die alle fünf Jahre neu erwählten Quattuorviri, die Beamten, welche das Censoramt in den Provinzen und Municipien ausübten, aus den im Wasser gefundenen Münzen eine Statue, bronzene Thürpfosten und anderen Schmuck für ein uns unbekanntes Heiligthum anfertigen ließen. Auch im Tempel des Amphiaraus in Böotien ließen die Patienten, die der Gott geheilt hatte, Goldmünzen in die ihm geheiligte Quelle fallen.

Uebrigens war der Gebrauch, Münzen in die Quellen, Seen und Flüsse zu werfen — stipem jacere — im Alterthum fast allgemein. Diese Art Tribut zahlten jährlich alle Bürgerclassen Roms an den Curtiusschlund auf dem Forum, um für den Kaiser Augustus Wohlergehen zu erflehen; so hielten es die Aegypter mit dem Nil, die Umbrier mit dem Clitumnus, auf dessen klarem Grunde man unter den Steinchen und Scherben, die sein Bett bildeten, die Münzen unterscheiden konnte.

Groß war die Zahl der heiligen Quellen, wie der weissagenden oder sonstwie berühmten Brunnen.

Ich will mich hier weder bei der Schilderung des Sonnenbrunnens bei den Ammonitern aufhalten, dessen Wasser mit den verschiedenen Tages- und Nachtzeiten die Temperatur wechselte, noch bei der des Brunnens von Andros, aus dem das ganze Jahr über Wasser, während sieben Tage aber Wein floß. Lieber will ich an die Quelle Salmacis in Halicarnassus erinnern, welcher Ovid die Kraft zuschrieb, jeden zu schwächen und zu verweichlichen, der sich hineintauchte, während andere im Gegentheil behaupteten, daß die Sinne durch das Trinken jenes Wassers gestärkt würden. Dem Flusse Selinus in Achaja schrieb man die Kraft zu, denjenigen, die in seinen Wellen badeten, die Liebe vergessen zu lassen; „wenn dies wahr wäre," fügt Pausanias hinzu, „so hätte dies Wasser mehr Werth für die Menschen als jedwelcher Schatz."

Ganz fabelhaft erscheinen uns die beiden Quellen des Lachens und der Lust, die Lucian in die Elysischen Felder versetzt und denen die ebenfalls dee Heiterkeit geweihte Quelle an die Seite gestellt werden kann, die uns Tasso auf der Insel dee Fortuna schildert:

„die tödtliche Gefahren in sich birgt." —

Die althistorische Lützelburg.

Von Dr. Franz Bock.

In den letzten Jahren hat man der Profanarchitektur, dem Burg-, Schloß- und Hausbau des Mittelalters ein erhöhtes Interesse zugewandt. Man ist zur Einsicht gelangt, daß bei der Ausführung von gothischen Profanbauten nicht in dem Umfange, wie seithee, die Formen der kirchlichen Architektur zu verwerthen seien, sondern daß bei civilen Bauwerken gothischen Stils jenen Formengebilden eine größere Beachtung zuzuwenden sei, wie solche an mittelalterlichen Burgen und Schlössern und an den noch erhaltenen Patricierwohnungen der Städte zur Anwendung gelommen sind. Unter den Architekten, die in den jüngsten Tagen den Profanbauten des Mittelalters ein besonderes Studium zugewandt haben, nimmt der Staatsarchitekt Luxemburgs, C. Arendt, eine hervorragende Stelle ein. Nachdem derselbe bereits im Jahr 1884 in einer umfangreichen Monographie die so romantisch gelegenen imposanten Ruinen des alten Stammsitzes der Dynastie Oranien-Nassau, das Schloß Vianden an der Our, unter Beigabe von zahlreichen Illustrationen beschrieben und in gelungenen Reconstructionen den ehemaligen Befund dieser prunkvollen Schloßburg nachgewiesen hat, ist es in jüngster Zeit den archäologisch-wissenschaftlichen Forschungen desselben Staatsarchitekten gelungen, in Wort und Bild den Nachweis zu erbringen, wie die Stammesburg altdeutscher Fürsten und Kaiser aus dem Geschlechte der Luxemburger architektonisch beschaffen und im Innern und Aeußern ausgestattet gewesen sei.[1]) Wie unser Autor ausführlicher nachzuweisen sucht, sollen schon vor der Römerherrschaft die von der Natur so gesicherten steilen Felsenhöhen, auf denen ehemals die fast unbezwingbare Lützelbueg thronte, von den Kelten zu strategischen Zwecken benutzt, später aber von den Trevirern eingenommen und festungsartig erweitert worden sein. Nachdem von den Römern die alte Treviris in Besitz genommen und als Hauptstadt des belgischen Galliens ausgebaut und mit großartigen Monumenten als Kaisersitz ausgestattet worden war, wurde auch die nicht fern gelegene Veste der Kelten auf dem heute sogenannten Bock- und den gegenüberliegenden Rhamfelsen militärisch weiter ausgebaut und zur Abwehr gegen Einfälle germanischer Völkerschaften zu einem römischen Castell erweitert. Urnen mit Münzen, die schon seit dem 16. Jahr-

[1]) Vgl. C. Arendt: Schloßburg Lützelburg. Mit Plänen und Abbildungen.

hundert in der Nähe des Bockfelsens aus der Regierungszeit des Diocletian, Maximian und Constantius Chlorus gefunden wurden, erhärten zur Evidenz die Annahme, daß die heutige kahle Felsenhöhe, auf der ehemals die stattliche Lützelburg stand, und auf deren gegenüberliegendem Felsenplateau sich die heutige Stadt Luxemburg erhebt, von den Römern zu einem strategischen Befestigungsplatz ausgebaut worden ist. Nach dem Sturze der Römerherrschaft durch die Franken scheint der kriegerische Vorrang des von der Alzette umflossenen und theilweise zerstörten Römercastells seine Bedeutung mehr und mehr verloren zu haben. Daß die alte, wahrscheinlich als Ruine dastehende Burgveste für die Frankenkönige von geringem Belang gewesen sein mag, läßt sich auch daraus folgern, daß der Majordomus Karl Martell diesen ehemals befestigten Platz mit allen dazu gehörigen Liegenschaften im Jahr 721 der Abtei St. Maximin zu Trier als Eigenthum überwies. Erst im Jahr 963 trat die eben gedachte Benedictiner-Abtei ihr Besitzthum mit allen dazu gehörigen Ländereien durch Tauschact an den reichbegüterten Ardenner-Grafen Siegfried ab, der mütterlicherseits von Karl dem Großen abstammte und bereits ansehnliche Ländergebiete an der Mosel und in den Ardennen besaß. Der eben genannte Gaugraf Siegfried, der als eigentlicher Gründer der heutigen Stadt Luxemburg und der ehemaligen Burgveste auf dem Bockfelsen zu betrachten ist, unterließ es nicht, von seinem zeitweiligen Wohnsitz Trier aus das alte Castell auf dem langvorspringenden Felsengrat aufs neue auszubauen und den angrenzenden Untertheil des Stadtplateaus mit einer hohen, von elf viereckigen Thürmen flankirten Ringmauer einzufriedigen. So also war am Ausgang des 10. Jahrhunderts durch den Ardennergrafen der Grund zur Erweiterung der Stadt mit der angrenzenden Burgveste gelegt, nachdem derselbe auch eine Capelle zu Ehren der hl. Jungfrau auf dem heutigen Stadtplateau errichtet und ein zweites Oratorium in der Schloßburg selbst erbaut hatte. Erst im Jahr 987, wie unser Autor unter Beigabe der betreffenden Urkunden berichtet, wurden diese beiden Capellen von dem großen Erzbischof Egbert von Trier feierlichst eingeweiht. Es entzieht sich heute der Forschung, von welchem Umfange und welcher architektonischen Beschaffenheit die von Siegfried erbaute Lützelburg[1]) gewesen sei, die bereits im letzten Viertel des 10. Jahrhunderts die Geburts- und Wohnstätte der hl. Kunigunde, der Gemahlin Kaiser Heinrichs II., gewesen ist. Unstreitig hatte dieselbe, in ihren Formen bedingt durch den engen Felsengrat, auf dem sie erbaut war, einen entsprechend mäßigen Umfang. Im Gegensatz zu der fast noch einmal so großen Baufläche des benachbarten Viandener Schloßbaues betrug nach Arendt die bebaute Fläche, inclusive Mauerwerk, im ganzen nur 776 Quadratmeter. Ersatz für diese beschränkte räumliche Ausdehnung bot die nach allen Seiten imponirende Lage auf schroffem Felseuriff, das, in ein tiefes Thal jäh abfallend, von der Alzette nach drei Seiten umspült wurde. Dafür boten ferner Ersatz die weit ausgedehnten, in den Felsen gehauenen Kellerräume, die später als Kasematten zu Vertheidigungszwecken benutzt und erweitert wurden. Ueberschaut man die mit Fleiß und tiefen Studien ausgearbeiteten großen Situationspläne, Aufrisse und Durchschnittzeichnungen der ehemaligen Lützelburg, die dem Werke Arendts beigegeben sind, so gelangt man zu der Ueberzeugung, daß die in Rede stehende Burgveste, die der späteren Stadt Namen und Bedeutung gegeben hat, bereits in der romanischen Epoche, in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts, jenen Umfang und annähernd die bauliche Einrichtung aufzuweisen gehabt habe, wie sich solche heute noch beispielsweise an der bekannten Wartburg in den thüringischen Landen vorfinden, deßgleichen auch an den romanischen Baureften des schon citirten Schlosses Vianden. Bei den vielen Zerstörungen und baulichen Umgestaltungen, welche die Lützelburg im Laufe der Jahrhunderte erlitten, hatte sich der Herausgeber die lohnende Aufgabe gestellt, im Hinblick auf formverwandte Schloßbauten der benachbarten Lande und auf Grund genauer topographischer Aufnahmen des Bockfelsens mit den noch vorhandenen Thurmstumpfen, Kellerumgängen und dem alten Ziehbrunnen die althistorische Burgveste, von der keinerlei Abbildung noch Beschreibung existirt, hypothetisch in Wort und Bild so zu reconstruiren, wie dieselbe in der entwickelten Gothik im Aeußeren und Inneren baulich beschaffen gewesen sei. Es unterliegt nicht dem mindesten Zweifel, daß die von dem Ardennergrafen Siegfried begründete und mit dem sagenhaften Melusinenthurme verbundene Burgveste besonders im 14. Jahrhundert einen weiteren Ausbau und räumliche Umgestaltung, dem Vorgange anderer Dynastensitze zufolge, in einer Zeit erfahren hatte, als dieselbe dem Kaiser Heinrich VII. und seinem Bruder, dem großen Trierer Kurfürsten Balduin aus dem Geschlechte der Luxemburger, vorübergehend zum fürstlichen Wohnsitz diente. Auch der erblindete Herzog „Johann ohne Land", der in der unglücklichen Schlacht bei Crecy fiel und noch sterbend sich nach einer Ruhestätte in Luxemburger Erde sehnte,[1]) deßgleichen sein größerer Sohn, der kunstsinnige und baueifrige Kaiser Karl IV., den das dankbare Böhmen mit Recht „pater patriae" nennt, haben oft gegen Mitte des 14. Jahrhunderts in dem architektonisch reich ausgestatteten Stammsitz ihrer Ahnen, der Lützelburg, vorübergehend Wohnung genommen. Ob der Sohn Karls IV., Kaiser Sigismund, dem alten Dynastensitz seiner Ahnen eine besondere Vorliebe zugewandt habe, läßt sich archivarisch nicht nachweisen. Dagegen bezeugen die im Archiv zu Brüssel befindlichen Werkbücher und Baurechnungen über den erweiterten Schloßbau des 14. Jahrhunderts, die dem Verfasser bei der hypothetischen Reconstruction und der Detailbeschreibung der Lützelburg die wesentlichsten Dienste geleistet haben, daß Herzog Wenzel es sich angelegen sein ließ, die Stammburg seiner Vorfahren nebst der Stadteinfriedigung weiter auszubauen und zu befestigen. Diese Vorliebe Wenzels für seine Lützelburg ist unter anderem auch die Ursache gewesen, daß die Luxemburger bis zur Stunde ihrem Herzog Wenzel eine größere Zuneigung gewahrt haben, als dies deutscherseits von dem später abgesetzten König Wenzel behauptet werden kann. Es würde für die Zwecke dieses kurzen Referats zu weit führen, hier auf Wortlaut und Inhalt dieser auch für die deutsche Sprachkunde hochinteressanten Urkunde aus den fernliegenden Tagen des gefeierten luxemburgischen Nationalhelden, Herzog Johanns des Blinden, näher einzugehen, wie dies von seiten unsres Autors auf Seite 43—49 seines verdienstvollen Werkes geschehen ist. Im Vorübergehen sei hier aus den Angaben des in mehr als einer Beziehung merkwürdigen Werkbuches hervorgehoben, daß bei dem Ausbau und der fortificatorischen Erweiterung unsrer Lützelburg in den Jahren 1381 und 1382, also zur Zeit der entwickelten Gothik, als Werkführer Meister Johann Rock thätig war, unter Oberleitung Johanns v. Schleiden, des damaligen Statthalters der ausgedehnten herzoglichen Lande. Der in dem Werkbuch öfters genannte Herr Heinrich war, wie urkundlich feststeht, Heinrich

[1]) Der Name Lützelburg = kleine Burg erklärt sich daraus, daß die neue Burgveste auf dem langen, aber schmalen Felsengrat nur eine beschränkte Ausdehnung erhalten konnte.

[1]) Der von dem Sterbenden ausgesprochene Wunsch, in der Abteikirche Clairfontaine (im Luxemburgischen) beigesetzt zu werden, sollte nicht in Erfüllung gehen. König Johann, der im Leben nie Ruhe gefunden, ruht jetzt in der Capelle auf Kastell an der Saar, die ihm der kunstsinnige damalige Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen, später König Friedrich Wilhelm IV., im Jahre 1838 erbauen ließ.

v. Imbremont, Burgcaplan, Secretär und zugleich Zahlmeister.

Auf Grundlage nun des eben gedachten Werkbuches und unter genauer Berücksichtigung der späteren Rechnungsablagen Lievins van Ypern, die im Brüsseler Archiv vom Jahre 1444—1485 reichen, hat C. Arendt in sachmännischer, genialer Weise Grund und Aufrisse der alten Lützelburg, deßgleichen die Durchschnitte des Erdgeschosses mit seinen Thürmen und Vorbauten, sowie der Grafen- und Fürstengemächer im oberen Geschoß in fünf großen Doppeltafeln des Anhanges dem Leser in einer Weise anschaulich zu machen gewußt, daß dieses Werk des Luxemburger Staatsarchitekten bei dem Aufbau und der Wiederherstellung mittelalterlicher Burgen und Schlösser in Zukunft nicht leicht entbehrt werden kann. Man ersieht deutlich aus diesen vielen trefflich gezeichneten Grund- und Aufrissen, wie der Stammsitz des alten Luxemburger Grafen- und Fürstengeschlechtes, eine formverwandte Parallele zu der in neuester Zeit vortrefflich wiederhergestellten Burg Elz an der Mosel, bereits lange vor dem im Jahr 1459 ausgebrochenen Schloßbrande ausgestattet war. Zunächst im Erdgeschoß finden wir einen gewölbten, geräumigen Rittersaal, an welchen sich die Schatzkammer und die Kanzleistube anschloß. Ferner befanden sich im Erdgeschoß unter anderen Wirthschaftsräumen auch die Backstube, die Küche und der Ziehbrunnen nebst Räumen für das Gesinde. Diese sämmtlichen Gelasse des stattlichen Erdgeschosses mit seinem Haupteingang und den kleineren Nebengängen waren mit älteren Tonnengewölben, meistens aber mit Kreuzgewölben abgeschlossen und überspannt.

An den oberen und unteren Burghof schlossen sich an der mächtige „Bergfried" mit seinen vier geräumigen Geschossen, und bekrönt von einem schlanken Dachhelm, von dessen à jaur durchbrochenen Umgängen und Galerien man nach allen Seiten hin ungehindert einen weiten Lug ins Land nehmen konnte. Nach Nordwesten hin, wo der schroff abfallende Felsengrat die größere Ausdehnung hatte, erhob sich eine befestigte Vorburg, in deren unterem Geschoß sich Remisen und Stallungen, im oberem Wachtlocale für Vertheidigungszwecke befanden. Inmitten dieser Vorburg sah man die über den tiefen Schloßgraben führende große Holzbrücke mit der Zugpritsche, die den Eintritt in den obern Schloßhof vermittelte. War das Erdgeschoß mit seinen verschiedenen Wohnräumen und Gelassen für den Schloßvogt, den Küchenmeister und das Wirthschaftspersonal bestimmt, so zeichnete sich das darüber befindliche Stockwerk mit seinen stattlichen, zusammenhängenden Räumen als Wohnsitz für den Schloßherrn und seine nächste Umgebung aus. Hier war nur die Schloßcapelle mit Kreuzgewölben überspannt, an welche sich der große „Heinrichsaal" unmittelbar anschloß. Die Fensterfronten der verschiedenen Wohn- und Schlafgemächer lagen meistens nach Süden, die geräumigen Wohngelasse im hohen Bergfried jedoch, der mit der gegenüberliegenden Schloßburg durch einen verdeckten Gang in directer Verbindung stand, nach Norden hin. — So also war in der Feudalzeit die Lützelburg auf hohem Bockfelsen beschaffen, von der uns C. Arendt ein so anschauliches und lebensfrisches Bild in Wort und Zeichnung entwirft.

Der Raum gestattet es nicht, an der Hand des Autors hier den geschichtlichen Nachweis zu erbringen, wie durch Brandkatastrophen und Kriegsdrangsale jene stolze, die schönen Lande weithin überragende Burgveste ihrem Falle und der Zerstörung gegen Mitte des 16. Jahrhunderts entgegenging. Die im Kriege mit Frankreich begonnenen Zerstörungsarbeiten der Lützelburg ließ die Schwester Karls V., Maria von Oesterreich, Generalstatthalterin der Niederlande, weiter fortführen, um mit dem Material und den baulichen Ueberresten der alten Burgveste neue Befestigungswerke in Gestalt eines geschlossenen Bollwerkes auf dem ins Thal vorspringenden Bockfelsen auszuführen. Auch von diesen starken militärischen Befestigungen, die sich trotz der späteren Belagerungen im großen Ganzen bis zu der im Jahre 1867 begonnenen Schleifung ziemlich unverändert erhielten, unterläßt C. Arendt es nicht, dem Leser eine klare Beschreibung zu entwerfen und darauf bezügliche Ansichten beizufügen. Noch sei hinzugefügt, daß der Text mit dreizehn Vignetten illustrirt ist, unter welchen sich zwei perspectivische Ansichten der restaurirten Schloßburg vortheilhaft auszeichnen.

In Folge der im Vorstehenden besprochenen gehaltreichen Publication ist in Luxemburg und auch auswärts häufiger die Frage angeregt worden: soll der jetzt kahle und öde Felsengrat, auf dem sich ehemals die prächtige Schloßburg eines altberühmten deutschen Fürstengeschlechtes erhob, kahl und öde gelassen bleiben, wie er sich heute darbietet, oder soll an dieser althistorischen Stätte auf Grundlage der oben besprochenen Pläne, Aufrisse und Zeichnungen wiederum die Lützelburg in alter Schönheit so erstehen, wie sie in langer Reihe deutsche Könige und Kaiser aus dem Hause Luxemburg erschaut und bewohnt haben, und wie sie Jahrhunderte hindurch ein unbezwungener Hort und eine Zierde der ehemals so ausgedehnten Luxemburger Lande gewesen ist? Nachdem in den vier letzten Jahrzehnten in England und Frankreich so manche alte Dynastensitze, unter diesen auch die Schloßburg der Orleaniden, Pierre-Fond bei Compiègne, aufs neue aufgebaut worden sind; nachdem ferner deutscherseits der mächtige Schloßbau der Deutschritter, die Marienburg an der Nogat, mit Aufwand bedeutender Staatsmittel gegenwärtig wieder zu altem Glanz ausgebaut und erneuert wird und auch in Böhmen die großartige Schloßveste Carlstein, ein zeit- und formverwandtes Seitenstück zu der Lützelburg, einer gründlichen Wiederherstellung und Erneuerung entgegengeführt wird; nachdem endlich in neuester Zeit so viele mittelalterliche Schlösser und Burgen im Rhein- und Moselthale aus Schutt und Asche zur alten Schönheit sich erhoben haben und auch die Zeit nicht mehr fern sein dürfte, daß die Heidelberger Schloßruine mit ihrem unvergleichlichen Ottheinrichs-Bau von dem kläglichen Befunde der Verwüstungen und Zerstörungen befreit werden soll, in welchen der furor Gallicus unter dem vierzehnten Ludwig diesen Schloßbau versetzt hat,[1]) — so würde es auch der Luxemburger Staatsregierung und den Landständen zur hohen Ehre gereichen, wenn dieselben den hochherzigen Entschluß faßten, die althistorische Lützelburg, welcher Stadt und Land den Namen verdankt, als Landesmuseum nach den vorliegenden Plänen des Staatsarchitekten C. Arendt in alter Herrlichkeit so wiedererstehen zu lassen, wie dieselbe von so vielen Generationen als Schutz und Zierde des Landes erschaut worden ist.

Mittheilungen und Nachrichten.

* IV. Versammlung deutscher Historiker, veranstaltet vom Verbande deutscher Historiker vom 11.—14. September 1896 zu Innsbruck. Programm. Donnerstag, den 10. September, 8 Uhr Abends: Zwanglose Begrüßung im Saale des Gasthauses „Zum grauen Bären" (Universitätsstraße 9). Freitag, den 11. September. 9—1 Uhr Vormittags: Verhandlungen. 7—8 Uhr Abends: Vortrag. Samstag, den 12. September. 9—1 Vormittags: Verhandlungen. 7—8 Uhr Abends: Vortrag. Sonntag, den 13. September. Gemeinschaftlicher Ausflug. Montag, den 14. September, 9—1 Uhr Vormittags: Verhandlungen. 2½ Uhr Nachmittags: Gemeinsames Mittagsmahl. Für die Verhandlungen

[1]) Gott behüte wenigstens das Heidelberger Schloß vor dem schlimmeren furor architectonicus einer poesieentblößten, naturverwüstenden, scheinhistorischen, in Wahrheit widergeschichtlichen „Restauration"!

D. Herausg.

Digitized by Google

sind vorläufig folgende Themen in Aussicht genommen: 1. Welche Wünsche haben die Historiker gegenüber den Archiverwaltungen auszusprechen? Referent: Professor Dr. Prutz. 2. Welche geschichtlichen Aufgaben verdienen von Akademien gemeinsam gefördert zu werden? Referent: Professor Dr. K. Th. Heigel. 3. Ueber die Anlage eines historischen Atlas der Alpenländer in Beziehung zur verwaltungsgeschichtlichen Forschung. Referent: Professor Dr. Eduard Richter aus Graz. 4. Ueber das Institut für österreichische Geschichtsforschung in Wien. Referent: Professor Dr. E. Mühlbacher aus Wien. 5. Erörterung über das Wesen der Culturgeschichte und ihrer Stellung innerhalb der geschichtlichen Wissenschaft. Referent: Professor Dr. Karl Lamprecht. Vorträge haben freundlichst zugesagt: Hr. Univ.-Professor Dr. Joseph Hirn: Ueber Innsbruck historischen Boden. Hr. Univ.-Professor Dr. G. F. Knapp aus Straßburg: Ueber die Grundherrschaft im Nordwesten Deutschlands. Hr. Univ.-Professor Dr. Luschin v. Ebengreuth aus Graz: Ueber die Entstehung der Landstände. Hr. Univ.-Professor Dr. R. v. Scala: Individualismus und Socialismus in der Geschichtschreibung. — Mit der IV. Versammlung deutscher Historiker ist die II. Conferenz von Vertretern historischer Publications-Institute verbunden. Die Einladungen hiezu und die Bekanntgabe der Tagesordnung wird von Hrn. Univ.-Professor Dr. Karl Lamprecht ausgehen.

* **Ausgrabungen in Delphi.** Die Kupferstatue, über deren Auffindung in Delphi wir vor Kurzem Mittheilung machten, ist ohne Zweifel das bedeutendste Stück, das die französischen Ausgrabungen von griechischen Sculpturwerken zu Tage gebracht haben, von ungewöhnlich hervorragender kunstgeschichtlicher Bedeutung auch dann, wenn die erste Nachricht griechischer Zeitungen, daß sie das Werk eines bekannten großen Meisters, eines Lehrers des Phidias, sei, wie es scheint, nichts weiter als eine voreilige Vermuthung sein sollte. In einem Telegramm an das Ministerium hat der Leiter der Ausgrabungen, Hr. Homolle, die Statue als Darstellung des Tyrannen Hieron von Syrakus bezeichnet auf Grund einer Inschrift, die in der Nähe gefunden ist. Von Hieron, der sich namentlich durch seinen Sieg über die Etrusker im Jahre 475 v. Chr. eine Machtstellung geschaffen hatte, gab es mehrere große Weihgeschenke in Olympia, die ihn als Sieger in den Spielen feierten. Einem pythischen Siege galt auch das delphische Weihgeschenk. Lebensgroße griechische Bronzen sind in unserm Denkmälerbesitz außerordentlich selten. Außer dem Museo Nazionale in Neapel, das durch die Funde von Herkulaneum eine reiche Sammlung großer Bronzestatuen besitzt, können sich nur wenige Museen solcher Stücke rühmen, und Griechenland hat durch diesen delphischen Fund zum erstenmal ein vollständig erhaltenes Bronzewerk wiedergewonnen. Es ist wohl kaum übertrieben, wenn die französischen Berichte die Statue dem Funde des Praxitelischen Hermes in Olympia unmittelbar an die Seite stellen. — Auch abgesehen von dieser großen Entdeckung sind die Ausgrabungen in Delphi in den letzten Wochen sehr glücklich gewesen. Es wurden bis jetzt gefunden: eine 20 cm hohe Bronzestatue des Apollo; eine vermuthlich aus römischer Zeit stammende weibliche Marmorstatue, 150 cm hoch, ohne Kopf und Arme; eine gut erhaltene Kuh aus Kupfer von archaischem Typus und ein kupferner Eberkopf, das Ornament eines Dreifußes; insbesondere aber mehrere sehr werthvolle Inschriften: die eine datirt aus dem 4. Jahrhundert v. Chr. und enthält Verordnungen über Schuldverhältnisse und Bankerott; eine andere, angeblich dem Ende des sechsten vorchristlichen Jahrhunderts angehörend, gibt Vorschriften über die Diät, die die an den Spielen theilnehmenden Wettläufer einzuhalten hatten; die Bruchstücke eines dritten weisen ein nach geographischen Gesichtspunkten geordnetes Verzeichniß der Gastfreunde Delphi's im 2. Jahrhundert v. Chr. auf; endlich vielfache Rechnungen der Tempelerbauer über die Neuerrichtung des Apollotempels im 4. Jahrhundert v. Chr. Trotz der mehrfachen Unterbrechungen der Arbeiten, die durch die ungewöhnlich zahlreichen Regentage verursacht wurden, ist der Mai dieses Jahres der vielleicht ergebnißreichste Monat der ganzen bisherigen Ausgrabung in Delphi gewesen. Es wird augenblicklich an mehreren Stellen zugleich gegraben, am Apollotempel (an der Südostecke der Tempelmauer), im Stadion, am Eingang des heiligen Bezirkes, und täglich sind nicht weniger als 330 Arbeiter bei der Grabung beschäftigt.

γα. **Berlin**, 12. Juni. In der von vielen ausländischen und heimischen Juristen und Volkswirthen besuchten letzten ordentlichen Sitzung der „Internationalen Vereinigung für vergleichende Rechtswissenschaft und Volkswirthschaftslehre" sprach Prof. Dr. Otto Warschauer von der Technischen Hochschule in Charlottenburg über die wirthschaftliche und rechtliche Bedeutung der Währungsfrage. In einleitenden Sätzen gab der Vortragende eine Geschichte der Währungen, von der das Vieh als ursprüngliches Tauschmittel ersetzenden Eisen- und Kupferwährung bis zur Ausprägung der Edelmetalle bei den vorderasiatischen Völkern als Münzzeichen. Das Gold als kostbarstes, am wenigsten der Abnutzung unterworfenes, elastisch dem Verkehr sich anschmiegendes Metall, das trotz leichter Theilbarkeit in seinem Werthe nicht verliert, galt schon früh als die beste Währung, und im Verlaufe der historischen Entwicklung hat sich gezeigt, daß alle wirthschaftlich und cultureil reifen, aufsteigenden und kräftigen Völker zur Goldwährung streben. Fand Rom noch wenig Gold in den Provinzen und hörte im Beginn des Mittelalters in Mitteleuropa die Schürfung der Edelmetalle fast völlig auf, so eröffnete die Entdeckung der neuen Welt der Habsucht der Europäer wie der Steigerung der Güterproduction neue Goldquellen. Die Preisrevolutionen des 16. Jahrhunderts freilich bieten die Kehrseite dieses Goldsegens — aber alles Gold und alle in neuerer Zeit zu ungeheuer gesteigerte Silberproduction genügten dennoch nicht den Bedürfnissen des modernen, mehr und mehr anschwellenden Güterverkehrs, und das Papiergeld mußte als Wirkung des Credits eine Stelle finden, wo die Edelmetalle nicht mehr dem Bedarfe genügen konnten. Man scheidet nach den zu Zahlungsmitteln gestempelten Factoren drei Arten der Währung, die Silberwährung, die Goldwährung und die Papierwährung. Bei der Silberwährung, wo sie gesetzlich eingeführt ist, findet eine völlige Freiheit der Prägung des „weißen Metalls" statt. Die alte Geschichte der Silberwährung nun lehrt, daß freie Entwicklung von Industrie und Handel bei den Culturvölkern die Neigung hervortreten läßt, das Silber als Währung allmählich abzustoßen und zum Golde als der Grundlage ihres Münzsystems überzugehen. Heute besteht gesetzlich nur noch in Holland und in Britisch-Indien eine — in praxi nicht consequent beibehaltene — Silberwährung, indem in Holland wie in Britisch-Indien eine Sistirung der Silberprägung stattgefunden hat, und durch allmähliches Anstreben der Goldwährung ist in diesen Ländern eine hinkende Silberwährung entstanden. Mexico, dessen Zustände in letzter Zeit sich wirthschaftlich gebessert haben, steht im Begriff, zur Silberwährung überzugehen, ein Umstand, der für uns in Deutschland möglicherweise insofern vortheilhaft sich gestalten könnte, als wir dann unsere 300 Millionen Mark Silber, die heute nur den Werth von 80 Millionen darstellen, nicht absolut verlieren würden. Die geringen Prägungskosten, die Stabilität des Preises gegenüber den Coursfluctuationen des Silbers machen das Gold zum erstrebenswerthesten Ziel für die Währung, und England gebührt die Priorität für die Einführung der Goldwährung, die es in den Tagen, als die Folgen der Continentalsperre im Innern noch nicht überwunden waren und die finanzielle Lage keineswegs glänzend genannt werden konnte, 1816 in rechter Erkenntniß ihrer großen für das Nationalwohl unleugbar bewiesenen Vortheile angenommen hat. Schweden, Dänemark und Norwegen haben, wenn auch unter geringeren Opfern, die Goldwährung gleichfalls mit gutem Erfolge eingeführt. Bei uns in Deutschland kann man den Versuch der Einführung der gesetzlich festgesetzten Goldwährung vom Jahre 1873 weder als mißlungen, noch als völlig geglückt ansehen, da wir aus unserer früheren Silberwährungsperiode des „Zollvereins" noch eine Anzahl Thaler zurückbehalten haben, die völlig abzustoßen uns die Lage der Umstände seinerzeit verhinderte. — Um nun die Relation zwischen Gold und Silber herzustellen, die im Alterthum durchgängig wie 1 : 12, dann im Beginn des Mittelalters wie 1 : 10 stand, erscheint die sogenannte Doppelwährung geeignet, die ein bestimmtes Werthverhältniß beider Edelmetalle plötzlich fixirt. Seit 1785 besteht in Frankreich dieses gesetzliche Verhältniß nach dem Fuße wie 1 : 15½, und durch alle Revolutionen des Jahrhunderts hat man dort an dieser Relation festzuhalten, ja sie durch die sogenannte lateinische Münzconvention von 1865 auf weitere Kreise auszudehnen gesucht, allein die Prägefreiheit des Silbers nach diesem Verhältniß ward zum Theil in neuerer Zeit suspendirt, so daß wir heute hier einer hinkenden Doppelwährung gegenüberstehen. Auch die Vereinigten Staaten von Nordamerika besitzen die Doppelwährung, die daselbst seit 1792 bestanden hat und nur auf kurze Zeit durch die Goldwährung abgelöst wurde, als man, nach dem Secessionskriege die schweren Wunden, die dieser dem Lande geschlagen, zu heilen beabsichtigte. Doch die Bland Bill von 1878 brachte die alte Doppelwährung im Verhältniß von Gold zu Silber wie

1 : 15.9 wiedee. Die Papierwährung, wie Rußland und Oesterreich sie hatten, entspringt stets einer politischen und wirthschaftlichen Nothlage, und nur die gesunde und durchaus solide Wirthschaftspolitik Friedrich Wilhelms III. hat Preußen vor einem gleichen Experimente bewahrt. Diese „böse Krankheit" des österreichischen Staates ist schwer zu heilen, und der Mangel an Centralisation erschwert die Versuche, die man jetzt dort zur Sanirung der Finanzen unternommen hat. Dagegen ist Rußland im letzten Jahrzehnt wirthschaftlich derart fortgeschritten, daß sein Credit ein glänzender geworden ist und allee Aussicht nach dort die Goldwährung in kurzem zum Gesetze erhoben werden dürfte. In Deutschland, das Jahrhunderte hindurch einer einheitlichen Währung entbehrte, hatte man mit den Thalern des Zollvereins in den 40ger und 50ger Jahren durchaus keine schlechten Erfahrungen gemacht, allein damals konnte der Einfluß der Währung auf das ganze volkswirthschaftliche Leben keineswegs so bedeutend sein, als heute im Getriebe des großen internationalen Verkehrs des Deutschen Reiche, und da der Gedanke der Doppelwährung am Beginn der 70ger Jahre keineswegs sympathisch, auch keinerlei Mangel an Gold fühlbar war, die Industrie sich belebte, der Export stieg und der Consum bedeutsam sich hob, so entschloß man sich zur Einführung der Goldwährung im Reiche, zumal nach Versuchen Napoleons, eine einheitliche Goldmünze zu prägen, die Befürchtung nahe lag, Frankreich könne, falls man den Augenblick ungenutzt vorüberließ, die Gelegenheit benutzen, um seinen Silberbestand abzustoßen und zur Goldwährung überzugehen, und dazu England, unser überseeischer Concurrent, diese lange besaß. Doch nach den ersten Schritten zeigte sich eine allgemeine Tendenz zur Annahme der Goldwährung auch bei anderen Nationen, und diese drückte, ebenso wie die gestiegene Production des Silbers, dessen Preis herab, so daß wir, bei dem großen Silberbestand, der uns verblieb, nur eine dauernde Goldwährung erreichen konnten. Die Doppelwährung ist heute ein Gegenstand leidenschaftlicher Agitation namentlich von seiten der Landwirthe, die bei ihrer Einführung eine Preissteigerung der landwirthschaftlichen Producte erhoffen, indessen bei der gleichzeitigen Preissteigerung aller anderen Waaren kaum einen Gewinn erzielen dürften. Die Währungsfrage an sich nun besitzt markante Punkte, die sie für jedermann als von eminent praktischer Bedeutung erscheinen lassen. Vor allen Dingen ist die Währung von bedeutsamem Einfluß auf die Discontopolitik der großen Banken; besteht Goldwährung, so sind deren Noten durch Gold, besteht Doppelwährung, so sind sie pro rata durch Gold und Silber zu decken. Ist nun Gold knapp, oder herrscht sonst die Tendenz zur Einführung der Goldwährung bei anderen Völkern vor, so entstehen beim Bestehen der Doppelwährung Mißstände, die zu der sehr zweischneidigen Waffe der Discontoerhöhung greifen lassen; denn diese trifft die Production und den Consum gleich schwer, und die Abwälzung des Ersteren ocasionirt führt einerseits Preistreiberei der Waaren, andererseits Schmälerung der Löhne mit sich. Ferner steht die Leistung des Capitals in enger Verbindung mit der Währung. Der Bergbau ist in der Währungsfrage interessirt, die Production in Silberländern billiger wie in Goldländern, die Concurrenz mit den Producten der ersten erschwert. Der Vortragende suchte nisdann die Einwände der Bimetallisten gegen die Goldwährung zu entkräften. Zunächst ist deren Behauptung, die Golddecke sei für eine Goldwährung in den Hauptculturländern nicht hinreichend, dadurch widerlegt, daß die Goldproduction noch den sehr zuverlässigen Angaben von Lexis von 483½ Millionen Mark in 1885 auf 719.9 Mill. M. in 1889 stieg. Die Goldproduction betrug

in Amerika in	1894	mehr als 180	Millionen Mark
	1895	circa 212	„ „
in Rußland	1894	97	„ „
	1896	125	„ „
Transvaal producirte:			
	1890	36	Millionen Mark
	1891	57	„ „
	1892	89	„ „
	1893	109	„ „
	1894	147	„ „
	1895	170	„ „
Australien producirte nach dem „London Economist":			
	1893	143	Millionen Mark
	1894	167	„ „
	1895	177	„ „

— woraus die immense Steigerung, die in Zukunft noch wachsen wird, sich ermessen läßt. Wie wenig indessen alle diese Summen das moderne Bedürfniß zu befriedigen vermögen; dafür ist ein schlagendes Beispiel die Summe, die im Giroverkehr allein durch die Reichsbank im Jahre 1895 ohne Baarzahlung ging. Den Einnahmen von 4,077,205,885 Mark stehen die Ausgaben gegenüber mit 36,597,912,322 Mark. Dazu sind dann die ungeheuren Summen zu rechnen, die in England, Oesterreich ꝛc. im Giroverkehr stehen, so daß man seiten der Bimetallisten leicht eine Ueberschätzung der Edelmetalle stattfinden dürfte, auch ohne Berücksichtigung der immensen Summen, die der moderne Credit bewegt. Der so viel beklagte Rückgang der Warrenpreise, ein Vortheil für die Consumenten, hat seinen letzten Grund nicht in der Goldwährung, sondern in dem Walten der freien Concurrenz und den gesteigerten Culturfactoren. Selbst in Frankreich, wo doch Goldwährung keineswegs besteht, sinkt die Goldrente beständig. Internationale Vereinbarungen in Bezug auf die Währungsfrage sind ein Phantom, da es gegenüber Staaten, wie Portugal, Argentinien, Griechenland eine force majeur nicht gibt, und indem eine feste Relation zwischen Gold und Silber, die heute wie 1:32 steht, auf die Dauer nicht zu halten ist. Eine praktische Folge solcher nur als möglich gedachten Vereinbarung wäre etwa die, daß Amerika, wo Silber im Verhältniß zu Gold von 1:15.9 gesetzlich geprägt wird, seine Silbermünzen bei baarem Verluste heute nach dem Verhältniß von 1:32 umprägen müßte, ein Gedanke, dessen Ausführung als unmöglich erscheint. Die Mißstände würden bei jeder Einführung der Doppelwährung für den internationalen Verkehr sich eher steigern als mildern und da Staaten, wie Argentinien und Griechenland, in den nächsten 30 Jahren der Voraussicht nach die Goldwährung nicht einführen werden, so muß diese vielmehr als ein Vorrecht der starken und freien Völker gelten, und die Opfer, die wir für ihre Erkämpfung gebracht haben, wären nutzlos, wenn wir nicht fest und consequent bei ihrer Erhaltung verharren würden. — In dem Danke an den Redner hob der Vorsitzende, Landgerichtsrath Dr. F. Meyer, das internationale Interesse der Währungsfrage hervor und betonte, wie selbst im islamitischen Rechtsleben die Valuta nach Kohlers Forschungen eine bedeutende Rolle spiele. Der mit großem Beifall aufgenommene Vortrag rief eine sehr lebhafte Debatte hervor, in der zunächst Regierungsassessor Dr. Bingner (Potsdam) die Möglichkeit zu erweisen suchte, daß durch internationale Vereinbarung eine Weltmünze geschaffen werden könne, während Oberverwaltungsgerichtsrath Peters (Berlin) über die Währungsfrage, die sich nur nach Angebot und Nachfrage hinsichtlich der Edelmetalle bewegen könne, lediglich ein relatives Urtheil für berechtigt erklärte, das indessen heute für Deutschland zu Gunsten der Goldwährung zu lauten habe. Prof. Lasson betonte dem gegenüber die absoluten Eigenschaften des Goldes für die Grundlagen der Währung, dem gegenüber das Silber stets ein schlechtes Zahlungsmittel sei. Zur Unterstützung der Ausführungen des Vortragenden machte der kgl. niederländische Gesandte Jonkheer van Vreets van Goudriaan (Berlin) interessante Mittheilungen hinsichtlich der holländischen Währungsverhältnisse. Das Thema bewies, daß die von Tag zu Tag an Bedeutung und Mitgliederzahl in allen Culturländern zunehmende „Internationale Vereinigung" noch der Volkswirthschaft und ihren Problemen neben der Rechtswissenschaft ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden bestrebt ist.

* **Innsbruck**, 16. Juni. An der hiesigen Universität wurde Dr. Procop Frhr. von Rolitansky zum Rector für das Studienjahr 1896/97 gewählt.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 15. bis 16. Juni folgende Schriften eingegangen:

Jahresbericht der Handelskammer zu Wiesbaden für 1895. Wiesbaden, C. Schnegelberger u. Co. 1896. — *Compte rendue* des travaux de la commission de la *Dette publique* d'Égypte 1895. XX. année. Le Caire, J. Barbier 1896. — *Spenser Wilkinson:* The nation's awakening. Essays towards a british policy. Westminster, A. Constable and Co. 1896. — *Dr. H. Louis Israëls:* Les journalistes en dehors des groupements antiannux. Paris, C. Lamy 1896. — Adam Müller-Guttenbrunn: Deutsche Culturbilder aus Ungarn. Leipzig, G. H. Meyer 1896. — Dr. H. Zimmerer: Hans Sachs und sein Gedicht von den 110 Flüssen des deutschen Landes. Gymnasial-Programm. München, J. Straub 1896. — Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild. 7. Heft. Wien, A. Hölder. — Der obergermanisch-rätische Limes des Römerreiches. Im Auftrage der Reichslimescommission hrsgb. von O. v. Sarwey u. F. Hettner. Lig. 3. Heidelberg, O. Petters 1896.

Jahrgang 1896. München, Donnerstag, 18. Juni. Nummer 139.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.60, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber i. V.: Alfred Frhr. v. Mensi in München.

Uebersicht.

Mittelamerikanische Indianer. Von Dr. Karl Sapper. — Der Cultus des Wassers und seine obergläubischen Gebräuche. II. Von Gräfin Erstlia Caetani-Lovatelli. — Mittheilungen und Nachrichten.

Mittelamerikanische Indianer.

Wenn man in Europa den Namen „Indianer" hört, so werden in den meisten Köpfen Erinnerungen an grausige Geschichten von Rothhäuten mit Federbüschen und Lederhosen, von Skalpjägern und Kriegstänzen wach, und ich bedaure, derartige Illusionen des geehrten Lesers zerstören zu müssen, wenn ich ihn einlade, seine Aufmerksamkeit für einige Augenblicke den Indianern des nördlichen Mittelamerika widmen zu wollen, denn diese Leute entsprechen in ihrer ziemlich geringen Körpergröße, in ihrer einfachen Kleidung (weiße Baumwollkleider und Strohhut, bei Frauen ein blauer Rock, ein feines, oft kunstvoll gesticktes Oberhemd und große rothe wollene Zopfbänder) und bei ihrem sanften, ruhigen Gesichtsausdruck durchaus nicht der Vorstellung, welche wir nach Coopers Romanen uns von den abenteuerlichen Gestalten der Ureingeborenen Amerika's in unsrer Jugend gemacht haben. Trotzdem darf man die mittelamerikanischen Indianer noch lange nicht für schwache, weichliche Menschen halten, vielmehr steckt in ihnen eine große Summe von Energie, welche bei außergewöhnlichen Gelegenheiten auch wohl zum Schrecken der Weißen und Mestizen (Mischlinge) entfesselt wird, wie z. B. in den Jahren 1847 und 1861, als die Flamme des Aufruhrs auf der Halbinsel Yucatan aufloderte und verheerend über das reiche Land hinwegging. Noch jetzt sprechen drei kleine unabhängige, rein indianische Staatengebilde im Süden und Osten der Halbinsel Yucatan (innerhalb des nominell mexicanischen Gebietes) von den Erfolgen der indianischen Race.[1]) Aber auch wenn keine derartigen Vorkommnisse die Widerstandskraft dieser Indianer bezeugen würden, so würde sie schon durch die Thatsache bekundet, daß die rein indianische Bevölkerung im nördlichen Mittelamerika noch mehr als die Hälfte der Gesammtbevölkerung ausmacht und daß in der Republik Guatemala, in den mexicanischen Staaten Chiapas und Tabasco und auf der Halbinsel Yucatan 1¼ Millionen Indianer der Mayasprachfamilie allein wohnen — eine sehr hohe Zahl, wenn man bedenkt, daß man die indianische Bevölkerung des ganzen Continents auf kaum 11 Millionen Seelen schätzt.

Wir haben keinen Grund anzunehmen, daß die physische Kraft und Gesundheit der Indianer der Mayavölkerfamilie größer war, als die anderer Zweige der amerikanischen Race, und wenn ich auch zugebe, daß die relative Minenarmuth der in Frage kommenden Länder die Eingeborenen in einem gewissen Grade vor den schlimmsten Quälereien der goldgierigen Spanier schützte, so sehe ich doch in ihrer psychischen Ueberlegenheit gegenüber anderen Stämmen ihrer Race den Hauptgrund für ihre Lebenskraft. Während sich auf den Antillen die indianischen Einwohner schon in den ersten Jahrzehnten durch Massenselbstmord so rasch ihren Tyrannen entzogen, daß z. B. auf Haiti nach Oviedo's Zeugniß im Jahre 1548 kaum noch 500 Indianer übrig waren,[1]) während andrerseits die nordamerikanischen Indianer sich in trotzigen Kämpfen von den Weißen mehr und mehr zurückdrängen und decimiren ließen, ordneten sich die mittelamerikanischen Indianer, deren politische und sprachliche Zersplitterung, deren minderwertige Waffen und Kriegführung den Spaniern die Eroberung nicht allzu schwer gemacht hatten, ziemlich rasch der Fremdherrschaft unter, hielten aber trotzdem mit großer Zähigkeit in passivem Widerstreben gegen den fremden Einfluß an ihrer Sprache und vielen ihrer alten Sitten und Gebräuche fest. Die kluge Mäßigung, mit welcher sie sich in den einen Dingen der neuen Ordnung fügten, in anderer Hinsicht aber wieder ihre alte Eigenart wahrten, hat ihren Fortbestand in reiner Race bis heute und bis in ziemlich ferne Zukunft gesichert. Man darf dabei nicht vergessen, daß die Mayavölker vielleicht die höchste Cultur unter all ihren Racengenossen erreicht hatten, selbst die Mexicaner und Peruaner nicht ausgenommen, und daß sie deßhalb auch am ehesten zu der angegebenen politischen Klugheit befähigt waren, während die minder cultivirten Völkerstämme Mittelamerika's fast sämmtlich bis auf kleine Reste ausgestorben oder mit den Einwanderern zu einem Mischvolk verschmolzen sind, eben weil sie nicht verstanden, der neuen Zeit die nöthigen und nur die nöthigen Zugeständnisse zu machen. Wenn man auch zugeben will, daß eine gewisse Gunst der geschichtlichen Umstände über den Stämmen der Mayavölkerfamilie gewaltet habe, so darf man doch als sicher annehmen, daß ihre psychischen Eigenschaften in erster Linie ihren Fortbestand ermöglicht haben, und ein Studium derselben muß aus diesem Grunde von großem Interesse sein. Nun aber steht der Europäer, welcher seine Heimath verläßt und nach fernen Ländern zieht, zuerst dem Fühlen und Denken anderer Völker so fremd gegenüber, daß er wohl das Handeln des eingeborenen Mannes sieht, aber die Triebfedern seiner Handlungen nicht versteht und häufig ganz falsch beurtheilt. Zwar gibt es schneidige Leute, welche nach einem Aufenthalt von wenigen Wochen bereits ein feststehendes Urtheil über ein fremdes Volk sich anmaßen und oft mit geringschätzigen Worten von den seelischen Regungen desselben sprechen; ihr Urtheil ist aber meistens eine Selbsttäuschung; denn nur ein lange fortgesetztes, aufmerksames Beobachten und vorurtheilsloses Sichversenken in die Lage des zu beobachtenden Volkes kann allmählich den Schleier lüften, der zuerst dicht und fast undurchdringlich für unser Auge die fremde Volksseele verhüllt.

Die Psyche der Indianer erschien mir anfangs wie die verschlossene Knospe einer unbekannten Blume und erst

1) Vgl. Sapper, Die unabhängigen Indianerstaaten von Yucatan, im „Globus", Bd. LXVII (1895), Nr. 13.

1) Vgl. hierüber Otto Stoll, Suggestion und Hypnotismus in der Völkerpsychologie. Leipzig 1894, pg. 190 f.

nach langen Jahren intimen Verkehrs und insbesondere durch das zunehmende Vertrautwerden mit ihrer Muttersprache begann die Blume sich mir allmählich zu öffnen und ihre Geheimnisse zu entfalten. Noch immer aber habe ich nicht vermocht, den innersten Kern der Knospe zu erschließen, und es ist daher immer noch Stückwerk, was ich über Charakter und Anschauungen der Indianer hier kurz andeuten will. Ich weiß ja wohl, ich bin kein besonders geübter Beobachter in diesem Feld, das auch meiner sonstigen Thätigkeit etwas fern liegt, ich glaube auch gerne, daß manche andere exotische Völker leichter zu begreifen sind, als die eigenartigen, verschlossenen Indianer Mittelamerika's; aber wenn ich bedenke, daß es mir erst im Verlauf eines fast 8jährigen Aufenthalts inmitten der Indianerbevölkerung gelungen ist, allmählich einige Einblicke in ihr Seelenleben zu gewinnen, so fürchte ich, unsre Colonialbeamten werden vielfach nicht die nöthige Zeit und Muße finden können, um den eigenartigen Puls des fremden Volkslebens so gut zu erfassen, als zu einer wirklich ersprießlichen Wirksamkeit wünschenswerth ist und namentlich für eine taktvolle Anwendung der Civilisirungsbestrebungen erforderlich erscheint. Ich kann mich nicht enthalten, meine schon früher ausgesprochene Anschauung [1]) über diese so wichtige Frage an dieser Stelle zu wiederholen.

„Eine jegliche Cultur ist als ein lebendiger Organismus zu betrachten, welchen der nährende Saft des fortgesetzt schöpferisch wirkenden Intellects am Leben erhält oder weiter entwickelt. Wenn man nun von einem solchen Baum einzelne Zweige abschneidet und dafür fremdartige aufpfropft, so ist der alte Zweig unwiederbringlich vernichtet, der neu aufgepfropfte aber verwelkt oft gleichfalls wegen zu großer Verschiedenheit der Arten oder er fristet ein kümmerliches Dasein, in welchem neue lebenskräftige Triebe nicht zu erwarten sind. Es ist wahr, der Baum einer fremden Cultur muthet uns oft gar seltsam an, seine Blüthen und Früchte erscheinen uns oft abenteuerlich, und manche wirkliche Mißbildungen fallen uns auf; aber anstatt nun liebevolle, verständige Gärtner in den großen Völkergarten zu schicken, welche mit Sorgfalt die mißgestalteten Zweige abschnitten und durch vorsichtige Pflege unter Zuführung neuer Nährsalze den Baum allmählich veredelten, sehen wir ruhig zu, wie die Gärtner die Bäume ihrer Zweige berauben und ohne Rücksicht auf ihre Eigenart allen die Reiser der europäischen Cultur aufpfropfen, die dann häufig rasch verdorren und den einst lebensvollen Baum als Stumpf zurücklassen."

Im Volksthum der Maya-Völker nun haben sich die aufgepfropften Reiser europäischer Civilisation und christlichen Glaubens zwar an vielen Stellen wohl entwickelt, daneben aber keimen und sprossen auch noch viele unveränderte Triebe ihrer alten Cultur, und in Stamm und Wurzeln circulirt noch immer der Saft der alten Ueberlieferung, so daß wir hier eine ganz eigenthümliche Mischung alter und neuer Ideen finden, die unvermittelt und oft geradezu innerlich feindselig nebeneinander fortbestehen. Ueber die Blüthe ihrer alten Cultur ist allerdings der Fanatismus der Spanier verheerend wie der Reif der Frühlingsnacht hinweggegangen. Die höheren Zweige des Wissens und Könnens der alten Mayacultur, welche hier, wie überall, nur von verhältnißmäßig Wenigen geübt worden sind, sind uns verloren gegangen und nur die unentzifferten Hieroglyphen der zahlreichen Sculptureureste und der wenigen erhaltenen Handschriften erinnern noch an die vergangenen fremden Geschlechter und ihre Schreibweise. Von Poesie und Geschichtsschreibung sind uns einige spärliche Reste erhalten geblieben, während von ihrer originellen Heilkunde, Rechtssprechung, Regierungsweise und Religion nur in mündlicher Ueberlieferung und meist geheimgehaltener Uebung noch Spuren fortbestehen, und es ist daher begreiflich, daß es nur bei langem Aufenthalt und intimem Verkehr mit den Indianern gelingt, hierüber genauere Auskunft zu erhalten.

Was ich im Laufe der Jahre über die religiösen Anschauungen der Kekchi-Indianer erlauschen konnte, darüber habe ich an anderer Stelle (im Internationalen Archiv für Ethnographie 1895) ausführlich berichtet und komme hier nur in wenigen Worten darauf zurück, um zu zeigen, wie heidnische und christliche Vorstellungen im Herzen des Indianers nebeneinander wohnen.

Die Kekchi-Indianer, ein gegenwärtig etwa 90,000 Seelen zählender Stamm der Mayavölkerfamilie, haben bereits um die Mitte des 16. Jahrhunderts freiwillig das Christenthum angenommen und sind äußerlich betrachtet sehr gute katholische Christen. Bei dem Mangel eines richtigen Religionsunterrichts ist aber ihre Kenntniß der einschlägigen Gegenstände sehr gering, und wenn sie auch die kirchlichen Ceremonien peinlich einhalten und die in Kekchi übersetzten Gebete eifrig hersagen, so ist ihr Christenthum doch nur ein äußerer Firniß. Die Macht des christlichen Gottes reicht nach ihrer Ansicht auch nur so weit, als Kekchi und Spanisch gesprochen wird; in fremdsprachigen Gebieten und in unbewohnten Gegenden hat der Christengott aber nichts zu sagen. Neben ihm erkennt der Kekchi-Indianer noch die Sonne und den Tzultaccá (den „Herrn von Berg und Thal") als Götter an. Die Sonne wird selten angebetet, da sie zu weit entfernt ist, um das Gebet zu hören; dagegen betet der Indianer zum Tzultaccá, dem localen Naturgott, in allen möglichen Lebenslagen, namentlich auf der Jagd und beim Säen und Ernten der Feldfrüchte. Jedes Gebirge, selbst einzelne Berge haben ihren besonderen Tzultaccá, welcher männlich ist, wenn wenig Quellen oder Bäche in dem betreffenden Gebiet entspringen, aber als eine alte Frau gedacht wird (xaau), wenn sich zahlreiche Quellen oder Flüsse daselbst finden. Die Opfer, welche dem Tzultaccá gebracht werden, bestehen gewöhnlich in Blumen und im Abbrennen von Copalharz. Wenn der Indianer kein Copalharz zum Verbrennen hat, so getraut er sich nicht, zum Tzultaccá zu beten, und ich erinnere mich nur ein einziges mal, daß es dennoch geschah. Ich hatte (im März 1896) mit 8 Kekchi-Indianern eine Expedition durch die unbekannten Gebirge von Britisch Honduras unternommen, wobei wir 22 Tage lang ohne jede Spur eines menschlichen Weges uns mit dem Buschmesser einen Pfad durch die Urwälder eröffnen mußten; allmählich waren unsre Lebensmittel ausgegangen und die letzten fünf Tage waren wir ganz darauf angewiesen, uns von den Herztrieben der Palmen, von wildem Honig und von dem dürftigen Jagdwild zu nähren, welches wir in dem wildarmen Gebiete schießen konnten. An einem solchen Tage, als wir müde und hungrig auf der Höhe eines Berggrates ausruhten, improvisirte einer meiner Leute ein lautes Gebet an den Tzultaccá der Gegend, indem er ihn zunächst um Entschuldigung ersuchte wegen Unterlassung des Brandopfers von Copal, dann aber ihm in beredten Worten unsre bedrängte Lage schilderte und ihn schließlich bat, er möge uns doch ein Wildschwein oder einen Affen, einen wilden Truthahn oder wenigstens einen wilden Pfau schenken und in unsern Weg setzen, damit wir ihn schießen und verzehren könnten. Das gedämpfte röthliche Abendlicht breitete sich aus unter den riesigen Laubbäumen und den schlanken hochragenden Palmen und Farnbäumen, und leise rauschte der Wind durch das dichte Blattwerk. Die schlichten Worte des Mannes und der ergreifende Gegensatz zwischen uns bekümmerten Menschen und der gleichgültigen, majestätischen Ruhe des schweigsamen Urwaldes

[1]) Petermanns Mittheilungen, Bd. 39 (1893), S. 8 f.

Digitized by Google

machten mir diesen improvisirten unchristlichen Gottesdienst großartig und eindrucksvoll, wie wenige kirchliche Feiern je zuvor, und zugleich that ich damit einen stillen Blick in das reiche, aber meist geheimnißvoll verschlossene Seelenleben der Indianer. Es gibt ja überhaupt keine bessere Gelegenheit, den wahren Charakter der Menschen richtig kennen zu lernen, als die Stunden der Gefahr, und ich muß gestehen, daß sich meine Indianer bei dieser Gelegenheit als durchaus zuverlässige und treue Diener bewährt haben. Nur wurden sie im Lauf der Zeit nervös erregt und waren manchmal in ihren Worten nicht so respectvoll, als ich sonst von ihnen gewohnt war, aber sie theilten mit mir brüderlich alles, was sie fanden, Früchte, Honig und Wild bis zum letzten Bissen.

So sehr ich geneigt bin, dies Verhalten anzuerkennen und mich dankbar zu zeigen, so bin ich doch dabei zu der Ueberzeugung gekommen, daß sie trotz der vielen Reisen, welche wir schon früher zusammen gemacht hatten, für meine Person an sich nur wenig Freundschaft empfanden, und daß lediglich das angeborene Pflichtgefühl dem Herrn gegenüber sie bei ihren Handlungen bestimmte. Es ist überhaupt ein überaus zähes Festhalten an den altüberkommenen Anschauungen und Gebräuchen zu bemerken, und darum erscheint auch der Indianer fast immer kalt, nüchtern und berechnend, weil er gelernt hat, seine Gefühle zu beherrschen und alle Handlungen in Einklang mit den althergebrachten Anschauungen des Stammes oder der Tribus zu bringen. So ruhig aber auch der Indianer scheinen mag, so ist es doch oft nur ein Schein, denn der Fluch der Culturvölker, die Nervosität, lastet auch auf ihm und läßt ihn manchmal innerlich erbeben, während er äußerlich vollkommene Ruhe wahrt und seine Handlungen womöglich noch langsamer verrichtet, als vorher. Er meidet unbedingt alle Hast und findet die Ungeduld des Europäers unwürdig und unbegreiflich; nur Ruhe vermag ihn zu imponiren. Aber wie schwer ist es nicht, ruhig zu bleiben, wenn z. B. die Locomotive bereits pfeift und Eile nothwendig ist, um den Zug noch zu erreichen, die Indianer sich aber durch keine Ermahnungen noch Befehle aus ihrer langsamen Gangart bringen lassen, mit der größten Kaltblütigkeit den Zug abfahren sehen und geduldig einen und mehr Tage warten, bis ein anderer Zug geht! Die Zeit hat ja keinen Werth für sie, und daß sie es für ihren Herrn haben könnte, das begreifen sie nicht, oder es kümmert sie nicht. Aber jedenfalls würde es gegen die Sitte verstoßen, den Schritt zu beschleunigen, und die Sitte regiert in erster Linie ihr Thun und Lassen.

Daher erklärt sich auch — wenigstens zum Theil — die auffallende Erscheinung, daß Indianer, welche zur Schule gegangen sind, Lesen und Schreiben, sowie Spanisch gelernt haben, vielfach in ihren moralischen Eigenschaften tief unter ihren ungebildeten Stammesgenossen stehen, weil sie nun in ihrem Thun und Lassen den spanisch redenden Mischlingen nacheifern und den festen Halt der Stammessitte aufgegeben haben. Ich weiß nicht, ob in andern exotischen Ländern der Schulunterricht in ebenso ungünstiger Weise wirkt; fürs nördliche Mittelamerika aber kann kein Zweifel darüber sein, daß die moralische Kraft und seelische Reinheit vorzugsweise in dem ungebildeten Theil der indianischen Bevölkerung wohnt, wo noch die Stammessitte wie eine versteinerte Richtschnur die Handlungsweise des Einzelnen beherrscht.

Daher kommt es auch, daß der Indianer uns oft herzlos, ja grausam erscheint, und doch genügt ein Blick in das ruhige, glückliche Familienleben, um zu zeigen, daß auch sein Herz zuweilen warm schlägt und daß die Saiten der Liebe auch unter seiner Brust nachklingen. Er ist allerdings streng in der Kindererziehung und auch die Krankheit eines Kindes ist für ihn kein Grund, dasselbe zu verziehen, wie das in vielen europäischen Familien Sitte ist, aber eben diese eiserne Consequenz macht die Kinder folgsam, und so verläuft das Familienleben ohne viel Geschrei und Schläge meistens sehr ruhig und sorglos.

Und wenn man beobachtet, wie die Indianer in kindlicher Weise die Thiere sprechend einführen, wenn man hört, welch treuherzige Reden sie oft denselben in den Mund legen, so muß man sich vollends überzeugen, daß sie in der That ein gutes Herz besitzen. Selbst Mitleid fühlen sie zuweilen mit den Thieren, was z. B. bei unsern romanischen Stammesbrüdern bekanntlich sehr selten vorkommt, und ich erinere mich eines Falls, wo einer meiner Indianer sogar Mitleid mit einer Schlange zeigte. Er sah sie auf unserm Weg liegen und redete sie in seiner Weise etwa folgendermaßen an: „Da liegst du auf meinem Weg, o Schlange, und ruhst dich aus und sagst vielleicht zu dir selbst: ‚Wie angenehm, wie schön ist es, in der Sonne zu liegen!‘ Soll ich dich in deiner Ruhe stören und dich umbringen?“ Er begnügte sich aber, mit seinem Stock im Laub zu rascheln, worauf die Schlange schleunigst die Flucht ergriff, der Indianer aber lachend seines Weges ging.

Man sieht, es wohnt ein kindliches Fühlen und Denken in der Brust der Indianer. Noch mehr aber fiel mir ihre Feinfühligkeit auf, als ich einst beobachtete, daß sich meine Indianer genierten, tüchtig zuzugreifen, wenn sie genöthigt waren, im Hotel zu essen. Freilich muß hiebei in Erinnerung gebracht werden, daß es nach Anschauung des Indianers überhaupt durchaus gegen den guten Geschmack verstößt, wenn wir Europäer gemeinsam unsre Mahlzeiten einnehmen und dabei unser Gesicht einander zukehren, denn der Indianer wendet sich beim Essen von seinen Genossen ab und verrichtet diese Arbeit für sich allein. —

Der Indianer des nördlichen Mittelamerika ist ein geborener Handelsmann und gibt sich mit besonderer Vorliebe kleinen privaten Handelsgeschäften hin, bei welchen er sich oft mit einigen Freunden zu einer Genossenschaft zusammen schließt, da er den Vortheil einer solchen recht wohl begreift. Dagegen begeht er den Fehler, die Zeit nicht in Rechnung zu bringen: er geht oft tagereisenweit, um eine Waare ein paar Pfennige billiger einzukaufen, und bedenkt nicht, daß er viel mehr verdienen würde, wenn er diese verlorene Zeit zur Arbeit auf irgend einer Plantage verwendeu würde. Aber freilich, es reizt ihn bei seinen Handelsspeculationen vor allem auch der angeborene Freiheitstrieb und der Widerwille gegen alle Arbeit in fremden Diensten — ein Widerwille der ja sehr begreiflich und menschlich ist, der aber das Urtheil des europäischen Plantagenbesitzers über die Indianer sehr ungünstig beeinflußt. Eine andere Eigenschaft des Indianers, welche in gleichem Sinne wirkt, ist sein unbegrenztes Mißtrauen gegen alle Weißen, das nach jahrhundertelangen schlechten Erfahrungen tief in seinem Herzen Wurzel geschlagen hat, und das, genährt durch böswillige Einflüsterungen von Seiten der Mischlingsbevölkerung, das Gefühl persönlicher Freundschaft zu einem Europäer selbst bei jahrelangem regen Verkehr nur schwer in ihm aufkeimen läßt. Da der Indianer in jeder Handlung eines Europäers egoistische Beweggründe vermuthet, so erkennt er keine Wohlthat als solche an, sondern verhält sich kühl und ablehnend dagegen und läßt kein Gefühl der Dankbarkeit in seiner Brust aufkommen. Es gelingt zwar zuweilen durch Beredsamkeit den Indianer für die Zwecke seines Herrn zu erwärmen, denn er ist sehr empfänglich für suggestive Einflüsse, aber eine dauernde, warme persönliche Sympathie erwacht nur in sehr wenigen Individuen, und man darf bei der Behandlung der Indianer nie mit Sicherheit auf dieses Moment rechnen. Wenn man trotzdem mit den Indianern als Arbeitern und Dienern gute Erfahrungen macht,

Digitized by Google

so ist dies vor allem ihrem oft sehr stark ausgeprägten Pflichtgefühl zu verdanken, welches auch über augenblickliche oder andauernde Verstimmungen Herr wird. Als sich z. B. einer meiner Leute einmal mit mir auf einer Wanderung erzürnte, erklärte er, mir davonlaufen zu wollen, setzte aber bald darauf hinzu, er wolle mich nur erst noch aus dem Walde heraus nach bewohnten Gegenden geleiten — mehrere Tagereisen! — und dann werde er mich verlassen und ich solle dort Ersatz für ihn suchen.

Eine andere Haupteigenthümlichkeit der Indianer ist ihre oft bewunderungswürdige Geduld, wofür ich ein charakteristisches Beispiel anführen will: ein Ausländer hatte in der Stadt etwas zu tief ins Glas geschaut, fiel auf dem Heimweg von seinem Maulthier herab und schlief in einem benachbarten Hause seinen Rausch aus. Sein Indianer, der vorausgegangen war, faßte das Maulthier am Zügel, und als der Herr am folgenden Morgen zu Fuß nach Hause gehen wollte, stand der Indianer immer noch da mit den Zügeln in der Hand, wie er die ganze Nacht gestanden hatte, übergab das Maulthier seinem Herrn und ging weiter, als ob nichts vorgefallen wäre.

Ein sehr bedeutungsvoller Charakterzug des von der Civilisation noch nicht berührten Indianers ist seine Ehrlichkeit. Feldfrüchte und manche Kleinigkeiten, wie Lederriemen, Taschenmesser, Schraubenmuttern u. s. w. sind allerdings nicht sicher vor ihm; aber Geld stiehlt er nicht und man schickt deßhalb oft beruhigt Indianer mit Traglasten von Silbergeld nach weit entfernten Orten, ohne irgend welche Aufsicht oder Bedeckung, und ebenso kann man ohne Beunruhigung werthvolles Gepäck in der Hütte eines unbekannten Indianers zurücklassen und es später dort wieder abholen, denn Gastfreundschaft ist dem Indianer heilig und er wird das fremde Gut so sicher bewahren, wie sein eigenes. Aber neben schönen Charakterzügen, welche uns den Indianer lieb und werth machen, finden sich unangenehme, welche uns von ihm abstoßen, und ich will hier neben den schon oben erwähnten Eigenschaften den ganz unglaublichen Eigensinn namhaft machen, der manchen Indianern eigen ist und oft Anlaß zu Zwist und Reibereien gibt. Wer jemals als Verwalter einer Kaffeeplantage, wie der Schreiber dieser Zeilen, oder in einer sonstigen geschäftlichen Stellung viel mit indianischen Arbeitern hat umgehen müssen, der findet, wie schwer es ist, dieselben zu lenken und richtig zu behandeln. Erst das Vertrautwerden mit ihrer Muttersprache und das allmählich aufgehende Verständniß ihrer eigenartigen Denk- und Handlungsweise ermöglicht ein dauernd gutes Einvernehmen mit ihnen. Wenn aber auch der Arbeitgeber überhaupt, weil auf einem einseitigen Standpunkt stehend, im allgemeinen ein ungünstigeres Urtheil über die Indianer fällen wird, als der vorurtheilsfreiere, unbetheiligte Ethnologe, so wird doch niemand dem Indianer das Zeugniß versagen können, daß er zwar einen eigenthümlichen, aber doch einen durchaus achtbaren Charakter besitzt, und eine längere Beobachtung zeigt auch, daß viele seiner Handlungen uns nur deßhalb anfangs unbegreiflich erscheinen, weil sie eben der Ausfluß einer uns gänzlich fremden Anschauungsweise sind, die in einer untergegangenen alten Cultur ihre letzte Wurzel hat.

Coban, den 7. Mai 1896. Dr. Karl Sapper.

Der Cultus des Wassers und seine abergläubischen Gebräuche.

Aus dem Italienischen der Gräfin Ersilia Caetani-Lovatelli.

II.

Die Verehrung des Wassers und seine abergläubischen Anwendungen sehen wir im Mittelalter fortdauern, indem das Bad nicht allein als ein körperliches Gesundheits- und Reinigungsmittel, sondern auch als Zeichen der geistigen Wiedergeburt angesehen wurde. Den meisten Feierlichkeiten, welche den Eintritt in irgend ein Ehrenamt begleiteten, ging immer ein Eintauchen ins Wasser voraus. So mußte der Kleriker, der in den Priesterstand erhoben ward, wie der Knappe, der Ritter wurde, ein Bad nehmen. So pflegten sich die Gäste zu baden, ehe sie sich zum Mahle niederließen, und die Brautleute, bevor sie sich vereinigten. Letzteres erinnert an den Hochzeitsbrauch der Griechen, der, wie ich oben andeutete, darin bestand, daß die Neuvermählten sich am ersten Ehetage im Wasser einer bestimmten Quelle baden mußten. Auch die Liebenden und Verliebten pflegten zusammen zu baden, aber nur zum Zeitvertreib, und nicht selten standen ein paar Spielleute dabei, die durch die Töne ihrer Instrumente den Vorgang noch vergnüglicher machten. Mein werther und gelehrter Freund, Hr. Adolf Venturi, hat Zeugnisse für diesen seltsamen Gebrauch in Documenten aus dem 16. Jahrhundert gefunden, z. B. in einem Briefe des Archivs von Mantua, in welchem die Edelfräulein der Isabelle von Este, die an den Sohn der Markgräfin schrieben, bedauerten, sich nicht seiner Gesellschaft im Bade erfreuen zu können.

Manchen Wässern schrieb man ganz erstaunliche Wirkung zu. Der Brunnen von Grenoble, auf den der hl. Augustin anzuspielen scheint, war im Mittelalter als eins der sieben Weltwunder bekannt, und man erzählte sich, aus ihm komme Feuer und Wasser zugleich.

Berühmt sind endlich die Brunnen der Ritterzeit, deren Wasser Liebe erzeugte oder vertrieb, wie z. B. die beiden von Ariost beschriebenen im Ardennerwalde, aus deren einem man die Liebe, aus dem andern das Vergessen derselben und den Haß trank; und der von Petrarca erwähnte Brunnen, „von dem es heißt, daß seine kalten Fluthen erlosch'nes Holz in Gluthen versetzen, aber brennendes verlöschen." Auch scheint es mir unzweifelhaft, daß eine nahe Beziehung zwischen diesen und den sogenannten Liebesbrunnen existire, die oft wiederum mit dem berühmten Jungbrunnen, der „fontaine de Jouvence", verwechselt werden, welche bekanntlich die unvergleichliche Eigenschaft besaß, verlorene Schönheit und Jugend wiederzugeben. Solche Wunderbrunnen werden oft in den orientalischen Märchen erwähnt, die sie stets in den Garten des Lebens und der Glückseligkeit verlegen. Einer derselben wurde, wenn wir den verbürgten japanischen Geschichten glauben dürfen, im 7. Jahrhundert unsrer Zeitrechnung in jenem Lande gefunden: Professor Carlo Valenziani erwähnt in einer Anmerkung seiner Uebersetzung des Handbuchs „Weg der Kindesliebe" das Edict einer japanischen Kaiserin, welches den Unterthanen die Auffindung einer Wunderquelle mittheilt, deren Wasser die Haut weich und schön macht, wenn man Gesicht und Hände darin wäscht, und die jeden Schmerz durch ein Bad in ihrem Wasser vertreibt. Insbesondere werden denen, welche ihr Wasser trinken oder, wenn es recht heiß ist, darin baden, die weißen Haare wieder schwarz und die ausgefallenen erneut; die trüben Augen erhalten ihre Klarheit wieder und jedes andere, sonst unheilbare Gebrechen wird unfehlbar völlig geheilt.

Der Jungbrunnen hat zu allen Zeiten zahlreiche Träumereien und Phantastereien veranlaßt; er sowie die Liebesbrunnen sind unzählige male gezeichnet und gemalt worden. Einige dieser Darstellungen zeigen zwei Liebende im Bade, vor welchem meistens ein festlich gedeckter Tisch steht, während zwei Spielleute daneben ihre Weisen ertönen lassen. Andere zeigen eine Menge Männer und Frauen, die herbeieilen, um sich in die lebenerneuernden Fluthen des Wunderbrunnens zu tauchen, an dem glückliche Paare, die zu Jugend und Liebe zurückgekehrt sind, in zärtlicher Umarmung Küsse und Liebkosungen tauschen. Auch hier

fehlen weder Musikanten und fahrende Sänger, welche die Mandoline und die Laute schlagen oder die Flöte blasen, noch der mit Weinen und feinen Speisen bedeckte Tisch. Auf vielen deutschen Kupferstichen findet man Liebesgärten und -Brunnen abgebildet.

Den Ursprung des Jungbrunnens haben wir wahrscheinlich im Alterthum zu suchen; bei Herodot finden wir einen entfernten Anklang daran, wenn er von einem Brunnen in Aethiopien erzählt, dessen sehr leichtes Wasser ihm zufolge Ursache der Langlebigkeit der Aethiopier war, die beständig davon tranken. Die fabliaux brachten den Jungbrunnen in großes Ansehen; und im Anfang des 16. Jahrhunderts war der Glaube an sein Dasein in Spanien so festgewurzelt, daß Ponce de Leon, der Entdecker von Florida, mit zwei Schiffen absegelte, um ihn auf den Bimini-Inseln zu suchen, wo er ihn vermuthete. Noch 20 Jahre später zog Fernando de Loto vergebens aus, ihn zu suchen.

Dio Chrysostomus erwähnt einen glücklichen Erdstrich, in dem Ströme von Milch, Oel und Honig und auch ein Wahrheitsbrunnen fließen, und Dante versetzt in das irdische Paradies die beiden Flüsse Lethe und Eunoe, in welchen letzteren der Dichter taucht, um aus der heiligen Welle zu steigen: „von neuer Bildung, gleichwie junge Pflanzen, von neuem, jungem Laube frisch umgrünt."

Indem wir jetzt zu den Nymphen der alten griechischen und römischen Mythologie zurückkehren, bliebe noch zu erwähnen, daß sie sich im Laufe der Zeit in Feen und Undinen verwandelt haben. Diese wohnten gleich jenen, mit der himmlischen Gabe der Weissagung beschenkt, entweder in dem Grün verzauberter Wälder oder in schäumenden Wasserstürzen oder tief unten in den blauen Gewässern der Meere und Seen in Korallengrotten und krystallenen Palästen. Man erzählt, sie zeigten sich bisweilen, in weißen Gewändern und mit phantastischen Blumen bekränzt, am Rande der Brunnen oder auf der Oberfläche des Wassers, wo sie ihre langen, glänzenden Haare ordneten.

Die berühmte Fee Melusine, an Gesicht und Oberkörper einem wunderschönen Weibe gleichend, aber in einem Fischschwanze endigend, wie die mulier formosa superne des Ovid, wird immer bei jener Beschäftigung dargestellt. Und gerade wie die antiken Nymphen zogen auch die Feen, besonders die Undinen, die Sterblichen, welche für sie erglühten und sich ihren bezauberten Behausungen allzusehr näherten, in ihr nasses Reich hinab.

Die Gesetze, welche die merovingischen und karolingischen Könige unter dem Namen der Capitularien ergehen ließen, verdammten wiederholt und feierlich als Frevler am Heiligen alle die, welche hartnäckig Feuer und Lichter in der Nähe der Bäume, Felsen und Quellen anzündeten, Gelübde und Gebete an diese unbelebten Dinge richteten. Um solchen Aberglauben auszutilgen, gab der Longobardenkönig Luitprand neue Gesetze, und die Concilien fügten den Verboten der christlichen Fürsten und Missionare ihre Bannflüche hinzu. Das Concil von Arles, 442, verbot ausdrücklich den Baum-, Stein- und Brunnencultus, und ähnliche Verbote wurden vom Concil von Tours, 567, und von anderen erneuert. Trotzdem bestand der Quellencultus mit dem abergläubischen Gebrauch, Zauberei mit ihnen zu treiben, nicht nur bis ins 8., sondern bis ins 13. und die folgenden Jahrhunderte fort, und wir wissen, daß S. Bernhardin von Siena, der im 15. Jahrhundert in Arezzo gegen solche Gebräuche predigte, die Aretiner vermochte, einen Brunnen zu zerstören, zu dem viele Menschen strömten, um die Zukunft zu erforschen.

Jedenfalls ist es zweifellos, daß diese Verehrung des Wassers, obschon im Laufe der Zeit und mit den veränderten Sitten sich umgestaltend, zuletzt eine christliche Gestalt annahm. Zum Beweise genügt es, darauf hinzuweisen, daß es in manchen Orten der Bretagne und Deutschlands Sitte war, die Bildsäule des Ortsheiligen in ein geweihtes Bad zu tauchen, gerade wie man in römischer Zeit die Bildsäule der Cybele in den Almo und wie die Bewohner von Perpignan die Reliquien des hl. Galderich und verschiedener anderer Heiligen in den Têtfluß tauchten, um Regen zu erlangen. In anderen Theilen Deutschlands hatte man die Gewohnheit, die Bilder des hl. Paulus und des hl. Urban in das Wasser zu tauchen, um die Festtage fröhlicher zu machen. Im Namen der Heiligen brachte man auch den Brunnen und Flüssen Gaben dar. Auch die Orakel wahrsagten auf diese Art weiter; und selbst manche unsittliche Gestalt wurde unter verschleierter und versteckter Form heilig gesprochen.

Viele heilige oder vielmehr weissagende Quellen erhielten sich hauptsächlich in der Bretagne lange Zeit im Volksglauben. In den Quell der hl. Eugenia warf man beispielsweise Nadeln als Gaben, und bei dem des hl. Aelianus in der Grafschaft Denbigh in England wohnte eine Art Sibylle, an die sich alle wandten, die Zaubereien und Teufelswerk treiben wollten. Während die Sibylle den Namen der Person, der man schaden wollte, in ein dazu bestimmtes Buch schrieb, warf man eine Nadel in den Brunnen und die That galt als geschehen. Der hl. Gregor von Tours erwähnt einen See im Lande der Gabaler, in den die Einwohner alljährlich Gaben warfen, und noch heutzutage besteht in Finuland die Verehrung eines Wunderbrunnens, Regisseukilde genannt, dessen Wasser die Kranken in Mondnächten heilt und dem gewisse Nixen, heilkräftige und prophetische Göttinnen, vorstehen, welche in gewisser Beziehung den Quellnymphen Griechenlands und Roms gleichen. Auch will ich bei dieser Gelegenheit nicht verschweigen, daß die orientalischen Christen ein holzernes Kreuz unter Anrufung Christi, Johannes des Täufers und aller Heiligen dreimal hintereinander in einen Brunnen tauchten, um den Himmel anzuflehen, die Dämonen zu vertreiben, Krankheit und jegliches Uebel von ihnen fernzuhalten. Zuweilen wurde statt eines Heiligenbildes eine geweihte Kerze unter Abbetung eines Psalms ins Wasser getaucht; aber mit der Zeit wurde das Bild des Christuskindes an die Stelle des Kreuzes gesetzt.

Eine andere Art der „Schüsselwahrsagerei", die Verborgenes zu enthüllen bezweckte und im Mittelalter sehr im Schwange war, bestand darin, eine geweihte Kerze einer Flasche mit Weihwasser zu nähern, wobei ein Kind folgende Worte sprach: „Weiser Engel, heiliger Engel, um deiner Heiligkeit und meiner Jungfräulichkeit willen, zeige mir den, der die oder jene Sache weggenommen hat." Hierauf sah man auf dem Grunde der Flasche das Bild des Diebes erscheinen. Diese Art des Errathens erhielt sich durch die Jahrhunderte bis fast auf unsre Tage.

So lesen wir in den Memoiren Saint-Simons, daß ein Wahrsager dem Herzog von Orleans, nachherigen Regenten von Frankreich, das Schicksal, das ihm bevorstand, in einem Glas Wasser zeigte. Aehnliche wundersame Dinge erzählt man von dem berüchtigten Cagliostro, der sich dabei der Hülfe von Kindern bediente, die er Tauben oder Pupillen nannte und die ihm ähnliche Dienste leisteten, wie heutzutage die Medien beim modernen Hypnotismus und Spiritismus. Es ist bekannt, daß er der über ihre Schwangerschaft besorgten Königin Marie Antoinette aus einer Flasche trüben Wassers glücklichen Ausgang vorhersagte. Und nicht allein in Flaschen und Gläsern, sondern in Spiegeln und unter Glasglocken ließ er lebende und todte Persönlichkeiten erscheinen, die sich gleich beseelten Gespenstern bewegten und wandelten. Diese seltsamen und wunderbaren Erscheinungen bildeten einen Haupttheil

seiner Beschwörungsthätigkeit, die er in Aegypten erlernt haben mag, wo die Wahrsager und Astrologen die Bilder der Lebenden und Todten in Gefäßen voll Wasser erscheinen ließen.

Uebrigens reicht die Kunst, vermittelst eines Spiegels, eines Krystalls oder durchsichtigen Wassers und durch Vermittlung eines reinen Kindes die Zukunft zu erforschen und Verborgenes zu enthüllen, in das höchste Alterthum hinauf. Man erzählt vom König Numa, daß er sie benutzte, um die Bildnisse der Götter im Wasser zu sehen; und Pausanias lehrt uns, daß die Kunst besonders in Achaja geübt wurde. Der Kaiser Didius Julianus nahm oft zu ihr seine Zuflucht, und man sagt, er habe auf diese Weise die Ankunft des Severus und seinen eigenen Tod vorausgesehen.

Auch die Orientalen glaubten an derartige Zauberei. Die jüdisch-chaldäischen Schalen mit geheimnißvollen Zauberformeln, die bei den Ausgrabungen in Babylon ans Licht gekommen sind, und die in Chaldäa entdeckten irdenen Gefäße mit magischen Inschriften, welche bestimmt waren, die Dämonen in die Flucht zu jagen und diejenigen, welche aus ihnen tranken, vor gewissen Krankheiten zu bewahren, bieten den handgreiflichen Beweis für solchen Aberglauben bei den Völkern jener Länder, aus denen sie sich vielleicht im grauen Alterthum über den ganzen Erdkreis verbreitet haben.

In Assyrien schließlich wurde nicht allein mit Wasser, sondern auch noch vermittelst anderer Flüssigkeiten Magie getrieben. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß diese Formen des Wunderglaubens später auf die Rabbiner übergingen, wie man aus einigen Andeutungen auf Uebungen der Wasserdeuterei schließen könnte, die neben einem Zaubertrank aus Reiz- und Betäubungsmitteln im Talmud erwähnt werden. — —

Noch lange könnte ich von anderen Brunnen und Wunderwässern plaudern, wenn mich die Einförmigkeit des Gegenstandes und die Furcht, meine Leser zu ermüden, nicht daran hinderte. So will ich schließen, nicht ohne noch den fabelhaften Fluß Ameles erwähnt zu haben, den Plato im Jenseits strömen läßt, und dessen Name „sorgenlos" bedeutet, weil sein Wasser die wunderbare Gabe besaß, den Seelen, welche reichlich daraus tranken, Ruhe und Vergessenheit alles Leides zu bringen. O, wenn ein solcher Strom auch hienieden flösse!

Mittheilungen und Nachrichten.

A. R. Ist Philosophie ohne Psychologie möglich? Eine Erwiderung von Felix Krüger. München, Ackermann 1896. — Die vorstehende Schrift richtet sich gegen die Ausführungen, welche der Privatdocent der Philosophie an der Münchener Universität, Dr. C. Güttler, unter dem Titel „Psychologie und Philosophie. Ein Wort zur Verständigung" ausgesprochen hat. Hr. Güttler zeigte sich darin als ein speculativer Philosoph von streng dogmatischer oder, vielleicht richtiger, gut orthodoxer Richtung. Er hat das ausgesprochene Bedürfniß, mit der Kirche auf gutem Fuß zu stehen, und die wahre Bedeutung der Philosophie dürfte er wohl in der Aufgabe erblicken, daß dieselbe die Glaubenssätze der Kirche auf eine auch den wissenschaftlichen Geist befriedigende Art demonstrire. Jedenfalls begreift man leicht, daß Hr. Güttler von seinem Standpunkt aus der modernen empirischen Psychologie mit tiefstem Mißtrauen entgegentreten muß. Denn eine Psychologie ohne Seele und damit auch ohne alle metaphysische Grundlage ist mit einer dogmatisch gearteten Philosophie schlechterdings unvereinbar. Da aber diese Richtung sich nicht mehr ganz leicht verdrängen lassen wird, so gerieth He. Güttler auf einen Einfall, der seinem Scharfsinn alle Ehre macht: er schlägt vor, daß die experimentelle, im Laboratorium arbeitende Psychologie als Einzelwissenschaft von der Philosophie sich ablösen und der Naturwissenschaft sich angliedern solle. Daneben bestehe dann noch die andere, nicht auch empirisch-inductiver Methode verfahrende philosophische Psychologie, die man am besten „kurzweg Metaphysik" nennen und dort stehen lassen sollte, „wo sie von jeher ihren Platz gehabt hat, bei der theoretischen Philosophie im alten Sinne." Gegen diese Vorschläge nun verwahrt sich Hr. Krüger in sehr energischer Weise. Denn er ist ganz im Gegensatz zu Dr. Güttler der Ansicht, daß nicht die alte speculative Philosophie, sondern die moderne empirische Psychologie die wahre Universalwissenschaft sei, welche nunmehr die Führung an Stelle dieser zu übernehmen habe. Es ist merkwürdig zu sehen, welch schwere Wunden man einem alten Glauben beizubringen vermag, während man doch selbst nur einen neuen Glauben und keine wissenschaftlich ausgemachte Wahrheit ins Treffen zu führen hat. Indessen spricht aus den Darlegungen des Hrn. Krüger eine ungemein anmuthende, keck zugreifende jugendliche Frische, ein überstürzender, keine Grenze respectirender Enthusiasmus, und selbst nur als Dialektiker genommen, ist er seinem erwählten Gegner jedenfalls bedeutend überlegen. Ref. bekennt offen, daß er mit seinen Sympathien sich nur auf seiner Seite befindet, gleichwohl aber vermag er nicht, dessen Ausführungen als zutreffend anzusehen. Man höre zunächst folgende Stelle: „Die Erkenntnißtheorie ruht unmittelbar auf der Psychologie; ja sie ist, als Wissenschaft vom Denken, ein Theil der Psychologie, wie das in letzter Zeit von maßgebender Seite wiederholt hervorgehoben worden ist. Der ganze Gegensatz zwischen ‚normativen' und erklärenden Wissenschaften ist insofern ein völlig äußerlicher und psychologisch unberechtigter, als geltende Normen und ihre Befolgung genau so gut psychische Thatbestände sind wie ihre Uebertretung, und es sich nur darum handeln kann, psychologisch zu untersuchen, was in dem einen und was in dem andern Fall psychisch vorliegt. Der Erkenntnißtheoretiker und Logiker muß deßhalb in erster Linie Psycholog sein, und Kant, der in seltsamer Verkennung ihrer grundlegenden Bedeutung der empirischen Psychologie eine so bescheidene Stelle innerhalb der Philosophie glaubt anweisen zu müssen — derselbe Kant ist doch Psycholog in jedem Abschnitt seiner Werke, nur daß er es leider nicht immer ganz und nie mit vollem Bewußtsein gewesen ist." Dies alles ist in jeder Hinsicht formell und materiell unrichtig. So ist namentlich Kant in keinem seiner Werke, am wenigsten in seinem Hauptwerk, der Kritik der reinen Vernunft, ein Psycholog, sondern immer nur ein eminenter logischer Techniker, der die feststehende, von allen Idealisten getheilte Ansicht über die Natur des menschlichen Erkenntnißvermögens wissenschaftlich in baulegt, d. h. mit solchen logischen Mitteln rechtfertigt und begründet, wie es vor ihm kein anderer Idealist zu stande gebracht hat. Dies zu beweisen, ist natürlich hier kein Raum gegeben; ebenso wenig dafür, daß auch die Logik keine der empirischen Psychologie zugeordnete Disciplin ist. Wir gehen zu einem andern Punkte über. Es ist ebenso falsch, daß die Erkenntnißtheorie unmittelbar auf Psychologie beruhe. Daß diese Behauptung schon in formaler Hinsicht abgewiesen werden muß, ergibt sich aus folgender Betrachtung. Die empirische Psychologie ist doch nur eine bestimmte Disciplin, deren Aufgabe dahin geht, Methoden ausfindig zu machen, um Erkenntnisse über die Natur des Denkens und Empfindens zu sammeln. Die Erkenntnißtheorie dagegen hat die Aufgabe, den Aufbau sämmtlicher wissenschaftlicher Lehrzweige zu studiren und aus ihren Ergebnissen Vorstellungen zu gewinnen, wie Erkenntniß und wie Irrthum entstehen. Daraus ergibt sich umgekehrt, daß die Psychologie selbst Object der Theorie und Kritik der Erkenntniß ist. Folglich hat diese zu entscheiden, ob jene ihre Aufgabe wirklich gelöst hat oder im Stande sein wird, zu lösen. Die empirische Psychologie kann also nimmermehr die Basis der Erkenntnißtheorie bilden, zumal da es gar nicht schwer ist, nachzuweisen, daß jene überhaupt noch gar keine ausreichend legitimierte wissenschaftliche Basis besitzt. Damit komme ich auf den wundesten Punkt dieser modernen Richtung und diesen will ich in aller Kürze aufzeigen. In vollkommener Uebereinstimmung mit der speculativen Psychologie behauptet auch die empirische oder setzt unbesehen voraus, daß Denken und wohl auch Empfinden spontane und autonome Functionen sind, die nirgends ihre Analoga in den übrigen Naturvorgängen besitzen. Ist das aber wirklich der Fall, so ist es auch gar keine Frage, daß durch die experimentelle, beziehentlich empirische Untersuchung der Denk- und Empfindungsvorgänge kein Aufschluß über die eigentliche Natur der letzteren gewonnen werden kann. Denn wie sollten Vorgänge durch experimentelle, der Physiologie entlehnte Methoden interpretirt werden können, so lange nicht die Hauptfrage: in welchem Verhältniß stehen psychologische Vorgänge zu den übrigen Naturgeschehnissen? — eine genugthuende Beantwortung gefunden hat? Man kann das Unbekannte durch das

Bekannte nur dann deuten, wenn man ausreichende Mittel besitzt, darzuthun, daß zwischen beiden eine wirkliche Wesensgemeinschaft besteht. Aber eben dies hat weder die alte noch die neue Psychologie festgestellt, und in vollkommener Uebereinstimmung mit ihrer älteren speculativen Schwester behandelt auch die moderne Richtung Denken und Empfinden wie nata und facta sui generis. Hier liegt nun eine doppelte Aufgabe der Erkenntnißtheorie, beziehentlich Kritik vor: entweder muß sie zeigen, daß in der That keine Beziehungen zwischen Denk- und Empfindungsvorgängen einerseits und den übrigen Naturgeschehnissen anderseits existiren, und dann steht es höchst bedenklich mit der experimentellen Psychologie und insbesondere mit den maßlosen Ansprüchen ihres allzu enthusiastischen Anhängers; oder aber sie beweist, daß die Denk- und Empfindungsvorgänge keineswegs dieses vollkommen incommensurable Etwas darstellen, für welches man sie bis jetzt gehalten hat, daß sie vielmehr ihre deutlichen, wohlberechtigten Anlagen in den übrigen Naturgeschehnissen besitzen. Und dann erst ist die Basis der modernen Richtung als wissenschaftlich begründet anzusehen. So lange aber weder das eine noch das andere ausreichend bewiesen ist, ist die Streitfrage als schwebend zu erachten, und es wird von dem Vorwalten mehr gemüthlicher oder mehr wissenschaftlicher Regungen abhängen, ob man sich auf die Seite des Hrn. Güttler oder des Hrn. Krüger stellen will.

* Die 25. Versammlung des Hansischen Geschichtsvereins und die Versammlung des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung in Bremen. Viel interessantes Quellenmaterial hat der Verein in dem Zeitraum seines 25jährigen Bestehens gesammelt. Daß dieses einmal zur Darstellung eines bedeutenden Abschnittes der hansischen Geschichte für weitere Kreise verwandt werde, dazu hat die Historische Gesellschaft in Bremen die Anregung gegeben. Sie kann dank der Bereitwilligkeit von bremischen Bürgern für eine solche Arbeit einen Preis von 3000 M. aussetzen und wünscht im Anschluß an Dietrich Schäfers preisgekrönte Schrift „Die Hansestädte und König Waldemar" eine Abhandlung über die Hanse vom Stralsunder Frieden 1370 bis zum Utrechter Frieden 1474. Es wird hierbei Werth darauf gelegt, daß die Arbeit die Kenntniß dieses wichtigen Jahrhunderts der hansischen Geschichte möglichst weiten Kreisen zugänglich mache, daß sie, auf den Quellen beruhend, durch eine edle und lebendige Darstellung sich auszeichne. Die näheren Bestimmungen sollen binnen kurzem veröffentlicht werden. Die Tagung verlief sehr anregend. Eine Festschrift „Beiträge zur bremischen Geschichte", ein Geschenk der Historischen Gesellschaft des bremischen Künstlervereins, war sehr unterrichtend; dasselbe gilt von der vom Oldenburgischen Kunstgewerbeverein gestifteten, vom Archivrath Dr. Sello verfaßten Schrift „Historische Wanderung durch die Stadt Oldenburg". Am Vorabend erfolgte eine Begrüßung in der Halle des Künstlervereins, dessen Vorsitzender Professor Dr. Heinrich Volkhaupt die Gäste begrüßte. Unter diesen wurden bemerkt Senator Dr. Brehmer aus Lübeck, der Vorsitzende des Hansischen Geschichtsvereins Geheimer Justizrath Prof. Dr. Frensdorff aus Göttingen, Prof. Dr. Schäfer aus Tübingen, Prof. Dr. Reifferscheid aus Greifswald, Vorsitzender des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung, Geh. Archivrath Dr. Hille aus Schleswig, Staatsarchivar Dr. Hasse aus Lübeck, Oberbürgermeister Merker aus Göttingen u. s. w. Im ganzen nahmen an der Tagung 170 Herren und 50 Damen theil. In der ersten Morgensitzung begrüßte der regierende Bürgermeister von Bremen, Senator Dr. Pauli, namens des Senats und der Bevölkerung und Staatsarchivar Dr. v. Bippen namens der Historischen Gesellschaft, des Künstlervereins und des Ortsausschusses die Versammlung. Senator Dr. Brehmer dankte herzlichst und wies auf die wachsende Thätigkeit des Vereins hin. Die von vielen Städten bewilligte Beitragserhöhung ist erfreulich, da die Ausgaben wachsen. Im Jahre 1895 wurden bei 13,311 M. Einnahmen 2296 M. Ueberschuß erzielt und das Vermögen ist auf 12,637 M. angewachsen. In den Vorstand wurde der ausscheidende Geh. Justizrath Professor Dr. Frensdorff aus Göttingen wiedergewählt. Die nächstjährige Tagung wird in Soest (Westfalen) abgehalten. Einbeck dürfte für 1898 in Frage kommen. Dr. Schäfer aus Tübingen sprach über die „Zeit der großen Entdeckungen und die Hanse" und wies nach, daß die landläufige Darstellung hinfällig ist, die Hanse sei wesentlich zu Grunde gegangen durch die Eröffnung des Weltverkehrs im Anschluß an die großen Entdeckungen und habe ihre frühere Stellung schon ihrer ungünstigen Lage wegen nicht behaupten können. Am Verkehr mit Amerika und Indien haben sich bereits gegen Ende des 16. Jahrhunderts nur Spanier und Portugiesen betheiligt, und der Besuch ihrer Colonien war allen Fremden verboten. Niederland und England sind erst in den transatlantischen Verkehr eingetreten, als ihnen der Zwischenhandel in Lissabon und Sevilla verboten wurde. 1595 fahren die Niederländer zum erstenmale nach Ostindien, bald danach die Engländer. Um diese Zeit war die Hanse schon vernichtet. Nach einander gingen ihr die Verkehrszweige, die ihren Lebensnerv ausmachten, verloren. Unter der Regierung der Königin Elisabeth gelang es den Engländern, der Hanse den Handel mit englischen Erzeugnissen zu nehmen, sogar auf deutschem Gebiet, wo bis nach Bingen die Engländer ihre Waaren selbst vertrieben. Als 1585 Antwerpen, ein mächtiges Handelsemporium wie heute London, Liverpool oder Hamburg, den Spaniern zufiel, war auch hier für die Hanse, die hier stark vertreten war, der Verkehr todt. Einen weiteren Schaden that ihr die Natur, indem in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts die Fische sich vom Eingang des Sunds nach dem Kattegat und Skagerrack verzogen, später nach der norwegischen Küste, in die Gründe der Nordsee und an die schottische Küste. Von den Holländern wurde die Hanse nunmehr aus dem Fischhandel herausgedrängt, und die Niederlande zogen ungeheuren Nutzen daraus; damit ging auch der Salzhandel, der zu dem Fischfang in Beziehung stand, zu Grunde. Immer mehr wuchs der niederländische Handel zu nagunsten der Hanse an. Im Jahre 1530 gingen 300 bis 400 niederländische Schiffe in der Ostsee, hundert Jahre später aber 3000 bis 4000. Außerdem bedrängten die Schweden die Hanse. Der Grund dafür, daß die Hanse sich nicht behaupten konnte, war politischer und wirthschaftlicher Natur. Der Schwerpunkt lag darin, daß in Deutschland sich noch nicht die Entwicklung zur nationalen Einheit vollzogen hatte, wie in Spanien, Frankreich und England, wo die Interessen der Völker nicht mehr durch Interessen der Dynastien gelähmt wurden, so daß sich in diesen Staaten mit dem Anwachsen der Macht des Königthums die Möglichkeit einer nationalen Wirthschaftspolitik hat. Wenn z. B. Schweden gegen die Lübecker Handelsschiffe in der Ostsee vorging, dann wagte es nichts gegen die Niederländer, hinter denen Spanien stand. Jedes Unternehmen, zumal das kaufmännische, muß sich klar machen, welche Erfolge es zu erwarten hat; aber auch dem Muthigsten schwindet Thatkraft und Unternehmungslust, wenn keine Aussichten auf Erfolge vorhanden sind. So erging es der Hanse, die aus Lissabon und Sevilla vertrieben wurde, deren Schiffen man manchmal die Waaren nahm, ohne sie zu bezahlen; stellte man doch sogar die Schiffsbemannung vor Glaubensgerichte. Der Grund des Unterganges der Hanse lag in dem Mangel an der zu ihrem Schutz nöthig gewesenen politischen Einheit in Deutschland, wodurch auch die wirthschaftliche Einheit und die Geltendmachung einer nationalen Wirthschaftspolitik unmöglich war. Die Fürsten freuten sich gerade über den Niedergang der Städte. Wie anders heute. Wir haben, seitdem hinter uns das Deutsche Reich steht, thatsächlich einen bedeutenderen und rascheren Aufschwung aufzuweisen als so ziemlich alle Nationen Europa's. Wir dürfen unsre sonstigen politischen und wirthschaftlichen Kämpfe nur so weit auskämpfen, als die Erhaltung der nationalen Einheit es gestattet, dann wird auch unsre Zukunft sicher sein, und wir werden zweifellos eine Stellung einnehmen, die einem Volk von 50 Millionen in der Mitte Europa's gebührt. Dr. C. Walther-Hamburg sprach über Wilhelm Hildemar Mielck, der am 16. März v. J. plötzlich gestorben ist. Mit ihm ist eine für die beiden Vereine rastlos thätig gewesene Kraft dahingegangen. Von Beruf Apotheker in Hamburg, wandte er dem Niederdeutschen frühzeitig ein lebhaftes Interesse zu. Vor allem war er auf dem Gebiete der Dialektforschung, sodann der gewerblichen, pharmaceutischen und botanischen Terminologie, endlich der Volks- und Kinderliederkunde thätig. Archivar Dr. v. Bippen-Bremen machte Mittheilungen aus der „Bremischen Baugeschichte", die ein Vorwort zu dem späteren Rundgang durch die Stadt bildeten. Staatsarchivar Dr. Hasse-Lübeck sprach über „Die Anfänge der Genossenschaft deutscher Kaufleute auf Gothland" und Prof. Dr. Reifferscheid-Greifswald über die „Einflüsse des Niederdeutschen auf die hochdeutsche Schriftsprache". Auch der gesellige Theil der Tagung hat alle Theilnehmer hoch befriedigt. In den Verhandlungen des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung wurde Röthe als Vorstandsmitglied begrüßt. Die Redaction des Correspondenzblattes hat für den verstrebenen Hrn. W. H. Mielck Dr. Ch. Walther-Hamburg übernommen. Der Verein, dessen Besprechungen sich u. a. auf interessante niederdeutsche und niederländische Handschriften

Digitized by Google

aus der bremischen Stadtbibliothek erstreckten, nahm im übrigen an den Sitzungen des Hansischen Geschichtsvereins theil.

⊙ **Freiburg i. B.**, 16. Juni. Als Nachfolger des nach Leipzig berufenen Prof. Studniczka (classische Archäologie) werden nunmehr der Privatdocent Dr. Pachstein, Assistent am kgl. Museum, Sammlung der antiken Scalpturen, in Berlin, und der Secretär des isl. deutschen archäologischen Instituts in Athen Dr. P. Wolters genannt. — Zur Herrichtung des Platzes für den dringend nöthigen Neubau der Universitätsbibliothek werden jetzt endlich die Vorarbeiten, Abbruch der dort stehenden Wohnhäuser, ausgeschrieben.

* **Berlin.** Die Königliche Akademie der Wissenschaften hat den Professor der Physik an der Universität Würzburg Dr. Wilhelm Konrad Röntgen und den Professor der Anatomie an der Universität München Dr. Karl Wilhelm v. Kupffer zu correspondirenden Mitgliedern ihrer physikalisch-mathematischen Classe gewählt.

* **Wien**, 15. Juni. Oesterreichisch-ungarische Tiefsee-Forschungsexpedition im Rothen Meere. Wie erinnerlich sein dürfte, hat Se. Majestät Schiff „Pola" am 6. October v. Js. eine wissenschaftliche Tiefsee-Forschungsexpedition in das Rothe Meer angetreten. Zweck der Expedition war, das Rothe Meer, dessen Erforschung gegenüber derjenigen aller anderen Meere zurückgeblieben war, nach allen Wissensrichtungen hin aufzuschließen und die in diesem Punkte auf dem Gebiete der oceanischen Forschung bestehende Lücke auszufüllen. An Bord des Schiffes befand sich eine aus vier Mitgliedern bestehende Commission der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften. Am 18. v. Mts. ist nun Se. Majestät Schiff „Pola" nach siebenmonatlicher Thätigkeit im Rothen Meere wieder in die Heimath zurückgekehrt und im Centralhafen der Kriegsmarine — dem Ausgangsorte der Mission — eingetroffen. Das umfangreiche Arbeitsprogramm der Mission konnte, dank der umsichtigen Führung des Schiffes durch den Commandanten, Linienschiffscapitän Paul v. Patt, und der bewährten wissenschaftlichen Leitung durch Hofrath Dr. Franz Steindachner, in allen seinen Theilen in vollem Umfange abgewickelt werden. Wie bereits jetzt verlautet, erwiesen sich die Ergebnisse der Expedition als äußerst zufriedenstellend und berechtigt deren Ausbeute zu den schönsten Hoffnungen für die Förderung jenes Zweckes, welchen dieses in allen wissenschaftlichen Kreisen mit lebhafter Aufmerksamkeit verfolgte Unternehmen sich gesetzt hatte. Man darf bestimmt erwarten, daß die Ergebnisse der Expedition ins Rothe Meer eine bedeutende Errungenschaft für die Naturwissenschaft bedeuten werden, und mit Befriedigung constatiren, daß dieser Erfolg unter hervorragender Mitwirkung der k. u. k. Kriegsmarine erzielt worden ist.

* **London**, 15. Juni. Der Nordpolfahrer J. Russel-Jeaffreson wird am 1. Juli von Tromsoe in Norwegen aus seine Reise nach Spitzbergen antreten, dessen Nordwesten er zu erforschen beabsichtigt. Dieses ist bis jetzt noch niemals geschehen. In der Unicorn Bai wird ihn ein besonders gecharterter Walroß-Boot aufnehmen. Von da soll die Reise nach der weißen Insel und den Ländern nordöstlich davon gehen. Diese Länder haben Capitän Johannsen und andere Walroßjäger in Jahren, wo das Meer offen war, gesehen. Jeaffreson hofft eine Inselkette zu finden, welche sich östlich von Nordost-Land bis Südwestlich von Franz Joseph-Land hinzieht. Jeaffreson hat zum Begleiter Mr. B. Farnham, der sich als Jäger in Indien und in den arktischen Gegenden ausgezeichnet hat.

* **Paris.** Allgemeiner Congreß für angewandte Chemie. Der zweite allgemeine Congreß für angewandte Chemie findet in diesem Jahre in Paris (in der Zeit vom 27. Juli bis 5. August) statt. Dieser Congreß umfaßt zehn Sectionen und wird vom Vereine der französischen Chemiker der Zucker- und Alkohol-Industrie unter dem Protectorate der französischen Regierung veranstaltet. Programme des Congresses sind durch M. François Dupont, Generalsecretär des Congresses, oder durch M. Auguste Delancher, Schatzmeister (Paris, Boulevard de Magenta 156) zu erhalten. An einen dieser Herren wäre auch eine eventuelle Beitrittsanmeldung, für welche ein eigenes Blanket ausgegeben wurde, zu senden. Der erste internationale Congreß für angewandte Chemie hat im Jahre 1894 in Antwerpen stattgefunden.

* **St. Petersburg**, 14. Juni. Die „Now. Wr." erfährt, daß gegenwärtig eine in Bezug auf ihren Bestand sehr starke und hinsichtlich ihrer Mittel sehr reiche wissenschaftliche Expedition nach dem Bassin des Flusses Aldan (rechtsseitiger Nebenfluß der Lena im ostsibirischen Gouvernement Jakutsk) ausgerüstet wird. Die Expedition besteht aus deren Chef, dem Bergingenieur Brussnitzyn, aus zwei anderen Bergingenieuren, einem Naturforscher, einem Arzte, Arbeitern, Maschinisten und verfügt über zwei in England gebaute Dampfer, die von Reval aus mit theilweiser Benützung unsres Eisenbahnnetzes in ansteinandergenommenem Zustande nach Shigalowo an der Lena gebracht werden. Die Expedition, die Hr. Brussnitzyn aus eigenen Mitteln ausgerüstet hat, hat von der Akademie der Wissenschaften, der kaiserl. Geographischen Gesellschaft und dem Bergdepartement Aufträge erhalten; sie ist mit geodätischen, meteorologischen, geologischen und photographischen Instrumenten im Ueberfluß versehen und führt eine Apotheke, die nicht kleiner als eine Landschaftsapotheke ist, mit sich. Hinsichtlich ihrer Zusammensetzung und des Reichthums der ihr zur Verfügung stehenden Mittel nimmt sie unter den Expeditionen nach Sibirien die hervorragendste Stellung ein. Die Dauer der Expedition ist auf drei Jahre festgesetzt.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 15. bis 16. Juni folgende Schriften eingegangen:

W. Oppermann: Anleitung zur Aufstellung und Prüfung der Arbeitsordnungen für gewerbliche Anlagen. 2. Aufl. Berlin, R. Oppenheim 1896. — Die socialdemokratische Presse. (Zeitfragen.) Hggb. vom Vaterlands-Verein. Berlin, Vaterlands-Verein 1896. — Dr. C. Nasse: Geschichte des deutschen Schulwesens im Umriß. Separatabdr. Langensalza, H. Beyer u. Söhne 1896. — Alex Sandberg: Natürliche und vernünftige Tonbildungslehre für Sänger und Sängerinnen. Nach dem Schwedischen des Fritz Arlberg. Köln, Kölner Verlagsanstalt A.-G. 1896. — M. Stana: Measches and Paragraphe. Wien, C. Konegen 1896. — O. Ausleger u. K. Traatmann: Alt-München in Bild und Wort. Lfg. 13. München, L. Werner. — Robert Mille: Volkskunst. Mit Abbildungen. Magdeburg, W. Niemann 1896. — Zeitschrift für bildende Kunst. VII. Jahrg. Heft 9. Leipzig, C. A. Seemann 1896. — C. Graß und Dr. A. Patin: Sollen unsre Gymnasiasten wieder „nach dem Fortgang gesetzt" werden? München, J. Lindauer (Schöpping) 1896. — *Alexis J. Trimbourakys:* Essai d'un plan de métaphysique. Athènes, A. Constantinidès 1896. — Dr. J. Bornträger: Distoarfcheiftea für Gefaade uno Kraale jeder Art. 2. Aufl. Die neue preußische Gebührenordnung für Aerzte und Zahnärzte. Leipzig, H. Hartung u. Sohn 1896. — Dr. Max Bauer: Edelsteinkunde. Mit zwanzig Tafeln ꝛc. Liefg. 9. Leipzig, C. H. Tauchnitz 1896. — O. v. Mantegna: Ueber Kunst und Reitkunst. Berlin, R. Felix 1896. — H. Lietzmann: Der Menschensohn. Freiburg i. B. und Leipzig, J. C. B. Mohr 1896. — P. O. Hücke: Polnische Wirthschaft. Roman. Berlin, W. Bong u. Co. — R. Elcha: Die Pflicht des Staates. Roman. Ebd. — H. B. Schumacher: Das Hungerloos. Tragikomische Geschichte. Ebd. — Mozarts Don Giovanni. Italienischer Originaltext und deutsche Uebersetzung. Mit Illustrationen. München, A. Bruckmann. — Dr. A. Wassung: Wildbad Gastein. Dr. W. H. Gilbert: Baden-Baden und seine Thermen. 2. Aufl. (Braumüllers Badebibliothek.) Wien und Leipzig, W. Braumüller 1896. — W. Schulze: Internationale Reisekarte von Europa. Sommerausgabe 1896. Berlin, R. Kühn 1896. — Mitgliederverzeichniß der Deutschen elektrochemischen Gesellschaft vom 1. Juni 1896. Leipzig, O. Leiner. — Georg Thouret: Musik am preußischen Hofe. Aus der kgl. Hausbibliothek zu Berlin hggb. Nr. 3. Liebhaberwalzer der Königin Louise. Für Clavier zu 2 Händen neu bearbeitet von W. Wäge. Leipzig ꝛc., Breitkopf u. Härtel. — C. Jos. Brambach: Der Wächter Deutschlands. Für vierstimmigen Männerchor. Clavierauszug. Magdeburg, O. Wernthal. — Kataloge: Eugen Stoll in Freiburg i. B. 1896. Katalog 81. Frankreich, Belgien ꝛc. — G. A. Seyoel in Berlin: Turn-, Sport- und Spiel-Literatur.

Historisch-politische Blätter.

Jahrgang 1896. 117. Band. Zwölftes Heft.

Inhalt: Ungarns Millennium. Ein historischer Rückblick. (Schluß.) — Theorie der Volkswirthschaft. — Aus Frankreich. Zwischenein die Radicalen am Ruder. — Ein socialpolitisches Reformgesetz. — Zeitläufe. Zum Reichstag II: Stimmungen und Aussichten. — Lehrfreiheit und Parität noch einmal. — Aus dem Zeitalter der Fugger. (7125)

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Digitized by Google

Jahrgang 1896. München, Freitag, 19. Juni. Nummer 140.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber i. V.: Alfred Freh. v. Mensi in München.

Uebersicht.

Rohlfs' Bedeutung als Afrikaforscher. — Die Operationen Bourbaki's gegen Werder. Von H. Barnhagen. — Mittheilungen und Nachrichten.

Rohlfs' Bedeutung als Afrikaforscher.

H. S. Der Tod von Gerhard Rohlfs weckt Erinnerungen an eine längst entschwundene glänzende Epoche der Afrikaforschung, die durch eine Reihe hervorragender Reisender repräsentirt wird. Zu diesen gehörte auch der Verstorbene, dessen Name schon immer neben denen seiner Landsleute Barth, Schweinfurth und Nachtigal genannt wurde, wenn man den gewaltigen Antheil der Deutschen an der Entschleierung des Dunkeln Welttheils in Kürze, sozusagen mit einigen Schlagworten, hervorheben und kennzeichnen wollte. Und diese Namen wurden und werden nicht etwa aus hergebrachter Pietät und in grundsätzlicher Unterschätzung der jüngeren Afrikaner genannt, sondern mit voller Berechtigung: gewiß, es haben in älterer und neuerer Zeit noch viele Deutsche auf diesem Forschungsfelde Bedeutendes geleistet, aber doch wird man zugestehen müssen, daß sie alle nicht heranreichen an jene vier, die zugleich eine heute nicht mehr vertretene Schule charakterisiren. Barth ist schon seit 30 Jahren todt, Nachtigal schied vor einem Decennium von uns; um so stolzer war der Deutsche trotz manches neuaufstauchenden, glanzvollen Sterns auf die beiden letzten großen Repräsentanten jener classischen Periode. Nun ist auch der dritte, Rohlfs, als der nächste seinem Freunde Nachtigal gefolgt, nachdem es ihm noch vergönnt gewesen, lange Jahre der Ruhe zu genießen, auf die er nach einem thatenreichen und entbehrungsvollen Wanderleben vollbegründeten Anspruch hatte.

Vielleicht findet Rohlfs' Persönlichkeit bald eine liebevolle Würdigung aus der Feder eines ihm nahestehenden Freundes, eine Würdigung, wie wir sie von Nachtigal besitzen. Die Aufgabe wäre jedenfalls sehr dankbar, und ihre Lösung würde auf eine um so größere Anerkennung rechnen dürfen, je eingehender sie sich mit dem Menschen Rohlfs beschäftigt. Hier jedoch sei im Anschluß an die Daten, die diese Blätter vor kurzem brachten, einiger Momente gedacht, die die Verdienste Rohlfs' als Forscher und die Bedeutung seiner zahlreichen Reisewerke für die Afrikaliteratur zu kennzeichnen geeignet sind. Eine kurze Betrachtung dieser Art dürfte um so mehr am Platze sein, als ja heute die Namen und die Verdienste der älteren Forscher zurückzutreten beginnen hinter denen neuerer Reisender von oft nur mittelmäßiger und fragwürdiger Bedeutung.

Zu der Zeit, als Rohlfs seine Wanderungen in Nordafrika begann, war in Deutschland das Interesse für die Afrikaforschung in weiteren Kreisen noch recht gering. Es war zwar Petermann durch eine rastlose Agitation gelungen, Geldmittel für die Heuglin'sche Expedition zur Aufsuchung Vogels aufzubringen; allein die Beiträge liefen so spärlich ein und erreichten in ihrer Gesammtheit eine so geringe Höhe, daß von einem allgemeinen Eintreten der Nation für den verschollenen und von den Engländern preisgegebenen Landsmann leider nicht die Rede sein kann. Auch waren die Resultate der Heuglin'schen Unternehmung mit Bezug auf ihre eigentliche Aufgabe so kläglicher Art, daß das geringe, eben kaum geweckte Interesse für Afrika nur zu rasch wieder verschwand. Es war in Folge dessen vor 35 Jahren und auch viel später noch in Deutschland ein recht undankbares Geschäft, Afrikareisender zu sein, und auch Rohlfs hat das bitter erfahren müssen; lange Jahre hat es gedauert, bis man seinen Verdiensten allgemein gerecht wurde, bis man in ihm mehr sah, als einen abenteuernden Vaganten, den ehemaligen Fremdenlegionär, der ziellos Marokko und die Grenzländer Algeriens durchzog.

Es ist das Verdienst des unvergeßlichen August Petermann, daß Rohlfs' Bedeutung allmählich doch zu gebührender Anerkennung gelangte; er ist es ja auch gewesen, der den jungen Reisenden nicht nur moralisch, sondern auch mit einigen Geldmitteln unterstützte. Was Rohlfs dem großen Gothaer Kartographen verdankte, das spricht er selber einmal aus („Kufra“, S. 37): „Hatte doch von allen Reisenden keiner dem Verschiedenen (Petermann) so nahe gestanden wie ich, hatte vielleicht niemand so viele gute Rathschläge, so viele moralische Unterstützung von ihm erhalten, wie ich . . .“ Freilich, diese Geldmittel, mit denen Rohlfs seine ersten afrikanischen Wanderungen unternahm, waren so geringfügig, daß der moderne Afrikareisende damit kaum mehr als eine standesgemäße Ueberfahrt und das Abschiedsdiner an der Küste bestreiten dürfte. Also mittellos und nahezu ein Bettler — auch hierin seiner großen Landsleute Barth und Nachtigal würdig — durchzog Rohlfs unermüdlich die Sahara und den Sudan, bis ihm ein spätes gütiges Geschick freundlichere Reisetage beschied.

Berühmt und allgemein bekannt wurde „Gerhard Rohlfs aus Bremen“ erst durch seine Afrikadurchquerung 1865/67. So stattlich aber auch diese Leistung ist, sie reicht nicht heran an seine Wanderung vom Jahre 1864, die ihn als ersten Europäer über den Großen Atlas und dann durch die südalgerischen Oasen Tafilet, Tuat, Tidikelt nach Rhadames und Tripolitanien führte. Diese That ist das glänzendste Blatt im reichen Ruhmeskranz des Vielgewanderten. Rohlfs durchzog auf jener gefahrvollen Wüstenfahrt ein dem Europäer auch heutigen Tages noch fast unzugängliches Gebiet, dessen genauere Erforschung den Franzosen unendlich viel Blut gekostet hat. Vor jenen 30 Jahren konnten diese Oasen der marokkanischen und algerischen Wüsten noch als terra incognita gelten. Wohl fällt René Caillié's Weg von Tafilet ab nordwärts mit dem von Rohlfs zusammen, allein die Route jenes Reisenden (1828) ist lediglich nach dessen spärlichen und ungenauen Tagebuchangaben nothdürftig construirt und besitzt einen nur relativen Werth. Auch der östliche Theil des Rohlfs'schen Reiseweges war schon einmal begangen worden, nämlich im Jahre 1825 von dem unglücklichen Major Laing, der später vor Timbuktu ermordet wurde; seine Aufnahmen jedoch sind verloren gegangen. So bildete denn die Route des deutschen

Reisenden viele Jahre hindurch die einzige Anschlußlinie im fernen Süden für die von den Franzosen in Algerien erkundeten Itinerare, bis es — erst in den letzten Jahren — französischen Pionieren gelang, den alten Reiseweg Rohlfs' stellenweise zu kreuzen und die Aufnahmen tiefer in die Sahara hinein auszudehnen.

Um Rohlfs' Bedeutung für das Werk der Afrikaforschung zu würdigen, muß man seine Reisen als Gesammtleistungen ins Auge fassen. Wollte man hier auf Einzelheiten eingehen und noch dazu den heute geltenden Maßstab anlegen, so würden sich manche Lücken, manche Mängel ergeben, die das Urtheil zu trüben geeignet wären. Rohlfs' Routenkarten vermögen mit wenigen Ausnahmen den modernen Anforderungen nicht zu genügen; zur Zeit, als er reiste, waren sie jedoch mehr als ausreichend, denn die Aufgabe der älteren Afrikaforschung lag nicht in einer minutiösen Aufnahme der Reiseroute. Auch sonst kommt bei Rohlfs auf seinen ersten Reisen die exacte Messung und Beobachtung zu kurz; allein er war ein Einzelreisender, auf dessen Schultern alle Last ruhte, ihm fehlten auch die kostbaren Instrumente, mit denen man heute die Reisenden auszurüsten pflegt. Wo, wie auf der libyschen Reise und der Expedition nach Kufra, Hülfskräfte und eine gute wissenschaftliche Reiseausstattung zu Gebote standen, ist natürlich auch ausgiebig beobachtet worden. Ferner wird der Naturhistoriker in Rohlfs' Berichten vieles vermissen; diesen Mangel hat ja auch das Barth'sche Reisewerk und doch ist es unvergleichlich, wie der Verfasser selber. Anderseits aber war Rohlfs doch mehr als nur ein Pionier etwa vom Schlage Stanley's; Rohlfs beobachtet und schildert den Menschen und alles, was diesen angeht, seine socialen und wirthschaftlichen Verhältnisse so eingehend, wie es heute ein flüchtig seine Straße ziehender Reisender nimmermehr vermag. Das ist ein Vorzug, der sich in allen Reisewerken Rohlfs' bemerkbar macht: er kannte den Nordafrikaner, die Wüstenstämme, wie niemand vor ihm; er wußte sie zu schildern wie kaum jemand von seinen Vorgängern oder Nachfolgern. Die modernen Reisenden sind im allgemeinen viel einseitiger, als Rohlfs und die anderen Forscher der älteren Zeit es waren. — Diese Momente also sollten im Zusammenhange berücksichtigt werden, wenn man Rohlfs gerecht beurtheilen will; dann aber wird man ihm unter den Afrikaforschern älterer und neuerer Zeit noch immer einen der ersten Plätze zuerkennen müssen.

Die Grundlagen für die Beurtheilung Rohlfs' liegen jedermann offen vor; man suche sie in seinen Reisewerken und sonstigen Arbeiten. Der Reisende ist namentlich in späteren Jahren am Schreibtisch außerordentlich fleißig gewesen. Da er Petermann vor allen verpflichtet war, sandte er diesem die Tagebücher über seine Reisen durch Marokko, durch Tuat und Tafilet und über seine Afrikadurchquerung; diese Aufzeichnungen wurden für die „Geographischen Mittheilungen" redigirt und erschienen hier zuerst im Druck, der Bericht über die Reise Tripolis-Bornu-Lagos in Form zweier umfangreicher Ergänzungshefte. Petermann construirte ferner die Routen des Reisenden, auch später. Die ersten Arbeiten Rohlfs' sind in dieser vorläufigen Fassung noch wenig lesbar; ziemlich mühsam zurechtgestutzt, bieten sie nur dem Geographen mit ihrer Fülle trockener Angaben ein werthvolles Material, während weitere Kreise dort wenig Interessantes finden dürften. Diese Mängel machen sich übrigens in dem Tagebuch über die Afrikadurchquerung schon in bedeutend geringerem Maße bemerkbar. Später hat dann Rohlfs seine provisorischen Reiseberichte größtentheils einer eingehenden Ueberarbeitung und Ergänzung unterzogen, und sie erschienen in Buchform. So zeigt bereits das Werk über seine ersten Wanderungen in Marokko („Mein erster Aufenthalt in Marokko", 1873) die Eigenarten Rohlfs'scher Darstellung: Verknüpfung der nackten Beobachtung mit der Reflexion; Bekanntschaft mit den Werken seiner Vorgänger, die, wo es nöthig schien, scharfer, freilich nicht immer richtiger Kritik unterzogen werden; ein durchaus selbständiges, mitunter ganz eigenartiges Urtheil, das sich durch nichts beeinflussen läßt, immerhin aber auch niemals kritiklos hinzunehmen ist; hübsche und klare Schilderungen von Land und Volk. Selbst dem anscheinend Bekannten weiß Rohlfs neue, interessante Seiten abzugewinnen. — Seine berühmte Reise von 1864 hat diese nachträgliche Bearbeitung leider nicht erfahren; das Buch „Reise durch Marokko, Uebersteigung des Großen Atlas" (1869) ist lediglich ein Abdruck der schon in den „Mittheilungen" abschnittsweise veröffentlichten Tagebücher. Die Afrikadurchquerung fand erst erheblich später, von und nach der libyschen Reise, eine erweiterte Darstellung in dem zweibändigen Werke „Quer durch Afrika" (1874/75). Das Buch ist außerordentlich anziehend geschrieben und hat auch einen großen Leserkreis gefunden; es bildet noch heute neben der älteren Barth'schen und der späteren Nachtigal'schen Schilderung eine Hauptquelle unsrer Kenntniß der mittleren Sahara und des centralen Sudan, sowie großer Theile der Haussaländer: es gehört zu den classischen deutschen Reisewerken über Afrika. Der Bericht über die erste abessinische Reise wurde gleich nach der Heimkehr niedergeschrieben (1869), zeigt zwar die Spuren eiliger Arbeit, fesselt aber ebenfalls durch ein frisches, unabhängiges Urtheil. Bedeutend werthvoller in wissenschaftlicher Beziehung ist der Reisebericht „Von Tripolis nach Alexandrien" (1872). So nahe diese Küstenländer — alte römische Culturstätten — Europa liegen, so unvollkommen waren sie bekannt. Rohlfs' Reise wurde dabei nicht nur in rein geographischer — Aufnahmen in der Cyrenaika —, sondern auch in archäologisch-philologischer Hinsicht von großem Werth, und das gilt auch von dem genannten Reisewerk. In seinen drei letzten Werken, „Drei Monate in der Libyschen Wüste" (1875), „Kufra" (1881) und „Meine Mission nach Abessinien" (1882) steht Rohlfs als Reiseschriftsteller auf der Höhe; auch mit Bezug auf formvollendete Darstellung, nicht nur inhaltlich, nehmen diese Bücher einen hohen Rang in der Afrikaliteratur ein.

Rohlfs' hat übrigens die Gewohnheit, mit seiner Reiseschilderung schon da zu beginnen, wo, wie man meinen sollte, höchstens dem Touristen, nicht aber dem wissenschaftlichen Reisenden, irgend etwas Mittheilenswerthes aufstoßen könnte. So oft Rohlfs das Mittelmeer zur Nordküste Afrika's kreuzt — und das ist sehr oft geschehen —, beginnt er sozusagen ab ovo mit seinen Bemerkungen, die jedoch, und das ist seine Eigenthümlichkeit, immer wieder viel Neues, Interessantes enthalten. Landet er dann in Afrika, so erzählt er uns stets etwas Wissenwerthes über die dortigen Staaten und türkischen Gebiete, deren Geschichte, Verwaltung und Aussichten; seine lange Bekanntschaft mit der Halbcultur jener mohammedanischen Länder äußert sich dann in geistvollen Aperçus über irgend einen Gegenstand, über den in Europa sicherlich die irrigsten Ansichten landläufig sind. Immer wieder redet er bei solcher Gelegenheit einer Besitznahme dieser verwahrlosten Provinzen durch europäische Mächte das Wort; denn der Türke sei — schon durch den Islam — unfähig zu jeglicher nützlicher Culturarbeit. — Man sieht, Rohlfs unterließ es nicht, die Ergebnisse seiner Reisen in angemessener Form auch dem Laienpublicum bekannt zu geben; er hat darin, wie auch in manch anderer Beziehung, eine gewisse Aehnlichkeit mit dem berühmten englischen Afrikaforscher Burton, der ebenfalls die nicht genug anzuerkennende Gewohnheit hatte, über jede seiner zahllosen Reisen ein gutes und nützliches Buch zu schreiben. Man mag darüber denken, wie man will; allein eine solche

Digitized by Google

Fruchtbarkeit ist doch besser, als etwa nach seiner Heimkehr aus Afrika seine Kraft im Schreiben von Feuilletons und Aufsätzen zu zersplittern und daneben als „Autorität" zu gelten, den Beweis dafür aber, ein mehr oder weniger umfassendes Reisewerk, schuldig zu bleiben. Das gilt z. B. von einigen heute noch lebenden Afrikareisenden der achtziger Jahre.

Rohlfs ist auch natürlich in späteren Jahren, nach Beendigung seiner großen Reisen, nicht müßig gewesen. Die deutsche colonisle Sache fand in ihm einen feurigen, wenn auch etwas zu optimistischen Verfechter, zahllos sind seine Vorträge, die er allein hierüber gehalten, zahllos die Artikel, die er in größeren Zeitungen über colonisle Fragen veröffentlicht hat. Neben der deutsch-colonialen Bewegung interessirte ihn namentlich seine eigenste Forschungsdomäne, die Sahara und die nordafrikanischen Küstengebiete, unter diesen wiederum besonders Algerien und die Bemühungen der Franzosen, dort in der Wüste und in den Oasen festen Fuß zu fassen. Ueber die hier auftauchenden Fragen hat Rohlfs sich sehr oft vernehmen lassen und den Franzosen manchen guten Rath gegeben. Rohlfs recensirte ferner für die Petermann'schen „Mittheilungen" die Literatur über diese Theile Afrika's, deren hervorragendster Kenner er bis zu seinem Tode gewesen ist.

Der Forscher hat es noch erlebt, daß auf den Fundamenten, an deren Legung er thatkräftig mitgeholfen, sich allmählich der stolze Bau unsrer heutigen Kenntniß des dunklen Welttheils erhob. Er durfte sich sagen, daß seine und seiner alten Mitstreiter Leiden und Erfolge nicht umsonst gewesen, daß seine Nachfolger daraus immer erneute Anregung schöpften zum Kampfe um den spröden Erdtheil, zunächst sine ira et studio allein im Interesse der Wissenschaft, dann aber auch im Dienst der colonialen Sache des Vaterlandes.

Die Operationen Bourbaki's gegen Werder

vom 5. bis zum 13. Januar 1871.

Von H. Baenhagen.

Weder das Generalstabswerk, noch das im vorigen Jahre erschienene grundlegende Buch des Majors Kunz über die Entscheidungskämpfe des Werder'schen Corps, noch endlich die gleichzeitig hierüber veröffentlichte kurze, in ihrer Art vortreffliche Darstellung des Generallieutenants Oberhoffer gewähren einen klaren Einblick in die Operationen Bourbaki's während der angegebenen Zeit und die dabei wirksamen Motive. Warum rückte Bourbaki am 3. Januar von Süden her in nördlicher Richtung direct auf das bei Besoul vereinigte Werder'sche Corps los, um dann plötzlich, nachdem er bis auf wenige Kilometer an dasselbe herangekommen war, rechts abzumarschiren? War der Marsch auf Besoul etwa nur, wie ein neueres französisches Werk behauptet, eine Kriegslist, um Werder zu täuschen? Gedachte Bourbaki, als er so plötzlich sein bisheriges Marschziel Besoul aufgab, direct auf Belfort zu marschiren, oder hatte er andere Pläne? Warum blieb er nach dem Gefechte, das am 9. Januar bei Villersexel stattfand, drei volle Tage unthätig dort liegen und ließ so den Deutschen Zeit, die Stellung an der Lisaine in eine Festung umzuwandeln? Warum ließ er, als er endlich am 13. in der Richtung auf Belfort vorrückte, das 18. Corps bei Villersexel zurück, eine Maßnahme, die ihn dann verhinderte, die Lisaine-Stellung schon am 14. anzugreifen? Auf diese und andere damit im Zusammenhange stehende Fragen geben die erwähnten Werke zum Theil von einander abweichende oder unbefriedigende Antworten oder sie schweigen vollständig darüber. Und doch gewähren die für den Feldzug im Osten reich fließenden französischen Quellen, die freilich in keinem der erwähnten Werke in einer auch nur annähernd erschöpfenden Weise verwerthet sind, bezüglich aller jener Fragen eine im wesentlichen durchaus sichere Auskunft. Es sollen daher hier die Operationen Bourbaki's gegen Werder während des angegebenen Zeitabschnitts, d. h. von Anbeginn an bis zum Ansang des französischen Aufmarsches vor der Lisaine, auf Grund der französischen wie der deutschen Quellen im Zusammenhange dargestellt werden.

Mit Beginn des Jahres 1871 konnte nach langer Eisenbahnfahrt und mehrtägigen Märschen die neue französische Ostarmee unter Bourbaki zunächst mit 3 Corps in einer Stärke von 80,000 Streitern mit 240 Geschützen zwischen Dijon und Besançon, etwa 45—80 Kilometer südlich, beziehungsweise südwestlich von Besoul, aufmarschiren. Am 2. Januar stand das 18. Corps bei Auxonne, das 20. bei Dampierre am Doubs, das 24. nebst einer aus ausgesuchten Regimentern des 15. Corps bestehenden Armeereserve in und bei Besançon. Der Transport des nachträglich auch noch der Ostarmee zugewiesenen 15. Corps nach dem östlichen Kriegsschauplatze begann erst am 4., und die ersten Abtheilungen trafen früh am 6. in Besançon ein. Die selbständig operirende Division Cremer stand seit dem 29. December zwischen Dijon und Gray. Werder hatte seit Ende December sein Corps, 30,000 Streiter mit 114 Geschützen, in und bei Besoul vereinigt, um zunächst die weitere Entwicklung der Dinge beim Gegner abzuwarten. Das Bourbaki vorgeschriebene nächste Ziel war die Entsetzung Belforts. Er konnte nun entweder direct auf diese Festung losgehen und abwarten, ob Werder sich ihm in den Weg stellen würde. Oder er konnte gegen Werder rücken, um denselben bei Besoul zu schlagen; gelang ihm dies, so war der Entsatz Belforts die unmittelbare Folge davon. Bourbaki entschied sich für das letztere. Nach dem Moltke'schen Grundsatze: „getrennt marschiren, vereint schlagen", ließ er am 3. Januar zwei seiner drei Corps auf zwei verschiedenen, direct nach Besoul führenden Straßen vorrücken, das 18. von Auxonne über Pesmes und Gy, das 20. von Dampierre über Rioz. Das 24. Corps setzte er von Besançon am 4. und 5., theils über Marchaux, theils mit der Eisenbahn auf Baume les Dames in Bewegung. Dasselbe sollte einmal die rechte Flanke der beiden andern Corps decken, zugleich aber durch Besetzung der Straße Besoul-Montbéliard das Werder'sche Corps von den bis über Arcey hinaus vorgeschobenen, von Bourbaki bezüglich ihrer Stärke sehr überschätzten Vortruppen des Belagerungscorps abschneiden, endlich auch bei dem Angriffe auf Besoul mitwirken. Der französische Feldherr gedachte, am 6. vor Besoul aufzumarschiren, gleichzeitig die feindliche Stellung zu erkunden und womöglich noch am nämlichen Tage zum Angriffe gegen dieselbe zu schreiten.

In der That waren am 5. Januar das 18. und das 20. Corps nur noch etwa 12 Kilometer von Besoul entfernt und ihre Vortruppen gelangten bis in die nur 8 bis 10 Kilometer von Besoul entfernt liegenden Ortschaften. Hier stießen sie auf die Vortruppen Werders und es kam an verschiedenen Stellen zu lebhaften Gefechten. Als diese Vorwärtsbewegung gegen Besoul bereits soweit gediehen war, gab Bourbaki noch in letzter Stunde den unmittelbaren Angriff auf die deutsche Stellung auf. Die Veranlassung dazu waren Besprechungen, welche der französische Feldherr am 4. in Dôle und während der an demselben Tage stattfindenden gemeinsamen Eisenbahnfahrt von dort nach Besançon mit dem dem französischen Hauptquartiere als Vertreter des Kriegsministeriums beigegebenen de Serres, einem jungen Ingenieur, hatte. Letzterer wußte in diesen Unterredungen den taktischen Grundsatz zur Geltung zu bringen, den das französische Kriegsministerium den deutschen Generalen abgelernt hatte und als einen für die neu-

Digitized by Google

gebildeten republicanischen Heere in ihrem Kampfe gegen die Deutschen sehr vortheilhaften erkannt zu haben glaubte, nämlich unter Vermeidung eines Frontangriffs auf eine Stellung dem Gegner durch Manövriren die schwache Seite abzugewinnen, um ihn dadurch entweder zum Aufgeben der Stellung oder zum Kampfe unter ihm ungünstigen Verhältnissen zu zwingen. Am 5. fand in Besançon ein Kriegsrath statt, in welchem Bourbaki endgültig den directen Angriff auf Vesoul aufgab und sich für folgenden, von de Serres inspirirten Operationsplan entschied. Er wollte sich mit dem 18. und dem 20. Corps zwischen das bei Vesoul stehende Werder'sche Corps und Belfort schieben, dadurch die von Vesoul nach Belfort führenden Straßen, namentlich die südliche über Villersexel und die nördliche über Lure, in seinen Besitz bringen und so Werder ganz von Belfort abdrängen. Falls Werder nicht seine Stellung bei Vesoul infolge dieser Operationen ohne Schwertstreich aufgeben und nach Norden abziehen sollte, wollte Bourbaki ihn von Villersexel und Lure her angreifen, während gleichzeitig Cremer von Dijon her den Deutschen in den Rücken fallen sollte. Zu gleicher Zeit sollte das in der Gegend von Villersexel vom 18. und 20. abzuzweigende 24. Corps östlich auf Arcey marschiren, um in Verbindung mit dem jeden Tag in Besançon erwarteten 15. Corps die dortige, vermeintlich sehr starke deutsche Stellung fortzunehmen, welche eine Gefahr für die rechte Flanke des 18. und 20. Corps, wie auch für die auf die Eisenbahnstation Clerval basirte Verproviantirung der ganzen französischen Armee zu bilden schien. War so Werders Corps geschlagen oder, ohne eine Schlacht anzunehmen, nordwärts abgezogen, so war der Entsatz Belforts die unmittelbare Folge davon.

Der Plan war nicht übel erdacht — wenn man von der demselben zu grunde liegenden Voraussetzung absieht, daß Werder während der 4 oder 5 Tage, welche bei der Schwerfälligkeit der französischen Heeresmassen die Ausführung in Anspruch nehmen mußte, unthätig bei Vesoul hätte stehen bleiben und den Feind in aller Ruhe seinen Flankenmarsch ausführen lassen müssen. Freilich hoffte man französischerseits, diese Bewegung dem deutschen Feldherrn einige Tage verbergen zu können. Bereits in der Nacht vom 5. auf den 6. begann der Rechtsabmarsch der beiden südlich von Vesoul stehenden französischen Corps in südöstlicher Richtung. Man wußte durch Zurücklassen der Vorposten und größerer Abtheilungen in der bis jetzt besetzten Gegend die Bewegung einigermaßen zu maskiren. Am 8. Abends standen die 3 Corps bei Montbozon, Rougemont und östlich von letzterem Orte. Die Vortruppen waren bis Villersexel und andere, weiter östlich an der Straße Vesoul-Montbéliard liegende Ortschaften vorgeschoben und hatten so diese wichtige Straße besetzt. Im französischen Hauptquartier zweifelte man nicht mehr an dem Gelingen der Operation und glaubte bestimmt, am 10. Abends im Besitze von Lure und somit auch der nördlichsten von Vesoul nach Belfort führenden Straße zu sein.

Aber man hatte die Rechnung ohne das deutsche Hauptquartier in Vesoul gemacht. Aus den am 8. und in der folgenden Nacht eingehenden Nachrichten schloß man dort, daß Bourbaki endgültig nach Osten abgerückt und auf dem directen Marsche nach Belfort begriffen sei — was freilich, wie wir wissen, nicht vollständig zutraf —, und entschloß sich daher ebenfalls zum Abmarsche nach Osten, wo man sich in einer schon in Aussicht genommenen Vertheidigungsstellung längs der Lisaine dem Feinde vorlegen wollte. Um aber die Lisaine-Linie vor dem Gegner zu erreichen und auch die zur Befestigung der dortigen Stellung nöthige Zeit zu gewinnen, beschloß Werder, einen kurzen, energischen Stoß in die feindlichen Marschcolonnen auszuführen, der den Vormarsch Bourbaki's ins Stocken bringen sollte. Er bestimmte hierzu die Division Schmeling und das Detachement v. d. Goltz und rückte mit diesen Truppen direct auf das, wie er wußte, vom Feinde besetzte Villersexel. Die 2. und 3. badische Brigade sandte er auf einer mehr nördlich laufenden Straße auf Athesens, ein 8 Kilometer nordöstlich von Villersexel gelegenes Dorf, wo dieselben die linke Flanke der bei Villersexel kämpfenden deutschen Truppen decken sollten. Die 1. badische Brigade endlich setzte er auf der nördlichsten von Vesoul nach Osten führenden Straße über Lure und Béverne direct nach Couthenans an der Lisaine in Bewegung, um dort gegen einen etwaigen Angriff für alle Fälle schon am Abend dieses Tages zur Hand zu sein. So kam es am 9. zum Gefechte von Villersexel, das von früh 9 Uhr bis nach Mitternacht dauerte und zu den längsten, erbittertsten und grausigsten Kämpfen des ganzen Feldzugs gehört. Am 10. früh stand Werder, nachdem er mit Rücksicht auf den außerordentlich heftigen Charakter, den das Gefecht angenommen, die drei badischen Brigaden an sich herangezogen hatte, mit seinem ganzen Corps in einer Stellung wenige Kilometer nördlich von Villersexel, bereit die Entscheidungsschlacht anzunehmen, falls Bourbaki angreifen sollte. Da letzteres nicht geschah, marschirte Werder mit dem ganzen Corps auf drei verschiedenen Straßen in abgekürzten Marschcolonnen — die Infanterie in Halbzügen, die Cavallerie zu Sechsen, die Geschütze und Fuhrwerke zu Zweien — nach Nordosten ab, um vermittelst eines außerordentlich kühnen Flankenmarsches an der Front der nur wenige Kilometer entfernten drei feindlichen Corps vorbei in einem großen Bogen über Ronchamp, beziehungsweise Béverne in seine Stellung an der Lisaine zu gelangen, wo er in der That bereits am 11. eintraf.

In der Nacht auf den 10. hatte auch Bourbaki seine Maßregeln für den folgenden Tag getroffen. Aus dem ihn vollständig überraschenden deutschen Angriffe schloß er, daß er durch Besetzung der Straße Vesoul-Villersexel-Montbéliard seine Absicht, Werder von dem Belagerungscorps abzudrängen, thatsächlich schon erreicht habe und daß der deutsche Feldherr durch seinen Angriff bezweckt habe, die Franzosen von dieser Straße zurückzuwerfen und sich so einen Weg zu dem Belagerungscorps zu bahnen. Hieraus folgerte dann Bourbaki weiter, daß Werder, nachdem er am 9. diese seine Absicht nicht erreicht habe, am 10. unter allen Umständen den Angriff erneuern müsse, wenn er nicht überhaupt darauf verzichten wolle, die Belagerung von Belfort zu decken. Während daher die Deutschen am 10. marschirten, was die Beine leisten konnten, schob Bourbaki zwar zur Stärkung seines rechten Flügels gegen einen Angriff von Arcey her seine Armeereserve etwas vor, blieb sonst aber, eifrig mit der Herstellung von Schützengräben und Geschützständen beschäftigt, in Gefechtsbereitschaft in und um Villersexel stehen, jeden Augenblick den Angriff erwartend. Wie vollständig er sich in den Gedanken eingesponnen hatte, daß Werder ihn dort angreifen müsse, zeigt der Umstand, daß er gar keinen ernstlichen Versuch machte, mit dem abziehenden Gegner Fühlung zu behalten, geschweige denn ihn zu verfolgen. Das einzige, was in dieser Richtung geschehen zu sein scheint, war, daß ein Oberst des 18. Corps beauftragt wurde, mit den ihm unterstehenden zwei Bataillonen leichter afrikanischer Infanterie auf das nur 4 Kilometer nördlich von Villersexel gelegene Aillevens eine gewaltsame Erkundung vorzunehmen. Als nun diese Truppen in letzterem Orte auf eine sich alsbald zurückziehende Abtheilung Ulanen stießen und dort die — natürlich durchaus unsichere und außerdem ziemlich nichtssagende — Nachricht erhielten, daß das kaum 5 Kilometer weiter nördlich gelegene Dorf Les Aynens stark vom Feinde besetzt sei, machten sie Kehrt. Noch deutlicher ergibt sich

jene im französischen Hauptquartiere herrschende Auffassung aus einer Depesche, welche de Serres Nachmittags gegen 2 Uhr an den Kriegsminister sandte und in der er berichtete, es seien Maßregeln getroffen, „um die Schlacht von heute vorzubereiten, eine Schlacht, welche der Gegner schlechterdings liefern muß". Als nun der 10. verging, ohne daß dieser Angriff erfolgte, bemächtigte sich ein Siegestaumel des französischen Heeres. Die Soldaten befanden sich in der Nacht auf den 11. in gehobener Stimmung „angesichts der eroberten Stellungen und des auf dem Rückzuge nach Lure befindlichen Feindes", wie ein französischer Offizier als Augenzeuge berichtet; und General Clinchant, der Führer des französischen 20. Corps, soll den Bewohnern von Villersexel erklärt haben, das Werder'sche Corps sei vollständig geschlagen, nordwärts entflohen und komme nicht mehr in Betracht.

Bourbaki faßte die Lage nicht ganz so optimistisch auf. Er nahm vielmehr an, daß Werder, nachdem er am vergangenen Tage nicht nach Montbéliard habe durchbrechen können, sich zunächst in seine Stellung bei Vesoul zurückgezogen habe. Die Lage war also, nach Bourbaki's Meinung, dieselbe wie vor dem Gefechte am 9. Der französische Feldherr gedachte demnach auch, später seine Bewegung auf Lure und dann, gleichzeitig von letzterem Orte und von Villersexel aus, gegen Vesoul wieder aufzunehmen, und befahl unter diesem Gesichtspunkte dem an diesem Tage in Gray eintreffenden General Cremer, nicht direct auf Vesoul zu marschiren, sondern mehr nördlich auf Port-sur-Saône zu operiren, um Werder demnächst den Rückzug von Vesoul über letzteren Ort zu verlegen. Indessen gedachte Bourbaki nicht, seinen Marsch auf Lure sofort am 11. anzutreten, vielmehr entschloß er sich, seinen alten Plan auch in dieser Beziehung wieder aufnehmend, sich vorher der von der Vorpostenabtheilung des Belagerungscorps besetzten Stellung bei Arcey zu bemächtigen; einmal aus dem gleichen Grunde wie früher, nämlich um den Besitz von Clerval mit seinen Vorräthen und somit seine Verpflegungsbasis sicher zu stellen; dann aber jetzt auch, um die, wie er glaubte, durch die Besetzung Villersexels bereits erreichte Abdrängung Werders von dem Belagerungscorps noch mehr zu sichern. Dieses gegen Arcey geplante Unternehmen war also durchaus defensiver Natur und keineswegs als erster Schritt zu einem Angriffe auf die Lisaine-Linie gedacht, welcher Bourbaki noch vollständig fern lag. Zur Ausführung dieses Unternehmens aber wollte der französische Feldherr, nachdem er sich am 10. Abends zu demselben entschlossen hatte, nicht schon am folgenden Tage, sondern erst am 12. schreiten; angeblich wegen der schlechten Wege und der Schwierigkeiten der Verpflegung, thatsächlich aber wohl nur, weil er fürchtete — und bei der unrichtigen Meinung, die er bezüglich Werders Stellung hatte, fürchten mußte —, daß Werder, dessen Streitmacht er seit dem kühnen Angriffe bei Villersexel bezüglich ihrer Stärke sehr überschätzt zu haben scheint, dem französischen Heere, sobald dasselbe sich in Bewegung setzte, in den Rücken oder in die Flanke fallen werde.

Bourbaki's Thätigkeit am 11. beschränkte sich daher darauf, die für das Unternehmen bestimmten Truppen, das 20. und 24., sowie die inzwischen eingetroffenen Theile des 15. Corps, in der Richtung auf Arcey vorzuschieben und zum Angriff aufmarschiren zu lassen. Doch beschloß er an diesem Tage, das Unternehmen zu verschieben und erst am 13. zum Angriff zu schreiten. Als Grund gab er in einer Depesche nach Bordeaux wieder Verpflegungsschwierigkeiten an. Aber hier läßt sich der Nachweis erbringen, daß diese Angabe unrichtig ist. Der wirkliche Grund, den Bourbaki aber dem Kriegsminister in Bordeaux nicht eingestehen mochte, war, daß er sich, nachdem inzwischen seine Ueberzeugung, Werder stehe in Vesoul, ins Schwanken gekommen war, thatsächlich vollständig im unklaren darüber befand, wo der Gegner geblieben sei. Zwar sprach er in derselben Depesche nach Bordeaux die Vermuthung aus, Werder werde ihn hinter der Lisaine erwarten, aber ebenso zog er darin die Möglichkeit eines französischen Marsches auf Vesoul oder auf Lure in Betracht. Das Unternehmen gegen Arcey betrachtete er auch noch an diesem Tage, wie er in derselben Depesche ausdrücklich betont, als von „rein defensivem Charakter". Am 12. verhielt Bourbaki sich ebenfalls unthätig, abgesehen davon, daß er die nach Arcey führenden Wege etwas gangbar machen ließ. Was aus dem Werder'schen Corps geworden war, wußte er auch an diesem Tage noch nicht. Nur daß es nicht in Vesoul stehe, glaubte er zu wissen. Er scheint es bei Lure vermuthet zu haben, wo in der Thal ein Theil der Werder'schen Cavallerie stand, welche von hier aus den Gegner beobachtete. Am 13. rückte Bourbaki mit den angegebenen $2\frac{1}{2}$ Corps gegen die deutsche Vorpostenstellung bei Arcey vor. Das 18. Corps ließ er in seiner Stellung bei Villersexel, Front gegen Norden zurück, weil er desselben für den Angriff auf Arcey nicht auch noch zu bedürfen glaubte und er nach Einnahme und Besetzung dieses Punktes nach Villersexel zurückzukehren gedachte, um dann die Operationen in nördlicher Richtung gegen den bei Lure vermutheten Gegner wieder aufzunehmen. Zugleich diente ihm das 18. Corps während seines Unternehmens gegen Arcey als Rückendeckung. Bourbaki warf am 13. mit seiner Heeresmasse die bei Arcey stehenden 6 preußischen Bataillone nach der Lisaine zurück. Dieses Gefecht nun öffnete ihm endlich die Augen über den Verbleib des Werder'schen Corps. Aus den Regimentsnummern der Gefallenen ersah er, daß die deutscherseits am Kampfe betheiligten Truppen hauptsächlich 2 Regimentern angehörten (dem 25. und 30.), welche bereits bei Villersexel gegen ihn gefochten hatten. Jetzt wurde ihm mit einem Schlage klar, daß das Werder'sche Corps kampfbereit hinter der Lisaine stehe.

Es war also Werder gelungen, vermittels seines kühnen Offensivstoßes bei Villersexel am 9. und seines noch kühnern und dabei doch wohlerwogenen und außerordentlich geschickt ausgeführten Flankenmarsches am 10. den Gegner über seine wahren Absichten und sein Marschziel so vollständig zu täuschen, daß derselbe drei ganze Tage lang unthätig blieb; anfangs weil er einen neuen Angriff Werders erwartete, dann weil die völlige Unkenntniß darüber, wohin der deutsche Feldherr sich gewandt habe, ob nach Westen, Norden oder Osten, ihn in seinen Entschlüssen so lähmte, daß er sich nicht von der Stelle zu rühren wagte. Werder hatte also den durch das Gefecht bei Villersexel verfolgten Zweck, Bourbaki an der Lisaine zuvorzukommen und außerdem Zeit zu gewinnen, um sich in der Lisaine-Stellung zum Empfange des übermächtigen Gegners einzurichten, vollständig erreicht.

Bourbaki erwies sich schon in den Operationen dieser der Entscheidungsschlacht vorangehenden Tage als ein ängstlicher, der Initiative entbehrender, ungeschickter Feldherr. Fast mitleiderregend ist seine vollständige Hülflosigkeit in den drei Tagen vom 10.—12. Januar. Hätte er am 10. auf den beiden von Villersexel nach Vesoul führenden Straßen je eine Schwadron Cavallerie auf Vesoul entsandt, so würde zwar die auf der einen Straße vorgehende Schwadron durch die kleine dort marschirende Abtheilung des Obersten Bayer am Vorrücken verhindert worden sein; aber die andere Schwadron wäre unbehindert nach Vesoul gelangt und hätte nach wenigen Stunden Bourbaki die Nachricht überbringen können, daß in dieser Stadt und weit und breit um dieselbe, abgesehen von Verwundeten und Kranken, kein deutscher Soldat mehr zu finden

Digitized by Google

sei. Aus dieser Thatsache würde sich für Bourbaki dann ergeben haben, daß die Operation in der Richtung auf Lure, die doch dem in Vesoul stehenden Gegner galt, nunmehr durch die Räumung dieser Stadt gegenstandlos geworden sei, und daß unter diesen Umständen, wohin auch immer Werders Corps sich gewandt habe, nur der directe und schleunige Marsch auf Belfort übrig bleibe. Wäre Bourbaki dementsprechend bereits am 11. mit seinem ganzen Heere gegen Arcey aufgebrochen und hätte er am 12. das Centrum und den linken Flügel der deutschen Stellung, d. h. die Strecke Héricourt-Montbéliard, angegriffen, als dort die Vorbereitungen für die Vertheidigung eben erst begonnen waren und die ganze badische Division noch auf dem rechten deutschen Flügel stand und also nicht ohne weiteres zur Vertheidigung des schwach besetzten linken deutschen Flügels herangezogen werden konnte, so wäre der Durchbruch vielleicht geglückt. Jedenfalls aber waren die Aussichten für Bourbaki am 12. ungleich günstiger als drei Tage später.

Mittheilungen und Nachrichten.

E. P. Gute alte Bekannte sind es, die Anton Bettelheim im 2. und 3. Bande seiner „Geisteshelden" nun schon in 2. Auflage (Berlin, Ernst Hofmann u. Co. 1896) vorlegt. Adolf Wilbrandts Essay über „Hölderlin" war zum ersten Male in Riehls „Historischem Taschenbuch" 1871 und später (1889) wieder in Wilbrandts „Gespöchen und Monologen" erschienen; seine Biographie Fritz Reuters fand zuerst in des Dichters „Nachgelassenen Schriften" ihren Platz, von wo sie in die „Gespräche und Monologe", wie in die Gesammtausgaben Reuters übergegangen ist. In ihrem neuen Gewande bilden die beiden Studien eine Zierde von Bettelheims Biographiensammlung, der man für solche Darbietung vortrefflicher älterer Arbeiten ebenso dankbar sein muß, wie für die Veröffentlichung manches neuen. Keinem Führer möchte man sich bei dem Studium von Hölderlins Leben und Werken lieber anvertrauen als Wilbrandt, der an dem sensiblen und zugleich kraftvollen, kernhaften und doch krankhaft widerspruchsvollen Heinrich v. Kleist seine Meisterschaft psychologischer Charakterzeichnung glänzend erprobt hat. Wer Kleist in seinem innersten Wesen erfassen will, wird immer zu Wilbrandts Buch und nicht zu dem nüchternen, wenn auch an Thatsachenmaterial reicheren Werke von Otto Brahm greifen müssen; ebenso findet man für Hölderlin den rechten Interpreten, der den dunklen Kern seines Wesens, der sein Schicksal war, mit nahezu plastischer Deutlichkeit darzustellen erstand, in Wilbrandt besser als in Christoph Schwab, seinem liebevollen, doch äußerlicheren Biographen, oder als in C. C. T. Litzmann, dem verdienstvollen Sammler und Herausgeber der Briefe von und an Hölderlin. Wilbrandts Essay ist trotz seiner Kürze wohl das Eindringendste und Gehaltvollste, was über den unseligen schwäbischen Lyriker geschrieben worden ist. Er gibt nicht eine Schilderung seines einfachen Lebens oder eine Geschichte seiner Werke, sondern eine Entwicklungsgeschichte seiner Seele, wie sie seinen äußeren Lebensgang mit Naturnothwendigkeit bestimmt hat und wie sie sich offenbart in seinen Dichtungen. So stellt er die mystische Subjectivität seines Wesens, sein hingebendes Naturgefühl, seinen tiefen Herzenspantheismus, wie er in seinen Werken aus einer wohrhaften Vermählung hellenischer Form mit germanischem Gemüth Gestalt gewonnen hat, als eine tragisch schöne Offenbarung dar. „Aus jenem ursprünglichsten Drange floß alles, was Hölderlin eigenartig, fremd oder merkwürdig macht: die ernste Feierlichkeit seiner Gedanken, seine ungeschichtlichen Träume von vergangener oder zukünftiger idealer Zeit, — wie er denn in der Welt mehr das Geschichtslose als das Geschichtliche sah; seine grenzenlose Verehrung des Griechenthums, das den Paatheismus geboren, das die zerflossene Harmonie der Welt im vollendet Schönen wieder hergestellt hatte; seine dunkle Art, Geheimnißvolles in schwerverständliche Gleichnisse zu hüllen, die Natur mit „Göttern", „Halbgöttern", „Heroen" nach heraklitischer und empedokleischer Weise zu beleben, die die Welt zugleich dichterisch und philosophisch ergriff." Mit einer Feinfühligkeit, die nur einem echten Dichter gegenüber diesem eigenartigsten aller Poeten gegeben sein konnte, zugleich aber mit einer klaren Gestaltungskraft, die auch das wissenschaftliche Forschungsergebniß künstlerisch zu formen versteht, charakterisirt Wilbrandt den tiefsinnigen philosophischen Lyriker in seiner verhängnißvollen Naturanlage, seinem Schaffen und Leiden und erfüllt so die höchste Aufgabe des Literarhistorikers, den Dichter in seinem menschlichen Wesen zu erfassen und verständlich zu machen.

Anders steht Wilbrandt der herzerquickenden Gestalt Fritz Reuters gegenüber. Als Landsmann hat er mit Reuters Werken, vom ersten an, wie mit Freunden gelebt und wenn er ihn auch nicht persönlich gekannt, sondern nur Briefe mit ihm gewechselt hat, so ist er ihm doch nach vielen Erzählungen und Erinnerungen von Jugend auf fast so vertraut, als wäre er ihm persönlich befreundet gewesen. Daher die wohlthuende Wärme der Darstellung, die in den lichten Partien von Reuters Leben so glücklich einen ihm angemessenen humoristischen Ton zu treffen weiß, in ihrer sittlichen Empörung aber bei der Erzählung der von Reuter erlittenen Unbilden und Grausamkeiten mit sich fortreißt und tief erschüttert — beides jedoch mit einem edlen Maß, durch welches bei der vollendeten Uebereinstimmung von Form und Gehalt ein wahrhaft künstlerischer Eindruck erzielt wird. Neben der freundschaftlichen Wärme des Landsmannes und der anschaulichen Gestaltungskraft des Künstlers kommt aber auch die strenge Wahrhaftigkeit des Historikers nicht zu kurz; Wilbrandt hat keinen Zug, keine Anekdote in seine Biographie aufgenommen, die nicht durch Reuter selbst oder andere zuverlässige Zeugen beglaubigt wäre, und dadurch wirkt er so überzeugend und klar. Reuter offenbart sich gleichsam selbst in der ganzen herzlichen Behaglichkeit und treuen Stärke seines reinen, sittlich emporringenden Gemüthes, wie in der kraftvollen Klarheit und sinnigen Objectivität seines schöpferischen Geistes. Es ist ein tragischer Zug in dem Schicksal des ersten Menschen, dessen Lebensbild nicht in dem Glanz und Zauber eines Lieblings der Götter vor uns steht, sondern durch eine schreckliche, ohne Verschulden erworbene Krankheit trotz aller moralischen und physischen Anstrengung von der jäh unterbrochenen Jugend an bis zum Tode getrübt blieb; es ist ein classischer Zug in dem großen Dialektdichter, der in den heiteren Gebilden seiner nur auf dem engsten heimathlichen Boden sich bewegenden Muse Typen von allgemeiner unvergänglicher Gültigkeit geschaffen hat. Alle wesentlichen Züge seines menschlichen, wie seines schriftstellerischen Charakters hat Wilbrandt in kaum zu übertreffender Weise gezeichnet; im einzelnen ist ja in den letzten zwei Jahrzehnten noch manches neu zutage gefördert worden, trotzdem brauchte Wilbrandt nicht eine Zeile seiner Lebensbeschreibung des größten deutschen Humoristen unsres Jahrhundert zu ändern, und so wird er wohl noch für lange der Biograph Reuters bleiben.

* Die neue Yerkes-Sternwarte bei Chicago. In Amerika, wo die Construction großer Fernrohre fast wie ein Sport betrieben wird, konnte das 36zöllige Riesenfernrohr der Lick-Sternwarte nicht lange den ersten Platz behalten. Wie man der „Frkf. Ztg." mittheilt, ist es jetzt das zweitgrößte Fernrohr der Welt geworden, dadurch, daß ein Privatmann von Chicago, Charles T. Yerkes, die Mittel für die Herstellung eines Riesenacters von 40 Zoll (= 1 Meter) Oeffnung und 19 Meter Länge, sowie für die Erbauung der dazu nöthigen Sternwarte hergab. Vier Jahre dauerte es, bis der wesentlichste Theil des Fernrohrs, die Objectivlinse, oder vielmehr die zwei Objectivlinsen, die Crown- und Flintglaslinse, welche zusammen das Objectiv jedes Fernrohrs ausmachen, gegossen und geschliffen waren, während der fertig ausgeführte Refractor ohne Linse in schon das Staunen der Besucher der Weltausstellung von Chicago durch seine riesigen Dimensionen erregte. Nachdem vor kurzem die Linse von Alvan Clark, dem bekannten Washingtoner Optiker, abgeliefert und auf Reinheit und Schärfe der Bilder geprüft worden ist, kann die Aufstellung des Refractors zum Bestimmungsorte und damit die Thätigkeit der neuen Sternwarte beginnen. Dieselbe liegt der reineren Luft wegen 120 Kilometer von Chicago entfernt am Lake Geneva bei der kleinen Stadt Williams Bay im Staate Wisconsin. Ueber dem großen Refractor wölbt sich eine Drehkuppel von 27 Meter Durchmesser. Der Fußboden im Beobachtungsraum kann durch Elektricität um 6½ Meter gehoben werden, damit je nach der senkrechten, schrägen oder wagrechten Stellung des Fernrohrs der Beobachter doch bequem auf dem Fußboden stehend an das Ocular desselben gelangen kann. Auch die Drehung der gewaltigen Kuppel wird durch elektrische Motoren bewirkt. Das große Fernrohr ist mit allen modernen Hülfsmitteln ausgerüstet für directe und photographische, sowie spectrographische Beobachtungen der Sonne und der Sterne. Sonst besitzt die Sternwarte noch als „kleinere" Instrumente einen 24-zölligen Reflector und einen 12-zölligen Refractor, während in Deutschland mit einer

Ausnahme (Straßburger 18-Zöller) kein Instrument über 12 Zoll hinausgeht. Die Sternwarte steht unter der Leitung von Georg Hale, einem der bedeutendsten amerikanischen Astrophysiker, und an ihr wirken Burnham und Barnard, welche die Lick-Sternwarte verlassen haben, deren Entdeckungen sich meist an ihre Namen knüpfen, Wadsworth, Ellerman und Dr. Bauer, letzterer als Geophysiker, da auch der Erdmagnetismus seine Pflege auf der neuen Sternwarte finden soll. Namentlich die drei erstgenannten Astronomen bürgen dafür, daß die Sternwarte mit ihren vorzüglichen Instrumenten auch Vorzügliches leisten wird.

* **Erlangen**, 17. Juni. Prof. v. **Bezold** wird dem Ruf nach Bonn an Stelle Reinh. Kosern Folge leisten. — Der Anatom Prof. Joseph v. **Gerlach**, der Senior der Erlanger medicinischen Facultät, ist in den Ruhestand getreten.

70. **Berlin.** Georg Neumayer und die deutsche Seewarte. (Zu dessen 70. Geburtstag, 21. Juni.) Wer die geschmeidige, hochgewachsene Persönlichkeit Georg Neumayers kennt, die blitzenden hellen Augen unter der von dichtem Haar umgebenen breiten Stirn, wer seinen Auseinandersetzungen gefolgt ist, mit denen er unermüdlich immer wieder anregt zur Polarforschung, namentlich zur Erkundung des antarktischen Continents, im Interesse der beschreibenden Naturforschung, der Geophysik, Meteorologie, Klimatologie des Meeres und im Interesse der Kenntniß vom Erdmagnetismus; wer seinen fast jugendlich begeisterten Worten gelauscht hat, in denen er in der Berliner „Gesellschaft für Erdkunde" das Andenken Georg Forsters als des Vorbildes für Alexander a. Humboldt feierte, der wird den erfreulichen Eindruck gewonnen haben, daß dieser stählernen, geistig und körperlich durchaus kernhaften Natur die siebzig Jahre keinesfalls zur Bürde gereichen; daß, ja hoffen wir, vielmehr dem Jubilar noch eine lange, schaffensreiche Zeit vom Schicksal beschieden sein mag. Neumayer steht heute unstreitig an der Spitze unserer Hydrographen, Geophysiker und Meteorologen; er besitzt weitaus die reichste Erfahrung in allen diesen so exacten Fächern, da er seit fast zwei Jahrzehnten an der Spitze der deutschen Seewarte in Hamburg die ausgiebigste Gelegenheit benutzt hat, diese Disciplinen zu erweitern und wissenschaftlich zu vertiefen, die Anwendung aller der verfeinerten Methoden der Messung und Beobachtung praktisch zu erproben und im Interesse des Handels und der Schiffahrt zu verwerthen. Von Haus aus Ingenieur, wandte sich der in Kirchheimbolanden in der bayerischen Pfalz am 21. Juni 1826 geborene junge Mann, der nunmehr Ehrenbürger seiner Heimathstadt werden wird, in München um die Mitte der vierziger Jahre zugleich den Naturwissenschaften wie den mathematischen Disciplinen mit Eifer zu, um alsdann unter dem 1862 als Director der Seewarte in Hamburg verstorbenen Astronomen Rümker, der in den zwanziger Jahren die Sternwarte zu Parramatta auf Neusüdwales geleitet hatte, sich dem Navigationsfache zu widmen und das Zeugniß eines Schiffsführers sich zu erwerben. Er diente als Matrose zu Beginn der fünfziger Jahre und machte von 1852—1856 Reisen nach Südamerika, Australien und in die Südsee, auf denen er die australischen Goldistricte und Südaustralien besuchte, um als Steuermann auf dem amerikanischen Schiffe „The Sovereign of the Seas" nach Europa zurückzukehren. Die große im Auftrage König Max' von Bayern 1857 unternommene südaustralische Forschungsreise führte zu der Entdeckung der sogenannten „König Max-Inseln" oder Heardinseln, die allerdings schon einige Jahre vorher von Mac Donald gefunden worden waren, eine Entdeckung, die jedoch dem deutschen Reisenden nicht bekannt geworden war. Die britische Colonialregierung Australiens wußte die Dienste des deutschen Astronomen und Nautikers für ihre Zwecke gut zu verwerthen, und die Gründung des heimischen Flagstaff-Observatory zu Melbourne war Neumayers Werk, er selbst war bis 1864 der Leiter des Instituts als director of the magnetic survey of the colony of Victoria. Aus seiner Thätigkeit in Melbourne erwuchsen die wegen ihrer scharfen und umfassenden Beobachtung wie wegen ihrer genau durchgeführten Berechnungen gleich hochgeschätzten Werke: „Discussion of the meteorological and magnetical observations, made of the Flagstaff-Observatory, Melbourne 1858—63", die zu Mannheim 1867 in zwei Quartbänden erschienen, sowie die Results of the meteorological, magnetical and nautical observations made and collected of the Flagstaff-Observatory 1858—59 zu Melbourne, 1859—62 zu Victoria, endlich die Results of the magnetic survey of the colony of Victoria. (Mannheim 1869.) Neumayer kehrte zu Beginn der siebziger Jahre dauernd nach Deutschland zurück und trat 1872 in das Hydrographische Bureau der Admiralität in Berlin ein. Mit Eifer und Energie betrieb er seitdem die Ausrüstung von Polarexpeditionen in die Nordpolargegenden, sowohl wie zur Antarktis, indem er deren Wichtigkeit für die Geophysik, für die Pendelbeobachtungen, die Deviationsgesetze der Magnetnadel bekonte; zugleich wandte er sein Interesse der Erforschung des Innern von Australien, wahin er Streifzüge unternommen hatte, zu, wie der Aufhellung des „dark continent", und ist mit Bastian 1873 der Begründer der deutschen „Afrikanischen Gesellschaft" gewesen. Die Thätigkeit bei der Kaiserlichen Admiralität war vornehmlich auf ausführliche wissenschaftliche Instructionen der Commandanten der Kriegsschiffe der Kaiserlichen Marine gerichtet. Auch hat Neumayer für die Herstellung neuer zweckmäßiger nautischer Instrumente viel Anregung gegeben und daneben die „Annalen der Hydrographie und maritimen Meteorologie" auf die höchste Höhe einer klassischen, wissenschaftlich exacten Publication zu heben verstanden. Wer konnte also mehr berufen sein zur Leitung der in ein Reichsinstitut umgewandelten norddeutschen Seewarte zu Hamburg, als Neumayer, der 1876 ihr Director ward und dessen Namen für immer mit der „Deutschen Seewarte" untrennbar verbunden bleiben wird. Durch sein Wirken ist das Institut der „Seewarte" in weiten Kreisen bekannt geworden, und die Wetterkarten wie Wetterprognosen, die wir heute in so zahlreichen Zeitungen finden, sind seiner Initiative zu danken. v. Freeden hatte die Hamburger Seewarte einst begründet, um in erster Linie die Sicherheit des Seeverkehrs zu befördern, und war in diesem Streben vom Erfolge belohnt worden. Georg Neumayer aber erst ist der Schöpfer der heutigen großartigen Organisation, in der die Arbeiten der „Deutschen Seewarte" ausgeführt werden. Vier getrennte und in ihren wissenschaftlichen Beobachtungen und Arbeiten doch zusammenwirkende Abtheilungen bilden das Institut. Neben der Abtheilung für Meteorologie, deren Aufgabe in dem Studium der physikalischen Verhältnisse des Meeres und in der Sammlung aller Beobachtungen auf hoher See besteht, die an die Schiffscapitäne der Handelsmarine die Wetterberichte gibt, und daneben durch Sammlung von meteorologischen, nach internationalem Schema abgefaßten Schiffsjournalen Anleitung ertheilt zur Aufstellung allgemeiner Segelanweisungen und Festlegung von Reiserouten, steht ein Institut für Prüfung und Vervollkommnung nautischer, meteorologischer und magnetischer Instrumente der Feinmechanik. Ihm liegt gleichfalls die Prüfung der Sextanten, Octanten wie der Schiffskompasse ob, die Beobachtung aller für die praktische Anwendung des Magnetismus in der Navigation wichtigen Erfindungen sowie die Sammlung von Modellen solcher Instrumente zum Zweck der richtigen Beurtheilung von neuen Erscheinungen auf diesem für den Seeverkehr und den Handel so überaus wichtigen Gebiete. Einer dritten Abtheilung der Seewarte fällt die tägliche Sammlung der telegraphischen Wetterberichte zu, die Aufstellung von Prognosen, die Herausgabe von täglichen Wetterkarten, Hafentelegrammen und Wetterberichten, zum Theil auf telegraphischem Wege, an Behörden, Zeitungen und andere Interessenten. Die gesammte Küstenmeteorologie und das Sturmwarnungswesen in Deutschland hat in dieser Abtheilung sein Centrum. Eine vierte Abtheilung der Seewarte ist zur Prüfung der Chronometer für die Handelsmarine bestimmt, die in den verschiedenen Temperaturzonen abweichen, sowie zur exacten Feststellung der Compaßdeviationen auf eisernen Schiffen. Die besten Chronometer erhalten von Zeit zu Zeit Preise. In Verbindung mit der Hamburger Seewarte stehen eine Anzahl von Unterorganen, Normalbeobachtungsstationen und Signalstellen, deren Aufgabe darin besteht, an Schiffsführer sachgemäßen Rath zu ertheilen. Memel, Neufahrwasser, Swinemünde, Kuxhaven, Kiel, Keitum auf Sylt, Wilhelmshaven und Borkum besitzen solche Stationen, deren Ausrüstung aus selbstregistrirenden Barometern und Anemometern besteht und von denen das Material für die Wetterprognosen geliefert wird. Die täglichen autographirten Wetterberichte und Wetterkarten, die monatlichen Wetterübersichten über Nord- und Centraleuropa, die Berichte über die meteorologischen Beobachtungen von 25 Beobachtungsstationen innerhalb des Deutschen Reiches gehören gleichfalls in den Bereich der Thätigkeit der deutschen Seewarte, dieses Musterinstituts für die civilisirte Welt, dessen verdiente Anerkennung und Auszeichnung zugleich für seinen Leiter schon 1879 dadurch zum Ausdruck kam, daß auf dem Zweiten Internationalen Meteorologen-Congreß in Rom Neumayer zum Mitglied des ständigen internationalen meteorologischen Comités gewählt ward, nne als solches mit der Herausgabe des Congreßberichtes in deutscher Sprache betraut wurde. Eine Reihe von

züglicher Segelhandbücher, wie die Herausgabe mehrerer Werke der Nautik und der Zeitschrift „Aus dem Archiv der deutschen Seewarte", ferner einer vortrefflichen „Anleitung zu wissenschaftlichen Beobachtungen auf Seereisen" (Berlin 1888) legen Zeugniß ab von dem regen, wissenschaftlich so ungemein fruchtbaren Fleiße des Gelehrten. An äußerer Anerkennung hat es ihm denn auch nicht gefehlt, seit 1881 Geheimer Admiralitätsrath, seit 1894 Wirklicher Geheimer Admiralitätsrath, ist er zugleich Vorsitzender der deutschen Polarforschungscommissionen, als welcher er deren Organisation leitete und auch die Expedition ins Leben rief, die das Reich 1882/83 nach dem Norden und dem Süden zur Polarforschung entsandte. „Internationale Polarforschung, herausgegeben zusammen mit Prof. Börgen", sowie die Werke: „Die Beobachtungsergebnisse der deutschen Stationen" (1886) und „Die deutsche Expedition und deren Ergebnisse für die internationale Polarforschung" (1891) geben Rechenschaft von diesen Bestrebungen, und auf dem vorjährigen — sechsten — Internationalen Geographen-Congreß in London, wie noch jüngst in Berlin, hat Neumayer von neuem zur Absendung neuer Expeditionen zum Südpol die fruchtbringende Anregung gegeben, so daß sein Name wie mit der „Deutschen Seewarte" mit allen auf die Polarforschung bezugnehmenden Bestrebungen und Leistungen heute verbunden ist und noch lange, das ist unser Wunsch zum heutigen Tage, in engster Verbindung uns erhalten bleiben möge. Eine umfassende, mathematisch scharfe Beobachtungsgabe paart sich in dem Jubilar mit einem liebenswürdigen Wesen, die Kraft der Intelligenz und die freie Milde reicher Weltersahrung haben hier eine Persönlichkeit von ungemein gewinnender Harmonie des Wesens und Charakters geschaffen, die wie mit Stolz zu unsern besten Landsleuten zählen.

* **Berlin**, 18. Juni. Der Entwurf einer **neuen medicinischen Prüfungsordnung**, wie er aus den in München von Vertretern der einzelnen Bundesstaaten gepflogenen Berathungen hervorgegangen ist, wird in der heute ausgegebenen Nummer der „Deutsch. medic. Wochenschrift" veröffentlicht. Die wesentlichsten beabsichtigten Neuerungen sind die Ausdehnung des medicinischen Studiums von 9 auf 10 Halbjahre und die Einführung eines praktischen Jahres. Jetzt wird die Approbation als Arzt den Candidaten und Doctoren der Medicin alsbald nach Ablegung der Staatsprüfung ertheilt. In Zukunft soll, so wird vorgeschlagen, der Candidat, nachdem er die Staatsprüfung abgelegt hat, zunächst ein Jahr lang „Practicant" sein. Erst nach erfolgreichem einjährigen praktischen Dienste wird ihm die Berechtigung als „Arzt" zuerkannt. Für das praktische Jahr gelten im wesentlichen die folgenden Bestimmungen: 1) „Das praktische Jahr kann bei einer deutschen Universitätsklinik, Universitätspoliklinik (Districtsklinik, nicht in bloßen Ambulatorien oder sogenannten Privatkliniken) oder in einer von der Landescentralbehörde dazu berechtigten deutschen Krankenanstalt zurückgelegt werden. Es soll in der Regel die Ermächtigung zur Aufnahme von Practicanten zu Krankenanstalten nur ertheilt werden, wenn diese öffentliche sind und mindestens 50 Krankenbetten haben. 2) Die Höchstzahl von Practicanten, welche an jeder Universitätsklinik, Poliklinik oder berechtigten Krankenanstalt aufgenommen werden darf, wird von der Landescentralbehörde dergestalt festgesetzt, daß auf jeden Practicanten bei der erfahrungsmäßigen normalen Belegungsziffer mindestens zwanzig Kranke treffen. 3) Von dem praktischen Jahr ist mindestens ein halbes Jahr der Behandlung von inneren Kranken zu widmen. 4) Das zweite Halbjahr der militärischen Dienstzeit (als Einjährig-Freiwilliger Arzt) wird hierauf angerechnet. 5) Die Approbation als Arzt wird dem Practicanten von der Centralbehörde des Landes nach Anhörung der zu schaffenden Commission für die Ertheilung der Approbation, bestehend aus einem ordentlichen Professor eines klinischen Faches und zwei Aerzten, ertheilt. Das begründete Gutachten der Commission hat entweder auf Ertheilung der Approbation oder auf zeitweise oder dauernde Versagung derselben zu lauten (Zurückstellung auf ein Jahr, aber bei Geisteskranken bis zur Heilung, bei in strafrechtlicher Untersuchung befindlichen Candidaten bis zur Beendigung derselben). Den dauernden Ausschluß von der Approbation darf die Landescentralbehörde nur dann aussprechen, wenn die Commission es einstimmig beantragt hat. Von den weiteren vorgeschlagenen Aenderungen der medicinischen Prüfungen sind die wichtigsten: die ärztliche Vorprüfung kann frühestens am Schlusse des fünften Studienhalbjahres (jetzt des vierten), die ärztliche Prüfung erst nach Ablauf des fünften Semesters nach vollständig bestandener ärztlicher Vorprüfung abgelegt werden. Die Staatsprüfung muß binnen zwei Jahren vollendet sein, widrigenfalls auch die bestandenen Prüfungsgegenstände wiederholt werden müssen. Bei allen Prüfungen ist darauf festzuhalten, daß die allgemeine Bildung keine wesentlichen Lücken aufweisen darf. Auch ist bei den einzelnen Prüfungsgegenständen ihre geschichtliche Seite zu beachten. Bei der ärztlichen Prüfung ist ferner besonders Rücksicht darauf zu nehmen, ob dem Candidaten die Pflichten des ärztlichen Berufes gebührend zum Bewußtsein gekommen sind. Anatomie und Physiologie sollen in der ärztlichen Vorprüfung so verstärkt werden, daß sie in der ärztlichen Staatsprüfung nur noch wiederholungsweise behandelt zu werden brauchen. Mit Rücksicht darauf hat der Studirende bei der Meldung zur Vorprüfung nachzuweisen, daß er zwei Halbjahre an den Präparirübungen und wenigstens ein Halbjahr an den mikroskopisch-anatomischen Uebungen, sowie an einem physiologisch-chemischen und einem physikalischen Practicum fleißig theilgenommen hat. In der Chemie und Physik soll eingehender als bisher geprüft werden. Wesentlich erweitert werden die Anforderungen über den Nachweis der praktischen medicinischen Ausbildung. Vor Eintritt in die ärztliche Staatsprüfung hat der Candidat, abgesehen von den früheren Anforderungen, noch nachzuweisen, daß er je ein Halbjahr die Kinderklinik oder Poliklinik, die medicinische Poliklinik und die psychiatrische Klinik als Practicant, sowie ferner nach seiner Wahl eine der Specialkliniken oder Polikliniken für Ohren-, Hals-, Nasen-, Hautkrankheiten besucht hat. Neu hinzugekommen ist als besonderes Prüfungsfach die Irrenheilkunde. In der Ohrenheilkunde soll in der chirurgischen Prüfung, in der Lehre von den Kinderkrankheiten, den Hals-, Nasen-, Hautleiden in der medicinischen Prüfung geprüft werden. In der Hygieneprüfung wird praktische Kenntniß der hygienischen, insbesondere der bakteriologischen Methoden verlangt. Zur Annahme und zum Besuche der Kliniken und praktischen Curse soll ein Studirender nur dann zugelassen werden, wenn er die Vorprüfung vollständig bestanden hat. Verlangt wird außerdem noch, daß im Inlande nicht approbirten Medicinalpersonen, die ausländische ärztliche Titel haben, die Führung dieser im Deutschen Reiche nicht gestattet werden soll. Specialärzte sollen einer besonderen Approbation bedürfen. Diese soll nur solchen approbirten Aerzten ertheilt werden, die zwei Jahre lang in einer Spezialklinik sich specialistisch ausgebildet haben. Schließlich wird eine Aenderung der Promotionsordnung verlangt. Der Doctortitel soll nur an approbirte Aerzte, und zwar auf Grund einer gehaltreichen gedruckten Dissertation und einer strengen mündlichen und öffentlichen Prüfung ertheilt werden.

* **London**, 18. Juni. Dem englischen Chemiker Professor **Ramsay** ist es noch immer nicht gelungen, das neue von ihm entdeckte Element Argon und Helium mit anderen Körpern zu verbinden, trotzdem die Versuche unter allen möglichen Verhältnissen, Hitze und Druck betreffend, unternommen wurden. Er hatte gehofft, daß eine chemische Verwandtschaft zwischen Argon und den Metallen von hohem Moleculargewicht, wie Thallium, Blei und Wismuth, bestehen werde, aber vergebens. Es scheint danach, daß die neuen Elemente Argon und Helium gar keine Valenz haben, d. h. gar keine Verbindungen einzugehen im Stande sind. — Der frühere langjährige Mitredacteur der „Times" Sir George **Dufont** ist am 12. Juni gestorben. Dasent war nicht nur Tagesschriftsteller, sondern auch ein großer Gelehrter auf dem Felde der nordischen, besonders der isländischen Literatur. 1853—1865 war er Professor der englischen Literatur und modernen Geschichte am Kings College in London. Von seinen Novellen erlebten die 1870 veröffentlichten „Annalen eines ereignißreichen Lebens" in wenigen Monaten mehrere Auflagen. Mit der „Times" brachte ihn sein Freund Edward Delane, der größte aller Redacteure des Weltblattes, in Verbindung. Diese hat ein volles Vierteljahrhundert gedauert.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart.

Aus meinem Leben.

Von

Alfred Ritter von Arneth.

Zwei Bände. (7266)

Mit zwei Porträts.

Preis geheftet 12 Mark. Elegant gebunden 15 Mark.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1896. München, Samstag, 20. Juni. Nummer 141.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.50, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber i. V.: Alfred Frhr. v. Meafl in München.

Uebersicht.

Kunst und Sittlichkeit nach der Lehre unsrer Classiker. Von Dr. Gerh. Heine. — Zum letzten polnischen Aufstand. Von Christian Peter. — Mittheilungen und Nachrichten.

Kunst und Sittlichkeit nach der Lehre unsrer Classiker.

Das Jahr 1774 sah ein wunderliches Buch auf dem Markte der Literatur erscheinen, ich meine Klopstocks Werk „Die deutsche Gelehrtenrepublik, ihre Einrichtung, ihre Gesetze, Geschichte des letzten Landtags. Auf Befehl der Aldermänner durch Salogast und Wlemar“. Schon beim Erscheinen des Buches waren die Leser verdutzt, den Dichter des Messias in so eigenthümlicher Mummerei sich tummeln zu sehen, und wer heute überhaupt von dem Buche weiß, wird meist von ihm sprechen, wie man von einem Curiosum spricht. Und doch trägt auch dieses theoretisirende Werk den Stempel des Meisters, den Stempel eines Großen in der Literatur. In Klopstock erstand vor Deutschlands staunenden Augen zum ersten male wieder ein frisches, ursprüngliches Dichtergenie, eine schöpferische Kraft, die vollsprudelnd aus dem Innern hervordrang und Zeugniß ablegte von der Selbständigkeit künstlerischen Schaffens. Daß dies ausgesprochen wurde, daß allen Regeln zum Trotz auf die Autorität des schöpferischen Künstlers hingewiesen wurde, das ist die Bedeutung jenes Werkes: „Laß du dich durch kein Regelbuch irren, wie dick es auch sei, und was die Vorrede auch davon bemelde, daß ohne solchen Wegweiser keiner, der da dichtet, könne auch nur einen sichern Schritt thun. Frag du den Geist, der in dir ist, und die Dinge, die du um dich siehst und hörst, und die Beschaffenheit dessen, wovon du vorhast, zu dichten, und was die dir antworten, dem folge.“

In dem Schlußstück der Hamburgischen Dramaturgie charakterisirt Lessing die eigene Art, zu dichten: „Ich fühle die lebendige Quelle nicht in mir, die durch eigene Kraft sich emporarbeitet, durch eigene Kraft in so reichen, so frischen, so reinen Strahlen aufschießt: ich muß alles durch Druckwerk und Röhren aus mir herauspressen. Ich würde so arm, so kalt, so kurzsichtig sein, wenn ich nicht einigermaßen gelernt hätte, fremde Schätze bescheiden zu borgen, an fremdem Feuer mich zu wärmen und durch die Gläser der Kunst mein Auge zu stärken.“ Kaum gegen einen andern ist der Meister der Kritik schärfer gewesen als gegen sich selber, und doch werden wir nicht dem Kritiker gegen den Dichter ganz Unrecht geben. Aber wir können das Urtheil verallgemeinern.

Opitz, der am liebsten fremde Stoffe um- und nachdichtete, war von dem vergangenen Jahrhundert als Dichterkönig verehrt, als „Opitzinne“ war die Muse gepriesen. Durch die sinnreichen Umschreibungen und Beiwörter suchten die Schäfer an der Pegnitz das Ideal einer Dichtersprache zu erreichen, und wenn sie den Frühling: Blumenvater, den Wein: Poetensaft nannten, so glaubten sie Dichter zu sein, weil sie etwas davon fühlten, daß der Dichter wohl anders reden müsse als ein gemeiner Sterblicher. Auch der mächtige Leipziger Dictator gibt in seinem „Versuch einer critischen Dichtkunst vor die Deutschen“ Anweisungen, wie man ein Dichter werden könne. So für den dramatischen Dichter: „Der Poet wehlet sich immer einen moralischen Satz, den er seinen Zuschauern auf eine sinnliche Weise einprägen will. Dazu ersinnt er sich eine allgemeine Fabel, daraus die Wahrheit seines Satzes erhellet. Hiernechst sucht er in der Historie solche berühmte Leute, denen etwas ähnliches begegnet ist; und von diesen entlehnet er die Nahmen vor die Personen seiner Fabel, um derselben also ein Ansehen zu geben. Er erdencket sodann alle Umstände dazu, um die Hauptfabel recht wahrscheinlich zu machen. Dieses theilt er dann in fünf Stücke ein, die ungefehr gleich groß sind, und ordnet sie so, daß natürlicherweise das letztere aus dem vorhergehenden fließt“ ꝛc.

Man sieht, daß im Vergleich zum 17. Jahrhundert das Dichten schwieriger geworden war, wenn man damit die Aeußerung eines Dichters aus dieser Zeit vergleicht: „Wer von Natur inventiös ist, copiam verborum hat, und in bonis autoribus belesen ist, und will sich nicht im Notfall resolvieren, in 14 Tagen ein deutscher Poet zu werden, der ist nicht wert, daß er Brot esse.“ So ein hessischer Dichter des 17. Jahrhunderts.

Trifft nicht auf diese alle Lessings scharfes Urtheil noch in viel schärferer Weise zu? Suchten sie nicht, an Stelle der göttlichen Kraft Menschenpfündlein zu setzen, ja waren sie nicht froh, wenn sie, die doch auch nach Gold suchten, Regenwürmer fanden?

Wahrlich, wenn dichten das heißt, wenn dichten eine Tagelöhnerarbeit ist, so lag es nahe, dem Dichter die Aufgabe zu stellen, daß auch sein vergossener Schweiß nicht zwecklos auf den Acker falle, sondern daß er ein Werk schaffe, an dem der Bürger und Spießbürger seine Freude und seinen Nutzen habe. Gellert dichtete einmal:

„Du fragst, was nützt die Poesie?
Sie lehrt und unterrichtet nie.
Allein wie kannst du doch so fragen!
Du siehst an dir, wozu sie nützt:
Dem, der nicht viel Verstand besitzt,
Die Wahrheit durch ein Bild zu sagen.“

Ein charakteristisches Wort für jene Zeit, zu der ihre Dichter in den Beiträgen „zum Vergnügen des Verstandes und Witzes“ sprachen.

Ein wunderbares Gemisch finden wir in den Theorien der Schweizer, die mit richtigem Gefühl und der Sehnsucht nach einem großen, Gemüth und Herz ergreifenden Inhalt der Dichtung sich treffend ihre Muster in Homer und Milton zu wählen verstanden und soviel Empfänglichkeit dem Genie Klopstocks entgegenbrachten. Sie ahnten etwas „vom Wunderbaren in der Poesie“ und kamen doch nicht herunter von dem Wege der Philister, so daß dann schließlich die äsopische Fabel als höchste Dichtungsgattung hingestellt wurde. Die äsopische Fabel, in der am besten Phantasie — denn wie viel Wunderbares kommt nicht darin vor! — und Lehrhaftes vereinigt sei. Als Klopstock von dem leicht

erregten Bodmer eingeladen war und wie ein höheres Wesen erwartet wurde, da mußte der Wirth eine bittere Enttäuschung erleben. Der Dichter des Messias zog es vor, Zürichs hübsche Mädchen zu küssen, statt mit dem Alten Folianten zu wälzen. Hier ist, wenn man will, eine Wende der Zeiten. Die Dichtung, die aus Büchern schöpfte und an der Hand von Opitz oder Gottsched oder auch Breitinger Verse zu machen verstand, ist veraltet. Recht hat der Dichter, der mit hellem Blick und reichem Gefühl das Leben in sich saugt und schöpferisch gestaltet.

„Was die Geschichte reicht, das Leben gibt,
Sein Busen nimmt es gleich und willig auf;
Das weit Verstreute sammelt sein Gemüth,
Und sein Gefühl belebt das Unbelebte."

Diese Zeichnung Tasso's zeichnet zugleich die großen Nachfolger Klopstocks. Herder rief die Volksdichtung neu herauf. Das Suchen nach Ursprünglichem, die Scheu vor Bücherstaub, die Fähigkeit für reine, volle Empfindung halfen ihm suchen und kamen ihm in den Zeitgenossen entgegen. In Goethe am klarsten. Wo wird diese schöpferische, originale, selbstthätige Kraft der dichterischen Begabung deutlicher als bei ihm? Zu Eckermann spricht er über die Entstehung seiner Gedichte; es gehe ihm verschieden damit, am wunderbarsten so: „Ich hatte davon vorher durchaus keine Eindrücke und keine Ahnung, sondern sie kamen plötzlich über mich und wollten augenblicklich gemacht sein, sodaß ich sie auf der Stelle instinctmäßig und traumartig niederzuschreiben mich getrieben fühlte. In solchem nachtwandlerischen Zustande geschah es oft, daß ich einen ganz schief liegenden Papierbogen vor mir hatte, und daß ich dieses erst bemerkte, wenn alles geschrieben war, oder wenn ich zum Weiterschreiben keinen Platz fand." Und was macht den Dichter? „Ein warmes, ganz von Einer Empfindung volles Herz". „Lebendiges Gefühl der Zustände und Fähigkeit, es auszudrücken". Ein anderes mal bei Eckermann: „Jede Productivität höchster Art, jedes bedeutende Aperçu, jede Erfindung, jeder große Gedanke, der Früchte bringt und Folge hat, steht in niemandes Gewalt und ist über aller irdischen Macht erhaben."

Wohl kannte er den Ernst der dichterischen Arbeit. „Solche Arbeit hat Gott den Menschen gegeben", schrieb er aus Rom, aus der Zeit seiner neunjährigen Arbeit am Tasso, und mit Bezug auf die künstlerische Arbeit sagt Schiller das Wort:

„Nur dem Ernst, den keine Mühe bleichet,
Rauscht der Wahrheit tief verstecktes Boren,
Nur des Meißels schwerem Schlag erweichet
Sich des Marmors sprödes Korn."

Aber das war keine Arbeit in gemeinem Sinne, auf die Stimmung mußten beide Dichter warten, wenn sie dem künstlerischen Gewissen treu bleiben wollten, auf die Stimmung, die das Werk nicht mache, sondern geboren werden lasse. An Goethe schreibt Schiller 18. März 1796: „Bei mir ist die Empfindung anfangs ohne klaren und bestimmten Gegenstand; dieser bildet sich erst später. Eine gewisse musikalische Gemüthsstimmung geht vorher, und auf diese folgt bei mir erst die poetische Idee", und am 8. December 1797: „Gewöhnlich muß ich (daher) einen Tag der glücklichen Stimmung mit fünf oder sechs Tagen des Druckes und des Leidens büßen."

Kann man denn nun aber noch fragen, wem zu liebe oder zu leide der Dichter sein Werk anlegen solle? Befiehl der Mutter, daß ihr Kind diese oder jene Züge tragen solle, sie kann nichts thun, als geben, was für Leben das Leben in ihr schafft. „Die Vollendung des Kunstwerks in sich selbst" wird berechtigte Forderung, und um die Wirkung nach außen bekümmert sich der Dichter gar nicht, „so wenig als die Natur, wenn sie einen Löwen oder einen Kolibri hervorbringt". Und weiter an Zelter schreibt Goethe 29. Januar 1830 für unsre Tage so außerordentlich bedeutsam. „Es ist ein grenzenloses Verdienst unsres alten Kant um die Welt, und ich darf auch sagen um mich, daß er in seiner Kritik der Urtheilskraft Kunst und Natur nebeneinander stellt und beiden das Recht zugesteht: aus großen Principien zwecklos zu handeln. . . Natur und Kunst sind zu groß, um auf Zwecke auszugehen."

Aehnlich in den Noten zum west-östlichen Diwan: „Sie (die Poesie) ist keine Kunst, weil alles auf dem Naturell beruht, welches zwar geregelt, aber nicht künstlerisch geängstigt werden darf; auch bleibt sie immer wahrhafter Ausdruck eines aufgeregten, erhöhten Geistes, ohne Ziel und Zweck."

Jahre hindurch sehen wir Schiller bemüht, auch theoretisch die Frage zu lösen, wie die Kunst zwar nahe Beziehungen zu anderen Bethätigungen des menschlichen Geistes habe, aber doch selbständig sei, bis es ihm schließlich in den Briefen über ästhetische Erziehung gelingt, die beiden so oft nicht streng genug abgegrenzten Gebiete des Schönen und des Guten principiell zu scheiden, in dem Sinne, wie es Geibel ausspricht:

„Zweck? Das Kunstwerk hat nur einen,
Still im eig'nen Glanz zu ruh'n;
Aber durch ihr bloß Erscheinen
Mag die Schönheit Wunder thun." —

Nachdem so die Frage von der moralischen Tendenz des Kunstwerks zu einem festen Abschluß gekommen ist, erheben sich zwei neue Fragen: Ist überhaupt ein ethischer Maßstab an das Kunstwerk zu legen? Und sodann: Liegen die Wirkungen des Kunstwerks auf sittlichem Gebiete? Da aus der Behandlung dieser Frage ein Licht auf jene fallen wird, so nehmen wir sie voraus. Sondern wir zuerst die Elemente des Kunstwerks ab, die ihm nicht wesentlich, sondern zufällig damit verbunden sind.

In seinen beiden Aufsätzen „Ueber das gegenwärtige deutsche Theater" und „Die Schaubühne als moralische Anstalt betrachtet" weist Schiller sehr energisch auf die moralische Wirksamkeit der Bühne hin. Die Bühne fördere die Moral, indem sie die Tugend schön, das Laster häßlich, die Thorheit komisch male, praktische Weisheit und Lebenserkenntniß und Schicksale kennen und ertragen lehre, zur Nachsicht und Gerechtigkeit mahne, den Großen Wahrheit biete, Aufklärung und Toleranz verbreite und im Stande sei, einen Nationalgeist zu erziehen. Gewiß, wir alle kennen diese Wirkung, die von der Kunst unmittelbar auf unsern sittlichen Willen ausgeht.

Wenn uns in der Iphigenie nahe tritt, wie die Wahrhaftigkeit Segen bringt und ein edler Mensch ein sündiges Geschlecht zu entsühnen vermag, wenn in der Braut von Messina erschütternd gepredigt wird: „Der Uebel größtes aber ist die Schuld", wenn Wilhelm Tell uns mahnt, ans Vaterland, ans theure, uns anzuschließen, — in wessen Herzen reifte da nicht das Gelöbniß, fest zu werden in der Liebe zum Guten? Aber wir brauchen nicht bei diesen edelsten Erzeugnissen unsrer Literatur stehen zu bleiben. Von Gellerts Schriften sagt Goethe, sie seien für lange Zeit das Fundament der sittlichen Cultur der Deutschen gewesen. Ja, es läßt sich nicht nur bei Gellert erkennen, daß gerade der moralische Gehalt der Kunstwerke eine besondere Ursache ihrer Popularität gewesen ist. In den Dichtungen der Modernen, eines Tolstoi, Ibsen, Sudermann ist nicht minder der moralische Bestandtheil ein sehr beträchtlicher, nur ist für die Modernen zum Theil charakteristisch ein Protestiren gegen die landläufige Moral zu gunsten einer freieren und der Entwicklung der Individualität förderlicheren, sowie der Zweck, moralisch zu wirken nicht durch anschauliche Darstellung sittlicher Ideale, als

Digitized by Google

vielmehr durch abſchreckende Zeichnung ſittlicher Verkommenheit und Verderbniß. Allen dieſen Dichtungen, Gellerts Fabeln, Goethe's Iphigenie, Tolſtoi's Macht der Finſterniß iſt das gemeinſam, daß ſie im Stande ſind, unmittelbar den Willen ſittlich zu beeinfluſſen. Es iſt alſo unleugbar, daß die Kunſt eine ſolche Wirkung haben kann, es muß aber erkannt werden, daß dieſe Wirkung keine äſthetiſche, d. h. keine dem Kunſtwerk als ſolchem angehörende iſt, ſondern hier von dem beſonderen Inhalt der Kunſtwerke abhängt.

Sehen wir davon ab. Blicken wir vielmehr auf den Vorgang dichteriſchen Schaffens, auf den Goethe's und Schillers Aeußerungen Licht warfen. Die Art, wie der Dichter ſchuf, gehört nicht dem reflectirenden Verſtande an, nicht dem Wollen, ſondern dem Gemüth, der Seele. Der Verſtand hat es mit den Geſetzen der Erſcheinungswelt zu thun; die Naturwiſſenſchaft, welche die Erſcheinungen beobachtet, claſſificirt, erklärt, iſt ſein Gebiet. Der Wille richtet ſich auf die Ziele des Menſchen, die Begriffe gut und böſe deuten auf ſein Bereich. In dem Gebiete, das Gegenſtand der Verſtandesthätigkeit iſt, ſehen wir den Mechanismus des Geſchehens: Urſachen und Wirkungen, die für unſer Leben und unſre Seele gleichgültig ſind, ſtehen gleichwerthig neben anderen von tiefer, ernſter Bedeutung für uns. In den Kunſtwerken, die aus der Seele des Künſtlers hervorgehen, wird dies nicht ſo ſein. Nur was bedeutungsvoll iſt, wird erſcheinen; nur was der einen Stimmung angehört, wird ſich vereinen; was gleichgültig, was zufällig iſt, fällt weg; was heterogen iſt, wird abgeſtreift. Wir kommen damit auf das, was Leſſing ſo trefflich klar im 70. Stück der Hamburger Dramaturgie ausgeſprochen hat: „In der Natur iſt alles mit allem verbunden; alles durchkreuzt ſich, alles wechſelt mit allem, alles verändert ſich, eines in das andere. Aber nach dieſer unendlichen Mannichfaltigkeit iſt ſie nur ein Schauſpiel für einen unendlichen Geiſt. Um endliche Geiſter an dem Genuſſe desſelben Antheil nehmen zu laſſen, mußten dieſe das Vermögen erhalten, ihr Schranken zu geben, die ſie nicht hat; das Vermögen, abzuſondern und die Aufmerkſamkeit nach Gutdünken zu lenken.

„Dieſes Vermögen üben wir in allen Augenblicken des Lebens; ohne dasſelbe würde es für uns gar kein Leben geben; wir würden vor allzu verſchiedenen Empfindungen nichts empfinden, wir würden ein beſtändiger Raub des gegenwärtigen Eindruckes ſein; wir würden träumen, ohne zu wiſſen, daß wir träumen.

„Die Beſtimmung der Kunſt iſt, uns in dem Reich des Schönen dieſer Abſonderung zu überheben, uns die Fixirung unſrer Aufmerkſamkeit zu erleichtern. Alles was wir in der Natur von einem Gegenſtand oder einer Verbindung verſchiedener Gegenſtände, es ſei der Zeit oder dem Raum nach, in unſern Gedanken abſondern oder abſondern zu können wünſchten, ſondert ſie wirklich ab und gewährt uns dieſen Gegenſtand oder dieſe Verbindung verſchiedener Gegenſtände ſo lauter und bündig, als es nur immer die Empfindung, die ſie erregen ſollen, verſtattet."

Die Welt wird der Inhalt der Kunſt, ſoweit ſie den Menſchen angeht, das objectiv Mannichfaltige wird ſubjectiv einheitlich. Der Goethe, der auf dem Kickelhahn ſteht, beſchreibt nicht die Größe oder das Wachsthum der Tannen, ſondern die Seele empfindet die Ruhe der Wipfel, das Schweigen im Walde und die tröſtende Stimme:

„Warte nur balde
Ruheſt du auch."

Wir ſehen, wie von unſerm Ausgangspunkt, dem dichteriſchen Schaffen, der eigenartige Inhalt des Kunſtwerkes Licht empfängt. Wenn es dem Menſchen nöthig iſt, das Zufällige zu ſondern vom Weſentlichen, ſich zu beſinnen auf das Bedeutſame, — die Poeſie, die Kunſt gibt ihm den Sinn des Lebens. Ein „Dichter" iſt mit Tiecks Wortſpiel einer, der das Leben und die Erfahrung „verdichtet". Das „Menſchlich-Bedeutungsvolle" bezeichnet Volkelt in ſeinem jüngſterſchienenen trefflichen Werke „Aeſthetiſche Zeitfragen" als den Inhalt des Kunſtwerkes. Es iſt ohne weiteres klar, wie wichtig dieſer Inhalt der Kunſt auch für das ſittliche Leben iſt.

Es ſteht damit in enger Verbindung ein anderes, das ebenfalls ſeinen Grund in der Eigenart künſtleriſchen Schaffens hat: die Eigenthümlichkeit der künſtleriſchen Form.

„Wodurch bewegt er alle Herzen?
Wodurch beſiegt er jedes Element?
Iſt es der Einklang nicht, der aus dem Buſen dringt
Und in ſein Herz die Welt zurücke ſchlingt?"

Die Harmonie in der Kunſt iſt von einer zweifachen Bedeutung, zuerſt — und damit berühren wir uns nahe mit dem vorigen — die Harmonie des Inhaltes; es darf nichts am Kunſtwerk ſein, das einer andern Stimmung angehört, nichts Fremdartiges, das zu dem einen Mittelpunkt nicht gehört; ſodann die Harmonie der Form. Das künſtleriſche Leben ringt nach Offenbarung. Jede Seele ſucht den Körper, und zwar ihren Körper; der Marmorblock des Bildhauers, die Sprache des Dichters, die Farben des Malers — alle müſſen Körper werden für das Sinnvolle, und was nicht Körper zu werden vermag, muß verſchwinden, der Stoff muß untergehen in der Form. So ſehen wir in der Kunſt ſich die realen Mittel verbinden, um einer Idee zum Ausdruck zu verhelfen, die zwei verſchiedenen Principien der Welt, die zweckſetzenden Ideen und der ausführende Mechanismus verbinden und verſöhnen ſich, und ſo liegt der Freude an der Harmonie zugleich eine ſittliche Empfindung zu Grunde. „Dieſe Einheit nun," ſagt Lotze, Grundzüge der Aeſthetik 16, „die ſich allgemein weder in der Erfahrung finden, noch durch Denken conſtruiren läßt, tritt uns als einzelne Anſchauung in den ſchönen Erſcheinungen entgegen, welche als einzelne glückliche Fälle zu betrachten ſind, in denen die ſonſt weit auseinandergehenden Mächte, der nothwendige Mechanismus und die zweckſetzende Idee, vollkommen übereinſtimmen.

„Darin würde alſo die Schönheit beſtehen, daß zur Verwirklichung des ideellen Inhalts nur ſo viel reelle Mittel, als nöthig, benutzt ſind und keine von dem Zweck undurchdrungene, überflüſſige Realität zurückbleibt, daß aber andrerſeits der Mechanismus dem Zweck nicht nur das Allernothwendigſte leiſtet, ſondern daß auch die Eigenſchaften der Mittel, welche für den Zweck ſelbſt eine ernſthafte Bedeutung nicht haben, gleichwohl ſich in Formen kleiden, welche auf irgend eine Weiſe durch den Sinn und Charakter des Zwecks bevorzugt werden. In dieſem Sinn iſt alſo die „Schönheit" ein anſchauliches Zeugniß dafür, daß die Einheit jener beiden Principien des Weltlaufs wenigſtens möglich iſt, obgleich uns eine wiſſenſchaftliche Erkenntniß derſelben fehlt."

Es ſieht aus wie ein Mangel, daß uns die Kunſt nur die Möglichkeit jener Einheit zeigt. Wir werden jedoch ſehen, daß es eben das Weſen der Kunſt iſt, abſeits von der Wirklichkeit eine neue Welt aufzubauen. Die Forderung, daß die Poeſie eine Kunſt der Nachahmung ſei, iſt alt und ſchon von Plato und Ariſtoteles aufgeſtellt und ſpäter mehrfach, ſo von den Schweizern, wiederholt. Wie wenig aber Ariſtoteles darunter eine Copirung verſtand, zeigt ſchon das Wort im 9. Cap. ſeiner Poetik, daß die Poeſie philoſophiſcher ſei, als die Geſchichtſchreibung, und daß der Dichter nicht das Geſchehene berichten ſoll, ſondern das, was geſchehen kann, d. h. was nach den Geſetzen der Wahrſcheinlichkeit oder Nothwendigkeit möglich ſei.

Nun hören wir aber neuerdings mit besonderem Nachdruck die Forderung aufstellen, daß die Kunst wahre, ungeschminkte Natur bringen solle, und wir sehen den Ernst der Forderungen an Kunstwerken, in denen uns die ganze Misere des Lebens entgegentritt, in denen kleine Zufälligkeiten und Trivialitäten, deren das Leben nicht ermangelt, den Inhalt bilden helfen: eine Richtung, die zugleich in der Malerei wie in der Dichtkunst sich so wichtig macht. Diese Richtung wendet sich zugleich gegen den Cultus der Classiker und glaubt den Bedürfnissen des modernen Menschen und den Problemen der Gegenwart in viel tieferer Weise Rechnung tragen zu müssen, als dies auf dem Grunde der durch Schiller und Goethe gebildeten Kunsttraditionen möglich sei. So gewiß nun innerhalb unsres Jahrhunderts die socialen und ethischen, die wissenschaftlichen und religiösen Fragen in ganz anderen Richtungen sich bewegen, so gewiß muß auch eine Dichtung, die sich an den modernen Menschen wendet, wesentlich verschieden sein von der Kunst im Zeitalter des Humanismus und Rationalismus.

Aber fragen wir zunächst, ob die Forderung der Nachahmung der Natur im Sinne rechter Kunst sei. Kann denn überhaupt die Kunst die Natur nachahmen, und wenn sie es könnte, was würde der Gewinn sein? Am meisten wird noch die theatralische Aufführung im Stande sein, den Schein der Natur zu erreichen. Strindberg erörtert in dem Vorwort zu seinem naturalistischen Trauerspiel „Fräulein Julie" die Mittel dazu: Die Acteintheilung ist gestrichen, um den Zuschauern nicht Zeit zur Reflexion zu geben. Der Dialog ist sprunghaft, wie in der Natur, Illusion ist erstrebt. „Ich finde die Lebensfreude," schreibt der Verfasser, „in den starken, grausigen Kämpfen des Lebens, und es bereitet mir Genuß, etwas erfahren, etwas lernen zu können" u. a. m. Nun erhebt sich der Vorhang, die Küche, die sichtbar wird, ist offen nach der Seite hin, wo die Zuschauer sitzen. Die Zeit ist Johannisnacht, auch wenn die Natur sich gerade im Winter befindet und der Zuschauer den Schnee an den Füßen hat, schließlich geht die Sonne auf, die der Zuschauer vielleicht vor einer halben Stunde hat untergehen sehen, und wie merkwürdig verschieden von dieser Sonnel — soll die Phantasie, die darüber hinwegfliegt, nicht auch andere Zumuthungen vertragen? Oder andrerseits, soll man sich damit abgeben, in kleinen Zügen die Natur zu copiren, wenn das Antlitz der Kunst einer ganz anderen Welt angehört? Wo bleibt denn aber nun der Naturalismus in der Malerei? Kann denn der malende oder überhaupt bildende Künstler ernstlich versuchen, mit der Natur zu concurriren? Da sind Gestalten, aber sie sind nicht körperlich, sondern liegen in der Ebene; da sind Sculpturen, aber statt der Fleischfarbe weißer Marmor; wir sehen Vögel, die nicht singen noch fliegen; Thiere, die sich nicht bewegen, sondern wie versteinert stehen; Blumen, die nicht riechen, Farben, die nicht denen in der Natur gleichen, — oder läßt sich das Sonnenlicht oder das Blinken und Blitzen u. dgl. malen? Und inwiefern ahmt denn die Musik, die Architektur die Natur nach? Volkelt weist mit besonderem Nachdruck darauf hin, wie unbequem diese beiden Künste der Nachahmungstheorie sind. Wenn aber diese Theorie Recht hätte, sagt derselbe Aesthetiker treffend, wie weit stände dann der Zeus von Otricoli hinter den Figuren von Kastans Panoptikum zurück! Wenn es aber wirklich der Kunst gelänge, eine zweite Natur und ein zweites Leben zu bilden, wäre dieses Ziel wirklich eines Künstlerlebens werth? Manchem ist dieses eine Leben schon zu viel, was soll die Verdoppelung der Misere?

Nicht eine zweite irdische Welt sucht die Kunst aufzubauen, eine neue Welt geht aus der Seele des Künstlers hervor, eine Welt, die nicht die Züge des Wirklichen, sondern die ihres Schöpfers trägt. Vielleicht nie hat einer beredter von dieser Welt der Unwirklichkeit, des Scheins gesprochen, als Schiller in seinem Ideal und Leben. Zug für Zug hat diese Welt der Kunst ihre Gegensätze in der Welt der Wirklichkeit, hier Kampf und Streben, dort Vollendung und Erquickung, hier Zwiespalt in der Menschenseele, dort ruhen die ausgesöhnten Triebe „in der Anmuth freiem Bund vereint", hier Jammer und Klage, dort „rauscht des Jammers trüber Sturm nicht mehr" u. s. w.

In der Vorrede zur Braut von Messina hat er denn versucht, dieses überirdische Reich der Kunst mit Wall und Graben zu versehen, um es gegen die Welt der Wirklichkeit abzuschließen. Der Chor soll auf dem Posten stehen, um „mit dem gemeinen Begriff des Natürlichen zu kämpfen, welcher alle Poesie und Kunst geradezu aufhebt und vernichtet". Machen wir Ernst mit dem Begriff künstlerischen Schaffens, so kann gar nicht mehr davon die Rede sein, daß der Künstler die Natur abzirkele, eine neue Welt richtet er aus eigenem Schöpferrecht auf.

Daß wir aber uns dieser Welt freuen, indem wir uns bewußt sind, eine künstlerische Scheinwelt, nicht einen Ausschnitt aus diesem irdischen Leben zu betrachten, — das ist die Vorbedingung zur ästhetischen Stimmung.

Die Kunst schenkt uns zwei Gaben, sie füllt die Seele mit bedeutsamen großen Gefühlen, und sie gibt uns die Freude an diesem Seeleninhalt, weil diese Kinder des Kunstgenusses frei sind von dem Drucke der Wirklichkeit. Lessing schreibt einmal an Mendelssohn: „Alle Leidenschaften sind als solche angenehm, da wir uns eines größeren Grades unsrer Realität bewußt werden." Die Kunst taucht unsre Seele in das Meer großer Gefühle ein; ob sie gefangen gehalten wurde von den Sorgen des Tages, der Reue um Vergangenes, der Hoffnung auf die Zukunft, — die Kunst hebt sie heraus aus diesen umspannenden Klammern und gießt neuen Inhalt in sie ein. Was helfen aber neue Gefühle, die sie wieder in die Fessel des Begehrens und des Leidens schlagen? Nicht neue Fesseln! Denn die Gefühle in der Welt des Scheines sind frei von dem Druck der alltäglichen Sorge, der Anspannung des Hoffens und Harrens, dem Sporn des Willens. Oft spricht Schiller davon, daß der Mensch im Zustand der ästhetischen Betrachtung seine Freiheit genieße, so im 25. der Briefe über die ästhetische Erziehung: „So lange der Mensch in seinem ersten physischen Zustande die Sinnenwelt bloß leidend in sich aufnimmt, bloß empfindet, ist er auch noch völlig Eins mit derselben, und eben weil er selbst bloß Welt ist, so ist für ihn noch keine Welt. Erst, wenn er in seinem ästhetischen Zustande sie außer sich stellt oder betrachtet, sondert sich seine Persönlichkeit von ihr ab und es erscheint ihm eine Welt, weil er aufgehört hat, mit derselben Eins auszumachen." Goethe preist die Phantasie in seinem Hymnus „Meine Göttin":

„Alle die andern
Armen Geschlechter
Der kinderreichen
Lebendigen Erde
Wandeln und weiden
In dunklem Genuß
Und trüben Schmerzen
Des augenblicklichen
Beschränkten Lebens,
Gebeugt vom Joche
Der Nothdurft."

„Uns aber hat er (Zeus)
Seine gewandteste
Verzärtelte Tochter,
Freut euch! gegönnt.
Begegnet ihr lieblich
Wie einer Geliebten!
Laßt ihr die Würde
Der Frauen im Haus!"

So ist die Kunst fähig, den Menschen zu entrücken in eine neue Welt, wo er zwar mit denselben Lungen athmet, aber ohne Hemmung und Beschwer, ohne daß das Asthma ihn plagt. In diesem Geiste schreibt Goethe in den Wanderjahren: „Hier nur konnte die Poesie abermals ihre heilenden Kräfte erweisen. Innig verschmolzen mit Musik heilt sie alle Seelenleiden aus dem Grunde, indem sie solche gewaltig

Digitized by Google

anregt, hervorruft und in auflösenden Schmerzen verflüchtigt." Und an anderer Stelle, in Dichtung und Wahrheit Buch 13: „Die wahre Poesie kündet sich dadurch an, daß sie als ein weltlich Evangelium durch innere Heiterkeit, durch äußeres Behagen uns von den irdischen Lasten zu befreien weiß, die auf uns drücken. Wie ein Luftballon hebt sie uns mit dem Ballast, der uns anhängt, in höhere Regionen und läßt die verwirrten Irrgänge der Erde in Vogelperspective entwickelt daliegen."

Fassen wir zusammen. Wir gingen davon aus, daß künstlerisches Gestalten naturgemäßes Schaffen ist, daß von einem moralischen Zweck beim Kunstwerk nicht die Rede sein kann. Wir sahen dann, daß trotzdem die Fäden vom Kunstwerk deutlich sichtbar zum sittlichen Gebiet hinüberführten. Das Kunstwerk gestaltet das Bedeutsame in Natur und Menschenleben und lehrt so den Sinn des Lebens tiefer erfassen. Das Kunstwerk ist ein Gebilde der Harmonie; die Freude an der Harmonie ist im tiefsten Grunde eine Freude an der Realisirung des sittlichen Ideales. Das Kunstwerk gibt der Menschenseele einen schönen Inhalt lebendiger freier Gefühle und entlastet die Seele von dem Druck des Begehrens und der zertheilenden Arbeit des Reflectirens. —

Fragen wir nun weiter, wie muß das Kunstwerk sittlich beschaffen sein, um diesen ästhetischen Einfluß auszuüben, oder duldet es überhaupt keinen sittlichen Maßstab? Letztere Frage erfordert zunächst nähere Betrachtung. Vergleichen wir mit der Kunst ein anderes Gebiet der menschlichen Geistesthätigkeit, etwa die Naturwissenschaft. Wenn sie den Zweck hat, die Gesetze und Ordnungen in der Welt der Erscheinung festzustellen, so sind wir darin einig, daß die Gesetze logischen Erkennens in ihr maßgebend sind, und daß keine andere Macht ihr ein berechtigtes Veto entgegenhalten darf, wenn sie diesen Gesetzen folgt. Die Forderungen der Moral scheinen verbannt. Dennoch aber werden wir den eigentlichen, den tiefsten Werth auch dieser Wissenschaft darin suchen, daß sie den Menschen in seiner Vervollkommnung fördert. Denn was dem Menschen werthvoll sein will, muß Beziehung für ihn haben, und eine Beziehung, die ihren Werth bewähren will, muß den Menschen fördern. Alles aber, was wirklich werthvoll ist, läuft in seinem letzten Ziel immer auf das sittliche Leben hinaus, diesen Begriff hier in weitestem Umfang als die Vervollkommnung des Menschen gefaßt. Dieser Beurtheilung muß auch alles unterliegen, was nur nützlich zu sein scheint; Kleidung, Speise, Vergnügungen sind im letzten Grunde nur werthvoll als Vorbedingungen für die Entfaltung der sittlichen Persönlichkeit. Gestehen wir dieses zu, so hat jede menschliche Thätigkeit nur Werth, sofern sie sittlich bedeutsam ist, der sittliche Begriff ist der alles umspannende. Das gilt auch von der Kunst. Aber so einfach wie bei unserm Beispiel von der Naturwissenschaft liegen hier die Dinge nicht. Wir erkennen in der Naturwissenschaft die Gesetze der logischen Verknüpfung als maßgebend an, in der Kunst steht an deren Stelle das Geheimniß des künstlerischen Schaffens. Darin liegt ein wichtiger Unterschied. Wir sind überzeugt, daß diese Gesetze der Verstandesthätigkeit, wenn sie rein wirksam sind, stets auch für das höchste Ziel des Menschen förderlich sein müssen. Ist dies auch bei dem künstlerischen Schaffen der Fall? Wir sagen: Nein! Es war oben das Wort Goethe's citirt, daß sich der Dichter so wenig um die Wirkung nach außen bekümmere, als die Natur, wenn sie einen Löwen oder einen Kolibri hervorbringe. Geben wir dem Bilde auf dem gleichen Gebiete eine andere Wendung: der Künstler schafft, sowie der Baum Früchte werden läßt. Da aber gilt das Wort: es ist kein guter Baum, der faule Früchte trage, und kein fauler Baum, der gute Früchte trage, Luk. 6, 44. Wenn also ein Kunstwerk, herausgeboren aus dem Geiste sittlicher Verkommenheit, die Ideale der Menschheit verspottet — so verfällt es dem Urtheile der Sittlichkeit, die als höchster und berechtigter Richter über allem steht. (Wir glauben in dieser Weise jene Betrachtung des künstlerischen Schaffens ergänzen zu müssen, indem wir es in diese Beziehung zur Moral setzen.)

Bleibt aber damit der Werth eines Kunstwerkes als eines solchen bestehen? Könnte vielleicht gar das Kunstwerk, das wir vom sittlichen Standpunkt verwerfen, ästhetisch wirksam und damit auch für die Moral indirect förderlich sein? Die Frage wird ergebnisreicher sein, wenn wir sie verallgemeinern in dem schon oben gegebenen Sinne: Wie muß das Kunstwerk sittlich beschaffen sein, um seine ästhetische Wirkung ausüben zu können?

Man ist auch heute noch recht eilig damit, die Polizei gegen geistige Erzeugnisse zu Hilfe zu rufen. Man hat dabei in Plato einen Bundesgenossen. Für diesen Philosophen dient die Kunst der sittlichen Bildung und hat die höchste Aufgabe darin, die Tugend lieb zu machen und vor dem Laster zu warnen. Eine rein ästhetische Würdigung fehlt ihm. Bei aller Hochachtung vor diesem sittlichen Idealismus können wir darin doch nur ein mangelndes Verständniß für die rein ästhetische Wirkung der Kunst sehen. Daß es nun gut wäre, wenn unsre wachsame Polizei auch für gute Luft in dem Tempel der Kunst sorgte, wer möchte das bestreiten? Wo ist aber die Polizei, der man das Recht der Autorität in jenen Fragen geben möchte? Und so lange dies nicht der Fall sein wird, d. h. so lange wir nicht im Reiche der Kunst einen Papst haben, werden wir doch der Macht, die auf der Seite des Guten ist, mehr Zutrauen schenken, als der polizeilichen Censur. Nicht als sollte damit die Frage gelöst sein. Was schmuggelt sich nicht alles unter der Maske der Kunst ein!

Eins aber sollte vor allem feststehen, daß an Stelle der Moral nicht die Sitte und Convenienz treten darf, um von ihrer Froschperspective aus das zu beurtheilen, was von der Höhe der menschlichen Ideale aus gesehen werden will. Gegen Sudermanns „Sodoms Ende" ist protestirt worden wegen der Behandlung unsittlicher geschlechtlicher Verhältnisse. Aber daraus, daß man in anständiger Gesellschaft nicht über bestimmte Dinge spricht, hat sich die Kunst nicht ihre Winke für die Weite ihres Stoffgebietes zu entnehmen. Ob es angemessen ist, die Bühne im Interesse der Unmündigen vor diesen Stücken zu bewahren, — das bleibe hier unerörtert.

Die Kunst stellt das Bedeutungsvolle in Natur und Leben dar — aus diesem Satze folgt das unbeschränkte Recht der Kunst auf Gestaltung jeglichen Stoffes, der diesem Maßstabe gerecht wird. Was in der Seele des Künstlers empfangen wird, das wird aus ihr geboren. Man hat an die Wiedergabe dieses Inhaltes manche Forderungen gestellt, so und so soll es in der neuen Welt zugehen, dieser und jener Ausgang solle von der Dichtung verlangt werden — können wir diese Einschränkungen vom Standpunkte der Moral machen? Muß die gute Sache in einem Drama siegen? Muß der Bösewicht bestraft werden?

Der Künstler stellt zwar eine höhere Welt, aber doch eine höhere Wirklichkeit dar, darum lehnen wir alle diese Zumuthungen, die sich eine Welt nach ihrem Geschmack zimmern möchte, ab. Wohl könnte die Kunst auf Kosten ihrer Lebenswahrheit dem Menschen eine schöne Fata morgana vorspiegeln, aber wir sagen mit Schiller, dem keiner zu großen Naturalismus vorwerfen wird: „Der Dichter weiß selbst recht gut, daß er nur ein leeres Spiel treibt, daß er im eigentlichen Sinn sich nur an Träumen weidet, und wenn er von dem Schauplatz wieder in die wirkliche Welt zurückkehrt, so umgibt ihn diese wieder mit ihrer ganzen drückenden

den Enge, er ist ihr Raub, wie vorher; denn sie selbst ist geblieben, was sie war, und an ihm ist nichts verändert worden. Dadurch ist also nichts gewonnen, als ein gefälliger Wahn des Augenblicks, der beim Erwachen verschwindet." (Vorrede zur Braut von Messina.)

Dennoch glauben wir noch ein Zweifaches hinzufügen zu müssen, zuerst etwas vom ethischen, sodann vom ästhetischen Standpunkt.

So gewiß das Sittliche der höchste Maßstab jeglichen Menschenwerkes ist, so gewiß muß auch der Geist, der durch ein Kunstwerk weht, ein sittlicher sein. Damit sollen aber nicht obige Forderungen nun doch wieder erhoben werden, sondern nur diese eine Forderung ergibt sich daraus: das Gute muß als gut, das Böse als böse erscheinen. Wie sorgsam z. B. Schillee darauf bedacht gewesen ist, diesem Grundsatze gerecht zu werden, zeigt die Parricida-Scene in seinem Wilhelm Tell. Worauf aber der Künstler nicht minder bedacht sein sollte, nämlich die moralische Absicht zu verbergen, das sollte uns ebenfalls diese Scene lehren, deren Vorhandensein Goethe einen „kaum begreiflichen Fehler" genannt und auf den Einfluß von Frauen geschoben hat.

Diese Anschauung hat freilich auch Schiller auf dem Standpunkt seiner reiferen Kunstanschauungen immer festgehalten. So folgert er in einem Briefe an Körner vom Jahre 1793 aus dem Prineip seiner damaligen Kunsttheorie, „daß die moralische Zweckmäßigkeit eines Kunstwerks odee auch einer Handlungsart zur Schönheit derselben so wenig beiträgt, daß jene vielmehr sehr verborgen und aus der Natur des Dinges völlig frei und zwanglos hervorzugehen den Anschein haben muß, weun diese, die Schönheit, nicht darüber verloren gehen soll."

Dabei aber, wir wiederholen die Forderung, eine Forderung vom moralischen, nicht ästhetischen Standpunkt, muß der Geist eines Kunstwerkes ein sittlicher sein. Eine Handlung erscheint in sehr verschiedener Beleuchtung, je nachdem der Künstlee das Licht darauf fallen läßt: er vermag Selbstlosigkeit als Dummheit, Vaterlandsliebe als Chauvinismus, Charakterfestigkeit als Trotz, Frömmigkeit als Naivetät hinzustellen. Er kann es als Künstler, ee darf es nicht als Mensch. Dieser moralische Grund aber begegnet sich mit einem ästhetischeu. Ebenso wie durch Vorwalten der moralischen Teudenz die ästhetische Stimmung beeinflußt wird, ebenso durch unmoralische. Die Freiheit des Gemüthes, welche die Grundbedingung des ästhetischen Genusses ist, kann nicht bestehen, wenn es der Künstlee darauf absieht, den Willen zu beeinflussen. Nicht nur, daß man Absicht merkt und verstimmt wird; auch wenn man es sich gefallen ließe, die ästhetische Stimmung würde es nicht dulden. Nun gibt es aber bestimmte Stoffe, die wir von vornherein als ungeeignet für künstlerische Gestaltung ansehen müssen, es sind dies z. B. Stoffe, bei denen, seien es Dinge, Handlungen oder Charaktere, den Höree ein solcher physischer Widerwille faßt, daß die Grundlagen der freien ästhetischen Stimmung von vorueherein zerstört werden. Sodann aber ist hier vom ästhetischen Standpunkt zu wiederholen, was oben vom moralischen gesagt war. Ein Mensch, dessen moralische Lebensanschauung durch den Geist eines Kunstwerkes verletzt worden, wird vor Mißstimmung odee Zorn über das veeletzte hohe Gut die Fähigkeit verlieren, sich mit seinen Gefuhlen in die Welt des Scheines aufzuschwingen; er wird am Stoffe haften bleiben.

So kann durch bestimmte ethische Färbuug des Kunstwerkes seine ästhetische Wirkung beeinträchtigt werden. Allerdings wird gerade dieses nach Personen und Umständen recht verschieden sein, die Venus, die dem einen hohe ästhelische Freude bereitet, wird dem andern als Ausgeburt sinnlicher Lüsternheit erscheinen. Wir stehen hier auf einem Boden, auf dem es der Theorie schwer sein wird, a priori die Grenzlinien zu ziehen.

Aber genug damit der Theorie! Wir glauben gezeigt zu haben, wie dem Künstler sein eigenes Schöpferrecht, der Kunst ihr freies Schöpfungsgebiet zusteht, ohne daß die Moral als Lehrmeisterin darein zu corrigiren hätte. Aber auf der anderen Seite, daß das Werden des Kunstwerkes, sein Wesen und seine Wirkung eng mit sittlichen Voraussetzungen zusammenhängen. Und wie könnte es auch anders sein! Nicht daß die Kunst etwas von ihrem Werth verlöre, ihre höchste Krone erhält sie dadurch, daß sie dem höchsten Zweck des Menschen dient.

Wie einst Schiller unter dem Eindruck der griechischen Meisterwerke den Antikensaal zu Mannheim verließ, begeistert zu dem Gedanken, eine schöne That zu thun, so soll ein Jeder, der aus der Welt der Kunst zu dieser gemeinen Welt herniedersteigt, fühlen, daß die reinere, schönere, bessere Menschheit in ihm neues Leben empfangen hat.

Bernburg a. S. Dr. Gerh. Heine.

Zum letzten polnischen Aufstand.

Der polnische Aufstand von 1863, eine der sonderbarsten, unsinnigsten und beklagenswerthesten Erscheinungen der Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts, hat neuerdings in einem russischen und einem polnischen Werk, die beide in geschickter Ueberarbeitung ins Deutsche übertragen worden sind, eingehende und großentheils erschöpfende Darstellung gefunden.[1]) Das russische Buch schildert in durchaus parteiloser, objectiver Weise, nach kurzer Orientirung über Entstehung und Schauplatz der Insurrection, den Verlauf des Guerillakrieges, in welchem den russischen Truppen die Aufgabe zufiel, den anfänglich äußerst überraschenden Ueberfällen dee seit Mitte Januar in den Wäldern so gut als möglich organisirten „Banden" der revolutionären geheimen Nationalregierung Stand zu halten, bald aber dieselben auf ihren Kreuz- und Querzügen durch das winterliche Land zu verfolgen und zu zersprengen. Nur in wenigen Fällen kam es zu wirklichen Gefechten, noch seltener zu kurzen Erfolgen der polnischen Kämpfer, und der militärische Werth der Campagne stellt sich natürlich als wenig bedeutend dar. Trotzdem haben die russischen Berichterstatter es nicht für überflüssig erachtet, eine Anzahl der wichtigeren Zusammenstöße selbst durch Kartenskizzen des Terrains zu veranschaulichen. Indessen begrenzen sie ihre Darstellung mit dem Ende der „Dictatur" des „Generals" Langiewicz, des einzigen Bandenführers, dem es für ein paar Wochen gelang, in dem an Krakau anschließenden südwestlichen Hügellande Polens unter galizischer Beihülfe ein größeres Corps zusammenzubringen, mit dessen Zersprengung aber auch offenbar nach der Auffassung der russischen Militärbehörden die actuelle Bedeutung des Aufstandes erlosch. Daß sich das unsinnige, jammervolle Spiel der immer wiederholten Bildung, Verfolgung und Zersprengung neuer Banden noch ein ganzes Jahr hinzog, hat die russischen Autoren mit Recht nicht beirrt: auch in der zeitlichen Beschränkung ihrer Darstellung auf die ersten Monate des Aufstandes ist ein ausreichendes Bild desselben gegeben.

[1]) Der polnische Aufstand im Jahre 1863 von seinem Beginn bis zum Zusammenbruch der Dictatur Langiewitsch. Nach dem russischen Werk von Gesket-Pusucewski: Die kriegerischen Ereignisse im Königreich Polen im Jahre 1863 bearbeitet von Thilo v. Trotha. Mit einer Uebersichtskarte und 21 Skizzen. Berlin 1895. Militärverlag von R. Felix. — Stanislaus v. Rozmian: Das Jahr 1863. Polen und die europäische Diplomatie. Autorisirte deutsche Bearbeitung von Dr. S. R. Landau. Wien. Verlag von Karl Konegen 1896.

Digitized by Google

In geringerem Maße trifft dies bei dem viel umfassenderen polnischen Werke zu, welches das Jahr 1863 in Polen und das Verhalten der europäischen Diplomatie zu dem unglücklichen Lande zu schildern versucht hat. Es ist ein inhaltreiches, in mancher Hinsicht verdienstliches Buch, das hier ein ernstpatriotischer Pole auf Grund langjähriger, vielseitiger Erfahrung und eingehender geschichtlicher Forschung seinen Landsleuten darbietet, und im Interesse gesunden politischen und humanen Fortschritts wäre nur sehnlichst zu wünschen, daß die eindringlichen Mahnungen Kozmians bei seinen Stammesgenossen volle Beachtung und thätige Nachfolge finden möchten. Die Nichtigkeit der polnischen Hoffnungen auf Frankreich hat sich an Napoleon III. so unwiderleglich erwiesen, daß selbst die früher unausrottbar erscheinende polnische Leichtgläubigkeit in dieser Hinsicht nunmehr begraben sein dürfte. Kozmian gibt uns eine Reihe von drastischen Proben der fast unglaublichen Unfähigkeit der Pariser Staatsmänner und Politiker für eine richtige Beurtheilung der russisch-polnischen Verhältnisse wie der Stellung Oesterreichs und namentlich Preußens und Deutschlands zur polnischen Frage. Wenn leitende Minister und Botschafter den armen polnischen Jungen, die vor der russischen Conscription flüchtend auf Geheiß eines geheimen Revolutionscomités im kalten Januar mit Stöcken bewaffnet in den masoovischen Wäldern sich zu Banden sammeln, die aber vor jeder Kosaken-Sotnie Reißaus nehmen müssen, die Eroberung russischer Kanonen zuschreiben, an schwedische Hülfscorps und baltische Flotten für sie glauben, dann ist nicht allein der bitterste Sarkasmus, sondern auch die schärfste Verurtheilung einer Regierung gerechtfertigt, die gewissenlos genug war, das Gaukelspiel einer diplomatischen Intervention, die niemals ernsthaft gemeint war, dem Hotel Lambert in Paris und seinen Gläubigen an der Weichsel vorzuschwindeln mit dem immer wiederholten Rath und leider auch der immer wieder erneuten Wirkung, die blutigen Opfer eines sinnlosen Aufstandes ins Unermeßliche zu steigern.

Bei der detaillirten Vorführung dieser „diplomatischen" Behandlung des Aufstandes spielt anfänglich die preußisch-russische Convention vom 8. Februar als Ausgangs- und Stützpunkt eine Hauptrolle, bald aber treten die Höfe Frankreichs, Englands und Oesterreichs in den Vordergrund, um schließlich den weniger officiellen als officiösen, halbofficiösen, inspirirten und vertraulichen, oft vielleicht auch nur fälschlich als autoritativ aufgefaßten französischen Mittheilungen und Andeutungen aus gouvernementalen und Preßorganen vollen Raum zu lassen. Hr. Stanislaus v. Kozmian gibt die eigenen Eindrücke wieder, die er, von Krakau nach Paris geeilt, im Salon der Gräfin Walewska und in den Czartoryski'schen Kreisen empfing, zu denen sein Vater Andreas gehörte und aus denen auch er in der Heimath fortdauernd genaue Informationen erhielt. Auch die grundsätzlichen Directiven der zwei, die Bewegung in Russisch-Polen leitenden Parteien, der Weißen und der Rothen, und die großen Principien, von denen sich der im Anschluß an die russische Regierung allein als praktischer Staatsmann für die polnische Nation thätige Markgraf Wielopolski leiten ließ, werden von dem Autor im allgemeinen zutreffend dargelegt, und an mehr als einer Stelle wird die geniale Begabung, die politische Initiative, die großartige Schaffenskraft des heroischen Mannes anerkannt, der in dem ungleichen Kampfe mit den übermächtigen russischen Einflüssen und der fanatischen Verblendung seiner eigenen Nation, nur durch das persönliche Vertrauen des wohlwollenden Kaisers Alexander II. gehalten und von kaum einem halben Dutzend einsichtiger Landsleute unterstützt, unter steter Bedrohung seines Lebens und erbittertster Bekämpfung und Untergrabung seiner bewundernswerthen Thätigkeit mehr als zwei Jahre lang mit einer Energie und Hingebung, wie wir sie nur bei den größten Staatsmännern der ersten Culturvölker finden, ausharrte bis zum Ende.

Eines aber, was für den Aufstand mindestens ebenso sehr mitbestimmend war wie die diplomatischen Verhandlungen und die Rathschläge des Hotel Lambert und der Krakauer Politiker, die den Werth ihrer nach Kozmians eigenem Geständniß so oft schwankenden und irrenden Einwirkungen offenbar sehr überschätzen, kommt in dem weitschichtigen Buche bei weitem nicht genügend zur Darstellung: der ebenso beklagenswerthe wie lehrreiche Verlauf der Volksbewegung in der polnischen Hauptstadt, wo die fremdherrliche legitime und die revolutionäre geheime Regierung mit ihrer Nationaltrauer, ihren Kirchendemonstrationen und ihren Hängegendarmen sich in unmittelbarem Aufeinanderprallen gegenseitig bekämpften und der erstaunten Mitwelt ein so widerspruchsvolles Schauspiel darboten, wie es in unserm Jahrhundert nicht mehr für möglich gehalten worden war. Einer der wenigen Deutschen, die, den damaligen Ereignissen näherstehend, zu öffentlicher Aeußerung darüber genöthigt waren, war der Verfasser dieser Zeilen in der Lage, in der „Warschauer Ztg." und größeren deutschen Preßorganen zahlreiche Kundgebungen mitzutheilen, die zur Vervollständigung der Kozmian'schen Darstellung dienen können, und in einer Artikelserie der „Beilage zur Allgemeinen Zeitung" hat er später (1887, Nr. 195—203) einen gedrängten Ueberblick über die Geschichte dieses eigenartigen Aufstands gegeben. Wenn auch Hr. v. Kozmian und seine polnischen Gesinnungsgenossen aus ihrer indirecten Theilnahme und ihren historischen Studien zu der Ueberzeugung gelangt sind, daß der frühere „schädliche" Patriotismus der Polen durch einen verständigen nationalen ersetzt werden muß, der statt der Velleitäten einer Loslösung von Rußland und einer Wiederherstellung der Republik in den Grenzen von 1772 die geistige, sittliche und wirthschaftliche Selbsterziehung und Hebung innerhalb der gegebenen politischen Möglichkeiten erstrebt, so brauchen sie sich nur die von Wielopolski in seinen Werken niedergelegten Grundsätze und Erfahrungen anzueignen, deren praktischen Mißerfolg nicht bloß die unzurechnungsfähigen Aufständischen von 1863, sondern mit und vor ihnen die höher gebildeten Classen verschuldet haben, denen trotz aller Mahnungen der bürgerliche Muth und die Selbstzucht gebrachen, sich dem einzigen wahren Staatsmann, an dem sie außer der Anmuth des Gebens nichts vermissen konnten, zu wahrhaft patriotischer Mitarbeit anzuschließen.

Christian Petzet.

Mittheilungen und Nachrichten.

* **Heidelberg.** Der außerordentliche Professor der neueren Kunstgeschichte an der Universität Heidelberg Dr. Henry Thode ist zum ordentlichen Professor, der charakterisirte außerordentliche Professor Dr. Max Wolf an der Universität Heidelberg zum etatsmäßigen außerordentlichen Professor für Astronomie, insbesondere astrophysikalische Astronomie, sowie mathematische und physikalische Geographie ernannt worden. Ferner wurden, der „Koelsr. Ztg." zufolge, die etatsmäßigen außerordentlichen Professoren an der Universität Freiburg, und zwar: für die philosophischen Disciplinen der propädeutischen Theologie Honorarprofessor Dr. Karl Bruig, sowie für Volkswirthschaftslehre Dr. Gerhart v. Schulze-Gaevernitz zu ordentlichen Professoren ernannt.

* **Berlin,** 19. Juni. Privatdocent Puchstein, der bereits als Candidat für den Lehrstuhl für classische Archäologie in Freiburg genannt wurde, ist nunmehr dorthin berufen worden und siedelt im Herbst über.

* **Leipzig,** 18. Juni. Der besonders als Lehrer geschätzte außerordentliche Professor an unsrer Universität Dr. Friedr. Stein (Civilproceß) hat einen ehrenvollen Ruf als ordentlicher Professor an die Universität Halle erhalten. Er hat denselben angenommen

und wird schon zum 1. October d. J. an den Ort seines weiteren Wirkens übersiedeln.

㊋ **Wien**, 19. Juni. Das Professoren-Collegium der Hochschule für Bodencultur hat den Professor der mechanischen Technologie und des forstlichen Bau- und Maschinen-Ingenieurwesens Hofrath Dr. Wilhelm Franz Exner zum Rector für das Studienjahr 1896/97 gewählt. Die Wahl des Hofrathes Exner, der bereits zweimal — 1881/82 und 1893/94 — diese akademische Würde bekleidet hatte, erfolgte diesmal mit Rücksicht auf die im Herbst l. J. stattfindende Eröffnung des Neubaues der Hochschule für Bodencultur auf der Türkenschanze, um dessen Schaffung er sich wesentliche Verdienste erworben hat.

* **Wien**, 19. Juni. Wie die „W. Ztg." mittheilt, hat der Kaiser dem ordentlichen Professor der Zoologie und vergleichenden Anatomie an der Universität in Wien, Hofrath Dr. Karl Claus, aus Anlaß der von ihm erbetenen Uebernahme in den bleibenden Ruhestand das Ritterkreuz des Leopolds-Ordens verliehen. Hofrath Dr. Claus steht im zweiundsechzigsten Lebensjahre und ist seit 1873 an der Wiener Universität als Professor thätig. Er ist aus Hessen-Kassel gebürtig und hatte sich nach Absolvirung seiner Studien an der Marburger Universität 1858 daselbst als Privatdocent der Zoologie habilitirt. Er wurde dann 1860 Professor in Würzburg und ging 1870 nach Göttingen, von wo er drei Jahre später nach Wien berufen wurde. Er wurde hier auch Director des zoologisch-anatomischen Instituts und leitete zugleich die zoologische Station in Triest. Die Ergebnisse seiner Forschungen hat er in einer großen Zahl selbständiger Werke und in fachwissenschaftlichen Zeitschriften, sowie in den Schriften der Akademie der Wissenschaften, deren Mitglied er seit 1876 ist, veröffentlicht. — Heute früh verschied in Döbling bei Wien nach langem, qualvollen Leiden der bekannte Universitätsdocent für Frauenkrankheiten Dr. Wilhelm Schlesinger. Geboren im Jahre 1839 in Tirnau (Ungarn), absolvirte er die medicinischen Studien in Wien, wurde 1864 zum Doctor der Medicin promovirt und habilitirte sich 1874 als Privatdocent für Gynäkologie. Schon als Student wandte er sich dem journalistischen Berufe zu und war Mitarbeiter des „Wanderer". Im Jahre 1877 gründete er die „Wiener medicinischen Blätter", in welchen er mit scharfer Feder für das, was er als Recht erkannte, voll Begeisterung kämpfte. Vor einigen Jahren gründete er mit schweren materiellen Opfern das Frauenkrankeninstitut „Charité". Viele arme Frauen werden ihn beweinen, denen er Leben und Gesundheit wieder gab. Aber auch seine zahlreichen Hörer werden ihn betrauern. — Vom 1. October 1896 ab gelangen Stipendien zum Betriebe wissenschaftlicher Studien in Rom (römische Stipendien) zur Verleihung. Bedingungen der Erlangung eines solchen Stipendiums sind: die österreichische Staatsbürgerschaft, Nachweisung der absolvirten Universitätsstudien und der mit Erfolg abgelegten Staats- oder Lehramtsprüfung oder des erlangten Doctorgrades, vollständige Vertrautheit mit den historischen Hülfswissenschaften, Kenntniß der italienischen Sprache und Vorlage einer wissenschaftlichen Arbeit. Bewerber, welche bereits angestellt sind, haben überdies die Zulässigkeit ihrer zeitweisen Beurlaubung nachzuweisen. Die römischen Stipendien werden in der Regel für die Zeit von Anfang October bis Ende Juni, das ist für etwa neun Monate, verliehen, können aber ausnahmsweise auch auf längere Zeit verliehen werden. Die Bewerbungsgesuche sind an das Ministerium für Cultus und Unterricht zu richten und daselbst bis 1. August ds. Js. einzubringen. Später einlaufende Gesuche können nur nach Zutreffen der Umstände berücksichtigt werden. Der Stipendienbetrag, welcher die Kosten der Reise nach Rom und zurück, sowie des Aufenthalts daselbst zu decken bestimmt ist, wird von Fall zu Fall unter Berücksichtigung der persönlichen Verhältnisse der Bewerber festgesetzt.

* **Kopenhagen**, 17. Juni. Gestern Nacht starb, wie der „Voss. Ztg." geschrieben wird, der Schriftsteller und Geschichtsschreiber Paul Frederik Barfod, seinerzeit einer der eifrigsten Förderer und Anhänger des Skandinaventhums. Er erreichte das hohe Alter von 85 Jahren und erlebte somit den ganzen Auflösungsproceß der dänischen Herrlichkeit, die Lostrennung Norwegens und den Verlust von Schleswig-Holstein. Seine Schwärmerei für die Einheit des Nordens, die damals die studentische Welt erfüllte, veranlaßte ihn schon 1839 zur Gründung der skandinavischen Zeitschrift „Brage og Idun", in der bekannte Persönlichkeiten aus allen drei Reichen Beiträge veröffentlichten, so Grundtvig, Oehlenschläger, das norwegische Dichterpaar Welhaven und Wergeland u. s. w. Als Historiker ist Barfod am meisten durch seine „Fortällinger af Fädrelandets Historie" bekannt. Dies 1853 erschienene Werk, das viele vermehrte Auflagen erlebte, ist sehr von den politischen und nationalen Anschauungen Barfods gefärbt und erfuhr daher viele Angriffe. Im übrigen hat Barfod eine ungemein große Zahl von historischen Abhandlungen und Werken erscheinen lassen. Zu erwähnen ist sein vierbändiges Werk „Danmarks Historie", die Zeit von 1319 bis 1670 umfassend. In politischer Beziehung gehörte Barfod zu den „Bauernfreunden", wie er auch mehrere Jahre hindurch Redacteur des Organs dieser Partei und ein eifriger Vorkämpfer für die Erhaltung Schleswigs für Dänemark war. Der Politik der letzten zehn Jahre stand Barfod dagegen fremd gegenüber.

* **London**, 17. Juni. Die britischen Gelehrten der ganzen Welt haben am Montag Abend das 50jährige Jubiläum Lord Kelvin's (Sir William Thomson's) als Professor der Physik an der Universität Glasgow in wahrhaft großartiger Weise gefeiert. Daß aber die Antheilnahme der gebildeten Classen des englischen Volkes derart war, wie die Verdienste des Jubilars allein im Handel und Verkehr und die Entwicklung des Reiches wohl beanspruchen konnten, muß leider verneint werden. Der Stuart als solcher hat an dem Tage einen seiner größten Vertreter der Wissenschaft, ohne den es keine Oceantelegraphie gäbe, nicht besonders geehrt. Die Königin und der Prinz von Wales sandten Glückwunsch-Telegramme. Die Jubiläumsfeierlichkeiten begannen im Universitätsgebäude, welches im elektrischen Lichte erstrahlte. Hier im Bute-Saale empfing Lord Kelvin, begleitet von seiner Gemahlin und den Professoren der Hochschule, 150 Abgeordnete aller Universitäten und gelehrten Gesellschaften der ganzen Erde. Im ganzen brachten 2000 Männer ihre Glückwünsche dar. Die Universität Berlin vertrat Prof. Dubois-Reymond, die Universität Paris die Professoren Moissan und Lippman und die Pester Professor Fröhlich. Kaum eine amerikanische Universität war unvertreten. Man darf wohl sagen, daß sich noch niemals eine solche Gelehrtenversammlung in privater Angelegenheit unter einem Dache versammelt hat. Nach Schluß des Empfangs begaben sich Lord Kelvin und seine Freunde nach dem Ewing-Saale der Universität, wo seine sämmtlichen Erfindungen ausgestellt waren. Die großen Telegraphengesellschaften hatten den Saal in directe Verbindung mit der ganzen Welt gesetzt. Es muß ein eigenthümliches Gefühl für den Mann, welcher dieses ermöglicht hat, gewesen sein, als er an seinem Ehrentage die Glückwünsche aus den fernsten Orten jenseit der Meere empfing und beantwortete. Gestern erhielt Lord Kelvin das Diplom eines Ehrendoctors der Rechte von seiner Universität Glasgow. Die Stadt ehrte ihn am Abend durch ein Festmahl.

(3590)

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1896. München, Montag, 22. Juni. Nummer 142.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber i. V.: Alfred Frhr. v. Mensi in München.

Uebersicht.

Die Erklärung der Rechte. I. — Der Monolog. Von Robert Kohlrausch. — Mittheilungen und Nachrichten.

Die Erklärung der Rechte.[1])

I.

zwg. In seinen Untersuchungen über „sociale Evolution“, dieser feinen und eigenthümlichen Darstellung der gesellschaftswissenschaftlichen Probleme, kommt Benjamin Kidd zu dem Schluß, die Entwicklung der Menschheit sei ihrem Wesen nach urfprünglich nicht intellectueller, sondern religiöser Natur. Der Proceß, dessen Schauplatz und Thema die Menschheitsgeschichte bildet, löst vor allem den religiösen Charakter aus. Der Intellect ist dann ein in jedem Sinn untergeordnetes Product dieser Entwicklung: er bestimmt sie erst in zweiter Linie, d. i. soweit er sich mit dem religiösen Charakter verbinden kann. Vielleicht ist hier die Einseitigkeit der materialistischen Geschichtsauffassung durch eine andere Einseitigkeit abgelöst, nicht überwunden. Vielleicht hat Kidd zuviel, also nichts bewiesen. Nun zeigt sich aber, daß seine vorzüglich auf dem Wege speculativer Ableitung gefundenen Resultate durch exacte historische Untersuchung Stütze und Bestätigung erhalten. Unabhängig von Kidd ist ein deutscher Gelehrter — auf verhältnißmäßig engbegrenztem Forschungsgebiete und im Hinblick auf eine scheinbar isolirte Thatsache des modernen Geisteslebens — zu Ergebnissen gelangt, die wohl geeignet sind, erneute kritische Prüfung aller jener Lehrsätze anzuregen, welche man heute unter der Etikette „Marxistische Geschichtsphilosophie“ kennt oder auch nur citirt. Der bekannte Heidelberger Staatsrechtslehrer Georg Jellinek hat in einer wenige Bogen starken Schrift, deren Umfang im umgekehrten Verhältniß steht zu ihrem Werth, den Nachweis geliefert, daß jene merkwürdige, auf Anerkennung der Person als solcher gerichtete Bewegung, die der Staatslehre und Staatspraxis am Ende des vorigen Jahrhunderts das charakteristische Gepräge gab, im religiösen Boden wurzelt; daß der Gedanke, angeborene, geheiligte Rechte des Einzelnen gesetzlich fest- und sicherzustellen, nicht politischen, sondern religiösen Ursprungs ist. Es liegt also ein tiefer Sinn in dem Dichterwort, daß die ew'gen Rechte unveräußerlich und unzerbrechlich wie die Sterne selbst droben am Himmel hangen. Denn vom Himmel hat sie sich der Mensch herabgeholt.

Wenn man von Erklärung der Rechte spricht, so denkt man fast mechanisch an jenen vielgepriesenen und vielgeschmähten Gesetzgebungsact der französischen Nationalversammlung vom 26. August 1789, der für die Katalogisirung des subjectiven Rechts vorbildlich geworden ist. In Frankreich selbst ist die déclaration des droits, allen äußeren und inneren Wandlungen des Staates zu Trotz, dem öffentlichen Rechtsbewußtsein unverloren geblieben. Die ihr innewohnende rechtlich-sittliche Idee hat seit mehr als hundert Jahren sich als eine treibende Kraft des Verfassungslebens erwiesen. Sie hat, wo sie erschien, die Herzen entflammt, hat Barrikaden gebaut und Throne gestürzt. Als sie im Jahre 1848 auf dem europäischen Continent ihre Wiedergeburt feierte, war ihr Zauber so mächtig, daß die Nationalversammlung in der Frankfurter Paulskirche Grundrechte des deutschen Volkes beschloß, noch ehe ein deutsches Volk da war, für das, und noch ehe ein Deutsches Reich geschaffen war, in dem sie gelten konnten. In Preußen und in Oesterreich bilden die allgemeinen Rechte der Staatsbürger einen wesentlichen Bestandtheil der öffentlichen Rechtsordnung. Zuletzt haben sich noch die kleinen Staaten der Balkanhalbinsel in ihren Verfassungen den Luxus von Grundrechten geleistet. Die Menschenrechte sind, wie Carlyle sagt, „über den Euphrat, den fabelhaften Hydaspes gegangen, haben sich über den Altai, Ural, Himalaya geschwungen; in eckiger Bilderschrift von hölzernen Stereotypen abgedruckt werden sie in China besprochen und beplappert“.

Jene Declaration der französischen Nationalversammlung hat also zeitlich und räumlich weit in die Ferne gewirkt. Dieser ihrer Rolle ward auch die Wissenschaft gerecht, mindestens nach der historisch-politischen Seite hin. Was jedoch jene gesetzliche Beglaubigung der Einzelpersönlichkeit in rechtsgeschichtlicher Hinsicht bedeutet, ist noch lange nicht voll erkannt, geschweige denn gewürdigt. Die Menschenrechte theilen dieses Schicksal mit allen Institutionen, welche die französische Revolution auf dem Gebiete des öffentlichen Rechts hervorgebracht hat. Man wird nicht müde, dieses kolossalste Begebniß der neueren Zeit nach allen Richtungen zu studiren und zu documentiren. Der in jedem Sinne ungeheure Stoff, der die zehn Jahre von 1789 bis 1799 füllt, wächst mit der zeitlichen Entfernung; er bietet Forschern jedes Zeichens Anregung und Arbeitsgelegenheit. Wir kennen heute genau den äußeren Hergang der Dinge und ihren pragmatischen Zusammenhang. Wir sind unterrichtet über die ökonomischen Voraussetzungen, Ziele und Ergebnisse der Revolution. Wir rühmen uns sicherer Vertrautheit mit den culturgeschichtlichen Details jener Epoche: ihre Kleidermoden und Haartrachten, ihre Philosophie und ihr Theater kennen wir gründlich. Was aber die Revolution für das moderne Verfassungsleben bedeutet, welche Impulse sie der Staatslehre und der Staatspraxis gegeben, wie sich ihre Rechtsanschauungen und -Einrichtungen gebildet und wie sie sich fortgebildet haben, — von all dem haben wir bloß die dürftigste Wissenschaft. Die Rechtsgeschichte hat sich bis auf den heutigen Tag fast ausschließlich den Instituten des Privatrechts gewidmet; für das öffentliche Recht kommen nur entlegene Zeiten in Frage. Das Recht der alten Inder und die Verfassung der Azteken wird uns geläufig sein, ehe wir auch nur die

[1]) Die Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte. Ein Beitrag zur modernen Verfassungsgeschichte. Von Dr. Georg Jellinek, Professor der Rechte in Heidelberg. (Staats- und völkerrechtliche Abhandlungen, herausgegeben von Dr. Georg Jellinek und Dr. Georg Meyer, Bd. I, Heft 3. Leipzig, Duncker u. Humblot 1895, 53 S.)

Digitized by Google

elementarste wissenschaftliche Einsicht in Werden und Wesen unsrer staatsrechtlichen Begriffe gewonnen haben.

Es ist also ein höchst dankenswerthes Beginnen, wenn ein Forscher von den Qualitäten Jellineks es unternimmt, für eine einzelne, aber hochwichtige Frage aus dem Gebiete des Revolutionsstaatsrechts die geschichtlichen Zusammenhänge klarzustellen. Er thut dies mit jenem wissenschaftlichen Feingefühl, das er oft genug an rein juristischen Aufgaben bethätigt hat. Durch seine ungewöhnliche Begabung für historische Perspective und seine umfassende geschichtliche und literarische Bildung erscheint er geradezu berufen zur Lösung solcher Probleme. So ausgerüstet geht er daran, die Genesis der französischen Rechteerklärung von 1789 zu untersuchen. Mit dieser Erklärung ist, wie bemerkt, historisch die Erkenntniß von Principien verknüpft, welche die rechtliche Position des Einzelnen im Staate bestimmen. Die Geschichte des subjectiven öffentlichen Rechts beginnt, soweit die Entwicklung auf dem Continent in Frage kommt, mit dem 26. August 1789. Subjective öffentliche Individualrechte, wirkliche Rechtsansprüche des Einzelnen an den Staat kannte bis dahin nur die Theorie. In der staatsrechtlichen Praxis war wohl von subjectiven Rechten die Rede: sie sind aber zum größten Theil privatrechtlich gefaßt, und allgemeine Rechte des Einzelnen schienen vollends nur denkbar als Reflexrecht, d. i. als Rechtspflichten des Ganzen. Das ändert sich nun mit einem Schlage. Jetzt ist das subjective öffentliche Recht kein bloßer Schattenbegriff mehr, den man höchstens aus Compendien des Naturrechts kennt, sondern ein lebendiges Agens, eine wirkende Kraft der positiven Staatsordnung. Wie ist nun die mitteleuropäische Rechtsentwicklung an diesen Wendepunkt gelangt? Wie kamen die Franzosen dazu, die Rechtsstellung des Einzelnen im Staate gesetzgeberisch in einer Urkunde zu fixiren? Welches waren, — das ist die historisch-kritische Frage, — die Componenten der Resultante, als welche die Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte sich darstellt?

Die landläufige Meinung ist mit der Antwort schnell bei der Hand: sie führt die Erklärung der Rechte auf den Contrat social zurück. Nun weist aber Jellinek nach, daß Rousseau nicht nur keine Individualrechte kennt und anerkennt, sondern daß vielmehr der volle vorbehaltlose Verzicht auf dergleichen Ansprüche den Angelpunkt seines Systems bildet. Deutlicher als sonst drückt sich Rousseau aus, wenn er im 6. Capitel des 1. Buches die Clauseln des Gesellschaftsvertrages auf eine reducirt und die Hingabe aller Einzelrechte an das Gemeinwesen als diesen einzigen Vertragsinhalt bezeichnet. Darum schlägt er in seinem Verfassungsentwurf für Corsica einen Nationaleid vor, kraft dessen jeder Corse sich mit seiner ganzen Persönlichkeit dem corsischen Volke zu eigen gibt. Wenn Rousseau die Vorstellung eines angeborenen Rechts ablehnt, eines Rechts, welches der Mensch aus dem status naturalis in den status socialis herübernimmt, so ist das vom Standpunkt seiner antikisirenden Richtung ganz consequent. Er hat kaum einen Gedanken so gründlich erfaßt und so zäh festgehalten, wie den antiken Staatsbegriff und die diesem Begriff entsprechende Idee von der Stellung des Einzelnen im Staate. In diesem Vorstellungskreise, — Rousseau theilt ihn mit den Physiokraten, — haben Ansprüche, die das Individuum aus der staatlosen Zeit mitbringt, keinen Raum. Sie können die allmächtige Gesammtheit nicht binden. Den Gesammtwillen bindet nichts, nicht einmal sein Daseinsgrund, der Socialvertrag. Gerade eine solche Willensbindung hat aber die Erklärung der Rechte im Auge und zur nothwendigen Folge. Talleyrand nennt die Grundrechte kurz das Gesetz des Gesetzgebers. Sie sollen ein- für allemal die actio finium regundorum zwischen der Gesammtheit und dem Einzelnen durchführen; sie sollen nach der Vorschrift der ersten französischen Verfassungsurkunde dem Willen des Gesetzgebers entrückt sein. Zu dieser Bestimmung konnte man nicht vom contrat social her gelangen. Denn im Staate Rousseau's trägt der Einzelne, was er ist und was er hat, von der Gesammtheit zu Lehen. Diese ist alles, der Einzelne nichts. Die Declaration vom 26. August 1789 ist also im Gegensatz zum contrat social entstanden. Rousseau hat hier, wie fast immer, formgebend gewirkt. Er ist der Stilist der Revolution gewesen. Man thut unrecht, ihn als ihren verantwortlichen Redacteur auszurufen.

Die Idee einer Rechteerklärung ist nicht auf französischem Boden entstanden; und auch der Ruhm, diese Idee neu belebt zu haben, gebührt nicht etwa der französischen Nationalversammlung, sondern — und das war eine fast ironische Fügung der Geschichte — dem abtretenden Parlament von Paris. Dieses wurde mit königlicher Ordonnanz vom 8. Mai 1788 aufgehoben: am 3. desselben Monats hatte es eine Erklärung der Rechte des französischen Volkes beschlossen, deren Schlußredaction von d'Espréménil herrührte und deren Ton, wie Häuser sagt, an die petition of rights von 1628 gemahnt. Eine solche Rechteerklärung wurde dann auch in mehreren Wahlinstructionen gefordert: so in den Cahiers des dritten Standes der Stadt Paris und der Ballei Nemours. Die Frage nahm eine entscheidende Wendung, als Lafayette in der Sitzung vom 11. Juli 1789 beantragte, die Nationalversammlung möge mit der Constitution eine Erklärung der Rechte verbinden. Lafayette legte zugleich den von Jefferson approbirten Entwurf einer solchen Erklärung vor, welchen er in einem Briefe als den zukünftigen Katechismus Frankreichs bezeichnet hat. Daß ihn bei seinem Antrag jene Ideen leiteten, die er aus dem nordamerikanischen Befreiungskampf mit heimgebracht, ist durch ihn selbst bezeugt. Im zweiten Bande seiner Memoiren sagt er, die Zeit der amerikanischen Revolution sei recht eigentlich eine Aera der Grundrechte gewesen; erst mit dem Beginn der „amerikanischen Aera" sei das Problem aufgetaucht, die Rechte, welche die Natur dem Menschen zugetheilt, unabhängig von jeder vorhergehenden Ordnung zu definiren. Er rühmt sich, diesen Gedanken nach Europa verpflanzt zu haben. Die Anregung hierzu bot ihm aber keineswegs, wie Sybel und Laboulaye glaubten, das Unabhängigkeitsmanifest der Vereinigten Staaten vom 4. Juli 1776. Denn er selbst hat darauf hingewiesen, daß dieses Manifest nur zwei Principien positiv und ausdrücklich feststellt: die Volkssouveränität und das Recht der Nation, ihre Regierungsform zu ändern. Alle andern Rechte müssen erst heraus- oder hineininterpretirt werden. Wohl aber hatten die 13 Staaten, die sich vom Mutterlande trennten, Erklärungen der Rechte, deren Principien den Volksvertretern als unverbrüchliche Norm gelten sollten. Virginien gab das Beispiel. Hier wurde auf dem Convent von Williamsburgh im Mai und Juni 1776 eine Verfassung beschlossen und an die Spitze derselben eine von George Mason redigirte feierliche „bill of rights" gestellt, die nun allen amerikanischen Rechteerklärungen, auch der des Congresses der Vereinigten Staaten, als Modell diente. Die Grundgesetze der amerikanischen Einzelstaaten waren seit 1778 in Frankreich bekannt; ihre bills of rights sind für alle ähnlichen Versuche den Franzosen vorbildlich gewesen, und so ist auch die Erklärung, welche die Nationalversammlung vom 20. bis 26. August 1789 berieth, eine französische Variation über amerikanische Themen. Jellinek hat hier mit einer sozusagen internationalen Legende aufgeräumt. Er zeigt, daß selbst die Einleitung, in welcher die Constituante feierlich die Anerkennung der Menschen- und Bürgerrechte beurkundet, der Erklärung des nordamerikanischen Congresses und mancher

Gliedstaaten der Union nachgebildet ist. Er stellt die Sätze der französischen Declaration und die correspondirenden Sätze der amerikanischen Erklärungen nebeneinander und constatirt die oft wörtliche Uebereinstimmung. Die Franzosen suchten ihr Vorbild an Abstractheit und Lehrhaftigkeit zu überbieten. Einige elastische und tönende Definitionen, — das ist im Grunde alles, was sie aus eigenem dazuthaten; im übrigen haben sie getreu und kritiklos abgeschrieben.

Ist dies einmal festgestellt, so muß die historische Betrachtung einen weiteren Schritt nach rückwärts thun und angesichts der amerikanischen bills of rights fragen, auf welchem Wege gerade die Amerikaner zu solchen legislativen Festsetzungen gekommen sind. Zweifellos haben hier Erinnerungen aus dem Mutterlande nachgewirkt, und man kann wohl sagen, daß die bill of rights von 1689, die Habeas-Corpus-Acte, die petition of right von 1628 und endlich die Magna Charta entwicklungsgeschichtliche Vorbedingungen für die Virginische Erklärung gewesen sind. Die Amerikaner selbst haben darauf gehalten, ihrer Unabhängigkeitsbewegung den Charakter historischer Continuität zu wahren: und sie sahen in jenen englischen Fundamentalgesetzen zugleich Bestandtheile ihres eigenen Landesrechts. Aber schon Bancroft, der nicht allein die Geschichte, sondern auch die Psychologie der amerikanischen Revolution geschrieben, hat mit feinem Verständniß auseinandergesetzt, daß die Erklärung Virginiens ihrem Wesen und ihrer historischen Rolle nach etwas ganz anderes war als die englische declaration of rights von 1689. Diese zog ihre Kraft aus geschichtlichen Fügungen, jene kam unmittelbar aus dem Herzen der Natur. Die eine war retrospectiv, die andere sprach zu allen Völkern aller kommenden Zeiten. In einer schönen Untersuchung über den Geist des englischen Rechts führt Jellinek diesen Gedanken weiter aus. Die englischen Gesetze wurzeln, soweit sie Unterthanenrechte statuiren, im Gegebenen. Was von altersher ist, wollen sie bestätigen oder interpretiren, ohne je formell oder materiell über diesen nächsten Zweck hinauszugehen. Auch nicht formell: denn sie wollen und können den Gesetzgeber nicht auf bestimmte Principien verpflichten. Das Parlament ist allmächtig. Galt auch nicht immer Gleichheit vor seinem Gesetz, so galt doch stets vor ihm Gleichheit der Gesetze. Alle vom englischen Parlament erlassenen oder bestätigten Rechtssätze sind gleichwerthig. Der formelle Unterschied zwischen Verfassungs- und ordentlicher Gesetzgebung ist dem englischen Recht unbekannt.

Nicht so in Amerika. Die amerikanischen Grundrechte bieten Sätze, die weder von den Organen der normalen Gesetzgebung ausgehen, noch auch der Einwirkung dieser Organe unterliegen. Sie sind Schöpfungen einer höheren gesetzgeberischen Potenz und formell Gesetze höherer Ordnung. Materiell genommen enthalten sie gewisse Grundzüge für die Organisation des staatlichen Zusammenlebens. Vor allem aber wollen sie die Domäne des Staates von der des Individuums abgrenzen. Sie zeigen deutlich die Linie, welche der Staatswille nicht überschreiten darf, ohne Staatswillkür zu werden. Nicht vom Staat erhält der Einzelne seine rechtliche Qualification, sondern von seiner Natur — seiner unstaatlichen Persönlichkeit, wenn der Ausdruck erlaubt ist. Zu solchen Abstractionen hat sich der englische Gesetzgeber nie verstanden. Er setzt englisches Recht, nichts weiter. Er anerkennt nur die „alten, unzweifelhaften Rechte des englischen Volkes", das heißt die hergebrachte Machtvertheilung zwischen Fürst und Volk. Der englische Gesetzbegriff ist nämlich, wie der germanische Staatsbegriff überhaupt, streng dualistisch emancipirt. Das Gesetz steht da als eine zweiseitige, beide Staatstheile berechtigende Norm. Die Doctrin, wie sie sich unter Abkehr von der antiken Staatslehre und der von dieser beeinflußten romanistisch-kanonistischen Theorie entwickelt hat, betrachtet den Staat als einen vertragsmäßigen Zustand, der durch die Gesetze als Vertragsinhalt bestimmt wird. Aus ihnen schöpft daher der Fürst seinen Anspruch auf gesetzlichen Gehorsam, das Volk sein Recht auf Beobachtung der gesetzlichen Schranken. Dieses Rechtsverhältniß erbt fort in den Generationen der Rechtsgenossen. Der Inhalt des Staatsvertrages wird zu erblichem und somit durch die Geburt als Vertragstheilnehmerschaft erworbenem Recht, zu „birthright", wie die act of settlement im vierten Punkt sagt. Das englische Parlament will nun, was es von den Vätern ererbt hat, erwerben, um es zu besitzen. Es dringt auf Bestätigung der „laws and statutes of this realm", ohne damit Schöpfung neuen Rechtes zu verbinden. Blackstone hat — wie vor ihm Algernon Sidney — ausdrücklich gelehrt, daß die Magna Charta alle Freiheiten implicite enthalte. Die späteren Gesetze seien zum größten Theil nur weitere Ausführungen jenes Fundamentalgesetzes. So erklärt es sich, daß manche Grundrechte, die dem festländischen Constitutionalismus unentbehrlich scheinen, in England bis auf den heutigen Tag gesetzlicher Bürgschaft entbehren. Dort ist, wie Dicey überzeugend nachgewiesen, individuelle Freiheit einfach das Correlat der nur kraft Gesetzes zulässigen Beschränkung des Individuums. In Deutschland vertritt eine weit verbreitete Theorie die gleiche Anschauung, wonach nämlich die sogenannten Freiheitsrechte in ihrem Wesen objectives reflectirtes, nicht subjectives localisirtes Recht darstellen. In England ist Blackstone der erste, dessen Lehrsystem wirkliche subjective Rechte des Einzelnen kennt. Sicherheit, Freiheit und Eigenthum sind die absoluten Rechte jedes Engländers, als deren Schutzmittel Gesetze, als deren Hülfsmittel Nebenrechte erscheinen, wie das Petitionsrecht, der Anspruch auf Rechtsschutz, das Recht, Waffen zu tragen, u. a. m. Aber es handelt sich dabei stets um Rechte des Engländers. Blackstone geizt nicht nach dem Ruhm, der ganzen Welt Lehrmeister zu sein. Er kennt nicht Rechte des Menschen, sondern nur Rechte des Bürgers, des englischen Bürgers. Dagegen trägt alles, was die amerikanische Freiheitsbewegung hervorbringt, einen universalen, internationalen Zug, der dann später in dem kosmopolitischen Dünkel des französischen Convents sein karikirtes Gegenstück findet. Die amerikanischen Rechteerklärungen stellen an ihre Spitze den Satz, daß alle Menschen frei und gleich, daß alle Rechte diesen Menschen angeboren und unveräußerlich sind. Das war ein Abfall vom Mutterlande auch in der Theorie. An die Stelle des nationalen Egoismus im Recht tritt jetzt die großartige Conception einer Rechtsgenossenschaft, die eins ist mit der ganzen Menschheit.

Deutet schon diese Tendenz auf religiöse Einflüsse, so gewinnt solcher Rückschluß an innerer Wahrscheinlichkeit, wenn wir die Entstehung des demokratischen Individualismus untersuchen, als dessen stärkste und folgenreichste Kundgebung die Menschenrechte erscheinen. Taine sagt einmal, der Contrat social sei den Männern der französischen Revolution gewesen, was die Bibel den Puritanern war. Das ist mehr als eine geistreiche Analogie; in dem Satze liegt die Erkenntniß eines tiefen geschichtlichen Zusammenhanges. In Wahrheit führen die Lehren Rousseau's und jene der Puritaner auf eine gemeinsame Wurzel zurück, sowie beide zu dem gleichen Ziele führten, als sie ineinander wirkten, um die Einzelpersönlichkeit politisch durchzusetzen. Die Geschichte dieses Kampfes ums subjective Recht bietet das außerordentliche Schauspiel einer — in ihren Einzelphasen noch nicht aufgehellten — Ideenwanderung. Die Lehre Calvins hat zweifellos die Entstehung und Entwicklung des religiösen Independentismus auf englischem Boden gefördert. Ob die praktische Anwendung jener Lehre, wie sie uns in der Einrichtung des Genfer Staatswesens

Digitized by Google

entgegentritt, ebenso unmittelbar gewirkt hat, muß dahingestellt bleiben. Der heutige Stand der Wissenschaft erlaubt keine sichere Aussage darüber, ob die englischen Emigranten gerade durch das Genfer Beispiel zur Bildung ähnlicher Gemeinwesen auf der neuen Erde angeregt worden sind. Man darf sich hier durch die zweifellos vorhandene Uebereinstimmung der theoretischen Elemente nicht verleiten lassen, geschichtliche Zusammenhänge zu construiren, die vielleicht nur der Forscherphantasie angehören. In seiner lesenswerthen Abhandlung über die Monarchomachen hat Treumann jene historische Rolle des Calvinismus erörtert, ohne sie freilich im einzelnen wissenschaftlich belegen zu können. Das soll kein Vorwurf sein, denn Treumann hat für seine Anschauung gewichtige innere Gründe. Nach ihm hat Calvins demokratische Kirchenverfassung wesentlich zu den Erfolgen des Presbyterialsystems in Schottland beigetragen. Die Puritaner verpflanzten die kirchlich-demokratischen Grundsätze nach Amerika. Die Organisirung der englischen Colonien hat sich unter der Herrschaft dieser Grundsätze vollzogen, die dann am Vorabend der französischen Revolution ihre Rückwanderung nach dem europäischen Continent antraten. Hier fanden sie den Boden bereitet durch Rousseau's Lehren, die ihrerseits wieder in Calvins Musterstaat ihre Quelle hatten. Das ist die politische Genealogie der individuellen Freiheit: sie zeigt deutlich den Weg, der von der Reformation zur Revolution geführt hat.

Der Monolog.

Dramaturgische Studie von Robert Kohlrausch.

Vor kurzem hörte ich, wie der Regisseur einer größeren Bühne zu einem jungen Dramatiker sagte: „Nehmen Sie Ihr Stück noch einmal mit nach Hause und streichen Sie vor allen Dingen sämmtliche Monologe daraus fort; man schreibt heute keine Monologe mehr."

Man schreibt heute keine Monologe mehr, — das Wort ist mir im Kopfe herumgegangen. Ist diese Behauptung denn richtig? Bedeutet sie ein neu gefundenes Kunstgesetz, das nun für Gegenwart und Zukunft Gültigkeit hat und einen Fortschritt der dramatischen Technik bezeichnet? Haben die großen Dichter, deren berühmte Monologe wir schon auf der Schulbank unserm Gedächtnisse fürs Leben einprägten, unrecht gehabt, haben sie sich künstlerisch versündigt, und haben wir eine Geschmacklosigkeit begangen, als wir diese Stellen ihrer Werke bewunderten?

Ein Nein muß die Antwort auf alle diese Fragen sein, aber es wird lauter oder leiser klingen, je nachdem es sich um eine Dichtung höheren Stils oder um ein modernes Drama dabei handelt. Jener Regisseur, der als Vertreter der augenblicklich in weiten Theater- und Schriftstellerkreisen herrschenden Anschauung gelten kann, hatte bei seinem Ausspruch zweifellos das moderne Schauspiel im Auge. Denn ihm wendet sich gegenwärtig das regste Interesse zu, von ihm leben die Theater in erster Linie, und „weß Brod ich esse, deß Lied ich singe". Das Schlag- und Stichwort aber für das gesammte künstlerische Schaffen der Gegenwart heißt: Wahrheit. Wenn eine Zeit lang die schöne Form zu einseitig gepflegt worden ist, wird nach dem bleibenden Gesetz von Action und Reaction ein Rückschlag eintreten; man wird nun wieder an Stelle der Schönheit die Wahrheit ebenso einseitig in den Vordergrund schieben. In diesem Stadium befindet sich die moderne Kunst, und nur in dieser Einseitigkeit ist sie in gewissem Sinne neu. Denn innerlich wahr ist jede echte Kunst zu allen Zeiten gewesen; in reiferen Epochen aber wußte man neben der Forderung der Wahrheit auch noch andere zu stellen.

Innere Wahrheit und alltägliche Wirklichkeit werden häufig verwechselt, und diese Verwechselung hat in der Kunst manches Unheil angerichtet. Für das moderne Drama im engeren Sinne decken jedoch die Begriffe von Wahrheit und Wirklichkeit sich so ziemlich. Darum verlangt man vom modernen Schauspiel auch in Aeußerlichkeiten die genaueste Copie der Wirklichkeit, und die erfolgreichen Autoren der Gegenwart willfahren diesem Verlangen. Die Scenenanweisungen bei Gerhart Hauptmann z. B. nehmen oft halbe Seiten ein; Ibsen gibt seinen Personen beim ersten Auftreten gleich einen sorgsam abgefaßten Steckbrief mit, und vom Beleuchtungsinspector der Bühnen fordert man, daß er Morgen- und Nachmittagslicht, Regen- und Abendstimmung, Sonnenaufgang und -Untergang genau zu unterscheiden und nachzubilden weiß. Ebenso wird für Charakteristik und Dialog die strenge Befolgung der Lehren vorgeschrieben, die uns das tägliche Leben ertheilt. Im Uebereifer möchte nun mancher Schriftsteller und mancher Regisseur noch wirklicher sein, als die Wirklichkeit, und solchem Uebereifer verdankt auch jener Ausspruch seine Entstehung: „Man schreibt heute keine Monologe mehr." Im Leben pflegen die Menschen nicht zu monologisiren, also ist auch von der Bühne der Monolog zu verbannen, — so lautet die Folgerung, zu der man sich berechtigt glaubt. Und doch ist sie, an der Wirklichkeit selbst gemessen, keineswegs richtig. Es gibt eine Menge von Menschen, denen es zur Gewohnheit geworden ist, für sich allein zu reden, und wer mit offenen Augen über die Straße geht, wird häufig genug Leuten begegnen, die lebhaft gestikuliren und halblaute Unterhaltung mit sich selber führen.

Es bedeutet also mangelhafte Beobachtung der Wirklichkeit, wenn man den Monolog aus dem modernen Drama völlig verbannen will; nur darüber muß man sich Klarheit zu schaffen suchen, wann er erlaubt ist und wann nicht. Zum Kampfe gegen den Monolog im modernen Schauspiel hat vor allem ein Mißbrauch geführt, dem er lange Zeit hindurch zum Opfer gefallen war, indem man ihn dazu benutzte, dem Zuschauer Thatsachen mitzutheilen, von denen er Kenntniß haben mußte. Das ist für den Schriftsteller außerordentlich bequem. Ein Mann tritt auf die Bühne, wendet sich an das Publicum und erzählt: „Ich bin verheirathet, aber ich habe meine Frau im Verdacht, daß sie mich betrügt. Der Herr, der gleich erscheinen wird, ist der muthmaßliche Missethäter. Da klopft es, er kommt, — nun paßt auf!" Schneller und leichter kann man dem Hörer die Voraussetzungen eines Stückes gar nicht beibringen, und heute noch benutzen Possen- und Schwankautoren diese Eselsbrücke vergnügt und strupellos; aber keine Art der Verwendung des Monologs widerspricht so sehr dem Wesen des Selbstgesprächs wie diese. Beim Selbstgespräch ist die Abwesenheit jedes Zuhörers Voraussetzung, dort ist es gerade die Anwesenheit von so und so vielen Personen, auf die man rechnet. Niemals und unter keinen Umständen darf also der Monolog zu solchen erzählenden Zwecken mißbraucht werden. Was der Zuschauer zu wissen nöthig hat, muß ihm durch die Unterhaltung von zwei oder mehreren Personen in ungezwungenster Weise übermittelt werden.

Auch abgesehen davon ist der Monolog im modernen Drama durch die strenge Nachahmung des täglichen Lebens und seiner vollen Wirklichkeit mancher Beschränkung unterworfen. Die Leute, denen es zur Gewohnheit geworden ist, sich in häufigen Selbstgesprächen zu ergehen, gehören in der Wirklichkeit zu den Ausnahmen, — sie müssen auch auf der Bühne dazu gehören. Und wenn der Schriftsteller solch einen gewohnheitsmäßigen Selbstgesprächler vorführen will, so muß er in der ganzen Charakteristik darauf hin-

arbeiten, daß dieser Brauch an der Figur glaubhaft erscheine. Er muß entweder einen sehr lebhaften Menschen zum Modell sich wählen, der auch beim Alleinsein durch sein rasches Temperament zum Uebergang vom Gedanken zur Rede gedrängt wird, oder einen solchen, der durch Einsamkeit und Abgeschlossenheit von der übrigen Welt dahin gekommen ist, sich mit sich selber auszusprechen. Das ist die zweite Art der gewohnheitsmäßigen Monologisten, und wohl die häufigste; bei beiden werden auch längere Selbstgespräche nicht zu den Seltenheiten gehören. Neben ihnen kann aber fast jeder andere Mensch durch eine starke seelische Erregung dahin gebracht werden, für sich allein zu reden. Nur wird hier der Monolog mehr in kurzen Ausrufen, in abgerissenen Sätzen bestehen; er wird auf der Bühne stets mit großer Vorsicht und Beschränkung anzuwenden, vielfach durch stummes Spiel zu ersetzen sein. Für das moderne Drama steht es also folgendermaßen: längere Selbstgespräche sind nur bei Personen zu verwenden, deren übrige Charakteristik diese Gewohnheit wahrscheinlich macht; bei anderen darf der Monolog nur in Momenten großer Erregung, und auch dann äußerst maßvoll verwendet werden. In beiden Fällen darf er nichts Anderes enthalten, als eine starke Gefühlsäußerung oder lebhafte Reflexion; zu erzählenden Zwecken darf er niemals mißbraucht werden.

Hier ist der Punkt, wo sich das moderne Schauspiel mit der Dichtung höheren Stils berührt. Auch in ihr ist der erzählende Monolog künstlerisch verwerflich, im übrigen hat sie ihre eigenen Gesetze, die mit dem Wesen der poetischen Sprache aufs engste zusammenhängen. Heinrich Bulthaupt hat in seiner „Dramaturgie der Classiker" die Sprache des höheren Dramas, ihre Rechte und Pflichten einer feinsinnigen Untersuchung unterzogen, deren Ergebniß man dankbar unterschreiben darf. Nach seiner Auseinandersetzung haben die Personen des modernen Schauspiels immer nur das zu sagen, was sie in der gegebenen Situation auch in Wirklichkeit sagen würden; im Drama höheren Stils haben sie das auszudrücken, was sie im betreffenden Augenblick empfinden und denken würden. Das ist ein gewaltiger Unterschied; der ganze Reichthum der poetischen Sprache im Vergleich zu der nüchternen Rede der Wirklichkeit ist damit umfaßt. Nicht sklavische Nachahmung ist hier mehr der Zweck der Kunst; freier sich regend und sich entfaltend, offenbart sie die verborgenen Geheimnisse der Menschenseele und findet Worte für das, was im Leben oft nur dunkle, verschwimmende Empfindung bleibt.

Von dieser Bereicherung der Ausdrucksfähigkeit muß naturgemäß auch der Monolog seinen Vortheil haben. Innerlich wahr, d. h. in Situation und Charakter begründet, muß er immer bleiben, denn jedes Glied eines gesunden Kunstwerkes ist wahr; innerhalb dieser Grenze jedoch kann er sich nun ebensoviel freier und mächtiger entfalten, als die in lebendige Rede direct umgesetzten Empfindungen und Gedanken sich von dem stammelnden Gedanken- und Empfindungsausdruck des täglichen Lebens unterscheiden. Was in den feinsten Gängen des Gehirns, in den verborgensten Falten des Herzens versteckt ist, hier wird es zum Wort, hier gewinnt es Gestalt. Einsame und lebhafte Menschen, Sanguiniker, Träumer und Denker, werden auch im Drama höheren Stils am leichtesten im Monolog sich äußern, doch kann hier auch jeder andere Mensch in Augenblicken der Erregung zur beredten Offenbarung seines Empfindens getrieben werden.

Unvergleichliche Muster von Selbstgesprächen eines einsamen Denkers sind Hamlets Monologe, vor allem der berühmte: „Sein oder Nichtsein, das ist hier die Frage." Was eines Menschen Geist in den Augenblicken durchzieht, wenn er den Pforten der Ewigkeit zaghaft sich naht, hier ist es zum Wort und zum Bilde geworden. Die Seele scheint Sprache gewonnen zu haben und zu uns zu reden; so vollkommen ist hier der Gedanke in Worte übertragen. Auch die anderen Monologe Hamlets stehen auf gleicher Höhe, während Shakespeare in den Historien, der naiveren Technik dieser Werke entsprechend, die Selbstgespräche noch hie und da zu directen, sachlichen Mittheilungen ans Publicum benutzt hat. So ist der erste Monolog Richards des Dritten: „Nun ward der Winter unsres Mißvergnügens ꝛc." im wesentlichen ein Programm des Bösewichts, in dem er seine beabsichtigten Schandthaten dem Publicum ankündigt — auch hier alles in genialen Zügen ausgemalt, aber doch nicht völlig im Charakter des Selbstgesprächs, das nach keinem Zuhörer fragt. Um so höher freilich steht dann im selben Werke der Monolog Richards nach der Erscheinung der Geister im Zelte. Hier spricht das Gewissen selbst, in seinen Tiefen gewaltsam aufgerüttelt, durch den Mund eines schuldigen Menschen. Von derselben offenbarenden Kraft und Größe ist auch Macbeths Monolog vor der Mordthat: „Ist dies ein Dolch, was ich hier vor mir sehe?" Wie die geplante That für den Mörder sichtbar wird in der Gestalt der tödtlichen Waffe, so tritt hier das Innere des Verbrechers greifbar vor die Seele des Zuschauers.

Gleich dem altenglischen Drama und seiner Technik, die Shakespeare bei seinem Auftreten vorfand und die in seinen Historien u. a. noch hie und da Gültigkeit behält, hat auch das antike Drama den Monolog zu erzählenden Zwecken benutzt. In seinen Chören wandte es sich ohnedies direct an das Publicum, das Erreichen einer vollkommenen Illusion war nicht sein Ziel. Darum konnte sich auch der Schauspieler, der allein auf der Bühne stand, mit dem Hörer in Verbindung setzen und ihm Thatsachen beweisen, die er wissen sollte. Von dieser Freiheit des antiken Dramas, vor allem der Euripideischen Tragödie, hat auch Goethe in seiner „Iphigenie" einen beschränkten Gebrauch gemacht. Der erste Monolog der Priesterin freilich erfüllt fast überall die Forderungen einer späteren Kunst; er offenbart das Innerste der ihrer Heimath Entführten. Aber auch hier schon findet sich eine Stelle, die nicht mehr als wortgewordener Gedanke gelten kann, wenn Iphigenie sagt:

„So hält mich Thoas hier, ein edler Mann,
In ernsten, heil'gen Sklavenbanden fest."

Das ist eine Mittheilung an das Publicum, die aus dem Rahmen eines eigentlichen Selbstgesprächs herausfällt. Aehnliches findet sich in dem Monolog zu Beginn des vierten Aufzugs; wenn es hier heißt:

„Jetzt geh'n sie, ihren Anschlag auszuführen,
Der See zu, wo das Schiff mit den Gefährten,
In einer Bucht versteckt, aufs Zeichen lauert." —

so ist das ein Ais an den Hörer, nicht mehr der Ausdruck einer verborgenen Empfindung, eines geheimen Gedankens. Um so größer, wahrer und reiner treten andere Monologe der Iphigenie hervor. Im Schlußmonolog des ersten Actes, „Du hast Wolken, gnädige Retterin", strömt das Gefühl der Hülflosigkeit und Hülfsbedürftigkeit, in wundervolle Verse unmittelbar übersetzt, mächtig hervor, und ebenso schön entwickeln sich in dem Selbstgespräch, das mit dem Parzenlied schließt, aus der Situation Gedanken, aus den Gedanken Worte. Der naiven Versform des „Faust", seiner starken Anlehnung an das mittelalterliche Volksschauspiel entspricht es durchaus, daß auch hier der Monolog noch zur Erzählung gebraucht wird und daß gleich die ersten Worte der großen Tragödie: „Habe nun, ach, Philosophie ꝛc.", eine Mittheilung an das Publicum bringen.

Um so gewaltiger wächst aber dieser selbe Monolog später zur Höhe eines der echtesten und bedeutendsten Selbstgespräche empor, und in Gretchens „Meine Ruh ist hin" redet wieder die Menschenseele frei und ungehemmt, losgelöst scheinbar von irdischen Banden.

Während in dieser lyrischen Offenbarung alles Empfindung ist, sind Wallensteins Selbstgespräche wieder große Beispiele von Gedankenmonologen. Ein kühner Politiker erwägt das Für und Wider seiner Handlungen, und was in Wirklichkeit eine lautlose Operation der grübelnden Seele wäre, das wird hier, den Gesetzen großer Dichtung gemäß, zum tönenden Wort. Auch des einsamen Königs Philipp Selbstgespräche gehören zu dieser Gattung, nur daß die eifersuchtige Liebe zu seiner Gemahlin hier leidenschaftlichere Töne hineinmischt. Nicht immer hat auch Schiller es vermieden, den Monolog zur Mittheilung von Thatsachen zu verwenden: im Abschiedsmonolog der Jungfrau von Orleans am Schlusse des Vorspiels ist dort, wo sie die himmlische, ihr geoffenbarte Weisung wiederholt, eine solche Stelle, auch Tells Monolog in der hohlen Gasse ist nicht völlig frei davon. Aber die glühende Kraft der Schiller'schen Sprache, die auch der sachlichen Erzählung Glanz und Wärme zu leihen weiß, verhüllt jenen Mangel mit einem leuchtenden Schleier.

Selbst die größten Dichter haben, wie man sieht, nicht immer das eigenste Wesen des Monologs gewahrt; man kann daraus erkennen, wie schwer es ist, den echten Ton eines wahrhaftigen Selbstgesprächs in der Dichtung zu treffen. Wer aber möchte um einiger unechter Perlen willen die echten zertrümmern, die in den unsterblichen Dichterwerken gerade in den Selbstgesprächen ihrer Helden mit reichen Händen verschwenderisch ausgestreut sind? Wie eine gütige Gottheit dem Dichter die Kraft gegeben hat, zu sagen, was er leidet, so überträgt er diese Gabe auf seine Geschöpfe und läßt sie gerade in der Einsamkeit, abgesondert von jedem lebenden Zeugen, ihr Innerstes am klarsten enthüllen. Eine der zugleich schönsten und schwierigsten Aufgaben ihrer großen Kunst haben sie an diesen Stellen ihrer Werke gelöst; nur dem Genie und dem aufs feinste geschulten Talent ist es möglich, es ihnen darin gleich zu thun, und vielleicht hätte jener Regisseur Recht gehabt, wenn er seinen Ausspruch in den ähnlich klingenden verwandelt hätte: „Man schreibt heute keine guten Monologe mehr."

Mittheilungen und Nachrichten.

∞ *Jules Simon.* Quatre portraits. Lamartine. Le cardinal Lavigerie. Ernest Renan. L'empereur Guillaume II suivis du discours prononcé pour le centenaire de l'Institut. Paris, Lévy 1896. — Am 25. October des vorigen Jahres hielt Jules Simon im Auftrag aller fünf Abtheilungen des Instituts die Festrede zu Ehren des angeblichen Centenniums. Er selbst wies in seiner reichlich eine Stunde währenden und, wie aus Theilnehmer der Feier berichteten, mit leiser, schwer vernehmlicher Stimme vorgetragenen Ansprache nachdrücklich darauf hin, daß die Revolution wohl eine Weile lormat die königliche Akademie, als Stiftung kleiner Litteratoren and des großen Cardinals aus der Welt decretiren, nicht aber dauernd abschaffen konnte. L'Institut existe depuis le 25 octobre 1795; mais les académ.ies qui le composent remontent à 1635. Der Revolution and ihren Stimmführern, seinen Kopien, wie Chamfort, und echen Polterern, wie Grégoire, war die Speichelleckerei and die Exclusivität vieler Akademiker, das ganze, lange anvermeidliche Sündenregister einer jahrhunderlalten Körperschaft Grund genug, mit der Vergangenheit aufzuräumen. Der engere Kreis Voltaire's war den Radicalen zudem besonders verhaßt geworden, weil diese Helden der Schreibstube nach dem ersten Anlauf lau geworden seien: „Ersatzmänner machten halbwegs Halt and warden gerade deßhalb die größten Feinde ihrer alten Freunde, so daß man — zugleich auch in Betreff von Jules Simons Verhältniß zu Gambetta, Freey and ihren Leuten — das große Wort ‚im Himmel ist mehr Freude über einen reuigen Sünder ꝛc.' dahin parodiren könnte, ‚in der Revolutionsarmee ist mehr Zorn über einen bedächtigen Genossen ꝛc.'" Vollkommen verschweigen konnte freilich selbst Simons schönerednerische Galaleistung nicht alle Schäden und Schwächen der Akademie des ancien régime. Mit Voltaire macht ee sich über die rhetoeischen Empfangsceremonien lustig, bei denen — übrigens auch heute meist nicht onders, als dazumal — die Nothwendigkeit, zu sprechen, die Verlegenheit, nichts zu sagen zu haben, und der Kitzel, mit Geist blenden zu wollen, auch den größten Mann lächerlich machen können. Ein andermal aber kehrt er sich gegen Voltoire's Vorwurf wider die kleinen Leute der Akademie. „Diejenigen, welche Voltaire klein nenat, sind vielleicht nicht gar so klein, als er glaubt. Sie scheinen wohl der Nachwelt klein, für ihre Zeitgenessen waren sie groß. Lernen wir — und wär's nur aus Klugheit — bedeutende Männer hochschätzen, auch wenn sie keine Molière and Voltaire sind. Man kann und man soll sich nicht täuschen über die Leute von Genie: man kann aber schwanken bei der Auswahl von Männern, die wohrhaft überlegen sind, ohne groß zu sein, ceux que j'appellerai les hommes distingués dans le genre médiocre." Ich weiß nicht, ob Jules Simon bescheiden oder coleit genug war, bei dieser Taxirung an sich zu denken. Ein besseres Bild seines Wesens, als dies bewußte oder unbewußte Selbstporlrait unsees Autors, wird nicht leicht zu geben sein. Im Privatleben ehrenwerth und uneigennützig — nous-nous vantons de n'être pas riche, rühmt er den Mitgliedern des Instituts nach, die gleich ihm, auch wenn sie zugleich der Academie française and der Académie des sciences morales et politiques angehören, nur auf den Bezug einer, mit 1500 Francs bemessenen Jahresrente Anspruch haben; als Professor und Politiker wohlmeinend, als Publicist und Weltmann überall willkommen, war er doch nirgends eine Persönlichkeit von selbständigen Impulsen. Als homme distingué dans le genre médiocre gibt er sich auch in den zur Aufschrift genannten Portraits. Hübsch, elegant, anmuthig, unterhaltend allerdeten, ist ee nirgends markig, neu, abschließend. Man vergleiche einmal seine Rede auf Lamartine mit der Charakteristik Meeimées von Taine oder seine Würdigung des Cardinal Lavigerie mit den geistlichen Charakterköpfen von Sainte Beuve; oder — um noch bescheidenere Maßstäbe anzulegen — seine Beurtheilung von Renan (dem er schon als Landsmann and als Berather in der großen Krisis, die den jungen Bretonen aus dem Priesterseminar von Saint-Sulpice vertrieb, seit dem Jahr 1845 nahestand) mit den Renan-Studien von Bogüs, Scailles, Deschamps, Challemel-Lacoue, Darmesteter, Boissier ꝛc. Der Bericht über Jules Simons Berliner Aufenthalt als Delegirter Frankreichs bei dem von Kaiser Wilhelm II. einberufenen Congreß ist gleich nach der ersten Veröffentlichung in der Augustnummer der „Revue de Paris" in den meisten deutschen Blättern nachgedruckt worden. Kaiser Wilhelm machte Jules Simon „den Eindruck eines unserer jungen normannischen Edelleute. Er besitzt ihre Liebenswürdigkeit and ihre Heiterkeit. Um alles zu sagen, meinte ich auch hinter dieser gewinnenden Art ein Etwas zu bemerken, dos es nicht rathsam erscheinen läßt, in ernsten Dingen nicht einer Ansicht mit ihm zu sein". Eine Vermuthung, die vielleicht verstärkt, wenn nicht gar hervorgerufen wurde durch den zu derselben Zeit, unter Jules Simons Augen sich vollziehenden unfreiwilligen Rücktritt Bismarcks. Jules Simon hat dem auszeichnenden Empfang des Deutschen Kaiserpaares ein teures, dankbares Andenken bewahrt: Zeuge dessen außer dem Portrait Wilhelm II. ein paar (als Nachwort mitgetheilte) Leitartikel wider die Chauvinisten. Notre escadre aux fêtes de Kiel. Le vrai patriotisme. Die eigentliche Huldigung dieser Aufsatzreihe gilt freilich zuletzt dem — Zarewitsch: il avait donné la paix à l'univers.

B. L. *Ein Siomese, Nai Choo,* der sich seit einigen Jahren bei uns, besonders in München behufs Aneignung deutscher Sprache und Bildung aufgehalten hat, weniger zu persönlichen Zwecken als in der schönen Absicht, seinen mit Deutschland noch sehr wenig vertrauten Landsleuten am Mekhong und Menam beides zugänglich zu machen, hat soeben eine kleine Grammatik veröffentlicht, die zunächst den Zweck verfolgt, dem deutsch lernenden Siamesen ein bequemes and leicht faßliches Hulfsbuch an die Hand zu geben. Wir sind der Ueberzeugung, daß der Verfasser seine Absicht in vortrefflichster Weise erreicht hat; die von ihm befolgte Methode ist überaus einfach, klar und übersichtlich. Nach der Schriftlehre, welche die gothische Druck- and Cursivschrift anschaulich vorführt, folgt etwa in der Art und Weise unserer für Volksschulen bestimmter

Sprachlehren eine siamesisch verfaßte kurze Auseinandersetzung über das Wesen des Hauptwortes und der drei Geschlechter, die bekanntlich das Kreuz jedes Ausländers sind, dann die Declination des Hauptwortes, die Abwandlung der Hülfszeitwörter sein, haben und werden, das Eigenschaftswort, das Fürwort und das Zahlwort, wobei erfreulicher Weise diesen deutschen Bezeichnungen stets der Vorzug eingeräumt wird. Zwischen die einzelnen Capitel sind hübsch ausgewählte deutsche Uebungssätze in gutem Stil eingestreut, die zum Theil gewiß auch geeignet sein dürften, den jungen Siamesen in europäisches Geistesleben einzuführen. Für diesen besteht nun der praktische Werth des Buches vor allem darin, daß neben jedes deutsche Wort außer seiner siamesischen Bedeutung die Umschreibung seiner Laute in siamesischen Lettern gesetzt ist, was die richtige Aussprache gewiß bedeutend erleichtern und fördern wird. Dasselbe Verfahren hatte der Verfasser bereits in einem 1893 erschienenen Buche beobachtet, das eine Art siamesisch-deutsch-englisches Conversationsbuch darstellt. Die Bedeutung dieser beiden Werke ist jedoch mit dem oben angedeuteten Zweck noch lange nicht erschöpft; auch dem Deutschen, der sich durch Reisen oder Handelsbeziehungen genöthigt sieht, von der heutigen Umgangssprache in Siam Kenntniß zu nehmen, hat Hr. Nai Choo einen wesentlichen Dienst geleistet, dessen Werth noch insofern erhöht wird, als es in unserer, wie in der übrigen europäischen Literatur an ähnlichen, leicht und schnell über alle Lebensverhältnisse orientirenden Handbüchern gemangelt hat, die somit eine unentbehrliche Ergänzung zu dem gleichfalls praktische Ziele verfolgenden Lehrbuch der siamesischen Sprache von Wershoven bilden. Doch auch die wissenschaftliche Erforschung der Thaisprachen wird hier nicht leer ausgehen, sondern aus beiden Schriften ein ebenso werthvolles als zuverlässiges Material schöpfen, mit dem sie sichre arbeiten und bauen kann. Die meisterhaft geschnittenen siamesischen Typen, die ebenso wie der elegante Satz alles Lob verdienen, entstammen der Druckerei von W. Drugulin in Leipzig. Hoffen wir denn, daß die beiden fleißigen Schriften des wackeren Siamesen in seinem Vaterlande die wohlverdiente Beachtung und Würdigung erfahren und dazu beitragen, auch von unsere Seite die Beziehungen zu Siam, das in seinem jetzigen König einen hochgebildeten und vorurtheilsfreien Herrscher besitzt, reger und enger zu gestalten.

M. Gr. Unter General von der Tann. Feldzugserinnerungen 1870/71 von Hauptmann a. D. Hugo Aenala, während des Feldzugs Compagnieführer im 1. b. 11. Infanterie-Regiment von der Tann. — Zweites Bändchen. Der Feldzug an der Loire. Von Paris, Heimmarsch und Einzug in München. — München, C. H. Beck 1896. — Im vorliegenden zweiten Bändchen seiner Kriegserinnerungen hat der mit Recht rasch beliebt gewordene Verfasser den militärischen Rahmen sich etwas weiter gesteckt als im ersten, der nach den Vormarsch nach Paris enthält, in dem er mit wenigen aber sachverständigen Strichen die strategischen Verhältnisse gezeichnet hat, welche die verwickeltes gewordene Kriegslage schuf; hatten die deutschen Heere an der Loire doch vorwiegend operative Aufgaben zu lösen. Die Schwierigkeit, hierin das richtige Maß zu treffen, hat er mit großem Geschick überwunden und dabei bewiesen, daß er ein nicht minder kriegswissenschaftlich geschulter als zugleich auf der vollen Höhe allgemeiner Bildung stehender und mit einem seltenen Darstellungstalent begabter Autor ist. Die Schilderung der persönlichen Erlebnisse des Truppenführers in Reih und Glied gewinnt dadurch wirklichen geschichtlichen Werth, und umsomehr, als den Umständen, unter denen unsre tapferen Truppen an der Loire den Sieg an ihre Fahne fesselten, mit wahrhaft plastischer Anschaulichkeit uns vor Augen geführt werden: die Strapazen und Beschwerden des Winterfeldzugs, die Schrecken des Volkskriegs, die Hemmnisse und Reibungen der Heeresführung. Von großem Interesse sind dabei die Streiflichter, welche auf einzelne Verhältnisse und Personen fallen, z. B. das Hauptquartier des Großherzogs von Mecklenburg, den Bischof Dupanloup, die französische Bevölkerung, und klar tritt der Opfermuth und die Ausdauer der deutschen Infanterie hervor, nicht blos auf den anstrengenden Märschen, sondern ebenso sehr auch im Gefecht selbst, wovon z. B. die Schlacht von Beaugency am 8. December ein erlesenes, in seiner Wahrheit ergreifendes Bild darbietet. Wollten wir indeß alles ebenso trefflich Geschilderte hervorheben, so fänden wir in unserem Lob kein Ende und zu müssen wir den uns ermunterten Leser auf das Buch selbst verweisen.

* Die belgische Expedition zur Erforschung des Südpoles dürfte im September von Antwerpen auf; sie geht vom Cap Horn aus nach dem Grahamlande und sodann auch dem Meere Georgs IV., in dem bereits der schottische Walfischfänger Weddel im Jahre 1822 den 74. Grad überschritten hat. Dieses Meer Georgs IV. ist seitdem von Eis blockirt gefunden worden — ein Hinderniß, das der Führer der Expedition, Lieutenant De Gerlache, mittelst Dampfers zu beseitigen hofft.

* Ausgrabungen. Bei den in Thera seit einiger Zeit von Baron v. Hiller angestellten Ausgrabungen sind letzthin eine Reihe wichtiger Funde ans Licht gekommen. Von hervorragender Bedeutung ist unter diesen Funden eine leider kopflose Aphrodite, die eine große Aehnlichkeit mit dem bekannten Meisterwerk von Milo aufweist. Ferner wurden eine Reihe sehr alter Inschriften, außerdem ein alter Tempel aufgefunden, dessen Wände aber gänzlich zerstört sind.

* Eine antarktische Expedition. Wie der „Köln. Ztg." aus Sydney geschrieben wird, ist das Kriegsschiff „Pinguin" im Anfang Mai mit einer wissenschaftlichen Expedition in See gegangen. Es handelt sich um nichts geringeres als um die viel umstrittene Frage der Entstehung der Korallen-Inseln. Die Expedition wird nach einem Vorschlag, den schon Darwin gemacht hat, Beobachtungen vornehmen, und zwar zunächst auf der Ellice-Gruppe. Die Commission besteht aus den HH. Dr. Sollas, Gardiner und Hedley. Sollas ist Professor der Geologie und Mineralogie an der Universität Dublin und wurde von der Royal Society gewählt, um diese Forschungen zu leiten. Hr. Gardiner ist Physiologe, er hat bis vor kurzem an der zoologischen Station in Neapel gearbeitet, und Hr. Hedley ist ein Angestellter am naturgeschichtlichen Museum in Sydney.

* Höhe des Vogelfluges. Gelegentlich astronomischer Beobachtungen hat Herr Robert H. West in Beirut im vergangenen Herbst, wie die Zeitschrift „Nature" berichtet, interessante Wahrnehmungen über die Höhe des Vogelfluges gemacht. West verfolgte im Fernrohr eine Bedeckung der Plejaden durch den Mond, als er plötzlich sah, daß sich eine Anzahl Vögel — augenscheinlich auf der Wanderung begriffen — auf das Mondbild projicirten. Je nach ihrer Größe und Entfernung dauerte es 4 bis 8 Secunden, bis sie die Mitte der Mondscheibe durchflogen hatten, woraus West für diese Wandervögel eine Flughöhe von 8000 bis 15,000 m abgeleitet hat. Es ist dies Resultat auch in Uebereinstimmung mit anderen älteren Beobachtungen.

㊐ Wien, 20. Juni. Kaiser Franz Joseph hat dem Director der Deutschen Seewarte, Dr. G. Neumayer, das Großkreuz des Franz Joseph-Ordens verliehen. Die Geographische Gesellschaft, der Dr. Neumayer bereits seit 1880 als Ehrenmitglied angehört, hat ihm zu seinem 70. Geburtstage die Hauer-Medaille, bekanntlich die größte Auszeichnung, welche die Gesellschaft zu vergeben hat, verliehen, und endlich hat die ungarische Geographische Gesellschaft in Budapest den Jubilar zu ihrem Ehrenmitgliede ernannt. — Die Geographische Gesellschaft beabsichtigt, zur Erinnerung an die vor 400 Jahren erfolgte Entdeckung des Seeweges nach Indien durch Vasco da Gama eine Festversammlung abzuhalten und aus diesem Anlasse auch eine Festschrift aus der Feder des Universitätsprofessors Dr. Wilhelm Tomaschek herauszugeben. Ferner beschloß der Ausschuß der Gesellschaft, die Studien des Hofraths v. Simony über das Dachsteingebiet fortzusetzen und hat sich zu diesem Zwecke mit dem auf dem Gebiete der Terrainaufnahme ehemals bekannten Obersten d. R. Geoliee v. Mildeasee ins Einvernehmen gesetzt. Derselbe hat es auch übernommen, die Gletscher des Dachsteingebiets einer genauen wissenschaftlichen Untersuchung und Vermessung zu unterziehen. Endlich wird der Vicepräsident der Gesellschaft, Sectionschef Ritter v. Loenz, den heurigen Sommer dazu benützen, um seine wissenschaftliche Monographie über die Flora, Fauna, über Temperatur, Tiefe, über Zu- und Abnahme des Wasserstandes des Hallstätter Sees, endlich über die geologischen Verhältnisse des Seebeckens zu vollenden. — Professor Adamkiewitsch von der medicinischen Facultät in Krakau, der vor einiger Zeit vom Unterrichtsministerium die Erlaubniß erhalten hatte, im hiesigen allgemeinen Krankenhause Material für Experimente des von ihm entdeckten Schutzmittels gegen Krebs, „Cancroin", zu benützen, führte schon seit längerem in Fachzeitschriften und jüngst auch in der „Neuen Revue" Klage über Schwierigkeiten, die ihm von den Professoren Kundrat, Paltauf und besonders Hofrath Albert bereitet worden seien. Nachdem er schließlich seine wissenschaftlichen Gegner sogar der Unehrlichkeit gezieben, prüfte der Ausschuß der Wiener Gesellschaft der Aerzte, deren Mitglied Adamkiewitsch war, die ganze Angelegenheit, und die gestrige Vollver-

Digitized by Google

sammlung der Gesellschaft beschloß die Ausschließung des Krakauer Professors.

— 21. Juni. Im Arcadenhofe des Universitätsgebäudes, dieser „Ehrenstätte vaterländischer Wissenschaft", gab heute Mittag die Enthüllung der von der Familie gestifteten, von Hans Bitterlich gefertigten Büste Adolf Exners Anlaß zu einer erhebenden Feier, der die Mitglieder des Unterrichtsministeriums und akademischen Senats, viele andere Professoren und Freunde der Wissenschaft, die Familie und Verwandtschaft des verstorbenen Rechtslehrers anwohnten. Nach dem Vortrage eines Festgesangs durch den akademischen Gesangverein ergriff Hofrath Benedikt das Wort, um uns Exner in gefühlswarmer und gedankenreicher Rede vorzugsweise von der rein menschlichen Seite zu schildern. Ueber die Bildnisse von Universitätslehrern, von denen schon eine stattliche Reihe die feierlich langen Arcaden schmückt, sagte Benedikt sehr schön: „Wahlthätig verlängern sie das Pietätsverhältniß von Lehrern und Schülern, in dem das Geheimniß ihrer Erfolge liegt. Ehrend entschädigen sie für Entsagungen unsres auf immaterielle Lebensgüter gerichteten Berufes." Benedikt gedachte sodann des alten Exner, dessen Bildniß an benachbartem Orte seinen Platz gefunden, der, „an eine leitende Stelle des Unterrichtsministeriums berufen, als Philosoph das platonische Ideal des Staatsmannes einmal verwirklichen sollte und die schöpferische Seele der That ward, mit welcher Graf Leo Thun der Bildung im Staate, in gewissem Sinne dem Staate selbst neue Grundlagen schuf". Exner hatte bald nach dem Antritte seiner akademischen Thätigkeit in Wien einen Ruf nach Zürich angenommen, und dies veranlaßte Benedikt zu der heute besonders zeitgemäßen Bemerkung: „Einsichtend zeigt dieser Schritt und wie er ausfiel, welcher Segen der über Mitteleuropa verbreiteten Form des Universitätswesens aus einem gegenseitigen Austausch von Lehrkräften erwächst, zu, wie es einen Grundpfeiler des Gebäudes bildet, an dem ängstliche Gemüther gottlob umsonst zu rütteln suchen. Kann auch die gesündeste Einrichtung nie ganz aller parasitischen Uebel sich entschlagen, so steht doch so viel fest, daß Unentbehrliche nirgends entlassen, Entbehrliche, wenn man ihrer wieder bedarf, überall tüchtiger, brauchbarer zurückgewonnen werden. Auch für Exner sollte dieser Wechsel einer Verdoppelung der Kraft gleichkommen." Benedikt gedachte dann kurz der Seminarthätigkeit Exners an Jherings Stelle, seiner Verdienste um das österreichische Civilrecht, als Dekan, Rector und Berather der Jugend, als Mitglied des Reichsgerichts und Mitarbeiter im Herrenhause an der Reform des Gesetzes über das Urheberrecht, um ihn dann mit voller Liebe als Menschen zu schildern, als eines jener Lieblingskinder der Natur, die, wo sie auftreten, nicht unbemerkt bleiben, in jedes Umgebung ebenbürtig oder überlegen, instinctiv anziehen und herrschen, ohne es zu wollen. „Freilich, was spielende Fertigkeit an ihm erschien, war nicht mühelos, sondern in redlicher, zeitweise harter Energie erworben, und den Eigenwerth, ich möchte sagen die Localfärbung, welche die Berufsart in der Persönlichkeit erzeugt, hat er als guter Professor nie verleugnet. Wer hätte dies verkannt, wenn es ihm zuhörte, wenn er die in tausendjähriger Gedankenarbeit zugeschliffenen Begriffe des römischen Rechtes durchdringend klar entwickelte, aber was vielleicht noch anziehender war, wenn er in spannendem Vortrage die verwickelte Natur eines praktischen Rechtsfalls auseinander legte und die verblüffend einfache Lösung den Hörer gleichsam selbst finden ließ." Benedikt schilderte sodann Exners Fähigkeit, in den verschiedensten Ständen und Berufskreisen zu verkehren und im Umgang mit jedem Lebensalter den rechten Ton zu treffen, insbesondere auch mit sanfter Hand die Jugend an ernsten Gefahren vorbeizuführen. „Gab er in den engsten Cirkeln des Privatlebens im Grunde genommen sein Bestes aus, so mußte er wohl zuweilen von Wohlwollenden den Wunsch hören, daß er sein großes Pfund für die Oeffentlichkeit ausgiebiger verwerthen möchte, und gewiß ist, daß er die Zahl seiner wissenschaftlichen Werke hätte vermehren, die Meisterschaft seiner Darstellung zu einer Biographie des Vaters verwenden, und, wenn er sich nicht so abwehrend gegen politischen Ehrgeiz verhalten hätte, an höchsten Staatsstellen wirkthin wirken können, aber die stille Harmonie des Daseins ging ihm über Alles, und in der That, glücklicher hätte er nicht leben können." Nachdem der Vortragende unter großer Bewegung der Zuhörer geschlossen, übernahm Rector Menger mit einer kurzen Ansprache die Büste Exners in Eigenthum und Verwahrung der Universität und unter dem Gesang des Gaudeamus igitur ging die Festversammlung auseinander.

* Aus Athen wird der „Frankf. Ztg." geschrieben: Man wird sich erinnern, welche Entrüstung in Deutschland der mehr als vernachlässigte Zustand der Gräber Otfried Müllers und Lenormants auf dem Kolonos hervorrief. Es handelte sich aber dabei nur um unbedeutende Beschädigungen, die nunmehr vollständig ausgebessert sind. Mit ganz anderer Berechtigung aber darf der Entrüstung Raum gegeben werden angesichts der Zerstörung, welche die Türken an den Ausgrabungen in Magnesia am Maeander verüben. Dort sind auf Kosten der Direction der Berliner Museen unter der Leitung Humanns und des Archäologen Hiller v. Gärtringen prachtvolle, dem Zeus und der Artemis geweihte Tempel und die marmorprangende Agora aus der Erde wiederum ans Tageslicht gestiegen, und nach den Berichten von Reisenden, welche soeben von Magnesia kommen, sind sie jetzt wiederum fast ganz zerstört! Die Eingeborenen benutzen nämlich den reichen Marmorschmuck zum Bau ihrer Häuser, und so dürften, wenn nicht bald von der türkischen Regierung energisch dagegen eingeschritten wird, in absehbarer Zeit die herrlichen Denkmäler in ein Trümmerfeld verwandelt sein.

* **Warschau**, 17. Juni. Der Generalsuperintendent der evangelischen Gemeinden im Königreiche Polen, Gustav Manitius, beging vor Kurzem sein 50jähriges Amtsjubiläum. Anläßlich dessen fanden innerhalb der hiesigen evangelischen Gemeinde eine Reihe Festlichkeiten statt, denen zahlreiche Abgeordnete aus allen polnischen Gouvernements beiwohnten. Generalsuperintendent Manitius, einer der hervorragendsten evangelischen Theologen des russischen Reiches, wurde am 28. September 1823 in Plock a. Weichsel geboren, besuchte das Plocker Gymnasium, studirte in Dorpat und war nacheinander als Geistlicher in Kalisch, Petrikau, Lodz, Lomza und (seit 1867) in Warschau thätig. Seit 1895 fungirt er als Generalsuperintendent der evangelischen Gemeinden in Polen. Manitius gab mit dem Superintendenten Diehl und den Professoren Paplonski, Fechte und Przybarowski die revidirte polnische Bibelübersetzung des neuen Testaments heraus, an der die Betreffenden über 10 Jahre arbeiteten. Außerdem übersetzte Manitius die Agende für die evangelische Kirche (des Augsburger Bekenntnisses) ins Polnische und verfaßte eine große Anzahl theologischer Werke.

* **Kasan**, 16. Juni. Der Professor der Theologie an der hiesigen Universität Protohierei Milawidow ist heute plötzlich gestorben.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 17. bis 20. Juni folgende Schriften eingegangen:

Entwurf eines Handelsgesetzbuchs mit Ausschluß des Seehandelsrechts nebst Denkschrift. Aufgestellt im Reichsjustizamt. Amtliche Ausgabe. Berlin, J. Guttentag 1896. — Rudolf Stutzmann: Die sociale Kategorie in der Volkswirthschaftslehre. 1. Theil. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht 1896. — Dr. Julius Wolf: Die Wohnungsfrage als Gegenstand der Socialpolitik. Vortrag. Jena, G. Fischer 1896. — Dr. Emil Arleth: Sokrates. Dr. Robert Marschner: Die Unfallversicherung in Oesterreich. (Sammlung gemeinnütziger Vorträge, Heft 212 u. 213.) Prag, Deutscher Verein zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse 1896. — Pastor . . .: Zur Evangelisation Brasiliens. Dr. Christ. Geyer: Bilder aus der Zeit der Gegenreformation. (Flugschriften des Evangelischen Bundes. Heft 121/122 u. 123.) Leipzig, C. Braun 1896. — Prof. M. Kassowitz: Wirkt das Diphtherieserum beim Menschen immunisirend? 2. Aufl. Wien, M. Perles 1896. — Separatabdruck aus der deutschen Zeitschrift für Geschichtswissenschaft. N. F. Jahrg. 1. Nr. 2. Freiburg und Leipzig, J. C. B. Mohr. — Jakob Grimm und Wilhelm Grimm: Deutsches Wörterbuch. Fortgesetzt von Dr. M. Heyne ꝛc. 9. Bd. 7. Lfg. Leipzig, S. Hirzel 1896. — Friedr. v. Hellwald: Die Erde und ihre Völker. 4. Aufl. Bearbeitet von Dr. W. Ule. 2. u. 3. Lfg. Stuttgart ꝛc., Union 1896. — Katalage der Berliner Gewerbe-Ausstellung 1896 von Rudolf Mosse. Berlin: K. für die Saxeraussstellung der Stadtgemeinde Berlin. Hggb. vom Magistrat zu Berlin. — Deutsche Colonialausstellung. Von Gustav Meinecke. — Deutsche Fischereiausstellung. — Specialkataloge, hggb. vom Arbeitsausschuß: I. Textil- und Bekleidungsindustrie. II. Bau- und Ingenieurwesen und Holzindustrie. III. Kurz- und Galanterie-, Porcellan-, Chamotte-, Glaswaaren. IV. Metallindustrie. V. Chemie, Photographie, wissenschaftl. Instrumente. VI. Nahrungs- und Genußmittel, Fischereisport. VII. Maschinenbau, Schiffsbau, Transportwesen, Elektrotechnik. VIII. Gesundheitspflege, Wohlfahrtseinrichtungen, Unterricht und Erziehung. IX. Gartenbau. X. Bachgewerbe, Papierindustrie, Buchhandel, graphische und decorative Kunst.

Jahrgang 1896. München, Dienstag, 23. Juni. Nummer 143.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber i. V.: Alfred Frhr. v. Menzl in München.

Uebersicht.

Neugriechische Volkslieder. — Die Erklärung der Rechte. II. — Mittheilungen und Nachrichten.

Neugriechische Volkslieder.

K-ch. Unsre Kenntniß der heutigen griechischen Volksdichtung wie des griechischen Volkscharakters überhaupt ist immer noch sehr mangelhaft und einseitig, wenn nicht gar durch ungünstige Vorurtheile getrübt. Das Wenige, was dem größeren Publicum an neugriechischen Volksliedern durch poetische Uebertragungen zugänglich geworden ist, berechtigt auch gar nicht zu einem abschließenden Urtheil über sie. Die erste, jetzt halb vergessene Uebersetzung Wilhelm Müllers ist wohl niemand mehr zugänglich, und die gelegentlichen, halbversteckten Proben, die wir Goethe, Geibel, Ellissen u. A. verdanken, geben nur einzelne Stücke, die sich nicht runden zu einem Gesammtbilde dieser Dichtung und der Eigenart des Volkes, in dessen Schoße sie ruht. Einen Ansatz hiezu machte vor einigen Jahren die kleine, zierliche Auswahl von Gustav Meyer (s. Beil. 1891, Nr. 10). Aber auch sie beschränkte sich auf einen bestimmten Ausschnitt aus dem großen Gebiete, auf die Liebeslyrik. Erst im vorigen Jahre hat ein junger Archäologe, Hermann Lübke, den Versuch gemacht, uns die neugriechische Volkspoesie in ihrem ganzen Umfange zu erschließen (H. Lübke, Neugriechische Volks- und Liebeslieder in deutscher Nachdichtung, Berlin, Calvary 1895). Gründliche Kenntniß der Sprache und ihrer Dialekte, umfassende Beherrschung des in vielen griechischen Sammlungen zerstreuten Materials, dazu eine sichere Handhabung der poetischen Technik haben es Lübke ermöglicht, uns eine reiche und vielseitige Auswahl aus der neugriechischen Volkspoesie zu bieten.

Wir sehen diese gleichsam im Durchschnitt und im Querschnitt vor uns, in ihrer örtlichen Ausdehnung wie in ihrer zeitlichen Aufeinanderfolge.

Aus dem ganzen großen Gebiete griechischer Zunge sind hier die poetischen Schätze vor uns ausgeschüttet. Dabei ist es von Interesse, zu sehen, wie die einzelnen Gegenden an der poetischen Production betheiligt sind. Hieraus ergibt sich, daß der bei weitem überwiegende Theil nicht dem freien, sondern dem „unterjochten Griechenland", d. h. der griechischen Türkei, angehört. Mögen auch vielleicht politische Rücksichten hiebei für die Sammler maßgebend gewesen sein, so scheint doch gerade hier der poetische Puls des griechischen Volksliedes am stärksten zu schlagen. Allein fast die Hälfte der Lieder bei Lübke stammt aus Epirus, dem Tirol Griechenlands, das einst mit Thessalien die Seele des griechischen Aufstandes bildete, und in dessen Bergen noch heute ein poesiebegabtes, lebensfrohes Geschlecht wohnt. Nächstdem hat Kreta, Griechenlands Schmerzenskind, die meisten Stücke beigesteuert. Von den übrigen Inseln des Archipels sind Chios und Lesbos am reichsten vertreten, und als äußerste Warte des Griechenthums im Osten Cypern. Nur wenige Klänge vernehmen wir von den sangesfrohen Jonischen Inseln. Vielleicht ist hier die Ausbeute um deßwillen nicht so groß, weil durch die vielfachen Berührungen mit italienischer Cultur das ursprüngliche Volksthum stark beeinträchtigt und somit auch die Originalität der Volksdichtung verwischt ist.

Wir blicken aber an der Hand unsrer Liedersammlung auch in die Tiefen der Jahrhunderte hinab, lernen die mittelalterliche Heldendichtung kennen, in der sich die späteren Klestenlieder vorbereiteten, und beobachten in der Liebespoesie vorübergehende Einwirkungen ritterlichen und romantischen Geistes. Wir durchschreiten die mittelalterliche Geschichte des griechischen Volkes von der byzantinischen und fränkischen Zeit bis in die der Knechtschaft, woran noch Lieder vom Fall Konstantinopels und Trapezunts gemahnen, und gelangen bis hinein in die Jahre der Erhebung am Anfange unsres Jahrhunderts.

Zu dieser Weite des Umfangs gesellt sich die Reichhaltigkeit des Inhalts. Alles, was des Volkes Herz bewegt, kommt in Lübke's Sammlung zum Ausdruck.

Eine bunte, fast unabsehbare Schaar von Liebesliedern eröffnet den Reigen; kleine Vierzeiler füllen, Amoretten gleich, die Zwischenräume und Nischen aus, das Hauptbild ergänzend oder fortführend. Dahinter schreitet eine Gruppe würdiger Gestalten aus Sage und Geschichte des Volkes, die Helden, um deren Haupt sich ein Balladenkranz geschlungen hat. Geisterhafte Wesen, Verkörperungen der lebenbeherrschenden Mächte, schweben darüber. Und den Schluß bildet ein Chor schwarz verhüllter Gestalten, welche Todtenklagen singen.

So etwa stellt sich uns das Ganze, im Bilde betrachtet, wie eine Allegorie des Lebens dar. Denn wie von selbst fügt sich der reiche Stoff zu einem figuren- und ideenreichen Bilde, und es wäre ein dankbarer Vorwurf, besonders für einen griechischen Künstler, den ganzen Inhalt frescoartig auf ein großes Gemälde zusammenzudrängen. Gewiß eine schöne, echt nationale Aufgabe!

In zwei Punkten hätte jedoch der Maler künstlerischer zu verfahren, als der Uebersetzer: In der gleichmäßigen, harmonischen Vertheilung der einzelnen Gruppen und, was damit zusammenhängt, der stärkeren Betonung des Charakteristischen. In der sinnfälligen Darstellung würde die Nichtbeachtung dieser Forderungen sofort als ein schwerer Mangel in der Composition hervortreten; im Buche, wo sich das Ganze nicht auf einmal aufrollt, ist er nicht so fühlbar; er wird es erst, wenn man versucht, die Einzeltöne nachfühlend zur Gesammtstimmung zu erweitern, sie auf den Grundton zu stimmen, der ihnen doch sämmtlich eignet, wie man vor einem Bilde zurücktritt, um es ganz in sich aufzunehmen, nachdem man seine Theile betrachtet hat. Gelingt das, so ist es eine Probe dafür, daß bereits diese Gesammtwirkung in der Absicht dessen gelegen hatte, der eine solche Sammlung zusammengestellt — nein, componirt hat. Je vollständiger sie aber ist, je mehr Steinchen das Mosaik enthält, um so mehr muß der Gesichts-

punkt dem Ganzen zustreben, je leichter das Sammeln, um so schwerer ist das Sichten des Stoffes.

Gerade dieses Sichten ist aber, so will es uns scheinen, dem Sammler und Uebersetzer unsrer Lieder nicht recht gelungen. Es ist auf der einen Seite zu viel, was auf der anderen zu wenig. Die Liebeslieder überwiegen und überwuchern die übrigen in ungebührender Weise. Warum das in einer Auswahl, die uns das ganze Volksthum im Liede zeigen will? Oder wollte sie es nicht? Der seltsame Titel „Volks- und Liebeslieder" läßt fast darauf schließen, daß es dem Sammler von vornherein um die letzteren ganz besonders zu thun war, weßhalb er sie auch an die erste Stelle rückte und im Titel von den übrigen Volksliedern trennen zu müssen glaubte. Diese sind denn auch etwas zu kurz gekommen; sie verhalten sich der Zahl nach zu jenen wie 1 : 3.

Das wäre nun noch hinzunehmen, vorausgesetzt, daß die Liebeslieder zugleich die charakteristischsten wären. Aber auch das trifft nicht zu. Vor allem nicht auf die kleinen Vierzeiler, die sich zu Hunderten in Lübke's Sammlung drängen und von denen schon Gustav Meyer bemerkte, daß sie der griechischen Volkspoesie durchaus nicht das Colorit geben, wie etwa der italienischen. Lübke schien das auch zu fühlen, da er selbst sagt, daß er sie durch ihre Masse wirken lassen wollte. Es sind kleine, buntschillernde Momentbildchen, einzelne von wirklicher Poesie, die meisten aber ohne rechten Stimmungsgehalt, die das ewig gleiche Thema bis zur Ermüdung variiren, solche, von denen vierundzwanzig aufs Dutzend gehen. Fast alle plötzliche Improvisationen, mit stark sinnlicher Färbung, auf der Lippe, nicht im Herzen geboren, athmen sie weder „den Veilchenhauch der deutschen Minne", noch lassen sie einen Tiefblick ins Volksgemüth thun, führen vielleicht gar zu dem Glauben, als sei die Macht des Gemüths nur gering in dem neugriechischen Volksliede.

Aber das Erotische hat auch gar keine so große, tiefgehende Bedeutung im Gemüthsleben des Griechen, wie bei uns. Hört man doch selbst in geselligem, frohem Kreise verhältnißmäßig wenig eigentliche Liebeslieder singen. Schon die fast noch orientalische Auffassung von der Stellung der Frau läßt es nicht zu der innerlichen Herzensgewalt kommen, die das Liebesgefühl adelt und erhebt. Es ist daher auch zurückzuweisen, wenn man gemeint hat: „Liebe, Liebe und nochmals Liebe, darum dreht sich die sinnliche Natur des Griechen."

Der eigentliche Angelpunkt, die Wurzel seiner Lebensanschauung — nicht des Einzelnen, sondern der Gesammtheit des Volkes — ist vielmehr anderswo und tiefer zu suchen.

Bei aller Sinnlichkeit, das sagt auch Lübke in der Einleitung, „geht ein Zug tiefer Wehmuth durch den griechischen Volksgesang". Wie dieser Zug zu erklären ist, scheint man noch nicht beobachtet zu haben. Wir finden aber den Schlüssel dazu in einer Gattung von Liedern, die bei Lübke leider gar zu sehr verschwinden, da sie unter den „Cultgesängen" (S. 256—262) enthalten sind, die aber bei ihrer Wichtigkeit für die Beurtheilung des Volkscharakters wohl einen eigenen Abschnitt verdienten. Das sind die sogen. Charosslieder, eine poetische Verkörperung des unerbittlichen Todes und seines Waltens in der Welt. Diese merkwürdigen, gemüth- und phantasievollen Triebe der Volkspoesie überhaupt müssen wir betrachten, um dem innersten Wesen des griechischen Volkscharakters auf den Grund zu kommen, zugleich um das Augenmerk der Leser unsrer Sammlung darauf zu lenken, da sie, wie gesagt, zu sehr im Verborgenen blühen. Wie konnte sich also, fragen wir, in der Phantasie eines lebensfrohen Volkes die Vorstellung des Todes so tief festsetzen?

Denn daseinsfreudig ist der Grieche als Sohn des heiteren Südens. Mit allen Fasern hängt er am Irdischen; heiße Liebe zur Natur und ihrer ewigen Schönheit spricht aus seinen Liedern; alle Wesen der Natur werden seine Vertrauten; die Vögel stehen im Dienste des Menschen als Boten oder Propheten. Aber diese Empfänglichkeit für die Reize der Natur nimmt einen gewissen neidisch-empfindsamen Charakter an. Sie steht dem Griechen als Reflex des eigenen Ich gegenüber, er betrachtet sie nicht wie ein in sich geschlossenes Kunstwerk. Sie dient ihm dazu, über sich selbst und seine Vergänglichkeit nachzugrübeln:

„Wie glücklich die Berge, wie selig die Au'n,
Die von Charos nichts wissen, den Tod nicht erschau'n!"

Eine melancholische Beschaulichkeit tritt so an die Stelle eines heiteren, sonnigen Daseinsgenusses. Je mehr sich der Grieche an die Welt klammert und ihre Freuden auskosten will, um so mahnender tönt ihm ein „Memento mori" entgegen, und nur um so tiefer stürzt er sich in den Strudel der Lust. Aber der quälende Gedanke: Wie lange wird's dauern? steht sogleich hinter ihm und treibt ihn zur Eile. So geht seine Natur nicht ohne Rest in den Lebensgenuß auf; stets bleibt ihm ein bitterer Bodensatz zurück in dem Becher der Freude. Daher die wehmüthigen Lobpreisungen der Jugend, daher die traurig-klagend hingezogene Melodie seiner Lieder. Diese seltsame Mischung von Lebensfreude und Todesfurcht hat sich nun verdichtet zu der Gestalt des grimmen Charos, des Todtengottes, der die ganze Volksphantasie beherrscht. Die Charoslieder sind der Ausdruck der Machtlosigkeit eines mächtigen Willens zum Leben. Selbst mit Eros finden wir ihn im Bunde; zum Scherz ruft der Liebende den Todtengott herbei, um sich an der Spröden zu rächen, so vertraut ist ihm dessen Vorstellung:

„Zum Charos will ich steigen
Ins düst're Todtenreich,
Will Freundschaft mit ihm schließen
Und Brüderschaft zugleich.

Er soll mir seinen Bogen
Und scharfe Pfeile leih'n,
Daß ich ins Herze treffe
Drei schlanke Mägdelein."

Und im Tode wiederum möchte der Grieche das irdische Leben nicht missen; so fest hängt er an ihm, daß der Sterbende um ein recht weites, hohes Grab bittet, mit einem Fensterchen darin,

„Daß mir die traute Schwalbe den Frühling bring' herbei,
Und Nachtigall mir singe vom wunderschönen Mai."

Aus diesem überquellenden, unbezwingbaren Lebensgefühl und der Furcht, das Leben zu verlieren, erklärt sich weiter die Heilighaltung alles irdischen Besitzes, dessen, was dem Menschen am theuersten ist, Heimath und Familie. Es ist bezeichnend, daß das älteste uns erhaltene neugriechische Volkslied (S. 99) die Qualen der Trennung von der Heimath besingt. Noch heiliger sind dem Griechen die Bande der Blutsverwandtschaft. Die Treue der Gatten ist unverletzlich, wie die Liebe der Eltern zu den Kindern und umgekehrt. Das Verhältniß der Gatten wird verglichen mit dem Epheu, der sich um den Stamm rankt. Daher verstehen wir auch den tiefen Schmerz um den Tod eines geliebten Angehörigen, dessen unmittelbare Aeußerung die ergreifenden Todtenklagen bilden, die wir an letzter Stelle in Lübke's Sammlung finden, die aber ihre Bedeutung erst im Rahmen des Familienlebens gewinnen und daher nicht von den übrigen Familienliedern hätten getrennt werden sollen.

So liegt ein eigenthümliches Helldunkel über der neugriechischen Volksdichtung gebreitet: starke, sonnige Lichter, aus einem düsteren Hintergrunde hervorbrechend. Das Leben sind die Lichter, das Grauen vor dem Tode der alles beherrschende, wolkenschwere Hintergrund. Orientalische Phantasiefülle, gepaart mit einer an slavische Schwermuth mahnenden Beschaulichkeit, beides ausgeglichen zu einer

Digitized by Google

heiteren Melancholie, so etwa stellt sich das Bild der neugriechischen Volkspoesie dar.

Es sollte mit dieser flüchtigen Skizzirung nur der psychologische Zusammenhang zwischen den einzelnen Gattungen der neugriechischen Volkspoesie angedeutet und zugleich das Eigenartige und Charakteristische derselben hervorgehoben werden, zumal sich dieses, wie gesagt, aus Lübke's Sammlung nicht deutlich genug ergibt. Das Erotische, das ihr auch äußerlich durch Farbe und Bild des Umschlages aufgeprägt ist, sprengt den Rahmen des Ganzen, läßt für das wirklich Originelle zu wenig Raum und stört damit die Einheitlichkeit.

Durch diese die Vertheilung und Auswahl des Stoffes im allgemeinen betreffende Ausstellung brauchen wir uns jedoch nicht den Genuß an dem reichhaltigen Liederschatz im einzelnen verkümmern zu lassen, den uns Lübke bietet. Wer mit Hingebung und Aufmerksamkeit sich in das Buch versenkt, wird auch bald die Perlen unter der Masse des Unbedeutenderen erkennen.

Ein jeder wird schließlich, von welcher Seite er auch hinzutreten mag, etwas finden, was seinen Interessen entgegenkommt. Namentlich der Folklorist, der Cultur-, sowie der Literarhistoriker wird manche Anregung für seine Forschungen finden. Heben wir einiges nach diesen drei Richtungen heraus.

Für die Volkskunde ist besonders der Abschnitt „Todtengesänge" von Bedeutung. Diese enthalten außer den bereits charakterisirten Charosliedern auch einige andere, in denen verschiedene Schicksals- und Naturgewalten sich verkörpern, die Miren (μοῖραι), die Neraiden und Lamien, die eine große Rolle im Volksglauben spielen und die wir gern durch mehrere Beispiele vertreten gesehen hätten. Hierher gehören auch die beiden mit „Circe" und „Sirene" betitelten Nummern, die allerdings die Eigenschaften der antiken Phantasiegestalten zeigen, während die alten Namen nicht mehr, wie man meinen könnte, im Volksbewußtsein lebendig sind; für sie ist vielmehr die Gorgone eingetreten, die nach dem heutigen Volksglauben als Meerungeheuer den Schiffen Gefahr bringt. Als Commentar für diesen Theil wird übrigens noch immer das Werk von Bernhard Schmidt „Das Volksleben der Neugriechen und das classische Alterthum" gute Dienste leisten.

Der Culturhistoriker wird den historischen Balladen seine Hauptaufmerksamkeit zuwenden. Er wird besonders den Einfluß des Christenthums und der verschiedenen orientalischen und abendländischen Culturschichten verfolgen, die sich auf dem Boden Griechenlands abgelagert haben. Freilich ist gerade hier die Ausbeute nicht groß. Bei der Zähigkeit und Abgeschlossenheit des griechischen Wesens konnte es nur schwer zur Aufnahme fremder Culturelemente kommen. Auffallend gering ist auch die Einwirkung des Christenthums auf die Gestaltung des Volksliedes gewesen. Von der christlichen Verkleidung, die sich so viele unserer alten Lieder gefallen lassen mußten, ist in Griechenland wenig zu spüren. Unsre Sammlung bietet nur ein Beispiel, in dem sich religiöse Vorstellungen mit dem Volksgeist durchdrungen haben, in dem schönen Liede von dem „Leiden des Herrn" (S. 270), während das darauf folgende „Himmel und Hölle" unverkennbar geistlichen Ursprungs ist und nichts Volksthümliches an sich trägt. Das Volkslied kennt nach wie vor nur den Hades. In dem Liede vom „Hl. Georg" (S. 267) sind heidnische und christliche Züge seltsam ineinander gewirkt; der Anklang an die Perseussage ist jedenfalls unverkennbar.

Noch spärlichere Spuren lassen sich von europäischen Cultureinflüssen nachweisen. Nur auf Cypern und Rhodus ist mit der Herrschaft der Lusignans und der Tempelritter ein Anflug von „Höveschеit" in die griechische Volksdichtung gekommen, wie es an den cyprischen Balladen aus der Frankenzeit und an den „Hundert Liebesworten" sichtbar ist, die den Einfluß abendländisch-ritterlicher Romantik nicht verleugnen.

Für den Literarhistoriker ist es von Interesse, diejenigen Fälle festzustellen, in denen sich fremde volkspoetische Stoffe nach Griechenland verirrt haben, und zu sehen, in welcher Form sie dort auftreten. Hier ist vor allem die Lenorensage zu nennen, deren Kern in dem Gedichte von der „Nächtlichen Reise" (S. 254) enthalten ist. Das Lied von dem „Hirten und den Neraiden" (S. 248) ist nichts als eine griechische Version der Sage vom Erlkönig, und die Tauchersage hat sich in einem epirotischen Liede (S. 305) fortgepflanzt, das sich wie ein Entwurf zu Schillers Gedicht liest. Sonst finden wir keine bekannten Motive. Die isolirte Stellung des griechischen Mittelalters war einem regen Austausch derselben nicht günstig.

Das Gleiche gilt von der äußeren Form der Lieder. Der fast ausschließlich herrschende Vers ist der sog. politische, aus fünfzehnsilbigen Jamben bestehend („O Tannebaum, o Tannebaum, wie grün sind deine Blätter"), der bei stetiger Wiederkehr für unser Gefühl unerträglich wird. Hier hat der Uebersetzer mit besonders großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Lübke hat sie glücklich überwunden, indem er an die Stelle jenes Allerweltsverses andere, uns näherliegende gesetzt hat, die dem jeweiligen Charakter des Liedes entsprechen. Die erotischen Distichen hat er zu leichteren Vierzeilern umgebildet, wie schon Gustav Meyer in seiner erwähnten Auswahl gethan hatte. Die historischen Balladen sind mit großem Geschick im Ton wie im Versmaß unsern deutschen nachgedichtet. Mit ihnen hat der Uebersetzer am freiesten geschaltet, und sie sind ihm wohl auch am besten gelungen. Viele der auf S. 283—305 vereinigten Balladen lesen sich fast wie altbekannte Uhland'sche oder Goethe'sche Originale; sie lassen kaum erkennen, daß man es mit Uebertragungen zu thun hat.

Nur in den echt nationalen Gesängen, in den Klephten-, Charos- und Todtenliedern ist der einheimische Vers beibehalten, offenbar in der richtigen Empfindung, daß hier der originelle Inhalt durch eine ihm aufgezwungene fremde Form nur leiden könne. Trotzdem aber oder gerade darum wirken sie fremdartiger und nicht so packend wie die Balladen. Gerade den Charosliedern würde eine bewegtere, balladenmäßige Form gewiß besser anstehen, als der schwerfällige politische Vers. Man vergleiche nur das berühmte „Charos und die Seelen" (S. 261) mit der Nachdichtung Goethe's. Es gilt auch hier der Satz, daß die Stimmung, die ein Gedicht in fremder Sprache in uns erweckt, beim Uebertragen in die eigene auch ihre eigene Form, ihren eigenen Ausdruck verlangt. Bei Lübke kann man das gut beobachten. Wo er am tiefsten in die Empfindung und den Ton des Originales eingedrungen ist, da hat er auch leicht die passende deutsche Form gefunden; wo er jenem fremder gegenübersteht, hat sich auch die Stimmung nicht in eine ihr entsprechende Form umgesetzt; sie blieb an dem fremden Versmaß hängen; Form und Inhalt deckten sich nicht mehr.

Diese Beobachtung läßt sich auch auf die innere Sprachform übertragen. Je mehr der Uebersetzer sich von den Fesseln der fremden Form frei gemacht hat, um so höheren und volleren Flug nimmt auch sein sprachlicher Ausdruck.

So liefert Lübke's Uebertragung auch einen lehrreichen und werthvollen praktischen Beitrag zur Kunst des Uebersetzens. Möge der Erfolg seines Buches zeigen, daß es ihm gelungen ist, für eine uns immer noch fremde und vielfach fremdartige Poesie die rechte deutsche Weise zu finden, die ihr allein unser Herz öffnen kann, möge er sich als der Fährmann erweisen, der eine neue Schaar von Fremdlingen unsrer Poesie zugeführt, und möge auch

Ihnen bald das verdiente Bürgerrecht zutheil werden in dem großen Chore poetischer Völkerstimmen, die in deutscher Zunge wiederklingen!

Die Erklärung der Rechte.

II.

zwg. Die Independentistenbewegung ist aus dem Brownismus hervorgegangen. Robert Browne und seine Anhänger haben am Ausgang des 16. Jahrhunderts in England eine Lehre verbreitet, deren Kern die Idee einer demokratischen Kirchenverfassung bildete. Auf holländischem Boden wird der Brownismus zum Congregationalismus, welcher völlige Trennung von Kirche und Staat, sowie strenge Autonomie jeder Einzelgemeinde fordert. In einer 1616 an Jakob I. gerichteten Petition wird für jede solche Gemeinde ihr Recht geistlichen Regiments in Anspruch genommen, das in und von ihr durch gemeinsamen, freien Consens des Volkes selbständig und unmittelbar unter Christus geführt wird. Diese Anschauung hat auf religiösem wie auf politischem Gebiet weittragende, praktische Folgen ausgewirkt. In ihrer ursprünglichen Sphäre hat sie die Anerkennung der Gewissensfreiheit durchgesetzt und diese als ein Recht erklärt, dessen Dasein unabhängig ist von jeder irdischen Macht. Zugleich wurde, wie schon Weingarten gezeigt hat, das Princip der religiösen Autonomie grundlegend für die moderne Gestaltung des Dogmas von der Volkssouveränität. Robert Browne sah in der Kirche, deren Begriff sich mit dem der Gemeinde deckt, ein Corpus von Glaubensgenossen, die durch einen Vertrag mit Gott sich unter den Gehorsam Christi begeben. Die politische Lesart des Dogmas erklärte nun den Staat wie jede politische Gesammtheit als das Werk eines Vertrages zwischen ursprünglich selbstberechtigten Parteien. Die Vertragschließung ist Erfüllung göttlichen Willens. Sie hat zu ihrem vornehmsten Zweck, das angeborene unveräußerliche Recht der Gewissensfreiheit zu garantiren: Hier hängt, wie man sieht, der kirchliche Independentismus mit dem politischen zusammen. Vom dogmengeschichtlichen Standpunkt erscheint es bedeutsam, daß das ganze Volk ausdrücklich, Mann für Mann, diesen Vertrag schließt; denn — wie später Montesquieu sagte — freie Seelen müssen sich selbst regieren: der selbstgeschaffenen Obrigkeit und dem selbstgeschaffenen Gesetz schulden die Staatsgenossen vertragsmäßigen Gehorsam.

Dieser religiös-politische Individualismus mit seiner Uebertragung kirchlicher Begriffe auf die Erscheinungen des staatlichen Zusammenlebens hat — abgesehen von seinen sogleich zu erörternden directen Wirkungen — auch die französische Revolutionsgesetzgebung und von hier aus die ganze moderne Ansicht vom Staat beeinflußt. Man wird nicht fehlgehen mit der Annahme, daß er der Lehre vom pouvoir municipal, welche schon in den ersten Anfängen der französischen Constituante auftritt, den Weg gebahnt hat. Auch hier gebührt Jellinek das Verdienst, zum erstenmal die auf Befreiung der Gemeinde gerichtete Bewegung in ihrem Wesen gründlich erkannt zu haben. In seinem „System der subjectiven öffentlichen Rechte" hat er gezeigt, daß die Idee des selbständigen Wirkungskreises der Gemeinde nicht, wie man lange mit Stein und Gierke geglaubt, in Oesterreich entstanden ist, sondern vielmehr mit dem geistigen Milieu der französischen Revolution innig zusammenhängt. So wie diese in den Menschenrechten dem Individuum einen Bestand eigenen Rechtes gesetzlich sicherte, so sollte auch die Gemeinde ihre gleichsam angeborenen Grundrechte haben. Damit war nun eine schon begrifflich nothwendige Atomisirung des staatlichen Machtcomplexes gegeben: und hier trifft die Bewegung, welche auf Anerkennung der politischen Gemeindefreiheit abzielt, mit der Lehre von der kirchlichen Gemeindesouveränität zusammen. Daß aber jene Atomisirung nicht allein in der Vorstellung bestand, sondern auch ihre sehr ernste praktische Seite hatte, wird recht deutlich, wenn man zusieht, wie Napoleon, der zur Erfüllung seiner Aufgaben und Zwecke einer straffen Concentration aller staatlichen Kräfte bedurfte, die liberale Gemeindegesetzgebung desavouirt und die vierzigtausend souveränen Communen, welche von der Revolution ins Dasein gerufen worden, wieder zu bloßen Verwaltungsbezirken herabdrückt.

Wenn wir nun die zeitlich nächsten Wirkungen des religiös-politischen Individualismus und der aus ihm erwachsenen Lehre vom staatgründenden Socialvertrag beobachten, so tritt uns eine höchst merkwürdige Erscheinung entgegen. Das siebzehnte Jahrhundert glaubt nicht bloß an die staatbildende Kraft des Vertrags: sein naiver Ernst verwirklicht diesen Glauben. Cromwells Soldaten wollen die Neuordnung der öffentlichen Dinge durch den reellen Abschluß eines Vertrages herbeiführen. Am 28. October 1647 wird dem Generalrath des Puritanerheeres der Entwurf einer neuen Verfassung für England vorgelegt, welchem zunächst das Parlament und sodann das ganze englische Volk, Mann für Mann, durch Unterschrift zustimmen soll. Neun Jahre vor diesem Agreement of the people hatte die gegen Karl I. und den Erzbischof Laud gegründete schottische Liga den Plan eines Bündnisses wider die Tyrannei ausgearbeitet, welcher von allen Presbyterianern individuell unterzeichnet werden mußte. Diese individuelle Willenserklärung hat später in den Debatten der französischen Nationalversammlung eine Rolle gespielt. Ursprung und Ziel der Bewegungen von 1638 und 1647 waren wesentlich religiösen Charakters. Deßhalb nennt das Agreement of the people unter den Angelegenheiten, welche der Gewalt des Parlaments entzogen sein sollen, Religionssachen an erster Stelle. Diese zählen zu den „native rights"; sie sind jeder irdischen Macht entrückt und ausschließlich dem Gewissen des Einzelnen anheimgegeben. Blieb in England die Verwirklichung des Gedankens, Staaten durch Vertrag zu gründen, auf halbem Wege stehen, so haben die Männer, welche um ihres Glaubens willen in die Fremde ziehen mußten, damit Ernst gemacht. Die „Pilgrim fathers", einundvierzig Congregationalisten, die lieber Pioniere in der neuen Welt sein wollten als Märtyrer in der alten, schlossen am 11. November 1620, ehe sie das Schiff verließen, um New-Plymouth an der Küste von Neuengland zu gründen, einen förmlichen Pact, kraft dessen sie einander Treue und dem politischen und bürgerlichen Körper, zu dem sie sich vereinigten, Unterwerfung gelobten. Das war der erste jener „plantation covenants", welche die englischen Colonisten — mit directer Anwendung ihrer kirchlichen Principien auf politische Dinge — bei Gründung ihrer Niederlassungen abzuschließen für nöthig erachteten. So wurde vertragsmäßig 1629 die zweite Puritaner-Colonie, Salem in Massachusetts, so von hier aus 1636 von dem freisinnigen Independenten Roger Williams die Stadt Providence im Gebiet der Narrangaset-Indianer gegründet. Zwei Jahre später hatte auch Providence seine Secession; die Tochterpflanzung heißt Aquedneck. Sie war die zweite Colonie im heutigen Rhode Island und wurde mittels eines Vertrages gegründet, welcher Bibelstellen citirt und beinahe theokratische Färbung zeigt.

Der Socialvertrag wird, wie wir sehen, vornehmlich aus religiösen Gründen und zu religiösen Zwecken geschlossen. Ein kirchliches Organisationsprincip liegt ihm zu Grunde; der so nach dem Bilde der Kirchengemeinde geschaffene Staat hat wiederum in erster Linie die religiöse Freiheit zu verbürgen. Diese Anschauung erklärt sich aus dem confessionellen Gegensatze, in welchem die Puritaner

Digitized by Google

zum Mutterlande standen: ein Gegensatz, der ihnen in so harten Prüfungen zum Bewußtsein gekommen war und aus dem sich bald ein politischer Gegensatz entwickelte. Daß alles staatliche Regiment auf dem souveränen Volkswillen ruhe, war so unenglisch gedacht als nur möglich. Allein der ganze Mechanismus der neugegründeten Gemeinwesen machte diese Anschauung zur einzig natürlichen, zum politischen Axiom. Hundertsechsundfünfzig Jahre nach dem Auftreten der Pilgrimväter bezeichnet die Unabhängigkeitserklärung jene Anschauung als „self-evident".

Die Vorstellung von der Volkssouveränetät als der Quelle aller Gesetzgebung und Regierung hängt mit der Lehre vom Staatsvertrag eng zusammen, während diese wiederum von dem behaupteten Unrecht der religiösen Freiheit ihren Ausgang nimmt. Zu der vertragsmäßigen Anerkennung dieses ersten Menschenrechts kommt später die officielle Beglaubigung: so in dem Gesetzbuch für Rhode Island von 1647 und in der Charte, die Karl II. 1663 den Ansiedlungen Rhode Island und Providence Plantations verleiht. In Maryland, einer katholischen Colonie, wird 1649 Jedem, der Christum anerkennt, Freiheit der Religionsübung gewährt. Aehnlich wird in New-York, wo noch die freisinnigen Traditionen der holländischen Aera fortwirkten, 1683 der Grundsatz verkündet, daß Niemand, der an Jesum Christum glaubt, aus irgend einem Grunde wegen Meinungsverschiedenheit drangsalirt werden dürfe. Minder liberal war der Freibrief, den Massachusetts 1692 von Wilhelm III. erhielt. Hier und in der Charte, welche 1732 Georg II. der Colonie Georgia verlieh, waren die Katholiken von der Gewissensfreiheit ausgenommen. Dagegen ist die von Locke redigirte Verfassung für Nordcarolina, welche 1669 dort in Kraft trat, zwar nicht auf dem Princip völliger Gleichberechtigung, aber doch auf dem der Duldung der Dissentirenden aufgebaut. So hat der Grundsatz der Bekenntnißfreiheit sich in Amerika verfassungsrechtliche Geltung errungen, zu einer Zeit, die uns im Mutterlande schüchterne gewohnheitsrechtliche Toleranz, auf dem europäischen Continent aber brutale, gesetzlich anerkannte Intoleranz zeigt.

Mit dem Grundsatz der Bekenntnißfreiheit war allerdings noch nicht die politische Gleichstellung der Angehörigen aller Confessionen ausgesprochen. Bis 1786 wor die Trennung von Staat und Kirche bloß in Rhode Island, New-York und Virginien durchgeführt. In Massachusetts stond noch 1799 Strafe auf Vernachlässigung des Kirchenbesuchs. In Südcarolina war von 1778 bis 1790 nur, wer an das Dasein Gottes und an die Vergeltung im Jenseits glaubte, wahlberechtigt; einige Staaten knüpfen noch heutzutoge den Aemterzutritt an diese Bedingung. Aber jenes Recht der Gewissensfreiheit, wie es 1776 in allen bills of rights an erster Stelle als natürliches angeborenes Recht erscheint, war trotz alledem eine hohe Errungenschaft. Denn mit und in ihm war der Typus gegeben, die Formel gefunden für geheiligte, nicht verliehene, also auch nicht veräußerliche Rechte des Individuums, „der Punkt, von dem aus sich die unveräußerlichen Rechte des Individuums specialisirten". Der Gedanke, solche Rechte gesetzlich zu normiren, ist mithin religiösen Ursprungs. Jellinek bemerkt treffend, was man bisher für ein Werk der Revolution gehalten hat, sei in Wahrheit eine Frucht der Reformation gewesen. An dem Urtheil der Finsterlinge wird diese Erkenntniß wenig ändern; Revolution oder Reformation — beides ist ihnen gleich werth und gleich hassenswerth. Wer aber denken will und denken kann, wird es als tröstlich und erhebend empfinden, daß ein transscendentales Bedürfniß des Menschengemüths unsre Gottung mündig gemacht, daß der freie Geist sich den freien Körper gebaut hat.

Die religiösen Kämpfe, welche das 17. Jahrhundert ausfüllten, mußten an Bedeutung verlieren, als ihre Ziele und tragenden Gedanken verwirklicht waren. Sie räumten politischen und ökonomischen Gegensätzen das Feld, und mon hat naturgemäß einen Weg, der sich bei der Lösung jener Kirchenstreitigkeiten als gangbar erwiesen, nun auch bei Behandlung dieser weltlichen Conflicte eingeschlagen. Die amerikanischen Colonien hatten mit der Lehre vom Socialvertrag auf rein religiösem Boden sehr erfolgreich operirt; kein Wunder, daß sie nun, mit der Verschörfung des Gegensatzes, in dem ihre politischen und wirthschaftlichen Verhältnisse zu jenen des Mutterlandes stonden, sich des gleichen Mittels bedienten, um allseitig freie Bewegung zu erlangen. Hier ist nun von Wichtigkeit, daß die englischen Colonisten colonisirende Engländer waren, das heißt als geborene englische Unterthanen ihr „birth-right", ihre Rechte und Freiheiten in die neue Heimoth mitgebrocht hatten. Die Gleichstellung mit den im Mutterlande Zurückbleibenden war ihnen ausdrücklich verbrieft worden, und noch vor der englischen Rechteerklärung hatten die meisten Colonien Gesetze erlassen, die man ols bills of rigths älterer Emission bezeichnen kann. In ihnen sind die mitgebrachten englischen Freiheiten zusammengefaßt. Diese alten Rechte haben nun in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts einen sehr eigenthümlichen und bedeutsamen Umwandlungsproceß durchgemacht: sie bleiben — in der Terminologie der neueren Staatswissenschaft gesprochen — materiell unverändert, aber ihre formelle Natur und Kraft wird eine andere, stärkere. Sowie die Tendenz der amerikonischen Unabhängigkeitsbewegnng, staotsrechtlich genommen, dahin geht, an die Stelle des englischen Königs als Machtsubject das souveräne Volk zu setzen, so werden jetzt die überkommenen Freiheiten und verbrieften Rechte, die den Colonisten von den englischen Königen verliehen oder bestötigt worden, zu Rechten, die nicht von dieser Welt sind, sondern von Gott und Natur stammen. Als solche, in der Fassung absolute, „durch Gott und Notur festgestellte" Schranken der gesetzgebenden Gewalt erscheinen sie zum erstenmal 1764 in James Otis' Untersuchung über die Rechte der englischen Colonien. Der Wandel der Zeiten wird hier recht offenbar. Hundert Jahre vor Otis hätte man das Recht auf Glauben in den Mittelpunkt einer solchen Untersuchung gestellt. Jetzt bildet dos Recht der Steuerbewilligung den actuellen Streitgegenstand. Daß Steuern oder Zölle ohne Zustimmung des Volkes oder der Vertreter der Colonien eingehoben werden, verstößt nicht gegen das Recht des Landes, wohl aber gegen die Gesetze der Freiheit. Und diese Gesetze werden bis zum jüngsten Gericht bestehen. Vielleicht erklärt einmal — sogt Otis — das englische Parlament jeden amerikanischen Charter als null und nichtig: „But the natural, inherent, and inseparable rights of the colonists as men and as citizens would remain, and whatever became of charters, can never be abolished till the general conflagration."

Die Nothwendigkeit, diese Rechte gegen England zu vertheidigen, führt zu dem Gedanken, sie feierlich zu verkünden. So beschließen am 22. November 1772 die Bürger Bostons eine von Samuel Adams, „dem letzten Puritaner", entworfene Erklärung jener Rechte, die jeder Colenist als Mensch, Christ und Bürger besitzt. Sie erklären, daß die Individuen kraft freier Uebereinkunft in die Staatsgesellschaft treten und so das Recht haben, vorher die Modalitäten dieses Eintritts in einem Urvertrage aufzustellen. Sie berufen sich hiebei auf Locke, ohne zu ahnen, welchen Fortschritt ihre That den Anschauungen Locke's gegenüber bedeutet. Auch dieser hotte von den Schranken gesprochen, die das göttliche und dos natürliche Gesetz der rechtsetzenden

Digitized by Google

Gewalt in jedem Staate und bei jeder Regierungsform gezagen hat. Während aber für Lacke sich diese Beschränkung aus dem Wesen und Zweck des Staates ergibt, die Rechtssphäre des einzelnen sich mithin als Reflexwirkung darstellt, rückt in jener Bostoner Declaration das selbstherrliche Individuum auf den ersten Plan. Der Einzelne stellt die Bedingungen auf, unter welchen er sich dem socialen Leben fügt, und behält diese Bedingungen im Staat als Rechte, die nicht vom Stoote verliehen sind, sondern als Clauseln des Gesellschaftsvertrags die steten Voraussetzungen der stoatlichen Gemeinschaft bilden. Was die Bürger Bostons verlangen, ist nicht mehr objective Norm, sondern subjectives Recht. Als Menschen begehren sie das Recht der Freiheit und des Eigenthums — diese Forderung stommt ous dem naturrechtlichen Katechismus; als Christen verlangen sie Bekenntnißfreiheit — das weist auf den puritonischen Gedonken ols causa movens der ganzen Bewegung; als Bürger endlich die Rechte der Magna Chorta und der bill of rights von 1689. Sie fühlen sich nach immer ols Engländer und fordern als salche Bestätigung des nationolen Rechts. Auch der Congreß der zwätf Colonien, der zu Philadelphio am 14. October 1774 eine Erklärung der Rechte beschließt, hat noch die Prineipien der engtischen Verfossung für sich und sein Werk angerufen. Aber schon die bill of rights, die der Convent von Virginien am 12. Juni 1776 zu Williamsburgh verkündet, weiß nichts mehr von einer Berufung auf das Recht des Mutterlandes. Die Repräsentanten des guten Volkes van Virginien, in voller und freier Convention versammelt, erkennen feierlich die Rechte, die den Lebenden uud ihren Nachfahren zukommen, als Grundloge und Begründung der Staatsgewatt an. Diese Erklärung ist, wie schon bemerkt, für die gesetzliche Anerkennung des indiwiduellen Rechts in den Einzelstaaten wie in der Union varbildlich geworden. Sie bot für die stootsrechtlichen Ideen der Unabhängigkeitsbeiaegung die zutreffende politische Formel. Denn sie enthält, indem sie die gesammte öffentliche Rechtstellung des Individuums präcisirt, die Grundzüge der staatlichen Organisatian überhaupt. Das subjective Recht des Einzelnen ist der stärkste Tragbalken des ganzen Staatsgebäudes. Die Existenz salchen Rechts beweist, daß die Verfassung auf gemeinsamer Uebereinkunsi oller beruht. So hängt die Lehre vom subjectiven Recht mit dem Grundsatz der Volksfouveränetät zusommen, und an diesem Punkt tossen sich olle Wirkungen überschauen, die der puritonisch-independentistische Gedonke herwargebracht hat.

Nun wäre es ober eine gonz schiefe Vorstellung — und die Amerikaner wehren sich gegen diese Annahme bis auf den heutigen Tag —, wenn man in den bills of rights bewußte und absichtliche Schöpfung neuen Rechtes erblicken wallte. Die amerikanischen Rechteerklärungen hoben nur einen soctischen Zustand gesetzlich festgelegt. Sie sagten nichts neues und wallten nichts neues sagen. Noch heute betonen die amerikanischen Juristen und Politiker die schon erwähnte Aufrechthaltung der geschichtlichen Continuität als den entscheidenden Grundzug ver ganzen Unabhängigkeitsbewegung. In seinem Buche über „Demokratie und Manarchie in Fronkreich" kannte deßhalb Charles Kendoll Adams mit Recht die englische und die amerikanische Revalution der französischen gegenüberstellen. Sowie Coke im letzten Parlament Jokabs I. nachwies, daß olle Ansprüche des englischen Volkes in der dreiundfünfzigmal bestätigten Mogna Charta enthalten seien, so verlangten die Amerikaner nur das, was sie wirklich besoßen. Sie dachten nicht nur nicht daran, die Vergangenheit zu verleugnen, sie stritten vielmehr bloß um die „Munimente und Monumente der Vergangenheit". Nicht, daß man ihnen kein neues Recht gewähren, sondern boß uan ihnen ihr altes Recht nehmen wollte, trieb sie zum Absoll. Ganz onders 1789 in Frankreich. Dort Verwerthung, hier Unwerthung des Gewardenen. Dort ein Kampf um längst Errungenes, hier ein Ringen um das, was man noch nicht besaß. Darin, nicht in flüchtigen stilistischen Aeußerlichkeiten erkennt Jellinek den wesentlichen Unterschied zwischen omerikanischer und englischer Rechteerklärung: „daß dort (in Amerika) die Institutionen der Anerkennung des Rechtes des Einzelnen vorangingen, hier (in Frankreich) ihr nachsalgten. . . . Die Amerikaner kannten dem plan of government ruhig die bill of rights voranschicken, weil eben dos government und die leitenden Gesetze längst vorhanden waren." Aber, mag ouch der geschichtsphilosaphische Charakter der Rechteerklärungen dies- und jenseits des Oceans ein grundverschiedener sein: die Prineipien sind die gleichen, vie Prineipien von 1789 sind in Wahrheit die Principien von 1776.

Jellinek beschließt sein Buch mit einer Untersuchung der Froge, warum die johrtausendalte Lehre vom ursprünglichen Recht des Individuums und die nicht minder alte Theorie vom Staatsvertrag gerade in England und seinen Colonien zuerst eine so weittragende Bedentung erlangte, wiesa überhaupt republicanische Ideen in ein Staatswesen von so ousgesprochen monarchischem Charakter eindringen und die ganze Structur des Staates so radical verändern kannten. Die nächste Ursache war wohl der Gegensatz zwischen den nationalen Rechtsanschouungen der Engländer und einer Dynastie, welche, aus der Fremde kommend, in diesen Anschauungen nicht wurzelte und als Gattesgnadenkönigthum sich mit ihnen ouch gar nicht befreunden wollte. Diese Dynostie hat die natianale Frage mit einer ebenso heikeln, der religiösen, verquickt und so selbst eine religiösnotionale Oppositian heraufbeschworen, der sie zuerst verständnißlos gegenüberstand und welche sie begriff, als es bereits zu spät wor. Die wahre Ursache jener Erscheinung liegt ober tiefer, und Jellinek hat sie mit glänzender Jutuitian aufgezeigt. Er erinnert daran, daß dem öffentlichen Recht Englands vorwiegend germanische Anschauungselemente zu Grunde liegen. Auf dem Continent hat die römisch-rechtliche Lehre van der staatlichen Omnipotenz früh Anklang und Anwendung gefunden. In England ist der germanische Staatsgedanke siegreich geblieben. Nun ist die Wirkungssphäre der Staatsgewalt nach germanischer Auffassung anfängtich sehr eng begrenzt. Damit war keineswegs für das Individuum ein Zuwachs von Freiheit gegeben. Aber der Factor, der in den Anfängen germanischen Gemeinschaftslebens die Einengung des individuellen Rechtskreises bewirkt, ist nicht der Staat, sondern ein kleinerer Verband: Genassenschoft und Sippe. Die Auflösung und Auffaugung dieser Verbände durch die nach strafferer Kräftesammlung tendirende Staatsgewalt bedeutet palitisch den Anbruch der neueren Zeit. In Engtand wurde dieser Consalidirungsproeeß durch die schon zur Normannenzeit durchgeführte Verwoltungscentralisation sehr gefördert. So konnte 1589 Sir Thomas Smith behaupten, die höchste und obsalute Gewolt im Königreich England liege beim Parlament. Dieses repräsentire und besitze die Macht des ganzen Königreichs; es könne alles thun, wos das römische Volk in den Comitien gethan.

Dieses Citat ist wichtig; es scheint zu beweisen, daß am Ende des sechzehnten Jahrhunderts die römische Lehre van der Staatsallmacht auch in England Geltung erlangt habe. Aber dos ist eben nur Schein. Die Engländer haben die „obsolute und transscendente" Gewott ihres Parloments nur als eine sarmell schrankenlose begriffen. Daß dem Staatswillen materielle Schranken gesetzt sind, erschien ihnen jederzeit ats einfach selbstverständlich. Das Parlament kann zwar thun was es will; es kann aber nicht wollen, was es will. Denn Fundamentolgesetze wie die Magna

Charta und die bill of rights enthalten Bestimmungen, vor welchen der formell allmächtige Staatswille haltmachen muß. Sie bezeichnen sich selbst als leges in perpetuum valituras; schon die Möglichkeit solcher Gesetze schließt die Idee der staatlichen Omnipotenz aus und bezeugt die wirksame Fortdauer der germanischen Rechtsüberzeugung von der Beschränktheit des Staatswillens. Diese Ueberzeugung wurde nach anderer Richtung hin befestigt durch die religiösen Conflicte des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts. Sie hatten eine Grenzregulirung zwischen Staat und Kirche zur nothwendigen Folge; indem der Staat vom rein kirchlichen Gebiet abgedrängt wurde, erhielt die Vorstellung von seiner Allmacht einen neuen Stoß. All das hat die Bahn geebnet für Aufkommen und Ausbreitung der Lehre von der Superiorität des Individuums gegenüber der Gesammtheit. Seither ist die Stellung des Einzelnen im und zum Staat immer wieder und nach allen Richtungen betrachtet und erörtert worden. Die alten Kategorien des Realismus und des Nominalismus werden wieder lebendig in diesem Ringen der Geister nach Erforschung der wahren Grenzen zwischen der Gesammtheit und dem Subject, das vom Schicksal in sie hineingestellt ist. Dies aber bezeichnet Jellinek als das höchste Problem, das denkende Betrachtung der menschlichen Gemeinschaft zu lösen hat. Seine Schrift trägt manches bei zur Geschichte, also auch zur Lösung des Problems. Sie ist, wie wir aus der Vorrede erfahren, im Zusammenhang mit einem größeren Werk entstanden. Angesichts des Fragments, das sie uns bietet, dürfen wir von diesem größeren Werke sagen: Reliqua desiderantur.

Mittheilungen und Nachrichten.

? Gedichte von Paul Wertheimer. Leipzig, Verlag von Georg Heinrich Meyer. 1896. — Der erst zweiundzwanzigjährige Wiener Dichter, der sich mit dieser kleinen Sammlung lyrischer Gedichte in die Literatur einführt, ist ganz gewiß ein echtes Talent und er nimmt sie sich ein zunächst durch das künstlerische Streben nach einer plastischen, concreten Sprache, nach Knappheit und Schlagkraft im dichterischen Ausdruck. Dann lernt man ihn näher in seinem Ringen nach vollkommener Ausbildung der Persönlichkeit kennen, und dieser Bildungstrieb scheint zur Zeit die vorherrschende Tendenz seines ganzen Wesens zu sein. Die Erotik spielt in diesen Versen eines jungen Dichters merkwürdigerweise nur keine Rolle. Sein Ideal ist überhaupt nicht der leidenschaftliche, sondern der leidenschaftslose Mensch, der Humorist, der Harlekin, der reine Künstler, der mit Allen fühlt und dennoch über Allen frei und fröhlich schwebt: ein für die Jugend des Autors gewiß nicht gewöhnliches Ideal. Es verräth übrigens kunsthistorische Belesenheit und ästhetische Bildung. Einzelne Gedichte wie „Stock im Eisen", „Mein Lied", „Des Phidias Athene", „Don Juan und der Tod", „Lionardo" sind sehr schön. Wertheimer scheint uns glücklicher in jenen Gedichten zu sein, wo er gestalten, erzählen kann, als wo er rein lyrisch sein muß. Seiner Phantasie gelingt es auch sehr oft, ganz subjective Stimmungen in Bilder und Vorgänge umzusetzen, die er uns selbst nicht immer nahe genug darstellt, indem er das Wissen um die Traumhaftigkeit der Vorgänge zur Unzeit verräth, wie z. B. in Wendungen: „Aus der Seele Wellen, Ein Nymphenschwarm, Meine Träume quellen" („Faune") oder: „Doch unsre Seelen, schwül und voll, wie Bauernbirnen athmend heiß." Von Geschmacklosigkeiten ist übrigens Wertheimer, der seine Phantasie nicht bloß an Böcklin, sondern auch an Stuck und an den allermodernsten Symbolisten geschult zu haben scheint, leider nicht freizusprechen. So sagt er: „Es klafft mein Herz von jähem Blute rünstig" oder: „Und seiner Stimme tiefer Jubel glost", oder „Gekrampft in Lüsten Auf der Berge weißen Brüsten Liegen hart Titanenkrallen". Schauerlich! Dergleichen Jugendlichkeiten wird Wertheimer mit der Läuterung seines Geschmacks überwinden und wohl auch einmal Großes leisten.

* Juristische Gesellschaft München. Am 17. April d. J. sprach He. Rechtsanwalt Dr. Kahn, Secretär der Handels- und Gewerbekammer für Oberbayern, über die Revision des Handelsgesetzbuchs. Vom 21. November bis 18. December v. J. tagte in Berlin eine von der Reichsregierung einberufene Commission, welche sich mit dem Entwurf eines neuen Handelsgesetzbuches zu beschäftigen hatte. Derselbe entsprang zunächst dem äußeren Anlaß, die Bestimmungen des H.-G.-B. mit den Vorschriften des Bürgerlichen Gesetzbuches in Einklang zu bringen. Aber auch abgesehen hiervon enthält der Entwurf zahlreiche als Verbesserungen zu erachtende Aenderungen des geltenden Handelsrechts, obgleich das letztere in der Hauptsache als vortrefflich anerkannt werden muß. Schon der Begriff des Kaufmanns erfährt in dem Entwurf eine grundlegende Aenderung, Kaufmann ist nach dem Entwurf derjenige, welcher ein Handelsgewerbe betreibt. Zu den Handelsgewerben zählen nicht bloß die sogenannten Grundhandelsgeschäfte der bisherigen Artikel 271 und 272, sondern auch die Geschäfte der Schleppschiffahrt-Unternehmer und der Lagerhaus-Unternehmer. Der Entwurf erweitert den Kaufmannsbegriff dann dahin, daß auch ein gewerbliches Unternehmen, welches nach seinem Gegenstande und Umfange einen in kaufmännischer Weise eingerichteten Geschäftsbetrieb erfordert, auch wenn keines der erwähnten Grundhandelsgeschäfte vorliegt, als Handelsgewerbe gilt, sofern die Firma des Unternehmens in das Handelsregister eingetragen ist. Der Entwurf ordnet auch die Rechtsverhältnisse der Handelsagenten und der Privathandelsmakler, mit welchen sich das bisherige Handelsrecht nicht beschäftigt; beseitigt dagegen das Institut der bisherigen öffentlichen Sensale. — Die Systematik des zweiten Buchs des Entwurfs (Handelsgesellschaften und stille Gesellschaft) weist insofern eine zweifellos einen Fortschritt bedeutende Aenderung auf, als die Commanditgesellschaft auf Actien erst nach den Actiengesellschaften Behandlung findet, somit die auf Actiengesellschaften bezüglichen Vorschriften erschöpfend vorgesehen werden und auf letztere bei der Commanditgesellschaft auf Actien verwiesen wird, nicht umgekehrt, wie im geltenden Handelsgesetzbuch. Die Bestimmungen über die Gelegenheitsgesellschaften sind aus dem Handelsgesetzbuch ganz entfernt; hierüber entscheidet das bürgerliche Recht. In dem dritten Buch „Handelsgeschäfte" ist auch das Lagergeschäft geregelt. In dem Titel „Frachtgeschäft der Eisenbahnen" wird der Verkehrsordnung die Bedeutung eines Gesetzes beigelegt, dessen unrichtige Anwendung die Revision zu begründen geeignet ist. — Es dürfte zu weit führen, wenn wir auf weitere Einzelheiten des Entwurfs eingehen würden, in welchem sich eine Reihe der bisherigen Bestimmungen um deßwillen nicht mehr findet, weil an ihre Stelle die einschlägigen Paragraphen des Bürgerlichen Gesetzbuches treten. — Eine Discussion schloß sich an den von lebhaftem Beifall begleiteten Vortrag nicht an.

* Folklore. In diesem Sommer sind es fünfzig Jahre, daß ein Wort zuerst geschrieben und ausgesprochen wurde, welches neuerdings viel gebraucht, aber auch vielfach falsch angewendet wird, das Wort „Folklore". Wie Dr. Gustav Kossinna nun der hiesigen königlichen Bibliothek in dem neuesten Hefte der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde (Herausgeber Geh. Rath Weinhold) nachweist, erschien am 22. August 1846 in der bekannten englischen Wochenschrift „The Athenaeum" ein „Folklore" überschriebener Aufsatz von Ambrose Merton. Der Verfasser rühmt darin Jakob Grimms „Deutsche Mythologie", die vor kurzem in zweiter Auflage erschienen war, und bemerkt, daß kein Volk, am wenigsten die Engländer, dem Werke etwas Aehnliches an die Seite zu stellen habe; auch sei nicht abzusehen, wann sie die britischen Inseln ein „James Grimm" erstehen würde. Das „Athenaeum", bemerkt der Verfasser, sei die richtige Sammelstelle für jene Theile der „Popular Mythology", da es schon oft seine Spalten dem geöffnet habe, „what we in England designate as Popular Antiquities, or Popular Literature, though it is more a Lore, than a Literature, and would be most aptly designed by a good Saxon compound, Folk-Lore the Lore of the People . . .", er meint also „die Lehre vom Volk", im Gegensatz zu der durch die Literatur überkommenen Gedankenwelt. In klug vorausehender Weise nimmt der Verfasser sogleich das Recht der Priorität auf Einführung des neuen Wortes für sich in Anspruch, er beabsichtige, ein Werk über Folklore bei Shakespeare zu veröffentlichen, und bezeichnet, genau der heutigen Betrachtungsweise gemäß, als den Begriffsinhalt des Folklore: Sitten, Herkommen, abergläubische Gebräuche und Meinungen, Lieder, Kinderreime, Sprichwörter, Räthsel, Sagen und Märchen. — Man sieht also, daß Folklore nicht, wie vielfach heute fälschlich geschieht, selbst als Wissenschaft gelten kann, sondern nur als Gegenstand einer Wissenschaft, da es das Wissen und die Weisheit des Volkes, die mündlich fortgepflanzte Volksüberlieferung bedeutet. Hier also haben wir den Ursprung von Folklore. Sogleich liefen zahlreiche

Beiträge aus England und seinen vielsprachigen Colonien beim Athenaeum ein. Bereits nach einem Jahre, während dessen das neue Wort schnell in Umlauf kam, widmete Merton den Lesern des Athenaeums einen Dankartikel, in welchem er zugleich sein Pseudonym enthüllte: der Schöpfer des Wortes „Folklore" war William John Thoms, ein um die ältere englische Literatur und die englische Volkskunde hochverdienter Gelehrter, der 1885 gestorben ist. Nach 30 Jahren (1877) wurde in London die „Folklore-Society" gegründet, welche ein Journal und eine Reihe einschlägiger Einzelwerke erscheinen ließ. Die deutsche Sprache, oder vielmehr die deutschen Gelehrten haben das englische Wort, entgegen der Absicht des Schöpfers und entgegen seiner Anwendung bei allen anderen Nationen, irrthümlich stets in der Bedeutung „Volkskunde", d. h. Wissenschaft vom Folklore, angewendet, indem sie Lore einfach mit „Lehre" im Sinne von „Wissenschaft", wie z. B. Seelenlehre wiedergeben. Wir sehen hier wieder an einem deutlichen Beispiel, wie der Gebrauch von Fremdwörtern einerseits zu Unklarheiten führt, andererseits vielfach einem Modebedürfniß entspricht, durchaus nicht etwa einem Mangel der deutschen Sprache, die den fremden Begriff nicht wiedergeben könnte. Denn wenn eine Wissenschaft eine deutsche Schöpfung genannt werden kann, so ist das bei der Volkskunde, der „Wissenschaft vom Folklore", der Fall. Wir fürchten, daß trotz Kossima's klaren Ausführungen und interessanten geschichtlichen Hinweisen die alte Verwechslung nicht mehr auszurotten ist.

* **Altägyptisches Brod.** Professor Wittmack zeigte im Verein zur Beförderung des Gartenbaues und in der Gesellschaft naturforschender Freunde eine Probe ganz gebräunten altägyptischen Brodes, das ein Alter von etwa 4400 Jahren besitzt und erweislich aus grobem Gerstenmehl bereitet ist. Man konnte noch sehr deutlich unter dem Mikroskop nach Entfärbung durch Ammoniak die langgestreckten welligen Oberhautzellen der Gerste, die drei Reihen Kleberzellen erkennen. Das Auffallendste war, daß sich die tief gebräunte mumificirte Krume nach Entfärbung durch Wasser mit Jod noch blau färbte, ganz wie die heutige Stärke.

* **Freiburg i. B.,** 21. Juni. Prof. Cosack hat den Ruf nach Bonn angenommen und wird zum Herbst dahin übersiedeln.

* **Halle.** Die Leopoldinisch-Carolinische Akademie der Naturforscher in Halle beabsichtigt demnächst eine Abhandlung drucken zu lassen, die ein nicht geringes historisches Interesse beanspruchen darf. Es handelt sich um einen der ersten schriftstellerischen Versuche des großen Naturforschers George Cuvier, dessen handschriftlicher Text sich im Besitze der Bibliothek der genannten Akademie befindet. Der vollständige Titel der Abhandlung, die bisher so gut wie gar nicht beachtet worden ist, lautet nach der „Magdeb. Ztg.": „Die ehbaren Meerkrebse der französischen Küste, eine Abhandlung zum 14. September, dem Gedächtnißtag der Errichtung den Disciti Zoologici (gemeint hiermit ist jene Vereinigung von Zöglingen der Karlsschule in Stuttgart, die das Studium der Naturwissenschaften zum Zweck hatte, und deren Gründer und Seele Cuvier war), meinen naturforschenden Freunden in Schwaben gewidmet von G. L. C. F. D. Cuvier. Caen 1788." — Wir haben, wie schon erwähnt, hier einen der ersten schriftstellerischen Versuche Cuviers vor uns; erst vier Jahre später trat er zum ersten Mal mit einer wissenschaftlichen Arbeit an die Oeffentlichkeit. Außer dieser Abhandlung befindet sich noch eine große Zahl Urschriften von Briefen Cuviers im Besitze der Bibliothek der Akademie. Schon vor 50 Jahren veröffentlichte der nachmalige Präsident dieser Akademie, Behn, einen Theil dieser Briefe, und zwar die an C. H. Pfaff aus den Jahren 1788—1792 naturhistorischen, literarischen und politischen Inhalts. Die anderen, bisher noch nicht veröffentlichten Briefe des großen Naturforschers beabsichtigt die Akademie gleichfalls demnächst allgemein zugänglich zu machen.

* **St. Petersburg.** Zum Chef der Oberpreßverwaltung ist M. P. Solowjew ernannt worden, ein Mann, der sich, wie die „St. Petersburger Ztg." betont, durch umfassende juristische Kenntnisse und bedeutende Arbeiten auf literarischem Gebiet dieses hohen Postens durchaus würdig gemacht hat. M. P. Solowjew ist Candidat der Jurisprudenz der Moskauer Universität, begann seinen Dienst im Zarthum Polen in der Commission für die Bauern-Organisation und ist sodann mehrere Jahre lang Rechtsanwalt im Moskauer Gerichtsbezirk gewesen. Im Jahre 1881 wurde er zum Gehülfen des Juriconsulten des Kriegsministeriums ernannt und in der letzten Zeit bekleidete er in der legislativen Section des Kriegsministeriums den Posten eines Geschäftsführers. M. P. Solowjew ist ein seltener Kenner der Malerei, der Kunstgeschichte und ein hervorragender Archäologe. Er ist Jahre lang auswärtiger Mitarbeiter zahlreicher Blätter gewesen. In diesen periodischen Blättern veröffentlichte er Abhandlungen über politische und kunsthistorische Fragen. In den letzten Jahren redigirte er die Memoiren der Kaiserl. Palästina-Gesellschaft. Eingehendere Abhandlungen über Kunstgeschichte veröffentlichte Solowjew in dem Organ der Akademie der Künste (Westn. Jsjaschtsch. Jskusstw) unter Redaction von A. J. Somow. Die „Now. Wr." nennt davon folgende Essays: „Die christliche Kunst bis zur Epoche der Bilderstürmer" (1883), „Fra Giovanni di Fiesole" (1884), „Die Mosaik im Westen und in Rußland", „Die Geschichte der italienischen Kunst in der Renaissance-Periode" (1885), „Michel Angelo" (1886), „Die Malerei im 19. Jahrhundert" (1889) ꝛc. In der letzten Zeit concentrirte sich die literarische Thätigkeit Solowjews in den „Russk. Wed.", den Memoiren der Palästina-Gesellschaft und in der „Russkaja Obosrenje". In den „Mosk. Wed." hat M. P. Solowjew seit 20 Jahren Feuilletons über die russische Kunst veröffentlicht. In dem laufenden Jahrgang der „Russk. Obosrenje" werden von Solowjew „Briefe aus Italien" gedruckt. Von der Akademie der Wissenschaften ist M. P. Solowjew als Kunstkenner zum Recensenten der „Griechischen Plastik" von N. N. Blagowetschtschenski und der „Biographie Raphaels" von A. W. Wyschesslawzew ernannt worden. Für seine Aquarellen zum Text des Evangeliums ist er von der Akademie zum Ehrenmitglied ernannt worden.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 21. bis 22. Juni folgende Schriften eingegangen:

Karl Kollbach: Die deutschen Alpen. Wanderung durch Vorarlberg, Tirol, Salzburg und die oberbayerischen Gebirge. Mit Bildern. Köln, P. Neubner. — Württemberg und Hohenzollern. Reisehandbuch hggb. von der Redaction der Union-Führer. Stuttgart ꝛc., Union. — Dr. Linhardt: Das Fichtelgebirge, die fränkische und Nürnberger Schweiz ꝛc. Mit Karten. (Griebens Reisebücher 35. Bd.) Berlin, A. Goldschmidt 1896. — C. W. Allers und Hans Krämer: Unser Bismarck. 2. Aufl. 17. u. 18. Lfg. Stuttgart ꝛc., Union 1896. — Curt Neumann: Der Kampf um die Neue Kunst. Berlin, H. Walther 1896. — Dr. S. M. Prem: Der Lyriker Hermann v. Gilm. Vortrag. 2. Aufl. Graz, J. Janotta 1896. — Adolf Holm: Holsteinische Gewächse. In Wort und Bild. Leipzig, A. G. Liebeskind 1896. — Paul Barnstein: Aus Dämmerung und Nacht. Gedichte. Braunschweig, C. A. Schwetschke u. Sohn 1896. — Edmond und Jules de Goncourt: Germinie Lacerteux. Roman. Uebersetzt von Emma Adler. Wien, Ignaz Brand 1896. — Statistisches Jahrbuch für das Deutsche Reich. Hggb. vom Kgl. Statistischen Amt. 7. Jahrgang 1895. Berlin, Puttkammer u. Mühlbrecht 1896. — Christiani: Das Reichsgesetz zur Bekämpfung des unlauteren Wettbewerbes vom 27. Mai 1896. Gemeinverständlich erläutert. Berlin, Fr. Vahlen 1896. — Argus: Geflügelte Worte aus und über Oesterreich. Wien, Fr. Schalk 1896. — v. d. Decken: Der Schurken-Paragraph. Berlin, Th. Schönfeldt. — Reinh. Gerling: Blattern- und Schutzpocken-Impfung. Oeffentliche Anklage: Impfgegner c/a. Reichsgesundheitsamt. Berlin, H. Stange u. Co. 1896. — M. Schawo: Beiträge zur Alpenflora Bayerns. Mit Tafeln. Separatabdr. München, R. Jordan 1896. — Eduard Mitscherlich: Gesammelte Schriften, Lebensbild, Briefwechsel und Abhandlungen. Hgg. von A. Mitscherlich. Mit Abbildungen und Tafeln. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn 1896. — Die Thätigkeit des Berliner Vereins für Volksbäder. Mit Tafeln. Berlin, J. Springer 1896. — Dr. J. Fidelis: Gnade und Wissenschaft. (Stimmen aus Oesterreich zur Lehr und Wehr.) Wien, „Reichspost" 1896. — Prof. W. K. Clifford: Ueber die Ziele und Werkzeuge des wissenschaftlichen Denkens. Vortrag. Deutsch von O. Schmidt und Dr. L. Silberstein. München und Berlin, Speyer und Peters 1896. — Programm der Großen Allgemeinen Gartenbau-Ausstellung 1897 zu Berlin. Berlin, W. Büxenstein 1896. — Kießlings praktischer Führer durch die Berliner Gewerbe-Ausstellung 1896. Mit 2 Plänen. Berlin, A. Kießling. — F. Zilcken: Zwei Novellen. Leipzig, A. G. Liebeskind 1896. — Adolf Pichler: Der Einsiedler. Erzählung aus den Tiroler Bergen. Leipzig, O. H. Meyer 1896. — R. H. Greinz: Die Rose von Altspaur. Tiroler Geschichte aus dem 15. Jahrhundert. Ebd. 1896.

Digitized by Google

Jahrgang 1896. München, Mittwoch, 24. Juni. Nummer 144.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30. Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Scheik Djemaleddin el Afghan. Von Robert Jedermann. — Die alten Territorien des Elsaß. Von L. Kellen. — Mittheilungen und Nachrichten.

Scheik Djemaleddin el Afghan.

Ein Lebensbild aus dem Orient.

Innerhalb der islamitischen Welt ist das Auftreten von Männern, die aus der großen Masse der Bevölkerung durch hochentwickelte Intelligenz, aufgeklärte Denkungsweise, reiche Kenntnisse und selbständige Ansichten insoweit hervorragen, um auch außerhalb der Grenzen ihrer Heimath Beachtung zu finden, nicht gar zu häufig. Die eigenartigen Anschauungen des Mohammedanismus, in welchem eine strenge Abgeschiedenheit auch die devorzugteren Geister seiner Anhänger von näherer Berührung mit allem zurückhält, was auf dem Boden einer anderen Culturentwicklung Bedeutung erlangt hat und Anspruch auf Beachtung und Nachfolge erheben darf, tragen dazu bei, daß selten ein Bekenner des Islam für sein Wirken und Streben in der christlich-europäischen Welt eine allgemeinere Aufmerksamkeit auf sich zu lenken vermag, ob er auch die idealsten Güter der Menschheit zu vertheidigen bemüht ist; und wenn wir immerhin davon überzeugt sein dürfen, daß auch der islamitische Orient seiner Forscher und Denker, seiner Propheten und Märtyrer keineswegs entbehrt, so bringt es doch die nur lose Fühlung zwischen abendländischem Schaffensdrange und Bestrebungen gleichartiger Natur im Morgenlande mit sich, daß verdiente und ausgezeichnete Männer, denen die ideelle und materielle Hebung und Vervollkommnung der Lebensbedingungen ihrer Landsleute und Glaubensgenossen als höchstes, erstrebenswerthestes Ziel ihres Schaffens und Wirkens vorschwebt, doch selten oder nie im Abendlande bekannt werden. In Nachfolgendem sei eines Mannes gedacht, den natürliche Begabung, eifrige Studien, reiche Lebenserfahrung und ideale Lebensanschauung auf die Höhe eines der devorzugtesten und bei den Gebildeten seiner Glaubensgenossen an Anerkennung und Sympathien reichsten Kämpfers für Menschenwürde und Menschenrechte erhoben haben, und dessen Name, obschon er auch in Europa nicht unbekannt geblieben ist, verdient, in weiteren Kreisen bekannt zu werden.

In letzter Zeit haben die Zeitungen vielfach den Namen des Scheik Djemaleddin el Afghan erwähnt und zwar im Zusammenhange mit dem Tode des Schahs von Persien. Er wurde, und zwar sehr mit Unrecht, verdächtigt, im Einverständnisse mit dem Mörder Nasreddins zu stehen, oder doch zum mindesten die Verschworenen insoweit begünstigt zu haben, als er ihnen sein Haus in Konstantinopel zur Stätte ihrer Versammlungen geöffnet habe. Thatsächlich geschieht Djemaleddin damit schweres Unrecht, und der ganze Verdacht der Mitwissenschaft an der Ermordung des persischen Herrschers beruht nur auf dem Umstande, daß im vergangenen Winter ein Perser gleichen Namens wie der wirkliche Mörder, Mirza Riza, eine Zeit lang hier Gast im Hause des Scheiks war. Wer aber die unzählige Häufigkeit gleicher Namen bei den Orientalen kennt, den wird es schwerlich wundernehmen, daß es nicht nur Hunderte, sondern Tausende gleichnamiger Personen gibt, so daß aus dem Grunde, daß der Mörder des Schahs auch Mirza Riza heißt, Namen, die in Persien so häufig wie der Sand am Meere sind, noch kein Schluß auf die Identität eines Trägers derselben mit dem Thäter gezogen werden kann. Nichtsdestoweniger hat die persische Botschaft in Konstantinopel daraufhin Veranlassung genommen, von der türkischen Regierung die Auslieferung des hierselbst unter türkischem Schutze, oder genauer gesagt, unter türkischer Beaufsichtigung lebenden Scheiks Djemaleddin, der Türken wie Persern wegen seiner freisinnigen Denkungsweise gleich verdächtig ist, zu verlangen. Da sich indessen Scheik Djemaleddin, wie sein Beiname besagt, „der Afghane" nennt und er mit Rücksicht darauf als unter englischem Schutze stehend betrachtet werden mußte, hatte sich die türkische Regierung zunächst mit dem Londoner Cabinet über das Auslieferungsverlangen zu verständigen. Auf die seitens der persischen Regierung dem Londoner Cabinet gemachte Mittheilung, daß der Scheik trotz seines Beinamens „der Afghane" in Wirklichkeit persischer Abkunft sei, nahm indessen die englische Regierung Act von dieser Erklärung, vermuthlich geleitet von dem Gedanken, die Einmischung in diese heikle Angelegenheit besser zu vermeiden, aus welcher ihr nur Schwierigkeiten erwachsen konnten, und beantwortete die Anfrage der Hohen Pforte dahin, daß unter diesen Umständen Djemaleddin kein Recht auf englischen Schutz zu beanspruchen habe, worauf die Hohe Pforte ihrerseits dessen Auslieferung an die persischen Behörden genehmigte. Gleichwohl hat dieses Zugeständniß bis heute noch keine Folgen gehabt, und der Scheik bewohnt als Gast des Sultans noch immer, ohne irgendwie behelligt zu werden, die Wohnung, welche ihm auf kaiserlichen Befehl angewiesen worden war. Dieser Umstand ist gewiß seltsam, und es mag auch europäischen Lesern interessant genug erscheinen, über Leben und Eigenschaften dieses im ganzen Orient wohlbekannten und hochverehrten Mannes zu erfahren, was er dem Schreiber dieser Zeilen gelegentlich eines Besuches in seinem Hause selbst mitgetheilt hat.

Scheik Djemaleddin ist in Kabul geboren und ein Nachkomme des Propheten. Begabt mit hoher Intelligenz, zog er schon in früher Jugend die Aufmerksamkeit der Gebildeten seiner Heimath auf sich. Mit 13 Jahren schloß er sich aus jugendlicher Lust an kriegerischem Leben einer afghanischen militärischen Expedition gegen Belkh an. Mit 18 Jahren nahm er an dem bekannten Aufstande in Indien theil, pilgerte nach dessen Niederwerfung nach Mekka und durchreiste darauf Persien von einem Ende bis zum anderen auf der Rückkehr nach seiner Heimath. Um diese Zeit begann der Emir Dost Mohammed Khan seinen Er-

oberungskrieg gegen Herat, welches sich im Besitze seines Neffen und Schwiegersohnes, des Sultans Djaat befand. Djemaleddin begleitete den Emir auf diesem Kriegszuge, und als derselbe einige Tage vor der Eroberung Herats starb, schloß er sich Mohammed Azam Khan, dem älteren Bruder des Thronfolgers Schir Ali Khan, an, welch letzterer einer jüngeren Linie entstammte. Es folgte nun ein zehnjähriger blutiger Krieg, den Mohammed Azam Khan im Bunde mit Mohammed Afzal Khan, dem Vater des gegenwärtigen Emirs Abdul Rahman, führte und an welchem Djemaleddin hervorragenden Antheil nahm. In Folge einer erlittenen Niederlage entfloh er indessen nach Indien, lebte dort ernsten Studien nnd ging von da nach Konstantinopel. Dies war während der Regierungszeit Abdul Aziz'. Er wurde dem Ministerium des öffentlichen Unterrichts zugetheilt und hielt auf Veranlassung des damaligen Ministers Sawfet Pascha Vorlesungen über Moral und Philosophie, welche großen Beifall fanden. Seine fortschrittlichen Ideen trugen ihm indessen den Zorn und die Feindschaft des Scheik ul Islam ein, welcher seine Ausweisung verlangte und durchsetzte. Djemaleddin begab sich nach Aegypten, wo man ihm volle Freiheit für seine Vorlesungen auf dem Gebiete der Philosophie, Literatur, Theologie und Astronomie gewährte. Zahlreiche Schüler versammelte er da um sich, von denen noch heute mehrere angesehene Stellungen im Staate einnehmen. Sein Bestreben war darauf gerichtet, bei seinen Hörern den Geist der Duldsamkeit, gepaart mil Vaterlandsliebe und Bürgertugend, zu pflegen, und als eifriger und überzeugter Anhänger der Freimaurerei, der er als ehrwürdiges Mitglied einer Loge angehörte, zog er sehr bald eine Anzahl weltlicher und geistlicher Würdenträger von Rang und Ansehen an sich heran und wußte sie derart für seine Anschauungen zu begeistern, daß der Vicekönig Tewfik Pascha nach und nach umsomehr beunruhigt wurde, als er auch erfuhr, daß der gelehrte Scheik einen nicht unwesentlichen Antheil an der Entthronung seines Vaters, des vormaligen Khedive Ismail, gehabt hatte. In Folge dessen nach elfjährigem Aufenthalte in Aegypten von dort verbannt, kehrte Djemaleddin nach Indien zurück, woselbst er während eines nur seinen Studien gewidmeten Aufenthaltes verschiedene Schriften in persischer und afghanischer Sprache verfaßte. Unter diesen verdient besondere Erwähnung seine Abhandlung „über den schädlichen Einfluß des Materialismus auf das Volk", in welcher er unter anderem ein entschiedenes Verdammungsurtheil über die Lehren der Secte der Babi ausspricht, derselben Secte, aus deren Mitte der Mörder des Schahs von Persien hervorgegangen ist, den man jetzt dem hochsinnigen und aufgeklärten Scheik als Gesinnungsgenossen und Mitverschwörer an die Seite stellen möchte. Im Jahre 1882 finden wir Djemaleddin in Paris, woselbst die hervorragendsten und einflußreichsten Zeitungen ihm bereitwillig ihre Spalten öffneten für seine bemerkenswerthen Artikel über die orientalische Politik Rußlands und Englands, über die Türkei und über Einfluß und Bedeutung des Mahdi im Sudan. Alle diese Artikel fanden, trotzdem sie insbesondere für England wenig schmeichelhaft waren, große Beachtung, theilweise sogar den Beifall hervorragender englischer Staatsmänner. Ernest Renan schenkte dem gelehrten Scheik seine Zuneigung und discutirte eingehend mit ihm islamitische Lehren und Wissenschaften. Zu jener Zeit veröffentlichte Djemaleddin auch eine arabische Zeitschrift unter dem Titel: „Urvet il vereka", auf deutsch: „Das unauflösliche Band", welches in der ganzen gebildeten islamitischen Welt gelesen wurde und in den Kreisen derselben fast das Ansehen eines neuen Koran genoß. Als die mahdistische Erhebung im Sudan immer größere Bedeutung annahm und anfing, für die englischen Staatsmänner ein Gegenstand ernster Besorgnisse zu werden, folgte Djemaleddin einer Einladung seitens Lord Salisbury's und Lord Churchills nach London, wo er rasch in einem Kreise gesinnungsverwandter Gelehrter und Schriftsteller zahlreiche Verbindungen anknüpfte. Der Ruf Djemaleddins verbreitete sich bald so weit, daß der Schah von Persien, geleitet von dem Wunsche, ihn kennen zu lernen, ihn an seinen Hof einlud. Auf der Reise dahin machte er die Bekanntschaft des Prinzen Zillé Sultan zu Ispahan, mit welchem ihn schnell eine innige Freundschaft verband. Bei seiner Ankunft in Teheran bereitete ihm der Schah einen außerordentlich ehrenvollen Empfang und schätzte ihn so hoch, daß er ihn bald zu seinem Kriegsminister, bald zum Großvezier ernennen wollte. Seitens der höchsten Staatswürdenträger wurden ihm ganz besondere Auszeichnungen und Ehren erwiesen. Indessen sind Gunst und Ehre nirgends vergänglicher, als an orientalischen Höfen, und es dauerte gar nicht lange, so wurde der Schah ob des stetig wachsenden Einflusses seines Gastes mißtrauisch und ließ ihm zu verstehen geben, daß er wohl daran thue, den persischen Hof wieder zu verlassen. Djemaleddin verließ zum zweiten Male den Orient und begab sich zunächst nach Moskau und von da nach Petersburg, wo er bald eine gesuchte Persönlichkeit in den höchsten Gesellschaftskreisen ward und in verschiedenen Zeitungen politische Abhandlungen veröffentlichte, welche großes Aufsehen erregten. Gelegentlich einer Reise, welche er alsdann zur damaligen Pariser Weltausstellung unternahm, traf er in München unerwartet mit dem auf einer europäischen Rundreise begriffenen Schah von Persien zusammen, welcher in der Zwischenzeit von seinen eifersüchtigen Anwandlungen zurückgekommen war, die in ihm ob der außerordentlichen Beliebtheit Djemaleddins rege geworden. Der Herrscher Persiens, der in guten Stunden in einem für orientalische Alleinherren ungewöhnlich hohem Grade aufgeklärteren Ansichten huldigte und der bisweilen wohl erkannt hatte, daß seinem Lande in mehr als einer Hinsicht Reformen noth thaten, wünschte deßhalb auch vom Rathe und Beistande eines Mannes von so vielseitigem Wissen, als Djemaleddin, Nutzen zu ziehen und forderte ihn auf, ihm wieder nach Persien zu folgen. Djemaleddin fand, dahin zurückgekehrt, sofort die frühe Popularität wieder und befürwortete beim Schah, unterstützt von dem Verlangen seiner zahlreichen Anhänger und Schüler, die Einführung einer geordneten Gesetzgebung auf dem Gebiete der Justizpflege und praktischer Anwendung derselben im Reiche Nasreddins. Anfänglich zeigte sich der Schah diesen Wünschen wohlgeneigt, aber Djemaleddin begegnete dem entschiedenen Widerstande des Großveziers, der, besorgt um die Dauer seiner Macht, in ihm einen gefährlichen Nebenbuhler erkannte. Ihm gelang es, den Herrscher davon zu überzeugen, daß die Einführung des geplanten Gesetzbuches der absoluten Macht desselben bedenklichen Eintrag thun müsse, und daß eine so weittragende Reform für Persien zum mindesten noch verfrüht sei. Als Djemaleddin erkannte, daß seine Bemühungen durch die Intriguen des Großveziers paralysirt wurden, zog er sich nach Schah Abdul Azim, einem in der Nähe von Teheran gelegenen und in hoher Verehrung stehenden Wallfahrtsorte, zurück, um sich in stiller Beschaulichkeit mit seinen Plänen nnd Entwürfen zu beschäftigen und einen geeigneteren Zeitpunkt für die Verwirklichung seiner Reformbestrebungen abzuwarten. Während der acht Monate, die er daselbst zubrachte, wurde nun seine bescheidene Klause das Pilgerziel seiner zahlreichen Freunde und Gesinnungsgenossen, deren Dichten und Trachten nach seinem Beispiele auf die Einführung von Reformen in dem durch unerhörte Willkürherrschaft geknechteten Lande gerichtet war. Die Bewegung der Geister zu gunsten der Beseitigung dieser Tyrannei

durch gesetzlich geordnete Zustände nach dem Muster civilisirter Staaten gewann immer weitere Ausbreitung, so daß der unaufhaltsam wachsende Fortschritt, den das Verlangen nach Einführung von Reformen im ganzen Lande machte, den Schah trotz seiner zeitweiligen persönlichen Geneigtheit dafür schließlich derart ängstigte, daß er eines Tages fünfhundert wohlbewaffnete Reiter nach dem Wohnsitze Djemaleddins sandte, mit dem Auftrage, sich seiner zu bemächtigen und ihn an die türkische Grenze zu bringen. Diese Gewaltmaßregel wurde allerseits heftig getadelt, beweist aber übrigens, daß der Schah Djemaleddin nicht als Perser betrachtete, da er ihn auswies, anstatt ihn gefangen zu setzen wie einen staatsgefährlichen Unterthanen. Die Anhänger der Reformbewegung waren aufgebracht, im ganzen Lande wurden Broschüren vertheilt und Plakate angeschlagen, die eine Constitution oder doch zum mindesten eine regelmäßige Gesetzgebung verlangten. Nasreddin erhielt Drohbriefe, man fand Gelegenheit, sie in seinen Palast gelangen zu lassen, er fand sie auf den Tischen, in seinen Kleidern, überall, und eines Tages wurde er sogar förmlich von den nach Reformen verlangenden Bittstellern in seiner Residenz belagert. Währenddem hielt sich Djemaleddin sieben Monate lang in Bassorah auf, bis er sich endlich, angewidert vom Oriente und den herrschenden Zuständen, wieder nach England wandte. Hier finden wir ihn in London Vorlesungen haltend und in Clubs, wie in öffentlichen Versammlungen gegen die Tyrannei predigend und an die englische Regierung das Verlangen stellend, im Namen der Civilisation ihren Einfluß und Beistand zur Absetzung Nasreddins vom persischen Throne geltend zu machen. So waren acht Monate einer durch rastlose Thätigkeit ausgefüllten Zeit vergangen, als Rustem Pascha, der damalige türkische Botschafter in London, Djemaleddin einen schmeichelhaften Brief des Sultans Abdul-Hamid übergab, in welchem er eingeladen wurde nach Konstinopel zu kommen. Djemaleddin lehnte zwar dieses Ersuchen ab, ließ sich aber endlich durch ein zweites, noch ehrenvolleres und dringlicheres Schreiben des Sultans doch bewegen und gab, nicht unempfindlich gegen diese Bezeugung allerhöchsten kaiserlichen Zutrauens, seine Zusage mit dem Vorbehalte, eventuell nach stattgefundener Audienz beim Sultan wieder nach dem Westen zurückkehren zu dürfen. So kam es, daß sich Djemaleddin nun seit bereits vier Jahren als Gast des Sultans hier aufhält, hin und hergeworfen zwischen Abdul-Hamids Gunstbezeugungen und zahllosen feindseligen Machinationen, die aus der Umgebung des Sultans gegen ihn ins Werk gesetzt werden, und, obgleich er zu wiederholten malen bei Sr. Majestät die Erlaubniß zur Abreise von hier erbeten hat, wird er doch zurückgehalten und lebt in dem ihm zur Verfügung gestellten schönen Hause auf der Höhe von Nischantasch in der Nähe des kaiserlichen Palastes Yildiz-Kiosk in einer Art glänzender Gefangenschaft. Daselbst wurde mir die Gelegenheit, ihn zu verschiedenen malen zu besuchen und mich mit ihm zu unterhalten. Eine dieser Unterhaltungen, welche ich noch vor wenigen Wochen mit ihm hatte, möge, als von allgemeinerem Interesse, im Nachstehenden wiedergegeben sein.

Das Haus, welches Djemaleddin bewohnt, befindet sich in unmittelbarer Nähe einer einfachen, weißen Villa mit grünen Jalousien, welche dem gegenwärtigen Großvezier zum Wohnsitze dient, in einem abseits gelegenen Stadttheile auf hügeligem Gelände, von welchem aus der Beschauer eine entzückende Aussicht auf den Bosporus genießt. Die Wohnung des Scheik ist von auffallender Einfachheit der Ausstattung nach orientalischem Begriff. Ihr Inhaber hält sich zumeist in einem geräumigen Salon auf, der sein Licht durch ein riesiges Fenster empfängt und dessen Ausstattung mit modernen Möbeln gänzlich der eines europäischen Wohnzimmers entspricht. Der einzige auffallende Gegenstand darin ist die auf dem Consoltische placirte Uhr, die einen kunstvoll gearbeiteten Elephanten vorstellt, welcher unaufhörlich Rüssel und Schweif bewegt. Bei meinem Eintritt fand ich Djemaleddin, gehüllt in eine Art Schlafrock aus indischem Kaschmir, das Haupt bedeckt mit dem großen weißen Turban, auf seinem mit europäischen Stoffen garnirten Ruhestuhle aus Korbgeflecht sitzend, in Gesellschaft von einem halben Dutzend Personen, die, theils auf Stühlen sitzend, theils auf den Divans kauernd, ihn schweigend und mit ernsten Mienen umgaben, wie etwa die zu Füßen eines verehrten Lehrers sitzenden Schüler. Ein türkischer Officier, ein Afghane, ein Perser, ein vor kurzem hieher gekommener Inder und ein bekannter ägyptischer Scheik, der in seiner Heimath als vorzüglicher Redner in hohem Ansehen steht, bildeten die Gesellschaft. Alle diese Gäste sind europäischer Sprachen indessen nicht mächtig und verstehen nur mehr oder weniger etwas Französisch, ohne sich desselben in der Unterhaltung bedienen zu können. Djemaleddin selbst spricht zwar auch nicht geläufig französisch, doch vermag man sich immerhin mit ihm darin genügend zu verständigen, da er eine sehr eindrucksvolle, pittoreske Art hat, seine Reden nach orientalischer Art mit Gesten zu begleiten, die nicht nur die Gedankenwiedergabe ungemein erleichtert, sondern auch die Unterhaltung mit ihm in besonderem Grade interessant macht. Seine äußere Erscheinung macht unbedingt den Eindruck eines ungewöhnlichen Menschen. Er hat einen mächtigen Kopf mit feinen und doch energischen Gesichtszügen; aus den schwarzen, scharfblickenden Augen, die frei und offen auf sein Gegenüber schauen, leuchtet der Blitz des Gedankens, der Strahl einer höheren Intelligenz, sowie die stumme, aber mächtige Sprache der Leidenschaft und zugleich der Ausdruck gewinnenden Wohlwollens für den, welchen er als Freund erkennt, wodurch er den Besucher für sich einnimmt und in seiner Gegenwart sich wohl fühlen läßt. Ueberzeugt von der Ehrlichkeit meiner Gesinnung, zeigt er sich mir gegenüber auch keineswegs zurückhaltend, vielmehr geben die von mir an ihn gerichteten Fragen ihm offenbar willkommenen Anlaß, sich offen und rückhaltlos mit einer Beredsamkeit auszusprechen, aus welcher man den Staatsmann herauszuhören glaubt, der gewohnt ist, seine Gedanken hinreißend und überzeugend in öffentlicher Rede auszusprechen. Immer lebhafter werdend, begleitet er seine Worte, ähnlich einem geübten Parlamentsredner, mit den ausdrucksvollen Geberden seiner aristokratischen Hand, um die ihn eine Dame der großen Welt beneiden könnte, während er sich im Feuer der Rede bisweilen auf Augenblicke aus seinem Fauteuil erhebt und um seine Lippen, die ein schwarzer Bart umrahmt, häufig ein sarkastisches Lächeln zuckt. Was er mir sagte, will ich nur im Auszuge wiedergeben, der immerhin genügen wird, um die Art und Bedeutung des Mannes erkennen zu lassen.

„Sie haben davon gehört, daß man mich von hier ausstoßen, mich an Persien ausliefern will, da man mich beschuldigt, Mitverschworener zur Ermordung des Schah zu sein, aber dies ist das Werk des persischen Botschafters, der selbst das Werkzeug von Menschen niederer Gesinnung und ohne ein Atom von Gerechtigkeit und Menschlichkeit ist, in ihrem Auftrage handelt und selbst nicht das Bewußtsein von der Niederträchtigkeit und Böswilligkeit seiner Handlungsweise hat. Aber ich bin nur ein Verkündiger des Gedankens, der Wahrheit, und vergreife mich nicht an Personen. Das, was ich erstrebt habe und noch erstrebe, ist eine Reformbewegung im verfaulten und versumpften Oriente, in welchem ich Gesetz an Stelle der Willkür, Gerechtigkeit an Stelle der Tyrannei, Duldsamkeit an Stelle des Fanatismus setzen möchte. Ich gehöre nicht, wie man behauptet hat, zur Secte der Babi, die ich zwar nicht

gänzlich verurtheile, die aber phantastische Mystiker sind. Meine Ansichten und Lehren habe ich immer offen verkündigt und ich hatte Tausende von begeisterten Anhängern, die man zum Theil verfolgt, in Gefangenschaft gesetzt und mit Ketten belastet hat. Aber die ganze orientalische Welt ist derartig verdorben und unfähig, die Wahrheit zu hören und zu befolgen, daß ich eine Sündfluth, ein Erdbeben herbeiwünschen möchte, durch welche sie verschlungen und begraben wird. Man klagt mich an, in die Verschwörung gegen das Leben des Schah verwickelt zu sein. Gewiß, wohlgethan war es, diesen blutdürstigen Tyrannen, diesen Nero auf dem persischen Throne zu tödten, der mehr als fünftausend Menschen während seiner Herrschaft vernichtet hat, dem, wenn er ausging, die Henker im rothen Kleide vorangingen, den Säbel oder das Beil in der Hand, und der doch dem civilisirten Europa Sand in die Augen zu streuen wußte, daß es sein Thun nicht erkannte. Es war wohlgethan, ihn zu tödten, denn es vermag eine Warnung für andere zu sein. Es ist dies das erstemal, daß ein Schah seinen Tod nicht bei einer Palastrevolution findet, sondern von der Hand eines einfachen Menschen umgebracht und damit einem Tyrannen der gerechte Lohn seiner Thaten zutheil wird. Was indessen mich persönlich anbelangt, so habe ich keinen Antheil an dieser That und ich weiß nicht einmal, ob wirklich eine Verschwörung mehrerer zu diesem Zwecke bestand. Keinesfalls ist eine solche, falls sie existirte, in meinem Hause geplant worden, denn dieses steht jedem offen und ich thue nichts, was ich auch thue, im Geheimen. Man behauptet, daß der Mörder des Schah identisch sei mit einem gewissen Mirza Riza, der im letzten Winter mein Gast war. Es ist möglich, doch ich weiß es nicht, doch wenn es wahr ist, so ist es mir unfaßlich, daß dieser Mann die That vollbracht haben kann. Denn nachdem er das französische Hospital in Konstantinopel, woselbst ich ihn untergebracht hatte, verlassen, vermochte er sich doch noch kaum zu bewegen, da ihn das Elend einer vierjährigen Gefangenschaft in Persien, während welcher er am Halse und an den Füßen in Ketten von mehr als einem Centner Gewicht geschmiedet war, fast paralysirt hatte. Seine zitternden Hände vermochten kaum eine Tasse Thee zu halten und in seinem ganzen Leben hatte er bisher noch keine Waffe in der Hand gehabt. Im übrigen hat es für mich keine Bedeutung, was man von mir spricht. Ich hänge nicht am Leben, dessen Nichtigkeit mir nur zu wohl bewußt ist. Mein Herz hängt auch nicht an den Ehren und Auszeichnungen der Menschen und wenn man mir eine Million bieten würde, um mich zur Annahme einer Decoration zu bewegen, ich schlüge sie aus. Ich will nichts als die Wahrheit und strebe nur dahin, das Licht derselben zu verbreiten, Reformen herbeizuführen und Duldsamkeit zur Geltung zu bringen."

Djemaleddin sprach noch lange mit mir über dieses Thema mit einer dem Orientalen ungewöhnlichen Beredsamkeit, einem Prediger vergleichbar, der seine heiligsten Ueberzeugungen tief in das Gemüth seiner Zuhörer einprägen und ihnen zum Verständniß bringen will. Auf meine Anfrage, ob ich seine Worte weiter verbreiten dürfe, antwortete er, daß er dieses sogar wünsche, da er wisse, daß er in Europa verstanden werde, wo die Wahrheiten, die er im Oriente zu verbreiten bemüht sei, Werth und Gültigkeit haben. Und in der That braucht man nur den Inhalt unsrer Unterredung zu kennen, um die Ueberzeugung zu gewinnen, daß Scheik Djemaleddin eine höchst interessante, sympathische Persönlichkeit ist, wie sie im Oriente zu den großen Seltenheiten gehören, ein Prophet und ein Krieger, erfüllt von edlen und menschenfreundlichen Ideen und dabei ein Mann von staunenswerther Gelehrsamkeit und vielseitigem Wissen. Diesen Mann hält der Sultan hier seit Jahren in einer Art von Gefangenschaft und unter fortwährender Beaufsichtigung fest, indem er ihm Haus und reichliches Einkommen zur Verfügung stellt. Thut er es aus Achtung für die Person und aus Werthschätzung der Bedeutung Djemaleddins oder fürchtet er dessen hohen Einfluß in der islamitischen Welt und die bewegende Kraft seiner Anschauungen, die er auf diese Weise unschädlich zu machen sucht? Dieses Räthsel scheint vorläufig noch ungelöst bleiben zu sollen.

Robert Jedermann.

Die alten Territorien des Elsaß.

Von T. Kellen.

Wenn bis jetzt kein Versuch gemacht wurde, eine umfassende Landesgeschichte von Elsaß-Lothringen zu veröffentlichen, so ist das hauptsächlich dem Umstande zuzuschreiben, daß das Reichsland in seiner jetzigen Gestalt keine einheitliche staatliche Vorgeschichte hat. Sowohl das Elsaß als auch Lothringen waren früher in eine große Zahl von Gebieten zersplittert, die zum Theil noch bis vor hundert Jahren bestanden. Als eine wichtige Vorarbeit zu einer Landesgeschichte, die hoffentlich doch noch ein Geschichtsforscher in Angriff nehmen wird, hat das Statistische Bureau des kaiserlichen Ministeriums für Elsaß-Lothringen es unternommen, die geschichtliche Geographie des Landes für die Zeit seiner deutschen Vergangenheit festzustellen. Der erste Theil dieser Arbeit behandelt „Die alten Territorien des Elsaß nach dem Stande vom 1. Januar 1648".[1]) Für dieses Werk konnten ältere umfassende Vorarbeiten über die Bezirke Ober- und Unter-Elsaß benutzt werden. Dagegen lagen für den Bezirk Lothringen, der in einem weiteren Heft behandelt werden soll, die Verhältnisse nicht so günstig.

Es war nicht die Absicht des Statistischen Bureaus, eine abschließende wissenschaftliche Arbeit zu liefern, sondern nur einen Abriß der Territorialgeschichte, der den Geschichtsfreunden eine das ganze Land umfassende Vorarbeit bieten soll, welche durch weitere örtliche Forschungen zu ergänzen, beziehungsweise zu berichtigen sein wird. In der Hauptsache ist die Zusammenstellung auf Grund der älteren und der neueren Literatur verfaßt worden, jedoch sind auch Aufschlüsse aus den drei Bezirksarchiven des Landes, sowie aus den Archiven in Luxemburg, Speyer und Karlsruhe erholt worden. Endgültig wird die Territorialgeschichte des Landes erst festgestellt werden können, wenn einmal Urkundenwerke, wie sie zur Zeit für Straßburg und Mulhausen, sowie die Herrschaft Rappoltstein vorliegen, auch für andere Gebiete, insbesondere für die Bisthümer hergestellt sein werden, die in der Geschichte des Landes eine so bedeutende Rolle gespielt haben.

Im Anschluß an jenes Werk sei hier ein kurzer Ueberblick über die Entwicklung der elsässischen Territorien, soweit sie von allgemeinem Interesse ist, geboten. In seinem alten geschichtlichen Begriff wurde das Elsaß in folgender Weise begrenzt: im Norden vom Salzbach, im Süden von der Birs, im Westen vom Kamm der Vogesen, im Osten vom Thalweg des Rheinstroms. Der Name Elsaß für das so umschlossene Gebiet tritt erst auf, als das früh romanisirte, später (350—406) beim Zusammenbruch des römischen Reiches von Alemannenschaaren besetzte und aufs neue angebaute Land zwischen Rhein und Vogesen von den Franken erobert und zu einer Provinz des großfränkischen

1) Mit Ortsverzeichniß und zwei Karten-Beilagen. Statistische Mittheilungen für Elsaß-Lothringen, Heft XXVII. Straßburg, Commissionsverlag von Friedrich Bull. 1896. — Als Verfasser des „ersten Entwurfs" wird im Vorwort Dr. Fritz, Oberlehrer am Lyceum in Straßburg bezeichnet, die Ueberarbeitung besorgten Ministerialsecretär Lehmann und Ulrich Schulze.

Reiches gemacht worden war. Wann diese Einnahme des Landes durch die Franken erfolgt ist, kann mit Sicherheit nicht festgestellt werden, doch wird dafür die Zeit zwischen 490 und 511 (also noch die Regierungszeit des ersten großen Frankenkönigs Chlodwig) in Anspruch genommen.

Ueber die Bedeutung des Namens „Elsaß" ist bekanntlich schon so viel gestritten worden. Die richtige Uebersetzung dieses zweifellos deutschen Wortes ist Fremdsitz, von eli (fremd) und sâz (einer Ableitung von sitzen). Die Elsässer, Elsâzen, sind also Leute, die im fremden Lande, in eli lante saßen. Es fragt sich aber, wer diese Fremdsitzer waren? Die am meisten verbreite Ansicht ist die, daß es Alemannen waren, d. h. der Volksstamm, dem noch heute nach Sprache und Sitte der größte Theil der elsässischen Bevölkerung angehört, und der, wie historisch feststeht, seit Mitte des 4. Jahrhunderts über den Rhein ins Land eingedrungen war und dasselbe auch seit 406 behauptete. Von anderer Seite wird jedoch geltend gemacht, daß erst die nach der fränkischen Eroberung in großer Zahl einwandernden und die vielen von flüchtigen Alemannen verlassenen Sitze inmitten des stammfremden Volksthums einnehmenden Franken dem Lande den Namen Elsaß eingetragen haben. Es hat sogar den Anschein, als habe der Name anfangs nur dem Unter-Elsaß, wo vornehmlich die Franken eingedrungen und seßhaft geworden sind, gegolten und sei erst im 7. und 8. Jahrhundert auf die südliche Hälfte des Landes ausgedehnt worden. Diese Ansicht stimmt mit der fränkischen Ueberlieferung überein, welcher der ums Jahr 824 zu Straßburg in der Verbannung lebende Dichter Ermoldus Nigellus in folgendem Verse Ausdruck verleiht:

„Elsaß ward es benannt, seit es der Franke bewohnt."

Das Elsaß hat nur ein mal ein für sich bestehendes Staatswesen, eine politische Einheit gebildet, nämlich das Herzogthum Elsaß, ducatus Alsatiae, dessen wohl erst in die fränkische Zeit fallenden Anfänge ebenso unbekannt sind, wie die Umstände und Gründe seiner Auflösung ums Jahr 750. Das nach Eticho, dem Vater der hl. Odilia, der Schutzpatronin des Elsaß, benannte Herzogshaus ist jedoch damals nicht erloschen, sondern es hat in den Gaugrafen des Elsaß, in der Familie der Grafen von Dagsburg und verwandten Geschlechtern fortgelebt. Auch der Name „Herzogthum Elsaß" lebte noch fort, allerdings nur im Nebentitel der späteren Herzoge von Schwaben oder Allemannien, denn zu diesem schönsten der fünf deutschen Herzogthümer gehörte das erst 870 durch den Vertrag von Mersen an Deutschland (Ostfrankenreich) gekommene Land während des Mittelalters, bis das staufische Königs- und Herzogsgeschlecht 1268 mit Conradin erlosch und Schwaben in viele kleine Herrschaften zerfiel.

Von den elsässischen Gaugrafen, die wir seit dem Ende des elsässischen Herzogthums finden, gebot der eine über den nördlichen Theil, den Nordgau (Unterelsaß), der andere über den Sundgau (Oberelsaß). Diese Grafen, die später auch wohl Landgrafen genannt wurden, waren keine Territorialherren, keine Landesfürsten, sondern vom König eingesetzte und jederzeit absetzbare Beamten.

Das Elsaß war also damals lediglich in zwei Gaue getheilt. In dem erwähnten Werke wird nun die Frage untersucht, wie aus diesem einheitlichen Gebiete jene Vielheit staatlicher Gebilde, jenes bunte Mosaik von großen und kleinen Herrschaften entstanden ist, das eine Landkarte von 1648 oder 1789 zur Anschauung bringen muß. Bevor wir den hieraufbezüglichen Erklärungen folgen, wollen wir einen orientirenden Blick auf die Karte des Oberelsaß und die des Unterelsaß (nach dem Stande von 1648) werfen. Im Oberelsaß waren im Besitz des Hauses Habsburg-Oesterreich: die Grafschaft Pfirt, begreifend 5 Herrschaften, die Vogteien Seenheim und Ensisheim und die Herrschaften Landser, Masmünster, Thenheim, Bollweiler, Landsberg. Von den anderen Territorien war Mülhausen Reichsstadt, die Städte Colmar, Hagenau, Kayserberg, Münster, Oberehnheim, Rosheim, Schlettstadt, Türkheim, Weißenburg bildeten die Dekapolis; dem Bisthum Basel gehörten zwei Dörfer; auch der Deutsch-Herren-Orden hatte dort Besitz; Horburg war eine württembergische Grafschaft; das Mundat Rufach war eine bischöflich straßburgische Herrschaft, Murbach eine Reichsabtei; Rappoltstein bildete eine eigene Herrschaft; ferner waren eine Anzahl Ortschaften im herzoglich lothringischen Besitz u. s. w.

Im Unterelsaß waren die Gebiete womöglich noch zersplitterter. Wir finden da: die Territorien des Bisthums Straßburg, der Reichsritterschaft, des Straßburger Domcapitels, der Reichsstadt Straßburg, der kaiserlichen Städte Rosheim, Oberehnheim und Schlettstadt, die österreichische Herrschaft Weilerthal oder Albrechtsthal, die Herrschaft „Zum Stein", die österreichische Herrschaft Königsburg, die kaiserliche Stadt Hagenau und den Heiligen Forst, die Reichsdörfer der Landvogtei Hagenau, die Reichsabtei Andlau, die Grafschaft Hanau-Lichtenberg, die Abtei Maursmünster, die Herrschaften Fleckenstein, Beinheim, Oberbronn und Hohenburg, einen Pfalz-Zweibrücken'schen Besitz, das kurpfälzische Amt Selz, die kaiserliche Stadt und das Mundat Weißenburg, einen Besitz des Bisthums Speyer, die Abteien Neuburg, Walburg und Biblisheim; endlich hatten noch die Erzbisthümer Köln und Trier und der Deutsch-Herren-Orden Besitzungen im Unterelsaß.

Die Keime für diese Vielgestaltigkeit waren von Anfang an vorhanden. Sie lagen in den vielen kleinen und großen Grundbesitzungen, die, bereits vor oder mit der Frankenherrschaft beginnend, einer Weiterentwicklung fähig waren. Bedeutender als das Landgrafschaftsgut, das infolge der Vererbung den Charakter als Amts- und Lehngut leicht verlieren konnte, ist in ältester Zeit das königliche Domanium gewesen. Aber während dessen große Gebietscomplexe stetiger Zerstückelung ausgesetzt waren, bis nach dem Interregnum nur noch wenig übrig blieb, sind andere Grundherrschaften stetig gewachsen, Kirchen, Klöster und Bisthümer haben ihren Besitz durch fromme Schenkungen, Aufgabe gegen Schutz und Schirm, Käufe u. s. w. stetig vermehrt, ebenso die weltlichen Besitzer durch Erbschaft und Zusammenlegung von altem Eigen- und Lehngut der Familien, durch Kauf, Verpfändung, Eroberung und später durch Errichtung geistlicher Lehen.

Die Entwicklung dieser Grundherrschaften zu selbständigen, in sich abgeschlossenen Territorien wird wie folgt erklärt: die erste Stufe ist fast immer die Immunität gewesen, d. h. die durch königliche Gunst gewährte Ausnahme und Absonderung eines Besitzcomplexes aus dem allgemeinen Rechtszustande. Dem königlichen Gerichtsbeamten, dem Grafen und seinen Stellvertretern war der Zutritt und Eingriff in solch immunes Gebiet versagt; an seine Stelle traten zur Ausübung der Gerichtsbarkeit weltliche, meist in der Nähe begüterte Herren als Vögte, Schirmvögte, im Dienst und in Lehnsabhängigkeit des betreffenden geistlichen Immunitätsherrn. In solchen Bezirken entzog dann später der Lehnsvogt das Gebiet dem ursprünglichen Besitzer, oder der Grundherr beseitigte den Vogt, ließ seine Rechte durch einfache Beamte ausüben und gewann so immer mehr das Ansehen fürstlicher, landesherrlicher Gewalt. Was den Ursprung anderer, rein weltlicher Herrschaften betrifft, so wird derselbe uralter, allodialer Familienbesitz sein, dem ebenfalls Immunität ertheilt wurde. Die Gerichtshoheit war die Grundlage, auf der sich jederzeit die Landeshoheit aufbauen konnte.

Neben den geistlichen und weltlichen Herrschaften sind drittens die freien Städte, die Gebiete der elsässischen Reichsstädte zu nennen. Außer Straßburg, das nach seinem geschichtlichen Werden, nach seiner Bedeutung und seinen späteren Schicksalen eine ganz gesonderte Stellung einnahm, waren das die 10 Städte, die später die Dekapolis bildeten. Straßburg befreite sich 1262 durch seinen Krieg mit Walter von Geroldseck völlig von der bischöflichen Herrschaft und wurde dann ein förmlicher Freistaat, dessen Gebiet sich weit über die Stadt hinaus erstreckte. Es fiel erst 1681 an Frankreich als letztes Bollwerk städtischer Selbständigkeit, nachdem die Fürsten und die übrigen Städte bereits in den Verband des französischen Königreichs hatten eintreten müssen.

Es ist sehr interessant, die Entwicklung zu verfolgen, die die elsässischen Gebiete vom 13. Jahrhundert an durchmachten, bis sie die unabhängige halbsouveräne Stellung selbst gegen Kaiser und Reich erlangten, in der wir sie um 1648 antreffen. Allerdings wird in dem erwähnten Werke nur auf die Hauptfactoren dieser Entwicklung hingewiesen, weil weder die Quellen, noch der heutige Stand der Forschung eine genaue Darstellung ermöglichen. Der Uebergang der Gebiete an Frankreich wird etwas eingehender besprochen. Der dreißigjährige Krieg, der dem König von Frankreich seit 1635 Gelegenheit zur Einmischung und zur militärischen Besetzung deutscher Grenzländer gegeben hatte, bedeutet zeitlich und ursächlich den Anfang der Einverleibung des Elsaß mit Frankreich. Aber der westfälische Friede, der im October 1648 dem unheilvollen Kriege ein Ende machte, hat doch keineswegs, wie oft behauptet worden ist, das ganze Elsaß mit Ausnahme von Straßburg an Frankreich ausgeliefert. Der habsburgische Kaiser Ferdinand, der diesen Frieden mit Ludwig XIV. abschloß, hat Frankreich nur das überlassen, was ihm damals gehörte, d. h. die österreichischen Besitzungen im Oberelsaß und im Unterelsaß, sowie die Landvogtei über die im übrigen durchaus beim Deutschen Reiche verbleibenden 10 Reichsstädte, also nicht entfernt das ganze Elsaß, sondern nur etwa ein Drittel desselben. Allen anderen weltlichen und geistlichen Gebieten, welche dem römischen Reiche unmittelbar unterworfen waren, d. h. also in keinem Besitz- oder Abhängigkeitsverhältniß zum habsburgischen Hause standen, sowie der Stadt Straßburg wurde ausdrücklich ihre Unabhängigkeit von Frankreich und reichsunmittelbare Zugehörigkeit zum Deutschen Reiche gewährleistet. Wenn König Ludwig trotzdem nach und nach das ganze Elsaß Frankreich einverleibt hat, so geschah das „mit bewußter Widerrechtlichkeit". Alle Klagen der Städte beim Reichstag in Regensburg blieben bekanntlich erfolglos. Mit unnachsichtlicher Strenge wurde durch Beschlüsse der Reunionskammer in Breisach die Annexion aller bisher deutsch gebliebenen Gebiete vollzogen. Die Wegnahme und erzwungene Unterwerfung Straßburgs bildete den Abschluß dieser Losreißung des deutschen Landes zwischen Vogesen und Rhein. Nur die Stadt Mülhausen wurde erst 1798 durch Beschluß der Nationaloersammlung von Frankreich annectirt.

Bis zur französischen Revolution wurde übrigens die äußere Lage der vielen elsässischen Territorien, ihrer Besitzer und Insassen wenig verändert. Was früher Deutschland und der Kaiser für sie war, wurde fortan Frankreich und der französische König. Dieser galt jetzt als Oberlehnsherr den Dynastien gegenüber, verlangte von ihnen den Treueid, sogar von denjenigen, welche als Besitzer anderer rechtsrheinischer Besitzungen (wie z. B. der Inhaber von Hanau-Lichtenberg als Landgraf von Hessen, der Besitzer von Horburg als Herzog von Württemberg u. s. w.) deutsche Reichsfürsten blieben. Die kaiserlichen freien Städte wurden villes libres royales genannt. Die wirkliche Einverleibung erfolgte erst durch die französische Revolution.

Die Einzelabhandlungen über die elsässischen Gebiete sind möglichst knapp abgefaßt. Daß sie manche Lücken aufweisen, ist leicht begreiflich. Durch weitere Forschungen werden aber wohl noch manche dunkel gebliebene Verhältnisse aufgeklärt werden. Den Geschichtsfreunden, die sich nicht speciell mit der elsässischen Geschichte beschäftigen, wird das Werk als Nachschlagewerk gute Dienste leisten, um so mehr, als ihm ein ausführliches Ortsverzeichniß beigegeben ist. Dem weiteren Bande, der Lothringen behandeln wird, darf man mit um so größerem Interesse entgegensehen, als diese Arbeit der erste Versuch einer geschichtlichen Geographie Lothringens ist.

Mittheilungen und Nachrichten.

a. p. Kennst du das Land? Wander- und Wundertage in Italien und Sicilien. Von Peter Sirius. München, Verlag der illustrirten Reiseblätter 1896. Wieder ein neues Buch über Italien, ein neues Beleg für die Unerschöpflichkeit dieses oft und gern behandelten Themas. Wohlthuend berührt uns bei der Lectüre die jugendlich warme und daher echte Begeisterung des Verfassers für alles Schöne und Herrliche, das er geschaut während der drei Monate, die er in dem Wunderlande verbrachte, das von jeher auf uns Deutsche einen so mächtig anziehenden Zauber ausgeübt hat. Rom, Neapel und Sicilien werden uns in frischen Farben vor Augen geführt und besonders ist es der sonnige Süden, der uns in dem gut ausgestatteten Buche hier erschlossen wird, wobei Stärke und Gegeben, die der Italienfahrer gewöhnlichen Schlags in der Regel nicht aufzusuchen pflegt, eingehend und liebevoll beschrieben werden. Die Städtebilder Palermo, Syrakus und Messina bilden hier ruhende Punkte für eine Fülle von Darstellungen aus dem beweglich bunten Leben eines Volks und Landes, dem eine mehrtausendjährige Cultur und Geschichte bleibende Spuren von den jeweilig herrschenden Mächten aufgedrückt hat. Bezüglich des beigegebenen supplemento poetico, der starke erotische Töne anschlägt, sind wir der Ansicht, daß er besser an einem anderen Orte untergebracht worden wäre.

* Der Forschungsreisende Lieutenant Robert Peary ist in St. Johns auf Neufundland eingetroffen und hat einen Dampfer gemiethet, um sich abermals nach Nordgrönland, dem Schauplatz seiner bisherigen Forschungsreisen, zu begeben. Er will Bowdoin Bay, auf 78° 35′ nördlicher Breite, wo er 1893/94 und 1894/95 überwinterte, aufsuchen. Auf diesen Breitegraden wohnen längs der Küste am Smithsund die nördlichsten Menschen der Welt, unter denen Peary seine früher gemachten ethnologischen Studien vervollständigen will. Ferner gedenkt er, eines in der Nähe von Cap York, nördlich von der Melvillebai, liegenden Meteoriten nach Amerika zu bringen. Dieser Meteorit, der größte, der bisher gefunden worden ist, wurde bereits gelegentlich einer früheren Peary'schen Expedition aufgesucht. Gleichzeitig mit Peary gehen zwei besondere wissenschaftliche Expeditionen nach Grönland. Die eine steht unter Leitung des Professor Tarr von der Cornell-Universität und will bei Teufels Domen, südlich von der Melvillebai, landen, um sich mit geologischen Forschungen zu beschäftigen und Gletscherstudien zu machen. Die andere unter Leitung des Professor Burton aus Boston stehende Expedition geht bei Umanak im dänischen Nordgrönland, etwas nördlich von der Disko-Insel, an Land, um wissenschaftliche Forschungen anzustellen. Die Rückkunft Peary's wird im October erwartet.

* Leipzig. Zum Director des hiesigen Kunstgewerbe-Museums wurde als Nachfolger des verstorbenen Professors zur Straßen Dr. Graul aus Berlin gewählt.

* Berlin. Von ihrem Correspondenten im Bismarck-Archipel erhielt die „Nordd. Allg. Ztg." jüngst die ersten Nachrichten über die Rückkehr des Restes der Ehlers'schen Expedition; er schreibt: „Etwa Mitte Mai hat der Dampfer des Gouvernors von Britisch-Neu-Guinea, die „Merry England", die auf englischem Gebiet angekommenen Ueberreste der Ehlers'schen Expedition nach Friedrich Wilhelmshafen zurückgebracht. Die Leute sind auf Kosten der englischen Verwaltung mehrere Monate lang aufs sorgfältigste verpflegt und dann tadellos nach Friedrich-Wilhelmshafen zurückbefördert worden. Dies Verhalten der Nachbarregierung findet hier

allgemeine Anerkennung. Die Aussagen der Zurückgekehrten bestätigen das bisher Bekannte, bringen jedoch in den kleinen Nebenzügen immer mehr zum Bewußtsein, mit welchen Entbehrungen die Expedition zu kämpfen hatte und mit welchem Heroismus nicht nur Ehlers, sondern auch sein Begleiter Piering alle Schwierigkeiten bis zu dem letzten entscheidenden Moment ertrugen und monnhaft bekämpften."

γσ. **Berlin**, 21. Juni. Zu Beginn der gestrigen ordentlichen Monatssitzung der „Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte" theilte der stellvertretende Vorsitzende Geheimrath Virchow mit, daß nach Einholung der Erlaubniß Sr. Majestät des Kaisers eine seit vielen Jahren vom verstorbenen Bildhauer Büchting angefertigte Marmorbüste Adolf Bastians, gegen deren Aufstellung dieser sich sehr sträubte, in seiner Abwesenheit zur Feier seines 70. Geburtstages (am 26. Juni) im Museum aufgestellt werden wird. Auch wird eine Festschrift zu dieser Gelegenheit herausgegeben und dem Jubilar nach dessen Rückkehr überreicht werden. Die Schweizer Anthropologen laden zu einer im August beabsichtigten Wanderversammlung ein, die alle durch Pfahlbauten bekannten Stätten der Schweiz zu besuchen gedenkt, gleichzeitig liegen Einladungen zur „Millenniumsfeier nach Budapest für den dortigen Congreß der Volksforscher" vor, wie zur Jahresconferenz der „Deutschen Anthropologischen Gesellschaft" nach Speier, (3.—6. August), von wo mehrere Ausflüge geplant sind. Diplom und Preismedaille für die Ausstellung in Chicago sind nunmehr auch der Gesellschaft übersandt; zugleich sind ihr 1500 Mark als Beihülfe zur Publication der Inschrift vom Hrn. Minister bewilligt worden. Geheimrath Virchow legte ein geschmolzenes Steinstück aus einem jetzt fast völlig verschwundenen Brandwall bei Kahschütz in der Nähe von Dresden vor. Sanitätsrath Dr. Bartels übergab mehrere Manuscripte auswärtiger Mitglieder, darunter Arbeiten v. Schulenburgs über den Gott Perkunos der alter Preußen, des Sanitätsraths Dr. Köhler (Posen) über Feuersteinschlagstätten im Posenschen, wie Dr. Treichels über die Hochzeit in der Kassubei und Verwandtes. Von dem bekannten Reisenden Vaughan Stevens sind Berichte aus Mtolota eingelaufen, die über den Ausdruck der Gemüthsbewegungen beim Orang Utang handeln, sowie Mittheilungen aus Hntschakome im nördlichen Transvaal, die eine eigenthümliche, bisher unbekannte Art der Körperplastik bei den Eingeborenenstämmen der Bassuto und Bawende darstellen und von Sanitätsrath Dr. Bartels als „Reise-Unsitten" bezeichnet werden. Sehr interessant sind die durch Missionar Beuster aus Hotschewasse im nördlichen Transvaal eingeschickten Schienenverbände aus Rohr, die mit gutem Erfolge bei Knochenbrüchen von diesen Naturvölkern angewendet werden und zu deren Heilmethoden einen lehrreichen Beitrag liefern. Sie stammen von den Bawende und stehen in der Entwicklung der Medicin der Naturvölker auf höchster Stufe; denn den Beschwörungen pflegen die Einreibungen, diesen die Umschläge zu folgen und erst dann kommt man zu den Verbänden. Darauf legte Prof. Dr. Krause eine Reproduction des Schädels des Pithekanthropus erectus Dubois in einer Zeichnung vor. Er betonte, daß seinerzeit die Vorfrage, ob alle Fundstücke von dem sogenannten Pithekanthropus auch thatsächlich zusammengehören, nicht näher untersucht worden ist, was doch wohl, da es sich bei diesem um eine Uebergangsform handelt, mit noch größerer Sorgfalt zu geschehen habe, als bei anderen Funden, die von bekannten Species ihrer sonstigen Beschaffenheit nach zusammenstimmen dürften. Auf Anregung von Virchows geometrischer Projectionszeichnung, nach der sich der Schädel des Pithekanthropus mit dem eines Hylobates deckte, und mit Zuhülfenahme der zwei vorhandenen Zähne, vornusgesetzt die Zusammengehörigkeit aller Fundstücke — kam Prof. Krause zu einem noch Cuviers Methoden reconstruirten Schädel, dessen Unterkiefer 12 cm lang gewesen sein muß, während er beim Menschen 8 cm zu messen pflegt; außerdem ergab sich eine dem von Prof. Selenka vorgelegten Schädel von Hylobates concolor entsprechende Aehnlichkeit in der Reconstruction. Es muß danach der Pithekanthropus ein riesenhafter Affe von der Hylobatesart gewesen sein, dessen Vorderarmknochen allein 1 m in der Länge gemessen hat, entsprechend den sonst auch nicht seltenen riesenmäßigen Formen, die wir in der Vorwelt antreffen und denen auch der von Dubois auf Java gefundene Ameisenfresser entspricht, der dreimal so groß ist, als der heutige. Was nun den Stammbaum in gerader Linie angeht, der nach Dubois Urasse — Pithekanthropus — Mensch lauten würde, so müßte man ihn in der Art modificiren, daß man vom Uraffen ausgehend ohne bisher bekannte Zwischenglieder zum Menschen gelangte, während eine Seitenlinie zunächst zum Hylobates gigas, der reconstruirten Species, eine zweite zu den übrigen Abarten der Hylobatesgattung führen würde. Darauf sprach Prof. Dr. Weeden im Anschluß an die Analyse einer der Gesellschaft vor einigen Zeit durch Dr. Lehmann-Nitsche vorgelegten Kupferaxt über die Metallurgie des Kupfers aus den Erzen in prähistorischer Zeit. Eine chemische Analyse der betreffenden Axt hatte Kupfer von so großer Reinheit ergeben, wie sie heute ähnlich im Mansfeldischen vorkommt, so daß der Vortragende anfänglich die Axt für eine Fälschung und nicht für ein prähistorisches Object ansah, allein die bestimmtesten Versicherungen haben diesen Verdacht bei ihm aufgehoben. Die Analyse ergab bei 99.2 Proc. Kupfer 2 bis 3 Zehntel Proc. Nickel, sehr wenig Sauerstoff und wenig Schwefel, daneben nur sehr kleine Mengen von Zink und Blei. Die Thatsache, daß sich auch 0.02 bis 0.03 Proc. schweflige Säure bei der Analyse ergaben, führte den Vortragenden auf die Untersuchung der Frage, wie wohl der erste Metallurge in prähistorischer Zeit das Kupfer hergestellt haben mag. Es wird wohl, wie es am einfachsten und leichtesten ist, das älteste Kupfer aus oxydischen Erzen hergestellt worden sein, allein die Schwefelverbindungen scheinen doch schon auf die Kupferkiese hinzuweisen. Doch besteht dabei die Schwierigkeit der Entfernung des Schwefels für die metallurgische Uebung jener frühen Zeit. Aus Kupferoxyd ist das Kupfer durch Schmelzen leicht auszuscheiden, doch nun entsteht die Frage, ob der prähistorische Mensch das Kupferoxyd in großer Menge und an zahlreichen Stellen gefunden hat. Das Kupfer erscheint meistens in der Form von Kupferkiesen, die also Schwefelgehalt besitzen und meist in „Gängen" vorkommen, wo Spalten im Gebirge sind. Diese Kupferkiese verändern sich an der Oberfläche, so daß wir sie hier als Malachit oder Lasur auffinden; bisweilen jedoch kommt der Kupferkies auch anstehend vor. Der Vortragende begründet nun seine Ueberzeugung, daß in älterer Zeit das so oft gefundene, ja sehr reine prähistorische Kupfer aus den geschwefelten Erzen gewonnen worden ist, und zwar vermittelst des Röstprocesses, da schon bei 600 bis 800 Grad Hitze der Schwefel zur Säure verbrennt. Der Röstproceß nun ist nach der Ansicht von Prof. Dr. Weeden vom Menschen zuerst wohl beim Gold zur Anwendung gebracht worden, dessen Schmelzen man bei Leichenbränden beobachtet hatte, und ein Tiegel zu diesem Schmelzproceß wird dann auch bald erfunden werden sein. Dazu kommt, daß Gold ein sehr weicher Körper ist und die kleinen im Flusse gefundenen Körnchen dann leicht zusammenzuschmelzen waren. Schwefelkies nun ist ein harter, sehr glänzender Körper und ist äußerlich sehr oft mit Gold verwechselt worden, er kommt crystallinisch oder crystallisirt in harten kleinen Körnchen vor, und diese Körnchen herauszubekommen aus der umgebenden Steinmasse ist ohne Anwendung von Feuer sehr schwer. Die Verwechselung des Schwefelkieses nun mit dem Golde hat den prähistorischen Menschen, der die Erfahrung gemacht hatte, daß ein gebrannter Stein mürbe wurde, dazu geführt, dieses vermeintliche Gold aus dem Stein auszuschmelzen, freilich verschwand dieses. Eine gleiche Abröstung des Kupferkieses führte dann zur Auffindung des metallischen Kupfers. Der Abröstungsherd muß etwa 10 bis 12 Centimeter hoch gewesen sein und da der Schmelzpunkt des Kupferkieses unter 1100 Grad liegt, also verhältnißmäßig niedrig ist, so suchte man viel Material zu gewinnen und benutzte die von den metallischen Erzen erfüllten „Gänge", die meist aus Quarzen und Kalkspath bestehen, zu diesem Zwecke. Die 1 Proc. Kupfer und 2 Proc. Blei enthaltenden Quarze sind dieselben heute wie in prähistorischer Zeit und der prähistorische Mensch hat die noch vor 30 bis 40 Jahren im Harzer Bergbau angewendete Methode des Feuersetzens schon früh zur Anwendung gebracht, anstatt die Erze mit Steinwerkzeugen abzubauen, zudem mußte er das Metall vom Quarze befreien und es zerkleinern, was am besten durch Erwärmung geschehen konnte und heute noch geschieht, trotz unsrer feinen und harten Stahlinstrumente. Aus dem Zusammenhang der Processe des Feuersetzens, sie das man aus prähistorischer Zeit Spuren findet, und der Abröstung mag hervorgehen, daß die Kupfererze und deren Gewinnung aus den Kupferkiesen zur Metallurgie überhaupt geführt haben. Aus der Debatte, die sich an diesen Vortrag knüpfte und an der Prof. Dr. Ohlshausen, Prof. Dr. Schweinfurth und Dr. Staudinger sich betheiligten, ging hervor, daß man die metallurgische Gewinnung des Kupfers für Europa annehmen kann, daß dagegen in Afrika und namentlich in Amerika, wo eine prähistorische Kupferindustrie nicht nachzuweisen ist, das Kupfer als durch Hämmern aus dem Dendrit gewonnen angesehen werden

muß. Alsdann wurden von Dr. J. W. K. Möllee eine Anzahl von Banghan Stevens in Malakka gesammelter hölzerner Feuerzeuge der Eingeborenen vorgelegt. Sie stammen von den Mintras, den Tamijai und den Meaua, bestehen zum großen Theil aus je zwei Bambusbrettern, von denen das eine in einer Höhlung des andern gedreht wird, bis der Funke auf den darunter gelegten Blattzunder fällt. Auch werden Bambusbretter mittelst Rotangbinden oft an Bäumen befestigt, und durch Reibung an ausgehöhlten Stellen derselben, die wegen ihrer festen Lage schärfer geschehen kann, wird dann schnell der Funke hervorgebracht; andere Feuerzeuge bestehen aus Quirlhölzern, wie sie Flinders Petrie in Aegypten ähnlich gefunden hat und wie solche auch aus Pfahlbauten her bekannt sind. Daneben kommen in Malakka chinesische Feuerzeuge noch als Handelsartikel vor und der Gebrauch der heimischen ist in Abnahme begriffen.

* **Berlin.** Der am 20. Juni in Charlottenburg nach langem Leiden im Alter von 72 Jahren verstorbene Wirkl. Geh. Ober-Regierungsrath Dr. Karl Beckee war ein gebürtiger Oldenburger und hatte sich zuerst der militärischen Laufbahn gewidmet, insbesondere sich als Hauptmann in der schleswig-holsteinischen Armee 1848 bis 1851 hervorgethan. Nach der Auflösung dieser Armee bezog er die Universität, um Volkswirthschaft und Statistik zu studiren, und schon 1855 wurde er Direktor des Statistischen Bureaus in Oldenburg, das er bis 1872 leitete. Auf Vorschlag seines Lehrers und Freundes Ernst Engel wurde er alsdann berufen, ein Statistisches Bureau für das Deutsche Reich zu begründen. Dieses Bureau hat er bis 1891 geleitet und zu großer Höhe gebracht; dann zwang ihn Krankheit, in den Ruhestand zu treten. Besonders hervorzuheben sind seine Arbeiten auf dem Gebiete der Bevölkerungsstatistik.

⊕ **Wien,** 23. Juni. Die Ahnengalerie der Universität, in die vorgestern Adolf Exner eingereiht worden, hat schon wieder einen neuen Zuwachs erfahren. Die Reliefbüste des 1887 verstorbenen Altmeisters der Augenheilkunde, Prof. Dr. v. Arlt, wurde von der Universität übernommen und im Arcadengange der Universität neben dem Denkmal der beiden Oppolzer aufgestellt. Der Sockel des Denkmals enthält die Inschrift: „Ferdinando equiti de Arlt, nano artis principi, florentin scholae conditori." Der Tag der Enthüllungsfeier ist noch nicht festgesetzt. Die Denkrede soll Hofrath Prof. Dr. Fuchs, ein ehemaliger Schüler und klinischer Assistent Arlts, halten. — Zum Rector der Universität wurde für das Studienjahr 1896/97 der Aegyptolog Penk. Dr. Leo Reinisch gewählt. Man ist damit von dem bisherigen Brauch einer strengen Abwechslung der Facultäten zu gunsten der philosophischen abgegangen, wie es ebenso längst bei mehreren deutschen Universitäten Sitte ist, dieser Facultät wegen ihrer höheren Mitgliederzahl eine häufigere Anwartschaft auf das Rectorat zu gewähren. Prof. Reinisch wurde am 26. October 1832 zu Osterwitz in Steiermark geboren, studirte in Tübingen, wo er 1859 zum Doctor der Philosophie promovirt wurde. 1860 habilitirte er sich an der Wiener Universität für Aegyptologie und alte Geschichte und wurde 1868 zum außerordentlichen, 1873 zum ordentlichen Professor seiner Disciplin ernannt. Prof. Reinisch hat große Reisen in Aegypten gemacht; seine Forschungen haben ihm einen guten Namen erworben.

* **Prag,** 20. Juni. „Der Anlaß für die Ovation, welche dem Professor der Philosophie Dr. Anton Marty am 11. ds. M. von seiner aus allen Facultäten der Universität resultirenden Hörerschaft dargebracht wurde, lag für uns nicht, wie der Bericht vom 13. ds. M. in der Beilage Nr. 135 gedeutet werden könnte, lediglich darin, daß Prof. Marty „gar keinen Ruf erhalten" hat; wir fanden ihn vielmehr darin, daß die Berufung unsres allverehrten Lehrers in der Reichshauptstadt unterblieb trotz des primo loco-Vorschlages der dortigen philosophischen Facultät, und daß sie einzig und allein an der Rücksicht des Unterrichtsministers für den apostolischen Nuntius gescheitert ist, Thatsachen, die hier in Prag und Oesterreich allgemein bekannt und von angesehenen Tageblättern („Neue Freie Presse", „Bohemia" u. a. m.) wiederholt ausgesprochen worden sind. Im Namen zahlreicher Hörer Prof. Marty's: Josef Adolf Bondy. Wilhelm Herzig."

—l. **Genf,** 17. Juni. Von der Landesausstellung. „Eine Ausstellung ist das nicht, es kann aber noch eine werden", so lautete das Urtheil eines Sachverständigen über die Schweizerische Landesausstellung in Genf am Tage ihrer Eröffnung. Sieben Wochen sind seitdem verflossen, und was damals allerdings noch keine, wenigstens keine vollständige Landesausstellung war, ist mittlerweilen eine solche geworden. Nach mehrfach wiederholten Besuchen der verschiedenen Galerien dürfen wir nun sagen, daß sie in jeder Hinsicht das erfüllt, was sie bezweckt. Die Ausstellung vereinigt alle Erzeugnisse der Industrie, der Gewerbe, der Kunst und der Landwirthschaft der ganzen Schweiz und die Urstoffe des Landes, und indem sie auch das gesammte Unterrichtswesen, die volkswirthschaftlichen und socialen Wissenschaften zur Darstellung bringt, gewährt sie ein übersichtliches Bild der Leistungsfähigkeit des Schweizer Volkes und wird ihm dadurch zu gegenseitiger Belehrung und richtiger Würdigung seiner eigenen Kraft dienen und dem ganzen Lande die Bedeutung seiner verschiedenen Industrien voll und ganz zum Bewußtsein bringen. Der reiche, gediegene Inhalt der Ausstellung, sowie deren glänzende und überaus geschmackvolle Einrichtung macht einen sehr guten Eindruck, der nach jedem neuen Besuch nur noch mehr an Stärke gewinnt; einige Theile der Ausstellung, wie der Industriepalast, die Maschinenhalle, der Palast für schöne Künste, die Halle für Nahrungs- und Genußmittel mit all den herrlichen Gegenständen, die diese Räume enthalten, erregen die Bewunderung aller Besucher. Ganz besondere Anziehungskraft übt das wunderbar schön aufgebaute und eingerichtete „Schweizerdorf" aus und die Besucher desselben belaufen sich täglich auf viele Tausende. Anfangs hatte die Ausstellung unter der Ungunst der Witterung sehr zu leiden. Während des kühlen und nassen Monats Mai war der Fremdenbesuch ein nur spärlicher. Mit dem Einzug des Sommers und des wärmeren, freundlicheren Wetters ist das nun in erfreulicher Weise anders geworden. Die Schweizer, namentlich die romanischen Cantone haben gleich anfangs regen Antheil an dieser Ausstellung genommen und dies durch zahlreiches Erscheinen in Genf bewiesen; unsre westlichen Nachbarn aber, die Franzosen, verhielten sich dem schweizerischen Arbeitsfest gegenüber bisher ziemlich gleichgültig. Die Presse der „Schwesterrepublik" hat sich erst nach langen, unerklärlichen Unterhandlungen mit dem Centralcomité über den Kostenpunkt dazu verstanden, von der Genfer Ausstellung Notiz zu nehmen, und man wird nun wohl auf zahlreicheren Besuch seitens der Franzosen rechnen dürfen. Ein kleiner Erfolg der französischen Publication zeigte sich schon in dieser Woche, da eine Gesellschaft von 350 „Enfants de Lutèce" mit Extrazug und klingendem Spiel aus Paris hier eintraf. Diese jungen Leute machten sich in Genf besonders dadurch bemerklich, daß sie neben dem Abzeichen ihrer Clubs zwei Fähnlein auf den Hüten trugen: eine Tricolore und eine — russische Fahne! — Die vielen Congresse und Versammlungen, welche während der Dauer der Ausstellung in unsrer Stadt abgehalten wurden: der Congreß der schweizerischen Vereine für Geographie, die Synode der schweizerischen Altkatholiken, der Verein der Schweizer Gastwirthe, der des Handels und der Industrie, die Jahresversammlung des schweizerischen Presvereins, die internationale Conferenz der Eisenbahndirectoren von ganz Europa, der Typographen-Verband der romanischen Schweiz und die mit diesen Versammlungen verbundenen Festlichkeiten haben nun endlich ein außergewöhnlich reges Leben nach Genf gebracht, das unserm nationalen Unternehmen zu gute kommen wird. Neue Festtage stehen uns für kommenden Sonnabend und Sonntag bevor. Zu Ehren der hohen eidgenössischen Behörden, des Bundesraths und der jetzt zu Bern tagenden Bundesversammlung, welche man Freitag Abend hier erwartet, wird ein Fest gefeiert werden, das, nach dem Programm zu urtheilen, alle bisherigen an Großartigkeit übertreffen wird. Sonnabend, 20. Juni, Vormittags, besuchen die hohen Gäste die Ausstellung, Mittags 12 Uhr werden sie sich zu einem Festbankett vereinigen und um 5 Uhr Nachmittags werden sie im „Schweizerdorf" den ländlichen nationalen Tänzen und Spielen beiwohnen, die hier zu ihren Ehren aufgeführt werden sollen. Abends findet im Wahlgebäude die Aufführung des Festspiels „Poëma alpestre", componirt von Jacques Dalcroze, statt. Am Sonntag, 21. Juni, fahren die eidgenössischen Behörden mittelst Extraschiffes nach dem Park der „Reiana", wo sie von der Genfer Staatsregierung und dem städtischen Verwaltungsrath empfangen und bewirthet werden. Nach der Rückkehr werden sie sich um 4 Uhr zu dem großen Carrousselspiel in die Arena beim Vergnügungspark begeben und nach demselben im „Schweizerdorf" der Vorstellung der „Sennenfahrten" beiwohnen. Abends endlich wird man ein großartiges venetianisches Fest mit Feuerwerk und bengalischer Beleuchtung der Quais und Hafendämme veranstalten. Schon schmückt sich die Stadt zum Empfang ihrer hohen Gäste, und wenn das Wetter das Fest begünstigt, so ist zu hoffen, daß dasselbe schön und glänzend verläuft.

Digitized by Google

Jahrgang 1896. München, Donnerstag, 25. Juni. Nummer 145.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Das Konstanzer Concil. Von Eduard Heydenreich. — Adolf Bastian und die ethnologische Wissenschaft. Von Georg Stamper. — Mittheilungen und Nachrichten.

Das Konstanzer Concil.

Von Eduard Heydenreich.

Die mittelalterliche Verfassung des Reichs und der Kirche war im Laufe der Zeiten hinfällig geworden. Es war dies häufig zu Tage getreten, nie aber mit so furchtbarer Klarheit wie am Anfang des 15. Jahrhunderts, als durch die gleichzeitige Spaltung des Kaiser- und Papstthums die längst unterwühlten Grundsteine des Reiches sich in ihrer ganzen Unsicherheit gezeigt hatten. Jetzt sollte noch einmal eine Form gesucht werden, die den wankenden Bau befestigen könnte. Das Concil zu Konstanz war zugleich eine Kirchen- und Reichsversammlung, der höchste Richterstuhl, vor dem alle Reiche und alle Stände der Christenheit die Entscheidung über ihre Anliegen, ihre Streitigkeiten und Mißstände zu erwarten berechtigt waren. Treffend hat man die Konstanzer Versammlung ein erstes außerordentliches constituirendes Parlament des heiligen Reiches der gesammten Christenheit genannt. Was die abendländische Welt an kirchlicher Würde, an fürstlicher Hoheit, an wissenschaftlicher Geisteskraft besaß, das vereinigte sich, nicht um einen neuen Bau aufzuführen, sondern um den alten zerfallenden zu festigen, sicher und wohnlich zu machen. Es war eine wichtige Epoche in unsrer deutschen Geschichte und in der Geschichte der Menschheit. Das ganze Mittelalter hat keine glänzendere Versammlung gesehen als das Concil zu Konstanz. Dieser Ort war nun gleichsam die Hauptstadt der Christenheit. Noch nie hatte man auf so engem Raum eine solche Fülle geistlicher und weltlicher Gewalt vereinigt gesehen. Der Konstanzer Bürger Ulrich von Richental hat im Auftrag des Raths ein ungefähres Verzeichniß der angekommenen Fremden geführt: er zählt 5 Patriarchen mit einem Gefolge von 118 Personen, 33 Cardinäle mit 3056 Personen, 47 Erzbischöfe mit 4700, 145 Bischöfe mit 4700, 93 Weihbischöfe mit 360, über 500 geistliche Fürsten mit 4000 Leuten; 37 Universitäten waren durch 2000 Personen vertreten. An Weltlichen führt er auf 39 Herzoge, 32 gefürstete Herren und Grafen, 141 Grafen, 71 Freiherren, mehr als 1500 Ritter mit insgesammt mehr als 20,000 Edelknappen. Gesandtschaften sollen danach zugegen gewesen sein von 83 Königen und Fürsten, reichsstädtische Boten waren 472, andere städtische 352 anwesend. Unter den Kirchenlehrern, die sich zu dem Concil einfanden, ragten hervor die Franzosen Pierre d'Ailly, Erzbischof von Cambray und Cardinal, Charlier de Gerson, der Kanzler der Universität von Paris, unter den italienischen Prälaten Franz von Zabarella, Erzbischof von Florenz, und der Cardinal Johann von Brogni, ferner der Bischof von Salisbury Robert Hallam, die Zierden der neu entstehenden classischen Bildung, Paggio, Leonardo Aretino, der Grieche Chrysoloras. Als Geheimschreiber Johanns XXIII. hatte der Westfale Dietrich van Niem Gelegenheit, tiefe Einblicke in die Mißbräuche und Entartung der Kirche zu thun, die er uns in seinen Schriften mit scharfen Worten schildert. — Alsbald wimmelte auch die Stadt von Glücksrittern und Abenteurern, Spielleuten, Dirnen und fahrendem Volk aller Art. Ulrich Richental zählt über 50,000, die sich alltäglich in Konstanz aufhielten; die Zahl aller Besuchee mag wohl die dreifache gewesen sein. Alle fürstliche Pracht, aller Glanz höfischen Ritterlebens entfaltete sich auf jener großartigen Versammlung; in Gepränge und pomphaftem Aufzug wetteiferten geistliche und weltliche Fürsten.

Die Konstanzer Kirchenversammlung hatte eine dreifache Aufgabe: 1. die Sicherstellung des katholischen Glaubens gegen die in der Kirche aufgetretenen Irrlehren: die causa fidei. 2. die Beilegung des großen Schismas, Beseitigung der drei Gegenpäpste und Wiederherstellung der kirchlichen Einheit: die causa unionis. 3. die Kirchenverbesserung an Haupt und Gliedern: die causa reformationis. Der Papst Johann XXIII., der von einer Einigung und Reform der Kirche für sich selbst nichts gutes zu erwarten hatte, suchte die Thätigkeit der Versammlung zunächst auf das dogmatische Gebiet zu lenken. Er setzte zu diesem Behufe noch im December 1414 eine Commission zur Bearbeitung der hussitischen Ketzerei nieder und wollte so der causa fidei die Priorität vor den anderen Vorlagen sichern. Die kirchlichen Fortschrittler betonten dagegen die causa unionis, sie verlangten die Vorerledigung des Schismas und sahen in einer freiwilligen Verzichtleistung der drei Gegenpäpste den einzig sicheren Weg zum Frieden. — In der causa reformationis endlich ergriff die altkirchliche (conservative) Partei die Initiatiae. Um den wesentlichen Theil der Kirchenverbesserung nicht aus den Händen zu lassen, brachte sie am 7. December 1414 einen Entwurf über die reformatio ecclesiae in capite bei der Synode ein. Mit ihm, der sich auf eine Revision der päpstlichen „Hausordnung" beschränkte, glaubte sie einer durchgreifenden Reform wirksam begegnen zu können. Die unkluge Politik des Papstes änderte indeß sehr bald die Sachlage. Sein Versuch, sich durch eine Massenbeförderung zur Prälatur (Pairsschub) die Majorität der Versammlung zu verschaffen, rief auf seiten der Fortschrittspartei eine Repression hervor, infolge deren der uralte synodale Stimmmodus über den Haufen geworfen und durch ein neues, für die Durchführung des synodalen Programms überaus wirksames Scrutinium ersetzt wurde. Die vier auf dem Concil anwesenden Nationen consolidirten sich zu geschlossenen Körperschaften; die Virilstimmen blieben auf diese engeren Verbände beschränkt, im Plenum der Synode sollte curiatim votirt werden, d. h. jeder Nation eine vox summaria (Collectivstimme) zustehen. War schon damit (Februar 1415) im wesentlichen der Einfluß gebrochen, den Johann anfänglich auf den Gang der Verhandlungen zu üben vermocht, so führte seine kurze Zeit darauf erfolgte Flucht aus Konstanz, statt, wie beabsichtigt, die Autorität des Concils zu schwächen und die Versammlung

zu sprengen, umgekehrt zu einem schnellen Sturz des absoluten Papstthums. Die Gefahr einigte sofort die widerstrebenden Elemente, die Synode erklärte sich für permanent und die Decrete der 4. und 5. Sitzung proclamirten die Superiorität des Concils über den Papst. Dies sind die berühmten Decrete, welche modernen katholischen Gegnern der päpstlichen Unfehlbarkeit als das vielleicht außerordentlichste Ereigniß in der ganzen dogmatischen Geschichte der christlichen Kirche gelten. Mit diesen Decreten war zugleich der Präjudicialstreit geschlossen und die Grundlage zu einer umfassenden Erledigung des synodalen Programms gewonnen. Als das Concil in seiner fünften allgemeinen Sitzung am 6. April 1415 die Bulle Sacrosancta beschloß, welche seine Selbständigkeit auch ohne den Papst und seine Ueberordnung über diesen in Bezug auf die Besserung der Kirche an Haupt und Gliedern feierlich proclamirte, that es einen Schritt, der im Sinne des Mittelalters kaum noch Reform zu nennen war: es war das streng genommen ein revolutionärer Act, der mit dem geltenden kirchlichen Recht und der geschichtlich gewordenen Verfassung der Kirche unvereinbar war. Die außerordentliche Nothlage der Kirche machte ihn begreiflich; damit aber einen Glaubenssatz zu verkünden, war um so bedenklicher, als die Konstanzer Versammlung nach der streng katholischen Auffassung, so lange sie ohne Papst tagte, gar kein allgemeines Concil war: diese läßt sie als solches auch heute nur in den letzten fünf Sitzungen gelten, die sie unter dem neu erwählten Martin V. hielt.

Für die Bearbeitung der causa fidei wurden noch am 6. April 1415 Specialcommissarien ernannt. Dieselben constituirten sich in der folgenden Sitzung zu einem vollständigen Ausschusse. Demnächst erfolgte am 4. Mai die Verurtheilung Wicliffe's, am 26. die Verbrennung von Huß. Die causa unionis führte andrerseits am 29. Mai 1415 zur Absetzung Johanns XXIII. Unter dem 4. Juli dieses Jahres leistete Gregor XII. freiwillig auf seine Würde Verzicht. Hier blieb mithin nur die Beseitigung des dritten Gegenpapstes Benedict XIII. übrig. Durch persönliche Unterhandlung mit Benedict XIII. hoffte König Sigmund am leichtesten zum Ziel zu kommen; er entschloß sich, durch eine Zusammenkunft mit dem päpstlichen Herrn und seinem Beschützer König Ferdinand von Aragonien die Einigung der Kirche zu Ende zu führen. Damals stand Sigmund auf dem Gipfel seines Ansehens. Auf sein Haupt fiel der Ruhm, als rechter Schirmvogt der Kirche deren Einigung ins Werk gesetzt, deren Besserung und Erhebung angebahnt zu haben. Er war der eigentliche Mittelpunkt des Concils und fühlte selbstgefällig die Größe dieses Ruhmes. Großes Lob hat es ihm eingetragen, daß er Friedrich von Oesterreich, der Johann XXIII. zur Flucht geholfen hatte, in seine Gewalt brachte und demüthigte. Es war ein lange nicht erlebtes Schauspiel in deutschen Landen, daß ein unbotmäßiger Fürst von dem rächenden Arme des Reichsoberhauptes niedergeschlagen worden, und die fürstliche Opposition ward mit Schrecken inne, mit welchem Ernst die Reichspartei an der Herstellung der obersten Gewalt arbeitete. Die in jenen Tagen vollzogene Uebertragung der Kurwürde Brandenburg an den Hohenzollern war ein bedeutsames Zeichen der Gesinnung des Königs, der dadurch gegen den ränkesüchtigen Erzbischof von Mainz eine zuverlässige Stütze in des Reiches innerstem Rath gewann. Wie seit langen Jahren nicht, sehen wir zu Konstanz die widerstrebenden, eigenwilligen Stände und Glieder des Reichs versammelt und sich über den Landfrieden und die zu dessen Durchführung zu errichtenden Landfriedenskreise und Gerichte berathen. Es galt den letzten Versuch, die selbstherrliche Zersplitterung in nationaler Einheit unter dem Schirm der wiederbelebten Reichsgewalt zusammenzufassen. Wenn in den vier Landfriedenskreisen je ein kaiserlicher Hauptmann und ein allgemeiner oberster Reichshauptmann über Frieden und Recht waltete, wenn es insbesondere gelang, durch Sicherung von Handel und Wandel die Städte mit dem Interesse des Reiches zu verknüpfen, ihre zersplitterte, abgeschlossene Macht unter dem erstarkten Königthum zu vereinigen, so war den widerstrebenden selbstherrlichen Gewalten ein Damm gesetzt, das Reich konnte wieder ein Staat werden. Man mußte die Elemente, die so lange gegen einander gerungen, in dem höheren Interesse des Reiches einigen; man bedurfte einer Organisation, mit der die Reichsgewalt die Befugniß, welche ihr dem Recht und ihrem Wesen nach zustand, auch thatsächlich erfassen und üben konnte. Die Landfriedensordnung bot dazu den geeignetsten Anhalt. — Das waren die Gesichtspunkte, die sich aus den einleitenden Verhandlungen über eine Reichsreform im Frühjahr 1415 ergaben. Daß damals keine bedeutsame Reformhandlung zustande kam, lag theils an dem unüberwindlichen Mißtrauen der Reichsglieder gegen alle von der Reichsgewalt gehandhabte Ordnung und ihrem Trotz auf die eigene Stärke, theils an der Unstätigkeit Sigmunds und den stürmischen Ereignissen der nächstfolgenden Zeit, welche neue Fragen und neue Interessen in den Vordergrund drängten. — Sigmund traf September 1415 zu Perpignan mit dem aragonischen König und Papst Benedict zusammen. Aber an dem unbeugsamen Starrsinn des greisen Priesters scheiterten alle Verhandlungen. Mißmuthig verließ der König die Pyrenäenstadt. Er hielt sich für berufen, in dem großen englisch-französischen Krieg die Friedensvermittelung zu übernehmen, ein weitführender, unfruchtbarer Entschluß, der das hohe Ziel des Concils nicht förderte. Der Glanz der kaiserlichen Würde war nicht vermögend, in dem Kampf der beiden Nationen eine Entscheidung zu bringen. Der geldbedürftige Sigmund gerieth sogar selbst in arge Verlegenheit; bei der Rückreise ging das Geld aus, er mußte die Kleinodien verkaufen, die er in England zum Geschenk erhalten hatte, und gelangte fast wie ein Flüchtling an den Rhein. Zu Anfang des Jahres 1417 traf er wieder in Konstanz ein. Die kostspielige und nutzlose Reise des Königs an den französischen und englischen Hof war ein arger Mißgriff. Sigmund hatte während seiner anderthalbjährigen Abwesenheit vom Concil mit Briefen und Gesandtschaften auf Verschiebung aller wichtigen Angelegenheiten hingewirkt; und so sehr galt der König als das Haupt der Versammlung, daß man seinen Weisungen nachkam.

Seit dem Rücktritt Gregors XII. trat auf dem Concil zu Konstanz auch die causa reformationis in den Vordergrund. Die päpstliche Partei war anfangs bemüht gewesen, die Kirchenverbesserung nicht aus den Händen der Curie zu lassen. Sie hatte deßhalb in den ersten Monaten des Concils jede Reformvorlage principiell bekämpft. Nach der Abreise des römischen Königs ergriff sie dagegen plötzlich die Initiative und beantragte eine Sitzung zur Berathung über die Reform. In derselben schlug sie die Niedersetzung einer gemischten Commission zur Inangriffnahme der nöthigen Vorarbeiten vor. Die Arbeiten aber dieses ersten Reformausschusses kamen ins Stocken. Erst nach der Rückkehr Sigmunds wurden sie wieder aufgenommen. Benedict XIII. zeigte sich nach wie vor unbeugsam, und alle mit ihm angeknüpften Unterhandlungen scheiterten an dem Starrsinn dieses echt spanischen Charakters. Der König und die Reformpartei zerlegten nun die causa unionis in zwei Theile: die ejectio Petri de Luna (Benedict XIII.) und die electio novi papae, und wollten die causa reformationis als eine Zwischenaction behandeln. Sie stellten demgemäß für die synodale Tagesordnung die Absetzung Benedicts XIII. in die erste, die Reform in die zweite und die neue Papstwahl in die dritte Linie. Dagegen erkannte

Digitized by Google

die curiale Partei in der Vorerledigung der Papstwahl das einzige Mittel, um den einschneidenden Reformen zu begegnen, die von den liberalen Fractionen des Concils in Aussicht genommen waren. Sie verlangte daher, daß zunächst der Kirche ein neues Oberhaupt erwählt und die Reform erst nachher in Gemeinschaft mit dem Papste zur Ausführung gebracht werde. Nach langen, fruchtlosen Verhandlungen kam ein Compromiß zu Stande, in welchem die römische Partei die Vorerledigung der Reformation principiell zugestand, die Liberalen dagegen das prioritätische Reformwerk auf die capita ecclesiae beschränkten; die reformatio in membris inferioribus sollte später, nach der Wahl des Papstes und mit ihm in Gemeinschaft vollzogen werden. Aber auch durch Niedersetzung eines zweiten, neugewählten Reformausschusses, in welchem die inzwischen neu zum Concil hinzugekommene spanische Kirche vertreten war, kam man in der causa reformationis nicht wesentlich vorwärts. Aus noch unaufgeklärten Ursachen kamen die Arbeiten auch dieses Ausschusses ins Stocken. Neuer Streit entstand, der das Concil aufzulösen schien. Endlich kam ein neuer Compromiß zu Stande: er entschied den Prioritätsstreit zu gunsten der causa unionis (electionis) — die causa reformationis sollte durch einen solennen Synodalschluß sichergestellt werden. Der Synodalschluß legte dem neu zu erwählenden Papste folgende Verpflichtungen auf: 1. Die Ausführung der Reformation erfolgt im Wege der Vereinbarung zwischen Papst und Concil, resp. zwischen dem Papst und den Deputirten der nationalen Abtheilungen der Synode. 2. Der Umfang der Reformation wird auf den Papst und die römische Curie beschränkt. Diese schimpfliche Beschränkung zeigt mehr als alles andere, wie erheblich der Charakter der Versammlung gegen früher gewechselt hatte. Seit Mitte des Jahres 1415 war die Reformpartei Schritt um Schritt zurückgedrängt worden. Nachdem sie in den ersten Hauptsitzungen mit überwiegender Majorität die dogmatische Anerkennung der conciliaren Obergewalt durchgesetzt, verlor sie bei der Fortentwicklung des Gedankens immer mehr an Einfluß. Die causa reformationis mußte in dem Prioritätsstreite der causa unionis weichen, jetzt ward sie überhaupt auf die kleinere Hälfte ihres ursprünglichen Programms herabgeschnitten. Auf ein verhältnißmäßig enges Gebiet von 18 Punkten wurden die von den beiden Revisionscommissionen in einem Zeitraum von mehr als zwei Jahren berathenen Reformen begrenzt. Nur ein kleiner Theil der Entwürfe kam jetzt in das Definitivum; auch er sollte bald noch eine weitere Reduction erfahren.

Mit der Wahl Martins V. zum Nachfolger Petri war das unheilvolle Schisma gehoben. Darauf trat eine neue Reformcommission zusammen, die dritte seit dem Anfang des Concils. Die Verhandlungen wurden auch mit Eifer betrieben, aber die Arbeiten rückten nicht von der Stelle. Es stellte sich die Unmöglichkeit einer allgemeinen und gleichförmigen Kirchenverbesserung für die gesammte Christenheit heraus. Jetzt stand ein gänzlicher Abbruch der Verhandlungen bevor. Die einzige Rettung lag in dem Verzicht auf ein gleichartiges Ziel und Ergebniß. Ein günstiger Erfolg stand allein auf dem Wege der Particulargesetzgebung zu erwarten. Man theilte also das Reformationswerk, indem man die gemeinsam vereinbarten Reformartikel als Synodaldecrete publicirte, die übrigen Punkte, über die man sich nicht geeinigt hatte, Specialverträgen zwischen dem Papst und den Nationen überließ. Die Uebereinkunft, die nach jahrelangem Berathen und Verhandeln in den Concordaten niedergelegt wurde, war nicht geeignet, das Verlangen nach Reform völlig und dauernd zu befriedigen. Wohl waren wichtige Punkte darin zur Sprache gebracht, aber die päpstlichen Zugeständnisse waren unvollständig und dehnbar, halbe Maßregeln, um die ungestümen Dränger fürs erste zu beschwichtigen. Zudem bezeichnete der Schlußsatz, der die Gültigkeitsdauer auf fünf Jahre beschränkte, das ganze Werk als ein provisorisches. Zwar enthielten die Concordate die Zusicherung einer Reorganisation des Cardinalcollegiums, der Beschränkung der Annaten, der curialen Dispensationen und Indulgentien, allein, anstatt die Mißbräuche von Grund aus abzustellen, gewährte die Curie eine Erleichterung ohne Dauer und redlichen Ernst, eine Abfindung, mit der sich die ermüdeten Väter des Concils und die in ihren Hoffnungen getäuschte Christenheit zufriedengeben mußten. Von einer wohlthätigen Wirksamkeit der Konstanzer Reform ist daher wenig zu merken.

So waren die Geschäfte der Kirchenversammlung, welche zuletzt die allgemeine Ungeduld und Ermüdung gewaltsam beschleunigt hatte, zu einem Abschluß geführt worden, freilich anders, als die meisten gehofft und gewünscht hatten; und die Versammelten schickten sich an, die Stätte ihrer langen Wirksamkeit zu verlassen. Nachdem das nächste Concil nach Pavia entboten worden, fand die letzte Sitzung statt. Die Aufforderung Sigmunds, den Wohnsitz in einer deutschen Stadt zu nehmen, wies Martin von sich; in Rom sei der Papst am Platze, wie der Steuermann am Steuerruder. Am Pfingstmontag zog er in Glanz und Herrlichkeit davon. Aber erst zu Ende des folgenden Jahres gelangte er wieder in den Besitz des Kirchenstaates und der Hauptstadt, die von den Neapolitanern besetzt war. So verlief die denkwürdige Versammlung, nachdem sie ins vierte Jahr getagt hatte. Die Beendigung des Schismas war ihr einziges Ergebniß von entschiedener Verdienstlichkeit und die ausgesprochene Superiorität der regelmäßigen Concilien über das Papstthum ihre wichtigste Satzung. Wenn aber einzelne Wohlgesinnte eine völlige Reform in Kirche und Reich, eine wirkliche Beseitigung all der Schäden und Uebelstände, die beide zerrütteten, gehofft hatten, so waren sie bitter enttäuscht. Was das Concil bot, seit es wieder unter der päpstlichen Gewalt stand, war eine nothdürftige Beschwichtigung des allgemeinen lauten Rufs nach einer Kirchenreform, ohne Ernst, ohne Aufrichtigkeit und ohne Dauer. „Das Concilium ist zergangen und keine Reformation, wie der Kaiser begehrt und gewollt hat, gemacht worden, welche Reformation bis heutigen Tag die Geistlichen und Weltlichr scheuen," heißt es in einer „Beschreibung der großen Prache des Kostnitz'schen Concilii". Kräftiger und selbstbewußter erhob sich die pontificale Macht aus dem Drängen der Kirchenversammlung, und die Erneuerung aller hierarchischen Mißbräuche und Ansprüche konnte die getäuschte Christenheit belehren, was sie von einer päpstlichen Reform der Kirche zu hoffen habe. Und als Sigmund von Konstanz durch die südwestlichen Lande und die Donau hinab in sein vernachlässigtes Königreich Ungarn zog, mochte er recht die Erfolglosigkeit der Konstanzer Reichsreform einsehen. Allenthalben Mißtrauen oder offener Trotz und gewaltthätiger Widerstand. Es war der letzte Versuch, den Reichstreuen eine Stütze zu geben, als der König den Markgrafen von Brandenburg zum Reichsverweser ernannte. Treulich nahm der wackere Fürst sich des verwaisten Reiches an, suchte allenthalben die Gegensätze auszugleichen, die gefahrdrohenden Bündnisse in friedliche Geleise zu lenken, gesetzliche Ordnung aufrecht zu halten, suchte zu retten, was noch im Reich zu retten war. Aber an dem Trotz der widerstrebenden Gewalten und den furchtbaren Stürmen, die jetzt über Deutschland hereinbrachen, zerschellte die Kraft des Markgrafen, und König Sigmund lenkte bald in andere Bahnen ein, als er sich von den unendlichen Schwierigkeiten der Herstellung der Reichsgewalt überzeugt

hatte und als der drohende Verlust seines böhmischen Erbreiches den römischen König mit gebieterischer Mahnung an seine landesherrliche Stellung erinnerte. —

Das Konstanzer Concil, das die gespannte Aufmerksamkeit der gesammten Christenheit auf sich zog, veranlaßte eine sehr umfängliche Literatur.

Einen protokollarischen Geschichtschreiber fand es in Ulrich von Richental, dessen tagebuchartige Mittheilungen ein Stück städtischer Geschichte in bewegter Zeit bieten. Wir gewinnen aus denselben nicht bloß eine Menge von chronologischen und besonders statistischen Daten, sondern sehr schätzbare Charakteristiken vieler der anwesenden weltlichen und geistlichen Herren. Gerade weil der Verfasser sich nirgends den Anschein oder die vergebliche Mühe gibt, in diplomatische oder conciliare Geheimnisse einzudringen, gewinnt seine auf die äußeren Verhältnisse gerichtete Erzählung desto mehr Vertrauen. Die Ausarbeitung der Chronik, zu welcher er das Material während der Concilzeit sammelte, lag ihm so sehr am Herzen, daß er nicht zögerte, einem Courtisan einen Gulden zu bezahlen, um eine interessante Bulle Johanns XXIII. copiren zu dürfen.

Größeres Interesse als das die äußeren Lebensformen schildernde Tagebuch Richentals können diejenigen Schriftsteller beanspruchen, welche die Vorlagen des Concils behandeln. Insbesondere verdienen die Autoren über die Reformfragen unsre Aufmerksamkeit.

So einig man auch in dem Rufe nach Reform war, so verschieden waren die Ansichten über die Art und Weise, wie sie stattfinden sollte. Die Nationalität, der weltliche oder geistliche Stand, die niedere oder höhere Stellung innerhalb der Kirche wirkten hier bestimmend auf die Gestaltung der Ansichten ein. Daß man zunächst, um die Reform ins Werk zu setzen, die Einheit der Kirche herstellen und zu diesem Zweck alle drei Päpste absetzen müsse, darüber war man im großen und ganzen einig und der Schwierigkeiten fand man hiebei nicht allzuviele, da die Lehre von der Absetzbarkeit der Päpste bedeutende Vorbereitung gefunden hatte. Was aber sollte dann folgen? Es gab nicht wenige, die das Ideal der Kirche in den ersten Jahrhunderten ihres Daseins suchten und sehnsüchtig auf jene Zeit blickten, in der die Geistlichkeit sich noch nicht anmaßend über die Laien erhob, der Bischof von Rom noch keine drückende Vorherrschaft über seine Mitbischöfe ausübte, in der die Kirche arm an weltlichen Gütern, aber um so reicher an Tugenden war. Es waren vorzugsweise ehrliche Mönche und Gelehrte, welche, entfernt von der Welt der Thatsachen, solchen Gedanken nachhingen und sich dabei wenig Scrupel darüber machten, ob denn die Verwirklichung ihrer Ideen möglich sei. Die anderen rechneten mit den Verhältnissen, wie sie sich nun einmal herausgebildet hatten, wollten aber das allenthalben wuchernde Unkraut der Mißbräuche ausgerottet sehen. Dabei dachten viele, vor allem die außeritalienischen Prälaten, lediglich an die Beschränkung der päpstlichen Einkünfte und gewisser Rechte des päpstlichen Stuhles, sie wünschten also, ohne daß sich tiefgehende Aenderungen vollzogen, ihre eigenen Einkünfte zu vermehren und ihre Machtstellung zu erhöhen. Wieder andere wollten das ganze System, wie es sich in der Kirche entwickelt hatte, ändern. Danach sollten Papst und Cardinäle ihren Unterhalt mit den Einkünften des Kirchenstaates bestreiten, die von so vielen Mißbräuchen begleitete Verleihung der Pfründen und Besetzung von Bisthümern sollte an die rechtmäßigen Collatoren und Wähler übergehen. Der Papst, so verlangte man, sollte an die Beschlüsse der periodisch stattfindenden Concilien gebunden, seine Anordnungen der Controle des Cardinalcollegiums unterworfen sein. Ein doctrinärer Kopf schlug selbst vor, man möge das Collegium der Cardinäle in ein Parlament verwandeln, dessen Mitglieder von neuen, gleich großen Kirchenprovinzen auf Lebenszeit gewählt werden sollten; auf diese Weise könne man zugleich die Uebermacht des italienischen Elementes an der Curie brechen.

Es ist lehrreich, diesen Widerstreit der Ansichten sich in den Werken hervorragender Schriftsteller abspiegeln zu sehen.

Unter den theoretischen Autoren über das Concil nimmt Dietrich v. Niem einen hervorragenden Platz ein.

Als die Hauptquelle der Verderbniß möchte Dietrich die weltliche Macht der Kirche angesehen wissen. In erster Linie aber klagt er über die an der Curie herrschende Simonie. Er will nicht an dem Rechte des Papstes rütteln, alle Bisthümer, Klöster und andere Pfründen vergeben zu können, wiewohl sich hierüber nichts in den heiligen Schriften finde, aber er fordert, daß der Papst alle kirchlichen Würden, wie er sie umsonst empfangen habe, auch umsonst an geeignete und würdige Männer übertrage. Recht charakteristisch für Dietrichs Stellung zur Reformfrage ist eine Aeußerung, die er bei der Erwähnung des Schismas zwischen Wibert von Ravenna und Papst Urban II. fallen läßt. Er erzählt, daß das Schisma nach dem Concil von Clermont endete und daß es auf dieser Kirchenversammlung dem Papst Urban gelang, die Fürsten zur Befreiung des heiligen Landes zu bestimmen. Daran schließt er die Bemerkung, daß, wenn die Angelegenheiten der Kirche zu Konstanz in verständiger Weise geordnet würden, der Christenheit viele Vortheile aus dem Concile erwachsen könnten, wie es bei dem Concile zu Clermont geschehen sei. Man sieht daraus, wie sehr der Zauber der Vergangenheit seinen Sinn gefangen hielt, wie wenig er sein Augenmerk auf Reformen richtete, durch welche das ganze System der Hierarchie grundsätzlich geändert und in Zukunft neue Uebelstände vermieden werden sollten. Seine Auffassung war also: die Mißstände haben ihren Grund lediglich in den Personen. Wenn gute Kaiser, wie die Ottonen, das Scepter in der Hand halten, werden Reich und Kirche in Frieden leben, man wird die Ungläubigen mit dem Schwerte treffen, und wenn die rechten Männer auf dem Stuhle Petri sitzen, wird es auch keine Mißbräuche, vor allem keinen Pfründenschacher mehr in der Kirche geben. Das war der Standpunkt Dietrichs. Wie weit war er doch von dem der damaligen Dränger und Stürmer entfernt!

Dietrich schrieb aber nicht in der einsamen Zelle eines weltentlegenen Klosters, sondern mitten in dem politisch regen Leben des päpstlichen Hofes. Es konnte ihm, dem Vielerfahrenen, doch nicht verborgen bleiben, daß seine Auffassung der kaiserlichen Macht, welche dem Begriffe kaiserlicher Autorität, wie sie in der Gesetzgebung Friedrichs II. sich offenbart, nahe kommt, in schneidendem Gegensatz zu den Thatsachen stand.

Mit bitterem Ernste weist er selbst auf den Verfall des deutschen Reiches hin. „Vier Hauptstädte, so schreibt er, hat das Reich; Rom, Mailand, Arles und Aachen; sie gleichen den vier Wänden des Hauses, aber Rom ist an die Päpste verloren gegangen und die Lombardei und das Arelat haben die Lützelburger an die Visconti und die Franzosen verschachert. Nichts ist geblieben als Deutschland allein. Das Reich liegt danieder wie ein herrenloses Gut, und wer ein Stück davon losreißt, dem wird auch noch der Besitz verbrieft. Wahrlich, hätte nicht Gott noch geholfen, nicht einmal ein Schatten von der alten Größe wäre erhalten geblieben!“

Mit besonderem Nachdruck stellt Dietrich gern die glänzende Zeit der Ottonen der düsteren Gegenwart gegenüber. Er kennt die Machtlosigkeit der kaiserlichen Gewalt, aber trotzdem hält er an den Rechten des Kaiserthums fest, wie er sie aus der Geschichte und den Rechtsbüchern kannte. Dem Juristen, dem im Dienst ergrauten Beamten lag der Gedanke fern, daß mit der Macht auch die Rechte des

Digitized by Google

Kaiserthums hinfällig geworden waren, daß neue Thatsachen auch einen neuen Rechtszustand begründen mußten. Dann aber war er über die Zeit Heinrichs IV. und Gregors VII., wie über die den Hohenstaufen folgende Periode nicht unterrichtet. Daher kam es, daß er ebenso wenig eine Vorstellung davon hatte, wie durch Gregors VII. Reformen das Verhältniß von Kaiserthum und Papstthum von Grund aus geändert worden war, als er zur Erkenntniß kam, daß in den Staaten, die sich nach dem Sturze der kaiserlichen Herrschaft in Deutschland allenthalben bildeten, ein neues hoffnungsvolles politisches Leben erwuchs.

Nicht in zeitgemäßen Reformen sieht Dietrich das Heil. Er erwartet vielmehr alles von einer gewaltigen Persönlichkeit, die das alte Gesetz wieder zur Geltung bringt. Was aber vom Kaiserthum gilt, das gilt ihm auch vom Papstthum.

Wie viele seiner Zeitgenossen haben doch eine Reform der katholischen Kirche an Haupt und Gliedern erhofft! Das Papstthum sollte von seiner Höhe herabsteigen, seine Macht durch die Bischöfe und durch regelmäßig wiederkehrende Concilien beschränkt, die in den letzten Jahrhunderten zur Herrschaft gelangten Mißbräuche durch Beschlüsse von Kirchenversammlungen abgestellt werden. Solchen Bestrebungen hat Dietrich fern gestanden und auch nicht eine Stelle seiner zahlreichen Schriften kann dafür angeführt werden, daß er das Verhältniß des Papstthums zur Kirche oder das hierarchische System überhaupt geändert wissen wollte.

Einen ebenbürtigen Platz neben Dietrich von Niem nimmt Gobelinus Persona ein, eine ganz andere Natur als jener: seine Feder war immer bereit, die päpstliche Allmacht zu verherrlichen, und er hielt an der päpstlichen Obedienz fest. Kein Wunder, daß er am Ende seiner Tage mißmuthig den Ausgang der Entwicklung betrachtete. Er ist ein sehr tiefblickender Geschichtschreiber. Er kennt die Tendenz der Nationseintheilung, den Haß der Cardinäle gegen die Reformgedanken, er weiß sehr genau die Sätze zu bezeichnen, welche für die causa reformationis entscheidend werden könnten, er kennt ferner die Stellung der einzelnen Nationen und Prälaten und weiß sie scharf gegen einander zu stellen. Lorenz nennt seine Darstellung des Concils „die weitaus unvergleichlichste, deren Feinheiten eigentlich erst heute vollständig erkannt werden können".

Pierre d'Ailli und Jean Charlier Gerson haben in Konstanz die für den Umbau der Kirchenverfassung wichtigsten Schriften verfaßt. Die Kirchenpolitik Ailli's ist als eine freiconservative zu bezeichnen. Das elastische Fundament seines Conservatismus liegt in seiner Auffassung vom kanonischen Recht. Schon in seinen jüngeren Jahren verschloß er sich der Einsicht nicht, daß in demselben Irrthümer vorlägen. Deßhalb bewahrte er sein ganzes Leben lang gegen die dominirende Stellung des kanonischen Rechtes eine entschiedene Antipathie; noch zu Konstanz eiferte er gegen den Mißbrauch, daß theologische Materien juristisch behandelt würden. Hievon ausgehend, vermochte er der altconservativen Partei nicht beizutreten. Ebenso wenig aber folgte er der Richtung eines Dietrich von Niem. Gegen beide eiferte er während des Schismas für eine „friedliche Union", um durch freie Abdankung der päpstlichen Prätendenten die Einheit der Kirche herzustellen; in dieser Hinsicht trägt seine Kirchenpolitik stetig einen vermittelnden Charakter. Wie ihn schon im Jahre 1380 seine Lehre von dem Wesen der Kirche und ihrer Repräsentation im Concil als einen Mann der Mitte erscheinen ließ, so treffen wir ihn später zwar unter den Vertretern der Anhänger der Conciliautorität, aber doch auf dem rechten Flügel derselben, weil er den Rechtsboden des damaligen kirchenpolitischen Liberalismus, die Lehre von der Unfehlbarkeit des Concils, im Unterschied von Gerson, anzweifelte. Freilich hat auch er sich unter die Autorität der Synode gebeugt, weil es sicherer sei, einer hochansehnlichen Versammlung zu folgen, als auf seiner eigenen Meinung zu beharren; wir sehen aber in seiner Behauptung vom Jahre 1416, daß man einem allgemeinen Concil nicht widersprechen dürfe, nur einen Nothbehelf des greisen Skeptikers, dessen Denken bei einer sicheren Autorität zur Ruhe kommen wollte, daher in Ermangelung einer anderen bei dem Spruch einer Synode Halt machte. So ist Ailli wohl als ein Vertreter der Autorität der Concilien zu bezeichnen; aber die beschränkenden Formeln, unter welchen er oft antipäpstliche Gedanken vortrug, zeigen, daß er die Ideen des damaligen Liberalismus nicht entschieden zu verwirklichen gewillt war.

Mag man Ailli's Kirchenpolitik um ihrer Halbheit willen verwerfen müssen, jedenfalls ist anzuerkennen, daß er einen von jenen zwei Grundgedanken, welche als Ertrag der ganzen Arbeit des „Conciliarismus" gelten können, die Nothwendigkeit einer häufigen Einberufung von Generalconcilien zur Anerkennung gebracht hat. Der andere, die jenem Gedanken zu Grunde liegende Lehre von der Superiorität des Concils über den Papst, entspricht wenigstens dem Geiste seiner Schriften vollständig, wenn er sich selbst auch an der Sanctionirung desselben durch das Concil nicht betheiligt hat.

Auf gleicher Linie mit seiner Kirchenpolitik hielten sich seine reformatorischen Bestrebungen. Die Aufrichtigkeit seiner begeisterten Versuche zur Hebung des sittlichen Zustandes der Kirche, welche in seinen Predigten und Reformschriften vorliegen, ist zwar keineswegs gering zu schätzen; wären seine Vorschläge nicht trefflich gewesen, man würde ihren Widerhall nicht noch auf ein paar Jahrhunderte hinaus in der kirchlichen Literatur auch auf protestantischer Seite spüren. Aber trotz allem Drängen auf Reform der Kirche an Haupt und Gliedern hat Ailli — das unterscheidet ihn wie Gerson und ihre Gesinnungsgenossen principiell von Wicliffe und Huß — den hierarchischen Bau derselben nie angegriffen, vielmehr mit jedem, der daran rüttelte, soweit er vermochte, kurzen Proceß gemacht; wie in seiner Theologie, war die überkommene Autorität Voraussetzung und Schranke auch aller seiner Reformen. So eifrig er also auch bedacht war, die Schäden der Kirche aufzudecken und für Heilmittel zu sorgen, der Nimbus, welcher die hierarchische Autorität in den Augen des „Volkes" umgab, sollte um keinen Preis zerrissen werden; und gerade in die tiefste Wunde, welche das päpstliche Erpressungssystem den abendländischen Völkern geschlagen, goß er kein Oel; denn in Geldsachen verstand er sich auf keine Reformen.

Unter denen, welche im Anfang des 15. Jahrhunderts in ihren Schriften gegen die primatiale Gewalt stärker und allgemeiner polemisiren, steht Matthäus de Cracovia oben an, dessen Wirken allerdings nicht dem Konstanzer, sondern dem Pisaner Concil 1409 galt. Nach diesem Krakow geht die Machtbefugniß der allgemeinen Kirche (des Concils) weit über die Competenz eines Inquisitionshofes oder eines Wahlprüfungscomités hinaus; sie erstreckt sich über die ganze kirchliche Administration. Aus einem Austrägalgericht wird das Concil ein allgemeines Papsttribunal für alle Fälle groben Amtsmißbrauchs, und seine Strafgewalt schließt die handgreiflichsten Maßregeln gegen das kirchliche Oberhaupt ein: Einsperren, Fesseln, Absetzen. Solche Anschauungen gingen also dem Zusammentritt der Kostnitzer Kirchenversammlung voraus.

Einen ganz andern Geist athmen die Schriften des Johannes von Turrecremata, der auch persönlich auf dem Konstanzer Concil thätig war. Nach diesem eifrigen Verfechter

der päpstlichen Rechte ist der Papst der alleinige principielle Inhaber der kirchlichen Gewalt. Auch die Bischöfe haben zwar, entsprechend einer Willensäußerung Christi, eine jurisdictionale Gewalt empfangen, dieselbe ist jedoch in gewissem Sinn nur ein Ausfluß der päpstlichen. Nach diesem Princip stellt Torquemada von den Generalsynoden die Behauptung auf: „Die Autorität derselben wird von der des Papstes abgeleitet." „Was immer," sagt er, „auf Generalconcilien statuirt, definirt oder geurtheilt wird, kommt principiell durch die Autorität des Papstes zu Stande" — ein Satz, durch welchen den Bischöfen die Autorität, bei Aufstellung von Canones, Glaubensentscheidungen u. s. w. thätig zu sein, nur mittelbar oder zufällig beigelegt wird.

Schon aus dieser Literatur ist ersichtlich, wie sehr die Anschauungen der Quellen über die grundlegenden Fragen, welche das Konstanzer Concil und seine ganze Zeit bewegten, auseinandergehen. Jede der großen Parteien, deren Bestrebungen von Einfluß auf den Gang jener Synode waren, hatte schriftstellerische Namen aufzuweisen. Die Verhandlungen selbst in den Ausschüssen und Hauptsitzungen verursachten eine Menge handschriftlichen Materials, welches später durch Copien oder auch in den Originalen in der Welt sich zerstreute.

Die beste Materialiensammlung sind trotz der zahlreichen Forschungen, welche Beß, Caro, Erler, Finke, Hübler, Lenz, Simonsfeld, Tschackert u. a. über das Konstanzer Concil vorgelegt haben, gegenwärtig noch immer die gewaltigen Folianten, welcher der Helmstädter Professor Herrmann v. d. Hardt mit Riesenfleiß zu Ende des 17. Jahrhunderts zusammengetragen hat. Auf v. d. Hardt beruhen alle modernen Darstellungen: Lenfant, Wessenberg, Tosti, Hefele. Franzosen, Italiener, Deutsche sind in die Schranken getreten, den Verlauf jener denkwürdigen Versammlung darzustellen.

Adolf Bastian und die ethnologische Wissenschaft.

Zu dessen 70. Geburtstag. (26. Juni 1896.)

Von Georg Stamper.

Die Wissenschaft der Ethnologie steht trotz des immensen Aufschwungs, den sie der Ausbildung der Naturwissenschaften und des modernen Seeverkehrs seit der Mitte unsres Jahrhunderts dankt, heute noch in den Anfängen ihrer Entwicklung und die Zusammenbringung ethnologischer Sammlungen läßt sich erst seit Milne Edwards' Anregung an Thierry (1829) und Jomards Wirken für ein Pariser ethnographisches Museum datiren. Franzosen, Amerikaner und Briten sind uns in der Anlegung ethnographischer Sammlungen vorangegangen, was aber bei uns geleistet wurde, das braucht dank unserm jugendlichen Siebziger den Vergleich mit älteren Instituten keinenfalls zu scheuen: das königliche „Museum für Völkerkunde" in Berlin ist Bastians eigenstes Werk, mit uneigennützigster Aufopferung seiner Persönlichkeit und seines Privatvermögens hat er dazu beigetragen, das Institut ins Leben zu rufen und so reichlich als nur irgend möglich auszustatten. Ueberall beim Durchwandern der schönen Sammlungen spüren wir die Hand des Meisters, der täglich und stündlich unermüdlich an seinem Werke schafft. Kaum dürfen wir erstaunt sein über den wagenden Muth dieses Forschers von modernstem Typus, der, eben jetzt auf einer großen ostasiatischen Reise begriffen, ins Innere des Himmlischen Reiches zu fast noch unbekannten Völkerstämmen vorzudringen hofft, wenn wir uns erinnern, daß er aus jener Hansestadt Bremen stammt, an deren „Haus Schiffahrt" die stolze Inschrift prangt: Navigare necesse est, vivere non necesse. Dort als Sohn eines begüterten Kaufmanns am 26. Juni 1826 geboren, begab sich der junge Mann nach Absolvirung des Gymnasiums zunächst nach Heidelberg, um Rechtswissenschaft zu studiren, die er indessen bald mit der Medicin und den Naturwissenschaften vertauschte. Er studirte auf den Universitäten zu Berlin, Jena, Würzburg und Prag, ward Doctor der Medicin und nahm begeisterten Antheil an dem beginnenden Aufschwung der modernen Naturwissenschaft, deren Weltanschauung damals in Humboldts „Kosmos" ihren classischen Ausdruck fand. Die auf Grund der reinen Empirie inductiv vorgehende Naturwissenschaft wagte sich nun an alle die bisher so geheimnißvollen Probleme, alle Erscheinungen des Organismus, alle physikalischen und chemischen Vorgänge im Makrokosmus und im Mikrokosmus enthüllten sich der neuen Forschungsmethode mehr und mehr. Der junge Mediciner stellte sich seinerseits deßhalb die Aufgabe, das Leben der Seele inductiv zu studieren, er wollte die Entwicklungsstufen des psychischen Lebens aufdecken und bedurfte eben dazu jenes gewaltigen Materials, das die Vorstellungen und Ideen bei allen Völkern und Racen des Erdballs darstellen. Es galt nun, dieses Material zu sammeln, und der einmal gefaßte Gedanke kam alsbald zur Ausführung, als Adolf Bastian 1850 als Schiffsarzt auf einem Auswandererschiffe nach Australien ging, um dies noch unbekannte Gebiet für seine Absichten zu durchmustern. Hundertundzwanzig Tage segelte das Schiff von Bremen nach Sydney, eine wegen der mangelhaften Verpflegung und des gedrängten Raumes namentlich für den Schiffsarzt keineswegs angenehme Fahrt; allein diesem lag daran, seinen Körper für Entbehrungen zu festigen, die ihm auf seinen späteren Reisen, wie er voraussah, keineswegs erspart bleiben würden. Denn er suchte nicht die bequeme Straße, die der moderne Verkehr geebnet hatte, in die Wildniß wagte er sich vor; zu den Eingeborenen aller Continente mußte ihn sein Weg führen; wohin der Goldsucher, der Pfadfinder sich die Bahn brach, dorthin mußte er vordringen, um die vielleicht schon im Absterben befindliche Urcultur noch aufzufinden. Die Golddistricte und ein Theil des australischen Innern wurden bei seinem ersten Aufenthalt von Bastian durchstreift, ein kürzerer Ausflug nach den Philippinen und bis Amoy wurde unternommen, Neuseeland mit seinen Maori besucht und auf einer Tour durch die Südsee die Tahiti-Inselgruppe angelaufen; dann ging es nach Valparaiso, von dort längs der Küste nach Peru. Es galt vorerst, überall einen Ueberblick zu gewinnen, welche Schätze für die Ethnologie zu heben wären, und das alte Land der Inkas, in dem der Golddurst der Conquistadores einst so zahlloses Blut vergossen, bot wahrlich genug. Bastian gelangte über Ayacucho bis Cuzco als Reisegefährte einer amerikanischen Goldsucherexpedition, die zu den Quellen des Amazonas vordringen wollte; von Cuzco nach Lima zurückgekehrt, begab er sich durch den westindischen Archipel nach New-York.

Auf seinem ersten Ausfluge in fremde Welten war ihm klar ins Bewußtsein getreten, wie unerschöpflich die Aufgabe war, an die er seine Kräfte gesetzt; denn neben der Sammlung noch lebendiger Vorstellungen und deren in Sitten, Gebräuchen, Waffen, Geräthen, Kleidung, Schmuck und Wohnung der Naturvölker zum Ausdruck gebrachter Eigenart mußten die noch vorhandenen Reste der vergangenen Culturen in den sogenannten Alterthümern und zahlreichen Ruinen aufgesucht und für die ethnologische Erkenntniß durchforscht und gedeutet werden. Es ging zunächst den Mississippi hinab, dann über Veracruz zu den Tempelruinen von Xochicalco, der ehemaligen heiligen Stätte des aztekischen Sonnencultus, dessen Bilderspuren besichtigt wurden. Von hier aus begab sich Bastian nach San Francisco, über den Pacific nach Hongkong, von dort nach Singapur und dann nach Calcutta an die Gangesmündung. Nach einem längeren Aufenthalt in Calcutta fuhr der kühne Forscher auf einem Boote in viermonatlicher Reise den heiligen Strom aufwärts bis Mirzapore; von dort begab er sich in einem Ochsenkarren über Doguth zu jenen im Waldesdunkel gelegenen Tempelresten von Ellora, die in sich die Ruhestätten bergen für die gewaltigen Göttergestalten des Lebens und des Todes. Alle seine zahllosen Grotten, Galerien, Felsbrücken, Zellen und Nischen sind dicht mit bildlichen Darstellungen aus der bunten Welt indischer Mythologie bedeckt, und diese in den Bergfelsen gehauenen Tempel gewähren den Eindruck grandioser Phantastik. Nach diesem Besuche durchzog Bastian Dekhan, das Mahrattenland und wollte sich von Bombay aus nach Persien begeben, doch hinderte ihn der damals zwischen England und Persien geführte Krieg an der Ausführung dieser Reise; er ging deßhalb von Muschir aus den Tigris hinauf, stattete den alten Ruinenstätten von Babylon und Niniveh, die durch Layard aufgedeckt worden waren, einen Besuch ab und gelangte über Aleppo, Damascus, Jerusalem, Jaffa und Smyrna nach Athen. Allein der Reisende kehrte von Konstantinopel, wohin er sich zunächst

Digitized by Google

begab, keineswegs in die Heimath zurück: über Triest und Rom, Neapel und Tunis wandte er sich zum Pharaonenlande. Nach kurzer Rast in Kairo ging es den Nil aufwärts, bis zum alten Isistempel von Tentyris, von dort ward die Wüste ostwärts, bis Kosseir am Rothen Meere, durchritten. Auf einem Pilgerschiffe der Mekkafahrer, einem der entsetzlichen mit Männern, Weibern, Kindern, Thieren, Waaren allee Art und meist mit Heilung suchenden Kranken eng besetzten Fahrzeuge, bewirkte Bastian seine Ueberfahrt von Kosseir nach Dschidda auf arabischer Seite und schloß sich in Mocha einer nach Aden ziehenden Karawane an. Von hier aus nun nahm er seinen Weg zunächst nach Mauritius und über das Cap der guten Hoffnung nach dem westafrikanischen Hafen Loanda und wagte, ins Innere der portugiesischen Besitzungen kühn vordringend, der alten Königsstadt San Salvador dem heutigen Ambassi, einen Besuch abzustatten, das seit 200 Jahren kein Weißer betreten hatte. Darauf segelte er die Küste aufwärts bis Fernando-Po, drang ins Nigerdelta vor und erst, nachdem er Liberia, Sierra Leoae und Senegambien besucht und dort den Fetischismus der Negerstämme kennen gelernt hatte, kehrte er nach achtjähriger Abwesenheit nach Europa zurück; doch besuchte er vor seiner Heimkehr nach Bremen noch Portugal, Spanien, die Türkei, England, Schweden, Norwegen und Rußland.

Der nun zweiunddreißigjährige Gelehrte, der diese Reisen alle auf eigene Kosteu hatte ausführen können, fand bei seiner Rückkehr von allen Seiten die reichste Anerkennung seines Strebens. Viele Naturvölker, zahllose Ruinenstätten tausendjähriger Cultur hatte er kennen gelernt, es mußten nun die Resultate der Forschungen gezogen, die große wissenschaftliche Ausbeute verarbeitet werden. „Ein Besuch in San Salvador, der Hauptstadt des Königreichs Congo", ward als Vorläufer des großea dreibändigen Werkes: „Der Mensch in der Geschichte", Leipzig 1860, vorausgeschickt. Das große Werk sollte die Begründung einer psychologischen Weltanschauung anbahnen. Indessen die Erkenntniß, daß die großen „Völkergedanken" für die Entwicklung des Menschengeschlechts das Maßgebende sind, trieb den jungen Forscher unmittelbar nach Vollendung seiner Arbeit von neuem hinaus, um dem Studium eines dieser Völkergedaaken sich auf das eingehendste zu widmen, dem von dem vierten Theil aller Menschen bekannten Buddhismus. Nach einem längeren Aufenthalt in London trat Bastian seine zweite, fünf volle Jahre dauernde Reise im Jahre 1861 an. Das nächste Reiseziel war Madras, von dort ging es nach Rangun, der Hauptstadt von Britisch-Birma, auf einem Boote fuhr man den Irawaddi aufwärts bis zur birmanischen Königsresideaz Mandalai; als er von dort dea neuen Handelsweg nach China benützen wollte, ohne sich beim König dafür die Erlaubniß zu holen, ward er zu einem unfreiwilligen Aufenthalt als birmanischer Staatsgefangener gezwungen, doch stellte der gelehrte König dem jungen Forscher die besten Lehrer des Buddhismus zur Verfügung, als er dessen wissenschaftliche Absichten erfahren hatte. So konnte Bastian ein Jahr lang Sprache und Literatur der Birmanen studiren und fand dergestalt die beste Förderung seiner Zwecke. In seinem Werke über den „Buddhismus" hat er später dieses Religionssystem, das er das „kolossalste" aller nennt, dahin charakterisirt, daß es trotz seiner zahllosen Gottheiten atheistisch, trotz aller Arten von Seligkeiten pessimistisch uad, weil in ein Nichts ausgehend, nihilistisch genannt werden muß. Das Vegetarierleben, das er in Mandalai zu führen genöthigt war, erregte in ihm den Wunsch, seine Reise fortzusetzen, und nachdem er dazu die Erlaubniß erhalten, begab er sich nach Banglok, woselbst er mit Unterstützung des frommen Konigs Mongkut in den Klöstern seine buddhistischen Studien fortsetzen durfte. Sprache und Literatur der Siamesen studirte Bastian an der Quelle und übersetzte mehrere historische Schriften. Ferner besuchte er jene alt-buddhistischen Tempel von Anchor-Vat, die sich in dem ehemals so machtvollen, seit Jahrhunderten gesunkenen Mutterlande des Buddhismus, Kambodscha, erhalten haben, deren Säulenhallen, die einander tragen, mit ihren Löwen-, Chimären- und Sphinx-Sculpturen ein Bild geben von der üppigen Phantasie, wie der alten Größe dieses Stammes. Von Kambodscha aus besuchte Bastian Ceylon. Nach China, Japan, Sibirien, ja bis zum Kaukasus war der Buddhismus vorgedrungen, und es galt, ihn in seinen verschiedenen „geographischen Provinzen" kennen zu lernen. Deßhalb setzte Bastian von Kambodscha aus über Saigon, Singapur und über Java seine Reise nach Japan fort, ging dann nach Shanghai zurück, von dort nach Tientsin und Peking und suchte über die Chinesische Mauer den Ueberlandweg zum Baikal-See zu verfolgen, wo er in Irkutsk den Winter 1864 bis 1865 zubrachte. Auf einem Schlitten fuhr er zum Ural, begab sich dann nach Tiflis und von Südrußland aus nach Bremen zurück.

Das sechsbändige Werk: „Die Völker des östlichen Asiens", Jena 1866—1871, ist die Frucht dieser Reise. Es enthält, wie alle Bücher Bastians, nur eine sehr spärliche Reisebeschreibung; und ein zweiter Nachtheil, der nicht zu verschweigen ist: es entbehrt aller Schönheit der Darstellung. Die Fülle der Gelehrsamkeit des Autors ist so erdrückend, daß sie jede Form buchstäblich sprengt. Allein diese Gelehrsamkeit ist unschätzbar und die Stoffsammlung, die hier aus eigenem Leben geboten wird, erregt stets von neuem das Erstaunen des Lesers. Im Jahre 1868 ward der Forscher mit der Verwaltung der ethnographischen Abtheilung des königlichen Museums betraut, aus der sich dann das Museum für Völkerkunde entwickelt hat. Zugleich ward er erster Vorsitzender der damals untee Dove's Leitung stehenden „Gesellschaft für Erdkunde", deren Ehrenpräsident er jetzt seit langer Zeit ist, und habilitirte sich an der Universität für Ethnologie. Die Begründung der „Zeitschrift für Ethnologie", des Organs der seit 1869 bestehenden „Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte", zusammen mit Hartmann und Virchow, fällt gleichfalls in diese Zeit. Als sich die Afrika-Forschung zu Beginn der siebziger Jahre bei uns neu zu beleben begann, ward Adolf Bastian an die Spitze der „Afrikanischen Gesellschaft" berufen und machte auf eigene Kosten 1873 einen mehrmonatlichen Ausflug an die Loango-Küste, um der Gesellschaft dort die Einbruchsstation bei Tschintschotscho za errichten uad ihr zur Seite zu stehen. „Die deutsche Expedition an der Loango-Küste", in zwei Bänden, 1874, enthält den eingehenden Bericht über die Forschungsergebnisse. In die Jahre 1875 und 1876 fällt seine große im Auftrage der ethnographischen Abtheilung des königlichen Museums nach Amerika unternommene Reise, auf der er den Continent nach allen Richtungen von Süd nach Nord durchstreifte. Bald finden wir ihn an den Küsten von Peru und Ecuador, bald auf den pfadlosen Felsenwüsten oder den himmelhohen Cordillerenpässen, stets bestrebt das ethnologische Material und die psychologische Kenntniß zu vergrößern; von Ecuador geht er noch Columbien, Guatemala, von dort nach San Francisco, dann durch das Unionsgebiet zum Atlantic und zu den Antillen. „Die Culturländer des alten Amerika's", in drei Bänden von 1878 bis 1889 erschienen, zeigen die Fülle des auf diesen Reisen Erforschten. Aber schon im Sommer 1878 ist er von neuem unterwegs. Einer Tour quee durch Europa folgt der Ritt mit der Pferdepost durch Persien, der ihn angriff und zwaag, einige Tage sich in der klimatischen Gesundheitsstation Simla am Fuße des Himalaya aufzuhalten. Durch Hindustan nach Calcutta, von dort nach Assam reisend, gelang es ihm, bei den noch im Urzustand in den Gebirgen daselbst lebenden Khassia und den als Kopfjäger gefürchteten Naga Erwerbungen für die Sammlungen zu machen. Auf Java, Sumatra und Celebes besuchte er die zahlreichen Volksstämme dieser Inselwelt und ging dann nach Australien und Polynesien, um den Völkergedanken der polynesischen, fast ein Viertel der Erdoberfläche, freilich auf Inseln zerstreut, einnehmenden Race zu erkunden. Auf Hawaii ward ihm durch die Gunst des Königs Kalakaua ein Schöpfungsbericht zugänglich gemacht, den er in kurzer Zeit copirte und übersetzte, auf Neu-Seeland konnte Bastian die Schöpfungssage der Maori erfahren, die von Priester zu Priester wörtlich seit Jahrtausenden überliefert sein soll. In dem Werke „Die heilige Sage der Polynesier" ist diese Kunde niedergelegt worden. Ueber Californien, Oregon, Yukatan und St. Thomas reiste Bastian nach Europa zurück und traf am 11. August 1880 wieder in Berlin ein. — Seit 1886 Geheimer Regierungsrath, hat er es nicht auf die Dauer in der Heimath ausgehalten. Von 1889 bis 1891 unternahm er eine neue Tour, deren Ziel die durch die Transkaspische Bahn erschlossenen Gebiete Centralasiens waren, die sich indessen zu einer Forschungsreise über sämmtliche Continente, ausgenommen Amerika, erweiterte. Der Unermüdliche ist seit dem Frühjahr dieses Jahees eben wieder auf Reisen. Anfang Juni schrieb er aus Aden, es möchten ihm von Hamburg aus Empfehlungsschreiben nach Tonkin ausgefertigt und zunächst nach Java gesandt werden. Seine Absicht geht dahin, zu dem wunderbaren Volksstamme der Miaotse im Innern

China's vorzubringen, von dem bisher sehr wenig bekannt ist. Vaughan Stevens, der die Miaotse besuchen wollte, brachte in Folge von Krankheit diesen Plan nicht zur Ausführung. — Das letzte größere Werk Adolf Bastians: „Ideale Welten in Wort und Bild nach Gesichtspunkten der indischen Völkerkunde" (drei Bände, 1892) ist aus seinen Reisen in Indien erwachsen. Die religiösen Secten Indiens stellt er dar, gibt eine Entwicklungsgeschichte der Geschichtswissenschaft, d. h. er zeigt die Ethnologie als eine solche auf. Die Kosmogonien und Theogonien der jainistischen indischen Religionsphilosophien nutzt Bastian dann zur Beantwortung ethnologischer Fragen aus. Auch in diesem Werke, wie in allem, was aus seiner Feder geflossen ist, steht die reiche Fülle des Inhalts mit der Form in allzu scharfem Gegensatze. Zahllos ist die Reihe seiner Schriften, die allein eine ethnologische Bibliothek darstellen, ebenso oft hat er methodische Fragen der Wissenschaft erörtert, wie die Resultate seiner Forschungen gegeben, stets gesättigt durch eine auf alle Gebiete alter und neuer Culturgeschichte übergreifende wissenschaftliche Vergleichung. Wer Gelegenheit hat, den seltenen Mann in seinem emsigen Gelehrtenleben zu beobachten, wer seine in den letzten Jahren oft über ethnologische Gegenstände gehaltenen Vorträge gehört, wer ihm als begeistertem Festredner gelauscht hat, der wird sich dem gewinnenden Einfluß dieser liebenswürdigen Persönlichkeit nicht leicht entziehen können, die in ihrem Aeußern etwas patriarchalisches trägt. Der mittelgroße Mann mit dem dichten, weißen Haupt- und Barthaar, der schön gewölbten Stirn, unter der die hellen, freien Augen hervorblicken, stets gesund, mäßig in Speise und Trank, ein Arbeiter von fünfzehn Stunden täglich, stets bereit, Kunde zu geben über ethnologische Dinge, mit einem ihm in jedem Augenblicke gegenwärtigen, staunenswerthen Wissensschatze, der es ihm ermöglicht, völlig frei zu sprechen — er scheint der Kunst des Schreibens kaum zu bedürfen und publicirt heute als Siebziger doch mehr, als viele jüngere Ethnologen zusammen — dieser stets gütige, hülfsbereite, edle Mensch ist eine Zierde des deutschen Namens, dessen Achtung in der weiten Welt zu heben und zu steigern er persönlich nicht wenig beigetragen hat. Die Wünsche zu seinem heutigen Geburtstage treffen ihn nicht in der Heimath, aber die Entfernung über das Weltmeer und durch weite Länderstrecken kann diese in ihrer Kraft nicht schwächen. Sie kommen von Herzen und lauten für ein feenreiches gedeihliches, von wissenschaftlichem und praktischem Erfolg gekröntes, glückliches und gesundes, langes Leben.

Mittheilungen und Nachrichten.

⊕ **Wien**, 24. Juni. Der Verein für historische Waffenkunde, der im vorigen Jahre zu Dresden gegründet wurde, wird vom 5. bis 9. Juli seine erste Hauptversammlung in Wien abhalten und sich dann auf zwei Tage nach Budapest zum Besuche der Millennium-Ausstellung begeben. Der Verein wird hier von einem Ortsausschusse, an dessen Spitze Genl Hand Wilczek steht, empfangen werden und seine Sitzungen im Vortragsale des Oesterreichischen Museums halten. Genl Wilczek wird den Mitgliedern auch die herrlichen Sammlungen in seinem von Architekt Kaiser restaurirten Schlosse Kreuzenstein zeigen. Erster Vorsitzender dieses Vereins ist Generallieutenant v. Ising, Commandant des kgl. Zeughauses in Berlin, zweiter Wendelin Boeheim, Custod der Waffensammlungen des kais. Hauses, Geschäftsleiter Max v. Ehrenthal, Director des kgl. Museums in Dresden. — Gestern ist in dem Wiener Vororte Grinzing der Erfinder der „Vacuumbremse", John Hardy, gestorben. Er war 1820 zu Gate's Hall bei Newcastle-on-Tyne geboren, arbeitete eine Zeitlang bei George Stephenson, trat sodann 1860 hier bei der Südbahn ein und wurde Vorstand der Werkstätte derselben in Wien. Trotzdem seine Landsleute heftig gegen die Vacuumbremse und für die „Westinghousebremse" kämpften, konnte die „Vacuum brake Company" die bei ihr einlaufenden Aufträge bald nicht mehr bewältigen. Hardy war 1873 zum Ritter des Franz Joseph-Ordens ernannt worden und 1885, nachdem er einen Schlaganfall erlitten, in den Ruhestand getreten. — Der Prospect des im hiesigen Kunstverlag Artaria u. Comp. erscheinenden Prachtwerkes „Der Wiener Congreß" kündigt an, daß dasselbe 1897 in nur 525 Exemplaren herausgegeben werden wird. Es soll das Bild der raumehr abgeschlossenen Ausstellung festhalten, aber auch überhaupt ein möglichst vollständiges Bild der bedeutungsvollen Zeit vom Beginn unsres Jahrhunderts geben. Radirung, Heliogravure und Lichtdruck, theils farbig, theils schwarz, werden zur Herstellung von 30 Vollbildern dienen, 150 bis 200 kleinere Darstellungen in Autotypie, Lichtdruck oder Holzschnitt den übrigen 300 Seiten starken Text illustriren. Der Subscriptionspreis auf dieses Werk, dessen Widmung der Kaiser angenommen hat, beträgt 100 Mark.

HK. **Oxford**, 23. Juni. Das culturgeschichtliche Thema, welches sich der diesjährige Romanes-Lecturer am 19. Juni gewählt hatte, behandelte den englischen Nationalcharakter. Ein kurzer Bericht über diesen lehrreichen Vortrag, der von dem jetzigen Bischof von Peterborough, Mandel Creighton, früherem Geschichtslehrer an dieser Hochschule und Verfasser einer geschätzten Geschichte der Päpste, mit großem Beifall gehalten wurde, dürfte auch manchem deutschen Leser nicht unwillkommen sein. Eine der anziehendsten Seiten der englischen Geschichte besteht nach dem Urtheil des Redners in dem specifischen Vorzug des englischen Volkes, unter allen modernen Culturvölkern Europa's überhaupt zuerst einen nationalen Charakter für sich ausgeprägt zu haben. Denn frühzeitig zeigte England ein Bestreben, sich mit Vorsicht aus dem allgemeinen europäischen Völkercomplex zurückzuziehen und seine eigenen Wege zu gehen. Andere Völker können auf eine ruhmvollere Vergangenheit mit nationaler Begeisterung zurückblicken. Aber keine andere Nation hat wohl ihre ganze Vergangenheit so vollkommen auf ihre Gegenwart übertragen und fortgepflanzt. In keiner Beziehung tritt die Eigenthümlichkeit des englischen Charakters stärker hervor, als in dem ungehemmten Spielraum, den er von jeher der freien Meinungsäußerung gewährt hat. (!) Jeder Engländer wollte stets gern seine eigene Meinung zum Ausdruck bringen, ohne sogleich an ihre spätere Wirkung und Folgen zu denken. Von welcher Seite man auch die englische Geschichte verfolgt, so findet man die Engländer durchweg von dem hartnäckigen Entschluß bestimmt, ihre eigenen Angelegenheiten in ihrer eigenen Weise und nach ihren Bedürfnissen zu regeln. Sie betrachteten die Dinge stets für sich, erwogen, was sie ihnen werth waren, und waren bereit, sich zu verschaffen, was sie für der Erwerbung werth hielten. Der moderne Engländer trat ins Dasein, nicht von seinen Vorfahren verschieden, sondern als derselbe, nur mit größerem Selbstbewußtsein ausgestattet, weil er genöthigt war, sich größeren Aufgaben anzupassen. Mit derjenigen Macht in Conflikt gerathen, welche die neue Welt für sich beanspruchte, fand er sich zu seinem Erstaunen derselben in allen Eigenschaften überlegen, die einen dauernden Erfolg versprachen. Die Charakterzüge des modernen Engländers sind: Unternehmungsgeist, praktischer Scharfsinn, Entschlossenheit, sein Glück überall zu suchen, Muth und getroster Sinn in Gefahr und Unglück, standhafte Ausdauer in seinem gewählten Wirkungskreis. Nicht der am wenigsten hervorstechende Zug in der englischen Geschichte ist der Mangel an genialen und emancipirten Persönlichkeiten. Der Engländer hatte niemals gelernt, sich von seiner Umgebung getrennt zu denken, und hielt es für sein unveräußerliches Recht, überall zu thun, was ihm am besten zusagte, ohne auf die Gesetze und Rechte anderer gleiche Rücksicht zu nehmen. Wohin er ging, nahm er seinen mit Pflicht und Gerechtigkeit verbundenen Freiheitsbegriff mit sich, eben darauf beruhte das Geheimniß seines Erfolges als Träger und Beförderer der Civilisation. „Die materielle Wohlfahrt Englands ist durch seinen Gewerbefleiß und Welthandelsverkehr bedingt. Sein Handelsgeist trieb England über Meer und Land, um mit andern Völkern Beziehungen anzuknüpfen, Bedürfnisse hervorzurufen, Industrie zu fördern und die für den Handelsverkehr unentbehrlichen Bedingungen zu schaffen: Verzicht auf ein Leben gesetzloser Gewaltthätigkeit, Achtung vor Eigenthum und Rücksicht gegen Fremde." Mit diesem Citat aus den Schriften des großen Geschichtsphilosophen Hegel vom Jahre 1820 schloß der Vortragende seinen Versuch einer Charakteristik und bemerkte, daß seitdem keine wesentliche Aenderung eingetreten sei, um die Bedeutung dieser Worte zu verringern.

Neue Katalage: Th. Ackermann, München. Antiquariat: Nr. 413. Numismatik. — Leo Liepmannssohn, Berlin. Antiquarium: Nr. 121. Autographen. 1896. — Mayer u. Müller, Berlin. Nr. 158. Philosophie, Abthlg. 1. — O. A. Schulz, Leipzig 1896. Nr. 24. Autographen: Friedrich der Große und seine Zeit. — K. W. Hiersemann, Leipzig 1896: Nr. 170. Archäologie: Bibliothek des Prof. Joh. Overbeck. 1. Abth. Kunst des Alterthums.

Jahrgang 1896. München, Freitag, 26. Juni. Nummer 146.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung“ in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung“ erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.50, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Ein Besuch in den vaticanischen Grotten. Von E. Steinmann. — Neue Novellen. — Mittheilungen und Nachrichten.

Ein Besuch in den vaticanischen Grotten.

Von E. Steinmann.

„Wer ist es, der dort den Berg heraufklimmt?“ fragte St. Peter an der Himmelsthür einen eben in Gnaden angenommenen Erdenpilger, den Bolognesen Alessandro Zambeccari.

„Wenn ich mich nicht täusche, ist es Bramante.“

„Der Zerstörer meines Tempels?“

„Gewiß, und der Zerstörer von ganz Rom, ja der ganzen Welt, wenn er gekonnt hätte.“

Dieser wenig verheißungsvolle Empfang an den Paradiesespforten wurde dem größten Architekten der Renaissance drei Jahre nach seinem Tode in einem curiosen Büchlein bereitet, welches unter dem Namen „Simia“ i. J. 1517 in Mailand erschien[1]) und aufs trefflichste die Stimmung frommer Gemüther bezeichnet, die in Rom Zeugen der Zerstörung von Alt-St. Peter gewesen waren.

„Warum hast du meinen Tempel in Rom zerstört,“ fuhr der Apostelfürst den endlich keuchend oben angelangten an, „der durch sein ehrwürdiges Alter allein die ungläubigsten Gemüther zu Gott zurückführte?“

„Es ist nicht wahr, daß ich ihn zerstört habe,“ lautete die schlagfertige Antwort, „die Arbeiter haben es gethan auf Befehl Papst Julius II.“

„Gewiß nicht, von dir stammte der Plan, durch deine bösen Rathschläge wurde Julius bewogen, und unter deiner Leitung haben die Arbeiter meinen Tempel zerstört.“

„Nun wenn du es doch weißt, gestehe ich, aber Papst Leo wird ihn neu aufbauen in kurzer Zeit.“

„Gut, diese kurze Zeit wirst du hier vor den Paradiesespforten zubringen und nicht eher sollst du hier eintreten, als bis mein Tempel vollendet sein wird.“

Dieses gerechte Urtheil, zu welchem sich der Himmelshüter indessen erst verstand, nachdem Bramante einerseits versprochen, den steilen und beschwerlichen Aufgang zum Paradies den Erdenpilgern durch breite und bequeme Treppen zu erleichtern, und andrerseits gedroht hatte, wenn man ihn in die Hölle schicke, diese zu einem kühlen und lustigen Wohnort umzubauen, hat sich in der Folgezeit als wenig annehmbar erwiesen. Bramante hat gerade 100 Jahre vor dem Paradies warten müssen, da erst unter Paul V. im Jahre 1614 durch Maderna das Langhaus von St. Peter vollendet und durch die Façade abgeschlossen wurde, die in ihren kleinlichen Motiven und unharmonischen Verhältnissen so wenig dem Geist der Renaissancekunst entspricht. War aber die Beurtheilung des „Ruinante“ durch conservative Zeitgenossen, wie sie sich in diesem Dialog wiederspiegelt, begründet und gerecht? Nachdem erwiesen, daß ein Neubau St. Peters durch die Baufälligkeit der alten Basilika eine nicht mehr zu umgehende Nothwendigkeit geworden war, kann von einer muthwilligen Zerstörung des alten Gotteshauses nicht länger gesprochen werden; vor allem aber bleibt zu bedenken, daß Bramante doch nur den Bau der vier mächtigen Kuppelpfeiler in Angriff nahm, welche zwar Chor und Querschiff St. Peters zerstörten, das mächtige Langhaus, Façade und Vorhof aber völlig unberührt ließen. Wir sind in der That überrascht, nehmen wir den Codex des wackeren Jacob Grimaldi zur Hand, den die Barberiniana in Rom bewahrt,[1]) hier aus den Zeichnungen und Angaben zu ersehen, daß die vornehmsten Monumente aus Mittelalter und Renaissance bis zum Jahre 1609 unversehrt an ihrem Platz geblieben sind. Allerdings war ihre Umstellung oder Entfernung die grausame Consequenz des rastlos fortschreitenden Neubaues, aber noch damals hätte fast alles gerettet und erhalten werden können, hätte man den ehrwürdigen Denkmälern die Pietät entgegengebracht, die sie beanspruchen durften.

„Dies war die letzte Messe, die im Chor — in der Capelle Sixtus IV. — in der alten Basilika gefeiert wurde,“ schreibt Jacob Grimaldi am 15. November 1609 in sein Diarium. Aber er begnügt sich nicht damit, die rücksichtslose Zerstückelung und Zerstörung so vieler Papstgräber, Altäre und Mosaikbilder durch die Architekten Pauls V. zu beklagen, er versucht vielmehr, vom Papst selbst in seinem frommen Eifer unterstützt, über alles, was die alte Kirche an Monumenten barg, einen möglichst treuen Bericht niederzulegen, den er durch unzählige Zeichnungen und Stiche erläutert und veranschaulicht hat. Das Studium dieses mächtigen Foliobandes, durch welchen sich der rastlos thätige Beneficient von St. Peter unsterbliche, erst in unsrer Zeit gewürdigte Verdienste erworben hat, muß dem Besuch der Grotten von St. Peter vorausgehen, will man nicht rathlos unter den bunt durcheinander gestreuten Heiligen- und Apostelbarstellungen in Marmor und Mosaik, Papstbildern und Madonnenstatuen umherirren, die in die Wände eingemauert sind und die dunklen Corridore und Capellen zieren. Grimaldi's Zeichnungen und Beschreibungen sind der beste Führer durch das Labyrinth der Grotten, bei ihm finden wir die Mosaiken noch an ursprünglicher Stelle, die Altäre in der alten Zusammensetzung, die gewaltigen Papstgräber, so wie sie staunend und ehrfurchtsvoll einst der Besucher von Alt-St. Peter betrachtete.

Wundersam und vielgestaltig sind die Bilder, die in Rom dem aufmerksamen Blick begegnen, unendlich reich und wechselnd die Eindrücke, welche hier der Geist empfängt, wo sich ihm Quellen des Nachdenkens und Forschens erschließen, die er bis dahin nicht gekannt. Jede Zeitepoche ließ ihre Spuren in dieser einzigen Stadt zurück

[1]) In Auszügen abgedruckt bei *G. Bossi*, del Cenacolo di Leonardo da Vinci. Milano 1810 p. 246 ff.

[1]) Barberinianus Cod. XXXIV, 50. Vgl. E. Müntz, recherches sur l'oeuvre archéologique de Jaques Grimaldi. Écoles françaises I, p. 225 ff.

und Culturschätze ohne gleichen haben hier die Jahrtausende aufgehäuft. Wer sie alle ergründen und verstehen möchte, dem wird die Gegenwart zur Vergangenheit und die Vergangenheit zur Gegenwart. Aber noch niemandem hat die schicksalsreiche Roma alle ihre Geheimnisse erschlossen, die Arbeit eines Menschenlebens würde sie nicht ergründen und äußere Umstände stellen sich oft hindernd in den Weg. Im Vatican und in St. Peter öffnen sich auch heute noch nicht alle Thüren, die römischen Fürsten erschließen dem Fremden nur ungern ihre Prunkgemächer, ungenannte und kaum gekannte Kunstwerke von hohem Werth finden sich noch überall in kleineren Privatsammlungen, in Kirchen, Klöstern und Spitälern zerstreut. Ein besonders ungünstiger Stern aber waltet bis heute über den Denkmälern der alten Peterskirche, die Bramante's angeblicher Zerstörungswuth entgingen und in den dunklen, schon von Antonio da Sangallo angelegten Grotten willkürlich, ohne Sinn für ihren einstigen Zusammenhang aufgestellt oder vielmehr begraben wurden. Als man vor einer Reihe von Jahren dem Papst aus London die Warnung zukommen ließ, daß man einer Verschwörung gegen St. Peter auf der Spur sei, welche beabsichtige, die Kuppel in die Luft zu sprengen, wurde der Zugang zu den Grotten untersagt, der bis dahin den Römern zweimal im Jahre offenstand und den Fremden auf ein besonderes Gesuch auch sonst bewilligt wurde. So hat fast ein Jahrzehnt lang außer den Custoden kein Mensch mehr diese unterirdischen Räume betreten, und erst in neuester Zeit gestattet Leo XIII. wieder dann und wann eine Messe in den Katakomben von St. Peter zu feiern, an welche sich dann gewöhnlich ein Besuch der Grotten und ihrer Denkmäler schließt. Einer solchen Gelegenheit verdankt diese Skizze ihre Entstehung.

Wer aus den lichtdurchströmten Hallen der marmorglänzenden Peterskirche mit ihren bunten Mosaikbildern, ihren gigantischen Monumenten und all dem barocken Zierath an Pfeilern und Säulen die Treppe der Veronika-Capelle herabgeschritten ist und dort unten im Innern von Bramante's mächtigem Kuppelpfeiler Fackeln und Kerzen sich entzünden sieht, die unsicher und geisterhaft von Denkmal zu Denkmal eilen, hier eine liegende Papst- oder Prälatenfigur, dort einen altchristlichen Sarkophag, dann wieder Renaissancesculpturen und Mosaikfragmente in buntem Wechsel beleuchten: der glaubt der Gegenwart entrückt zu sein und meint, daß ihm ein Traumbild die Wunder einer vergangenen Cultur offenbare. Wir stehen auf dem Boden der alten Basilika, welchem die mächtige Porphyrplatte oben gleich neben dem Eingang entnommen wurde, von der die Legende erzählt, daß hier die römischen Kaiser sich zur Krönung auf die Knie niederließen. Reste des alten Paviments, aus bunten Marmorstücken zusammengesetzt, werden auch noch hier unten gezeigt, wo der Gedanke, auf dem alten heiligen Boden zwischen so vielen edlen und ehrwürdigen Denkmälern der Vergangenheit zu wandeln, die Phantasie aufs heftigste erregen muß. Ueberdies ist die Zeit beschränkt, die Geduld der kerzentragenden Führer, welche jedes Mosaik und jedes Marmorfragment beleuchten müssen, kann leicht mißbraucht werden, und doch möchte man keinen der Eindrücke entbehren, die das Leben vielleicht nur einmal darbietet.

In den „grotte nuove", die sich um das Grab St. Peters hinziehen, ist heute der größte Theil der Denkmäler angehäuft, aber die alten Grotten erstrecken sich noch weit in langen dunklen Gängen unter dem Langhaus St. Peters und bergen die Sarkophage unzähliger Päpste und Cardinäle, die fast alle geöffnet wurden, als Paul V. die Reste der alten Basilika zerstören ließ. Wir werden zunächst den langen Corridor entlang geführt, der sich im Halbkreis um die Confession herumzieht, ein wahres Museum von Bildwerken edelsten Geschmades, vorwiegend aus dem Ende des Quattrocento. Der berühmte Sarkophag des Junius Bassus mit seinen vielbesprochenen Reliefdarstellungen aus dem alten und neuen Testament, eine köstliche Arbeit des 4. Jahrhunderts, ist in der Mitte dem Apostelgrabe gerade gegenüber in besonderer Nische untergebracht, rechts an der Innenwand sind eine Unzahl von Reliefs eingemauert, links hauptsächlich Apostel- und Heiligenstatuen aufgestellt. Die meisten dieser Fragmente gehörten zu einem gewaltigen Papstgrabe, welchem man mit den Broncegräbern Sixtus IV. und Innocenz VIII. einen Platz in der Oberkirche wohl hätte gönnen mögen. Das Monument Pauls II. muß in der That durch seine mächtigen Verhältnisse alle Papstgräber Roms weit übertroffen haben, es konnte sich den gothischen Angiovinengräbern Neapels an die Seite stellen, denen es aber an feiner Durchbildung des Details weit überlegen ist. Mino da Fiesole hat vielleicht niemals schönere Frauengestalten geschaffen, als den Glauben und die Liebe am hohen Sockel dieses Denkmals, während die dritte der Cardinaltugenden, die charaktervolle Hoffnung, schon deswegen die höchste Aufmerksamkeit des Forschers verdient, weil Giovanni Dálmata sie mit seiner Signatur versah, indem er sich so und so allein der Nacht ewigen Vergessenseins entzog. Aber dies eine Werk und diese eine Bezeichnung genügte, um dem ebenbürtigen Genossen Mino's seine Stellung in der Kunstgeschichte zu sichern; er arbeitete an demselben Grabmal noch u. a. die Auferstehung Christi und die Grabfigur des Papstes, während dem Mino da Fiesole und seiner Werkstatt vor allem eine figurenreiche Darstellung des jüngsten Gerichtes in weit sich öffnender Lünette zugesprochen werden muß. Unter dem Einfluß dieses Florentiner Meisters hat auch Matteo Pollajuolo, der Schöpfer des kunstreichen Ciboriums Sixtus IV. gestanden, das sich einst über dem Grabe des Apostelfürsten erhob, dort wo heute Bernini's gewundene, den Säulen des Tempels von Jerusalem nachgebildete „vitineae" emporragen. Eine Zeichnung in Grimaldi's obenerwähntem Codex gibt uns noch heute einen annähernden Begriff von diesem prächtigen Confessionstabernakel, welches die Statuen der 12 Apostel zierten und wo in stark von der Antike beeinflußten Reliefs das Leben und Sterben von SS. Peter und Paul geschildert wurde. Eben diese Reliefs begrüßen uns zuerst bei unserm Eintritt in die Grotten, während die Apostel mit anderen Heiligengestalten von Papstgräbern und Altären in den Gängen und Capellen der Grotten zerstreut sind.[1])

Hat man die Trümmer des Paulsgrabes und des Ciboriums Sixtus IV. noch heute in den Grotten ziemlich vollständig beieinander, so scheinen von anderen Monumenten, z. B. vom Grabmal Nikolaus V. und dem Ciborium, welches Innocenz VIII. der ihm von Sultan Bajazet verehrten hl. Lanze errichtete und welches Grimaldi kühn als „Bramantis architecti opus" bezeichnet, beträchtliche Stücke verloren gegangen zu sein.[2]) Werden doch heute in den

---

1) Vgl. über das Grabmal Pauls II. und das Ciborium Sixtus IV. die außerordentlich verdienstvollen Arbeiten von H. v. Tschudi und Domenico Gnoli im Jahrb. der K. Pr. Kunstsammlung. B. IV u. VIII u. Archivio storico dell' Arte III.

2) Wenn auch neuere Forscher, wohl durch die große Aehnlichkeit des Aufbaues dieses Ciboriums mit dem berühmten Rundtempelchen in S. Pietro in Montorio bewogen, an der Autorschaft Bramante's festhalten, so muß doch auch erwogen werden, daß Bramante nach der allgemeinen Annahme erst Ende 1499 Mailand verließ und nach Rom kam, während das Tabernakel schon von Innocenz VIII. (1484—92) begonnen, wenn auch nicht vollendet wurde. Aehnliche Erwägungen bestimmten auch Domenico Gnoli, dem Bramante eines seiner Hauptwerke in Rom, die Cancelleria, abzusprechen, welche zum großen Theil schon i. J. 1489 vollendet war. Vgl. Arch. stor. dell' Arte IV, p. 363. V, p. 176.

Digitized by Google

neuen Grotten von diesem letzten umfangreichen Werke nur noch die Medaillons der vier Evangelisten und der vier Kirchenväter und endlich das Marmortabernakel gezeigt, welches die hl. Lanze barg, deren Erwerbung dem Papst von seinen Zeitgenossen so hoch angerechnet wurde, daß Pollajuolo der Grabstatue Innocenz VIII. eine Nachbildung derselben in die Hand gab. Andrerseits fällt es oft schwer, vorhandene Bildwerke unterzubringen oder den Tausen der alten Grottenführer Glauben zu schenken. So benennt man ein prächtiges Madonnenrelief mit den lebensgroßen Statuen des Apostelfürsten und eines knieenden Papstes zur Rechten, eines Cardinals zur Linken, nach Andrea Argenti, einem Namen, der in der Kunstgeschichte völlig unbekannt ist, und Torrigio glaubte in dem knieenden Papst Nicolaus III. (1277—81), erkennen zu müssen, während das interessante Bildwerk schon entschieden Frührenaissancecharakter trägt.

Treten wir aus den neuen Grotten in das rechte Schiff der alten ein, so beginnt damit die eigentliche Gräberstraße; Päpste- und Prälaten-Monumente sind hier in unendlicher Reihe nebeneinander aufgestellt. Einige schlummern in altchristlichen Sarkophagen, andere zeigen die liegende Figur des Verstorbenen auf dem Deckel; alle sind sie von ihrem ursprünglichen Standort entfernt und die meisten haben einen Theil ihres Schmuckes verloren. Die Fackeln schweben schnell vorüber von einem zum anderen; Namen wie Marcell II., Innocenz VII., Urban VI., Nicolaus III. u. a. klingen an unser Ohr, bis man uns endlich vor dem Sarkophag Nicolaus V. Halt zu machen gestattet. Wir treten nicht ohne Bewegung an das gleichfalls zerstückelte Grabmal dieses Papstes heran, der die Renaissance so glorreich einleitete und zuerst den kühnen Gedanken faßte, St. Peter neu zu bauen. Der Todte ruht friedlich in vollem Ornat auf seinem Ruhebette, die ausdrucksvollen Züge verrathen den feingebildeten Humanisten, dem kein geringerer als Enea Silvio Piccolomini die ruhmreiche Inschrift schrieb, welche den Entschlafenen als den weisesten der Weisen „doctorum doctior" preist. Ganz in der Nähe dieses Grabmals, das eine Zeichnung bei Grimaldi ebenfalls noch in seinem ursprünglichen Aufbau zeigt, sind die Sarkophage zweier anderer Päpste aufgestellt, deren Charakter in der Geschichte des Papstthums stets die größten Controversen hervorgerufen hat. Beiden Männern, hochfahrend und leidenschaftlich der eine wie der andere, hat der Bildhauer auffallend milde Züge von idealem Typus gegeben. Zwar hat Alexander VI. Sorge getragen, daß sein wahres Bild der Nachwelt nicht verloren ging, als er es so lebensvoll von Pinturicchio an die Wand eines seiner Privatgemächer malen ließ; aber wie sehr auch sein Grabstein die Neugierde der Grottenbesucher erregte, beweist eine dicke Schicht herabgeträufelten Wachses, welche den ganzen Oberkörper bedeckt. Haben die Nachfolger Alexanders VI. diesem fürchterlichen Papst nur ein schmuckloses Denkmal zugestanden mit der lakonischen Inschrift „Alexandri Papae VI effigies marmorea",[1]) so wird das einfach edle Monument Bonifaz VIII. von Vasari keinem geringeren zugeschrieben, als dem Arnolfo di Lapo, der auch die Grabcapelle Honorius III. in S. Maria Maggiore ausgeführt hat. Die mächtige Tiara des Papstes ist hier noch mit nur zwei Reifen geziert, das jugendlich schöne, milde Gesicht des 86jährigen Mannes erinnert an Giotto's Frescobild im Lateran. Aber in beiden Portraits findet sich keine Spur des gewaltthätigen Charakters, den man dem von Dante so ehrlich gehaßten „hochherzigen Sünder" zum Vorwurf gemacht hat. Die Grabesruhe beider Päpste blieb nicht ungestört. Im Jahre 1610 übertrug man die Gebeine Alexanders VI. mit denen seines Oheims Calixt in die spanische Nationalkirche S. Maria in Monserrato und die Oeffnung des Grabes Bonifaz VIII. hat Grimaldi ebenfalls als Augenzeuge beschrieben. Man fand den Leichnam unversehrt, angethan mit köstlichen Gewändern, die Mitra auf dem Haupt, das Pallium mit zwei Saphirnadeln befestigt, einen Goldring mit werthvollen Steinen an der rechten Hand. So wurde er unberührt in die Gruft zurückgelegt.

Man hat Otto II. selig gepriesen, daß er allein von so viel Kaisern und Königen gewürdigt worden war, zwischen den Nachfolgern Petri in der Kirche des Apostelfürsten die letzte Ruhestatt zu finden; aber auch sein gewaltiges Grabmal im Vorhof von St. Peter fiel dem Neubau zum Opfer, und heute ruhen die Reste des deutschen Kaisers einsam im Mittelschiff der Grotten in einem schmucklosen antiken Sarkophag. Die Trümmer seines ersten Grabes sind zerstreut: der prächtige Porphyrdeckel, der einst auch die Gebeine Kaiser Hadrians in der Engelsburg bedeckt haben soll, wird als Taufstein in St. Peter benützt, das berühmte Mosaik, Christus mit den Apostelfürsten, wo Petrus, wie im lateranischen Triclinium Leo's III., mit drei Schlüsseln erscheint, wurde zwischen den beiden Capellen S. Maria Praegnantium und S. Maria in Porticu in die Wand gefügt. Dorthin führen uns jetzt die Fackeln durch das nächtliche Dunkel des fast völlig leeren linken Seitenschiffes der Grotten, vorbei an schmucklosen Grabsteinen der Königin von Cypern und des Cardinals Stefano Nardini, und damit sind wir aus dem stillen Reich der Todten in die neuen Grotten zurückgekehrt.

Die Wände der Capelle S. Maria Praegnantium sind mit künstlerisch werthlosen, gegenständlich sehr beachtenswerthen Ansichten — Capellen und Denkmälern von Alt-St. Peter — ausgemalt. Hier sieht man u. a. das Ciborium der h. Lanze von Innocenz VIII., das Tabernakel Pius' II. für das Haupt des h. Andreas, an dessen Uebertragung nach Rom noch heute Paolo Romano's prächtige Apostelstatue am Ponte Molle erinnert; hier ist auch die Chorcapelle Sixtus IV. in St. Peter gemalt, welche eher als die Palastcapelle den Namen der Sistina trug und einst durch einen Ueberreichthum herrlichster Kunstschätze geziert war: das Bronzegrab des Rovere-Papstes von Antonio Pollajuolo, die Himmelfahrt Mariä von Perugino, die Pietà Michelangelo's. Die Capelle ist angefüllt mit Denkmälern jeder Art. Zwei Apostel vom Grabe Nikolaus V. sind gleich am Eingang aufgestellt, verstümmelte Bildsäulen von St. Peter und Paul, die einst im Vorhof der alten Basilika standen, zieren rechts und links den Altar und noch einmal erscheint Bonifaz VIII. reichvergoldetes Marmorbild, wie er mit der Rechten den Segen ertheilt und mit der Linken die mächtigen Schlüssel emporhält. Vor allem aber erregt das Mosaikbild Johanns VII. (705—707) unsre Aufmerksamkeit, der hier, weil er noch am Leben war, mit viereckigem Nimbus dargestellt ist; das Portrait gehört mit einem Bild St. Peters zu den geringen Resten des Mosaikschmuckes der prächtigsten Capelle, die den prunkvollen alten St. Peter zierte, welche heute in den Grotten, im Lateran und in S. Maria in Cosmedin zerstreut sind. Das Leben Christi und der Jungfrau, der

[1]) Bezeichnend für den Fluch, der auf dem Andenken und dem Grabe Alexanders VI. lastete, ist eine interessante Notiz im Diarium des Paris de Grassis. Codex Corsinianus 981, III. p. 105b. Am Allerseelentag 1512 begaben sich die Cardinäle nach der, wie üblich, in der Sistina gefeierten Messe in feierlichem Aufzug nach St. Peter, wo sie die Gräber der Päpste zu besuchen pflegten. Sie ertheilten zuerst dem Grabmal Sixtus IV. die Absolution und begaben sich dann zu dem Sarge Alexanders VI., „oder vielmehr Depositum, denn ein Denkmal hat man ihm nicht gesetzt. An diesem Grabe brannte auch nicht heute einmal eine Kerze, und wie die Cardinäle dort standen und absolvirten, murmelten sie unter einander und wunderten sich, daß von all den überlebenden Cardinälen und Prälaten, die er geschaffen, niemand ihm ein Zeichen dankbarer Pietät dargebracht hatte, an diesem Tage, wo man doch überall der Seelen der Verstorbenen gedenkt."

Apostelfürsten Peter und Paul war in diesem Oratorium in glänzendem, obwohl schon dem Verfall sich nähernden Mosaikstil dargestellt, ein umfassender Bilderkreis, wie er selbst in Rom nur in S. Maria Maggiore seines gleichen finden mochte. Im 10. Jahrhundert und wahrscheinlich schon früher verehrte man in dieser Capelle das Schweißtuch der h. Veronica, jene berühmteste und ehrwürdigste aller Reliquien Roms, um welche sich ein ganzer Kranz von Legenden gesponnen, und die noch heute in der stillen Woche mit dem Kreuzsplitter und der Lanze in St. Peter gezeigt wird.

Auch in der benachbarten Capelle S. Maria in Portica, die uns zum Ausgang zurückführt, finden sich noch Fragmente aus dem Oratorium Johanns VII.: Mosaik- und Marmorreste des Tabernakels, in dem das Schweißtuch aufbewahrt wurde. Zwei Evangelisten, ebenfalls vom Grabmal Nicolaus V., hüten den Eingang der Capelle, deren Wände gleichfalls mit interessanten Veduten geziert sind, unter welchen man u. a. eine Innenansicht der alten Basilika und die Capelle Johanns VII. vor ihrer Zerstörung erblickt. Die Hauptzierde aber dieses Raumes, der wie die Schwestercapelle Sculptur- und Mosaikfragmente jeden Stils und jeder Zeit beherbergt, ist eine überlebensgroße Marmorstatue des Apostelfürsten, in welcher wir anfangs eine Copie des berühmten Bronzebildes oben in St. Peter erkennen zu dürfen glauben. Indessen sind nur Haupt und Hände neu, welche einer antiken Statue von feinster Ausführung angefügt wurden. Einst stand dieses Bildwerk über dem Haupteingang der Basilika und genoß dieselben Ehren, wie heute die Bronzestatue in St. Peter, d. h. sie wurde an hohen Feiertagen mit den päpstlichen Gewändeen, der Tiara und dem Pluviale bekleidet. Der mit Mosaiken und Sculpturen reichverzierte gothische Bischofsstuhl, auf welchem St. Peter in der Capelle S. Maria in Portica thront, gehörte einst zu dem Denkmal Papst Benedicts XII., des Erbauers des gewaltigen Palastes zu Avignon, wo noch heute in der Domkirche sein Grab gezeigt wird. Die Fürsorge dieses Papstes für St. Peter, dessen Dach er herstellen ließ, rühmen zwei Inschriften in dieser Capelle, wo auch an derselben Wand noch der obere Theil seiner Statue erhalten ist, inschriftlich bezeugt als ein Werk des sonst unbekannten Paulus von Siena. Das Bildwerk, an dem man noch Spuren einer rothen Bemalung und reicher Vergoldung entdeckt, ist eine ziemlich rohe Arbeit, doch gibt der mit seltsam abgeplatteter Tiara geschmückte Kopf die strengen Züge des Papstes vortrefflich wieder, den seine Zeitgenossen gerecht, hart und beharrlich nannten.

Aus dieser Maricncapelle führt der Weg in den Umgang der Confession und damit in Bramante's gewaltigen Kuppelpfeiler zurück. Aber ehe die Kerzen erlöschen, werfen wir noch einen letzten Blick auf all die Marmorbilder um uns her, laut redende Zeugen hoher Cultur und Kunst, die wie ihre Schöpfer der unbarmherzigen Nacht des Todes anheimgefallen sind. Das helle Licht des Tages umfängt uns wieder und die Geister der Vergangenheit, die uns in der großen Katakombe von St. Peter so mächtig rührten, finken in die Tiefe hinab.

Neue Novellen.

tt. Für den gutmüthig angelegten Kritiker, dem es eine wahre Freude ist, wenn er aus vollem Herzen loben kann, ist die Durchforschung der zeitgenössischen Novellenproduction keine ersprießliche Beschäftigung. Denn nur ganz selten widerfährt ihm das Glück, daß er dabei etwas findet, was er als dauernden Gewinn begrüßen könnte, und die Ausbeute steht gewöhnlich zu der Mühe in keinem richtigen Verhältniß.

Auch auf den Inhalt der sieben Bände, die uns heute vorliegen, wäre zum guten Theil das Urtheil anwendbar, mit dem wir unsre vorige Novellenbesprechung eingeleitet haben. (Vgl. Beilage Nr. 84 vom 11. April d. J.) Es sind nette, hübsche, sogar einzelne sehr hübsche Sachen darunter, aber nichts, was zu den Sphären der vollendeten Kunst emporragt. Die beiden Novellenbücher von Ilse Frapan[1]) nahmen wir mit sehr günstigen Erwartungen zur Hand, da wir nach manchen kleinen Skizzen von dieser Verfasserin, die wir früher lasen, den Eindruck hatten, daß sie die Augen aufmacht, zu sehen und zu gestalten weiß. Auch hatte das verständnißvolle Interesse Ilse Frapans für den nicht so ganz leicht zu gewinnenden Friedrich Vischer in uns ein freundliches Vorurtheil für sie erzeugt. Indessen sind unsre Erwartungen nur theilweise befriedigt worden.

Durch das Bestreben, völlig naturwahre Wirklichkeitsbilder zu zeichnen, läßt diese Schriftstellerin sich dazu verleiten, in ihre Geschichten vielerlei Einzelheiten aufzunehmen, die ja im Leben so vorkommen mögen, die aber die richtige künstlerische Oekonomie nicht dulden würde, weil sie nicht nothwendig zu der Composition gehören, und die darum als überflüssiges Beiwerk erscheinen. Die Sammlung „Querköpfe" wird durch eine Geschichte eingeleitet, die uns in losem Zusammenhang eine Reihe von Bildern aus dem Leben der unteren Schichten der Hamburger Erwerbskreise vorführt. „Arme Kinder" ist sie betitelt. Die ehemalige Krankenpflegerin Jürgine, die von ihrem Mann mißhandelt und verlassen wurde, dann mit einem anderen zusammen lebt, und ihr Knabe Hannes, der in der Schule des Elends schon sehr frühe zu selbständigem Willen herangereift ist, sind gut geschaute Figuren. Der grausig düstere Ausgang der Geschichte mag ja vielleicht an wirklich Geschehenes anklingen, auf den Leser wirkt er nicht erhebend, wie das echt Tragische, sondern eher verstimmend, wie ein abnormer Fall in der Zeitungsrubrik „Verbrechen und Unglücksfälle". In „Usche Geren macht das anders" wird mit guter Beobachtung und großer realistischer Kunst die Tyrannei geschildert, welche die bösartige alte Tante auf die ganze Familie ausübt, bei der sie wohnt. Wie sie alle, bis auf die wackere Elsabe, der gehaßten und gefürchteten Hauptperson des Hauses schmeicheln und ihr alles zu Willen zu thun trachten, wie namentlich der Vater Piete Eggers, der durch allerlei windige Projecte zurückgekommene einstige Schiffbauer, und die verschüchterte, verängstigte Mutter jedesmal in Schrecken gerathen, wenn Usche Geren droht, daß sie „das anders machen werde", nämlich die Verfügung über ihr Vermögen, das sie diesen Verwandten als Erbtheil in Aussicht gestellt hat. Es mag wohl in gar manchen Familien ein solcher Mittelpunkt bestehen, der allen zuwider ist und doch alle wie Gliederpuppen am Fadchen zieht, und es steckt stark satirische Begabung in der Darstellung der verderblichen Wirkung des beständigen Schielens nach der Erbschaft. Ein wehmüthiges Bild aus dem Schifferleben betitelt sich „Das kalte Fieber" und die Skizze „Der Sybarit" mag wohl den Hauptanlaß für die Benennung des ganzen Buches gegeben haben.

Die Sammlung „Flügel auf" entspricht im ganzen durch den frischen, lebensfrohen Zug, der sie erfüllt, den Vorstellungen, die der Titel erweckt; besonders die „Schöpfung", die Geschichte des alten Musikerpaares, das einst durch die Klänge der Haydn'schen Schöpfung zusammengeführt worden war und jetzt nach Jahren bei einer Aufführung des Tonstücks von der zur vollen Künstlerin gewordenen Tochter freudig überrascht wird, haben wir mit vielem Vergnügen

1) Querköpfe. Hamburger Novellen von Ilse Frapan. Berlin, Gebrüder Paetel, 1896. — Flügel auf. Novellen von Ilse Frapan. Berlin, Gebrüder Paetel, 1896.

gelesen. Wir denken, daß die wandernden Vorleser, die so eifrig nach epischen Stoffen ausspähen, gern nach dieser kleinen, die verschiedensten Accorde mit Glück anschlagenden Schilderung greifen sollten. „Liebesmühen" ist ein Gemisch von realistischer Darstellung und romanhaften Situationen. Unwahr ist es jedenfalls, daß zwei Menschen, die sich in so eigenthümlicher Weise kennen lernen, wie Richard Hausdörffer und Lore Berth, so geistreiche Programmreden halten, wie es zwischen diesen beiden in später Nachtstunde so eifrig geschieht. Man spricht wohl in solchem Augenblick auch von Theorien, Idealen und Maximen; dabei dürfte aber das Persönliche doch nicht so vollständig in den Hintergrund treten, wie es hier geschieht. Sehr wirksam ist dagegen dargestellt, wie die in ihrer Ehre gekränkte Malerin den hochmögenden Gönnerinnen den Bettel vor die Füße wirft, und ganz echt ist auch die Schilderung der zimperlichen, bis auf die Knochen unwahren Verlobten des Helden und die Art, wie dieser allmählich fühlt, daß er sich von dieser Lebenslüge frei machen müsse. In der Zeichnung der Toni und ihrer „Mama" zeigt Ilse Frapan stark weiberfeindliche Anwandlungen. Auch die späte Neigung der alternden Frau zum jungen Manne in der Novelle „Weiße Flamme" hinterläßt in uns einen widrigen Eindruck. Heyse, wenn er die ältere Frau dem jüngeren Manne gegenüberstellt, weiß uns immer, selbst die stark satirische Novelle „Fedja" nicht ausgeschlossen, durch die geistige Höhe des Weibes über das sonstige Mißverhältniß hinauszubringen. Sollte es richtig sein, daß die Frau die Idealbilder ihres Geschlechtes nicht so vollkommen darzustellen weiß, wie der Mann, daß es nur diesem vergönnt ist, zu erkennen, „welch einen holden Schatz von Treu' und Liebe der Busen einer Frau bewahren kann, durch den Schleier zu dringen, den Alter oder Krankheit überwirft"? ... „Symbiose" ist eine ganz hübsche Briefgeschichte, die nur etwas mathematisch construirten Eindruck macht. In der Familiengeschichte „Der erste Blick hinter die Coulissen" wird das Erwachen des ahnungslosen jungen Mädchens durch häßliche Enttäuschung in satirischer Weise geschildert. In Summa ist Ilse Frapan ein starkes Talent, dem aber eine gewisse Unbarmherzigkeit gegen manche eigene Gedanken, Erinnerungen oder Erfindungen zum Nutzen gereichen würde.

In dem gleichen Verlage erschienen die Erstlinge eines jungen Autors, dem leider eine Zeit der Reife und Ernte nicht beschieden war. Erich Schmidt hat den Nachlaß des kurz nach vollendetem 26. Lebensjahr im November 1894 gestorbenen Julius Petri[1]) herausgegeben und dem warmen Vorworte dieses Meisters seien folgende Stellen entnommen: „ . . . es widerstrebt mir, im voraus den Lobredner dieses ruhig zum Bessern arbeitenden, schichten und kernigen Talents zu machen; und auf die Spuren der Unreife eigens hinzudeuten, kann noch weniger die Aufgabe eines knappen Geleitsspruches sein". . . . „Er hat dem Tode wie ein Held die Brust geboten; denn ist es nicht die tapferste Ergebung in das unausweichliche Geschick, daß er die Meldung seines nahen Endes an ein paar Freunde selbst dictirte und mit erlahmender Hand unter die Worte „Noch einen herzlichen Gruß sendet Ihnen vor dem Tode Ihr" seinen Namen schrieb? An demselben Tage, dem 16. November 1894, starb er. Wir haben dieser Sammlung die Aufschrift „Rothe Erde" gegeben, weil sie westfälisches Gewächs darbringt und erfüllt ist von der gehaltenen, manchmal schwerfälligen Kraft des alten Sachsenlandes. In rother Erde wurzelt Petri's Epik, sein Drama, seine Lyrik." ... Ein tief ernster, nachdenklicher Zug geht durch die Geschichten, in denen es sich zumeist um religiöse Kämpfe in jungen Gemüthern handelt. Daß dem jungen Autor auch starkes Anschauungs- und Schilderungsvermögen eigen war, zeigt er in der Skizze „Das Abendmahl". Das dreiactige Drama „Bauernblut" klingt in seinen herben, düsteren Tönen an Gerhart Hauptmanns Erstlingswerke und an Tolstoi's „Macht der Finsterniß" an. Guter Blick für dramatisch wirksame Situationen ist darin zu erkennen. In den Gedichten endlich vermag die rein poetische Stimmung gegenüber dem schweren Gedankeninhalt meistens nicht aufzukommen. Julius Petri ist als Werdender gestorben, und mit wehmüthigen Empfindungen mag man bei einem Blick auf das, was er schon geboten hat, an das denken, was er hätte leisten können, wenn seinem Leben nicht allzu früh ein Ziel gesetzt worden wäre.

In einem elegant ausgestatteten Duodezbändchen liegt eine Legende von Ernst v. Wildenbruch vor,[1]) unsres Wissens die zweite, die er verfaßt hat. Eine Heliogravüre von Professor Adalbert Keller zeigt uns die Büste eines schönen üppigen Weibes am Kreuze. Der heiße Athem, der uns aus so manchen anderen Geschichten Wildenbruchs entgegenweht, ist auch in dieser Legende zu spüren, die Sehnsucht des blonden germanischen Hünen nach dem ihm von der Märtyrerin Claudia so verlockend geschilderten himmlischen Garten ist von einem gut Stück irdischen Verlangens erfüllt. Man vermißt hier den mild-fröhlichen Humor, der Kellers Legenden auszeichnet, auch die Naivetät, die wir eigentlich von dieser Dichtungsart verlangen.

Besser scheint uns dieser Ton in der Legende „Weltfern" getroffen, mit der die Novellensammlung „Abseits" von Ernst Lenbach[2]) eingeleitet wird. Wie der Einsiedler die Gefahr des Alleinseins mit der schönen Paula fürchtet, wie er flüchten will und sie einander finden, das ist mit großem Stimmungszauber geschildert. Lenbach ist ein Schriftsteller von Geschmack und guter Erfindungsgabe, dem auch ein gewisser leichter Humor eigen ist. Man wird die einzelnen Geschichten dieses Buches mit dem Behagen lesen, mit dem man sich einem Gespräche mit einem gescheiten und liebenswürdigen Menschen hingibt. Mehr bieten sie allerdings nicht. Die Sammlung ist Heyse gewidmet; in mehreren der Geschichten, so „Lucas Heylandt", „Der edle Ferdinand", „Andante fiero" und der an ein Watteau'sches Bild erinnernden Skizze „Gegenwart", wandelt der Verfasser in den Pfaden W. H. Riehls. Aus der Novelle „Berthold aus dem Thurm" sei die hübsche und originelle Liebeserklärung des Helden angeführt: „Sie meinen, ich wollte Sie vor den Leuten rehabilitiren, — ach, das ist ja ein schrecklich lächerliches Wort. Ach nein, ich möchte Sie nur gar zu gern heirathen — rein aus Selbstsucht, glauben Sie mir das."

Die Novellen, die Adolf Wilbrandt unter dem Titel der ersten „Vater und Sohn"[3]) vereinigt hat, möchten wir als Kleinigkeiten eines großen Künstlers, eines glänzenden Stilisten und Meisters in der Kunst des Fabulirens bezeichnen. Der Vater in der ersten Novelle ist in ungemein liebevoller Weise geschildert und man kann seine rechte Freude an diesem klaren, guten und zielbewußten Manne haben. Eine Pädagogik, wie er sie seinem im Jünglingsalter stehenden Sohn gegenüber anwendet, setzt allerdings in dem Sohne ein ausgezeichnetes Menschenmaterial voraus. Ob das Heilverfahren nicht ohne diese Voraussetzung seine schweren Bedenken hätte, möchten wir doch wohl dahin-

---

[1]) Rothe Erde. Von Julius Petri. Aus seinem Nachlaß herausgegeben von Erich Schmidt. Berlin, Gebrüder Paetel, 1895.

[1]) Claudia's Garten. Legende von Ernst v. Wildenbruch. Berlin, Freund u. Jeckel. 1896.

[2]) Abseits. Novellen von Ernst Lenbach. Stuttgart, J. G. Cotta Nachfolger, 1896.

[3]) Vater und Sohn. Novellen von Adolf Wilbrandt. Stuttgart J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger, 1896.

gestellt sein lassen. Ganz prächtig ist die Begeisterung der kleinen Backfische für „sie", die „Herrliche", die „Himmlische", die große Künstlerin geschildert, für die sie „schwie" sind. In der Zeichnung dieser selbst ist eine gewisse Abneigung gegen das Theatervolk zu bemerken, auch die kleinen Mädchen sind vielleicht schon etwas zu sehr geistig entwickelt. In der Novelle „Die gute Lorelei" wird der Leser „ausgelöschtes Lampenlicht" erkennen, wie Keller sich einmal ausdrückte. Hier liegt ein vollständiger Lustspielstoff vor, die einzelnen Personen treten uns in voller Lebendigkeit gegenüber, die Oertlichkeit sehen wir vor uns und die weinfrohe Stimmung ist vorzüglich getroffen.

Was sollen wir endlich von dem wunderlichen Buche sagen, das unter dem Titel „Herrle und Hannile"[1]) die Werbung des verwittweten alten Bauern um die in dem Nachbardorf wohnende reiche Bäuerin schildert. Vielleicht ist das Buch Erzeugniß einer neuen Kunst, die wir erst verstehen lernen müssen. Herrle lebt als Auszügler bei seinem Sohne und der Schwiegertochter, hier Schnurr genannt. Er möchte gern wieder selbst Herr sein und greift den Gedanken, daß er um die Gehrichs-Bäuerin freien solle, gierig auf. Hannile ist deren etwa sechsjähriger Junge, der keinen neuen Vater haben will und dem besuchenden Bauer s...udselig entgegentritt. Dann werden der Schloßbauer und die Gehrichs-Bäuerin einig und Hannile wird wohl gute Miene zum bösen Spiel machen müssen. In dem 100 Seiten starken Büchlein werden die einzelnen Situationen, z. B. wie der Bauer den Besuch des Heirathsvermittlers empfängt, wie er zum erstenmal bei der Bäuerin Besuch macht und dort Kaffee trinkt, mit großer Breite geschildert, aber in der ganzen Geschichte geht gar nichts vor und wir haben uns manchmal gefragt, ob der Verfasser sich nicht vielleicht über seine Leser lustig machen wollte, ob das nicht etwa nur die Einleitung zu einem beabsichtigten Buche sein sollte. Das dörfliche Leben scheint mit großer Genauigkeit geschildert, freilich vermochten wir nicht zu erkennen, in welcher Gegend der Verfasser seine Dorfblüthen gerissen und gebunden hat, noch wissen wir, welchem Dialekte Worte angehören, wie: „pieken, Enkermahl, staßte, noddelte, Schulechs, herangewudelt, letterte".

Mittheilungen und Nachrichten.

J. Städte- und Urkundenbücher aus Böhmen. Herausgegeben im Auftrage des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen von Dr. Ludwig Schlesinger. Band III: Urkundenbuch der Stadt Aussig bis zum Jahre 1526, begonnen von W. Hieke, vollendet von Dr. Adalbert Horčička. Mit zwei Lichtdrucktafeln. Prag. Im Selbstverlage des Vereins. In Commission bei H. Dominicus, Buchhandlung in Prag. — Von der Wanderversammlung des Historischen Vereins der Deutschen in Böhmen, die heuer, am 16. Mai, zu Aussig an der Elbe abgehalten wurde, ist bisher fast nur die Rede gewesen, weil der Reichsrathsabgeordnete Dr. Auß während des Bankets sein politisches Programm entwickelte. Vorher war aber der wissenschaftlich gediegene Theil der Wanderversammlung abgelaufen worden. Dr. Ludwig Schlesinger, der langjährige Vorstand, entwarf dabei ein Bild der Beziehungen des historischen Vereins zu der Stadt Aussig, die zu der Herausgabe ihres Urkundenbuches wesentlich beigesteuert hatte. Darauf trug Dr. Adalbert Horčička, der nach dem vorzeitigen Tode W. Hieke's die Bearbeitung zu Ende geführt hatte, die Geschichte Aussigs bis 1526 vor, nachdem das vollendete Urkundenbuch dem Bürgermeister überreicht worden war. Prof. Dr. Oltokar Weber endlich hielt einen Vortrag über das Emporkommen der jetzt überaus blühenden Porzellan-Industrie in Deutsch-Böhmen (im tschechischen Landestheile hat sich das für diesen Industriezweig unentbehrliche Caolin nicht vorgefunden); man nahm seit dem Ausgang des vorigen Jahrhunderts das Beispiel der Meißner Porzellanmanufaktur nach und überwand die anfangs sehr fühlbare Concurrenz der Wiener Staatsfabrik mit so glücklichem Erfolg, daß gegenwärtig in Böhmen die Zahl der Unternehmungen auf 72 gestiegen ist. Ersieht man schon hieraus, wie sehr der Gang der Dinge in Deutschböhmen von Sachsen herein beeinflußt war, so nicht weniger aus dem Urkundenbuche von Aussig und aus den Daten, welche die HH. Schlesinger und Horčička in ihren Vorträgen anführten. Aussig ist zuerst im Jahre 993 als Zollstätte erwähnt. Der, wie nun sieht, slavisch benannte Ort gelangte trotz der nahen Feudalherren, die sich unangenehm bemerkbar machten, zu größerer Bedeutung, so daß König Ottokar II. hier eine Stadt begründete, welche nachweislich Ansiedler aus Sachsen erhielt. Die kirchlichen Bauten, die aus der nächsten Zeit stammen, zeugen von Wohlstand und Kunstsinn. Diese Blüthe wurde durch die Hussiten geknickt, so zwar, daß bis in die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts das tschechische Volksthum überwog, das deutsche in der Minorität war. Erst seit die Habsburger es begünstigten, trat das Deutschthum wieder in seine alten Rechte ein; ein Verlauf der Dinge, der typisch ist für viele Städte in Böhmen. Im neunzehnten Jahrhundert erwuchs Aussig aus einem kleinen Ackerstädtchen zu einem Emporium der Großindustrie und des Großhandels; es hat jetzt 28.000 Einwohner (gegen 2500 am Anfang des Säculums), wie denn Dr. Schlesinger mit Nachdruck hervorheben durfte, daß die Kräfte der Industrie und des Handels, die den Weltmarkt umspannen, bei den Deutschen des Landes weitaus den Vorrang behaupten. — Das „Urkundenbuch" macht dem Verein alle Ehre. Es ist aus den Archiven von Aussig, Leitmeritz, Kloster Osseg, des Metropolitancapitels und des Kreuzherrenordens in Prag, des Hauptstaatsarchivs in Dresden u. s. w. mit vielem Fleiße zusammengebracht; die Publication ist mit zwei Siegeltafeln ausgestattet, die tschechischen Urkunden sind durch ausführlichere Regesten verständlich gemacht, ein genaues Verzeichniß der Orte, Personen und Sachen ist beigegeben und überhaupt durch den gelehrten Herausgeber allen wissenschaftlichen Anforderungen Genüge geleistet.

α.ρ. **Streifzüge in Losrona, an der Riviera und in der Provence.** Von Victor Ottmann. Berlin, Verein der Bücherfreunde. Schall u. Grund 1896. — Auf einer zweimaligen Wanderung sind die vorliegenden Schilderungen entstanden. Nur die größten Strecken legte der Verfasser mit der Eisenbahn zurück, die kleineren durchmaß er nach guter alter apostolischer Sitte mit dem Wanderstabe. Mit gesunden, frischen Augen im Kopfe, mit den Reiseregeln eines Goethe und Seume im Herzen, sieht er Land und Leute mit ganz anderen Blicken an, als der moderne Reisende, welcher in zweiter Wagenclasse sein Rundreisebillet abhastet. Der Wanderer führt uns zuerst nach Pisa und Livorno und ladet uns hierauf zu längerem Verweilen nach Florenz, dessen Kunstschätze, Prachtbauten und Geschichte er uns mit lebhaften Farben und in großen Umrissen schildert. Hierauf kehrt er sich nach Norden und pilgert über Prato, Pistoja, Lucca, Carrara, Sarzana, den Küstenbogen von Ligurien und die Riviera di Levante, deren landschaftliche Reize er vollgültig würdigt, nach Genua. Hier macht er wiederum längere Rast und führt uns ein in das Leben und die Geschichte der alten berühmten Hafenstadt. Nun beginnt die Wanderung durch einen der schönsten Naturgärten der Erde, genannt die Riviera di Ponente, zuweilen unterbrochen durch längere Aufenthalte in den Städchen Arenzano und Nali und den Curorten Alassio, San Remo u. s. f. Mit Ventimiglia, der Grenzfestung Italiens gegen Frankreich, verläßt der Wanderer den italienischen Boden und betritt den französischen Theil der Riviera, wo Mentone, Monaco, Nizza, Cannes u. s. w. die Mittelpunkte seiner Schilderung werden. Bei Gelegenheit eines Besuchs der Insel St. Marguerite berührt er das Problem der „Eisernen Maske" und führt eine vor kurzem im Archiv des franzöf. Kriegsministeriums aufgefundene Depesche an, welche die dunkle Angelegenheit endlich endgültig aufzuklären scheint; dieselbe stammt vom Minister Louvois, ist an Catinat, den Befehlshaber der französischen Truppen in Piemont, gerichtet und befiehlt im Namen Seiner Majestät, daß Hr. v. Bulonde, weil er dem Befehl Catinats entgegen und unnöthigerweise die Belagerung von Casal angegeben habe, festzunehmen und auf die Festung Pignerol abzuführen sei, mit der Vergünstigung, am Tage auf den Wällen spazieren gehen zu dürfen, aber angethan mit einer Maske. Ihren Abschluß findet die Wanderung mit dem Besuch von Grasse, Toulon und Marseille. Den optimistischen, zur Uebertreibung und Ruhmredigkeit neigenden Charakter der Südfranzosen, den Daudet in prächtig in seinem Helden Tartarin von Tarascon persiflirt, findet unser

[1]) Herrle und Hannile. Ein Strauß Dorfblüthen. Gerissen und gebunden von Hans Kaithel. Berlin, Dr. Gaspary's Verlag, 1896.

Digitized by Google

Wanderer eher beneidens- als tadelnswerth. Die Unzufriedenheit, meint er, möge wohl die Mutter des Fortschritts sein, aber die des behaglichen Lebensgenusses sei sie jedenfalls nicht, und darin wird man ihm wohl beistimmen müssen. Wir empfehlen das frischgeschriebene, mit zahlreichen Abbildungen geschmückte Wanderbuch allen denen als treuen, zuverlässigen Reisebegleiter, welche mit leichtem Gepäck und nicht zu schwerem Portemonnaie die genannten Gegenden zu durchschweifen gedenken.

* **München.** Se. kgl. Hoh. der Prinz-Regent hat auf Vorschlag der diesjährigen Plenarversammlung der Historischen Commission bei der k. Akademie der Wissenschaften den Präsidenten der k. k. Akademie der Wissenschaften und Director des Haus-, Hof- und Staatsarchivs zu Wien, Dr. Alfred Ritter v. Arneth, Excellenz, zum Vorsitzenden der Commission ernannt.

* **Berlin.** Die Akademie der Wissenschaften hält am 2. Juli ihre öffentliche Leibniz-Sitzung. Die Festrede hält zum erstenmal als neuer Secretär der physikalisch-mathematischen Classe Geh. R. Waldeyer, die Gedenkrede auf Sybel und Treitschke Prof. Schmoller. — Professor Fürbringer hat den an ihn ergangenen Ruf zur Uebernahme der bisher von Professor Georg Lewin geleiteten Charitéabtheilung und der damit verbundenen Universitätsprofessur abgelehnt. Er verbleibt in seiner Stellung als Director beim städtischen Krankenhause am Friedrichshain. Nächst Professor Fürbringer hat die medicinische Facultät der „Deutsch. med. Wochenschr." zufolge noch zwei auswärtige Docenten für die erledigte Stelle vorgeschlagen. — Zum Bibliothekar des preußischen Abgeordnetenhauses wurde der bisherige Bibliothekar an der Universitätsbibliothek zu Berlin, Dr. August Wallstieg, ernannt.

* **Berlin.** Bei der Technischen Hochschule zu Charlottenburg ist der Ober-Ingenieur Josse, bisher Privatdocent, zum ordentlichen Professor ernannt worden. Er übernimmt die Leitung des zu eröffnenden Ingenieur-Laboratoriums und die Abhaltung eines Theiles der Uebungen und Vorlesungen über Dampfmaschinen.

γσ. **Berlin,** 24. Juni. Zur Feier des 70. Geburtstags von Adolf Bastian, die in Abwesenheit des Jubilars stattfinden muß, ist von Freunden und Verehrern des Altmeisters der Ethnologie eine Festschrift unter Redaction des Prof. Dr. Albert Grünwedel vorbereitet worden, die in den nächsten Tagen im Druck erscheinen wird. Die Publication trägt den Charakter einer Prachtausgabe nach Ausstattung und Einband. Zur Herstellung ihres in jeder Art höchst gediegenen und werthvollen Inhalts haben sich die ersten Namen unter unsern Anthropologen und ethnologischen Forschern zusammengethan. Auf 630 wundervoll gedruckten Großquartseiten, denen 16 Tafeln in ausgezeichneter Zinkographüre beigegeben sind, während zahlreiche, sehr schön wiedergegebene Illustrationen den Text durchziehen, finden wir 32 vortreffliche Arbeiten aus jedem Gebiete der Anthropologie und der ethnologischen Disciplinen. Rudolf Virchow legt seine Ansichten über Racenbildung und Erblichkeit dar. H. Steinthal spricht über Dialekt, Sprache, Volk, Staat, Race. Johannes Ranke gibt die Resultate seiner vergleichenden Meßversuche des Rauminhalts von Rückgrat- und Schädelhöhle. Daneben stehen rein ethnographische Studien, wie Hans Meyer über die Urbewohner der Canarischen Inseln und von Emil Schmidt über die Racenverwandtschaft der Völker Südindiens und Ceylons. Zur vergleichenden Religionsgeschichte haben Wilhelm Schwartz, der hellenische Sagenforscher Müller-Beeck, W. Grube (Berlin), Max Buchner (München), Th. Achelis (Bremen) Beiträge geliefert. Der Weltreisende Wilhelm Joest knüpft interessante Gedanken für die Culturgeschichte an eine Vergleichung einer von der Lonago-Küste stammenden Holzfigur mit einem Inka-Bild aus Lnzen; v. Luschan gibt Kunde vom Gebrauch des Wurfbrettes in Neu-Holland und Oceanien, während Max Bartels Schädelmasken aus Neu-Britannien behandelt. Auf Amerika haben die Arbeiten von Konrad Theodor Preuß über Menschenopfer und Selbstverstümmelung Bezug, wie die Darstellung, die Franz Boas (New-York) von der Entwicklung der Geheimbünde gibt, wie sie sich bei den Kwakiutl-Indianern ausgebildet haben. Dem schönen Aufsatze von Karl von den Steinen über prähistorische Zeichen und Ornamente schließt sich Karl Weule mit der Untersuchung des Eidechsen-Ornaments in Afrika an, während A. Voß es unternimmt, den seltsamen, reich verzierten und mit Bildwerken versehenen großen Silberkessel aus Gundestrup in Jütland zu erklären, was hier wohl mit Recht den Nachweis eines mithräischen Denkmals im Norden Europa's erbracht hat. Alfred Götze (Berlin) hat eine sehr mühsame, aber lohnende statistische Zusammenstellung über neolithischen Handel gemacht, und während A. Weber, der Altmeister indologischer Forschung auf dem Gebiete der heiligen Literatur der Inder, einen Zauberspruch deutet, legt Ernst Kuhn die Ergebnisse seiner Arbeiten auf dem Sprachgebiete der Singpho oder Ka-Khyen dar; über ethnologischen Unterricht spricht Ernst Grosse, und daran schließen sich die Erörterungen Franz Hegers über die Zukunft der ethnographischen Museen. Oskar Frankfurter, der seit mehr als 12 Jahren in Siam lebende deutsche Consul, behandelt ein „Ereigniß aus der jüngsten Geschichte des Landes vom weißen Elephanten", die dortige Sklavenemancipation in ihren rechtlichen und sozialen Folgen. Ein davon durchaus verschiedenes Gebiet der ethnographischen Forschung wird durch die Arbeiten von Friedrich S. Krauß erhellt. Es sind jene eigenthümlichen Lieder, die von den Barden der mohammedanischen Bosniaken in großer Zahl gedichtet und gesungen werden, und unter dem Namen der Guselantieder bekannt sind. Sie sind meist in epischer Form, und jeder dieser Sänger hat sein eigenes Epos. Hier erscheint das Gedicht von des Bibirlijić Ahmo's Brautfahrt. In die Cultur des alten Mexico werden wir durch des Schweizer Ethnologen Prof. Kollmanns Abhandlung über Flöten und Pfeifen aus dem alten Azteken-Lande eingeführt. Eine sehr schätzenswerthe und mit vieler Mühe verbundene Arbeit hat der gegenwärtig in Mexico weilende Dr. Seeler beigesteuert in seiner Beschreibung und Erläuterung der Ruinen auf dem Quiengola. Erwin P. Diesseldorf gibt eine ebenso kurze wie in ihrer Vermuthung überraschende Antwort auf die Frage: Wer waren die Tolteken? Die Tolteken, von einigen Forschern für ein Volk, vielleicht für die Ureinwohner des alten Mexico und Vorgänger der Azteken gehalten, werden von Anderen in das Gebiet der Fabel verwiesen. Tolteke bedeutet nun in der aztekischen Sprache Künstler, und da in Mexico eine große Anzahl alter Tempel sich findet und die Sitte bestand, von Zeit zu Zeit solche Tempel außer Dienst zu setzen und dann zu vergraben, so spricht Diesseldorf die Vermuthung aus, diese vergrabenen Tempel seien von jenen alten Künstlern (Tolteken) erbaut worden. Die Riesenpyramide von Cholula liegt nach seiner Ansicht einen solchen Tempelbau, zu dessen Resten man gelangen würde, falls es gelingen dürfte, einen Tunnel durch die Pyramide hindurchzutreiben. Der Name bedeutet also so viel als Baumeister und ist nicht als ethnischer Eigenname aufzufassen. P. Ehrenreich (Berlin) hat eine sehr verdienstvolle Arbeit beigetragen, indem er eine Charakteristik der botokudischen Sprache entwirft und eine kleine Grammatik dieser Sprache zusammengestellt hat. Der Schwerpunkt der in dieser Festschrift enthaltenen Arbeiten liegt jedoch ohne Zweifel in den ungemein schwierigen sprachlichen Arbeiten aus drei ostasiatischen Literaturen, wohin in erster Linie der Beitrag von Prof. Grünwedel zu rechnen ist: Ein Capitel des Tu-ehe-sung; dann die Bearbeitung einer mittelalterlichen japanischen Oper Ikku durch Dr. F. W. K. Müller, eine Arbeit, bei der eine ungemeine Summe von Fleiß und Scharfsinn aufgewendet werden mußte; endlich drittens die Abhandlung des bekannten Sinologen Friedrich Hirth (München): die Insel Hainan nach Chao Jukua. Als Titelblatt zu diesem Festgruße wollte man anfangs eine Originalzeichnung nehmen, auf der in allegorischen Figuren ein Hinweis auf das Jubiläum zum Ausdruck kommen sollte. Man ist jedoch, da die Abneigung des Jubilars gegen derartige Dinge bekannt ist, davon zurückgekommen und hat nun in ebenso passender wie geschmackvoller Art einen Kupferstich aus dem berühmten, sehr seltenen, durch vortreffliche, für Kunst- wie für Culturgeschichte gleich werthvolle Stiche ausgezeichneten Reisewerke von Dietrich de Bry: „Reisen nach dem Orientalischen und Occidentalischen Indien" (4. Theil, Amerika) gewählt, um es der Festschrift voranzusetzen. Dieses Werk, dessen Bibliographie an sich schon schwierig und interessant ist, wurde von Bastian viel benutzt. Auf dem Bilde selbst ist links eine alte Caravele dargestellt, wie sie die Conquistadoren des 16. Jahrhunderts benutzten; sie ist stark mit Geschützen armirt, und auf ihr steht, inmitten von Compaß, Globus und Meßinstrumenten ein in die Waffenrüstung jener Zeit gekleideter Seemann, der in seinen Zügen eine nicht geringe Aehnlichkeit mit Adolf Bastian zeigt, während rechts zur Seite ein Genius mit einer Fackel in der Hand, und oben im rechten Winkel des Blattes ein Adler dargestellt ist, der so seinen Zängern einen Elephanten trägt. An dem mit geschwellten Segeln dahingleitenden Fahrzeuge erkennen wir das deutsche Wappen. Wir behalten uns vor, bei passender Gelegenheit auf den Inhalt der Festschrift,

Digitized by Google

namentlich auf deren Beiträge aus den ostasiatischen Gebieten des Näheren zurückzukommen.

* **Graz.** Zum Rectore der Universität für das kommende Studienjahr wurde der Professor der Kirchengeschichte Dr. Anton Weiß gewählt.

* **Czernowitz.** Zum Rectae der Universität für das nächste Studienjahr wurde der Professor des römischen Rechts Dr. Ernst Hraza gewählt.

* **London.** Der Geolog und frühere Oxforder Professor Joseph Prestwich ist, 84 Jahr alt, am 23. d. M. gestorben. Er war der größte Gegner Sir Charles Lyells. Die Summe seiner geologischen Ansichten zog er in seinem 1886 bis 1888 veröffentlichten Werke: „Chemische, physikalische und statische Geologie."

* **Kopenhagen.** Ein hier eingelaufener Brief vom Nordpolfahrer Andrée, am 13. d. M. aus Tromsö geschrieben, gibt ein hübsches Stimmungsbild: „Heute früh trafen wir hier in Tromsö ein. Die Einfahrt war herrlich, und während des Aufenthalts hier haben wir uns des prächtigsten Wetters erfreut. Die Tromsöer erklären, sie hätten in diesem Jahre noch nicht so schöne Tage wie gestern und heute gehabt. Zwar liegt der Schnee ringsum auf den Höhen und Abhängen, aber unten in Tromsö herrscht vollständige Sommerhitze. Die neugebackenen Nordpolfahrer können sich an der Mitternachtsonne nicht satt sehen, und unser Franzose geht wie in einem Traum. Das Angenehme des hiesigen Aufenthaltes wird durch den liebenswürdigen Empfang, den man uns bereitet hat, wesentlich erhöht. Der Stiftsamtmann, die Beamten des Post-, Telegraphen- und Zollamtes und viele andere erfüllen unermüdlich alle unsre Wünsche, und die Stadt ist prächtig mit Flaggen geschmückt. Touristen besichtigen unser Fahrzeug auswendig und inwendig, bitten um unsre Autographen u. s. w. Der Zweck unsres Besuches hier ist bald erreicht; die letzten Steinkohlen fallen jetzt in den Schiffsraum hinab, die Tauben girren in ihren Käfigen auf dem Hinterdeck, und die Geologen werden innerhalb einer Stunde an Bord kommen. Die Chronometervergleichungen und die magnetischen Bestimmungen sind beendigt, und die astronomischen Instrumente sind geprüft worden. Der Eisbote ist an Bord. Die Post mit Zeitungen bis zum 9. ds. ist uns zugekommen und fortwährend treffen Depeschen von Freunden und Bekannten des In- und Auslandes ein. Alle diese Mittheilungen und Glückwünsche sind zwar äußerst willkommen, aber von Norden, von woher die wichtigsten Nachrichten erwartet werden, kommt nichts. Man glaubt, daß die Eisverhältnisse auf der Westküste Spitzbergens günstig sind, aber zuverlässige Mittheilungen darüber haben wir noch nicht erhalten können. Im großen und ganzen spielt es doch keine Rolle. Wir müssen in jedem Fall uns dorthin begeben und werden dann selbst sehen, ob das Eis wie Eis oder Wasser aussieht. Nach den hier angestellten Nachforschungen befindet sich kein Lebensmitteldepot auf Spitzbergen. Es war deshalb wohlbedacht von uns, so viel mitzunehmen, daß wir dort oben, z. B. auf der Dänen-Insel oder der Amsterdam-Insel, ein kleines Depot niederlegen können. Wir haben somit drei Rückzugslinien: die grönländischen Colonien, Spitzbergen und Franz Josephs-Land. Auch auf den asiatischen Inseln befinden sich Depots. Wenn wir aber auch nicht darauf rechnen können, auf Spitzbergen einen gedeckten Tisch zu finden, so dürfen wir doch darauf rechnen, daß, was wir deponiren, in Ruhe und Frieden liegen bleibt. Wenigstens wird hier behauptet, daß die letzte Plünderung eines Depots auf Spitzbergen einen solchen Unwillen erregte, daß die Thäter von der Bevölkerung fast gelyncht worden wären. Sie wurden hart bestraft, und dies ist allen in so frischem Andenken, daß die Leute vor einer Wiederholung eines solchen Verbrechens zurückschrecken. Unser Depot wird wahrscheinlich im Hause des Engländers Pike untergebracht werden; das Haus liegt an der nördlichen Seite der Dänen-Insel bei Danesgate. Was habe ich noch hinzuzufügen, als daß wir in einigen Stunden von hier absegeln, froh und vertrauensvoll? Ich möchte, daß jeder das ungekünstelte, ruhige Vertrauen wahrnehmen könnte, das alle an Bord Anwesenden beseelt. Ein jeder würde von diesem Vertrauen erfüllt werden und ebenso furchtlos wie wir dem künftigen Schicksal der Expedition entgegensehen. S. A. Andrée."

* **Stockholm,** 25. Juni. Dr. Andrée telegraphirt über Tromsö, daß seine Expedition im Eisfjord auf Spitzbergen eingetroffen und alles wohl sei.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 23. bis 26. Juni folgende Schriften eingegangen:

Austria: Archiv für Gesetzgebung und Statistik. Hggb. vom statistischen Departement im k. k. Handelsministerium. 48. Jahr. 5. Heft. Wien, k. k. Hof- u. Staatsdruckerei 1896. — Jahresbericht der Handels- und Gewerbekammer zu Chemnitz 1895. 1. Theil. Chemnitz, F. Focke 1896. — Max v. Seydel: Bayerisches Staatsrecht. 2. Aufl. Freiburg i. B. und Leipzig, J. C. B. Mohr 1896. — Dr. Max Burchard: Das Recht der Schauspieler. Stuttgart, J. G. Cotta 1896. — Dr. Richard Ehrenberg: Das Zeitalter der Fugger. Geldcapital und Creditverkehr im 16. Jahrhundert. 2. Band. Die Weltbörsen und Finanzkrisen des 16. Jahrhunderts. Jena, G. Fischer 1896. — Charles Secrétan: Sociale Schriften. Uebersetzt von Ed. Platzhoff. Freiburg i. B. u. Leipzig, J. C. B. Mohr 1896. — Die Heilige Schrift des Alten Testaments. Uebersetzt und hggb. von E. Kautzsch. 2. Ausg. Ebd. 1896. — B. Duhm: Das Geheimniß in der Religion. Vortrag. Ebd. 1896. — Dr. W. Streitberg: Urgermanische Grammatik. Dr. B. Kahle: Altisländisches Elementarbuch. (Sammlung von Elementarbüchern der altgermanischen Dialekte.) Heidelberg, C. Winter 1896. — Gustav Schuller: Der siebenbürgisch-sächsische Bauernhof und seine Bewohner. Hermannstadt, J. Drotleff 1896. — Dr. W. Wurm: Thier und Menschen-Seele. Frankfurt a. M., Mahlau u. Waldschmidt 1896. — A. Turner: Die strahlende Materie. Leipzig, Th. Thomas. 1896. — Nutzbare Gesteine und Mineralien des Königreichs Bayern auf der Landes-Ausstellung zu Nürnberg 1896 ausgestellt vom Mineralog. Laboratorium und der geolog. Sammlung der kgl. technischen Hochschule zu München. München, Nationale Verlagsanstalt 1896. — A. Bühler: Bad Reichenhall. Fünfzig Jahre Curort. Reichenhall, kgl. Hofbuchhandlung. — Ober-Aargau und Unter-Emmenthal. Mit Illustrationen von J. Weber und einer Karte. (Europäische Wunderbilder, Nr. 245—247.) Zürich, O. Füßli. — Ludwig Schröter: Taschenflora des Alpenwanderers. Colorirte Abbildungen. Mit botanischen Notizen von Dr. C. Schröter. 5. Aufl. Zürich, A. Raustein 1896. — Ed. v. Liebenau: Ein Ausflug nach dem Sinai. Mit Abbildungen. Wiesbaden, J. F. Bergmann 1896. — K. Arendt: Die ehemalige Schloßburg der Grafen und Herzoge von Luxemburg auf dem Bockfelsen daselbst. Mit Tafeln. Luxemburg, J. Beffort 1895. — Das Museum. Anleitung zum Genuß der Werke bildender Kunst. Hggb. von W. Bode u. A. 7. Lfg. Berlin und Stuttgart, W. Spemann. — M. Gelléri: Aus der Vergangenheit und Gegenwart des tausendjährigen Ungarn. Budapest, Pester Buchdruckerei-A.-G. 1896. — Ernst Wichert: Hinter den Coulissen. Roman. 2. Aufl. 1. u. 2. Bd. Dresden und Leipzig, E. Reißner 1896. — Hermann Dupont: Enterbt des Glücks. Berliner Roman. Berlin, M. Rudenstein 1896.

Soeben erschienen:

Predigten

von Dr. Joseph Perles,

Rabbiner der israel. Kultusgemeinde in München.

Aus dem Nachlasse herausgegeben von Dr. Feltz Perles.

202 Seiten gr. 8°, eleg. geheftet, Preis M. 3.60.

Verlag von Theodor Ackermann, k. Hofbuchhandlung, Promenadeplatz Nr. 10, München. (7580)

Tauchnitz Edition.

June 24, 1896.

A

Full Confession.

By (7585)

F. C. Philips,

Author of „As in a Looking Glass" etc.

In 1 vol.

Sold by all booksellers — no orders of private purchasers executed by the publisher.

Verlag von Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung) in Berlin.

Soeben erschien:

Geschichte

der

Deutschen Litteratur

von d. ältesten Zeit bis zum dreizehnten Jahrhundert.

Von (7384)

Johann Kelle.

Zweiter Band.

Geheftet a M. Gebunden 9 M.

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Kell in München.

Jahrgang 1896. München, Samstag, 27. Juni. Nummer 147.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.30. Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Zur Geschichte der mittelalterlichen Philosophie. Von G. Frhr. v. Hertling. — Marschall Gouvion de Saint Cyr und die Bayern in Rußland. Von Frz. v. Schiber. — Mittheilungen und Nachrichten.

Zur Geschichte der mittelalterlichen Philosophie.

Von G. Frhr. v. Hertling.

Daß die wissenschaftliche Erkenntniß der mittelalterlichen Philosophie in der Gegenwart bei weitem hinter derjenigen zurücksteht, die wir von der griechischen Philosophie besitzen, ist bekannt und nicht verwunderlich. Hat sich doch dieser letzteren die Forschung in einem Umfang und mit einer Vertiefung zugewandt, daß sie längst die gebahnten Wege verlassen konnte, um statt der herkömmlichen Centren des Interesses und ihres offensichtlichen Zusammenhangs abgelegene und bisher vernachlässigte Beziehungen aufzusuchen. Dagegen tragen mancherlei Umstände dazu bei, eine lebhaftere Beschäftigung mit der Scholastik zu verhindern, und nicht jeder bringt die Eigenschaften mit, die zu einer erfolgreichen Arbeit auf diesem Gebiete und zur Ueberwindung der entgegenstehenden Schwierigkeiten nothwendig sind.

Nicht die geringste unter diesen Schwierigkeiten ist die Beschaffenheit des Quellenmaterials. Zu einem beträchtlichen Theil ist dasselbe nur handschriftlich vorhanden, ein anderer Theil ist zwar gedruckt, aber der Vortheil ist gering, denn bei der kläglichen Beschaffenheit der Texte ist der Sinn vielfach bis zur Unkenntlichkeit entstellt. Was nach dieser Richtung geleistet werden muß, ehe eine erfolgreiche Vertiefung in den Inhalt geschehen kann, hat die musterhafte Ausgabe der Werke Bonaventura's gezeigt, welche die Franciscaner von Quarachi unternommen haben. Und dabei hatten sie es mit einem viel gelesenen Autor zu thun, naturgemäß sieht es bei minder beachteten weit schlimmer aus.

Ein zweites, vielleicht noch größeres Hinderniß bildet die Fremdartigkeit der Gedankenwelt, welche die schwer lesbaren Handschriften und die unförmlichen Folianten einschließen. Man betritt darin ein völlig abstractes Bereich, man findet sich umgeben wie von einem wunderbar kunstreichen Gebäude, dessen einzelne Theile sich aufs engste zusammenschließen, von einem feingewobenen Netz begrifflicher Elemente, das in sich nirgendwo eine Lücke aufweist — aber man vermißt zunächst jeden Zusammenhang mit der anschaulichen Wirklichkeit und jener Welt der Erfahrung, auf welche sich das Interesse des modernen Menschen concentrirt. Nur allmählich gelingt es dem Kundigen, die fremdartige Terminologie mit lebendigem Inhalt zu erfüllen, die Probleme zu begreifen, welche die Verfasser jener Werke quälten, und die Antworten zu würdigen, durch welche sie dieselben zu lösen versuchten.

Aber mit der Erschließung des Inhalts und dem Bemühen, denselben in eine Form zu kleiden, welche ihn dem Verständniß der Gegenwart näher bringt, ist die Aufgabe der Forschung noch nicht vollendet. Der wissenschaftliche Betrieb der Scholastik bestand von ihren Anfängen an in der Fortführung, Verwerthung und systematischen Ausgestaltung einer sorgsam gehüteten, immer reicher anschwellenden Tradition. Zu ihr haben das classische Alterthum und die Kirchenväter, Juden und Araber beigesteuert, sie gewährt dem apokryphen Machwerk eines Fälschers oder der schülerhaften Compilation eines namenlosen Verfassers ebenso gut Raum, wie den unvergänglichen Schöpfungen der großen Meister. Die zutreffende Würdigung eines einzelnen Scholastikers kann daher immer nur so geschehen, daß untersucht wird, welche Stellung er in und zu dieser Tradition einnimmt, über welchen Umfang überlieferten Materials er verfügt, wie er dasselbe ausnutzt, ob er einfach den Spuren seiner Vorgänger folgt, oder selbständigeren Geistes neue Richtungen einschlägt. Nur wenige lösen sich als originale Denker von dem Hintergrunde ihrer Zeit ab, alle sind mit dem Gesammtbilde der damaligen wissenschaftlichen Bestrebungen aufs engste verwebt. Daher gilt es, den Fäden nachzugehen, welche in der Gedankenarbeit des einzelnen Autors zusammenlaufen, die traditionellen Elemente zu analysiren, mit denen er operirt, sie genau festzustellen und durch alle Verwandlungen und Umformungen hindurch, die sie erlitten haben mögen, bis zu ihrem ersten Ursprung zu verfolgen. Dazu bedarf es freilich umfassender Kenntnisse und eines Fleißes, dem nichts zu unbedeutend und gering erscheint.

Von der kürzlich ausgegebenen Abhandlung von Dr. M. Baumgartner „Die Philosophie des Alanus de Insulis im Zusammenhang mit den Anschauungen des 12. Jahrhunderts"[1]) darf gesagt werden, daß sie den angedeuteten Anforderungen gerecht wird.

Alanus, der im Jahre 1203 als Mönch von Clairvaux starb, war der Verfasser des im Mittelalter vielgelesenen allegorischen Gedichts Anticlaudian und zahlreicher Tractate, von denen der eine, die Ars fidei catholicae, durch die streng geometrische Anordnung längst den Historikern der Philosophie ein gewisses Interesse einflößte, ohne daß dies doch bisher zu einer eindringenderen Beschäftigung mit dieser und den übrigen Schriften des Magisters von Lille geführt hätte. Auch die Urheberschaft der ihm zugeschriebenen stand nicht überall fest. Baumgartner war bemüht, durch handschriftliche Studien auf den Bibliotheken zu Paris, Rom, Florenz und München die Grundlage zu schaffen, von der aus sich zu einem abschließenden Urtheil über die unsicheren biographischen Nachrichten und die literarische Thätigkeit des Alanus gelangen ließe. Er wird das Ergebniß derselben demnächst in einer eigenen Schrift vorführen. Die Aufgabe, die er sich in der jetzt vorliegenden gestellt hat, bestimmt er selbst dahin, „die Lehrmeinungen des Philosophen aus der Menge anderweitigen Materials, aus den poetischen Zuthaten und den streng theologischen Materien herauszusondern, sie auf ihre Quellen zu prüfen und jene Punkte aufzuzeigen, an welche

[1]) Münster, Aschendorff'sche Buchhandlung.

die alsbald mächtig aufstrebende aristotelische Richtung des begonnenen 13. Jahrhunderts sich anlehnen konnte, welche sie modificirte und weiterbaute". Im Zusammenhang damit wird die geschichtliche Stellung des Alanus in der Einleitung folgendermaßen charakterisirt: „Während bereits von Spanien aus der erste Anstoß erfolgte, um das am Ausgang des 12. Jahrhunderts sichtlich ermattete philosophische Denken neu zu beleben und zur höchsten Kraftentfaltung zu führen, steht unser Scholastiker noch mit allen Fasern auf dem Boden der alten Schule, als der letzte, von der fremden Strömung noch unberührte Repräsentant jener älteren Richtung, welche auf der Grundlage des aus der Väterzeit ererbten Materials sich im Schoße der abendländischen Kirche entwickelte."

Bekanntlich war es die durch die Araber vermittelte Bekanntschaft mit der gesammten Schriftenmasse des Aristoteles, welche im 13. Jahrhundert die durch die Namen Albert und Thomas bezeichnete Blütheperiode der Scholastik herbeiführte, während man bis dahin nur die aristotelische Logik und auch von dieser die längste Zeit nur einen Theil gekannt hatte. Trotzdem geht die hier und da aufgestellte Behauptung zu weit, als ob die Frühscholastik nach der philosophischen Seite ausschließlich in der Logik aufgegangen wäre. Thatsächlich war es nahezu der gleiche Umfang speculativer Probleme, welcher damals wie später die Philosophen beschäftigte. In fünf Abschnitten, „Logik und Erkenntnißlehre, die ontologischen Begriffe und Gesetze, Kosmologie, Anthropologie und Psychologie und endlich Theologie oder Lehre von der Gottheit", führt Baumgartner auf, was sich von dahin einschlagenden Lehren bei Alanus findet. Die unter den oben bezeichneten Gesichtspunkten unternommene Erörterung derselben läßt sogleich ein wichtiges Ergebniß hervortreten.

Ich habe selbst vor Jahren den Gedanken ausgesprochen, daß das überraschende Verständniß, welches die Scholastiker des 13. Jahrhunderts den jetzt erst in ihre Hände gelangten naturwissenschaftlichen, psychologischen, metaphysischen und ethischen Schriften des Aristoteles entgegenbrachten und welchem der unglaublich verderbte und verdunkelte Text der mittelalterlichen Uebersetzungen kaum ein Hinderniß entgegenstellte, sich nur aus einer niemals ganz unterbrochenen Tradition aristotelischer Anschauungen und aristotelischer Terminologie erklären lasse. Baumgartner weist nun im einzelnen nach, daß eine solche Tradition in weitem Umfange und in Bezug auf wichtige Fundamentalbestimmungen der aristotelischen Lehre in der That vorhanden war. Die Unterscheidung von Substanz und Accidenz, die Zusammensetzung der Dinge aus Materie und Form und die damit in engster Verbindung stehende Theorie des Werdens, die Viertheilung der Ursachen sind den Scholastikern des 12. Jahrhunderts ebenso geläufig wie denen der Folgezeit. Das Neue, was das 13. Jahrhundert brachte, bestand somit nicht darin, daß man jetzt erst Kenntniß von dem philosophischen Lehrgebäude des Aristoteles als von einem völlig Neuen und bis dahin Unbekannten erhalten hätte, sondern darin, daß man in den Stand gesetzt wurde, die einzelnen und in ihrer Vereinzelung nicht immer richtig aufgefaßten Bestandtheile seiner Lehre in ihrer wahren Gestalt und in ihrem systematischen Zusammenhange kennen zu lernen. An einem wichtigen Punkte zog die Berichtigung des Verständnisses allerdings eine tiefgreifende Aenderung der Denkweise nach sich. Die ältere Scholastik und mit ihr Alanus lehnen ausdrücklich die Meinung ab, daß die Seele Form des lebendigen Leibes sei, offenbar weil in ihrer Auffassung der aristotelische Formbegriff mit der stoischen Qualität zusammengeflossen war. Albert und Thomas bringen auch hier den aristotelischen Lehrsatz siegreich zur Anerkennung.

Aber wir erfahren auch, welches die Quelle war, aus welcher die Scholastiker der ersten Periode vornehmlich ihre Kenntniß der ontologischen Bestimmungen des Aristoteles schöpften. Es waren die Schriften des Boethius, desselben Boethius, dem man bisher nur als dem Uebermittler der aristotelischen Logik Beachtung zu schenken pflegte. Daß dies bis dahin übersehen wurde, ist um so auffallender, als Abälard, welcher gleichfalls die vier aristotelischen Ursachen kennt, sich bei ihrer Besprechung ausdrücklich auf Boethius beruft, der in seinem Commentar zur Topik Cicero's und in der Schrift de differentiis topicis diese Lehre entwickelt.

Zu einem Theile hing die Unterschätzung des umfassenden Einflusses, den Boethius auf die Frühscholastik ausgeübt hat, damit zusammen, daß man sich gewöhnt hatte, demselben die theologischen Tractate abzusprechen, als deren Verfasser er im Mittelalter galt. Wie wenig begründet diese Skepsis war, hat Usener gezeigt. Gerade bei den wichtigsten derselben ist die Echtheit handschriftlich mit der gleichen Sicherheit bezeugt, wie bei denjenigen Schriften, deren Abfassung durch Boethius niemals in Zweifel gezogen worden ist. Und auch das bis dahin mangelnde äußere Zeugniß liegt seitdem in dem von Usener veröffentlichten Fragmente Cassiodors vor. Der Einfluß dieser Tractate beschränkt sich nun aber keineswegs auf die Uebermittelung der aristotelischen Lehrstücke und der aristotelischen Terminologie. Nach Inhalt und Form lehnt sich die Frühscholastik in stärkstem Maße an dieselben an. Baumgartner weist insbesondere darauf hin, daß für die mathematische Darstellungsweise, welche Alanus in zweien seiner Hauptschriften in breitester Durchführung zur Anwendung bringt, der liber de hebdomadibus des Boethius die Vorlage gebildet hat. „Werden dort eine Reihe von Sätzen, auf welche die folgende Erwägung sich stützen soll, vorangeschickt, so schlägt Alanus in seiner Ars den gleichen Weg ein, nur daß er seinem vorangestellten, zur Beweisführung erforderlichen Material eine reichere Gliederung gibt, es in Definitionen, Postulate und Axiome auseinanderlegt. Mit Hülfe dieses dreifachen Rüstzeugs werden nun philosophische Sätze und der Hauptinhalt der Glaubenslehre, die Mysterien der Trinität und Incarnation nicht ausgenommen, auf dem Wege des Syllogismus deducirt mit einer umfassenden Systematik und Consequenz, wie wir sie in anselmischen und abälardschen Schriften nicht finden. Wir werden vielmehr lebhaft an das von Spinoza in seiner Ethik eingehaltene Verfahren erinnert."

Die nachdrückliche Hervorhebung der tiefgreifenden Bedeutung, welche Boethius für die Ausgestaltung der scholastischen Speculation in ihrer ersten Periode besitzt, bringt eine wesentliche Ergänzung und Berichtigung des Bildes, welches wir bisher von derselben besaßen. In ihr besteht vielleicht das werthvollste Ergebniß der Baumgartner'schen Untersuchung. Möge auch künftighin der Verfasser unsre Kenntniß der mittelalterlichen Philosophie durch gleich dankenswerthe Gaben bereichern.

Marschall Gouvion de Saint Cyr und die Bayern in Rußland.

Von Frz. v. Schibee.

Als wir vor kurzem in den Tagebüchern eines bayerischen Truppenofficiers im Feldzug 1870/71 lasen, wie es dem Bischof Dupanloup von Orleans durch Intervention dem commandirenden General von der Tann gelang, sein Priesterseminar in la Chapelle vor Einquartirung und sogar dessen herrlichen Weinkeller, der so manchem kranken Soldaten gut gethan hätte, vor jedem Eingriff zu bewahren, rief uns dies eine ähnliche Aufzeichnung eines bayerischen Officiers aus dem russischen Feldzug 1812 in Erinnerung.

Das Hauptquartier des französischen Generals und späteren Marschalls Gouvion de Saint Cyr, welchem die das 6. Corps bildenden Bayern unterstellt waren, lag damals in Polozk an der Düna, wo er sich im Jesuitenkloster einquartirt hatte. Auch in diesem Kloster wurden große Weinvorräthe in vermauerten Kellern entdeckt, welche vielen kranken und verwundeten Soldaten wohlgethan hätten. In la Chapelle wurde ein Officier bestraft, der auf Verordnung des Arztes etwas Rothwein trinken sollte und daraufhin zwei Flaschen im Seminar requirirt hatte; in Polozk wurde der Commandant der bayerischen Hauptquartierswache, welcher die Vorräthe gefunden, mit Verweis bestraft und mit Arrest bedroht, weil er einem Ordonnanzofficier des bayerischen Generals Grafen Wrede einige Flaschen abgegeben hatte. Nur darin trifft der Vergleich nicht zu, daß General von der Tann die Weinvorräthe dem Seminar belassen wollte, um sich den Bischof von Orleans zu verpflichten, während General Saint Cyr die Vorräthe für sich in Anspruch nahm. Er schickte sogleich seinen Kammerdiener und Koch Tattegrin, welcher alles für seinen Herrn in Beschlag nehmen wollte; hierauf zum General Saint Cyr beschieden, erhielt der Commandant die bittersten Vorwürfe, weil er (nach dem Ausspruch des Generals) die Vorräthe, die für ihn bestimmt seien, verschleudere. Erst nach heftigen Auseinandersetzungen, wobei der Wachcommandant um Ablösung bat, erlaubte ihm der General, ein Faß Meth und ein Dutzend Flaschen Wein für die verwundeten Officiere mitzunehmen. Dieser Vorfall hinderte übrigens den Wachcommandanten nicht, auch in der Folge verwundeten und kranken Officieren und Soldaten von dem Funde mitzutheilen, ohne dem General Saint Cyr seinen Löwenantheil zu verkürzen.

Gouvion de Saint Cyr war ein ausgezeichneter Soldat; allein die oben erwähnten Tagebuchsaufzeichnungen[1]) des Commandanten der Hauptquartierswache, welcher vom 29. Mai bis 12. December 1812 zum Schutze des Hauptquartiers um die Person des Generals gewesen, werfen manche Streiflichter auf denselben als Menschen, die ihn zuweilen als hart, selbstsüchtig und sogar gehässig erscheinen lassen. Diese Wahrnehmungen mochten ihn bei Officieren und Soldaten nicht gerade beliebt. Zu dieser Unbeliebtheit mag zwar auch dessen Kammerdiener und Koch Tattegrin beigetragen haben, der die von der Tafel seines Herrn übriggebliebenen Bissen zur Nachtzeit aus dem Küchenfenster des Jesuitenklosters schüttete, anstatt sie den halbverhungerten, verwundeten Soldaten zukommen zu lassen, die in der Umgebung des Klosters hülflos umherlagen. Aber auch wenn der General Gäste bei sich sah, mußten diese ihr Brod selbst mitbringen und als Getränk wurde Wasser und Branntwein aufgetischt, obgleich ein Fourgon mit guten Weinen immer gefüllt zur Verfügung stand, welcher aber nur für den General und Tattegrin bestimmt war. Der bayerische General Graf Wrede hatte nicht nur wegen einer gerechteren Vertheilung der aufgefundenen Weinvorräthe ernstliche Auseinandersetzungen mit Saint Cyr; auch außerdem hatte letzterer fast täglich Reibereien mit den bayerischen Befehlshabern. So hatten z. B. bayerische Abtheilungen kaum das Schloß Rudnia bei Polozk zur besseren Verpflegung besetzt, als der Commandant der Hauptquartierswache von Saint Cyr den Befehl erhielt, dasselbe als Mittelpunkt für die Verpflegung des Hauptquartiers zu besetzen. Der Commandant erhielt dafür von dem General Grafen Wrede heftige Vorwürfe darüber, daß der französische Befehlshaber alles für sich haben und den ohnehin sehr bedürftigen Truppen entziehen wolle, was dieselben nöthiger hätten, als er. — Daneben spielte auch das höchst unerquickliche Verhältniß zwischen dem General Saint Cyr und seinem Generalstabschef, dem französischen Obersten Grafen d'Albignac, einem sehr geschätzten Officier, herein, welcher ihm gegen seinen Willen beigegeben war und welchen er bei jeder Gelegenheit zu kränken suchte. Saint Cyr muthete zum Beispiel — nachdem ihm eine Geldcasse mit einigen tausend Francs abhanden gekommen war — dem Commandanten der Hauptquartierswache zu, daß er nicht nur die Equipagen sämmtlicher Officiere des Hauptquartiers durchsuchen, sondern auch den Obersten d'Albignac genau beobachten solle; der Commandant beschränkte sich toctvoll genug auf die Untersuchung der Officiersdiener. Die ganze Summe wurde später vom König von Bayern dem General Saint Cyr ersetzt. — Saint Cyr verbot auch, wenn Graf d'Albignac auf Recognoscirung oder sonst im Dienste ausritt, ihm Chevauxlegers-Ordonnanzen mitzugeben, indem diese nur für seine Person da seien. Saint Cyr schickte sogar einmal (beim Rückzuge aus Rußland) von St. Bonifazio aus, obgleich damals das Commando über das 6. Corps schon Marschall Victor übernommen hatte, die Pferde und Equipagen des Grafen d'Albignac, welche dieser (weil er den Befehl erhalten, in Smorgonie zu bleiben) dem Commandanten des Hauptquartiers anvertraut hatte, dem Grafen d'Albignac ohne Bedeckung wieder zurück und ertheilte dem Commandanten für deren Uebernahme einen Verweis.

Es läßt sich denken, welch unangenehmer Posten dem Commandanten der Escorte zugefallen war: täglich gab es Reibungen zwischen Saint Cyr und den höheren bayerischen Befehlshabern, dann wiederum des ersteren mit seinem Generalstabschef, und alles wollte sich wieder an dem Commandanten reiben; was der eine befahl, dem widersprach der andere, der Commandant sollte aber jedem gehorchen und jeder wollte das Entgegengesetzte. Was war natürlicher, als daß derselbe wiederholt um Enthebung von diesem Posten nachsuchte? Trotz der mannichfachen Verweise und Arrestandrohungen, und trotz der wiederholten Abmeldungen ließ aber Saint Cyr den Commandanten der Escorte weder in Arrest setzen noch ablösen, weil er einsah, daß er von ihm gut bedient war. — Saint Cyr nahm daher diese Escorte auch dann noch mit sich, als er am 24. October den Oberbefehl über beide Corps (das Commando über das zweite Corps hatte er schon am 17. August übernommen) dem General Legrand übergeben hatte und von diesem Tage an gleichsam privatisirend in der Nähe des zweiten Corps weiterging. Von welch unschätzbarem Vortheil für ihn diese Escorte war, zeigte sich insbesondere auf dem Rückmarsche, wo der Commandant derselben den Marschall noch eine halbe Stunde vor Besetzung durch den Feind glücklich über die Beresina-Brücke von Borisow brachte, in Smolwice als Soutien gegen den nachrückenden Feind blieb, die Viehherde des Marschalls vor den herumstreifenden Kosaken rettete, durch fortgesetzte Nachtmärsche den Marschall, kurze Zeit vor dem Einrücken der Russen, aus Minsk fortschaffte und beim weiteren Rückzug von Wilno nicht nur den Marschall mit seinem Train, sondern auch den zurückgelassenen Reisewagen des Kaisers Napoleon in Sicherheit brachte. Am Fuße des Ponoriberges standen nämlich über tausend Fahrzeuge aller Art, Bagage-, Montur-, Casso-, Munitions- und Requisitenwagen, die theils ihre Bespannung verloren hatten, theils wegen des Glatteises von den nicht geschärften und abgetriebenen Pferden nicht über den steilen Berg gezogen werden konnten; auch ganze Batterien waren hier in den ungeheueren Troß eingeklemmt. Hier stand nun auch — es war am 8. December — Napoleons Reisewagen sammt den vier schönen Braunen,

[1]) Tagebuch des k. b. Hauptmanns v. Maillinger. Der Verfasser wurde später zur Reorganisation des Gendarmerie-Corps berufen und starb 1856 als ch. Generalmajor.

mit welchen derselbe vor zwei Tagen Wilna verlassen hatte. Da die Pferde nicht geschärft waren, konnten sie nicht weiter und der Kaiser war genöthigt, auf dem nächsten Bauernschlitten weiter zu fahren. Der beim Wagen zurückgebliebene Kammerdiener des Kaisers beschwerte sich weinend bei Saint Cyr darüber, daß alte und junge Garden, Italiener, Polen, kurz alle passirenden Truppen und deren Anführer sich geweigert, etwas zur Rettung beizutragen. Der Commandant der Escorte ließ nun einen Theil seiner Leute Gewehr und Tornister ablegen, den Wagen ausspannen und mit großer Anstrengung den Berg hinaufschieben und ziehen, während die Pferde auf einem Seitenwege hinaufgeführt wurden. Der Kammerdiener weinte vor Freude und gab den Soldaten eine reiche Belohnung. — Nach Ueberschreitung des Niemen entschloß sich der Marschall, der nun in Sicherheit gebracht war, nach Königsberg zu gehen und die Infanterie seiner Escorte zu entlassen; nur das Chevaulegers-Piquet behielt er auch weiter bei sich. In dem Augenblick, wo er mit diesem von Joachimsky am 12. December aufbrach, übersandte er dem bisherigen Commandanten seines Hauptquartiers den schriftlichen Befehl, nach Balwierzisky, dem Depot des 6. Corps zu marschiren und sich beim Grafen v. Wrede zu melden. Nachdem der Marschall nur durch die Umsicht und Aufopferung des Commandanten und der Soldaten seiner Leibwache dem allgemeinen Untergang entkommen war, war dies der Abschied, der Dank und die Anerkennung!

Wenn auch diese Streiflichter auf die Persönlichkeit des Marschalls Gouvion de Saint Cyr nicht hinreichen, um von demselben ein volles und richtiges Lebensbild zu entwerfen, so mögen sie doch zur Beurtheilung desselben während des oben geschilderten Lebensabschnittes einige Beiträge liefern. —

Wie die bayerische Escorte zum Wohlergehen und zur Sicherheit ihres französischen Höchstcommandirenden alles aufgeboten hat, so haben auch die übrigen bayerischen Truppen zum militärischen Ruhme desselben ihre Pflicht gethan, und ihrer Tapferkeit ist es vornehmlich zu verdanken, daß er mit dem Marschallstabe ausgezeichnet wurde. Ihr Muth und ihre Ausdauer sind um so mehr zu bewundern, als sie schon bei Beginn der Feindseligkeiten durch Krankheiten, Entbehrungen und Beschwerden aller Art so decimirt und erschöpft waren, daß sie an der Grenze ihrer Leistungsfähigkeit angelangt waren. Schon beim Einmarsche in Polen trafen sie eine große Hungersnoth in der Weichselgegend. Der allgemeine Futtermangel hatte die Landbewohner dahin gebracht, das Stroh von den Dächern zum Viehfutter zu nehmen, wodurch auch noch der Milzbrand herbeigeführt wurde. So trafen die Bayern z. B. bei Schorz auf allen Wegen, Feldern und Gärten crepirtes Vieh jeder Art und in den Ställen todtes Vieh neben dem noch lebenden; niemand dachte daran, die Aeser zu verscharren, welche nur die Luft verpesteten. Dieser Futtermangel, verbunden mit der großen Hitze, übte auch seinen schädlichen Einfluß auf die Pferde aller Armeecorps, von denen in der zweiten Hälfte Juli bereits an 10,000 gefallen waren. Hunderte von Pferden lagen umher und die meisten Wagen mit Lebensmitteln blieben in den schlechten Wegen stecken; infolge dessen trat schon Anfang Juli Brodmangel ein. Der schlechte Zustand von Kleidern und Schuhen, das Fehlen von gutem Wasser oder sonstigen Getränken, die große Hitze mit unzulänglicher Ernährung erzeugten die Ruhr, welche große Verheerung in der Armee anrichtete. Dazu kam noch, daß die vormarschirenden Truppen das, was sie noch vorfanden, aufgezehrt oder verdorben, auch vielfach geplündert hatten. So wurde das Städtchen Czismorovi geplündert vorgefunden; in der Gegend von Trokystary war alles geplündert: es lagen Menschen- und Pferdeleichen umher zwischen umgestürzten Bagage- und Munitionswagen; in dem Schlosse Poghorellen war alles von französischen Chasseurs geplündert worden; ebenso war das bei Polozk befindliche Schloß Rudnia bei Ankunft der Bayern völlig ausgeplündert und verwüstet. So kam es, daß die bayerische Armee, welche mit 30,000 Mann ausmarschirt war und noch am 14. Juli zu Wilna mit 25,000 Mann vor Napoleon paradirte, bei Beginn der Kämpfe um Polozk — nach Abzug der gesammten bayerischen Cavallerie, welche Napoleon nach Moskau mitnahm — nur noch 10,000 Mann unter den Waffen hatte, und diese waren durch Mangel und Krankheiten ganz entkräftet. Und dennoch, was leistete diese Truppe in den Kämpfen bei Polozk und später beim Rückzugel

Die Kämpfe begannen am 15. August mit dem Angriffe der Russen auf Schloß Biala, welchem am 16. Recognoscirungsgefechte östlich von Polozk folgten. Am 17. standen das 2. Corps (Oudinot) und das 6. (Saint Cyr) vor und hinter dem Polotafluße; hievon war die Division Wrede zur Vertheidigung des Dorfes Spas aufgestellt. Drei feindliche Angriffe wurden durch den bayerischen General Vincenti zurückgeschlagen, der beim dritten Angriffe verwundet wurde, während die Russen in Unordnung zurückwichen. Im Centrum stand die französische Division Legrand des 2. Corps; als Marschall Oudinot, der beim zweiten Angriffe sich bei General Wrede aufgehalten und demselben die größten Lobeserhebungen über die Vertheidigung des Dorfes ertheilt hatte, zur Division Legrand sich begab, wurde er schwer verwundet und mußte das Obercommando auch über sein Corps dem General Saint Cyr übergeben. Auch das 2. Corps, welches aus Franzosen, Holländern, Hanseaten, Portugiesen und Schweizern bestand, war durch die früher vorausgegangenen Kämpfe und später durch Krankheiten und Entbehrungen so sehr gelichtet, daß es nur noch aus 11,000 Mann Infanterie und 1000 Mann Cavallerie bestand. Gegen diese richteten die Russen nunmehr ihre weiteren Angriffe, wurden jedoch gleichfalls zweimal zurückgeworfen; noch Abends 8 Uhr versuchte der russische General Wittgenstein einen letzten Angriff, der ungeachtet der Tapferkeit der Russen mißlang. Sowohl die französischen wie die bayerischen Officiere überraschte die ganz außerordentliche Bravour und kaltblütige Ausdauer des 6. Corps. Der 18. August sollte aber noch größere Anforderungen an die Bayern stellen. An diesem Tage war es Saint Cyr, welcher beschloß, anzugreifen, um die Schwächen seiner Stellung nicht zu verrathen; seine Dispositionen waren wohl bedacht und bestens ausgeführt. Der Angriff des 6. Corps begann mit dem Ueberschreiten der Polota und dem Ansturm auf die russische Position, wobei drei feindliche Geschütze genommen wurden. Mit dem besten Erfolge hatte der bayerische General Deroy die begonnene Verfolgung des Feindes fortgesetzt, als ihn an der Spitze seiner siegenden Truppen eine feindliche Kugel durch den Unterleib zwang, das Schlachtfeld auf immer zu verlassen; andere höhere Truppenführer wurden von dem gleichen Schicksale betroffen. Kein Wunder, daß eine niedergeschlagene Stimmung und tiefe Trauer sich der Sieger bemächtigten; gerade in diesem Augenblicke mußte es geschehen, daß zwei Colonnen der Division Legrand, welche den Edelhof Prezemieuce stürmen sollten, aus unbekannter Ursache sich auflosten und in voller Flucht durch die bayerischen Reihen nach der Polotabrücke zurückdrängten. Da war es wieder General Wrede, welcher sich an die Spitze seiner Division setzte und das Gefecht auf der ganzen Linie mit neuem Muthe wieder begann. Mitten im Vorrücken der Bayern fanden sich die inzwischen gesammelten zwei französischen Colonnen ein zweites mal zum eiligen Rückzuge bewogen. Da war es Graf Ysenburg, welcher das 9. Regi-

Digitized by Google

ment vorführte, den Edelhof erstürmte und den Feind hinauswarf. General Wrede hatte so in kurzer Zeit das Gefecht im Mitteltreffen hergestellt, als ein neuer Unfall alle Vortheile zu vernichten drohte. Um seinen Rückzug zu decken, sammelte General Wittgenstein seine zahlreiche Cavallerie und befahl ihr, gegen die Stellung des Feindes zwischen dem Dorfe Spas und der Düna zu chargiren. Die schwache Cavallerie-Brigade des 2. französischen Corps war nicht im stande, diesem Choc zu widerstehen, sie wendete sich um und riß mehrere französische Bataillone in ihrer Flucht mit sich; 20 französische Kanonen links von Spas waren durch dieses schnelle Zurückweichen ganz entblößt, da die Kanoniere größtentheils zusammengehauen wurden. General Saint Cyr, durch den Lärm und die Verwirrung aufmerksam gemacht, befahl dem bayerischen General Siebein, vorzurücken und eilte sofort jener Stelle zu, um die Ordnung herzustellen. In der Dunkelheit gerieth er mitten unter die feindliche Cavallerie, sein Wagen wurde umgeworfen, der Artillerie-Oberst Collonge verwundet und mit genauer Noth entgingen sie der Gefangenschaft. Inzwischen war General Siebein eingetroffen, ließ Carrés formiren und rückte gerade in dem Augenblicke vor, als die russische Cavallerie die Kanonen der großen französischen Batterie abführen wollte; sie mußte nicht nur diese und die gemachten Gefangenen zurücklassen, sondern wurde auch durch das treffliche bayerische Artilleriefeuer zum schnellen Rückzuge gezwungen. Der französische Oberst Collonge konnte nicht Worte genug finden, dem General Siebein seine Freude und seinen Dank hiefür auszudrücken. Somit war durch diese letzte Waffenthat der schönste Sieg vollendet und besiegelt; der Sieg wäre vollständiger gewesen, wäre die bayerische Cavallerie, anstatt mit Napoleon zu grunde zu gehen, hier zur Stelle gewesen.

Am 22. August folgten neue Recognoscirungsgefechte, die mit herben Opfern verbunden waren. Waren schon am 18. August einzelne Regimenter nur mit 280 oder weniger Feuergewehren ausgerückt, so waren die Reihen durch die Verluste in jener Schlacht noch mehr gelichtet; auch am 22. fielen höhere Truppenführer, namentlich der die vormalige Division Deroy commandirende General Siebein. Trotzdem stürmten die Bayern das Dorf Biala und räumten die Position erst, nachdem die Stellung und Stärke des Feindes hinreichend festgestellt war. Die Verluste des bayerischen Corps in all diesen Schlachttagen an Todten, Verwundeten und Vermißten betrugen an Officieren und Mannschaften ca. 2000 Mann, also nahezu ein Fünftel der Stärke vom 17. August. Von da an wurden die zwei in und bei Polozk versammelten Armeecorps beinahe zwei Monate lang vom Feinde nicht mehr belästigt. Wohl erhielt Graf Deroy für seine Bravour und die seiner Truppen einen eigenhändigen Brief Napoleons voll Anerkennung unter gleichzeitiger Ernennung zum französischen Reichsgrafen (welcher Brief den General nicht mehr lebend fand); wohl trafen eine Anzahl Ehrenlegionskreuze zur Vertheilung ein; wohl erhielt General Saint Cyr dafür den Marschallstab — aber nun erst begannen für die Truppen die anstrengendsten Arbeiten zur Herstellung eines Barackenlagers und zu nachdrücklicher Vertheidigung, wozu täglich mehrere hundert Mannschaften abgegeben wurden: man zog Dämme zur Anschwellung eines kleinen Nebenarmes der Polota, man legte große Batterien und Schanzgräben an, man verband die verschiedenen Stellungen durch Pallisaden und Wälle u. dgl. Dies, in Verbindung mit dem aufreibenden Vorpostendienste und den beginnenden kalten Nächten erhöhte den Krankenstand ungemein; die Diarrhoe griff wieder um sich; ja es kam vor, daß Leute, ohne krank gewesen zu sein, auf der Feldwache todt umfielen, während andere, die sich vom Lager mit einem Lazarethschein in die Stadt schleppen wollten, unterwegs aus Entkräftung starben. In den für das 2. und 6. Corps zu Polozk errichteten vier Lazarethen gab es täglich hundert und mehr Sterbefälle. Die für das bayerische Corps Ende September eingetroffenen Ersatzmannschaften, kaum die Hälfte der am 1. Juni aus Bayreuth abgegangenen 700 Mann, vermochten nicht die entstandenen Lücken auszufüllen.

Nachdem inzwischen die Russen bedeutende Verstärkungen erhalten hatten, gingen sie am 14. October wieder vor und suchten die beiden Corps unter Saint Cyr einzuschließen. Die in und um Dissna aufgestellte bayerische Abtheilung manövrirte indeß so zweckmäßig, daß die feindliche Avantgarde am 15. October zurückgewiesen wurde. Die Russen erneuerten aber mit verstärkten Kräften ihre Angriffe am 18. October auf verschiedenen Punkten, namentlich gegen die Redouten 1 und 2 der Umwallung vor Polozk; auch an diesem Tage, an welchem Marschall Saint Cyr leicht verwundet wurde, wußte General Wrede die Geschütze in so vortheilhafte Position zu bringen, daß der Feind sich in Unordnung und mit großem Verluste zurückzog. Am 19. October, wo der Brückenkopf bei Strownia zwar von den Bayern und Franzosen noch gehalten wurde, gelang es den Russen, welche mehr Truppen und Geschütze vorführten, die Uszacz bei Bononia zu forciren und bis zu den Ausgängen der hinter der Polozker Vorstadt befindlichen Defilés vorzudringen. Marschall Saint Cyr sandte sogleich Abtheilungen des 2. Corps über die Duna und übertrug dem General Wrede das Commando über die Truppen auf dem linken Düna-Ufer; derselbe ließ durch ein französisches Bataillon mit dem Bajonnet angreifen, welches mit großer Tapferkeit den Feind zurücktrieb. Am nächsten Tage sollte der Feind wieder über die Uszacz zurückgedrängt werden, wozu General Wrede, dem auch mehrere Regimenter des 2. Corps beigegeben wurden, beauftragt ward. Da aber das Resultat dieses Angriffes nicht vorausgesehen werden konnte, beschloß der Marschall, noch während der Nacht die Verschanzungen von Polozk, die Stadt und das rechte Düna-Ufer zu räumen, was auch mit großer Ordnung geschah, indem die während der Räumung durch den Feind gewagten Angriffe jedesmal zurückgeschlagen wurden. Am 20. October führte auch General Wrede seinen Befehl aus und war mit Hülfe der tapferen französischen Regimenter Nr. 19 und 37 in weniger als zwei Stunden Meister der oben erwähnten Defilés, wobei er sogar 2000 Gefangene machte. Der Feind nahm nun Stellung am linken Ufer der Uszacz, wurde aber von der Höhe der Capelle bei Bononia durch die bayerischen Batterien zu eiligem Rückzuge gezwungen. General Wrede verfolgte den Feind bis Bezdiedowice, während General Ströhl auf dem rechten Flügel gegen 500 Gefangene machte. General Wrede war entschlossen, den Feind am andern Tage weiter zu verfolgen, erhielt jedoch von Saint Cyr den Befehl, mit den bayerischen Divisionen am 21. October bei Rudnia Stellung zu nehmen und die französische Infanterie nach Klein-Polozk zurückzuschicken, indem der Feind Miene machte, auf das linke Düna-Ufer eine Brücke zu schlagen. In der That bewerkstelligte General Wittgenstein am 22. October seinen Uebergang über die Düna, während General Wrede sich nach Babinice und Kublice zurückziehen mußte. Am 24. gab Marschall Saint Cyr sein Commando an den General Legrand ab, von welchem nun auch General Wrede den Befehl zum weiteren Rückgang erhielt: die Bayern gelangten am 27. nach Dolczyce und am 29. nach Danielowice, wo Wrede einigen Ersatz aus Bayern erhielt. Der weitere Verlauf des Rückzuges sei nur kurz angedeutet. Am 1. December hatte Wrede in Wileika Position genommen. Er hatte den ehrenvollen Auftrag, mit seinen wenigen übrig gebliebenen Bayern und einigen anderen deutschen Verbündeten die Nachhut der ehemaligen großen Armee zu

bilden, was er auch mit äußerster Aufopferung bewerkstelligte. Wrede hatte am 9. December ein größeres Gefecht bei Rukoni zu bestehen und schlug sich durch den Feind bis nach Wilna durch; am 14. December befand er sich in Calwary. In Plozk an der Weichsel wurde dann das bayerische Armeecorps neu formirt, wozu die Ende December und Anfang Januar aus Bayern, wenn auch in sehr reducirtem Stande, eingetroffenen Ersatzmannschaften und Officiere dienten.

Was bis dahin die erschöpften Truppen bei grimmiger Kälte, bei unausgesetzten Märschen, Vorpostendiensten, Gefechten und Bivouacs und bei Entbehrungen aller Art auszustehen hatten, braucht nicht mehr auseinandergesetzt zu werden. Es genügt anzudeuten, daß die ungeheuren Fatiguen, welche Mannschaft wie Officiere während des beschwerlichen Rückzuges von der Düna bis zur Weichsel dritthalb Monate zu ertragen hatten, größtentheils tödtliche Nerven- und Faulfieber erzeugten, die in kurzer Zeit auch die angekommenen Verstärkungen ansteckten. — Die Ueberlebenden konnten aber zurückschauen auf ruhmreiche Thaten, leuchtend in der Kriegsgeschichte aller Zeiten. In dieser Beziehung kann ihnen kein besseres Zeugniß zur Seite stehen, als das des Feindes. So lesen wir in den Betrachtungen des russischen Obersten Okunew über den Feldzug des Jahres 1812: „J'ai eu l'occasion de m'en convaincre à la bataille de Polozk et je puis dire que l'infanterie bavaroise est une des plus braves de l'Europe. Le 18 Août le général St. Cyr attaqua à peu près à l'improviste avec une vigueur et avec un ensemble de mouvements dignes des plus grands éloges. Cette attaque fut faite par les divisions bavaroises de Wrede et Deroy. Malgré le feu meurtrier croisé de cartouches à balles, avec lequel notre artillerie reçut ces deux divisions, elles se portèrent sur notre gauche . . . . . avec une impétuosité, qu'on peut sans doute égaler, mais qu'il est difficile de surpasser. . . . . La France a été redevable de ce beau fait d'armes au caractère de décision que le général St. Cyr a déployé, et en grande partie à la participation courageuse et déterminée des deux divisions bavaroises. La ferme de Presmenitza était la clef de la position et ce sont les généraux Wrede et Deroy qui s'en rendirent maîtres."

Aus den vorstehenden Schilderungen ergeben sich unwillkürlich Momente zu Vergleichen mit den Leistungen und Schicksalen unsres ersten bayerischen Armeecorps im französischen Feldzuge während der November- und Decembertage des Jahres 1870. Auch dort gab es siegreiche Schlachten, welche um den Besitz von Orleans ausgefochten wurden, wie 1812 um Polozk; auch dort hatte man es mit einem hartnäckigen Feinde zu thun, der, stets neue Verstärkungen an sich ziehend, seine Schlingen immer enger um Orleans zog, wie 1812 um Polozk; auch dort mußten sich die Bayern unter harten Kämpfen von Orleans zurückziehen, wie 1812 von Polozk; auch dort gab es unaufhörliche Gefechte mit einem überlegenen Feinde, der ihnen beständig nachdrängte; auch dort konnten sich die Bayern oft kaum vor Erschöpfung aufrecht halten bei grimmiger Kälte, bei Schnee und Sturm; auch dort fehlte es oft an Nahrung, Kleidung und Schuhwerk und das beschneite und durchnäßte freie Feld diente zur Ruhe im Bivouac, wie auf dem Rückzuge von Polozk 1812; auch dort waren die Verlustziffern der Bayern, die schon durch die vorausgegangenen Kämpfe und Krankheiten, sowie durch die Ungunst der Witterung decimirt waren, als sie das erste Mal nach Orleans kamen, ähnlich hohe wie 1812: mit 30,000 Mann ausmarschirt, erreichten sie Orleans nur mit 16,000 Mann und als sie es räumen mußten, zählten sie wenig über 14,000 Mann. Als sie nach den schweren November- und Decemberkämpfen zurückkehrten, hatte das Corps wenig über 9000 Mann. Auch sie fochten mit einer Tapferkeit und Ausdauer, mit einem Gleichmuthe im Ertragen von Strapazen, würdig ihrer Väter von 1812. Während aber diese für einen fremden ehrgeizigen Eroberer fechten mußten, waren die Bayern von 1870 glücklicher daran — sie fochten für die deutsche Sache, zur Abwehr eines fremden, ehrgeizigen Angriffes.

Mittheilungen und Nachrichten.

? Deutsche Culturbilder aus Ungarn von Adam Müller-Guttenbrunn. Leipzig. Verlag von Georg Heinrich Meyer. 1896. — Diese Schrift hat kein Realpolitiker, sondern ein Idealist geschrieben, ein national gesinnter „Belletrist" möchten wir sagen, wofern das leidige in Verruf gebrachte Wort nur im guten Sinne verstanden werden möchte. Im Vorwort heißt es: „Da der magyarische Nationalstaat in diesem Jahre das Millennium seines Bestandes begeht, so ist es vielleicht nicht ganz unangemessen, wenn bei dieser Gelegenheit die Aufmerksamkeit ein klein wenig auch auf die Deutschen in Ungarn und ihre Culturarbeit hingelenkt wird." Und ferner: „Gleichwohl lag es nicht in meiner Absicht, eine Streitschrift zu veröffentlichen. . . . Nicht als Friedensstörer wollte ich auftreten; aber da in diesen Festtagen Ungarns keinem von den zwei Millionen Deutschen im Reiche der Stephanskrone das Wort ertheilt wurde, so war ich als Banater Schwabe so frei, es selbst zu nehmen." Der eigenartige Conflict, der im Gemüth des Deutschösterreichers angesichts der Budapester Feierlichkeiten entstand, wurde für Müller-Guttenbrunn sozusagen eine ganz persönliche Angelegenheit. Kopf und Herz, Staatsegoismus und Nationalgefühl geriethen da in Widerspruch, wie es sich ja auch schon in den Parteiungen der cisleithanischen Völker zeigt. Die Staatsraison gebietet aus den triftigsten Erwägungen, mit den Ungarn Freundschaft zu bewahren, die Verquickung der dualistischen Monarchie in den liebenswürdigsten Formen zu erhalten und zu pflegen. Denn die ungarische Reichshälfte hat sich als der politisch mächtigere und fruchtbarere Theil erwiesen; sie brachte die liberalen Ideen des Jahrhunderts zur Herrschaft; sie verstand es, sich vom Jesuitismus glücklich zu befreien. Aber dieselben Ungarn, deren liberale Gesinnung wir ehren und schätzen, sind unklare Heißsporne und politische Egoisten. Sie sind keine sanften Herrscher gegenüber den anderen Nationalitäten, welche in überwiegender Mehrheit die Bevölkerung ihres Landes ausmachen. Es gehört das vielleicht auch mit zur starken Politik; es hat vielleicht dieser nationale Egoismus allein die ungarischen Erfolge ermöglicht, denn in der Politik muß man Hammer oder Amboß sein, und die Ungarn spielen die Rolle des Hammers mit ursprünglicher Begabung. Das ist der Standpunkt der Wiener Realpolitiker. Aber verwundern darf man sich dann nicht, wenn die Czechen sich außerhalb Ungarns mehr mit den von ihnen beherrschten verwandten Volksstämmen, als mit den Herrschern sympathisiren, und wenn die Cisleithanier sich dem Millenniumsfeste gegenüber recht kühl verhalten; aller staatspolitischen Erwägung zum Trotz. Insbesondere die Deutschen sind mit von den Fanatikern der magyarischen Nationalität verletzt worden, und Dr. Laeger hat darum leichtes Spiel, wenn er in seiner Weise diese Gefühle der Deutsch-Oesterreicher noch mehr entfacht. Es liegt noch viel Glatz in der Asche verborgen. Ja diesen Ton will nun Müller-Guttenbrunn keineswegs einstimmen; er verwahrt sich mit Nachdruck dagegen. Seine Schrift soll überhaupt keine politische Tendenz haben, so sehr es auch scheinen mag. Sie ist wesentlich ethnographisch, und er hat ihr durch seine theils novellistischen, theils autobiographischen und folkloristischen Schilderungen und Erzählungen auch den unpolitischen Charakter zu geben gewußt. Als ein deutscher Bauernsohn im Banat, vor dessen Magyarisirung gebaren, hat sich Müller einen reichen Schatz von Erinnerungen an die ungebrochene Tradition und Sitte der Banater Schwaben bewahrt, die in seinen ersten Jugendjahren noch bestanden. Diese Erinnerungen theilt er durch historische Studien bereichert mit. Es sind flott und farbig geschriebene Studien und Schilderungen des Dorf- und Volkslebens, die uns angenehm unterrichten und fesseln. Wir ersahren daraus, daß die Schwaben im Banat ihre nationale Eigenart bis in die neuere Zeit mit größtem Eifer bewahrten, aber schließlich den systematischen Magyarisirungsbestrebungen der Ungarn doch leider nicht gewachsen waren. So lange die Banater Schwaben dem ererbten bäuerlichen Berufe treu blieben, be-

wahrten sie auch ihre Nationalität; sobald sie jedoch in die anderen Stände der Städter, Beamten und Gelehrten hinüberstrebten, verloren sie sie, wurden Magyaren mit dem herrschenden Volksstamm. Dann traten noch die Wirkungen der militärischen Erziehung hinzu; mit dem gedienten Soldaten kam der Honvedschnürrock in die deutsche Enklave, und mit dem Rock auch die ungarische Gesinnung, und so bröckelte langsam die deutsche Art ab. Als national fühlender Deutscher kann Müller-Guttenbrunn diesen Proceß nur mit Wehmuth betrachten; andrerseits kann er sich aber doch auch nicht für die Magyaren vom Culturstandpunkt erwärmen. „Die Magyaren", sagt er mit Recht, „sind eine politische, aber keine culturelle Macht in Europa, denn sie sind nicht befähigt, die ihnen unterthanen Völker geistig zu befruchten, sie zu bilden, zu erziehen" ... Darum klingt sein Buch in der Mahnung an die Magyaren aus: tolerant auch in nationalen Fragen zu sein. „Daß den Magyaren die Führung in Ungarn gebührt, ist zweifellos; daß diese Führung denkbar ist bei der größten Gerechtigkeit gegenüber allen anderen Volksindividualitäten, ist gewiß. Aber Ungarn ein ausschließlich magyarisches Gepräge geben zu wollen, ist ein politischer Wahnsinn, der über kurz oder lang zu unabsehbaren inneren Kämpfen, zum Abgrund führen muß." Ungarn ist, nach Müllers Darlegung, ein von der Politik geschaffenes, ein von Deak und Benst construirtes Staatengebilde, und sein festestes Kitt kann demnach nicht der nationale Gedanke sein, sondern es muß die oberste Tugend des Herrschers sein: Gerechtigkeit. „Nur staatskluge Einsicht, nur Achtung vor den bestehenden Gesetzen, und Duldsamkeit gegen die anderen ungarländischen Völker kann die Herrschaft der Magyaren in Ungarn für die Zukunft sichern, kann diese Herrschaft zu einem Culturfactor erheben ... Erst dann, wenn im Reiche der Stephanskrone wieder jeder nach seiner Façon selig werden kann, wie ehedem, erst dann wird man wieder von einem freien Ungarn sprechen können, von einer Völkermutter Hungaria, wie unsre deutschen Urgroßväter sie gekannt und geliebt, wie unsre deutschen Dichter sie besungen haben."

Von der dreibändigen Gesammtausgabe der Werke Martin Greifs, die C. F. Amelangs Verlag in Leipzig veranstaltet, liegen jetzt die ersten beiden Theile fertig vor; der dritte soll noch vor dem Herbst erscheinen. Die „Gedichte" werden bei dieser Gelegenheit schon zum sechstenmale seit 1868 neu aufgelegt und haben mit der Zeit so reichen Nachwuchs erhalten, daß sie nunmehr einen starken Band von fast vierhundert Seiten umfassen. Man kann füglich streiten, ob dieses enge Zusammenpferchen so vieler — an sechshundert — kleiner Kunstwerke sonderlich vortheilhaft und ästhetisch ist, ob nicht das Einzelne zu leicht im Schwall der Masse erdrückt wird, so wie etwa der Reiz einer Tanagrafigur empfindlich einbüßt, wenn man ein paar hundert ihresgleichen auf einen Haufen neben einander stellen wollte. Aber echte Lyrik will ja nicht maßtrugweise verschlungen, sie will in kleinen Schlucken genossen sein wie die Tropfen des edelsten Rebenbluts und so ist auch dieser Gesammtausgabe nicht für den antiken Massenconsum, sondern für den Genuß in ruhigen gesammelten Stunden bestimmt, wo die Fülle der Auswahl mehr Wohlthat als Plage wird. Greifs Lyrik, das weiß man, ist Gelegenheitslyrik im vornehmen Goethe'schen Sinne des Wortes. Wo immer man den blättereichen Band auch aufschlägt, überall blinkt einem das Gold einer reinen und freien Poesie entgegen, am schönsten und klarsten da, wo sich dem Dichter die Anschauung der waltenden Natur zu kleinen Bildern von innig schlichtester Empfindung belebt. Darum enthalten die „Lieder" und die „Naturbilder" des Bandes das Beste, was Greif lyrisch geschaffen, wiewohl die etwas äußerlich-mechanische Gruppirung, die alle Morgen-, Abend-, Frühlings-, Wintergedichte u. s. w. jeweils nebeneinanderreiht, nicht selten den Eindruck der Wiederholung und damit gelegentlicher Einförmigkeit hervorruft. Die Gedichte vermischten Inhalts sind unter der Rubrik „Stimmen und Gestalten" vereint; weitere Abschnitte enthalten die Romanzen und Balladen, die vaterländischen Gedenkblätter und die Widmungen zum Preise bedeutsamer Personen und Begebenheiten. Sinngedichte und Xenien machen den Beschluß. Daß diese werthvolle, ganz in sich abgeschlossene Band, dem Verbreitung und Volksthümlichkeit so dringend zu wünschen wären, nach einer deakonischen Bestimmung der Verlagshandlung, „nicht einzeln", sondern nur mit den beiden anderen zusammen gekauft werden darf, ist eine Unbegreiflichkeit, durch die der Verlag sich und dem Autor nur Schaden thut. Solche abschreckenden Erschwerungen des Bücherkaufs sind heute wenigen angebracht, denen je. — Der zweite Band bringt von den Dramen die historischen Trauerspiele „Coesfy Ulfeldt", „Nero", „Marino Faliert" und „Francesca da Rimini", das vaterländische Schauspiel „Prinz Eugen" und das romantische Ritterstück „Liebe über Alles". Sein Erstlingsdrama „Beetha und Ludwig" hat der Dichter aus dem Rahmen der Gesammtausgabe ausgeschlossen, ebenso die Gelegenheitsfestspiele zur Enthüllung des Bozener Walthersdenkmals und zu Bismarcks 80. Geburtstage. Der ausstehende letzte Band soll dann noch die Hohenstaufendramen („Heinrich der Löwe", „Die Pfalz im Rhein", „Konradin") und die drei aus Bayerns Vergangenheit geschöpften Schauspiele „Ludwig der Bayer", „Agnes Bernauer" und „Hans Sachs" enthalten. Damit läge binnen kurzem das reiche dichterische Lebenswerk Martin Greifs gesammelt und gesichtet, doch sicherlich noch lange nicht abgeschlossen vor; denn ihm, ihrem allezeit treuen und gläubigen Verehrer, wird die gütige Natur den „Dichterwunsch" nicht wohl versagen mögen, dem er selbst die Worte gegeben:

„Nicht des Alters Last, Natur,
Sollst du deinem Freund ersparen,
Eine Gunst gewähr' ihm nur,
Wenn er werth, sie zu erfahren:

Sorge, daß ein Liedertraum
Bis zuletzt sein Haupt umflieget,
Wann im Mai der Fliederbaum
Sich verjüngt in Blüthen wieget."

Joseph Ettlinger.

* Man berichtet aus Darmstadt: Der Aufruf zu gunsten einer Sammlung für die hinterbliebene Schwester Otto Roquette's hat den Betrag von 12,200 M. ergeben. Davon ist derselben eine jährliche Rente von 815 M. gesichert. Ferner hat die Schiller-Stiftung in Weimar eine Rente und die großherzoglich hessische Staatsregierung einen Beitrag bewilligt. Frl. Roquette wird künftig in Weimar wohnen.

* Tübingen. Die philosophische Facultät hat den hier lehrenden Ferdinand Kittel, einen geborenen Friesen, der 39 Jahre als evangelischer Missionar in Südindien gewirkt, wegen seiner Verdienste um die Erforschung der Sprachen, namentlich der canaresischen, zum Ehrendoctor promovirt.

* Weimar. Mit dem kommenden 1. Juli gehen in der Besetzung der Assistentenstellen am Goethe-Schiller-Archiv mehrere Veränderungen vor sich. Neben dem Director Hofrath Prof. Dr. Suphan steht zunächst Dr. Julius Wahle, der durch die treffliche Monographie über „Goethe's Theaterleitung" auch weiteren Kreisen bekannt ist. Ausscheiden wird am 1. Juli Dr. Albert Leitzmann, um sich ins Privatleben zurückzuziehen. An seine Stelle treten die HH. Dr. August Freisens, früher Herausgeber der „Berliner Literaturzeitung", der bereits seit zwei Jahren hier unständig ist, und Dr. Karl Schüddekopf, bisher Bibliothekar der Stolberg'schen Familie in Roßla. Der bisherige Assistent, Dr. Ferdinand Heitmüller, der sich, von seinen wissenschaftlichen Arbeiten abgesehen, in den letzten Jahren einen geachteten Namen als Novellist gemacht hat, verbleibt in seiner bisherigen Stellung.

* Marburg. Dr. Arthur Bueck, Docent der Chirurgie, gibt die hiesige akademische Lehrthätigkeit auf, um die Leitung eines Krankenhauses in Danzig zu übernehmen.

* Berlin. Im Zusammenhang mit der kürzlich (Beilage Nr. 135) erwähnten neuen Organisation der Denkmalpflege in Preußen hat der Cultusministers neuerdings einen Runderlaß an die Regierungspräsidenten gerichtet wegen rechtzeitiger Einholung der vorgeschriebenen staatlichen Genehmigung zur Niederlegung, Veränderung und Veräußerung von Bauwerken und beweglichen Gegenständen, welche einen geschichtlichen, wissenschaftlichen oder Kunstwerth haben. Der Erlaß lautet: „Bei dem zu überwiegendem Theile schnellen Wachsthum der Gemeinden und dem Bestreben derselben, den Interessen des öffentlichen Verkehrs ꝛc. Rechnung zu tragen, mehren sich fortgesetzt die Fälle, in denen zur Erreichung dieser Zwecke Bauwerke und andere Gegenstände von wissenschaftlichem, historischem und künstlerischem Werthe ganz oder theilweise preisgegeben werden sollen. Soweit dazu gemäß den bestehenden gesetzlichen Bestimmungen und Verwaltungsvorschriften überhaupt die Genehmigung der Staatsregierung nachgesucht wird, geschieht dies — als ob es sich dabei nur um die Erfüllung einer Form handle — in der Regel erst dann, wenn die betheiligten örtlichen Organe die beabsichtigten Maßnahmen zur Ausführung fertig vorbereitet haben. Es werden vollständige Entwürfe und Anschläge ausgearbeitet zur Ausführung von Neubauten an Stelle vorhandener Baudenkmäler, zur Erweiterung, Veränderung oder modernen Aus-

schmückung der letzteren, zu neuen Straßenanlagen und zur Festsetzung von Baufluchtlinien, welche den Abbruch von Bauwerken der in Rede stehenden Art bedingen, nach werden, und zwar besonders wenn es sich um die Veräußerung von beweglichen Kunstgegenständen handelt, bindende Vereinbarungen und Verträge abgeschlossen und erst dann die Anträge wegen Ertheilung der erforderlichen staatlichen Genehmigung gestellt. Häufig wird sogar in Unkenntniß und Nichtbeachtung der bereits wiederholt in Erinnerung gebrachten bezüglichen Bestimmungen mit Ausführung der betreffenden Bauarbeiten ohne jede Anzeige begonnen, was die spätere Inhibirung der Arbeiten zur Folge hat. Wenn dann in solchen Fällen die verspätet nachgesuchte Staatsgenehmigung nicht sogleich ertheilt werden kann, sondern im Interesse der Erhaltung der Bau- und Kunstdenkmäler Bedenken zu erheben sind, werden über angebliche Verzögerung der Angelegenheit durch die Staatsregierung gewöhnlich lebhafte, ganz unberechtigte Klagen geführt. Mit Rücksicht hierauf ersuche ich ergebenst, gefälligst auf geeignete Weise den Gemeinden des dortigen Amtsbezirks in ihrem eigenen Interesse die sorgfältige Beachtung der bestehenden Bestimmungen nochmals zu empfehlen, da sie nur in diesem Falle ohne Zeitverlust zum Ziele gelangen werden."

* **Wien.** Im Laufe der letzten Zeit sind vom Ministerium für Cultus und Unterricht wieder mehrfache Subventionen für Restaurirungszwecke bewilligt worden. So für die Restaurirung der St. Bartholomäus-Kirche in Mährisch-Kromau, eines bemerkenswerthen Baudenkmals aus dem 14. Jahrhundert, ein Staatsbeitrag von 5000 Gulden; zum Zwecke der Restaurirung der Kirchen San Nikola und Santa Croce zu Nona in Dalmatien 1000 Gulden; für die Erhaltung der Alterthümer in Pola (vor allem des Augustus-Tempels und der Arena), wie alljährlich, 700 Gulden; zur Wiederherstellung des Kirchthurms in Terlan sodann 500 Gulden; ebensoviel für die bauliche Instandsetzung der Friedhofscapelle zu Pürgg in Steiermark, deren romanische Fresken mit Hülfe von Subventionen aus Staats- und Landesmitteln bereits 1892—1895 restaurirt worden sind; für die Reconstruction des Glockenthurms der interessanten Kirche zu Gais in Tirol gleichfalls 500 Gulden. Ein werthvolles Altarbild aus dem 17. Jahrhundert in der Kirche zu Tschowitz in Böhmen, den h. Martin darstellend, wurde mit Hülfe eines Staatsbeitrags von 150 Gulden restaurirt. Zur Reparatur des Nikolai-Kirchleins bei St. Georgen in Krain, eines befestigten Bauwerkes aus dem 15. Jahrhundert, wurden 200 fl., für die Restaurirung der in ihrer ursprünglichen Anlage romanischen St. Jakobskirche bei Mölten (nächst Bozen), sowie für die Restaurirung der Dreifaltigkeitssäule zu Mistelbach in Niederösterreich 300 und 100 fl. in Aussicht gestellt. — Am 24. starb hier im 56. Lebensjahr der Privatdocent an der Hochschule für Bodencultur und Professor an der Schule der k. k. Gartenbau-Gesellschaft, Architekt Lothar Abel. Er hat im Haus- und Villenbau, wie auch besonders in der Gartenarchitektur eine reiche Thätigkeit entfaltet und zugleich literarisch die Gegenstände seiner Kunst populär anregend behandelt. — An der Technischen Hochschule wird auf Grund ministerieller Genehmigung ein geodätischer Curs mit zweijähriger Studiendauer zu Beginn des kommenden Studienjahres eröffnet werden.

* **London,** 25. Juni. Die „Royal Society" wird am 14. Juli eine Reihe von Berathungen eröffnen zum Zwecke der Herstellung eines internationalen Katalogs über die naturwissenschaftliche Literatur. Die Länder des Continents werden durch Delegirte vertreten sein; Sir John Gorst wird den Conferenzen im Namen der britischen Regierung beiwohnen. — Die Universität Oxford hat u. a. folgende Herren zu Ehrendoctoren der Rechte creirt: den amerikanischen Botschafter Bayard, Joseph Chamberlain, John Morley, den Geologen Sir Archibald Geikie, Dr. Anton Dohrn in Neapel und Prof. Francis A. March in Lafayette (Pennsylvanien).

* **Paris.** Ein Theil der als Katakomben bezeichneten alten Steinbrüche wird zu wissenschaftlichen Zwecken eingerichtet werden. Unter dem Jardin des plantes befinden sich solche, die mit den übrigen in keinem Zusammenhang stehen. Sie waren im vorigen Jahrhundert mit Steinmauern versehen worden. Seit 1852, wo die dazu führende Treppe vermauert ward, waren sie ganz in Vergessenheit gerathen. Mittelst der Karte wurde kürzlich der Eingang wiedergefunden. Es werden nun kleine Teiche in diesen Katakomben angelegt für Fische und Wasserthiere, die dadurch gezwungen werden, ganz in der Dunkelheit zu leben. Es handelt sich um den Versuch, zu erfahren, binnen welcher Zeit diese Thiere das Augenlicht verlieren. In den Höhlenseen Amerika's und der Cevennen sind blinde Fische gefunden worden, die den gewöhnlichen bekannten Gattungen und Arten angehören und unzweifelhaft in der Dunkelheit allmählich die Sehkraft verloren haben.

Deutsche Verlags-Anstalt. Stuttgart.

Neuigkeiten!

Soeben sind erschienen:

Maximum.

Roman aus Monte Carlo von

Ossip Schubin.

Preis geheftet M. 6.—; elegant gebunden M. 7.—

Der Roman rückt die Gegensätze zwischen dem paradiesischen Fleck Erde, dessen Juwel der Ort Monte Carlo bildet, und dem verwerflichen Treiben, womit die internationale Spielhölle die Wunder der Natur entweiht, in helles Licht. Indem die berühmte Verfasserin darlegt, welchen dämonischen Zauber der Spieleufel selbst auf edel angelegte Charaktere ausübt, erzielt sie höchste Spannung, den Untergang des Helden, der nicht schuldlos ist, aber doch entschuldbar erscheint, verklärt sie versöhnend durch das große Opfer, womit er die begangenen Frevel sühnend, dem Sohne das Glück sichert.

Fluch der Schönheit.

Roman von

Hermann Heiberg.

Preis geheftet M. 5.—; elegant gebunden M. 6.—

Aus seiner Heimat Schleswig schöpfte der Dichter den Stoff zu diesem Romane, den wir das beste Erzeugnis seiner vielseitigen Feder nennen möchten. Wie frischer Erdhauch, der der Ackerscholle entströmt, weht es uns kräftig an, und sind es auch nur schlichte Menschen, die vor uns erscheinen, so hat doch jeder seine urwüchsige, fesselnde Eigenart.

Pave, der Sünder.

Eine Geschichte aus Dalmatien von

Bernhardine Schulze-Smidt.

Preis geheftet M. 5.—; elegant gebunden M. 6.—

Auf dalmatinischem Boden sich abspielend, gewährt der Roman fesselnde Einblicke in das Leben und die anmuthige Anschauungsweise des serbisch-kroatischen Volksstammes — in eine Welt, wo sich echtes Christentum und altheidnisches Wesen seltsam verschlingen.

Frühere in unserem Verlage erschienene Werke dieser Autoren:
Erlachhof. Roman von Ossip Schubin. 2 Bände. 2. Auflage. Preis geheftet M. 8.—; fein gebunden M. 9.—
Ein müdes Herz. Erzählung von Ossip Schubin. 3. Auflage. Preis geheftet M. 2. 50; fein gebunden M. 3. 50.
„O du mein Oesterreich!" Roman von Ossip Schubin. 3 Bände. 2. Auflage. Preis geheftet M. 10.—; fein gebunden M. 13.—
Gebrochene Flügel. Roman von Ossip Schubin. 2. Auflage. Preis geheftet M. 6.—; fein gebunden M. 7.—
Zwischen engen Gassen. Roman von Hermann Heiberg. Preis geheftet M. 5.—; fein gebunden M. 6.—
„So wachsen deiner Seele Flügel." Roman von Bernhardine Schulze-Smidt. 2 Bände. Preis geheftet M. 6.—; fein gebunden M. 8.— (7740)

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- u. Auslandes.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

In Freud und Leid.

Letzte Lieder

von

Julius Sturm.

8. Gebunden mit Goldschnitt 3 M.

„In Freud und Leid" ist die letzte Gabe, die Julius Sturm († 2. Mai) aus dem reichen Schatze seiner dichterischen Schöpfungskraft dem deutschen Volke bietet. Sie wird gleich seinen frühern Dichtungen überall willkommene Aufnahme finden, wo religiöse Gefühle und die Liebe zum Vaterlande in deutschen Herzen Platz haben, und wird vielen in Freud und Leid ein Genuß und eine Erhebung sein. (7658)

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1896. München, Montag, 29. Juni. Nummer 148.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4. 50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7. 50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6. 30, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.
Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Nochmals die Bedeutung und Zukunft des Altkatholicismus. Von Th. Weber. — Die Gurker Fälschungen. Von F. v. Krones. — Zur Theatergeschichte des „Don Carlos". Von Dr. Eugen Kilian. — Mittheilungen und Nachrichten.

Nochmals die Bedeutung und Zukunft des Altkatholicismus.

Von Th. Weber, katholischem Bischof der Altkatholiken des Deutschen Reichs.

Die Beurtheilung des Altkatholicismus, welche F. Stieve in der Beilage 131 dieser Zeitung vom 9. Juni veröffentlicht hat, ist in mehr als einer Beziehung anregend und belehrend. Aus dem altkatholischen Lager sind in jüngster Zeit zwei Schriften hervorgegangen, die in ihren „Richtungen" und „Ergebnissen" in schroffem Gegensatze zu einander stehen. Die eine hält den Altkatholicismus für unzerstörbar und erblickt in ihm eine hoffnungsreiche Reformbewegung. Die andere glaubt ihm weissagen zu müssen, daß er das Jahr 2000 nicht mehr erleben werde; sie erkennt in ihm einen nicht ganz verdienstlosen „edlen Irrthum". Stieve, ein Geistesverwandter der letzteren Arbeit, schließt sich auch der Ansicht derselben an. Schon der eine Umstand, daß über dieselbe Sache von mehreren gelehrten und wohldenkenden Männern so ganz verschiedene Urtheile gefällt werden, dürfte beweisen, daß die Angelegenheit des Altkatholicismus noch immer ihre dunklen, für manchen unaufgeklärten Seiten hat und daß es noch nicht an der Zeit ist, ein definitives Urtheil über seine Bedeutung und Zukunft abzugeben. Soll das möglich werden, so bedarf es vorerst, so scheint es, noch eines tieferen Eindringens in das eigentliche Wesen des Altkatholicismus und in verschiedene Zeiterscheinungen, gegen die der letztere sich theils freundlich, theils polemisch und abwehrend verhält. Als ein, wenn zwar kleiner, so doch vielleicht nicht ganz unwichtiger Beitrag zur Lösung dieser Aufgabe möchten die folgenden Zeilen angesehen werden.

Der Altkatholicismus ist eine Reaction gegen den zwiefachen Absolutismus des römischen Papstthums. Der Papst will der von Gott geordnete Träger und Inhaber aller Kirchen- und aller Staatsgewalt sein und, daß er das wirklich sei, hat ihm das vaticanische Concil des Jahres 1870, als die legitime Repräsentation der römischen Kirche, durch die von diesem angenommenen Glaubenssätze von seiner Unfehlbarkeit und seinem Universalepiscopat auch zuerkannt. „Der Papst ist", schreibt der römische Jesuit Liberatore, den Sinn der Julidecrete von 1870 interpretirend, „(von Gott) gesetzt in absoluter Weise auf den Gipfel jeglicher Souveränetät.[1])" Und: „In dem Papste spitzt sich zu, wie in einem Gipfel, die eine und die andere (die geistliche und die weltliche) Gewalt." Daher ist „er der höchste Richter (auch) der bürgerlichen Gesetze und selbst unfähig, irgend einer Verpflichtung gegen dieselben unterworfen zu sein." [2])

Diese durch das vaticanische Concil geschaffene unläugbare Thatsache wäre an sich keiner Beachtung werth. Man könnte, wie so viele in Wirklichkeit thun, über sie lachen, wenn die römische Kirche nur nicht ein im europäischen Völkerleben so gewichtiger Factor wäre, wie sie thatsächlich ist, und wenn nur nicht sämmtliche römische Bischöfe und Geistliche in stummem Gehorsam jenen Concilsdecreten sich unterworfen hätten. Allein eben hierdurch gewinnen jene Decrete, vor allem für das deutsche Volk, eine geradezu unberechenbare Bedeutung. Zunächst in der inneren Verwaltung der vom Papste geleiteten Kirche regiert seit dem 18. Juli 1870 nur ein Wille, eben der des selbst wieder, wie aller Welt bekannt ist, von den Jesuiten beherrschten Papstes. Lehre und Disciplin, Verfassung und Leitung der Kirche bestimmt einzig und allein der Papst, so sehr, daß seiner Auctorität jeder andere in ihr, von dem obersten und mächtigsten Bischofe bis zu dem niedrigsten Laien, es sei willig oder widerwillig, sich fügen muß. Je länger dieser Zustand anhält, um so mehr bedroht er den katholischen Theil des deutschen Volkes mit einer Religion und Religiosität, die nach und nach mehr und mehr jeden auch nur leisen Anklang an deutsche Art und deutsches Wesen, an deutsches Denken und deutsches Empfinden verläugnen, die an die Stelle des Christenthums den ganz und gar undeutschen und unchristlichen romanischen Jesuitismus mit seinen Flachheiten und Aeußerlichkeiten setzen und dadurch den Bruch zwischen den Katholiken und den Andersgläubigen bis zur Unerträglichkeit verschärfen und vertiefen wird. Und wo in den Grenzen des Deutschen Reiches findet sich eine andere Organisation, die diesem bedrohlichen Unheil mit Erfolg entgegenwirken könnte, als der Altkatholicismus?

Aber der Papst beansprucht auf Grund der vaticanischen Concilsdecrete nicht nur eine absolute Gewalt in der Kirche, sondern eine ebensolche auch über die Fürsten und Staaten. Freilich glauben viele auch über diese päpstlichen Prätensionen nur lachen zu sollen. Auch dabei könnte man sich beruhigen und ein gemüthliches laisser aller als das allein Vernünftige ansehen, wenn die päpstlichen Forderungen im Gebiete der Politik nur nicht ebenfalls wieder durch die dem Papste blind ergebene Masse der unter seiner Jurisdiction stehenden Bischöfe, Geistlichen, Mönche, Nonnen und Gläubigen gedeckt würden. Durch diesen Umstand treten jene Forderungen offenbar aus dem Gebiete der bloßen Theorie heraus und werden zu gewaltig wirkenden Kräften, die ungehemmt ihr Ziel, den Umsturz der modernen Staatsordnung und die Zurückführung der mittelalterlichen Papstherrschaft — wer weiß, wie bald? — wohl noch erreichen könnten. Wer aber vermag das verderbliche Gewicht des römischen Papstthums

1) Il Pontefice è costituito, in modo assoluto, nell' apice d'ogni sovranità.

2) Nel Pontefice si appunta, come in apice, l'una e l'altra potestà . . . essendo egli supremo giudice dalle stesse leggi civili e però incapace di soggiacere a veruna obbligazione verso di quelle.

in der politischen Entwicklung und in der Gestaltung der politischen Zukunft namentlich des deutschen Volkes wieder einzuschränken und, so Gott will, mit der Zeit unwirksam zu machen, außer dem Altkatholicismus?

F. Stieve führt in dem angezogenen Artikel aus einem der beiden von ihm besprochenen Bücher gegen das altkatholische Kirchenwesen u. a. auch den Satz an: „Der kirchlichen Gährung unsrer Zeit eine Bahn gewiesen und im Dunkel der theologisch-philosophischen Wirrnisse ein Licht aufgesteckt zu haben, kann sich der Altkatholicismus nicht rühmen.“ Nun! Für den tiefer Blickenden dürfte das Unhaltbare dieses Satzes offen zu Tage liegen. Hätte der Altkatholicismus nichts gethan, als daß er den Gedanken einer von jeder politischen Tendenz freien, rein religiösen katholischen Kirche ans Licht und durch die Organisation, die er sich gegeben, auch thatsächlich zur Ausführung gebracht hätte — und das hat er doch sicherlich gethan —, so hätte er der kirchlichen Gährung unsrer Zeit wohl die Bahn gewiesen, in die sie über kurz oder lang einmünden muß, wofern der durch das vaticanische Concil in Permanenz erklärte Streit zwischen Staat und Kirche, Imperium und Sacerdotium endlich einmal zum Segen unsres Volkes und seiner hohen Interessen zur Ruhe kommen soll. Und gerade hierin, in seinem innersten und wahrhaften Wesen, die katholische Kirche als rein religiöse Organisation ohne jede politische Tendenz zu sein, liegt meines Erachtens die hohe Bedeutung, die Unentbehrlichkeit und Unzerstörbarkeit des Altkatholicismus in Gegenwart und Zukunft.[1])

Die Gurker Fälschungen.[2])

Das älteste Landbisthum Innerösterreichs, das Gurker, Kärntens Hochstift, knüpft seine Gründung an die Zeit dicht vor dem Ausbruche des großen, weltgeschichtlichen Kampfes, den wir den Investiturstreit zu nennen pflegen. Der Schöpfer der Gurker Hochkirche war Erzbischof Gebhard von Salzburg, nachmals der rührigste Anwalt der Ziele Gregors VII. Reiches Stiftungsgut stand ihm zur Verfügung, das, was Salzburg altersher im Gurkthalgaue Karantaniens als Schenkungen der Krone innehatte, und was aus dem großen Nachlasse der h. Hemma, die das Gurker Nonnenkloster (1043, 15. Aug.) ins Leben rief, bereit lag, zunächst die Dotation des letzteren selbst. Denn das Nonnenstift sollte dem neuen Bisthum den Platz räumen. Hundert Jahre später schreibt ein Salzburger Chronist, man habe es wegen der „Unfruchtbarkeit und Unordnung des geistlichen Lebens“ innerhalb seiner Mauern aufgehoben; jedenfalls lag der wesentliche Grund für seine Beseitigung im Plane der Bisthumsgründung.

Die spärlichen Urkunden des Zeitraumes von König Arnulf bis zu Konrad II. lassen uns nichtsdestoweniger die Bedeutung und Güterfülle der großen Adelsgeschlechter ermessen, denen Hemma und ihr Gatte, Graf Wilhelm, angehörten. So weit begründete Vermuthungen reichen, dürfte der angesehene Waltuni, Günstling König Arnulfs, der nachweisbare Ahnherr ihres Gatten Wilhelm (I.) gewesen sein, dem 980 König Otto II. namhaftes Gut zwischen Heilenstein und Weitenstein, auf jenem Boden zuwandte, den wir als Sannthalgebiet Karantaniens (Saunien) zu bezeichnen pflegen, und wo wir dem gleichnamigen Sohne (Wilhelm II.) seit 1016 als „Grafen“, bzw. „Mark-“Hüter begegnen. Wilhelm I. besaß überdies einen Theil der Chiemgauer Grafschaft in Altbayern. Der Besitz der Wilhelme umfaßte nicht nur die Gegend von Truchsen, Trixen und Diez in Kärnten, sondern auch bedeutendes Eigen an der Ingering (Undrima) im steierischen Oberlande und große Liegenschaften an der Reiring in Unterkrain, insbesondere aber im Unterlande der Steiermark, wie bereits oben angedeutet wurde. So spricht die Urkunde Arnulfs für Waltuni v. J. 895 von drei Königshufen bei Reichenburg an der Save und der erwähnten Schenkung v. J. 980 an Wilhelm I. tritt in dem Königsdiplome Konrads II. v. 1025 (11. Mai) für Wilhelm II. die Vergabung von 30 Königshufen zwischen den Flüssen Kopreinitz, Köttnig und Wogleina im Savethalgaue und südwärts an der Save und Krainer Gurk, sammt allem, was dort an Bergen, Thalungen und Wäldern Besitz der Krone, an die Seite. Eine zweite Urkunde des genannten Herrschers v. 30. Dec. 1028 bestätigte die Schenkungen K. Heinrichs II. an Grafen Wilhelm (II.) v. J. 1016, worin diesem insbesondere das Markt- und Zollrecht im Friesacher Gaue verliehen erscheint. All dies läßt auch bedeutendes Eigen des hochadeligen Geschlechtes voraussetzen, das von der Gnade des Herrschers nur gemehrt erscheint.

Mehr als ebenbürtig zeigen sich Abstammung und Güterbesitz der h. Hemma, der Gattin des Grafen Wilhelm (I.). Sie scheint von dem edlen Manne Zwetboch (Zwentibolch), dem Zeitgenossen Arnulfs, abzustammen, und ihre Mutter dürfte jene Imma sein, die um 975 die Erbauung des Münsters zu Lieding in Unter-Kärnten begann. Hemma's reiches Eigengut lag um Friesach, im Metnitz- und Gurkthale Kärntens, an der steirischen Enns, im Admonter Thalboden und um Kirchdorf in Oberösterreich. Ihr Sohn Wilhelm II. fiel 1036 im Kampfe mit dem geächteten Herzog Karantaniens, Adalbero von Eppenstein, und die schwergeprüfte Wittwe und Mutter suchte nur mehr im Gebete und in kirchlichen Schöpfungen ihren Trost. Mit der im Mannesstamme erloschenen Familie stehen die Erbvögte von Gurk, die Sanecker, nachmals Grafen von Cilli, die Heunburger, die von Hohenwart und die „Freien“ von Zeltschach-Keggau, später Grafen von Pfannberg, wie Glieder einer Kette, in Seitenverwandtschaft.

Doch kehren wir wieder zur Gurker Bisthumsgründung zurück. 1069—1070 empfahl Erzb. Gebhard der römischen Curie sein Vorhaben und Papst Alexander II. willfahrte 21. März 1070 seinem Wunsche in der Form, daß es dem Salzburger Metropoliten gestattet sei, an einem ihm beliebigen Orte seines Sprengels ein Bisthum zu errichten und alldort einen Gehülfen der Seelsorge zu bestellen. Niemals dürfe dieses Bisthum der Salzburger Kirche entzogen, andrerseits kein Bischof eingesetzt werden, den der Salzburger Kirchenfürst nicht dazu erkoren, ordinirt und geweiht hätte.

Dann wandte sich Gebhard an den jungen König, Heinrich IV., und dieser ermächtigte ihn, im Orte Gurk, bei der Marienkirche, an Stelle des bisherigen Nonnenklosters, ein Bisthum zu errichten und diesem einen Theil seines Kärntner Sprengels und an Gütern und Zehenten „nach Gutdünken“ zuzuweisen. Weder Papst noch König bemängelten die Auflassung des Nonnenstiftes und die Verwendung seiner Dotation für die neue Schöpfung. Denn in der Clausel des Stiftungsbriefes v. 1043 hieß es nur, daß der „Rückkauf“ des Klosters aus der Gewalt des Erzbischofs nur dann einzutreten habe, wenn der letztere die Dotationsgüter für weltliche Zwecke aufwenden sollte, was angesichts einer Bisthumsgründung nicht der Fall war.

---

[1]) Wir bemerken bei dieser Gelegenheit, daß die einz, hoffnungsvolle, der von Stieve besprochenen Schriften: „Die geschichtliche Stellung und Aufgabe des deutschen Altkatholicismus“, soeben im dritten und vierten Tausend mit dem Namen des Verfassers erschienen ist. Als solcher nennt sich: Lic. Leop. Karl Goetz, altkatholischer Pfarrer in Passau. D. Herausg.

[2]) Geschichtliche Denkmäler des Herzogthums Kärnten. I. Band: Die Gurker Geschichtsquellen 864—1132, hgg. vom Archivar des Kärntner Geschichtsvereins Aug. v. Jaksch. Klagenfurt 1896. XXII und 432 S. mit 2 Tafeln Siegelabbildungen.

Auch die Königsurkunde bezeichnet die neue Hochkirche als eine dem Erzbisthum in geistlichen und weltlichen Dingen unterworfene, den künftigen Gurker Bischof somit als „Vasallen“ des Metropoliten von Salzburg, der an ihm in der Seelsorge seinen Gehülfen oder Coadjutor und Stellvertreter haben sollte.

Diese ganz ausnahmsweise und abfonderliche Suffraganstellung Gurks, diese Abhängigkeit von Salzburg, barg in sich den Keim von Zerwürfnissen zwischen dem „Lehensherrn“ und „Vasallen“, die zu einem langwierigen Kampfe der Gurker um eine freiere Stellung führen mußten. Schien doch das Diplom K. Lothars II. v. 1130 selbst hiefür den Weg zu weisen. Denn diese Urkunde bestätigt der Gurker Kirche vor allem den Besitz ihrer Dotationsgüter als solcher, welche weiland Hemma der eigenen Stiftung v. J. 1043 zugewendet, ja sie besagt ferner, daß die Gurker Bischöfe und ihre Vögte im Falle einer Fehde um jene Güter nur vor dem Reiche sich zu verantworten hätten. Es fehlt überdies eine Darlegung der eigenthümlichen Verhältnisse, unter denen die Bisthumsgründung stattfand. So macht denn das Privilegium des deutschen Reichsoberhauptes, das doch gut kirchlich gesinnt war und als Vermittler in der ganzen Angelegenheit den Salzburger Erzbischof Konrad I. in der Urkunde anführen läßt, ganz den Eindruck, als fasse Lothar II. die Stellung der Gurker Bischöfe wesentlich anders auf, als sie zur Zeit der Gründung von Salzburg gemeint war und auch beim Papste und Könige zur Geltung gebracht wurde. Denn Bischof Hiltebold von Gurk erhielt überdies das Markt-, Münz- und Zoll-Recht von seinem Antheile des Friesacher Markt- und Bergortes und die Befugniß, Metalle und Salz auf den Bisthumsgütern abzubauen, zuerkannt; so daß überall das Reich und nicht der Erzbischof von Salzburg, überall nur der mittelbare Schutz- und Lehensherr, der König oder Kaiser, nirgends der unmittelbare Oberherr Gurks, der Metropolit zur Sprache kommt. Es bleibt nur auffällig, daß später die Gurker Bischöfe dies Privileg von 1130 gegen Salzburg nicht ins Gefecht führten.

Die Ausgestaltung einer eigenen, aber in ihrem Umfange recht bescheidenen Gurker Diöcese an der Gurk und Glan erfolgte das Jahr darauf (1131) durch Erzbischof Konrad I. Bald hernach starb B. Hiltebold, und der Propst von Maria-Saal, Roman, sein Nachfolger, stellte sich so gut zu seinem Metropoliten, daß dieser, weltmüde und nach der Ruhe des Klosters verlangend, diesen Wunsch vom Papste allerdings nicht erfüllt sah, immerhin jedoch die Hauptlast seines Amtes auf Roman übertrug, und dieser somit nach den Worten der Gurker Chronik (M. G. 23,9) „durch lange Zeit das Erzbisthum eifrig verwaltete“ — was sich auf die Jahre 1136—1147 beziehen muß.

Ja es kam dazu, daß nach dem Ableben Ezb. Konrads I. († 1147, 9. April) Bischof Roman I., der Suffragan und „Vasall“ des Erzbisthums, den neuen Erzbischof Eberhard I. mitwählte und die Gunst dieses Metropoliten ebenso wie die seines Vorgängers zu gewinnen und zu behaupten verstand.

Die Hauptsache bleibt jedoch, daß Eberhard I. den Gurker Suffragan als den jüngsten in der Reihe der Salzburger Sprengelbischöfe den älteren: Regensburg, Passau, Freising, Brixen unmittelbar anreiht, als er 1152 und 1157 die Inhaber dieser Bisthümer vom Papste bestätigen läßt, während andrerseits König Konrad III. 1140 die Bestätigung der Gurker Dotation als aus Hemma's Stiftung erwachsen beurkundet, ohne der Schöpfung Ezb. Gebhards zu gedenken, und daß K. Friedrich I. 1162 den Gurker Bischof in seinem mit Goldbulle versehenen Privilegium seinen Freund und „Reichsfürsten“ nennt.

So verschob sich denn gründlich die ursprüngliche Stellung Gurks zu Salzburg, und es lag zu nahe, daß dies unter geänderten Verhältnissen zu einer Auseinandersetzung beider Theile, zu einem Kampfe für und gegen die Selbständigkeit Gurks führen müsse. Dies geschah bald nach dem Ableben Bischofs Roman I. (1167, 3. April) beim Ausbruche der Salzburger Wirren, die mit Erzb. Konrad II. aus dem österreichisch-babenbergischen Hause (1164—1168) anheben und in den Zeiten des böhmischen Königssohnes, Erzbischof Adalbert, (1168—1177) gipfeln. Romans Nachfolger war Heinrich geworden, und dieser benützte die entscheidende Wendung zum Ertämpfen bischöflicher Selbständigkeit und reichsfürstlicher Geltung. Erzb. Adalbert sah sich nämlich 1169 gezwungen, dem grollenden Kaiser alle Regalien auszuliefern und vorläufig sein Erzbisthum zu meiden. 1170 (März) befand sich Bischof Heinrich im Gefolge des Kaisers zu Friesach und erlangte zunächst (10. März) für sich und sein Domcapitel die Schenkung aller Bergwerke und Salinen auf den Gurker Gründen unter dem Schutze des Reiches.

Der Bischof begann sich aber auch mit den Stiftungsurkunden seines Bisthums zu beschäftigen und hiebei war sein Hofcaplan und Kanzleibeamter Konrad (1145—1173) die rechte Hand. Dieser interpolirte oder fälschte die Stiftungsurkunde Hemma's für das Gurker Nonnenkloster vom Jahre 1043, in ihrer Form eine bloße Verkündigung oder notitia, dahin, daß die erste Aebtissin Ita „vom Klerus und Volke erwählt worden sei“, was somit auch für die Bischöfe von Gurk als Rechtsnachfolger zu gelten hätte. Das ließ sich Hand in Hand mit der Bulle des Papstes Luclus II. vom 11. Febr. 1145, worin dem Capitel seine Güter bestätigt und das Recht der freien Bischof- und Vogtwahl eingeräumt wurde, gegebenenfalls gut verwerthen. Aber man ging noch weiter in den Fälschungen.

Die Schenkungsurkunde Konrads II. von 1025 (11. Mai) für den Sohn Hemma's, Grafen Wilhelm (II.), betraf das namhafte Reichsgut in Untersteier, die Bestätigung der beiden Kaiserdiplome vom 15. u. 18. April 1016 in ihrem wesentlichen Inhalt erfolgte 30. Dec. 1028. Da weder hier noch dort der Name Hemma's, der Mutter Wilhelms II., vorkommt und den Gurkern alles daran lag, diese Schenkungen mit Hemma in Verbindung zu bringen, so wurden die Originale der Kaiserurkunden von 1016 umgeschrieben und interpolirt, also durch Fälschungen ersetzt. Zunächst wurde in beide Diplome eine Wendung, Hemma betreffend, eingefügt. So heißt es im Diplom vom 15. April 1016: „eingedenk auch der Frau Hemma, seiner Mutter, Unserer Nichte, da sie sammt ihrem Sohne Uns häufig ergeben diente“ ... und ähnlich im zweiten vom 18. April.

Ueberdies muß bemerkt werden, daß die eingefügte Stelle, welche die Verwandtschaft Hemma's mit K. Heinrich II. betrifft, auch nur den Zweck hatte, das persönliche Ansehen der Stifterin zu erhöhen, und sonst nirgends nachgewiesen erscheint. Der Gurker Bischof Heinrich veranlaßte auch die Uebertragung der sterblichen Reste Hemma's in die neue Krypta des Domes. Als er 1174, 3. Oct., starb, wurde der bisherige Dompropst von Klerus und Volk als Roman II. zum Bischof gewählt, vom Patriarchen Ulrich von Aquileja — mit Zustimmung des aus seiner Diöcese verdrängten Erzb. Adalbert von Salzburg — geweiht und 1176 vom P. Alexander III. in seiner Diöcesangewalt und Vicarie bestätigt.

Der Friede zwischen Kaiser und Papst vom 26. Juli 1177 bewirkte auch eine Lösung und Klärung der Salzburger Frage. Beide Gewalten einigten sich über die Beseitigung Ezb. Adalberts; sein Nachfolger wurde Erzb. Konrad von Mainz, als Konrad III., und dieser zeigte sich sofort entschlossen, die Rechte Salzburgs gegen Gurk in allem und jedem zu wahren, so durch Bestätigung der Errichtungsurkunde Gebhards und der päpstlichen Bulle

(1170) von seiten des Kaisers und Papstes (1178, 1179). Alexander III. sagt ausdrücklich in seiner Bulle, daß „das, was zur Zeit des Schismas hinsichtlich der Wahl und Weihe Romans II. seitens des Papstes ausnahmsweise gestattet wurde, kein Präjudiz für die Folge bilden sollte."

Nun wollte man in Gurk auch nicht müßig sein. Man schob eine angebliche Stiftungsurkunde Erzb. Gebhards v. 1072 zu gunsten der „gemeinsamen und freien" Wahl des jeweiligen Bischofs in Gegenwart des Metropoliten unter, man fälschte eine Urkunde König Heinrichs IV. mit dem angeblichen Datum v. 9. Januar 1072, worin der Grundton auf die Dotation Hemma's gelegt erscheint und von Salzburg nur bemerkt wird, daß Gurk diesem die Ausstattung mit dem „geistlichen" Gute, Pfarr- und Zehentrechte verdanke. Für allen Besitz der Gurker Kirche wird die „Immunität" verliehen. — Um die „Diöcese" Gurks zu vergrößern, schob man eine angebliche Urkunde Erzb. Baldwins von Salzburg v. 1043 unter in der Form eines Tauschactes zwischen dem Metropoliten und Hemma als Klosterstifterin.

Es handelte sich aber auch um das wichtige „Münz- und Bergregale". Zu diesem Zweck interpolirte man nochmals die bereits einmal gefälschte Urkunde vom 18. April 1016, indem man darin die Schenkung des dritten Theiles der Saline im Admontthale, des Münzrechtes und aller Bergwerke und Salinen auf den Bisthumsgütern überhaupt unterbrachte.

Salzburg beharrte aber auf seinem Rechte. Nach dem Tode Romans II. (17. Aug. 1179) wählten wohl Volk und Klerus zu seinem Nachfolger Erzpriester Hermann, Grafen von Ortenburg, Erzb. Konrad III. von Salzburg ernannte und investirte jedoch den Propst Dietrich und dieser wurde Bischof; außerdem ließ sich der Metropolit die Abhängigkeit des Gurker Bischofs vom Erzstifte in weltlicher Hinsicht vom Kaiser (1179, 15. Sept.) ausdrücklich bestätigen. Der Streit um das Bisthum zwischen Dietrich und jenem Hermann wurde im Vergleich von 1180 zu gunsten Dietrichs ausgetragen. Und auch als jener Adalbert nach dem Rücktritt Konrads III. (von Mainz) neuerdings Erzbischof von Salzburg geworden war, konnte Gurk seine Emancipationsbestrebungen weder in Rom noch beim Kaiserthum mit Erfolg durchbringen.

Die Gurker Fälschungen treten mit dem 13. Jahrhundert in eine neue Phase. Als Erzbischof Eberhard II. von Salzburg 1200 seinen Verwandten Abt Walther von Disentis zum Bischof von Gurk ernannte, protestirte sechs Jahre später das Domcapitel beim Papst, um sich durch dessen Entscheidung das Recht der „freien Bischofswahl" dauernd zu erkämpfen, und legte dabei, abgesehen von der untergeschobenen Urkunde aus d. J. 1072, gefälschte Bestätigungen derselben vor, die man den Salzburger Erzbischöfen Konrad I., Eberhard I. und Konrad II. zudachte und in den JJ. 1112, 1150 und 1167 ausgestellt werden ließ. Dabei wirkten der Domcaplan Arnold, der Schreiber Gebeno und ein sonst unbekannter Kanzleibeamter mit.

Salzburg machte gegen diese Documente geltend, daß sie schon darum dem Rechte der Metropole keinen Eintrag thun könnten, weil Gurk von ihnen im Streite um das Bisthum 1180 keinen Gebrauch gemacht hätte. Daß der Schiedspruch des Papstes v. J. 1208 für Gurk dennoch theilweise günstig ausfiel und das Domcapitel einigermaßen befriedigen konnte, da künftighin der Erzbischof bei Erledigung des Gurker Bischofsstuhles drei Personen, 2 auswärtige und eine aus „dem Schoße der Kirche", vorzuschlagen, letzteres aber aus ihnen eine zu wählen habe, dürfte besonders dem Umstande zuzuschreiben sein, daß die römische Curie an dem vorgelegten Diplom Papst Alexanders II. von 1070 eine verdächtige Besiegelung, nämlich an Stelle der verlorenen Bulle eine durch Ummodlung des Bleisiegels einer Papsturkunde Alexanders III. ersetzte, also gefälschte, vorfand und dadurch veranlaßt wurde, von der an sich echten Urkunde aus dem J. 1070 abzusehen und kurzweg eine neue Bestimmung für die Bischofswahl zu treffen.

Caplan Arnold hatte überdies ein angeblich von Erzb. Gebhard herrührendes Document von 1072 über die Weihe des ersten Gurker Bischofs, Gunther, ferner aller Wahrscheinlichkeit nach eine angebliche Urkunde Hemma's v. 2. Febr. 1043 gefälscht, um so das Gurker Recht über die Unfreien und Ministerialen der Kirche bis auf die Zeit der Klosterstiftung hinauf zu erhärten, und erfand überdies die Erklärung Erzbischof Balduins v. Salzburg über den „letzten Willen" Hemma's v. 27. Mai 1045, worin möglichst nachdrücklich die „Freiwahl" der Aebtissin und der „Eid der Treue" von Seite der Gurker Ministerialen seine Bekräftigung finden sollte, um damit der Gurker Kirche in ihrem Processe mit Salzburg einen neuen Stützpunkt zu bieten. Dieser Treueid der Ministerialen bildete eben einen Hauptpunkt im Rechtsstreite Gurks mit Salzburg neben dem zweiten, der die Bischofswahl betraf. — Den bezeichneten Fälschungen gingen noch weitere zur Seite, welche die Administrations- und Ordinationsrechte des Gurker Capitels durch untergeschobene Urkunden für die Jahre 1124—1163 zu fördern bestimmt waren.

Der Streit mit Salzburg trat mit der päpstlichen Entscheidung v. J. 1208 in eine neue Phase. Gurk faßte den Muth zum Ausharren auf der eingeschlagenen Bahn, wenngleich B. Walther 1209 vor dem Reiche mit seiner Behauptung, die Regalien seiner Kirche seien Reichslehen, sachfällig geworden war, indem Erzb. Eberhard II. von Salzburg vor König Otto IV. mittels Urkunden und Zeugen das Gegentheil bewies und i. J. 1210 eine vorübergehende Bannung des Gurker Bischofs und Capitels durch den Salzburger eintrat.

Denn als nach dem Tode Bischof Walthers (1213, 18. Januar) Erzb. Eberhard II. in Gurk eintraf, um dem Capitel gemäß der päpstlichen Bulle Innocenz' III. v. J. 1208 die 3 Bisthumscandidaten vorzuschlagen, faßte er die Sache so auf, daß es sich bei dem einen derselben „aus dem Schoße der Kirche" nicht bloß um die Gurker, sondern um die „ganze Salzburger Diöcese" handle, während das Gurker Domcapitel gewiß mit mehr Recht dabei an der Gurker Kirchenprovinz festhielt, nach Rom Berufung einlegte und bei dem Papst auch principiell eine Gutheißung seiner Ansicht erlangte. 1214 wurde Dompropst Otto von Salzburg zum Bischof gewählt, starb noch im gleichen Jahre und hatte den Mariasaaler Propst Heinrich zum Nachfolger. Inzwischen ließ sich Eberhard II. von Salzburg den Spruchbrief Otto's IV. v. 1209 durch den neuen König Friedrich II. 1214 feierlich bestätigen und so die Vasallität Gurks in Hinsicht der Regalien verbürgen. Andrerseits hatte aber Friedrich II. in der Urkunde vom 27. März 1213, worin den Ministerialen Gurks aufgetragen wird, bei ihrem dem jeweiligen Bischof zu leistenden Treueid den Erzbischof allein auszunehmen, ausgesprochen, daß ihnen die Rechte von „Ministerialen des Reiches" zukämen.

Als Domherr Uschalk von Gurk an Stelle des 1217, 7. Sept. verstorbenen Heinrichs II. zum Bischof gewählt wurde, lesen wir bald von einem Streit über die Westgrenze des Gurker Sprengels, der thatsächlich auf Grundlage einer vom Schreiber Gebeno gefälschten Urkunde Erzb. Konrads I. v. 1131 eine Erweiterung erfuhr. — B. Uschalk verzichtete schon 1220 aus Gesundheitsrücksichten auf seine Würde, und nun kam es zur Wahl Ulrichs Grafen von Ortenburg, der sich mit aller Entschiedenheit in den Kampf mit Salzburg einließ. Obschon er an Eberhard II. von Salzburg einen überlegenen Gegner fand, dieser vor dem

Digitized by Google

Kaiser und Papst 1227—1230 Recht behielt und Friedrich II. unter andern auch den Herzog von Oesterreich und Steiermark beauftragte, den unbotmäßigen Gurker Bischof zum Gehorsam gegen Salzburg und zur Empfangnahme der Regalien vom Erzbischof als seinem Lehensherrn zu zwingen, widrigenfalls diese vom Metropoliten eingezogen werden dürften, so zeigte sich dennoch anfänglich B. Ulrich zum Widerstand entschlossen. Aber die Gegnerschaft eines mächtigen Ministerialengeschlechts machte ihn nachdenklich, und seit 1232 dachte er an den Frieden mit Salzburg. Dieser wurde den 9. Oct. 1232 als ein endgültiger geschlossen. Fortan hat der Erzbischof dem Gurker Domcapitel drei Männer, woher er wolle — mithin unbeschränkter denn früher — zur Wahl vorzuschlagen, den Gewählten zu bestätigen und von diesem einen Eid entgegenzunehmen, wonach der Gurker seine Kirche „mit Gottesfurcht und gebührender Achtung für Salzburg" verwalten und diesem in allen Nöthen auf Verlangen mit bestem Können beistehen wolle. Die Gurker Ministerialen schwuren dem Erzbischof, ihren Bischof in der Erfüllung des dem ersteren geleisteten Gelöbnisses zu unterstützen, und leisteten sodann dem Gurker einen Eid der Treue gegen jedermann, das Reich und Salzburg ausgenommen, worin wir eine Concession Salzburgs erblicken müssen, da noch im kaiserlichen Diplom v. 1. Sept. 1230 der Erzbischof allein als ausgenommen bezeichnet erscheint. Alle früheren hierauf bezüglichen Abmachungen, Schiedsprüche, Papst- und Kaiserprivilegien sollen nunmehr außer Kraft treten und dieser Vertrag der maßgebende bleiben.

So ging denn doch schließlich das Hochstift Salzburg aus diesem langen und verwickelten Streite im wesentlichen als Sieger hervor, und die Gurker „Fälschungen" vermochten die Unabhängigkeit der Kirchenstiftung Hemma's nicht durchzusetzen. Immerhin waren sie Mittel für einige Erfolge und eines, die Zurückführung des ganzen Dotationsgutes auf den Güterbesitz der frommen Wittwe und kinderlos gewordenen Mutter, erwuchs auf ihrer Grundlage zu einer ständigen und festen Ueberlieferung der Gurker Kirche, bezw. zu einer historischen Tradition.

Das Verdienst, den Bestand und die Urheberschaft dieser zahlreichen Urkundenfälschungen, andrerseits den Verlauf des langwierigen Streites im 12. und 13. Jahrhundert gründlich und genau nachgewiesen zu haben, gebührt dem Herausgeber des ersten Bandes der Kärntner Geschichtsquellen, Archivar Dr. A. v. Jaksch.

F. v. Krones.

Zur Theatergeschichte des „Don Carlos".

Von Dr. Eugen Kilian.

Es ist bekannt, daß zwei von Schillers Hand herrührende Theaterbearbeitungen des „Don Carlos" existiren: eine in Prosa, die andere in Jamben. Dem Schauspieldirector Großmann in Frankfurt schrieb Schiller unter dem 5. April 1787:

„Sie verlangen meinen Carlos. Sie sollen ihn haben. Was ein abgebrannter Mann von einem nie aufgebauten fordern kann, soll die Bedingung sein. Die Edition ist zwiefach fürs Theater entworfen; eine in Jamben, die andere in Prosa. Welche verlangen Sie? Der Carlos, den ich drucken lasse, wird 26 Bogen stark, aber der theatralische, der nie gedruckt wird, wird den Umfang des Fiesco haben. — — — Vielleicht überrascht Sie diese Bearbeitung, denn sie ist das beste, was ich in Rücksicht theatralischer Wirkung (ohne Hülfe von Spectakel und Operndecoration) hervorgebracht habe."

Worauf die letztere Aeußerung zu beziehen ist, ob auf die Prosa-, ob auf die von dieser sehr divergirende Jamben-Bearbeitung, ist nicht ersichtlich. Die Prosa-Bearbeitung verkaufte Schiller an Koch in Riga und Bondini in Leipzig; für die Jamben-Bearbeitung entschieden sich Schröder in Hamburg und Dalberg in Mannheim, wo das Stück in dieser Form am 29. August 1787 und am 6. April 1788 zum erstenmal in Scene ging. In derselben Gestalt wurde das Gedicht für das weimarische Hoftheater erworben.

Von der Prosa-Bearbeitung liegen zwei verschiedene Redactionen vor; die eine derselben charakterisirt sich dadurch, daß darin die peinlichste Rücksicht auf die Censur der Geistlichkeit waltet; was nur entfernt geistliche oder religiöse Dinge berührt, ist getilgt oder verändert, selbst die Nennung Gottes wird vermieden; der Beichtvater Domingo ist in den auch bei St. Real vorkommenden Staatssecretär Perez verwandelt. Beiden Prosa-Redactionen gemeinsam ist der veränderte Schluß: Carlos ersticht sich, nachdem er die Unschuld der Königin betheuert hat. Ueber diese Prosa-Ausgaben sind wir längst in vorzüglicher Weise unterrichtet: in der historisch-kritischen Ausgabe von Schillers Schriften gibt H. Sauppe einen mustergültigen Abdruck der Perez-Redaction unter kritischer Vergleichung der zweiten, 1808 zuerst durch Dr. Albrecht herausgegebenen Prosa-Fassung.

Weniger günstig stand es bisher um unsre Kenntniß von der Jamben-Bearbeitung des für die Bühnen bestimmten „Don Carlos". Wohl wurde das in dem Mannheimer Theaterarchiv befindliche Soufflirbuch dieser Bearbeitung auf Grund einer von Schloenbach gefertigten Abschrift auszugsweise in der historisch-kritischen Ausgabe mitgetheilt. Aber eine sorgfältige von W. Vollmer vorgenommene Prüfung der Mannheimer Handschrift hat diesen zu dem Resultat geführt (in der Einleitung zu dem Wiederabdruck der ersten vollständigen Carlos-Ausgabe von 1787), daß wir es in vorliegendem Manuscript keineswegs mit einem authentischen Exemplar der Schiller'schen Jamben-Bearbeitung zu thun haben. Vollmers überzeugende Darlegungen machen es mehr als wahrscheinlich, daß der in Mannheim am 6. April 1788 aufgeführte „Don Carlos" eine wohl auf der Schiller'schen Bearbeitung beruhende, aber vermuthlich von Dalberg vielfach veränderte und überarbeitete Fassung des Stückes repräsentirt.

Dem gegenüber ist es um so wichtiger, daß uns ein allem Anschein nach authentisches Exemplar der Schiller'schen Jamben-Bearbeitung in einer Hamburger Theater-Handschrift des Stückes erhalten ist. Schon Vollmer, der diese Handschrift noch im letzten Moment für die oben erwähnte Einleitung zu seiner Ausgabe benutzen konnte, hat auf die Bedeutung dieses Fundes hingewiesen und eine besondere darauf bezügliche Publication in Aussicht gestellt. Leider ließ dieselbe bis dahin auf sich warten.

Es ist mit Dank zu begrüßen, daß nunmehr von anderer Seite eine vollständige Publication der Hamburger Handschrift erfolgt ist. Sie erscheint als Anhang zu einem Buche von Dr. Marx Möller, das „Studien zum Don Carlos" betitelt ist.[1]) Diese Studien verbreiten sich in einem einleitenden Capitel über die Beziehungen von Schillers „Menschenfeind" zum „Don Carlos" und suchen den ersteren in mehr origineller als einleuchtender Weise als eine Vorstudie zu der Tragödie hinzustellen. In den folgenden Capiteln, die über den Einfluß des „Julius von Tarent", des „Hamlet", des „Othello", des „Nathan" auf den „Don Carlos" handeln, werden wir an der Hand einer nicht immer sehr geschmackvollen Jagd nach Reminiscenzen, über die mannichfachen, zumeist bekannten Einwirkungen unterrichtet, die sich bei der Entstehung des Gedichtes geltend machten. In den Untersuchungen über

[1]) Studien zum Don Carlos. Von Dr. Marx Möller. Nebst einem Anhang: Das Hamburger Theatermanuskript. (Erster Druck.) Greifswald, J. Abel 1896.

Digitized by Google

die Buchausgaben des „Don Carlos“ erhalten wir eine gründliche und sachgemäße Vergleichung der verschiedenen Texte, vor allem hinsichtlich der Entwicklung der Charaktere, ohne daß freilich das Gesammtresultat dieser Darlegungen wesentlich neue Seiten für unsre Erkenntniß des Stückes erschlösse. Auf ein Capitel über die Perez-Prosafassung des Jahres 1787 folgt sodann der wichtigste und werthvollste Theil des Buches: die Veröffentlichung der Hamburger Theater-Handschrift, der ein einleitender erläuternder Abschnitt über diese Ausgabe vorangeht.

Die durch das Hamburger Manuscript vertretene Schiller'sche Theaterbearbeitung verdient um so größeres Interesse, als der Dichter an diesem für Schröder bestimmten Text mit besonderer Sorgfalt gearbeitet zu haben scheint und geneigt war, dieser Fassung den Vorrang einzuräumen unter seinen übrigen an die Theater versandten Einrichtungen. Darauf deutet, was Schiller unter dem 13. Juni 1787 an Schröder schrieb:

„Achtundzwanzig gedruckte Bogen auf so viel als Sie hier erhalten, zu reduciren, war so leicht nicht. Vollends, wenn ich gewissen Rollen wenig abschneiden wollte, wie z. B. beim Philipp geschehen ist. Ich habe mich bei den andern Theaterediționen, die zum Theil schon verschickt sind, so ungeschickt als möglich aus der Schlinge gezogen, aber was ich für Sie machte, sollte reif und gedacht sein, darum verschob ich Ihren Carlos bis zuletzt.“

Die in den weiteren Ausführungen desselben Briefes aufgestellten Merkmale stimmen genau mit denen der vorliegenden Hamburger Handschrift überein. Dieselbe scheint von drei verschiedenen Schreibern nach des Dichters Concept hergestellt worden zu sein; dessen eigene Hand ist an keiner Stelle zu erkennen. Leider weist das Manuscript an zwei Stellen störende Lücken auf: in der großen Eboli-Scene des zweiten Actes fehlen mehrere Seiten, desgleichen in der folgenden Verschwörungsscene zwischen Alba, Domingo und der Prinzessin.

Was die scenische Anordnung des Hamburger Buches betrifft, so stimmt dieselbe im wesentlichen überein mit der der Prosa-Bearbeitungen. Wie in den letzteren, so sind auch hier von größeren Scenen in Wegfall gekommen: die Auftritte im Karthäuserkloster (II, 14, 15), die einleitende Scene des vierten Actes im Zimmer der Königin (IV, 1—3), das Gespräch zwischen der Königin, Alba, Domingo (IV, 14), endlich die Scene des Großinquisitors (V, 16). Betreffs des letzteren Auftrittes gab der Dichter in dem oben citirten Briefe an Schröder allerdings zu verstehen, daß er auf seine Beibehaltung Werth lege. „Wenn Sie ihn gelesen haben, werden Sie finden, wie viel mit ihm für das Stück verloren sein würde. Weil ich es aber nicht aufs Ungewisse wagen wollte, so habe ich diesen Auftritt so angebracht, daß er, ohne dem Zusammenhang Schaden zu thun, wegbleiben kann.“ Wie in den Prosa-Bearbeitungen sind ferner auch in der Hamburger Ausgabe die Scenen zwischen Domingo, der Prinzessin und Alba (II, 11—13), unter Tilgung des vorangehenden Gesprächs zwischen dem Beichtvater und dem Herzog, unmittelbar an den Eboli-Monolog angeschlossen, in der Weise, daß Domingo und nachher Alba in dem Gemach der Prinzessin erscheinen. Nur ist die scenische Verbindung der beiden in den Buchausgaben des Gedichtes durch eine Verwandlung getrennten Auftritte in dem Hamburger Buche weit geschickter als in den Prosa-Bearbeitungen. Während in den letzteren Domingo in ziemlich unglaubhafter Weise unangemeldet in das Cabinet der Prinzessin tritt, erscheint in der Hamburger Ausgabe nach deren Worten „Der König wisse den Betrug“ ein Page:

Page: Caplan
Domingo, gnädige Fürstin.
Eboli: Ich erwart' ihn.

Domingo! Recht! Das wär' ein Weg zu seinem Ohr
Domingo (tritt herein): Ich komme voll Erwartung —
ꝛc. II, 11.

Entgegen den Buch-Ausgaben des Gedichtes und der Prosafassungen sind in der Jamben-Bühnenbearbeitung die Audienzscene des dritten Actes und die große Scene zwischen Philipp und Posa auf einen Schauplatz zusammengelegt. Zu diesem Zweck ist in der ersteren die Begrüßung Medina Sidonia's an den Schluß der Audienz verlegt, so daß für die Ausführung des an Alba gerichteten Befehls hinsichtlich der Citirung des Malteserritters ein größerer Zeitraum übrig bleibt. Als Medina Sidonia mit den Grandeu verschwunden ist, erscheinen alsbald aus der anderen Thür Alba und Marquis Posa (II, 8). Abweichend von den Prosa-Bearbeitungen ist ferner in dem Hamburger Buche die Schlußscene des fünften Actes in dem Vorzimmer des Königs (V, 22—24) auf einige wenige Verse reducirt, so daß es vom bühnenpraktischen Standpunkt aus kaum begreiflich erscheint, wie man wegen dieser drei bis vier Zeilen dem Actschluß eine neue Scene mit eigenem Schauplatz anfügen konnte. Dagegen sind, ebenfalls abweichend von den Prosa-Fassungen, die nur in der Ausgabe von 1787 vorhandenen Scenen zwischen Alba, Domingo und Prinzessin Eboli (daselbst IV, 14, 15) mit Domingo's „Ich wünsche Glück, Monarchin einer Sommernacht“ in dem Hamburger Buche beibehalten. Endlich zeigt die Hamburger Bearbeitung im Gegensatz zu dem veränderten Schlusse der Prosa-Fassungen den echten, aus den Buchausgaben bekannten Schluß der Tragödie. Nur erscheint an Stelle des Großinquisitors Domingo, und an diesen richtet der König die Schlußworte des Stückes in folgender Fassung:

„Richter an Gottes Statt. Ich habe
Das Meinige gethan. Thu du das Deine.“

Was die Behandlung des Textes im einzelnen betrifft, so ist demselben im großen und ganzen die erste vollständige Buchausgabe des Jahres 1787 zu grunde gelegt. Doch greift der Dichter in einzelnen Wendungen auch auf die frühere Fassung der Thalia zurück, in einigen anderen Stellen erinnert der Text an den Wortlaut der Prosa-Bearbeitungen. Manche Wendungen und Auslassungen weisen bereits auf die späteren Carlos-Redactionen von 1801 ff. hin. Daneben weist das Hamburger Buch eine Reihe selbständiger Textveränderungen auf, die allerdings nur zum Theil als Verbesserungen des aus den Buchausgaben bekannten Wortlauts gelten können. Ein näheres Eingehen auf diese Einzelheiten liegt außerhalb des Zweckes dieser Zeilen.[1]) Bemerkenswerth ist, daß die Worte des Infanten

„Noch hab ich nichts von ihrer Hand gelesen,
Ich muß dir glauben, wenn du schwören kannst“ (II, 4.)

in der Hamburger Ausgabe fehlen und daß damit wenigstens der auffällige Hinweis auf den bekannten Widerspruch des Prinzen, der die Handschrift der Königin nicht kennt, während er doch ihre Briefe bei sich trägt, beseitigt ist.

Die Hamburger Ausgabe ist die einzige, wo diese Worte gestrichen sind, und es ist auffallend, daß dasselbe nicht zum mindesten auch in den für die Bühne bestimmten Prosa-Bearbeitungen geschehen ist. Als „höchst bedeutungsvoll“, wie der Herausgeber in seiner Bemühung für die

[1]) Beispielsweise sei nur das eine erwähnt, daß die Anfangsverse des Stückes

„Die schönen Tage von Aranjuez
Sind nun zu Ende. Eure königliche Hoheit ꝛc.“

in der Bühnenbearbeitung die rhythmisch wohllautendere, aber im Ton vielleicht weniger charakteristische Fassung erhalten haben:

„Die schönen Tage von Aranjuez
Sind nunmehr auch zu Ende. Eure Hoheit ꝛc.“

Wichtigkeit des Hamburger Buches es gern hinstellen möchte, kann allerdings diese kleine Aenderung wohl kaum bezeichnet werden. Schon deßhalb nicht, weil der Irrthum selbst, daß Carlos den Brief der Eboli für einen solchen seiner Mutter hält, durch die Weglassung jener beiden Verse keineswegs beseitigt wird. Noch weniger „bedeutungsvoll" ist die Kürzung in dem Gespräche zwischen Philipp und Alba (II, 3), wenn es gleich eine entschiedene Besserung genannt werden kann, daß der König den an Alba gerichteten Befehl, den Infanten zu versöhnen, wie in dem Hamburger Texte, nur ein einziges mal ertheilt.

Aber auch wenn man einige Hyperbeln hinsichtlich der Werthschätzung der Hamburger Handschrift von seiten des Herausgebers auf das richtige Maß zurückführt, bleibt noch immer genug, was zur vollen Anerkennung der Wichtigkeit dieses Carlos-Buches Berechtigung gibt. Wir besitzen in ihm die bis dahin unbekannt gebliebene Schiller'sche Jamben-Theaterbearbeitung und es unterliegt keinem Zweifel, daß ihm unter den von dem Dichter für die Bühne hergestellten Fassungen die erste Stelle gebührt. Es steht naturgemäß schon durch seine äußere Form der Buchausgabe des Gedichts wesentlich näher als die beiden Prosa-Redactionen; es repräsentirt, bei mannichfacher Anlehnung an frühere Texte und vereinzelten Hinweisen auf nachfolgende Ausgaben, eine selbständige Fassung, auf deren Herstellung der Dichter, namentlich auch hinsichtlich der Kürzungen, besondere Sorgfalt verwandt zu haben scheint. Es trägt durch das Maß der Kürzungen den Erfordernissen eines für einen Theaterabend bestimmten Bühnenstücks ausgiebige Rücksicht, ohne daß — wie es namentlich in der einen der Prosa-Redactionen geschehen ist — gerade die schönsten Stellen des Gedichtes getilgt sind.

Abgesehen von dem literarhistorischen Interesse kommt dem Hamburger Buche auch für die moderne Bühne eine gewisse plastische Bedeutung zu. Bei der scenischen und textlichen Einrichtung, zu der sich auch heute jede Carlos-Aufführung angesichts des Umfangs des Werkes nothgedrungen gezwungen sieht, dürfte es sich künftighin empfehlen, die von dem Dichter selbst für die Bühne vorgenommene jambische Bearbeitung zum mindesten prüfend zu Rathe zu ziehen. Sie wird dem Regisseur hinsichtlich der vorzunehmenden Striche und Kürzungen manchen werthvollen Wink geben und ihn in die Lage setzen, hierbei mehr, als es bisher geschehen, den Intentionen des Dichters gerecht zu werden. So dürfte sich unter anderem, im Hinblick auf die an unseren Bühnen fast überall beliebte Streichung des Complottes zwischen Alba, Domingo und der Prinzessin im zweiten Acte, aus dem Hamburger Buche wie auch aus den Prosa-Fassungen die Erkenntniß ergeben, daß der Dichter diese für den Zusammenhang unentbehrliche Scene bei der Aufführung unter keinen Umständen missen wollte; und mit dieser Erkenntniß wird Hand in Hand die Mahnung gehen, jene Sceuengruppe nach dem Vorbild der Hamburger Handschrift der modernen Aufführung des Stückes einzuverleiben. Auf jeden Fall wird der intelligente Regisseur aus der Kenntniß des Hamburger Buches manche werthvolle Anregung schöpfen können.

Mittheilungen und Nachrichten.

F. K. Archäologische Mittheilungen. In dem soeben erschienenen Heft der Athenischen Mittheilungen des Archäologischen Instituts (XXI 1896, 1) finden sich drei Aufsätze, die auf das Interesse eines weiteren Leserkreises Anspruch haben. Der Gegenstand des ersten Aufsatzes dürfte vielen Münchener Lesern dieses Blattes bekannt sein; denn es ist ein Bildwerk, das sich bis zum vorigen Jahr im k. bayerischen Nationalmuseum befand, seitdem neben dem „Apoll von Tenea" in der Glyptothek steht. Adolf Furtwängler hat in der mit der Aufschrift „Athena" unter provincialrömischen Alterthümern stehenden Porosstatue „eine der merkwürdigsten und bedeutendsten aller erhaltenen archaisch griechischen Porosstatuen" erkannt. Es ist ein unbärtiger Krieger im Helm, zwei Lanzen in der Rechten, mit der Linken den Rundschild mit dem riesigen, ausdrucksvollen Gorgoneion vor sich haltend. Das Material erweist sich als ein gerade in der Umgebung von Mykene anstehender Sandstein, ähnlich dem, aus dem einzelne der berühmten Schliemann'schen Grabstelen gemacht sind. So wird man gern glauben, daß das Bildwerk, über dessen Herkunft nichts ermittelt werden konnte, zu Zeiten König Ludwigs aus Griechenland nach München gelangt ist und nur wegen seines abschreckenden Alterthümlichkeit aus der Glyptothek verbannt wurde. Phantasievolle Leser werden vielleicht auch die Hypothese des Herausgebers sich gern gefallen lassen, nach der wir in der Statue die Grabstatue eines der mykenischen Heroengräber, die der Reisebeschreiber der Kaiserzeit, Pausanias, noch sah, zu erkennen hätten und sie vielleicht gar „Agamemnon" benennen dürften. — Ist so ein Werk der Bildkunst einem ehrwürdigen Alter zurückgegeben, so wird im folgenden Aufsatz ein Werk der Baukunst einem gleich ehrwürdigen Alter entrissen. Der auf der meerbeherrschenden Höhe des Ocha-Gebirges im südlichen Euboia vor hundert Jahren entdeckte Bau, in dem der Entdecker und nach ihm viele einen Tempel uralter Zeit haben sehen wollen — wie Welcker sagte: „ein Denkmal, das an Wichtigkeit und Würde des Alterthums und als ein lichter Punkt in dem weiten Dunkel, das auf jenen Zeitenfernen ruht, den Grabmälern der alten Königsgeschlechter an die Seite gesetzt zu werden verdient" — dieses Bauwerk soll nach Theodor Wiegands Untersuchung frühestens dem sechsten Jahrhundert angehören. Daß es kein Tempel sei, hatte schon Ludwig Ross behauptet: die Thür in der südlichen Langseite mit einem Fenster zu beiden Seiten widerspricht dem; die hypäthrale Anlage (die Oeffnung im Dach) würde es heute nicht mehr beweisen, war aber auch gar nicht ursprünglich vorhanden. Eine „Sennhütte" freilich, wie Ross meinte, kann es auch nicht sein, da Weideland erst mehrere hundert Meter tiefer beginnt. Dicht über dem Bau erhebt sich heute ein trigonometrisches Zeichen und macht auch dem, der die Lage des Bauwerks nur aus den Abbildungen kennt, die beherrschende Höhenlage deutlich. Es ist eine ansprechende Vermuthung, daß der Bau dem Wacht- und Signaldienst diente, den Aeschylos im „Agamemnon" bereits in der Zeit der Heroen zu hoher Vollkommenheit ausgebildet sein läßt. Keine Stelle war jedenfalls geeigneter, Feuerzeichen von den Inseln her zum Penteliken weiterzugeben. — Der dritte Aufsatz, von Rhampuulos, will eine Statue des Themistokles auf Münzen von Magnesia am Maeander aus der Zeit des Antoninus Pius nachweisen. Eine solche Statue stand nach Cornelius Nepos auf dem Markt von Magnesia. Man hat die Nachricht verworfen, weil kein anderer Schriftsteller von der Statue etwas weiß und weil Cornelius Nepos Verwirrung gemacht zu haben schien, da er das Grabmal des Themistokles, das schon Thukydides erwähnt und das sich auf dem Markt von Magnesia befand, an derselben Stelle im Gegensatz zu der Statue als „nahe bei der Stadt" gelegen bezeichnet. Die Statue wird nun durch jene Münze, die offenbar ein Denkmal älterer Zeit wiedergibt, erwiesen, an der Name des Themistokles beigeschrieben ist. Der Verfasser hätte aber hervorheben sollen, daß vielleicht auch der andere Theil der Notiz des Nepos zuverlässig ist, weil die Stadt Magnesia gegen Ende des fünften Jahrhunderts verlegt worden ist und deßhalb das Grabmal, das auf dem Markt der alten Stadt gestanden hatte, in der That später nur in der Nähe der neuen sich befand, während man die Statue versetzt haben mochte. Daß uns die Münze, wenngleich sie ein Bildwerk des fünften Jahrhunderts wiedergeben mag, für das Aussehen des großen Athenern nicht viel lehren kann, versteht sich von selbst: wir sehen einen nackten Mann, mit kurzem Bart, wie es scheint, bekränzt vor einem Altar stehen, in der Linken ein Schwert in der Scheide, in der Rechten eine Schale zur Spende bereit, zu seinen Füßen das Opferthier. Themistokles ist als Heros dargestellt, als ἥρως κτίστης der Stadt, die ihm der Grabkönig geschenkt hatte; war als solcher konnte er ja auch auf dem Marktplatz ein Grabdenkmal erhalten.

In der jüngst erschienenen Schrift (von Keller, Würzburg, 1896) über Balthasar Neumann, den Erbauer des Würzburger Schlosses — auf dessen hervorragende Bedeutung auch in der Allg. Ztg. gelegentlich des Brandes des genannten herrlichen Bauwerkes hingewiesen worden ist —, wird als vermuthliches Geburtsjahr B. N's. allerdings 1687 angegeben, jedoch bemerkt, daß genaue und bestimmte Daten fehlen, weil eine Anfrage beim Pfarr-

amt in Eger, dem Geburtsort des berühmten Meisters, zu keinem Ergebniß geführt habe. Auf Grund genauer Einsicht kann ich nun mittheilen, daß sich im Taufbuche der St. Niklas-Kirche in Eger vom Jahre 1687 unter dem 30. Januar folgende Eintragung findet: „Hannß Christoph Neumann, burger und tuchmacher allhie, seiner frawen Rosina ein Kind getaufft mit nahmen Balthasar, Bath (Pathe) Balthasar Pinzer, buegee und Glockengiesser allhie, getaufft P. Augustinus Roppolt S. J." (Die Erelsegge bei St. Niklas in Eger verwalteten nämlich damals Jesuiten.) Damit sind alle Zweifel gehoben. J. Trötschee, Gymn.-Prof. (Eger).

* Die Gesammtzahl der Studirenden, die im laufenden Sommerhalbjahr an den deutschen Universitäten immatriculirt sind, beträgt der „Frkf. Ztg." zufolge 29,747 gegen 29,117 im vorigen Winter und 29,107 im Sommer verflossenen Jahres. Damit ist die bisher höchste Frequenz, 29,491 im Sommer 1889, noch übertroffen worden. Der Besuch der einzelnen Universitäten ergibt sich aus der nachstehenden Uebersicht, in welcher überall des Vergleichs wegen zwischen Klammern zuerst die Besuchszahl des Winters und dann die des vorigen Sommers beigefügt ist: Berlin 4649 (5368—4265), München 3777 (3621—3662), Leipzig 2876 (3019—2798), Bonn 1863 (1631—1760), Breslau 1425 (1390—1407), Halle 1415 (1488—1465), Freiburg 1379 (1036 — 1412), Würzburg 1284 (1365—1342), Tübingen 1172 (1138—1241), Heidelberg 1164 (1026—1252), Erlangen 1138 (1116—1154), Göttingen 1007 (870—879), Marburg 965 (888 — 952), Greifswald 948 (807—879), Straßburg 938 (1004 — 986), Jena 761 (683—730), Kiel 708 (538—749), Königsberg 700 (712—756), Gießen 630 (551—568), Rostock 500 (426—413), schließlich Münster 448 (434—437). Bei Ausscheidung nach Facultäten treffen 1782 auf die katholischen und 2646 auf die evangelischen Theologen, 8073 auf die Juristen, 7851 auf die Mediciner, 3548 auf die Studirenden der Philosophie, Philologie und Geschichte, 2989 auf die der Mathematik und Naturwissenschaften, 1096 auf die Pharmaceuten, 805 auf die Studirenden der Landwirthschaft (darunter die 370 Studirenden der Geodäsie in Bonn einbegriffen), 572 auf die Studirenden der Cameral- und der Forstwissenschaft, endlich 385 auf die Studirenden der Zahnheilkunde. Gegenüber den letzten Jahren weisen die katholischen Theologen, die Juristen, die Philologen und Mathematiker eine weitere Zunahme, die evangelischen Theologen und die Mediciner einen weiteren Rückgang auf.

* **Stuttgart.** Der Director der Thierärztlichen Hochschule, Prof. Zeller, beabsichtigt demnächst in den Ruhestand zu treten. Als sein Nachfolger wird der Professor an der Landwirthschaftlichen Akademie zu Hohenheim, Zippelius, bezeichnet.

* **Weimar,** 28. Juni. Die Einweihung des Goethe- und Schiller-Archivs fand heute Nachmittag 3 Uhr in Gegenwart der großherzoglichen Familie, des Geheimraths Dr. v. Lucanus als Vertreter des Kaisers, des Staatsministeriums, des Landtagsvorstandes, sowie von Vertretern der Staats- und städtischen Behörden statt. Geh. Hofrath Ruland hielt im Namen der Goethe-Gesellschaft die Begrüßungsansprache und überreichte die Büsten Goethe's und Schillers in Maemor als Geschenk der Gesellschaft.

* **Leipzig.** Die Privatdocenten Dr. Georg Wittowski und Dr. Georg Holz wurden von der philosophischen Facultät zu außerordentlichen Professoren hiesiger Universität ernannt, Dr. Wittowski für deutsche Sprache und Literatur, Dr. Holz für deutsche Sprache und vergleichende Sprachwissenschaft.

* **Dresden.** An der technischen Hochschule wird mit Genehmigung des Cultusministeriums ein flußbauliches Laboratorium durch den derzeitigen Rector Prof. Engels errichtet werden. Dasselbe wird in einem 18 Meter langen, 12 Meter breiten und 4 Meter hohen Kellergeschoß eines in Ausführung begriffenen Neubaues eingerichtet und wird eines Aufwand von ca. 6000 Mark erfordern. Es wird ein Wasserquantum von etwa 100 Liter per Secunde zu den Versuchen zur Verfügung stellen, und zwar wird durch ein Pumpwerk das abfließende Wasser immer aus dem unteren Behälter nach dem 3 Meter höheren Bassin hinaufgepumpt werden, so daß nur eine einmalige Füllung der Anlage für längere Zeit ausreichen wird. Prof. Engels wird nicht nur selbst hydraulische Versuche in diesem Laboratorium anstellen, sondern noch den Studirenden Gelegenheit geben, in demselben für die Hydraulik wichtige Werthziffern selbst zu bestimmen.

* **Kiel.** Dem Privatdocenten für deutsche Literaturgeschichte Dr. Eugen Wolff ist das Prädicat „Professor" beigelegt worden.

* **Wien.** Der berühmte Slavist Prof. Jagić wurde auf dem Heimweg von der Vorlesung durch eine wüste Demonstration von seiten croatischer Studenten belästigt, weil er jüngst in den Delegationen erklärt hat, daß der officielle Gebrauch des Ausdrucks „bosnische Sprache" wissenschaftlich zu rechtfertigen sei.

* **Bibliographie.** Bei der Redaction der Allg. Ztg. sind vom 26. bis 27. Juni folgende Schriften eingegangen:

Preußische Jahrbücher. Hggb. von Hans Delbrück. 85. Bd. 1. Heft. Berlin, G. Stilke 1896. — Otto Mayer: Deutsches Verwaltungsrecht. 2. Bd. (Binding: Handbuch der Deutschen Rechtswissenschaft. VI. 2.) Leipzig, Duncker u. Humblot 1896. — Dr. Martin Spahn: Verfassungs- und Wirthschaftsgeschichte des Herzogthums Pommern von 1478 bis 1625. Dr. Johannes Feig: Hausgewerbe und Fabrikbetrieb in der Berliner Wäsche-Industrie. (Schmollers staats- u. socialwissenschaftliche Forschungen. 14. Bd. 1. Heft.) Ebd. 1896. — Ennend Arnholt: Einseitige Abhängigkeitsverhältnisse unter den modernen Staaten. (Staats- und völkerrechtliche Abhandlungen, hggb. von G. Jellinek und G. Meyer. 1. Bd. 5. Heft.) Ebd. 1896. — Dr. Bernhard Arnt: Der achtstündige Normalarbeitstag. (Miaskowski's staats- u. socialwissenschaftl. Beiträge. 3. Bd. 1. Heft.) Ebd. 1896. — C. Hahn: Kaukasische Reisen und Studien. Ebd. 1896. — Hagn Böttger: Was ist dem Concurrenten verboten und erlaubt? Gemeinverständliche Erläuterung des Gesetzes zur Bekämpfung des unlauteren Wettbewerbs. Berlin, Th. Schoenfeldt 1896. — Dr. Nikolaus Hatzipetros: Begriff der unzüchtigen Schrift und ihrer Verbreitung. Berlin, Herm. Bohr 1896. — *E. Lavisse et A. Rambaud:* Histoire générale du IVe siècle à nos jours. Tome VII. Le XVIIIe siècle 1715—1788. Paris, A. Colin et Cie. 1896. — Dr. O. Moetens: Ein Caligula unseres Jahrhunderts. Berlin, G. Reimer 1896.

Neuigkeiten!

Zwei Novellen

von

Fritz Zilcken.

Inhalt. Bruder Cnelestin. Die weisse Maus. 10 Bogen. 8°. Preis brosch. M. 1.50. Gute, fesselnde Familien- und Reiselektüre.

Holsteinische Gewächse

von

Adolf Holm.

10½ Bogen, illustrirt, gr. 8°. Preis M. 2.—

Holsteiner fröhliche Dorfgeschichten, vielfach mit „Platt" durchsetzt, den prächtigen Menschenschlag behandelnd, verfehlen ihre erheiternde Wirkung nirgends, wo man noch Sinn für Humor und guten Geschmack hat.

Wo in den Buchhandlungen nicht vorräthig, gegen Einsendung des Betrags direkt vom Verleger (7868)

A. G. Liebeskind in Leipzig, Poststr. 9/11.

Für herrschaftliche Bibliotheken.

Bibliothek Huguenin.

Gegen 10,000 Bände werthvoller Werke, meist in französischer Sprache, aus allen Wissenschaften, die nur 20. Juli versteigert werden.

C. Freeseleben Nachf. (G. Pettig)

(7864) in Straßburg (Elsaß).

J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf. Stuttgart.

Singer und Seifriz:

Grosse theoretisch-praktische

Violinschule.

Erster Band 4 Mk. Zweiter Band 6 Mk.

Zu beziehen durch die meisten Buch- und Musikalien-Handlungen.

Soeben erschien:

Archivalische Zeitschrift.

Herausgegeben durch d. Bayerische allgem. Reichsarchiv in München. Neue Folge. Sechster Band. (IV. c.) 306 S. Lex. 8°. Preis M. 12.— (7866)

Verlag v. **Theodor Ankermann,** k. Hof-Buchhandlg. in **München.**

Für den Inseratentheil verantwortlich: W. Keil in München.

Jahrgang 1896. München, Dienstag, 30. Juni. Nummer 149.

Beilage zur Allgemeinen Zeitung.

Druck und Verlag der Gesellschaft mit beschränkter Haftung „Verlag der Allgemeinen Zeitung" in München.
Beiträge werden unter der Aufschrift „An die Redaction der Beilage zur Allgemeinen Zeitung" erbeten.
Der unbefugte Nachdruck der Beilage-Artikel wird gerichtlich verfolgt.

Quartalpreis für die Beilage: M. 4.50. (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.—, Ausland M. 7.50.) Ausgabe in Wochenheften M. 5.— (Bei directer Lieferung: Inland M. 6.80, Ausland M. 7.—)
Aufträge nehmen an die Postämter, für die Wochenhefte auch die Buchhandlungen und zur directen Lieferung die Verlagsexpedition.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. Alfred Dove in München.

Uebersicht.

Die Bedeutung der Schilddrüse. Von Dr. med. L. Heine. — Rumänien ein Land der Zukunft. — Bourgets „Snobopolis". Von A. Bettelheim. — Inhaltsverzeichniß zum II. Quartal.

Die Bedeutung der Schilddrüse.

Von Dr. med. L. Heine.

Die Schild- oder Kropfdrüse ist eines derjenigen Organe, welche den Forschern den hartnäckigsten Widerstand geleistet haben und deren Obliegenheiten aus einer Reihe von Störungen bei ihrer Dienstunfähigkeit dunkel geahnt, aber nicht genau bestimmt werden konnten. So war die Milz lange ein großes Räthsel, dessen Lösung bis jetzt noch nicht völlig gelungen ist; die Nebennieren, deren Entartung man bei der so eigenthümlichen Bronzekrankheit gefunden haben will, sind es noch; und die Schilddrüse war im Kleeblatt — ein steter Vorwurf für die Männer der Wissenschaft! — die dritte, bis man neuerdings denn doch ihren Obliegenheiten und der Art ihrer Wirkung etwas besser auf die Spur gekommen ist.

Es ist in der Wissenschaft ein von Laien vielfach blindlings angegriffenes, für die Forschung aber durchaus unentbehrliches und für die menschliche Krankheitslehre außerordentlich vortheilhaftes Verfahren, ein Organ, dessen Function man nicht kennt, operativ zu entfernen und aus den „Ausfallserscheinungen" Rücksichtüsse auf die Function des Organs zu machen. Es ist von Laien, besonders von besser gebildeten, human denkenden Männern viel gegen die Vivisection gepredigt worden, und doch kann uns gerade die Geschichte der Schilddrüse zeigen, wie nöthig und wie segensreich für den Menschen es sein kann, wenn der Forscher plangemäß das Thier für ihn leiden läßt. Hunde, denen man die Schilddrüse entfernte, gingen in kürzerer oder längerer Zeit unter höchst eigenthümlichen Anzeichen zu Grunde. Sie wurden steif, „wie aus Holz geschnitzt", blickten scheu, zitterten beständig, bekamen Krämpfe, Herz- und Athemnoth und gingen unter starker Abzehrung zu Grunde. Den Chirurgen mußte diese Erfahrung zur Vorsicht mahnen, wenn er dem Organ beim Menschen zuleibe ging. Schwillt diese Drüse beim Menschen an — wie dieses in Süddeutschland viel häufiger ist als im Norden — so ergeben sich daraus nicht nur sehr unangenehme Schönheitsfehler, denn gerade das schöne Geschlecht wird besonders von diesem Leiden behelligt, sondern es stellen sich auch Behinderung der Athmung und andere ernstere Schädigungen der Gesundheit ein, welche die Leute zum Arzte treiben. Vielfach muß dann ein blutiger Eingriff unternommen werden, aber — wie uns das Thierexperiment gelehrt hat — nie darf das Organ vollständig entfernt werden; denn wo dieses aus zwingenden Gründen — sei es auch aus Unkenntniß — geschehen ist, da stellten sich die höchst sonderbaren und meist tödtlich verlaufenden Schädigungen ein, wie wir sie in ähnlicher Form beim Thiere sehen. Der Chirurg muß also immer einen kleinen Rest zurücklassen, selbst auf die Gefahr hin, daß sich von hier aus eine neue Struma, d. h. ein neuer Kropf, entwickele.

Außer beim einfachen Kropf, welcher in manchen Gegenden geradezu endemisch vorkommt, findet man auch bei anderen Krankheiten eine Vergrößerung dieser Drüse.

Eine ihrem Wesen nach sehr eigenthümliche Krankheit, die hiezu gehört, ist die Basedow'sche Krankheit. Die Patienten, früher vielleicht schön von Angesicht, werden entstellt durch hervorquellende Augen, durch den angeschwollenen Hals, ihre Pulszahl wird oft enorm gesteigert, so daß 150—200 Schläge in der Minute keine Seltenheit sind; ja bisweilen macht es Schwierigkeiten, an dem schwirrenden Gefäßrohr die Schläge zu zählen. Dazu kommt noch eine für die Patienten besonders lästige Neigung zu schnellem Erröthen und Erblassen, Zittern und anderen nervösen Symptomen, welche auf ein abnorm erregbares Gefäßnervensystem hindeuten. Auch die Psyche bleibt nicht lange intact, und das treibt die Kranken dann bald ganz aus der menschlichen Geselligkeit.

Aus solchen und ähnlichen Erfahrungen schloß man nun, daß die Schilddrüse ein regulatorisches Organ für Herz und Gehirn sei. Ihre Lage etwa in der Mitte zwischen den beiden genannten ließ sie dazu nicht ungeeignet erscheinen. Man stellte sich vor, das Gehirn vermöge vermittelst seiner nervösen Verbindungen auf die Drüse und dadurch auf das Herz zu wirken, während umgekehrt auch das Herz mit Hülfe der Drüse auf das Gehirn wirken sollte. Da die Drüse sehr blutreich ist, so schien geradezu eine größere oder geringere Fülle derselben schon dadurch regulirend auf die Blutversorgung etwa des Gehirns wirken zu können.

Wir sehen, man legte sich so gut und so schlecht, wie es eben gehen wollte, die Sache zurecht, ohne durch bestimmte Kenntnisse einen eigentlichen Einblick zu erhalten, bis durch die Funde von Baumann in Freiburg die Frage in ganz neuer Beleuchtung erschien und ihrer Lösung mindestens recht nahe gebracht ward.

Es war eine Thatsache rohester Empirie, daß bei Kropf oft das Jodkalium ganz ausgezeichnete Dienste zu leisten im stande ist. Die Drüse, welche durch ihre Vergrößerung die unangenehmsten Erscheinungen herbeigeführt hatte, schwoll ab, und oft sind definitive Heilungen durch diese harmlose Medication ohne das Messer des Chirurgen erzielt worden. Nicht selten ist es auch vorgekommen, daß das Publicum dem Arzt die Mühewaltung abnahm, sich selbst die Arznei verschaffte und nach dem Grundsatz „Viel hilft viel" die Drüse durch große Dosen des Medicaments nicht nur zur Abschwellung, sondern zur Schrumpfung und Verödung brachte und sich so schwere allgemeine Störungen in der Gesundheit, zumal im Stoffwechsel, zuzog. Worauf jedoch die günstige Beeinflussung des Kropfes und auch anderer schwerer Allgemeinerkrankungen durch das Jodkali zurückzuführen sei, das war vollständig räthselhaft.

Ganz vor kurzem gelang es nun dem Freiburger Professor der physiologischen Chemie, Baumann, aus Schild-

Digitized by Google

drüsen von Menschen und Thieren eine organische Jodverbindung darzustellen — das Jodkali ist eine sehr einfache anorganische Verbindung der beiden Elemente Jod und Kalium —, welche unzweifelhaft ein vornehmlich wirksames Princip der Drüse darstellt. Es ist demnach die specifische Wirkung der Drüsenzellen, diesen Stoff hervorzubringen und den Körpersäften und dadurch den anderen Organen zuzuführen.

Schon seit längerer Zeit hat man in der experimentirenden Wissenschaft den Weg eingeschlagen, bei Krankheiten das entsprechende Organ eines gesunden Thieres zu verordnen, wenn man die Functionsunfähigkeit desselben beim Menschen als Grund der Erkrankung ansah. Wie alles, so ist auch diese „Organ-Therapie" schon dagewesen; doch ist sie damals so übertrieben worden und so mißbräuchlich angewendet, daß man das Kind mit dem Bade ausschüttete und sie ganz aufgeben zu müssen glaubte. Neuerdings hat man es nun doch mal wieder mit diesem Stiefkind versucht und, wie das oft so geht, es wurde so schnell beliebt, daß öffentlich vor dem gefährlichen Mißbrauch der Thyreoidtabletten gewarnt werden mußte.

Diese Tabletten werden dadurch hergestellt, daß die getrockneten und gepulverten Schilddrüsen zu Plätzchen zusammengepreßt werden. Die Einzelheiten des Verfahrens sind Geheimniß der Fabriken. In diesen Handelsproducten wies Baumann nun Jod nach. Die nächste Frage war die, ob dieses Jod eine — sei es zufällige, sei es absichtliche — Beimengung des Präparats sei, oder ob es auch in der Drüse des lebenden Thieres schon vorgebildet ist. Jod als einen normalen Bestandtheil des thierischen Organismus anzusehen, war dem speculativsten Kopfe noch nicht eingefallen. In der That ließ sich nach vielen mühsamen Vorversuchen endlich eine organische Substanz isoliren, welche reichliche Mengen Jod enthielt. Sie wurde Thyrojodin genannt. Auch das Experimentum crucis, ob denn nun auch die neue Substanz die gleichen Wirkungen auf den Organismus auszuüben vermöchte, wie die Tabletten, gelang. Es wurde festgestellt, daß Kröpfe zum Schwinden gebracht werden konnten, daß bestimmte Unregelmäßigkeiten im Stoffwechsel, welche Fettsucht und dergl. zur Folge hatten, schnell günstig beeinflußt wurden; und daß bei größeren Dosen auch die Vergiftungserscheinungen nicht ausblieben, nahmen die Forscher unfreiwilligerweise an sich selbst wahr.

Daß die Vergrößerung eines Organs mit einer verminderten Wirkungskraft Hand in Hand geht, scheint vielleicht auf den ersten Blick befremdlich, ist jedoch verständlich, wenn man bedenkt, daß die Vergrößerung durch krankhafte Wucherung oder durch fehlerhafte Secretstauung bedingt ist. Mikroskopische Untersuchungen zeigen uns, daß dies keine leistungsfähigen Drüsenzellen mehr sind, sondern daß es eine entartete unnütze Masse ist.

Bei den in Freiburg zur Section kommenden Leichen von Erwachsenen und Kindern, berichtet Baumann, sind starke Vergrößerungen der Schilddrüsen eine fast regelmäßige Erscheinung und Kröpfe sehr häufig. Gleichwohl ist der Gehalt derselben an Thyrojodin bedeutend geringer als der von Hamburger Schilddrüsen, welche viel kleiner sind. Auch Berliner Schilddrüsen gaben guten Gehalt bei geringer Größe. Kinder haben verhältnißmäßig sehr viel weniger Jod als Erwachsene, alte Leute werden auch in dieser Beziehung den Kindern wieder ähnlich.

Interessant ist es, die Quelle des Jods zu erforschen. In den Küstenländern ist eine Hauptquelle jedenfalls der Genuß von Seefischen. Fütterung von Hunden mit Seefischen hat eine wesentliche Steigerung im Jodgehalt, i. sp. im Thyrojodingehalt erkennen lassen. Auch Spratts Hundekuchen erwies sich als jodhaltig und Thyrojodin bildend. Auch in vielen Landpflanzen — abgesehen von den oft sehr jodreichen Meeresgewächsen — hat man jetzt Jod und zwar zum Theil in organischer Bindung gefunden. Der Phosphorit, ein Mineral, soll stets Spuren von Jod enthalten, so daß hier vielleicht die Quelle für das Jod der Pflanzen zu suchen wäre.

Somit ist uns in dem Thyrojodin eine lebenswichtige organische Jodverbindung gegeben, welche, durch die normale Thätigkeit der Schilddrüse gebildet, ganz bestimmte Obliegenheiten in der Haushaltung des Organismus zu erfüllen hat, von deren ungestörtem Ablauf ein gesunder Gleichgewichtszustand in der Ernährung abhängig ist. Weitere Untersuchungen, die schon vielfach im Gange sind, bringen uns hoffentlich bald neue Einblicke in dieses wichtige Gebiet.

Rumänien ein Land der Zukunft.

Z. Gelegentlich hervorragender Festlichkeiten von allgemeiner Bedeutung, die das Königreich Rumänien ab und zu feierte, wie das Regierungsjubiläum König Karls, die Eröffnung der internationalen Bahnstrecke durch die Dobrudscha zum Schwarzen Meer, die ermöglicht ward durch den gewaltigen Brückenbau von Cernavoda, hörten wir viel von dem Aufschwung, den das junge Königreich in den letzten Jahrzehnten genommen, und sprach man von seiner stetigen Entwicklung auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens. Aber es fehlte bei uns bisher an einem Buche, das gewissermaßen die Belege liefert für die durchweg sehr anerkennenden Berichte. Ein solches Werk liegt nun vor. Es führt den bezeichnenden Titel: „Rumänien ein Land der Zukunft"[1]) und läßt in jedem Capitel Gründlichkeit der Studien und strenge Objectivität der Darstellung erkennen. An der Hand von actenmäßigem Material wird uns ein fesselndes Bild entworfen von der Landwirthschaft, dem Bergbau, den Heilquellen und Curorten, der Forstwirthschaft, der Communication, dem Auslandhandel, dem gewerblichen Leben, den Staatsfinanzen, den Geld- und Creditanstalten, der Armee, der Verwaltung, Rechtspflege, Unterricht, Cultus u. a. m. Der Verfasser ist von einer bedeutenden Zukunft Rumäniens überzeugt. Aber er geht dabei über die zur Zeit noch obwaltenden Mängel nicht hinweg, sondern macht auf sie aufmerksam, deckt die Schäden auf und nennt ihre Ursachen, weist aber auch auf den Weg zur Besserung.

Die landwirthschaftlichen Verhältnisse Rumäniens (wie des europäischen Ostens überhaupt) kann man nur dann voll verstehen, wenn der geschichtlichen Entwicklung der Besitzverhältnisse Rechnung getragen wird. Es ist noch gar nicht lange her, daß das Land fast ausschließlich in den Händen von Großgrundbesitzern war, die, in der Stadt und im Ausland (Paris) lebend, sich wenig um Melioration des Bodens oder rationellen Betrieb der Viehzucht kümmerten, vielmehr nur möglichst viel Pacht herausschlugen. Durch Aufhebung der Leibeigenschaft 1861, Säcularisation des riesigen Klostergutes und theilweise Expropriation des Großgrundbesitzes 1864, hauptsächlich aber durch Parcellirung und Verkauf der Staatsdomänen seit 1881, ist allenthalben ein kleiner, aber freier Bauernstand geschaffen worden, der von Jahr zu Jahr wächst. So wurden seit 1889 nicht weniger als 308,000 ha Staatsdomänen in Loosen von 5, 10 und 25 ha im Werthe von 123 Millionen Franken an Bauern veräußert. Landwirthschaftliche Creditanstalten, die gut gedeihen, geben dem Kleinbauern Betriebscapital zu mäßigen Zinsen. Der Staat gibt sich viele Mühe, die Landwirthschaft und damit den Bauernstand zu heben. Er errichtet selbst Musteranstalten, und als solche üben die aus

[1]) Rumänien ein Land der Zukunft. 1866—1896. Von G. Benger, kgl. rum. Generalconsul. Mit 1 Karte, 10 Lichtdrucktafeln und 14 Abbildungen im Text. Stuttgart, J. Engelhorn.

Digitized by Google

12 Gütern bestehenden, vortrefflich verwalteten Krondomänen einen wohlthätigen Einfluß aus. Intensiverer Betrieb der Güter und Wechsel in der Fruchtfolge sind Ergebnisse, die sich gegen die frühere Wirthschaft auch bei den großen Gütern schon vortheilhaft bemerkbar machen. Weizen und Mais ist Hauptculturart. Während 1862 erst 2,500,000 ha cultivirt waren, werden heute schon 6,000,000 ha bebaut, beinahe die Hälfte der Gesammtbodenfläche (13,000,000 ha). Die Landwirthschaft ist aber noch einer weit größeren Entwicklung fähig, und diese Entwicklung muß kommen, wenn auf dem betretenen Wege fortgeschritten wird.

Fast jeder District Rumäniens ist zum Weinbau geeignet. Der Weincultur steht aber zu große Steuer hemmend im Wege. Jedes Hektoliter, consumirt oder exportirt, zahlt 37 Franken Taxe, d. i. das Dreifache seines Werthes. Nachlässige Behandlung, Mangel an Fässern und guten Kellereien sind zu tadeln. Bei geringerer Steuer und richtiger Behandlung kann der Weinbau in Rumänien eine bedeutende Zukunft haben. Die Obstbaumzucht steht nicht auf der Höhe, die sie erringen könnte.

Günstige Bedingungen für die Viehzucht, gutes Rindvieh und vortrefflicher Grasboden sind vorhanden. Trotzdem liegt die Viehzucht noch darnieder. Das Rindvieh dient dem Rumänen bis jetzt fast nur als Zugvieh. Die Ausnutzung zur Milchwirthschaft und Mastung ist noch sehr gering, wiewohl es kaum einen Bauer gibt, der nicht wenigstens eine Kuh besäße. Die gesammte Viehzucht ist der Entwicklung bedürftig, aber auch fähig.

Wenige Länder weisen einen solchen Reichthum an Mineralien auf wie Rumänien. Die Ergiebigkeit unter der Erde steht der natürlichen Fruchtbarkeit des Bodens nicht nach. Vorhanden sind: Braunkohle, Steinkohle, Anthracitkohle, Eisen, Blei, Quecksilber in sehr großer Menge und vortrefflicher Qualität, Zinnober, Schwefel, Granit, Marmor, hydraulischer Kalk, ganz besonders aber Salz und Petroleum. Der Salzreichthum ist geradezu ungeheuerlich. Rumänien könnte ganz Europa auf Jahrhunderte mit Salz versorgen. Auch an Petroleum (das rumänische Petroleum enthält 13—15 Procent mehr reines Oel als das amerikanische) sind enorme Mengen vorhanden. Nur die Ausbeutung des Salzes (Staatsmonopol) steht auf der Höhe der Zeit. Die Ausbeute betrug 1863: 40,000 t, 1893 schon 117,000 t. Aber auch die Petroleumgewinnung hebt sich; so wurden 1862 nur 30,000 Doppelcentner, 1872 schon 140,000 und 1894 gar 670,600 Doppelcentner gewonnen. Der Reichthum ist aber so groß, daß bei besserer Technik und dem nothwendigen Großcapital die Gewinnung ganz bedeutend gesteigert werden kann. Zweifellos werden die nächsten Jahre einen wesentlichen Aufschwung bringen in der Ausnutzung des unterirdischen Bodenreichthums, da die bergwerkrechtlichen Verhältnisse 1895 durch ein Gesetz derart geregelt wurden, daß nun auch Fremde in Rumänien schürfen dürfen. Dem Unternehmungsgeist und dem Großcapital ist somit ein neues Feld eröffnet.

Daß ein Boden, so reich an Mineralien, auch Heilquellen besitzt, liegt nahe. Bis jetzt sind 130 Heilquellen chemisch untersucht, hierunter verschiedene von wesentlicher Bedeutung. Die Entwicklung der Curorte wird aber gehemmt durch das Verbot, daß Fremde Grundeigenthum in Landgemeinden erwerben können. Erhielten die Gemeinden mit den hervorragendsten Heilquellen Stadtcharakter, so würden Fremde Hotels, Curhäuser u. s. w. erbauen. Es bliebe infolge dessen nicht nur viel Geld im Lande, das jetzt ins Ausland geht, es würden auch Fremde die Curorte besuchen.

Die Forstwirthschaft macht gute Fortschritte. Der früheren Waldverwüstung ist Halt geboten. Rumänien besitzt heute noch 2 Millionen Hektar Wald. Im Jahre 1884 betrug die Einnahme aus den Staatswaldungen 2 Millionen Franken, 1891 schon 3.8 Millionen. Ein Aufschwung der allgemeinen Forstwirthschaft ist mit dem Steigen des gewerblichen Lebens, der steten Verbesserung der Communication unausbleiblich.

Ein sehr interessantes Capitel ist das über das Gewerbleben. Um ein klares Bild von dem Stande der Industrie in Rumänien zu geben, müßte man die rein sachlich gehaltene, inhaltreiche Ausführung des Verfassers wörtlich wiedergeben. Das Gewerbleben vor drei Jahrzehnten war kaum nennenswerth. Auf dem platten Lande ist es heute noch gering; denn der Bauer zimmert sein Haus selbst, schnitzelt seine hölzernen Hausgeräthe, und die Frauen schaffen die Kleidung. In den meisten Dörfern sind heute noch der Wirth und der Schmied, letzterer meist Zigeuner, die einzigen Gewerbtreibenden. Großindustrie gab es kaum. Nun wirken das Industriegesetz vom 21. April 1887 und das Berggesetz von 1895 viel gutes für den Aufschwung der Industrie, weil sie die Schwierigkeiten wegräumen, die ausländischen Capitalisten im Wege standen, wenn sie sich dauernd im Lande niederlassen wollten. Wesentlichen Einfluß hatte aber die von Fürst Karl sofort bei seinem Regierungsantritt energisch betriebene Verbesserung der Verkehrstraßen und die Herstellung von Eisenbahnen. Es bestehen schon sehr bedeutende industrielle Unternehmungen, große Fabrikanlagen in Bukarest, Azuga, Sascut, Buhusch, Busteni, Galatz, Jassy, Braila, Cosmesti, Targoviste, Campu-Lung, Dofana u. s. w. u. s. w. mit vielen Millionen Capital und zahlreichen Arbeitern. Besonders ist die Holzindustrie stark entwickelt. Heute bestehen 23 große Sägewerke mit über 10,000 Arbeitern. Sehr entwickelt ist auch die Mühlenindustrie. In den Districten Botosani und Doroholu gab es 1892 schon allein 200 Dampfmühlen, die 30,000 Tonnen Weizenmehl und 40,000 Tonnen Maismehl, auch für den Export bis nach England, verarbeiten. Aus der von dem Verfasser gegebenen Fabrikenstatistik ist klar zu entnehmen, daß die rumänische Industrie festen Fuß gefaßt hat. Aber sie ist noch eines unverhältnißmäßig größeren Aufschwungs fähig. Welch enormes Feld bietet alleln die Erschließung der Mineralschätze, die jetzt noch außer Salz und Petroleum ziemlich brach liegen! Der beste Weg, der nationalen Industrie eine feste Grundlage zu geben, wäre wohl die Gründung solcher Fabriken, welche die natürlichen und landwirthschaftlichen Producte des Landes verarbeiten. Hierher gehören z. B. Fabriken für Herstellung von Fleischextract oder Pökelfleisch, größere Weinexportgeschäfte mit rationeller Weinbehandlung, Ausbreitung der mechanischen Weberei, der Nägel- und Kurzwaarenfabrication u. a. m.

Ueber die außerordentliche Hebung der Communicationsmittel unter der Regierung Karls I. ist schon so viel geschrieben worden, daß wir über dieses Capitel weggehen können mit der kurzen Bemerkung: Rumänien besaß 1866 noch nicht so viele Kilometer Chausseen als jetzt Eisenbahnen, und letzterer gab es gar keine, heute dagegen schon 2800 Kilometer, abgesehen von verschiedenen im Bau begriffenen und projectirten Eisenbahnen. Auch die Schifffahrt hebt sich bedeutend. In den beiden Hafenstädten Galatz und Braila hat die Regierung zur Erleichterung des Transportes mit einem Kostenaufwand von 18 Millionen Franken Hafenbassins und Silos (Getreidespeicher) erbauen lassen.

Die Staatsfinanzen weisen mit am meisten Veränderung auf gegen die Verhältnisse vor etwa 30 Jahren. Mit der politischen und culturellen Emancipation stiegen die Staatsausgaben natürlich, und zwar so bedeutend, daß 1874 rund 90 Millionen, 1895 aber schon 190 Millionen Franken verausgabt wurden. Heute hat Rumänien allerdings 1200 Millionen Franken Staatsschulden, aber sein Staats-

haushalt steht im Gleichgewicht und der Staatscredit hat sich sogar wesentlich gehoben, so daß z. B. eine 6procentige Anleihe 1866 nur zu 62.25 Procent begeben wurde, 1890 dagegen die 5procentige Rente 100 Procent erzielte. Bemerkenswerth ist, daß von der Staatsschuld in Deutschland allein 760 Millionen Franken placirt sind, und so ist Deutschland Rumäniens Hauptgläubiger. Auf die Frage: Wie verhält es sich im Hinblick auf das Vorwiegen der Landwirthschaft mit der dauernden Leistungsfähigkeit des Landes? gibt ein Deutscher, der Director der Bayerischen Notenbank, Dr. M. Ströll (in „Schmollers Jahrbuch" 1895, S. 1162), eine sehr befriedigende Antwort, die mit den Sätzen beginnt: „Die Intensität der Bewirthschaftung ist noch in hohem Grade steigerungsfähig. Die Nebenerträgnisse der Landwirthschaft sind noch ziemlich vernachlässigt und lassen eine bedeutende gewinnbringende Entwicklung zu. Eine Verschuldung des Grundbesitzes, wie in Mitteleuropa, ist nicht vorhanden. Mit anderen Worten: die rumänische Landwirthschaft wird noch bestehen können, wenn die mitteleuropäische es längst nicht mehr vermag." ... Die wachsende Productivkraft des Landes, die gesteigerte und sich noch steigernde Steuerkraft, das sehr bedeutende Staatsvermögen in Staatsdomänen und Eisenbahnen — für letztere sind auch die meisten Anleihen gemacht, also zu productiven Zwecken — und die besonnene Politik und gute Finanzverwaltung sichern Rumäniens Staatsschuld vollauf.

Ueber die Armee können wir eigentlich hinweggehen. Es ist wohl allgemein bekannt, was König Karl hierin großes geleistet und wie er unablässig weiterstrebt. Mit der rumänischen Armee (Friedensstärke 42,000 Mann, 2480 Officiere, 336 Feldgeschütze, 8200 Pferde, Kriegsstärke 235,000 Mann, 3670 Officiere, 25,000 Pferde und 500 Geschütze) ist zu rechnen.

Auf dem Gebiete des Schulwesens, der allgemeinen Bildung ist noch viel zu thun. Aber es ist auch schon sehr viel gethan, und heute gibt der Staat für seine Schulen 22,500,000 Franken aus, während vor 20 Jahren nur ein Drittel für diesen Zweck verwendet wurde. Auch auf dem platten Lande dringt die Ueberzeugung durch, daß Schulbildung unbedingt nöthig ist. Es bestehen zur Zeit 4000 Elementarschulen, 18 Lateinschulen, 11 Realschulen, 13 siebenclassige Lyceen, Fachschulen für Maler, Musiker, Thierärzte, eine Forstakademie, viele landwirthschaftliche Schulen, eine Hochschule für Straßen- und Brückenbau in Bukarest und zwei Universitäten in Bukarest und Jassy. Die Rechtspflege hat sehr gewonnen, die Arzneiwissenschaft große Fortschritte gemacht, die technische Wissenschaft ist in einer Weise gediehen, daß rumänische Ingenieure die großartige Donau-Eisenbahnbrücke Fetesti-Cernavoda ganz allein bauten, während man vor 1866 kaum eine gewöhnliche Holzbrücke über einen Fluß zu schlagen wußte.

Wer Bengers Buch aufmerksam liest und mit rumänischen Verhältnissen überhaupt etwas vertraut ist, der findet den Titel des Werkes „Rumänien ein Land der Zukunft" ganz correct; er findet aber auch die stolzen Worte berechtigt, die König Karl bei der Einweihung der Cernavodabrücke im vorigen Jahre sprach: „Den Aufschwung unsres theuren Rumäniens auf dem Wege zur Größe und zum Fortschritt wird niemand mehr zu hemmen im stande sein."

Bourgets „Snobopolis".[1])

„Cannes, à cette époque, c'était *Snobopolis*, avec son bataillon de princes et de princesses"... (Une idylle tragique; pag. 273)

Le „tout Paris" genügt dem Ehrgeiz neumodischer Erzähler nicht mehr; an seine Stelle ist gleich im Eingangscapitel von Bourgets jüngstem Roman le tout Europe getreten. In seinem letzten Buch Cosmopolis hatte er Rom zum Schauplatz einer abenteuerlich gemischten, aus allen Welttheilen zu und an einander gerathenen Gesellschaft gewählt. Diesmal treffen wir an der Riviera die hübschesten Frauen der englischen und amerikanischen Colonie, exotisch und exotisch herausgeputzt neben Italienerinnen, Russinnen und Oesterreicherinnen. Im Geplauder mit diesen Damen aus aller Herren Ländern zeigt uns Bourget „alles, was die Winterfrische an echten Prinzen und Modegrößen beherbergt": den namhaftesten Sportsman und einen Afrikareisenden auf Ferien; beide in regem Gespräch „mit einem Pariser Romancier von dem schönsten Talent, einem normannischen Herkules mit einem Faungesicht, lachfrohen Lippen und spöttischen Augen, der ein paar Winter hernoch in derselben Stadt ein Hinsterben erleiden sollte, das schlimmer ist, als Tod: den unaufhaltsamen Zusammenbruch seiner prachtvollen Intelligenz". Man braucht kein Globe-trotter zu sein, um aus diesen Umschreibungen Guy de Maupassant herauszufinden. Die Rücksicht, die Bourget dem alten Kameraden gegenüber durch überflüssiges Verschweigen seines jedem Leser sofort auf die Lippen tretenden vollen Namens walten läßt, wird leider auf das bedenklichste verletzt dem Hause Habsburg gegenüber. Alle Gäste versammeln sich nämlich angeblich in der Villa Helmholtz eines 50jährigen Erzherzogs Henri François, des grand raté du Gotha, eines Prinzen, der, unbeschadet seiner erlauchten Abkunft, anarchistische Meinungen verkündigt, sechzehn Stunden des Tages in einem physikalischen Laboratorium zubringt, als Hausherr von außerordentlicher Barschheit, als Ehemann ein Barbar, als betrogener Gatte ein dämonischer Rächer ist. Es widerstrebt mir, die an verschiedenen Stellen (S. 40, 55, 94, 136, 140, 287, 341, 437) gegebenen eingehenden Charakteristiken dieser vollkommen willkürlich ersonnenen und trotzdem mit dem vollen Namen eines europäischen Dynastengeschlechtes eingeführten Persönlichkeit zu wiederholen. Ich kann mich nur nicht von meinem Staunen erholen, daß ein Mann von Bourgets Art und Geschmack eines solchen Mißgriffes sich schuldig machen konnte. Als Zola für eine Gerichtsperson seines Eisenbahn-Romans La bête humaine arglos einen seinem Ohr just für diesen Charakter tauglichen weitverbreiteten Namen aus dem Adreßkalender holte, ließ ihn eine gleichnamige Familie processualisch zwingen, einen anderen Namen zu wählen. Zu welchen Bedenken es führt, Hofklatsch nicht nur à la Vehse zu buchen, sondern in Modegeschichten à la Samarow auf den Effect herauszuputzen, bedarf keiner Erörterung. Ein paar Beispiele derart sind an dieser Stelle in der Anzeige „Neue Pariser Schlüsselromane" (Beilage vom 13. Sept. 1895) zur Sprache gebracht worden. Alles (von respectablen Autoren) bisher gewagte überbietet aber Bourgets Leistung, einer von ihm ganz frei geschaffenen Romanfigur einen Weltnamen anzuheften. Welche Abwehr hätte es verdient und gefunden, wenn Schiller den Erbprinzen des „Geistersehers" nicht nur lebens-, sondern auch namenskenntlich eingeführt, welche Entgegnungen wären nicht — selbst aus dem bonapartistischen Lager — gekommen, wenn etwa Gustav Freytag den Fürsten der „verlorenen Handschrift" schlankweg und muthwillig als einen Zugehörigen oder Abkommling des Hauses Orleans bezeichnet hätte! Läge hier nicht ein — rein juristisch betrachtet — unzulässiger Eingriff in unantastbare Familienrechte vor? Noch schlimmer, als diese praktische, scheint mir aber die ästhetische Versündigung Bourgets. Er verwischt die Grenze zwischen frei bildender Phantasie und noch freier bildender Lästerchronik. Ich sehe ganz davon ab, daß seine Meldungen über den „verlorenen Sohn des genealogischen Kalenders" auf kein einziges

[1]) *Paul Bourget.* Une idylle tragique. Moeurs Cosmopolites. Paris, Lemerre 1896.

Digitized by Google

Mitglied des von ihm ungescheut und unablässig genannten Fürstenhauses zutreffen. (Wie genau Bourget österreichische Verhältnisse kennt, bezeugt sein überraschender Aufschluß S. 42: der anbetungswürdige Vorname Ely sei ein délicieux diminutif autrichien d'Élisabeth.) Ich erkläre nur — frei von jeder höfischen Wohldienerei —: solche „Namenschöpfung" ist meines Erachtens weder zu erklären, noch zu entschuldigen. Und ich hoffe, daß in diesem Punkt die Gelehrten- und Künstlerrepublik der ganzen Welt Einer Meinung sein wird. Die Rechte der Gesandtschaftsberichte und Memoirenschreiber werden durch solchen Einspruch nicht entfernt berührt. Wir wehren uns nur gegen den Einbruch der Instincte von „Snobopolis" in das Heiligthum des häuslichen Herdes, ganz zu geschweigen der Rechte und Pflichten strenger Kunst.

Ist Bourget ihrer sonst eingedenk gewesen in der Idylle tragique, deren verkehrter Titel schon einen unvereinbaren Widerspruch in sich trägt? Nach dem Maß seiner Kraft allerdings. Diese Kraft aber ist nicht die Schöpfermacht eines geborenen Dichters: Bourget ist — wie alle einsichtigen Kenner, selbst seine bestgesinnten Landsleute zugeben — vor allem ein Kenner und Kritiker. Er liest und denkt Balzac, Flaubert, Stendhal wie wenige. Er versucht außerdem als Sittenmaler und Sittenprediger einer neuen Gesellschaft die alte Meisterschaft dieser Vorbilder zu verjüngen. Aber aller Eifer und alle Feinheit ersetzen nicht die Urgewalt des gestaltenden Vermögens. Bourgets Romane sind neben den Geschichten eines Maupassant sozusagen nur künstliche Kunst. Der bedeutende Geist, der uns als Jünger Taine's mit seinen Erstlingen „Essais de psychologie contemporaine" reinen Genuß und reiche Anregung gewährte, kann sich als arbiter elegantiarum nicht einmal mit Octave Feuillet vergleichen. Bourget wird als Erzähler niemals den Rang eines vorbildlichen, selbständigen Geistes einnehmen, den wir — in diesen Blättern, wohl zuerst in Deutschland, in dem Aufsatz „Jungfranzösische Wandlungen" vor mehr als einem Jahrzehnt — dem Essayisten zubilligten. Ein gleiches denken manche aufrichtige Franzosen, wenn sie das auch nicht mit der gleichen Unumwundenheit heraussagen; „beaucoup d'hommes mûrs, surtout parmi les Gaulois et parmi ceux qui sont fortement imprégnés de lettres classiques, ne peuvent pas le souffrir", bekannte Jules Lemaître 1887 in der gescheiten Studie, die er der Art und Unart des Freundes im dritten Band der „Contemporains" widmete. „Was immer er fortan auch schaffen mag, Paul Bourget wird für alle Folge der Autor der Essais bleiben": so urtheilte 1894, sieben Jahre später, in den Écrivains d'aujourd'hui ein begabter jüngerer Wortführer der Pariser Kritik: René Doumic. „Bourget wird niemals den Roman als Erzählung eines besonderen Schicksals und die Geschichte eines individuellen Empfindungslebens auffassen. Bei ihm ist die Erzählung nur die Illustration einer Idee und jedes seiner Bücher ist nur geschrieben worden, um ein allgemeines Gesetz zu erweisen." Als der Sohn eines Mathematikers übt und liebt es Bourget more geometrico die Aufgaben des Dialektikers und Casuisten mit gutem Grund bisweilen in halben oder ganzen Criminalromanen zu lösen. Nur leider nicht immer mit der rechten Selbstbescheidung. „Il n'a pas l'analyse modeste", scherzte schon Lemaître: „er gleicht ab und an einem virtuosen Chirurgen, der einen ganzen Schrank von Sägen, Zangen, Scheeren ꝛc. herbeiholen würde, um ein leichtes Zahngeschwür zu öffnen." Pedantisch und geziert zugleich wird er also als Salon-Moralist mehr als einmal langweilig, wo er gründlich sein wollte. Mehr als einmal verdirbt er auch den Feuerwein einer moralistischen Vor- und Mahnrede durch das Zuckerwasser süßlicher Boudoirgeschichten. Selten nur vermag er es in Skizzen (zumal den Pastels) oder in dem Pariser Roman „Mensonges", die Wirklichkeit lebendiger Menschen und Dinge kräftiger herauszuarbeiten, als seine Gedankengänge, von deren Irrwegen, um ein Wort Zola's über Stendhals verwandte Art zu gebrauchen, man nur mit Migräne heimkommt.

Bourgets „Idylle tragique" zählt nicht zu diesen glücklicheren Eingebungen des Erzählers. Die Frömmelei, die seine beiden letzten Romane „La terre promise" und „Cosmopolis" umdunkelte, fehlt diesmal zwar. Aber in breitestem, directem und apagogischem Beweis wird eine Maxime von Larochefoucauld abgehandelt: daß wahre Freundschaft noch seltener sei als wahre Liebe. Zwei Jugendfreunde verlieren einander auf ewig, weil der eine, ein Junggeselle, in ein leidenschaftliches Verhältniß verstrickt wird zu einer vornehmen Oesterreicherin, mit der, ohne sein Vorwissen, ehedem der andere, der jetzt in einem mariage de lassitude hinsiecht, ein rasch vorüberrauschendes Abenteuer bestand. Folge: alle drei werden für immer unglücklich. Der ehemalige Liebhaber wird eifersüchtig; treibt die beiden zu unüberlegten, verzweifelten Schwüren und Schritten; verfällt dann, diesmal schuldlos verdächtigt, der Rache des Gatten und stört endlich als Schatten jede Annäherung der so jäh geschiedenen. Diese magere Grundfabel wird auf 500 Seiten, um wienerischer zu reden, als Ely, ausgezogen wie ein Strudelteig. Als Zuthaten werden allerhand gewürzte Schilderungen des Treibens in Monte Carlo und Cannes, vor allem aber sehr nette, hörenswerthe Reden eines blaublütigen Genueser Sammlers über den Vorrang der griechischen vor jeder (auch der Renaissance-) Kunst eingefüllt. Wie wenig schmackhaft der ausgebackene Kuchen trotz solcher Rosinchen mundet, wurde mir recht deutlich, als ich aufathmend beim größten Erzähler des achtzehnten Jahrhunderts mich erholte. Ich hatte zunächst nur vor, in Jacques le fataliste die Erinnerung an ein der Maxime Larochefoucaulds verwandtes Wort aufzufrischen. Und in der That fand ich die These, die Bourgets „Idylle tragique" als Motto trägt, auch bei Diderot wieder in dem Dialog:

Jacques. A présent, monsieur, je voudrais bien, que vous m'apprissiez le but moral de cette impertinente histoire.

Le Maître: A mieux connaître les femmes.

Jacques: Et vous aviez besoin de cette leçon?

Le Maître: A mieux connaître les amis.

Jacques: Et vous avez jamais cru qu'il y en eût un seul qui tînt rigueur à votre femme ou à votre fille, si elle s'était proposé sa défaite?

Was hier, bei Diderot, kurz und keck behauptet und mit den verwegensten, ausgelassensten, vom Geist der alten Fabliaux durchwehten Geschichtchen belegt wird, hat nicht umsonst das Herz seiner leidenswerthen ersten Leser — Schiller und Goethe gelabt. Der Burgunder Diderot versteht sich auf die Casuistik und Dialektik des Lebens und Liebens besser, als alle Bürger und Modelieblinge von Snobopolis. Und in den überreich eingestreuten humoristischen und tragischen Zwischenspielen von Jacques le fataliste (aus denen Schiller als Uebersetzer nicht umsonst die zeither von Sardou in „Fernande" dramatisch bearbeitete Episode der Madame de La Pommeraye und des Marquis von Arcis herausgriff) steckt mehr Erzählergenie, als in allen lebenden französischen Sittenmalern des angeblichen Tout Europe.

Wien, 23. Juni. A. Bettelheim.

Digitized by Google

Inhaltsverzeichniß zum II. Quartal 1896 der Beilage.

(Die Zahlen bezeichnen die Beilagenummern; ein * deutet auf „Mittheilungen und Nachrichten“, von denen nur die wichtigeren aufgenommen sind.)

I. Aufsätze, nach Gegenständen geordnet.

1. Staat, Kirche, Recht, Wirthschaft, Sociales.

Wie man zum Magyaren wird 136.
Die slavische Bevölkerung des italienischen Königreichs 135.
Rumänien ein Land der Zukunft 149.
Ein Polykrates unserer Tage 127.
*Volkszählung in Mexico 132.
Kirchenpolitische Briefe X—XII 77, 101, 126.
Bedeutung und Zukunft des Altkatholicismus 131, 148.
Ein Angriff auf die evangelische Landeskirche in Siebenbürgen 98.
Die evangelisch-sociale Bewegung 129.
Die „Erklärung der Rechte“ 142, 143.
Das Rechtsstudium der Gegenwart 118.
Das Rechtsstudium der Zukunft 86; vgl. 102 u. ebd.*
Schuld und Strafe 110, 111.
Die Deportation in Rußland 93.
*Die Revision des Handelsgesetzbuchs 143.
Die allgemeine Wechselfähigkeit 106.
*Die wirthschaftliche und rechtliche Bedeutung der Währungs-Frage 138
Beiträge zur Lehre von der Kaufkraft des Geldes 137.
*Agrarische Behauptungen im Lichte der Wirklichkeit 91.
Die amtliche Erhebung über Verhältnisse im Handwerk 97.
Zur Geschichte des ländlichen „Tschinsch“ in Westrußland 124.
Zur wirthschaftlichen Lage in Cuba 89.
Kampher, ein Monopol der Japaner 94.
*Sociale Stellung der Frau in den Vereinigten Staaten 77.
Die Selbstmorde im Deutschen Reich während des Jahres 1894 96.
Volksbibliotheken in Deutschland 106; vgl. *110.

2. Geschichte, Biographie, Nachrufe, Briefe.

Pages d'histoire 88.
*Austausch der Hunyadi-Documente gegen Bavarica 91, 98.
Die neuesten Papyrusfunde 80.
Gedanken über den antiken Staat 117.
Die Therapeuten 111.
Die Gurker Fälschungen 148.
Inez de Castro 83.
Das Konstanzer Concil 145.
Die alten Territorien des Elsaß 144.
*Das Wappen der Mitglieder des österreichischen Erzhauses 86.
Aus den Lehrjahren Kaiser Maximilians II. 105.
Veit Ludwig v. Seckendorff als Publicist 115.
Zur Geschichte der Quäker in Amerika 85.
Ein deutscher Bericht über den Hof Peters des Großen 130.
Friedrich d. Gr. u. der Ausbruch des 7jähr. Krieges 92, 93, 94; vgl. *100.
Die Universität Göttingen unter der französisch-westfälischen Herrschaft 99.
Marschall Gouvion de St. Cyr und die Bayern in Rußland 147.
König Joachim Murats Ende 87.
Zum letzten polnischen Aufstand 141.
Neue Beiträge zur Geschichte der spanischen Königswahl 78.
Die Krisis um der Laire im Kriege 1870 109, 119.
Die Operationen Bourbaki's gegen Werder 140.
Bayern 129.
F. G. Welcker in Gießen 97.
Rede bei der Weihe des Rankedenkmals in Wiehe 122.
Die Denkwürdigkeiten des ingenburgischen Staatsministers E. Servais 108
Propst Kerschbaumers Memoiren 109.
*Adalf Exner 142.
*Georg Neumayer und die deutsche Seewarte 140.
Adolf Bastian und die ethnologische Wissenschaft 145.
Ein moderner Socialpolitiker (Max Haushofer) 115.
*M. P. Sfolowjew 143.
Scheik Djemaleddin el Afghou 144.
Karl Ludwig Blittmeyer † 125.
*Thomas Hughes † 78.
*Adolf Merkel † 77.
*Karl Hamann † 87.
*Heemann Ulmann † 97.
*Heinrich v. Treitschke † 99, 102; vgl. 107.
Heinrich v. Treitschke als akademischer Lehrer 132.
Franz Freiherr von Kuhn † 128.
*Gerhard Rohlfs † 128.
Rohlfs' Bedeutung als Afrikaforscher 140.
*J. M. Cengnard † 134.
*Briefe von Andrea Doria 96.
Zu den Briefen Hubers an Schiller 104.
Franz Liszts Briefe 89, 90, 91, 92.
H. Lotze's Briefe an L. Strumpell 95.
Aus den Briefen des Grafen Prokesch v. Osten 126.
Edwin Frhr. v. Manteuffel an Leopold v. Ranke 112, 113, 116, 117, 118, 120, 123, 124.

3. Literatur überhaupt, Poesie insbesondere.

*Ein Stück des hebräischen Jesus Sirach aufgefunden 116.
*Ein Stück der ältesten Palimpsestbibel wiedergefunden 128.
*Facsimile der Medicäischen Aeschylus-Handschrift 105.
Georgische Handschriften in Torre del Greco 101.
Die Geschichte des Dialogs 96.
Die Reformationsliteratur Siebenbürgens 102.
Ed. Wilh. Sievers und seine letzten Shakespeareforschungen 85, 86; vgl. *100.
Zur Rousseau-Literatur 112.
Eine Goethe-Feier in Budapest 131.
*Eine Jugendschrift Cuviers 143.
Graf Leo Tolstoj als Nationalökonom 79.
*Zu den Quellen von Anzengrubers Pfarrer von Kirchfeld 133.
Neues vom alten Raabe 113.
Neues von Marie Ebner 121.
Johann Georg Fischers neueste Gedichte 114.
„Selbstgerecht“ von Spielhagen 126.
Zwei Rothenbuger Romane 119.
Neue Novellen 84, 146.
Neugriechische Volkslieder 143.
Antonia Pozzazara 98, 99.
Bourgets Snobopolis 149.
Ibsen in seiner letzten Periode 134, 135.
Mark Twains humoristische Schriften 105.
Hippolyt Spashinskij 87.

4. Kunst, Kunstgewerbe, Musik, Theater.

(Ausgrabungen s. u. Nr. 6.)

Kunst und Sittlichkeit nach der Lehre unsrer Classiker 141.
Die drei bildenden Künste 90.
*Archäologische Mittheilungen 148.
*Altgriechische bemalte Thonsarkophage 132.
*Griech. Heim aus Goldblech im Louvre 80; Halskette ebendort 133
Das Trojaneum in Pergamon 88.
Die Reinen von Amrâdhapara 82.
Eine Geschichte der christlich-religiösen Kunst 127.
Ein Besuch in den vaticanischen Gemächern 146.
Die antihistorische Lützelburg 138.
*Epitaphien der Hoch- und Deutschmeister in Horneck 91.
*Das älteste deutsche geschriebene Malerbuch 109.
*Photographien nach Bildern Nördlinger Meister 90.
Rafael und Donatello 116.
Müntz' Geschichte der Renaissancekunst in Italien 133.
*Die Sammlung Artaria 96; Versteigerung 110.
Das neue Bibliothekgebäude zu Straßburg 79.
*Luther-Denkmal in Hannover 108.
Das deutsche Kunstgewerbe u. die englisch-amerikan. Bewegung 121, 122.
Die Anfänge der feinen Korbmocherei in Oberfranken 88.
Ueber Richard Wagners Kunsttheorie 103, 104.
Zur Theatergeschichte des 18. Jahrhunderts 107.
Zur Theatergeschichte des Don Carlos 148.
Der Monolog, dramaturgische Studie 142.

5. Naturwissenschaft, Technik, Geographie, Schilderungen.

Der Brooks'sche Komet und seine Wiederkehr im Jahre 1896 103.
*Die neue Yerkes-Sternwarte bei Chicago 140.
Die Himmelsphotographie und ihre Fortschritte 119.
*Röntgen'sche Strahlen 78, 81, 83.
*Observatorium auf dem Montblanc 115.
*Färbungen der Meere 90.
Das Wetter im Hochgebirge einst und jetzt 84.
*Verlauf der Witterung in Deutschland im Jahre 1895 82.
*Obere Windrichtung; mittlere Wolkenhöhe 101.
*Höhe des Vogelflugs 142.
*Geographische Fragen aus der Säugethierkunde 106.
*Pithekanthropus erectus Dubois 144.
*Nachbildung der Racenmerkmale des menschlichen Haares 92.
*Die Sprache des menschlichen Antlitzes 127.
*Ein neuer Soldatenmarsch 100.
Gehirn und Seele 137.
Noch einmal die Mechanik der Gedanken 89.
Die Bedeutung der Schilddrüse 149.
*Aerztinnen im griechischen Alterthum 121.
*Prähistorische Metallurgie des Kupfers 144.
*Internationale Gartenbauausstellung in Dresden 115.
Ein Atlas des alten Rom 130.
*Eine catalanische Weltkarte von ca. 1450 131.
*Das Gerücht von Frithjof Nansens Rückkehr 80, 91.

Digitized by Google

*Andrée's Ballon; Spitzbergen 77, 78, 99, 104, 126, 130, 132, 139, 146.
*Grönländische Expeditionen Rob. Peary's u. a. 144.
*Jeverland-Expedition unter Otto Nordenskjöld 81, 113.
*Belgische Südpolaexpedition 96, 142; norwegische 110; deutsche 113.
*Dieners Expedition in den Central-Himalaya 89.
*Sven Hedins asiat. Wüstenreise 128.
*Brasilianische Forschungsexpedition Dr. Herm. Meyers 87, 126, 131, 135.
*Charakteristik des Ural und des Kaukasus 106.
*Ueber die Seychellen 131.
*Die Insel Tristan da Cunha 108.
*Die Robinson-Insel 86.
Die Wilde Gerlas 114.
Die Schwefelgruben Sicilieus 132.
*Wiederbepflanzung der römischen Ruinen 98.

6. Sprach- und Volkskunde, Philosophie, Pädagogik.

Schriftsprache und Umgangssprache 100.
Die Sprachschulden der Deutschen 81, 82.
Die deutschen Sprachgrenzen in der Schweiz 115, 116.
*Die türkischen Inschriften von Orchon 82.
*„Folklore" 143.
*Ausgrabungen: ägyptische 82, 86; cyprische 118, 137; griechische 82, 94, 106, 113, 121, 123, 138, 142; römische 88, 89, 109, 119.
Alte Schuhe 78.
*Altbabylonische Gewichte 127.
*Gesichtsurnen aus hinterpommerschen Gräberfunden 82.
*Wikingerschiff, gefunden bei Frauenburg 98, 130.
*Ein verlassenes Bergwerk am Mitterberg 92.
*Alte Slavengräber bei Essek 100, 115.
Ueber Fortschritte auf dem Gebiete der Religionsgeschichte 107.
Der Cultus des Wassers und seine abergläubischen Gebräuche 138, 139.
*Der Regenbogen in der Auffassung der Völker 99.
*Das Wirthschaftsleben der Naturvölker 86.
Siedelung und Agrarwesen der Germanen 133.
Die Nibelungensage 108.
*Ueber den englischen Nationalcharakter 145.
*Olympische Spiele in Leipzig 79, 81, 85.
*Dr. Tetzners Forschungsreise nach Litauen 83.
*Lebendigbegraben der Fakire 124, 127.
*Eine Prophetin der Babis 106.
*Oeffentliche Vorleser in Japan 99.
*Die Völkerstämme der Todas und Kotas 137.
Mittelamerikanische Indianer 139.
*Unser Wissen von der Eskimo-Race 124.
Die Philosophie und die Wissenschaften 134.
Zur Geschichte der mittelalterlichen Philosophie 147.
Die Definition der Psychologie (nach Prof. Lipps) 125.
Eine deutsche Revue über das Unterrichtswesen des Auslandes 100.
*Ein sogen. Reformgymnasium 102.
*Mädchengymnasium zu Karlsruhe 99.
*Gegen den classischen Unterricht in Rußland 89.

7. Wissenschaftliche Anstalten, Gesellschaften, Versammlungen.

*Akademie der Wissenschaften in München 118, 137.
Historische Commission bei der Akademie 125, 127, 146.
*Geographische Gesellschaft in München 89, 112.
*Anthropologische Gesellschaft in München 124, 127.
*Juristische Gesellschaft in München 143.
*Germanisches Museum in Nürnberg 97.
*Orientalisches Münzcabinet in Jena 83.
*Sächsische Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig 92, 116.
*Fürstl. Jablonowskische Gesellschaft der Wissenschaften zu Leipzig 108.
*Deutsches Buchgewerbehaus in Leipzig 101.
*Akademie der Wissenschaften in Berlin 85, 93, 124, 133, 139, 146.
*Akademie der Künste in Berlin 103, 104.
*Gesellschaft für Erdkunde in Berlin 86, 106, 131.
*Gesellschaft f. Anthropologie, Ethnologie ec. in Berlin 92, 118, 137, 144.
*Verein für Volkskunde zu Berlin 93.
*Internat. Vereing. f. vergleich. Rechtswissenschaft in Berlin 113, 138.
*Gesellschaft für vergleich. Rechts- und Staatswissenschaft in Berlin 77.
*Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen 99.
*Wedekind'sche Preisstiftung in Göttingen 109.
*Vorlesungen für Damen in Göttingen 80.
*Gesellschaft für rheinische Geschichtskunde 91.
*Organisation der Denkmalpflege in Preußen 135, 147.
*Entwurf einer neuen medicinischen Prüfungsordnung 140.
*Monumenta Germaniae historica 94.
*Deutsches archäolog. Institut in Rom 107, 135; in Athen 133, 135.
*Verband der deutschen Akademien 136.
Das Collegiengeld an den Universitäten 120.
*Frauenstudium 77, 91.
*Deutsche Shakespeare-Gesellschaft 79, 95.
*Comenius-Gesellschaft 97, 124.
*Deutsche Gesellschaft für ethische Cultur 95.
*32. Versammlung rheinischer Schulmänner 83.
*VII. Allgemeiner deutscher Neuphilologentag in Hamburg 123.
*IV. Versammlung deutscher Historiker in Innsbruck 138.
*Hansische Geschichtsverein; Versammlung in Bremen 100, 122, 130.
*Versammlg. nordbayer. Anthropologen u. Prähistoriker in Nürnberg 130.
*Gesellsch. deutscher Naturforscher u. Aerzte 96; Versg. in Frankf. 80, 129.
*Deutsche zoologische Gesellschaft, Versammlung in Bonn 126.
*Versammlung von Delegirten der techn. Hochschulen in Eisenach 85, 86.
*X. Congreß der deutschen anatomischen Gesellschaft in Berlin 94.
*25. Chirurgen-Congreß in Berlin 78, 122.
*14. Congreß für innere Medicin zu Wiesbaden 84, 85, 87.
*Congreß deutscher Occultisten in Berlin 121.
*Akademie der Wissenschaften in Wien 78, 79, 95, 97, 122, 128, 130, 131.
*Volksthümliche Universitätsvorträge in Wien 130; für Damen 121.
*Geographische Gesellschaft in Wien 100, 142.
Zu den Universitätsreformen in Oesterreich 86.
*Oesterreichischer Verein für Bibliothekswesen 111.
*K. k. Archivrath in Oesterreich 93.
*Oesterreichisches Ehrenzeichen für Kunst und Wissenschaft 79, 89, 90.
Eine deutsche Universität in Brünn 81.
*Ungarische Akademie der Wissenschaften 116.
*Schweizerische Landesausstellung in Genf 103, 144.
*Congreß der Schweizer Geographen in Genf 122.
*Niederländische Universitäten 80.
*Société pour la reproduction des manuscrits in Leiden 81.
*Institut International de bibliographie in Brüssel 81; vgl. 111.
*Ashmole-Museum in Oxford 82.
*Académie des sciences in Paris 86; Acad. française 106, 120, 124.
*Fremde Studirende und fremde Aerzte in Frankreich 129.
*Geographische Gesellschaft in Petersburg 77, 120.
Von der Universität Jurjew 128.
*Internat. Taubstummenanstalt des Smithsonian-Instituts in Washington 81.
*III. internat. Congreß für Psychologie in München 92, 102, 104.
*Internationale Union z. Schutze des geist. Eigenthums in Paris 90, 93, 101.
*Internat. Verlegercongreß in Paris 88; Buchausstellung dabei 134.

II. Bücher (Karten u. dgl.) eingehend besprochen.

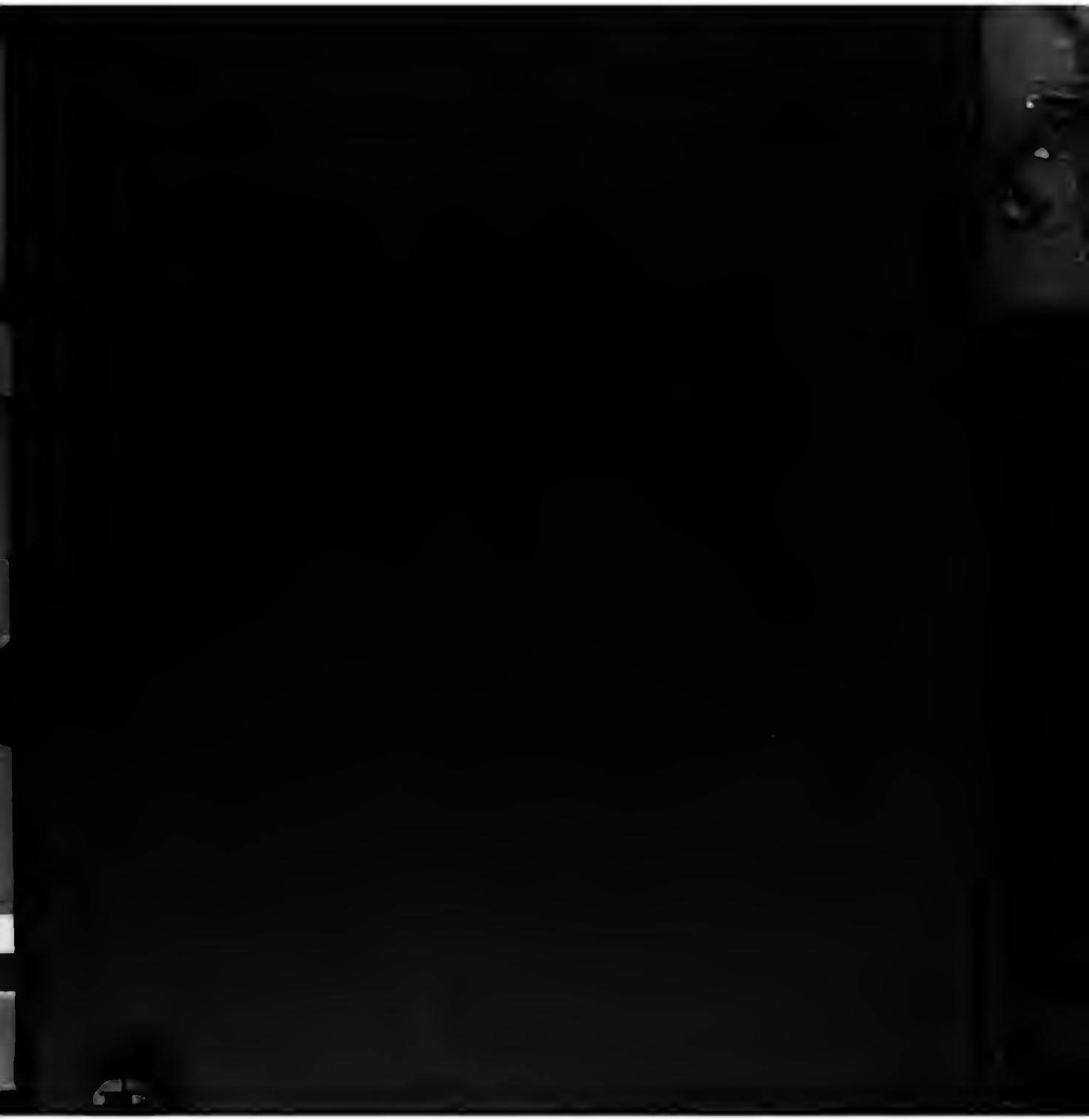
*Achelis, Th., Moderne Völkerkunde 103.
Agerius, A. und Regidius, N., Ueber die preußische Strafjustiz 118.
Arendt, C., Schloßburg Lützelburg 128.
*Arnold, H., Unter General von der Tann 142.
Der Assessorenparagraph und die Reform des preuß. Richterthums 118.
*Bauch, A., Barbara Harscherin, Hans Sachsens zweite Frau 112.
*Baumann, F. L., Die 12 Artikel der oberschwäbischen Bauern 120.
Baumbach, R., Aus der Jugendzeit 84.
Baumgaertner, A., Die Philosophie des Alanus der Insulis 147.
*Bertschen, A., Literar. Begegnungen; d. Musik im Spiegel zeitgen. Dicht. 121.
*Beidtel, J., Geschichte der österreichischen Staatsverwaltung 89.
Benger, O., Rumänien ein Land der Zukunft 149.
*Berg, L., Zwischen zwei Jahrhunderten 79.
*Biese, A., Lyrische Dichtung und neuere deutsche Lyriker 87.
Bourget, P., Une idylle tragique 149, *119.
Bouvier, B., Favre, E., Seitz, Th., Pages d'histoire 88.
*Brentano, F., Zur ehrechtlichen Frage in Oesterreich 90.
Buchenberger, Die Belastung der landwirthschaftreib. Bevölkerung 91.
*Carli, A. und Favaro, A., Bibliografia Galileiana 106.
*Claretie, J., La vie à Paris 109.
*Cordes, A., Die Reform der Schwurgerichte 88.
*Dalla Torre, K. W. v., Die volksth. Pflanzennamen in Tirol 122.
*Dehio, G., Ein Proportionsgesetz der antiken Baukunst 93.
*Denkschrift über die Reform der Volksschullehrerbildung 96.
Dickel, K., Ueber Beschränkung d. Anwärter d. höheren Justizdienstes 118.
Die geschichtliche Stellung und Aufgabe des Altkatholicismus 131.
*Ebner, A., Quellen u. Forschungen z. Gesch. des Missale Romanum 119.
Ebner-Eschenbach, M. v., Rittmeister Brand; Bertram Vogelweid 121.
*Elter, A., De Henrico Glareano geographo etc. 111.
*Endemann s. Garcis, Einführ. ins Studium des Bgl. Gesetzbuchs 117.
Erhebung über Verhältnisse im Handwerk 97.
*Erichson, A., L'origine de la conf. des péchés dite de Calvin 86.
Ertl, E., Miß Grant und andere Novellen; Liebesmärchen 84.
*España y Cuba 106.
Fischer, J. G., Mit achtzig Jahren 114.
Flechsig, P., Gehirn and Seele 137.
Fogazzaro, A., Schriften, besonders Il piccolo mondo antico 93, 99.
Fomitski, J., La transportation russe et anglaise 93.
Frapan, J., Querköpfe; Flügel auf 146.
Frauberger, H., Antike Fußbekleidungen aus Pompeji 78.
*Freydorff, v., Autorrecht und Rechtssystem 95.
Friedberg, E., Die künftige Gestaltung des deutschen Rechtsstudiums 118.
*Friedmann, A., Fundgraben 110.
*Frischauf, J., Steirische Sommerfrischen 100.
Fritz, Lehmann u. U. Schulze, Die alten Territorien des Elsaß 144.
*Gelléri, M., Ungarns Millennium 90.
*Gerneth (Kießling), Geschichte des k. b. 5. Infanterie-Regiments 121.
Geslet-Pusurewski, Der polnische Aufstand im Jahre 1863 141.
*Ginsberg, Bemerkungen zur Reform des Strafverfahrens 88.

Digitized by Google

*Glossy, K., Jahrbuch der Grillparzergesellschaft 93.
Gohre, P., Die evangelisch-soziale Bewegung 129.
*Goncourt, E., Journal des Goncourts 127.
Grauert, H., Zur deutschen Kaisersage 108.
*Greif, M., Gesammelte Werke 147.
Grenfell, B. P., Revenus lowe of Ptol.; Alex. erotic fragment 80.
*Grünwedel, A., Festschrift für Ad. Bastian 146.
*Haape, W., Ludwig und Friederike Robert 134.
Hanshofer, M., Moderne Socialismus 2c. 115.
*Hicke, W., u. Horetzka, A., Urkundenbuch der Stadt Aussig 146.
Hirzel, R., Der Dialog 96.
Hönig, F., Der Volkskrieg an der Loire Bd. III—IV 109, 110.
*Hugo, G., Souvenirs d'un matelot 107.
*Jacobowski, L., Anne-Marie 135.
Jaksch, A. v., Die Gurker Geschichtsquellen 148.
Jellinek, G., Die Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte 142, 143.
Jensen, W., Jenseits der Alpen 84.
Jentsch, K., Wandlungen; Lebenserinnerungen 131.
*Jerusalem, W., Die Psychologie im Dienste der Grammatik 85.
*Joachim, K., Deutsche Personennamen 126.
*Junker, C., Decimal Index 010 81.
Kampers, F., Kaiserprophetien und Kaisersagen im Mittelalter 108.
*Karten: Bayerische 133; Transvaal, Eritrea 80; Uebersicht 93.
Kerschbaumer, A., Ein Pilgerleben 109.
*Knapp, H., Das alte Nürnberger Criminalrecht 101.
*Knöpfler, A., Johann Adam Möhler 100.
Kozmian, St. v., Das Jahr 1863; Polen u. die europ. Diplomatie 141.
Kraus, F. X., Geschichte der christlichen Kunst 127.
*Krüger, F., Ist Philosophie ohne Psychologie möglich? 139.
La Mara, Briefe von u. an Franz Liszt 89, 90, 91, 92.
*Landgraf, J., Reichsgesetze betr. Binnenschiffahrt und Flößerei 117.
Lehmann, M., Friedrich d. Gr. u. d. Ursprung des 7-jähr. Krieges 92, 93, 94.
Lenbach, E., Abseits 146.
*Linde, Classikerausgaben der griechischen Philosophie 93.
*Lisco, H., Acten zu meiner Amtsentsetzung 98.
Lübke, H., Neugriechische Volks- und Liebeslieder 143.
*Lutteroti, C. v., Gedichte in Tiroler Dialekten 78.
Mahaffy, J. P., The empire of the Ptolemies 80.
Mark Twain, Humoristische Schriften, deutsche Ausgabe 105.
*Marriot, E., Seine Gottheit 98.
*Mayer, O., Deutsches Verwaltungsrecht 99.
Meinecke, F., Das Leben des Generalfeldmarschalls H. v. Boyen 129.
Meinecke, G., Kreolische und märkische Geschichten 84.
*Meisner, J., Krit. Bemerk. z. Schlußrevision d. Entw. d. Bgl. Gesetzb. 117.
Meitzen, A., Siedelung und Agrarwesen der Westgermanen 2c. 183.
*Memoria de Estadistica de la Republica de Guatemala 126.
*Meyers Reisebücher: Deutsche Alpen 135.
Mitchell, W. E., Quantity theory of the value of money 137.
Moller, M., Studien zum Don Carlos 148.
*Müller, H., Die Akademie der Künste in Berlin 104.
*Müller-Guttenbrunn, A., Deutsche Kulturbilder aus Ungarn 147.
Müntz, E., Histoire de l'art pendant la renaissance 133.
Musoni, F., Sulle condizioni etc. degli Slavi in Italia 136.
*Nai Choo, Siamesische Grammatik 142.
*Najmajer, M. v., Gurret-ül-Ens 105.
Nandé, A., Beiträge zur Entstehungsgeschichte des 7-jährig. Krieges 94.
*Neumann, M., Architektonische Betrachtungen e. deutsch. Baumeisters 107.
*Neumayr, M., Erdgeschichte, neu bearb. von V. Uhlig 87.
*Oehler, M., Die Schwurgerichte und Schöffengerichte 88.
*Ohnet, G., Inutile richesse 126.
*Ortloff, H., Füe oder toider die Berufung in Strafsachen 82.
*Ottmann, V., Streifzüge in Toscana 2c. 146.
*Ottmer, F., Das Adoptivkind und andere Novellen 129.
*Perfall, A. Frhr. v., Das verlorene Paradies 127.
Petri, J., Rothe Erde 145.
*Planck, J. W., Lehrbuch des deutschen Civilproceßrechtes 113.
Proelß, J., Bilderstürmer 119.
Prokesch v. Osten, Gf., Aus seinen Briefen 126.
Raabe, W., Gesammelte Erzählungen; Die Akten des Vogelsangs 113.
Raithel, H., Heerle und Hannle 146.
*Reber, J., Des Comenius Entwurf der Naturkunde 2c. 114.
*Reinhardstöttner, K. v., Forschgn. z. Cultur- u. Literaturgesch. Bayerns 121.
*Reuter, F., Die Erlanger Burschenschaft 1816—1838 133.
*Revue d'histoire et de littérature religieuse 103.
*Ridbeck, K., Geschichte des Essener Gymnasiums 86.
Ritter, E., Schriften über J. J. Rousseau 112.
*Roeper, A., Deutsche Schmiedearbeiten aus 5 Jahrhunderten 107.
*Rosegger, P., Steiermark 108.
Rümelin, G., Der elektrische Unterricht u. das Bürgerl. Gesetzb. 118.
Saffenay, Mg. de, Les derniers mois de Marat 87.
*Schiffer, E., Der Entwurf zur Reform des Strafverfahrens 88.
Schlöffer, R., Vom Hamburger Nationaltheater z. Gothaer Hofbühne 107.
Schneider, A., Das alte Rom; Entwicklung seines Grundrisses 2c. 130.
*Schneider, E., Württembergische Geschichte 81.
Schoenhof, J., A history of money and prices 137.
*Sepp, Neue hochwichtige Entdeckungen auf der 2. Palästinafahrt 89.
Servais, E., Mémoires 108.
Sievers, E. W., K. Johann; Shakespeare's 2. ma. Dramencyklus 85, 86.
*Simon, J., Quatre portraits 142.
*Sirius, P., Kennst du das Land? 144.
*Sinpecki, u., Die Reform des Strafprocesses 88.
Smither, J. G., Architectural remains, Anarádhepura, Ceylon 82.
*Spiegelberg, W., Arbeiter und Arbeiterbewegung im Pharaonenreich 114.
Spielhagen, F., Selbstgerecht 136.
*Springer, A., Handbuch der Kunstgeschichte 134.
Stiller, H., Das Trajaneum in Pergamon 88.
Stolzel, A., Schulung für die civilistische Praxis 118.
*Studnicka, F. J., Bis ans Ende der Welt 105.
Századunk névváltoztatásai 136.
*Theuriet, Fleur de Nice 119.
*Thudichum, J. L. W., Geist der Kochkunst 78.
*Bathinger, H., Kantstudien 152.
Boege, W., Rafael und Donatello 116.
*Bogüé M. de, Devant le siècle 109.
*Bollelt, J., Aesthetische Zeitfragen 83.
Bolz, Kriegführung und Politik Friedrichs d. Gr. 93.
Bagner, F., Friedrichs d. Gr. Beziehungen zu Frankreich 93.
*Bahle, R., Ueberblick über die Entwicklung der Philosophie 82.
Weeks, St. B., Southern Quakers and Slavery 85.
*Wertheimer, P., Gedichte 143.
Wichert, E., Anderer Leute Kinder 84.
*Wichner, J., Im Schreckenhause 117.
Wiede, G., Z. Gesch. der Preßrevolution des 16. u. 17. Jahrhund. 137.
Wildbrandt, A., Rothenburger 119; Hölderlin, Reatter* 140; Vater u. Sohn 146.
Wildenbruch, E. v., Claudia's Garten 146.
Wolff, E., Geschichte der deutschen Literatur in der Gegenwart 128.
*Württembergischer Verein für Handelsgeographie, Jahresberichte 136.
Wychgram, J., Deutsche Zeitschrift für ausländisches Unterrichtswesen 100.

III. Verfasser, soweit sie genannt.

Apostol, P. 124.
Arnold, H. 109, 110.
Bettelheim, A. 149, *123.
Blümner, H. 130.
Bock, F. 138.
Bohnenberger, K. 107.
Boll, F. *81, 96.
Bormann, W. 85, 86, *100.
Bremlau, L. 91.
Bulle, O. 98, 99.
Busse, L. *132.
Caetani-Lovatelli, Gfn. E. 138, 139.
Crusius, O. 80.
Ebers, G. 78.
Eister, R. 134.
Ettlinger, J. *127, 147.
Fabricius, E. 88.
Fabricy, J. u. 133.
Falckenberg, R. 95.
Felix, L. 117.
Fick, L. 106.
Fischer, E. *133.
Fritzsche, R. 97.
Fuggee, E. 114.
Garleb, E. 115.
Gebhardt, B. 129.
Geiger, L. 104, 129.
Gelant, R. 87.
Glünther, S. *103, 105, 106, 114.
Häußner, J. 108.
Heigel, K. Th. 130.
Heine, G. 141.
Heine, L. 89, 137.
Held, G. 88.
Hertling, G. Frhr. v. 147.
Hesse-Wartegg, E. v. 94.
Heydenreich, E. 145.
Hnatek, A. 103, 119.
Hümmerich, F. 83.
Jansen, A. 112.
Jedermann, R. 144.
Kellen, T. 144.
Kilian, E. 107, 148.
Kleinpaul, R. 81, 82.
Klemm, L. 82.
Kuhtrausch, R. 142.
Krones, F. v. 148.
Krüger, F. 132.
Krüger, G. 111.
Kruskopf, H. 135.
Kulpe, O. 103, 104.
Landsberg, E. 115.
Lauser, W. 78.
Lenz, A. 93.
Lindner, Th. 122.
Loserth, J. 105.
Loy, W. 137.
Marcks, E. 92, 93, 94.
Mayr, G. v. 96, *126, 152.
Menghius, M. C. 115, 116.
Meyer, H. E. 133.
Neckee, M. 109.
Nestle, E. *116, 123.
Nicolodoni, A. 110, 111.
Oberhummer, E. *82.
Onden, W. 78.
Petzet, Ch. 141.
Pfisjee, G. 95.
Planck, O. 132.
Ratzel, F. 131.
Reitelen, H. 134, 135
Rueprecht, Ch. 106.
Sauder, F. 100.
Sarper, K. 139.
Schiber, F v. 147.
Schmidkunz, H. 90.
Schmidt, C. 84, 123.
Schönfeld, H. 85.
Schricker, A. *133.
Schuchardt, H. 101.
Schalenburg, Gf. v. d. 100.
Schwedeler-Meyer, E. 79.
Spectator 77, 101, 125.
Stamper, G. 145.
Steinmann, E. 146.
Stieve, F. 131.
Streiter, R. 121, 122.
Sojatowski, W. v. 79.
Thimme, F. 99.
Trötscher, J. *148.
Varnhagen, H. 140.
Weber, P. 127.
Weber, Th. 148.
Weese, A. 116.
Werner, K. 81.
Weyman, K. *100, 119.
Zahn, J. v. 87.
Zutter, M. 102, 138.



Digitized by Google